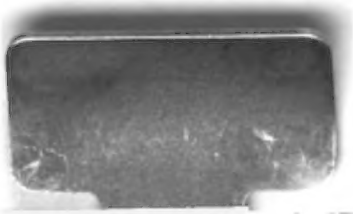
Digitized by Google

Morgenblatt

4° Per.

15 (1823
2
Juli - Dez. = 17,2



Digitized by Google

<36603931870010

<36603931870010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebzehnter Jahrgang.

1823.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erlischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Neueste Nachrichten aus Jerusalem. A. d. Engl. 157. 158.
Auszüge aus den Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen. Fortsetz. 161. 162. 164. 165. 168. 170.

Natur-Geschichte.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere. Von Fr. Th. von Schubert. Fortsetz. 156. 158.
Die Erde. Von Fr. Th. von Schubert. 166. 167. 169. 170.
Der Mond. Von Fr. Th. von Schubert. 173. 174. 177. 178. 179. 182.
Ausbrüten der Eyer durch Dämpfe. 171.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Eremiten im Gefängniß. A. d. Fr. 156. 157. 162. 163. 166. 167 168.
Industrie und Erfindungen. 156.
Ehrenrettung. 159.
Miscellen aus England. 164. 171. 174. 179.
Gesang als Bildungsmittel. 165.
Geistreiches Impromptu. 166.
Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel, von Börne. 172. 173.
Aus Paris. Das Gastmal der Spieler. Börne. 175. 176.
Dampfschiffe. 178.
Was Hauslehrer thun und nicht thun sollen. Von Prof. Hanhardt. 180. 181.

Erzählungen.

Wie man sich in Persien emporhebt. London Magazine. 159. 160. 163. 164.
Die Kranche des Ibykus. Börne. 161.
Noch ein Bruchstück aus Walter Scotts neuem Roman Quentin Durward. 171. 172. 174. 175. 176. 177. 178. 180. 181.
Afrikanischer Parvenu. A. d. Engl. 182.

Gedichte.

Lose der Liebe. Voß. 157. 162.
Persische Fabeln. Fr. Rückert. 160. 165. 167. 175. 176. 181.
Charade. Strumpfband. 160.
Deutscher Meistergesang. A. Henne von Sargans. 163.
Charade. Trauerweide. 166.
Sonnet. Schnarcl. 169.
Minnelied nach altschwäbischer Art. Von A. Henne. 172.
Charade. Nestvöckchen. 172.
Die Spanierin. Nach Byrons Childe Harald. Von Rio. 179.
Nachtlied. 182.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Berlin. Spektakel. 160. 165. 166. 169. 172. 175. 180. — Bern. 167. 168. — Dresden. 174. — Genf. 164. — Leipzig. 170. 171. 177. — London. 173. 176. 178. 179. — Metz. 163. — München. 161. 162. — Paris. 158. 159. — Petersburg. 181. — Speyer. 182. — Wien. 156. 157.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Römische Ausgrabungen. (Beschluß.) Von Gerhard. — Die Sixtinische Madonna, copirt durch Jacob Schlesinger.

Nro. 54.

Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen, correspondirendem Mitgliede der königlich bayerschen Akademie der Wissenschaften. — Die Sixtinische Madonna, copirt durch Jacob Schlesinger. (Beschluß.) — Rom, den 13. Juni 1823.

Nro. 55.

Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck. (Fortsetzung.) — Zwey Schildbuckel der Vorzeit. Von Büsching.

Nro. 56.

Kunstnachrichten aus Paris. — Kunstliteratur. Ueber Hubert und Johann van Eyck. (Beschluß.) — Paris, den 17. Juni.

Nro. 57.

Kunstnachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Römische Alterthümer in Salzburg. Von Fr. S. K.

Nro. 58.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. — Römische Alterthümer in Salzburg. (Beschluß.) — Subscriptions-Anzeige.

Nro. 59.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. (Fortsetzung.) — Etwas in Antwort des Aufsatzes über Hanns Holbein, im Kunstblatte 1823. Nr. 31 bis 34. Von Peter Vischer. — Warnung. Von Dr. C. L. Goldschmidt.

Nro. 60.

Der Florentinische Maler Buonamico Buffalmacco. (Beschluß.) Von Adrian. — Kunstliteratur. Vorlagen für Landschaftzeichner. München 1823. Im Verlage der lithographischen Kunstanstalt an der Feyertagsschule. Von Speth. — Aus Leipzig im Juni.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. Histoire de la Peinture en Italie. Par M. Beyle. 2 Vol. 8. Paris, chez Mongie. 1823. Von Eugen A.

Literatur-Blatt.

Nro. 52.

Unterhaltungs-Literatur. Meister Fuchs; oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau. Allerneuestes Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Kater- und Bocksprünge von Adolph v. Schaden. — Dichtkunst. Gedichte von L. Paulsen. Erster Band. — Länderkunde. Die Schweiz. Nach Depping, Picot, Lutz und den neuesten Quellen überhaupt bearbeitet; mit 16 Kupfern. 3 Theile.

Nro. 53.

Dramatische Dichtkunst. Sulla. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Kestner. — Topographie. A. W. Grieseis Gemälde von Prag. — Dichtkunst. Merzblumen, eine Gabe der Freundschaft. De lenero cingite flore caput. Ovid. fast. III. 254. Von J. H. von Wessenberg.

Nro. 54.

Dramatische Dichtkunst. Karl Reinhold. Tragödie in 5 Akten. Nach einer noch ungedruckten Novelle von Maria Kopfside. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom April 1823.

Nro. 55.

Dichtkunst. Haine von J. M. Edlit. Professor im K. Erz. Inst. für Studierende in München. — Zeitgeschichte. An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc. — Authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'connor, Nonne des Klosters New-Hall bey Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Sache im Umlauf waren. Von Dr. Johann Badeley, Protestant. Arzt im genannten Kloster. — Staatswissenschaften. Les Cabinets et les peuples, depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Paris, vom Mai 1823.

Nro. 56.

Geschichte. Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraume von achtzehn Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. Von dem Grafen von Las Cases. Aus dem Französischen übersezt. Siebenter Band. — Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

Nro. 57.

Dramatische Dichtkunst. Der Sylvesterabend, ein Trauerspiel in zwey Aufzügen von Karl Panse. — Topographie. Alterthümlichkeit der Residenz Darmstadt, nebst einem Anhange für Reisende in die Bergstraße und den Odenwald. Von Heinrich Zschokke. — Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens. (Beschluß)

Nro. 58.

Reise-Literatur. Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz (1791.) Ouvrage de Louis XVIII., Roi de France. — Periodische Literatur. Vorzeit und Gegenwart. — Bade-Literatur. Die Insel Norderney und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. F. W. v. Halem. Mit 3 Kupfern. — Bock.

Nro. 59.

Unterhaltungs-Literatur. Federstiche von Martin Usnow. Erste Sendung. — Sprachkunde. Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet von Friedrich Schmitthenner. — Dramatische Dichtkunst. Eugenie oder die falsche Ehe. Schauspiel in fünf Aufzügen nach Beaumarchais neu bearbeitet von C. Ph. Bonafont.

Nro. 60.

Geschichte. Denkwürdigkeiten aus dem Leben frommer Personen der Vorwelt, deren Namen im Kalender stehen. Von M. J. S. Grohe. — Erbauungs-Literatur. Hausaltar, oder Morgen- und Abendgebete auf alle Tage des Jahres von M. Georg Hieronymus Rosenmüller. Vier Bände in gr. 8. — Mitgabe für das ganze Leben, am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. — Archäologie. Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. — Unterhaltungs-Literatur. Novellen von Luise Brachmann.

Digitized by Google

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen.

Proben mauriſcher Diplomatie aus Condes Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien. 184. 185. 191. 192.
Napoleon zu Erfurth und zu Mainz. Mitgetheilt von Dr. Dorow. 197. 198. 199.
Jane Grey. 204.

Länder- und Völkerkunde.

Bruchſtücke aus Kapitän Hodgſons Reiſe zu den Quellen des Jumna in dem Himelaya-Gebirge. A. d. Engl. 183.
Die Fantees zu Annamaboo auf der Goldküſte. A. d. Engl. des Kapitän Adams. 190. 191. 194. 208.
Bruchſtück aus einer Reiſe von Madrid nach Sevilla. A. d. Engl. 195. 196. 198. 201. 202. 203. 206. 207.

Erzählungen.

Die Prinzeſſin mit den Roſen und der Kater mit den Dornen, ein Mährchen. A. d. Däniſchen. 184. 185. 186. 188. 189. 190. 192. 193.
Liſt eines Wahnſinnigen. A. d. Engl. 193.
Das Gefängniß von New-York. Aus Herrn Jay Eremiten im Gefängniß. 195. 196. 197. 200. 201. 204. 205. 206. 207. 208.

Natur-Geſchichte.

Der Mond. Von Fr. Th. Schubert. 183. 186. 187. 188. 189.
Feuerſpeyender Berg auf Island. 184.
Einfluß der Kälte auf die Magnetnadel. 191.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Kunſt in drey Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden. 199.
Aus Paris. 203. 204. 205. 206.
Allerley. 205. 206.
Der weibliche Matroſe. 208.

Gedichte.

Charade. Freygeiſt. 184.
Bürgerkrieg. L. E. Kehr. 185.
Nachtphantaſie. Z. R. 187.
Charade. Drinach. Adrian. 190.
Beym Hinſcheid einer kränkelnden Mutter und Gattin. 189.
Die Raupe und der Schmetterling. J. R. Wyß. 194.
Räthſel. Tag und Nacht. 196.
Deutſchlands Frauen. Von Buchner. 200.
Der Knabe. Guſtav Hohlbach. 202.
Charade. Schadenfreude. 102.
Charade. Purpur. 108.

Korreſpondenz.

Berlin. 183. 187. 188. 189. 195. 200. 205. 206. — Dresden. 207. — Drinach. 190. — London. 184. 203. 204. — Leipzig. 185. 186. 187. — Metz. 193. 194. — München. 194. 195. — Paris. 191. 192. 198. 201. 202. 208. Wien. 196. 197. 199. 200.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. Histoire de la Peinture en Italie. Par M. Beyle. 2 Vol. 8. Paris, chez Mongie. 1823. Von Eugen A.

Nro. 62.

Ausstellung der französischen Akademie in Rom. — Ueber die Wandgemälde des Mittelalters. Von Stieglitz. — Kunstnachrichten aus Carlsruhe. — Von der Italienischen Gränze.

Nro. 63.

Ueber eine kürzlich auf Corfu entdeckte Tempelruine. Von v. Brönsted. — Gemälde, von Joseph C. Vogels. Von Speth. — Rom.

Nro. 64.

Die Rückkehr von der Abendandacht. Neuestes Landschaftsgemälde von G. Steinkopf. — Vom Rhein. Juli. Von J. Schlesinger. — Neue Kupferstiche.

Nro. 65.

Ueber das Fugger'sche Kunstdenkmal im Garten des Banquier von Schäzler zu Augsburg. Von J. A. Adam. — Ueber die Paulskirche von Rom. — Neue Kupferstiche. — Neapel, den 10. Juni 1823.

Nro. 66.

Ueber die Ausstellung in Berlin von Amalie von Helwig, geb. Freyinn von Imhoff. (Fortsetzung.) — Kunstnachrichten aus London. Von Adrian. — Stuttgart. — Anfrage.

Nro. 67.

Ueber die Ausstellung in Berlin. (Fortsetzung.) — Alterthümer. Von Dr. Dorow. — Kunstnachrichten aus London. Von Adrian. — Florenz.

Nro. 68.

Ueber die Ausstellung in Berlin. (Beschluß.) — Kunstnachrichten aus Paris. — Aus London.

Nro. 69.

Malerey in Lyon. Von Schorn. — **Kunstliteratur.** Ueber die Kunst- und Industrie-Ausstellung für das Großherzogthum Baden von 1823 zu Carlsruhe. Von Carl Mehrlich. 1823. 8. — Kunstnachrichten aus England.

Literatur-Blatt.

Nro. 61.

Jugend-Literatur. Der kleine Freyschütz. Ein Singspiel in drey Aufzügen, nach Kind's „Freyschütz" und mit Rücksicht auf C. M. v. Webers Composition für die Jugend bearbeitet von Moritz Thieme. — **Schul-Literatur.** Hülfsbuch der deutschen Stylübungen für die Schüler der mittleren und höheren Klassen ꝛc. von Ch. F. Falkmann.

Nro. 62.

Gewerbkunde. Beantwortung und Widerlegung der von Herrn Professor Christoph Bernoulli im Druck und zu öffentlichem Verkauf herausgegebenen Schrift: Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie, mit besonderer Hinsicht auf Basel, von Joh. Jakob Best. — **Unterhaltungs-Literatur.** Calthorpe oder gesunkenes Glück, ein Roman. Frey nach dem Englischen des Verf. der Lollharden von Georg Lotz. — **Dramatische Dichtkunst.** Dramatische Spiele von Pius Alexander Wolff. Erster Band. Pflicht um Pflicht. Preziosa. Cäsario. Adele von Budoy. — **Dichtkunst.** Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller dédiés au Roi Frédéric-Guillaume III par C. Bonafont.

Nro. 63.

Dichtkunst. Gedichte von J. C. Stolberg. — **Rechtswissenschaft.** 1. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen C. F. Griesinger von Dr. Karl Ernst Schmid. 2. Schriftstellerey, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beym Bundestage. Vom Prof. Krug in Leipzig. — **Jugend-Literatur.** Altes verjüngt. Der Jugend gewidmet von Karl Lappe. Erster Theil. Die Insel Felsenburg. Mit einem Plan der Insel. — Jury.

Nro. 64.

Unterhaltungs-Literatur. Anecdotes, Biographical Sketches, and Memoirs; collected by Lætitia Matilda Hawkins. Vol. 1. — **Reise-Literatur.** Tagebücher aus Venedig. Von M. Frhr. von Freyberg. — **Dichtkunst.** Merope. Trauerspiel in fünf Akten von Victor Alfieri. Metrisch übersezt von F. L. Gr. W. — Quadratur des Kreises.

Nro. 65.

Dichtkunst. Loves of the Angels (Liebe der Engel.) A Poem. By Thomas Moore. Heaven and Earth (Himmel und Erde.) A Mystery. By Lord Byron. — **Unterhaltungs-Literatur.** Quentin Durward. By the Author of Waverley, etc. 3 Vols. — **Vermischte Schriften.** Der Herr und seine Apostel, in bildlichen Darstellungen von J. P. von Langer, mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg.

Nro. 66.

Physische Geographie. Umriß eines Elementar-Lehrcursus der physischen Geographie, für den Unterricht in diesem Theile der Naturgeschichte von J. B. F. Lamouroux. Aus dem Französischen übersezt von Professor Dr. le Bret. — **Unterhaltungs-Literatur.** Amelie ou le Manuscrit de Therese de L. par Madame Martinetti. — **Dichtkunst.** Poetische Betrachtungen von Alphons de Lamartine. Aus dem Französischen übersezt von J. B. Schaul.

Nro. 67.

Geschichte. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Erstes Heft. Mit einer Höhenkarte. — **Anthropologie.** Die Anthropologie als Wissenschaft. Von Joseph Hillebrand.

Nro. 68.

Alterthumskunde. Sulli dodici Obelischi Egizj che adornano la citta' di Roma. Ragionamento di Giov. Battista Cipriani, corredato di quattordici tavole etc. — **Sprachenkunde.** Diccionario de las Lenguas Española y Alemana. Por el Baron D. Tereso Sockendorff etc. Tomo 1. A — E. — **Unterhaltungs-Literatur.** Die Gräfin von Fargy. Ein Roman nach dem Französischen der Frau von Souza, Verf. der Adele von Senange von K. L. Methusalem Müller. Zwey Theile. — **Dramatische Dichtkunst.** Die beyden Bräute. Trauerspiel in fünf Akten, von Julius Körner.

Nro. 69.

Geschichte. Aelteste Geschichte von Tegernsee aus den Quellen bearbeitet von Max Freyherrn von Freyberg. — **Naturgeschichte.** Die Wunder des Mikroscops oder Darstellung der Weisheit des Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen für Freunde des Wissens. Mit 9 Kupfern. — **Dichtkunst.** Dichtungen von A. E. Lindenhan.

Digitized by Google

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen.

Memoiren eines in Spanien gefangenen franz. Offiziers. A. d. Fr. 209. 210. 214. 215. 216. 221. 222. 223. 224.
Ueber des russischen Großfürsten Paul Jugendjahre. 217. 221.

Länder- und Völkerkunde.

Fantees zu Anamaboo auf der Goldküste. 209. 210. 211.
Allerley aus Spanien. 230. 231. 234.

Erzählungen.

Twm John Catty, der Rob Roy von Wales. A. d. Engl. 212. 213. 228. 229. 230.
Bruchstück aus der Vorrede der noch nicht übersetzten Tausend und eine Nacht, nebst einigen Mährchen und Erzählungen. 227. 228. 229. 230. 233.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der hundertjährige Tanz. A. d. Engl. 211.
Die Ersteigung der höchsten Gebirge. 212. 213. 214.
Das böhmische Museum. 215. 216. 217.
Die Ceremonien des Conclave. 218. 219. 220. 221. 226. 227.
Aus Paris. Englisches Speise-Haus. 220.
Erfahrungen über das Einspritzen von Arzney-Mitteln in den Blutadern. A. d. Franz. 222. 223. 224.
Aelteres, beynahe Veraltetes. Goethe. 230. 234.
Aus Paris. Französische Sprache. 231. 232. 233.
Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucher-Glocke. (Mit einer Abbildung im Steindruck.) 232. 233. 234.

Gedichte.

Diagoras und die Spinne. J. R. Wyß. 209.
An die Vergangenheit. Daisenberger. 212.
Charade. M. Holdselig. 214.
Das Schwanenlied. 215.
Der Sturm an der Ostsee. Meinhold. 217. 218. 219.
Des Spaniers Lebewohl. L. Starklof. 220.
Logogriph von Eccard. Elias und Elisa. 220.
Proben aus den zunächst erscheinenden „Stimmen des russischen Volks," von P. v. Goethe. 223. 224. 232.
Am 28. August. Zu Goethes Geburtstag. 225.
Charade. Freyschütz. 226.
Die Mainottenwittwe. W. Müller. 227.
Eins und Alles. Goethe. 229.
Charade. Rosenperle. 232.

Korrespondenz.

Berlin. 210. 212. 232. — Dresden. 220. — Hamburg. 223. 226. 227. — Kopenhagen. 215. 216. — Karlsruhe. 224. — Leipzig. 211. 213. — München. 230. 231. — Neapel. 221. 222. — Paris. 209. 214. 217. 218. — Aus der Schweiz. 219. — Wien. 233.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Kunstnachrichten aus Paris. August 1823. — Kunstausstellung in Breslau. — Aus London.

Nro. 71.

Kunstausstellung in Breslau. (Beschluß.) — Berlin; Juli. Von Ernst Woltemar. — Gemälde-Sammlung in Königsberg in Preußen.

Nro. 72.

Kunstliteratur. Die schönsten Ueberbleibsel griechischer Ornamente der Glyptik, Plastik und Malerey. Gesammelt, gezeichnet und herausgegeben von L. v. Klenze. — Architectonische Verzierungen für Künstler und Handwerker. Herausgegeben von Heinrich Hübsch. Erstes Heft, mit einem Bogen erklärenden Text und sechs lithographirten Blättern. — Gemälde-Sammlung in Königsberg in Preußen. (Beschluß.) — Das Verhör der Königin im Hause der Pairs. Gemälde von Georg Hayter. Von Adrian. — Anerbieten.

Nro. 73.

Das Parthenon auf Calton Hill in Schottland. Von Adrian. — Kunstgeschichte. Die Korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod. Beschrieben und erläutert von Friedrich Adelung, Kais. Russischem Staatsrath ꝛc. Mit 1 Kupfer und 8 Tafeln in Steindruck. — Alter Kelch zu Danzig. Von Büsching. — Der Artus- oder Junker-Hof zu Danzig. Von Büsching.

Nro. 74.

Ueber die Bildhauerey in Rom. — Bilder des Thor oder Tir. Von Büsching. — Kunstnachrichten aus London. Von Adrian.

Nro. 75.

Ueber die Bildhauerey in Rom. (Beschluß.) — Aus Straßburg. Sept. (Aus einem Briefe.)

Nro. 76.

Kunstnachrichten aus Paris. August 1823. Lithographie. — Aus Straßburg. Sept. (Aus einem Briefe.) (Beschluß.) Von Schweighäuser. — Sanct Christoph. Gemälde in der königlichen Bibliothek zu Metz. — Allegorisches Gemälde in der Pfarrkirche zu Kolberg. Von Büsching.

Nro. 77.

Jacques Callot. Von Eugen A. — Sanct Christoph. Gemälde in der königlichen Bibliothek zu Metz. (Beschluß.)

Nro. 78.

Der Bau der Domkirche zu Florenz, nach Vasari's Lebensbeschreibungen des Arnolfo di Lapo und Filippo Brunelleschi. — Aus Metz.

Literatur-Blatt.

Nro. 70.

Unterhaltungs-Literatur. Der Renegat. Aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt in das Deutsche übergetragen von Theodor Hell. Erster Band. — Dichtkunst. Ländliche Gedichte von J. J. Rüttinger in Wildhaus im Obertoggenburg. Erstes Bändchen. — Gedichte von August Hagen. — Die Besseren: Die Erdschaft. Grabrede. — Die Schlechten: Der Betrogene. Der schlechte Wirth. Der Verläumder. — Vergleichende Kritik.

Nro. 71.

Lebensbeschreibung. Ulrich von Hutten nach seinem Leben, seinem Karakter und seinen Schriften geschildert von C. J. Wagenseil. Mit Huttens Bildniß. — Unterhaltungs-Literatur. Schottische Erzählungen von Allan Cunningham, aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 1ster Th. — Biographie. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses F. L. Zacharias Werners. Zwey Theile. Mit einem Kupfer, vier Stemdrücken und Musik.

Nro. 72.

Biographie. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. (Fortsetzung.) — Dramatische Dichtkunst. Die Entsagung. Schauspiel in drey Aufzügen.

Nro. 73.

Goethe's Faust in einer französischen Uebersetzung. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom Mai und Junius 1823.

Nro. 74.

Biographie. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. (Beschluß.)

Nro. 75.

Reisebeschreibungen. Tagebuch meiner Wanderungen durch die Schweiz, von Starklof. — Literarische Nachrichten aus England. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom Mai und Junius 1823. (Beschluß.) — Bitte. Von Müllner.

Nro. 76.

Die Wahl des wissenschaftliche Bildung heischenden Berufes. (Im Auszuge einer Gymnasialschrift des Professors Emanuel Linder in Basel. 1823.) — Unterhaltungs-Literatur. Bunte Reihe. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von Julius Briefen. Erster Band. — Nöthige Erörterung. — Rechtfertigung.

Nro. 77.

Geschichte. Albrecht der Bär, Eroberer oder Erbe der Mark Brandenburg? Eine historisch-kritische Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Löbell über den Ursprung der Mark Brandenburg, von Valentin Heinrich Schmidt. — Dramatische Dichtkunst. Petrarca. Dramatisches Gedicht in drey Aufzügen von Ludwig Halirsch. — Dichtkunst. Poetische Versuche von Amalie Louise.

Nro. 78.

Periodische Literatur. Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Erstes Stück. — Dichtkunst. Neueste Gedichte von Karl Baldamus. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, im Junius 1823.

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Allerley aus Spanien. 235. 236. 240. 243. 244. 245. 246.
Verbesserung des Zustandes der Sklaven in Westindien. 255.
Gesetzes-Ordnung in Otaheiti. 257.

Biographie.

General St. Martin. A. d. Sp. 247. 248. 249. 250.

Naturgeschichte.

Der Rennthirsch war kein Einwohner der Pyrenäen. 251.
Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen. A. d. Engl. 252. 253. 258. 259. 260.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Zusatz zu Heyne's Leben, seinen Ruf als Oberbibliothekar nach Dresden betreffend. 235. 236.
Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocke. 237. 238. 239. 241. 242.
Altes beynahe Veraltetes. 239. 240. 241.
Altes Wissen neues Leben. Börne. 245. 246. 248. 249.
Der weibliche Redner. 250.
Merkwürdige Feldpredigt. 252.
Belustigungen aus der deutschen Lit. Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von Wilhelm Müller. 256. 257.
Aus Paris. Die Anschlag-Zettel. Börne. 258. 259.
Verordnung der Wollenstoffe in Frankreich. 261.

Erzählungen.

Das heilige Abendmahl im Felde. A. d. Engl. 239. 240.
Noch nicht übersezte Mährchen aus Tausend und eine Nacht. 236. 237. 238. 239. 241. 242. 243. 244. 247.
Der Oberst auf halbem Sold in Paris. A. d. Fr. 251. 252. 253. 254.
Die Titelprobe. Ernst Woldemar. 260. 261.

Gedichte.

Proben aus den nächst zu erscheinenden Stimmen des russischen Volks. 236. 244. 246.
Der Minnegesang in der Schweiz. J. R. Wyß. 238.
Nacht. Ein Fragment. Starklof. 241.
Räthsel. Traumbild. 244.
Alte Liebe rostet nicht. 248.
Die schönste Aussicht. J. R. Wyß. 250.
Charade. M. Sauerbrunnen. 250.
Die Erdbeere. Aus dem Magyarischen des Michael Csokonai. 235.
Die arme Suse. Eben so. 255.
Logogryph. Kleid. Leid. Eid. 256.
An meinen Freund. 258.
Zeichen treuer Liebe. 259.

Korrespondenz.

Berlin. 241. 249. 254. 255. 256. — Cassel. 242. 243. —

Dresden. 245. — Italien. 246. 247. 248. 250. — London. 236. 237. 238. 253. 257. 258. 259. — Neapel. 243. 244. — Paris. 239. 240. 251. 252. — Wien. 235. 260. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Der Bau der Domkirche zu Florenz, nach Vasari's Lebensbeschreibungen des Arnolfo di Lapo und Filippo Brunelleschi. (Beschluß.)

Nro. 80.

Rom. August 1823. Ausgrabungen. Malerey. — Zweyter Nachtrag zu dem Aufsatze Hans Holbein ꝛc. im Kunstblatte 1823. Nr. 31 f. und 48. — Kunstnachrichten aus Frankreich. Von Eugen A. — Madrid.

Nro. 81.

Jean Cousin. — St. Dié (Vosges) den 14ten Sept. 1823. — Dießjährige Kunstausstellung in Altona. — Paris.

Nro. 82.

Neapel, im Juni 1823. (Durch den Verfasser der Nachricht aus Neapel in N. 65. eingesandt.) — Alterthümer in den Vogesen. Von Dr. Schweighäuser. (Fortsetzung.) — Paris.

Nro. 83.

Dießjährige Kunstausstellung der Königl. Akademie zu London. — Alterthümer in den Vogesen. (Beschluß.)

Nro. 84.

Nachrichten aus Paris. Malerey. Kupferstecherey. — Dießjährige Kunstausstellung der Königl. Akademie zu London. (Fortsetzung.) — Ueber die Mauerschrift an der heil. Leichnams-Kirche zu Elbing. Von Wernich.

Nro. 85.

Neapel, den 9. September 1823 — Nachrichten aus Paris. Lithographie. (Beschluß.) — Dießjährige Kunstausstellung der Königl. Akademie zu London. (Beschluß.)

Nro. 86.

Ueber die dießjährige Kunstausstellung in München. An Herrn v. E. Erster Brief. — Neapel, den 9. September 1823. (Beschluß.) — Stempelschneidekunst.

Nro. 87.

Ueber die dießjährige Kunstausstellung in München. Zweyter Brief. — Zur Kunstgeschichte. — Paris.

Literatur-Blatt.

Nro. 79.

Medicina forensis. Die gerichtlich-medicinischen Gutachten in dem Criminalprocesse gegen den Kaufmann Zonk zu Cöln. — Militär-Literatur. Entwurf einer Kriegs-Verfassung für die Staaten des deutschen Bundes zunächst in Beziehung auf Würtemberg dargestellt und den deutschen Ständeversammlungen gewidmet von Th***.

Nro. 80.

Vermischte Schriften. Asia Polyglotta, von Julius Klaproth. Begleitet von einem Sprach-Atlas. Mit einer wohlgelungenen Karte von Asien. — Geschichte. Memoires d'un officier français prisonnier en Espagne. Par un officier de la garde royale. — Chronologismen der neuesten europäischen Staatengeschichte der ersten beyden Dezennien des XIX. Jahrhunderts. Nebst einer publicistischen Uebersicht der in Europa gegenwärtig bestehenden Regentenhäuser, ihre Abstammung und Besitzungen, in Tabellen, von Joseph Max Freyherrn von Lichtenstein. — Dichtkunst. Liederkränze von Julius von der Heyden. Erste Kranzlieder aus dem Zeitraume der Schmach.

Nro. 81.

Dichtkunst. Christian Daniel Erhards, K. S. Oberhofgerichtsr. nachgelassene Gedichte. Ein Vermächtniß für Erhards Freunde und Verehrer nebst dessen Bildnisse und biographischer Skizze, herausgegeben von D. C. G. F. Friederici.

Nro. 82.

Physikalische Vorwelt. Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. Vom Grafen Caspar Sternberg. Drittes Heft.

Nro. 83.

Unterhaltungs-Literatur. Phaethon von F. W. Waiblinger. Zwey Theile. — Dichtkunst. Lieder der Griechen. Von F. W. Waiblinger. — Alterthumskunde. Etymologisch-mythologische Andeutungen von Konrad Schwenk, nebst einem Anhange von Professor Fr. Gottl. Welker.

Nro. 84.

Periodische Literatur. Zeitschrift für Studierende. Herausgegeben von K. F. Louse und J. M. Waldhauser. 1s Heft. — Dramatische Dichtkunst. Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Karl von Holtei. Zweyter Jahrgang. 1823. — Leonidas bey Thermopylä, dramatisches Gedicht in vier Aufzügen, und Todtenfeyer für Leonidas, in einem Aufzuge von Karl von Toussaint.

Nro. 85.

Periodische Literatur. Indische Bibliothek von A. W. Schlegel. 1sten Bds. 4tes Hft. — Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Julius 1823.

Nro. 86.

Dramatische Dichtkunst. König Periander und sein Haus. Ein Trauerspiel von Karl Immermann. — Unterhaltungs-Literatur. Die Spende, eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen, Anekdoten, Bemerkungen u. s. w. Mit einer Vorrede von Dr. Börne. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. — L'expiation.

Nro. 87.

Unterhaltungs-Literatur. Die verhängnißvolle Nacht, u. s. w. Der Jäger. Die Zweifterin. Drey Originalromane von Adolph von Schaden. Neue Ausgabe. — Schulliteratur. Das Erste und Nöthigste einer jeden Elementar-Classe, in Hinsicht auf Religion und Verstandesbildung. In Lectionen vertheilt und sokratisch bearbeitet von Carl Philipp Stauffenau. — Dichtkunst. Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz durch A. L. Follen. — Dramatische Dichtkunst. Der Sieg des Glaubens, ein romantisches Schauspiel in fünf Akten, von Georg Chr. Braun. — Vermischte Schriften. Darstellung der zu unserer Zeit hauptsächlich mitwirkenden Ursachen der Verarmung und der zweckmäßigsten Vorkehrungs Mittel derselben. Nebst zwey, die Errichtung einer Versorgungs-Anstalt für Dienstboten, und einer Gewitterschaden-Versicherungs-Anstalt, beabsichtigenden Planen. Allen Menschen und Deutschen Vaterlands-Freunden geeignet, von Dr. J. G. B. Härlin, genannt Kritschler.

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng-wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Ostern- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Die nördliche Expedition unter Cap. Parry. 268. 271. 272. 273.
Die algierische Seestadt Bona. 274.
Neu-Rußland. 281. 282. 286.

Biographien.

Beethoven. 265.
Peranzules. 267. 269.

Naturgeschichte.

Ueber die Sorge der Insecten für ihre Jungen. (Forts.) 270. 271. 272. 275. 276. 278. 279.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Kriegsthaten des Gen. Mina in dem spanischen Freyheitskrieg. 262. 263.
Ueber den Ursprung des Papier-Geldes. 263. 264. 266.
Großes Musikfest zu York. 265.
Miscellen aus England. 266. 286.
Landwirthschaftliche Institute. 267. 268. 269.
Merkwürdige Rettung eines Ertrunkenen. 270.
Berichtigung. 272.
Die Kunst zu präsidiren. 273. 274. 276. 277. 279. 280. 281.
Spaziergang in London. 279.
Hieroglyphen-Schrift und egyptische Alterthümer. 284.
Literarische Unterhaltung Napoleons mit Herrn N. Lemercier. 285.

Erzählungen.

Die Titelprobe. (Beschluß.) 262.
Schicksalsmacht. 264. 265.
Novellen von Boccaccio. 275. 280. 283. 284.
Der Janus-Tempel. 277. 278. 280.
Das Geheimniß. 282. 283.

Gedichte.

Sehnsucht vom Aufgang zum Niedergang. 262.
Charade. Hofmann. 262.
Schwimmlied von Andraschko. 266.
Charade. Kompaß. 268.
Abschieds-Gedanken. 270.
Der Tanz. (Nach dem Magyarischen.) 272.
Charade. Machtwort. 274.
Phillis. (Nach dem Magyarischen.) 278.
Charade. Zankapfel. 280.
Bitte. (Nach dem Magyarischen.) 281.
Deutschlands Dichter (von Buchner). 283. 284. 285. 286.
Charade. Langmuth. 286.

Korrespondenz.

Berlin. 267. 268. 273. 277. 280. 282. — Carlsruhe. 276. — Hamburg. 284. — Leipzig. 275. 276. 278. 279. — Mitau. 262. 274. — München. 285. 286. — Paris. 264. 265. 269. 270. 271. 281. 283. — Rom. 266. — Wien. 263. 284.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Zur Kunstgeschichte. (Beschluß.) Von Dr. Drenke. — Neue Kupferstiche.

Nro. 89.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in München. Dritter Brief. — Römische Ausgrabungen. — Kunstnachrichten aus dem Badenschen. — Mailand.

Nro. 90.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in München. Vierter Brief. — Das Hospital zu Greenwich.

Nro. 91.

Drovetti's ägyptische Sammlung. — Hampton-Court.

Nro. 92.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in München. Fünfter Brief. — Hampton-Court. (Beschluß.)

Nro. 93.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in München. Sechster Brief. — Ueber die zweyte Kunstausstellung in Mainz. Im Juni 1823. — Paris. — München.

Nro. 94.

Die Künstler in Schweden. Von Amalie v. Helwig, geb. Frevin v. Imhoff. — Forum Julii. — Mausoleum des Hadrianus.

Nro. 95.

Die Künstler in Schweden. (Fortsetzung.) — Aus Berlin. im Oktober 1823. Von Dr. Dorow. — Rom, den 8. November.

Nro. 96.

Archäologische Literatur. Neapel. — Die Künstler in Schweden. (Fortsetzung.)

Literatur-Blatt.

Nro. 88.

Unterhaltungs-Literatur. Die genialischen Frauen oder die Geheimnisse liebender Herzen. Nach dem Englischen frey bearbeitet von C. v. S. Zwey Theile. — Dramatische Dichtkunst. Pflicht und Gewissen, ein Trauerspiel in 4 Aufzügen von Adolph Freyherrn von Seckendorf, auf Zingst. — Schach Lala, eine Posse in 2 Aufzügen. — Dichtkunst. Kraft und That freyer Hellenen. Von Christian Dorf. — Reinecke der Fuchs, von Dietrich Wilhelm Soltau. In vier Büchern und zwölf Gesängen, mit einem Bildnisse des Reinecke in Steindruck nach Wilhelm Tischbein.

Nro. 89.

Biographie. Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Beylage zu der dritten Ausgabe der Söhne des Thal's. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß. — Unterhaltungs-Literatur. Die Bekehrung in drey Büchern von Luna, vom Professor L. Kruse. — Die drey Postmeister, ein Sonnet von Georg Lotz. — Friedchen. Eine wahre Geschichte. Herausgegeben von der Verfasserin der Marie, Müller. Erna, u. s. w.

Nro. 90.

Biographie. Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. — Unterhaltungs-Literatur. Der lustige Reisegesellschafter. Eine Sammlung spaßhafter Anekdoten zur Vertreibung der langweiligen Stunden auf Reisen. Zweyte, vermehrte Auflage. — Taschenliteratur. Friedrich Rassmann's Rheinisch-Westphälischer Musenalmanach. Westteutscher Musenalmanach. Orphea.

Nro. 91.

Jugendliteratur. Woldemar's Vermächtniß an seinen Sohn. Ein Buch für Jünglinge, zur Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens. Von Jakob Glatz. Zweyte verbesserte Original-Auflage. — Unterhaltungs-Literatur. Quentin Durward. Aus dem Englischen des Walter Scott von K. L. Methusalem Müller. Drey Theile.

Nro. 92.

Geschichte. La Cour de Hollande sous le règne de Louis Bonaparte. Par un Auditeur. — Dichtkunst. Lieder des blinden Constantin Meßmann. — Geschichte. Dr. Rauschnicks Pragmatisch-Chronologisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte.

Nro. 93.

Länderkunde. Portefeuille aus England. Mit sieben Steindruckbildern. — Dichtkunst. Gedichte von August Münkner, Pfarrer zu Limbach bey Oschatz. — Lessings Denkmal.

Nro. 94.

Landwirthschaft. Anleitung zum practischen Ackerbau, von Johann Nepomuk v. Schwerz, Director der Königlich-Würtembergischen Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau. Erster Band. Mit 15 lithographirten Tafeln. — Unterhaltungs-Literatur. Quintin Durward aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt von S. H. Spiker. 3 Bände.

Nro. 95.

Unterhaltungs-Literatur. Das Mädchen von Ithaka oder Odysseus Krone. Ein Roman in zwey Theilen von Dr. Christian Müller. — Eine rühmlich literarische National-Unternehmung der Britten.

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur, werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . . 2 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Neu-Rußland. (Fortſetzung.) 287.
Ueber die mediciniſchen Kenntniſſe der Hindus. 292. 293.
Römiſche Skizzen. 298. 299. 303. 304. 305.
Weihnachten in den ſchottiſchen Hochlanden. 301.
Weihnachtsfeſtlichkeiten in England. 308. 309. 310.

Biographien.

Dr. Jenner. Nekrolog. 290.

Naturgeſchichte.

Ueberſicht der Beſtandtheile und der Temperatur verſchiedener Blutarten. 297.
Das verheerende Erdbeben in Ober-Syrien, vom Auguſt 1823. 311.

Reiſen und Reiſe-Literatur.

Für die, welche Italien zu bereiſen denken. 291.
Pilgerblätter eines Reiſenden, aus Italien. 306. 307. 311. 312. 313.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Seltenes Beyſpiel von Schlafkrankheit. 287.
Literäriſche Unterhaltung Napoleons mit Lemercier. 288.
Miscellen aus England. 288.
Rom's ehemaliger Handel mit Oſtindien. 289.
Die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft in Baſel. 294. 295.
Andreas Riding's Proceß. 298. 299.
Beluſtigungen aus der deutſchen Literaturgeſchichte. 300. 302. 303.
Ausſchweifungen für künftige Fortſetzungen von vier Werken, von Jean Paul. 304. 305. 306. 307. 309. 310. 313.
Bibliſche Geſchichten von Hebel. 307. 312.
Napoleon und Talma. 313.

Erzählungen und Romane.

Das Geheimniß. (Fortſetz.) 289. 290. 291. 292. 293. 294.
Walter Scotts Walladmor. 295. 296. 297.
Novelle von Boccaccio. 296.
Lord Roland Cheyne. 300. 301. 302.

Gedichte.

Deutſchlands Dichter. 287. 288. 289. 296.
Charade. Heldentod. 292.
An meine Freundin. 293.
Des Sängers Liebe. 297.
Räthſel. Kaufgeld der Erfahrung. 298.
Das Herzlein. 299.
Aus Shakeſpeare's kleineren Gedichten. 300.
Charade. Landſturm. 304.
Die Abenddämmerung. 305.
Aus Moore's Iriſh Melodies. 308.
Die Gerechtigkeit. 309.
Probe einer Ueberſetzung von Dante's Hölle, von Streckfuß. 310.

Korrespondenz.

Berlin. 293. 298. 303. 308. 309. 311. — Dresden. 297. — London. 299. 301. 302. 306. 307. — München. 287. — Neapel. 295. 296. — Paris 291. 292. 294. 304. 305. 313. — Stuttgart. 300. — Wien. 288. 289. 290. 310. 311. 312.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Archäologische Literatur. Neapel. Monumenti inediti di antichità e belle arti raccolti e dati in luce da una società archeologica. Distr. 1. 2. Napoli, 1820. nella tipogr. della società filomatica 132 S. 4. mit zehn Kupfertafeln. — Die Künstler in Schweden. Von Amalie v. Helwig, geb Frevin v. Imhoff. (Fortsetzung.)

Nro. 97.

Die Nürnbergischen Künstler geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Herausgegeben von dem Vereine Nürnbergischer Künstler u. Kunstfreunde. 2 Hefte mit 7 Kupfert. — Die Künstler in Schweden. (Fortsetzung.) — Zobten in Preußen. 17. Nov. 1823. — Nachträgliche Bemerkung.

Nro. 98.

Die Ruinen von Boville. — Kunstgeschichte. Die Nürnbergischen Künstler geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. ꝛc. (Beschluß.) — Die Künstler in Schweden. (Fortsetzung.) — Paris.

Nro. 99.

Die Künstler in Schweden. (Beschluß.) — Darmstadt. — Paris.

Nro. 100.

Ueber die sogenannte gothische Baukunst. Von Sulpiz Boisserée. — Miscellen zur Künstlergeschichte.

Nro. 101.

Ueber die sogenannte gothische Baukunst. (Beschluß.) — Bemerkungen über bildende Kunst in London. An den Herausgeber. I.

Nro. 102.

Bemerkungen über bildende Kunst in London. I. (Beschluß.) Von Adrian. — Sitzantheilungen in den alten Amphitheatern. — In gebrannte Ziegel gebrachte Zeichen. Von Büsching. — London.

Nro. 103.

Bemerkungen über bildende Kunst in London. An den Herausgeber. II. Von Adrian. — Bamberg im December 1823. — Albrecht Dürer. Von Joseph Heller. B. III. Nr. 1164. — Dresden.

Nro. 104.

Ueber Cornelius neuesten Carton für die Glyptothek zu München, das Wasser reich darstellend. Von Wilhelm Frhr. v. Biomberg. — Paris, den 17. December 1823. — Künstlergeschichte. Hamburg.

Literatur-Blatt.

Nro. 96.

Dramatische Literatur. Der König und die Henne. Original-Lustspiel in einem Aufzuge, nach einer wahren Begebenheit, von C. Ph. Bonafont. — Dramatische Dichtkunst. Holbergs Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Zwey Theile. — Geschichte. Typographia oder die Buchdruckerkunst, eine Erfindung der Deutschen. — Die Stereotopie im Oesterreichischen Kaiserstaate ꝛc. Von A. Ritter von Flammenstern.

Nro. 97.

Dramatische Dichtkunst. Zenobia. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Dr. Georg Döring. — Dramatische Werke von Joseph Freyherrn von Auffenberg. Erster Band. Pizarro. Die Spartaner. Vicarin. — Diätetik. Der Weg zur Gesundheit, nach dem Englischen des Dr. Georg Cheyne frey bearbeitet von N. H. Julius.

Nro. 98.

Unterhaltungs-Literatur. Märchen der Magyaren. Bearbeitet und herausgegeben von Georg von Gaal. — Dramatische Dichtkunst. Die Bräute von Arragonien. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. — Dichtkunst. Bilder und Bildchen von F. A. Krummacher. — Das Fräulein vom See von Walter Scott, übersetzt von D. Adam Storch. Zweyte vom Uebersetzer selbst noch verbesserte Auflage. — Reise-Literatur. La route du Simplon. Basle chez J. G. Neukirch. 1823. Avec la vue de la grande Gallerie près de Gondo.

Nro. 99.

Dramatische Dichtkunst. Klytemnestra. Trauerspiel in vier Abtheilungen von Michael Beer. — Unterhaltungs-Literatur. Der Gelbschnäbler. Novelle von L. Tieck. — Dichtkunst. Liederkränze von Julius von der Heyden. Zweyter Kranz. Lieder aus dem Zeitraume der Erhebung. — Erzählungen und Gemälde von Friedrich von Sydow.

Nro. 100.

Statistik. Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen. Von Karl Friedrich Wilhelm Hoffmann. Erster Theil. Mit 2 Karten. — Unterhaltungs-Literatur. Veronika oder die Nonne vom Libanon. Eine Geschichte aus der Zeit vor den Kreuzzügen. Von Heimeran Reichard. 2 Bände. — Anekdoten (zum größten Theil unbekannt) von Napoleon zur Erläuterung seiner Denk- und Gemüthsart und seiner Thaten. Nach dem Engl. des Herrn W. H. Irelands, so wie nach vielen andern französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. 5 Hefte. — Literarische Rüge.

Nro. 101.

Taschenliteratur für 1824. Das Rheinische Taschenbuch. Aglaja. Kind's Becker'sches Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Wendt's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Nro. 102.

Länder- und Völkerkunde. Ansichten von Italien nach neueren ausländischen Reiseberichten, in Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von H. Hirzel. Erster Band. — Unterhaltungs-Literatur. Streifereyen von Wolfgang Menzel.

Nro. 103.

Periodische Literatur. Beyträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus in Deutschland. Herausgegeben von D. Karl Venturini. Erstes Heft. — Taschenliteratur für 1824. Gothaisches genealogisches Taschenbuch. — Unterhaltungs-Literatur. Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Von Dr. Carl Thyfer. Erster Band. — Die Erben. Ein Familiengemälde von Galt. Nach dem Englischen bearbeitet von E. v. S.

Nro. 104.

Kriegsliteratur. Neue Kriegs-Scenen aus Spanien in den Begebenheiten eines Husaren-Offiziers zur Würdigung des spanischen Volks-Geistes. Nach reinen Quellen bearbeitet vom Verf. der Stimme des Unsichtbaren u. s. w. — Unterhaltungs-Literatur. Maximilian Burggraf von Dohna. Erzählung aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von Ewald. — Lexikographie. Blumendeutung. Auszug aus den neuesten Blumensprachen. Taschenbüchlein zur Unterhaltung.

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juli 1823.

Aber was ich mir wünsche, das bist du, göttliche Pflanze.
Die das Gemüth mir stärkt und den Wahn der Meynungen wegtreibt,
Die mir das Ohr verstopft und das Herz von Leidenschaft reinigt.
Also lehrend und lebend erwart' ich ruhig das Ende.

Hyle.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Das System verbietet seinen Schülern den Ehrgeiz, die Eitelkeit; es befiehlt, weder den Schmerz, noch Ketten, noch den Tod zu fürchten; mit Einem Wort, unter allen Umständen des Lebens sich gleich zu bleiben. Betrachten wir eine dieser Vorschriften nach der andern, und sehen wir, ob ich mich darein schicken kann.

Der Ehrgeiz. Er ist eine Krankheit, von der ich mich leicht werde heilen können. Wenn ich große Macht besäße, ich wüßte nicht, wie ich darüber verfügen sollte, sie wäre für mich eine wahre Last. Vielleicht würde ich sie eine Zeitlang tragen, um, wenn es möglich wäre, Gutes zu thun; aber ich würde bald eine Entledigung dieser Last wünschen. Könnte mich etwa die Ehre, welche hohe Macht verleihen kann, in Versuchung setzen? Ich möchte eher meiner Stelle Ehre bringen, als daß sie mir Ehre brächte.

Die Eitelkeit. Was sollte ich ohne den Ehrgeiz mit der Eitelkeit beginnen? Sie wäre für mich eine höchst unangenehme Gesellschafterin, und würde mich bis auf den Tod langweilen. Uebrigens habe ich von Natur nur sehr wenige Neigung zu dieser Schwäche; ich kenne die Schwachheiten der menschlichen Natur zu gut, um einige Eitelkeit darein zu setzen, zu dieser armseligen Gattung zu gehören. Ich lebe den Wissenschaften aus Neigung, und weil die Beschäftigung mit denselben dem Nachdenken eine nützliche Uebung gewährt. Nie hat mir aber der Rauch des literarischen Ruhes das Gehirn betäubt; nie habe ich, wie die meisten meiner Mitbrüder, die Blicke immer auf die Zukunft geheftet. Ich bin mit dem, was ich schreibe, zu wenig zufrieden, um zu hoffen, damit auf die Nachwelt zu kommen. Sie mag mich richten, wie sie will. Denken aber meine Zeitgenossen das von mir, was ich von den meisten unter ihnen denke, so habe ich keine Ursache, stolz zu seyn. Nur Eines könnte mich eitel machen, nämlich meine Gefangenschaft; und ich würde mich diesen Gefühlen vielleicht überlassen, wenn ich nicht so große Lust hätte, Philosoph zu werden.

Die Furcht vor Schmerzen und vor Ketten. Hier wird die Sache etwas ernsthafter. Das System ist dabey gar nicht verlegen; es behauptet, der Schmerz sey nur eine Einbildung. In dieser Behauptung scheint mir etwas Uebertriebenes zu liegen; ich halte mich nicht für fähig, jenen Philosophen nachzuahmen, den man in einem Mörser zerstampfte, und dessen letzte Aeußerung war: „O Schmerz, man wird mich nie zu dem Geständniß zwingen können, daß du ein Uebel seyst!" Ich kann der Philosophie nicht mehr versprechen, als mich mit Geduld zu waffnen, wenn ich Schmerzen empfinden sollte; könnte mich aber die Klage davon befreyen, so glaube ich nicht, daß ich ihr widerstehen würde. Was nun den Tod betrifft, so weiß ich nicht eigentlich, was er ist, und denke so selten als möglich daran. Ist es aber wahr, wie ich hoffe, daß die Familien, die Freunde sich wieder finden, und bey dem großen Zusammentreffen der Menschheit sich wieder erken-

nen, so ist doch offenbar der Tod, der uns von den Schlechten und von den Verfolgern trennt, eher eine Wohlthat, als ein Unglück.

Dieß wäre nun mein System der Weisheit! Ich werde mich bey allen Zufällen des Lebens fest, wie ein Felsen, betragen; ich werde mich weder bekümmern, noch erzürnen, noch rächen; ich werde ganz kalt seyn.

Als ich mit diesen Zeilen zu Ende war, kündigte mir der Wärter die Ankunft meiner Gattin und meiner Tochter an. Zeno verbietet nicht, seine Familie zu lieben, auch umarme ich sie mit Freuden. Es hat sich aber ein Unglück ereignet, das man mir erzählt. Eine alte Freundin, die mich seit langer Zeit nicht verlassen hatte, deren Abwesenheit ich vermißte, und die das höchste Verlangen hatte, mich wieder zu sehen, meine Hündin Zerbine war diesen Damen gefolgt, und man hatte ihr unmenschlicher Weise den Eintritt in St. Pelagie verweigert. Sie hätte gleichfalls einen gestempelten Erlaubnißschein von der Polizey-Präfektur haben müssen, und man hatte nicht daran gedacht, diesen zu verlangen. Zerbine jammerte erbärmlich an der Gefängnißthüre; sie rührte Jedermann, außer dem Wächter. Ich hätte gar zu gern meine Hündin gesehen: diese getäuschte Hoffnung bringt mich in Zorn, ich breche in Vorwürfe aus, und entrüste mich über ein solches Verfahren. Ich war aufs Tiefste ergriffen: fort war meine Philosophie, fort mein geträumter Stoicismus. Ich war wieder ganz der Alte.

In der zehnten Consolation tritt Herr Joup auf. Sie hat die Aufschrift: Die zu Ehren gekommene Gefangenschaft.

Will man aus Gelegenheit menschlicher Unglücksfälle sich gelehrt zeigen, so ist es sehr leicht. Die Beyspiele drängen sich dem Schriftsteller unter die Feder. Fürchtete ich nicht, man möchte in einer einfachen Bemerkung eine Regung der Eitelkeit finden, von der ich sehr weit entfernt bin, und die sogar durch meine gegenwärtige Lage keine Rechtfertigung fände, so würde ich sagen, daß die Verfolgung immer irgend einer wirklichen oder vorgegebenen Superiorität nachgeht, und daß man, um zu hohem Ruhm zu gelangen, den Muth haben muß, große Ungerechtigkeiten zu erdulden.

Sophokles wurde von seinen Kindern vor ein Gericht gebracht; Aristides und Themistokles wurden verbannt; Phocion und Sokrates tranken den Schierling: das Andenken des letztern wurde sogar von Cicero geschmäht, der ihn in einem seiner vertrauten Briefe als Wucherer behandelt, wo er Befehl gibt, unter der Hand die Güter seines Freundes Crotoniates aufzukaufen, die durch einen Gerichtsspruch konfiszirt waren. Der tugendhafte Plato wurde von Athenäus des Neids, von Theopompus der Lüge, von Aulus Gellius des Diebstahls, von Porphyrius der Ausschweifung, und von jenem Schelmen Aristophanes, der von den ehrlichen Leuten zu Athen zur Verläumdung der tugendhaftesten Männer seines Jahrhunderts zu seinem großen Vortheil bezahlt war, sogar der Gottlosigkeit beschuldigt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Seit langer Zeit kannten die Anatomen den sogenannten Stenonischen Kanal, der den Mund mit den Nasenlöchern, oder die Organe des Geschmacks und des Geruchs in Verbindung setzt, und allen Säugthieren, mit Ausnahme des Pferdes und seines Reiters, gemein ist. Allein nach der eben erwähnten Entdeckung ist dieser Kanal nur ein untergeordneter Theil eines bisher unbekannten Organs, welches in einem langen und engen Sacke von drüsiger Substanz besteht, der in einem knorplichen Futteral von derselben Form eingeschlossen ist, welches auf dem Boden der Nasenlöcher aufliegt. Die Nerven dieses Organs sind von den Geruchsnerven verschieden, haben zwar mit ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung, aber viele merkwürdige Eigenheiten. Alle Quadrupeden sind mit diesem Organe versehen, welches selbst bey den verschiedenen Thiergattungen dieselbe Lage oder denselben Lauf hat; sogar das Pferd, dem der Stenonische Kanal fehlt, hat es in hohem Grade: nur dem Menschen, so wie den Wallfischarten (Cétacés), fehlt es. Am vollkommensten findet es sich in den nagenden Thieren (Rongeurs), und zunächst nach ihnen in den wiederkäuenden. Die fleischfressenden Thiere haben es in sehr geringem Grade; und in den vom Obste lebenden Affen ist es so unvollkommen, daß wir gleichsam dadurch vorbereitet werden, es im Menschen ganz zu vermissen.

Obgleich diese Entdeckung sich, wie es scheint, in der Folge nicht bestätigt hat, so erhält sie doch durch das, was eben bemerkt ist, einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit, und gibt, wenn ihre Richtigkeit vorausgesetzt wird, zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Da dieses Organ in allen Thieren eine solche Lage hat, daß es ein Theil der Werkzeuge sowol des Mundes, als der Nase zu seyn scheint, so kann man wohl nicht zweifeln, daß es sich auf die Beschaffenheit der Nahrung bezieht, die unmittelbar auf jene beyden Organe wirkt, und zwar auf eine so enge verbundene Art, daß es nichts Seltenes ist, den Geruch mit dem Geschmack zu verwechseln. Diese Vermuthung erhält dadurch eine neue Stärke, daß die größere oder geringere Vollkommenheit dieses neuen Organs, wie wir eben gesehen haben, blos von der Art der Lebensmittel abhängt, von der sich jede Thiergattung nährt. Es scheint daher, daß es, gleich

der Zunge und der Nase, dazu dient, durch eine angenehme oder unangenehme Empfindung, die dem Thier angemessenen Nahrungsmittel von den schädlichen zu unterscheiden, aber auf eine Art, oder in Fällen, wo der Geschmack und der Geruch nicht hinreichend sind. Es muß endlich dieses Organ eine Verrichtung haben, die bey dem Menschen nicht Statt findet, und einen Zweck, der dem Menschen zu seiner Erhaltung nicht nöthig war, weil es uns ganz fehlt. Ein solcher Zweck wäre die Erkennung giftiger Kräuter, wozu der Geschmack und der Geruch, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, nicht hinreichen*).

Bey uns hat die Natur diesen Zweck durch den Verstand, und die Fähigkeit, durch fremde Erfahrung gewitzigt zu werden, erreicht. Als bloßes Thier betrachtet, ist der Mensch das unvollkommenste unter allen: ein wilder, unter den Thieren aufgewachsener, und zum Thiere herabgesunkener Mensch ist verlassener, als die ärmlichste Thiergattung. Die Natur hat die Thiere mit unzähligen Instinkten und Fertigkeiten begabt, die uns mit Ausnahme derjenigen, die zur Erhaltung des Geschlechtes nothwendig sind, ganz fehlen; und die wenigen Triebe, die das Kind mit auf die Welt brachte, verliert es, sobald die Entwicklung des Verstandes, welche die Natur von uns fordert, sie entbehrlich macht. Dieser Mangel ist der große Hebel, durch den die Natur uns zur Vervollkommnung unserer Vernunft, zur Benutzung des Lichtes, das sie in uns angezündet hat, und zur Beobachtung der äußeren Welt zwingt. Nur durch das Studium der Natur, durch Erfahrung und Versuche, lernen wir die giftigen Substanzen von den unschädlichen unterscheiden; unsere Kenntniß davon gründet sich, wie der Mathematiker sich ausdrücken würde, auf Induktion, und nicht auf einen wirklichen Beweis. Wir kennen kein allgemeines Kriterion der giftigen Substanzen, und werden es nie kennen, so wenig wie wir ohne Erfahrung wissen können, welche Nahrungsmittel überhaupt gesund, und welche schädlich sind. Die Preisfrage, die hierüber vor Kurzem aufgegeben ist, wird daher von Menschen nie aufgelöset werden, und würde von den Thieren, wenn sie sie verstehen könnten, als leicht und unnütz belacht werden: denn die Thiere haben auch hier von der Natur einen Instinkt erhalten, der sie durch die Gefahren, von denen sie umgeben sind, so sicher leitet, daß kein Thier im Stande der Natur giftige Nahrungsmittel zu sich nimmt; da hingegen täglich Menschen durch Schwämme u. s. w. vergiftet werden. Was würde auch aus den Thieren, die so unglücklich sind, keine Aerzte zu haben, die sie vor giftigen Kräutern warnen, oder mit Gegengiften versehen können, geworden seyn, wenn sie nicht mit einem untrüglichen Instinkt versehen wären, der sie lehrt, die giftigen Nahrungsmittel von den unschädlichen zu unterscheiden? Wenn das neu entdeckte Organ dazu bestimmt ist, so sieht man leicht, warum es nur in den von Kräutern lebenden Thieren vollkommen entwickelt ist, sehr wenig aber in den fleischfressenden, und gar nicht in den Bewohnern des Wassers. Wo die Gefahr am größesten ist, da hat die Natur die Vertheidigungsmittel verstärkt; sie, die für jedes ihrer Werke mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgt, aber nie ohne Zweck und Nutzen handelt.

(Der Beschluß folgt.)

*). Ganz kürzlich gemachte Versuche haben das Resultat gegeben, daß Menschen, denen Nase und Augen eng geschlossen und verbunden worden waren, verschiedene ihnen in den Mund gebrachte Gegenstände mittelst des Geschmackes durchaus nicht unterscheiden konnten, daß also bey nicht thätigen Geruch- und Sehe-Organen auch der Geschmack unterbrochen sey.

Anmerk. d. R.

Industrie und Erfindungen.

In der Ausstellung der wundervollen Glasarbeiten des Herrn Blades zu London wird jezt ein Kronleuchter (lustre) von einer außerordentlichen und höchst geschmackvollen Vollendung gezeigt. Er ist für den König von Persien bestimmt und kostet 400 Pfund, also ungefähr 4300 fl. unseres Geldes. Bedenkt man, daß neben dem wenigen Metall, das zu seiner Erbauung nothwendig ist, die Stoffe, aus denen er gearbeitet wurde, Kiesel-Erde und Salze, die allerwohlfeilsten sind, die irgend von einer sinnreichen Industrie verarbeitet werden, so staunt man bewundernd vor dem Werthe und dem Glanz, den ihnen Menschenhände zu geben vermögen.

In einer der großen Werkstätten Londons für Eisen- und Stahlarbeiten wird jezt eine Dampfmaschine vollendet, womit Eis im Großen gemacht werden kann. Sie ist für Ostindien bestimmt, wo das Klima einen großen Verbrauch desselben nothwendig macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im May.

Die Promenade im Augarten, am ersten dieses Wonnemonds, wurde durch die stürmische Witterung gestört. Zwar gilt es hier keinen Wetteifer im Aufwand glänzender Equipagen und Kostüms; die Damen zeigen sich aber dennoch gern an diesem Tage in eleganten weißen Frühlingskleidern; dieß Mal mußten sie, wie oft geschieht, vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt durch die hochgewölbte Hauptallee auf und nieder wandern. Im Grunde scheint diese Versammlung, die jährlich an dem genannten Tage Statt findet, nur noch eine stillschweigende Huldigung zu seyn, die den Manen des edeln Monarchen Joseph II. dargebracht wird, der den schönen, sonst so belebten, Garten dem Vergnügen des Publikums widmete, und hier in der Mitte seiner Unterthanen, anspruchslos und unbemerkt, die Freuden der Geselligkeit mit väterlichem Herzen theilte. Gewöhnlich pflegt an diesem Tage ein Fremder oder ein heimischer Tonkünstler in dem geschmackvoll dekorirten Salon des anstoßenden Palais ein Konzert zu geben. Dießmal gab Conradin Kreuzer eine musikalische Unterhaltung, fand jedoch seine Rechnung nicht dabey.

Glänzender fiel das, acht Tage früher in den schönen Gartengebäuden nächst der k. k. Burg, dem König von Neu-

pel zu Ehren gehaltene Tanzfrühstück aus, wobey der hohe Gast mit einem Blumenfrühling überrascht wurde, der, mit der üppigen Flora südlicher Zonen zu wetteifern sicher nicht unwürdig war. Der herrliche Gartensaal des großen Gewächshauses, sammt dem Glashaus und dessen Nebengemächern, war durch Blumen und andere Gewächse, unter der Oberleitung des Oberstbofmeisters, Fürsten von Trautmannsdorf, zu einem großen Tempel der Blumengöttin ausgeschmückt. Um halb zwölf Uhr begaben sich die hohen Herrschaften an den Ort des Festes; sie durchschritten alle Abtheilungen des Gartengebäudes und traten endlich in das zum Empfang der Gäste bestimmte Gemach, worin eine kolossale Vase aus der k. k. Porzellanfabrik aufgestellt war. Um zwölf Uhr nahm die Kaiserin nebst den zum Vorsitz gewählten Damen an den im Gartensaal aufgestellten, blos für die Damen bestimmten, runden Tischen Platz. Jeder prangte mit einer großen Blumenvase; am meisten zeichnete sich derjenige aus, an welchem die Kaiserin saß. Während der Tafel ertönte von fern reizende Harmonie. Für die männlichen Gäste war ein Kredenztisch im letzten Zimmer bereitet. Nach der Tafel begab sich die Kaiserin, am Arm des Königs von Neapel, mit den übrigen Damen in das anstoßende Gewächshaus, und in wenig Minuten war das Speisezimmer in einen Tanzsaal verwandelt. Nach halb drey Uhr war dieses eben so geschmackvolle als glänzende Fest beendigt.

Am 12ten wurde eine Lustfahrt nach Laxenburg unternommen. Der herrliche Park umschließt ein Sommergebäude, das von seinen Umgebungen den Namen des Lusthauses im Eichenhaine führt. Zu diesem Gebäude verfügte sich die hohe Gesellschaft gegen zwey Uhr Nachmittags, und wurde durch vier und zwanzig Schüsse aus dem herrlichen Kunstgeschütz der Stadt Nürnberg, die zwölf Monate genannt, bewillkommt. Im untern Saale stand eine Tafel von siebzehn Gedecken. Sie war mit einer Spiegelplatte geschmückt, worauf drey mit hohen Blumensträußen prangende goldene Vasen standen. Während der Tafel stimmte die Hofkapelle sanfte Musik an, die von den kriegerischen Tönen der im Freyen aufgestellten Banda beantwortet wurde. Ein zweyter Gruß aus dem Geschütz unterbrach dieses Wechselspiel auf kurze Zeit. Nach der Tafel wurden die prächtig bespannten Gartenwägen bestiegen. Der schöne Wagenzug, von dem Oberhofmeister zu Pferde begleitet, langte um fünf Uhr bey der Franzsburg an. Dem Geschmack der Zeit gemäß, in welchem diese Veste erbaut ist, waren ihre Zugänge und Wälle mit Thorwärtern und Burgknechten im alterthümlichen Kostüm besetzt. Als die hohe Gesellschaft dieses seltene Museum des Mittelalters besehen hatte, verfügte sie sich durch eine vor dem Burgthor aufgestellte, lange Doppelreihe schwer gewaffneter Lanzenträger zu der Ueberfahrt am Teiche, wo Barken mit flatternden Wimpeln und vielfarbigen Sammetsitzen bereit standen. Nach einer halbstündigen Fahrt und dem Besuch auf der romantischen Schwaneninsel landete die Flottille um sieben Uhr unter türkischer Musik, die von der gothischen Brücke herübertönte; die hohen Herrschaften bestiegen die zweyspännigen Wagen und begaben sich nach der Meierey, wo noch einige Erfrischungen eingenommen wurden.

Der Hofschauspieler Urban aus München gab eine Reihe von Gastrollen auf dem Burgtheater. Seine erste Darstellung war die des Don Cäsar in der Braut von Messina. Der ihm vorausgehende, sehr vortheilhafte Ruf mochte die Erwartung zu hoch gespannt haben, die Theilnahme war nicht nur getheilt, sondern der Beyfall fand Widerspruch. Er erschien zu kalt und manierirt. Der letzte Theil der Leistung genügte mehr. Besser gelang es ihm als Rudolph in Hedwig. Er hatte den innern Zwiespalt dieses Böswichts, aus dem Einige einen Karl Moor, Andere einen Franz machen wollen, der aber in der That eine Karikatur von beyden ist, richtig aufgefaßt. Als Don Carlos befriedigte der Gastspieler nur theilweise. Ueberhaupt fand man seine Persönlichkeit Helden und ersten Liebhabern zu wenig angemessen, auch wollte man die Aneignung der Manier eines sehr geschätzten Künstlers wahrnehmen, dessen Individualität bereisten Rollen freylich mehr entspricht. Auch in Conversationsstücken zeigte sich der Gast, z. B. als Van der Husen, Nekan u. dergl. mehr. Die Meinungen darüber waren verschieden. Ein Theil behauptete, der Kothurn kleide ihn besser, ein anderer, der Soccus. Möglich, daß seine Neigung ihn mehr zu dem ersteren hinzieht, sein Aeußeres eignet sich vorzugsweise für den letztern, wiewohl man ihm ein tönendes, kräftiges Organ nicht absprechen darf. Die Wahl des Eduard Ruhberg befremdete etwas, aber die ergreifende Darstellung der Scenen vor und nach dem Verbrechen überwand alle Bedenklichkeiten. Einen wahren Triumph feyerte dieser Schauspieler als Enrico in der Albaneserin, was um so mehr zu bewundern ist, da Korn wirklich diese Rolle mit Meisterschaft gegeben hat. Alle Stimmen vereinigten sich in der Meinung, daß der Gastspieler die Tiefe des Gemüths und den dichterischen Schwung, die diesen Charakter auszeichnen, auf das glücklichste sich angeeignet habe. Eben so erfolgreich war die letzte seiner Gastdarstellungen als Tasso. Nach Endigung des Schauspiels wurde er stürmisch gerufen, und dankte in einigen aus der dramatischen Dichtung entlehnten, gut gewählten Versen.

Auf dem Theater an der Wien wurde ein romantisches Melodram ganz eigner Art gegeben. Ahasverus, der nie Ruhende, in drey Aufzügen, mit Gesängen, Chören und Tänzen. Der Verfasser ist nicht genannt. Die Musik ist aus den Werken Mozarts gezogen, und für das ganze Orchester sowohl, als für die Singstimmen arrangirt vom Kapellmeister Ignaz von Seyfried. Der Bearbeiter hat sich früher schon durch ähnliche Leistungen rühmlichst ausgezeichnet. Hier sind Sonaten, Trios, Quartetten und Quintetten aus Mozarts Werken benutzt worden, und die Ausführung zeigt die innigste Bekanntschaft mit dem Geist dieser Tondichtungen. Der Text ist höchst unbedeutend. Der wandernde Jude erscheint, um die Folgen eines verlornen Prozesses von einem Familienvater abzuwenden, dessen Vorfahren er vor hundert Jahren durch den Zwang, an keinem Orte länger als drey Tage zu bleiben, unglücklich gemacht hat. Jetzt will er wieder gut machen. Er bringt einen verborgenen Schatz an das Tageslicht, entlarvt einen Buben, vereinigt ein liebendes Paar, und steigt verklärt zum Himmel auf. Die Ausführung dieser Scene bezaubert die Schaulustigen. — Die Musik ist durchaus gelungen und wurde mit großem Beyfall aufgenommen. Die meisten Tonstücke mußten wiederholt werden, und der Bearbeiter wurde mehrmals gerufen. Die Kunstverständigen rühmen besonders eine herrliche Fuge am Schlusse des ersten Akts (aus dem Violinquartett Nro. 1 in S genommen), die einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Dann am Schlusse des zweyten Aktes einen Vokalchor, während Ahasverus verschwindet. Dieser ist von der Erfindung des Herrn von Seyfried. Einen interessanten Kontrast mit dem pathetischen Ernst dieses Finals macht im dritten Akt ein Quartett, das auf dem kanonischen Gesang mit dem bekannten Text: „O du eselhafter Martin!“ gesetzt ist. Das alla turca aus der Sonate Nro. 9. ist glücklich zu einem Zigeunertanz verwendet worden. — Dieses ganze Werk ist eben so selten, als verdienstlich, und gewährt einen schönen Ersatz für so viele Flachheiten der neueren Tondichtung. Der irrende Jude ist hier zu einer Ehre gelangt, die sich Niemand träumen ließ — man hat ihn musikalisch baronisirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juli 1823.

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe.
Und wer steht, daß er nicht falle.
Goethe.

Loose der Liebe.

Von J. H. Voß.

26.

Willst du der Liebe Tempel bauen,
Gewiß, — du kannst dem Worte trauen,
Gott Amor kommt dir sichrer hin,
Steht der Vernunft ein Altar drin.

27.

Wer sein Lieben muß beschwören,
Will sein Liebes bald bethören.

28.

Warum mag Liebe doch der Einsamkeit sich freu'n?
„O wahrlich aus bewährter List,
„Weil nie sie minder einsam ist,
„Als wenn sie mit sich selbst so recht darf einsam seyn!"

29.

Herz um Herz ist himmlisch schön;
Doch ein Bischen auch daneben
Kopf und Hand sich helfend geben
Pflegt nicht minder gut zu stehn.

30.

Lieben können, was man achtet,
Macht zuweilen auch beglückt;
Achten müssen, was man liebet,
Macht gedoppelt stets entzückt.

31.

Liebe, die sich scheut zu fliegen,
Wird im Staube bald erliegen.

32.

Wohl mag die Schönheit Liebe wecken;
Doch sichrer gibt die Liebe Reiz.
Sie weiß versteckten aufzudecken,
Und spendet neuen ohne Geiz.

33.

Gib dich im Lieben wie du bist!
Haß folget falscher Liebeslist.

34.

Wie schön ein sprödes Liebchen sey,
Das Ja gibt doch ihm Schönheit neu.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Beschluß.)

Was diese körperliche Bestrafung, die Gefangenschaft betrifft, mit der ich mich hier insbesondere beschäftige, und wovon ich den Gegenstand unter meinen Augen habe, so könnte man einen ganzen Band mit Namen von Weisen und Gelehrten füllen, welche diese Strafe leiden mußten.

Anaxagoras kam ins Gefängniß, weil er behauptete, es gebe einen Gott; Boëtius, weil er ein guter Minister war; Galilei, weil er bewies, daß sich die Erde um die Sonne drehe. Boëtius schrieb sein bestes Werk im Gefängniß, und Buchanan seine trefflichen Auslegungen der Psalmen des guten Königs David.

Der muthigste und dankbarste Dichter, Pellisson, wurde fünf Jahre ins Gefängniß gesetzt, wo er Dichtungen für die Nachwelt verfertigte. Der unsterbliche Verfasser des befreyten Jerusalem starb im Gefängniß; Don Quixote erblickte daselbst den Tag. Die englische Rechtsgelehrsamkeit besitzt kein besseres Werk, als Elets von Fleet, einem wegen Schulden gefangen gesetzten Advokaten, der nie wieder die Freyheit erhielt.

Ludwig XII., Herzog von Orleans, wurde, ehe er den Thron bestieg, ins Gefängniß gesetzt, und lernte in dem alten Thurm von Bourges die Regierungskunst. Es ist merkwürdig, daß die beyden besten Könige Frankreichs, Ludwig XII. und Heinrich IV. gleiche Lehren des Unglücks erhalten hatten, und, was noch außerordentlicher ist, daß sie diese zu benutzen wußten.

Raleigh hat seine Weltgeschichte, ein Meisterstück der Beredsamkeit und des Verstandes, in einem Gefängniß geschrieben, in das er gesperrt wurde. Der Verfasser mußte sterben, weil er ein Held gewesen war.

Selden hat alle seine Werke im Gefängniß geschrieben. Polignac wußte sich seine Haft durch Verfassung seines Anti-Lucrez zu versüßen. Fréret studirte während seines langen Aufenthalts in der Bastille den Bayle, und das Genie der Jahrhunderte, Voltaire, verfaßte dort den Plan zu unserm einzigen epischen Gedicht.

Der royalistische Dichter Davenant, dem Milton unter der Regierung des Protektors das Leben rettete, und der seiner Seits dem englischen Homer zur Zeit der Restauration den gleichen Dienst erwies, Davenant endigte sein Gedicht in einem Gefängniß des Schlosses Carisbrooke, wohin er auf Cromwells Befehl abgeführt worden war.

Der Verfasser des Robinson Crusoë, des einzigen Werks, von dem Rousseau wünschte, daß man es der Jugend in die Hände gebe, vollendete seinen Roman in dem Gefängnisse von Newgate. De Foë hatte gegen die Minister geschrieben, welche seine Nation entehrten; diese ließen ihn einschließen: als er Newgate verließ, hatten seine Verfolger ihre Stellen verloren, und er wieder seinen Posten erhalten.

Das Gefängniß scheint den Schriftstellern Glück zu bringen. Der Gundibert des Wilhelm Davenant ist das einzige Werk dieses Dichters, das werth war, ihn zu überleben; und die Review des Foë, die er unter den Riegeln von Newgate begonnen hatte, und die so glücklich von Addison und Steele in ihrem Spectator nachgeahmt worden ist, wurde die Quelle von hundert periodischen Versuchen dieser Art, die England zur Ehre gereichen.

Die Politik warf Wicquefort in ein Staatsgefängniß, wo er seine so denkwürdige Abhandlung über die Gesandschaften schrieb.

Wenige Personen wissen, daß ein Italiener, Namens Maggi, nachdem er mit eben so viel Muth als Talent die von den Türken belagerte Stadt Famagosta vertheidigt hatte, ihr Gefangener wurde; daß sie ihn als ächte Türken behandelten, d. h. sein Haus, seine Bücher, seine Instrumente verbrannten, und ihn in eine Art von Schacht warfen, wo er vierzehn Monate begraben lebte. Dort schrieb Maggi seine Abhandlung: De Tintinnabulis, die für trefflich gilt.

Man hat behauptet, das Unglück entwaffne den Neid, und der Neidische sey zuweilen so glücklich, Mitleiden zu fühlen. Diese Bemerkung ist aber gegen die Erfahrung; die Mächtigen können das Bedürfniß fühlen, dem Verdienste zu verzeihen; die Ohnmächtigen aber, die vom Neide beherrscht werden, verzeihen niemals. Ein schwachsinniger Fürst begnügte sich, die Werke des Abts Trithemer, dessen Verbrechen darin bestand, eine Stenographie erfunden zu haben, verbrennen zu lassen; aber jener arme Virgil, Bischof von Salzburg, wurde auf Anstiften eines neidischen Theologen ganz verbrannt, weil er so kühn gewesen war, zu schreiben, daß es nothwendig, bey der Kugelform der Erde, Gegenfüßler geben müsse.

Dieses Verzeichniß unglücklicher Gelehrten ließe sich leicht vergrößern. Da nun aber die Verfolgung der Philosophen und der Gelehrten so oft vorkommt, und da man ihnen in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht einmal die Ehre eines besondern Gefängnisses erweist, so möchte ich (unbeschadet der Strenge, die man fortwährend gegen die Lebenden ausübte) vorschlagen, den Todten ein Versöhnungs-Denkmal zu errichten.

Welche Form auch der Künstler demselben ertheilen möchte, so wünschte ich, daß man ohne Unterscheidung der Zeiten, der Länder und des Unglücks folgende Bilder daran anbrächte:

Camoens, der auf der Straße Hungers starb; Otway, der auf dem Stroh eines Speichers seinen Geist aufgab, nachdem ihm einige Tage zuvor alles Hausgeräthe verkauft worden war; Tasso, der fünfzig Sous entlehnte, um eine Woche damit zu leben,

Non avendo candele per iscrivere i versi suoi;

Ariost, der sich in seinen Satyren so bitter beschwert, daß er nur einen durchlöcherten Mantel besitze; Dryden, der sein ganzes Leben hindurch dem Buchhändler Tonson verpfändet war, und der die zehntausend besten Verse der englischen Sprache für dreyhundert Franken an ihn verkaufte; Gilbert, der in einem Hospital starb. Die ersten Stellen würde man daselbst dem blinden Milton einräumen, der sein Paradies für zehn Guineen verkaufen mußte; dem Lesage, der in seinem Alter vom Mitleiden lebte; dem Corneille, der sich den Tag vor seinem Tode an keiner Fleischbrühe laben konnte; dem Vondel, der seine Tragödien in einer Krambude verfaßte, worin er in seinem neunzigsten Jahre starb; dem Voltaire, der sechzig

Jahre seines ruhmvollen Lebens in der Verbannung zubrachte; dem Rousseau, der in der Welt umherirrte; dem verbannten David; dem Sydenham, der im Gefängniß starb; dem gelehrten Adanson, der sich im achtzigsten Jahre damit entschuldigte, daß er nicht in die Akademie kommen könne, weil er kein Geld habe, ein Paar Schuhe zu kaufen.

Dieses Denkmal würde die Aufschrift haben: Hier schlafen wir schlafen.

Wir haben hiemit Proben von beyden Verfassern geliefert. Die übrigen Kapitel haben die Aufschrift: 1. Ankunft in St. Pelagie. 2. Das Erwachen. 3. Herr Magallon. 4. Gespräch zwischen ihm und mir. 5. Geschichte meines Zimmers. 6. Lebende und Todte. 7. Erholungen im Gefängniß. In diesem Kapitel kommt folgende schöne Stelle von Herrn Jay: Ich habe eine kleine Zelle, wo ich keine zahlreiche Gesellschaft empfangen könnte, aber meine Familie besucht mich dort, und ein Freund kann sich anschließen. Sokrates wünschte sich kein größeres Zimmer; warum sollte ich mehr als Sokrates verlangen? Napoleon ist aus dem prachtvollen Palast der Könige in die elende Hütte von Longwood übergegangen. Aber das Schicksal, das ihn von der höchsten Stufe menschlichen Glücks gestürzt hatte, konnte keine Gewalt über seine Seele ausüben. Diese war noch auf dem Throne und herrschte in der Gefangenschaft. Was hatte er verloren? Schätze, goldene Wände, Hofleute, Schmeichler. Nichts von allen diesem war sein Eigenthum. Dieß trifft man so gut bey dem Groß-Mogul, wie in Paris; aber er blieb sich selbst; er hatte weder sein Genie, noch seinen Ruhm abgedankt; er war Napoleon in Longwood, wie anderwärts. 8. Die Freyheit. 9. Der Stoicismus. 10. Die zu Ehren gekommene Gefangenschaft. 11. Die Haft. — Der älteste Dieb. 12. Der rothe Gang. 13. Kurze Biographien der Gefangenen im rothen Gang. 14. Besuch unsers Advokaten. 15. Philosophische Denksprüche. 16. Bemerkungen über Gefängnisse. 17. Die Besuche.

Neueste Nachrichten aus Jerusalem.

2.

Der brittische Missionar Connor sandte aus Jerusalem zwey Jahre früher folgende merkwürdige Kunde über die Feyer der Char- und Osterwoche in dieser Stadt.

Es waltet hier, schreibt er, unter den verschiedenen christlichen Partheyen ein ewiger Krieg darüber, welche von ihnen die heiligen Oerter besitzen soll. Diese sind in den Händen der Türken, die das Recht, sie auf einige Zeit in Besitz zu nehmen, an diejenige Parthey verkaufen, die es am theuersten bezahlt. . . Die lateinischen und griechischen Ostern sind nunmehr vorüber. Ihre Ceremonien waren sehr zahlreich, und von einigen dieser Feyerlichkeiten liefere ich hier eine kleine Beschreibung, wie ich sie sogleich in mein Tagebuch aufzeichnete.

Am Palmsonntag wohnte ich der Feyerlichkeit der Lateiner bey. Nachdem sie lange Zeit vor der Thüre des heiligen Grabes gesungen hatten, so trat ihr Oberpriester mit einigen andern Priestern in die Gruft hinein, um die Palmzweige zu weihen, welche dort lagen. Als dieß geschehen war, verließ er das Grab, stieg auf einen erhabenen Sitz, und ließ sich die Palmzweige von den Priestern reichen. Nach diesem kniete einer um den andern vor ihm nieder, und empfing aus der Hand desselben, die er küßte, seinen geweihten Palmzweig. Kaum war dieß vorüber, so drängte sich haufenweise das Volk herbey, um Palmen zu empfangen. Die Türken thaten Alles, was sie konnten, um mit ihren großen Stöcken und Peitschen die frommen Christen in Ordnung zu halten; und nur ihrer Anstrengung hatte es der Oberpriester zu danken, daß er nicht überwältigt und zerquetscht wurde. Nachdem die Palmzweige ausgetheilt waren, und der mächtige Wirrwarr sich gelegt hatte, so ließen die Priester dreymal in feyerlicher Prozession um das heilige Grab mit brennenden Lichtern, Crucifixen, Weihrauch und Palmzweigen, und nun wurde ein Altar vor die Thüre des Grabes gestellt und Messe gelesen.

Am Charfreytag Abends war abermals eine große Feyerlichkeit der Lateiner. Sie begann in der katholischen Kapelle mit einer italienischen Predigt über die Geißelung Christi. Von da ging der feyerliche Zug nach einer andern Kapelle, wo dem Heilande die Kleider abgenommen worden seyn sollen. Hier ward eine zweyte Predigt in italienischer Sprache gehalten. Nun stiegen sie auf den Oelberg zu der Kapelle, wo das Kreuz Christi gestanden haben soll. Ein großes Crucifix mit einem Bild, das sie in Prozession heraufgetragen hatten, wurde hier auf den Boden gelegt, und eine spanische Predigt darüber gehalten. Als dieses geschehen war, wurde das Crucifix aufgerichtet und hinter den Altar der Kapelle der Kreuzeserhöhung gestellt. Ein Mönch stand unter demselben und predigte zwanzig Minuten lang über die Kreuzigung in italienischer Sprache. Als er geschlossen hatte, traten zwey Mönche hervor, wickelten das Bild in Leinwand ein, nahmen ihm die Dornenkrone vom Haupt, küßten dasselbe, und legten die Krone auf eine Schüssel. Die Nägel wurden aus Händen und Füßen gezogen, und die Arme des Bildes waren so eingerichtet, daß sie nun von selbst am Leib hinabfielen. Jezt ward das Bild nach dem Stein der Salbung gebracht, darauf ausgebreitet, und Salben und Weihrauchwolken darüber ausgegossen. Mit großen Kerzen in der Hand knieten die Mönche um den Stein, und ein anderer Mönch stieg auf eine Kanzel und predigte in arabischer Sprache. Nach diesem ward das Bild wieder zum Grabe gebracht und mit einer spanischen Predigt der Schluß gemacht.

Am Ostertage der Lateiner, welcher der Palmsonntag der Griechen, Armenier u. s. w. ist, ging ich frühe zur Kirche und fand dieselbe gedrängt voll. Die Meisten waren die ganze Nacht da geblieben. Die katholischen, griechischen und armenischen Prozessionen waren lang und glänzend. Das ganze Volk trug Palmzweige, und sie drängten sich zu den heiligen Bildern herbey, um jene an diesen zu weihen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im May.

(Beschluß.)

Ein Drama in drey Aufzügen: Emmy Teels, nach Pixerécourt, von Castelli machte wenig Glück. Es scheint, der französische Autor hatte das Schauspiel, Julius von Sassen, vor Augen, so wie dieser der Verführungsgeschichte eines berühmten englischen Romans nachgebildet ist. Hieraus entstand ein ziemlich verwirrtes, weitschweifiges Wesen, ganz im Geschmack der gewöhnlichen Dramen aus dieser Fabrik, das Anfangs einige Theatereffekte enthält, zuletzt aber kraftlos ausgeht. Castelli ist in seiner Wahl oft glücklicher.

Auf dem großen Operntheater gewann ein neues Feenballet ausserordentlichen Beyfall: Ismanns Grab, oder die bezauberten Instrumente, in drey Akten, von Henry. Die Handlung ist so gehaltlos wie möglich, und das Zauberwesen treibt seinen Unfug nach Herzenslust. Aber das Aussenwerk, Decorationen, Kostüm, Tänze u. s. w. scheint Alles überbieten zu wollen, was man bisher in dieser Art gesehen. Auch die Musik vom Grafen von Gallenberg gefiel.

Der Enthusiasmus für die italienische Oper wächst mit jedem Tage. Eine der trefflichsten Acquisitionen ist die des Bassisten Lablache (ein Franzose), der zuerst den Barbier von Sevillen mit doppelter Virtuosität gab. Seine kräftige, wohlklingende Stimme ist in allen Falsetparthien zu gebrauchen und eben so wirksam in den tiefsten Corden. Seine liebliche Biegsamkeit der Höhe, seine feste Tiefe, die große Geläufigkeit, die reine Intonation, höchste Verständlichkeit der Worte und anmuthiger Klang des Tones sichern ihm den Beyfall aller Kunstkenner zu. Als Schauspieler ließ er in der angezeigten Rolle die muthwilligste Libertinage und Etourderie überall durchblicken, ohne die Feinheit und den Anstand im geringsten zu verletzen. Schade, daß dieser Künstler durch Krankheit längere Zeit der Bühne entzogen wurde! — Signora Comelle-Rubini trat als Cenerentola auf. Sie besitzt eine gebildete Altstimme von bedeutendem Umfang und großer Beweglichkeit. Ihre Methode ist angenehm und kunstgerecht; sie hat eine hübsche Gestalt, edle Haltung; ihr Poramento ist gut, und ihre Coloraturen sind fließend. — Sgra. Fodor wird mit jeder ihrer Leistungen mehr geschätzt. Sie entzückt in der Opera Seria, und bezaubert in der O. buffa. Vor einiger Zeit wurde ihre Biographie angekündigt, die mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Daß ihr Bild gestochen und lithographirt worden, läßt sich denken. Eben so werden die vor ihr gesungenen Cantilenen, Cavatinen und Romanzen gestochen, verkauft und nachgesungen. Die musikalischen Fräuleins, deren Silberstimmen aus allen Stockwerken schallen, wenn sie vom Geräusch des Tages nicht überbraust werden, kopiren, imitiren und forderisiren — nach Noten!

Das erste dießjährige Feuerwerk im Prater führte nach der Haupt- und Schlußfronte den Titel: „Oesterreich über Alles." So habe ich mein dießjähriges erstes Feuerwerk genannt — sagte der Unternehmer — weil dieses Motto die Flammenschrift bildet, welche in dem Herzen eines jeden Patrioten brennt, und weil kein Wahlspruch so sehr, wie dieser, geeignet ist, daß er zu den Wolken in feurigen Zeichen emporsteige." Eine andre Fronte hieß: „Knallende Funken-Mosaik; eine andre wieder: „Die Feuerwand des Pluto." Auch wurde der beliebte Wallfischfang mit neuerfundenen Raketen wiederholt. Die Versammlung war zahlreich.

Ein vor drey Jahren Erblindeter (der Oberst von Beck) hat für Unglückliche dieser Art eine Schreibtafel erfunden, mittelst deren sie im Stande sind, in graden und gleich weit entfernten Linien zu schreiben. Durch ein einfaches, aber fühlbares Zeichen wird jeder Erblindete zur rechten Zeit an das nahe Ende der Linie erinnert. Durch eine andere Vorrichtung wird es ihm möglich gemacht, seine Einnahmen und Ausgaben in gerader Colonne zu notiren, so daß die Münzsorten nicht verwechselt werden. Eben so leicht kann er in einem Brief an Höhere gleiche Höhe und Tiefe auf allen Seiten beobachten. Alle diese Vortheile sind durch Erhöhung eines etwa handbreiten Lineals erreicht worden. Freylich kann ein Erblindeter nur mit Bleystift oder mit feinernem Griffel auf schwarz abfärbendem Papier schreiben, wobey er den Vortheil hat, daß die Umgebenden während des Schreibens den Brief nicht lesen können.

Der erste Band der angekündigten Unterhaltungsschrift: Ceres, ist erschienen. Wackre Schriftsteller des In- und Auslandes haben Beyträge geliefert, und es herrscht Mannigfaltigkeit darin; auch läßt sich vom nächsten Band noch Besseres erwarten, um so mehr, da dort über Kunst und Kunstgegenstände gesprochen werden soll.

Ein kleines Stück: Mädchen und Frau, aus dem dießjährigen dramatischen Almanach des Herrn von Kurländer gefiel auf dem Hoftheater. Er hat einen raschen Gang und einen muntern Dialog.

Auf dem Volkstheater ist nichts gegeben worden, das der Mühe lohnte, zu besprechen.

Ich habe vergessen zu sagen, wie die in meinem letztern Bericht erwähnte Seiltänzerin auf dem Kopfe ging. Sie hatte an den Sohlen Haken befestigt, eben so oben an der Decke. Mit jenen griff sie in diese und schwang sich schrittweise fort. Das läßt sich freylich nicht unter freyem Himmel praktiziren.

Es war schon längst im Werk, das lästige Holzspalten vor den Wohnungen abzuschaffen, da im Innern kein Raum ist, wodurch viele Unbequemlichkeit und Gefahr beseitigt würde. Jetzt ist in einer der Vorstädte eine Holzverkleinerungs-Anstalt, unter der Benennung Pforus, errichtet worden, deren Zweck ist dem Publikum auf eine bequeme und vortheilhafte Art, auch um billigere Preise, das Holz gesägt, gespalten und in verschlossnen Wagen zuzuführen. Wenn diese Anstalt gehörig benutzt wird, so werden ähnliche zum genügenden Bedarf entstehen. — Mit der Straßenpflasterung des Glacis und der Vorstädte geht es rasch vorwärts, dadurch wird der ungeheure Koth im Winter und der erstickende Staub im Sommer vermindert.

Der schöne Palais, den der Erzherzog Karl in Baaden, am Eingang des reitzenden Helenenthals, erbauen ließ, ist nun beendigt. Die hohe Familie bewohnt ihn schon. Der Eintritt wurde durch eine Tafel gefeyert, woran die höchsten Herrschaften, nebst dem König von Neapel Theil nahmen. Die Façade ist sehr edel und imposant, die innere Einrichtung ganz nach dem Modell des Schlosses Weilburg, von welchem der Pallast auch den Namen führt; daher enthält er eine Reihe von kleinen Gemächern. Ueberall vereinigt sich die höchste Eleganz mit dem feinsten Geschmack. Die Kosten sollen gegen eine und eine halbe Million Gulden C. M. betragen.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juli 1823.

Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen, oder rede mit der Erde, die wird dich's lehren, und die Fische im Meer werden es dir erzählen; wer weiß solches alles nicht, daß des Herrn Hand es gemacht hat.

Das Buch Hiob.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Es scheint nichts demüthigender für den Menschen, als die Bemerkung, daß ein Tropfen Wein zu viel getrunken, oder ein Tropfen Wasser, der in das Gehirn dringt, aus dem Weisesten unter uns einen Tollhäuser machen kann, und daß eine kleine Aenderung in dem Gewebe der Gehirnfasern, oder die Lösung der Zunge, aus den Thieren Geschöpfe machen würde, welche uns die Herrschaft der Erde nicht allein mit den Waffen, sondern auch durch Gründe und Deduktionen streitig machen könnten; allein die Sache ist wahr, so sehr unser Stolz auch dadurch gekränkt werden mag. Ob unser höherer Verstand in einer feineren Organisation unseres Körpers, oder in einer wesentlichen Verschiedenheit dessen, was wir unseren Geist oder unsere Seele nennen, seinen Grund hat, das ist sehr gleichgültig: denn in beyden Fällen verdanken wir es nicht uns, sondern Dem, der es uns gab, ohne daß wir begreifen können, wie? und der allein die Seele aus ihrem Todesschlafe wieder erwecken kann. Der Stolz auf Größe des Verstandes ist daher eben so thöricht, als der auf Geburt, Reichthum oder Schönheit: die moralischen Tugenden, und die Kenntniße, die der Mensch sich durch Fleiß und durch Aufopferung sinnlicher Genüße erworben hat, sind das Einzige, worauf er sich etwas zu gut thun könnte, wenn ihn nicht die damit immer verbundene Bescheidenheit dagegen schüzte; hier hat die Natur nur vorgearbeitet, die Ausarbeitung ließ sie uns, um uns das edelste Geschenk, die Freyheit, nicht zu nehmen. Das Bestreben, die Thiere zu den Menschen zu erheben, oder diese zu jenen herabzusetzen, wie der mürrische Swift in seinen Reisen Gullivers gethan hat, ist daher eben so unnüz, als wenn man aus den Thieren bloße Maschinen machen will; und der Philosoph wird ohne Erröthen in den Handlungen des Elephanten, des Hundes, oder des Affen Funken des Verstandes bemerken, so wie er ohne Stolz die unermeßliche Ueberlegenheit des menschlichen Geistes fühlt, die ihm vielleicht nur die Sprache gab. Die Affen sind von jeher, vermuthlich wegen der Aehnlichkeit ihres körperlichen Baus mit dem unsrigen, vorzüglich gebraucht worden, um gehässige oder ungerechte Vergleichungen anzustellen; und wenn Linné aus ihnen eine zweyte Gattung von Menschen, den Nachtmenschen, machte, so hat es auch nicht an Naturkundigen gefehlt, die sie, in Ansehung der Vollkommenheit ihrer intellektuellen Kräfte, unter die meisten andern Thiere herabgesezt, und ihnen nichts als eine lächerliche Nachahmungssucht eingeräumt haben. Vielleicht steht der Affe weit unter dem Elephanten, vielleicht ist zwischen beyden nur der Unterschied des sanguinischen und des cholerischen Temperamentes, des leichtfertigen und des gravitätischen Ganges. Folgende Züge aus dem Charakter dieser zwey merkwürdigen Thiere, die wenigstens das Verdienst haben, daß sie zuverläßig sind, verdienen Aufmerksamkeit.

Am Ende des Winters 1808 kam ein weiblicher

Orang-Utang im Alter von eilf Monaten zu Paris an, und ward während eines halben Jahres von dem berühmten Naturforscher Cuvier mit philosophischem Auge beobachtet. Er hatte sein Vaterland Borneo im Alter von drey Monaten verlassen, und kam, neun Monate alt, in Spanien an, von wo er zu Lande nach Paris gebracht ward. Die Reise über die Pyrenäen, die schon so Manchem übel bekommen ist, kostete ihm einige erfrorene Finger, und zog ihm eine Erkältung zu, die einen bösartigen Husten zur Folge hatte, woran er nach fünf Monaten starb.

Der Orang-Utang besitzt eine große Leichtigkeit, die höchsten Bäume zu erklettern, und längs den Aesten von einem Baume zum andern zu laufen, so daß er, da er vorzüglich von Früchten lebt, in einem dichten Walde sein ganzes Leben zubringen kann, ohne je die Erde zu berühren; und dieß scheint auch wirklich seine Lebensart zu seyn: denn auf der Erde kann er nur mit Schwierigkeit und sehr langsam fortkommen, durch eine rutschende Bewegung auf allen Vieren; auf den Hinterfüßen geht er nur, wenn er an der einen Hand geführt wird. Er sitzt auf den Hüften mit untergeschlagenen Beinen, gerade wie die Orientaler; so daß man beynahe fragen möchte, wer es vom Andern gelernt habe. Auch seine Art zu liegen hat mit der unsrigen sehr viel Aehnlichkeit, er legt sich auf den Rücken oder auf die Seite, mit zurückgezogenen Beinen, und kreuzweise auf die Brust gelegten Armen. Auf seinem Lager deckte er sich gern warm zu, und maßte sich zu diesem Zweck Alles an, was ihm in die Hände fiel. Die Hände gebrauchte er zu allen Handlungen, fast wie der Mensch. — Sein Gesicht und Gehör war sehr scharf, aber die Musik hatte nicht den mindesten Reiz für ihn. Dieser Zug ist sehr merkwürdig, und unterscheidet den Affen nicht allein von dem Menschen, sondern auch von dem Elephanten und mehrern andern Thieren.

Er war sanft, äußerst gutthätig und gesellig, und die Beweise, die er denen, die mit ihm umgingen, von seiner Zärtlichkeit gab, bestanden in wahren Küssen. Seine Liebe zu seinem Herrn, dem Flott-Offizier Deeaen, war wirklich außerordentlich. Als er ihn eines Morgens, nach langem Suchen, noch im Bette antraf, warf er sich vor Freude auf ihn und umarmte ihn. Herr Deeaen hatte die Gewohnheit, ihn bey Tische selbst zu füttern, indem er ihn hinten auf seinen Stuhl klettern ließ. Eines Mittags, als der Affe die Entdeckung machte, daß der Stuhl seines abwesenden Herrn von einer andern Person eingenommen war, schlug er nicht allein, trotz seiner Gefräßigkeit, die ihm angebotenen Leckerbissen aus, sondern warf sich auf die Erde, schlug sich mit großem Geschrey den Kopf, und gab seinen Unwillen oder Kummer auf allerley Art zu erkennen. Es ist in der That schwer, in diesem Zuge eine wahre freundschaftliche Anhänglichkeit zu verkennen; so wie folgender Zug seine große Gutmüthigkeit beweist, durch welche die Affen sonst nicht sehr berühmt gewesen sind. Er hatte zwey kleine Katzen sehr lieb gewonnen, und trug sie gewöhnlich unter dem Arm oder auf dem Kopfe. Wenn sich nun die Katzen, die, wie es schien, weniger Zärtlichkeit für den Affen, als für ihre eigene Person hatten, aus Furcht zu fallen, mit den Klauen in seiner Haut festhielten, so litt er diese Schmerzen mit großer Geduld. Zwar besah er einmal ihre Tatzen sehr aufmerksam, und suchte die Krallen, wiewol nur mit den Fingern, um ihnen nicht wehe zu thun, auszuziehen; da dieß aber nicht gelang, so unterwarf er sich geduldig wieder dem vorigen Schmerze.

Alle seine Handlungen schienen zu beweisen, daß es ihm nicht an Nachdenken, oder an der Fähigkeit zu abstrahiren und die Ideen zu generalisiren, fehlte, daß er sogar, welches in seinem Alter noch merkwürdiger ist, auf die Zukunft dachte; dagegen von eigentlichem Instinkt sich weniger bey ihm zeigte, als bey anderen Thieren. Wenn er in heftigem Affekt war, so wälzte er sich an der Erde, stieß sich an den Kopf, und schrie, um Theilnahme zu erregen; von Zeit zu Zeit unterbrach er sich plötzlich, betrachtete die Umstehenden, und wenn er sah, daß seine tragische Wuth ohne Wirkung geblieben war, so fing er das Spiel von neuem an. Sein Mißfallen drückte er durch Kopfschütteln aus; und wenn man seinen Willen nicht erfüllte, so trotzte er wie ein unartiges Kind. — Bey Tische gebrauchte er, wie seine Mitgäste, Löffel, Gabeln u. s. w. Wenn er nicht damit fertig werden konnte, so nöthigte er seinen Nachbar, ihm zu helfen. — Er trank aus einem Glase, das er mit beyden Händen hielt: das ausgeleerte Glas setzte er mit Vorsicht auf den Tisch, und hielt seine Hand unter, wenn es schief stand. — Ehe er sich zu Bette legte, suchte er seine Decke, und wußte sie immer zu finden, wenn man sie auch noch so gut versteckt hatte. — Seine Geselligkeit ließ ihn allerley Mittel versuchen, zu der Gesellschaft zu kommen. Er stieg auf einen Stuhl neben der Thür des Gesellschaftszimmers, um das Schloß zu erreichen, und öffnete sich selbst die Thür. Als man einst den Stuhl weggeschoben hatte, damit er nicht zur Gesellschaft kommen sollte, sah man plötzlich die Thür sich öffnen, und den Affen von einem Stuhl herabsteigen, den er mit vieler Mühe herangeschoben hatte.

Es ist nicht zu läugnen, daß das obige Gemälde nicht zu verkennende Züge von Verstand und selbst Nachdenken enthält; allein es ist dabey immer etwas von Kinderey oder espiéglerie, und man vermißt den Ernst und den Charakter des Elephanten; oder vielmehr man sieht mit Vergnügen aus dem Kontrast, mit welcher Mannigfaltigkeit die Natur auch die Geisteskräfte der Thiere ausgetheilt hat. — Unter allen Beyspielen von der Klugheit des Elephanten, die man in hundert Büchern von Büffons Naturge-

schichte bis tausend und eine Nacht gesammelt findet, ist vielleicht keines, das den Verstand, die Gelehrigkeit und die Charakterstärke dieses edeln Thieres in höherem Grade beweiset, als das, was der Engländer Forbes als Augenzeuge erzählt.

Herr Forbes machte in Ostindien den Feldzug von 1775 gegen die Maratten mit, und reiste auf dem Rücken eines Elephanten, dem nur die Sprache zu fehlen schien, um es manchem Menschen gleich oder zuvor zu thun. Wenn Herr Forbes zeichnete, so stand der Elephant unbeweglich still. Wo Früchte am Wege standen, brach er den besten Zweig ab, reichte ihn, ohne etwas für sich zu nehmen, dem Führer, und dankte durch ein sanftes Gemurmel für den Antheil, den man ihm davon gab. Wenn ein Ast über dem Wege hing, der dem Kasten, in welchem der Reisende auf seinem Rücken saß, hinderlich seyn konnte, so brach er den Ast ab, und gebrauchte ihn als Fächer, um seinen Herrn abzukühlen und die Fliegen zu verscheuchen. — Die Elephanten in der englischen Armee erhielten, außer ihrer täglichen Kost an Blättern und Korn, eine Art Kuchen, in der Landessprache Mossaulla genannt, die aus Mehl, Butter, Zucker und Gewürzen gemacht werden, und diesen Thieren bey starken Märschen oder Arbeiten nothwendig sind, um sie bey Gesundheit und Kräften zu erhalten. Demunerachtet wurden die Elephanten der Armee mit jedem Tage magerer, und nach genauen Untersuchungen fand es sich, daß ihre Führer die Kuchen gestohlen und zu eigenem Gebrauche verwandt hatten. Es wurden nun eigene Aufseher angestellt, die zugegen seyn mußten, wenn die Elephanten gefüttert wurden; worauf sie sich dann auch bald erholten. Endlich entdeckte man, daß ihre Führer sie abgerichtet hatten, die Kuchen im Maule zu halten, ohne sie zu essen, und sie, nachdem die Aufseher sich entfernt hatten, ihren Führern unversehrt zurückzugeben, die sie sich dann wohl schmecken ließen, oder sie verkauften.

Wer erscheint hier im vortheilhafteren Lichte, das Thier oder sein Herr, der Mensch? Wenn man weiß, wie sehr die Elephanten diese Leckerbissen lieben, so wird man nicht weniger die Gelehrigkeit bewundern, die es den Führern möglich machte, sie in so kurzer Zeit in diesem Grade abzurichten, als die Stärke des Charakters und die Selbstbeherrschung, die es diesem edeln Thiere möglich machte, der so nahe liegenden Versuchung zu widerstehen, und seine Lieblingsspeise dem Führer gutwillig abzutreten. Man vergleiche damit manchen Menschen, dem eine Sache von Werth anvertraut ist, die er sich ohne Gefahr zueignen kann; oder einen Säufer, dem sein Herr oder die Sorge für die eigene Gesundheit den Branntwein verboten hat, und der sich plötzlich allein vor einer vollen Branntweinflasche versetzt findet!

Neueste Nachrichten aus Jerusalem.

(Beschluß.)

Am griechischen Charfreytag ging ich in der Absicht zur Kirche, die Nacht in derselben zuzubringen und alle Ceremonien zu sehen. Die türkische Wache an der Pforte war besonders strenge, und Niemand wurde hereingelassen, der nicht 25 Piaster, (etwa neun Gulden) bezahlte. Mein Firman, den ich vom Pascha hatte, schützte mich vor dieser Buße. Etwa um Mitternacht begann die Prozession, welche im höchsten Grad glänzend war. Alles war aufs herrlichste beleuchtet. Jeder trug sein Licht und zog zum Grabe. Nicht lange darauf, gegen Tagesanbruch, entstand ein furchtbarer Lärm in der Kirche. Ich trat auf die Gallerie, um zu sehen, was es wäre. Das Volk unten war in der größten Verwirrung. Viele trugen Andere auf dem Rücken um das Grab herum, Andere tanzten, klatschten die Hände zusammen und riefen: Das ist das Grab des Herrn. Andere stellten sich zu zwey und drey auf die Schultern; wieder Andere rannten wie Rasende um das Grab herum. Von wem sie nur immer glaubten, er habe Geld bey sich, den schleppten sie mit Gewalt und Ungestüm auf den Achseln in der Kirche umher, und zwangen ihm Geld ab. Das Ganze war eine der kläglichsten Scenen, die ich im Leben gesehen habe. So geht es jedes Jahr zu. Und nun kamen die Türken herbey und schlugen mit ihren langen Peitschen von allen Seiten auf die Christen hinein, um sie durch Streiche ein wenig zur Besinnung zu bringen. Doch genug hievon.

Von griechischen Pilgrimmen waren bey dem dießjährigen (1820) Ostrefeste ungefähr 1600. Die Meisten derselben sind geborne Griechen, die das Romanische reden. Die nächsten auf sie, der Zahl nach, folgen die Griechen aus Kleinasien, welche türkisch reden und lesen. Die dritte Klasse der Griechen sind Russen, die vierte und fünfte Wallachen und Bulgaren. Nur sehr wenige von diesen können lesen.

Die armenischen Wallfahrer belaufen sich dieses Jahr auf 1300. Die Meisten von ihnen sind aus Anatolien und sprechen türkisch. Nur wenige von ihnen können lesen. Im armenischen Kloster fand ich auch einen Pilger aus Kalkutta. Er erzählte mir, daß kürzlich von Echmiazin ein Erzbischof, ein Bischof und ein Priester nach Kalkutta gereist sind, um drey Jahre lang ihre Studien zu treiben, und nach ihrer Rückkehr eine theologische Schule zu errichten.

Ich bin mit den Pilgrimmen am Flusse Jordan gewesen. Schon am frühen Morgen waren die Straßen der Stadt mit Menschen angefüllt, die dem Thore zueilten, wo sich die große Caravane sammelte. Der Auftritt war ungemein lebhaft. Der Weg führte den Berg Moriah hinab ins Thal Josaphat an der Seite des Oelberges hin. Nach etwa drey Viertelstunden erreichten wir Bethanien,

ein nunmehr sehr armseliges Dörfchen. Von da an gings tiefer in's Thal hinab. Der Anblick der Pilger und der ungeheure Zug von Pferden und Kameelen war sehr malerisch. Das Ganze bildete einen Zug von beyläufig 2300 Menschen. Das Land, durch das wir zogen, war über die Maßen öde und verwüstet. Endlich kamen wir in's Thal Jericho. Mitten auf dieser Ebene liegt ein großer grüner Erdstrich, gleich einer Oase in der Sandwüste, und hier steht in Bäumen eingehüllt das zerfallene Jericho mit seinen Leimhütten. Hinter dem Dorfe schlug die Caravane in bunter Mischung ihr Lager auf. Ein Maler würde hier einen anziehenden Stoff für ein Gemälde gefunden haben. Gruppen von Türken, Arabern, Griechen, Armeniern, Kopten, Syrern, Menschen aus allem Volke unter dem Himmel im verschiedensten Kostüm unter den Palmen Jerichos neben ihren Kameelen ruhend. Bey Fackelschein ging der Zug am frühesten Morgen nach dem Jordan, und kaum war die Sonne aufgegangen, als wir den Fluß erreichten. In wenigen Augenblicken waren Männer und Weiber und Kinder im Wasser, um sich zu baden. Viele derselben waren damit beschäftigt, die Leinenkleider, die sie in den Sarg einst mitnehmen, zu waschen und zu weihen. Der Jordan ist hier ungemein schön, etwa zwanzig Klafter breit und von beyden Seiten beschattet. Nach dem Baden brach Jeder einen Zweig von den Bäumen und Alle zogen unter lauten Gesängen wieder nach Jerusalem.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Jun.

Dießmal ist am 6. Junius der Jahrstag, an welchem der junge Studierende Lallemand erschossen wurde, von den Studenten der Rechts- und der Medizin-Schule ohne Einhauen der Gensd'armerie zu Pferde und ohne andere gewaltsame Auftritte vorbeygegangen, die freylich in den vorigen Jahren jedesmal zum Nachtheil der Studenten ausgefallen waren. Zwar hatten sie auch dieses Jahr den Vorsatz, eine gemeinschaftliche Wallfahrt zum Grabe ihres ehemaligen Mitgefährten zu halten, allein da sie im voraus wußten, daß die ganze Polizey auf den Beinen seyn würde, um sie daran zu verhindern, und daß man bey der geringsten Bewegung sich einiger unter ihnen bemächtigen würde, um sie vor Gericht zu schleppen, so haben sie ihren Entschluß von selbst auf, und begnügten sich damit, das Andenken des unglücklichen Jünglings in der Stille zu feyern. Die Polizey ist so ängstlich geworden, daß sie sogar nicht einmal hatte erlauben wollen, den Jahrstag des Todes des Abbé Sicard auf dessen Grabe feyerlich zu begehen, wie es der Vorsatz einer Gesellschaft von Gelehrten gewesen war, die deßhalb durch ein Circularschreiben den andern Gelehrten in Paris Nachricht von ihrem Vorhaben gegeben hatten. Diejenigen, welche diesem Aufrufe folgend, den guten Sicard durch diese Gedächtnißfeyer ehren wollten und sich deßhalb am bestimmten Tage zur Ruhestätte P. Lachaise begeben hatten, fanden daselbst ein Verbot des Polizeypräfekten, sich zu versammeln, angeschlagen, und am Eingange gebehrdete sich ein Briochenhändler äußerst ungehalten, weil er, auf eine große Versammlung rechnend, sich mit einem bedeutenden Vorrathe seiner Waare versehen hatte, und sich nun durch die Polizey in seiner Spekulation betrogen sah. Der Zorn des Briochenverkäufers verscheuchte beynahe den Mißmuth der Gelehrten, welche vergeblich den weiten Weg zum Gottesacker angetreten hatten. Solcher kleinlichen Begebenheiten ließen sich mehrere anführen, wie denn überhaupt alles hier ins Kleinliche zu fallen, oder sich dazu hinzuneigen scheint, Schauspiel, Dichtkunst, Politzey, Erziehung u. s. w. Die Pariser Chronik kann daher auch nichts weiter thun, als die unter diesem großen Ameisenhaufen vorfallenden kleinlichen Geschichten kurz aufzuzeichnen, bis daß etwas Größeres wieder an die Tagesordnung kömmt. Am Jahrestage der Rückkunft des Königs war die wichtige Frage in Paris, ob der König einem Feste, das ihm zu Ehren von Madame Du Cayla im Schlosse St. Ouen sollte gegeben werden, beywohnen würde. Die ministeriellen Zeitungen kündigten es an; da bisher der König nie bey einer Privatperson zu einem Feste eingekehrt ist und dieses auch wider die alte Etikette des französischen Hofes seyn soll, so war diese Nachricht bey Ermanglung wichtigerer Dinge etwas sehr auffallendes für die Pariser. Madame Du Cayla hat das Schloß St. Ouen vom Könige zum Geschenk bekommen; auch dieses ist etwas Außerordentliches für die Pariser Gesellschaften gewesen. Das angekündigte Fest wurde hin und wieder besprochen und beglossirt. Die Zeitungen hatten behauptet, der König würde sich am Abende vor dem Feste nach dem Schlosse begeben, die Nacht dort zubringen und erst am folgenden Tage zurückkommen. Allein der ganze Plan wurde aufgegeben, entweder weil die Leute zu viel darüber gesprochen hatten, oder weil man es aus andern Rücksichten so für gut befunden hatte, und Madame Du Cayla gab ihr Fest ohne das Beyseyn der hohen Person, welche dasselbe veranlaßt hatte. Dann kamen andere Kleinigkeiten. Es wurde in den Zeitungen über Casimir Lavigne hin und her gestritten und sogar der langblättrige Moniteur mischte sich in diesen unbedeutenden Streit. Der junge Dichter hatte unter Pasquiers Ministerium eine jener unnützen Stellen erhalten, welche die Minister gern zu Gunsten ihrer Protégés beybehalten. Er war nämlich Bibliothekar am Justizministerium geworden; das Komische bey der Sache war, daß man nicht einmal weiß, ob eine Bibliothek bey jenem Ministerium vorhanden ist. Die ministeriellen Blätter, die es doch wissen müssen, behaupten, es sey zwar ein Bibliothek-Saal mit Bücherschränken da; allein in diesem Saale werde Billard gespielt, was denn freylich keinen Musensitz andeutet. Es mag seyn, daß eine Bibliothek anfangs angelegt war, vermuthlich aber hatte irgend ein Minister, der sich lieber mit Billardkugeln als mit Büchern erholen mochte, die Schränke bestanden und den Bibliothekar zu Hause bleiben lassen. Die Stelle war also eine pöbliar Sinecure, wie es deren leider so viele in Frankreich, England, Deutschland und anderswo gibt. Allein so lange eine Nation zu solcher Verschwendung das Geld hergeben soll, ist es doch noch immer besser, daß es einem verdienstvollen Schriftsteller als einem gehirnlosen Schmeichler zu gute kömmt. Nun hätte sich allenfalls Casimir Lavigne auch schon mit seinem Dichtertalente durchhelfen können; und vielleicht hätte er besser gethan, sich auf seine eignen Kräfte zu verlassen; aber eine fixe Zulage mochte ihm wohl nicht unlieb seyn, zumal, da es der Polizey eingefallen war, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, die Vorstellungen seines Trauerspiels die Sizilianische Vesper einstweilen zu verhindern. Die jetzigen Machthaber hatten sich entweder ungeschickt benommen, um den jungen Dichter in ihren Sold zu bekommen, wie sie es mit so manchen andern gemacht haben, oder der bereits von der Volksgunst unterstützte Dichter hatte ihre Anträge verschmäht, und sich vorgesetzt, frey und unabhängig zu bleiben; genug, nach dem Grundsatze, wer nicht für uns ist, ist wider uns, wurde Casimir Lavigne seiner Stelle beraubt, und ihm blieb nichts weiter übrig als sein Dichtertalent. (Der Beschluß folgt.)

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Juli 1823.

Die Welt liegt vor dir; sey ein Schurke und mache dein Glück.

Churchhill.

Wie man sich in Persien emporhebt *).

In einer Stadt im Irak lebte Allaverdi, welcher, weit entfernt, seinen Namen (Gott gesandt) Ehre zu machen, ein wahrer Bote des Teufels zu seyn schien, um seiner armen überzärtlichen Mutter und der ganzen Nachbarschaft zur Plage zu leben. Das einförmige Leben bey seiner Mutter ward ihm bald lästig, und er ließ sich täglich seltener dort sehen; und obgleich eben alt genug, um aus dem Frauen-Zimmer in die Gesellschaft der Männer zugelassen zu werden, brachte er seine Zeit in der Nähe der Bazaars und Karavanserein zu, wo er durch das Ausrichten kleiner Aufträge für Kaufleute und Reisende dann und wann ein paar Geldstücke auflas. Selten kam er nach Hause, ohne etwas mitzubringen, das er zu seinem Vorrathe legen konnte; der Gewinn von dem, was man ihm für seine geleisteten Dienste gab, nicht selten aber auch von dem, was er von den Waaren gestohlen, die man ihm zum Packen anvertraut. Einige Entdeckungen dieser letztern Gattung, und die darauf erfolgten Strafen, verminderten das Zutrauen, das man in ihn gesetzt hatte, und oft blieb er Tage lang unbeschäftigt; da er sich aber innerhalb einiger Jahre einen ziemlichen Vorrath von Geld und Waaren gesammelt hatte, und seiner Mutter Haus ihm immer offen stand, kümmerte ihn dieses wenig. Er ergab sich jetzt mehr dem Spiel und der Unterhaltung, als ehemals. Er war nun in dem Alter, wo das Blut schneller fließt, und das Herz in der Erwartung noch ungeprüfter Genüsse höher schlägt; wenn die Einbildungskraft eines Persers Blumen und Juwelen auf den Pfad der Schönheit streuet, und die nackten Felsen und wüsten Ebenen seines armen, verödeten Vaterlandes mit Lustwäldern, Springbrunnen und reichen und glücklichen Bewohnern bedeckt. Allaverdi zeigte sich jetzt häufiger in seiner eigenen Nachbarschaft, gewöhnlich mit einem Falken auf der Faust, und von dem Falkner eines benachbarten Khans begleitet, der ihm die Behandlungsart dieses Vogels lehrte. Eine andere seiner Lieblingsbeschäftigungen war das Abrichten von Brieftauben, welches bey mehrern Ehemännern aus der Nachbarschaft die ernsthaftesten Besorgnisse erregte, und häufige, obgleich nutzlose Klagen vor die Mutter brachte, welche nach und nach bey dem verzogenen Söhnlein alles Ansehen verloren hatte. Wann er seine Tauben so auf dem flachen Dache seines Hauses übte, so geschah es oft, daß die jüngern auf die benachbarten Dächer hinflatterten, dann mußte er ihnen über Mauern und Dächer seiner Nachbarn nachklettern, wobey er es sich nicht versagen konnte, einen Blick auf deren Weiber und Töchter zu werfen, welche er in den Höfen beschäftigt fand. Eine höfliche Frage nach seinen Vögeln benachrichtigte eine einsame junge Schönheit von seinem Daseyn und seiner Ansicht; ein bald unterdrücktes Lachen und ein sanfter Wink, sich zu entfernen, gab der ganzen Gesellschaft das Zeichen, daß sie Jemand überblicke; indessen wurden die Schleyer selten eng zusammengezogen oder befestigt, wenn das bartlose Gesicht und die zierliche Ge-

*) Aus dem London Magazine.

ſtalt des kühnen Kletterers ſich zeigte, und ein eifriges Flüſtern, ein verſtohlner Blick und bedeutungsvolles Lachen ihm ihre Vergebung für die gegenwärtige Zudringlichkeit zuſicherten, und ihm keinen Zweifel ließen, daß ein anderer Beſuch eben ſo ſehr geduldet werden würde, ſollten ſeine Geſchäfte ihn wieder des Weges bringen: ſah er aber eine ältliche Dame in der Nähe, ſo zeigte ſein ſchneller Rückzug, wie heilig ihm die Geheimniſſe des Harem Khonar ſeyen.

Eines Tages mußte er ſeinen Lieblingen auf eine große Entfernung folgen, und fand ſie endlich über einem Haufen indiſchen Kornes beſchäftigt, das man zum Trocknen ausgelegt. Kaum hatte er ſie wieder im Beſitz, als er bemerkte, daß ſein Rufen auch die Aufmerkſamkeit Anderer, nebſt ſeiner Tauben, erregt hatte — ein äußerſt hübſches weibliches Geſicht blickte eben über die Schutzmauern und verſchwand. Allaverdi blickte ſchüchtern in den Hof hinab, um die Gelegenheit zu erſpähen, und freute ſich, die liebliche Schöne ganz allein darin zu ſehen, mit den Blicken auf die Stelle geheftet, wo er ſich befand. Dießmal konnte er nicht nach ſeinen Tauben fragen, denn die hatte er ſchon; aber mit etwas mußte er doch ſeine Gegenwart entſchuldigen; er fing alſo eine Rede im beſten Geſchmack an, welche er hie und da mit einem arabiſchen Vers durchflocht, die weder er noch ſeine Zuhörerin verſtand; da aber der Mirza, von dem er ſie lernte, dieſelben bey ähnlichen Gelegenheiten gebraucht hatte, ſo ſchloß er, ſie müßten ja paſſend ſeyn. Während ſeiner Rede, welche gut aufgenommen ward, hatte er Zeit, die Perſon, an die ſie gerichtet war, zu betrachten und zu bewundern; ſie war von mittlerer Statur und jung, ihr niedlich geflochtenes ſchwarzes Haar hing in vollen Flechten über ihren Rücken und ihre Schultern hinab; vorn brachen zwey große Locken unter dem Turban hervor und flogen auf beyde Seiten ihres ſtark geſchminkten Geſichts; ihre Wimpern und die Ränder der Augenlieder glänzten von der ſchwärzeſten Farbe, welche pulveriſirtes Antimonium nur zu geben vermag; ein leichter Schatten von derſelben dunkeln Farbe goß ſich über den obern Theil des Geſichts unter den Augen, und bildete einen äußerſt angenehmen Abſtich mit ihren pomeranzenfarbigen Fingern und Nägeln, die ſie, wie einen durchſichtigen Fächer, vorhielt; ihr lächelnder Mund glich einem halbgeöffneten Korallenkäſtchen, aus dem der enthaltene Perlenſchatz hervorſchimmerte. Eine kurze Tunika von abgeſchoſſenem grünen Sammt, mit alten goldnen Treſſen beſetzt, welche durch eine ſchwere ſilberne Spange um den Leib befeſtigt, am Buſen aber offen war, um das roth ſeidene, dicht um den Hals zugeknöpfte, Hemd zu zeigen, verdeckte nur zum Theil ihre gewürfelten baumwollenen Beinkleider, welche, mit kurzen ſonderbar gewirkten Strümpfen und grünen Pantoffeln, die Hauptbeile ihres Anzugs bildeten. Ueberdieß trug ſie um die Stirne ein Band mit großen Goldſtücken, und Hals- und Armbänder von holländiſchen Dukaten. Allaverdi war wie angezaubert, bis die Schöne ihn mit den ſüßeſten Worten einlud, die Leiter hinab in ihren Hof zu ſteigen, und durch denſelben den Rückweg zu nehmen, weil ſie es für gefährlich hielt, daß er, mit ſeinen Tauben belaſtet, auf den Dächern zurückkehren ſollte. Voll Erſtaunen über die Herablaſſung dieſer Vollkommenheit der Vortrefflichkeit, wie er ſie artig nannte, gehorchte Allaverdi und ſtieg hinab. Jezt ſtanden ſie Beyde auf demſelben Boden: kaum aber hatte ſein Fuß die Erde berührt, als er ſich plözlich der Gefahr erinnerte, worin er ſchwebte, ſollten ihn die Männer der Familie hier entdecken, und vor dieſer Furcht entſchwand der Zauber, der ihn gefeſſelt hielt.

Maria (ſo hieß die junge Schöne) bemerkte ſeine Verwirrung, und eilte, ſeine Furcht durch die Erklärung zu verſcheuchen, daß ſie eine Wittwe, Gebieterin ihres eigenen Hauſes und eine Armenierin ſey, wie ſchon ihre Kleidung anzeigte; ihr Gatte ſey ein engliſcher Korporal geweſen, der mit dem Geſandten ins Land gekommen, und ſeitdem in Oſtindien geſtorben wäre. Allaverdi, ſo ermuntert, fiel aufs neue in ſeinen Komplimententon zurück, folgte ſeiner lieblichen Wirthin ins Haus, und ſchlürfte, mit einem Gebet für ihr Wohlſeyn, den großen Becher Wein aus, den ſie ihm aufdrang. Im ferneren Geſpräch zeigte es ſich, daß ſeiner Mutter Baſe mit ihrer Großmutter, obgleich von verſchiedener Religion, auf dem vertraulichſten Fuße gelebt hatten. Um dieſe Familienfreundſchaft zu erneuern, lud ihn Maria zum Abendeſſen ein, wo ihr Bruder, wie ſie ſich überzeugt fühlte, aus Achtung gegen die geliebte Großmutter, ihn gewiß aufs Freundlichſte empfangen würde. Es bedurfte keiner großen Ueberredungskunſt, ihn zur Annahme der Einladung zu beſtimmen, und ſie trennten ſich mit dem Verſprechen des baldigen Wiederſehens.

Allaverdi fand das ganze Abenteuer freylich ſonderbar, es ſchien nicht Alles mit der Geſchichte des Dämchens ſo ganz richtig zu ſeyn, dennoch war er entſchloſſen, der Auflöſung des Räthſels entgegenzugehen, auf jeden Fall aber ſeiner Mutter nichts davon zu ſagen, welche es als das höchſte Vergehen angeſehen haben würde, daß er mit Chriſten eſſen und Wein trinken ſollte. Mit Ungeduld ſah er der Herannäherung des Abends entgegen, und kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, als er ſich zu der Wohnung der gaſtfreundlichen Maria auf den Weg begab. Als er hineintrat, fand er ſie im tiefen Geſpräch mit ihrem Bruder begriffen, der, zu ſeinem Erſtaunen, mehr einem Kurden von mittlern Jahren, als einem Armenier und dem Bruder der jungen Maria ähnlich ſah. Indeſſen wurde er von Beyden wohl aufgenommen, und ihm der Ehrenplatz neben drey oder vier andern Gäſten angewieſen, welche das Anſehen von unternehmenden jungen Männern hatten, die ihr Glas

Arak vor dem Essen mit der Entschlossenheit eines Christen einschlürften, obgleich ihre glänzende Kleidung und reichen Dolche, die sie in den Gürteln trugen, sie als Muselmänner ankündigten. Allaverdi war kein strenger Beobachter der Enthaltsamkeitsgesetze des Korans, und ergab sich willig in den fröhlichen Sinn der Gesellschaft; ohne Bedenken schlürfte er den Becher des verbotenen Getränkes, mit Vergnügen horchte er den glühenden Beschreibungen ihrer Gelage in den Städten und ihrer abenteuerlichen Thaten im Gebirge — welche sich alle mit Vortheil und Gewinn für sie endigten, und seufzte, daß er die Gaben, die sie in ihm lobten, so lange vernachlässigt hatte. Sie priesen seinen aufstrebenden Sinn, und hofften, daß er sich eines Tages als einen ausgezeichneten Mann bey ihnen in den schwarzen Gezelten zeigen werde. Er wollte eben um nähere Erklärung fragen, als das Essen aufgetragen wurde und ihn unterbrach. Nie hatte er einem solchen Mahle beygewohnt, das ihm fürstlich dünkte, und er glaubte sich in einem süßen Traume, und eine Houri des Paradieses vor sich zu sehen, als die göttliche Maria ihm den Becher des herrlichen Weines kredenzte. Nach Tisch ward ein prachtvolles Kaleron vor ihn gestellt, aus dessen Pfeife er den Rauch des köstlichsten Schiraztabak einschlürfte, welcher, von seinem Durchgang durch kühles Rosenwasser, äußerst erfrischend war. So beschäftigt versank er in die angenehmsten Träumereyen, als ihn der Schall des Gourka und der Eintritt eines tanzenden Knaben aus dem innern Zimmer, weckte, welcher sich mit langsamen Schritten bewegte, während er sein lang herabhängendes Haar sanft schüttelte. Allaverdi erklärte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als Maria plötzlich ein kleines Tambourin ergriff, sich in eine der reizendsten Stellungen warf und lächelnd vor ihm stand, und mit einem langen Wirbel, den sie auf dem Instrumente schlug, seine Aufmerksamkeit erregte. Dann stellte sie einen Tanz vor, welcher aus einer Reihe von Geberden bestand, wobey sie sich kaum von der Stelle bewegte, auf welcher sie angefangen hatte: am Schlusse ließ sie das Tambourin künstlich auf einer Hand tanzen, während sie zierlich mit der andern ihren Gästen ein Lebewohl zuwinkte, und ins innere Gemach verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ehrenrettung.

In der diesigen Spener'schen Zeitung vom 15ten d. M. befindet sich eine geschickte Erzählung der Unannehmlichkeiten, welche Madame Stich zu bestehen hatte, als sie, nach einem allbekannten Familienereignisse, zum Erstenmale die Bühne betrat. In dieser wohlwollenden Erzählung soll Madame Stich dadurch getröstet werden, daß öffentlich behauptet wird, es habe einstmals die größte Schauspielerin Deutschlands, die Unzelmann, auf dieselbe Weise dem Publikum gegenüber gestanden, wie jüngst Madame Stich. So gern man nun der Gemißhandelten jeden unschuldigen Trost gönnt, so müssen sich doch die unterzeichneten Freunde der verstorbenen Meisterin gegen diese Parallele eben so laut erklären, als sie öffentlich angestellt wurde. Madame Unzelmann hat nur zweymal während ihres hiesigen Künstlerlebens Mißfallen vom Publikum erfahren; einmal, als sie von einer Reise aus dem Töplitzer Bade zurückkam und in Armuth und Edelsinn auftrat, pochten einige Privatfeinde aus Ursachen, die nie bekannt wurden; späterhin mußte sie öffentliche Abbitte thun, weil Mutterliebe sie hingerissen hatte, die Achtung zu vergessen, die man einer großen Versammlung immer schuldig ist — niemals aber ist ihr, um uns gelinde auszudrücken, das Unglück widerfahren, daß eine wahre oder entstellte Geschichte ihres Privatlebens in allen öffentlichen Blättern erschien, niemals mußte sie selbst, ob einer solchen Geschichte, vor dem Untersuchungsrichter erscheinen; nie ist Blut um sie geflossen! Daher erklären wir uns bestimmt und ernst gegen jenen unpassenden und schmerzlichen Vergleich, dessen Madame Stich in dem reinen Bewußtseyn ihrer Unschuld durchaus nicht bedarf. Dagegen aber erklären wir uns nicht, daß, nach der Ansicht des Spener'schen Referenten, die 27jährige Madame Stich als Künstlerin mehr leiste, als die berühmte Unzelmann in diesem Alter vermochte, denn eine Erklärung gegen diese willkürliche Behauptung hieße diese Ehrenrettung mit einer Beleidigung gegen die große Meisterin schließen.

Berlin, am 17. Mai 1823.

Im Namen mehrerer Freunde und Verehrer der verstorbenen Unzelmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Jun.

(Beschluß.)

Es standen nun gleich eine Menge Freunde auf, die sich in den Tagesblättern über die Absetzung des La Bigne, welche sie eine kleinliche Rache nannten, beschwerten. Die besoldeten Blätter erwiederten dagegen, die Stelle wäre aus Sparsamkeit abgeschafft worden, da sie völlig unnütz sey; dagegen wurde dann wieder eingewendet, es sey doch lächerlich, bey so manchen verschwenderischen Ausgaben auf eine so geringfügige Sparsamkeit gefallen zu seyn. Der Herzog von Orleans machte dem Streite dadurch ein Ende, daß er den abgesetzten Dichter zu seinem eigenen Bibliothekar machte, wenigstens dem Titel nach; allein bald wäre der Streit von Neuem begonnen, denn nun wollten die Ultrablätter dem Herzog sogar zu Leibe, daß er die Kühnheit gehabt habe, einen bey den Ministern in Ungnade gefallenen Schriftsteller in seinen Schutz zu nehmen. Dieser Ausfall, der einen hohen Grad von niedriger Knechtschaft ankündigte, wurde von den konstitutionellen Blättern mit Würde zurückgewiesen. Den Ultrajournalisten muß man das Zeugniß geben, daß sie das Herz immer auf der Zunge haben, und nie etwas verhehlen können, obschon sie durch ihr verlautes Herausplatzen oft in die lächerlichsten Widersprüche fallen. So z. B. war noch vor einigen Jahren Mina ihr Hauptheld, weil er Bonaparte in Spanien so viel zu schaffen gemacht hatte. Nun aber, da dieser schlaue Anführer ihrem Liebling Donnadieu eben so mitspielt, wie zuvor dem Kaiser, und ihn in Katalonien herumführt, sind sie auf Mina so gewaltig böse geworden, daß sie ihn nicht anders schildern als wie einen Räuberhauptmann. Obschon es bereits ein halb Dutzend solcher Blätter gibt, welche bey jedem

Sonnenaufgange zu Gunſten der Finſterniß und Sklaverey ſprechen, ſo iſt ihre Anzahl doch ſo eben mit einem neuen vermehrt worden. dem Oriflamme, das der Buchhändler Dentu herausgibt, als Fortſetzung ſeines Regulateur, wegen welches er neulich, wie ich zur Zeit gemeldet habe, einen Prozeß zu beſtehen hatte, den er aber gewonnen hat. Dieſes neue Blatt hatte ſich vor ſeinem Erſcheinen alſo angekündigt: „Der ruhmvollen Fahne getreu, worunter wir zu ſtreiten uns vornehmen, werden wir uns weder durch Glücksumſtände, noch durch verführeriſche Gunſt von unſerm Wege abführen laſſen; denn um die Beſtechung abzuweiſen, haben wir die Unbeſtechlichkeit und die Ehre als Wächterinnen neben uns geſtellt. Unſre Feder wird frey bleiben; aber dieſe Freyheit ſoll nicht die Verwegenheit derjenigen, die ſich ausſchließlich zu Vertheidigern derſelben aufwerfen, haben. Die Freyheit der Royaliſten kann mit der Ausgelaſſenheit der Revolutionairs nichts gemein haben. Zwar freymüthig, aber anſtändig werden wir uns ausdrücken; zwar muthig, aber zurückhaltend werden wir ſeyn. Berühmtheit werden wir nicht durch Lärm, glücklichen Erfolg nicht durch Aergerniß, Triumph nicht durch Beleidigungen zu erwerben ſuchen. Krieg gegen Grundſätze, Achtung gegen Perſonen! Sollte dann und wann ein lächerlicher Zug uns veranlaſſen, die Waffe des Scherzes zu ergreifen, ſo werden unſre Epigramme doch nie verwunden, und unſre Luſtigkeit nie in Poſſen ausarten. Sogar in der Hitze der Erörterung werden wir den höflichen, den Franzoſen ſo wohl anſtehenden Ton beyzubehalten ſuchen, gleichwie die Kämpfer des Alterthums, welche, ehe ſie auf den Kampfplatz traten, einige Wohlgerüche in den Olivenſaft goſſen, womit ſie ihre Glieder ſalbten. Ohne Zweifel wird man fragen, an welcher Stelle in den Kammern wir unſer Oriflamme aufpflanzen werden; an der Spitze der rechten Seite oder blos auf der rechten? Wir müſſen antworten: Ueberall, wo wir Vernunft, Gerechtigkeit und Treue vorfinden werden, ſogar auf der linken, wenn ſich durch einen glücklichen Zufall dieſe Tugenden daſelbſt zuweilen vorfinden könnten. Unſre Fahne gehört uns zu; wir dienen als Freywillige, und unſre einzigen Führer ſind das Gewiſſen und die Ehre. Alſo Muth und Treue immer; Geiſt und Talent ſo oft wir können.“ Das lautet nun freylich ſehr erbaulich; allein man weiß ſchon, was dergleichen Ankündigungen und Verſprechen deuten. Kaum iſt auch die alte Oriflamme aufgeſteckt worden, ſo haben die unter demſelben ſich ſtellenden Journaliſten angefangen, auf den Freyſinn und die Freyſinnigen loszuziehen, und von der verſprochenen Urbanität, Mäßigung und Gewiſſenhaftigkeit iſt bisher noch keine Rede geweſen, deſto öfterer aber von den Vorzügen des Obſcurantismus und den Herrlichkeiten der uneingeſchränkten Gewalt. Ein Blatt ähnlicher Art, La Foudre, war aus einem wöchentlichen ein Tagesblatt geworden; allein es muß das Unternehmen, alle Tage auf die Liberalen zu ſchimpfen, doch wohl allzu ermüdend gefunden haben; es hat daher das tägliche Donnerwetter eingeſtellt, und ſchlägt wieder wöchentlich ein, wie zuvor, ohne daß jedoch ſeine Gewitter großes Aufſehen erregen, noch die Leute, worauf ſie fallen, zu verletzen im Stande wäre. Mit der periodiſchen Litteratur ſieht es in Paris ſehr veränderlich aus: die Zeitſchriften entſtehen und vergehen, zum Theil ohne daß man es wahrnimmt. Es ſcheint ein höhern Orts angenommenes Syſtem zu ſeyn, die völlig unabhängigen und mit Energie ſich ausdrückenden Schriftſteller ſo lange zu hetzen, bis ſie der Wunſch nach Ruhe endlich zwingt, ihre Feder niederzulegen. Die Popularität der Schriftſteller kann dadurch nicht verhindert werden: im Gegentheile wird ſie durch ſolche Verfolgungen nur noch vermehrt; allein man bringt ſie doch zum Schweigen, und das iſt es eben, worauf man abzielt. Für einige, bereits berühmte, Schriftſteller wird die Verfolgung ein wahrer Triumph; Jouy und Jay haben aus ihrer einmonatlichen Verhaftung im St. Pelagiegefängniſſe mehr Ruhm gezogen, als wenn ſie in ihrem Zimmer geblieben wären. Mit Beſuchen waren ſie überhäuft; die liberalen Blätter zogen beſtändig die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſie hin; ein feyerliches Gaſtmahl wurde bey ihrer Entlaſſung gegeben. Jay hatte aus ſeinem Verhafte in einem Zeitblatte geſchrieben, erſt ſeitdem man ihn verhaftet habe, erkenne er den wahren Werth der Freyheit, und wenn er ſie vorhin verehrt habe, ſo bete er ſie nun an. Die beyden Freunde benuzten ihren Aufenthalt in St. Pelagie dazu, die Gebräuche und Gewohnheiten daſelbſt und die merkwürdigſten Verhafteten zu beobachten, und darüber eine Schrift herauszugeben, welche natürlich nicht fehlen kann, ſtark geleſen und abgeſetzt zu werden. Ich wüßte wahrlich nicht, was man dabey gewonnen hat, ſie um einiger Ausdrücke willen in einem biographiſchen Wörterbuche von einem Gerichte verurtheilen zu laſſen; die vielen Beweiſe von Theilnahme, die ſie erhalten haben, und das Anſehen, das ihnen die Verfolgung beym Publikum gibt, mag ihnen wohl die Verhaftung ziemlich verſüßt haben. Magallon, der in ſeinem „Album“ das Gegenpart der heftigen Ultrablätter lieferte, und eben ſo heftig gegen die Obſcuranten loszog, als dieſe wider die Freyſinnigen eifern, iſt freylich viel härter behandelt worden. Alle Zeitungen, die unabhängigen, verſteht ſich, haben ſich ſein Schickſal zu Herzen genommen, und die unverdiente, ausgeſuchte, man möchte ſagen, raffinirte Härte gerügt, womit dieſer junge Mann behandelt worden iſt. Des Grafen Delaborde Briefe, welcher als Mitglied der Kommiſſion zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen, Zutritt zu ihm hatte, haben das Publikum ſo gerührt, daß die öffentliche Meinung ſich bald entſchieden ausſprach, und die Machthaber ſelbſt nachgeben, und ihre Härte wider den jungen Gefangenen bedeutend mildern mußten. Dieß beweiſt, wie heilſam die Publizität und der freymüthige Eifer für die gerechte Sache wirken kann. Hätte Niemand es gewagt, den beklagenswerthen Zuſtand des jungen Schriftſtellers mit eigenen Augen zu unterſuchen; hätten ſich nicht von allen Seiten Stimmen zu ſeinen Gunſten in den Tagesblättern erhoben, ſo würde er noch länger im Dunkeln mißhandelt worden ſeyn; mancher andere Verfolgte würde vielleicht auf eben dieſe Art in's Unglück verſtoßen worden ſeyn. Jezt aber wird Scham und Furcht vor unangenehmer Publizität zuweilen die Machthaber abhalten, ihren Zorn gegen freymüthige Schriftſteller allzu hart auszulaſſen. Andererſeits legten jene Verfolgungen den Journaliſten großen Zwang auf, da nicht alle ſich der Gefahr ausſetzen mögen, wie Magallon, an einen kräftigen Miſſethäter angebunden, nach Poiſſy geſchleppt, und dort zu Handarbeiten angehalten zu werden, und da nicht Alle ſo hoch in Anſehen ſtehen, als Martainville, der Ultrajournaliſt, welcher ein Gehalt oder einen Sold — wie man's nennen will — von zehn bis zwölftauſend Franken für ſeine Journalarbeiten bezieht, und als er neulich von der Pairskammer zu einem Monat Verhaft verurtheilt worden war, die Erlaubniß bekam, dieſe Strafe im Tivolihôtel auszuhalten, welches wahrlich eher eine Luſtpartie als eine Strafe zu nennen war. — Von theatraliſchen Neuigkeiten wüßte ich eben nichts Erhebliches zu nennen. Den meiſten Zulauf hat gegenwärtig ein junger grotesker Tänzer Namens Mazurier, der gerade ſo tanzt, wie die am Faden gezogenen hölzernen Hanswurſte, und in der Ferne ſollte man ihn wirklich zuweilen für eine hölzerne Figur halten, deren Glieder blos mit Draht zuſammenhängen. Da läuft nun ganz Paris, um deſſen Bocksſprünge und ſonderbaren Bewegungen zu ſehen. Doch auch anderswo, meint ein Journaliſt, könne man Leute genug ſehen, die ſich ſo geberden, als ob ſie am Faden gezogen würden.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 53

Nro. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5 Juli 1823.

Das Wort iſt nichts, der Sinn iſt viel.
Wort ohne Sinn iſt Narrenſpiel.
Immermann.

Perſiſche Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

VIII.

Den Fuchs hielt die Hyäne
In Klauen feſt gepackt,
Die mörderiſchen Zähne
Ins Fell ihm eingehackt;
Da ſprach, ſie zu verſöhnen,
Der Fuchs mit Schmeichelẗönen:

O großmuthvoller Leue,
O ſtarker Leopard,
O Panthertdier voll Treue,
O Tiger edler Art,
O Hort der Gnad' und Milde,
O königlich Gebilde!

O wolleſt doch verſchonen
Ein armes Thierlein mich,
Und mir die Ehrfurcht lohnen,
Die ſtets ich trug für dich,
Von meinem Fell, dem grauen,
Zurücke ziehn die Klauen!

Ein Handvoll Haar und Knochen
Sind dir ein ſchlechtes Mahl.
Der Schreck hat ſie gebrochen,
Brich ſie nicht noch einmal.
Was willſt du dich erniedern
Zu ſo unwürd'gen Gliedern?

Das konnte nichts verfangen,
Sie dürſtete nach Blut.
Da faßt' im Todesbangen
Der Fuchs ſich einen Muth:
Du grinſend Ungeheuer!
Du freſſend Höllenfeuer!

Du mit dem ſteifen Rücken,
Du mit dem ſcheelen Blick,
Du Held in feigen Tücken,
Du Wärwolf ohne Schick,
Du giftgeſchwollner Drache,
Du fürchte meine Rache!

Und wie willſt du dich rächen?
Das Thier verwundert ſprach.
Da gaben unterm Sprechen
Die ſcharfen Zähne nach.
Das Füchslein war entſprungen,
Die Rache ſo gelungen.

Wie man ſich in Perſien emporhebt.

(Fortſetzung.)

Sprachlos und bezaubert ſaß Allaverdi da, und würde noch lange ſo da geſeſſen haben, hätte ihn nicht der Bruder durch einen Becher Wein aus ſeinem Traume geweckt, den er ihm zu Ehren ſeiner Schweſter Tanzkunſt zubrachte: mit frommem Entzücken leerte ihn der bethörte Jüngling. Während die Andern ſich ans Schachbret ſetzten, ließ ſich der Curd'ſche Bruder in eine Unterredung mit ihm ein; in dieſer erfuhr der Gaſt, daß Maria ihm zwar gewogen ſey, nie aber einem Manne ihre Gunſt ſchenken würde, der nicht das Schwert zu ziehen und den Speer zu ſchwingen

verstehe; daß ihr Bruder, mit mehrern andern Freunden des Vergnügens, die Dienstbarkeit, den Handel und alle andere knechtische Bemühungen verachte, und denselben das schnellere, obgleich gefährlichere Mittel vorziehe, mit dem Schwert und dem Pistol Reichthümer im Gebirge zu erwerben; daß sie längst ihren jungen Freund, als einen kühnen, unternehmenden Geist, bemerkt, der sich den Fesseln gewöhnlicher Menschen nicht unterwerfe; und endlich, daß, wenn er sich mit ihnen vereinigen wolle, ihm ein Pferd, Waffen und Munition zu Diensten ständen. Kein Vorschlag konnte Allaverdi willkommener seyn; ohne Bedenken schlug er ein, und schwur seinen Kameraden aufs Feyerlichste Treue und Ergebenheit. Jezt ward er auch den Uebrigen als ein neues Mitglied vorgestellt, und von denselben als Bruder bewillkommt. Unter Becherklang ward der Bundeseid gegenseitig wiederholt, und das Band der Einigkeit geknüpft. Auch Maria erschien wieder, dem Vorgang Beyfall zulächelnd, und trug mit der Sirenen-Stimme ihres Gesanges zur Erhöhung der allgemeinen Freude bey. Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft, nachdem man die Stunde zur Zusammenkunft am folgenden Tage anberaumt, wo man zu der ersten Expedition des neuen Bruders Anstalten machen wollte.

Von diesem Tage an besserte sich Allaverdi's Aufzug schnell, ohne daß Jemand die Ursache davon zu errathen vermocht hätte: er schlug jede Beschäftigung aus, und brachte seine Zeit in der Stadt fast ausschließlich mit seinen Falken, Tauben und Windhunden, die er sich jezt auch angeschafft, zu. Ein prächtiger Dolch zierte seinen Gürtel, und zu diesem fügte er noch ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen, wenn er ausritt, oder sich in einen der Gärten in der Vorstadt begab, um nach einem Ziele zu schießen. Das Pferd, das er anfangs als von einem Freunde entlehnt in seinen Stall brachte, nannte er bald sein eigen, und bezahlte für den verzierten Sattel und die gestickte Decke, welche dessen Rücken zierten, mit blanken Goldstücken. Oft war er zwey bis drey Tage lang abwesend, Niemand wußte wo, aber angeblich auf der Jagd. Seine Mutter wunderte sich, daß ihr Sohn so beharrlich diese Jagd betrieb, da er doch während zwey Jahren, wo er sich jede Woche mehrere Tage lang entfernte, nie mehr als drey Wachteln und ein Wüstenrebhuhn heimgebracht hatte. Nicht nur dieser schlechte Erfolg, sondern selbst die mancherley Unfälle, die ihn nach einander betrafen, vermochten seinen Eifer zu dämpfen: einmal war ihm durch einen plötzlichen Seitensprung des Pferdes die Flinte losgegangen, und hatte ihm eine schwere Wunde im Beine beygebracht, welche die gute Frau beym Verbinden gewiß für eine Kugelwunde gehalten haben würde, hätte sie nicht gewußt, daß man beym Vögelschießen nur Schrot gebraucht. Ein anderesmal kam er mit einer tiefen Schramme im Kopfe zurück, welche zwar wie eine Säbelwunde aussah, wie er ihr aber versicherte, von einem scharfen Felsenstück herrührte, das ihm von einer hohen Klippe auf den Kopf fiel, während er am Fuß derselben stand, und die Hunde beobachtete.

Inzwischen verbreitete sich das allgemeine Gerücht, das benachbarte Gebirge würde durch eine zwar kleine, aber äußerst kühne Räuberbande unsicher gemacht, welche alle Reisende angriffen, die nicht in großer Anzahl vereinigt wären. Lange und wiederholt liefen die Klagen bey den Ministern ein, wurden aber immer mit Gleichgültigkeit vernommen, bis einige wohlangebrachte Geschenke einen Befehl auswirkten, daß vierhundert Reiter zur Verfolgung der Räuber aufbrechen sollten. Während der Streifereyen dieser Soldaten verlor Allaverdi alle Lust zur Jagd; nur selten bestieg er sein Pferd, und dann ritt er nie weit über die Grenzen der Stadt. Das Defta, der allgemeine Sammelplatz für Leute von allen Ständen, wurde sein Lieblingsaufenthalt; hierher kamen die ersten Neuigkeiten, und verbreiteten sich dann, von Anmerkungen begleitet, durch die Stadt. Am häufigsten sprach man jezt von den Grausamkeiten von Abdullahs Bande, die sie gegen Reisende verüben sollte, um Geld von denselben zu erpressen. Nur mit Mühe verbarg er seinen Triumph über den bisherigen übeln Erfolg der ausgesandten Häscher, und dann wieder seinen Zorn über die Uebertreibungen, mit denen man die Grausamkeiten seiner Bande erzählte. Eines Tages, nachdem er lange den falschen Darstellungen, den Flüchen und Verwünschungen mit verbissenem Ingrimme zugehört hatte, die man in der Gesellschaft gegen die Räuber vorbrachte, verließ er dieselbe plötzlich, aus Furcht, er möchte sich endlich in der Hitze vergessen, und durch seinen Eifer seine Verbindung mit der Bande verrathen und sich ins Verderben bringen. Als er eben durch das große Maidon ging, stieß der alte Mullah, Hadji Ismael, zu ihm, welcher sich eben nach der nahen Moschee begab, um die Gläubigen zum Mittagsgebet zu rufen. Nach gegenseitigem Gruße lud ihn der Mullah ein, ihn auf das Dach der Moschee zu begleiten, wo sich ihm eine herrliche Aussicht aufthun würde. Allaverdi, der nichts Besseres zu thun hatte, nahm den Vorschlag an, und sie stiegen zusammen die enge dunkle Stiege hinan, auf das armselige Lehmgebäude, welches man mit dem Namen einer Moschee beehrte. So niedrig dieses auch war, so ragte es doch über die benachbarten Häuser hervor, die im Durchschnitt nicht über zwölf bis fünfzehn Fuß hoch waren, und gewährte eine Aussicht auf die umgebende Landschaft. Die geraden Linien, scharfen Winkel und die trübe Farbe der flachen Lehmdächer und Wände ward nur hie und da durch einen Akazienbaum unterbrochen, der sich aus irgend einem Hofe erhob, und durch sein erfrischendes Grün die traurige Einförmigkeit der Scene belebte. Vorzüglich aber lenkte der Mullah seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm ein irdisches

Paradies dünkte, die Gärten des fürſtlichen Harems, welche indeſſen aus nichts weiter, als langen, förmlichen Alleen, und ſymmetriſch angelegten Rabatten beſtand, welche Roſenbüſche und ein paar andere Blumen trugen; einige Aprikoſen-, Pfirſich- und andere Obſtbäume, nebſt ein paar gepfropften Ulmen ſtanden bey einem kleinen künſtlichen Bache, der zur Wäſſerung des Gartens diente, und bildeten die Luſtwäldchen dieſes hochgeprieſenen Ortes. Der Alte, welcher den Harem hatte bauen ſehen, kannte jedweden Winkel in demſelben, und fand eine Freude daran, ſeine Kenntniß Andern mitzutheilen. „Dort," fuhr er nach einer weitläufigen Beſchreibung fort; „dort iſt der Schrein, welcher den köſtlichſten Juwel unſers Herrn und Meiſters birgt, die ſchönſte Knoſpe ſeines herrlichen Blumengartens, die Säule, um die ſich die glühenden Gewinde ſeiner Liebe ranken, die allvortrefflichſte und Alles übertreffende Fatima." Allaverdi blickte ſogleich nach der ſcheinloſen Hülſe hin, die eine ſo vortreffliche Frucht einſchließen ſollte. Das Gebäude lag in geringer Entfernung, und ſtand, mittelſt der den Hof umgebenden Mauer, mit der Moſchee in Verbindung. In dieſem Augenblick erinnerte er ſich ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Marien und ſein Glück bey den Frauen, und ſeine Phantaſie weidete ſich an der Möglichkeit eines neuen Abenteuers. Sein Begleiter war zu ſehr mit ſeiner Beſchreibung beſchäftigt, um die Zerſtreuung ſeines Zuhörers zu bemerken, und fuhr unermüdet in derſelben fort, bis er durch den Ausruf: „Bin ich nicht ein Dummkopf!" womit er ſich ſelbſt unterbrach, Allaverdi aus ſeinen Träumen weckte. „Bin ich nicht ein Dummkopf! fuhr er fort, daß ich das morgende Feſt vergeſſe, wo der Fürſt in all ſeiner Herrlichkeit erſcheinen wird, und gebe euch kein Bild von einem Glanz, wie ihn eure jungen Augen nie geſehen haben? Seht! ſchon bereitet man das Gemach der Königin der Schönheit für die freudige Feyer des Tages, wann der Königsſohn geruhen wird zu kommen und von dem Mahle zu koſten, welches die Hände ſeiner Dienerinnen für ihn bereiten, und ſich mit dem glänzenden Geſchmeide zu ſchmücken, das nur den Händen der Günſtlingin Fatima anvertrauet iſt, ehe er ſich öffentlich zeiget. Dieſen Abend wird das Mahl in jenem großen Saale aufgetragen, um bey Tagesanbruch bereit zu ſeyn. Die Roſe des Harems, von all den ſtrahlenden Schätzen ihres Herrn umgeben, ruhet heute Nacht unter dem Dache, welches ſich gleich hinter der gegen uns vorſpringenden Mauer erhebt, durch welche uns der Anblick des Einganges zu ihren Gemächern verſperrt wird." — Da fiel auf ein verwirrter Begriff von irgend einem großen Wagniß in Allaverdi's Gemüth, worin er ſich ſchnell entwickelte. Nicht länger zerſtreut, fragte er jetzt emſig nach den Gelegenheiten des Harems, und ſein Gefährte, dem es ſo ſelten gelang, die Aufmerkſamkeit eines Menſchen zu gewinnen, beeilte ſich, ihn über jede Gelegenheit zu belehren. Endlich ſtiegen ſie hinab, und Allaverdi verließ ſeinen geſchwätzigen Freund, und ſchritt langſam über die Gräber weg, den Gärten zu, um in der Einſamkeit den Plan ſeines vorhabenden Unternehmens genauer zu ordnen. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin den 9. May.

Spektakel *).

Wir nehmen dieſe Ueberſchrift in zweifacher Bedeutung. 1) ſo wie die Franzoſen nicht mehr ſagen, aller à la comédie, aller au théâtre, ſondern aller au spectacle; ſo kann man auch hier gewöhnlicher Weiſe nicht ſagen, daß man in der Komödie oder gar in der Tragödie war, ſondern im Spektakel. 2) Haben wir heute ſelbſt von letzterer hieſigen Halbkunſt nichts zu berichten, wohl aber von dem abſoluten Schauſpiel, das heißt von dem Schauſpiel, das durch und durch, im Grund und Boden, in Wurzel und Wipfel nichts iſt als Schauſpiel für die Schauſucht, Spektakel im Spektakel. Dem zufolge könnte der geneigte Leſer glauben, daß wir wieder von unſerer rieſengroßen Oper ſprechen wollten; aber nein! wir haben es heute weder mit Unter- noch mit Ueberkunſt, wir haben es mit der Kunſt gar nicht zu thun und nur einen treuen Bericht zu erſtatten, auf welche Weiſe Herr und Madam Stich, nach einer bekannten und der Kunſt fremden Privatkataſtrophe, die Bühne wieder betreten haben, und wie ſich das Publikum dabey benahm. Die Kunſt kann nur oberflächlich und augenblicklich, die Wiſſenſchaft kann gar nicht und die Politik ſoll nicht die große Maſſe intereſſiren; geſchäftig daher und unbetümmert geht ſie ſchon jetzt an den Meiſterwerken eines Rauchs, wie an dem Schinkelſchen Schauſpielhauſe vorüber; hört blos, daß Hegel und Schlegel ſich reimen, ohne zu wiſſen, daß die beyden Männer ſo verſchieden ſind, wie gereimt und ungereimt und ſo entgegengeſetzt wie Licht und Finſterniß; und kümmert ſich weder um den griechiſchen, noch um den ſpaniſchen, noch um den weſtindiſchen Krieg, da ſie von keinem derſelben Einquartierung zu befürchten hat. Aber ein Stadtgeſchichtchen, ein kleines Skandalchen, wobey man mit höchſt wohlfeiler Selbſterhebung ſeinen Mitmenſchen mit Füßen treten, ſich ſelbſt bequemer Weiſe vergeſſen und ein roher Sittenrichter ſeines Nächſten ſeyn kann, das iſt die Freude und die Luſt, das Haupt- und Staatsintereſſe, das ganze Wiſſen und die ſchlechte Kunſt des großen Haufens. Und ſo hörte man in letzter Zeit hier nichts anderes als: „Wann wird Herr, wann wird Madam Stich auftreten?" oder: „Sie machen eine große Kunſtreiſe, von der ſie erſt in einem Jahre wiederkehren." oder: „Sie können nie wieder auftreten und haben ſich bereits in Wien engagirt." Dabey verlautete es hie und da, wie übel man Beyde aufnehmen werde, ihn, weil er ſich ob eines häuslichen Zwiſtes mit ſeiner Frau verſöhnt habe, ſie, weil ſie das tauſendzüngige Gerücht nicht als Gericht erkennen wollte. Hier drängt ſich ſowohl der unparteyiſchen Miene als insbeſondere dem Freunde der Kunſt die Frage auf: Welches Recht hat das Theaterpublikum, ſich um die häuslichen Angelegenheiten der Schauſpieler zu bekümmern und ſich dabey als Kläger, Richter und Schergе aufzuwerfen? Die Frage beantwortet ſich leicht durch eine andere: Waren die größten Künſtler der hieſigen vortrefflichen Berliner Bühne, waren die Lieblinge des Publikums Heroen der Tugendhaftigkeit? Oder ſind Raphaels Meiſterwerke deßhalb ſchlechte Gemälde, weil die Krankheit nicht gut war, die dem Künſtler den Tod brachte? — Es gibt eine Stufe ſittlicher Bildung, von der aus dem wahrhaft edeln Menſchen jeder fremde erwieſene Schmutz nicht

*) Der Abdruck dieſes Aufſatzes wurde verſpätet, weil er an Frau Thereſe Huber ſtatt an die Redaktion des Morgenblatts adreſſirt war: wir wiederholen daher unſre frühere Aeußerung, daß dieß keine ironiſchen Perſonen ſeyen, und bitten, alle Einſendungen für das Morgenblatt an uns unter Couvert der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung abgehen zu laſſen.

Red. d. Morgenblatts.

anders als eine Krankheit erſcheint, die ſein Mitleid und ſeine Hülfe anſpricht. Zu dieſem Standpunkt kann ſich die rohe Maſſe nicht erheben; aber ſie ſoll nicht klagen, wo ſie nicht betheiligt iſt; nicht richten, wo ihr das Richteramt nicht zukommt, in keinem Falle aber Scherge ſeyn, und am allerwenigſten da, wo die angebliche Schuld durchaus nicht erwieſen iſt. Das letztere aber ärgert eben die Rohheit, denn es iſt ihr höchſt widerwärtig, ſo oft ein Angeklagter für ſchuldlos erklärt wird, weil man dadurch um das Schauſpiel der Exekution kommt. — Was Wunder alſo, daß, wenn es eine Exekution betrifft, welche der Pöbel ſelbſt und mit der gewohnten Hauswaffe ſeiner Gemeinheit, mit rohem, wüſtem Geſchrey abhalten kann, daß er ſich alsdann ein Spektakel nicht entgehen läßt, welches ſeine groben, ſtumpfen Sinne reizt, ſeiner fühlloſen Grauſamkeit wollüſtige Nahrung gibt, und ſeinem Bettelſtolze wohlthut, der durch fremde Erniedrigung aus eigner Niedrigkeit ſich zu erheben wähnt. Was auch die Beſſerdenkenden — und wie ſollte es in einer Stadt wie Berlin nicht deren in großer Anzahl geben — was auch die Beſſerdenkenden ſagten und thaten, wie wenig auch das Volk von dieſer Theatergeſchichte Notiz nahm, das Volk, das hier tüchtig, ordnungsliebend und von geſundem Verſtande iſt, indeß während die Halbwiſſer: die Nachzügler der Bildung, die Marodeurs der Kunſt und die Freybeuter der Sittlichkeit unſer eigentlichſter Pöbel ſind — was auch die Beſſerdenkenden ſagten, wie ruhig ſich auch das Volk benahm, ſo wußte man es nur zu wohl, welche Unannehmlichkeiten dem Herrn und der Madam Stich bey ihrem Wiedererſcheinen auf der Bühne bevorſtanden. Er, der Mann war es, welcher ſich zuerſt der kalten Wuth des rohen Haufens ausſetzte. Vor ungefähr acht Tagen trat er in einer franzöſiſchen, zu einem deutſchen Luſtſpiel benützten Oper: der Hausverkauf, zum erſten Male nach einer bedeutenden Krankheit wieder auf. Der Sturm, den er bey ſeinem Erſcheinen zu beſtehen hatte, war groß, aber durch ein vorwaltendes ironiſches Element doch einigermaßen gemildert, denn es wurde weniger geeifert, als aus groben Kehlen wiehernd gelacht; er ſprach einige Worte; man lachte mit verdoppelter Kraft; doch hielt ſich die Partey der Klatſcher tapfer und das Stück konnte ohne Unterbrechung geſpielt werden, ſo, daß nur am Ende, als unſinnige Freunde, oder argliſtige Widerſacher ihn hervorriefen, das Lachen und Lärmen mit erneuertem Ungeſtüm ſich wiederholte. Der Schauſpieler aber ergriff mit vieler Geiſtesgegenwart das klügſte Auskunftsmittel, that als ob nichts geſchehen wäre, und dankte dem gütigen Publikum für ſeine Aufmerkſamkeit. Doch nun hieß es in der Stadt, daß dieſe, wahrlich ſchon ſehr arge, Scene nur das Vorſpiel zu dem Empfange der Madam Stich geweſen wäre, hier wollten die Skergen erſt wirklich ihr ungeſetzliches Nachrichteramt verwalten. Endlich wurde der Tag beſtimmt, an welchem die Schauſpielerin als Thekla in Wallenſteins Tod auftreten ſollte und der Andrang zu Plätzen war ſo groß, daß die Behörde 1100, ſage Eilfhundert ſchriftliche Geſuche um Billete zurückweiſen mußte. Kann eine Stadt einen ſittigeren Beweis ihrer reinen Kunſtliebe an den Tag legen, und könnten die Aktionärs unſerer projektirten dramatiſchen Volksbildung ein beſſeres Banquiergeſchäft machen, als wenn ſie ſich die Begünſtigung auswirkten, daß gewiſſe Willkommen und Abſchiede und ſonſtige kleine angenehme Kriminalbeluſtigungen nirgends anders als auf ihrer künftigen Bühne exekutirt werden dürften? — Daß unſere Intendanz darauf bedacht war, ſich eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin, wie Madam Stich, zu erhalten, iſt gewiß ſehr lobenswerth; eben ſo angemeſſen war das Mittel zu dieſem Zwecke, indem ſie den Andrang zu den Plätzen benutzte und — ganze Klaſſen geſürchteter Jugend ausſchließend — ihr Publikum zu wählen ſuchte. Aber, obgleich es in der beſten Abſicht geſchah, ſo war es doch ungenügend, ja ſchädlich, daß man die Billette in großen runden Summen vertheilte, indem dadurch mit denſelben Wucher getrieben ward, und ſie gerade dadurch in die gefährlichſten Hände kamen. Auch andre Vorkehrungen waren getroffen, und nicht nur Polizey, ſondern auch Blumen im Hinterhalte; denn nach den lauten Aeußerungen der Rohen mußte man das Unerhörte erwarten. Man erlaube uns, von der eben ſo ängſtlichen, als ekelhaften Scene, die geſtern in unſerm großen Opernhauſe vorfiel, zu ſchweigen, wir würden dieſe Blätter beſudeln, wenn wir den Skandal beſchrieben, oder gar die unſittlichen Läſterworte wiederholten, welche von pöbelhaften Sittenrichtern ausgeſtoßen wurden. Nur das ſey geſagt, daß das erſte Toben und Brüllen fünfzehn Minuten währte, daß man die Schauſpielerin nicht zu Worte kommen ließ, daß man ſelbſt einer fremden debütirenden Künſtlerin, als ſie zu reden begann, „Schweig Du!“ zurief, und daß man der Thränen und der nahen Ohnmacht eines gemißhandelten Weibes nicht achtete, ſondern während der ganzen Dauer des Stückes immer wieder zu raſen begann, trotz dem eine große Menge wohldenkender und geſitteter Leute unaufhörlich Ruhe gebot, und trotz dem man einige Rädelsführer und ſogar eine Weibsperſon aus dem Parterre hinaus warf. Doch genung von dieſem unwürdigen Skandal, von dem wir wahrlich durchaus geſchwiegen hätten, wenn es nicht wohlgethan wäre, daß eine gewiſſe Gattung von Modemenſchen, die ſich für äußerſt ehrbar und hochgebildet hält, ſich einmal im Spiegel ſehe, um ſich vielleicht beſchämt als Pöbel zu erkennen. Auch möchte es unter den geſtrigen Schreiern auch Schreiber geben, die hinter dem Walle des Publikums und in der Maske der Volksſouveränität ihr eignes ungebührliches Benehmen vertheidigen und ohne Beweis, in boshaftem oder blindem Glauben an die chronique scandaleuse, eine Unglückliche verdammen dürften. Dieſen wollten wir zuvorkommen; der Unglücklichen aber den wohlgemeinten Rath der Demuth ertheilen, die die Unſchuld beſſer kleidet, als ſelbſt ihr erlaubter Stolz.

Am 10. May.

Madam Stich iſt geſtern, unmittelbar nach jenem ſpektakulöſen Abend, wieder aufgetreten; wieder wollte man lärmen, aber nachdem die Polizey einige Sittenrichter zur Thür hinausgeworfen hatte, war die Ruhe hergeſtellt. So war die pedantiſche Eitelkeit Pfuhlkuchenſcher Kunſtanſicht auf angemeſſene Weiſe von der Aeſthetik getrennt und eine talentreiche Künſtlerin für unſre Bühne erhalten.

Auflöſung der Charade in Nr. 154:
Weinſtock.

Charade.

Wir ſehen am Menſchen die erſte bald blau,
Bald ſchwarz und roth und weiß und grau:
Oft iſt ſie von Seide mit ſilbernem Schein,
Von Wolle, von Leinwand, grob und fein.

Die zweyte von Eiſen, von Seide und Stahl
Umſchlingt oft den Becher beym fröhlichen Mahl;
Sie ſchmückt hier das Mädchen, erhebt dort den Mann,
Auch trifft man an Thüren und Fenſtern ſie an.

Das Ganze oft koſtbar, oft einfach und ſchlecht;
Strozt wohl auch von Perlen, doch ſind ſie nicht echt;
Auch iſt es von Wolle — doch daß ſich's erhellt:
Es feſſelt die Erſte, damit ſie nicht fällt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Nro. 161.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Juli 1823.

Es genüge dir mit heiterm Sinn zu schaffen im Reich der Gegenwart — — —

Günthers Ueberſetzung des Horaz.

Auszüge aus Briefen eines Reiſenden durch die Südamerikaniſchen Provinzen, von der Mitte Mai 1820, bis Ende Juni 1822 *).

Lima, den 3. Nov. 1821.

Lieber Bruder!

Vor unſerem Ausgang aus Valparaiſo wurde ich zum Major ernannt, und zum erſten Adjudanten im Stabe promovirt, und vielleicht, noch ehe ich dieſen Brief abſende, werde ich Euch mittheilen können, daß man mir den Grad des Oberſt-Lieutenants ertheilt hat, da man vielen Offizieren nach beendigter Campagne hier einen höhern Grad zu geben pflegt, was dann die älteſten in jeder Klaſſe trifft. — Ich ſtehe recht gut mit allen Chefs, und, im Verhältniß mit Andern, in ſehr gewichtigem Anſehen. Schon zweymal ging ich mit Diviſionen nach dem Innern, und habe zwey goldne Ehrenmedaillen erhalten. Da mit dem Einzuge in Lima die Campagne noch nicht ganz beendet iſt, und nun die Spanier die Sierra (das Gebirge) okkupirt haben, ſo wird wahrſcheinlich bald eine Expedition abgehen, die in Triquipa landen wird, um ſolches zu zerſtören und den Cuzco einzunehmen. Nach dieſer, wahrſcheinlich kurzen, Campagne werden wir dann ganz im ſichern Frieden leben, was ich eigentlich von Herzen wünſche, denn die hieſigen Feldzüge ſind doch gar zu beſchwerlich und langweilig. — Wir werden hier ganz gut bezahlt, und ich kann, trotz dem theuren Leben hierſelbſt, doch recht wohl auskommen, indem ich über dreyßig Louisd'or monatlich einnehme, was aber eigentlich kein beſſerer Sold iſt, als bey uns, denn ein armer Teufel, der verheirathet iſt, muß dabey noch ziemlich krumm liegen. Ich, als Junggeſelle, habe hinreichendes Auskommen, und überdieß ein Kapitälchen von drey- bis viertauſend Thalern von Priſengeldern der armen Spanier, denen man hier ihr halb geſtohlnes Geld wieder ſtiehlt, um ihnen zu beweiſen, daß wir jezt die regierenden Herren ſind, und ſo werde ich nicht ſo leicht in Verlegenheit kommen. In meinem Briefe an ** bat ich blos, wenn ſich eine direkte Gelegenheit von Hamburg hierher finden ſollte, um meine alten Hefte und beſten Bücher, die in Bückeburg liegen, und um alte Zeitungen ſeit meiner Abweſenheit, denn die engliſchen, die uns nicht fehlen, enthalten doch Manches nicht, was unſer liebes Deutſchland betrifft. — Ich möchte gerne eine ordinäre Ausgabe von Goethe, Schiller und einigen andern belletriſtiſchen Werken hier haben, dieſes mag aber doch Alles mit vielen Umſtänden verbunden ſeyn, und ſo mag es auch unterbleiben. Ich bat aber um ein gutes Kochbuch, und dieſes bitte ich nicht für Spaß zu nehmen, denn dieſes geht allen Dichtern vor.

Truxillo, den 1. Dec. 1821.

In meinem lezten Briefe ſchrieb ich dir, daß ich auf dem Punkte war, hierher zu reiſen, um hier einen neuen Hafen zu formiren. Ich ſegelte alſobald ab, und befinde mich ſchon einige Wochen hier, ohne jedoch etwas Beſonderes unternommen zu haben. Der Zweck meines Hierſeyns iſt, wenn es dich intereſſiren ſollte, kurz dieſer:

*) Als Fortſetzung von Nro. 86 d. J.

Von Lima bis faſt unter der Linie findet man an dieſer Küſte faſt gar keinen guten Hafen, indem die Brandung ſehr ſtark iſt, und an den ebenen Sandufern von ſehr weit ankommt, wodurch den Booten unmöglich wird, glücklich ans Land zu kommen. An einigen Orten, wo durch Landſpitzen und Buchten das Ausſchiffen möglich wäre, fehlt gänzlich das Waſſer, und Niemand kann daſelbſt leben. Drey Stunden von hier ſüdlich iſt nun eine kleine Landſpitze, wohin man Waſſer leiten könnte, und wo durch einen bloßen ſtarken Steindamm das Landen ſehr erleichtert würde, und der Zweck meines Hierſeyns iſt, dieſes zu bewerkſtelligen, woran ich nicht zweifle, denn, ohne Waſſerbaumeiſter zu ſeyn, hoffe ich, ſehr gut den Zweck zu erreichen, ohne meine Ehre zu kompromittiren. Dieſes ganze Geſchäft übernahm ich blos dem General zu gefallen, indem es gar nicht meines Amtes iſt, und weil ich einſah, daß es bey weitem nicht die Schwierigkeiten hatte, die man wohl glaubte, und ich vielleicht hier wohlfeilen Preiſes meinen Namen mit Ehren bekannt machen könnte.

Ich habe hier wenig Unterhaltung und Zerſtreuung, da es ein ſehr trauriges Neſt iſt, und ſo werde ich täglich ein paar Augenblicke anwenden, dir über verſchiedene Gegenſtände, meinen Aufenthalt und unſere Eroberung von Peru betreffend, Notizen mitzutheilen, bis ich Gelegenheit finde, den Brief abzuſenden. Verlange dann nur gar keine ſyſtematiſche Ordnung, denn Alles wird folgen, wie es mir gerade in die Feder kommt, da ich ſelbſt für mich über alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände noch gar nichts ausarbeiten konnte.

Die Reiſe von Lima hierher iſt ſtets ſehr kurz, und gewöhnlich langt man in zwey bis drey Tagen an, da die Südwinde an dieſer ganzen Küſte unveränderlich ſind. Reiſet man man aber an derſelben Küſte von Norden nach Süden, ſo braucht man meiſtens fünfmal ſo viel Zeit, weßwegen man dann gewöhnlich die beſchwerliche Landreiſe durch die Sandwüſte vorzieht. — Die Stadt Truxillo wurde 1535 (Lima 1534) durch Pizarro angelegt. Das Thal heißt Chimu, von ſeinen vormaligen Beherrſchern, Chimus (was Mächtige heißt), die man Chumu-Capac nannte, (Capac iſt ſo viel als Souveraine). Sie beſaßen das ganze Land von Chancay bis Tumbez, waren von den Yncas unabhängig, und hatten verſchiedene Gebräuche und Religion, wiewol ſie auch Sonnenanbeter waren. Der Sohn des Ynca Pachacutes eroberte es, und wegen dieſer ſteten Feindſchaft gegen die Yncas wurden ſie alsbald Freunde der Spanier, die es ihnen aber ſehr ſchlecht belohnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Kronike des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahr älter als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sey mein Meiſter, Karl, gehe mir mit deinem Beyſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändeley. — Immerhin, erzähle deine Tändeleyen, Karl. — Als ich dreyzehn Jahre alt war .... — Dreyzehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht, und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſobald ſie hinein war, ſetzte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen die Finger hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe, und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bey der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie freylich, aber ſie war häßlich .... — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwey Uhr, die Geſchichte der drey letzten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg, und ſchlich mich, ein Viertel nach zwey, mit der Mappe unter dem Arme, in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freyheit lieber, als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſetzte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schwei-

Nro. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juli 1823.

Wohl schön und freundlich ist das volle Leben
Auch in des Kerkers Abgeschiedenheit.
Elise Ehrhardt.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Eilfte Consolation, von Hrn. Jay.

Das Gefängniß. — Der älteste Dieb.

Ich würde mir sicher Vorwürfe gemacht haben, wenn ich St. Pelagie verlassen hätte, ohne eine genauere Kenntniß von diesem Aufenthalt der Leiden und von dem Orte genommen zu haben, wo so viele berühmte Opfer unserer politischen Stürme geseufzt haben, und wo die Willkür noch gegenwärtig eben so gut ehrenvolle, als verworfene Mitglieder der Gesellschaft versammelt. Zu verschiedenen Tagesstunden erblicke ich in einem Hofe bald Männer umhergehen, die mit einer halb hell halb dunkelgrauen Jacke und Beinkleidern von grobem Zeuge bekleidet sind, bald Kinder, welche der gleichen Behandlung unterworfen zu seyn scheinen.

Der Corridor der Gefangenen begreift das ganze zweyte Stockwerk des Hauptgebäudes von St. Pelagie, und einen Theil des dritten. Er bildet einen rechten Winkel, und verlängert sich auf der einen Seite nach Süden, auf der andern nach Westen. In den großen Sälen zu ebener Erde befinden sich die Werkstätten, wo die meisten Gefangenen arbeiten. Dort verfertigt man Bortenwirker-Arbeit, Kostbarkeiten von Perlmutter, geflochtene Strohhüte, und verschiedene andere Artikel, deren Ertrag auf folgende Art eingetheilt wird. Ein Drittheil gehört der Administration; ein Drittheil dem Arbeiter; und das weitere Drittheil wird aufbewahrt. Dieser lezte Theil ist gleichfalls ein Eigenthum des Gefangenen, das er bey dem Austritt aus dem Gefängniß in Empfang nimmt. Diese Fürsorge verdient Lob. Auf diesem Boden befinden sich noch einige Zimmer für die Fabrikaufseher, so wie noch einige Strafbehältnisse für solche Gefangene, welche die Ruhe stören.

Auf dem nord-westlichen Theile ist die Präfektur. So nennen die Gefangenen das Zimmer, wo sie bey ihrer Ankunft vorläufig untergebracht werden. In der ganzen Länge desselben ist ein Feldbett angebracht. Sie bleiben daselbst bis sie eingeordnet sind, und die Pistole erhalten haben. Ich werde sogleich diesen seltsamen Ausdruck erklären. Diesem Zimmer gegenüber befindet sich in paralleler Richtung das Zimmer der alten Männer; der übrige Raum des Corridors ist mit Arbeitszimmern besezt.

Der Corridor nach Süden heißt der Corridor der Pistole; dieses Wort bedeutet Alles, was zur Bildung eines Betts nothwendig ist. So versteht man unter einfacher Pistole eine Bettstelle mit einem Strohsack, einer Matraze und einem groben Bettuch. Eine Wiederholung der beyden lezten Artikel heißt die doppelte Pistole. Eine solche Vergünstigung erhält nicht jeder Gefangene. Die Pistole gehört von Rechtswegen nur für denjenigen Gefangenen, der nicht über drey Monate verurtheilt ist. In jeder andern Lage braucht man zum Gewinn derselben schon sehr kräftige Verwendung. Der Herr Polizeypräfekt kann sie nach Belieben ertheilen oder verweigern, und solche Gefangene, welche diese große Vergünstigung nachsuchen, ermangeln auch niemals, ihn in ihren Bittschriften mit dem

Ausdruck: Gnädiger Herr, anzureden, und seine Menschenfreundlichkeit bis in die Wolken zu erheben. Solche Gefangene, die sich eines vollständigen Bettes erfreuen, können nun auch andere nöthige Geräthschaften erhalten; sie sind die Spartiten von St. Pelagie.

Um nun aber wieder auf die Präfektur zurückzukommen, so findet man daselbst Alles versammelt, was Elend, Schmerz und Verdorbenheit darstellt. Die Bewohner dieses traurigen Aufenthalts werden Abends um sechs Uhr eingeschlossen. Sie schlafen auf einem Strohsack, und haben bey der rauhesten Jahreszeit nur eine einfache Decke. Da der Raum daselbst für die Anzahl der Gefangenen sehr beengt ist, die meisten unter ihnen Tabak rauchen, und sie zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse das Zimmer nicht verlassen dürfen, so bildet sich daselbst eine äußerst dumpfe und schädliche Atmosphäre. Hier werden zur Schande der Menschlichkeit Menschen wegen größerer Verbrechen und kleiner Vergehungen zusammengehäuft, die man nun zu den gleichen Martern verurtheilt.

Ihr prunkvollen Freunde der Religion, die ihr euer Ansehen so umfassend gebraucht, betrachtet einmal diese Unglücklichen; seht den Menschen an, den euch das Evangelium gebietet, selbst in seinem Zustande der Verworfenheit mit Mitleiden zu betrachten; seht ihn auf seinem Strohlager, eine verdorbene Luft einathmend, von ekelhaften Insekten bedeckt, jeden Augenblick bereit, den Zuckungen der Verzweiflung zu unterliegen. Diese durch das Laster entehrte Menschen verurtheilt das Gesetz zum Gefängniß, es bestraft sie ohne Zorn: woher rührt nun aber diese ihm unbekannte Strenge? Man lasse sie doch wenigstens eine reine Luft athmen; man verurtheile sie nicht zur Pestluft, der unvermeidlichen Quelle von Krankheiten. Ihr sprecht uns unaufhörlich von Milde, von Wohlthätigkeit; zeigt euch doch auch mitleidig und wohlthätig. Eure Worte athmen Religion, mögen eure Handlungen auch religiös seyn. Wenn ihr auch die Menschen nicht fürchtet, so fürchtet wenigstens das Gericht Gottes!"

Bis um neun Uhr Abends hört man in dieser Art von Hölle ein bald dumpfes, bald schallendes Geräusch. Zuweilen fordert der Brigadier*), der Präfektur zum Stillschweigen auf, und verkündet, daß ein neuer Gefangener eine Geschichte zu erzählen wünsche. Gewöhnlich nimmt nun ein entschlossener Bösewicht das Wort, und erzählt entweder die Beweggründe und die Umstände seiner Gefangennehmung, oder preist die Thaten irgend eines seiner alten, auf dem Felde der Ehre, d. h. auf dem Greveplatz, gestorbenen Kameraden. Man hört seinen Erzählungen, die in einem für den civilisirten Theil der Gesellschaft unverständlichen Kauderwelsch vorgetragen werden, mit Aufmerksamkeit zu.

*) So heißt ein Gefangener, der das Brod zu vertheilen hat. Er empfängt einen kleinen Sold.

Wenn der Redner bey seinem Vortrag irgend ein neues und pfiffiges Mittel zur Umgehung des Gesetzes und zur Ausführung eines Verbrechens angibt, so verdoppelt sich das Interesse, die Zuhörer leben auf, und es ertönt enthusiastischer Beyfall. Auf diese Art bestärken sie sich gegenseitig im Laster, und die moralische Ansteckung ergreift alsdann auch solche Herzen, die noch nicht verhärtet sind, und die durch eine menschliche Behandlung, durch vernünftigen Unterricht, leicht zur Reue hätten geleitet werden können.

Diese Versammlung enthält nun aber nicht blos Redner, sondern auch Dichter, die in unbeholfenen Reimen ihre thierischen Liebesabenteuer und die Katastrophe der Gefängnisse besingen. Auch finden sich Advokaten, welche besser als irgend ein Rechtsgelehrter über das Strafgesetzbuch disputiren, und es den andern mit erstaunendem Scharfsinn erklären.

Doch auf einmal schlägt es neun Uhr: die rauhe Stimme der Wächter durchtönt die düstern Gewölbe der Corridore, und eine tiefe Stille erfolgt. Bald darauf geschieht die Abzählung, das Thor knarrt in seinen Angeln, und die ungeheuern Riegel werden vorgeschoben. Bey Tagesanbruch aber beginnt der Lärm von neuem.

Die Gefangenen, welche über sechszig Jahre alt sind, oder offenbare Schäden haben, werden von aller Arbeit freygesprochen, und erhalten täglich ein sogenanntes fettes Mahl. Dieß besteht aus etwas Fleischbrühe, einer Portion Wein, und einem Stück gesottenem Rindfleisch. Dieß ist der Anfang einer bessern Behandlung, dem die Menschlichkeit Beyfall zollt. Die alten Männer schlafen allein in einem Bett aus einem Strohsack, einer Matraze und einer doppelten Decke. Die meisten dieser Gefangenen sind Patriarchen der Gaunerey. Ich werde später von einem Gefangenen sprechen, der schon fünf und neunzig Jahre alt ist, und den alle Diebe, als den Aeltesten dieses Ordens, in Frankreich und wahrscheinlich in Europa, hoch verehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820, bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Truxillo liegt drey Viertelstunden von der Küste in 8° 19' Breite, ist sehr heiß und hat blos zwey Jahreszeiten, Sommer und Winter, mit sehr wenig Unterschied. Die Stadt wurde 1685 mit einer Mauer von ungebrannten Backsteinen mit achtzehn Bastionen umgeben, und zwar nicht gegen Einfälle der Indier, wie andere Städte hierselbst, sondern gegen die Flibustiers, die in jenen Zeiten den Ocean beunruhigten. Die Form der Stadt ist ein Oval in ganz regelmäßigen Straßen und Quadraten. Der Fluß ist eine

halbe Stunde entfernt, und hat den größten Theil des Jahrs kein Waſſer, da alles in die Wäſſerungsgräben geleitet wird. Das Thal iſt ſehr fruchtbar und bringt alles mögliche hervor. Ein ſonderbares Ereigniß iſt es, daß ſeit dem großen Erdbeben von 1697 an der ganzen Küſte von Peru kein Weizen mehr wächſt. An einigen Orten wird zwar jezt wieder etwas Weizen gebauet, er gibt aber ſehr wenig und die Aehren ſind meiſt taub. Der Reis hat hier hingegen den hundertfachen Ertrag, und dient als Surrogat; — vor dieſem Erdbeben ſoll der Weizen bis zu 200 Körner für eins gegeben haben. Trurillo iſt der Sitz des Biſchofs und hat jezt nicht mehr als 5000 Einwohner, da es ſonſt mehr als das Doppelte enthielt. Die großen Erdbeben von 1619, 1725, 1759 zerſtörten es gänzlich. Die Provinz oder das Gouvernement erſtreckt ſich von Santa bis Piura an der Küſte, und jenſeits der Cordilleren über Caxamarca nach den Ebenen des Marañon bis Chachapoyas und Maynas und ſomit bis an die Gränze von Braſilien. Die ganze Provinz iſt reich an Gold und Silberminen, aber in Caxamarca werden ſie beſonders bearbeitet. So wie hier überall, ſind die innern Provinzen gänzlich unbekannt, und blos ſo weit die Miſſionen gelangten, weiß man einigermaßen, wie es da ausſieht. Weiter hinein, wo die wilden Indier noch ihr Weſen treiben, wagen ſich ſehr Wenige, da es mit vielen Gefahren verbunden iſt. Ausgemacht iſt es aber, daß dieſe Provinzen die reichſten und ergiebigſten des Landes ſind. Man nennt ſie hier Montaña, worunter man aber Wälder und Forſte verſteht, denn dort iſt ſchon alles eben, und zahlloſe Arten von Pflanzen und Thieren, die hier unbekannt ſind, finden ſich daſelbſt. Alle erſinnlichen Südpflanzen, Harze und Färberſtoffe kommen daher, aber ein gentlichen Handel treiben blos wenige Leute, um dort Goldſtaub gegen allerhand Werkzeuge und Kleinigkeiten von den Indiern einzutauſchen: Alle ſtimmen darin überein, daß es ungemein reiche, fruchtbare Länder ſind, und bey zunehmender Bevölkerung hierſelbſt werden auch ſicher viele ihre Aufmerkſamkeit dahin richten. Blos die Entfernung von der Seeküſte und die daraus entſtehende Schwierigkeit des Verkehrs hinderten den Handel mit dieſem El Dorado, denn Du wirſt wiſſen, daß dieſes die Länder jener Träumereyen und Uebertreibungen ſind; aber es iſt ſicher, daß neue Nachſuchungen wenigſtens den Suchern den Gewinnſt bringen würden, den die Söhne des Alten fanden, als ſie vergebens nach dem Schatz in Weinberge ſuchten, aber ſolchen dadurch ſehr verbeſſerten. Es iſt unbeſtritten, daß es die fruchtbarſten Länder der Erde ſind, denn ſchon von der Gränze der Provinz Pataz, die noch nicht bis an die reichſten Ebenen reicht, bringt man die koſtbarſten Dinge hierher: Cacao, Cochenille, Fieberrinde, Indigo, wilde Ananas, alle Arten der feinſten Höher, Goldſtaub und Goldkörner ꝛc. Weiter hinein gelangen ſchon ſehr Wenige wegen der Beſchwerlichkeit und Gefahr, in dieſen großen Urwäldern zu reiſen und dann beſonders wegen der Indier, die es oft für bequemer halten, dieſe kleinen Caravanen von reiſenden Weißen todt zu ſchlagen, und ihnen ihr Gepäck abzunehmen, als ihnen Goldſtaub und Goldkörner dafür zu geben.

Dieſe wilden Indianer leben, auf weiten Entfernungen zerſtreut, meiſtens von der Jagd. Ueber ihre Sitten und Gebräuche konnte ich wenig erfahren, doch ſcheint es, daß diejenigen der großen Ebenen auch vor der Ankunft der Spanier ganz von den hieſigen Bewohnern getrennt waren, und andere Religionsbegriffe hatten, wiewol man im Allgemeinen wenig Spuren von Religion bey ihnen antrifft. Andere ſcheinen nach der Eroberung, und ſchon zum Chriſtenthum bekehrt, dahin gegangen zu ſeyn, wie man noch aus einigen ihrer Gebräuche ſchließen kann, wiewol ſie gänzlich wieder vom chriſtlichen Glauben abgegangen ſind. So wie ich mir vorſtelle, und aus den verſchiedenen Nachrichten ſchließe, ſind alle dieſe Länderſtriche an der braſiliſchen Gränze, und bis in die Ebenen am Paraguay, mit allen nördlichen Provinzen von La Plata, was ihre Einwohner betrifft, mehr im Verkehr geweſen, als mit den Indianern der Yncas von Chimu.

Was Europäer hier beſonders intereſſiren würde, ſind die unendliche Menge indiſcher Alterthümer, die man ſo leicht aufſuchen kann. Ich habe ſehr wenige Zeit zu dergleichen Exkurſionen, aber mit drey bis vier Arbeitern bin ich ein paarmal hinausgegangen, um in den Ruinen und Gräbern (Huacas genannt) etwas nachzuſuchen, und ich habe ſchon die ganze Stube voll Töpfe, Krüge, Waffen, verſchiedene Gewebe u. ſ. w., die bey uns in jedem Kabinet großen Werth haben würden. Ganz nahe bey der Stadt (Trurillo) iſt ein ruinirter Tempel der Sonne und ein großer Opferplatz, und überall herum die kleinen Hügel und Begräbniſſe, wie bey uns in den großen Haiden diejenigen unſerer Vorfahren (Hünengräber, auch Römergräber genannt). Oeffnet man nun ein ſolches Grab, ſo findet man einen alten Indier oder auch oft ganze Familien, wovon ſehr viele ſich als ausgetrocknete, ganz kenntliche Mumien erhalten haben, (was von der Trockenheit des Landes herrühren mag), mit ihren ganzen Geräthſchaften und Kleidungen. Nahe am Kopfe oder auch an den Füßen des Todten ſezte ihm jenes Volk ſeine verſchiedenen Krüge und Töpfe voll Chicha, einem aus Mais bereiteten, ziemlich berauſchenden Getränke wie Bier, und allerhand andere Kleinigkeiten von Kupfer, und oft von Gold und Silber, ſo wie auch Mais und andere ihrer Speiſen, die ſie ihnen mit auf den Weg gaben. Sonderbar iſt es, daß der Mais, welchen man in dieſen Gräbern findet, noch ganz gut iſt, und beym Säen recht gut aufgeht. Die Kleider, die in feinen wollenen und baumwollenen Geweben beſtehen, ſind ſtets ſehr gut erhalten. Es wurden hier einige große Schätze in Gold und Silber gefunden, aber die Mei-

sten, die darnach gruben, fanden nichts, und wurden stets ausgelacht, denn aus Liebhaberey für Alterthümer sucht hier Niemand, und wenn sie die kleinen, nahe gelegenen Grabmäler öffnen, so ist es, um von den dort gefundenen Krügen u. s. w. Gebrauch zu machen. Vor einigen Jahren wurden ausnehmend viele Kleidungen und Mumien der alten Könige gefunden, wovon ich noch einige bewunderungswürdige Gewebe ꝛc. gesehen habe. Der Bischof ließ sich das Meiste schenken und schickte es nach Spanien. Ohne Eisen zu kennen, arbeiteten die Urbewohner dieses Landes das Gold und Silber ausnehmend fein, und selbst in vielen ihren Figuren findet man schönes Ebenmaß. Die Indier wissen durch die Traditionen, die unter ihnen seit undenklichen Zeiten sich fortpflanzen, wo Begräbnisse mit Reichthümern zu finden sind, sagen es aber nie einem Weißen, und sehr selten machen sie selbst davon Gebrauch, und da sie von allem Gefundenen vieles an den König abgeben mußten, so suchen sie nur heimlich darnach, und zerstören dann alles Gefundene, um es verkaufen zu können, denn das meiste Gold und Silber besteht in gearbeiteten Figuren und Geräthschaften, und sehr selten findet man es in Körnern oder Pulver. Ueber die Traditionen der Indier, die sehr interessant sind, werde ich dir ein andermal etwas sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Loose der Liebe.

Von J. R. Wyß.

35.

Merk dir, Liebchens Tugenden, bringen leicht zum Tagesschein.
Suche Liebchens Fehl, und frage, wird er wohl zu tragen seyn!? —

36.

Nicht nur, was Gegenliebe gibt, —
Auch daß nun, wer zuerst geliebt,
Sich ganz und innig selbst darf geben,
Erhebt zum Himmel ihm das Leben.

37.

Als dumm und häßlich komm in Acht,
Wen liebenswerth kein Lieben macht!

38.

Ein jedes Herz ist zu gewinnen,
Nur mögest du dich recht besinnen:
Hat auch ein Herz sich denn gezeigt,
Wohin dein Lieben sanft sich neigt!

39.

Aechter Liebe Abendroth,
Wird der Freundschaft Morgenroth.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Juni.

(Beschluß.)

Die Anzahl der neuen Stücke in unserm Hoftheater seit meinem letzten Berichte ist nicht groß. Die Theilung der Erbe, Lustspiel zu F. L. Schmidt ist eine Posse, die durch ihre derben Scherze und lokalen Beziehungen auf einer norddeutschen Volksbühne allerdings Glück machen kann, die aber auf kein Hoftheater gehört. Die Späße wurden fad und gemein, so wie das Ganze gedehnt und langweilig gefunden. Die Valerie des Scribe, unter dem Titel Clementine in einem Akt zusammengedrängt, fand bey guter Darstellung zu zweyen Malen Beyfall. Die Augenoperation, die in diesem Stücke vorkommt, ist aus einem bekannten Kotzebue'schen Stücke entlehnt. Eine Ehre für uns Deutsche, die wir nur mehr ein französisches Lustspiel haben! Die Zusammenkunft im Carlsbade ist eine Kleinigkeit, die gute Situationen, aber keinen Schluß hat, und wohl nur darum mißfiel. — Interessanter als diese Ephemere war das Drama: Zwey Nächte in Valadolid, das uns übrigens etwas spanisch, in topischem Sinne des Wortes vorkam. Das Stück ist bereits zu besprochen, um einer Zergliederung zu bedürfen. Plan und Diktion sind nicht ohne Verdienst, aber — der Leichnam wird für ein empfindsames Publikum immer ein arger Anstoß bleiben. Möge es dem Dichter gefallen, hierin eine Abänderung zu treffen, was freylich nicht leicht seyn wird.

Unsere italienische Oper hat ihre dießjährige Vorstellungen beendigt. Am Schlusse erfreute uns noch eine neue Oper unsers nunmehrigen Vizekapellmeisters Stunz, Reppresaglia, die ursprünglich für Mailand geschrieben war, wo sie vor zwey Jahren zwey und funfzig Mal ununterbrochen gegeben ward. Auch hier erfreute sich dieses Werk, das sich durch schöne Melodien, originelle Gedanken und reiche Instrumentirung auszeichnet, eines glänzenden Beyfalls. — Drey erste Talente unsers Kunstvereins: Dlle. Pfeiffer, Urban und Eßlair, die sich nach verschiedenen Richtungen auf Reisen befanden, sind lorbeergeschmückt zurückgekehrt, und bey ihrem Wiederauftreten vom Publikum, dessen Lieblinge sie sind, auf die schmeichelhafteste Art empfangen worden. Mad. Vespermann, die vor Kurzem aus dem Wochenbett erstand, und seither ein paarmal mit ihrem Gesang erfreute, ist im Begriff, mit ihrem Gatten uns auf mehrere Monate zu verlassen. Wir wünschen denen Glück, die sie hören werden, und bedauern uns, die wir sie entbehren müssen. Möge in ihrer Abwesenheit die junge talentvolle Dlle. Strechner, die als eine Zierde und Stütze unsrer italienischen Oper betrachtet werden kann, nunmehr für die deutsche Oper in Anspruch genommen werden. — Im Isartorttheater wurde von nambaften Stücken: Die Prinzessin Eselhaut, eine schlechte Nachbildung des alten Kinder-Mährchens mit geringem Beyfall, dagegen mit sehr großem: Ritter Blaubart gegeben. Dieß Stück ist nach dem Texte der berühmten Gretryschen Oper, und relativ für dieses Volkstheater, ganz zweckmäßig bearbeitet. Sein großes Glück verdankt es dem wirklich herrlichen Spiele der Mad. Carl in der Rolle der Maria, und dem Glanze, mit welchem es ihr Gatte, Hr. Carl, der ein sehr guter Regisseur ist, ausgestattet hatte. Es war, als hätte man zeigen wollen, was man zu leisten vermag. Alle Schaudarteiten, die sich in der Garderobe und Requisitenkammer vorfanden, schienen losgelassen, sogar die Tragbahre aus Salomons Urtheil wurde in Anspruch genommen. Den Triumph vollendete das Auftreten von einigen dreyßig vierfüßigen Funktionärs, das aber höhern Orts als ungeraiden angesehen, und für die Folge sehr weislich untersagt worden ist. Ob nun die nachherigen Darstellungen dieses Stücks, ohne Quadrupeden, denselben Beyfall erhalten haben, ist uns nicht bekannt worden.

Nach sieben traurigen Wochen, (denn München ist ein trauriger Ort, wenn der Hof abwesend ist), ist endlich am 7. dieß unsre geliebte Herrscherfamilie wieder hier eingetroffen. Der Jubel aller Klassen der hiesigen Einwohnerschaft war unbeschreiblich. Weil die Herrschaften ermüdet von der Reise waren, wurde die allgemeine Beleuchtung auf den nächstfolgenden Tag verlegt. Es ist immer gewagt, auf den 8. Juni (Medardus) eine Beleuchtung festzusetzen; aber der grämliche Heilige legte dießmal seine Gießkanne bey Seite, und sah recht freundlich in die lichterhellte Nacht. Siebenzig tausend fröhliche Menschen wogten in den Straßen der Hauptstadt, durch welche sich unter unermeßlichem Jubelrufe der Menge der Zug des Hofes schrittweise bewegte, und erst nach Mitternacht suchte jedes sein Lager.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juli 1823.

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtets lange noch zurück.

Carl Förster.

Der deutsche Meistergesang.

Im Traume hab' ich funden
Ein' Halle hoch und klar;
Ein Säuseln hat durchzogen
Die Bogen,
Wie Geister wunderbar.

Gleich altem deutschem Dome
Sich hob der Saal empor,
Und ernste deutsche Bilde
Gar milde
Sah'n her vom hohen Chor.

Der Chor, der war verhüllet
Vom Vorhang, blumenvoll;
Doch wie auf Engelschwingen
Ein Klingen
Zu meinem Ohre scholl.

War ein viel ernstes Tönen,
Und drang in all mein Herz;
Ich meint', es müßte springen
Dem Klingen,
In Lust und süßem Schmerz.

Und auf der Vorhang rollet,
Wie ein Gewitterwind;
Und rings nach alter Weis'
Viel Greise
Auf sammtnen Stühlen sind.

Und vornen an der Orgel
Der ält'ste Meister steht;
Und aus dem alten Werke
Mit Stärke
Der Odem Gottes weht.

Und jetzo, wie im Grabe,
Wird's wieder todtenstill,
Und all' zum Orgler schauen,
Die Grauen,
Ob der nicht winken will.

Und wie er hat gewunken,
O wie erscholl der Sang!
Ein wunderhold Getöne,
So schöne,
Das all die Brust durchdrang.

O hei, was ich da fühlte!
Nicht mit ich singen kunnt';
Ich Knabe mußte schweigen
Und neigen;
Es war mein Herz verwund't.

Kann nimmermehr vergessen
Den alten deutschen Sang,
Und sehe stets die Grauen
So schauen,
Und seh's mein Lebenlang. —

A. Henne v. Sargans.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Das vierte Stockwerk von St. Pelagie ist südlich von wegen Schulden Gefangenen, und westlich von den sogenannten Momen (mômes) besetzt. Mit dieser düstern Benennung bezeichnet man einen Haufen Kinder, die das sechzehnte Jahr noch nicht erreicht haben. Dieß sind meistens

ausgesetzte oder umherirrende Kinder, die von aller Unterstützung entblößt ein schlechtes Gewerbe getrieben haben oder treiben könnten. Einige dieser Kinder, die sich ungezogen oder lasterhaft betragen haben, wurden durch die Unklugheit ihrer Verwandten der Strenge der Gerechtigkeit überliefert; andere erhielten diese Strafe, weil sie bey hellem Tage bettelten. Darunter findet man nun Kinder, die nicht älter, als sieben oder acht Jahre zu seyn scheinen: diese beginnen ihr Leben unter sehr traurigen Vorbedeutungen.

Die Momen werden in zwey Klassen eingetheilt, in die großen und in die kleinen. Indessen besteht diese Unterscheidung nur dem Namen nach; sie leben beysammen, schlafen in demselben Saale, und haben die gleichen Arbeiten zu verrichten. Nur führen die größern, das heißt die ältesten, einen beständigen Krieg mit den jüngsten: darin zeigt sich der Mißbrauch der Gewalt, den man überall antrifft.

Die Momen werden, wie die andern Gefangenen, mit Tagesanbruch aufgeweckt. Ein eigner Aufseher hat Ordnung und Stille unter ihnen zu bewahren. Da diese Kinder zu zwey schlafen, so hält man sie an, sich einander zu kämmen, und alle die kleinen Dienste zu leisten, welche ihnen gefühllose Verwandte verweigern.

Hierauf wird gebetet, und dann sogleich die Arbeit begonnen. Sie sind alle mit Verfertigung von Wolle oder Baumwolle-Kardätschen beschäftigt. Um halb eilf Uhr wird ihre Werkstätte geöffnet, und sie begeben sich nun in einen ziemlich geräumigen Hof. Leider verhindert aber die Höhe der umgebenden Gebäude einen freyen Luftzug. Hier entschädigen sie sich nun für die ihnen den Tag über aufgelegte Stille. Man liest die natürliche Sorglosigkeit und Heiterkeit der Jugend auf ihren Gesichtern, und mehrere darunter scheinen an den Pinsel eines Rubens oder Michel Angelo zu erinnern.

Indessen bahnen ihre Spiele doch immer etwas Trauriges und Grausames. Sie rennen nach allen Richtungen, stoßen einander, schleppen sich auf der Erde, und durchwaten alle Pfützen. Selbst ihre ruhigsten Belustigungen haben immer den Stempel einer rohen Laune und der frühzeitigen sie auszeichnenden Leidenschaften. Sie spielen um ein kleines Geldstück mit jener düstern Energie und gierigen Aufmerksamkeit eines Spielers, der auf der Karte das Schicksal seiner Familie und die Ruhe seines Lebens wagt. Von Zeit zu Zeit hört man aus dem Hofe der Momen die furchtbarsten Flüche. Der unter ihnen umhergehende, mit einem Farrenschwanz bewaffnete, Wächter achtet nur wenig darauf. Seine furchtbare Waffe trifft nur die hartnäckigen Spieler und die Sieger des Kampfs.

In diesem Hofe erhalten die Momen ihr Essen. Bey der strengsten Jahreszeit kommen die meisten mit nackten Füßen, oder in Holzschuhen, oder nur leicht bedeckt herunter. Bekanntlich sind alle Administrationen sparsam. Die Angestellten suchen sich immer noch an dieser Sparsamkeit zu bereichern. Man hat mich versichert, daß sich diese Kinder zuweilen in einem wahrhaft bemitleidenswerthen Zustande befinden: denn die Jugend hat immer etwas Einnehmendes, das dem Gedanken an Verdorbenheit widerstrebt und Theilnahme erweckt.

Bey der Erziehung dieser Kinder verfährt man nach Grundsätzen, welche die Vernunft verwerfen muß. Sie haben einen Lehrer, der sie nach der alten Methode der Ignorantien-Brüder unterrichtet, und dessen Bemühungen fast immer fruchtlos sind. Der Hauptunterricht beschränkt sich fast nur auf den Kirchengesang. Jeden Donnerstag findet eine Stunde Uebung darin statt. Zu den Zeiten Karls des Großen hätte dieß einigen Sinn gehabt; in der gegenwärtigen Zeit aber erheischte die Menschlichkeit eine besser verstandene bürgerliche und religiöse Erziehung für diese Unglücklichen.

Bey einer solchen Behandlung können diese Kinder nur schädliche Neigungen gewinnen. Sie überlassen sich mit Entzücken und vor der Zeit den verheerenden Leidenschaften, welche die Pest der Gesellschaft ausmachen. Diejenigen, welche das sechszehnte Jahr erreichen und nicht aus besonderer Vorsicht zurückbehalten werden, erhalten dann ihre Freyheit. So treten sie in den Kreis der Gesellschaft ohne die geringste Vorstellung von ihren neuen Pflichten, und verfallen alsdann nur zu leicht in die schädlichsten Ausschweifungen. Vor drey Monaten wurden zwey dieser Kinder frey gelassen; vierzehn Tage darauf erfuhr man, daß sie wegen Diebstahl mit Einbruch in das Gefängniß der Force abgeführt worden seyen. Nachher wurden sie zu den Ketten verurtheilt.

Die gefangenen Kinder haben das Vergnügen, den Herrn Herzog von Montmorency fünf- oder sechsmal des Jahrs zu sehen. Der Besuch dieses verehrten Pairs ist immer eine Wohlthat. Da man den Tag seines Besuchs zum voraus weiß, so sammelt man eiligst alle alten Holzschuhe zusammen; Gesichter und Hände werden gewaschen; man bessert die Kleider aus und wechselt die Wäsche. Auf diese Art erscheinen sie denn in einem ziemlich anständigen und reinlichen Zustande. Herr von Montmorency sieht sie, spricht einen Augenblick mit den Aufsehern, stellt sich wahrscheinlich vor, daß es sich an jedem Tage wie an dem Tage seines Besuchs verhalte, und kehrt nun, zufrieden mit den Fortschritten dieser armen Momen in dem Kirchengesang, wieder zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man sich in Persien emporhebt.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war untergegangen, als Allaverdi zur Stadt zurückkehrte. Mit pochendem Herzen nahte er sich der Moskee. Er fand die Thüre offen, und verschwand in

den dunkeln Gängen des Gebäudes. Bald erſchien er auf dem Dache: hell ſtand der Mond am Himmel und verbreitete ſein glänzendes Licht weit umher. Zitternd vor einer Entdeckung, ſchwang er ſich von Dach zu Dach und über dazwiſchen liegende Mauern weg, bis er ſich matt und von Angſt erſchöpft auf dem Dache der ſchönen Fatima niederließ. Aengſtlich horchte er umher, aber nicht ein Laut berührte ſein Ohr; die tiefſte Stille verkündigte, daß die durch die Arbeit des Tages ermüdeten Einwohner im Arm des Schlafes lagen. Eine ſeiner Piſtolen hatte ſich ihm unterweſt aus ſeinem Gürtel gelöst, und machte ihn durch ihr Geräuſch im Fallen erbeben. Er ſchämte ſich beynahe ſeiner kindiſchen Furcht, und näherte ſich mit friſchem Muthe der von dem Mullah angezeigten Thüre, welche ins Gebäude hinabführte. Sie öffnete ſich leicht; aber ein neues Entſetzen bemächtigte ſich ſeiner, als er in die ſchwarze Tiefe hinabblickte: geſpenſteriſche Geſtalten erhoben ſich vor ſeinen Augen, und mit Mühe gelang es ihm, ſie als die Geſchöpfe ſeiner erhitzten Einbildungskraft zu betrachten. Von dem Muthe der Verzweiflung getrieben, ſtürzte er mit gezogenem Dolche die dunkle Stiege hinab, und näherte ſich einem Lichte, das durch die Spalte einer unverſchloſſenen Thüre glomm — er zog die Purdah auf die Seite, und ſah bey dem Schein einer im Kamin brennenden Lampe ein kleines, luſtig bemaltes und vergoldetes Zimmer, koſtbarſten Teppiche bedeckten den Boden, Roſengewinde zierten die Wände, und bildeten eine Art von Laube über einem Bette, das mit den herrlichſten Geweben von Caſchemire belegt war; leichte Gehänge von der feinſten Gaze hingen vor den Vertiefungen der Wände, und zeigten durch ihr dünnes Gewebe ſilberne Gefäße und koſtbare Kleidungsſtücke, welche ſorgfältig in geſtickten Tüchern und Brokaten eingehüllt waren. Alles dieſes, nebſt dem Shawl-Turban und den reichen weiblichen Gewanden, die zerſtreut umher lagen, überzeugten ihn, daß er ſich im Gemache der Lieblingsgemahlin befände. Sorgfältig und unbemerkt näherte er ſich dem Bette: die jugendliche Schönheit, die er hier athmen ſah, ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß er in der Gegenwart der geliebten Fatima ſtehe; die Juwelen konnten alſo nicht fern ſeyn. Jedes Gefäß, jedes Bündel ward ſorgfältig unterſucht, aber vergebens: bey jedweder andern Gelegenheit würde ihn eine ſolche Beute entzückt haben; aber die Hoffnung, das Geſchmeide zu finden, ließ ihn alles Uebrige mit Verachtung anſehen. Die Gewißheit der Gefahr, und die Unmöglichkeit des Entkommens, betäubten alle ſeine Sinne, und erfüllten ihn mit dem verzweifelten Muthe, welcher zuweilen Feige ohne Zittern das Blutgerüſt beſteigen läßt. Ohne zu zaudern, trat er daher auf eine gegenüber liegende Thüre zu, hob die Purdah auf, und trat in ein großes Gemach, wo in reichen Gefäßen ein prächtiges Mahl aufgeſtellt war. Aber auch hier ſah er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht; alles Uebrige hielt er unter ſeiner Würde. Schon wollte er den Saal verlaſſen, als er plötzlich ſtill ſtand und bey ſich ſelbſt ſagte: „Halt, Freund Allaverdi! obgleich dir nicht vergönnt iſt, das Geſchmeide des Fürſten zu tragen, ſo magſt du doch von ſeinem Tiſche eſſen; der erſte Mirza kann ſich deß nicht rühmen.“ Mit dieſen Worten näherte er ſich den Nischen, wo die Schüſſeln ſtanden, wählte ſich das Beſte aus, und verſchlang es mit bewußtloſer Eßbegier, dann verließ er den Saal. Im vordern Zimmer war Alles ruhig. Eben dachte er nach, ob er ſich nicht zu etwas Geringerem herablaſſen, und einiges von dem Silberzeug aufpacken ſollte, als ihn ein leiſes Gemurmel von dem Bette her aufſchreckte; in athemloſer Angſt horchte er; die ſanfte Stimme Fatimas ließ ſich aufs neue vernehmen; mit gezogenem Dolche ſchlich er auf ſie zu: „Eins von uns muß ſterben!“ murmelte er; „vielleicht beyde — aber ſie darf nicht erwachen.“ Da glitt ein Lächeln über das Geſicht des ſchlafenden Mädchens! ihre Lippen bewegten ſich noch immer, aber kein Laut kam aus ihnen hervor. Allaverdi ſtarrte ſie an, und ſein Herz füllte ſich mit Bitterkeit bey dem Gedanken, daß gleiche Ruhe nie ihm mehr werden könne. Die Bewegung ihrer Lippen vermehrte ſich, während ihr Geſicht ſich noch mehr belebte. „Nein, halt,“ rief ſie leiſe, „Halt Roſe, ſtelle dieſe Schale weg; du vergiſſeſt, daß dem Königsſohne der Granatapfel Scherbet am beſten behagt.“ Bey dem erſten Worte fiel Allaverdi's Hand leblos an ſeiner Seite nieder, und als er unwillkührlich ſein Auge von ihr abwendete, fielen dieſelben auf etwas Glänzendes; er ergriff es und zog leiſe ein Bund Schlüſſel und einen Siegelring unter ihrem Pfühl hervor, welche durch eine goldene und ſeidene Schnur an einander befeſtigt waren. Die Bewegung blieb von Fatima unbemerkt, deren Schlummer jetzt ruhiger wurde. Dieß mußten die Schlüſſel zu dem Geſchmeide ſeyn; denn es war des Fürſten Siegelring, der daran hing. Allaverdi ſuchte aufs neue, und die veränderte Stellung der Lampe entdeckte ihm ſogleich zwey ziemlich große Kiſten; er verſuchte eine zu öffnen; es gelang und des Fürſten prachtvolle Armbänder blitzten ihm in die Augen. Mit unglaublicher Eile raffte er den Inhalt der Kiſten in ein großes Tuch, und ohne einen Blick rückwärts zu wagen, oder auch nur an den übrigen Schatz zu denken, floh er mit all den Schrecken des ſchuldigen Bewußtſeyns davon. Wie er die Moskee wieder erreicht hatte, das wußte er nicht; und ſo groß war ſeine Bewegung, als er dieſelbe verließ, daß ſeine Füße ihm ihre Dienſte verſagten, er taumelte und fiel. Das Murmeln von fließendem Waſſer erweckte ihn: er befand ſich neben der Waſſerleitung, die vor der Moskee vorbeyfloß; er trank begierig und ſetzte ſogleich ſeine Flucht weiter fort, und ohne bemerkt worden zu ſeyn, erreichte er ſeiner Mutter Haus und ſeine Kammer, wo ſeine Mutter ihn die ganze Nacht über geglaubt hatte. Jetzt erholte er ſich wieder, und hoffte, daß Alles ſich glücklich enden würde.

Er vergrub seinen Schatz in das Gärtchen vor seinem Fenster, und nachdem er sich ein paar Stunden lang ausgeruht, grub er den ganzen Raum um, um jede Spur seiner Arbeit zu vertilgen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, 1. Juni.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und Gewerbe hat am 29. Mai ihre jährliche Sitzung gehalten und Bericht über die, der Gesellschaft übersendeten, Werke, so wie über die Lösung verschiedener Preisaufgaben, abgestattet. Einer der ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten, Professor Thiel, eröffnete die Sitzung durch eine kräftige, geistreiche Abhandlung über die Fortschritte der Kultur in Frankreich im Allgemeinen, und über das Zurückbleiben oder Zurückschreiten derselben in besondern Fächern. Nach dieser, trotz manchen bitter zu deutenden Stellen mit vielem Beifall aufgenommenen Rede wurde über die auf Physik, Geographie, Alterthümer, Literatur und Sprache sich beziehenden, der Gesellschaft überreichten Abhandlungen eine kurze, beurtheilende Uebersicht gegeben, und es schien mir, als erfreue sich diese Gesellschaft einer Anzahl von Theilnehmern und Korrespondenten, deren Bemühungen in allen Zweigen der Kunst und Industrie des Auslandes Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln dürfen. In die Einzelnheiten einzugehen, ist hier der Ort nicht. Die Uebersetzung einer Ode von Horaz bewies mir von neuem, daß die französische Sprache, die man sehr bezeichnend die umschreibende nennen kann, für das Wiedergeben alter Meisterwerke nicht gemacht ist. Ein Gedicht über die Fortschritte der Industrie in dem Departement der Mosel, von dem Verfasser vorgelesen, war die liebe klare Prosa, die die lebendige Geberdensprache des Verfassers nicht zu heben vermochte. Zum Schlusse der Sitzung vertheilte der Präfekt Medaillen an die würdigsten Concurrenten bey der diesjährigen ersten Ausstellung von Erzeugnissen der Industrie in diesem Departement. Die Gegenstände, welche in die Ausstellung gegeben wurden, beweisen die thätigsten und erfolgreichsten Bemühungen unsrer Künstler, Fabrikanten und Handwerker, in ihren Erzeugnissen mit dem Auslande zu wetteifern. Die verschiedenen Zweige der Kunst (Mahlerei, Bildhauerkunst, Modellirkunst u. dergl.) sind noch schlecht bedacht; dagegen waren manche Fabrikate, Manufaktur- und Handwerker-Arbeiten (z. B. Tücher, Gläser und Krystalle, der Zucker, den man zu Pont a Mousson verfertigt u. s. w.) in einer hohen Vollkommenheit zu sehen. Wenn diese allgemeine Thätigkeit lobenswerth ist, so ist es der Eifer nicht weniger, mit welchem die Regierung und viele Wohlhabende dieses Departements dieselbe unterstützen, leiten und erhöhen. — Vor einigen Tagen aber machte weder die Ausstellung, noch der Halbinselkrieg, noch die bevorstehenden neuen Aushebungen, noch der tägliche Durchmarsch neuer Hülfstruppen, welche die siegestrunkene, unaufhaltsam und rasch, wie telegraphische Nachrichten, sich weiter drängenden Heere in ihrem Feuer zügeln oder ihre Lorderern theilen sollen — alles das machte keinen Eindruck mehr auf das hiesige Publikum. Nur von dem Theater hörten Sie auf der schönen Esplanade, in den Café's, in den literarischen Zirkeln, in den Gesellschaften reden. Es lohnte sich kaum der Mühe, der Sache zu erwähnen, wenn sich nicht einige Züge der Sitten und des Nationalcharakters der Franzosen daraus abstrahiren ließen. Ein Mann in Civilkleidern hatte im Parterre gepfiffen, vielleicht um sein Urtheil kurzweg von sich zu geben, wie man das hier zu thun pflegt, vielleicht auch nur seinem Hunde, die, nebenher bemerkt, das Theater eben so wohl besuchen dürfen, wie andere Kunstfreunde —; ein Sänger von untergeordnetem Range soll sogleich nach der ersten Operette eine kurze, aber inhaltschwere Antikritik auf des Rezensenten Rücken ausgefertigt haben und dann auf das Theater geeilt seyn, um in dem zweyten Stücke eine Zierlichkeitsrolle zu spielen, für die ihn das Publikum nicht gewachsen glaubte. Er ward mit nichts weniger als französischer Galanterie — auf die er übrigens auch keinen Anspruch machen zu wollen schien — empfangen. Er hört mit Erstaunen die schreiende Musik der Pfeifen und Stöcke im Parterre, sieht das Publikum verblüfft an und verschwindet hinter den Koulissen. Der Effekt war in der That komisch und erregte allgemeines Gelächter. Indessen bringt die leere Bühne das ganze Theater in Aufruhr und die Sänger müssen von neuem auftreten. Dieselbe Musik, derselbe Empfang! Der Antikritikus tritt an den Rand des Orchesters, will sprechen, faltet die Hände — lauteres Pfeifen, wilderes Geschrey. Der Regisseur der Oper zeigt sich, tritt vor und beginnt: „Meine Herren, ich muß ihnen bemerken" — „Bemerken?" tönt es im weiten Hause wider wie aus einem Munde und der gute Mann muß unverrichteter Sache abziehen. Endlich schweigen die Improvisatoren und das Stück geht seinen Gang fort, bis ein Billet aus einer Loge auf die Bühne fliegt. Die schöne Rosine Rose (unsere Dugazon), Gesang, Musik, Stück — Alles ist vergessen; das Billet soll vorgelesen werden. Die Spielenden flüchten über die Scene, wie die Kinder Israels in Klingemanns Moses (wenn ich nicht irre), der Regisseur erscheint und liest das Billet ab, das nichts enthält als die Namen einiger Opern, die man sogleich aufgeführt zu sehen wünscht und die er baldmöglichst zu geben verspricht. Die Operette wird wieder aufgenommen und es fällt weiter nichts vor, als daß einige neue Billets in ein etwas hartes Materiale gewickelt, niederfallen und dem Antikritischen, in dessen Nähe sie sich senken, das dießmal Muth noch nehmen, mit welchem er seine Rolle abspielte. Kaum ist das Stück aus, so ruft schon Alles nach den Billets. Eine allerliebste Operette (la lettre de Change) wird noch erwartet. Die Overture wird so schlecht als möglich zu Ende gespielt, der Vorhang hebt sich, unsere erste Sängerin hüpft kokettirend hervor, aber sie fliegt wie ein geschrecktes Reh mit ihrer Vertrauten zurück hinter die Koulissen, als sie hört, daß Parquet, Parterre, die zweyte Gallerie und das Paradies in ohrenzerreißenden Tönen (die erstern behielten ihre menschlichen Stimmen bey, die zweyte Gallerie übernahm die Partbie der Schafe und Hunde, und das Paradies die der wilden Thiere — das Haus schien zu brechen und ich sah mich nach Afrika versetzt —) nach dem Lesen der Zettel verlangte. Dreymal kömmt die Sängerin wieder und muß dreymal flüchten. Das Geheul wird stets wilder. Endlich fällt der Vorhang, die Lampen versinken. Neues Gebrüll: „La pièce, la pièce!" Die Lampen tauchen auf, der Vorhang hebt sich, wie eine scheue Taube tritt die Jouard wieder auf und von neuem das vorige Geschrey, Gebrüll, Gebrüll nach den Zetteln. Der Regisseur kömmt endlich, erklärt, daß die Billets nicht verlesen werden könnten, wird ausgepfiffen und geht ab. Jetzt sinkt der Vorhang, die Lampen verlöschen, der Kronleuchter verschwindet und vier bis fünfhundert Menschen sitzen in einer ägyptischen Finsterniß da. Das Parterre pfeift, pocht, schreit, das Parquet lacht, die obern Gallerien brüllen, und auf der ersten Gallerie rufen die Damen nach ihren Hüten (die gewöhnlich im Hintergrund der Logen in der Höhe hängen), und ihren Führern, die größern Theils das Parquet gesucht haben, um den Inhalt der Zettel genauer zu hören. Mit Noth gelangt man durch die dunkeln Gänge ins Freye. Ein Theil der unruhigen Schreier und Pfeifer beschließ wohlverdient die stürmische Nacht auf der Wache, während das Publikum seinen Scharfsinn an dem Inhalt der auf die Bühne geworfenen Zettel übt, und sich in den mannigfaltigsten Conjekturen erschöpft.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juli 1823.

Bedenke das alte weise Sprichwort: Der Anfang einer Sache zeigt uns noch nicht ihren Ausgang.

Herodot.

Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Ich will dir hier wieder einen kleinen Abriß unserer politischen Lage mittheilen, und so dich auf einen Standpunkt zu bringen suchen, der dir unsere Verhältnisse etwas klar machen kann, wobey ich voraussetze, daß du so ziemlich Alles liesest, was man dort über unsere Revolution und unsere Feldzüge sagt, was gewöhnlich sehr partheyisch und ohne rechte Sachkenntniß geschieht. Englische Schriftsteller und Zeitungsschreiber scheinen mir die besten Ansichten zu fassen, da solche hier gute Korrespondenten haben.

Du wirst wissen, daß vor der Realisirung unserer Expedition nach Peru die Provinzen vom La Plata in größter Anarchie waren. San Martin war mit dem Heere, das er kommandirte, von Mendoza nach Chile eigenmächtig gegangen, wo Alles viel ruhiger war, und veranstaltete mit der dortigen Regierung (der auch am meisten, wegen ihrer Handelsverhältnisse mit Peru, an diesem Unternehmen gelegen seyn mußte) diese sogenannte Befreyungs-Expedition von Peru. In Chile war Alles so ziemlich ruhig, weil das Volk nicht so revolutionär ist, als die Bewohner vom La Plata, und der Krieg im Süden mit geringer Macht geführt werden konnte. Das Unternehmen war sehr mit dem Privatinteresse des San Martin verwebt, und er wußte auch endlich alle Chefs und Offiziere seiner Armee (Exercito de los Andes, gegen 2000 Mann!) dazu zu bewegen, obgleich diese dort schon eine Revolution gegen ihn machen wollte. Die Parthey von Carera, die in Chile jezt unterdrückt war, machte auch einen vergeblichen Versuch gegen das Gouvernement, und trotz allen diesen Schwierigkeiten kam die Sache doch endlich zu Stande. Chile hatte durch vieles Glück und Cochrane's Bemühungen eine bedeutende Flotte zusammengebracht, und stand ziemlich im Gleichgewicht mit der Seemacht der Spanier im friedlichen Ocean. Am 21. Aug. v. J. segelten wir endlich, gegen zwanzig Segel stark, und mit etwa 4000 Mann, von Valparaiso ab. Wiewol wir gut von der ganzen Lage in Peru unterrichtet waren, und San Martin die ganze Zeit vor der Ausführung seines Plans durch tausend Kniffe und Intriguen sehr wohl benuzt hatte, und berechenbare Wahrscheinlichkeit des guten Ausgangs da war, so kann man doch, wie du nachher sehen wirst, das Ganze einen Abenteuerzug nennen. In Peru befürchtete man längst diese Unternehmung, und schon seit einigen Jahren hatte man alle Vorkehrungen zu unserm Empfang und uns zurückzuschlagen gemacht. In Lima standen allein 10,000 Mann reguläre und dem Aeußern nach sehr gute Truppen, mit besonders vieler Artillerie, die wir, so wie Kavallerie (wenigstens Pferde), fast gar nicht besaßen. In Ariquipa und dem hohen Peru standen starke Divisionen, und mit allen Besatzungen der einzelnen Provinzen konnte man sehr wohl 20,000 Mann gegen uns rechnen. An der ganzen Küste waren Befehle ertheilt, bey unserer Ankunft Alles zurück-

zuziehen, und uns sonst alle mögliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Der Hauptpunkt der Vertheidigung blieb aber Lima, wo sich aber die Flotte ruhig hielt, die schon allein vielleicht, unsern Convoy in die größte Unordnung gebracht haben könnte, die aber durch einige frühere Unternehmungen von Cochrane völlig verzagt gemacht war.

Wir landeten ohne Widerstand in Pisco, da dort blos eine kleine Garnison war, die sich zurückzog. Abends langten wir an, und konnten erst den folgenden Tag uns ausschiffen, so daß das Volk daselbst Zeit hatte, sich die Nacht, jedoch in großer Unordnung, zurückzuziehen. Die Gutsbesitzer schleppten vor Allem ihre Neger mit, da sie für solche besonders fürchteten. Anfangs waren wir ganz allein auf der Küste, bald aber glaubten wir in Afrika zu seyn, denn die ersten Bewohner, die sich wieder näherten, waren die Weiber und Kinder der Neger, so wie auch einige Männer, die man nicht hatte fortbringen können. Diese fürchteten uns weniger als Andere, da sie, in den abschreckenden Erzählungen, die man von den Insurgenten machte, doch so etwas von Aufhebung der Sklaverey bemerkt hatten, was ihnen noch mehr die rücksichtlich ihrer von ihren Herrn genommenen Maßregeln bestätigten, und sie auch nichts zu verlieren hatten. Wir fanden auch hinlänglich Lebensmittel, so daß schon der Plan des Vicekönigs darin scheiterte, und sehr bald kehrten auch viele Familien zurück, die von unserer guten Aufführung hörten. Wir hatten also festen Fuß in Peru gefaßt, und hofften nun bald den Feldzug zu eröffnen.

Von Lima aus, wo die Hauptarmee (denn jede Truppenabtheilung nennt man hier eine Armee) stand, wurde gar nichts gegen uns unternommen, als blos ein Observationskorps in Cannete postirt, gegen welches wir blos Vorposten ausstellten. Wir schickten kleine Parthien nach allen Seiten, um besonders Pferde und Rindvieh einzufangen, worin unsere Leute ungemein geschickt sind, um die Einwohner zu beruhigen und zur Rückkehr zu bewegen, so wie besonders auch alle Neger, deren man habhaft werden konnte, zu sammeln, und unter Versprechen der Freyheit zu Soldaten zu nehmen. Wir brachten zwey Bataillone Schwarze mit uns, und diese vermehrten sich bald aufs Doppelte. Die Indier, die hier den Ackerbau treiben, kamen alsbald aus der Ferne mit allen möglichen Lebensmitteln, und so fehlte uns gar nichts, Branntwein und Zucker hatten wir in Ueberfluß vorgefunden, und die ganze Armee trank täglich Punsch. Da unsere Leute, was Essen und Trinken betrifft, ungemein nüchtern sind, so war dieses hier von ganz guter Wirkung, und wir hatten keine Kranke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man sich in Persien emporhebt.

(Beschluß.)

Früh am Morgen schon versetzte die Nachricht von dem Diebstahl die ganze Stadt in Unruhe. Die Weiber des Harems wurden in Untersuchung genommen, einige eingekerkert und als Theilnehmerinnen in dieser unerklärlichen That streng bestraft, und selbst Fatima mußte Strafe erdulden. Wie gewöhnlich bey allen zweifelhaften Fällen wurden auch die Christen beschuldigt; viele wurden ergriffen und gefoltert, um ein Geständniß von ihnen zu erpressen. Einige trieb die Marter zu einem falschen Bekenntniß, und sie wurden hingerichtet; aber dennoch fand sich keine Spur von den verlornen Juwelen. Allaverdi hielt sich mehrere Tage lang sehr eingezogen, weßwegen er Unpäßlichkeit vorschützte. Nach einiger Zeit zeigte er sich zwar wieder unter seinen Freunden, vertraute sich aber Niemanden. Auch beschloß er, sobald die Begebenheit ein wenig in Vergessenheit gerathen seyn würde, sich so lange von der Heimath zu entfernen, bis er seine Juwelen würde in Gold verwandeln können. In dieser Absicht verbreitete er das Gerücht, er wolle nächstens eine Handels-Reise unternehmen, zu welcher er auch sogleich Anstalten traf. Um nicht seinen Schatz auf einmal zu wagen, wählte er nur einige der kostbarsten Steine aus, und verbarg das Uebrige in einer zu dem Zweck in seiner Kammer gemachten Höhlung; er empfahl dann seiner Mutter die Sorge für das Haus, bat sie besonders, nie ihre armselige Hütte gegen eine andere zu vertauschen, und entfernte sich. —

Jahre vergingen und Allaverdi kehrte nicht zurück; seine Mutter starb; seine Anverwandten verkauften das Haus und ihr Erbe war beynahe vergessen, als ein Fremder erschien und sich als den glücklichen Entdecker des Steines der Weisen ankündigte. Er erbot sich, die Verwandlung in Gegenwart von Zeugen zu vollbringen, und verwandelte wirklich einen Kessel voll Quecksilber in einen kleinen Klumpen Gold. — Die große Mähre kam auch vor den Fürsten, welcher den Künstler sogleich auf einen gewissen Tag und Stunde vor sich beschied, wo er die Probe seiner Kunst ablegen sollte. Inzwischen machte man ihm von allen Seiten Anerbieten, ihm sein kostbares Geheimniß abzukaufen. Die öffentliche Antwort für Alle war: „es gebühre keinem Andern als dem Fürsten;" im Geheimen aber ließ er sich erbitten, und Jeder kehrte mit dem Gedanken heim, einen reichen Kauf gethan zu haben. Am bestimmten Tag legte er auch seine Probe vor dem Fürsten ab, und überzeugte diesen und seinen ganzen Hof, daß das lang gesuchte Geheimniß sich endlich gefunden habe. Gerne wollte er es dem Königssohn mittheilen; und verlangte keine andere Belohnung als die Ehre, vor dessen Angesicht stehen zu dürfen und das Lächeln seiner Gunst zu genießen. Auch

that er ſich ein leeres Haus, das er in der Stadt geſehen, welches für ſeine Arbeiten und die Unterweiſung der Lehrlinge in der goldenen Wiſſenſchaft beſonders geſchickt ſey. Dieß ward ſogleich bewilligt. Der Fürſt verſicherte ihn ſeiner fortdauernden Huld, und befahl einigen Dienern, ihn in Beſitz des bezeichnetrn Hauſes zu ſetzen, welches kein anderes war, als das Haus des längſt vermißten Allaverdi; bieher wurde ihm ſein Gepäcke nachgeſchickt, und man ließ ihn für den übrigen Theil des Tages allein, damit er ſich vorbereiten könne, ſeine Operationen in einem größern Maßſtabe zu betreiben. — Wie freute ſich Allaverdi (denn er war es ſelbſt), als er ſich wieder im Beſitz ſeines Hauſes ſah und Alles darin unverändert fand. Die Zeit, langes Leiden und ſein Bart hatten ihn unkenntlich gemacht. Er lachte über die Thoren, die da glauben konnten, er würde ihnen für Geld einen Geheimniß verkaufen, das ihn in Stand geſetzt haben würde, nach Belieben Millionen hervorzubringen, und beſchloß in der Nacht ſeinen Schatz auszuheben und ſich dann unter dem Vorwande, die nothwendigen Kräuter zu ſuchen, am andern Morgen aus dem Staube zu machen. Als er aber bey ſeinem einſamen Mahle ſaß, vernahm er plötzlich einen lauten Tumult vor dem Hauſe, in einem Augenblicke füllte ſich daſſelbe mit Bewaffneten, die ihn banden und als einen Betrüger vor den Statthalter führten. Die Klagen gegen ihn waren zahlreich und wohlgegründet; einige ſeiner geheimen Kunden hatten in ihrer Ungeduld den von ihm zum Goldmachen anempfohlenen Aufſchub von vier Tagen nicht abwarten können, und hatten Proben angeſtellt, die fehlgeſchlagen waren. Erbost über ihren Verluſt und ihre getäuſchten Hoffnungen, liefen ſie zum Statthalter zur Klage; dort fanden ſie Andere in ähnlicher Abſicht; das Geſchrey gegen den Betrüger ward allgemein, und ſeine Ankläger erhielten leicht einen Verhaftbefehl.

Als man ihn vor den Statthalter brachte, weigerte er ſich zu antworten, behauptete, es ſey blos aus Neid, daß man ihn zu verderben ſuche, er habe nie einem ſein Geheimniß verkauft, und wenn man ihn vor den Fürſten bringen wolle, ſo wolle er noch einmal beweiſen, daß er kein Betrüger ſey. Da keiner der Ankläger einen Zeugen aufbringen konnte, und der Statthalter während des Verhörs zehn Goldſtücke in ſeinem Schooße fand, ſo willigte er in ſein Geſuch, ließ ihn während der Nacht in Gewahrſam halten, und ſchickte ihn am Morgen vor den Fürſten. Hier ſtellte er ſich kühn zur Probe dar; voll Vertrauen näherte er ſich dem Ofen — aber auf einmal blieb er ſtehen, ward verwirrt, ſuchte in den Taſchen: das Papier, welches das vorzügliche Mittel zum Goldmachen — den Goldſtaub enthielt, war fort. Voll Scham und Verdruß geſtand er, daß er in dieſem Augenblicke nicht bereit ſey, den Verſuch zu wiederholen, daß er aber an einem andern Tage ſeinen Kopf verlieren wolle, wenn er ſeine Kunſt nicht erwieſe. Jedermann hielt das für eine erbärmliche Entſchuldigung, das Geſchrey um Gerechtigkeit erhob ſich aufs neue, und der erzürnte Fürſt ließ die Feraſchen und die Ruthen zum Baſtonniren holen. Alle Hoffnung ſchien verloren. Schon lag der unglückliche Verbrecher am Boden, mit den Füßen in den an Pfählen befeſtigten Schlingen, und die Sohlen den Gerichtsdienern zugekehrt, welche, mit ſchweren Stöcken bewaffnet, bereit ſtanden, als er ſich mit einer plötzlichen Anſtrengung gegen den Fürſten wandte und rief: „O Königsſohn, höre die Worte der Wahrheit, und laß die Schönheit deiner Gnade auf deinem Angeſichte ruhen! Sage, haſt du nicht die reichſten deiner Juwelen verloren? Was iſt die Belohnung deſſen, der ſie dir wieder zuſtellt?“ Der Fürſt erwiederte: „Wer mir die Armbänder wieder auf die Arme bindet, und mir den Dolch in den Gürtel ſteckt, ſoll ſein Geſicht rein gemacht erhalten, und wäre es auch von vielen Verbrechen geſchwärzt.“ — „Aber ſchwöre! rief der Verbrecher; ſchwöre bey deinem eigenen Kopfe, bey dem Barte deines Vaters und dem heiligen Koran!“ — „Ich ſchwöre!“ wiederholte der Fürſt. Allaverdi hieß ihn nun nach ſeinem Hauſe ſchicken und an einer gewiſſen Stelle nachſuchen, wo er den Schatz finden würde. Alle horchten mit Erſtaunen. Der Fürſt ſchickte einige ſeiner Räthe und Diener ab, und wiederholte ſein Verſprechen noch einmal. Allaverdi erzählte dann ſeine Abenteuer zum großen Erſtaunen aller Anweſenden und der Freude des Fürſten, welche durch die Nachricht, daß ſich Alles nach der Beſchreibung gefunden, erhöht wurde. Alle die Fehler des Angeklagten verſchwanden über der Freude des Augenblicks; umſonſt forderten die betrogenen Thoren ihr Geld zurück, man antwortete ihnen durch Spott.

Allaverdi lebt noch im Beſitz der fürſtlichen Gunſt und großer Ehrenſtellen und ſolcher Reichthümer, daß bey ſeinem Tode ſein Sohn ſich einer guten Baſtonnade gewärtigen darf, um ihn zu bewegen, das Ganze, oder wenigſtens einen Theil von ſeines Vaters übel erlangten Schätzen, ſeinem gerechten Beſchützer und Fürſten zurück zu erſtatten.

Miscellen aus England.

Der Plan, die königliche Bibliothek dem brittiſchen Muſeum einzuverleiben, findet viele Gegner, und zwar aus mancherley Gründen. Einer der triftigſten iſt, daß es nicht rathſam wäre, alle der Nation gehörige literariſche Schätze an einer Stelle anzuhäufen, und dieſelben ſo der Gefahr auszuſetzen, durch eine Feuersbrunſt das Ganze zuſammen zu verlieren. Da es indeſſen der Wunſch des Miniſteriums zu ſeyn ſcheint, dem der parlamentariſche Ausſchuß beyſtimmte, ſo darf man wohl nicht zweifeln, daß man bey dieſem Plan beharren wird. Die

Kosten für die zur Aufnahme der Bibliothek und des dazu gehörigen Personals zu errichtenden Gebäude sollen auf 40,000 Pf. St. angeschlagen worden seyn. — Die vom Parlamente zum Einkauf von Kunst- und Büchersammlungen für das brittische Museum seit dessen Stiftung im Jahr 1755 bewilligten Summen sind sehr bedeutend. Die folgenden waren einige der größten: Im Jahr 1753 für die Sloansche Sammlung L. 20,000. — 1753, Hatel'sche Sammlung L. 10,000. — 1772, Hamilton'sche Vasen-Sammlung L. 8,410. — 1805, Townley'sche Statuen-Sammlung L. 20,000. — 1807, Landsdown'sche Handschriften-Sammlung L. 4,925. — Grenville'sche Mineralien L. 13,727. — 1813, Hargrave'sche Bücher-Sammlung L. 8000. — 1814, das Uebrige von der Townley'schen Sammlung L. 3,200. — 1815, die Phigali'schen Marmore L. 15,000. — 1816, die Elgin'schen Marmore L. 35,000. — 1818, die Burney'sche Bücher-Sammlung L. 13,500. — Auch die Gaben von Privatpersonen an diese herrliche Anstalt waren sehr groß. Unter andern vermachte ihr neulich Sir Jos. Bankes seine vortreffliche Büchersammlung. Das Gebäude aber ist, wie Ref. schon neulich erwähnt, alt und baufällig, und es fehlt ihm an Raum, um all die demselben anvertrauten Kostbarkeiten zur bequemen Uebersicht ordnen, ja um dieselben auch nur unter Dach bringen zu können. So liegt der Hof jetzt schon ein paar Jahre voll der herrlichsten Bruchstücke von Denkmälern der Kunst aus dem egyptischen und griechischen Alterthum, in Marmor und Granit, welche in ihrem Vaterlande noch Jahrhunderte hätten dem Einfluß der Zeit widerstehen können, die aber hier unter diesem feuchten Himmelsstrich zusehends verwittern, ohne daß man sich auch die Mühe nähme, ein hölzernes Dach darüber zu errichten, oder vor ihrer gänzlichen Zerstörung Zeichnungen davon nehmen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 24. Jun.

— Jetzt will ich dir etwas von meiner Reise im Dampfboot erzählen. In 26 Stunden bin ich, fast immer einen Flintenschuß weit von den prächtigen Ufern, den ganzen Halbmond des Lemans umflogen. Die gigantische Macht der Räder erzeugt, wie durch Sturm, einen schäumenden Strom, den unsre Fahrt auf der saphirenen Ebene breit und immer breiter hinzeichnete. Am Himmel erschienen die Spuren unsers Flugs wie ein langer gezogener Doppelstreif, in Gestalt zweyer parallellaufender Wolken, die der braune Rauch bildete. Nun kann ich mir beynahe jeden Gegenstand vorstellen, der das 36 Stunden weite Ufer des Lemans bezeichnet. Städte, Schlösser, Häuser, Wälder, Gärten, Bäume, Wiesen, Reben, Dörfer erscheinen und verschwinden. Jede Sekunde wechseln alle Formen, so wie man die Gegenstände von der Seite oder gerade vor sich erblickt. Als wir uns den Städten oder Dörfern näherten, liefen alle Menschen an's Ufer; wo Schiffe waren, warf Alt und Jung sich hinein, um dem fliegenden Wunderthier sich zu nähern. Einige Kinder schrien: Ach! laßt uns das Schiff nur anrühren! Einige Städte begrüßten uns mit Kanonen. Wir erwiderten den Gruß. Eine Stunde von Morges war ein Artilleriekamp am Ufer. Schuß, Hurrah und Gruß. An manchen Orten wollten Schiffe uns erreichen. Wir flogen aber so schnell, daß die Schiffein rückwärts zu rudern schienen, zum großen Gelächter der am Ufer gaffenden Menge. Ein Mädchen, das auf einer Segelstange stand, rief uns anschauend, laut: Voyez comme ils ont l'air content! Wir langten gegen Mittag zu Ouchy unter Lausanne an. Hundert und vier Personen stiegen an's Ufer. Da ich im Wirthshause kein Zimmer fand, nahm ich mit einer liebenswürdigen Genfer Familie einen Wagen bis Vevey, wo wir ruhig schliefen. Zwischen sieben und acht Uhr Morgens kam das Wunderboot an. Alle Ufer bis jenseits Latour, alle Terrassen, Gärten, Fenster, ja Dächer waren mit Menschen besetzt. Kaum vermochten wir durch das Gedränge bis an's Ufer hinab zu arbeiten, um uns in eine Barke zu stürzen, die so überfüllt war, daß man ein Unglück besorgte. Kaum waren wir wieder im Dampfboot, so kamen dreyßig bis vierzig Damen und Herren von der eleganten Gesellschaft von Vevey zu uns. Ein zweytes Schiff folgte mit der Stadtmusik. Unter Tanz und Gesang fuhren wir ab. Ich glaube, das ganze Volk war am Ufer hingereihet. Alles jubelte und grüßte und kanonirte, indeß unsre Musik Harmonie über die Ufer ergoß. Hauteville, Blonay, Montreux und Chillon flogen wie Traumgebilde vorüber. Jenseits Villeneuve steuerten wir in die trübe Mündung der Rhone, dann rechts an das romantische, mit Kastanienwäldern bedeckte, Savoyerufer unter Meilleries Felsen vorbey. Die Berge drohten Regen. Sie waren mit einem durchsichtigen Flor überzogen: doch das Wetter blieb gut. Zu Evian stieg die elegante Welt von Vevey aus. Hunderte Hüte und weiße Tücher flogen in die Luft. Wenn das Schiff still stehen will, so geht der Rauch durch einen Schlangenkopf heraus, der vorn am Schiffe unter Tells Büste seinen Rachen öffnet. Das kam den Savoyarden schrecklich vor. Ich habe nie eine so muntere Gesellschaft gesehen, als die unsrige auf dem Schiffe. Die Neugier, also auch die Freude, waren nie erschöpft. Sieh dieß! Sieh das! Jeder Augenblick entfaltete etwas Schönes. Im Schiffe waren immer Menschen, welche die Maschine studierten, deren Uhrwerk unbedeckt ist. Für mich war der Gedanke angenehm, daß diese pfeilschnelle Fahrt keinem Menschen Anstrengung und Mühe kostete. Kein Ruder, kein Segel. Alles war Genuß. Das zierliche Haus wurde wie durch Zauber getrieben. Wir hatten eine warme Küche. Das eine Zimmer ist ein schönes Café. Einige Kabinets sind zum Ausruhen da. Die Damen können da in der Stille schlafen oder lesen. Mein treuer Chapuis ließ seine in Stuttgart erlernte Kunst auf der Klarinette vorn im Schiffe hören. Als wir uns Genf näherten, wimmelte es von Schiffein, die uns grüßten und umflogen. Wir langten bey den Holzmagazinen an. Sonderbar war der Anblick, diese Holzgebäude mit Menschen wie bekränzt zu sehen. Alle Mauern, Fenster, Häuser, Dächer, Schiffe waren mit Menschen wie bewachsen. Brandisium longæ finis chartæque viæque est.

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Nro. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. Juli 1823.

Dem Tugendbesten wird oft Macht zu Theil,
Allein der Mächtige liebt selten Tugend.
Weichselbaumer.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

IX.

Als der Hahn am Morgen schlief,
Nahm der Schakal in den Rachen
So ihn, daß er mußt' erwachen,
Und der bange Wächter rief:

Was beginnst du, grauser Schlächter!
Wehe dem, der mich verletzt.
Denn mich hat der Herr gesetzt
Selb zu seines Hauses Wächter.

Stundenzähler ich der Nacht,
Und des Tages Lichtverkünder,
Schrecken bin ich bleicher Sünder;
Gib mich frey aus deiner Macht! —

Ich nicht werd' es thun gewiß;
Denn der Morgen, den du weckest,
Ist mein Feind, und die du schreckest,
Meine Freundin Finsterniß.

Wenn es ist dein Amt, zu wachen,
Schlafend hast du dich verdammt.
Meines ist ein andres Amt,
Und vollziehen soll's mein Rachen.

Sage mir und laß mich wissen,
Wie du willst verschlungen seyn,
Ob in vielen Stücken klein,
Oder ganz auf Einen Bissen.

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Wir waren vierzig bis fünfzig Stunden von Lima entfernt, und konnten leicht mit doppelter Uebermacht angegriffen werden, was nicht geschah, und die wichtigsten Gründe dazu sind wohl, daß man recht gut wußte, daß wir stets zum Einschiffen bereit sind, und daß, da die Fahrt nach Norden ungemein geschwind geht, wir leicht der Armee in den Rücken kommen konnten, um auf die Hauptstadt selbst, wohin wir in einem Tage gelangen konnten, ein Unternehmen auszuführen. Wir befestigten sogleich das dortige Fort (um besonders das Einschiffen zu begünstigen), welches ein Jahr vorher von unsern Kriegsschiffen bey einer Landung daselbst gesprengt worden war. Es wurde viel Branntwein und Zucker an Bord der Transportschiffe gebracht, was jedoch nicht Alles für die armen Soldaten bestimmt war. Alsbald erschien ein Theil der feindlichen Flotte, die aber stets von der unsrigen gejagt wurde und wenig Muth zeigte. Der Vicekönig schickte uns Parlamentaire, und behandelte uns ganz wie eine ehrliche feindliche Macht, und nicht, wie es sonst bisher geschah, wie Insurgenten. Alsbald versammelte sich eine Deputation von beyden Seiten in Miraflores, nahe bey Lima, und es wurde in Friedensunterhandlungen getreten. Es ist leichter, zu berichten, was bey dergleichen Versammlun-

gen gesagt, als was gedacht wird. Zeit zu gewinnen schien dier beyden lieb zu seyn. Von unserer Seite war stets der erste Punkt, die Unabhängigkeit des Landes von Spanien, worauf dann die weitern Verträge folgen sollten. Die verschiedenen Anerbietungen, die uns geschahen, waren hingegen, nebst vielen andern, folgende: Wir sollten von unserm Vorhaben abstehen, nach Chile zurückkehren, mit Schadloshaltung der Kosten für die Expedition; man wolle Chile und Buenos Ayres anerkennen und Frieden machen. Ein langer Waffenstillstand, um von beyden Seiten Abgesandte nach Spanien zu senden und deren Rückkunft zu erwarten. Man bot uns auch an, in peruanische Dienste mit sehr großen Vortheilen zu treten, und was dergleichen Narrheiten mehr waren. So vergingen einige Wochen, wobey gar nichts geschah, und blos der Vicekönig viele Höflichkeits-, Frieden und Völkerglück wünschende Briefe schrieb, in denen er den General San Martin General der chile'schen Armee, und dieser den andern Vicekönig von Lima, und nicht von Peru, nannte, da wir auch Prätensionen und einigen Besitz an diesem hatten; sonst nannte sich San Martin General en Chef der kombinirten Befreyungs-Armee für Peru. Schon von jezt an begannen alle möglichen Intriguen und gegenseitige Versuche, den Andern zu überlisten. Von unserer Seite wurde eine Division nach dem Innern marschfertig gemacht, die gleich nach beendigten Deliberationen und Waffenstillstand abging. Emissäre, Spione und Aufwiegler aller Art hatten wir schon von Chile und von hier aus überall hingeschickt. Als diese Division im Gebirge und etwas sicher war, schiffte sich die Armee, nach drey bis vier Wochen Aufenthalt, ruhig wieder ein, und erschien zum Schreck der Limaer vor dem Callao (oder Bonna Vista Hafen von Lima), denn man suchte überall bekannt zu machen, daß blos eine geringe Macht gelandet habe, aber nicht die eigentliche erwartete Expedition. Durch alle wirklich feinen Kunstgriffe wurde doch ganz Peru und selbst der Vicekönig betrogen, der unsere Stärke stets für doppelt so stark hielt, als sie war. In Ancon, ein paar Meilen von Lima, wurde eine kleine Division ans Land gesezt, die den Weg durch Chancay, Huaura nach Supe ging, wo die eigentliche Armee sich ausschiffte. Diese Division hatte zum Zweck, der Armee Lebensmittel zu verschaffen, und, da jezt schon an der Küste mehrere Maßregeln genommen worden, die Ausschiffung zu beschützen. Alles gelang, und unser Hauptquartier ging bald nach Huaura, wo dann die Vorposten bis Chancay vorrückten. Es geschah von beyden Seiten nichts, ganz unbedeutende Vorpostengefechte abgerechnet, dafür wurde aber sehr viel von unserer Seite minirt, und das ganze Land mit Proklamationen überschwemmt; durch unser gutes Betragen wurde alsbald alle Furcht verjagt, und die Indier vor allen, die ihre Freyheit, besonders Erlösung vom Tribut u. s. w. hofften, wurden unsere besten Freunde. Die Korrespondenz ging nach allen Seiten; alle diejenigen, die von ehemals Verbindung in Peru hatten, und alle Emigrirten von Peru nach Chile, die wir in Schuz genommen, und im Dienst befördert mitgebracht hatten, mußten das Ihrige in Person oder durch Briefe thun, und so wuchs unsere Parthey ungemein. Selbst im feindlichen Heere hatten wir viele Freunde, und von diesen wußte man Alles, was vorging. Truppen waren in den verschiedenen Provinzen, außer Arequipa, dem Cuzco und dem hohen Peru sehr wenige, und wir erreichten bald unsern Zweck. Guapaquil, wo wir viele Freunde hatten, erklärte sich alsbald unabhängig, und half uns viel durch das gute Beyspiel. Die Division im Innern hatte, ohne vielen Widerstand vom Feinde, die Provinzen von Yca, Guamanga, Tarma genommen und aufgewiegelt, und überall, wo wir hintraten, wurde gleich die Independenz beschworen, neue Gouverneurs von unserer Parthey angestellt, und so viel als möglich etwas gethan, wodurch das Volk entscheidende Parthie ergreifen, und sich für uns kompromettiren (wie das spanische Wort sagt) mußte, um dann gezwungen zu seyn, gegen die spanische Oberherrschaft zu handeln. Aus diesem allem kann man auf die Schläfrigkeit und Apathie dieses Volkes schließen, welches am liebsten eigentlich gar nichts thut. Am 4. Dec. ging endlich das ganze Bataillon Numancia, von 800 Mann der besten Truppen von Terra firma, zu uns über, welches schon längst von San Martin gewonnen war. Am 6ten schlug die Division des Innern eine Division, die von Lima nach Pasco geschickt worden war, völlig, und zu gleicher Zeit erklärte sich die ganze Provinz Truxillo unabhängig, wo ein Marquez de Torre Tagle Präsident war, der eine der ersten Rollen in Peru spielte. Alles dieses brachte so viel Schrecken und Zaghaftigkeit in Lima hervor, daß es keinem Zweifel unterworfen ist, daß wir es hätten einnehmen und sogleich die Campagne beenden können. Es geschah nicht, da man doch des endlichen guten Erfolgs sicher zu seyn glaubte, und Alles wurde dadurch ungemein in die Länge gezogen.

Unsere Armee rückte bis Chancay vor, und bezog dort ein Lager. Sehr viele Offiziere, Bataillons-Chefs, Soldaten und Bürger gingen zu uns über, und aller strengen Maßregeln ungeachtet konnte der Vicekönig die Desertion in seinem schon sehr demoralisirten Heere nicht verhindern. Wir konnten von Chancay oder Retes aus, wo wir waren, nicht wohl Lima angreifen, da diese Seite sehr unzugänglich ist und stark befestigt wurde; außerdem sind diese vierzehn Stunden zwischen zwey Flüssen, und, wie hier überall, eine brennende Sandwüste, und dieses, so wie das Mißtrauen in die Truppen, machte auch, daß wir nicht angegriffen wurden. Die Division des Innern vereinigte sich wieder mit der Armee, es wurden Offiziere und Waffen in alle die Bergthäler um Lima abgeschickt, und daselbst bildeten sich Guerillas-Haufen, die keine großen Heldenthа-

ten verübten, aber, ohne ſich ſehr auszuzeichnen, dem Feinde viel Schaden thaten, und Lima ſo zu ſagen blokirt erhielten, durch ihre Menge Aufſehen und Schrecken beym Feinde erregten, Landgüter und Plantagen der alten Spanier viel beſuchten, und in den Hühnerſtällen und Viehheerden große Niederlagen anrichteten, auch wohl manche Kirche nicht verſchonten, um, wie ſie ſagten, die übrigen beſſer zu erziehen, denn die Befreyungs Armee ſollte kein fremdes Eigenthum antaſten.

Im Januar zog ſich unſere Armee nach Huaura zurück, und nun fingen unſere größten Leiden an. Da die Truppen nicht ſehr gut genährt werden konnten, und beſonders mit dem Obſt keine Diät hielten, ſo riſſen böſe Fieber und Ruhr ein, und über die Hälfte lag bald in Hoſpitälern, wovon auch die Meiſten wegen Mangel an Hülfe ſtarben; unſere engliſche Aerzte und Wundärzte, deren wir viele in der Armee hatten, gingen ſtets auf engliſche Art zu Werke, und unerachtet Alles ſtarb, ließen ſie ſich nicht davon abbringen. Hierbey iſt zu bemerken, daß die hieſigen elenden Quackſalber, die meiſt Mulatten ſind, mit ihren Klyſtiren und Tiſanen viel weiter kamen, da jene mit ihrem Salomei Alles zu kuriren fortfuhren. Das Beſte bey Allem war, daß in Lima ebenfalls die Hoſpitäler alle voll waren, und daß alle Lebensmittel theuer wurden, und ſich die Armee, aus Furcht vor Aufſtand, Verrätherey u. ſ. w. nicht bewegen konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Geſang als Bildungsmittel.

Eine Rede, welche der Doktor und Profeſſor Hanhart, am 26. Mai 1823, zur jährlichen Gymnaſialfeyer in Baſel, über Geſangbildung gehalten hat, iſt das nachfolgende Bruchſtück entnommen:

Die wahre Menſchenbildung iſt nicht die einſeitige Verſtandesbildung, es iſt diejenige, welche Verſtand und Herz, welche den ganzen Menſchen erfaßt und ihm jenen Sinn verleiht für das Wahre, Schöne und Gute, den das Römerwort Humanitas ſo treffend als das dem Menſchen Eigene bezeichnet. Das Wiſſen iſt nicht die Hauptſache bey der Menſchenbildung; am wenigſten, wenn es nur ein Wiſſen desjenigen iſt, was Andere wiſſen, oder was ſie vor uns gewußt haben, ein todt liegendes. Was den Menſchen adelt, was wahre Bildung beurkundet, iſt das Wollen des Guten, zwar erzeugt durch die Einſicht, aber in ſeiner Kraft erhalten durch ein lebhaftes, zur reinſten, ja zur unmittelbaren Erkenntniß geläutertes Gefühl des Wahren, Schönen und Guten; eines Gefühles, das in ſeiner natürlichen Reinheit hervortritt bey dem Kinde, welches beym Sehen und Hören des Schlechten unwillkührlich erröthet, das dem Wahren, Schönen und Guten mit lautem Beyfall huldiget. Allerdings iſt es gut, wenn der mit Maaß und Zahl vielfältig beſchäftigte, zum Erwerb und zu kluger Berechnung des Vortheils ausgebildete, jene Stufe der Beſonnenheit erreichte, auf welcher derſelbe dem Strome der Empfindung gebieten, ſeiner oft überſchwenglichen Gefühle Meiſter werden, und zügeln kann die manchmal in's unendlich Leere ausſchweifende Phantaſie. Aber in den entſcheidenden Augenblicken, wo die edelſte That zur Geburt reift und mit ihr des Einzelnen, ja ganzer Völker Heil, da gibt nicht der Verſtand, das edle Herz gibt da den Ausſchlag; es iſt die Begeiſterung für das Edle und Große, welche den Willen gewaltiglich lenkt, und ſchnell auf den großen Entſchluß folgen läßt die große That. So in Marathon und bey Thermopylä, am Morgarten und bey St. Jakob; ſo noch überall, wo ein edler Menſch, allein oder mit Andern, den Ruf um Hülfe vernimmt und des Herzens Stimme folgend alſobald hilft, wo er helfen kann.

Was entzündet aber ſchon im Kinde dieſes heilige Feuer? Was unterhält im Erwachſenen die Glut? Der Dichter und Sänger. Ihn höret mit Luſt das Kind, das ja früher zu ſingen als zu ſprechen pflegt, und das Alter mit Andacht. Was aus der Tiefe des Gottbegeiſterten Gemüthes hervorquillt, trifft, vom melodiſchen Tonfall begleitet, mit unwiderſtehlicher Kraft die gleichgeſtimmte Saite in des Knaben, in des Jünglings reinem Gemüth; heiliger Entſchließungen voll, fühlt er ſich geſtärkt zu jeder guten That. Der Tugend und Unſchuld loben Werth preiſet ihr nicht vergeblich, Dichter und Sänger, der zarten Jungfrau; ſie höret es und ihr ſeelenvolles Lied macht des Herzens heilige Empfindungen kund. Noch lebſt du und wirkſt du fort und fort, unſterblicher Sänger der Alpen; aus fernem Lande treibt noch manchen dein Lied in unſere Gebirge, um die Herrlichkeit des Allmächtigen zu ſchauen; und hier freut er ſich wieder gefunden zu haben, was er verloren hatte im Städtegewühl, den Sinn für die Natur, für das einfach Erhabene; von dieſem Schauen der Wunder Gottes kehrt er begeiſtert zur Heimath, verkündigend in Wort und That des Schöpfers Größe und Güte, in deſſen heiliger Nähe er wandelte. Du haſt nicht vergeblich geſungen, Sänger der Schweizerlieder; noch hallen ſie wieder in Berg und Thal, und in noch lieblichern Melodieen werden ſie bald dem jugendlichen Schweizerherzen näher treten und die Söhne der Alpen und der Ebene begeiſtern, zu leben wie die Väter für Gott und Vaterland. Glückliches Volk der Eidsgenoſſen! Gerade zu der Zeit, wo ein weder ſprach- noch ſtammverwandtes fremdes, gemüthloſes Volk ſeine Sitten oder vielmehr ſeine Manieren dir ſchmeichelnd aufgedrungen, wo die und da der Unterricht ſchon die einſeitige Richtung zu einer Verſtandesbildung genommen, die das Gemüth unbefriedigt, die Phantaſie

ungeregelt, und eben deßhalb das öde Herz der Schwärmerey und ihren unreinen Lüſten zur Beute läßt, da ſind in unſerm Vaterlande die edeln Männer aufgetreten, welche den Geſang als das wirkſamſte Mittel zur wahren Menſchenbildung durch Weckung und Erhaltung des religiöſen Sinnes und zur Stärkung der Willenskraft empfohlen, die eine zwar nicht ſchnell, aber deſto ſicherer zum ſchönen Ziele führende Lehrweiſe bekannt gemacht. Mit den einfachſten, aber deſto lieblicher, deſto ſtärker uns anſprechenden Melodien begleiten ſie, was Deutſchland und Helvetiens Dichter zur Ehre Gottes, zum Preis des Erlöſers geſungen, und zur Erweckung und Stärkung der Kraft, die der Schöpfer liebevoll in jedes Herz gelegt. Auch Baſel hat ſich angereiht den Schweizerſtädten und Flecken, die in ihren Geſang-Anſtalten jene großen Verdienſte dadurch am würdigſten ehren, daß ſie ihnen öffnen ein mit jedem Jahre ſich erweiterndes Feld ihrer wohlthätigen Wirkſamkeit. Auch hier nähern wir uns zwar langſamen, aber ſichern Schrittes dem Zeitpunkt, wo der Geſang ſeinen mächtigen Einfluß auf ein Geſchlecht äußert, das durch einmüthiges kräftiges Wollen des Guten, zu deſſen Erkenntniß es gelangte, ſeine wahre Bildung beurkundet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juni.

Wir verſprachen in unſerm letzten Schreiben, noch von einigen Büchern zu ſprechen, von denen hier nicht geſprochen wird. Bevor wir aber dieſe Zuſage erfüllen, ſey es uns erlaubt, zwey poetiſche Produktionen zu erwähnen, von denen allerdings, wenn auch nur hie und da, die Rede iſt. — Die vor allen andern Künſten vorwaltende Herrſchaft der Muſik iſt bekannt, bekannter noch das lebendige und allgemein verbreitete Intereſſe, das Webers volksthümlicher Freyſchütz erregt hat. Aus dieſem heut ſo fruchtbaren Boden geht nun auch der Aufſatz hervor, den man an einem eben erſchienenen Werk der talentvollen Frau von Chezi nimmt. Schon längſt iſt es dem muſikaliſchen, das heißt dem Publikum fat erwähn bekannt, daß dieſe Dame für Maria von Weber eine Oper Namens Eurvanthe geſchrieben hat, die im nächſten Herbſte auf dem Theater an der Wien dargeſtellt werden ſoll. Die Schriftſtellerin, die den Erfolg der Ueberraſchung zu verſchmähen ſcheint, hat uns vorläufig eine Ueberſetzung der altfranzöſiſchen Novelle gegeben, die ſchon Boccaz und Shakeſpear benutzten und welche die Quelle iſt, aus der die deutſche Dichterin den Stoff zu ihrem Operngedichte ſchöpfte. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn dieſe Ueberſetzung mit großem Intereſſe geleſen und beſprochen wird. Die Schwierigkeit der Uebertragung iſt äußerſt glücklich gelöst, und verdient um ſo mehr anerkannt zu werden, als in ihr keine Spur zu finden iſt von jener neumodiſchen Mittelalterbarrey und jenen ſprachkezeriſchen Verrenkungen des Styls, von welchen ungeſchickte Plumpheit glaubt, daß ſie fromm und naiv klingen. Ohne daß der Sprache die mindeſte Gewalt angethan iſt, ohne das kleine Kunſtwerk mit den zufälligen Roſtflecken der entſchwundenen Zeit abſichtlich und neu zu verzieren, trägt dieſe Ueberſetzung das Gepräge einer wohlthuenden Alterthümlichkeit; und es gereicht dem feinen Takt der Verfaſſerin zu großer Ehre, daß ſie dieſe ihre Abſicht erreichte, ohne, wie ſo manche Andere, in den Kanzley- oder Kloſterſtyl zu gerathen. Die Erzählung ſelbſt feſſelt und gewinnt uns durch eine ſpiegelhelle und liebliche Einfachheit in dem ſteten Wechſel mannigfaltiger Abenteuer; ſie iſt ein Ritter-Idyll, in welchem der Wolf nicht fehlt. Deßhalb eignet ſie ſich auch — wenn man die epiſche Breite dramatiſch zu begränzen, die Kontraſte augenfällig gegen einander zu ſtellen und die Gelegenheit zu neuen muſikaliſchen Situationen aufzufinden weiß — deßhalb eignet ſich dieſe Erzählung mit ihrem ſiegreichen und befriedigenden Schluſſe zu einem vorzüglichen Opernſtoffe. Nicht aber der Wahrheit wegen, wie die Verfaſſerin in der Vorrede behauptet, hinzuſetzend, daß die Muſik vor allen andern Künſten auf Wahrheit dringe. Ganz im Gegentheil kann man ſagen: Muſik hat es weder mit dem Begriff noch mit dem Verſtande zu thun und kann daher ſo wenig Wahrheit darſtellen, daß es wohl unmöglich ſeyn dürfte, gerade das Evidenteſte zu komponiren, als z. B. wenn a iſt = b und b = c ſo iſt a = c, woran ſich wohl kein Tonſetzer wagen wird. Aber auch da, wo er angewandte Vernunft-, Erfahrungs-, individuelle Wahrheit ſetzt, wird er nie die Wahrheit ſelbſt, ſondern nur ihre zufällige Aeußerung oder ihren zufälligen Eindruck muſikaliſch darſtellen können. Man denke ſich nur die Vernunftwahrheit komponirt: das Gewiſſen iſt die Stimme Gottes in uns; — oder Erfahrungswahrheit: dem rauhen Winter folgt der liebliche Frühling, oder die individuelle Wahrheit: Mich lieben alle Freuden. — Die ächte Muſik iſt freylich immer wahr, aber nur in dem Sinne, wie die Natur ſelbſt wahr iſt, dadurch, daß ſie nämlich ächte Natur iſt, ſo daß man niemals ſagt: wie wahr blüht dieſe Blume, wie wahr ſtürzt dieſer Giesbach herab! und alſo auch nicht ſagen kann: wie wahr iſt dieſe Melodie, dieſe Harmonie! Man ſage nicht, daß wir hier einen kleinlichen Wortſtreit anzetteln und eine Unbedeutendheit zu ausführlich und ängſtlich entwickelt haben. Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit, daß ſich Dichter und Tonſetzer über das Weſen der Muſik verſtändigen, und beyde nicht verleitet werden, die Grenzen ihrer Kunſt zu überſchreiten, wie dieß die neueſte hypergelehrte deutſche Muſik und die muſikaliſch-lyriſche Hyperpoeſie noch immer nicht unterlaſſen wollen. Es gibt Dichter, die dem Komponiſten eine Oper ſchreiben möchten, ſo melodiſch wohlklingend, daß ſie gar nicht mehr komponirt zu werden braucht. Es gibt Komponiſten, welche gern ſo wahr deklamiren möchten, daß man in den drey Worten: „Ich liebe dich" das philoſophiſche Ich und Nicht-Ich und zugleich das Leidenſchaftliche der Liebe vernehme, während ſie, auch um recht wahr zu ſeyn, wirkliche Flinten und Kanonen als obligate Inſtrumente zu ihren kriegeriſchen Kompoſitionen gebrauchen. Wie hyperboliſch dieſe Behauptung erſcheinen mag, ſo könnten wir ſie doch durch Thatſachen belegen. Wahrlich, es iſt Zeit, daß in Deutſchland wieder einmal eine Oper erſcheine, die ein wahrhaft muſikaliſches Drama, nämlich eine organiſche Reihe lebendiger Gemälde wäre, in welchen ſich Poeſie und Tonkunſt wie Zeichnung und Farbengebung vereinten, und harmoniſch ſich verbänden. Wir würden dieſes mit allem Rechte von einer Dichterin, wie Frau von Chezi und von einem Tonſetzer, wie Maria von Weber, erwarten dürfen, wenn uns die erſtere, wie von ihrem poetiſchen Talente auch Proben ihrer legalen Theaterkenntniß abgelegt hätte. So aber hoffen wir auch hinſichtlich dieſer letztern unerläßlichen Bedingung auf den erfahrnen, die Bretter kennenden Komponiſten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juli 1823.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn;
So will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Ein älterer Dichter.

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

Der Weltkörper, den wir bewohnen, und der seit ungefähr viertausend Jahren der Schauplatz einer langen Reihe von moralischen, wissenschaftlichen und politischen Revolutionen, von Kultur, Barbarey und Blutvergießen gewesen ist, welche das Gemälde unserer Weltgeschichte ausmacht; und der vielleicht viele Jahrtausende vorher eine Menge physischer Revolutionen erlitten hat, welche den Geognosten unerschöpflichen Stoff zu Hypothesen geben; dieser Weltkörper ist eine Kugel von 1720 geographischen Meilen im Durchmesser, die in einer sehr wenig vom Kreise abweichenden Ellipse, in einer Entfernung von zwanzig Millionen Meilen, in 365 Tagen 6 Stunden 9 Minuten 11¼ Sekunden einen Umlauf um die Sonne nach der linken Seite macht, zugleich aber um eine Axe, die in unveränderlicher Lage mit der Ebene der jährlichen Bahn einen Winkel von 66½ Grad macht, sich nach eben der Richtung, mit der vollkommensten Gleichförmigkeit, in 23 Stunden 56 Minuten 4 Sekunden einmal umdreht, und durch diesen täglichen Schwung, in der Richtung der Axe oder an den Polen, um fünf bis sechs Meilen eingedrückt ist. Die Erde dreht sich also, während eines Umlaufs um die Sonne, 366¼ mal um ihre Axe, und ändert ihre Entfernung von der Sonne höchstens um 680,000 Meilen, oder um den dreyßigsten Theil der ganzen Entfernung: um so viel ist die Erde der Sonne im Anfange des Winters näher, als im Anfange des Sommers. Diese astronomische Definition bestimmt vollkommen die Natur der Erde, so lange sie blos als einer der himmlischen Körper angesehen wird, und unterscheidet sie hinlänglich von allen übrigen: denn ohne Zweifel gibt es im ganzen Weltall keinen zweyten Körper, der alle diese Umstände in sich vereinigt. Es begreift dieß Alles, was man die mathematische Geographie nennt: die physische Geographie wird den Inhalt der folgenden Blätter ausmachen; die politische Geographie hat keinen Einfluß auf den Gegenstand, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Von der Oberfläche dieser Kugel besteht nur der vierte Theil aus festem Lande, in welchem es weit ausgedehnte Gegenden gibt, die uns eben so unbekannt sind, wie die Länder im Monde. Dieses feste Land ist ein Gemisch von Steinen und Mineralien, von dürrem Sande und fruchtbaren Erdarten, welche letztere die Mannigfaltigkeit von Kräutern, Blumen, Pflanzen, Sträuchen und Bäumen hervorbringen, von denen sich unzählige kriechende, düpfende, gehende und fliegende Thiergattungen nähren, die sich aber auch großentheils, selbst wo sie es zu ihrem Unterhalte nicht nöthig hätten, unter einander aufreiben. Das Land dehnt sich zum Theil in liebliche Fluren und Wälder, oder in traurige Sandwüsten aus; in andern Gegenden senkt es sich in reizende Thäler oder schauerliche Klüfte herab, oder erhebt sich zu Bergen, deren Gipfel mit Wäldern, mit Gras oder mit ewigem Schnee bedeckt sind, und von

denen ſich Bäche und Ströme ergießen, welche jene Ebenen wäſſern und die Thiere tränken.

Die übrigen drey Viertel der Oberfläche ſind mit einer ſehr flüſſigen, aber ſehr wenig elaſtiſchen Maſſe bedeckt, die wir Waſſer nennen, und die lange für ein vollkommen einfaches Element gehalten ward, in der That aber aus zwey Luft- oder Gasarten, dem Sauerſtoff- und dem Waſſerſtoffgas (Oxygène und Hydrogène, oder der Baſis der reinen Luft und der brennbaren Luftarten), in dem Verhältniß von ſiebenzehn zu drey zuſammengeglüht iſt. Dieſe Maſſe verdankt ihre Flüſſigkeit blos dem Feuer, welches ſie enthält, und erſtarrt bey einem gewiſſen Grade von Kälte zur Härte des Steins. Sie nährt nicht blos in ihrem Schooße eine noch größere Anzahl lebender Geſchöpfe, als das Land, ſondern iſt auch das allgemeine Getränk der Pflanzen und aller Thiere, wenigſtens der unvernünftigen, wozu aber das Waſſer der großen Meere, wegen des von dem beygemiſchten Kochſalze herrührenden unausſtehlichen Geſchmacks, nicht tauglich iſt; und es iſt merkwürdig, daß die Natur, in dem die ganze Erde umgebenden Ocean, die Würze aller unſerer Speiſen (das Salz) in dem gemeinſten unſerer Getränke (dem Waſſer) dergeſtalt aufgelöſet hat, daß daraus ein Gemiſch geworden iſt, welches ſich weder eſſen noch trinken läßt, ſo daß vielleicht mehr Menſchen auf dem Meere verdurſten, als auf dem Lande.

Das Flußwaſſer führt gewöhnlich Theile aus allen drey Naturreichen mit ſich, und iſt nur ſelten ſo rein, wie das Waſſer der Newa bey Petersburg, oder des Avon bey Briſtol. Auch das Brunnen- und das Quellwaſſer iſt nicht frey von fremden Theilen; nur das Regen- und Schneewaſſer ſcheint ganz rein zu ſeyn. In dieſem Zuſtande der vollkommenſten Reinheit muß das Waſſer nicht allein ohne Geruch, ſondern auch ohne Farbe und ohne Geſchmack ſeyn, ſo daß es nur auf einen unſerer Sinne, das Gefühl, wirkt; und dieß iſt vielleicht die Urſache, daß es ſo wenige Liebhaber unter dem vernünftigen Theile der Schöpfung findet, und daß ſelbſt der ehrbare Elephant ihm ſtarke Getränke vorzieht. — Das Salzwaſſer des Oceans erfordert, um zu gefrieren, einige Grade Kälte mehr, als das ſüße Waſſer. Da nun die Temperatur der Oberfläche des Weltmeeres faſt beſtändig wärmer iſt, ſo kann es nie frieren, woran es auch durch ſeine immerwährende Bewegung gehindert wird. Da aber in großen Tiefen, und beſonders am Boden des Meeres, ein höherer Grad von Kälte herrſcht, ſo erzeugt ſich hier das Grundeis, welches, ſo wie das Eis aus den Flüſſen des feſten Landes, als die Quelle der ungeheuern Eismaſſen angeſehen werden muß, die den Ocean, ſelbſt in der gemäßigten Zone, und bis in den Frühling, für den Seefahrer ſo gefährlich machen.

Die Tiefe des Meeres iſt vielleicht nicht geringer, als die Höhe der Berge, die höchſtens beynahe eine Meile oder dem tauſendſten Theil des Halbmeſſers der Erde beträgt. Die größte Tiefe, zu welcher wir im Innern der Erde gedrungen ſind, beträgt noch weit weniger, und erſtreckt ſich an wenigen Orten unter die Oberfläche des Meeres. Was kennen wir alſo von dem Planeten, den wir bewohnen? Nichts als die äußere Schale. Alle Reichthümer der Erde, alle die herrlichen Länder, die paradieſiſchen Gegenden und die glänzenden Throne, wo das Glück und den Stolz der Menſchen ausmachen, die alle ihre Gedanken beſchäftigen, ihnen ſo oft den Schlaf rauben, ſo viele Leidenſchaften in Bewegung ſetzen, und zu ſo großen Verbrechen reizen; alles dieß iſt nichts anderes, als der Staub, den man von einer Sache abblaſet, um ſie von außen zu betrachten. Die Erde iſt ein Buch, in dem Keiner von uns geleſen hat: ſeit Tauſenden von Jahren beſchäftigen wir uns damit, den Band dieſes Buches zu bewundern oder zu beſchmutzen, in dem Staube, der ihn bedeckt, unſere Namen zu kritzeln, welches wir Denkmäler der menſchlichen Kunſt nennen, zuweilen auch die äußere Rinde des Bandes, ſo viel es in unſern Kräften iſt, zu zerkratzen oder zu beſchaben; aber noch hat Niemand einen Buchſtaben darin geleſen, oder nur geahnet, was der Inhalt des Buches ſeyn könnte. Nur die Aſtronomie lehrt uns, daß das Innere der Erde aus einer Materie beſteht, die im Durchſchnitt vier- bis fünfmal ſo dicht als Waſſer, und dem Magneten an Schwere und Dichtigkeit gleich iſt; ohne übrigens entſcheiden zu können, wie dieſe Maſſe vertheilt ſey, ob das Ganze eine einzige Magnetkugel ſey, oder aus Kernen, vielleicht dichter als Gold, beſtehe, die mit Zwiſchenräumen von Luft, Waſſer, Erde, oder von andern uns ganz unbekannten Körpern abwechſeln; und ſie überläßt es der Phantaſie, dieſe unterirdiſchen Reiche mit Gnomen oder Berggeiſtern zu bevölkern, und der Habſucht und Politik, Plane zur Eroberung dieſer Reiche zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortſetzung.)

Wäre ich Adminiſtrator der Gefängniſſe, ſo würde ich ganz anders dabey verfahren. Zuerſt würde ich verlangen, daß man dieſe Kinder auf eine Art nährte, wie ſie ſich für das Alter geziemt, wo die Natur Kraft zu ihrer allmähligen Entwicklung bedarf. Fünf Tage in der Woche erhalten ſie nur Brod; blos am Donnerſtag und Sonntag bekommen ſie Fleiſchſuppe und Fleiſch. Dieſe Ausnahme würde gerade meine beſtändige Regel ſeyn. Damit würde ich einige reife Früchte der Jahreszeit verbinden. Es iſt eine wahre Grauſamkeit, der Kindheit den Genuß dieſer Früchte, den ſie ſo leidenſchaftlich liebt, und der ihr wahrſcheinlich ſehr wohlthätig iſt, zu entziehen. Auch müßten meine Momen immer anſtändig gekleidet ſeyn, und ich würde ihnen lederne Schuhe ſtatt der Holzſchuhe geben.

Ein Mann oder ein Kind in lezterm ist selten aufgelegt, sich selbst zu achten.

Statt des Kirchengesangs, der im gewöhnlichen Leben nur selten vorkommt, würde ich an einem besondern Lokal eine Schule des gegenseitigen Unterrichts für sie eröffnen. Die gemeinschaftliche Arbeit erweckt Nacheiferung, und die in diesen Schulen beobachtete Regelmäßigkeit der Bewegungen pflanzt ihnen die Neigung zur Ordnung ein, die man den Kindern nicht früh genug einprägen kann. Ich würde einen vernünftigen Mann zum Lehrer wählen, der sie im Lesen, im Schreiben und etwas Rechnen unterrichtete; die Elemente der Religion und vorzüglich der moralische Theil derselben würden die Grundlage ihres Unterrichts ausmachen. Man dürfte sie selten von der Hölle unterhalten, die ihnen überhaupt keinen Schrecken einflößt, aber man müßte sie sehr viel von den Pflichten, welche das gesellschaftliche Leben auflegt, von den Vortheilen, welche mit einem arbeitsamen Leben verknüpft sind, von der Achtung und dem Glück, das aus einem regelmäßigen Betragen entspringt, unterhalten. Diese Grundsätze würde ich in Ausübung setzen. Diejenigen, welche das Fluchen unterließen, den zornigen Ausbrüchen oder den rohen Spielen widerstrebten, würden besonders berücksichtigt werden und kleine Belohnungen erhalten. Die Andern ließ ich nicht mit Farrenschwänzen schlagen; aber sie würden die Verachtung fühlen, sie würden Entbehrungen leiden. Die Unverbesserlichen würde ich von den Uebrigen trennen; und sicher würde ihre Zahl gering seyn, oder ich müßte das menschliche Herz schlecht kennen.

Hätten meine Kinder das sechszehnte Jahr erreicht, und das Gesetz forderte ihre Freyheit, so würde ich mich wohl hüten, sie sich selbst zu überlassen. Ich würde einen Reserve-Fond haben, um sie nach ihrem Gewerbe und nach ihren Fortschritten unterzubringen. Mein Auge würde ihnen folgen, und ich würde mich nur dann beruhigen, wenn ich sie in einem regelmäßigen Betragen, wo sie sich selbst und Andern nützlich sind, anträfe.

Zur Beobachtung und Befolgung eines solchen Systems gehörte natürlich ein anderes Lokal, als St. Pelagie. Eine solche Anstalt erforderte vielleicht nur Bauarbeiten und einigen Aufwand; auch dürfte mein Traum so wenig, wie der des Abbé St. Pierre, zur Erfüllung kommen. Man wird mit großen Kosten Statuen und Opernsäle aufrichten, und die Kinder von St. Pelagie werden immerfort den Kirchengesang lernen.

Ich habe bereits Gefangene von einem höhern Alter erwähnt: bey diesen ist alle Hoffnung verloren; sie haben in Lastern gelebt, und werden in Lastern sterben. Der Vater Tristan *), dieser beynahe hundertjährige Greis, der so manche Generationen von Dieben an sich vorübergehen gesehen hat, dient hierin zu einem auffallenden Beyspiel; er betrachtet seinen langen Lebenslauf mit großer Wohlgefälligkeit, und schmeichelt sich noch mit der Hoffnung, vor seinem Tode durch seine Thaten Aufsehen zu machen. Sein Vater, sagte er, sey 125 Jahre, seine Mutter 115 alt geworden; so daß er nach der Mittelzahl seine Laufbahn erst mit 120 Jahren endigen würde.

Tristan war in seinem Gewerbe ein Dachdecker; er hatte schon das vierzigste Jahr erreicht, ohne daß irgend eine schlechte Handlung sein Leben entehrt hätte. Eines Tages kroch er aber in der Straße St. Honoré auf einem Dache, bemerkte durch ein offnes Fenster eine prächtige goldene Uhr, die an einem Kamine aufgehängt war, empfand die lebhafteste Versuchung, dieses kostbare Kleinod sich zuzueignen, und konnte diesem Drange nicht widerstehen. Die Gelegenheit war günstig; er schlüpfte verstohlen in das Zimmer, und nahm die Uhr. Von nun an war er ein verlorner Mensch.

Der Erlös von der Uhr lieferte ihm Mittel, einige Zeit sehr angenehm zu leben. Diese Lebensart behagte ihm; er verlor den Geschmack an der Arbeit, die einzige Gewähr der Moralität bey den niedern Volksklassen. Er besuchte Trinkhäuser, machte Bekanntschaft mit schlechter Gesellschaft, und sah sich bald in alle Geheimnisse des neuen Gewerbes eingeweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich bezeichne diesen alten Mann nur mit seinem Vornamen. Er soll eine redliche Familie und rechtschaffene Verwandte haben.

Geistreiches Impromptu.

Auf dem Karlsruher Hoftheater wurde kürzlich die schöne Müllerin aufgeführt. Madam Sedring, als Müllerstochter, war in Atlas und Gas gekleidet, mit Perlen geschmückt ꝛc. Die Arie, „Mich fliehen alle Freuden!“ mußte sie wiederholen, und wurde am Ende herausgerufen. Sie erschien und sang folgendes:

Mich fliehen alle Leiden,
Ich sterb vor Ungeduld,
An allen meinen Freuden
Ist eure Liebe Schuld.

Ein lautes Bravo erbrauste, und — Bravo!! sagen auch wir!! (?)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juni.

(Beschluß.)

Die andere poetische Produktion, die hier Aufsehen erregt hat, sind zwey Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo von H. Heine. Es ist erfreulich, ein neues poetisches Talent zu gewahren, das aus der Fluth inhaltloser und äußerlicher Nachäfferey auftaucht und eigen und selbstständig erscheint. So selten ist diese Erscheinung heut zu Tage, so laut reimt und klingelt überall die Mittelmäßigkeit mit hundert Mal gedrehten Worten, daß man ordentlich Sehnsucht oder vielmehr Appetit nach einem schlechten Gedichte bekommen kann, um sich nur von der ewig wiederkehrenden glatten Plattheit zu erholen. Wer dieses Mißbehagen mit uns theilt, wer Antheil nimmt an einer wahrhaft eigenen, nicht sich selbst angelogenen Individualität und wer von den Erstlingswerken eines jungen Künstlers nicht gleich das Vollendete fordert und erwartet, der wird sich an diesen Poesien erfreuen und sie als beachtungswerthe Versuche künftiger Meisterschaft betrachten. Hinsichtlich der Reihenfolge scheint es uns, als habe sie der Verfasser nicht chronologisch angeordnet. Wir halten dafür, daß die Tragödie: Almansor,

die den Band beſchließt, eine frühere Arbeit ſey. Man findet in derſelben noch jene undramatiſche Breite, jene Amplifikationen, von denen die erſten Arbeiten eines jungen Schauſpieldichters nie frey ſeyn können, es ſey denn, daß ein ſolcher Dichter zugleich Schauſpieler iſt, der dann gewöhnlich in den entgegengeſetzten Fehler einer unausgeführten und unzuſammenhangenden Effekt-Arbeit verfällt. Neben, oder in dieſer Breite findet ſich nun auch die Luſt und die Sucht nach Lyrik, von welcher Modekrankheit der junge Dichter ſich nicht frey erhalten konnte und wodurch, wie immer, die feſte Conturzeichnung der Charaktere leidet und eine unbeſtimmte verblaſene Manier entſteht, die ſelbſt auf den Stoff, auf den Gang und vorzüglich auf den Schluß der Handlung nachtheilig wirkt. Wir würden dem Verfaſſer Unrecht thun, wenn wir nicht hinzufügten, daß ſich die Mißſtände in dieſer Tragödie bey weitem nicht ſo bis zur Karrikatur verzerrt vorfinden, wie in den meiſten der neuen unaufführbaren Dramen. Man muß ſogar geſtehen, daß das Kolorit dieſes düſtern Gemäldes, eine lyriſche Bilder- und Blumenreiche Sprache erforderte und daß neben ihr auch Tüchtiges, Kräftiges und Einfaches zu finden iſt. Dennoch müſſen wir, ſelbſt ſchon hinſichtlich der Sprache, der erſteren Tragödie: William Ratcliff, den Vorzug geben. Dieſe Sprache iſt nicht nur im Ganzen gediegener und beſtimmter, ſie dringt nicht nur ohne weitſchweifige Umwege in den Stoff ein und beherrſcht ihn, ſondern auch in Behandlung des Verſes, der bey anſcheinender Läßigkeit, weit kunſtreicher, als der in der erſtgenannten Tragödie gebildet iſt, hat der Verfaſſer einen bedeutenden Fortſchritt gemacht. Er iſt hier den Geheimniſſen unſers ſogenannten fünffüßigen Jambus (eigentlich zehn- und elffylbigen Verſes) näher auf die Spur gekommen. Der Jambus iſt nicht fortwährend mit mißverſtandener Strenge beybehalten, ſondern im Gegentheil hie und da mit muſikaliſcher Abſicht zerſtört; eben ſo wenig findet man (wie im Almanſor) zehn, ja zwanzig aufeinander folgende Verſe mit der Sinnpauſe am Ende, welches Verfahren eine allzu lyriſche und höchſt undramatiſche Eintönigkeit hervorbringt; ſondern durch weiſe Verzweigung — nicht durch ungefähres Ineinanderfließen — der Zeilen, geht zu Anfang des Perioden das Grundmetrum verloren und findet ſich erſt am Ende deſſelben wieder, nachdem wir durch mannigfaltige und unerwartete Rhythmen, wie durch Ausweichungen und Diſſonanzen, zum Grundton zurückgeführt werden. „Das Stück hat eine vortreffliche Diction!“ — Wie oft hört man dieſen beliebten und bequemen Lobausruf über ein Werk, worin auch nicht eine Spur zu finden iſt von dem, was wir mit Recht die Geheimniſſe des Versbaues nennen, nicht etwa weil ſie nicht zu erklären, aber weil ſie, trotz aller Erklärung, ohne angebornen und muſikaliſchen Sinn, nie und nimmer zu erlernen ſind. So wie nun die Sprache in dieſem Stücke gediegener und konziſer als in dem erſten iſt, ſo iſt auch der Stoff tüchtiger, die Scenenfolge nothwendiger, die Charakterzeichnung feſter und das Ganze für die wirkliche Darſtellung angemeſſener. Mit der leichten Abänderung, daß die Geiſtererſcheinung nicht wirklich erſcheine — welche Erſcheinung mit der Welt, in der das Stück ſpielt, in grellem Widerſpruche ſteht — kann dieſe Tragödie ganz ſo, wie ſie iſt, gegeben werden und ihre Wirkung nicht verfehlen. Davon ſind wir eben ſo überzeugt, als daß die gewöhnlichen Theaterdirektionen das Gegentheil behaupten und in ihren heuchleriſchen Klagen verharren werden, wie doch jetzt ſo gar nichts Brauchbares für die Bühne in Deutſchland geſchrieben werde und man ſich nur an Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen halten müſſe. Unſer Endurtheil über dieſes Stück iſt aber dieſes: Es iſt, wenn auch nicht ein vollendetes tragiſches Meiſterwerk, doch mindeſtens eine geniale Studie zu nennen. Mehr als Studie aber iſt die Reihe kleiner Gedichte, die der Verfaſſer zwiſchen beyde Tragödien geſtellt und lyriſches Intermezzo genannt hat. Hier reichen ſich Eigenheit und Vollendung die Hand, hier iſt keine Spur vom hergebrachten ſüßen Modeklingklang zu hören, der Dichter iſt ſo ganz Herr ſeines Stoffes, daß er ironiſch darüber ſchwebt, und ſelbſt der Nachtheil, daß alle dieſe Gedichte nur einem einzigen Lebensereigniß zu entquellen ſcheinen, wird dadurch wieder zu Schönheit, daß ſie nun auch wie Perlen auf derſelben Schnur gereiht ſind. Es ſind Lieder, wahrhafte Lieder, kurze, ſchnell verklingende Aeolstöne, die meiſten in der ächten Sprache des Volks, viele keck, einige barock, keines für elegante Leſer und Leſerinnen geſchrieben. Wir wollen eins der zahmſten hier mittheilen:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die Alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

Wäre unſer Schreiben nicht bereits zu lang geworden, ſo würden wir nun unſer eigentliches Verſprechen erfüllen und Ihnen von einigen Büchern ſprechen können, von denen allhier nicht geſprochen wird; ſo aber müſſen wir uns dieſes für unſern nächſten Brief vorbehalten, beſonders da dieſe Schriften erſterem, nämlich kritiſchen und philoſophiſchen Inhalts ſind, und eines derſelben: Von der wahren Religion und der falſchen Theologie, den berühmten Steffens zum Autor hat, wodurch es nothwendig wird, ein ernſtes und ſtrenges Wort darüber zu ſagen und zwar in einem Blatte, wie das Ihrige, das nicht nur von einigen theoretiſchen Gelehrten geleſen wird, ſondern ein großes und gemiſchtes Publikum hat. Wir werden dieſe Nothwendigkeit darthun. —

Auflöſung der Charade in Nr. 160:
Strumpfband.

Charade.

Wo des Schickſals mächtig Walten
In des Lebens Blüthe-kreiſe
Sein Verderben wirderdonnert,
Findeſt du des Erſten Bild.

Wenn die Knoſpen ſich entfalten
In der Zeiten ew'gem Gleiſe,
Grünt das Zweyte, Kühlung bietend,
Wo des Baches Silber quillt.

Flüſternd ſenkt ſich oft das Ganze,
Wo der Vorzeit Kräfte modern
Und der Hoffnung Saaten ſchlummern;
Wo des Lebens Stürme ſchweigen,
Und der Friede ſeine Palme
Ueber die Verweſung breitet.

E. B . . . d.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Juli 1823.

Denn es achtet Zeus
Das blutträufelnde, verhaßte Gezücht
Seiner Rede nicht werth!
Die Eumeniden von Aeschylus nach Stolberg.

Persische Fabeln.
Von Friedrich Rückert.

X.

Die Horniß auf die Biene
Sich stürzt in wilder Gier,
Und machet grimme Miene
Sie zu verschlingen schier.

Die Bien' in Todesnöthen
Sprach: O halt ein, Genoß!
Warum willst du mich tödten?
Die Ehr' ist mir zu groß.

Dort sind die Honigscheiben,
Aus süßem Wachs gebaut.
Laß mich am Leben bleiben,
Und nimm, was ich gebraut.

Die Horniß that erwiedern
Mit folgerechtem Schluß:
Wie sollt' ich mich erniedern
Zu flüchtigem Genuß?

Ist Wachs im Honigkuchen,
So ist es dein Gekleb.
Ist Honig drin zu suchen,
So ist es dein Gewed.

Wenn du denn Ursprungsquelle
Von allem Süßen bist,
Wie nähm' an deiner Stelle
Ich, was dein Ausfluß ist?

Ich bin der ächte Weise,
Der stets den Urgrund sucht;
Daher ich dich verspeise,
Die Wurzel statt der Frucht.

So rief sie, und verschlucte
Des Honigs ersten Grund;
Und statt des Honigs zuckte
Der Stachel ihr im Mund.

Die Eremiten im Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Tristan war etwas belesen, und es fehlte ihm nicht an Verstand. Er machte sich ein System nach seiner Art. Noch jetzo ist er bereit, seine Theorien zu entwickeln, und sein Betragen zu erklären: „Ich weiß," sagte er zu einem wegen politischer Vergehungen Verhafteten, der mir diese Details erzählt hat; „ich weiß, was die Welt von mir „denkt; man behandelt mich sicher mit Strenge, und betrachtet mich mit Abscheu; dieß würde mir, wenn ich in „Sparta gelebt hätte, nicht begegnet seyn. Meine Industrie und meine Feinheit würden mir die Bewunderung „meiner Mitbürger erworben haben.

„Sie denken, so verhalte es sich nicht in Frankreich! „Allerdings, was die kleinen Diebe, wie ich bin, betrifft; „wäre ich aber ein großer Dieb, dann verhielte es sich ganz „anders; hätte ich mit Einem Schlage hundert Familien

„ins Verderben gestürzt, hätte ich meine Millionen in Si„cherheit gebracht, und sie entweder in fremden Fonds an„gelegt, oder meiner Frau zuschreiben lassen, so würde ich „nicht hier seyn. Ich würde ruhig in meinem Wagen an „meinen Gläubigern vorüberfahren; ich würde prachtvolle „Bälle geben, ich würde vielleicht sogar an der Spitze eini„ger großen Anleihen, einiger guten Lieferungen stehen. „Wer weiß, ob nicht die Staatsräthe mit Achtung mit „mir sprechen, und Minister mir vielleicht die Hand drü„cken würden? Glauben Sie nicht, daß ich viele Tisch„freunde haben könnte, die meine Rechtschaffenheit zu den „Wolken erheben würden?

„Als mir mein Dachdecker-Gewerbe entleidete, wo ich „mich jeden Augenblick aussetzte, Arme und Beine zu bre„chen, so blickte ich das an, was um mich her vorging; „und sah überall nur Geprellte und Prellende. Ich hatte „keine Lust, geprellt zu werden, und wurde ein Gauner, „wiewol nur von der kleinen Art. Ich hatte weder die „Kenntnisse, noch die nöthigen Fonds zur Errichtung von „Agentschaften, zu Spekulationen auf öffentliche Fonds, „zum schnellen Rückzug im günstigen Augenblick. Ich „konnte nicht im großen Strome schwimmen, und begnügte „mich im Sumpfe zu fischen. Da ich kein Dieb im Gro„ßen werden konnte, so wurde ich ein Dieb im Detail.

„Indessen kam mir doch eines Tages der Gedanke, „ein ehrlicher Mensch zu werden. Ich war über siebenzig „Jahre alt, und hatte sechs davon im Gefängnisse zuge„bracht. Tristan, sagte ich zu mir selbst, benütze diese lezte „Lektion; du siehst schon, daß dein Weg rauh ist; schlag „eine andere Bahn ein, mein Freund, vielleicht wird es „dir dort gelingen.

„Ich war in diese Träumereyen versunken, als mich „einer meiner alten Kameraden anredete, der, ich weiß „nicht wie, Kammerdiener in dem Hause eines emporge„kommenen Fürsten geworden war.

„Du begegnest mir ganz gelegen, sagte mein alter „Kamerad zu mir; geben wir etwas auf die Seite, ich will „dir sagen, wovon die Rede ist. Ich habe auf dem Schreib„tische des gnädigen Herrn, links von der Thüre, eine dicke „Brieftasche voll Bankbilleten, und nahe dabey eine Rolle „Napoleonsd'or entdeckt. Was sagst du dazu?

„Ich sage, antwortete ich sogleich, daß das Gold und „die Billete des gnädigen Herrn in meine Tasche schlüpfen, „und daß wir sie als ehrliche Leute theilen werden, wenn „du mir die gehörigen Nachweisungen geben wirst. Erzähle „mir einmal, was in dem Hause vorgeht. Braucht der „gnädige Herr nicht etwige Reparationen auf den Dächern „des Hauses?

„Nein, antwortete er; man macht nur Reparationen „in seinem Schloß. Ich habe sogar gehört, daß der Bau„meister einen Plan abholen wird, den der gnädige Herr ge„prüft hat, und der so schnell als möglich ausgeführt wer„den soll.

„Dieß ist hinreichend, erwiederte ich; es müßte sehr „unglücklich zugehen, wenn ich diesen Fisch nicht angelte. „Sey still, und entferne dich, damit man uns nicht bey„sammen sieht. Suche nur unter der Thüre zu seyn, um „mir den Zutritt zu erleichtern.

„Ich dachte bey mir, dieß wäre eine treffliche Gelegen„heit, ein redlicher Mensch zu werden. Wenn ich im Be„sitze dieses Goldes, dieser Billete bin, wer könnte mich „dann verhindern, die Geschäfte niederzulegen, und ruhig „zu leben? Ich habe mich lange genug mit den Gerichten ge„plagt: dieß muß ein Ende nehmen.

„Mein Plan war gut ausgedacht. Ich kleidete mich „am folgenden Tage als Unterbaumeister, in ein schwarzes „Kleid, weißes Halstuch, mit bescheidener Haltung und „dem Maßstab in der Hand. Ich komme an, lasse mich „bey dem gnädigen Herrn melden. Mein Kamerad ruft: „Hier ist der Baumeister des gnädigen Herrn, den man „erwartet. Der Thürhüter meldet mich; ich werde in ein „Zimmer geführt, in welches das Kabinet des Fürsten sich „öffnet, wo er wahrscheinlich mit irgend einem Gesandten „sprach. — Was wollen Sie? fragte er mich. — Gnädiger „Herr, da Ihr Baumeister nicht selbst kommen kann, so „hat er mich beauftragt. — Gut, antwortete er, ich werde „sogleich kommen, gehen Sie in mein Kabinet. — Ich gehe „hinein, und mein Streich ist in einem Augenblick voll„bracht. Ich mußte alle meine Geschicklichkeit aufbieten, „denn der gnädige Herr war mir auf den Fersen. Sein „Plan war auf dem Tische ausgebreitet; er zeigt mir ihn, „und erklärt mir umständlich alle Veränderungen, die er „wünscht. Ich stand auf Dornen, und fürchtete in jeder „Minute die Ankunft des wahren Baumeisters. Endlich „kündigt man dem gnädigen Herrn einen neuen Besuch an, „er gibt mir den Plan und entläßt mich.

„Meiner Sache gewiß, gehe ich die Treppe hinunter; „einige Zimmer standen offen. In einem derselben erblickte „ich auf einem Sessel an der Thüre einen Spencer von „schwarzem Sammt. Dabey fällt mir sogleich ein, daß „meine kleine Nichte mich noch diesen Morgen um einen „schwarzen Spencer gebeten hatte. Ich ergreife diesen und „stecke ihn in die Tasche. Eine verwünschte Magd, die „ich nicht bemerkt hatte, erblickt mich, und ruft sogleich: „Di e b e! Ich will entfliehen, zwey große Kerls von La„kaien halten mich fest. Ich war gefangen, man nimmt „mir meinen Schatz, und ich werde kurz darauf, wegen „Wiederholung, auf zehn Jahre Gefängniß verurtheilt.

„Sie sehen wohl, sezt der Vater Tristan hinzu, daß „das Schicksal mir die Rolle des ehrlichen Mannes nicht „gönnt. Ich muß mich daher meinem Geschick unterwer„fen."

Dieser Greis hat sich im ganzen Laufe seines zügellosen Lebens niemals Leibes- oder beschimpfenden Strafen ausgesetzt. Nie war gewaltsamer Einbruch, nie ein solcher Diebstahl vorhanden, der den Mann auf die Galeeren bringt. Wenn man ihn fragt, wie er es eingerichtet hätte, den Ketten zu entgehen, so antwortet er: „Ich habe immer mit dem Gesetzbuch in der Hand gestohlen.“

Man versichert im Gefängniß, der Vater Tristan hätte ein Einkommen von fünf- bis sechstausend Franken. Aber seine Leidenschaft zum Stehlen ist so eingewurzelt, daß man glaubt, er werde nie einer Versuchung widerstehen können, augenblicklich sein Leben zu Poissy oder St. Pelagie beschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Diese magnetische Kugel, nebst ihrer Rinde, die wir bewohnen und einigermaßen kennen, ist in ein Meer von achthundertmal dünnerem Gewebe, als das Wasser, eingewickelt, welches wir unsere Atmosphäre nennen. Das Fluidum, woraus diese äußerste Schale besteht, ist, obgleich weit feinerer Natur, doch viel zusammengesetzter und elastischer, als das Wasser. Versuche haben gezeigt, daß die Luft sich in einen zehntmal, in den sogenannten Windbüchsen vielleicht in einen hundertmal engeren Raum zusammendrücken läßt. Da nun die Luft auch, gleich allen Körpern, schwer ist, oder beständig gegen den Mittelpunkt drückt, weil sonst unsere Atmosphäre sich in den unendlichen Raum zerstreuen würde; so ist eine natürliche Folge hievon, daß die Luft der untersten Schichten der Atmosphäre, die wir einathmen, durch das Gewicht aller oberen Lagen zusammengedrückt, und daher ohne Vergleich dichter ist, als die oberste Luft. Daß das Wasser achthundertmal schwerer ist, als die Luft, das gilt also nur von der Luft an der Oberfläche der Erde: in einer Höhe von neun geographischen Meilen, welches man als die äußerste Grenze der Atmosphäre annehmen kann, muß die Luft ungefähr tausendmal dünner als unten, oder achthunderttausendmal leichter als Wasser seyn; die in den Windbüchsen zusammengepreßte Luft ist demnach hunderttausendmal so dicht, als die Luft in der obersten Grenze der Atmosphäre. Schon auf hohen Bergen spürt man, an der Schwierigkeit des Athmens und an der größeren Reinheit des Himmels, die abnehmende Dichtigkeit der Luft; und es leidet keinen Zweifel, daß sie in der Höhe von mehr als einer Meile für unsere Lunge untauglich, und in einer Höhe von zehn Meilen ganz unmerklich ist. Dennoch ist der Druck, den sie durch ihre Schwere auf die ganze Oberfläche des Erdbodens äußert, einem Gewichte von dreyzehn Trillionen Pfunden gleich.

Die Luft dringt, vermöge ihrer großen Elasticität, in alle Körper ein; und man findet nicht leicht einen Körper, zu dessen Bestandtheilen nicht eine von den unzähligen Luft- oder Gasarten gehörte, die in ihrer Natur und ihren Wirkungen so sehr verschieden sind, und nur das mit einander gemein haben, daß sie unsichtbar, flüssig und elastisch sind, aber selbst durch die strengste Kälte nicht in einen harten oder in einen tropfbaren Körper zusammengedrückt werden können. Sogar die untere Schichte der Atmosphäre, in der wir leben, ist aus verschiedenen Luftarten zusammengesetzt, wovon mehr als die Hälfte aus der für die Lungen der Thiere höchst schädlichen, zum Wachsthum der Pflanzen aber sehr nothwendigen, Stickluft besteht. Diese Luft ist, wenn sie von den Pflanzen, besonders im Sonnenschein, wieder ausgedünstet wird, in die reinste Lebensluft verwandelt, worin die Thiere freyer athmen, und das Feuer schöner brennt; so wie die Lebensluft, wenn sie von den Thieren wieder ausgeathmet wird, für sie zu Gift, für die Pflanzen aber sehr heilsam geworden ist. Auf diese Art hat die Natur für Pflanzen und Thiere mit gleicher Güte gesorgt, und dieß zeigt sich nicht blos durch die Verwandlung der Luft, auch die vornehmste Nahrung der Thiere besteht in Pflanzen, und Korn oder Gras wächst üppig hervor auf dem Leichenfelde einer Schlacht: ein ewiger Kreislauf verwandelt Gift in Arzney, und entwickelt neue Lebenskraft aus der Verwesung.

Außer diesen Luftarten enthält die Atmosphäre noch eine Menge fremder Theile, die wir Dünste nennen, und von denen uns vielleicht nur der kleinste Theil bekannt ist. Alle Ausdünstungen der Pflanzen, der Thiere der Erde und des Wassers würden auf der Oberfläche der Körper, welche sie als unnütz oder schädlich von sich geworfen haben, liegen bleiben, und sich wieder mit ihnen vermischen, wenn sie nicht von einer schwereren Flüssigkeit, der Luft, umgeben wären, in der sie, nach den bekannten Gesetzen der Hydrostatik, in die Höhe steigen müssen. Hier werden sie in dem großen Laboratorium der Atmosphäre aufgenommen und von neuem verarbeitet; wohlthätige Winde rühren die faule Masse um, bringen durch ihre mannigfaltige Vermischung unter einander, und mit den verschiedenen Gasarten bald Kälte, bald Hitze, bald Gewitter hervor, oder geben sie in fruchtbarem Regen oder in verheerendem Hagel der Erde zurück. Alle diese chymischen Prozesse gehen in den unteren Luftschichten vor; der Boden dieses Luftmeeres ist der eigentliche Wohnort des Menschen und der meisten Thiere; und von dem, was in der obern Gegend der Atmosphäre vorgeht, wissen wir so wenig als vom Innern der Erde. Die untere Atmosphäre, die wir kennen, ist, wie sich ein großer Physiker

sehr richtig ausdrückt, „vielleicht nur der obenaufschwim„mende Schaum von dem, was im Innern der Erde ge„brauet wird; und die Schwierigkeit, die großen chemi„schen Operationen zu begreifen, die unaufhörlich in der „Atmosphäre vorgehen, liegt nicht allein in der unermeß„lichen Größe des Gefäßes, worin sie angestellt werden, „sondern in der unsichtbaren Verwickelung der verschiede„nen dabey gebrauchten Flaschen, die sich auf mancherley „Art durchkreuzen, und wovon oft eine in der andern „steckt. Wenn der Bauch der Retorte in Afrika liegt, „so kann der Hals sich über Europa erstrecken, und die „Vorlage in Sibirien liegen." Tausende von Meilen trennen die Ursache von der Wirkung, und man findet jene nicht, weil man sie zu nahe oder zu weit sucht. Und doch liegt dieses Laboratorium wenigstens vor unsern Augen oder über unsern Köpfen; aber was wissen wir von dem, was unter unsern Füßen vorgeht, und wer kennt den Zusammenhang der atmosphärischen Luft mit der in der Erde eingeschlossenen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

(Durch Mangel an Raum verspätet.)

Die diesjährige, am 22., 23. und 24. Julius (1822) in Bern gehaltene, Versammlung der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften ward durch den gegenwärtigen Vorstand des Vereins, den als Botaniker bekannten Rathsherrn von Haller, mit einer Rede eröffnet, welche die Vortheile erörtert, die aus den Sammlungen, zumal insbesondere auch solchen, welche auf spezielle Fächer der Naturgeschichte oder auf Oertlichkeiten beschränkt sind, für die Wissenschaft erwachsen, die (als Naturbeschreibung) selbst nur eine Zusammenstellung und systematische Anordnung der Naturkörper, nach Maßgabe ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ist, welche nur durch vielfältige Vergleichungen und diese hinwieder nur vermittelst der Sammlungen möglich sind. Reiche Sammlungen waren es, durch welche die Linné, die Jussieu, die Cuvier, die Werner in den Stand gesetzt wurden, der Wissenschaft für die Riesenschritte, die sie in unsern Zeiten gemacht hat, den erforderlichen Antrieb zu geben. Diesen Betrachtungen war ein kurzer Ueberblick der Erweiterungen beygefügt, welche der Verein der schweizerischen Naturforscher seit ihrer ersten Versammlung zu Bern im Jahr 1816 erhalten hat.

Der Professor Pictet aus Genf erstattete hierauf Bericht über den erfreulichen Erfolg, welchen die, unter Gutheißung und Mitwirkung der Gesellschaft vor einem Jahr eröffnete Unterzeichnung, für verbesserte Bauteinrichtungen im St. Bernhards-Hospitium, bereits gehabt hat, indem bis Mitte des Julius 14641 Fr. eingegangen waren, zu denen wenige Wochen später noch 1767 Fr. hinzugekommen sind; unter den großmüthigen Gebern stehen oben an der König von Sardinien mit 2400 Fr., einige Schweizer-Regierungen und die Sammler von Beyträgen in Paris, Dorpat, Amsterdam, Dresden und Leipzig. Ein falscher Steuersammler für das Hospitium, wie deren von Zeit zu Zeit in und außer der Schweiz auftreten, ward vor zwey Jahren in Genf entdeckt, verhaftet und nebst den bedeutenden bey ihm gefundenen Summen an die Regierung der Republik Wallis überliefert. Während seines Prozesses gestand der Inquisit, von dem bey sich tragenden Gelde seyen 1200 Fr. Ertrag der von ihm in Genf gesammelten Steuer; diese wurden hierauf von der Regierung des Kantons Wallis an jene des Kantons Genf übermacht, die nicht anstund, das Geld, seiner eigentlichen Bestimmung gemäß, den Ordensmännern des Hospitiums oder der für sie eröffneten Unterzeichnung zuzuweisen. Aus den eingegangenen Summen wurden nun bereits im gegenwärtigen Jahr die sehr mangelhaften Feuereinrichtungen des Hospitiums, für die Wärmung der Zimmer u. s. w. gründlich verbessert, und im kommenden Jahr soll das Gebäude selbst, welches für die Beherbergung der großen Menge Reisender, von denen es besucht wird, zu enge ist, erweitert werden, in derjenigen Ausdehnung, welche der fernere Erfolg der eröffnet bleibenden Unterzeichnung möglich machen wird.

Im Namen des (auf einer Reise nach Genua zum Besuch des Freyherrn von Zach) abwesenden Hofrath Horner's von Zürich wurde die Gesellschaft des Herrn Pictet eingeladen, sich mit der Arbeit einer Bestimmung des Verhältnisses zwischen den in den verschiedenen Schweizerkantons üblichen Maaßen und Gewichten zu beschäftigen, um eine vollständige und genaue Uebersicht derselben zu erhalten, welche für die mannichfach erforderlichen Reduktionen derselben bequem gebraucht werden könne. Der Antrag ward genehmigt, und die Herren Horner, Pictet und Trechsel mit dem Geschäfte beauftragt. Der Professor Trechsel erstattete Bericht über die Verhältnisse der unter seiner Aufsicht stehenden neuen Sternwarte in Bern, die in den Jahren 1821 und 1822 sehr zweckmäßig ist errichtet und mit guten, theils früherhin theils neu angeschafften Instrumenten versehen worden, worunter sich der große, drey Fuß im Durchmesser haltende, Azimuthal-Kreis von Ramsden auszeichnet, als das einzige auf dem Festland vorhandene Instrument dieser Art, das in den Philos. Transactionen (Vol. 80.), so wie in Adams geometrical et geographical Essays (von Geisler übersetzt, Leipzig 1795), beschrieben ist, und im Jahr 1797, zum Behuf der damals beabsichtigten Arbeiten des Professors Tralles, durch die ökonomische Gesellschaft in Bern mit 250 Louisdors bezahlt wird. Die neuern Instrumente sind meist von Reichenbach und seinem trefflichen Schüler Scheut in Bern verfertigt.

Der Professor Pictet las eine umständliche Nachricht über die natürlichen Eisgruben, die im Jura und im Alpengebirg der Umgegend von Genf vorkommen. Sie werden zum Theil für Eislieferungen nach Genf und in die umliegenden Landhäuser benutzt und verpachtet. Nach milden Wintern, wie die von 1818, 1820 und 1821 waren, wo die gewöhnlichen Eiskeller nicht gefüllt werden können, werden aus einer jener natürlichen Eisgruben in das acht bis neun Meilen entfernte Genf, je den zweyten Tag ungefähr 25 Centner Eis gebracht, deren Detailverkauf ein Privilegium des Hospitals ist. Die physikalischen Verhältnisse dieser Eisklüfte sind nach eigenthümlichen Beobachtungen des Herrn Pictet sorgfältig und belehrend in der Abhandlung erörtert, die nun seither vollständig im Augustheft der Bibliothèque universelle ist abgedruckt worden. Von dem Oberstlieutenant Fischer in Schaffhausen ward eine Handschrift des Prälaten Glutz im Luzern'schen Kloster St. Urban überreicht, die betitelt ist: Meine Wasserkunde nach hydroelektrischen Grundsätzen, die eigentlich in's Gebiet der Wünschelruthe gehört. Herr Pescier in Genf legte die Resultate seiner chemischen Analyse von der Wurzel der Polygala senega vor. Herr Benoit de Pont de Martel aus Neuenburg überreichte eine Sammlung schöner Zeichnungen von Mißgestaltungen der Schweizer-Flora angehöriger Gewächse.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Nro. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juli 1823.

Hektor du, und Aeneias; denn es belastet die meiste
Kriegsarbeit der Troer und Lykier, weil ihr die besten
Seyd zu jeglichem Zweck, mit Kraft gerüstet und Weisheit; —
Homer.

Auszug aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Cochrane machte ein großes Meisterstück, und nahm die feindliche Fregatte Esmeralda unter den Batterien der Forts weg, und verbrannte den Spaniern mehrere Schiffe. Dieses war eines der größten Wagstücke, das, wie alle Seeleute sagen, zur See unternommen wurde. Er blokirte den Callao, wo alle feindliche Schiffe unter den Batterien, und mit einer großen Kette verbunden, gesichert waren. Mit wenigen Booten und auserlesenen Leuten und Offizieren näherte er sich, nahm selbst das erste feindliche Wachtboot ohne Lärm, und bemächtigte sich so der Parole; war der erste, der das Verdeck der Fregatte bestieg, wobey er durch den Schenkel geschossen wurde. Es wurde ungemein hartnäckig gefochten, und nach einem furchtbaren Blutvergießen war die Fregatte bey Tagesanbruch schon in Sicherheit auf unserer Seite. Man behauptete, daß die englische Fregatte, die dort lag, dieses Unternehmen heimlich begünstigt habe, und die Matrosen, die des Morgens mit den Booten ans Land kamen, wurden von dem gemeinen Volk ermordet, da diese, wie die meisten unserer Matrosen, Engländer waren. Eilf oder zwölf kamen um, und der englische Commodore bekam einen großen Streit mit dem spanischen Gouvernement. Er war sehr gut Freund mit Cochrane, und wahrscheinlich wußte er um die Sache, denn durch seine Neutralitäts-Signale und die Manövres, die er beym Ueberfall machte, wurden wenigstens die Spanier irre geführt.

Mit der Neutralität treiben die Engländer hier großen Handel, und nehmen von beyden Theilen die Kapitale an Bord und senden sie für gute Prozente nach Europa in Sicherheit. Die Schiffskapitäne haben sich auch ungeheure Summen damit erworben.

Durch diesen Umstand bekamen wir das völlige Uebergewicht zur See, und die zwey Fregatten, die der Feind hier noch im Ocean hat, gehen flüchtig von einem Ort zum andern. Wir machten in Huaura alle Anstalten, um uns gegen einen Angriff des Feindes zu halten, der aber doch blos einmal bis Chancay kam und unsere Vorposten vertrieb. Da wir das Gebirge blos mit obenerwähnten Milizen besetzt hatten, und dem Feinde die Provinz von Huara wegen der Lebensmittel sehr wichtig war, so wurde im Februar von ihm eine Division von Lima dahin gesandt, wodurch wir gezwungen wurden, auch wieder Truppen dahin zu senden, und die Kommunikation wurde wieder gehindert. In dieser Zeit wurde der Vicekönig Pezuela von den Chefs der spanischen Armee abgesetzt, und der General La Serna an seine Stelle ernannt. Diese Generalität, ohne Bestimmung der Bewohner des Königreichs, brachte uns großen Vortheil, und veranlaßte viele Unordnung in der Verwaltung des Feindes. So wurde Alles nach und nach untergraben, und es bestund schon keine von Spanien sanktionirte Regierung mehr. Bey all diesem hatte San Martin die Hand mit im Spiel, und es war leicht voraus-

zusehen, daß eine gänzliche Anarchie entstehen würde. — Im April wurden neue Unterhandlungen mit dem neuen Vicekönig begonnen, wobey nichts zu Stande kam; aber stets von unserer Seite viele Freunde durch goldne Versprechungen gewonnen wurden. Lima litt immer mehr an Lebensmitteln und durch die Erhaltung der vielen Truppen, und endlich beschloß der Feind den Feldzug gleichsam umzukehren, und uns seinen Platz einzuräumen. Er besetzte die Forts in Callao, und zog mit fast 6000 Mann nach der Sierra (dem Gebirge), wo er die fruchtbare Provinz von Huara besetzte.

Den 12. Juni zogen wir in Lima unter dem unsinnigsten Jubel ein, und sogleich wurde nun auch dort die neue Regierung eingeführt, und der Callao, (der zwey Stunden entfernte Hafen), zur See und zu Lande blokirt. Die Herren Spanier hatten so viel als möglich Geld und Kapitalien mit sich genommen, und den Limaern versprochen, sehr bald wieder zu kommen, und sie wieder von den Insurgenten zu erlösen. Es ist überall im Kriege wichtig, die Hauptstadt zu besitzen, aber hier, wo sie mehr als irgendwo die Vereinigung aller möglichen Staats- und Regierungszweige ist, wird es noch bedeutender. Von unserer Seite wurde sehr gelinde verfahren, und die meisten Angestellten, wenn sie nicht offenbare Feinde waren, in ihren Posten gelassen, und so ging Alles ganz ruhig zu. Alsbald ließ sich San Martin gleichsam durch das Volk zwingen, das Haupt der Regierung, unter dem Titel des Protektors der Freyheit von Peru, zu seyn, und so blieb Alles ziemlich beym Alten. Die Unabhängigkeit wurde beschworen, viele Dankadressen eingereicht und Te Deum gesungen, Bälle gegeben, und das Volk amusirte sich ganz gut. Ich habe schon irgendwo gesagt, daß das Volk in Lima noch viel weniger Charakter und Energie hat, als es in unsern großen Städten der Fall ist, und so ließen sie Alles gehen wie es wollte, und freuten sich der Neuheit.

Unsere Division, die von Huaura aus nach der Sierra gegangen war, vereinigte sich hier wieder mit der Armee, indem sie nun auch dem starken Feinde nicht mehr widerstehen konnte, und bey der Belagerung in Callao wurde nichts Ernstliches unternommen. Es wurde eine neue Interims-Konstitution verfertigt, die sich über nichts deutlich erklärte, und im Civil und Militär zu organisiren angefangen. Unser Verhältniß in Lima war jedoch ganz anders, als das der spanischen Armee. Sie waren völlig blokirt und litten Mangel, was bey uns nicht der Fall war; denn uns stand die See offen, und die ganze Küste brachte Lebensmittel nach Lima, die sehr bald auf ziemlich mäßige Preise fielen, wodurch das Volk schon sehr erfreut wurde. Wir hatten Kommunikation und freundschaftlichen Verkehr mit allen Provinzen, und der Feind befahl blos, wo er unmittelbar stand, und war (so wie er es noch ist) nur als Fremder im Lande anzusehen, wir aber als die Landesarmee.

Alles war im besten Vernehmen, und die Herren Offiziere schon sehr gemächlich in Lima eingerichtet und in großer Ruhe, als plötzlich die Nachricht erscholl, daß der Feind mit 4000 Mann die Cordillera wieder passirt habe, gerade auf Lima anrücke, und ein großes Strafgericht über die voreiligen Patrioten halten wolle. Dieses jagte nun den Limaern, die San Martin sehr gut hatte zu kompromettiren gewußt, großen Schreck und Patriotismus ein, da sie keinen Ausweg mehr hatten. Alles griff zu den Waffen, Männer, Weiber, Weiße, Schwarze, Mulatten, Pfaffen u. s. w. liefen in den Straßen zusammen und wollten fürs Vaterland fechten, und sogar sterben, wenn es seyn müßte. Dieses war nun auch eine Art Fest und Neuigkeit, und die Armee zog mit dem Protektor vor die Stadt, die wohl verschlossen wurde, damit die Godos (wie man die Spanier hier nennt) nicht hinein, und die mithelfenden Patrioten nicht heraus konnten, die blos die Wälle für hohen Nothfall besetzen mußten. Gegen 2000 Alt-Spanier, die sich etwa in der Stadt befanden, und bey Annäherung ihrer Freunde gefährlich werden konnten, wurden alle in ein Kloster gesperrt, und die Wache hatte sehr viel zu thun, um solche vor dem Enthusiasmus des Volks zu schützen. Unterdessen näherte sich wirklich der Feind, den wir schlagfertig erwarteten, aber nicht angriffen; er beobachtete uns, und wollte auch unsere Uebermacht und gute Position respektiren, zog sich um die Stadt herum nach dem Callao, und verband sich mit der dortigen Garnison, die sehr nahe schon daran war, sich uns zu ergeben. Nun nahmen wir Position zwischen Lima und dem Callao, und ließen sie dort machen, was sie wollten. Es war leicht einzusehen, daß sie da nicht lange ausdauern konnten, und uns entweder angreifen, oder wieder wegzehen mußten. Nach acht Tagen und vielen Deliberationen entschlossen sie sich, wieder zurückzugehen, und nahmen blos einen andern Weg. Sie waren zwischen den Thälern von San Mateo und Guarochorp über die Cordillera gegangen, und hatten sich sehr vor den Thälern gehütet, wo sie unsere Indier allein mit Steinwürfen von den Bergen herab umgebracht hätten, und so gingen sie auch über die Höhe von Canta zurück. Sie kamen ungefähr von Osten, gingen beym Abmarsch um die Stadt, und nach Nord-Ost wieder zurück. Da es ihren Soldaten und Offizieren, denen die Plünderung von Lima versprochen war, nicht besonders gefiel, in vier Wochen zweymal die Cordillera zu passiren, so fingen sie an auszureißen und haufenweise zu uns überzugehen, so daß diese Division über die Hälfte ihrer Leute und alle Bagage verlor, ohne kaum einen Schuß gethan zu haben; denn es fanden blos kleine Vorpostengefechte und Plänkeleyen auf ihrem Rückzuge statt, wobey wir die Absicht hatten, die Desertion und Unordnung zu befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eremiten im Gefängniß.

(Beſchluß.)

Fünfzehnte Conſolation, von Herrn Joup.

Philoſophiſche Denkſprüche.

Iſt es nicht wahr, daß der Körper eines Menſchen nur auf Einem Punkt auf einmal ſeyn kann? Was liegt nun daran, ob dieſer Punkt durch die Laune des Individuums, oder durch die Laune einiger Leute beſtimmt wird, die mit Schweizerkleidern und einer hohen Mütze verſehen ſind? Das Weiſeſte iſt, wo man ſich auch immer befinden mag, ſich gut mit ſich ſelbſt zu vertragen.

Die Verhaftung, (wenn ſie nämlich von den phyſiſchen Leiden aller Art befreyt iſt, womit ſie die Exekutoren unſers Geſetzbuchs auszuſchmücken wußten), iſt blos die Verpflichtung, an demſelben Orte ſo lange zu verweilen, als es denen gefällig iſt, die euch dahin ſchicken. Dieſer Zwang will für einen Menſchen nicht viel bedeuten, der im Nachdenken lebt. Iſt es nicht die Einſamkeit, wo die Seele erſt ihre ganze Macht kennen lernt; wo der Geiſt, von allen Seiten auf ſich ſelbſt zurückgeführt, ſich fragt, ſich durchdringt, und, wie Montaigne geſagt haben würde, ſich an allen Punkten betaſtet?

Man gebe daher den Schriftſtellern gute Lettres de Cachet, gute Holzkammern, gute Gefängniſſe; das Talent geht ohne Stürme, wie die Schiffe in einer Windſtille, zu Grunde.

— Was iſt das Talent, und ſelbſt das Genie? Die Fähigkeit, zum Nutzen Anderer neue Genüſſe aus ſeinen Studien, ſeinen Erinnerungen und ſeinen Eindrücken zu ziehen. Wie ſoll man aber zu dieſem vollen Beſitz ſeines moraliſchen Weſens gelangen, ohne ſich in ſich ſelbſt zu konzentriren? ohne, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Leere um ſich her zu ſchaffen? Alle dieſe Vortheile gewährt euch das Gefängniß. Man iſt nun ziemlich allgemein darüber einig, daß die Gerichtshöfe damit gegen die Gelehrten nicht ſehr ſparſam ſind. Die Gerichtshöfe ſuchen daher auch in Frankreich die Männer von Talent und von Genie zu vervielfachen. Ich würde indeſſen nicht darüber erſtaunt ſeyn, wenn leztere ſich nicht zum Dank dafür verpflichtet hielten.

— Der Ruf iſt eine Art von Daſeyn an einem Orte, wo man nicht iſt. Das Gefängniß, die Abweſenheit oder der Tod ſetzen immer dem beſten oder dem ſchlechteſten Rufe etwas hinzu.

— Es gibt ſo nachſichtige Leute, daß nur eine große Ungerechtigkeit im Stande iſt, ſie zum Haß zu beſtimmen: ſonſt ließen ſie es bey der Verachtung bewenden.

— Welcher Philoſoph hat geſagt, der Polizeyſpion ſey ein klüger und furchtſamer Menſch, der alle Nachtheile bey dem Gewerbe eines Diebs und alle Gefahren bey dem Geſchäft eines Mörders erwogen habe?

— Man ſpricht nie beſſer von der Freyheit, als im Gefängniß. Milton arbeitete an ſeinem Paradieſe nur in einem Keller; Apollo ertheilte ſeine Orakel in einer Höhle von Delos.

— Eine leichte Ungerechtigkeit verbreitet ſich von Wiederhall zu Wiederhall fort, vergrößert ſich, und macht am Ende ſo großes Geräuſch, wie eine große Grauſamkeit.

— Die großen Räume ſchaden dem Glück; man muß in allen Dingen die Gränzen ſehen oder fühlen: daher ſtellt ſich Milton ein Paradies von kleiner, und eine Hölle von unermeßlicher Ausdehnung vor.

— Wir wollen dieſen Artikel mit einer Anekdote ſchließen.

Wenn die Aehnlichkeit zwiſchen zwey Brüdern häufig ſchreckliche Verwirrungen hervorbrachte, ſo hat ſie wenigſtens auch einmal zu folgendem Beyſpiel einer heroiſchen Aufopferung Veranlaſſung gegeben.

Die Gebrüder Montain, beyde Aerzte, übten in Lyon, ihrer Vaterſtadt, eine Kunſt, bey welcher ſie ſich die Achtung und Freundſchaft ihrer Mitbürger erworben hatten, als ſich im Jahr 1815 Alles, was in dieſer Stadt franzöſiſch geſinnt war, föderirte, um dem Strome der fremden Armeen eine National-Vertheidigung entgegenzuſtellen.

Der ältere Doktor Montain fand ſich bey einer Verſchwörungsſache bloßgeſtellt, und wurde zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Er hatte ſchon über ein Jahr in einem ſehr ungeſunden Gefängniſſe in Lyon zugebracht, wo er ſich ſo heftige Schmerzen zuzog, daß er endlich die Bewilligung erhielt, nach Paris gebracht zu werden, und die übrige Zeit ſeiner Haft in St. Pelagie zuzubringen. Bey dem Austritt aus dem Gefängniß von Lyon war Doktor Montain nur mit Hülfe von Krücken zu gehen im Stande.

Sein Bruder begleitete ihn auf einer Reiſe, die durch das Ausruhen der Gend'armerie, welche täglich nur drey oder vier Stunden zurücklegt, ſehr verlängert wurde. Indeſſen gewann der Patient durch die freye Luft und die Bewegung einige Kräfte.

Nach der Ankunft in Paris wird ein Doktor Montain in St. Pelagie eingeſchloſſen; die beyden Brüder umarmen ſich aufs zärtlichſte und trennen ſich.

Nach Verfluß von einer Woche, und nachdem der Gefangene einen Brief des Inhalts erhalten hatte, daß ſein Bruder in einer Stadt in Belgien in Sicherheit wäre, verlangte derſelbe, dem Generalprokurator vorgeſtellt zu werden; dieſer begibt ſich ins Gefängniß, und der Doktor Montain erklärt ihm, daß er durch eine willkührliche Handlung gefangen gehalten würde, indem nicht er, ſondern ſein Bruder in Lyon verurtheilt worden wäre.

Die ſogleich angeſtellte Unterſuchung bewies in der That, daß der jüngſte der beyden Brüder unterwegs ein Mittel gefunden habe, die Stelle ſeines ältern Bruders einzunehmen, und daß der in St. Pelagie eingeſchloſſene nicht der zur Strafe Verurtheilte wäre.

Man fand in dem Geſetzbuch keine Stelle, die aus dieſer großmüthigen Handlung ein Verbrechen gemacht hätte, und auf dieſe Art fanden ſich die beyden Doktoren Montain in Freyheit geſetzt.

Miscellen aus England.

Am 30. April fand eine große Versammlung von Aerzten in Gloucester statt, in der Absicht, um Dr. Jennern ein Provinzialdenkmal zu errichten. Dieß war bereits die zweyte Versammlung; aber obgleich dieselbe sich an die ganze Nation um Beyträge wendet, so erwartet man doch nicht, daß viele andere als Mitglieder der Fakultät unterschreiben werden. — Dieß gereicht den Reichen im Lande kaum zur Ehre.

Herr Belzoni hat mit dem Deckel des von ihm zu Theben gefundenen Sarkophags dem Fetzwilliam-Museum zu Cambridge ein Geschenk gemacht. Dieß interessante Kunstwerk besteht aus einem einzigen Granit-Blocke, und war, als es ganz war, über zehn Fuß lang und ungefähr fünf Fuß breit. Er ist über 6000 Pfund schwer und wurde vor Kurzem mit großer Mühe in dem Hofe des Museums niedergelegt. Oben auf dem Deckel ruhet, in schön gearbeitetem Relief, das Bildniß des Verstorbenen der in den Sarg gelegt war. Die Gestalt ist vollkommen, mit Ausnahme der Beine, welche verstümmelt sind. Auf jeder Seite des Bildes befindet sich die Seitengestalt eines Weibes, deren Hände den Körper berühren. In einer Linie mit diesen Gestalten sieht man die Schlange, welche alle Egyptische religiöse und Begräbniß-Feyerlichkeiten zu begleiten pflegt; während eine Schlange von ungeheurer Größe die ganze Platte umgibt. Mehrere Hieroglyphen finden sich sichtlich und deutlich in dem Rande eingegraben; und bis diese enträthselt sind, können wir über den Namen des Monarchen, der unter diesem Deckel ruhet, nur Vermuthungen anstellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

(Beschluß.)

Zu Beantwortung der motivirten Preisfrage über die klimatischen Veränderungen im Alpengebirge, war eine einzige Denkschrift dem Prüfungsausschusse eingereicht worden; sie fand sich mit dem Denkspruche aus Virgil versehen: „Ventos et varium cœli prædiscere morem cura sit.“ Nach einer vorausgesandten Erörterung der Schwierigkeiten, welche die Ausmittelung der Ursachen des Wechsels der mittleren Jahrestemperaturen darbietet, hält der Verfasser dafür, die Beobachtungen über die Zu- und Abnahme der Gletscher seyen jedoch vorzugsweise geeignet, um den Gegenstand aufzuklären. Er bemerkt, daß im Jahr 1811 die Schneegränze gar viel höher als gewöhnlich stund, und daß dieselbe in den Jahren 1815, 16 und 17 um einige hundert Fuß tiefer sank. Er zählt eine Reihe von Thatsachen auf, welche darzuthun scheinen, daß die Temperatur vormals milder war: dahin gehören die verschiedenen unzugänglich gewordenen Alpenpfade oder hohen Bergpässe und manche vormalige, jetzt mit Eis bedeckte Viehweiden. Hinwieder findet sich eine andere, von ihm gleichfalls gesammelte Reihe Thatsachen, woraus sich zu ergeben scheint, daß in einer vorhergehenden und früheren Zeit die Temperatur niedriger war, als sie jetzt ist: zu den merkwürdigsten dieser letztern gehören die sogenannten Gletscherwälle (Moränen) oder Steingeschiebe der Gletscher, deren manche weit unter den gegenwärtigen Auslauf von diesen hinausreichen. Die zahlreichen etwa, mit vieler Klarheit dargestellten Beobachtungen des Verfassers sind meist den Thälern von Piemont und Wallis entlehnt. Er zieht daraus den Schluß, daß die Veränderungen in der mittleren Temperatur der Jahrgänge einem großen periodischen Wechsel der Zunahme und Abnahme unterworfen sind, daß wir uns gegenwärtig dem Ende einer kalten Periode nähern, daß die entgegengesetzte Temperatur beginnen wird, und somit dann auch nicht wahrscheinlich ist, daß die Gletscher jene verschreitende Bewegung, die sie vor etlichen Jahren erhalten hatten, nochmals fortsetzen werden. — Dem Antrag einer Committee gemäß, ward der ausgesetzte Preis dieser gehaltreichen Abhandlung zuerkannt, und die Eröffnung des Zettels nannte als ihren Verfasser den Straßeninspektor vom Kanton Wallis, Hrn. Veney. Es wurde beschlossen, sowohl diese als die vor zwey Jahren gekrönte Preisschrift des bernischen Oberförsters, Hrn. Kasthofer, in beyden Sprachen auf Kosten der Gesellschaft drucken zu lassen.

Die vergleichende Uebersicht der Temperatur des Monats Junius auf dem St. Bernhardsberg während der letzten fünf Jahre ward aus einem Schreiben vom Prior des dortigen Hospitiums mitgetheilt. Herr Veney gab Nachricht über den gegenwärtigen Zustand der im Jahr 1818 durch den Getrozgletscher verheerten Gegend und über die von ihm getroffenen Anstalten zu Wegschaffung des unten neu gebildeten Gletschers, vermittelst des auf denselben geleiteten, von der Sonne erwärmten Wassers, welches die zuvor in's Eis gegrabene Furchen vertieft und die successive Wegführung großer Eisblöcke begünstigt. Der Professor Meisner beschrieb einige für neue Arten erklärte Vögel, und Herr Seringe überreichte einen Abriß seiner Monographie der Gattung Aconitum, worin er Reichenbachs 107 Arten auf 22 zurückführt.

Der Professor Chavannes wies einen neuerlich in der Nähe von St. Croix im Neuenburgischen gefundenen fossilen Rhinoceroszahn vor, und Herr de Luc in Genf las eine Abhandlung, welche Cuviers Aeußerung bestreitet, der noch kein genügender Beweis vorhanden seyn soll, daß die Temperatur der nordischen Erdstriche seit jener Zeit, wo sie noch Thierarten von der Gattung des Elephanten, des Flußpferdes, des Rhinoceros, des Elasmotherium und des Tapirs nährten, sich verändert habe. — „Wenn der Elephant, wie man annehmen muß, (sagt Herr de Luc unter anderm), die Polarländer bewohnte, so mußten dieselben damals von einem hohen dichten Grase und weiten Wäldern bekleidet gewesen seyn, woraus sich auf ein ehemals viel milderes Klima schließen läßt, und wenn die nordischen Elephanten dichter mit Haaren bekleidet waren, so kann daraus nur gefolgert werden, es sey dasselbe nicht so warm gewesen, als jetzt in der heißen Zone. Da, wie Alles zu beweisen scheint, zu jener Zeit die Vertheilung von Land und Meer anders war, als jetzt, so läßt sich auch daraus schließen, daß die Beschaffenheit der Atmosphäre und auch die Temperatur derselben von der jetzigen verschieden war. Das Vorkommen des größeren Elephanten von Sizilien bis nach Sibirien beweist übrigens, daß diese Länder, in Rücksicht ihres Klimas, damals weniger von einander verschieden waren als jetzt.“ Herr de Luc schließt mit der Bemerkung, seines verstorbenen Oheims: „Durch die Revolution der Sündfluth hat eine große Veränderung auf der Oberfläche der Erde, selbst in Rücksicht auf die Einwirkung der Sonnenstrahlen statt gefunden, und es scheint, als sey damals der Unterschied der Temperatur verschiedener Länder kleiner gewesen als jetzt, so wie auch die Abwechslung während der verschiedenen Jahreszeiten selbst unbedeutender. Hieraus erkläre es sich, warum große Thiere in Erdstrichen leben konnten, wo sie jetzt nicht mehr fortkommen möchten.“

Es wurden Probe-Abdrücke von Insektenabbildungen zu des jüngeren Hrn. Doktor Hagenbach Fauna insectorum Helvetiæ und lithographirte Abbildungen vorgewiesen, die zu einer von Hrn. Hartmann über die Versteinerungen der Gegend von St. Gallen herauszugebenden Schrift gehören.

Die Zahl der in der dießjährigen Sitzung anwesenden Gesellschaftsglieder betrug einhundert und zehn. Zum Versammlungsort für das Jahr 1823 ward Aarau, und, im Fall man daselbst nicht aufgenommen werden könnte, Zürich festgesetzt. Auf den ersten Fall ist Herr Doktor Rengger und auf letzteren Herr Staatsrath Usteri zum Vorstande erwählt.

Nro. 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Juli 1823.

Der Dichter lebt in seinem Liede,
Ihn bindet nicht die Zeit, der Ort,
Unsterblich wie der Mäonide,
Tönt er in Melodien fort.
In jedes Herzens Heiligthume
Bewahret sich sein treues Bild.
Er geht den wahren Weg zum Ruhme
Durch sanfter Rührung Lenzgefild.

Theodor Hell.

Sonett.

Ihr hohen Götter wollt mir Thaten geben,
Voll Früchte sey der starke Lebensbaum,
Erfüllend der begrenzten Zeiten Raum,
Laßt ihn in voller Pracht zum Himmel streben.

Und soll mich nicht der Nachwelt Preis erheben,
So schenkt mir einen reichen Blüthentraum;
Hellglänzend wie der Abendröthe Saum,
Ein Weg durch Lenzgefilde sey mein Leben.

So flieht der Jüngling, doch die strengen Mächte
Begehren hart gebietend ihre Rechte,
Und Thaten und Genüsse sind verhüllt;

Da senket tröstend sich die Dichtung nieder,
Und schenkt ihm ihre Leyer, ihre Lieder,
Und alle seine Wünsche sind erfüllt.

Schnabel.

Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch die Südamerikanischen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach dem Abmarsche dieser Division kapitulirte die Garnison von Callao noch ganz anständig, wiewol sie nicht mehr subsistiren konnte; da aber doch die meisten Amerikaner waren, so verlangten sie nicht zur feindlichen Armee zu gehen. Dieses Alles hatte von Ende Augusts bis Mitte Septembers gedauert, und dann wurde Alles wieder ruhig und friedlich in Lima. Der Protektor fing die Protektion wieder von vornen an, und es wurden tausenderley neue Befehle ertheilt, die gefielen und mißfielen. Den Alt-Spaniern wurde erlaubt, mit Hab und Gut nach Spanien sich einzuschiffen; aber wenige machten davon Gebrauch und beschworen die neue Konstitution und Unabhängigkeit. Die feindliche Armee hatte nun blos die Provinz Xauxa, Ariquipa und Cuzco mit wenigen Truppen im Besitz, und da letztere, wiewol sehr wichtig, doch sehr weit entfernt sind, so konnte man sich in vieler Hinsicht fast wie im Frieden betrachten, und nahm sich blos vor, in einiger Zeit einen Heerhaufen gegen diese noch unbesetzten Provinzen zu schicken. Dieses kann man nun als eine neue Epoche ansehen, indem schon die Geschäfte des Friedens und der vollendeten Befreyung angehen sollten.

Vieles war vom General und nachherigen Protektor versprochen worden, und nun kam der kitzliche Zeitpunkt des Worthaltens! — Hier fingen nun schon die Unzufriedenheiten mit Recht und Unrecht an, und die erste Scene ereignete sich mit der Flotte. Alle Versprechungen, schon in Chile, gingen auf die Einnahme und den Einzug in Lima, als dem zu erreichenden Ziele. Der Marine wurde auch auf diesen Zeitpunkt Bezahlung des Rückstandes und eines Jahressolds Gratifikation versprochen; da man aber bey diesem Einzuge eben nicht viele Gelder vorfand, so konnte man fast zwey Jahre Sold und ein Jahr Gratifikation nicht sogleich zusammenbringen; die Engländer, aus denen meist die Seemannschaft besteht, waren

sehr unzufrieden, und auf viele Vorstellungen von Cochrane, daß er unumgänglich Geld brauche, wurde ihm kein Gehör gegeben. Als nun sich die Spanier Lima wieder näherten, brachte man doch einige hunderttausend Piaster auf verschiedene Transportschiffe in Sicherheit, und Cochrane nahm die gute Gelegenheit wahr, fiel über solche her, und ließ sich alles baare Geld, Gold- und Silberbarren, einliefern, wogegen er Quittung gab. Das Geld der Privatleute gab er zurück, und vertheilte dasjenige des Gouvernements, oder auch das, wovon Niemand recht wußte, wem es zugehöre, und zu dem der Herr sich nicht nennen wollte, unter seine Marine, wodurch sie gegen einen Jahressold erhielten, legte Rechnung davon ab, und segelte unmittelbar auf einen großen Kreuzzug nach dem Norden, von wo er sicherlich nicht ohne gute Prise zurückkommt. Dieses wurde sehr übel genommen, und man konnte nun auch kaum die nicht sehr zufriedene Armee bezahlen. Es waren dieser, und besonders den Anführern, die schon lange in dieser Revolution fochten, sehr viele Versprechungen gethan worden, und alle glaubten, das reiche Peru werde leicht alle befriedigen, und ihnen endlich ein ruhiges Leben zusichern. Hierin irrten nun die Meisten, und der Feldzug fiel ganz anders aus, als man dachte, so daß die Meisten sich jezt so reich, wie vor dem Feldzug, befanden; die vielen eingezogenen Güter wurden zurückgegeben oder anders verwendet, und Alles war unzufrieden. Im Oktober bildete sich schon eine Art Verschwörung gegen die Regierung; allein San Martin, der in solchen Dingen sich ganz gut zu benehmen weiß, unterdrückte sie sogleich, und entfernte ohne viel Aufsehen die Haupträdelsführer. — Im Civilfache gibt es ebenfalls viele Unzufriedene, die eine andere Idee von dieser Freyheit und Unabhängigkeit hatten, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch hier Umwälzungen statt finden werden, besonders wenn die gemeinschaftlichen Feinde, die man deßwegen noch zu verschonen scheint, ausgerottet seyn werden.

Von einer andern Unternehmung muß ich noch ein paar Worte sagen, da sie noch zu den Operationen gegen Lima gehört. Wir hatten, wie ich oben erwähnte, in der feindlichen Armee viele einzelne Freunde, und auch einige Regimenter schienen schon ziemlich gut gestimmt zu seyn. Cochrane, der den Callao blokirte, und sich als der Unternehmendste in dem Feldzug zeigte, bildete den Plan, den Callao durch List und Verrath, und selbst vielleicht mit Gewalt zu nehmen, und hierzu wurden ihm 600 Mann erlesener Truppen gegeben, die aus Piketen von verschiedenen Regimentern bestanden, und welche der Oberst vom Bataillon Numancia, und ein Oberst-Lieutenant Miller, ein Engländer, der den Ruf von großer Tapferkeit hatte, befehligte. Sie schifften sich in Huaura im Februar ein, und sollten versteckt in den Kriegsfahrzeugen seyn, bis etwas unternommen werden könnte, welches aber nicht möglich war, da der Feind wahrscheinlich Nachrichten bekam und gute Maßregeln nahm, und so wurde beschlossen, mit diesen Truppen die Südküste von Lima zu beunruhigen, welches auch mit Erfolg geschah, aber doch, ohne einen bestimmten Zweck zu erreichen, da sie die Provinzen, wo sie sich ausschifften, wieder verlassen mußten, und nicht mit den gehörigen Erfordernissen versehen waren, um die Revolution zu erhalten und zu vermehren. Sie thaten dem Feinde durch einige Ueberfälle großen Schaden, und brachten große Beute mit sich zurück, die aber mit der Fregatte, „der San Martin," welche Cochrane durch ein Wagstück nahe bey Lima auf den Klippen verlor, da er gern hinzufahren pflegt, wohin sich noch kein Anderer wagte, ebenfalls unterging.

Jezt besteht blos eine Division des Feindes in Arequipa, die mit den Truppen in Cuzco in Verbindung ist, und die Division von La Serna in Xauxa, die sich wahrscheinlich mit solchen über Guamanga verbinden wird. Deswegen sind wir im Begriff, eine Expedition zur See nach Arequipa auszurüsten, die vielleicht sehr bald abgehen wird. Sonst ist ganz Peru sehr ruhig, da der große Haufe und die Indier gar keinen Theil an der Regierung nehmen, und man sich wohl hüten wird, solche in die Staatsgeheimnisse blicken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Vielleicht sind manche meteorische Erscheinungen nur Dämpfe, die aus dem Hals einer Retorte hervorsprudeln, deren Bauch mehrere Meilen unter der Oberfläche der Erde liegt. Vielleicht sind Höhlen, wie die in Antiparos, nur die Entrezimmer eines Labyrinthes, das sich durch tausend mäandrische Gänge, durch welche die unterirdische Luft mit der atmosphärischen zusammenhängt, tief in das Innere der Erde erstrecken. Wenn es uns gelungen ist, die Luft selbst auf der Erdfläche hundertmal zu verdichten; wieviel leichter werden dann der Natur solche Experimente gelingen! Wenn die atmosphärische Luft durch unterirdische Gänge in das Innere der Erde dringt, so muß sie daselbst durch den Druck der oberen Luft eine Dichtigkeit erhalten, welche die der meisten uns bekannten festen Körper vielleicht übertrifft. Nach dem Gesetze, welches die Beobachtungen zu beweisen scheinen, würde sie in einer Tiefe von eilf Meilen zu einer Flüssigkeit werden, auf welcher Gold schwimmen würde, wie Silber im Quecksilber. Die geringste Bewegung, die kleinste Welle eines solchen Meeres, könnte nicht allein das plötzliche Steigen und Fallen unserer Barometer verursachen, sondern Erdbeben hervorbrin-

gen, und selbst die Rinde der Erde zersprengen. Hierin läge dann vielleicht der Grund, warum Erdbeben gewöhnlich mit fürchterlichen Orkanen verbunden sind, die sich über einen großen Theil der Erde verbreiten.

So natürlich diese Folgerungen scheinen, so muß man doch bemerken, daß sie auf eine Voraussetzung gegründet sind, die wahrscheinlich nicht richtig ist: daß nämlich das Gesetz der Zusammendrückung der Luft, welches man an der Oberfläche der Erde beobachtet hat, und welches unter dem Namen des Mariottischen Gesetzes bekannt ist, in der größten Höhe, wie in der größten Tiefe, Statt finde. Allein es ist gewiß, daß dieses nicht im strengsten Sinne der Fall seyn kann; auch hat man schon bey einer mehr als achtmaligen Verdichtung der Luft durch die Luftpumpe gefunden, daß das Mariottische Gesetz nicht mehr mit der Erfahrung übereinkommt. Es ist begreiflich, daß die Luft, wie jeder andere elastische Körper, eine gewisse Grenze hat, über welche sie sich nicht mehr zusammendrücken läßt, weil ihre kleinsten Theile sich schon vollkommen berühren. Auf der andern Seite würde daraus folgen, daß die oberste Schichte der Atmosphäre, da sie von keiner oberen Luft mehr gedrückt wird, gar keine Dichtigkeit hätte, welches widersinnig ist. Man muß hieraus schließen, daß das Mariottische Gesetz nur an der Oberfläche der Erde der Wahrheit sehr nahe kommt, daß es aber in beträchtlicher Höhe und Tiefe große Aenderungen leidet. Hierdurch fallen die Einwürfe ganz über den Haufen, die man gegen diese Theorie gemacht hat, besonders, daß alsdann die Erdkugel, selbst wenn sie hohl oder blos mit Luft angefüllt wäre, eine Dichtigkeit haben müßte, welche die spezifische Schwere des Goldes unendlich übertrifft, da es doch durch die oben angeführten Beobachtungen bewiesen ist, daß sie viermal leichter als Gold ist.

Auch die blos mechanische Wirkung der Luft ist für die Bewohner der Erde von großem Nutzen. Ihrer Bewegung, die wir Winde nennen, verdanken wir die Erfrischung der Luft und die Verhinderung der Fäulniß, die Vertheilung des Regens über mehrere Landstriche, und die Verpflanzung der Samenkörner in entfernte Gegenden, den Gang der Mühlen und die Bereicherung Europens durch Indiens Schätze.

Wir kennen die Erde, oder wenigstens ihre Oberfläche, einigermaßen, so wie sie jezt oder seit viertausend Jahren ist; aber wir würden uns sehr irren, wenn wir glaubten, daß sie in diesem Zustande aus den Händen der schaffenden Natur gekommen sey. Es scheint, daß die Natur absichtlich keines ihrer Werke in vollkommenem Zustande aus ihrer Werkstatt heraustreten ließ, sondern daß sie sich gefällt, blos den Keim auszusäen, damit er durch viele Entwicklungen nach und nach zu dem höchsten Grad der Vollkommenheit reife, dessen er fähig ist. Wahrscheinlich ist jeder Weltkörper solchen Revolutionen unterworfen, vielleicht ist mancher noch auf der ersten Stufe seiner Bildung; aber auf der Erde allein finden wir deutliche Spuren von einer oder mehrern Revolutionen, durch die sie bereits gegangen ist. Zwey allmächtige Kräfte, die des Wassers und des Feuers, sind es vorzüglich, die vielleicht Jahrtausende hindurch auf der Erde gewirkt haben, bis sie ihr diejenige Bildung gaben, die für Millionen empfindender Wesen die Quelle des Glücks ist; und man kann sich diese Revolutionen des Feuers und des Wassers als den Sommer und den Winter vorstellen, aus denen das große Schöpfungsjahr zusammengesezt war, oder als die sechs Schöpfungstage, auf welche der große Sabbath folgte, den wir noch jezt feyern.

Die versteinerten Muscheln und andere Seethiere, die in den Bergen aller Welttheile, und in den Cordilleras sogar bis zur Höhe von zwey- bis dreytausend Toisen über dem jetzigen Stande des Meeres, nicht etwa einzeln zerstreut liegen, sondern in tiefen und weit ausgedehnten Bänken und Lagen einen großen Bestandtheil der Berge ausmachen, beweisen unwidersprechlich, daß selbst die höchsten Oerter der Erde während einer langen Zeit vom Meere bedeckt gewesen sind. Die Messungen der Astronomen haben gezeigt, daß die Erde, durch den Schwung ihrer täglichen Rotation, die Gestalt einer an den Polen eingedrückten Kugel erhalten hat, und dieses allein sezt es außer Zweifel, daß nicht blos das feste Land mit Wasser bedeckt gewesen ist, sondern daß lange vor der Bildung der Urgebirge und jener Muschelbänke eine Zeit vorhergegangen ist, da die ganze Erdkugel eine flüssige oder wenigstens weiche Masse war. Aus diesem breyartigen Gemische, welches noch von keinen lebenden Geschöpfen bewohnt seyn konnte, entwickelten sich zuerst durch Krystallisation, vielleicht durch Entwicklungen und Ausbrüche der Gasarten, jene Granitmassen, welche unsere Urgebirge ausmachen, und sich in das Innere der Erde bis zu einer uns unbekannten Tiefe, vielleicht bis zum eigentlichen Kern derselben erstrecken, um welchen wahrscheinlich alle diese Berge eine zusammenhängende Schale bilden, die man als das Gerüste unsers Planeten ansehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 24. May.

Der hiesige botanische Garten, in welchem sich bisweilen eine Nachtigall verirrt, obwohl es in ihm, wie in seiner Nähe an Wasser zu fehlen scheint, hat für Unterzeichneten etwas sehr magnetisches. Warum? Ja das gehört mindestens zu den kleinern Geheimnissen des Magnetismus. Da man hier nun bekanntlich schon viele Jahre mit den größern desselben beschäftigt ist, ohne daß wir Laien recht tatfest in den Erklärungen geworden wären; so kann es um eine Antwort für jenes Warum nicht anders als äußerst schlecht stehen. Wenn man übrigens weiß, oder erfährt, daß unser nicht kleiner botanischer Garten an der Westseite der Stadt, dicht an dem Wege nach Potsdam

liegt; so sieht man sich vielleicht genöthigt, zu dem von unsern Physikern bereits angenommenen magnetischen Strome von Norden nach Süden, auch noch den zweyten von Osten nach Westen anzunehmen, und wir hätten damals in aller Unschuld des Herzens die erste Bahn zu einer neuen und kühnen Hypothese gebrochen. Das Daseyn eines solchen Zuges — mag er magnetischer oder anderer Natur seyn — läßt sich in der That kaum abläugnen, wenn man die ansehnliche Menge von Landkutschen in Erwägung zieht, die seit einiger Zeit sonderlich mit jedem neuen Morgen von hier nach Potsdam, so wie den Abend von dort wieder hierher zurück eilen. Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, da es in der Regel den Berlinern an keinem Orte in der Welt weniger gefällt, als an dem, welchen Friedrich der Zweyte zu seinem Lieblingsplätzchen erkoren hatte. Jeder klagt und ächzt und flöhnt über die Todtenstille, die in unsrer zweyten Hauptstadt herrscht, und versichert immer herzlich froh zu seyn, wenn er nur erst wieder heraus ist. Warum bleibt man aber nicht lieber ganz weg von einem Orte, der einem so wenig gefällt? Man erwürbe sich vielleicht, indem man sich selbst peinliche Empfindungen erspart, noch obenein kein geringes Verdienst um die lebende — Thierheit. Wahrlich, wenn man die von Menschen vollgepfropften Wagen mit den paar elenden Katzen von Pferden sieht, die hinkend und keuchend doch noch immer laufen sollen; so bricht einem leicht mit Onkel Toby Shandy das Herz, und man frägt sich bedenklich: wie lange werden das die armen zerrütteten Maschinen noch aushalten können? — Gewiß diese Unglücklichen würden sämmtlich erträglicher in das schauerliche Thal des Todes hinüberschlummern, wenn sie, statt ihre armen Lebensüberreste in solchem Sklavenjoche zu verseufzen, sie dem mildern Dienste der Ceres weihen dürften.

Allein wer wird uns hören? Wo der Zug einmal hingeht, da geht er hin, und eine weichgeschaffene Seele läuft tausendmal eher Gefahr, sich mit ihrer eigenen Sentimentalität ein wenig lächerlich zu machen, als das traurige Schicksal der seufzenden Kreatur zu mildern. Und noch diesen Morgen bekamen wir so zu sagen den Glauben in die Hand, daß das magnetische Fluidum, oder was es sonst seyn mag, seine Richtung durchaus von Osten nach Westen nehmen will und muß. Denn uns begegnete in dem besten halben Dutzend verschlossener Wagen die große Thiermenagerie der HH van Aken und Martin, die sich schwerer, als eine Geliebte von ihrem Geliebten, von Berlin hat trennen können, und richtig nahm auch sie ihren Abzug abendwärts. Bey solchen Beobachtungen muß selbst der hartnäckigste Zweifler verstummen!

Beyläufig gesagt, hat es die Gesellschaft der HH van Aken und Martin hier genau so gemacht, wie manche wandernde Schauspielertruppe in kleinen Provinzialstädten. Sie hat nämlich gewiß mehr als zehn mal zum — letzten Male gespielt. Zwar kann man ihnen nicht nachrufen: da ziehen sie nun fort mit unserem schönen Gelde! Denn wenn gleich ihre armen unglücklichen Gefangenen auf den niedrigsten Lebensetat gesetzt seyn mögen, so muß er doch immer regelmäßig entrichtet werden, und sie selbst lassen sich bekanntlich um so weniger abgeben, je prekärer ihre eigene Existenz zu seyn pflegt. Mithin bleibt das Mehrste von ihrer Einnahme an den nämlichen Stellen zurück, wo sie gemacht wurde. — Aber da ist auf unsern öffentlichen Anschlagzetteln urplötzlich auch wieder ein Bauchredner zu schauen; ob sich bey dem der Status rerum nicht ein wenig anders verhalten sollte? Der Wind, den so ein Demosthenes verbraucht, kostet ihm offenbar nicht das Allermindeste; käme nun noch ein schwacher Appetit hinzu, und das Männchen fände starken Beyfall, und bliebe uns mit dem beredsamen Bauche lange genug hier, was für einen ansehnlichen Theil unsrer harten Thaler könnte er mit sich gehen heißen, ohne daß wir sie im Leben wieder zu sehen bekämen?

Gewiß Se. Herrlichkeit der Herr Bauchredner haben sich sehr zu gratuliren, daß der Ernst Woldemar in finanziellen Verfügungen ohngefähr eben so viel mitzusprechen hat, als das schöne Geschlecht in kirchlichen Angelegenheiten; sonst würden ihm schwerlich mehr, als ein paar Pröbchen seiner ohnehin ziemlich überflüssigen Kunst gestattet werden. Andere Künstler der Art, die man sonst, wo man mit diesem Ehrennamen noch ein wenig haushälterisch umging, gerade zu unter die Gaukler gezählt haben würde, können sich allenfalls noch dadurch ein Verdienst um den Staat erwerben, daß sie — wie wir hier in der That die Fälle schon gehabt haben — einige von ihren Vorstellungen zum Besten hiesiger frommer oder gemeinnütziger Stiftungen geben. Allein es frägt sich, ob man dergleichen milde Gaben von einem, der Bauchredurey Befliessenen, auch nur mit dem geringsten Anstande annehmen darf?

Etwas anders möchte es mit der respektabeln Gesellschaft seyn, die, um uns hier in unserem traurigen Sande zu erheitern, weite Meere durchschifft ist, und die so erstaunenswürdige Dinge zeigen soll, daß sie sich die Devise: „Wer es nicht gesehn hat, der glaubt es nicht" zum Aushängeschildchen hat erwählen dürfen. Wir gehören zu der Klasse derer, die lieber über etwas Außerordentliches erstaunen, das in die mehr geistigen Sinne fällt, und können also in der That nicht sagen, wie weit diese Devise wahr seyn mag. Aufgefallen ist uns indeß auch bey dieser Gelegenheit wieder ein kleiner Widerspruch der Zeit. Es fehlt mindestens in der wissenschaftlich gebildeten Welt nicht an Leuten, welche des zuversichtlichen Glaubens sind, daß wir in Hinsicht unserer geistigen Kultur gegenwärtig um eine gute Stufe höher stehen, als z. B. in den Tagen Friedrichs des Zweyten. Wenn das wirklich der Fall wäre, so sollte man glauben, daß dergleichen natürliche Wundervögel — denn dafür geben sie sich mindestens bey uns immer nur aus — jetzt auch ein weit schwereres Spiel haben müßten, als vor dem, wo die geistigen Kräfte weniger geübt, wenn auch vielleicht von dem nämlichen Grade intensiver Größe waren. Allein trügt uns nicht unser dießfalls Beobachtungsgeist, so haben alle diese Philadelphias in neu aufgelegten Ausgaben jetzt, wo nicht leichtere, doch gewiß noch immer eben so leichte Arbeit, als in der gedachten Periode.

„Was nennen Sie geistige Kultur?" — Wir sehen diese Frage wie ein zweyschneidiges Schwert der Mobedialektik auf uns eindringen. Gut, daß unser Raum eben zu Ende geht; denn wir würden nichts Geringeres zu thun haben, als das Unmögliche möglich zu machen, um hier nur mit leidlicher Ehre vom Kampfplatze zu kommen. Die Hauptbegriffe, die bey vorstehender Frage vor allen Dingen zu entwickeln wären, sind natürlicher Weise die beyden, Vernunft und Verstand. Der Praktiker spricht zwar: das Kind wird mit Vernunft geboren, und der Verstand kommt nicht vor den Jahren; allein wollte er mit dem Unterschiede, den hier das gemeine Leben feststellt, einen philosophischen Gang mit unsern tiefgelehrten Dialektikern machen; so würde er bald genug finden, daß sie zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden beydes gleich unmöglich ist. Bey unsrer Vorliebe für das praktische Leben — die wir übrigens mit dem Weisen der Weisen, mit dem Sokrates selbst gemein haben — ist uns diese vornehme philosophische Sprachverwirrung von jeher sehr possierlich vorgekommen. Um uns indessen keiner unnöthigen Feindschaft auszusetzen, wollen wir ehrlich bekennen, daß uns die ehemals so berühmte Leibnitzische und Leibnitzisch-Wolfische Philosophie, die den Verstand das Vermögen zu urtheilen, und die Vernunft das Vermögen zu schließen nannte, nicht minder an dem rechten Ziele vorbeygetroffen zu haben scheint.

Ernst Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Nro. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juli 1823.

Kommet her und sehet an die Werke Gottes: der so wunderlich ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern.

Psalm Davids.

Die Erde.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Diese Berge der ersten Ordnung sind die frühesten Schößlinge der bildenden Kraft, welche den rohen Stoff unsers Planeten bearbeitete: daher man nie Versteinerungen aus dem Thierreiche in ihnen antrifft. Nach dieser Epoche ward vielleicht das Weltmeer, welches sich natürlich zugleich mit diesen Krystallen aus dem chaotischen Brey gebildet hatte, nur von wenigen kleinen Muscheln bewohnt, der ersten Bevölkerung der Erde, in welcher die frühere blos mineralische Revolution noch eine wichtige Rolle spielt: und nun entstanden auch, aus dem Bodensatze des ablaufenden Meeres, die aus Kalk bestehenden Flötzgebirge, welche die Granitberge bedecken oder ihre Spalten und Thäler ausfüllen, und die keine anderen Seethiere, als einige wenige jener alten Muschelarten, enthalten. In dieser Zeit scheint das Meer, so wie die Wärme sich wirksamer zeigte, immer mehr und mehr bevölkert worden zu seyn; und die neueren Kalkgebirge bestehen fast ganz aus Muscheln und andern Seethieren.

Endlich erhielt der Erdboden seine lezte Bekleidung, die ihn zu einem fruchtbaren und bewohnbaren Weltkörper machte. Die herabströmenden Flüsse rissen die Gipfel der alten Berge ein, und aus diesen Trümmern und dem Bodensatze der Flüße bildete sich nach und nach der Sand und das Erdreich unserer Ebenen, nebst den Bergen der dritten Ordnung. Zugleich hatten sich, wahrscheinlich durch die Kraft der Sonnenstrahlen und das unterirdische Feuer der Vulkane, die damals noch thätiger waren als jezt, die verschiedenen Gasarten entwickelt, aus denen sich unsere Atmosphäre und das Wasser in seinem jetzigen reinen Zustande bildete. Eine wohlthätige Wärme und die sanften Strahlen des Lichtes fingen nun immer mehr an, Leben in dem kalten Stoff zu verbreiten. Das Meer ward zuerst, außer den Muscheln, auch mit Fischen und Amphibien bevölkert; und so wie das Wasser immer mehr abnahm, und die Hügel und das feste Land trocken wurden, brachte die Erde nach und nach Schilf, Kräuter, Bäume und Thiere hervor, bis sie endlich ein würdiger Wohnort ward für vernünftige Wesen, die im Stande waren, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen.

Diese Zeitordnung der verschiedenen Epochen der Bildung unsers Planeten gründet sich nicht blos auf die Natur der Sache, sondern auch auf die Dokumente, die, von der Hand des Schöpfers geschrieben, im Archiv der Berge aufbewahrt sind. Nur in den zulezt vom Wasser gebildeten Gebirgsarten oder Erdlagen finden sich Versteinerungen und Ueberbleibsel von Bäumen und Thieren, aber auch selbst hier trifft man nie Menschenknochen an. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, hat sie keine jener großen Revolutionen mehr erlitten; und der Mensch allein nahm Besitz von der Erde, nachdem sie alle Feuer- und Wasserproben ausgehalten hatte, und geläutert hervorgetreten war.

Indeſſen dürfen wir uns nicht einbilden, daß die Natur, gleichſam als könne ſie, nach der Gelingung ihres Meiſterſtücks, des Menſchen, nichts Vollkommeneres mehr hervorbringen, ſich von ihren Arbeiten auf immer ausruhe. Der Sabbath muß nicht länger dauern, als die ſechs Tage der Arbeit; und er ſoll nicht blos der Ruhe gewidmet ſeyn, ſondern auch der Sammlung von Kräften zur folgenden Arbeit; er iſt der lezte Tag der vergangenen, und der erſte Tag einer neuen Woche. Vielleicht iſt die Natur eben jezt auf andern Weltkörpern mit größern Revolutionen beſchäftigt, als die ſind, welche der Erde ihre jetzige Geſtalt und Bildung geben. Selbſt auf unſerm Planeten zeigt ſich die plaſtiſche Kraft der Natur noch täglich wirkſam, wenn gleich nicht durch ſo mächtige Kataſtrophen, wie in jenem erſten Alter der Welt. Iſt denn der Wachsthum der Pflanzen, und die Vermehrung der Thiere, nicht eine fortwährende Schöpfung? Und iſt es nicht die Natur, die durch uns wirkt, auch da, wo wir ſelbſt Schöpfer zu ſeyn glauben? Gehorcht nicht das Inſekt dem unmittelbaren Befehle der Natur, wenn es ſeinem Inſtinkt blindlings folgt, der es oft in das Grab führt? Selbſt die großen Revolutionen, die der Erde ihre erſte Bildung gaben, ſcheinen nicht ganz aufgehört zu haben; und wer kann ſagen, was für Kataſtrophen der Erde noch bevorſtehen? Die großen Auflöſungsmittel, Waſſer, Luft, Feuer, haben ihre Kraft nicht verloren. Noch immer ſtürzen die von Strömen durchwühlten Berge ein, und verlieren täglich an Maſſe. Noch immer dünſtet das Weltmeer aus, die Flüſſe bedecken den Boden mit neuem Schlamm, und die Erde gewinnt an trockenem Lande. Noch wüthet das Feuer der Vulkane, noch erſchüttern eingeſchloſſene Dämpfe die Erde; und die Sagen aller Völker reden von Ueberſchwemmungen, die ganze Länder verwüſtet haben. Noch bilden ſich Metalle im Schoße der Erde, Inſeln werden von den Wellen verſchlungen, und neue ſteigen aus dem Meere hervor, das Werk der unermüdeten Polypen. — Doch ſcheint es, daß die jetzigen Wirkungen der Natur ſich auf einen Kreislauf einſchränken, und mehr auf Erhaltung, als auf Umbildung oder Zerſtörung abzielen; oder daß wenigſtens die Revolutionen, die uns noch bevorſtehen, gleich den Sekular-Gleichungen in der Aſtronomie, mit einer Langſamkeit vorbereitet werden, die den Furchtſamſten beruhigen kann.

Die Leſer werden in dieſen wenigen Blättern keine vollſtändige Geſchichte unſeres Planeten erwarten, über welche faſt jeder Naturforſcher eine neue Theorie gibt. Mein Zweck war blos, auf diejenigen unſtreitigen Thatſachen aufmerkſam zu machen, die uns zur Beurtheilung anderer Weltkörper und ihrer Vergleichung mit der Erde leiten können; und dieſes ſind beſonders zwey Gegenſtände, die Bildung der Berge, und die beſtändige Abnahme des Meeres. Die Berge, die ſich gleich Fühlhörnern des organiſchen Körpers, den wir bewohnen, aus dem Rumpfe herausſtrecken, um den Thau der Wolken einzuſaugen, ſcheinen ein weſentlicher Theil jedes Planeten zu ſeyn. Unſere Berge waren urſprünglich weit höher, als ſie jezt ſind: denn ſeit Jahrtauſenden ſind ſie von den Strömen abgeſpült, und ſtürzen noch täglich ein, ohne daß je ein Stein wieder heraufgetragen wird. Man könnte alſo denken, daß die Planeten, deren Berge die unſrigen weit übertreffen, ſich noch in einem roheren oder früheren Zuſtande befinden, als die Erde. Das Meer bedeckte einſt die höchſten unſerer Berge, und die Erde iſt nach und nach ausgetrocknet. Wie will man beweiſen, daß dieſe Abnahme des Waſſers jezt ganz aufgehört habe, und daß das Meer nun in ſeine feſten Grenzen eingeſchloſſen ſey? Scheint es nicht offenbar, daß, wenn das Weltmeer unaufhörlich ausdünſtet, dieſe Dünſte in Wolken geſammelt, von den Bergen angezogen, oder von wohlthätigen Winden über die Erde verbreitet, in Regen und Schnee oder in Bergſtrömen herabfließen, um den Wachsthum der Pflanzen zu befördern, die endlich in erdige Theile zerfallen, die Waſſermaſſe mit jedem Jahre abnehmen, und die feſten Theile des Erdreiches zunehmen müſſen? Selbſt die Beobachtungen, die man über die Höhe des Meeres an den Küſten angeſtellt hat, und andere Erfahrungen, ſcheinen die beſtändige Abnahme des Waſſers zu beſtätigen. Eine natürliche Folge hievon würde freylich ſeyn, daß, wenn wir nicht durch unſere Sünden eine neue Sündfluth herbeyziehen, einſt eine Zeit kommen muß, wo die Erde ganz ausgetrocknet iſt, und aus Mangel an Waſſer weder Pflanzen noch Thiere ernähren kann. Wenigſtens werden wir uns nicht wundern, wenn die Fernröhre uns zeigen, daß dieſer Zuſtand wirklich auf dem Monde Statt zu haben ſcheint, den wir in einem ſpäteren Abſchnitt betrachten wollen.

Auszug aus Briefen eines Reiſenden durch die Südamerikaniſchen Provinzen, von der Mitte Mai 1820 bis Ende Juni 1822.

(Beſchluß.)

Ich ſagte oben, daß eigentlich Niemand zufrieden iſt, und hier folgen einige wenige abgeriſſene Punkte, die ungefähr die verſchiedenen Urſachen angeben werden. Es iſt viel leichter, ſich unabhängig zu machen, als ſich unabhängig zu erhalten, und nicht in vielen Dingen vom Regen in die Traufe zu kommen, ohne etwas gewonnen zu haben.

Das hieſige Volk (ich meine die Weißen) iſt ungemein unwiſſend, und ungemein wenig in der Welt- und Menſchengeſchichte bewandert, und es ſieht faſt aus, als wenn wir das Land entdeckt hätten, oder als wenn ſie nach der Eroberung der Spanier bis jezt abgeſondert geblieben wären. Sie wiſſen eigentlich gar nicht recht, was dieſe Neuerungen alle bedeuten, und benehmen ſich zum Theil ungemein lä-

herlich, indem sie blos einsehen, daß sie von den Spaniern gedrückt und verachtet waren, aber doch immer das höchste Ideal, die ihnen von den Spaniern gelehrten Dinge, blieben. Sie sprechen viel von der Freyheit, und meinen wie die Kinder, daß sie ihre Wappen von der Thüre nehmen sollen, die wie ein Wirthshausschild bey uns, aussehen, und für welche sie dem Könige 10 bis 20,000 Piaster bezahlen mußten. Weiter sind sie hier ungemein titelsüchtig, welches die Spanier sehr wohl zu ihrem Vortheil benuzten. Es gibt hier mehr Adel, als in Deutschland und Polen, und mehr Titel, als in den verschiedenen Krähwinkeln bey uns, die aber Geld kosteten und selten etwas einbrachten, denn die einträglicheren Posten und Titel wurden immer den Alt-Spaniern ertheilt. Die Ueberschwemmung von Geistlichen, und unsere, hier sehr entartete, liebe Mutter, die Kirche, läßt auch kein gutes Gras aufkommen, und sucht so viel möglich, und auf alle Arten, peruanisches Gold und Silber zu sammeln. Alles wird hier mit Geld erreicht, und was bey uns Bestechung heißt, hat hier einen ganz ehrlichen Namen, man nennt es: sich um etwas bewerben, und so ist es ihnen sehr schwer begreiflich zu machen, daß es jezt anders seyn müßte. Von verkaufter Justiz mag man bey uns schreyen so viel als man will, es ist alles dummes Zeug, denn hier haben die Prozesse eine ganz sichere Taxe, und wo das Uebergewicht an Geld ist, müssen Gesetze und Gerechtigkeit unbedingt schweigen. — So geht es nun in tausenderley Dingen, und die neuen Patrioten fahren ganz ruhig darin fort, und diejenigen, die eine Veränderung in diesen schönen Gebräuchen machen wollen, haben die größte Mühe und Beschwerlichkeit. Wenn man hier von einem Vorgesezten etwas will, und ihn nicht genau kennt, so geht man zu seinem Sekretär, Adjutanten, Verwandten, Freund, Bedienten oder Köchin, und bittet um Fürsprache, wofür aber auch gleich die Summe gesagt wird, die ihm bey Erreichung des Endzwecks zufällt, und der Herr selbst glaubt, das müsse so seyn. Hieraus entstehen denn alle Unordnungen, und mit dem besten Willen kann man oft gar nichts ausrichten; nimmt man noch an, daß viel mehr schlechter Wille, Niederträchtigkeit und Diebssinn vorhanden ist, so ist leicht zu berechnen, wie Alles gehen muß. — Ich muß doch hier bemerken, daß es auch einzelne gute Patrioten, uneigennüzige und liberale Leute gibt, aber, wie gesagt, nur einzeln.

Ich bin kein Freund vom Bestimmen des National-Charakters, da ich dieses fast immer falsch und einseitig fand, und mit Nationalgewohnheiten in Verwechslung und Verwirrung, aber im Allgemeinen kann man, glaube ich, recht wohl Folgendes von den Südamerikanern sagen: Sie sind nicht bösartig, aber ungebildet und träge, und hieraus entspringen viele allgemeine Gewohnheiten und Laster. Sie sind fast durchgängig verschwenderisch und kennen kaum den Werth des Geldes; Hazardspiele sind ganz allgemein, und es ist gar nicht, wie bey uns, eine Art Schmach damit verbunden. In jeder unbedeutenden Zusammenkunft spielt man so hoch, daß unsere großen Goldbanken in den Bädern bettelarm dagegen sind, denn Jeder, der ein paar tausend Piaster besizt, sezt sie mit größter Ruhe auf eine Karte. Die Franzosen haben auch hierher ihre Rouletten geschickt, die zwar anfangs viel gewannen, doch aber am Ende dem diesigen Volk nicht anstanden, die blos ein Kartenspiel (Monte) und Würfelspiel mit zwey Würfeln kennen. — Auch der Verschwendung sind sie sehr ergeben, man nimmt dieses unter andern auch an der lächerlichen Pracht wahr, mit der sie irgend eine hübsche Mulattin oder eine andere Maitresse herausputzen. — Trägheit ist auch hier allgemein, die Arbeiter gehörten stets zu den Alt-Spaniern, die arm hierher kamen, reich wurden, sich verheiratheten und Vieles zusammenscharrten, fast immer, damit ihre Kinder es bald wieder verschleuderten. Eine allgemein vorherrschende Tugend ist hier die Mäßigkeit im Essen und Trinken, die uns Europäern oft beschwerlich wird, indem wir es ihnen nie gleich thun können. Ich spreche hier von den Weißen (Spaniern und ihren Abkömmlingen, den Kreolen), und nicht von den Indiern und Leuten von Farbe, bis zu den Negern; denn diese sind, auch wenn lezlere frey sind, ganz von den andern abgesondert, und sie mischen sich auch im Ganzen wenig mit einander. Mestizen (Abkömmlinge von Indiern und Weißen) sind nicht sehr häufig, und die Mulatten u. s. w. sind außer der Ehe erzeugt, und heirathen dann wieder unter ihres Gleichen. Im Allgemeinen ist aber das Volk hier sehr aufgeweckt, und sie begreifen Alles sehr leicht, so daß sie jezt sehr bald auf einen gewissen Grad von Kultur gelangen werden. Die schönen Wissenschaften und Künste werden hier auch wenig betrieben, doch findet man ganz gute Gemälde, die aber meist Kopien und Heiligenbilder sind. Die Musik treiben sie in soweit ziemlich, als es für den Gottesdienst nöthig ist, und Alles klimpert etwas auf der Guitarre und singt dazu wie in Spanien, doch gibt es einige Originalmelodien des Landes, alles sind aber traurige Liebesromanzen. Die Indier singen wenig und begnügen sich mit einer kleinen Trommel und Pfeife, die einer wie unsern Bärentanz spielt, damit wahrscheinlich die anderen sich wenigstens nach dem Takte ganz unbändig in Chicha (Maisbier) betrinken können. Die Neger hingegen verläugnen auch hier nicht ihr lustiges Temperament und ihre Tanz- und Lärmlust, denn Musik kann man es kaum nennen. Wo diese ein altes Faß oder sonst etwas dergleichen erwischen können, spannen sie sogleich ein Fell darüber, und fangen an zu lärmen und zu tanzen, dabey haben sie dann noch furchtbar schreiende Schalmeien oder Hoboen und eine Menge Esels- und Pferdekinnbacken, auf deren klappernden Zähnen sie aus allen Kräften mit Knüppeln reiben und schlagen. Es ist kaum zu begreifen, wie es die Tänzer und Musikanten aushalten, denn wenn man ihre Tänze nicht auf bestimmte Zeit einschränkte, so würden sie sicher bis an den jüngsten Tag dauern; dabey trinken sie sehr gern Branntwein, der aber ganz andere Wirkung bey ihnen als bey den faulen Indiern

hervorbringt. Ich werde nie den Lärm vergessen, den die verschiedenen Nationen ein Paar Tage, ehe ich abreiste, in Callao machten. Es war ein Volksfest daselbst, und weiße Indier und Neger hatten, so wie die Engländer, ihre verschiedenen Belustigungen, welche sich wegen des kleinen Raumes ganz nahe zusammendrängten, dabey waren aber auch viele ostindische Seeleute, die sich dann auch zusammensezten und auf originelle Weise ungemein laut sangen.

Ich muß noch Einiges über den jetzigen Stand der Dinge sagen, und wie Alles ohngefähr behandelt wird. St. Martin brachte schon von Chile einige Staatssekretaire mit, die, sobald wir etwas festen Fuß gefaßt hatten, Minister genannt wurden, auch jezt in Lima dazu ernannt sind; eben so kamen auch einige, zu Gouverneurs der verschiedenen Provinzen bestimmte Subjekte hierher, so daß demnach diese als Hauptpersonen auf Alles Einfluß haben. Alle Uebergegangenen im Militär- und Civilfache wurden als ziemlich sichere Leute sehr vorgezogen, was besonders den alten Chefs des Heeres nicht gefiel. Die mitgebrachten Soldaten starben und zerstreuten sich meist, und viele Offiziere wurden besonders nach Chile zurückgeschickt, diejenigen von Buenos Ayres sind weiter entfernt und Viele davon werden ihr Vaterland leicht vergessen, so daß wahrscheinlich nach und nach diese fremde Armee sich mit den Einheimischen ganz vereinigen wird, da schon bey der Formirung neuer hiesiger Truppen von den fremden Offizieren angestellt werden, und somit ist es kaum mehr möglich, die Expeditionsarmee von der einheimischen zu trennen. Diejenigen Offiziere, die hier unzufrieden sind, oder etwas Vermögen zu Hause haben, werden nach und nach dahin gehen, und endlich wird blos eine hiesige Armee übrig bleiben.

Mit Bolivar und Colombia stehen wir in keiner eigentlichen Verbindung auch gehen dort die Dinge einen ganz anderen Schritt. Von dem Sonnennorden, der hier errichtet worden, und wovon die ersten Chefs der Armee, die Minister und ein paar hiesige Großkreuze sind, habe ich schon etwas gesagt. Der Zweck, die Leute damit zufrieden zu stellen, wird wahrscheinlich nicht erreicht werden, indem die Meisten etwas Solideres zur Belohnung erwarteten. Die Administration und Militärverfassung ist in ziemlich großer Unordnung und es müssen noch große Veränderungen statt finden, so wie auch im Clerus, wenn das Land glücklich werden soll. Die Abhängigkeit von andern, besonders Handelsvölkern, wird auch hier sehr drückend seyn u. s. w. Der Protektor ahmt gar zu sehr den großen Protektor nach, und alles wird durch sehr geschraubte Mittel erreicht, wobey aber stets viel von Freyheit, Völkerglück, Gleichheit, Menschenwohl, Hochsinn, Großsinn und sofort unsinnig geschrieen wird, wozu dann die spanische höchst rethorische Sprache sehr paßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig. März, April und May. *)

Die erste Neuigkeit auf der Bühne war im März Kenilworth, nach der Bearbeitung des Schauspielers Kühne in Hamburg. Der Verfasser dieser Bearbeitung scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, so viel Handlung als möglich aus dem Romane beyzubehalten, und in die gewöhnliche Form und Länge eines Theaterstücks zu bringen. Auf diese Weise mußten die reichen Schilderungen verloren gehen, welche der Hauptvorzug des Romans eine historische Grundlage und Bedeutung geben, und das Ganze steht nun als eine bloße Liebesintrigue da, von welcher man auch nicht einsieht, warum sie einen sogenannten tragischen Ausgang haben soll. Die Charaktere haben sämmtlich verloren; am meisten Tressilian und Emmy. W. Scott hat uns die Geliebte des Lord Leicester als berauscht durch Liebe und jugendliche Eitelkeit geschildert, das leztere Motiv fällt hier fast ganz weg, und damit die Entschuldigung, die ihr den Antheil des Lesers erhält. Momente, welche beym Lesen des Romans eine bedeutende Wirkung hervorbringen, sind hier sehr wenig eindringend. — Neu einstudirt kam auf die Scene das treffliche Lustspiel von Steigentisch: die Mißverständnisse. Die ebenfalls neu einstudirte Operette von Isouard: das Lotterieloos. Im März kam Goethe's Clavigo und die Oper Richard Löwenherz erneuert auf die Bühne. In Beziehung auf erstere lobt Referent die Absicht der Direktion, ihrem Personal zu ernster Charakteristik Gelegenheit zu geben, will aber seine Ansicht über die Darstellung bis zu einer Wiederholung des Trauerspiels versparen. Gretrys einfache, charakteristische Melodien sprechen Jeden an, der nicht die Musik blos als Gegenstand der Mode betrachtet. Die Darstellung war von der Direktion mit viel Geschmack ausgestattet worden. Als Gäste traten auf der berühmte Bassist Fischer (bisher bey der Königl. Oper in München) und Herr Walter von Karlsruhe. Die meisterhafte Charakteristik des Erstern als Barbier von Sevilla (der Darstellung des Leporello in Don Juan und als Figarro konnte Referent nicht beywohnen) hat uns dießmal wie im vorigen Jahre Vergnügen gemacht. Herr Walter trat als Staberl (dreymal in Staberls Reiseabenteuern und einmal in den Bürgern von Wien) zum Ergötzen aller Lachlustigen auf. Dieser Staberl scheint mir eine wahrhaft komische Person. Sein Geschäftigthun, seine Ernsthaftigkeit bey Kleinigkeiten, sein Hang zum Wohlleben und Vornehmthun führen manche komische Situation herbey. Es ist der Harlekin, der mitten in dem Bürgerstande lebt. Herr Walter, wenn er ihn auch nicht als reinen Wiener Staberl nehmen sollte, macht doch einen lustigen Charakter aus ihm, den er mit viel Haltung und Laune darstellt; nur daß sein feiner, artiger Gesang sich nicht immer mit demselben ganz vereinigen will. Wenn übrigens die Bürger in Wien, die nebst den Reiseabenteuern Staberls hier zum ersten Male auf die Bühne kamen, weniger als die lezteren gefielen, ja fast Mißfallen erregten, so liegt der Grund wohl darin, daß dieses Lokalstück hier auf einem ihm ganz fremden Boden steht, und mit einem Anspruch aufzutreten scheint, denes eigentlich nicht erregen will. Am 1. März wurde zum Andenken des verewigten Genies Mozarts himmlisches Requiem sehr vollständig besetzt und unter Mitwirkung mehrerer Dilettanten und Dilettantinnen in der Thomaskirche öffentlich aufgeführt. Herr Organist und Musikdirektor Polen hatte diese vortreffliche Aufführung veranstaltet und dirigirte in derselben. In den Abonnementskonzerten der lezten Monate hörten wir mehrere fremde Künstler. Zuerst Herr Haase d. j., Königl. sächs. Kammermusikus, welcher ein Violinkonzert seines Lehrers Polledro vortrug. Reinheit, Nettigkeit und Zierlichkeit zeichnete sein Spiel aus, und gewannen ihm den Beyfall der Versammlung. Beyde Brüder trugen auch ein Concertino für zwey Waldhörner vor, wobey ihnen nur schadete, daß wir das Spiel der Familie Schunke in Berlin noch in zu frischem Andenken hatten. (Der Beschluß folgt.)

*) Die Korrespondenz-Artikel haben sich seit einigen Monaten so gedrängt, daß wir uns dieses Mal genöthigt sahen, die Leipziger Berichte von drey Monaten kurz zusammen zu ziehen, um unsere Leser der treuen und vollständigen Darstellung unsers würdigen Mitarbeiters nicht ganz zu berauben. D. Red.

Druckfehler.

In dem Motto der gestrigen Nr. 170., in der ersten Zeile, ist in einigen Abdrücken lobt statt lebt irrigerweise stehen geblieben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Juli 1823.

Es gibt wenig Menschen, die sich mit dem nächst Vergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorne, wie es nur möglich seyn will, wieder hervorzurufen und herzustellen.

Die Wahlverwandschaften.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

Eine bewundernswürdige Einleitung, die Walter Scott in einer seiner schönsten und glücklichsten Stunden geschrieben hat, enthält eine Schilderung der ausländischen Sitten gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Eigenthümlichkeit und der Humor dieser Einleitung würde durch eine Zergliederung verlieren, wir können uns aber nicht enthalten, ein Bruchstück daraus mitzutheilen, das einen Theil der Unterhaltung zwischen dem Herrn des Schlosses von Hautlieu, in welchem die Geschichte Quentin Durward's gefunden worden seyn soll, und dem Besucher (Walter Scott) enthält:

„Nach einer augenblicklichen Pause fuhr er in einem etwas heiteren Tone fort: Mein armer La Jeunesse wird Euch unterhalten; er ist, im Vorbeygehen sey es bemerkt, zehn Jahr älter als ich (der Marquis ist gegen sechszig Jahre alt) — er erinnert mich an den Schauspieler in dem Roman comique, der ein ganzes Stück in seiner eigenen Person darstellte, — er besteht darauf, maitre d'hôtel, maitre de cuisine, valet de chambre, ein ganzes Gefolge von Dienern und Aufwärtern in seiner armen Individualität darzustellen. Er erinnert mich zuweilen an einen Charakter in der Bride of Lammermore, die Ihr gelesen haben müßt, da sie das Werk eines Eurer gens de lettres ist, den man, glaube ich, den Chevalier Scott nennt.

Ich glaube, Ihr meint den Sir Walter?

Ja, denselben — denselben! sagte der Marquis: ich vergesse immer die Namen, die mit diesem unmöglichen Buchstaben anfangen.

Wir wurden nun von peinlicheren Erinnerungen abgebracht, denn ich hatte meinen französischen Freund über zwey Dinge zurecht zu führen. Das erste betreffend, fand ich einige Schwierigkeit; denn obgleich der Marquis das Englische nicht liebte, so glaubte er doch, da er drey Monate in London gewesen war, die verwickeltsten Schwierigkeiten unserer Sprache lösen zu können, und rief jedes Wörterbuch, von Florio an bis herab, zu Hülfe, daß la Bride (die Braut) einen bridle (Zügel) bedeuten müsse. Er war so skeptisch in diesem Punkt der Philologie, daß er, als ich die Behauptung wagte, es sey in der ganzen Geschichte von keinem Zügel die Rede, mit großer Fassung, und nicht wissend, wem er es sagte, den ganzen Tadel dieses Widerspruchs auf den unglücklichen Verfasser wälzte. Hinsichtlich des zweyten hatte ich die gewöhnliche Offenherzigkeit, meinen Freund aus Gründen, die Niemand besser wissen kann als ich, zu unterrichten, daß mein literarischer Landsmann, von dem ich stets mit der Achtung sprechen werde, die seine Talente verdienen, für die leichten Produkte nicht verantwortlich sey, welche die Laune des Publikums ihm zu edelmüthig wie zu voreilig zugeschrieben hat. Der Impuls des Augenblicks schien mich fortreißen zu wollen, und ich hätte mich fast verleiten lassen, das Negative durch positive Beweise zu bekräftigen, indem ich meinem Freund gestehen wollte, daß Niemand anders möglicher Weise diese Werke

geschrieben haben könne, da ich selbst ja der Verfasser sey; — als ich von diesem raschen Selbstbekenntniß durch die ruhige Erwiederung des Marquis abgebracht wurde, daß er sich freue, zu hören, daß diese Art von Kleinigkeit keinen Mann von Stande zum Verfasser hätte. „Wir lesen sie, sagte er, wie wir die Späße eines Komödianten anhören, oder wie unsere Vorfahrer auf ihre Haus- und Familien-Narren hörten, d. h. mit etwas Vergnügen, das wir aber doch nicht gern aus dem Munde von Jemand hörten, der bessere Ansprüche auf unsere Gesellschaft hat."

Ich kam durch diese Erklärung völlig zu meiner hergebrachten Vorsicht zurück, und erschrack so sehr, mich preis zu geben, daß ich es nicht einmal wagte, meinem aristokratischen Freunde auseinander zu setzen, daß der Gentleman, den er genannt habe, seine Beförderung, nach dem, was ich davon gehört, einigen seiner Werke verdanke, die man, ohne Unrecht, gereimte Romane nennen könne.

Die Wahrheit ist, daß unter andern ungerechten Vorurtheilen, wie ich oben bewiesen habe, der Marquis einen Abscheu, mit Verachtung vermischt, für jede Art von Autorschaft gefaßt hatte, die leichter war, als ein Foliobaud über Rechtsgegenstände oder Religionssachen, und daß er den Verfasser eines Romans, einer Novelle, eines flüchtigen Gedichts oder einer Kritik in einem Zeitblatte ansah, wie man einen giftigen Wurm ansieht, mit Furcht zugleich und mit Ekel. Der Mißbrauch der Presse, behauptete er, besonders hinsichtlich der leichtern Waare, hat die ganze Moralität Europa's vergiftet, und es steigt stufenweise nun wieder das Uebel, das die Stimme des Krieges eine Zeitlang zum Schweigen brachte. Er klagte alle Schriftsteller, ausgenommen die vom schwersten und dicksten Kaliber, als Ursache dieses Uebels an, von Rousseau und Voltaire an bis zu Pigault le Brun und dem Verfasser der schottischen Novellen, und obgleich er zugab, daß man sie nur zum Zeitvertreib lese, so geschah dieß doch, wie Pistol, der seinen Lauch ißt, nicht ohne die Tendenz zu verwünschen, während er die Geschichte des Werkes verschlang, an dem er las."

Wir gehen zu dem Romane selbst über. Der Held, ein junger Schottländer aus dem Bezirk von Angus (oder Hangwiße, wie der Marquis es zu nennen hartnäckig besteht), und der einzig übrig gebliebene Zweig einer edeln Familie, die die Ogilvies in einer Fehde gedrängt und zu Grunde gerichtet hatten, kommt in Frankreich an, um sich ein besseres Schicksal zu bereiten; ehe der Verfasser zu Quentins Abenteuer übergeht, zeichnet er meisterhaft den Zustand dieses Landes, den Charakter Ludwig XI. und Karls, Herzogs von Burgund. Es fügt sich, daß Quentin dem ersten bey Plessis-les-Tours begegnet, und sich seine Gunst in so weit gewinnt, als ein aufstrebender offener Jüngling von einem gewandten Politiker gewürdigt werden kann: er läßt sich in einem Gasthaus Quentin's Geschichte erzählen, und erfährt, daß derselbe eine Anstellung wünscht, und zugleich einen Oheim von mütterlicher Seite sucht, einen von des Königs bravsten schottischen Bogenschützen, Namens Ludovic Leslie, oder Le Balafré, von einer Narbe in seinem Gesicht so genannt. In demselben Gasthaus wird Quentin durch den Anblick Isabella's, Gräfin v. Crope, einer Vasallin des Herzogs von Burgund, verwundet, die aber mit ihrer Tante Hameline zu Ludwig geflohen ist, um einer verhaßten Heirath, wozu sie dieser hitzige und gebieterische Herr zwingen wollte, auszuweichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausbrüten der Eyer mit Dämpfen.

Die Times und andere Londoner Blätter vom Juni d. J. enthalten folgende drollige Anzeige:

Ein Mann von gutem Ansehen, welcher verschiedene Nationen besucht hat, um die besten Mittel auszufinden, wodurch Eyer ohne Beystand des Vogels ausgebrütet werden können, erschien vor dem Lord Mayor, um seine Entdeckung einer unfehlbaren Methode, Eyer auszubrüten, ohne den von der Natur erforderlichen Aufschub abzuwarten, bekannt zu machen. Er setzte sodann auf des ersten Schreibers Pult ein Körbchen mit Küchlein und Enten nieder, welche auf dem Wege der Kunst erhalten worden waren.

Der Lord Mayor wünschte zu wissen, auf welche Weise die erste Magistratsperson der Stadt London sich für irgend eine andere, als die natürliche Ausbrütung der Eyer interessiren könne, da alle natürlichen Erzeugnisse den erzwungenen vorzuziehen seyen.

Der Brutmeister erwiederte: daß seine Entdeckung verschiedene Edelleute, Herren und Damen in Verwunderung gesetzt hätte, welche beym Ausbrüten zugegen gewesen wären, und daß er ebensowol Gänse, als Hühner und Enten ausbrüten könne. Ueber die Wichtigkeit seines Plans für das ganze Königreich könne nicht der mindeste Zweifel obwalten, und er fühle sich verpflichtet, seine Entdeckung zuerst in der Stadt London bekannt zu machen. Zum Beweise seiner Geschicklichkeit habe er nur einige Küchlein und Enten mitgebracht, und sein Zweck sey, Sr. Herrlichkeit Gutachten als eine Empfehlung an die Gesellschaft der Künste zu bekommen, welche ihm berichtet habe, daß, wenn er seine Entdeckung vor der ersten Magistratsperson beweisen könne, so würde er hundert Guineen Belohnung erhalten.

Der Lord Mayor hielt das Ansuchen für äußerst ungewöhnlich und von der Art, daß ihm nie etwas Aehnliches zu Ohren gekommen sey. Er hätte jedoch keinen Anstand, die Sache schriftlich aufsetzen zu lassen, wenn die Gesellschaft der Künste seine Zustimmung für die neue Methode, Eyer auszubrüten, verlange.

Der Brutmeister bemerkte hierauf, daß er sehr viele Mühe gehabt, bis seine Entdeckung den gehörigen Grad der Reife erlangt habe.

Der Lord Mayor erwiederte: der Brutmeister werde doch nicht verstehen, daß er sie selbst ausgebrütet habe.

Der Brutmeister erwiederte: er meine das künstliche Brüten. Er habe nie versucht, den Platz der Henne einzunehmen; auch glaube er nicht, daß menschliches Brüten bey Hühner- und Enteneyern von Erfolg seyn dürfte, was auch bey den Gänseeyern für ein Fall eintreten möchte. Herr Hobler, der Brutmeister, versuchte sodann Se. Herrlichkeit auf eine besondere Thatsache aufmerksam zu machen, daß nämlich das menschliche Brüten vormals bey andern Nationen gebräuchlich war, welche in den Künsten nicht weit hinter uns wären. Ein chinesisches Kriegsschiff habe nämlich ein englisches Schiff erbeutet und beschlossen, die Gefangenen zur Arbeit anzuhalten. Der Zimmermann, Schuster und andere Handwerksleute fanden leicht Beschäftigung; was man aber mit einem Gelehrten anfangen sollte, darüber konnten die Sieger lange nicht einig werden. Zuletzt, nach reifer Ueberlegung, beschlossen sie, dem Gelehrten ein Paar Federhosen anzulegen, und ihn eine Zahl Gänseeyer ausbrüten zu lassen; und, seltsam zu erzählen, die jungen Gänse erschienen in gehöriger Zeit.

Der Brutmeister erklärte sodann, daß seine Entdeckung bey weitem Alles übertreffe, was von zwey- und vierfüßigen Bestien in diesem Fache geleistet werden könne; denn er könne die Jungen in vollkommenem Zustande und in weit kürzerer Zeit, als auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, erzeugen. Er habe nämlich eine Maschine für die Eyer gemacht, und durch geschickte Anwendung der Dämpfe den Zweck der Natur erreicht, zum Erstaunen aller derer, welche die fortschreitende Belebung des Eyes beobachtet hätten. Als er zuerst seine Arbeiten mit der Maschine angefangen, sey er genöthigt gewesen, dreyßig Tage und dreyßig Nächte aufzubleiben, um die Eyer umzuwenden, damit die Thiere nicht verunstaltet würden; allein er habe es nun zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß er keine einzige Nacht mehr zu wachen brauche, selbst zu einer Brut von tausend Küchlein, und sie schienen sogar weit vollkommener zu werden, als unter der Pflege ihrer Mütter.

Der Lord Mayor fragte: welcher besondere Vortheil aus dieser Entdeckung entstehe, da es wohl bekannt sey, daß man Geflügel im Ueberfluß habe?

Der Brutmeister erwiederte, daß der größte Vortheil darin bestehe, daß man immer frisch gelegte Eyer bekommen könne, welche sonst zuweilen äußerst selten seyen. Die Hühner, welche nämlich durch Dämpfe ausgebrütet würden, hätten die außerordentliche Eigenschaft, zu allen Jahreszeiten zu legen; da man sich hingegen auf diejenigen, welche auf dem gewöhnlichen Wege der Natur erzeugt würden, nur zu gewissen Zeiten verlassen könne, um den Bedürfnissen der Leckerey abzuhelfen.

Der Lord Mayor unterzeichnete darauf ein Gutachten, worin er die Wichtigkeit der Entdeckung anführte, und der Brutmeister rief seine Küchlein und Enten zusammen, die sich in der Zwischenzeit vor Sr. Herrlichkeit gesättigt hatten, und ging weg, um von dem Sekretär der Gesellschaft der Künste die versprochenen hundert Guineen Belohnung zu erhalten.

Miscellen aus England.

Ein Kaufmann von Neu-York hat neulich ein Dampfboot bauen lassen, welches regelmäßig zwischen Neu-York und Charleston in Süd-Carolina fahren, von wo aus es nach Havannah steuern und auf dem Rückwege wieder Charleston berühren soll. Das Schiff hält 700 Tonnen und ist gut bewaffnet. Zwischen Neu-York und Liverpool fahren schon längst Dampfböte, nun auch schon seit einiger Zeit zwischen England und Frankreich; ein großes und schönes Boot liegt eben in der Themse bereit, welches in Zukunft die Post zwischen England, Corunna, Lissabon und Cadix versorgen soll; ja man geht sogar mit dem Plane um, ein Dampfboot zwischen London und Alexandrien zu errichten, welches die Post nach dem ganzen Orient versorgen soll: die Briefe nach Ostindien sollen über Land nach dem nächsten Hafen im rothen Meer gebracht, und von da mittelst eines andern Dampfbootes weiter besorgt werden, während das zu Alexandrien wartende Boot die Briefe von Indien mit zurückbrächte. Zu welchem Zwecke der Kultur muß die Menschheit endlich gelangen, wenn Kunst und Handel sich so die Hände reichen!

*

Herr Jefferson, der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, hat sein glorreiches und gemeinnütziges Leben durch die Gründung der „Universität von Virginien" zu Charlotteville, bey Monteille, seinem Wohnorte, beschlossen. Das Gebäude, welches auf Kosten der Provinz errichtet wird, ist von alter Bauordnung. Die Universität ist bestimmt, zehn Professoren zu haben, deren jeder eine besondere Wohnung, nebst fünf Sälen und hundert und vier Schlafzimmer für 208 Studenten. Herr Jefferson gedachte sie zu der ersten Landes-Universität zu machen, und deßwegen die Professoren unter den geschicktesten Männern von Europa zu wählen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März, April und May.

(Beschluß.)

In dem Konzerte zum Besten des Instituts für alte und kranke Musiker wurde Beethovens Musik zu Goethes Egmont wieder mit allgemeinem Antheil gehört. Herr Otto Gerke

aus Lüneburg, ein Jüngling von ungefähr sechszehn Jahren, trat mit dem neunten Konzerte seines Lehrers Spohr auf, und setzte die Versammlung in Erstaunen über die Gediegenheit seines Vortrags. Viele wünschten ihn noch einmal zu hören. Einige Musikfreunde veranstalteten daher eine musikalische Abendunterhaltung, in welcher der junge Künstler ein Soloquartett und ein Potpourri von Spohrs Composition mit der überraschendsten Leichtigkeit vortrug. Fertigkeit und Ausdruck zeugen von den raschen Schritten, mit welchen sein Talent sich dem großartigen Vortrag seines Meisters annähert. Im zwanzigsten Abonnementskonzerte trat Dem. Anna Fischer, Pflegetochter des Bassisten, als Gast auf, und sang eine große italienische Scene von Stunz (im großen leidenschaftlichen Charakter fasslich gearbeitet) und eine Arie von Rossini. Ihre Stimme ist kräftig, an Fertigkeit hat sie seit einem Jahre bedeutende Fortschritte gemacht und wird gewiß in die Reihe der vorzüglichsten Sängerinnen treten, wenn es ihr gelingen wird, ihre Kunst und Fülle noch mehr mit Anmuth zu verschmelzen. Herr Hering, unser wackerer Solotenorist trug Schillers Ballade, der Graf Habsburg, nach Rombergs Komposition mit Begleitung des Orchesters mit Ausdruck, Kraft und Mannigfaltigkeit vor. In demselben Konzert trat noch Herr Hartknoch aus Dresden (gegenwärtig Musiklehrer in Weimar) auf, und trug die Solopartbie in seines Lehrers Hummel Septett vortrefflich vor. Sein gründliches, ausgearbeitetes Spiel, die Deutlichkeit seines Vortrags, der durch einen schönen, leichten Anschlag unterstützt wird, wurde mit allgemeinem Beyfall anerkannt. Am 17. März gab er im Saale des Gewandhauses sein Extrakonzert und spielte darin Hummels schwieriges Hmoll-Konzert, ferner Variationen über Gaudeamus igitur und eine Sonate für Pianoforte und Violine von seiner eigenen Komposition. Der erste Satz der letztern hat uns vornehmlich wohl gefallen, da er in einem edeln Ton gehalten ist; in den übrigen fanden wir zu viele Schwierigkeiten ohne Wirkung. Auch durch dieses Konzert hat sich Herr Hartknoch die Achtung der Kunstkenner erworben. Im ein und zwanzigsten Konzert trat Herr Gährich, Mitglied des hiesigen Orchesters, zum ersten Male als Solospieler auf, und spielte mit Reinheit, Ruhe, und Fertigkeit ein Violinkonzert von Rode (A dur). Kunst und Ausdruck müssen das Ziel seines weitern Strebens seyn. In dem zum Besten der Armen gegebenen Konzert, worin zugleich das obenerwähnte Requiem durch Mitwirkung einer großen Anzahl von Freunden des Gesangs und unter der Direktion des Musikdirektors Schulze ebenfalls tadellos aufgeführt wurde, trug Herr Julius Benedikt aus Stuttgart, Schüler des Kapellmeisters C. M. von Weber, ein interessantes Pianofortekonzert dieses Meisters (C dur), dessen letzter Satz vornehmlich eben so brillant als gut ausgeführt ist, ganz in dem Geiste seines Lehrers vor. Sein Vortrag zeichnet sich durch Kraft, Feinheit und ein Streben nach charakteristischem Ausdruck aus, der auch Webers Spiel auszeichnet.

Zum ersten Mal hörten wir eine brillante Symphonie von Ries in F dur (Nro. 4.), welche eben jetzt bey Breitkopf und Härtel gestochen wird. In dem letztgegebenen Konzerte erfreuten wir uns des schönen Stabat Mater von Stunz, das wegen seines fließenden und ansprechenden Gesangs und der ausgearbeiteten Begleitung zu den bessern neueren Kirchenkompositionen zu rechnen ist. Von vorzüglicher Schönheit ist der Satz mit Pizzicatobegleitung — wenn ich nicht irre, zu den Worten Fac me vere tecum flere. In der Thomaskirche wurde von dem vikarirenden Musikdirektor Polenz Haydns sieben Worte aufgeführt und wieder mit großer Erbauung gehört.

Zu Ostern eröffnet einer der vorzüglichsten hiesigen Musiklehrer, Herr Bargiel, eine Akademie für musikalischen Unterricht nach der Methode Logier's, dessen Wirksamkeit er in Berlin genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die vorläufigen Versuche, welche Herr Bargiel mit dieser Methode bereits angestellt hat, berechtigen zu guten Erwartungen von diesem Institute.

An den Ostertagen führte der vikarirende Musikdirektor Polenz unter mehreren guten Kirchenstücken eine Messe von der Komposition eines talentvollen Schülers des verstorbenen Schicht auf, der sich durch Unterstützung mehrerer hiesigen Kunstfreunde in Wien und München (vorzüglich unter Winters Leitung) weiter ausgebildet hat; eine sehr lobenswerthe Arbeit durch Gesang, richtigen Satz und effektvolle Instrumentirung ausgezeichnet, nur an einigen Stellen noch etwas weltlich. Unter des genannten Direktors musikalischer Leitung ward auch am 7. April der aus Dilettanten bestehende Musikverein in einer neuen zweckmäßigen Gestalt mit einer allgemein befriedigenden Aufführung des Naumann'schen Vater unsers eröffnet, dessen Partitur und Klavierauszug nur erst kürzlich in der Härtel'schen Musikhandlung erschienen ist. Das ist wahre Kirchenmusik, die, einfach, von einem wohlgeordneten Stimmenchor vorgetragen, jedes, der Andacht fähige, Herz mit sich fortziehen muß. — In dem Abonnementskonzert schloß man den schönen Cyklus großer Symphonienwerke, mit welchen jede Versammlung eröffnet wird, durch Beethovens F dur-Symphonie, Eberts Es dur- und Mozarts D dur-Symphonie Nro. 1. Die Direktion des Theaters setzte Ferdinand Cortez von Spontini mit großer Sorgfalt auf die Scene. Das Orchester und die scenische Einrichtung ließ kaum etwas zu wünschen übrig; manches aber der Chor und einzelne Partbien. Für die gediegensten und gelungensten Musikstücke dieser Oper hält Referent die Arien und Duetten, in welchen die Partbie der Amazili eingreift; hier ist die Musik am wenigsten forcirt. — Herr Walther aus Karlsruhe wiederholte seinen Staberl und den Doktor Stackelbein mit großer Befriedigung der Lachlustigen. Hinterdrein soll ihnen aber, wie man hie und da vernimmt, diese Komik mißfallen, weil sie den ernsthaften Leuten nicht Rede zu stehen vermochten, die ihnen Mangel an Bildung mit recht schönden Worten (z. B. Vorstädterwitz u. dgl.) vorgeworfen. Ich halte nach meiner geringen Meinung dafür — um nicht weitläuftiger über die Sache zu werden — daß diese Art von Komik der Ausbildung sehr fähig, und um so mehr werth ist, je beschränkter und dürftiger der Spielraum des Komischen auf unsrer heutigen Bühne ist. Wenn aber — wie in Doktor Stackelbein — der komische Stoff, von dem die Posse voll ist, sich durch Mangel an scenischen Zusammenhang an Geschmack in der Wahl und Schilderung der übrigen Figuren, und durch Uebertreibung zuletzt aufreibt, so liegt die Schuld nur am poetischen Ungeschick, nicht an der Gattung des sogenannten Niedrigkomischen *).

Eine sehr wichtige Versammlung, welche dem Staatsrath Thaer in Mögelin ihre Veranlassung verdankt, war der Schaafzüchterkonvent, welcher im Hôtel de Prusse gehalten wurde, und die Verbesserung der deutschen Schaafzucht und Wolle durch gemeinschaftliche Berathung und Mittheilung gemachter Erfahrungen zum Zwecke hatte. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen Abgesandte zu diesem Konvent, welche gegen siebzig der bedeutendsten Oekonomen und Schaafzüchter zählte. Hier wurde auch der von Köhler (in Zwickau) erfundene Wollmesser vorgezeigt.

A. W.

*) Die Meßnachrichten müssen wir, leider! als verspätet, hinweglassen.

Nro. 172.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juli 1823.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche:
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuern Schattenbild.
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt.

Schiller.

Minnelied nach alt-schwäbischer Art *).

Mai 1823.

Wenn ich träumte als ein junger Knabe
Von den Meistren us der alten Zyt,
Wie ich dann in Glut verzehrt mich habe,
Und die Brust ward wyt,
Und in Schmerze
Schlug myn Herze:
O wo ist ihr Sang wohl her?
Wenn ich doch ein Meister wär'!

Wenn ich luuschte, wie mit Kraft erklungen
Meister Wolframs gluterfüllter Sang,
Dann hat myne Brust ein Füür durchdrungen,
Und ich süüfzte bang:
Sagt mir, Geister
Alter Meister,
Was künnt immer helfen mir,
Daß ich singen möcht' wie ihr?

O, ich wachte viele dunkle Stunden,
Wenn's so heiß mich drang in meiner Brust,
Meinte oft, ich hätt' sie schon gefunden,
Meine Lebenslust;
Ach, da drinnen
Fühlt' ich's drinnen,
Wie noch Keiner im Gemüth
Kühner, heißer hat geglüht.

Und sie rühmten mich bis zu dem Rhyne,
Und sie rühmten mich zum Rhonestrand;
Doch myn Bild in synem milden Schyne,
Ach, ich nimmer fand.
Uf der Haide
Ich der Maide
In ihr liebes Auge sah,
Luag, do war das Bild mir da.

O, da streckt' ich us wohl tusend Arme,
Ob ich's künnt' erjagen dieses Bild,
Daß ich an dem Busen ihm erwarme,
Und ich glühte wild.
Ob mich pryfen
All die Wysen,
Maid, o Maid, was hilft mir das?
O dyn Küssen wär' mir bas.

Bin ich nit ein Sänger reiner Minne,
Wie der alte Meister Wolfram was?
Glüh' ich nit, und glühn nit myne Sinne,
Daß ich nit genas
Dir im Arme
Von dem Harme?
O an dynem Munde roth
Endet alle Sängers-Noth.

Kam der Majen nit zu Berg und Thale?
Singt nit Vogelin durch Ast und Heid?
Sieh, der Frühling lacht im Sunnestrahle,
Und ich truure, Maid?
Ziemt wohl Klagen
Diesen Tagen?
Eh' du bangst am Munde myn,
Sag' wie kann es Frühling syn? —

A. Henne aus Sargans.

*) Dem Kenner bemerkt der Verfasser, daß dieses Lied hier des Publikums wegen, nicht in seiner ganz süd- oder hochländischen Form, sondern etwas modernisirt erscheint.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreyheit nehmen müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir sie octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben, und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin: die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vor-Lesungen mehr eine medicinische Polizey, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beyspiele genug, daß Menschen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden, oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizey die Briefe auf verschiedenen Poststationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereyen zu heilen sey. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte, und es mir verdrüßlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreymal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind, und es Ihnen also weniger Freude, als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedieß, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben seyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversations-Blatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drey andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freyheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drey- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, Ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeicheley aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen! . . . Einige Wochen später aber fiel mir bey: daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch, bey seiner Ankunft, für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheinische Bund aufgelöst worden.

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der nächste Charakter, mit dem wir nun bekannt werden, ist Quentin's Oheim, Ludovic; ein Theil von Walter Scott's Beschreibung dieser Zusammenkunft zwischen den Verwandten ist werth, als eine Probe des Ganzen angeführt zu werden:

„Der Ritter, der auf Quentin in dem Gemach, wo er gefrühstückt hatte, wartete, gehörte zu denen, von welchen Ludwig XI. seit langer Zeit sagte, daß sie das Schicksal Frankreichs in ihren Händen hielten, denen nämlich die unmittelbare Wache und Beschützung der königlichen Person anvertraut war. Alle diese hatten Rang und Ehre eines Edelmannes; die Nähe des Monarchen gab ihnen Würde in ihren Augen sowol, als in denen der französischen Nation. Sie waren gut bekleidet, gewaffnet, beritten; Jeder von ihnen war berechtigt, sich einen Knappen, einen Diener, einen Pagen und zwey Trabanten zu halten, deren einer coutelier genannt wurde, wegen des breiten Messers, welches er trug, um die abzufertigen, welche sein Herr im Handgemenge niedergeworfen hatte. Mit diesem Gefolge und einer entsprechenden Equipage war ein Bogenschütze von der schottischen Wache eine Person von Stand und Ansehen: da freye Stellen in dieser Wache oft durch die Pagen und Knappen der Bogenschützen besetzt wurden, so sandten öfters die besten schottischen Familien die jüngern Söhne ihren Verwandten zu solchen Diensten, bis sich Gelegenheit zur Beförderung zeigte. Der Coutelier und sein Gefährte waren solcher Beförderung nicht fähig, daher Personen der niedern Stände diese Dienste übernahmen; da sie aber gut gehalten und bezahlt waren, so blieb ihren Herren stets die Auswahl unter den besten und stärksten ihrer Landsleute.

Ludovic Leslie, oder Le Balafré, war über sechs Fuß hoch, rüstig, kräftigen Baues und von rauhen Gesichtszügen, deren Charakter die breite und gräßliche Narbe noch vermehrte, welche, auf der Stirne beginnend, das rechte Auge streifte, und über den Backenknochen bis zum Ohrläppchen ging, und eine tiefe Schramme zeigte, deren Farbe häufig wechselte und immer häßlich war. Seine Kleidung und Bewaffnung war reich. Er trug seine schottische Mütze, die ein Federbusch und eine Jungfrau Maria von massivem Silber als Spange zierte. Der König hatte diese der schottischen Wache zufolge eines Anfalls von abergläubischer Frömmigkeit gegeben, wo er die Schwerter seiner Wache dem Dienst der heiligen Jungfrau weihte, und, wie Einige sagen, die Sache so weit trieb, daß er Unsere Frauen zu dem Hauptmann-General dieser Wache ernennen lassen wollte. Des Bogenschützen Ringkragen, Armstücke und Panzerhandschuh waren von dem feinsten Stahl und reich mit Silber eingelegt, und sein Küraß oder Panzerhemd war so hell und glänzend, wie das Eis eines Wintermorgens am Gesträuche. Er trug ein weites Oberkleid von reichem blauen Sammt, offen auf beyden Seiten, wie das eines Herolds, mit einem großen weißen Kreuze von Silberstickerey; seine Knie und Beine waren mit Panzerhosen und Stahlschuhen bekleidet — ein breiter, starker Dolch (Merci de Dieu genannt) hing an seiner rechten Seite — der Riemen zu seinem derben Schwerte, reich gestickt, hing über seine linke Schulter; es gefiel ihm eben, diese schwerfällige Waffe in seiner Hand zu halten, welche die Gesetze seines Dienstes ihm nicht erlaubten, bey Seite zu legen.

Obgleich Quentin Durward, wie die schottische Jugend jener Periode, früh gelehrt worden war, auf Waffen und Krieg zu blicken, so glaubte er doch, nie einen Mann von martialischerm Ansehen und in einem vollständigern kriegerischen Anzug gesehen zu haben, als ihn nun in der Person des Bruders seiner Mutter, genannt Ludwig mit der Schramme oder Le Balafré, begrüßte: auch enthielt er sich nicht, ein wenig zu erschrecken vor dem grimmen Ausdruck seiner Gesichtszüge, als dieser mit seinem rauhen Schnurrbart zuerst die eine und dann die andere Wange seines Verwandten nicht sehr sanft berührte, seinen lieben Neffen in Frankreich willkommen hieß, und in demselben Athem nach Neuigkeiten aus Schottland fragte.

„Wenig Gutes, lieber Oheim," versetzte der junge Durward: „aber ich bin froh, daß Ihr mich sogleich erkanntet."

Ich würde dich erkannt haben, Knabe, auf den Steppen von Bordeaux, wenn du mir dort auf einem Paar Stelzen, wie ein Kranich einherschreitend, begegnet wärest. Aber setze dich nieder — setze dich nieder — wenn es betrübt ist, was du mir zu erzählen hast, so werden wir Wein haben, es zu ertragen! — Ho, altes Kerl-Gemäst, unser guter Wirth, bring' uns von deinem besten, und das in dem Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 16. May.

Ein neues, Kritik bezweckendes Journal hat eben wieder, in einem dicken Hefte, seinen Anfang genommen. Es hat den Titel: Palaephron und Neoterpe, wird herausgegeben von K. E. Sambarrd und verlegt von Dunker und Humblot. In den Lesezirkel, dem ich angehöre (denn wer müßte sich jetzt nicht um die Zeitschriften bekümmern? — und nun gar Einer, der, was er selbst schrieb, doch wenigstens auch selbst gedruckt lesen will!!) hat das Heft schon ein paar Tage gelegen, ohne daß ich es ganz aufgeschnitten fand, und ich wollte es nun nicht länger dulden, daß es verschlossene Weisheit zeigen sollte. Ich trennte die noch ungeöffneten Blätter und las recht viel Gutes, nur mit abschreckend langen Vor- und Nachsätzen. Ihr guten Verfasser bemerkt doch, daß ihr jetzt das Tiefste so schmal wie irgend möglich, geben müßt, und daß zwanzig Bogen von

Kritik euch Hunderte von Lesern verjagen! — „Wir beabsichtigen, uns eine Einsicht über das gesammte ästhetische Gebiet in der neuern und ältern Zeit zu verschaffen;“ — so heißt es unter andern anfangs in der Vorrede — „wenn wir hiebey auch nicht immer in alles Detail eingehen sollten, so wird es doch unser angestrengtes Bemühen seyn, von den obwaltenden Hauptmaximen die deutlichste Rechenschaft und Ansicht zu erlangen.“ — Die Leute wollen aber die Details, und lieber nicht die deutlichste Rechenschaft, wie die Conversations-Blätter nach und à la Kotzebue beweisen! und nun höre man den Schluß der Vorrede! — „Endlich müssen wir bekennen, daß, so willkommen uns jeder wahre und wohlgemeinte Antheil seyn wird, und so sehr wir es mit dem größten Dank erkennen werden, wenn man uns des Bessern belehren wird, wir doch jeder eigentlichen Controverse und böswilligem Widerspruche möglichst ausweichen werden. Da wir bey dieser Gelegenheit unsrer eigenen Bildung zu Liebe etwas zu thun gedenken; so würde es uns schon deßhalb nicht ziemen, streit- und zanksüchtig zu erscheinen.“ — Nun sieh Einer die unmoderne Stellung! Bescheiden seyn und nicht auf literarische Zänkereyen eingehen wollen — wie will man es wagen, mit so altfränkischen Grundsätzen in die Leserwelt einzudringen. Dazu hilft nicht, daß die Abhandlungen zum Theil schon in diesem ersten Hefte vortrefflich zu nennen, ja es hilft nichts, daß diese Aufsätze meist sogar in dem neugekünstelten Stol geschrieben sind; die Grundsätze schlagen mit ihrer Solidität gewiß die meisten Leser zurück! Und nun waltet in Allem noch der ehrwürdige Geist, der unserm dichterischen Altmeister, Goethe'n, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — wiederum eine Tendenz, die einer gewissen Zeitverderbniß sich entgegen wirft — nein, es ist kaum glaublich, daß man mit so achtungswürdigem Verfahren im Felde der jetzigen Journalistik etwas zu thun gedenkt!!

Man spricht hier davon, daß die Gemälde-Sammlung Bettendorfs (in Aachen) auch für unsre Kunstsammlungen erkauft werden soll. Das wäre ein herrlicher Zuwachs, wenn wir nämlich erst Raum dazu haben! Referent sah die Bettendorf'sche Sammlung vor drey Jahren bey einem kurzen Aufenthalt in Aachen und darf den ungemeinen Reichthum an Bildern rühmen, der von jener Familie seit länger als einem Jahrhundert zusammengebracht worden ist. Besonders ist die Menge der trefflichsten Gemälde aus altdeutscher Schule bewundernswerth, während doch auch die übrigen Schulen so bedacht sind, daß die größeste Gallerie damit ausgestattet werden könnte.

Die Wohlthätigkeit der Berliner wird jetzt durch Kunstleistungen immer mehr in Anspruch genommen; so wurden neulich mehrere große Minsiken aufgeführt, für die Wadzeck'sche Anstalt, das Bürger-Rettungs-Institut u. s. w. Bemerkt man nun noch, daß die meisten der öffentlichen Aufforderungen zu Unterstützung bey Brandschäden oder für alte, nahrungslose Personen sehr bedeutende Summen einbringen; so darf man sagen, daß diese Residenz ihren alten Ruf behauptet.

Herr Dobler, Bassist aus Frankfurt am Mayn, hat den Sarastro und Osmin bey uns gesungen. Ich hörte ihn in ersterer Rolle, wo er gefiel. Er hat viel Umfang und gute, noch nicht recht durchgearbeitete Schule und ist selbst als Schauspieler bemerkenswerth. — Herr von Zieten-Liberati aus Leipzig ist auch bey uns aufgetreten. Seine zweyte Rolle, den Shylock, denke ich heute zu sehen; die erste, Hofrath Stahl im Hausfrieden, hat er, wie ich höre, mit Glück gegeben.

London, Anfangs Juni.

In Kurzem wird hier ein deutscher Zuckerbäcker vor Gericht gestellt werden, welcher beschuldigt ist, im Jahr 1814 sein eigenes Haus angezündet zu haben, wahrscheinlich in der Absicht, um die Assekuranz zu prellen. Seine Anklägerin ist eine Frau, die damals bey ihm zur Miethe wohnte, und welche durch den Brand ihre ganze Habseligkeit verlor; ja sie würde mit ihrem Manne selbst verbrannt worden seyn, hätte sie nicht das Bellen ihres Hundes geweckt, und hätte der erstere nicht einen Pfahl in der Stube gefunden, womit er eine der eisernen Stangen auszwang, mit denen ihr Fenster vergittert war. Die Assekuranz weigerte sich damals, ihm seinen angeblichen Verlust an Möbeln zu vergüten; und er hatte nichts mehr von sich hören lassen, bis vor ein paar Wochen ihm wieder ein Haus abbrannte (ob zufällig oder nicht, ist noch nicht bekannt), wovey eine alte Frau das Leben verlor, und wodurch sein Name (Gotte oder Gottin) in den Zeitungen erschien, welches zu seiner Verhaftung führte. Um die Ehre des Vaterlandes willen wollen wir hoffen, daß er sich wird von einem so schwarzen Verbrechen reinigen können.

Wenn nirgends in der Welt so viele Bücher gedruckt werden als in Deutschland, so ist in keinem Lande das Heer der Journale (literarische sowohl als politische) so groß als in England und Schottland. Wie viele Zeitungen (tägliche — Morgens und Abends, zwey-, dreytägliche und wöchentliche) es gibt, ist aus den jährlichen Parlamentsberichten zu ersehen; über die große Anzahl der vierteljährigen und monatlichen Reviews und Magazine berichten die Werke fast eines jeden Reisenden; aber eine ganz neue Art von Zeitschriften erscheint seit einiger Zeit wöchentlich, wovon, wie Referent vermuthet, im Auslande noch nichts bekannt ist. Diese enthalten nicht, wie Literary Gazette, (welche auch bereits drey Nebenbuhler in London hat, nämlich: the literary Chronicle, the literary Register und the Museum), sondern bloße Miszellen, welche einen halben Bogen stark, in Oktav gedruckt, mit einem bis zwey niedlichen Holzschnitten versehen sind und zu 2 Pfennigen (ungefähr 6 kr.) das Stück verkauft werden. Leigh Hunt, der Dichter und jetzige Gehülfe Lord Byrons im Liberalen, war einer der Ersten, welche diese Wochenschriften herausgaben; sein Indikator aber lebte nicht über ein Jahr. Fast zu gleicher Zeit erschien the Gossip, welche sich aber schon nach sechs Monaten zu Tode schmatterte. Jetzt aber haben wir zwischen zwölf bis fünfzehn davon, wovon eine oder zwey religiösen Inhalts, mit solchen Titeln als the Mizor, the nic-nac, the Humbug u. s. w.; der Inhalt derselben, besonders wenn sie originell seyn wollen, ist, wie sich's denken läßt, (denn was kann man für 6 kr. Großes haben?) sehr mager; indessen enthalten sie doch auch manches Belehrende, und der wohlfeile Preis läßt erwarten, daß sie unter das gemeine Volk kommen, und so vielleicht zum Theil bey demselben die leidige Politik und noch leidigere Zwietsuchtsucht in Religionssachen, welche Carlile und sein Gelichter in eben so wohlfeilen Schriften zu verbreiten sucht, verdrängen helfen. Leider geben nur die meisten zu schnell wieder ein, als daß man im Ganzen auf einen sehr großen Absatz schließen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 166:
Trauerweide.

Charade.

Das ganze Wort aus zweyen Wörtern zeigt
Den Abendstern der Liebe.
Und Liebe baut die erste Solde leicht.
Mit sinnvoll regem Triebe.
Die beyden letzten Sylben zeigen an,
Ob etwas aus dem Knaben werden kann.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Nro. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Juli 1823.

An den Mond.

Du kommst zu uns von Weiten her,
Scheinst unsern Brüdern überm Meer,
Und siehst von deiner hohen Bahn
Mit Einem Blick uns alle an.

Ch. Fr. Gr. von Stollberg. (?)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

Die Eintheilung der Körper unseres Sonnensystems in Haupt- und Neben-Planeten bezieht sich auf den Mittelpunkt ihrer Bahnen. Weltkörper, die, gleich unserer Erde, dem Jupiter oder den Kometen, unmittelbar um den Centralkörper des Systems laufen, das heißt, in einer einfachen Ellipse, deren Brennpunkt die Sonne einnimmt, heißen Haupt-Planeten, Planeten vom ersten Range. Diejenigen aber, deren einfachste oder unmittelbare Bewegung eine Ellipse ist, in deren Brennpunkt einer der Haupt-Planeten sich befindet, in dessen Gefolge sie zugleich, aber nicht unmittelbar, um die Sonne laufen, werden Neben-Planeten genannt; obgleich sie einen eben so wichtigen Theil des Systems ausmachen, als jene, obgleich sie der Anziehung der Sonne eben sowol gehorchen, und an dem wohlthätigen Einfluß ihrer Strahlen eben so nahen Antheil nehmen, wie ihr Haupt-Planet, obgleich sie endlich von diesem ihrem Centralkörper mehr Nutzen genießen, als sie ihm leisten. Es ist wahr, sie erleuchten als Monde seine Nächte; allein denselben Dienst erzeigt er ihnen in weit höherem Grade. Sie erkennen seine Obermacht an, und folgen ihm, der keine Herrschaft als die der Sonne anerkennt, auf seiner Bahn um diesen Centralkörper, als Trabanten; allein dieses ist nur eine zufällige Folge von seiner größeren Masse, und dieser Vorzug findet nur in dem Verhältnisse zwischen diesen beyden Körpern Statt. Es gibt unter den Trabanten Jupiters, und wahrscheinlich auch Saturns, einige, die größer sind als Merkur, und jeder von ihnen ist weit größer, als die vier neu entdeckten Planeten und als die meisten Kometen. Jeder dieser Weltkörper, die den Vorzug, Haupt-Planeten zu seyn, ihrer zufälligen Lage, und nicht ihrer Größe oder ihrer besonderen Beschaffenheit verdanken, würde, näher bey dem Jupiter, sein Satellit geworden seyn; und selbst unsere Erde würde, in die Nachbarschaft des Jupiters, Saturns oder Uranus versetzt, sich mit der Rolle eines Neben-Planeten begnügen müssen.

Die Erde und ihr Mond nehmen im Sonnensystem dieselbe Stelle ein, und in gleicher Entfernung von der Sonne verrichten sie, in der nämlichen Zeit, um diesen gemeinschaftlichen Centralkörper ihren Umlauf. Ein enges Band vereinigt beyde Weltkörper zu einem Ganzen, oder zu einem untergeordneten System; und unter allen Körpern am Firmament, mit Ausnahme der Sonne, ist für die Erdbewohner keiner so wichtig, als der Mond. Der große Jupiter ist für uns blos ein Edelstein mehr in der Sternenkrone des Himmels; gleich einem fühllosen Reichen zeigt er uns seinen Glanz, ohne uns an seinem Reichthume Theil nehmen zu lassen: indeß der unbedeutende, nur von uns gekannte, Mond, im Stillen seine Armuth brüderlich mit uns theilt, und uns Wohlthaten erzeigt, von denen wir vielleicht manche noch gar nicht kennen. Er ist der treue Gefährte auf unsern Wanderungen um die Sonne, den die gütige Natur mit unzerbrechlichen Fesseln an uns

leitete, um uns über den kurzen Verlust der Sonne zu trösten, wenn sie ihr wohlthätiges Füllhorn über andere Länder ausschüttet. Das sanfte Mondlicht erheitert die traurigen Winternächte des Nordens, und gibt den Sommernächten der warmen Länder Reize, die in der Seele des denkenden Weisen oder des fühlenden Dichters süßere Eindrücke hervorbringen, als der schönste Tag. Der Silberfaden des Neumondes, oder die Fackel des Vollmondes, leitet den Wanderer durch Einöden und Wälder, und den Seefahrer durch unbekannte Meere, führt den wilden Jäger, wie den gebildeten Weltumsegler, auf seiner gefährlichen Bahn. Seiner schnellen Bewegung verdanken wir unsere ersten Kalender, und unsere wichtigsten astronomischen Entdeckungen, deren Früchte der Seefahrer oder der Kaufmann einerndet, indeß der Philosoph in der Enthüllung der großen Naturgesetze einen edleren Lohn findet. Die magnetische Kraft des Mondes hebt das Weltmeer, führt die Schiffe in die Häfen ein und aus, treibt die Räder der Fabriken, und wirkt vielleicht selbst auf den menschlichen Körper. In dem Gedanken, daß Millionen Weltkörper das blendende Licht der Sonne mit uns theilen, indeß das sanftere Mondlicht ganz allein unser Eigenthum ist, daß die Erde den übrigen Planeten als ein kleiner, kaum sichtbarer Stern erscheint, indem sie auf dem Monde ein Licht verbreitet, womit der schönste Glanz des Vollmondes nicht zu vergleichen ist — in diesem Gedanken liegt vielleicht der Grund davon, daß der Anblick einer stillen mondhellen Nacht gefühlvolle Seelen bis zur Schwärmerey entzückt, indeß der Philosoph daraus das Gesetz der allgemeinen Schwere entziffert. Kein Weltkörper wird von Neugierigen und Empfindsamen so viel begafft, wie der Mond, aber auch keiner wird von den Astronomen fleißiger beobachtet und berechnet, als dieser unser Trabant.

Der Mond ist, gleich allen Weltkörpern, die wir kennen, eine fast vollkommene Kugel. Sein Durchmesser beträgt 480 geographische Meilen, oder etwas über ein Viertel, genauer $\frac{1}{4}\frac{1}{10}$ vom Durchmesser der Erde. Seine Oberfläche ist der 13te, und sein körperlicher Inhalt der 45ste Theil von dem der Erde. Da aber die Materie, aus der er besteht, um ein Drittheil lockerer ist, als die der Erde, so enthält er auch nur den 68sten Theil der Erdmasse, und die Schwere ist auf seiner Oberfläche fünfmal geringer, als auf der Erde. Seine Masse, im Durchschnitt, ist ungefähr von der Dichtigkeit oder specifischen Schwere des reinsten weißen Glases. Die Hälfte des Mondes, die sich uns zeigt, beträgt an Ausdehnung nicht mehr als das russische Reich.

Der Mond dient unserer Erde zum Reverbère, indem er das von der Sonne erhaltene Licht auf die Erde zurückwirft; allein das Licht, womit er unsere Nächte erleuchtet, so großen Nutzen es uns auch leistet, ist doch so schwach, daß es vom Tageslichte an einem mit Wolken bedeckten Mittage hunderttausendmal, und von dem Sonnenlichte selbst dreyhunderttausendmal übertroffen wird. Die Schönheit einer mondhellen Nacht gibt uns nur ein schwaches Bild von dem herrlichen Anblick, den die Erde den Bewohnern des Mondes gewährt. Sie sehen in ihr eine leuchtende Scheibe von einem viermal so großen Durchmesser, und einer dreyzehnmal so großen Oberfläche, als der Mond uns zeigt; und dieses Licht, welches ihre Nächte erleuchtet, ist so stark, daß sein Glanz sich uns sogar auf dem Monde selbst deutlich zeigt. Einige Tage vor und nach dem Neumonde, wenn auf der uns zugekehrten Seite des Mondes die Nacht anfängt, oder der Morgen eben angebrochen ist, so daß nur ein schmaler Streifen derselben von der Sonne beleuchtet ist, der sich uns in der Gestalt des Hauptschmucks Dianens zeigt, ist die ganze übrige Mondscheibe von einem aschgrauen Schimmer erleuchtet, der uns alle Flecken des Mondes deutlich zeigt. Der Neumond steht nämlich zwischen der Sonne und der Erde: die Bewohner der der Erde zugekehrten Mondscheibe haben also Nacht, und sehen die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte unseres Planeten, die Erde scheint ihnen im vollen Lichte, welches die ganze Mondscheibe mit jenem aschgrauen Schimmer bedeckt. Dieß ist vielleicht der schönste Anblick, den die Fernröhren uns geben: die scharfe Grenze zwischen Tag und Nacht ist auf dem Monde nicht durch eine so starke Dämmerung verwachsen, wie auf der Erde; die größere Hälfte des Mondes zeigt uns die schönste Landschaft mit Bergen und Thälern, vom magischen Lichte der Erde erleuchtet, und unmittelbar daneben einen schmalen Streifen, der, von den blendenden Strahlen der Sonne beschienen, die Erde selbst erleuchtet.

Der Mond befindet sich mit der Erde in gleicher Entfernung von der Sonne: er muß also, nach dem dritten Kepplerschen Gesetze, in eben der Zeit von 365¼ Tagen, wie die Erde, einen Umlauf um die Sonne machen, und dieß würde er thun, wenn er auch nicht von der Erde mit fortgezogen würde: er würde also, wenn er sich ursprünglich der Erde gerade gegenüber, oder auf der andern Seite der Sonne befunden hätte, ewig in dieser Lage als Neumond bleiben, und nichts von der Erde sehen; so daß beyde Weltkörper, als Haupt-Planeten, durch die Strahlen der zwischen ihnen liegenden Sonne, einander beständig unsichtbar, mithin von keinem Nutzen wären. Allein die Natur hat sie so gestellt, daß sie die wohlthätigsten Wirkungen auf einander äußern. Da beyde sich an derselben Seite von der Sonne befinden, so kann der Mond sich nie von der Erde entfernen; und von der Centralkraft der Erde angezogen, würde er bald mit ihr zusammenstürzen, wenn er nicht außer der Wurfsgeschwindigkeit, die ihn um die Sonne schleuderte, noch eine andere erhalten hätte, die seiner Ent-

fernung von der Erde angemeſſen, ihn immer in dieſer Entfernung hält; ihn alſo in einem Kreiſe oder einer Ellipſe um die Erde führt. Dieſe Geſchwindigkeit iſt nur der dreyßigſte Theil von derjenigen, womit der Mond und die Erde um die Sonne laufen: es kam alſo Alles in der Ordnung, wenn der Vollmond urſprünglich einen Stoß erhielt, der um den dreyßigſten Theil größer war, als der Stoß der Erde, oder der Neumond einen um eben ſo viel geringeren Stoß, weil der leztere ſich nach einer Richtung bewegt, die der Bewegung um die Sonne entgegengeſezt iſt. Durch dieſe Kleinigkeit aber erhielt der Mond eine weit verwickeltere Bewegung, als die Erde.

Während der Zeit eines Jahres, da beyde Weltkörper in der Entfernung von zwanzig Millionen Meilen einen Umlauf um die Sonne machen, läuft der Mond zugleich in einer Entfernung von 51,500 Meilen zwölf- und ein Drittheilmal um die Erde herum, ſo daß ſeine wahre Bewegung im Raum einer aus zwölf bis dreyzehn Knoten zuſammengeſchlungenen, in einen Kreis gelegten Schnur, einer Radlinie oder Zykloide ſehr ähnlich iſt, die aber im ganzen Laufe der Ewigkeit nie genau in einander läuft, weil jene monatlichen Knoten mit der jährlichen Schnur kein gemeinſchaftliches Maß haben, alſo immer in andere Stellen fallen. Um ſich einen deutlichen Begriff von dieſer zuſammengeſezten Bewegung zu machen, muß man ſich in den eigentlichen Mittelpunkt derſelben, die Sonne, verſetzen. Hier ſieht man die Erde, ungefähr von der Größe, wie uns Saturn erſcheint, von der rechten nach der linken Seite in 365¼ Tagen einen ſehr regelmäßigen Umlauf machen, indeſſen ein kaum ſichtbarer Punkt um die Erde herumtanzt, und jede Tour in 29½ Tagen verrichtet, ſo daß er in dieſer Zeit ſich bald rechts bald links von der Erde, bald vor ihr bald hinter ihr befindet, ſich aber nie weiter von ihr entfernt, als um den vierten Theil des Monddurchmeſſers wie er uns erſcheint.

Aus dieſem Tanz um die Erde und Sonne entſtehen alle die ſchönen Abwechſelungen der Mondphaſen und Finſterniſſe, die zu ſo vielen Schwärmereyen Anlaß gegeben haben, und die in der That dem unphiloſophiſchen Auge der erſten Beobachter ſeltſam genug vorkommen mußten. Bald ſchien ihnen der Mond in voller Pracht, bald verſchwand er ganz; und zwar ſchrumpfte er nach und nach zuſammen, ſo wie er der Sonne näher kam, gleich einer mit Wachs überzogenen Kugel, die in der Nähe der Flamme ſchmilzt. Der Mathematiker ſah bald, wie natürlich es mit dieſem ſonderbaren Räthſel zuging.

(Die Fortſetzung folgt.)

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

(Beſchluß.)

In Ihrem Berichte, werthester Herr, (und das iſt meines Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweist wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beyder Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden lieſſen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Parthie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureiſſen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem lezten Satze etwas fehlt. Den Worten: ſo entſchloſſen, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whiſtparthie unterblieb. Bey der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jezt aber erlauben Sie mir, die beyden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schuz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen! Den Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Parthie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angeſicht der Lava“ eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben, und wäre dabey ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn, gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Algauer biſt, ich aber ein Wetterauer bin; ſondern weil deine Ge-

sinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen, im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Casinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beym Frühstücke mit deinem Weibchen, und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwey Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling! Ich selbst werfe jezt die Karte in die Glut, aber mit Freyheit, nicht wie du, aus Kriecherey. Gib mir deine Hand, Aigauer, dort liegt die Asche meines Zornes."

D. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Juni.

(Beschluß.)

Sie haben wohl gehört, daß man hier eine Uebersetzung von einem Bande von Grimms Volksmährchen herausgegeben hat. Von diesen ist bereits eine Ausgabe vergriffen, und man druckt eben eine andere. Die Mährchen selbst gefallen ohne Zweifel, gewiß aber haben die sieben Kupfer von dem genialen Cruikshank, womit der Band geziert ist, ein Großes zu dem schnellen Verkauf desselben beygetragen. Vor Kurzem erschien auch eine sehr gute Uebersetzung von einer Auswahl deutscher Gedichte, welche sehr vielen Beyfall gefunden hat; und in wenigen Tagen erwartet man eine Uebersetzung von Goethens Faust und Schillers Lied von der Glocke, von Lord Gower. Alles dieses ist ermunternd, und die Zeit dürfte wohl bald kommen, wo die Engländer einsehen werden, daß es in der deutschen Literatur noch etwas Besseres gebe, als Keyserl'sche Empfindsamkeit. Das Blackwoodsche und das Londoner Magazin haben bereits viel gethan, um das Publikum über diesen Punkt aufzuklären; durch das leztere sind hier besonders seit Kurzem unser Jean Paul und Lichtenberg der brittischen Lesewelt vorgeführt worden, von deren Daseyn nur wenige etwas ahneten, und Lichtenbergs Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche soll bereits im Druck seyn; ein Werk, welches gewiß den allgemeinsten Beyfall erlangen muß. Schwerer würde es seyn, eines der Werke des Ersteren zu übersezen und dem hiesigen lesenden Publikum allgemein schmackhaft zu machen; dennoch glaubt Referent, daß etwas der Art im Werke ist, und zwar von de Quincey, dem Verfasser der Bekenntnisse des englischen Opiumessers. — Vor ein paar Tagen wurde im Unterhause der Vorschlag gemacht, die Art der Prozeduren im Kanzleygerichtshofe zu untersuchen, in welchem Prozesse so in die Länge gezogen werden, daß es bey den Vorern z. B. heißt, wenn sie sagen: ein Mann hat seinen Kopf in der Kanzley, sein Gegner habe ihn unterm Arme und könne ihn nach Herzenslust knuffen, und im gemeinen Leben ein Kanzleyprozeß, sprichwörtlich, eine endlose Plage bedeutet. Ein zehnjähriger Prozeß mit 2000 bis 3000 Pfunden Unkosten ist eine Kleinigkeit; und wer nicht zwanzig bis 30 Jahre drin hängen bleibt, und 5 bis 10000 Pfund drin hängen läßt, darf von Glücke sagen; so, daß um weniger als etlichen hundert Pfunden nicht leicht ein redlicher Mann hingeht, wenn er nicht durch irgend einen Schurken dahin getrieben wird. Ein unredlicher Kurator, Sachwalter oder Vormund darf nur die Kanzley nennen, um meistens seinen Klienten oder Mündel zu beschwichtigen, und ein Reicher darf nur einem Aermeren mit einem Kanzleyprozesse drohen, um ihn zur Annahme seiner eigenen Bedingungen zu nöthigen. Und dennoch findet man, aus Mangel eines andern Hofes, wo man nach Billigkeit statt nach geschriebenen Gesetzen richtet (Court Equity), beständig zwischen 3 und 400 Prozesse dort anhängig und im Durchschnitte eine Summe von 20 bis 30 Millionen Pf. Sterl. so zu sagen mit Beschlag belegt. Der Fehler interessirt liegt nicht so sehr an dem Kanzler, als an den Formen des Gerichtshofes, aber man behauptet, der Kanzler, welcher zugleich Siegelbewahrer, Staatsminister und Präsident des Oberhauses ist, und großen Einfluß genießt, habe erklärt, er würde augenblicklich seinen Aemtern entsagen, wenn man seinen Gerichtshof, über den er fünf und zwanzig Jahre mit dem Rufe der größten Unparteilichkeit, aber ohne die geringste Verbesserung, zur Förderung der Gerechtigkeit, gewaltet hat, im Geringsten antasten, oder dessen Einrichtung untersuchen sollte. — Die Mißbräuche müssen also für's erste noch fortbestehen. Einer der größten Mißbräuche ist das Recht, welches sich der Kanzler angemaßt hat, den moralischen Werth eines Buches in Betrachtung zu ziehen, ehe er den Verfasser oder Eigenthümer gegen den Nachdrucker in Schutz nehmen will. Auf diese Weise machte er Byrons Kain und Lawrenzens Vorlesungen so zu sagen vogelfrey. Ein solches eigenmächtiges Verfahren mit dem Eigenthum eines Unterthans scheint geradezu dem Geiste der brittischen Verfassung zu widersprechen. Aber das Uebel, welches diese scharfe Maßregel hemmen sollte, wird nur noch ärger gemacht; denn einige Drucker bemächtigten sich der beyden Werke und verbreiteten sie wie Paine's, Mirabeau's und Volney's Schriften um geringe Preise unter das gemeine Volk, welches dieselbe sonst nie würde zu Gesichte bekommen haben. — Vor ein paar Tagen hielt eine katholische Frau bey einem hiesigen Friedensgerichte um einen Befehl an ihren Mann an, daß er sie und ihre Kinder unterstütze. Es zeigte sich, daß er vor zwölf Jahren von einem katholischen Priester in London, aber nicht in der Anglikanischen Kirche, mit ihr getraut wurde. Der Friedensrichter schickte ihm also den Befehl, nicht seine Frau und Kinder, sondern seine Bastarde zu versorgen. Denn so lautet das Gesez: Ehen, von katholischen Priestern in Irland gestiftet, sind gültig in Irland sowohl als in England; dergleichen Ehen aber in England geschlossen, sind weder hier noch dort gültig. Dieß die Liberalität des neunzehnten Jahrhunderts!!!

Beylage: Kunstblatt Nr 58.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juli 1823.

Tief tönet die Weise, es klaget so bang,
Es ist der Gefallenen Todesgesang.
Walter Scotts Fräulein von See.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der wohlbekannte Klang des Schottisch-Französischen war in den Tavernen um Plessis so bekannt, wie der des Schweizer-Französischen in den modernen Guingettes von Paris: er wurde sogleich, mit der Schnelligkeit der Furcht und Eile, gehört und befolgt. Eine Flasche Champagner stand bald vor ihnen, aus der der Aeltere einen tüchtigen Zug that, während der Jüngere nur mäßig nippte, um seines Oheims Höflichkeit zu erwidern, indem er entschuldigend sagte, er habe an dem Morgen bereits Wein getrunken.

„Das wär' eine geltende Entschuldigung im Munde deiner Schwester gewesen, lieber Neffe," sagte Le Balafré: „Du mußt den Weinkrug weniger fürchten, wenn du einen Bart bekommen willst und dich einen Soldaten nennen. Doch, komm — komm — schnalle dein schottisches Felleisen auf — gib uns Nachrichten von Glen-Houlakin — was macht meine Schwester?" —

Todt, lieber Oheim! antwortete Quentin betrübt.

„Todt!" wiederholte der Oheim mit einem Tone, der eher Staunen als Mitgefühl ausdrückte: „Sie war doch fünf Jahre jünger als ich, und ich habe mich in meinem Leben nicht besser befunden, als jetzt. Todt! die Sache ist unmöglich. Ich habe nie Kopfweh gehabt, ausgenommen, als ich meinen zwey- oder dreytägigen Urlaub mit den Brüdern der fröhlichen Wissenschaft ausgeschlafen hatte — und meine arme Schwester ist todt! — Und dein Vater, lieber Neffe, hat dieser wieder geheirathet?"

Und ehe der Jüngling antworten konnte, las er desselben Antwort in seinem Erstaunen über diese Frage und sagte: „Wie, nicht? Ich hätte geschworen, daß Allan Durward kein Mann wäre, der ohne Frau leben könnte: er hatte sein Haus gern in der Ordnung, und sah eine hübsche Frau auch nicht ungern; auch war er etwas pünktlich . . . in allem dem war die Ehe eine sehr hülfreiche Sache. Nun, ich sorge wenig für diesen Trost, und ich kann eine schöne Frau sehen, ohne an das Sakrament der Ehe zu denken — ich bin kaum heilig genug für so was."

Ach, lieber Oheim, meine Mutter war ein ganzes Jahr Wittwe, als Glen-Houlakin von den Ogilvies bedrängt wurde. Mein Vater und meine zwey Oheime, und meine zwey ältern Brüder und sieben meiner Verwandten, und der Harfner und der Vogt, und noch sechs andere unseres Stammes wurden in der Vertheidigung des Schlosses getödtet, und in ganz Glen-Houlakin brennt kein Heerd mehr, und steht kein Stein mehr.

„Kreuz des heiligen Andreas!" sagte Le Balafré: „Das nenn' ich einen Angriff. Diese Ogilvies waren immer schlechte Nachbarn gegen Glen-Houlakin: — das endete übel — aber Kriegesschicksal — Kriegesschicksal! Wann trug sich dieß Unglück zu, lieber Neffe?" — Bey diesen Worten that er einen vollen Zug aus der Flasche und schüttelte den Kopf mit großem Ernst, als sein Verwandter

sagte, seine Familie sey am lezten Feste des heiligen Juda besiegt und zu Grunde gerichtet worden.

„Da sehe man!“ sagte der Krieger: „Ich behaupte, daß das Alles Schicksal ist — an demselben Tage haben ich und zwanzig meiner Kameraden das Schloß von Roche voir dem Amoury Bras de fer, einem berühmten Kriegsmann, von dem du gehört haben mußt, durch Sturm weggenommen. Ich tödtete ihn auf seiner Thürschwelle, und gewann mir so viel Gold, als diese schöne Kette ausmacht, die noch einmal so lang war, als sie jezt ist — und das erinnert mich, einen Theil davon an einen frommen Diener Gottes zu senden. Hierher, Andrew — Andrew!“

Andrew, der Trabant, trat ein, fast wie der Bogenschütze selbst, nur weniger reich und glänzend gekleidet, die Haube ohne Federn, und der Waffenrock von Seriche oder grobem Tuch, statt des reichen Sammts. Balafré nahm die Kette von seinem Hals, riß ungefähr vier Zoll davon mit seinen festen, kurzen Zähnen ab, und sagte zu seinem Diener: „Hier, Andrew, bring' das meinem Vetter, dem guten Pater Bonifaz, dem Mönch von St. Martin — grüß' ihn schön von mir — sag' ihm, daß mein Bruder und meine Schwester und einige Andere meiner Familie todt und hinüber gegangen sind, und daß ich ihn bitte, so viele Messen für ihre Seelen zu lesen, als der Werth dieser Kette ihm gestattet, und alles Uebrige zu thun, was nöthig und nüzlich seyn kann, sie aus dem Fegfeuer zu erretten. Und hörst du, da es rechtschaffene und von aller Ketzerey freye Leute waren, so mag es seyn, daß sie ihre Buße jezt schon überstanden haben, so daß nur wenig nothwendig ist, sie ihrer Strafe zu überheben; in dem Falle, siehst du, sage ihm, daß er das Gold anwenden soll, einem Stamm, der sich Ogilvie nennt, zu suchen, in so fern die Kirche demselben am besten ankommen kann. Hast du all das verstanden, Andrew?“

Der Trabant nickte.

„Gut, dann gib acht, daß keines der Glieder der Kette den Weg zum Weinhaus findet, ehe sie der Mönch in den Händen hat: denn wenn das der Fall wäre, so wirst du den Sattelgurt und den Kutteriemen fühlen, bis du so weich bist, wie St. Bartholomäus. Doch halt, dein Auge ist fest auf die Flasche gerichtet, und du sollst nicht weggehen, ohne sie gekostet zu haben.“

Er füllte einen schäumenden Becher, den der Trabant austrank, und abging, um seines Herrn Gebot zu vollziehen.

„Und nun, lieber Neffe, laß uns hören, wie es dir bey dieser unglücklichen Geschichte erging.“

Ich focht den Kampf aus unter denen, die älter und stärker waren, bis wir Alle überwältigt waren; ich hatte eine schwere Wunde erhalten.

„Keinen schlechtern Hieb, als ich selbst vor zehn Jahren erhielt,“ sagte Ludovic: „sieh her, nie hat eines Ogilvie's Schwert eine so tiefe Furche gepflügt.“

Sie pflügten tief genug, versezte Quentin traurig: aber sie waren endlich erschöpft, und meiner Mutter Unterhandlungen bewirkten Gnade für mich, als man mich fand, verblutet und dem Tode nah; und obgleich ein gelehrter Mönch von Uberbrothock, der zufällig in der verhängnißvollen Zeit unser Gast war, und während des Gemezels kaum dem Tode entrann, Erlaubniß erhielt, meine Wunden zu verbinden und mich in Sicherheit zu bringen, so geschah dieß doch nur unter dem Versprechen, das meine Mutter und er ablegten, daß ich ein Mönch werden sollte.

Quentin war aber für diesen Beruf nicht geschaffen, und nachdem er seine Mutter verloren, verließ er Schottland, um im Ausland sein Glück zu machen. Das Schicksal begünstigt ihn, denn er handelt männlich und vorsichtig: er rettet den König bey einer Eberjagd, wird unter den schottischen Bogenschützen seiner Wache eingereiht, und zu Geschäften von Belang und Bedeutenheit gebraucht. Am Ende des ersten Bandes übergibt Crevecoeur, ein braver burgundischer Abgeordneter, eine Kriegserklärung von seinem Herrn, dem Herzoge; aber Ludwig ist unentschieden, und vertraut, um einen Theil der Gründe dieses Kampfes von sich abzuwälzen, Quentin die beyden Frauen, Hameline und Isabella, um sie dem Bischof von Lüttich in Schutz zu geben, während er eigentlich beabsichtigt, sie durch Wilhelm von der Mark, einen geächteten Krieger, anderweitig in Sicherheit bringen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Die Stellung des Mondes zwischen der Erde und der Sonne heißt Neumond, weil er nun bald, nachdem er etwa fünf Tage unsichtbar gewesen ist, sich der Erde von neuem zeigt: seine hintere Seite ist von der Sonne beschienen, die uns zugekehrte liegt in seinem eigenen Schatten, und die Strahlen der Sonne, die den Mond umgeben, machen ihn ganz unsichtbar. Einige Tage nachher ist der Mond so weit nach der linken oder östlichen Seite gerückt, daß rechter Hand ein Theil seiner von der Sonne erleuchteten Hälfte uns in der Gestalt eines Silberfadens sichtbar wird: diese Phase des zunehmenden Mondes, in dessen Höhlung man, wie der Bauer sehr richtig bemerkt, mit der linken Hand greifen kann, erweitert sich immer mehr, und erhält sieben Tage nach dem Neumonde die Gestalt eines Halbkreises und den Namen des ersten Viertels. Die Lichtgrenze, die den hellen Theil des Mondes von dem dunkeln scheidet, und die bisher hohl gewesen war, jezt aber

zur geraden Linie geworden ist, nimmt nun eine erhabene oder nach außen gehende Krümmung an, die sich immer weiter über den dunkeln Theil des Mondes ausdehnt; und fünfzehn Tage nach dem Neumonde erscheint der Vollmond wie eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe: denn da die Erde sich gerade zwischen ihm und der Sonne befindet, so zeigt er uns seine ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte. Da der Mond sich noch immer weiter nach der dunkeln Seite bewegt, so wendet sich uns an der rechten Seite nach und nach ein Theil seiner dunkeln Hälfte zu: der erleuchtete Theil nimmt ab, die erhaben gekrümmte Lichtgrenze wird nach sieben Tagen zur geraden Linie, und der dritte Theil erhält mit der Gestalt eines Halbkreises den Namen des letzten Viertels. Der Mond fährt fort, sich seiner Stellung zwischen der Erde und der Sonne zu nähern: das, was wir von ihm sehen, nimmt ab; die Lichtgrenze erhält eine hohle Krümmung, in welche man mit der rechten Hand eingreifen kann, und die sich immer mehr zusammenzieht, bis endlich auch der lezte schmale Silberfaden verschwindet, und nach beynahe dreyßig Tagen der neue Mond wieder zwischen der Sonne und der Erde steht, und wir ihn fünf Tage lang ganz verlieren.

Wenn der Mond einige Tage nachher links von der Sonne zuerst wieder sichtbar wird, so folgt er ihr in der allgemeinen Umwälzung des Himmels von der linken nach der rechten Seite; er geht also nach ihr unter, und zeigt sich uns des Abends, und zwar immer längere Zeit, je weiter er sich von der Sonne nach Osten entfernt. Nach sieben Tagen beträgt diese Entfernung neunzig Grad, oder den vierten Theil des ganzen Himmels, der sich in vier und zwanzig Stunden umwälzt: das erste Viertel geht also sechs Stunden nach der Sonne, oder um Mitternacht unter. Während des zunehmenden Mondes haben wir also beständig des Abends Mondschein, der nach dem ersten Viertel noch nach Mitternacht, und mit jedem Tage länger fortdauert. Der Vollmond steht der Sonne gegenüber, geht also mit Sonnenuntergang auf, und mit Sonnenaufgang unter, ist um Mitternacht im Meridian, und scheint vom Abend bis zum Morgen. Da sich nun der Mond der Sonne weiter nähert, so daß er an ihrer rechten Seite steht, so geht er mit jedem Tage später, oder kürzere Zeit vor der Sonne auf; das lezte Viertel, um den vierten Theil des Himmels von der Sonne nach Westen entfernt, geht, sechs Stunden vor ihr, also um Mitternacht auf, die ersten Stunden der Nacht sind ohne Mondschein, und bald erleuchtet der abnehmende Mond nur die lezten Morgenstunden, zeigt sich uns aber den größten Theil des Tages wie eine kleine Wolke am Himmel, bis endlich aller Mondschein aufhört, und der Neumond zugleich mit der Sonne unsichtbar auf- und untergeht.

Der eben erwähnte Umstand hat ein äußerst leichtes Mittel an die Hand gegeben, ein Problem aufzulösen, welches bey dem ersten Anblick sehr schwer scheint, nämlich die Stärke des Lichtes der Sonne und des Mondes zu vergleichen. Wenn der abnehmende Mond bey Tage sichtbar ist, so trifft es sich oft, daß bey hellem Sonnenschein der Himmel hin und wieder mit kleinen weißen Wolken bedeckt ist; und Jeder von uns wird die Erfahrung gemacht haben, daß, wenn eine solche Wolke nicht weit vom Monde steht, beyde an Licht einander so vollkommen gleich sind, daß man sie nicht leicht von einander unterscheiden kann, und daß man überhaupt den Mond beym ersten Anblick für eine solche Wolke hält, bis bey näherer Betrachtung der Mond sich durch seine scharf begrenzte Kreis-Peripherie verräth. An einem bewölkten Tage ist der ganze Himmel mit einer großen Wolke überzogen, und was wir Tageslicht nennen, ist nichts anders, als das Sonnenlicht, welches die den Himmel bedeckenden Wolken zurück werfen: wir würden also dieselbe Erleuchtung haben, wenn der ganze Himmel mit Monden bedeckt wäre, oder das Tageslicht verhält sich zum Mondlichte, wie eine Wolke von der Größe des ganzen Himmels zu einer Wolke von der Größe des Mondes. Der ganze Himmel ist eine halbe Kugelfläche, der volle Mond ist eine Kreisscheibe von ein und dreyßig Minuten dieser Kugel im Durchmesser; und diese beyden Oberflächen verhalten sich, nach den ersten Lehrsätzen der Geometrie, gegen einander wie hunderttausend zu eins. Es folgt hieraus, daß das Licht des Vollmondes hunderttausendmal schwächer ist, als das Tageslicht eines dünn bewölkten Tages, mithin dreyhunderttausendmal schwächer, als das Sonnenlicht selbst. Wenn man voraussetzen darf, daß die Erde und der Mond das Sonnenlicht in gleichem Grade zurückwerfen, so wird die Erleuchtung, welche der Neumond von der Erde erhält, so viel größer seyn, als das Licht, welches der Vollmond ausgibt, als die Erdfläche die Mondfläche an Größe übertrifft, das ist, dreyzehnmal: das Erdlicht auf dem Monde wird also beynahe achttausendmal schwächer seyn, als das Tageslicht auf der Erde, und drey und zwanzigtausendmal schwächer als das Sonnenlicht auf der Erde und auf dem Monde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Zu Buenos Ayres befinden sich vier Gesellschaften, welche über die vier Zweige des Unterrichts die Aufsicht führen, in welche derselbe abgetheilt ist: 1) Die literarische für die Sprachen, Metaphysik und schönen Wissenschaften. 2) Die mathematische und naturphilosophische, für die Theorie sowohl als Anwendung bey öffentlichen Werken, für die abstrakten und gemischten Wissenschaften. 3) Die medizinischen für die Arzneykunde; und endlich 4) die juristische für die Rechtsgelehrsamkeit.

Die brittische Regierung in Indien hat für die Mitglieder der Akademie der morgenländischen Sprachen zu Fort-William, welche Fortschritte in irgend einer dieser Sprachen gemacht haben, eine Prämie von 800 Rupien (ungefähr 1000 Gulden) und für besondere Fälle von 1600 Rupien ausgesezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 1. Juni.

Gegen die Mitte des vorigen Monats verließ uns die gesteurte Königl. Bayerische Familie wieder, deren fast sechswöchentliche Anwesenheit in Dresden erhöhten Glanz auf diese schöne Residenzstadt verbreitet hatte. Zahlreiche Beweise von Huld bezeichneten in allen Ständen dieses Scheiden, und waren äußere Erinnerungen an jene Tage, während das innere Andenken daran gewiß nie verlöschen wird. Unser Königlicher Hof begab sich dann wie gewöhnlich auf sein Lustschloß Pillnitz, und unsre Stadt ward plötzlich sehr einsam, da die Wanderungen Fremder in die böhmischen Bäder mit dem Zuge durch Dresden erst gegen Ende Juni beginnen, und viele Familien im Sommer ihre Landgüter zu beziehen pflegen. Doch war es während der Pfingstfeiertage, welche gewöhnlich die Leipziger zu ihren Ausflügen nach Dresden zu erwählen pflegen, sehr lebhaft, und nachher begann bereits das Trinken in dem Brunnengarten des Dr. Struve, wo bereits über zweyhundert Personen versammelt waren, und die Morgenspaziergänge durch tägliches Konzert noch mehr verschönt wurden. Unser Böttiger gebraucht auch jezt diese Heilwasser, und scheint von den Zufällen, welche im vorigen Jahre sein theures Haupt bedrohten, ganz wieder hergestellt.

Auf der deutschen Bühne waren die schnell hintereinander folgenden Gastrollen Eßlairs die interessanteste Erscheinung des Monats May. Es ist schon so viel über diesen Künstler gesagt worden, daß es wohl unnöthig wäre, sich hier in eine weitläufige Auseinandersezung seiner Verdienste oder Mängel einzulassen. Der Beyfall, den er auch in Dresden einernte, war ungetheilt, doch fühlten die Unbefangenen recht gut, daß sein Spiel nicht stets aus dem Ganzen sey, daß er nicht selten nach Effekt hasche, daß er manche Partien vernachlässige, um andere desto glänzender hervorzuheben, und daß seine Deklamation dann und wann der Richtigkeit entbehre. Dieß lezteres war besonders im Wallenstein der Fall, wo er mehrere Stellen offenbar falsch betonte, überhaupt auch mit der ganzen Rolle weniger als mit allen übrigen von ihm dargestellten im Klaren zu seyn schien. Am vorzüglichsten gelang ihm die Erzählung des Traums, und die Art, wie er dieses geistige Gesicht vortrug, war wirklich klassisch, um so weniger konnte man aber mit dem Abgange unter der Rede: „Jezt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben" zufrieden seyn, wo er bey dem Worte „Haupt" sich wirklich mit der Hand an dasselbe schlug. Eben so ward die Stelle:

Max. bleibe bey mir! — Geh nicht von mir, Max!

Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager u. s. w.

zwar allerdings trefflich für ein Isländisches Familiengemälde, aber doch viel zu weich und ausgemalt für den Heldencharakter Wallensteins gesprochen. In der Phädra, welche zweymal dargestellt ward, entwickelte er als Theseus einen unerschöpflichen Reichthum plastischer Mittel, und stand dadurch, so wie durch seine Heroengestalt, siegprangend neben den Uebrigen da; die absichtliche Vernachlässigung mancher Stelle trat aber in französischer Manier auch hie und da ein, und benahm der Rolle die Ganzheit. Am deutlichsten und meisterhaftesten trat diese jedoch in der Dienstpflicht hervor, wo er als Kriegsrath Dalner zu der größten Bewunderung hinriß. Hier war jeder Moment ein Kunstwerk und Alles so fest zusammenhängend, der Charakter von der ersten bis lezten Scene so ganz wahr, so einfach gehalten und doch so tief ergreifend, daß ich diese Leistung unter die vortrefflichsten, welche ich jemals gesehen habe, zählen muß. Große Wirkung brachte auch sein Wilhelm Tell hervor, den er ganz in der Natürlichkeit eines Schweizerlandmanns gab, und dadurch manche Stellen in einem neuen und wahren Lichte erscheinen ließ. Klar ward es aber auch dadurch, daß Schiller selbst in der Zeichnung dieses Charakters sich nicht ganz treu geblieben sey, indem diese Haltung desselben in einigen Scenen nicht ganz zu den Worten passen wollte. Namentlich war dieß bey dem reflektirenden Monologe im vierten Akte der Fall. Die Scene beym Schuß nach dem Apfel wollte mir am wenigsten zusagen, besonders der Punkt, wo der Knabe nach geschehenem Schusse auf Tell zueilt. Schiller schreibt ausdrücklich vor: „Tell, als er den Knaben kommen sieht, eilt ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf, in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen." Warum that Eßlair dieß nicht, warum hebt er den Knaben seiltänzerisch doch über das Haupt, läßt ihn so hoch oben in die Arme der Umstehenden fallen, und sinkt dann ohne den Knaben zu Boden? Wir bedauerten, daß ein so gediegener Künstler um des Effekts willen, die Wahrheit, des Dichters Vorschrift, das natürliche Gefühl, das den Knaben gewiß nicht loslassen will, verletzen konnte. Ganz frey von solchem Effekthaschen war aber der geniale Künstler wieder im Otto von Wittelsbach, und gab hier ein Bild, das aus einem antiken Rahmen in seiner alterthümlichen Kraft und Einfalt herausgeschnitten zu seyn schien. Herausrufen fast bey allen Vorstellungen war nur ein geringer Dank für die genußreichen Stunden, die er uns schuf, sein Andenken bleibt uns und wir hoffen auch das unsrige so innig ihm, daß er uns bald wieder eine Reihe seiner Kunstdarstellungen schenkt.

Mit dem 4. May begannen die Vorstellungen auf dem Theater am Linkeschen Bade, wie es im Sommer gebräuchlich ist, wieder. Ich finde diese Einrichtung gar nicht unzweckmäßig, besonders wenn nur eine gewisse Gattung leichter Stücke auf diesem Sommertheater gegeben wird, dagegen ernstere und höhere Kunstleistungen für das Haupttheater in der Stadt vorbehalten werden. Und so war es recht passend, die dießmalige Saison mit einem Schauspiele mit Gesang und Tanz, welches Theodor Hell nach den deux forçats unter dem Titel, die beyden Galeerensklaven, bearbeitet hat, zu eröffnen. In Paris und London hat dieses Melodram außerordentliches Glück gemacht, und auch hier ward es mit Interesse gesehen und mit entschiedenem Beyfall aufgenommen, so, daß es seitdem bereits viermal gegeben worden ist. Natürlich ist bey solchen Arbeiten fast Alles auf Effekt berechnet und hier bey mehreren Scenen und Aktschlüssen die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht worden. Scenische Anordnungen und recht artige Tänze erhuben die Wirkung des Ganzen. Herr Gärtner hatte sein kleines Balletkorps allerliebst verwendet, besonders müssen wir den Uebersezer wegen der artigen Idee, seine Genien aus dem Mehlkasten steigen zu lassen, loben. Auch das zweyte neue Stück, welches wir in diesem Monate sahen, war von demselben fleißigen Uebersezer. Es war die Valerie des Scribe, welche derselbe in Einen Akt zusammen gezogen und mit dem Namen Clementine beschenkt hatte. Durch diese Zusammenziehung hatte das Stück offenbar gewonnen, da es in Anlage und Gang viel zu einfach ist, um eine Ausdehnung und Zerstückelung in drey Akten zu ertragen. Es rührte auch in seiner Herzlichkeit und Zartheit ungemein, und Madam Schirmer ward in der Hauptrolle der einstimmigste und wohlverdienteste Beyfall gezollt.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 58.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juli 1823.

Und oft lockt aus der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand.
Unschuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr.
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grausenhaften Folgen hinzureißen.

Macbeth in Schillers Uebersetzung.

Aus Paris.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung, und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sey. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir Generalgraphen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauers empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerey zu schützen, und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sey. Er hatte als rüstiger, junger Mann der Bestürmung der Bastille beygewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sey, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern, und sprach mit Wehmuth von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweymal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeise-Hause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für sich und noch zwey andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das palastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und

wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feyerlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit dem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſeyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hôtel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und herausſtiegen nur Leute mit Ordenſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeine Loge vorbeykamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte, und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte, wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wenn man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweytenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beym Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann, majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV. ſeine, zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich, eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbey käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſey der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehrern Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſey? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſey auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands, und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der erſten Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakayen. Es ging in ſeiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Korreſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizey mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beyde theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bey Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beym Deſert mich vom Stuhle erhübe, und rieſe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Na-

zeleus II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Uebersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen? (Der Beschluß folgt.)

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Die Charaktere, die uns im ersten Bande begegnen, sind schön gezeichnet. Ludwig und seine Umgebungen, der Kardinal Balue, Oliver le Dain (sein Barbier), Tristan (sein General-Profoß) und sein Henkersgefolge, Trois-Echelles und Petit André, sind anziehend geschildert, und der Herzog von Orleans, der kühne Dunois, Johanna, des Königs Tochter, Crawford, der Hauptmann der Leibwache und einige herumziehende Zigeuner, die keine unbedeutende Rolle in dem Drama spielen, sind sehr charakteristisch in das Gewebe der Geschichte, die einer Erdichtung so unähnlich ist, verflochten.

Fast den ganzen zweyten Band nimmt die Reise Quentin's und seiner geliebten Schützlingin nach Lüttich ein, nachdem der abergläubische König seinen Astrologen Galeoti über den wahrscheinlichen Ausgang dieses Schrittes berathen hatte. Unser Held vermeidet die Schlinge, welche den Reisenden auf dem Wege gelegt worden, und überwannt seinen verrätherischen Führer, einen der Zigeuner, deren wir erwähnt haben. Ein kleines Bruchstück aus der Unterhaltung auf dem Weg mag als charakteristische Skizze dieser rohen Zeiten gelten.

„Gott weiß — sagte Isabella: — ich habe nie gewünscht, einen Krieg zwischen Frankreich und Burgund wegen meiner Heimath zu erregen, oder daß ein Leben um meinetwillen verloren werden sollte. Ich flehte nur um Erlaubniß an, mich in das Kloster von Marmoutbier, oder an einen andern heiligen Ort, zurückziehen zu dürfen."

Dann sprichst du wie eine Thörin, meine Kusine! antwortete die ältere Dame: und nicht wie die Tochter meines edeln Bruders. Es ist gut, daß noch Jemand am Leben ist, der etwas von dem Geist des edeln Hauses von Crove hat. Wie soll man ein hochgebornes Fräulein von einem sonnenverbrannten Milchmädchen unterscheiden, als daß Speere für jene gebrochen werden und für diese nur Haselstöcke? Ich sage dir, Mädchen, während ich noch in meiner frühesten Blüthe war, kaum älter als du, wurde der berühmte Waffengang von Hastingbem mir zu Ehren gehalten; der Ausforderer waren Viere, der Angreifenden nicht weniger als Zwölfe. Die Sache dauerte drey Tage, und kostete zwey fahrenden Rittern das Leben; ferner wurden dabey gebrochen ein Hinterbein, ein Halsbein, drey Füße und zwey Arme, nicht zu gedenken der Fleischwunden und Quetschungen, welche die Herolde nicht zählten; und so wurden die Fräulein aus unserm Hause stets geehrt. Ha, hättest du nur das halbe Herz deiner edeln Vorfahren, so würdest du an irgend einem Hofe, wo Frauenliebe und Waffenruhm noch geschätzt werden, Mittel finden, ein Turnier zu veranstalten, in welchem deine Hand der Preiß wäre, wie es dir deiner Urgroßmutter, seligen Andenkens, in dem Speerrennen von Straßburg war, und du solltest die beste Lanze in Europa für dich geschwungen sehen, die Rechte des Hauses von Crove aufrecht zu erhalten, sowohl gegen die Unterdrückung Burgunds, als gegen die List Frankreichs.

„Aber, liebe Tante!" antwortete die junge Gräfin: „Ich habe mir von meiner alten Tante erzählen lassen, daß, obgleich der Rheingraf die beste Lanze auf dem großen Turnier in Straßburg war, und so die Hand meiner verehrten Urgroßmutter gewann, ihre Ehe doch nicht glücklich war, da er meine Urgroßmutter seligen Andenkens oft zu schelten und zu schlagen pflegte."

Und warum nicht? sagte die ältere Gräfin in ihrem romantischen Enthusiasmus für das Ritterwesen: warum sollten diese siegreichen Waffen, der Streiche ausserhalb gewöhnt, verbunden seyn, ihre Kraft zu Haus zu beschränken? Ich wollte viel lieber zweymal des Tages von einem Gemahl geschlagen werden, dessen Waffen von Andern eben so gefürchtet werden, wie von mir, als das Weib eines Feigen seyn, der seine Hand weder gegen sein Weib, noch gegen jemand anders aufhebt.

„Ich sollte wünschen, Ihr erhieltet einen so ruchlosen Gatten, liebe Tante" — versetzte Isabella: „ich würde Euch nicht beneiden, denn wenn zerbrochene Glieder etwas Angenehmes auf Turnieren sind, so ist doch nichts besonderes Schönes daran in der Frauen Gemach."

„Nein; aber das Schlagen ist auch keine nothwendige Folge einer Heirath mit einem Ritter von Waffenruhm: auch ist es wahr, daß unser Vorfahr seligen Andenkens, der Rheingraf Gottfried, etwas rauher Natur war und dem Rheinwein gern zusprach. Der vollkommene Ritter ist ein Lamm unter Frauen, und ein Löwe unter Lanzen. Da war Thibaut von Montigni — Gott sey mit ihm — er war die Liebe und Güte selbst, und war nie so unhöflich, eine Hand gegen sein Weib aufzuheben, aber, bey unserer lieben Frauen, er, der alle Feinde außerhalb seines Hauses schlug, fand einen schönen Feind, der ihn zu Haus schlug. Gut, das war sein Fehler: er war einer der Angreifenden in dem Gange zu Hastingbem und hielt sich so tapfer, daß, wenn es dem Himmel und deinem Großvater gefallen hätte, jemand Frau von Montigni geworden wäre, die sein freundliches Wesen freundlicher benutzt hätte.

Die Gräfin Isabella, die einigen Grund hatte, diesen Gang von Hastingbem zu fürchten, da er ein Gegenstand war, über den ihre Tante stets sehr beredt sprach, ließ die Unterhaltung fallen; und Quentin, der fürchtete, seine Gegenwart möchte ihre Unterhaltung stören, ritt zu dem Führer vor, um einige Fragen hinsichtlich des Weges an ihn zu thun. (Die Fortsetzung folgt.)

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

XI.

Langhals Kameel und Langohr Esel reisten,
Bis hin wo eines Stromes Wirbel kreisten,
Da trat der Langhals rüstig in die Fluth.
Und in des Wassers Mitte stille stehend,
Die Flut bis an den Bauch sich reichen sehend,
Macht' er dem rückgebliebnen Langohr Muth:
Du darfst dich kecklich in die Fluten wagen,
Siehst du nicht drüber meinen Höcker ragen?
Kaum wird die Welle meinem Nabel kund.
Der Langohr aber spitzte seine Ohren:
Da schölte man mit Recht mich einen Thoren;
Denn wo der Nabel dir, sitzt mir der Mund.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende May.

An Gästen sahen wir auf unsrer Bühne im Laufe dieses Monates Herrn von Zieten Liberati, Regisseur vom Stadttheater zu Leipzig, bekanntlich früher Mitglied des Hoftheaters zu Kassel, als Hofrath Stahl im Hausfrieden, König Lear, und Schylock im Kaufmann von Venedig; in allen jenen Darstellungen trug er das Lob eines verständigen geübten Künstlers davon. König Lear gab er nicht ohne Genialität, obgleich man in der Scene des Wahnsinnes an den Darsteller größere Forderungen hätte machen können; übrigens konnte wohl nur ein Iffland die Schwierigkeiten dieser undankbaren Rolle ganz überwinden; als Schylock wollten mehrere Hrn. Liberati tadeln, daß er dies einen gewöhnlich feigen und grausamen Juden vorstelle, da doch Schylock als ein Wucher-Potentat mit großer Sicherheit und Festigkeit einhertreten müsse; desto mehr Beyfall fand Herr von Zieten in den leidenschaftlichen Momenten dieser Rolle, wo er das Dritten Originalbild mit allen Zügen wiedergab. — Die vom Balletmeister Titus komponirten beyden Ballets: „das Schweizermädchen," und das neue Ballet „Eglé" haben sehr gefallen, vorzüglich durch die Ausführung der Hauptrolle durch Mlle. Lemiere, die während ihres vorigen Sommeraufenthaltes zu Paris ihr Talent noch mehr ausgebildet hat. Zum Besten des Bürger-Rettungs-Instituts führte am 7. dieses die Singakademie des Professors Zelter, im Verein mit den Mitgliedern der Königlichen Kapelle, Haydns Schöpfung, schon früher in dem Opernhause gegeben, in der Garnisonkirche auf. Die schöne metallreiche Stimme der Madam Schütz als Gabriel stand dem vollkommenen Basse des Herrn Fischer (Raphael) würdig zur Seite.

Zu den musikalischen Belustigungen dieses Monates gehört auch ein Kinderkonzert, in welchem die beyden Brüder Ebener allerliebst die Violine und ein noch sehr junges Mädchen aus Hamburg, Louise David, vortrefflich das Pianoforte spielte.

An Kunstmerkwürdigkeiten aller Art fehlt es hier nie. so bietet jetzt das Panorama von London auf dem Gensd'armenmarkt ein anziehendes Gemälde jener Königin der Meere dar; als Standpunkt des Zuschauers ist ein Thurm in der Vorstadt Southwark angenommen, man erblickt die majestätische Themse mit großen und kleinen Schiffen belebt, die City mit der prächtigen Paulskirche, Westminster mit seinen Pallästen, wo die Großen wohnen, und auf der andern Seite die unermeßlichen Waarenniederlagen. Im Vordergrunde sieht man das Haus des reichen Bierbrauers und Parlamentsgliedes Whitbread, welches durch einen gesprungenen Dampfkessel gänzlich zerstört und ausgebrannt wurde. — Die Indianer, Gebrüder Medua und Monty Samme belustigen das Publikum im Cirkus des Thiergartens mit jenen indischen Kunstübungen, welche in solcher Wagniß und Körpergewandtheit unter Europäern noch ungewöhnlich sind. Der Indianer nimmt einen blanken Degen und schiebt ihn bis ans Gefäß in die Gurgel, während ein Feuerwerk vom Griffe abbrennt, nach einigen Augenblicken zieht er den Degen wieder heraus, ohne sich beschädigt zu haben; hiernächst spielt er mit einer vierundzwanzigpfündigen Kanonenkugel wie mit einem Ball. — Auch ein Bauchredner, Herr Joseph Frey, belustigt gegenwärtig mit allerley Uebungen seiner Kunst das Publikum. — Höhern und edlern Genuß gewährt dem Kunstverständigen das kolossale, in Erz gegossene Standbild des Fürsten Blücher von Wahlstatt, welches die Provinz Schlesien in Breslau errichten läßt und das hier im Atelier des Herrn Professor Rauch zu sehen war; es ist eilf Fuß hoch und das noch nicht vollendete Piedestal wird sechszehn Fuß Höhe erhalten. Der Held Blücher ist im modernen Kostüm abgebildet, im Moment, wie er in der Schlacht an der Kayhach von Wind und Wetter bestürmt „Vorwärts" kommandirt. Der Sturm, der sich des weiten Reitmantels bemächtigt hat, und der zum Kommando emporgehobene Arm werfen ihn rückwärts, so daß er das Ansehen der römischen Toga gewinnt, und das Kostüm des Helden zugleich das Ideale der Antike und die Wahrheit der Tracht unsrer Zeit darstellt. — Professor Gubitz hat uns in schönem Holzschnitte, mit sechs Platten gedruckt, einen Christus gegeben, der die Aufmerksamkeit der Kenner verdient; auch sind zwölf Holzschnitte, die er zu einem hier herausgekommenen illyrischen Gebetbuch lieferte, zu den gelungensten Arbeiten dieser Art zu rechnen.

Ob in diesem Jahre so viele Berliner, wie vordem, nach dem Karlsbad gehen werden, steht zu bezweifeln, da nun auch in hiesiger Residenz eine Anstalt künstlicher Mineralmineralwasser von Dr. Struve aus Dresden errichtet wird, in welcher Karlsbad, Eger, Ems, Mariendad, Pyrmont, Selters u. a. m. der Natur möglichst treu wiedergegeben werden sollen. Der Unternehmer hat zu diesem Zwecke zwey schöne Gärten hier eingerichtet, in welchen ein 250 Fuß langer bedeckter Gang den Kurgästen bey schlechtem Wetter zur Promenade dient; die Anstalt wird in der Hälfte des Monates Juni eröffnet werden. Das Wasser strömt aus Brunnen mit Zapfen versehen wie in Karlsbad. Herr Struve im Verein mit dem Apotheker Hr. Heinrich Sottmann legt zu gleicher Zeit eine solche Anstalt in London und Paris an, und es ist eine erfreuliche Erscheinung, das deutsche Industrie in diesem Falle selbst in England Glück macht. Wie sehr sie überhaupt jetzt sich müht, der englischen gleich zu kommen, beweist noch Folgendes. Der berühmte Weinstock zu Hamptoncourt in London, der mit einem Glashause versehen und in köstliche Mistbeeterde gepflanzt ist, trug einmal 227 Trauben. — Wir haben dagegen im Garten des Herrn Recht hier in der Lindenstraße einen in freyer Luft und gewöhnlicher Erde stehenden Weinstock, der eine ganze Laube bildet und im Jahr 1819 2361 köstliche Trauben trug, welche vortrefflichen Wein gaben, im Jahr 1822 aber gar 2500 Trauben hervorbrachte. —

In der königlichen Eisengießerey ist jetzt das eiserne Grabmal ausgestellt, welches die Fürstin Louise von Radziwill, geborne Prinzessin von Preußen, ihrem in der Schlacht bey Saalfeld rühmlich gefallenen Bruder, dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, errichten läßt; bereits sind achtzehn Jahre seit seinem Tod verflossen, aber weder die edle Schwesterliebe noch die dankbare Nation vergaßen des Helden.

E.

Nro. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juli 1823.

Täuscht dich der Weise, so gibt er dir einen Nebel der Erde, der sich in Regen verdichtet; täuscht dich der Dichter, so gibt er dir einen Nebelfleck des Himmels, der sich in Sonnen zerlegt.

Jean Paul.

Persische Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

XII.

Mit gebundnen Füßen ging
Das Kameel sein Futter pflücken;
Eine Maus, das kleine Ding,
Sah von fern den Höckerrücken,
Wollte sehn, ob's groß und hoch
Nicht ging' in ihr Mauseloch.

Mäuslein zieht am Strick mit List,
Und das Thier es folgt dem Zuge;
Denn gehorsam jeder Frist
Seinem Führer folgt das kluge.
Folgt, solang das Mäuslein zieht,
Bis es nun das Löchlein sieht.

Soll ich, spricht es, da hinein?
Siehe zu, was du beginnest!
Ich bin groß und es ist klein;
Daß du Schaden nicht gewinnest!
Kann's für mich erweitern sich?
Nicht verdünnen kann ich mich.

Doch das Mäuslein saß im Loch,
Däuchte sich allein das kluge,
Zog und zieht immer noch,
Folgt das Trampelthier dem Zuge;
Und ein Tritt von ihm zertrat
Mäuslein und den Mäusestaat.

Aus Paris.

Das Gastmahl der Spieler.

(Beschluß.)

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beyde zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preise berechnet, bey Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht Einer von uns spielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart seyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sey. Sie könnten immer etwas dabey scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freylich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Büreaunist annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Ban-

kers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweyte Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihm die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Casinos, Theegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachtparaden-Dienste, Ceremonien und Aufmarkungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an- und auszuziehen hat — darum ist dieses Alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zu Stande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Spritzbrünnchen getröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!"

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohndiener, wie schlimm es ihm ergangen. Bey dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohndiener es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohndiener aber betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg, und dividirte wahrscheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er blos: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher seyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sey gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bey der Brust gepackt, und ihn mit den Worten: „Scheer' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!" zum Thore hinaus geworfen. Darüber sey die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrüßlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freylich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edeln Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Callico's sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Callico's zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut englisch zu Bette, und stehen continentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Bald beschäftigte sie etwas Wichtigeres. Orleans, welcher eine ihm von dem Könige bestimmte Gemahlin nicht liebte, liebte Isabella und folgte ihrem Zuge: Quentin aber machte ihn bügellos, und bestand einen edeln Kampf mit seinem Begleiter, dem berühmten Dunois, bis ein Haufen Bogenschützen ihm zu Hülfe kam. Die Angreifenden wurden gefangen weggeführt, und unser siegreicher

Schotte verfolgte seinen gefährlichen Weg unter unsicherm Geleit, wie folgende Stelle zeigen mag.

„Während er ungewiß war, ob es nicht besser sey, einen aus seinem Gefolge zurückzuschicken, hörte er den Klang eines Hornes, und in die Gegend blickend, woher der Klang gekommen war, sah er einen Reiter in schnellem Trabe sich dem Zuge nahen. Der niedrige Bau, das wilde, zottige, ungelenke Aussehen des Thieres erinnerte Quentin an die Bergrasse der Pferde seiner Heymath: allein dieses war viel schöner gebaut, und hatte bey demselben Feuer mehr Schnelligkeit in seinen Bewegungen. Vorzüglich war der Kopf, der bey den schottischen Pferdchen oft plump und schwer ist, klein und gut angesetzt, die Kinnbacken dünn, die Augen sprühend von Feuer, und die Nüstern ausgedehnt.

Der Reiter war sonderbarer als das Pferd, welches er ritt, obgleich dieses den französischen Pferden äußerst unähnlich war. Wenn er schon seinen Renner mit großer Geschicklichkeit führte, so ritt er doch mit den Füßen in breiten, einer Schaufel gleichenden Bügeln, so kurz, daß seine Knie beynahe so hoch waren, als sein Sattelknopf. Er trug einen kleinen rothen Turban, auf dem eine schmutzige Feder stack; sein Oberkleid hatte den Schnitt derer der Estradisten, (Truppen, welche die Venetianer in jener Zeit an der östlichen Seite ihres Meerbusens warben); es war grün und flitterhaft mit Gold besetzt; er trug weite weiße Hosen, obgleich nicht von dem reinlichsten Weiß, die an den Knien gefältelt waren; seine dunkelbraunen Füße waren ganz nackt, wenn man die Schlingen ausnimmt, welche ein paar Sandalen an den Füßen fest hielten; er hatte keine Sporen, da die Ecken seiner breiten Bügel so scharf waren, daß er damit sein Pferd hinlänglich antreiben konnte. In einer karmoisinen Schärpe trug der seltsame Reiter einen Dolch auf der rechten Seite, und auf der linken ein kurzes, krummes Mohrenschwert, und an einem schmutzigen Gürtel über der Schulter hing das Horn, welches seine Annäherung verkündigt hatte. Er hatte ein braunes, sonnenverbranntes Gesicht mit dünnem Bart und durchdringenden schwarzen Augen, wohlgebildeten Mund und Nase, und die übrigen Züge würde man schön haben nennen können, wenn nicht die schwarzen Kobolzlocken, welche um sein Gesicht hingen, und das Ansehen von Wildheit und Abzehrung ihn eher als einen Wüstenbewohner, denn als einen civilisirten Menschen bezeichnet hätten.

Quentin ritt zu dem Zigeuner, der dem Zuge als Führer dienen sollte, und sagte, als dieser schnell den rechten Sitz auf dem Pferde annahm: „Du wirst dich, scheint es, Freund, als ein blinder Führer beweisen, wenn du eher auf den Schweif deines Pferdes siehst, als auf seine Ohren.“ — „Und wenn ich wirklich blind wäre, sagte der Zigeuner, so würde ich Euch doch durch jede Provinz des Königreichs führen und euch durch die angrenzenden Länder.“ — „Und doch bist du kein geborner Franzose?“ fragte der Schotte. — „Das bin ich nicht!“ versetzte der Führer. — „Was bist du denn für ein Landsmann?“ — „Ich bin von gar keinem Land.“ — „Wie? von keinem Land?“ — „Nein, sagte der Zigeuner: von keinem! Ich bin ein Zingaro, ein Aegyptier, ein Böhme, oder wie Ihr in Euern verschiedenen europäischen Sprachen unser Volk nennen mögt: aber ich habe keine Heimath.“ — „Bist du ein Christ?“ fragte der Schotte. — Der Zigeuner schüttelte den Kopf. — „Hund! sagte Quentin (denn es war wenig Duldung in dem Geist jener Zeit): verehrst du Mahomed?“ — „Nein!“ war die gleichgültige und kurze Antwort des Führers, der weder beleidigt noch verwundert zu seyn schien über des jungen Mannes heftiges Wesen. — „Bist du ein Heide, oder was bist du?“ — „Ich habe keine Religion!“ sagte der Zigeuner.

Durward schrack zurück; denn obgleich er von Sarazenen und Götzendienern gehört hatte, so war ihm doch nie der Gedanke gekommen, daß Jemand existiren könne, der nicht irgend eine Gottheit verehre. Er erholte sich von seinem Erstaunen und fragte, wo sein Führer gewöhnlich wohne. Wo mich der Zufall hinführt, da wohne ich: ich habe kein Haus, sagte der Zigeuner. — „Wie schützest du dein Eigenthum?“ — Ich habe kein Eigenthum außer den Kleidern, die ich trage, und dem Pferd, das ich reite. — „Doch kleidest du dich hübsch und reitest zierlich!“ sagte Durward. „Wovon nährst du dich?“ — Ich esse, wenn ich hungrig, trinke, wenn ich durstig bin, und habe keinen andern Unterhalt, als den mir der Zufall in den Weg führt. — „Unter wessen Gesetzen stehst du?“ — Ich gehorche nur, wenn es mir gefällt, und nur dem, der mir gefällt. — „Wer ist dein Führer, wer gebietet über dich?“ — Der Vater unsers Stammes — wenn ich ihm gehorchen will — sonst habe ich keinen Führer, keinen Gebieter. — „Auf diese Weise bist du, sagte der verwunderte Frager, alles dessen entblößt, was andere Menschen unter sich verbindet: du hast keine Gesetze, keinen Führer, keinen bestimmten Unterhalt, kein Haus, keine Heimath und — daß sich der Himmel dein erbarme und dir vergebe! — keinen Gott! Was bleibt dir ohne Staat, Haus und Religion?“ — Ich bin frey! sagte der Zigeuner: ich bücke mich vor Niemand — gehorche Niemand — achte Niemand. Ich gehe, wohin ich will, lebe wie ich kann, und sterbe, wenn mein Tag gekommen ist. — „Aber du bist den Gerichten unterworfen!“ — Mag seyn, sagte der Zigeuner: sie können blos meinen Tod beschleunigen! — „Man kann dich gefangen nehmen, und wo ist dann deine gerühmte Freyheit?“ — In meinen Gedanken, die keine Fesseln binden können, während die andern, selbst bey freyen Gliedern, durch Gesetze, Aberglauben, Träume von Heimathsanhänglichkeit und fantastische Visionen von gesellschaftlicher Verfeinerung gefesselt sind. — „Die Freyheit deiner Gedan-

ken aber macht die Last der Bande um deine Glieder nicht leichter!" sagte der Schotte. — „Auf kurze Zeit ist das zu ertragen, und wenn ich mir unterdessen nicht helfen kann, oder meine Kameraden mich nicht befreyen, so kann ich immerhin sterben, und der Tod ist die vollkommenste Freyheit von Allen."

Eine stumme Pause folgte, ehe Quentin wieder anhub: „Wo schreibt dein Stamm seinen Ursprung her? Vielleicht von denen Israels, die jenseits des Euphrat in Gefangenschaft geführt worden sind?" — Wäre das, sagte der Zigeuner, so hätten wir ihren Glauben und ihre Gebräuche noch. — „Wie heißest du?" — Mein rechter Name ist nur meinen Brüdern bekannt; — die Menschen außerhalb unsrer Zelte nennen mich Haxraddin Maugrabin, d. h. Haxraddin, der afrikanische Mohr. — „Du sprichst zu gut für jemand, der immer unter Zigeunern gelebt hat." — Ich habe Einiges in diesem Lande gelernt. Ich war noch ein Knabe, als unser Stamm von den Jägern vertrieben ward, die nach Menschenblut jagen. Ein Pfeil durchbohrte meiner Mutter Haupt und sie starb. Man riß mich von ihr; ein Priester erbettelte mich von des Henkers Trabanten und unterrichtete mich zwey oder drey Jahre lang in den fränkischen Wissenschaften. — „Warum verließest du ihn?" — Ich stahl ihm Geld, — den Gott, den er verehrte! Er entdeckte mich und schlug mich. Ich streckte ihn mit meinem Messer nieder, floh in die Wälder und vereinigte mich wieder mit meinem Volke. — „Elender, du hast deinen Wohlthäter gemordet?" — Wer hieß ihn, mich mit seinen Wohlthaten überhäufen? Der Zigeunerknabe war kein Hausbund, der den Fersen seines Herrn folgt und unter seinen Streichen kriecht: er war der eingesperrte junge Wolf, der bey der ersten Gelegenheit seine Ketten brach, seinen Herrn mordete und in seine Wildniß zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juni.

Vor ungefähr vierzehn Tagen ereignete sich hier einer jener Vorfälle, welche die Menschheit schaudern machen und nur dem Wahnsinne zugeschrieben werden können: ein Sohn erschoß seinen Vater und dann — sich selbst. Verschwendung von Seiten des Sohnes, die der Vater mißbilligte, scheint die mittelbare Ursache gewesen zu seyn, die zu diesem gräulichen Verbrechen führte. Aber es wurden vor dem Coronergericht bey der Todtenschau Zeugnisse in Fülle vorgebracht, daß der junge Mann schon längst an Kopfschmerzen gelitten hatte, die einen beständigen Trübsinn und oft scheußliche Raserey hervorbrachten; indessen waren keine Beweise da, daß er unmittelbar vor der That wahnsinnig gewesen, und die ehrlichen Krämer, welche die Jury ausmachten, und die nicht begreifen zu können schienen, wie ein Mensch in allen Stücken folgerecht handeln und dennoch in einem Punkte wahnsinnig seyn könnte, gaben die Erklärung, der Sohn habe den Vater vorsätzlich ermordet und sich dann bey gesundem Verstande selbst entleibet. So unbefriedigend diese Entscheidung — besonders bey den höhern Ständen (denn der ermordete Vater war ein Obrist und von guter Familie) — auch war, so mußte doch der Coroner seine Pflicht thun. Der Leichnam des Vaters und Selbstmörders ward demnach, dem noch bestehenden Gesetze gemäß, in Mitternacht auf einem Kreuzwege begraben, wobey man sich aber doch die Freyheit nahm, die ekelhafte Zeremonie, dem Todten einen Pfahl durch den Körper zu treiben, diesmal zu unterlassen — welches um so eher zu wagen war, da in diesem Augenblick ein vom Ministerium vorgebrachter Gesetzesvorschlag im Parlamente ist, wodurch diese Begräbnißart der Selbstmörder abgeschafft, und blos darauf beschränkt werden soll, daß solches bey nächtlicher Stille, ohne alles Gepränge und priesterliches Geleite statt finden soll. Auch soll das barbarische Gesetz, nach welchem die hinterlassenen Güter eines Selbstmörders, als wenn dessen Familie noch nicht genug gelitten hätte, dem Fiskus anheim fällt, abgeschafft werden. Aber auch in diesem schmachvollen Grabe war indessen dem unglücklichen Selbstmörder, von dem hier die Rede ist, noch nicht zu rasten vergönnt. Die Habsucht vollendete, was die gesetzgebende Dummheit begonnen. Vor ein paar Nächten kam plötzlich eine Miethkutsche hastig vor das Polizeyamt in Bowstraße gefahren, und der Kutscher erklärte, er habe den Leichnam des jungen Griffiths — so hieß nämlich der Unglückliche — in seiner Kutsche: drey Männer hatten ihn gedungen, sie nach einer gewissen Stelle zu fahren, wo sie ihn hatten ließen und nach einiger Zeit den Leichnam brachten (den er aus allen Umständen für den des Vatermörders erkannte) solchen in den Wagen hoben, und, nachdem sie sich zu demselben eingesetzt, dem Kutscher befahlen, sie nach einem andern Theil der Stadt, den sie ihm nannten, zu fahren. Hier stiegen sie aus, und sagten, sie würden sogleich wieder kommen. Aber nach einigen Minuten fing es dem Kutscher wegen der Folgen dieser Geschichte an, bange zu werden, und er entschloß sich kurz und gut, und fuhr im Galopp zum Polizeyamt. Hier indessen wollte man den Leichnam nicht aufnehmen; eben so wenig im nächsten Armenhause; nach einiger Zeit aber ward der arme Schelm seinen todten Passagier im Armenhause des Kirchsprengels los, wo er begraben gewesen war. Am folgenden Tag beschlossen die dortigen Vorsteher, denselben auf dem Gemeindegottesacker für die Armen in der Stille zu begraben, welches auch in der folgenden Nacht geschah, und wo der Leichnam höchst wahrscheinlich seine endliche Ruhe finden wird, da die Elenden, welche ihn aller Vermuthung nach in der Absicht aufgegraben hatten, um ihn zur Zergliederung zu verkaufen, denselben wohl blos darum zurückgelassen hatten, weil sie ihn bereits schon zu sehr in Fäulniß fanden. Der letztere Theil dieser tragischen Geschichte erinnert mich an einen sonderbaren Auftritt, welcher vor ein paar Tagen in Edinburg statt fand. Der Gebrauch, Leichname nach der Beerdigung zur Zergliederung aufzugraben, scheint in Schottland weit neuer zu seyn als in England; wenigstens scheint der Pöbel erst vor Kurzem damit bekannt geworden zu seyn. Wo ich nicht irre, habe ich Ihnen mitgetheilt, in welch einem ekelhaften Auftritte diese Entdeckung vor einiger Zeit zu Glasgow geführt. Vor einigen Abenden indessen sah man eine Kutsche durch Edinburg fahren, in welcher man einen Sarg bemerkte. Dieß erregte Verdacht: man hielt dieselbe an, und brachte sie vor's Polizeyamt, wo sich sogleich auch der Jan Hagel zu Haufen einfand; und während man den Sarg in's Haus brachte, bemächtigte sich derselbe der Kutsche, und, nachdem die Pferde ausgespannt, schleppte er dieselbe an den Rand eines Felsenhanges, wo man sie hinunterstürzte und in Brand steckte; das Gesindel feyerte dann seinen Triumph, indem es jauchzend um die Flamme tanzte. Indessen hatte man den Sarg untersucht und denselben leer gefunden: er war nämlich zur Aufnahme eines Arztes bestimmt, der auf dem Lande gestorben war, und man hatte die Kutsche gemiethet, um solchen hinauszufahren.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. Juli 1823.

Gestalten seh' ich, anzuschaun wie Menschen,
Doch sind es keine. —

Trauerspiel Edwy von Immermann.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Eine andere Pause folgte, bis der junge Schotte, um den Charakter und Zweck seines verdächtigen Führers zu erforschen, von neuem fragte, ob sein Volk nicht, bey seiner Unwissenheit, Anspruch mache, von der Zukunft eine Kenntniß zu haben, die den Weisen und Philosophen anderer Völker nicht gegeben sey? — „Wir machen Ansprüche darauf, und mit Recht!" sagte Hayraddin. — „Wie kann eine so erhabene Gabe auf ein so verworfenes Geschlecht gekommen seyn?" — Ich kann Euch das vielleicht sagen, aber Ihr müßt mir vorher erklären, warum der Hund die Spur des Menschenfußes verfolgen kann, während der Mensch, das edlere Thier, nicht das Vermögen hat, die des Hundes zu verfolgen. Diese Kräfte, welche Euch so wunderbar vorkommen, liegen in dem Instinkt unseres Stammes. Aus den Linien auf Gesicht und Händen sagen wir denen wahr, die uns um Rath fragen, und zwar eben so zuverlässig, als Ihr aus der Blüthe des Baumes im Frühling die Frucht erkennt, welche er im Herbst tragen wird."

Wilhelm von der Mark ist noch häßlicher gezeichnet, als dieser Zigeuner. „Man nennt ihn den wilden Eber der Ardennen?" fragte Quentin den Prior. — „Und mit Recht, mein Sohn! versetzte dieser: denn er ist wie der wilde Eber des Waldes, dessen Fuß Alles niedertritt, und dessen Zahn Alles zerreißt. Er hat eine Bande von mehr denn tausend Mann um sich versammelt, alle wie er Verächter der bürgerlichen und kirchlichen Autorität: er ist unabhängig von dem Herzog von Burgund, und nährt sich und die Seinigen vom Raub, und fällt ohne Unterschied über Geistliche und Weltliche her. Imposuit manus in Christos Domini — er hat seine Hand gegen den Gesalbten des Herrn ausgestreckt, ohne Rücksicht auf das, was geschrieben steht: Berühre nicht meinen Gesalbten, und thue meinen Propheten keine Schmach! — Selbst in unser armes Haus hat er geschickt nach Summen von Gold und Summen von Silber, unser Leben zu lösen und das unserer Brüder; wir erwiederten darauf mit einer lateinischen Bittschrift, in welcher wir darstellten, daß wir seinen Forderungen zu entsprechen zu arm wären, indem wir ihn zugleich mit den Worten des Predigers ermahnten: Ne moliaris amico tuo malum, cum habet in te fiduciam. Demungeachtet hat dieser Gulielmus Barbatus, dieser Wilhelm von der Mark, so unwissend als unmenschlich, in seinem lächerlichen Kauderwälsch erwiedert: Si non payatis, brulabo monasterium vestrum." — „Ihr habt indessen, guter Vater, dieses rohe Latein hinlänglich verstanden?" — „Ach, mein Sohn, sagte der Prior: Furcht und Noth sind vortreffliche Uebersetzer! Wir mußten die Silbergefäße unsers Altars schmelzen, um der Raubgier dieses grausamen Hauptmanns genug zu thun. Aber der Himmel vergelt' es ihm siebenfach: Pereat improbus — Amen, amen, anathema esto!"

Isabella's und Quentin's Liebe wächst auf dieser unbehaglichen Reise; aber größere Gefahren harren ihrer,

während sie in Sicherheit bey dem Bischof von Lüttich wohnen: das Schloß des Bischofs wird in einer stillen Nacht von dem Eber der Ardennen angegriffen und der Besitzer grausam ermordet. Quentin ist so glücklich, durch Muth, Geschicklichkeit und günstigen Zufall Isabella zu retten. Während des Gemetzels bringt er in ihr Bettgemach, —

„Wo eine weibliche Gestalt in heißem Gebeth vor dem heiligen Bilde lag, und erschreckt durch den herannahenden Tumult auf den Boden sank. Er hob sie auf und erkannte, die er suchte, um sie zu retten — die Gräfin Isabella. Er drückte sie an seine Brust — er beschwor sie zu erwachen — bat dringend, guten Muthes zu seyn, da sie unter dem Schutze eines Mannes sey, der Herz und Hand habe, sie gegen ein Heer zu vertheidigen.

„Durward, sagte sie, als sie sich endlich erholt hatte: seyd Ihr es wirklich? Da bleibt mir noch einige Hoffnung. Ich glaubte, alle meine lebenden Freunde hätten mich meinem Schicksal überlassen. Verlaßt mich nicht mehr!"

„Niemals! niemals! sagte Durward: was auch kommen mag — welche Gefahr auch naht, ich will der Wohlthaten verlustig seyn, welche für uns durch jenes gesegnete Zeichen erkauft worden sind, wenn ich Euer Loos nicht theile, bis es wieder ein glückliches ist." —

Durch Zufälle, deren Erzählung zu lang wäre, fand Quentin in Pavillon und seiner Parthey Freunde; sie können aber das Schloß nicht ohne Erlaubniß des von der Mark verlassen, und treten vor ihn.

„Oben an der Tafel saß in des Bischofs Sitz, der schnell hierher gebracht worden, der gefürchtete Eber der Ardennen, den Schreckensnamen, dessen er sich zu freuen schien, wohl verdienend. Sein Haupt war unbehelmt, aber er trug den übrigen Theil seiner gewichtigen Rüstung und seiner glänzenden Waffen, die er selten bey Seite legte. Ueber seinen Schultern hing ein Ueberkleid aus der Haut eines ungeheuern wilden Ebers gefertigt, dessen Klauen und Hauzähne von gediegenem Silber waren. Die Haut des Kopfes war so gerichtet, daß man sie über die Haube, wenn der Freeherr bewaffnet war, oder über den bloßen Kopf in Gestalt eines Hutes ziehen konnte; und so trug er sie in diesem Augenblick, und glich einem wilden, grinsenden Ungeheuer.

Der obere Theil von des Ardennen-Ebers Gesicht strafte seinen Charakter fast Lüge; denn obgleich sein Haar, wenn es unbedeckt war, den rauhen und wilden Borsten glich, welche er jetzt darüber gezogen hatte, so zeigten doch die offene, hohe und männliche Stirne, die breiten, blaßrothen Wangen, die großen, funkelnden, hellen Augen, und eine gleich dem Adlerschnabel gekrümmte Nase auf etwas Kräftiges und Edles; aber die Wirkung dieser günstigern Züge wurden durch seine heftigen rohen Sitten verdunkelt, die nebst Ausschweifung und Unmäßigkeit den Zügen einen Charakter aufdrückte, der abschreckte und zurückstieß. Der große, lange, rauhe Bart verbarg weder die natürlichen Schrecken eines Mundes, dem er eigentlich den Namen des wilden Ebers verdankte, noch gab er dem thierischen Ausdruck desselben einige Würde, obgleich er diese Wirkung beabsichtigte.

Die Soldaten und Offiziere saßen um die Tafel, zwischen ihnen Leute aus Lüttich, wovon einige von zurückschreckendem Aussehen waren; unter diese gehörte Block, der Fleischhauer, der neben dem Hauptmann saß, und sich durch seine aufgestreiften Aermel auszeichnete, welche die bis zu den Ellbogen mit Blut befleckten Arme zeigten, roth wie das Beil, das vor ihm lag. Die meisten Soldaten hatten lange, scheußliche Bärte, wie ihr Führer; die Freuden des Sieges und des Weines entstellten ihre ohnedieß schon wilden Züge, und machten den Anblick der Scene eben so häßlich als abschreckend. Ihr Gespräch, die Lieder, welche sie sangen, ohne daß Einer auf des Andern Gesang hörte, waren so ausschweifend und gotteslästerlich, daß Quentin Gott dankte, daß das große Gelärm seine Gefährtin hinderte, sie zu verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Erscheinungen, die aber in die entgegengesetzten Zeiten fallen, gewährt die Erde dem Monde. Wenn der Neumond zwischen der Sonne und der Erde steht, so befindet sich diese gegen ihn in eben der Lage, wie der Vollmond gegen uns: es zeigt sich ihm die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte der Erde, indeß die von der Erde abgewandte Seite des Mondes die Sonne im Mittage hat. Im Vollmonde stehen wir zwischen der Sonne und dem Monde, und kehren ihm die von der Sonne abgewandte, oder dunkele Seite zu: die Erde ist dem Monde, was uns der Neumond ist. Die übrigen Phasen erfolgen auf eben die Art, nur daß der zunehmende Erdschein mit dem abnehmenden Monde, und die abnehmende Erde mit dem zunehmenden Monde zusammentrifft.

Die zwölf oder dreyzehn Knoten, die der Mond um die Erde schlingt, indem er mit ihr zugleich einen größeren Kreis um die Sonne beschreibt, erklären nicht allein, wie wir eben gesehen haben, die bekannten Phasen des Mondes, sondern verursachen auch jene merkwürdigen Erscheinungen, die schon im frühesten Alterthume ein Gegenstand der Neugierde oder der Furcht, religiöser Verehrung oder philosophischer Untersuchungen waren. Wenn der Neumond zwischen der Erde und der Sonne durchgeht, so verdeckt er uns zuweilen diese Quelle des Lichtes ganz oder

zum Theil: wir sehen die schwarze kreisrunde Mondscheibe in den rechten oder westlichen Rand der Sonne eintreten, und nach Osten über ihr wegrücken. Da die Scheibe des Mondes, nach seiner verschiedenen Entfernung von der Erde, uns bald etwas größer, bald etwas kleiner scheint als die Sonne, so wird der Mond im ersteren Fall, wenn sein Lauf ihn über die Mitte der Sonne führt, die ganze Sonnenscheibe bedecken, oder eine totale Sonnenfinsterniß verursachen; im lezteren Fall aber wird noch ein heller Ring der Sonne um den Mond herum unbedeckt bleiben, und es erfolgt eine ringförmige Sonnenfinsterniß. Da die scheinbaren Größen der Sonne und des Mondes nur wenig von einander verschieden sind, so kann ein solches Phänomen an einem bestimmten Orte der Erde nur wenige Minuten dauern. Da aber, wegen der Bewegung des Mondes und der Umdrehung der Erde, in jedem Augenblick andere Oerter der Erde in die hiezu erforderliche Lage kommen, nämlich von einer geraden Linie durch die Mittelpunkte der Sonne und des Mondes getroffen zu werden, so kann eine totale oder ringförmige Sonnenfinsterniß auf der Erde überhaupt fünfthalb Stunden dauern. Wenn aber der Mond nicht über die Mitte der Sonne wegstreicht, so wird er nur einen Theil von ihr bedecken: es entsteht eine partiale Sonnenfinsterniß, die an jedem Orte der Erde mehrere Stunden, und auf dem Erdboden überhaupt sieben Stunden dauern kann.

Indem der Vollmond hinter der Erde durchgeht, tritt er zuweilen in den Schatten, den die Erde, gleich jedem dunkeln Körper, nach der dem Lichte entgegengesezten Seite wirft: die Erde entzieht dem Monde ganz oder zum Theil das Licht der Sonne, und es entsteht eine totale oder partiale Mondfinsterniß. Da die Erde rund und kleiner als die Sonne ist, so wirft sie einen kegelförmigen Schatten, dessen Spitze hinter die Erde fällt, und der immer schmäler wird, je weiter er sich von ihr entfernt. Die Mondfinsterniß wird also größer oder kleiner, von längerer oder kürzerer Dauer seyn, nachdem der Mond weniger oder mehr von der Erde entfernt ist, und nachdem er näher oder weiter von der Mitte des Schattenkegels durchgeht. Die längste Dauer der Mondfinsternisse findet Statt, wenn der Mond in seiner Erdnähe durch die Mitte des Schattens geht; und in diesem Falle kann die totale Mondfinsterniß auf der Erde überhaupt zwey Stunden achtzehn Minuten dauern, die ganze Finsterniß aber vier Stunden und acht und dreyßig Minuten.

Die Mondfinsternisse können also nur bey dem Vollmonde, so wie die Sonnenfinsternisse nur bey dem Neumonde Statt haben; und man wird fragen, warum nicht jeder Neu- oder Vollmond mit einer Finsterniß verbunden ist. Dieses würde allerdings der Fall seyn, wenn der Mond sich um die Erde in derselben Ebene der Ekliptik bewegte, worin die Erde um die Sonne läuft, weil alsdann bey dem Neu- und dem Vollmonde eine gerade Linie die Mittelpunkte der Sonne, der Erde und des Mondes vereinigen würde. Da aber die Mondbahn eine schiefe Lage gegen die Ekliptik hat, sie also nur in zwey Punkten durchschneidet, die man die Knoten nennt, so wird der Mond nur dann wirklich zwischen der Sonne und der Erde durchgehen, wenn er nahe bey einem dieser Knoten ist; in allen andern Fällen aber wird er, ohne uns die Sonne zu bedecken, über oder unter ihr vorbey gehen; und dasselbe findet in Ansehung des Schattenkegels bey den Mondfinsternissen Statt. Aus der Lage der Mondbahn gegen die Ekliptik folgt, daß in drey Monaten nur eine Finsterniß erfolgen kann, oder genauer, daß gewöhnlich in achtzehn Jahren oder 223 Monaten 70 Finsternisse erfolgen, worunter 29 Mond- und 41 Sonnenfinsternisse sind; so daß jedes Jahr im Durchschnitt vier Finsternisse hat, und die Sonnen- und Mondfinsternisse sich verhalten wie sieben zu fünf. Es gibt Jahre, die vier Sonnen und drey Mondfinsternisse, andere, die nur zwey Sonnenfinsternisse und gar keine Mondfinsterniß haben. Obgleich aber die ersteren auf der Erde überhaupt häufiger sind als die letztern, so sind doch die an einem bestimmten Orte sichtbaren Sonnenfinsternisse fast dreymal seltener als die des Mondes, und man kann annehmen, daß jeder Ort der Erde nur in zwey Jahren eine Sonnenfinsterniß, und nur in zweyhundert Jahren eine totale zu erwarten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Summarische Uebersicht der Geschichte der Dampfboote.

(Aus einer am 27. Januar 1823 der Akademie der Wissenschaften in Paris von Herrn Dupin vorgelesenen Abhandlung.)

Die ersten gelungenen Versuche, um durch mechanische Vorkehrungen die Kraft des Windes zu ersetzen, scheint Herr Duquet von 1687 bis 1693 in Havre de Grace gemacht zu haben.

Im Jahr 1698, dem nämlichen Jahr, in welchem Herr Savery seine Dampfmaschine in England vorwies, hat er ein durch Schaufelräder bewegtes Fahrzeug verfertigt, ohne auch nur den Gedanken zu haben, dafür die neue Bewegkraft zu benutzen, mit der er sich so eben beschäftigt hatte.

Im Jahr 1736 glaubte Jonathan Hull, welcher die durch Newcomen den Dampfmaschinen ertheilte Vervollkommnung benuzte, ihre Anwendung zur Bewegung von Fahrzeugen mit Schaufelrädern vorschlagen zu können.

Er nahm ein Patent dafür, suchte aber vergeblich die Admiralität für sein Vorhaben zu gewinnen: er ward abgewiesen, und Jonathan Hull's Entwürfe blieben ohne Folge.

Herr Perrier scheint im Jahr 1775 das erste Dampfboot verfertigt zu haben; weil aber dasselbe nur die Kraft eines einzigen Pferdes besaß, so konnte es nicht die Seine aufwärts fahren, wohl aber in stillem Wasser sich bewegen. Herr Perrier verfolgte seine Idee nicht weiter. Im Jahr 1781 war Herr v. Jouffroy glücklicher; er ließ in Lyon ein Dampfboot verfertigen, das 46 Meters lang war und die Saone befahren sollte. Die Staatsumwälzung trat ein; Herr v. Jouffroy verließ Frankreich und gab seine Plane auf.

Von 1785 bis 1801 haben die Herren Miller, Clark und Squington, in Schottland; Lord Standope und die Herren Bunter und Dickinson, in England; die Herren Fitsch, Ramsay und Livington, in Amerika; und der Amerikaner, Herr Fulton, in Paris, Versuche gemacht, von denen keiner entscheidend gelungen ist.

Im Jahr 1807 endlich unternahm das von Fulton verfertigte Dampfboot seine erste Reise, indem es in zwey und dreyßig Stunden den Zwischenraum von New-York bis Albany durchzog, und in dreyßig Stunden die Rückfahrt bewerkstelligte.

Dieß entscheidende Gelingen überzeugte sogar auch die Ungläubigsten; reiche Vereine bildeten sich, um den neuen Industriezweig anzuwenden, der in Kurzem außerordentliche Erweiterung erhalten hat. Heut zu Tage fährt man von der Mündung des Missisipi her, im nämlichen Dampfboot diesen Strom und den Missouri hinauf bis zum Flusse Pierre-Jaune, in einer Ausdehnung von 2700 Seemeilen oder 5000 Kilometer (1260 Postmeilen), das will sagen, auf zusammenhängendem natürlichem Wasserlauf einen Raum, welcher ausgedehnter ist, als die Gesammtlänge der anderthalbhundert in England durch Menschenhand gegrabenen Kanäle.

In England, wo die Dampfschifffahrt im Jahr 1812 erst eingeführt ward, ist sie gegenwärtig sehr blühend und ausgedehnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im Juni.

(Beschluß.)

Neulich erschienen mehrere Lastars mit ihrem Anführer dem Serang vor dem Polizeygericht der Altstadt, und beschwerten sich, daß ihnen die ostindische Gesellschaft, in deren Schiffe einem sie hierher gekommen waren, einen zweymonatlichen Sold vorenthalte, und nicht genug Reis und gar keinen Rum oder Gin (englischen gemeinten Branntwein) gäbe. Der Aldermann wunderte sich, daß sie als Mahomedaner nach geistigen Getränken verlangten. Aber der Serang erwiederte, Mahomed habe nie daran denken können, daß ein Gläubiger in einem so elenden Lande leben sollte, wie dieses, sonst hätte er nie den Grog (Rum oder Gin und warmes Wasser) verbieten können, welches hier ein Lebensbedürfniß sey. — Ein anderer erklärte, er wolle Grog trinken, wo er ihn nur immer fände, und wolle lieber ein Christ werden, als den Grog oder auch nur den Geschmack dafür aufgeben. Uebrigens könne er auch nicht denken, daß Mahomed habe den Gin in kalter Witterung verbieten wollen. Ja er meinte, daß, da man den Gin in den Tagen des Propheten nicht gekannt habe, derselbe gar nicht zu den verbotenen Getränken gehören könne, und daß, wenn solcher zu jenen Zeiten bekannt gewesen wäre, der Prophet zu weise gewesen seyn würde, um ihn zu untersagen. — Ein dritter, welcher ein wenig gebrochen Englisch sprach, seien ganz erbost über den Gedanken, daß der Gin in der mahomedanischen Religion verboten sey. Er meinte, es ginge die Ungläubigen nichts an, wenn einer der Gläubigen Branntwein trinken wolle, da solche doch nicht dafür zu büßen hätten. — Bey weiterem Befragen kam es endlich heraus, daß ein anderer Serang das Geld empfangen habe, und damit zu Calcutta davon gelaufen sey; daß man ihnen die Nahrung reiche, welche alle Lastars erhielten, und die vollkommen hinreichend sey; daß geistige Getränke aber den Lastars nie gereichen würden, weil der Genuß derselben sie zur Raserey treiben würde, indem sie selbst nächtern oft die Messer gegen einander führten; und daß sie überhaupt von gewissen Feinden der Gesellschaft zu dieser Klage verleitet worden. Die Klage wurde also abgewiesen.

Vor ein paar Tagen ereignete sich in einem der hiesigen Gerichtshöfe ein Streit zwischen einem Advokaten und dem Richter, welcher dem deutschen Leser interessant seyn dürfte. Der Advokat hatte einen Zeugen gefragt, wann er von einem solchen Orte verschwunden sey. — Richter. Das ist eine unschickliche Frage, die Sie nicht thun sollten. — Adv. Das ist eine Beschuldigung, der ich mich nicht unterwerfen will; ich bin nicht fähig, eine unschickliche Frage zu thun. — Richter. Welche Beschuldigung, Herr? Ich verlange, daß Sie mir nicht aufführen, daß ich Beschuldigungen auswerfe. Das Wort verschwinden heißt sich wegstehlen. — Adv. Keinesweges. — Richter. Ich hoffe, ich habe noch etwas Verstand; das Wort hat gewiß diese Meinung, und darum war die Frage unschicklich. — Adv. Ich will mich nie einem solchen Verweise unterwerfen. — Richter. Das ist eine sehr unschickliche Art von einem Advokaten, mit dem Richter zu reden. — Adv. Und das ist eine sehr unschickliche Art von einem Richter mit einem Advokaten zu reden. — Richter. (Mit Wärme aufstehend) Wahrhaftig, Herr, Sie zwingen mich zu thun, was mir unangenehm. — Adv. Thun Sie, was Sie wollen, Mylord. — Richter (sich niedersetzend). Nun, ich hoffe die Nachsicht eines christlichen Richters zu zeigen. — Adv. Sie mögen Ihre Nachsicht oder Ihre Gewalt gebrauchen, wie Sie wollen, es gilt mir ganz gleich. Ich bin bereit, mich jeder Ihnen beliebigen Maßregel zu unterwerfen. — Richter. Ich habe das Amt eines Richters zu verwalten, und dabey darf man mir keine Verweise der Art geben. — Adv. Und ich habe die Pflicht eines Advokaten zu erfüllen, welches ich nach Gutdünken thun will, ohne mich von irgend jemand tadeln zu lassen. — Ein anderer Advokat stand hier auf, um den Streit beyzulegen; aber der erstere wies ihn zurück und wollte ihn nicht zu Worte kommen lassen, indem er sagte, er könne seyn für sich selbst sprechen. Worauf der Richter, welcher wohl einsah, mit wem er es zu thun hatte, sich in seinen Stuhl zurücklegte und stillschwieg; und der Prozeß ging seinen Gang fort.

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juli 1823.

Leichten Fluges schwingt die Erde
Sich um die gewohnte Bahn;
Wie ein traulicher Gefährte
Schließt der Silbermond sich an:
Der ein Wächter aufgestellt,
Freundlich unsre Nacht erhellt,
Und dem Denker sichre Schwingen
Leiht, in's Sternenreich zu dringen.

Distling.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Erscheinungen finden auf dem Monde Statt. Auch der Mond wirft einen Schatten hinter sich, der bey dem Neumonde auf die Erde fällt, wegen der geringen Größe des Mondes aber so unbedeutend ist, daß die Bewohner des Mondes, wenn wir eine totale Sonnenfinsterniß haben, den Schatten ihres Planeten in der Gestalt eines kleinen schwarzen, in einen grauen Nebel gehüllten, Fleckens, oder, wenn unsere Sonnenfinsterniß ringförmig ist, wie ein graues Wölkchen, über die Erde wegstreifen sehen. Wenn aber der Vollmond in den Schatten der Erde tritt, so verdeckt die Erde ihm die Sonne, und die größeste Dauer einer totalen Sonnenfinsterniß auf dem Monde ist ebenfalls von fünftehalb Stunden.

Der Mond hat also, gleich der Erde, ein Jahr von 365¼ Tagen, und einen Monat von 29½ Tagen, in welcher Zeit sich ihm an der Erde alle Phasen und Finsternisse, die wir am Monde bemerken, nur in der entgegengesetzten Ordnung zeigen. Man hat auf dem Monde eine Sonnenfinsterniß, wenn wir eine Mondfinsterniß haben, eine Erdfinsterniß, wenn bey uns eine Sonnenfinsterniß ist; und der dunkele Theil der Erde zeigt sich dem Monde immer in derselben sichelförmigen oder konveren Gestalt, wie uns die helle Phase des Mondes erscheint. Indessen findet bey allen diesen scheinbaren Uebereinstimmungen in der Bewegung des Mondes ein besonderer Umstand Statt, der dort ganz andere Erscheinungen, selbst eine ganz andere Natur hervorbringen muß, als uns zu Theil geworden ist: und dieß ist der Umstand, daß der Mond der Erde beständig dieselbe Seite zukehrt. Es folgt hieraus, daß der Mond in der Zeit eines Umlaufes um die Erde von 27 Tagen sich auch zugleich einmal umwendet oder um eine Axe dreht, so wie ein Mensch, der bey mir vorbeygeht, sich nothwendig umdrehen muß, um mir seinen Rücken zu verbergen, oder mir immer das Gesicht zuzukehren. Diese Umdrehung muß überdem fast dieselbe Lage haben, wie die Bahn des Mondes um die Erde, weil sonst dadurch Theile der hinteren Hälfte des Mondes oben oder unten zum Vorschein kommen müßten. In der That steht die Axe, um welche der Mond sich dreht, fast genau senkrecht auf der Ekliptik, in der er mit der Erde um die Sonne läuft, das heißt, sein Aequator fällt mit seiner jährlichen Bahn zusammen. Da nun die Abwechselung der Jahreszeiten auf jedem Planeten, wie auf der Erde, dies durch den Winkel bestimmt wird, den der Aequator mit der Bahn um die Sonne macht, so folgt, daß auf dem Monde gar kein eigentlicher Wechsel der Jahreszeiten Statt findet, und daß Wärme und Kälte mit den Tageszeiten, Sommer und Winter mit dem Morgen und Abend zugleich wechselt. Da nämlich der Aequator des Mondes beständig durch die Sonne geht, so befindet sich die Sonne niemals nördlich oder südlich vom Mond-Aequator, sie nähert sich nie seinen Polen, und erwärmt seine nördliche und südliche Halbkugel und jede seiner Zo-

nen immer gleichförmig. Die Bewohner des Mond-Aequators haben die Sonne beſtändig des Mittags im Zenith, und unter den Polen hat man die Sonne unaufhörlich im Horizont: dort herrſcht ein ewiger Sommer, hier ein ewiger Frühling. Freylich fällt der Aequator nicht ganz genau mit der Ekliptik zuſammen; allein der Unterſchied iſt ſo unbedeutend, da er nur anderthalb Grade beträgt, daß er ſchwerlich eine merkliche Aenderung in der Temperatur hervorbringen kann.

Ein eben ſo merkwürdiger Unterſchied findet in den Tageszeiten zwiſchen der Erde und dem Monde Statt. Da der Vollmond der Sonne eben die Seite zukehrt wie der Erde, der Neumond aber die entgegengeſetzte Seite, ſo werden im Laufe eines Monats von 29½ Tagen nach und nach alle Theile des Mondes von der Sonne beſchienen; folglich iſt der Tag auf dem Monde mit der Zeit des ſynodiſchen Monats von 29 bis 30 Tagen einerley. Jeder Ort auf dem Monde hat die Sonne ununterbrochen fünfzehn Tage über, und eben ſo lange unter dem Horizont: auf dem ganzen Monde iſt beſtändig Tag und Nacht gleich, und beyde dauern fünfzehn Tage. So wie alſo die Erwärmung auf dem Monde ſehr ungleich ausgetheilt iſt, ſo findet bey der Erleuchtung eine vollkommene Gleichheit, wenigſtens in Anſehung der Dauer, Statt; und keine Zone ſieht die Sonne länger als die andere. Da aber dieſe Zeit lange genug dauert, ſo kann man ſagen, daß jeder Ort des Mondes, wenn nämlich dort zwiſchen der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht ein ähnlicher Unterſchied wie bey uns Statt findet, in der Zeit eines Monates, der zugleich ſein Tag iſt, alle Jahreszeiten durchgeht, einen Sommer und einen Winter von fünfzehn Tagen hat, und daß ſein Frühling und Herbſt mit den Morgen- und Abendſtunden, die dort dreyßigmal länger dauern, zuſammenfällt.

Die tägliche Bewegung iſt nämlich auf dem Monde dreyßigmal langſamer, als auf der Erde; und in der Zeit von dreyßig Tagen ſehen die Mondbürger nur einmal die Sonne und alle Sterne auf- und untergehen. Allein bey dieſer allgemeinen Umwälzung des Himmels ſcheint ihnen ein Weltkörper, der alle übrigen, ſelbſt die Sonne, an Größe weit übertrifft, in faſt vollkommener Ruhe zu ſeyn, und nur unbedeutende Schwankungen um die Stelle, die er beſtändig einnimmt, zu machen. Die Bewohner der Mitte von der uns zugekehrten Seite des Monds ſehen unſere Erde als eine leuchtende Kugel von viermal größerem Durchmeſſer als die Sonne, beſtändig gerade über ihrem Kopfe, indeß die Sonne und alle Sterne ſich hinter dieſem großen Weltkörper, oder neben ihm vorbeyſchieben und Kreiſe beſchreiben, die auf dem Horizont dieſes Ortes ſenkrecht ſind. Zu gleicher Zeit nimmt dieſer unbewegliche Centralkörper alle Phaſe vom Vollmonde bis zum Neumonde an, ſein Licht nimmt des Nachmittags zu, des Morgens ab, bis er am Mittage ganz verſchwindet. — Die Bewohner des Randes der ſichtbaren Mondſcheibe ſehen die Erde beſtändig in ihrem Horizont an derſelben Stelle, oder vielmehr auf- und niederhüpfen, indeß die übrigen Weltkörper in Kreiſen umzulaufen ſcheinen, die entweder mit dem Horizont parallel ſind, oder ihn unter irgend einem Winkel ſchneiden. Das Erſtere iſt der Fall mit den beyden Punkten, die der oberſte und der unterſte der uns ſichtbaren Mondſcheibe ſind: ſie haben die Sonne beſtändig im Horizont, und die Sterne in der einen Hälfte des Himmels ſind immer über ihrem Horizont, die in der andern Hälfte ſind ihnen beſtändig unſichtbar. — Die Bewohner der übrigen Theile der vorderen Mondſcheibe ſehen die Erde gleichfalls faſt unbeweglich in einer gewiſſen Höhe über dem Horizont; die Bewohner der hintern Hälfte kriegen die Sonne niemals zu ſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Noch ein Bruchſtück aus Walter Scott's neueſtem Roman: Quentin Durward.

(Fortſetzung.)

Die Vorbereitungen zu dem Feſte waren ſo regellos, wie die Geſellſchaft. Alle Geſchirre des Biſchofs, und ſelbſt die, welche der Kirche gehörten — denn der Eber der Ardennen achtete den Kirchenraub für nichts — lagen umher vermiſcht mit ſchwarzen Schläuchen, oder großen ledernen Bechern und Trinkhörnern.

Eines Umſtandes des Schreckens muß noch hier gedacht werden; das Uebrige der Scene überlaſſen wir gern der Einbildungskraft der Leſer. Während des wilden Gelages nahm ein Krieger (ein Lanzenknecht, der ſich durch ſeinen Muth während des Sturms am Abend ausgezeichnet hatte), von der Tafel, von der er ausgeſchloſſen war, einen großen ſilbernen Becher weg, indem er erklärte, daß dieſer ihn für die Freuden des Gaſtmahls entſchädigen ſollte. Der Führer lachte bis zum Erſticken über einen dem Charakter der Geſellſchaft ſo angemeſſenen Scherz; als aber ein Anderer, weniger Tapferer im Kampfe, wie es ſchien, ſich eine gleiche Freyheit nehmen wollte, ſetzte von der Mark dem luſtigen Spiele, das die Tafel bald aller Zierden von Werth beraubt hätte, ſogleich ein Ziel. „Ho, bey dem Geiſte des Donners! rief er aus: wer es nicht wagt, ein Mann zu ſeyn, wenn er dem Feinde gegenüber ſteht, darf auch kein Dieb unter ſeinen Freunden ſeyn. Was? du Feigherz, der du auf offene Thore und herabgelaſſene Brücken warteteſt, während Konrad Horſt ſich einen Weg über Graben und Mauern bahnte, mußt du naſeweis ſeyn? — Hängt ihn an den Fenſterbalken auf! Er ſoll den Takt mit ſeinen Füßen ſchlagen, während wir auf ſeine glückliche Höllenfahrt einen Becher trinken.“

Der Befehl war kaum früher ausgeſprochen als vollzogen, und in einem Augenblick ſtieß der Unglückliche ſeinen

lezten Seufzer aus. Sein Körper hing noch an dem Balken, als Quentin und die Andern in die Halle traten, und warf, die blaſſen Mondesſtrahlen auffangend, einen ungewiſſen Schatten auf den Schloßflur.

Als der Syndikus Pavillon von Mund zu Mund in der lärmenden Verſammlung angekündigt war, beſtrebte er ſich, in Gemäßheit ſeines Anſehens und Einfluſſes, ein würdiges und wichtiges Weſen anzunehmen, welches ein Blick auf den ſchrecklichen Gegenſtand am Fenſter und auf die wilde Scene umher nicht ſehr unterſtützte, obgleich ihn Peter ermahnte, und ihm mit einiger Verwirrung ins Ohr flüſterte: „Herz gefaßt, Herr, oder wir ſind nur verlorne Menſchen.“

So gut er konnte, faßte ſich der Syndikus, um eine kleine Anrede zu halten, in welcher er der Geſellſchaft zu dem großen Siege des Abends Glück wünſchte. — „Gut, gut! ſagte von der Mark: Aber Herr Bürgermeiſter, Ihr kommt ja wie Mars, die Schönheit an Eurer Seite! Wer iſt dieſes holde Geſchöpf? Schleyer weg, Schleyer weg!“ — „Es iſt meine Tochter, edler Hauptmann! antwortete Pavillon: und ich wollte Euch eben bitten, ſie den Schleyer tragen zu laſſen, da ſie dieß den heiligen drey Königen gelobt hat.“ — „Ich abſolvire ſie ſogleich davon; denn hier mache ich mich zum Biſchof von Lüttich, und hoffe, ein lebender Biſchof iſt drey todte Könige werth.“

Die Gäſte fuhren zuſammen, denn die Bürger von Lüttich und ſelbſt einige rohe Soldaten verehrten die Könige von Köln, wie man ſie gewöhnlich nannte, obgleich ſie ſonſt nichts achteten.

„Nein! ſagte von der Mark: Ich will nichts thun gegen die verſtorbenen Majeſtäten; aber Biſchof will ich ſeyn. Ein zugleich weltlicher und geiſtlicher Fürſt, der Gewalt hat zu binden und zu löſen, ziemt ſich wohl für eine Bande Geprüfter, wie ihr ſeyd, denen Niemand anders Abſolution geben kann. Doch kommt hierher, edler Bürgermeiſter — ſezt Euch neben mich, und erſezt unſern Vorfahren in dem heiligen Sitze.“

Es ward unruhig in der Halle, während Pavillon, für die ihm zugedachte Ehre dankend, ſich faſt am Ende des Tiſches niederſezte, indeß ſein Gefolge ſich hinter ihm hielt, nicht unähnlich einer Heerde Schafe, die ſich zuweilen hinter einem alten Leithammel ſammeln, dem ſie etwas mehr Muth zutrauen, als ſich ſelbſt. In ſeiner Nähe ſaß ein ſehr hübſcher Jüngling, wie man ſagte ein natürlicher Sohn des wilden von der Mark, und gegen den er zuweilen Güte und ſelbſt Zärtlichkeit zeigte. Die Mutter des Knaben war an einem Schlage geſtorben, den ihr der wilde Hauptmann in der Trunkenheit oder Eiferſucht gegeben, und ihr Schickſal hatte den Roben ſo ſehr geſchmerzt, wie er des Schmerzes nur fähig war. Dieſem Umſtand mochte man zum Theil ſeine Liebe für den übrig gebliebenen Waiſen zuſchreiben. Quentin hatte dieſen Zug von des Führers Charakter von dem Prior erfahren, und ſezte ſich, ſo nah er konnte, zu dem Jünglinge, entſchloſſen, ſich ſeines Beyſtandes zu verſichern, wenn andere Rettungsmittel fehlſchlagen ſollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Daß Beharrlichkeit zum Ziele führe, haben die menſchlichen Parlamentsmitglieder endlich erfahren, die ſich ſeit Jahren faſt vergebens bemüht hatten, das engliſche Kriminalgeſetzbuch von den vielen Mordſentenzen zu reinigen, womit der mißverſtandene Eifer älterer Parlamente für die Erhaltung des Eigenthums daſſelbe befleckt hatten. Sollte man es glauben, daß in dem philoſophiſchen England das Beſchädigen eines jungen Baumes oder der Weſtminſter-Brücke, dem Geſetze nach, den Tod nach ſich zöge! Und dennoch iſt dieß der Fall bey dieſen und ähnlichen Vergehungen, wo durchaus keine moraliſche Schuld ſtatt findet. Freylich begnadigte die Regierung in den meiſten Fällen die Verbrecher; aber die Todesſtrafe wurde doch immer vom Richter mit eben ſo großer Feyerlichkeit ausgeſprochen, als hätte es einen Straßenraub oder einen Mordbrand gegolten; ein Verfahren, welches bey dem gemeinen Mann nothwendig alle Arten von Vergehungen und Verbrechen vermengen mußte. Aber auch nicht immer blieb es der Regierung frey, Gnade ergehen zu laſſen — oft mußte ein abſchreckendes Beyſpiel gegeben werden, und ein Unglücklicher, welcher Hundert vor ihm für ein ähnliches Vergehen hatte faſt ſtraflos davon gehen ſehen, mußte für das ſeinige am Galgen büßen. Referent las vor Kurzem ein ſchaudererregendes Beyſpiel von dieſer Art. Zur Zeit, als England wegen der Falklandsinſeln in Streit gerieth, wurde ein Mann für den Seedienſt erpreßt und davon geführt. Er ließ eine ſchöne junge Frau mit zwey kleinen Kindern zurück, welche bald in ſolche Armuth gerieth, daß ſie ihr Brod erbetteln mußte. Als die unglückliche Mutter die armen Geſchöpfe faſt nackt und kein redliches Mittel vor ſich ſah, ihre Blöße zu bedecken, trieb ſie die Verzweiflung in einen Laden, wo ſie einige Ellen grober Leinwand vom Tiſche aufnahm, in der Abſicht, um ſolche zu ſtehlen. Als ſie aber bemerkte, daß ihr einer der Ladendiener zuſah, legte ſie das Päckchen wieder nieder und wollte ſich entfernen; aber ſie wurde ergriffen und vor Gericht geſtellt. Hier konnte ſie zwar die That nicht läugnen, aber ſie berief ſich auf ihre unglückliche Lage, auf ihr früheres gutes Betragen, welches alles ſelbſt von den Vorſtehern ihres Kirchſprengels bezeugt wurde. Aber unglücklicher Weiſe waren in der Nachbarſchaft des Ladens vor Kurzem häufige Diebſtähle vorgefallen, zur Sicherung der Krämer mußte ein Beyſpiel gegeben werden, und — das ſchöne junge Weib ward gehangen; das barbariſche Geſetz, welches die unglücklichen Kinder ihres Vaters beraubt und ſie zu Bettlern gemacht hatte, beraubte ſie auch ihrer Mutter und machte ſie gänzlich zu Waiſen! — Dennoch welche Schwierigkeiten fand der edle Sir Samuel Romilly, deſſen ganzes Leben dem Bemühungen, das Geſetzbuch zu verbeſſern, geweiht war? welche Widerſetzlichkeit fand Sir James Mackintoſh, ſein würdiger Nachfolger, ſelbſt noch vor einem Jahre! Es ſcheint, als hänge das Unbillige ihrer Hinrichtungsmethode, und die weiſe Mühe, welche die Geſichtsverzerrungen der Hingerichteten verbirgt, die Herzen der engliſchen Reichen und Großen für alles Mitleiden gegen Verbrecher ab. Die Menſchlichkeit des Zeitalters aber hat auch end-

lich hier geſiegt: die Regierung ſelbſt hat die Sache zuletzt zu Handen genommen, und es befinden ſich in dieſem Augenblicke Bills im Unterhauſe, nach welchen die Todesſtrafe bey ſehr vielen Vergehungen abgeſchafft werden ſoll. Auch die Barbarey, die Leichname der Selbſtmörder auf einem Kreuzwege zu begraben, will die Regierung abſchaffen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß derſelbe kein eigentliches chriſtliches Begräbniß erhalte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

Im vorigen Monate beſuchte Hr. Löwe aus Caſſel (vorher in Prag) unſere Bühne, und machte ſich den Freunden des Schauſpiels durch mehrere gelungene Darſtellungen ſchätzbar. Er gab die Rolle des Jaromir, des Karl Moor, des Anton in Kotzebues Verwandtſchaften, des Karl Ruf in der Schachmaſchine, und zweymal die des Correggio mit Auszeichnung und Beyfall. Ref., der ihn den Charakter des Moor darſtellen ſah, freute ſich über die kräftige und wahre Auffaſſung, beſonders in den Scenen, wo dieſer die verzeihende Antwort ſeines Vaters erwartet, und dafür den vernichtenden Brief des falſchen Bruders empfängt. Herr L. entwickelte hierin nicht gewöhnliche Mimik, durch welche er den von Reue bis zu kühner Verzweiflung hinaufgetriebenen Gemüthszuſtand ohne theatraliſche Uebertreibung ſchilderte. In der Darſtellung des Anton war die Naivetät nicht immer ganz rein, obgleich das Ganze den gewandten Schauſpieler nicht verkennen ließ. In den Stellungen iſt Herr Löwe zuweilen etwas nachläſſig, was in Rollen ſolcher Art mit eingeht; dagegen ſtört hier das Streben, rein, wohllautend und bedeutſam zu ſprechen, den natürlichen und ungezwungenen Ton. Die Darſtellung als Jaromir und Karl Ruf ſah Ref. nicht. Die letztere wurde ſehr gelobt. Für eine der vorzüglichſten Darſtellungen aber, welche ich kürzlich geſehen, halte ich die des Correggio durch Hrn. Löwe. Das tiefblich weiche Gemüth eines Künſtlers, welches Oehlenſchläger in dieſem Charakter geſchildert hat, das in ſich ſinnende und um das Aeußere beſorgte Weſen hielt den Darſteller in ſeiner Phantaſie unveränderlich feſt. Aber weil die Schilderung überhaupt bis zur Weichlichkeit geht, ſo wünſchte ich, der Darſteller hätte nach der Scene, in welcher Correggio durch Michael Angelo's Härte ſo ſehr niedergeſchlagen wird, auch den Zug des ſich erhebenden Genius, der an der vollkommenen Wahrheit ſeines Tadels zweifelt und ſich gleichſam ſelbſt wiederum Troſt einſpricht, nicht ſo ſehr fallen laſſen, und durch Hervorheben deſſelben der Stimmung in jener Scene größere Mannigfaltigkeit gegeben. Doch will ich hinzufügen, daß ich nur die zweyte Darſtellung des Correggio ſah, welche Herr Löwe auf Verlangen des Publikums gab. In dem übrigen Theile der Vorſtellung hielt ſich gezierter Pathos und plumpe Uebertreibung ſo ziemlich die Waage.

Am 21. May gab im Saale des Theaters Mad. Correga aus Wien Concert, und ſang am 25. darauf einige Solo-Bravourſtücke zwiſchen den Akten. Referent war beyde Male gehindert, dieſe Sängerin zu hören. Alle Kenner aber, mit denen er geſprochen, ſtimmen dahin überein, daß ſie derſelben in Hinſicht auf Vollendung des Schwierigſten, worin ſich die Geſangsvirtuoſität bisher gezeigt hat, keine Sängerin vorzuziehen wiſſen. Gleichwohl ſoll ihr Concert wenig beſucht geweſen ſeyn, was man ſich zum Theil daraus erklären will, daß dieſer Sängerin ihren Leiſtungen vollkommen entſprechend der Ruf vorherging. Die Stimme ſoll gar nicht mehr jung und friſch ſeyn, aber ein kunſtmäßiger Vortrag dieſes im hohen Grade beſitzen. Ueber Ausdruck und Originalität will man nicht entſcheiden, da man Mad. Correga nur in einem beſchränkten Kreiſe von Muſikſtücken, z. B. in den durch die Catalani bekannten Violinpariationen von Rode, gehört hat.

Am Schluſſe des Monats trat Herr Emil Devrient (Neffe des berühmten Schauſpielers in Berlin und Bruder des Hofſchauſpielers in Dresden) als Gaſt auf unſrer Bühne auf, und wurde nach drey gegebenen Gaſtrollen als Mitglied derſelben engagirt. Wenn man erfuhr, daß dieſer junge Künſtler erſt anderthalb Jahr auf der Bühne iſt (er hat ſeine Laufbahn in Braunſchweig und Bremen angetreten), ſo konnte man nicht zweifeln, daß ſich in ſeinem erſten Auftreten bey uns als Sigismund in Calderons allegoriſchem Gedicht: das Leben, ein Traum, ein ungewöhnliches Talent für die Schauſpielkunſt, unterſtützt durch die ſeltenſten Naturmittel, ankündigte. Ein einnehmend wohlgebildeter Körper, wie ihn ein Darſteller jugendlicher Heiden nur verlangt, ſchlanker Bau, angenehmes Geſicht, ausdrucksvolles Auge, verbunden mit einem kräftigen und vieler Mannigfaltigkeit fähigen Sprach- und Sangeorgane empfiehlt ſchon ſeine äußere Erſcheinung. Dazu kommt eine leichte, freye und edle Körperbewegung, reine Ausſprache, und, wie es uns ſchien, Freyheit von gemeinen Theatermanieren, was in dieſem Fache beſonders hoch angerechnet werden muß. Damit aber meinen wir nicht, daß Herr Devrient ſeiner Mittel ſchon vollkommen Meiſter ſey. Vornehmlich iſt erforderlich, daß er auf die Modulation ſeiner Stimme beym Sprechen und auf die Uebergänge aus Höhe in Tiefe Aufmerkſamkeit und Fleiß wende, nicht zu viel in der Tiefe verweile und dem offnen, wohlverſtändlichen Laut über den hohlen, unverſtändlichen, zuweilen etwas naſelnden Ton das Uebergewicht verſchaffe. Um die Anwendung gleich an der Rolle des Sigismund zu machen, ſo bemerke ich nur, daß, wenn der Ton ſeiner geiſtigen Bedeutung nach betrachtet wird, der zufolge der dumpfe, düſtre Ton mehr einem dumpfen und beſchränkten Gemüthszuſtande oder eine der höhern Ausbildung noch ermangelnden Gemüthsart, der klare Ton dagegen mehr die Klarheit und Ruhe des gebildeten Geiſtes zu bezeichnen geeignet iſt, der ſchöne Monolog des Sigismund, durch welchen der Uebergang deſſelben aus dem Zuſtande thieriſcher Leidenſchaftlichkeit zum Bewußtſeyn ſeiner höhern Natur geſchildert wird, nicht mit dumpfer, hohler, gleichſam grollender Stimme, ſondern mit klarem, ja mit dem Aufgang des höhern Lichts immer klarer werdenden Tone geſprochen werden mußte. Der Zuſchauer muß es hören, daß jetzt der Geiſt frey wird, obwohl der Körper noch gefeſſelt iſt, daß der Geiſt ſich befreyt, indem er ſich ſelbſt beſinnt und die Feſſeln des Wahns und der Leidenſchaft gleich einem dumpfen Traum beym Erwachen abwirft. Aus dieſem Grunde konnte ich in den Beyfall des Publikums, welcher der Deklamation des angeführten Monologs folgte, nicht einſtimmen, und fand vieles minder Beachtete in der Darſtellung des Herrn Devrient weit gelungener. —

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 138:
Neſtbächen.

Charade.

Du kennſt die rauhe wilde Kraft,
Sich ſelbſt zerſtörend bringt ſie blut'gen Tod.
Wenn Ruhm und Lorbeer ſie verſchafft,
Da färbt ſich blutig ſelbſt das Morgenrot.
Du kennſt ein thronendes Gebäude;
Dich ruft ſein tönendes Geläute;
Jetzt nenne mir das feſte Haus.
Die wilde Kraft kommt friedlich ein und aus.
Doch wehe! wenn ein Körnlein ihrer Macht
Im feſten Haus vom Zauberſchlaf erwacht.

Guſtav von Seckendorf.

Nro. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Juli 1823.

Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius wie sie —
Das macht uns ihnen gleich.

Klopstock.

Die Spanierin.

(Aus Byron's Childe Harold. I. Gesang.)

Warum erwacht die junge Spaniermaid,
Hängt an die Weide die entspannte Zither,
Hüllt, ganz entwehrt, sich in das Waffenkleid,
Singt Kriegsgesänge, stürzt in's Schlachtgewitter?
Die sonst erblich vor einer Wunde Schein,
Beym Eulenruf erschrack, steht nun gelassen
Der Bayonette Wüthen in den Reih'n,
Der Schwerter Blitz, stürmt, Pallas gleich, auf Massen
Von Sterbenden dahin, wo Mavor möcht' erblassen.

O, kanntet ihr, Bewundrer, diese Schöne
In sanftrer Stunde, fühltet ihr die Macht
Der leichtbewegten, lebensvollen Töne,
Sahd, wie ihr schwarzes Aug' des Schleyers lacht,
Wie unnachahmlich schön die Locken schwellen,
Wie himmlisch reizend die Gestalt — fürwahr,
Kaum glaubt ihr, daß auf Saragossa's Wällen
Sie, dem Gorgonen-Antlitz der Gefahr
Zulächelnd, Reihen brach, der Helden Vorbild war!

Ihr Theurer sinkt — sie hemmt der Thräne Lauf,
Ihr Führer fällt — sie füllt die graufe Stelle;
Die Brüder fliehn — sie hält die Feigen auf;
Nun weicht der Feind — sie lenkt des Ausfalls Schnelle.
Wer sühnt des Lieblings Geist wie sie? Wer rächt
Gleich ihr des Führers Fall? — Wenn Männer schwanken,
Ein Mädchen wendet glücklich das Gefecht!
Wer hängt so mörderisch auf flieh'nden Franken,
Wenn vor dem Weibermuth sie aus der Bresche wanken? —

Doch stammt dieß Weib von Amazonen nicht,
Scheint für der Minne Zauberspiel erschaffen:
Und wenn sie stark in grauser Phalanx ficht,
Mit ihren Brüdern theilt den Ruhm der Waffen,
So ist es nur der Täubin zarte Wuth,
Die pickend, die den Tauber ihr verletzen:
An Zartheit übertrifft sie wie an Muth
Die fernen Frau'n, die, kränkelnd, Ruhm erschwätzen,
Ist edler an Gemüth, an Reiz wohl gleich zu schätzen.

Das Grübchen, das der Liebe Finger preßt,
Beweist, wie zart ihr Kinn: von diesen Lippen,
Die ungern nur der Feuerkuß verläßt,
Darf blos der Held des Vaterlandes nippen.
Bezaubernd wilder Blick! Ha, Phöbus glüht
Vergebens schmachtend auf die Wange nieder,
Die schöner nur von seinem Kuß erblüht!
Wer sucht daheim die bleichern Frauen wieder?
Wie schmachtend, welk und schwach, wie arm der Bau der Glieder!

Rio.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Durch die Umdrehung der Erde zeigt sich dieser Weltkörper den Mondbürgern in vier und zwanzig Stunden von allen Seiten, da wir hingegen nie etwas von der hinteren Seite des Mondes zu sehen bekommen. Die Seleniten, wenn

ſie anders mit Fernröhren oder mit ſchärferen Augen verſehen ſind, und dergleichen Unterſuchungen eben ſo lieben wie wir, haben unſtreitig eine, zwar nicht ſo genaue, aber vollſtändigere Karte vom Erdboden, als wir. Uns iſt die Erde ein Gemälde, das dem Auge zu nahe liegt, ſo daß wir das Ganze nicht überſehen können: es iſt eine Theater-Deloration, von der wir nichts als einige Farbenflecken ſehen, die aber in der Entfernung des Mondes deutlich zeigt, was ſie vorſtellen ſoll. Im Monde ſah man auf den erſten Blick, worüber man bey uns ſo lange geſtritten hat, daß die Erde eine an den Polen eingedrückte Kugel iſt; Amerika und Auſtralien waren im Monde lange vor Kolumbus und Cooks Zeiten entdeckt; und die von unſeren Geographen noch nicht aufgelöſete Frage über eine Nordweſt- oder Nordoſt-Durchfahrt nach Oſtindien, oder über das große Land am Südpol, iſt von den Aſtronomen des Mondes längſt entſchieden. Vielleicht ſahen die Phyſiker im Monde dem Entſtehen, den Fortſchritten und der allmähligen Abnahme jener großen Ueberſchwemmung, von der wir nur dunkle Traditionen haben, ruhig zu; und ein Theil vom inneren Afrika, vielleicht der Lauf des Nigers, iſt ihnen beſſer bekannt, als uns. Wir hingegen kennen nur die eine Hälfte des Mondes, und die andere wird uns ewig ſo unbekannt bleiben, wie die fernſten Kometen; es ſey denn, daß irgend ein Eroberer, glücklicher als der Macedoniſche Alexander, einen Weg zum Monde findet, wozu wir ihm von ganzem Herzen mit unſern Wünſchen und Kräften behülflich ſeyn wollen, damit er dort, wie Arioſt's Roland ſeinen Verſtand, ſein hier verlorenes menſchliches Gefühl wieder finde.

Alle jene Entdeckungen auf unſerem Planeten, der Anblick der ungeheuern Erdkugel, die, ohne ihre Stelle im Zenith oder im Horizonte zu ändern, in vier und zwanzig Stunden ihre Meere, ihre Länder und ihre Berge in allen fünf Welttheilen zeigt, und in dreyßig Tagen alle Lichtgeſtalten vom erſten Silberfaden bis zur vollen erleuchteten Scheibe darſtellt, die das Licht unſers Vollmondes weit übertreffenden hellen Nächte — alles dieſes iſt das ausſchließende Eigenthum der uns ſichtbaren Hälfte des Mondes. Die Bewohner der hinteren Hälfte bringen ihre fünfzehn Tage langen Nächte in einer vollkommenen Finſterniß zu, die nur durch den ſchwachen Schimmer der Sterne etwas gemildert wird; und ſie haben keine Ahnung von dem prächtigen Schauſpiel, welches der Centralkörper, um den ſie, ohne ihn je zu ſehen, ihren Umlauf machen, ihren Nachbarn gewährt. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Erſtaunen die Erzählungen dieſer Nachbarn von dem ungeheuern leuchtenden Körper dort angehört, vielleicht bezweifelt werden; man kann ſich denken, mit welcher Andacht Wallfahrten nach dieſer glücklichen Hemiſphäre angeſtellt werden; aber man kann ſich nur einen ſchwachen Begriff von dem erſten Eindruck machen, den dieſer prachtvolle Anblick auf jene Hyperboräer machen muß. Eine Reiſe um die Welt zeigt uns einige Sterne, die im Norden nicht aufgehen, die aber durch nichts von denen verſchieden ſind, die wir täglich ſehen; ſie zeigt uns neue Pflanzen und Thiere, die ſich ohne Schwierigkeit in unſer Natur-Syſtem eintragen laſſen, oder Völker, die wir ſogleich für unſere Brüder erkennen müſſen, und die uns durch ihre Herzensgüte oder durch ihre rohen Sitten auf entgegengeſetzte Art in gleichem Grade beſchämen. Allein auf dem Monde bedarf es, für die Bewohner der Gegenden nahe am Rande, nur eine Reiſe von wenigen Meilen, um eine ganz neue Welt zu entdecken; eine genauere Unterſuchung dieſes Schauſpiels wird uns dienen, das zu verſtehen, was wir auf dem Monde ſehen.

Wir kennen außer der Sonne und den Fixſternen keine ſelbſt-leuchtenden Körper: alle Planeten und Monde leuchten nur in ſo fern, als ſie das von der Sonne auf ſie fallende Licht uns zurückwerfen. Allein nicht alle Theile, womit die Oberfläche der Erde und wahrſcheinlich auch der übrigen Planeten bedeckt iſt, ſind in gleichem Grade geſchickt, das Licht zurückzuwerfen; einige leuchten daher mehr, andere weniger: und ſo iſt es natürlich, daß nicht allein jeder Planet, nach der beſondern Natur ſeiner Oberfläche, ein ihm eigenthümliches Licht hat, daß Venus und Jupiter den Mars und Saturn an Glanz übertreffen, ſondern auch daß die Oberfläche jedes Planeten mit mehr oder weniger hellen oder dunkeln Flecken bedeckt ſcheint. Ein völlig undurchſichtiger Körper von weißer oder heller Farbe wirft das Licht ſtärker zurück, als ein dunkler oder durchſichtiger. Das Waſſer läßt, gleich jedem durchſichtigen Körper, eine große Menge Lichtſtrahlen durch, anſtatt ſie zurückzuwerfen, und erhält dadurch in beträchtlicher Entfernung eine ſchwärzliche Farbe; und die mit weißem Sande bedeckten afrikaniſchen Wüſten, oder die mit noch weißerem Schnee bekleideten Steppen Sibiriens, glänzen den Monddewohnern ohne Zweifel ſtärker, als die ſchwarzen Tannenwälder des Nordens, oder die ausgedehnte Fläche des Weltmeers. Ein anderes eben ſo weſentliches Kennzeichen iſt die vollkommen ebene Oberfläche, die das Waſſer, als ein fließender Körper, vermöge ſeiner Schwere von ſelbſt annimmt: das Meer wird ſich alſo wie eine glatte ſchwärzliche Fläche zeigen, auf der kein Licht und Schatten, und keine Abwechſelung der Farben Statt findet; da hingegen das Land ſich durch die Unebenheiten ſeiner Oberfläche und durch die Mannigfaltigkeit ſeines Farbenſpiels auszeichnet.

Durch die mehr oder weniger ſchiefe Lage der Gegenſtände gegen die Sonne, von der ſie erleuchtet werden, erhält die Landſchaft, die ſonſt nur einem Farbenbreite oder einer Muſterkarte ähnlich ſeyn würde, die Schattirungen einer Zeichnung. Thäler liegen mit grauem Schleyer bedeckt, bis die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen ihnen ein lachenderes Anſehen geben; und Berge werfen nach

der von der Sonne abgewandten Seite lange Schattenmaſſen auf die benachbarten Ebenen, die ſich bey der Annäherung des Mittages verkürzen; die Granitgipfel der Berge glänzen wie Diamanten, und die eingeſtürzten Krater zeigen uns die ausgelöſchte Eſſe Vulkans. So ſehen die Bewohner des Mondes, um die Zeit, wenn bey uns Mittag und Neumond iſt, Europa, Afrika und Aſien, wie eine zuſammenhängende hellere Maſſe, mit unzähligen Abwechſelungen von Farben, Licht und Schatten, von grauen Thälern und weißen Bergen durchſchnitten, an drey Seiten umgeben von einer gleichförmig ſchwarzen ebenen Fläche. Nach zwölf Stunden iſt faſt die ganze Erde von einer ſolchen ſchwarzen Fläche bedeckt, aus der unzählige größere und kleinere Punkte (die Inſeln des Südmeeres) hervorſchimmern, und die von oben bis unten von einem ſchmalen hellen Streifen (Amerika) durchſchnitten iſt, der ſich durch ſeine glänzenden hohen Gebirge auszeichnet.

Alles dieſes würde ein gutes Auge vom Monde aus ohne Hülfe der Fernglaſer erkennen; aber die Entdeckungen auf unſerer Erde, die ſich mit Herſchelſchen Teleſkopen aus dem Monde machen ließen, müſſen dem, der es nicht ſelbſt verſucht hat, faſt unglaublich ſcheinen. Man ſieht durch mittelmäßige Fernröhre, und mit gewöhnlichen Vergrößerungen, Gegenſtände im Monde, die nicht tauſend Fuß groß ſind, und man erkennt ihre Geſtalt deutlich, wenn ſie viertauſend Fuß oder den ſechsten Theil einer Meile im Durchmeſſer haben. Durch doppelt ſo ſtarke Vergrößerungen zeigt ſich ein Gegenſtand, der nicht größer als das Winterpalais in St. Petersburg iſt, und von viermal größeren läßt ſich die Geſtalt deutlich erkennen. Es iſt alſo kein Zweifel, daß ein mit guten Fernröhren verſehener Beobachter im Monde nicht allein die Gebirge und einzelnen Berge der Erde, nicht allein unſere Städte und Lager, dieſe faſt eine Meile großen weißen Maſſen von Steinen oder Zelten auf grauem Grunde, ja ſelbſt in weißem Sande oder hellgrüner Flur den ſchwarzen Faden des Laufes der großen Flüſſe erkennen, ſondern auch die Aenderung bemerken würde, welche die Natur oder Menſchenhände auf dem Erdboden anrichten. Das blendende Weiß des Winterpelzes würde ſich deutlich von dem traurigen Braun des Herbſtkleides unterſchieden; aus den ſchwarzen Sümpfen der Newa-Ufer würden ſich die weißen Paläſte Petersburgs erheben; die Märſche unſerer Armeen würden ſich im Fortrücken der Lager zeigen; und ſelbſt das Feuer oder die Rauchwolke einer Schlacht, die blühende Gegenden in Leichenfelder verwandelt, würde vielleicht im Monde nicht unbemerkt bleiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen aus England.

Die Parthenlichkeit und Selbſtſucht, welcher man ſo lange die königliche Maler-Akademie in London beſchuldigt, hat endlich die Wirkung hervorgebracht, die ſich von einem ſolchen Syſtem erwarten ließ, nämlich: eine neue Geſellſchaft, mit welcher die Akademie zu wetteifern haben wird. Der Anſtalt fehlte es längſt ſchon an dem nöthigen Raum, da ſie ſich nicht entſchließen konnte, nur das Gute und Beſte aufzunehmen und alles Mittelmäßige und Schlechte zu verwerfen. Unter 1000 bis 1200 Stück, welche das jährliche Verzeichniß enthält, ſind immer 7 bis 800 unter aller Kritik, und unter den übrigen befindet ſich eine Maſſe von Portraits, meiſtens in Miniatur, deren einziges Verdienſt vielleicht Aehnlichkeit iſt. Aber dieſe Alltagsgeſichter ziehen die Perſonen, welche ſie vorſtellen, nebſt deren Familien, Freunden und Bekannten herbey, und dieß hilft um ein Großes die Kaſſe der Akademie füllen, welche, beſonders im letzten Jahr, nicht weniger als 6000 Pfund Sterl. von der Ausſtellung zog. Demnach hätte das Publikum ſowohl, welches ſein Eintrittsgeld bezahlt, als der Künſtler, welcher die Ausſtellung durch ſeine Werke anziehend macht, ohne die Ehre oder die Vortheile eines Akademikers zu genießen, ein Recht, ein beſſeres Lokal zu verlangen, beſonders da das Gegenwärtige in drey Geſchoſſen und in manchen Zimmern zerſtreut iſt, welche nur wenig oder doch ſchlechtes Licht haben, und in denen oft die Gemälde zur bequemen Beſichtigung entweder zu hoch oder zu niedrig gehängt werden. Die Akademie ließ aber ein Jahr um andere verſtreichen, ohne auch nur den Vorſchlag dazu zu machen; dabey iſt es ein ziemlich anerkannter Gebrauch, daß die Mitglieder, welchen der Reihe nach das Aufhängen der Gemälde übertragen iſt, ſich und ihren Freunden das beſte Licht wählen, und nicht ſelten (ſo will man wenigſtens behaupten) ſolche Gemälde, die einen Nichtakademiker zu berühmt machen könnten, in ein falſches Licht oder ins Dunkel ſtellen. Die dießjährige Ausſtellung liefert ein beſonders auffallendes Beyſpiel ſolcher Mißhandlung, welches etwas mehr als Zufall zu ſeyn ſcheint. Man hing nämlich ein Gemälde, welches eine Scene aus dem drolligen Gedichte Coupers: John Gilpin, mit wahrem Hogart'ſchen Humor darſtellt, und dabey noch die vorzüglichſten Eigenſchaften eines guten Gemäldes in einem ſehr hohen Grad beſitzt, in einem Winkel auf, wo man es nicht anders als zum größten Nachtheil ſehen kann, und zwar in einem Zimmer, wohin man ſonſt nur architektoniſche Zeichnungen aufzuhängen pflegt. Auch wurden an 270 angenommene Gemälde, aus Mangel an Raum, zurückgeſchickt. Alles dieſes bewog eine Anzahl Mahler, worunter ſich die beſten unter den Nichtakademikern befinden, einen Verein zu bilden, um eine eigene Kunſtausſtellung zu errichten, in welcher es weder an Raum noch an gehörigem Lichte fehle, und

worin beym Aufhängen alle Partheylichkeit vermieden würde (wenn anders so etwas möglich ist). Das Lokal soll aus fünf Sälen bestehen, um die verschiedenen Gattungen neuer Oel- und Wassergemälde, Kupferstiche, lithographische Zeichnungen und Skulpturen gehörig zu sondern. Die Ausstellung soll einen Monat früher als in der Akademie, nämlich im April, anfangen. — Die dießjährige Ausstellung wird allgemein als eine der schlechtesten angesehen, die wir seit einigen Jahren gehabt. Man bemerkt nur wenige Werke in den höhern Fächern der Kunst, und auch diese nur von mittelmäßiger Ausführung, einige komische und Phantasiegemälde, das Uebrige ist unter allem Werth. Und dürfte man mit Recht schließen, daß die 270 zurückgeschickten Gemälde wirklich zu den schlechtesten gehörten, so müßte man in der That den Verfall der brittischen Kunst bedauern, und auch den akademischen Rath, welcher solches elende Zeug annehmen muß, weil sie nichts besseres darbietet, um die Gemächer zu füllen. Indessen mag es Zufall seyn, der die dießjährige Ausstellung so unbefriedigend ausfallen ließ; denn im Ganzen hat die Kunst seit einigen Jahren hier gewonnen, auf jeden Fall an Menge, wo nicht an Gehalt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Beschluß.)

In der Scene, in welcher Sigismund, wie durch Zauber, seiner Fesseln ledig, zum ersten Male am Hofe erscheint, findet eine fortgehende Steigerung statt, und es wird dem Darsteller hier ein weites Feld zur Kraftentwicklung eröffnet. Zweifelndes Staunen ist das Erste, was sich seines Gemüthes bemächtigt, aber der gleichsam angeborne Herrschersinn verdrängt diesen Zustand bald, Stolz, Zorn und Rache nimmt dafür Platz und wächst durch Widerstand endlich bis zur Wuth. In diesem kühnen Gemälde zeigt der Eindruck der Schönheit vorbedeutend auf die künftige Besänftigung des Gemüthes hin, welches tiefen Eindrucks Sigismund auch späterhin noch gedenkt; und das Licht, welches hier in die Schilderung fällt, muß einen schönen Kontrast hervorbringen. Nun war zwar des Herrn Devrients Schilderung von Anfang dieser Scene sehr lebendig und treffend, aber unmittelbar nachdem der wilde Zorn sich gegen den widersprechenden Diener entladen hat, und der königliche Vater auftritt, sollte nicht zu viel Ruhe eintreten, da die That selbst noch nachwirkt und die Vorwürfe des Königs Trotz und Bitterkeit erzeugen, welche eigentliche Ruhe so wenig als das Gefühl des Sohnes in ihm aufkommen lassen. Diese Stimmung und der flüchtige Zweifel an der Wirklichkeit verdrängt Rosaurens Erscheinen, in welchem sich Sigismund eines früheren Daseyns bewußt wird; schnell und begeistert muß die Rede sich erheben, und auch hier der Ton schon klarer werden, um jenes schöne Licht in die Darstellung überzutragen, was wir aber hier vermißten. Allein der neue Widerstand reizt die Begierde und den Zorn aufs Neue; alles Folgende steigert die Wuth und den Trotz des Jünglings. Diese Steigerung spricht Clotald mit nackten Worten aus, dessen Leben durch die Vertheidigung Rosaurens selbst in dringende Gefahr kommt; und sie muß den höchsten Punkt erreichen, wenn der König zum zweytenmal erscheint, und der Sohn dessen Warnung sogar mit Drohen erwiedert. Diese Drohung nämlich kann nur in dem blindesten Eifer der zuvor erregten Wuth ausgesprochen werden. So muß auf den Schluß die Scene ergreifend wirken. Dieß möge der Darsteller bedenken. Das Gespräch mit Clotald, welches dem obenangeführten Monolog vorhergeht, leitete die Stimmung des letztern sehr gut ein. In der Scene, wo der innere Ruf „Mäßigung!“ den Ausbruch der unbesonnensten Leidenschaft immer hemmt, erschien dieser Ruf immer noch zu abgebrochen, so wie denn überhaupt das eifrigste Bestreben des jungen Künstlers seyn muß, die schroffen Uebergänge vornehmlich im Sprechen immer mehr zu mäßigen. — In seiner Darstellung des Melchthal im Wilh. Tell fanden wir die Schilderung des unmittelbaren Eindrucks, welchen die empfangene Nachricht von der grausamen Blendung seines Vaters hervorbringt, vornehmlich in mimischer Hinsicht, äußerst lebendig und ausdrucksvoll; aber wir meinen auch, daß dieser Eindruck durch die ganze übrige Scene hindurch gleichsam nachklingen, und alle folgende Gemüthszustände und Aeußerungen des Jünglings bestimmen muß. Unter den berathenden Männern muß sich der Jüngling durch eine gewisse Ungeduld und Hast in der Betreibung des Rache- und Befreyungs-Werkes charakterisiren, was in der Scene auf dem Rütli nicht ganz sichtbar wurde. Aber sehr lobenswerth fanden wir das stumme Spiel bey der Apfelscene und alles Folgende; so daß der Beyfall hier, wie bey der ersten Darstellung uns eine verdiente Aufmunterung des wirksamen Talents zu seyn schien. Herr Jerrmann, der in dem vorhergenannten Stücke den König Basil in einer fast widerlich zerrenden Manier sprach, erfreute uns im Tell durch eine äußerst gelungene Darstellung des Attinghausen. Herr Devrient sang endlich auch den Sarastro mit einer vielversprechenden Stimme, deren Tiefe sehr wohlklingend, aber mit der höhern Region noch ganz ohne gehörige Verbindung ist. Sein Vortrag ist jedoch noch so ganz naturalistisch, daß wohl mehr als ein Jahr Studium dazu gehören würde, um dieser Stimme als Künstler Herr zu werden, und sich vor einem musikgebildeten Publikum mit verdientem Beyfall zeigen zu können; und ob der Erfolg dieses Studiums den Nachtheil ersetzen würde, welchen dasselbe der Entwicklung seines schönen Talents für das recitirende Schauspiel bringen könnte, möchte ich noch dahingestellt seyn lassen.

In diesem Monate sahen wir noch Herr Wüstenberg, Komiker vom Hoftheater in Cassel, in mehreren Rollen (Truffaldin, Doppelpage, Stublbein in den Pagenstreichen und Knoll in der schönen Müllerin) auftreten. Allgemein war die Meynung, daß Herr Wüstenberg viel Komisches in Ton und Geberden hat. Ich fand in der Darstellung des Stublbein, daß derselbe noch mehr auf das Einzelne als auf die Zeichnung des ganzen Charakters hinwirkt. Weder mit der Furcht vor den Gespenstern, welche doch den Grundzug des genannten Charakters bilden muß, noch mit dem Zorn gegen den Pagen schien es diesem Herrn Stublbein eigentlich Ernst, und so blieb die Zeichnung flach, während sie durch manche komische Kleinmalerey (z. B. das Dehnen der Stimme auf den Namen Devorah) die Menge belustigte. In der Darstellung des Knoll sah ich, daß Herr W. ein unvergleichliches Talent zum eigentlichen Opernbuffon besitzt. Hier war auch die ganze Erscheinung und Bewegung des alten lüsternen Geckes sehr passend, allein es that der Vorstellung großen Eintrag, daß Herr W. — seine Parthie, besonders in Hinsicht des Gesanges — nicht fest im Gedächtniß hatte. Von Herrn Gehasi muß ich erwähnen, daß er als Notar mit vieler Laune sekundirte. Mad. Werner zeigte als Müllerin, was ihrem Talent möglich ist, wenn sie mit Lust und Fleiß es anwendet. Der deutliche und gefällige Vortrag der eingelegten Stücke von Winter macht ihr alle Ehre.

A. W.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juli 1823.

Gott, der den Sünder trug —
Er wird ihn einstens richten.

Aus einem altfranzösischen Gedicht.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Fortsetzung.)

Der Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon, wurde von der wilden Kriegerschaar in die Halle seines eigenen Palastes geschleppt. Sein zerstreutes Haupt- und Barthaar, sein Anzug, Alles bewies die schlechte Behandlung, die er bereits erfahren hatte: einige priesterliche Zeichen, die man in der Eile über ihn geworfen hatte, schienen seinen Stand und seine Würde lächerlich und verächtlich machen zu sollen. Glücklicherweise saß die Gräfin Isabella so, daß sie von Allem, was vorging, nichts sehen noch hören konnte, denn ihre Gefühle beym Anblick des Leidens ihres Beschützers hätten ihr Geheimniß verrathen und ihre Sicherheit gefährdet: Durward hatte sich, dieses zu verhüten, vor sie gestellt, so daß sie weder bemerkt werden, noch selbst bemerken konnte, was geschah.

Die Scene, welche folgte, war kurz und schrecklich. Als der unglückliche Prälat vor den Sitz des wilden Hauptmanns gebracht worden war, zeigte er, obgleich früher nur wegen seiner Gutmüthigkeit und heitern Laune bemerklich, eine Würde und edle Entschlossenheit, die seines Namens würdig war. Sein Blick war ungetrübt und gefaßt, seine Bewegungen, als die rohen Hände, die ihn vorwärts schleppten, von ihm abließen, edel und zu gleicher Zeit ergeben. Diese feste Haltung seines Gefangenen, und die Erinnerung der Wohlthaten, die er früher von ihm empfangen hatte, schienen selbst den von der Mark unentschlossen zu machen; er schlug die Augen nieder, und erst als er einen großen Becher Weins geleert hatte, nahm er sein frech-stolzes Wesen wieder an und sprach zu dem unglücklichen Gefangenen: „Ludwig von Bourbon, ich habe Eure Freundschaft gesucht, und Ihr habt die meinige verworfen. Was würdet Ihr nun geben, wenn es anders wäre? Block, halte dich bereit!"

Der Fleischhauer stand auf, nahm sein Beil und stand, um des Hauptmanns Stuhl schleichend, die nackten, nervigen Arme erhoben, da.

„Blicke auf diesen Mann, Ludwig von Bourbon! — sagte von der Mark wieder: Was wirst du opfern, um dieser gefährlichen Stunde zu entfliehen?"

Der Bischof warf einen wehmüthigen, aber entschlossenen Blick auf den scheußlichen Trabanten, der bereit schien, den Willen seines Herrn zu erfüllen, und sagte dann mit Festigkeit: „Höre mich, Wilhelm von der Mark, und ihr guten Menschen alle, wenn Einer hier ist, der diesen Namen verdient, hört, was ich diesem Bösewicht bieten kann. — Wilhelm von der Mark, du hast eine kaiserliche Stadt in Aufruhr gebracht — den Palast eines Fürsten des heiligen deutschen Reichs angegriffen und eingenommen — seine Leute gemordet — seine Güter geplündert — ihn mißhandelt — für Alles das bist du dem Reichsbanne verfallen — hast verdient, für geächtet und flüchtig, land- und rechtlos

erklärt zu werden. Aber du haſt mehr als Alles das gethan. Du haſt mehr als blos menſchliche Geſetze gebrochen — mehr als blos menſchliche Rache haſt du verdient. Du biſt in das Heiligthum des Herrn eingedrungen — haſt Hand an einen Diener der Kirche gelegt, und das Haus Gottes beraubt und mit Blut befleckt."

„Biſt du jezt fertig?" fragte der Hauptmann ihn ſtolz unterbrechend und mit dem Fuße ſtampfend.

„Nein, antwortete der Prälat, denn ich habe dir noch nicht geſagt, was ich dir bieten will, um Alles zu ſchlichten."

„Laß hören, ſagte von der Mark: und laß die Bedingungen beſſer ſeyn, als die Vorrede, ſonſt wehe deinem grauen Kopf!" Und ſich in ſeinen Sitz zurückwerfend, knirſchte er ſeine Zähne zuſammen, daß der Schaum von ſeinen Lippen floß.

„Das ſind deine Verbrechen! fuhr der Biſchof mit kalter Entſchloſſenheit fort: Höre nun meine Bedingungen, die ich mich herablaſſe, dir als gnädiger Fürſt und Prälat, mit Beyſeiteſetzung aller perſönlichen Beleidigung und Vergeſſen aller Unbilden, anzubieten. Lege deinen Führerſtab nieder — entſage deiner Herrſchaft — entfeſſele deine Gefangenen — erſtatte das Geraubte wieder — vertheile, was du ſonſt an Gütern haſt, um die zu unterſtützen, welche du zu Wittwen und Waiſen machteſt — kleide dich in Sack und Aſche — nimm den Pilgerſtab zur Hand und walle nach Rom, und wir wollen Vermittler für dich ſeyn bey der kaiſerlichen Kammer zu Regensburg für dein Leben, und bey dem heiligen Vater für deine arme Seele."

Während Ludwig von Bourbon dieſe Bedingungen ausſprach, in einem ſo entſchiedenen Tone, als nähme er noch ſeinen biſchöflichen Stuhl ein, und als kniete der Sieger bittend zu ſeinen Füßen, erhob der Hauptmann ſich langſam in ſeinem Stuhl; das Staunen, das ihn anfangs erfüllte, ging ſtufenweiſe in Wuth über, bis er, als der Biſchof endigte, auf Block blickte und den Finger erhob, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Böſewicht hieb zu, als verrichte er ſein Geſchäft in der Fleiſchbank, und der gemordete Biſchof ſank, ohne einen Seufzer, an ſeinem biſchöflichen Stuhle nieder. Die Lütticher, die auf eine ſo ſchreckliche Kataſtrophe nicht vorbereitet waren, und einen gütlichen Vergleich erwarteten, erhoben einmüthig einen Ruf der Verwünſchung, vermiſcht mit dem Geſchrey nach Rache." —

Eine Unterhandlung erfolgt, und unſers Helden Parthey ſieht ſich am Schluſſe des zweyten Bandes gerettet.

(Der Beſchluß folgt.)

Was die Hauslehrer thun und nicht thun ſollen.

(Im Auszuge von des Herrn Profeſſor Hanhart in Baſel Gymnaſial-Programm vom 26. May 1823).

Wenn die Nachhülfe der Hauslehrer den Schülern, welche öffentliche Lehranſtalten beſuchen, nüzlich werden ſoll, ſo muß jene auf die Wiederholung des in der Schule Erlernten, nicht aber auf Vorbereitung für die Schule gerichtet ſeyn.

Ein altes Sprichwort nennt die Wiederholung mit Recht die Seele des Unterrichtes. Unſere Altvordern legten auf dieſelbe einen großen Werth. Von der Elementarſchule bis zur Univerſität übten unter mancherley Namen die Repetenten auf den Unterricht einen großen Einfluß. Der ehrwürdige Girard (zu Freyburg in der Schweiz) erwarb ſich dadurch ein unſterbliches Verdienſt, daß er jene uralte, ſchon von den Römern *) angewandte, alſo legitime Wiederholungs-Methode, die nun ein neuerungsſüchtiger Biſchof anfeindet, in ihre Rechte wieder einſezte. Les moniteurs ne sont que des répétiteurs — das iſt der Wahlſpruch des durch zwanzigjährige tägliche Uebung und Beobachtung zu einem hohen Grade der Tüchtigkeit gereiften Schulmanns, von dem ich ſchon vieles gelernt und noch mehr zu lernen hoffe. Ich habe ſelbſt in Freyburg auf der bedeckten Treppe, die von den Franziskanern zu den Jeſuiten führt, mehr als einmal eine Gruppe kleiner Knaben getroffen, die aus der Stadtſchule kehrend dort ihre Lektion wiederholten. Der Werth dieſer Unterrichtsweiſe iſt auch ſo anerkannt, daß dort häufig die ausgezeichneten Moniteurs oder Repetenten der ärmern Klaſſe in die Häuſer der Begüterten zum Wiederholungs-Unterrichte für die Kleinern gerufen werden. Wenn alſo auch anderswo die Thätigkeit der Hauslehrer ſich zeigt in der Wiederholung desjenigen, was die öffentliche Schule lehrt, ſo bringen ſie den häuslichen Unterricht mit dem öffentlichen in die erwünſchte Verbindung, und machen ſich um denſelben wahrhaft verdient. Unter den Lehrfächern iſt es wohl dasjenige des Sprach-Unterrichts, welches die Wiederholung vorzüglich in Anſpruch nimmt. Selbſt unter den fähigern Schülern gibt es manche, denen die Kraft fehlt, das Vielartige ſcharf aufzufaſſen und im Gedächtniß richtig zu ordnen. Für ſolche iſt eine Wiederholung, die ſich oft Monate lang mit einer einzigen Sprache beſchäftigt, ein erprobtes Stärkungsmittel, und der öffentlichen Schule, wenn ihr die Sprachſtunden nicht in gehöriger Fülle zugetheilt werden konnten, leiſtet dieſe Nachhülfe einen weſent-

*) Quinctilian Instit. L. 9. Incipientibus et adhuc teneris condiscipulorum quam praeceptoris jucundior, hoc ipso quod facilior, imitatio est.

lichen Dienst. Auch den sogenannten flüchtigen, wie den langsamen Köpfen kann ein nachhelfender Lehrer durch das Wiederholen ihrer Lektionen sehr nützlich werden. Die erstern kann derselbe durch die strenge Rechenschaft, die er ihnen abfordert, nöthigen zur angestrengten Aufmerksamkeit in den Lehrstunden; den letztern geht oft erst bey der Wiederholung das Licht auf. Diese Wiederholung soll aber nie ausarten in das Vorbereiten (Rüsten) für die Schule. Dadurch ist mancher Schüler nicht nur für die Schule, sondern auch für die ganze Lebenszeit verdorben worden.

Trauriges Loos der Hauslehrer, die sich für dieses Zurüsten hergeben! Sie sind den Schülern behülflich, ihre Lehrer zu hintergehen, welchen sie Arbeiten vorweisen, die nicht von ihnen, sondern vom Hauslehrer gefertigt worden. Wird der Betrug nicht sogleich entdeckt, so müssen die übrigen Schüler, welche ihre Arbeiten so gut als möglich selbst gefertigt haben, ihrem schwächern, aber vermittelst des Hauslehrers überlegenen, Mitschüler ihren Platz abtreten; der betrüglich Siegende muß, was entsetzlich ist, heuchelnd seine Gewissensangst zu verbergen trachten; er nimmt oft zum Lügen seine Zuflucht, wenn er den Ursprungschein nicht vorweisen kann. Lange bleibt der Betrug nicht verborgen. In welchem Lichte erscheint dann aber der überwiesene Betrüger vor seinem Lehrer und vor seinen Mitschülern, die ihm solche Schliche nicht so leicht vergessen. Wäre diese Züchtigung die einzige, durch verdoppelten Fleiß kann ja der so Bestrafte wieder zu Ehren kommen, oder durch eine gute Arbeit, die er unter den Augen des Lehrers fertigt. Aber wie schwer fällt es ihm; denn er hat nicht arbeiten gelernt. Ja er hat das Arbeiten verlernt. Und der Hauslehrer hat sich bezahlen lassen vom Vater, um dem Sohne gerade dasjenige Kapital zu rauben, das ihm in spätern Jahren sichere und reichliche Zinsen trägt.

Ein zweytes großes Verdienst erwirbt sich der Hauslehrer durch den unermüdeten Kampf gegen Alles, was seinen Zögling zerstreut und entkräftet. Oefters Zumuthungen der Eltern halten, freylich in der guten Absicht, ihre Kinder in kurzer Zeit recht Vieles lernen zu lassen, den Hauslehrer an, jene vielartig zu beschäftigen. Mit diesen Wünschen der Eltern vereinigt manchmal auch der mit edler Lernbegierde vorwärts strebende Schüler die Bitte, ihn weiter zu führen, als für einmal das Pensum der Schule reicht. Es treten zu diesen äußern Versuchungen noch innere; es schmeichelt dem Lehrer, etwas ganz allein Hervorgebrachtes vorweisen zu können. Sich selbst muß also der Hauslehrer in der Ueberzeugung zu befestigen suchen, daß es heilige Pflicht des Lehrers und rathenden Freundes ist, die sogenannte formale Bildung, d. h. diejenige zu empfehlen, welche sich die harmonische Entwicklung, Uebung und Stärkung aller Geisteskräfte zum Ziel setzt, im festen Vertrauen, derjenige, welcher in der Jugend Weniges, aber dieses Wenige genau und gründlich gelernt, werde späterhin mit seinem wohlgeschärften Messer Alles schneiden, was ihm vorgelegt wird. Jeder Zweifel an der Zweckmäßigkeit der sogenannten antiphilanthropischen Bildungsweise wird verschwinden, wenn er sich einerseits mit der Bildungs-Geschichte berühmter Männer jedes Faches bekannt macht, anderseits in seinen nächsten Umgebungen auf die Früchte der Vielerley-Methode seine Aufmerksamkeit richtet. Solche Lehren der Geschichte und der Erfahrung benutzend, wird er die Eltern leicht überzeugen können, daß jener Ruf des Vaters Pestalozzi nach Kraft! Kraft! Kraft! aus der Tiefe eines edeln Gemüthes gedrungen, das die Schwäche der in der Zerstreuung erzogenen Zeitgenossen und die furchtbaren Folgen dieser Schwäche für den Staat, die Kirche und die Schule mit Wehmuth wahrgenommen, und in des Erziehers unablässigem Kampfe gegen diese Zerstreuung das vornehmste Mittel zur Erhebung seiner Zeitgenossen erkannt. Sollte er aber auch nicht sogleich Gehör finden, so wird er wenigstens in der Art und Weise, mit welcher er das befohlene Nebenwerk treibt, und durch die Geschicklichkeit, welche er in der Verbindung der vielartigen Materialien zu einem Ganzen zeiget, das traurige Loos seines Zöglings zu mildern suchen. Doch soll er ja nicht, wo der Same auf guten Boden fällt, kleinmüthig seine Stelle einem Andern überlassen, der sich nur etwas verdienen, nicht ein Verdienst sich erwerben will. Hat er sich so durch treue Pflichterfüllung das Zutrauen der Eltern erworben, so kann er allmählig dasjenige aufeinander folgen lassen, was sonst nebeneinander getrieben werden mußte. In der Lust und Kraft des erstarkten Knaben findet er dann die beste Empfehlung seiner Lehrweise, und die Dankbarkeit des Geretteten wird ihn als süßer Lohn seiner Ausdauer ermuthigend durch das ganze Leben begleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 3. Jul.

Es ist wahrscheinlich schon im vergangenen Jahre um eben diese Zeit gewesen, daß unsere Herren Stadtverordneten eine zwar kleine, aber höchst interessante Schrift drucken ließen, worin sie ihren sämmtlichen Mitbürgern über die bisherige Verwaltung ihrer Communal-Angelegenheiten öffentlich Rechenschaft ablegten. Ich bin immer mit Leib und Seele dabey, wo ich, sonderlich unter meinen herzlich geliebten Landsleuten, unverdächtige, thätige und wirklich zum Ziele treffende Gemeinnützigkeit bemerke, und schäme mich fast, daß ich eines so rühmlichen Beweises von Bürgerliebe und Bürgertreue nicht früher erwähnt habe. Aber auch jetzt werde ich noch Theilnahme erwecken. —

Eine einzige Bemerkung aber, welche die Herren Stadtverordneten S. 59 ihrer gehaltvollen Schrift machen, kann Unterzeichneter unmöglich, selbst nach Jahresfrist, völlig unerwähnt lassen, nicht blos, weil sie mit seinen eigenen kleinen Beobachtungen so höchst genau übereintrifft, sondern weil sie auch für weit längere Zeit, als für kurze zwölf Monate vollauf zu denken gibt. Die weisen Väter der Stadt haben damit theils ihren Einsichten, theils und vornehmlich aber ihrem edeln und gefühlvollen Herzen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Sie sprechen übrigens an der angezogenen Stelle von der Musterung der jungen Leute zum Kriegsdienste, und bedauren schmerzlich, bey dieser Gelegenheit eine so unverhältnißmäßig große Anzahl körperlich untauglicher Söhne des Vaterlandes gefunden zu haben. „Es gewährt" — dies sind ihre eigenen Worte — „einen höchst traurigen „Anblick, jährlich eine so große Anzahl junger Leute siech und „elend heranwachsen zu sehen, welche doch den Stamm künftiger Generationen bilden sollen!"

Woran liegt das? Und wie ist diesem immer mehr und mehr um sich greifenden Elende zu steuern? Sind ein paar Fragen, deren Wichtigkeit jedem auf der Stelle einleuchten muß; aber sie haben das leider mit vielen wichtigen Fragen gemein, daß sie leichter gethan als befriedigend zu beantworten sind. Wir würden die erste Bürgerkrone verdient zu haben glauben, wüßten wir hier die rechten Gegenmittel anzugeben; doch uns vergebt aller Muth zum Nachdenken bey dem bloßen Gedanken an die Unzahl von Geschäften, welche in einer so großen Hauptstadt, wie Berlin, sitzend oder stehend, folglich ohne die dem

menſchlichen wie jedem andern thieriſchen Körper ſo unentbehrliche Bewegung verrichten werden müſſen. Hier iſt augenſcheinlich die erſte Grundquelle jenes furchtbar waaſenden Uebels zu ſuchen; und ſelbſt die Allmacht iſt nicht hinreichend, daſſelbe zu beſeitigen, wenn kein Mittel ausfindig gemacht werden kann, wie die körperlichen und geiſtigen Kräfte jedes Staatsbürgers ohne Ausnahme abwechſelnd zu benutzen ſind.

Aber iſt das auch wirklich aufzuſinnen? Bis irgend ein Mäſer ſeine Stimme darüber abgegeben hat, wollen wir die Sache doch noch nicht für ſo ganz unmöglich halten. Wäre es indeſſen auch ſchon glücklich ausgeſonnen, und dem wohlthätigſten aller Erfinder bereits die gebührende Ehrenſäule geſetzt; was für ein gewaltiger Rieſenſchritt iſt nicht erſt noch bis zur wirklichen und allgemeinen Ausführung zu thun übrig? Bis dahin können wir unſern herzlich geliebten Mitpatienten nichts Beſſeres anrathen, als was wir mindeſtens einen großen Theil von ihnen auch ſchon fleißig ausführen ſehen, daß ſie nämlich dem großen Heiligthume der freyen offenen Natur jeden Augenblick, der von ihren Geſchäften übrig bleibt, und mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit widmen mögen. Sie, unſere große, Alles beſeligende und Alles erhaltende Mutter thut ja, ſonderlich in dieſem Sommer, ſelbſt an unſerm dürftigen Sande, ganz unglaubliche Wunder. Seit den zwölf Jahren, welche ich in Berlin gelebt habe, erinnere ich mich noch nie, eine ſo außerordentlich lebendige Vegetation durch die ganze hieſige Gegend wahrgenommen zu haben, als uns während dieſes Sommers überall und von allen Seiten entgegen ſchimmert, grünt, blüht und duftet. Nicht blos der Thiergarten führt dießmal ſeinen Namen mit der That, denn er iſt wirklich nichts anderes, als ein großer zuſammenhängender Garten; ſondern auch die ſämmtlichen Getreidefelder umher zeigen den üppigſten Wuchs, ſo daß man oft ſtehen bleiben und ſich verwundert fragen muß: iſt's möglich, daß eine ſo reiche Fülle aus dem bloßen Sande hervorgehen konnte?

Freylich kommt an einzelnen Stellen die berliniſche Induſtrie zu Hülfe, und wandelt den Boden von Grund aus um. Es hat mir, der ich, meiner dichteriſchen Anwandlungen ungeachtet, meine Augen doch immer gerne auf das Nützliche richte, oft ſchon im Stillen große Freude gemacht, zu ſehen, mit was für ausharrender Geduld und wirklich eiſernem Fleiße man hier ganze Aecker durch das ſogenannte Rigolen umzuſchaffen und ſelbſt für edlere Gartenfrüchte traubar zu machen ſucht. Das „Labor omnia vincit improbus" (unverdroſſene Arbeit überwindet Alles) iſt gewiß bey Berlin noch wahrer als es in Italien war, wo es der Dichter zuerſt ſang. In dem laufenden Jahre aber ſcheint es die mächtige Natur ſelbſt und allein zu ſeyn, die uns den dürreſten Sand mit ſchönem Grün bekleidet, rieſenlange Aehren aus magerm Boden hervortreibt und in Feldern wie in Gärten die reichlichſten Erndten verſpricht.

Schon oft iſt mir der Gedanke gekommen, ob nicht unſere zuverläſſigſten und beſten Wetterpropheten — bekanntlich keine graduirten Perſonen, ſondern nur befiederte Perſönchen, zwar auch nur zweyfüßig, aber doch mit ein paar Flügeln verſehen — von ſolchen vorzüglich fruchtbaren Jahren eine ſichere Vorahnung haben, und ſich eben deshalb in größeren Anzahlen bey uns einfinden möchten. Und meine dießjährigen kleinen Naturbeobachtungen, die er aber keiner menſchlichen Seele für Evangelien aufdringen will, beſtätigen dieß vollkommen. Daß die eine Tochter Pandions, Progne (die Schwalbe), in mehreren Exemplaren als ſonſt erſcheinen ſeyn müſſe, hat ihr die winzigſte aller Geſchichten, die Geſchichte ſeines Fenſtergiebels gelehrt. Hier hat er als Freund der Reinlichkeit alle Sommer einem Baue zu wehren, den er als gutmüthiger Menſch herzlich gern erlauben würde; allein noch nie iſt es ihm ſo ſchwer gefallen, Schweſterchen Progne von dem Fenſter abzuhalten, als dießmal. Bekanntlich laſſen ſich dieſe Thierchen nicht mehr als einmal an dem nämlichen Orte in ihrem Meiſterbaue ſtören. Wenn man alſo dieſe Störungen öfter als gewöhnlich wiederholen muß, ſo ſcheint der natürlichſte Schluß von der Welt der zu ſeyn, daß eine größere Frequenz der Bauenden ſtatt findet. Und das war in dieſem Sommer allerdings der Fall. — Doch auch Schweſterchen Philomele, die lieblichere Sängerin, oder damit ihr gleich ihr volles Recht geſchieht, die erſte Meiſterin des Geſanges, hat ſich während dieſes Frühlings in unſerem Thiergarten weit häufiger hören laſſen als ſonſt. Ja unſere herz- und gewiſſenloſen Nachtigallenjäger, die Spreßer aus Wien ankündigen und uns unſre eigenen verkaufen, haben dießmal ſehr lange jagen müſſen, ehe ſie uns um eins der wonnevollſten Vergnügen haben bringen können. Es iſt bekannt, daß die Nachtigall, wenn ſie ungeſtört und ungefangen bleibt, bis nach Johannis fortſchlägt; aber Dank ſey den Bemühungen jener Grauſamen, von den vielen ſchönen Sängerinnen, die wir im Freyen vernehmen, iſt ſchon ſeit mehreren Wochen auch nicht eine einzige mehr zu hören! Die dritte Art von Zugvögeln, an welcher ich die erwähnte Beobachtung vollkommen beſtätigt gefunden habe, ſind die ſchönen Goldſprechte, die den Namen Pyral führen, und die ich gleichfalls noch nie ſo zahlreich bey uns ſah, als eben jetzt.

Zum Schluſſe ſey es uns vergönnt, noch eines Ruheplätzchens im Thiergarten zu erwähnen, das mit dieſem fruchtbaren Jahre eröffnet, und recht eigentlich für die ſelige dichteriſche Träumerey und das divino far niente eröffnet worden iſt. Wahrlich, der verdient beſungen zu werden, der den erſten Gedanken dazu hergegeben hat. Da ich außer einem biſchen Humor und einer dienſtbaren Feder weiter eben nichts Sonderliches unter meine Beſitzungen zu zählen habe; ſo möchte ich faſt hier öffentlich darauf antragen, daß man mir erlaubte, mir dieſes ſüße Plätzchen zu meinem Eigentume zu erwählen. Nicht daß ich nach der Beſitznehmung Jedermann den freyen Zutritt dorthin verſagen wollte; nein, Apoll und alle Muſen ſollen ihn vor dem bloßen Gedanken an eine ſolche beilloſe Selbſtſucht bewahren! Auch möchte es wir als einen unbedeutenden Privatmann ſehr ſchlecht kleiden, in einer Gegend, wo das Prinz Ferdinand'ſche Haus ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren im Sommer jeden Nachmittag den freyen Beſuch des ſchönen Gartens geſtattet, mit ſeinem Lieblingsſtellchen ſo engbrüſtig zu thun. Ich verſichere vielmehr vollkommen zufrieden zu ſeyn, falls man mich nur dann und wann ein halbes Abendſtündchen dort meinen Gedanken ganz ungeſtört Audienz geben laſſen will. — Man verläßt in der Gegend von Bellevue die große Charlottenburger Chauſſee, an der nämlichen Stelle, wo ein großes Rundel angebracht iſt, um den Luſtwandelnden die reizende Ausſicht auf den Prinz Ferdinand'ſchen Garten zu eröffnen, und begibt ſich rechts in einen Schattenweg, der ziemlich parallel mit der Kunſtſtraße nach Charlottenburg geht. Dieſer Weg führt ſchon nach mehreren Hundert Schritten zu einem Bellevue en miniature, das für die hieſige Gegend in der That einzig genannt zu werden verdient. Unter einem ſehr angenehmen Geſträuche iſt hier nämlich ein Bänkchen angebracht, von den das Auge über die freundlichſten Wieſen hinweg auf die neuerbaute Brücke nach Moabit wie von ſelbſt geleitet wird; und dicht nebenbey befindet ſich auch für Leute, die zu leſen oder — zu eſſen mitbringen, ein allerliebſtes kleines rundes Tiſchchen. Bey Sonnenaufgang hat man die prachtvolle Königin des Tages vor ſich, bey deren Untergange aber hinter ſich im Rücken. Es gibt in beyden Fällen die köſtlichſte Erleuchtung, ſonderlich geht nichts über die wunderſchönen Abende, die hier eine dichteriſche Seele genießen kann. — — —

Ernſt Woldemar.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 60.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juli 1823.

Edle Naturen werden oft mehr durch das Niederträchtige, Widrige einer Handlung, als durch das Unmoraliſche empört. — Wo uns die Kraft verläßt, rettet uns oft die Größe.

— 1 —

Perſiſche Fabeln.

Von Friedrich Rückert.

XIII.

In eines Gärtners Hauſe
Thät wohnen eine Maus,
Die las ſich ſtets zu Schmauſe
Die beſten Samen aus.

Von Hülſ'chen und von Schötchen,
Von Körnchen auch genug,
Mit Zähnchen ſie und Pfötchen
In ihre Schlupfe trug.

Das Trockne und das Friſche,
Nach allerſchönſter Wahl;
Sie hatt' auf ihrem Tiſche
Das ausgeſucht'ſte Mahl.

Der Wirth, der kargen keiner,
So mildreich war ſein Sinn,
Er gönnt' ihr Scherflein ſeiner
Kleinen Koſtgängerin.

Leicht ſchwindelt ein Geringer
Auf hohen Glückes Stand;
Und wem man reicht den Finger,
Der will die ganze Hand.

Das Mäuslein ſchlich in Tücke
Zum Beutel ſeines Herrn,
Und holte Stück für Stücke
Daraus des Goldes Kern.

Und als, ein Geld zu holen,
Er einſt zu Sacke fuhr,
Fand er ſein Gut geſtohlen,
Und ahnte gleich die Spur.

Er ſtellt als eine Katze
Selbſt auf die Lauer ſich,
Ertappt den Dieb am Platze,
Und faßt ihn meiſterlich.

Es ſollte noch kein Schaden
Am Leben ihr geſchehn;
Er band ihr einen Faden
An's Bein, und ließ ſie gehn.

Das Mäuslein nahm die Gänge
Nach ſeinem Hohl alsbald,
Des argen Fadens Länge
Verrieth den Aufenthalt.

Da fand ihr Sparebüchschen
Sofort der Herr vom Haus,
Und nahm die goldnen Füchschen,
Die ſie gemauſt, heraus.

Sodann nach Fug und Rechte
Gab er das Mäuſelein
Dem Kater Henkersknechte
Zur wohlverdienten Pein.

Noch ein Bruchstück aus Walter Scott's neuestem Roman: Quentin Durward.

(Beschluß.)

Quentin und Isabella fliehen aus Lüttich, und werden von Crevecoeur gefangen genommen; die Dame wird in Charleroi gelassen, und ihr Ritter nach Peronne gebracht, wo er am Hofe Karls des Kühnen unerwarteter Weise Ludwig XI., der den Herzog besuchte, findet. Die Verhandlungen gingen hier so leicht vor sich, wie dieß von dem feinen Politiker und seinem verwegenen Vasallen erwartet werden konnte; aber die Nachricht von dem Morde des Bischofs von Lüttich facht die Flamme von neuem an. Diese That seiner ehemaligen Freunde wird Ludwig aufgebürdet, und sein halsstarriger Nebenbuhler nimmt den Gast seines Hauses gefangen. Ludwig wird in das alte Gefängniß geworfen, wo Karl der Einfältige umgekommen war, und hier hören wir ihn in seiner Noth ein seltsames Gebet beten.

„Er maß das Gemach mit kurzen und ungleichen Schritten, stand öfters still, faltete seine Hände, und überließ sich überhaupt einer Bewegung, welche er öffentlich so gut zu bemeistern verstanden hatte. Endlich stellte er sich dem Gitterthore gegenüber, welches der alte Mornay als das bezeichnet hatte, durch welches einer seiner Vorfahren zum Tode abgeführt worden. Es war, vielleicht zum Andenken der That, welche hier vollbracht wurde, über dem kleinen Thore eine rohe Nische, welche ein in Stein gehauenes Kruzifix enthielt. Auf dieses Sinnbild heftete der König seine Blicke, aber nur einen Augenblick, denn es schien ihm zu rasch gehandelt, wenn er dem heiligen Bilde nahte, ohne sich vorher die Vermittlung eines Fürsprechers gesichert zu haben. Er wandte sich von dem Kruzifixe, als unwürdig, auf dasselbe zu blicken, und wählte unter den Bildern, mit welchen, wie bekannt, sein Hut ganz umgeben war, eine Abbildung der heiligen Jungfrau von Clery, kniete vor ihm nieder, und betete folgendes ungewöhnliche Gebet, in welchem, wie man bemerken muß, der hohe Grad seines Aberglaubens ihn verleitete, die heilige Jungfrau von Clery gewissermaßen als eine von der Madonna von Embrun, ein Lieblingsbild, an das er oft seine Wünsche richtete, verschiedene Person zu betrachten.

„Süße Jungfrau von Clery! — rief er aus, indem er seine Hände faltete, und, während er sprach, auf seine Brust schlug: — Gesegnete Mutter der Gnaden, die du allmächtig bist mit dem Allmächtigen, habe Mitleiden mit mir Sünder. Es ist wahr, ich habe dich oft um deiner gesegneten Schwester von Embrun willen vernachlässigt; aber ich bin ein König, meine Gewalt ist groß, mein Reichthum unermeßlich; und wär' es nicht, ich würde die Steuern meiner Unterthanen verdoppeln, um euch Beyden meine Schuld abzutragen. Oeffne diese eisernen Thore — fülle die Graben des Schlosses aus — führe mich, wie eine Mutter ihr Kind führt, aus dieser dringenden Gefahr. Wenn ich deiner Schwester den Oberbefehl über meine Garden gegeben habe, so sollst du die große und reiche Provinz von Champagne haben, und ihre Weinberge sollen ihren Segen in dein Kloster spenden. Ich hatte diese Provinz meinem Bruder Karl versprochen; aber du weißt, er ist todt, vergiftet von dem schlechten Abbé Angely, den ich strafen werde, wenn ich am Leben bleibe. Ich hatte dieß schon einmal versprochen, aber diesesmal werde ich Wort halten. Wenn ich einige Kenntniß von diesem Verbrechen hatte, so war es, glaube mir, holdselige Beschützerin, weil ich kein besseres Mittel kannte, die Unzufriedenen meines Königreichs zu beruhigen. O rechne diese alte Schuld nicht zu meinen neuen! Sey mild und gnädig, wie du immer warst, und bewirke bey deinem Kinde, daß mir alle meine begangenen Sünden vergeben werden, und eine — eine kleine That die ich diese Nacht vollführen muß — es ist keine Sünde, nur eine Handlung der Gerechtigkeit im Stillen verübt; denn der Schurke ist der größte Lügner, der je eines Königs Ohr nahte, und hängt überdieß der schmutzigen Sekte der Griechen an. Er ist deines Schutzes nicht würdig; überlaß ihn mir, und halte es für einen guten Dienst, denn er ist ein Schwarzkünstler und Hexenmeister — ein Hund, dessen Tod in deinen Augen so wenig seyn kann, als wenn ich den Funken austrete, der von einer Lampe fällt, oder aus dem Feuer springt. Denke nicht an diese Kleinigkeit, süßeste, holdeste Jungfrau, sondern denke nur, wie du mich am besten aus einer Noth retten kannst; und hier bind' ich mein königliches Siegel an dein Bild, als Pfand, daß ich wegen der Grafschaft von Champagne Wort halte, und dich zum Letztenmal wegen Blutes beunruhige, wohl wissend, daß du so milden und zarten Herzens bist."

Nach diesem außerordentlichen Kontrakt mit dem Gegenstand seiner Anbetung sagte Ludwig, scheinbar mit tiefer Andacht, die sieben Bußpsalmen lateinisch her, mehrere Ave's und andere Gebete, welche an die heilige Jungfrau gerichtet waren. Er stand dann auf, zufrieden, sich die Vermittlung der Madonna gesichert zu haben, um so mehr, als er bedachte, daß die meisten Sünden, um deren Vermittlung er sie bey frühern Gelegenheiten angesprochen, von einem verschiedenen Charakter waren, und daß sie ihn daher nicht für einen harten, an Blutvergießen gewöhnten Sünder halten würde, wie die andern Heiligen, denen er häufig Verbrechen dieser Art bekannt hatte." —

Eine Versöhnung zwischen Ludwig und Karl wird endlich zu Stande gebracht, und manche zufällige Ereignisse beleben die Szene. Der Zigeuner kommt als Herold von dem wilden Eber, und wird erst gehezt, und dann gehangen; von ihm erfährt Quentin das Geheimniß von den Anschlägen seines Herrn, welches ihn am Ende in den Stand sezt, sich die Erbin von Crope zu erwerben. Lüttich wird von den Franzosen und Burgundern gemeinschaftlich genom-

men, und Wilhelm von der Mark von Balafré in einem verzweifelten Gefecht erschlagen, nachdem unser Held ihm eine fast tödtliche Wunde beygebracht hatte. Sein Lohn für des Ebers Haupt ist die Hand Isabella's, um welche sich die ganze Ritterschaft bemühte, und unter andern auch Le Glorieux, des Herzogs von Burgund Hofnarr, der in dieser Geschichte lustig genug figurirt.

Im Ganzen steht diese neue Gabe des schottischen Novellisten seinen neuern Erzeugnissen nicht nach, nur fürchte ich, werden besonders die Frauen viele Zeichnungen zu roh und manche Scenen zu blutig finden. Aber wir wollen dem Genuß, welchen das Ganze dem Leser gewähren wird, nicht weiter vorgreifen.

Was die Hauslehrer thun und nicht thun sollen.

(Beschluß.)

Wenn auch nur einige Hauslehrer zu diesem Kampfe gegen die Zerstreuung sich vereinigen, und durch ihre Bemühungen die gründliche Bildungsmethode vorerst nur in einigen Familien empfehlen, so bringen sie dadurch ihren Privatunterricht mit dem öffentlichen in Einklang. Der Knabe gewöhnt sich bald, dem Wunsche und Willen seiner Eltern, die nicht einen Vielwisser, sondern einen Rechtwisser aus ihm machen wollen, freudig zu begegnen, und verfolgt mit doppeltem Eifer die Bahn, welche der Schulplan ihm vorzeichnet. Auch die Wünsche der für die gründliche Bildung gewonnenern Eltern werden laut; es bildet sich eine öffentliche Meinung, die durch ihre Stellvertreter, auf Vereinfachung der Lehrplane dringend, die darauf hinzielenden Anordnungen der leitenden Behörde unterstützt; im Aufblühen eines gründlich gebildeten, kräftigern, also bessern Geschlechtes sieht der dafür eifernde Hauslehrer eine schöne Frucht auch seiner Wirksamkeit.

Benutzt endlich der Hauslehrer jede Gelegenheit, um auf die körperliche Erziehung seines Zöglings wohlthätig einzuwirken, so macht er sich durch diese Art von Nachhülfe zuerst um den Zögling selbst, und dann um die öffentlichen Lehranstalten sehr verdient. Lehrer und Aufseher bemerken oft mit Wehmuth den schnellen Abfall der Blüthe und das Welken der Blätter des sonst in frischem Grün mit herrlicher Blüthe prangenden Baumes; aber weit eher als der übrige dringt des Hauslehrers scharfer Blick dahin, wo ein nagender Wurm die Keime des jungen, frischen Lebens zerstört. Heil den Eltern, die durch würdige Behandlung an dem Hauslehrer einen Hausfreund gewannen, der bescheiden, aber nicht schüchtern sie früh genug auf die Gefahr hinweiset, welche die Lieblinge ihres Herzens umfangen hat. Ihres Vertrauens zu seiner Gewissenhaftigkeit getrost, weiß er die Eltern, die in ihrem Knaben durch eine Menge von Nebenstunden die Lebensfreudigkeit ertödten wollen, auf bessere Wege zu leiten. Sie folgen seinem Rathe. Er führt den Zögling zuerst bey schöner, später auch bey weniger schöner Witterung hinaus und wiederholt das Pensum in freyer frischer Luft, studirt mit demselben die Naturgeschichte in der Natur selbst, und zeigt ihm beym Aufsuchen der Pflanze, wie unentbehrlich jene Kenntnisse sind, deren Erwerb so viele Mühe kostet. Den Schwächling nöthigt er zuerst zu einem kleinen Gang, dehnt diesen von Tag zu Tag, bis der Erstarkte eine kleine Reise unternehmen kann. Oft legt er die Bücher auf die Seite, begleitet den Zögling zum Schwimmplatz, zur Schießstätte in der Absicht, aus demselben allmählig einen tüchtigen Schwimmer, einen geschickten Schützen zu bilden, auf daß er einst nicht jammernd und schamroth am Ufer stehe, wenn ein Hülfeflehender im Strome untersinkt, nicht um Roß und Wagen bitten müsse, wenn der stärkeren Freunde Schaar, die Last auf dem Rücken, die Wanderung zum fernen Gebirge auf eigenen Füßen beginnt, und daß er nie aus Waffenscheu in Versuchung komme, wenn das Vaterland seine Söhne zum Kampfe ruft, von persönlichem Dienst sich loskaufen zu wollen. Bemerken dann die Eltern, daß solche Gänge ins Freye bey dem schwächlichen Knaben weit besser anschlagen, als Schneckenbrühe und Eselsmilch; werden sie belehrt, daß mit dem Schwimmen allerdings einige Mühe und Gefahr verbunden, das Ertrinken aber, weil die Schwimmkunde fehlt, noch gefährlicher ist; weiset ihnen, bey politischer Besorgniß, der Hauslehrer aus seinem Xenophon und aus der ältesten Geschichte nach, daß selbst der Perserkönig die Gymnastik begünstigt hat, so werden sie ohne Besorgniß für Leib und Seele ihrer Lieblinge diese gern so guter Leitung anvertrauen.

Miscellen aus England.

Vor Kurzem wurde dem königlichen ärztlichen Kollegium ein menschliches Herz geschenkt, welches man in einem in den Trümmern eines egyptischen Tempels hervorgezogenen Sarkophage gefunden. Dieser war, ohne geöffnet worden zu seyn, nach Malta gebracht worden, wo dessen Inhalt in Gegenwart mehrerer Personen, besonders der Aerzte der Insel, untersucht ward. Es erforderte die anhaltende Anstrengung des Meißels und Hammers, den Deckel zu lüften. Man fand es mit einem dargigen Stoff und einer Flüssigkeit angefüllt, welche in Farbe und Ansehen altem Portowein glich, und welche das Herz unmittelbar umgab. Dieses ist jetzt in Spiritus von der gewöhnlichen Art aufbewahrt. Die Flüssigkeit befindet sich in einer besondern Flasche, und bestehet nach Sir Humphrey Davy's Analyse aus Pflanzensäften mit einem Theil von Harz vermischt *).

*) Eine ähnliche, aber wegen des geringeren Alterthums der Leiche viel weniger auffallende Erscheinung findet der Leser in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth, von ihr selbst geschrieben, welche vor zehn oder zwölf Jahren in der Cotta'schen Buchhandlung auch in einer deutschen Uebersetzung herauskamen. Es drang eine, jener Materie ganz ähnliche, Feuchtigkeit in großer Menge aus einem alten Sarg der markgräflichen Gruft in Bayreuth. D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg.

Der Gegenstand, von dem ich Sie unterhalten will, hat, im Ganzen betrachtet, wenig Neues, denn unsere neuen Hospitäler sehen sich in ihrer äußern Einrichtung einander ziemlich ähnlich — und von einem Hospital will ich Sie unterhalten: nämlich von dem kaiserlichen Hospital für arme Kranke, das unter dem Schutze und der Leitung der Kaiserin Maria steht. Das neue Interesse meiner Nachricht von dieser wohlthätigen Stiftung beruht nur auf der Lokalität, wo es sich befindet, und auf der Gattung und Zahl der Kranken und ihrem Verhältniß zu den Genesenden, wodurch sich der Werth eines solchen Instituts für den wissenschaftlich Gebildeten ausspricht. Diese schöne Anstalt liegt in der Stückhofsstraße, nahe am Newsky-Perspektiv. Die Vorderseite ist von der Straße durch einen Hof getrennt, der, seiner ganzen Länge nach, durch ein eisernes Gitter, auf einer Grundlage von Quadersteinen ruhend, geschlossen ist. An der Hinterseite schließt sich ein großer Garten an, welcher 22 englische Morgen Flächengehalt hat, und früher unter dem Namen des italienischen Gartens bekannt war. Rechts und links vom Hauptgebäude, in einer Entfernung von 11 Faden, stehen zwey Häuser für die Oberbeamten und weiterhin Remisen, Ställe und andere Wirthschaftsgebäude. Die Aussicht auf den Garten ist ganz frey, und der Luftzug im Umkreise des Hospitals durch keinen Gegenstand gehindert. Es wurde im Jahr 1803 zu bauen angefangen und 1805 vollendet, in welchem Jahre es auch am 30. Juli eröffnet wurde. Die Kosten des Baues, welche sich auf ungefähr 410.000 Rubel Banknoten beliefen, wurden von den Kapitalien der beyden Findelhäuser in Petersburg und Moskau genommen. Von den Zinsen eines Kapitals von 2,000,000 Rubel Banknoten, das zu 6 vom Hundert jährlich im dortigen Findelhause angelegt ist, werden die jährlichen Auslagen bestritten.

Im Hospital werden 200 gefährliche Kranke beyderley Geschlechts, die Genesenden nicht inbegriffen, aufgenommen; überdieß wird jeder arme Kranke, der sich meldet, empfangen, behandelt und ihm die Arzney unentgeldlich gereicht. Der linke Flügel des Gebäudes ist für das weibliche und der rechte für das männliche Geschlecht bestimmt; ein Hof trennt beyde Abtheilungen. Nicht aufgenommen werden Seeleute, Landsoldaten, Wöchnerinnen, Wahnsinnige und an unheilbaren chronischen Krankheiten Leidende, Venerische und Dienstboten des Adels, welche alle besondere Hospitäler haben. Das etwa 10 Fuß hohe Erdgeschoß ist gewölbt, und seiner ganzen Länge nach durch einen mit Kieselsteinen gepflasterten Gang getheilt; es enthält die Medikamagazine, Bäckerey, Küche, Zimmer zur Aufbewahrung der Arzneymittel und der Kleider, welche die Kranken mit sich gebracht haben, und mehrere andere für die untern Beamten. An beyden Enden sind Schwitz- und andere Bäder angebracht.

Das erste Stockwerk ist ungefähr 18 Fuß hoch; es enthält die Apotheke und mehrere große Säle, worin die ankommenden Kranken empfangen werden. Ebendaselbst werden chirurgische Operationen gemacht, die ab- und zugehenden, außer dem Hause wohnenden Kranken, welche an äußerlichen Schäden leiden, behandelt und Medikamente gereicht. Auch sind hier Säle zum Aufenthalte der Genesenden bestimmt, deren Kräfte hier gestärkt werden. Diese Säle haben Ausgänge nach dem Garten, welcher während der guten Jahreszeit benutzt wird. Ein breiter Gang theilt sowohl das erste als das zweyte Stockwerk in zwey gleiche Theile, wovon das letztere etwa 23 Fuß hoch, und blos für die im Hospital wohnenden gefährlichen Kranken bestimmt ist. Das ganze Gebäude enthält 26 Zimmer, worin sich 242 Betten befinden. Ein Theil davon bleibt leer für solche Kranke, die man von andern trennen muß. Die Bettstellen sind von Eisen.

Jeder Kranke im obern Stock hat 1606 englische Cubikfuß Raum, und die Genesenden im untern Stock 2401. Nach Sir Hilbert Blanc sind 700 Kubikfuß hinreichend. In dringenden Fällen könnte daher sehr leicht eine größere Anzahl Kranker aufgenommen werden. Zur Reinigung der Luft dienen: 1) ein Fenster über jeder Zimmerthüre, das man nach Belieben öffnen und schließen kann; 2) ein Fenster in jedem Zimmer von oben zu öffnen; 3) Luftzieher und Luftlöcher in den Mauern, welche mit Röhren in Verbindung stehen, die durch das Dach geleitet sind; 4) ein Ofen und ein Kamin in jedem Zimmer; 5) Luftlöcher im Fußboden, die bey sehr schädlichen Ausdünstungen geöffnet werden. Jedes Zimmer ist durch eine dicke Mauer von dem andern getrennt, und keines hat mehr als 15 Betten. Verschiedenartige Kranke werden nicht zusammen gelegt, und für ansteckende Krankheiten sind Zimmer in den entferntern Theilen des Gebäudes bestimmt. Ueber jedem Bette hängt eine Tafel mit dem Namen des Kranken, dem Tage seiner Aufnahme und der Nummer seiner Einschreibung, und eine andere mit dem Namen seiner Krankheit in lateinischer Sprache, damit der Kranke sein oft gefährliches Uebel nicht kennen lerne. Diese Idee rührt vom Kaiser Alexander her.

Eine griechische Kapelle theilt das Gebäude und erhebt sich zwischen den beyden größten Sälen des ersten und zweyten Stockwerks. Vermittelst großer Fenster, welche auf diese Säle hinausgehen, können auch die bettlägerigen Kranken den Gottesdienst hören. Der Geistliche wohnt im Hause. Kranke anderer Religionen erhalten auf Verlangen den Beystand ihrer Prediger. Gottesdienst wird an Sonn- und Feyertagen und während der Fasten täglich gehalten. Des Morgens und Abends werden den Kranken eigends für ihre Lage verfaßte Gebete vorgelesen. Dieses Amt haben, zugleich mit der allgemeinen Pflege der Kranken, 24 Wittwen von unbescholtenem Rufe und gutem Charakter, welche aus einer andern Anstalt der Kaiserin Maria „für arme Wittwen aus dem Militär- und Civilstande" erwählt und mitleidige Wittwen benannt werden.

Für Schlafsüchtige, Scheintodte und Ertrunkene sind besondere, mit allem Nöthigen versehene Zimmer in einem eigenen Gebäude. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags werden alle ab- und zugehende, auswärtige Kranke empfangen und behandelt, deren Anzahl im Mai und Juni am beträchtlichsten ist, wenn die Barken aus dem Innern des Reiches ankommen. Von 1803 bis 1816 sind behandelt worden: im Hospital 22,736, an auswärtigen Kranken 222755, und von diesen geheilt: im Hospital 15.959, außer demselben 111.121. Im Hause selbst starben 4667. Verflossenes Jahr sind behandelt worden: im Hospital 2586; davon geheilt 1823 und gestorben 530, worunter 124 in den ersten drey Tagen nach der Aufnahme. An auswärtigen Kranken 42,224 behandelt und 24.231 geheilt. 6381 haben sich nicht wieder gemeldet und sind daher aus dem Verzeichniß gestrichen.

Bey der vortrefflichen Einrichtung des Ganzen müßte die Sterblichkeit im Hause geringer seyn, wenn nicht folgende Umstände dagegen wären: erstlich, daß nur gefährliche Kranke im Hause aufgenommen werden, und zweytens das schwer zu überwindende Vorurtheil des gemeinen Volkes gegen ärztliche Hülfe, verbunden mit der großen Weitläufigkeit der Residenz, wodurch die Kranken gemeiniglich erst dann sich melden, wenn die höchste Noth eintritt, und daher oft schon in den ersten Tagen sterben, wie oben angezeigt ist. Wer dieses Hospital besucht, wird es gewiß nicht verlassen, ohne eine vermehrte Hochachtung für die Monarchin zu fühlen, die den größten Theil ihrer Zeit dazu anwendet, Wohlthaten überall zu verbreiten und neue philantropische Anstalten mit jedem Jahre zu schaffen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Nro. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Juli 1823.

Holder Schlaf ....
Bist Seelentröster, Schattenruh,
Bist Labsal aller Sorgen —
Bist Todesbruder! — O wie schön
Sich Seyn und Nichtseyn grenzen!
Wie schön wird unsre Abendthrän'
Am frühen Morgen glänzen.

Herders Volkslieder.

Nachtlied.

Schon wieder ruft mit hohlem Munde
Der Tag mir seine Sterbestunde
So bang aus düstrer Höh' herab;
Bald löscht die Zukunft sein Gedächtniß,
Und es empfängt auch sein Vermächtniß
In der Vergessenheit das Grab.

Wie ruhig schied er von dem Throne,
Und legt' in Frieden still die Krone
In seines jüngern Bruders Hand!
Und dieser läßt den Schlaf noch walten,
Daß neue Kraft sich muß entfalten;
Sein heil'ger Fried' umschwebt das Land.

Ach, fänd' auch mich der süße Schlummer! —
Muß ich allein im wachen Kummer
Nur Zeuge seines Segens seyn?
Wann schwebt er auch auf mich hernieder,
Und wiegt die matten Augenlieder
In seliges Vergessen ein?

Du nahst mit Trost so manchem Bette,
Umschirmest jede Lagerstätte
Mit heil'gem Dunkel, stille Nacht:
O ruf aus diesem matten Herzen
Den wilden Kampf so langer Schmerzen,
Um die die Krankenlampe wacht!

Am Fenster rauscht das Nachtgefieder,
Und Schreckensangst durchzuckt die Glieder,
Ein trübes Ahnen mich umarmt.
Der Träume fibrische Gebilde
Ziehn mich in düstre Angstgefilde,
Wo sich kein Engel mein erbarmt.

Da tönt's! — Erst eine von den Stunden
Hat sich der Schmerzensnacht entwunden;
Wie träge schleicht der Seiger fort!
Die Freude nur hat rasche Flügel,
Und naht sie auch mit goldnem Zügel,
Ist doch nur karg ihr Himmelswort.

Bald lenkt sie zu dem Heimathslande,
Wenn hier, im düstern Erdgewande,
Der Schmerz um Thron und Hütte schleicht,
Und Keinen schont mit seiner Sendung,
Bis einst des Irdischen Vollendung
Der Erdgeborne hat erreicht.

Doch ist's nicht süßen Wahns Bethörung,
So fühl' ich selige Erhörung
Dem müden Herzen leise nah'n.
Es ruhn die marternden Gefühle,
Und eng umschränkt die wilden Spiele
Der Phantasie Gesetzesbahn.

Umarmt den Müden, heil'ge Mächte
Des Schlafs, und tragt in tiefe Nächte
Ihm huldvoll seinen Kummersinn!
Ist auch nur kurz des Leidens Mindrung,
Das Unglück hascht nach jeder Lindrung,
Die kleinste Gunst ist ihm Gewinn!

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Nach solchen Betrachtungen wird man sich wundern, daß wir noch so wenig wissen von dem, was auf dem Monde vorgeht; oder man wird daraus schließen, daß es dort ruhiger hergeht, als bey uns, daß es vielleicht auf dem Monde ganz anders aussieht, als auf der Erde, so ähnlich einander beyde Weltkörper auch bey dem ersten Anblick scheinen. In der That beweisen die Namen, die man den Mondsflecken gegeben hat, z. B. Malta, Aetna, Meer der Fruchtbarkeit u. s. w., daß die ersten Astronomen, die den Mond durch Fernröhre betrachteten, eine vollkommene Aehnlichkeit zu finden geglaubt haben. Allein die genaueren Untersuchungen, die seit wenigen Jahren mit vollkommeneren Fernröhren über den Mond angestellt sind, zeigen ein Bild, welches jenem sehr unähnlich ist; und noch haben wir auf einen Zug des Gemäldes nicht Rücksicht genommen, der einen wesentlichen Unterschied zwischen der Erde und ihrem Trabanten macht.

Das Luftmeer, welches die Erde gleich einem Heiligenschein umgibt, ist für uns, die wir davon eingeschlossen sind, so unsichtbar, wie den Fischen das Wasser, in dem sie schwimmen; nur fremde Körper, Dünste, Wolken, die darin herum schweben, können wir sehen, wie der Fisch die Lockspeise, die ihm hingeworfen wird. Allein einem Auge, das sich weit außerhalb dieses Meeres befindet, kann dasselbe so wenig ganz unsichtbar seyn, als uns das Wasser ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erde in der Entfernung des Mondes, gleich den Kometen, wiewol in weit geringerem Grade, sich wie ein dichter Kern zeigt, den ein Nebel umfließt, welcher näher an der Erde dicker wird; wenigstens wird sich dieser Nebel deutlich zeigen, wenn die Seeuhren, zu der Zeit, da wir eine Mondfinsterniß haben, die schwarze Erdkugel über die flammende Sonnenscheibe wegstreifen sehen. Ueberdem ist unsere Atmosphäre ein physisches und chymisches Laboratorium, in dem mehrentheils in der Stille, oft aber auch mit großem Geräusche fleißig gearbeitet wird. Wenn dort die Natur einen elektrischen Versuch, oder einen chymischen Niederschlag macht, wenn sie einen Stoff aus einer Phiole in die andere gießt, oder mit Seifenblasen spielt und sie fortbläset, damit sie über einer andern Gegend, die dieses Tropfens gerade bedarf, zerplatzen; so geschieht dieses alles in einem so großen Maßstabe, daß es auf dem Monde nicht unbemerkt bleiben kann. Eine Landschaft muß dort ganz anders erscheinen, wenn sie im Sonnenlichte glänzt, als wenn Platzregen auf sie herabströmen, oder wenn sie mit dicken Nebeln bedeckt ist, die den Tag beynahe in Nacht verwandeln; und dem Auge auf dem Monde werden große Wolken, die der Sturm über die Erde treibt, ungefähr so erscheinen, wie uns der Halbschatten, der bey einer Finsterniß über den Mond wegstreicht. Es ist sogar nicht unmöglich, daß weit sich erstreckende Blitze, die plötzlich eine schwarze Gewitterwolke erleuchten, im Monde eben sowol bemerkt werden, wie der Ausbruch des Aetna im Jahr 1669, oder das Feuer, welches drey Jahre vorher London in die Asche legte.

Das Gemälde, welches wir bisher von der Erde aus dem Standpunkte des Mondes entworfen haben, wird, wenn wir es mit dem Gemälde vergleichen, welches uns der Mond wirklich zeigt, unser Urtheil über die Beschaffenheit dieses Weltkörpers am sichersten leiten. Das erste, was sich dem Beobachter des Mondes vollkommen deutlich und mit mathematischer Gewißheit zeigt, ist die ungeheure Menge von Bergen, welche die ganze Oberfläche des Mondes, wie Thautropfen ein Blumenbeet, bedecken, und wovon einige die höchsten Berge unserer Erde weit übertreffen. Da dieß der wichtigste Gegenstand unserer Beobachtungen des Mondes ist, so wird eine kurze Erklärung nöthig seyn, wie es möglich ist, die Höhe der Mondsberge mit solcher Genauigkeit zu messen.

Es gibt dazu drey Methoden, wovon die erste sich nur bey solchen Bergen anwenden läßt, deren Fuß sich am Rande der uns zugekehrten Seite des Mondes befindet, die also die Scheidewand ausmachen zwischen den glücklichen Gegenden, denen die Erde sich beständig zeigt, und denen, wo sie immer unsichtbar ist. Der helle Mondsrand zeigt sich nicht vollkommen rund und glatt, sondern er ist ausgezackt: man sieht durch gute Fernröhre deutlich die Spitzen der Berge über dem Rande hervorragen, so wie die Einschnitte tiefer Thäler oder Schluchten; und die Messung dieser Unebenheiten mit den gewöhnlichen Instrumenten gibt das Verhältniß der Höhe der Berge zum Durchmesser der ganzen Mondscheibe, welcher 480 Meilen beträgt. Diese Messung läßt sich am besten bey Sonnenfinsternissen anstellen, wo der ausgezackte Rand des schwarzen Mondes sich deutlich auf dem hellen Grunde der Sonne zeigt.

Die zweyte Methode ist folgende: Bey dem ab- oder zunehmenden Monde ist die Lichtgrenze, welche die Phase des Mondes bestimmt, von unzähligen glänzenden Punkten umgeben, die aus dem dunkeln Theile des Mondes, wie Inseln aus dem Meere, oder wie Sterne aus der Nacht, hervortreten; und die Bewohner gebirgiger Gegenden, denen dieses Schauspiel nichts Neues ist, werden sogleich errathen, daß es nichts anders ist, als die Gipfel der Berge, die von den Strahlen der auf- oder untergehenden Sonne lange vorher oder noch lange nachher vergoldet sind, wenn die benachbarten Ebenen oder Thäler bereits von den Fittigen der Nacht bedeckt sind. Man begreift leicht, daß ein Berg, um die am Horizont des Mondes wegstreifenden Sonnenstrahlen in der Nachtseite aufzufangen, desto höher seyn muß, je tiefer er im Schatten der Nacht liegt, oder je

weiter er von der Lichtgrenze entfernt iſt; daß ſich alſo aus dieſer Entfernung die Höhe der Berge berechnen läßt.

Es gibt noch eine Methode, die ſich am häufigſten anwenden läßt. So wie auf der Erde die Schatten der Berge, Thürme u. ſ. w. am Morgen und Abend die größte Länge haben, und ſich in dem Verhältniß verkürzen, wie die Sonne ſich dem Meridian oder dem Zenith nähert; ſo wie die Schatten des Morgens nach Weſten, des Abends nach Oſten fallen: ſo ſehen wir auch auf dem Monde, in dem Laufe ſeines dreyßigtägigen Tages, die Schatten ſeiner Berge hin- und herziehen, ſich verlängern, verkürzen, und beym Vollmonde, wenigſtens in der Mitte der Mondſcheibe, wo die Berge der Sonne ſenkrecht ausgeſetzt ſind, ganz verſchwinden. Kurz vor und nach dem Neumonde, wenn der ſchmale erleuchtete Mondsſtreifen die Sonnenſtrahlen in ſehr ſchiefer Richtung erhält, erſtrecken die Schatten der Berge ſich weit über die Ebene, und die erhabenen Ränder oder Wälle werfen einen ſchwarzen Schatten in den Abgrund der Höhlungen oder Krater, die ſie einſchließen. Dieſe Schattenmaſſen verkürzen ſich, ſo wie die Phaſe des Mondes wächst, und ſie fallen alle links bey dem zunehmenden Monde, rechts bey dem abnehmenden. Hier kennt man die Höhe der Sonne über dem Horizont, welche mit der Entfernung des Berges von der Lichtgrenze einerley iſt: wenn man alſo die Länge des Schattens mißt, ſo kann man daraus die Höhe des Berges berechnen, ſo wie man auf der Erde, aus der Höhe der Sonne und der Länge des Schattens, die Höhe eines Thurmes findet.

Die größte Aehnlichkeit zwiſchen dem Monde und der Erde findet in Anſehung der Berge Statt, und es ſcheint, daß dieſe Arme oder Fühlhörner, die der Polyp, den wir Planet nennen, in den Weltraum ausſtreckt, ein ſehr nothwendiges Organ ſind, mit welchem die Natur alle Weltkörper verſehen mußte, ſo verſchieden auch die Bildung ſeyn mag, die ſie ihnen in anderer Rückſicht zu geben für gut fand. Von den drey oder vier verſchiedenen Gattungen von Erhöhungen, die wir auf dem Monde bemerken, wird es uns nicht ſchwer, das Urbild auf der Erde zu finden. Es gibt dort flache, weit ausgeſtreckte Bergadern, die unſern Flötzgebirgen ganz ähnlich ſind; hohe, ſteile Berge, die entweder wie einzelne Maſſen daſtehn, oder ſich in mehrere Aeſte theilen und in großen Ketten fortgehen, gleich unſern Piks und Granitgebirgen; es gibt Höhlungen, von ringförmigen Wällen umgebrn, eigentliche doble oder Krater-Berge, und andere, die als wahre Vulkane noch jezt Feuer ſpeyen. Man hat Berge im Monde bemerkt von der Höhe von ſechzig bis viertauſend Faden: der Mond iſt alſo nicht allein gebirgiger als die Erde, ſondern ſeine Berge übertreffen die höchſten der Erde um faſt tauſend Faden oder um den dritten Theil; ſie ſind alſo, im Verhältniß der Durchmeſſer beyder Weltkörper, fünfmal ſo hoch als unſere Berge. Indeſſen muß man hiebey nicht vergeſſen, daß wir die Höhe unſerer Berge nur von der Oberfläche des Meeres an rechnen, und daß die Erde nicht viel weniger uneben erſcheinen würde, als der Mond, wenn unſere Meere, wie es dort der Fall iſt, ohne Waſſer wären, oder wenn unſere Berge noch ihre urſprüngliche Höhe hätten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein afrikaniſcher Parvenu*).

Der reichſte Mann in der Stadt (Ardrah) iſt Tammata, beſſer bekannt unter ſeinem europäiſchen Namen, Monſieur Pierre. Er iſt zu Houſa geboren und ward in ſeiner frühen Jugend von dem Patron eines franzöſiſchen Schiffes nach Frankreich gebracht. Dort hatte man ihn in die Schule geſandt, wo er Schreiben, Leſen und Rechnen lernte; und er leiſtete nachmals ſeinem Herrn in ſeinen Handelsreiſen nach Afrika ſolche wichtige Dienſte, daß er ihm ſeine Freyheit, und, um ihn in Stand zu ſetzen, auf eigene Rechnung Geſchäfte zu treiben, für bedeutende Summen Kredit gab. Da er die Houſa, Eyeo und franzöſiſchen Sprachen redet konnte, ſo wurde ſein Handel (in Sklaven) ſehr beträchtlich, ſo daß er bald allen übrigen Handelsleuten zuvorkam. Mit der Zunahme ſeines Vermögens erweiterte er ſein Haus, vermehrte er die Anzahl ſeiner Weiber und Dienerſchaft, und bald gewann ſeine Haushaltung ein königliches Anſehen. Sein Haus enthält über dreyßig Zimmer, und ſein Serail beynahe eben ſo viele Weiber, und das Ganze iſt mit einem Erdwall umgeben, welcher eine Fläche von ungefähr zehn Acker einſchließt. Sein Hausrath iſt theils franzöſiſch, theils afrikaniſch; denn obgleich er ſeinen europäiſchen Staat gern zur Schau trägt, ſo iſt ſein Geſchmack doch ganz afrikaniſch. Er kleidet ſich als ein Europäer und ſeine Dejeunés und Dinés ſind ganz im franzöſiſchen Geſchmack, und beſtändig hat er einige franzöſiſche Offiziere an ſeinem Tiſche, an welchem er die Honneurs macht. Hinter ihm ſtehen mehrere von ſeinen jüngſten Weibern, die nur blos ihm aufwarten, und ihm ſeine Lieblingsgerichte vorſetzen, welche aus ſtark gewürztem und mit Palmöl zubereitetem Gemüſe, Fiſch und Fleiſch beſtehen; wobey man ſtatt des Salzes Potaſche gebraucht, welche von den Einwohnern von Ardrah, Houſa und Eyeo gewöhnlich ſtatt deſſen benuzt wird. Die Weiber koſteten jedes Gericht in ſeiner Gegenwart, und ehe es auf den Tiſch geſetzt ward; eine Vorſicht,

*) Aus Kapitain Adam's Remarks on the Country extending from Cape Palmas to Th. River Congo, with an Appendix containing an account of the European Trade with the Westcoast of Africa. London, 1823. 2 Vol. gr. 8.

die er beständig gebraucht, um sie zu hindern, etwas Schädliches in seine Speisen zu mischen. Man bedient sich an seinem Tische silberner Gabeln, die er sehr gut zu gebrauchen weiß, obgleich er sich zuweilen vergißt und mit seiner schwarzen Faust in die Schüssel fährt, wofür er denn immer von den anwesenden Europäern ausgelacht wird, welches ihm dann gar nicht behagt. Hätte bey einer solchen Gelegenheit eine seiner Weiber oder einer seiner Diener eine Muskel verzogen, so hätten sie das Vergehen wahrscheinlich mit ihrer Freyheit büßen müssen. Er ist ein Mann von schneller Verstandeskraft, aber von einer wilden Gemüthsart, welche weder die genossene Erziehung, noch sein beständiger Umgang mit Europäern besänftigen konnte; und die Erlangung seiner großen Reichthümer hat dieselbe Wirkung bey ihm gehabt, wie bey allen rohen Gemüthern selbst in gebildeten Ländern. Monsieur Pierre ist von Natur geizig; die Vermehrung seiner Reichthümer vermehrte daher auch den Wunsch bey ihm, solches zu behalten. Er ließ demnach unter einem seiner innern Gemächer von mehreren seiner Hausſklaven ein großes Gewölbe machen; und um das Geheimniß, welches nur diesen und seinen Gemahlinnen bekannt war, noch mehr zu sichern, ließ er jene Unglücklichen in Säcke thun, und des Nachts durch französische Bootleute an Bord eines französischen Schiffes bringen, welches eben im Begriffe war, nach Westindien abzusegeln.

Kurz vor meiner Ankunft zu Ardrah gab er einen Beweis von seiner grausamen Gemüthsart, indem er seinen Sklavenaufseher, welcher zwey der ihm anvertrauten Unglücklichen hatte davon laufen lassen, den Kopf abschlagen ließ, und ich sah noch den Leichnam in einer Matte eingebüllt, unbedeckt in einem Loche liegen, aus dem man Lehm gegraben hatte, und dieß zwar in der Nähe des Thores, welches zu seinem Hause führt. Zu seinen europäischen Geschicklichkeiten gehörte auch das Blasen eines Waldhornes, worauf er sich gewöhnlich des Abends hören ließ, besonders wenn ein Handelsmann von Hio da war, vor denen er gern seine Geschicklichkeit zeigte. Er ist ein sehr guter Billiardspieler und hat einen großen Billiardtisch in einem eigends hiezu erbauten Zimmer; die Wände in demselben sind von Erde mit gespaltenem Bamboo bedeckt, über welches ein sehr feines Papier gespannt ist; auch hat er mehrere Portraits von der Bourbonschen Familie hier, und prächtige Sopha's und Stühle bilden die Möbel des Zimmers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Speyer, den 26. Juli.

Wir haben in diesem Sommer in einem schönen, aber bis jezt unbeachtet gebliebenen Eichenhaine, eine kleine Stunde von der Stadt, den ein hier garnisonirender Offizier H. N. v. Sp. mit unglaublicher Schnelligkeit und sinnreicher Bemühung zu einem Park umgeschaffen, einen Lustort erhalten, in dem uns und unsern Nachbarn schon manche frohe Stunde zu Theil ward. Zwey Wege führen von Speyer dahin; der eine schlängelt sich am Gestade des Rheins hin bald an Wiesen, bald am Saume eines Wäldchens vorbey, der andere führt auf dem Damme, gewährt die Aussicht auf die im Rhein sich spiegelnden Dörfer Rheinhausen und Lustheim, und läßt Bergdausen, Philippsburg und Heidelberg in der Ferne erblicken; des Rückkehrenden Blicke aber bleiben nach der Stadt und dem im Abendlichte doppelt herrlichen Haardtgebirge gerichtet.

Eine besondere Vorliebe des Förderers dieser Anlage für die einer Nation aus dem Herzen und in's Herz geschriebene Freyschützoper beachtend, hat das Publikum alle aus dieser Oper entlehnten Localbenennungen auf diesen Lustort angewendet, und der Fremde wird bald durch das Waldschlößchen des Kuno, bald durch die Wolfsschlucht und einen Thiergarten, in dem zwey Schafus aus dem Annweiler Thal figuriren, überhaupt durch eine Menge kleiner Beziehungen überrascht; mitten im Walde öffnen sich unerwartet vorzügliche Aussichten: östlich über den etwas entfernten Rhein hin nach dem daran liegenden Dorfe, westlich nach dem im Abendrothe wie in einer himmlischen Glorie prangenden Dome, und an einem von üppigen Baumwuchs überwölbten Plätzchen hat man den weiten Spiegel des Rheins zu seinen Füßen.

Hier vereinigt man sich nun von Diesseits und Drüben zu Tanz, Spiel und traulicher Mittheilung, und der Rhein bringt uns die Freunde, statt sie von uns zu trennen.

Aber noch mehr besitzen wir in dieser Anlage, ein Theater, wohlfeiler als irgend eines von denen, von welchen in Ihren Blättern geredet wird, das wir aber doch nicht leicht mit einem andern vertauschen möchten.

Anstatt Soffiten — des Himmels Wölbung, die Coulissen blühendes und grünendes Gesträuche, die Wände des Amphitheaters prächtige Eichen, die im Hintergrunde zu einer hohen Kuppel sich wölben. Der Vordergrund ist mit blühenden Gewächsen geschmückt und selbst der Souffleurkasten in einem malerischen Eichensturze verborgen. Hier nun war es, wo vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung aus allen Theilen der Nachbarschaft, Mainz, Straßburg und Karlsruhe nicht ausgenommen, schon mehrere Aufführungen statt fanden. Die lezte war — am 20. Julius — die des Marschall von Sachsen von Zschokke; die Rollen waren theils durch Mitglieder des dramatischen Vereins, theils durch junge Militärs recht brav besezt, und es gewährte ein eigenthümliches befriedigendes Gefühl, von Männern, die zum Theil den Krieg in der Nähe kennen gelernt haben, ein kriegerisches Schauspiel aufführen zu sehen. Das Spiel war meist wahr und natürlich, der Inhalt wurde empfunden und mit Leben und Wärme wiedergegeben. Was aber das Ganze zu einem Tableau voll bewunderungswürdiger Wahrheit machte, das waren Schlacht-, Parade- und Lagerscenen, wobey von 200 geschmackvoll, zum Theil glänzend kostumirten Personen die Scenen des kriegerischen Lebens mit der Pünktlichkeit wiedergegeben wurden, die man am Soldaten gewohnt ist, der hier, wie er, sich selbst vergessend, sein früheres Leben nachahmte, auch den Zuschauer oft vergessen ließ, daß, was er sehe, nur Nachahmung sey. Und als nun nach einem trüben Tage die Sonne mit ihren lezten Strahlen auf der einen Seite des Theaters die Gipfel der Bäume vergoldete, als des Mondes glühende Scheibe aus dem Dunkel des Hintergrundes sich hob, mit den Lagerfeuern kontrastirend; da traten auch dem Manne die Thränen des Gefühls in die Augen und wir gestanden uns, daß, wo Liebe, Eifer und herzliches Zusammenwirken statt findet, die Kunst mit der Natur verschwistert gar leicht die prosaische Lebensstunde zur poetischen zu machen und ohne Aufwand und Geräusch das schwüle Leben zu verschönern vermögen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. August 1823.

Unsers Glückes unwerth, sollten wir's verschweigen,
Würde gegen uns die todte Schöpfung zeugen,
Diese milde Sonne zeugen, die auch morgen wiederkehrt,
Dieses Mondes Silberwagen, der noch unsre Nacht verklärt.

Michaelis.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Die Erhöhungen, die man am häufigsten auf dem Monde antrifft, und mit denen seine Oberfläche dergestalt übersäet ist, daß sie das Ansehen eines wogigen Meeres und die Farbe eines Mosaiks hat, sind diesem Weltkörper eigenthümlich, und lassen sich nicht völlig mit unsern Vulkanen vergleichen. Dieß sind kreisrunde, gleich einem Wall aufgeworfene Anhöhen, die zuweilen einen Theil der Ebene, auf der sie stehen, wie die Mauern den Hof eines Gebäudes, umzäunen, öfters aber, gleich den lockern Wänden des Aetna, tiefe Einsenkungen oder wahre Krater einschließen. Die hohlen Ringberge unterscheiden sich von den eigentlichen oder soliden Bergen durch ihre vollkommen runde Form, durch ihre geringere Höhe, die im ganzen Umkreise von gleicher Größe ist, und durch den sanften Abhang nach außen: ihre Basis ist daher sehr groß, und die eingeschlossenen Kessel erstrecken sich zuweilen bis zu einem Durchmesser von dreyßig Meilen. Die eigentlichen großen Krater, deren Höhlungen wahre Versenkungen unter der Oberfläche des Mondes sind, zuweilen bis zu einer Tiefe von dreytausend Faden, welches die Höhe unsers Chimborasso ist, haben das Eigenthümliche, daß sie desto tiefer sind, je kleiner ihr Durchmesser ist, und daß der körperliche Raum des umgebenden Walles genau mit dem Inhalte des eingeschlossenen Kraters übereinkommt. Dieses beweist offenbar, daß diese ungeheuern Wälle mit dem Krater zugleich durch eine Eruption aus dem Innern des Mondes, und nicht durch Einsturz oder Versenkung entstanden sind: denn im leztern Falle wäre zwischen beyden gar kein Zusammenhang, und es wäre unbegreiflich, daß von allen Bergen auf dem Monde gerade die Hälfte eingestürzt seyn sollte. — Allein außer diesen Vertiefungen gibt es noch andere, die nicht von Wällen umgeben sind, Schlünde von ungeheuerer Tiefe, voll erhabener Stellen, die wahrscheinlich durch Einsturz und später erfolgte Ausbrüche entstanden sind.

Auch fehlt es dem Monde nicht an Ebenen oder flachen Thälern, unter denen einige größer als England sind, und die sich von den erhabenen Stellen des Mondes durch ihr aschfarbiges Licht unterscheiden. Sie sind mehrentheils, gleich einem Teller mit seinem Rande, von Gebirgen eingeschlossen, die hin und wieder wie hohe Vorgebirge in das Thal eingreifen, oder sich wie Flötzgebirge weit in dasselbe erstrecken. Die Thäler selbst sind nach allen Richtungen von Hügeln durchschnitten, welche Bergketten bis zur Länge von neunzig Meilen bilden, die sich trennen und wieder vereinigen, oder durch kleinere Zweige verbunden sind, und auf diese Art ein zusammenhängendes System, gleich dem Gewebe der Adern der Thiere und Pflanzen, bilden. Diese Ebenen oder Thäler, die es wahrscheinlich der festeren Rinde, welche sie gegen die zerstörenden Vulkane schützte, zu danken haben, daß sie, wie es scheint, die einzigen fruchtbaren Gegenden des Mondes

geblieben sind, wurden von den ersten Beobachtern des Mondes, wegen ihrer dunkelen Farbe, für Meere gehalten. Man glaubte in ihnen Unebenheiten Inseln, Klippen, Untiefen und Sandbänke zu sehen; und in der That sehen sie vollkommen so aus, wie uns der Boden des Meeres in eben der Entfernung erscheinen würde; allein ihr Anblick ist ganz von dem der Oberfläche des Wassers verschieden. Ihre Farbe ist nicht gleichförmig schwarz, sondern sie sind mit einem grauen Lichte von abwechselnder Stärke bedeckt, in dem man das Spiel der Farben und Schatten deutlich bemerkt. Nicht der kleinste Fleck in ihnen ist vollkommen glatt, obgleich sie sich durch ihre geringeren Unebenheiten von den übrigen Stellen des Mondes merklich unterscheiden. Durchschnitten von Hügeln, Thälern und mit Wällen eingefaßten Höhlen sind sie unsern mit Haiden, Feldern und Wäldern bedeckten Landschaften ähnlicher, als dem Meere, und dem Boden ausgetrockneter Seen ähnlicher, als der Oberfläche des Wassers. Da nun dieses die einzigen Stellen sind, die man bisher mit einigem Grunde für Meer gehalten hatte, so ist wohl kein Zweifel, daß es dem Monde ganz an Wasser fehlt; und dieser wesentliche Unterschied unsers Trabanten von seinem Centralkörper, der größtentheils mit Wasser bedeckt ist, wird noch durch mehrere Gründe bestätigt.

Der Mond hat, wie wir bald sehen werden, keine dichte Luft, die durch ihre Schwere und Elasticität das Wasser zusammenhalten könnte; und dieser Mangel der Atmosphäre beraubt ihn zugleich des Regens, der den Flüssen und Seen Nahrung geben könnte. Unsere Berge sind die eigentlichen Behältnisse, aus denen das Wasser über die Erde vertheilt wird; aber nirgends sieht man, selbst von den höchsten Bergketten des Mondes, Ströme herabfließen: auch die Krater, diese natürlichen Cisternen, sind völlig leer an Wasser. Zwar bemerkt man hin und wieder auf dem Monde nicht sehr tiefe Rillen oder Kanäle, die bey einer Breite von höchstens einer halben Meile sich in schlängelnder Bewegung auf viele Meilen erstrecken, also unsern Flüssen ganz ähnlich sind; allein auch diese sind nur trockene Flußbetten, die entweder ganz leer, oder mit einer weit dünneren Materie, als unser Wasser, angefüllt sind.

Dieß führt uns natürlich auf die Frage, ob der Mond gleich der Erde eine Atmosphäre habe? Luft und Wasser sind zwey so nahe verwandte Flüssigkeiten, durch so starke gegenseitige Wirkungen von einander abhängig, daß man vermuthen darf, jeder Weltkörper werde in dem Verhältniß, wie ihm das eine fehlt, auch des andern beraubt seyn. So wie es aber unerachtet der eben erzählten Beobachtungen möglich, und sogar durch manche Umstände wahrscheinlich ist, daß es im Monde Landseen und Bäche gibt, die zu klein sind, um von uns bemerkt zu werden, und die mit einer Flüssigkeit angefüllt sind, die vielleicht nicht viel dichter ist, als die Luft, die wir einathmen; so läßt sich auch erwarten, und das Feuer, welches den Mond nicht allein ehemals durchwühlt hat, sondern sich noch von Zeit zu Zeit sehen läßt, macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Mond wirklich von einer Atmosphäre umgeben ist, die aber aus so dünnem Gewebe besteht, daß sie sich zu der Luft auf unsern höchsten Bergen vielleicht verhält, wie das Wasser des Mondes oder wie unsere Luft zu unserem Wasser: und hiemit stimmen die Beobachtungen vollkommen überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Kapitän Hodgsons Reise zu den Quellen des Jumna in dem Himelaya-Gebirge.

(Aus dem Englischen.)

Die Pheir.

Zwischen den Klippen gegen die Spitze des Berges sah ich mittelst des Fernglases eine Menge Thiere von einer Art, welche diesen hohen Gegenden eigen ist, und Pheir genannt wird; und da es einem meiner Leute nach einer schweren Jagd gelang, eines derselben zu erlegen, so vermag ich eine Beschreibung davon zu geben.

Länge, vom Ende der Nase bis zum Ende des Schwanzes (das Gesicht 11 und der Schwanz 3 Zoll lang) 5 Fuß. Höhe, von der Schulter bis zu den Zehen, 3 Fuß 2½ Zoll. Umfang an der Brust, 2 Fuß 11½ Zoll. Deßgleichen um die Lenden, 2 Fuß 4 Zoll. Länge des Haars an den Schultern, 3 Zoll; an den andern Theilen des Körpers ist es kurz. Die Haut und die Knochen des Kopfes und die Hörner übergab ich dem General-Gouverneur, der sie, wie ich glaube, dem Sir Joseph Banks zuschickte. — Das Gesicht dieses Thieres, welches männlichen Geschlechts war, gleichet dem des Nil Gao. Die Hörner sind lang, und das untere Ende steht beynahe aufrecht von dem Kopfe in die Höhe, während die obere Hälfte rückwärts gebogen ist. Der Huf ist gespalten. Die Farbe ist wie beym Kameel oder Löwen, so wie das Haar um den Hals und die Schultern auch einer Löwenmähne gleicht. Das Fleisch schien grob, und hatte einen unangenehmen Moschusgeruch. Die Hindus wollten es nicht anrühren, aber die Gorcha Sipahis und Berg-Coolis aßen es mit Begierde. Es ist merkwürdig, daß dieses Volk kein Hammelfleisch essen will. Die Pheir leben in Gesellschaft, und scheinen sich von dem kurzen Grase zu nähren, das am Rande des Schnees wächst. Die Jagd dieses Thieres über die Klippen und Abgründe ist voller Gefahr und Beschwerde; in der Mitte des Winters aber, wenn der Schnee sie zu den Dörfern hinabtreibt, werden sie mit leichterer Mühe erlegt.

Heiße Quellen.

In dieser Gegend (bey der Quelle des Jumna, im Himelava-Gebirge) gibt es viele heiße Quellen; man sieht sie an verschiedenen Stellen längs den Flüssen aus den Felsen hervorsprudeln. Die Hitze des Wassers ist zu groß, um die Hand über ein Paar Augenblicke drinnen zu lassen; da ich aber meinen langen Thermometer zerbrochen hatte, so konnte ich den eigentlichen Grad der Hitze nicht finden. Das Wasser hat wenigen oder gar keinen Geschmack. — Der Vannasafluß fällt ungefähr eine halbe englische Meile, ehe er sich mit dem Jumna vereinigt, von einer Wand von gelbem und rosenfarbenem Granit, eine Höhe von achtzig bis neunzig Fuß herab, und bildet einen prächtigen Anblick. Die Breite des Stromes ist ungefähr fünfzehn Fuß, und fällt mit großem Gebrause in ein tiefes Becken, das er sich selbst geböhlt hat. Dieser Strom entsteht aus dem schmelzenden Schnee auf dem Hochgebirge.

Das Dorf Cursali.

Den 16. April 1817. Vannasa, Länge 5° 13′ 47″. Breite 30° 55′ 50″.

Den 17. April. Von Vannasa nach Cursali. — Thermometer: bey Sonnenaufgang 38°. — Steige zum Jumna hinab, und gehe auf einem 12½ Fuß langen Brett über denselben, und noch einmal auf einem 10 Fuß langen Brette. Tiefe des Wassers: 2½ Fuß. Lagen gefrornen Schnees erstrecken sich bis zum Rande des Stromes. Eine sehr mühsame und steile Anhöhe von 675 Schritt, von wo man allmählig hinabsteigt, und auf einem kleinen Sangha über den Jumna geht, da wo er den Imri empfängt, und bereits den Rang eines Stromes erhalten hat. Steiler Weg zum Flusse Cursali. Gänzliche Entfernung 4978 Schritt. — Das Dorf Cursali enthält ungefähr fünf und zwanzig gute Häuser, und liegt unmittelbar an den Füßen der Jumnotori-Schneeberge; aber sie sind nicht sichtbar, da die nahen und steilen Abhänge des Berges das Gesicht einhemmen. Die Lage von Cursali ist sehr eigen, und man muß sich wundern, wie Menschen sich haben entschließen können, in einer so abgelegenen und kalten Gegend zu leben. Eben jezt noch fallen täglich leichte Schneeschauer, und an den schattigen Stellen des Ortes liegen noch die Ueberbleibsel des Winterschnees. Längs dem Imri und Jumna gibt es mehrere flache Stellen, worauf die Einwohner so viel Getreide bauen, als ihre Nothdurft erfordert. Gegen Nord-Westen und Osten ist dieser kleine, abgelegene Ort von sehr hohen Felsen des Himelava umgeben, und gegen Süden schüzt es ein weniger steiler Berg, welcher mit Waldung bedeckt ist. Alle diese liegen jezt tief im Schnee, welcher bis zu den zwey Strömen hinabreicht, dennoch fand ich das Dorf keinen unangenehmen Aufenthalt, indem die dasselbe umgebenden Höhen es gegen die Heftigkeit des Windes beschützen. Die Sonne am Mittage gewährt eine angenehme Wärme, und der Wachsthum der Pflanzen ist um so schneller, je länger der Winter ist. Der eingeschneyte Felsenschlund Jumnotori, wo der Jumna entspringt, zeigt sich in der Richtung von Norden 42°. Oestliche Entfernung drey Meilen. Breite von Cursali 30° 57′ 19″.

Schneegewölbe.

Am 21. April begab sich Kapitän Hodgson von Cursali nach Jumnotori. Er bestieg den Vsairo-Ghati, den steilsten Berg, den er je gesehen, auf Stufen, die er in den Schnee graben mußte; und auf ähnliche Weise stieg er auf der andern Seite zum Jumna hinab, wo der Strom ungefähr einen 50 Fuß hohen Fall hat, und sich seinen Weg unter einem 300 Fuß breiten Schneebett durcharbeitet und nur durch ein im Schnee befindlichem Loche sichtbar ist. Felsenwände, von denen neulich 40 Fuß lange Massen herabgestürzt sind, begrenzen den Schnee auf beyden Seiten. Im Hintergrunde, eine Strecke von ungefähr 1500 Fuß erhebt sich steil ein Fuß des großen Jumnotori in Schnee und Eis gehüllt, und schließt den Schlund, in welchem der Jumna entspringt. Vermittelst der im Schnee befindlichen Löcher, welche durch den Dampf der vielen dort entspringenden heißen Quellen entstehen, fand er die Dicke des Schnees 40 Fuß 5½ Zoll. Der Schnee ist sehr hart gefroren; aber Kapitän Hodgson stieg durch ein äußerst dunkles enges und steiles Loch zum Jumna hinab, und genoß hier einen merkwürdigen Anblick, den er der frühen Jahreszeit und der Menge des Schnees, welcher in jedem Jahr gefallen war, zu verdanken hatte. Als er bey dem hier nur einen starken Schritt breiten Strome Fuß gefaßt, dauerte es lange, ehe die durch den Dampf der Quellen noch vermehrte Dunkelheit des Ortes irgend etwas zu unterscheiden erlaubte; aber mittelst einiger Wachskerzen, die er anzündete, war er im Stande, die außerordentlichsten Kuppeln zu sehen, welche durch den Dampf ausgeschmolzen worden waren. Einige dieser Kuppeln sind sehr groß und haben das Ansehen von marmornen Gewölben; und der schmelzende Schnee fällt wie ein Regenschauer in den Strom hinab, welcher dadurch bedeutend vergrößert wird. Die Quellen, deren Wasser beynahe kochend heiß ist, und welches Reis, obgleich nicht vollkommen, kochte, sind sehr zahlreich. Sie sprudeln aus den Spalten im Granit hervor, und setzen eine Eisenkruste an. Dergleichen Quellen gibt es viele auf dem Himelava, vielleicht von der Natur in der Absicht veranstaltet, um die Ströme im Winter mit Wasser zu versehen, wenn die Sonne nicht Kraft genug hat, um auf den Schnee zu wirken.

Bevölkerung von Hindostan.

Die ganze Bevölkerung von Hindostan wird auf 134,000,000 Seelen und der Flächeninhalt auf 1,280,000 englische Quadratmeilen gerechnet. Die größten Städte sind Benares, Calcutta, Surat, Madras, Lucknow und Hydrabat, welche von 200,000 bis 600,000 Seelen enthalten. Zwanzig andere Städte enthalten von 30,000 bis 180,000.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

Der Monatskorrespondent des Morgenblattes muß sich am Schlusse dieses Monates wirklich in Verlegenheit finden, da weder Gesellschaft, noch Theater, noch Literatur etwas Neues darbieten. Trotz dem kalten, nassen Sommer ist ein großer Theil der schönen Welt nach den Bädern, oder auf Reisen gegangen; im Theater sahen wir den ganzen Monat nichts wie kleine Stücke, meist aus dem Französischen, nur Innocentia von Levezow, eine romantische Tragödie, die in den lezten Tagen dieses Monates gegeben wurde, bot der Neugier ein neues Feld dar, auch der Empfehlungsbrief, Lustspiel in vier Akten von Dr. Töpfer, der in diesem Monat dreymal wiederholt wurde, hat Beyfall gefunden.

Mad. Nina Cornega, eine Schülerin Salleris und Mitglied der Operngesellschaft des Theaters San Carlo zu Neapel, hat sich hier in einigen Konzerten hören lassen; ihre volle, schöne, obgleich nur geringen Umfang haltende Altstimme, so wie ihre ächt italienische Manier, wurden sehr gelobt. Mehrere Konzerte zu wohlthätigen Zwecken fanden statt, unter andern eines zum Besten der munter fortblühenden Waizeckschen Anstalt, und eines zum Besten von ein und dreyßig Familien, die bey einem in diesem Monat, in der Petristraße, ausgekommenem Brande um ihre ganze Habe gekommen sind.

In der Literatur haben wir keine neue belletristische Erscheinung, in den politischen Stürmen der Zeit feyern die Musen, oder man beschäftigt sich nicht mit ihnen. Dokter Spiker gibt uns im Verlag von Dunker und Humblot eine Uebersezung des neuesten Scott'schen Romans, Quentin Durward. Hoffmanns Leben erregt Theilnahme, es ist mit vieler Unparteilichkeit geschrieben. — Die Memoires der Madam Campan und Las Cazas Werk über Napoleon finden unter allen Klassen viele Leser; die erstern sind vorzüglich dadurch merkwürdig, daß sie eine Rechtfertigung der hart verläumdeten Königin Maria Antoinette enthalten, und uns eine Kenntniß des innern häuslichen Lebens am Hofe Ludwigs XVI. verschaffen, wodurch man des Räthsel der Revolution gelöst wird.

Die beyden Chinesen, deren in dieser Correspondenz schon früher erwähnt ward, welche vergangenen Winter von einem Holländer für Geld gezeigt wurden, sind von Sr. Majestät dem Könige frey gekauft und somit aus ihrer Leibeigenschaft erlöst worden. Sie befleißigen sich jezt mit Eifer der deutschen Sprache, aber ihr Organ legt ihnen dabey bedeutende Hindernisse in den Weg, indem sie nur mit der größten Mühe Sylben aussprechen, die mit zwey Consonanten endigen, welche die chinesische Sprache nicht hat, auch vermögen sie die Töne l und r kaum zu unterscheiden. Man hofft von ihnen viel Gewinn für die Erlernung der lebendigen chinesischen Sprache und Schrift zu ziehen.

Herr Professor Lichtenstein macht in hiesigen Blättern bekannt, daß die große Riesenschlange, welche Herr Hill im vorigen Winter hier zeigte, in diesem Frühling zu Elberfeld sich auf's neue gehäutet und nach zweyjährigem Fasten zehn lebendige große Kaninchen verzehrt habe; eine Scene, worauf hier tausende von Zuschauern vergeblich gewartet hatten.

Anfangs Juli wird hier die vom Ministerium patentirte Anstalt zur Verfertigung künstlicher Mineralwasser eröffnet werden, die Brunnenstunden dauern von früh sechs Uhr bis zehn Uhr und werden von einer angenehmen Musik begleitet seyn. Das Brunnengeld beträgt die Woche fünf Thaler. Man findet hier alle Heilquellen Böhmens, auch Selters und Pyrmonterwasser durch künstliche Bereitung, wozu sehr kostspielige und komplizirte Apparate aufgestellt sind, nachgeahmt; doch wird, wer Vermögen genug besizt, wohl immer die Heilquelle an Ort und Stelle, frisch aus dem Busen der Natur strömend, vorziehen, zumal da das Vergnügen der Reise und die Zerstreuung des Ortes so wohlthätig auf die Gesundheit wirkt. Die nun auf allen Hauptstraßen vom General-Postamt eingerichteten Schnellposten erleichtern Bequemlichkeit und Wohlfeilheit für die Reisenden außerordentlich; in zwey bis drey Tagen gelangt man von Berlin bis an die äußersten Endpunkte der Monarchie; Fuhrleute und besonders Extraposten werden durch die Schnellpost verlieren. Man spricht hier viel von dem, in den nächsten Jahren Statt findenden, Bau eines neuen großen Museums, welchen Geheimerath Schinkel nach seinem, bereits von Sr. Maj. dem Könige genehmigten, Plan dirigiren wird. Der Platz dazu ist im Lustgarten gewählt und eines Denkmals vaterländischer Kunst und Wissenschaft würdig, deren Schäze hier vereint aufgestellt werden sollen.

Se. Maj. der König wird in der ersten Hälfte des Julius nach Töplitz reisen; schöne Dekorationen zu mehreren Vorstellungen sind von hier an das dortige Theater gesandt worden.

In meinem vorlezten Schreiben versprach ich Nachrichten über die hier unter den Bekennern des mosaischen Glaubens entstandenen Spaltungen, welche seitdem zu einer völligen Untersagung des Gottesdienstes im neuen Tempel geführt sind, wo derselbe in deutscher Sprache und nach einem von dem alten Rabbinischen Kultus abweichenden Ritus gehalten wurde. Die leztere Art der religiösen Feyer neigte sich im Aeußern beynahe ganz zu dem christlichen Gottesdienst, indem die, diesem modernen, auch in andern großen deutschen Städten eingeführten Ritus anhängenden Juden zuerst durch die deutsche, vom Orgelspiel begleiteten Gesänge den Gottesdienst eröffneten, sodann eine Rede in Art einer Predigt hörten und die Feyer wieder unter Orgelton und Gesang beschlossen. Auch hatte in dem Alter der Konfirmation bey den Christen, hier bey den Israeliten ebenfalls eine Einsegnung nach Ablegung eines feyerlichen Glaubensbekenntnisses statt. Der Neuheit der Sache wegen besuchten viele Christen den neuen jüdischen Tempel, während die alten Synagogen, wo der israelitische Gottesdienst von den Rabbinern in hebräischer Sprache gehalten wurde, einen Theil seiner Gemeindeglieder verlor, so daß von Seiten der Lezteren gegen die obigen Neuerungen wiederholte Beschwerden einliefen, welche bey der Frage über die Beyträge zu den Kultuskosten und Bauten dringend erneuert wurden. Da nun der Staat die israelitische Gemeine nur nach den bisher üblichen religiösen Gebräuchen anerkennt, und einen sich zum reinen Deismus hinneigenden Kultus zu begünstigen keine Veranlassung fand, so sind die Israeliten alles Ernstes angewiesen, sich über die Modifikationen ihres Kultus zu vereinigen, die Spaltungen unter den Gemeinden auszugleichen und bis dahin den Gottesdienst im neuen Tempel einzustellen. Lezterer ist auf obrigkeitliche Verfügung geschlossen worden.

C.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 61. und Monatsreg. Juli.

Nro. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. August 1823.

Die Furcht, die bebend und bange
In die verhüllte Zukunft sieht,
Gleicht der elektrischen Stange,
Die den Blitz auf sich nieder zieht.

Adrian.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

Ein Mährchen*).

Obgleich Ibrahim der ärmste Mann im ganzen Orient war, besaß er jedoch die schönste Tochter, auf welche die orientalische Sonne je ihre Strahlen geworfen hatte. Der Ruf ihrer Schönheit gelang bald zu den Ohren des regierenden Sultans, und — der Sultan Ali überschüttete den armen Ibrahim mit Schätzen, und nahm die Tochter in sein Serail. Der mächtigste Sultan Ali besaß von der Wiege an in einem noch mächtigeren Zauberer einen Beschützer, und die schönste Sultanin Zaide war schon in den Windeln in die Obhut der noch schöneren Fee Merline genommen.

Man will behaupten, daß der große Firlefamber, der den Sultan beschützte, sehr viel zu dem Glück der Unterthanen seines Günstlings beytrug; denn von diesem großen Manne hörte der Sultan viele Wahrheiten, die ihm die kriechenden Höflinge kaum gesagt haben würden, und zur Ehre des Herrschers sey es verkündet: er hörte sie gern, und berieth sich in wichtigen Begebenheiten immer mit dem klugen Freunde; denn er verehrte den großen Firlefamber, wie ein guter Sohn den Vater verehrt.

Nur als er Zaide zur Sultanin erhob, holte er keinen Rath bey seinem Beschützer, welches den Zauberer weder in Verwunderung sezte, noch ihn verdroß, denn er wußte recht gut, daß die Liebe sich nicht berathen läßt; so viel aber ist gewiß, daß der Weise deßwegen so entzückt wie der Sultan selbst bey weitem nicht war, und — was noch sonderbarer ist, die Fee Merline wurde nicht wenig bekümmert, als sie ihre Pflegetochter auf den Thron erhoben sah.

Firlefamber erschien dem Günstling, ermahnte ihn, Mann zu seyn, und sich ja nicht von der schönen Zaide beherrschen zu lassen! Der Sultan dagegen betheuerte, daß seine junge Gemahlin eben so bescheiden, wie schön sey; sie wäre zuvorkommend und nachgiebig, wie keine, und besäße keinen einzigen der gewöhnlichen Fehler des Geschlechts. — Der weise Zauberer gab lächelnd zur Antwort: „In einem Jahre siehst du mich wieder; es soll mich sehr freuen, wenn du alsdann derselben Meinung bist. Indessen wiederhole ich meine Warnung: Sey nachgiebig gegen dein Weib, aber hüte dich, ihr Sklave zu werden, sonst bedaure ich dich und dein Volk; denn Schönheit und Weisheit herrschen nur selten gemeinsam, und ich weiß mit Gewißheit, daß sie nicht neben einander Hand in Hand mit Zaide gehen. Gott befohlen!"

Der verliebte Sultan zog zum Erstenmal die Stirn

*) Aus dem Dänischen des Fräuleins M. J. Jessen. Die Mittheilung dieses Mährchens hat zum Zweck, das deutsche Publikum mit einer Dichterin bekannt zu machen, die bey ihrer Nation die seltene Auszeichnung genoß, daß ihr bey einer Preis-Ausstellung, das beste Nationallied betreffend, der erste Preis zuerkannt wurde.

in Falten bey der Warnung seines Freundes, und wurde froh, als der Zauberer mit seinem Stabe winkte, und sein himmelblaues Pferd mit zwey großen silbernen Flügeln aus der Luft herunterschwebte, und vor die Füße seines Herrn niederkniete; Firlefamber schwang sich auf das seltene Thier und eilte hinweg, dem Sultan noch einmal zurufend: „Vergesse meines Rathes nicht!“

Zu derselben Zeit stand die Fee Merline vor Zaide; sie erinnerte sie an alle die Pflichten, auf deren Erfüllung ihr höherer Rang Ansprüche mache: daß sie gegen ihren Gemahl dankbar, ehrerbietig und gehorsam, gegen ihre Gefährtinnen sanft und freundlich seyn solle. — „Gefährtinnen, Madame? fiel ihr Zaide in die Rede — ich habe gar keine Gefährtinnen. Ich bin die Favorit-Sultanin unsers erhabenen Sultans, und dem zu Folge sind alle andern Weiber nur meine Sklavinnen.“

Ein schöner Anfang der Ausübung meiner Lehren, dachte die Fee; sie erzürnte sich aber nicht, denn man weiß ja, daß Groll und Rache nur Folge der Schwäche seyen. Es that Merlinen leid um ihre Pflegetochter, und sie hätte sie gern gebessert, in so fern es möglich gewesen wäre. Allein man braucht eben keine Fee zu seyn, um einzusehen, daß eine Frau in dem Augenblick, da sie, von Schmeichlern umgeben, in einem glänzenden Cirkel vor einem Spiegel aufgetreten ist, der ihr schönes Bild noch mehr von der seligen Wonne der Liebe verschönert, von Diamanten, von dem vollen Glanze, den die Eitelkeit, um das Geschlecht zu schmücken, erfunden hat, umstrahlt, ihr wiedergibt, da sie sich der Gunst eines großen Herrn erfreuet, der ihr alle Augenblicke betheuert, daß er ihr unterthänigster Sklave sey, — daß sie in solchem Augenblick kaum zu bessern sey; es ist daher sehr begreiflich, daß die Fee keine Worte mehr verlieren mochte. Sie sprach blos zu Zaide: „Du wirst bald empfinden, daß du schwanger seyst; wenn du geboren hast, werde ich mich bey dir einfinden, um deinem Kinde das Geschenk zu ertheilen, das du selbst ihm erwählen magst. Ich sage dir dieß im Voraus, damit du Zeit hast, etwas zu bestimmen, das dem Kinde Nutzen bringen kann. Lebe wohl! — Sey klug, wenn du es kannst!“

Sie schlug in die Luft mit ihrem kleinen elfenbeinernen Stab, und ein kleiner Wagen von weißen Lilien, von sechs kleinen Hermelinen gezogen, kam durchs Fenster hinein. Die Fee sezte sich in den Wagen und verschwand. Zaide blieb noch in — tiefem Sinnen über das, was sie wohl ihrem in die Welt hineintretenden Kinde wünschen sollte, denket ihr wohl! Ach nein! in vollem Lachen über die lächerliche Moral, wie sie sie nannte, die ihr die hohe Gönnerin vorgepredigt hatte. Und wenn diese nur ein irdisches Wesen gewesen wäre, würde sie ihr ohne Zweifel den Hof verboten haben; allein — wozu dem Portier zu befehlen, solchen Wesen den Eintritt zu verweigern, die auf Lilienwagen durch die Fenster hineinfahren. Zaide hatte kaum geäußert: „Gut, daß sie mich verlassen!“ als der Sultan Ali vor ihr stand, und ihr während den süßesten Liebkosungen berichtete, wie der sonderbare Firlefamber sie verkannte; wie er sie des Leichtsinns und der Herrschsucht zieh. — Zaide ärgerte sich so, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen perlten. Der zärtliche Sultan küßte sie alle hinweg, und versicherte, daß Niemand besser als er ihre sanfte, edle Seele kenne, daß er nur bedaure, daß sie nie etwas von Bedeutung verlange, und er dessen zu Folge nie Gelegenheit habe, ihr zu beweisen, daß er jeden ihrer Wünsche als sein heiligstes Gesetz ansehe. Zaide war zu nachgiebig, um das Anerbieten ihres Geliebten nicht zu benutzen, und ihn durchs Befehlen zu erfreuen.

Einer ihrer ersten Wünsche war, daß der langweilige alte Großwessir Ahmru in Ruhestand versezt, das will sagen, von seinem Amte gejagt — werden müsse. Zaide wußte recht gut, daß dieser edle Greis durch Firlefambers Einfluß angestellt worden war. Dieß war der Hauptgrund ihres Begehrens. Sie wußte, daß der Großwessir ein eben so nachgiebsamer, als rechtschaffener Mann sey, der keinen Anstand nehmen würde, sich ihren Einfällen zu widersetzen, wenn diese nicht mit dem Wohle des Staates übereinstimmten. Kurz, er mußte fort. — Der Sultan liebte in der That diesen Minister, daher wagte er eine Gegenvorstellung. Er meinte, daß seine Geliebte diesen ihm so ergebenen Mann nicht genau kenne. —

„So laß ihn denn sein Amt behalten, erwiederte die Schöne. Ich darf mir nicht einfallen lassen, einen wackern Mann aus deinem Herzen zu reißen; allein — damit du nicht meine Absicht verkennen sollst, will ich nur dieß zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich, ehe das Glück mir zu Theil ward, dich persönlich zu kennen, das, was Alle meinen, auch gemeint habe, daß es seine Weisheit, und nicht die deinige sey, die dein Volk beglückt; daß du, wäre es auch dein eigener Wunsch, diesen Minister, weil er ein Freund von Firlefamber ist, nicht entfernen darfst; man wollte wissen, wie sehr du in dem Gängelband dieses Zauberers gehalten würdest!“ —

Das Wort: Gängelband, brachte die ganze Seele des Sultans in Aufruhr; es wurde ohne Unmuth, so unschuldig leicht hin gesagt, als sey es nur die Wiederholung der öffentlichen Meinung, als fühlte das Volk Mitleid mit seinem Sultan; allein ein Sultan will nicht bemitleidet, er will gefürchtet seyn. Es war ihm darum zu thun, Zaide von seiner Gewalt zu überzeugen, und der alte, treue Ahmru bekam den Befehl, sein Amt niederzulegen. Daß die Sultanin, die so viel Sorgfalt für die Ehre ihres Gebieters bezeigt hatte, bey der Wahl eines neuen Wessirs auch gefragt wurde, war ja gar nicht mehr als billig; und daß dieser sich gern den leisen Wünschen seiner Wohlthäte-

rin fügte, ist es nicht weniger. Der gute Sultan, der durch die bloße Benennung: Gängelband, erschrak, ging jezt in zwey solchen, die sehr straff gehalten wurden. Doch bemerkte er sie nicht, weil der kleine schelmische Amor sie in der Hand hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben maurischer Diplomatik aus dem spanischen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien."

Nachdem die Dynastie der Omeyen, deren Scepter ganz Spanien unterworfen war, ein Ende genommen hatte, gab es in Spanien eben so viele kleine Könige, als vorher Provinzen und Bezirke, indem sich die Statthalter (Wali, Amire und Alcayden genannt) für unabhängig erklärten, und einer den andern nach Maßgabe seiner Macht zinsbar zu machen suchte. Diese innerlichen Unruhen benuzten die christlichen Könige, und nahmen den Mauren bald alle Besitzungen nördlich von der Sierra Morena weg, oder machten die Schattenkönige solcher Provinzen zu ihren Vasallen.

So bedrohte Alphons VI., König von Toledo, an der Spitze eines zahlreichen Heeres Andalusien und dessen sämmtliche kleinen Könige, von denen er theilweise bereits Tribut bezog. Da gingen endlich den Muselmännern die Augen auf, daß sie den Krieg unter sich einstellten, und an ihre allgemeine Sicherheit dachten. — Um sich über die nöthigen Maßregeln zu besprechen, wurde in Sevilla eine General-Versammlung gehalten, und darin bey der Unzulänglichkeit der eigenen Streitkräfte beschlossen, den damals seiner Eroberungen in Afrika wegen so berühmten und mächtigen König von Fez und Marokko Juzef ben Tarfin um Hülfe zu bitten. Dieser versprach denn auch den Abgesandten seinen kräftigen Beystand, und traf ernstliche Anstalten zu einer Landung mit einem zahlreichen Heere.

Mittlerweile, und zwar im Jahr der Hegyra 479, oder nach unserer Zeitrechnung 1086, sezte König Alphons seine Eroberungen fort, nahm Zaragoza weg, machte den Wali von Valencia zinsbar, und schickte dem Könige von Badajoz drohende Ermahnungen, sich gleichfalls zu unterwerfen, worauf dieser, im Vertrauen auf die afrikanische Hülfe, antwortete:

(Hier folgt sein Brief in getreuer Uebersetzung nach dem Manuskript.)

„Omar ben Alaftas Almudafar, König von Algarbe, „an den König von Galizien, Alphons. Es ist Uns ein „Schreiben zugekommen von dem mächtigen König der Chri„sten, in welchem derselbe voll Einbildung und Vertrauen „auf seine Macht, und auf die Größe, welche ihm der unbegreifliche Gott hat zukommen lassen, mit Donnern und „Blizen um sich wirft, Uns ohne gegründete Ursache mit „seinem zahlreichen Heere droht, mit seiner Gewalt und „seinen Siegen, und weder einsieht noch versteht, daß „Gott immer noch Heere besizt, mit denen er die Wahrheit seines Glaubens und die Lehre unsers Propheten „Mubamed kann in Ehren erhalten und triumphiren lassen, daß er die Muselmänner begünstigt und unterstüzt, „wenn sie gerechten Krieg gegen die Christen führen, wenn „sie den von Gott vorgezeichneten Weg verfolgen, ohne „Merkmale von Furcht zu äußern, ihn, ihren Gott, allein „fürchten und anerkennen, und sich in der Demuth üben, „— denn wenn dieser Christenkönig hievon etwas verstünde, „würde er nicht schreiben, wie er geschrieben hat; — wenn „für jezt das Antlitz der Christen glänzet und strahlt, so „geschieht es nur darum, weil Gott solches zugibt, damit die Gläubigen ihre Augen aufthun und ihre Blindheit erkennen, damit sie unterscheiden lernen die bösen „Dinge von den guten, und damit sogar den Ungläubigen „ein Fingerzeig und Belehrung gegeben werde.

„Was nun die Verachtung und den Hohn betrifft, womit „sich der Christenkönig über unsere Unfälle und Nachtheile ausläßt, so diene ihm zur Nachricht, daß wir wohl „wissen, wie daran unsere Sünden, unsere Mißhelligkeiten und Streitigkeiten schuld sind, so wie das geringe „Einverständniß unter unserm Volke — denn fürwahr! „wenn dieses unter sich eins würde, und sich verbände, „so würden wir Euch, König Alfons, und euren Christen „begreiflich machen, daß wir immer noch jene Leckerbissen „zuzubereiten verstehen, welche in früheren Zeiten unsere „Vorfahren Euern Ur-Eltern zu kosten gaben; — wisse „daher, daß wir unsre Hoffnung auf Gott nicht verlieren, „vielmehr mit seiner Hülfe nicht davon abstehen wollen, „Dich einen so bittern Trunk schmecken und bis auf die „Hefen ausleeren zu machen, wie Du ihn noch niemals „gekostet, noch von ihm gehört hast. — Bis dahin erinnere Dich an Almanzor und jene Unterhandlungen Deiner Vorgänger, worin sie ihm ihre leiblichen Töchter „anboten und als Tribut in sein eigenes Land abschickten.

„Was aber Uns Beyde anbelangt; so ist es zwar „richtig, daß die Anzahl meiner Kriegsvölker abgenommen hat, und daß mir anderweite Hülfe abgeht; aber „deßhalb liegt kein Meer zwischen Dir und mir, das Uns „getrennt hält, und noch gibt es ein anderes Hinderniß, „uns zu sehen, als die Schwerter, an derer Klingen Du „bald die Hälse und Köpfe der Deinen — als einen hellen furchtbaren Waffenglanz erblicken sollst, der Deine „Augen verblenden wird, daß Du ihn nicht zu schauen „vermagst! — Mein Vertrauen ist Gott, bey ihm hoffe „ich Schuz gegen Dich zu finden, und bey seinen Engeln, „welche erscheinen in menschlicher Gestalt. — Von Niemand erwarten wir Hilfe als von Gott, es gibt keinen

„andern Ort der Zuflucht als bey Gott, und kein anderes „Schirmdach als Gottes Almacht. — Mit einem Worte, „wir vertrösten uns nur auf zwey glückliche Fälle, — ei„nen ruhmvollen Sieg über Euch — o welches Entzücken „wird er gewähren! oder, einen noch glorreichern Tod auf „dem Wege und im Dienste des Herrn — welche Glück„seligkeit, welches Paradies von Herrlichkeiten bietet er „dar! Denn in Gott liegt der Lohn und die Anerkennung „für diese deine Drohungen, oder den ehrenvollen Tod, „und von Gott erwarten wir einen Sieg, der uns wieder „herausreiße aus den ertragenen Drangsalen, und dieser „allerhöchste Gott möge Dir, König Alfons, Alles das „geben, mit welchem Du Uns gedroht hast."

(Die Fortsetzung folgt.)

Feuerspeiender Berg auf Island.

Dieser Berg ward im vergangenen März von Kapitän Webster besucht. Indem er in eine kleine Bucht hinein fuhr, in der er zu landen gedachte, kamen ihnen in einer Entfernung von ungefähr 300 Fuß vom Ufer heiße Windstöße entgegen, und als sie die Finger ins Wasser tauchten, fanden sie es beynahe kochend heiß. Die Steine am Strande und die der Fluth ausgesetzten Felsen rauchten und zischten und das Wasser umher kochte auf. Die Spitze schien von hier aus ungefähr eine Viertelmeile (englisch) zu seyn. Nachdem sie gelandet, stiegen sie eine Felsenwand hinan, wobey sie sich an dem Grase hielten, das aus der Asche hervorwuchs, und als sie mit großer Gefahr endlich den Gipfel erreicht, fanden sie einen kleinen Baum, unter dessen Schatten sie einen vollen Anblick des Vulkans hatten. Er ist ungefähr eine halbe Meile hoch. Der Umfang am Fuße ist ungefähr 900 Fuß und am Gipfel 90, welcher Raum gänzlich von der Mündung eingenommen zu seyn scheint. Es kam beständig ein dünner weißer Rauch aus derselben hervor. Kapitän Webster watete 30 bis 40 Ellen Fußtief durch die Asche, um zu dem Krater zu gelangen, fand es aber unmöglich.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Am 4ten dieses fand der von den Frauen der Opposition veranstaltete Ball zum Besten der in dem jetzigen Kampfe verwundeten oder erkrankten spanischen Patrioten statt. Es war, was man hier einen Fancy-Ball nennt, wobey man zwar in Maskenkleidern, aber ohne Maske erscheint. Indessen, da das Wesen des Vergnügens Freyheit ist, so ist man über diesen Punkt nicht strenge; und diese Nachsicht machten sich bey dieser Gelegenheit besonders die Herren zu Nutze, indem kaum ein halbes Dutzend in fremder Kleidung erschien; während die Damen doch meistens etwas von spanischer Tracht anhatten. Der Ball fand im Schauspielhause von Coventgarden statt, und war in jeder Hinsicht prachtvoll: man hatte das Parterre mit der Bühne gleich gemacht und den ganzen Saal auf's geschmackvollste erleuchtet und ausgeziert; aber mit Verwunderung bemerkte man die Abwesenheit jeder Devise oder Anspielung, welche an den Gegenstand der Versammlung erinnern konnte, welcher ohne diese Erinnerungszeichen kein anderer als die Versammlung selbst zu seyn schien. Die Gesellschaft, welche nicht über 900 Personen stark seyn mochte, obgleich man auf 3000 gerechnet und wirklich Kreditive für 1400 gegeben haben soll — war ganz auserlesen, und von den vornehmsten Klassen — aber nicht ausschließlich von der Opposition. Man hatte aber Sorge getragen, daß die Gesellschaft auserlesen seyn mußte; denn der aristokratische Geist unserer höheren Stände will sich zu politischen, und, was noch mehr, wohlthätigen Zwecken, nicht den niedrigeren nähern — und so legte man auch hier nicht nur durch den hohen Eintritt[s]preis — zwey Guineen die Person — einen starken Schlagbaum vor, sondern ein jeder mußte sich zuerst von gewissen, eigends hiezu niedergesetzten, Personen ein Kreditiv (Voucher) verschaffen, ehe er für seine zwey Guineen auf eine Eintrittskarte Anspruch machen konnte. Der Ertrag dieses Balles, nach Abzug der Unkosten von 12 bis 1400 Pf., beläuft sich auf etwas mehr als 300 Pf. — Der Ball zur Unterstützung der Irländer im vorigen Jahre trug 4000 Pf. ein; das Lokal hatten die Eigenthümer des Theaters unentgeldlich geliehen — eine Großmuth, welche auch der Wirth des Gasthofes bewies, wo die große Versammlung zu Gunsten der Spanier am 13. Juni statt fand. So eben aber findet sich angekündigt, daß das Theater, so wie es in der Ballnacht war, zu einem Schilling die Person zu sehen ist — man sagt nicht, zu wessen Vortheil.

Zu Tenessee, Nordamerika, hat der Kongreß den weißen Männern das Ehelichen schwarzer Frauen untersagt; — man scheint sich in den südlichen Staaten Nordamerikas gar sehr vor der zu großen Vermehrung der Mulatten zu fürchten!

Die Peckinger Zeitung enthält einen Beschluß des Kaisers zur Verminderung des stehenden Heeres, welches, wie es dort heißt, für China allein 600,000 Mann stark ist. Zu diesem stellte die Provinz Setschuen allein 33,970 Mann.

Auflösung des Räthsels in Nr. 178.

Pulverthurm.

Charade.

Die Erste nennet dir ein herrlich Wort;
Beglückend schallt es in der Schöpfung fort und fort.
Es wehet dir vom Blüthenbaume nieder.
Der jüngst noch unter dunkeln Knospen schlief;
Beseelend lebt es in der jungen Vögel Lieder,
Im Schmetterling, den Mutter Sonn' ins Daseyn rief.

O Zweytes! fühle deiner Ankunft Werth,
Und sey das Erste ganz, im hohen großen Sinn.
Wirf Erdentand und Wahn in Meereswellen hin
Und sey, was Wahrheit, sey, was die Natur dich lehrt.
Dann hast du alle ird'sche Schranken überstiegen,
Du kannst in weite ferne Himmel fliegen,
Beglückt und froh ein selig Götterkind.
Dir ist die Welt — dir sind die Himmel offen —
Emporgehoben, fromm voll Glaube — Liebe — Hoffen.

Und diese Seligkeit, die Eins dem Zweyten giebet,
O Ganzes! fühlst du nie in deinem irren Wahn.
Mit frommem Glauben schwingst du nie dich himmelan.
Und glücklich ist nur der, der Gott und Tugend liebet.
Dir ist die Schöpfung todt, da dir der Schöpfer fehlet.
Der ringsum seine Welt bedeutungsvoll beseelet.

Nro. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. August 1823.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Schillers Lied von der Glocke.

Bürgerkrieg.

Nirgends Ruhe, nirgends Frieden,
Ueberall ein wilder Krieg!
In Partheyen streng geschieden
Feyert Rachsucht ihren Sieg.
Der Verfolgungsgeist zeigt höhnend
Seinen Basiliskenblick,
Frecher Leidenschaft nur fröhnend
Mordet er des Bruders Glück.

Was die Freundschaft eng vereinte,
Trennt der Leidenschaften Wuth.
Wo die Liebe Thränen weinte,
Wälzt der Haß sich nun im Blut.
Lachend ob des Bruders Schmerzen
Hebt sich des Verfolgers Brust,
Und im rachentflammten Herzen
Birgt er wilde Höllenlust.

Lauernd auf des Freundes Worte,
Forschend nach des Nachbarn Thun —
Daß er seine Ruhe morde —
Läßt der Haß ihn nimmer ruhn.
Aufgelöset alle Bande,
Brauset hin die wilde Schaar,
Und streut Zwietracht in dem Lande,
Das der Sitz des Glückes war.

Steig' hernieder, goldner Friede,
Und zerbrich des Wüthers Schwert,
Daß im frohen Jubellliede
Sich verherrliche dein Werth.

Bring' dem Lande wieder Segen,
Das des Bruders Blut gedüngt,
Daß sich im geschäft'gen Regen
Die zertretne Flur verjüngt.

L. C. Kehr.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Solcherweise vergingen einige Monate. Zaide wurde nicht müde, immer etwas Neues zu verlangen, Ali auch nicht, ihre Wünsche zu gewähren. Die würdigsten Männer wurden aus der Stadt gejagt, weil die Sultanin nicht vertragen konnte, ihre Namen nennen zu hören, oder weil sie die Gesichter ihrer Frauen nicht ausstehen mochte. Von den entferntesten Gegenden der Welt wurden Kostbarkeiten geholt, um ihre Prachtliebe zu befriedigen. Das Volk seufzte unter den Lasten, welche ihm aufgelegt wurden, um ihre Wünsche zu erfüllen, und doch war sie nie zufrieden. Ja ihre Ansprüche wurden ohne Grenzen, so wie die Freude des Sultans auch ohne Grenzen war, weil seine Zaide bald Mutter werden sollte.

Ein herrliches Fest wurde im Serail veranstaltet, bey welchem dieß große Ereigniß bekannt gemacht werden sollte. Alle vornehme Damen der Stadt wurden zu Zaide einge-

laden, während alle Großen des Reichs an die Tafel des Sultans gerufen wurden. Unter dem Donner der Kanonen wollte er ihnen seine Vaterfreude mittheilen. Mit Erröthen empfing Zaide die Damen. Die Gemahlin des neuen Wessirs war die erste, die hereintrat; ganz natürlich! Ihr Rang, ihr Glanz war das Werk der Sultanin, und — sie befand sich eben in derselben Lage, wie die Sultanin selbst.

Ali fühlte sich ein wenig beklommen, als sein Freund Firlefamber nicht bey diesem Fest erschien; er nahm sonst Antheil an allen seinen Freuden. Die Sultanin Zaide wurde im Gegentheil nicht wenig erschrocken, als die Fee Merline, in dem Augenblick, da man sich zur Tafel setzen wollte, in ihrem Lilienwagen herabschwebend anlangte, und ohne zu erwarten, daß man ihr einen Platz anwies, sich zwischen Zaide und die Gemahlin des Wessirs einschob.

Hundert junge Mädchen, in Silberflor gekleidet, und durch duftende Blumenkränze mit einander verbunden, tanzten um die Tafel, und verkündeten in festlichen Gesängen, was die ganze Versammlung schon wußte, welche sich aber so anstellte, als wäre ein solches Ereigniß nie vorher gehört worden, und erführe sie es jezt zum Erstenmal. Niemand ergoß sich in so wortreichen Glückwünschungen, als die Gemahlin des Wessirs, (sie besaß die Gabe, immer in Hyperbeln zu reden). Sie sah schon im Geist den neugebornen Prinzen, denn daß ein solcher geboren werden müsse, war schon eine ausgemachte Sache, schöner als alle andere Kinder, die je geathmet hatten, und von der Geburt an mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten begabt. — „Dießmal hast du eine falsche Rechnung gemacht, fiel ihr die Fee hier ins Wort; nur das, was du unter dem Herzen trägst, ist von männlichem Geschlecht, und — ich weiß, daß sein Schicksal in genauer Verbindung mit dem der Tochter Zaidens steht." — Darauf redete sie die Sultanin also an: „Es ist fünf Monate her, seit ich dir vertraute, daß dein Kind eine Gabe von mir bekommen werde; du hast Zeit genug gehabt, zu überlegen, was du der noch Ungebornen wohl wünschen möchtest. Wohlan! was verlangst du für deine Tochter?"

„In der That, erwiederte Zaide, der Prophet hat ihr schon das Größte durch ihre Geburt geschenkt. Sollte ich meiner Tochter — denn du behauptest ja, daß ich keinen Sohn unter dem Herzen trage — sollte ich der Tochter noch etwas zu wünschen haben, so müßte es nur Schönheit seyn; eine so außerordentliche Schönheit aber, daß sie nie früher gesehen worden ist. Die Poeten singen immer von den Rosen auf den Wangen der Mädchen, möge meine Tochter denn mit zwey wirklichen Rosen, mit wirklichen rothen Blättern, auf den ihrigen geschmückt werden!"

„Und das wünschest du nach der Bedenkzeit von fünf Monaten?" fragte die erstaunte Fee, und heftete einen Blick voller Vorwürfe auf sie.

„Was könnte ich wohl Besseres wünschen?" versezte Zaide.

„Wohl, es geschehe!" sprach die Fee, und Zaide auf beyde Backen küssend, fügte sie hinzu: „Deine Tochter sey so schön wie du, und es blühen zwey rothe Rosen auf ihren Wangen."

„Ach! rief die Gemahlin des Wessirs; gesegnet sey Ihre Hoheit, die das Edelste ausgesprochen, das Sie für Ihre Prinzessin Tochter erfinden konnte! Nur Sie vermochten etwas so Erhabenes zu ergründen! Wie sehne ich mich, den schönsten Engel mit seinen unverwelklichen Rosen zu sehen!"

„Es gehören Dornen und grüne Blätter zu jeder Rose, nahm Merline das Wort; der Prinzessin habe ich die Rosen geschenkt! Wünschest du wohl, daß der Knabe, dem du das Leben geben wirst, den Stiel und die grünen Blätter, die jenen Rosen gehören, tragen möge?"

„Nichts könnte mir lieber seyn, als meinen Sohn in irgend einem Verhältniß zu der Tochter meiner Beherrscherin zu wissen!" lautete die Antwort.

„Es geschehe!" sprach die Fee. Darauf gab sie der Dame des Wessirs einen kleinen Schlag auf beyde Ohren: „Es trage dein Sohn hinter den Ohren den dornigen Stiel und die grünen Blätter jener Rosen, und erst wenn er sich der Herrschaft der Prinzessin unterwirft, und von ihr zum Gemahl erkoren wird, vereinen sich die Rosen, welche Zaide thörichterweise auf die Wangen ihrer Tochter gewünscht, mit den Blättern, welche deine niedrige Heucheley hinter die Ohren deiner Brut gepflanzt hat." So sprach die Fee mit ernster Strenge und verschwand.

Die übrigen Damen stießen einander verstohlen an, und Alle freuten sich über die Ohrfeigen, welche die Gemahlin des Wessirs empfangen hatte, während diese mit glühenden Wangen schon den Einfluß berechnete, der ihr zu Theil werden würde, wenn ihr Sohn die Tochter der Sultanin heirathete. Sie tödtete schon im Geist alle die Prinzen, die dem Sultan geboren werden konnten, um ihrem Ungebornen auf den Thron zu erheben. Während sie ihre Plane machte, ärgerte sich Zaide insgeheim nicht wenig darüber, daß Merline das Geschick ihrer Tochter mit dem des Sohnes eines Unterthans verbunden hatte.

Die Nachricht von dieser Begebenheit erreichte bald die Tafel des Sultans. Der Wessir stolzirte wie ein Pfau über die Liebkosungen, so nannte er die Ohrfeigen, die seine Gemahlin von der überirdischen Beschützerin der Sultanin empfangen hatte, und noch mehr darüber, daß er sich als fest im Amte betrachten konnte, denn der Sultan würde sich doch wohl nicht mit dem Manne entzweyen, dessen Sohn in das Geschick seiner eigenen Tochter verwickelt

war. Alle waren oder schienen zufrieden mit dem Geschehenen; nur Ali schüttelte bedenklich den Kopf — denn Firlefamber war ja nicht gegenwärtig gewesen, und das weissagte ihm nichts Gutes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben mauriſcher Diplomatik aus dem ſpaniſchen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien.“

(Fortſetzung.)

Indeſſen zogen ſich die Zurüſtungen des Königs von Marokko in die Länge, und obſchon er feſt entſchloſſen war, ſeine Eroberungen auch über Spanien zu verbreiten, und ſich zum Herrn über die Provinzen zu machen, deren kleine Könige ſeinen Beyſtand anriefen, verſchob er die Landung doch noch ſo lange, bis ihm Gibraltar war ausgeliefert worden, wohin er eine ſtarke Beſatzung legte. Hören wir was ſein Großvezir, ein geborner Andaluſier, über das Anliegen der ſpaniſchen Könige zu ſeinem Gebieter ſpricht:

„O Herr, es iſt allerdings kein Zweifel vorhanden, „daß es jedem Muſelmanne ziemt, ſeinem Bruder, dem „Muſelmann, beyzuſtehen, aber ich muß dir einige Bemerkungen machen. Du ſollſt wiſſen, daß Spanien gleichſam eine abgeſchnittene Inſel iſt, von allen Seiten vom „Meere umfloſſen, ausgenommen gegen Nordoſten, wo „es Gebirge begrenzen. Von dieſem Spanien beſitzen die „Muſelmänner einen großen Theil, und verlieren davon „mit jedem Tage, das Uebrige gehört den Chriſten; es „iſt ein brennates Land, von Bergen durchſchnitten, und ein „Gefängniß für die, welche hineinkommen, denn wer „dorthin zieht, kommt nicht wieder zurück, und wird am „Ende gezwungen, unter der Herrſchaft desjenigen zu „bleiben, welcher dort befiehlt; und ſo wie du den Fuß in „dieſes Land geſezt haſt, ſteht es augenblicklich nicht mehr „in deiner Gewalt, heimzukehren. Ueberdieß ſage mir, „welche Freundſchaft beſteht denn zwiſchen dir und dieſen „Emiren, die dich anrufen, welche Sicherheit können ſie „dir leiſten, und welche alte Verwandtſchaft macht es dir „zur Pflicht, ihnen beyzuſtehen? Ich würde befürchten, daß „wenn Gott den Unternehmungen der Feinde günſtig iſt, „der König von Sevilla dir den Rückzug nach Afrika abſchneiden dürfte, ohne dabey große Schwierigkeiten zu finden. „Daher möchte ich rathen — wenn es dir genehm iſt — „ihm zu ſchreiben, daß du nicht hinüber kommen könneſt, und auch nicht kommen würdeſt, bis er dir die „grüne Inſel abgetreten habe, damit du dorthin vertraute „Kriegsvölker ſegen kannſt, welche deinen Rückzug zu jeder Zeit und nach deiner Willkür verſichern.“

Das Schreiben, welches wegen dieſer Abtretung an den König von Sevilla erlaſſen wurde, lautet nach unſerm Werke alſo:

„Im Namen des barmherzigen, gnädigen Gottes: „der König der Muſelmänner, Beſchützer des Glaubens, „Erneuerer der Anrufung des Herrn der Muſelmänner: „an den hochherzigen König, der auf Gott vertraut, und „ſeine Stütze in Gott hat, an den König Abulcaſen Mu„hamad Aben Abed, welchen Gottes wohlthätige Hand in „ſeiner heiligen Furcht und Verehrung lenken, leiten, befeſtigen und erhalten wolle, nach dem Befehle der göttlichen Majeſtät; Unſern Gruß mit Gott, und über Euch „ſeine Barmherzigkeit und ſein himmliſcher Segen.

„Dieß vorausgeſezt, ſollt Ihr wiſſen, daß Uns Euer „Brief und edles Verlangen zugekommen iſt, daß wir „Uns von dem Ganzen recht wohl verſtändigt, und erfahren haben, wie Ihr Uns auffordert, Euch beyzuſtehen, „Euch Hülfe zu leiſten, Euch aus den Uebeln und Drangſalen zu befreyen, die ſo ſchwer auf Euch laſten; Wir „haben ferner erkannt, welche geringe Einigkeit und Bruderſchaft unter Euch Königen von Andaluſien obwaltet, „wie wenig Ihr Euch wechſelſeitig gefällig ſeyd; — daher „will ich, für meinen Theil, Eure rechte Hand werden, „und Euch Hülfe leiſten mit meiner eigenen Perſon und „meinem Kriegsvolk, denn ſo befehlen es mir die heiligen „Vorſchriften Gottes in ſeinem herriefenen Alkoran. — „Aber es iſt keine Möglichkeit vorhanden, zu Euch nach „Spanien hinüber zu kommen, wenn Ihr nicht die grüne „Inſel in meine Hände und Gewalt übergebt, damit ich „dort Beſatzungen meiner Leute aufſtelle, welche Unſerm „Hin- und Hermärſchen, je nachdem Unſer Wille beſchließen wird, zur Sicherheit dienen, und jedes Hinderniß „beſeitigen.

„Wenn Ihr alſo dieſen Vorſchlag zweckmäßig erachtet und eingehen wollt, ſo fertigt die Urkunde darüber „aus, worauf ich ohne längeres Verweilen zu Eurer „Hülfe erſcheinen werde, wenn anders Gott will. Meinen beſten Gruß.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juli.

Neulich war die feyerliche Einſetzung des an des verdienten Seichts Stelle erwählten Cantors Windia auf der Thomasſchule. Dieſer, der Neffe des bekannten Kirchencomponiſten und Cantor an der Kreuzſchule in Dresden, legte früher auf unſrer Univerſität den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, widmete ſich ſpäter ganz der Muſik und vornehmlich

der Theorie, reiste dann in Italien und wurde darauf Cantor an der Kreuzschule in Dresden, welche Stelle er aber wegen kollegialischer Mißverhältnisse wieder niederlegte. Er privatisirte seitdem in Dresden, und machte sich durch treffliche Leitung einer Singakademie um den Gesang daselbst sehr verdient. Dieses und sein bedeutender Ruf als musikalischer Theoretiker läßt uns erwarten, daß er ein rühmlicher Nachfolger seiner würdigen Vorgänger sey, und die Vervollkommnung der ihm untergebenen trefflichen Anstalt mit nachdrucksvoller Thätigkeit befördern werde. Es macht seiner Bescheidenheit Ehre, daß er mit der Aufführung einer Kirchenkomposition seines Vorgängers am 13. Juli sein Amt als Musikdirektor antrat.

Die Trinkanstalt des Herrn Dr. Struve in Dresden ist auch für diesen Sommer in dem Garten des Herrn Reichel eröffnet worden, obgleich noch immer die Meisten nach den Naturquellen reisen.

Der schon in meinem vorigen Bericht genannte Schauspieler Wüstenberg vom Kaßler Hoftheater gab zur lezten Gastrolle den Bürgermeister Staar in der falschen Prima Donna; er hatte auch hier nur viel Komisches, aber Herr Genast besiegte ihn in der Hauptpartie, sowohl durch launiges Spiel, als durch die Wirkung seines geschickten Falsets. Hiezu traten Hr. und Mad. Maurer vom Stuttgarter Hoftheater (lezere früher als Dem. Schaffner bey hiesiger Bühne) als Ferdinand und Louise in Kabale und Liebe und als Rudolph und Hedwig in Körners Hedwig auf; dem Hrn. Maurer ist Bühnengewandheit nicht abzusprechen, aber die glühende Jugend, und das, Sprache, Blick und Bewegung ergreifende, Gefühl des Ferdinand konnte ich an ihm nicht entdecken; statt der Schwärmerey des Jünglings fanden wir in seinem Spiel vielmehr eine männliche Prosa, und in den höchsten Ausbrüchen des Gefühls war die Stimme nicht ausweichend. Mehr sagte Mad. Maurer, die übrigens immer noch in ihrer alten Melodie spricht, das Sentimentale der Louise zu. Herr Genast gab als Geiger Müller eine sehr schätzbare Charakterzeichnung, nur noch ein wenig chargirt. Herr Brand, als Wurm, war seiner Haltung wegen zu loben. Am 27. Juni wurde zum ersten Male die kleine Oper Aladin (Musik von Girowetz) mit vielem Glück auf die Bühne gebracht. Die Handlung interessirt durch den naiven Charakter des Aladin, welchen Hr. Genast, vornehmlich in der ersten Hälfte des Stückes, mit leichter und natürlicher Laune ausführte. Die Musik ist gefällig und hat angenehme Melodien, ohne originell zu seyn. Aladins erste Arie, in welcher er zulezt einschlummert, gehört zu den interessantesten Stücken. Die reizende Ausstattung der kleinen Oper durch munteren Tanz, in die Augen fallendes Kostüm und eine hübsche Dekoration, den Pallast des Aladins vorstellend, empfehlen dieselbe noch mehr. — Darauf wurde (auch zum ersten Mal) die Theilung der Erde, Lustspiel in drey (langwierigen!) Akten von Schmidt gegeben. Das Stück theilt die Eigenschaften mehrerer kürzlich auf der Bühne erschienenen Lustspiele: eine Handlung ohne Handlung; zur Ungebühr ausgedehnt durch locker zusammenhängende Situationen und überflüssige Episode (die ganze Scene in des Cantors Hause, wo der liebe Bengel von Sohn das Publikum durch sein Geschrey unterhalten soll) und mit einigen starken Späßen, Anekdoteneinfällen und Anspielungen auf Zeitverhältnisse gewürzt, welche beym großen Haufen noch immer das Meiste wirken. Daß einige treffende darunter sind, kann nicht geläugnet werden. Ungeachtet dessen und der belebten Darstellung schien jedoch die Langweile und der Verdruß über einige gemeine Uebertreibungen der herrschende Eindruck zu seyn, welchen das Stück machte, bis die am Schlusse geschickt angebrachte captatio benevolentiæ, welche der vermeintliche Demagog aussprach, (höchst wahrscheinlich wird der Name des Landes und des Landesherrn nach dem Orte verändert, wo man das Stück aufführt) die Hände in Bewegung brachte. Schwerlich möchte es Viele geben, die diesen erfolgreichen Moment zum zweyten Mal abwarten möchten. Uebrigens will ich nicht unbemerkt lassen, daß dieses Lustspiel, so viel mir bekannt ist, zugleich als der erste Versuch betrachtet werden kann, die etwas abkommenden Deklamationen in dramatischer Form schmackhaft zu machen.

Die Oper Camilla von Paer wurde neu und gut einstudirt gegeben. Mad. Werner hat uns als Camilla auch im Spiel ausgezeichnet geschienen und Herr Köbert als Herzog.

Am 11. Juli trat Mad. Meyger-Vespermann in ihrer ersten Gastrolle als Prinzessin von Navarra im Jean de Paris auf. Als talentvolle Anfängerin sahen wir sie hier vor sieben Jahren an ihres Lehrers, Winters, Seite auftreten, als Meisterin des Gesanges kehrte sie jezt zu uns zurück, mit lautem Beyfall bewillkommnet. Es war nicht ihr Wille, in der genannten Parthie zuerst aufzutreten, welche an und für sich ihrer, in der Höhe etwas beschränkten, Stimme nicht ganz angemessen ist; aber die, auch bey hiesiger Bühne häufig „eintretenden Hindernisse" nöthigten sie, diese Parthie als erste Gastrolle zu geben. Ungeachtet nun Mad. Vespermann aus dem angeführten Grunde zu einigen, der Melodie nicht ganz günstigen Abänderungen der ersten Arie genöthigt ist, und eine nicht zu verkennende Befangenheit die Intonation etwas schwankend machte, so konnte doch bey solchem ausgebildeten und ausdrucksvollen Vortrag der Erfolg keinen Augenblick ungewiß seyn; denn ihr Gesang gehört zu dem ausdrucksvollsten, was man nur von deutschen Sängerinnen gehört hat, und mit diesem Vorzug hat sie die Vollkommenheit formeller Ausbildung, die nur aus italienischer Schule hervorzugehen pflegt, auf bewundernswürdige Weise vereinigt. Auch an ihr nehmen wir das, was zum Höchsten des Gesanges gehört, mit Entzücken wahr, daß Alles, was dem Vortrage der Sängerin angehört, bey ihr unmittelbar und im Augenblicke (nicht einstudirt) aus der Seele hervorzugehen scheint, und daß das Geleistete als Ganzes lebendig dasteht, wobey man gern zu übersehen geneigt ist, wenn im Einzelnen etwas mißlingt. Allgemeine Freude verursachte es, die hier oft gehörten, und von Winter für Mad. Vespermann geschriebenen Variationen: o cara memoria nun von der Meisterin selbst zu hören, welche sie in einem passenden deutschen Texte im zweyten Theile der Oper einlegte. Der Geist der Anmuth und des seelenvollen Anschließens an die Natur war wie ein Zauber über das Ganze verbreitet. Wer könnte so schöne Zugaben unwillig, ja undankbar aufnehmen? Wird doch der Zusammenhang einer solchen Oper auch eben dadurch nicht gehemmt. Mit Recht loderte daher ein Feuer des Beyfalls unter allen Hörern. Und doch muß ich gestehen, daß, wenn das Einfache nun auch seine Krone fordert, der Künstlerin wegen des Vortrags des Troubadours vornehmlich diese Krone gebührte; denn ich sehe nicht ein, wie verständige Sängerinnen gerade diesen — eine kleine Romanze nennt ihn Jean de Paris — so überladen ausschmücken können. Mad. V. hatte durch diese Parthie das Publikum auf die Darstellung der Müllerin sehr begierig gemacht, welches die darauf folgende war.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Nro. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. August 1823.

Menschen können nicht genesen
Von der Sehnsucht nach dem Glück,
Und doch ist ihr ganzes Wesen
Nur bestimmt zu Mißgeschick.

Raupach.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Unter immer wechselnden Belustigungen, unter ununterbrochenen Wünschen von der Seite Zaidens, und unermüdeter Nachgiebigkeit von der des Sultans nahete sich endlich die Niederkunft beyder Damen, welche an einem Tage vor sich ging. Der Sultan schmeckte alle Vaterfreuden, als man die kleine niedliche Prinzessin in seine Arme legte; doch mußte er sich selbst gestehen, daß das Kind noch schöner gewesen seyn würde, wenn die zwey unnatürlichen Rosen auf seinen Wangen nicht geblüht hätten. Er empfand, daß die Natur dem Weibe die höchsten Reize, die sie spenden könne, verliehen habe, und daß die Uebertreibung derselben sie nur zerstöre. „Ach! seufzte er; meine Tochter ist eine Mißgeburt, freylich die schönste, aber dennoch Mißgeburt! Und wenn nun diese Knospen sich völlig entwickeln? Wenn die erwachsene Jungfrau zwey dicke Rosen in dem schönen Antlitz trägt? Wenn sie einmal verwelken? Wie schrecklich!" Eine Thräne benetzte die Wange des Sultans. Er gab der Hebamme die Tochter zurück, eilte zu Zaidens Bett, umarmte sie und dankte ihr für das Kind, das sie ihm geschenkt hatte. Zaide, die, in den heiligen Stand der Mütter eingetreten, alle ihre Thorheiten abgeschworen zu haben schien, war in großer Bewegung. „Ich habe zu viel gewünscht, sprach sie; meine Tochter ist schön, jedoch eine Mißgeburt! Ach, nur das Natürliche besitzt Anmuth! Und das Geschick droht noch ärger; denn stehen nicht die grünen Blätter, womit der Sohn des Wessirs beschenkt worden, in Verbindung mit den Rosen unserer Tochter? Wie, wenn nun diese verwelken mit jenen? Wie, wenn der dornige Stiel an die Rosen ihrer Wangen geheftet würde? Merline schien eine solche Drohung anzudeuten, denn, ach! daß sie mir meinen thörichten Wunsch erfüllte, um mich zu bestrafen, ist mir erst jezt klar!"

„Auch mich wollte sie bestrafen, entgegnete der Sultan, und nach Verdienst! Denn warum — verzeihe mir die Wahrheit, Zaide! — erfüllte ich auch alle jene thörichten Wünsche? Nie wären deine Ansprüche so übertrieben geworden, hätte ich sie nicht blindlings befriedigt. O meine geliebte Zaide, wie wahr sprach doch der große Firlesamber?"

„Und Merline! fiel ihm Zaide ins Wort; wie mütterlich hat sie mich ermahnt! Allein ich war taub gegen ihre Warnungen, mochte stets etwas Hervorgekünsteltes haben, als sey die Natur nicht reich genug."

„Wir haben Beyde geirrt, versezte der Gatte; wir wollen uns aber bessern, und solcherweise uns die Gunst unserer überirdischen Gönner wieder erwerben! Bestrebe du dich, geliebte Zaide, deine überspannten Erwartungen zu beschränken, und erziehe unsere Tochter so, daß solche bey ihr nicht entstehen mögen. Ich will mich bemühen, die Thränen meines Volks zu trocknen, und mich dadurch Firlesambers Freundschaft wieder werth zu machen; dank-

dar wollen wir Beyde das Gute genießen, welches uns Orsi*) verliehen, ohne nach solchen Dingen zu trachten, welche die Menschen nicht erreichen können!"

„Das ist eine würdige Art, Vergehen zu bereuen!" klang es in der Luft. Firlefamber auf seinem himmelblauen Pferd, und Merline in ihrem Lilienwagen, schwebten jedes durch ein Fenster herein, und ihre Züge glänzten von Zufriedenheit; doch der, welcher zu gleicher Zeit durch die Thüre hereintrat, war weit davon, so ruhige Empfindungen zu theilen.

Es war der Großwessir, der außer sich hereinstürzte, um dem Sultan zu melden, daß seine Gattin einen jungen grünen Kater, der an beyden Seiten des Kopfs einen langen dornigen Stiel mit zwey grünen Rosenblättern trüge, zur Welt gebracht habe. Vergebens hatte er sich schon bemüht, das kleine Ungeheuer zu tödten, denn es schwamm, wie großes Gewicht auch daran gehangen wurde, im Wasser, lief, ohne sich zu verbrennen, im Feuer herum, und hatte ein Fell, das kein Stahl durchdringen konnte. Derweil die zwey hohen Gönner ihm unsichtbar waren, verwünschte er recht aus dem Grunde seines Herzens Merline, die ihm dieß Ungeheuer auf den Hals gezaubert hatte; wie schrack er aber zusammen, als diese ihm in demselben Moment erschien und ihn also anredete: „Durch Schmeicheln hast du das Amt bekommen, das du jezt bekleidest; durch Schmeicheln, dadurch, daß du alle Thorheiten Zaidens beförderteſt, hast du dich darin erhalten; allein während du deinen Obern schmeicheltest, waren sie grausam gegen Alle, die unter deinem Befehle standen, und behandelten das Volk, wie der Kater die Mäuse. Dein Abkömmling trägt demnach nur dein eigenes Bild. — Deine Gattin ist desselben Geistes Kind, wie du, eben so grausam, kriechend und gemein; daher muß auch das, was sie unter dem Herzen getragen, ihr ähnlich sehen. Was sie gebar würde in menschlicher Gestalt stolz, wild, heuchlerisch geworden seyn. Als Kater ist ihr Sohn weniger schädlich, denn die natürlichen Anlagen dieses Thieres sind bekannt, und man kann sich dafür in Acht nehmen. — Jedoch dein junger Kater wird nicht immer diese Gestalt behalten. Die Blätter, welche er trägt, stehen mit den Rosen der Prinzessin in genauer Verbindung. Die Prinzessin, so will es das Geschick, muß ihn lieben, und so oft er ihre Güte verdient, wird er in einen Menschen umgewandelt; doch behält er diese edle Gestalt nicht länger, als er, dadurch, daß er so handelt, wie es einem edeln Menschen geziemt, sich derselben würdig macht. So oft er sich gegen die höhere menschliche Natur versündigt, wird er wieder in irgend ein Thier umgewandelt werden. Vielleicht soll er nie würdig befunden werden, die menschliche Gestalt zu behalten; wenn es so ist, bedaure ich die Prinzessin."

„Ach, ihre Eltern würden alsdann noch mehr zu bedauern seyn!" seufzte der Sultan.

„Vergehungen verdienen Strafe! nahm der weise Firlefamber das Wort; allein Reue versöhnt. Du hast deinen Irrthum eingesehen, und bist entschlossen, denselben auf eine edle Weise gut zu machen: dieß verdient wenigstens Trost; und bleibst du deinem Entschluß getreu, ist es auch billig, daß ich dir Beystand leiste, in so fern meine Gewalt es erlaubt. Ich will dir noch blos dieses sagen, daß weder das Geschick des Wessirs, noch das seiner Gattin, in der kleinsten Verbindung steht mit dem, welches zwischen deiner Tochter und ihrem Kater statt findet. Dieß mußt du wissen, damit dein Vaterherz dich nicht mißleite." — Bey dieser Aeußerung warf der Wessir dem Zauberer einen ergrimmten Seitenblick zu, denn sie ließ ihm nicht viel Gutes ahnen. Der Sultan aber gebot ihm, den kleinen Kater sorgfältig zu pflegen, und entließ ihn durch ein Zeichen mit der Hand.

Zaide streckte beyde Arme nach Merline aus, und flehte, unter einem Strom von Thränen, sie bey der Erziehung der Tochter zu leiten, und versprach die pünktlichste Erfüllung ihrer Lehren. Der Sultan gab Firlefamber die Hand, und schwur: daß er in Zukunft selbst seine zärtlichste Liebe der Oberherrschaft der Vernunft unterwerfen würde. Der überirdische Gönner versprach ihm dagegen, daß er ihn bey jedem Straucheln warnen, und ihm bey jedem zweifelhaften Falle nützlichen Rath geben wolle. Die beyden hohen Wesen trösteten die Eltern damit: „daß ihre Tochter so schön sey, daß man die unnatürlichen Rosen ihrer Wangen gar nicht bemerken würde; daß der Schöpfer ihren Geist mit Anlagen zu allen Tugenden ausgerüstet habe; daß die Eltern bey einer sorgfältigen Entwicklung dieser Gaben sehr viel zu ihrem Wohl, und daher auch zu dem Glück ihrer eigenen Zukunft beytragen könnten, und daß sie besonders darauf zu sehen hätten, daß ihre Neigung zu dem kleinen Kater diese schönen Anlagen nicht zerstören möchte."

Das hohe Ehepaar versprach Alles. Firlefamber und Merline erfreuten sich Beyde sehr, daß die Ermahnung, welche Ali und Zaide empfangen, so gute Früchte getragen habe, und nachdem sie nochmals ihren Schützlingen ihre gnädige Obhut zugesichert hatten, verschwanden sie Beyde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Gottheit der Perser.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Bey den ringförmigen Sonnenfinsternissen, wo der schwarze Mond in der hellen Sonnenscheibe wie ein kleinerer Kreis in einem größeren erscheint, zeigt sich die Atmosphäre des Mondes wie ein grauer Nebel, der den schwarzen Kern umgibt, und nach der Mitte hin dunkler wird, nach der Natur elastischer Flüssigkeiten, die durch ihren eigenen Druck zusammengepreßt werden. — Dieser untere oder dichtere Theil der Monds-Atmosphäre hat sogar die Kraft, die Lichtstrahlen zurückzuwerfen, und dadurch eine Dämmerung zu bewirken, die sich kurz vor und nach dem Neumonde über die Hörner des erleuchteten Mondes hinaus in die Nachtseite, wie ein schwacher weißlicher Schimmer, erstreckt, welcher spitz zuläuft, nach der Spitze hin schwächer wird, und sich endlich verliert, oder vielmehr mit dem aschfarbigen Lichte vermischt, welches der Erdschein auf den Mond wirft. Man sieht hier, wie es auch auf der Erde oft der Fall ist, die Morgen- oder die Abenddämmerung sich auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte, auf der andern mit dem Mondschein vermischen, und so den Tag mit der Nacht verschmelzen. Diese Dämmerung, oder vielmehr der Theil von ihr, der stark genug ist, um das Erdlicht an Glanz merklich zu übertreffen, erstreckt sich auf zehn bis zwölf Meilen, und beweist, daß der Theil der Monds-Atmosphäre, der noch nicht dick genug ist, um die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen, eine senkrechte Höhe von achttausend Fuß hat, welches etwa der dreyßigste Theil von der Höhe der dämmernden Erd-Atmosphäre ist.

Ueber dieser Lage befinden sich, nach der Natur elastischer Flüssigkeiten, ohne Zweifel noch unzählige Lagen von feinerem Stoff, welche die Spitzen der höchsten Berge wahrscheinlich bedecken. Wenn der Mond über Fixsterne weggeht, so wird ihr Licht, einen Augenblick vorher, ehe sie wirklich vom Mondsrande bedeckt werden, durch den dichteren Theil der Monds-Atmosphäre eine Abnahme leiden, die aber wegen der geringen Höhe dieser Atmosphäre nur einen Augenblick dauern kann, und daher den Beobachtungen entgeht. So läßt es sich erklären, daß die Fixsterne, wenn sie vom Monde bedeckt werden, so schnell, wie ein Blitz, verschwinden; aus welchem Grunde man bisher geschlossen hat, daß der Mond gar keine Atmosphäre habe, da doch nur daraus folgt, daß sie ohne Vergleich geringer ist als die unsrige. — Eben dieß folgt aus der Strahlenbrechung in der Monds-Atmosphäre, die sich bey den Sonnenfinsternissen zeigt, und verursacht, daß die Sonnenstrahlen, die am Rande des Mondes vorbeystreifen, also seine dichteste Luft durchschneiden, nicht in gerader Linie gehen, sondern sich nach dem Monde hin krümmen; die Refraktion ist aber fast tausendmal schwächer, als auf der Erde. — So wie bey uns die Sonne und der Mond im Horizont ein mattes Licht haben, so wie die Gipfel der Schneegebirge von den schief auffallenden Sonnenstrahlen, in der Morgen- und Abendröthe, schwächer erleuchtet werden, als von den senkrechten Strahlen der mittägigen Sonne; so haben auch die Mondsberge ein mattes Licht, wenn sie nahe an der Lichtgrenze, als wenn sie weiter in der Tagesseite liegen, weil dort nämlich die schiefer einfallenden Strahlen der auf- oder untergehenden Sonne einen größeren Theil der dichten Monds-Atmosphäre durchschneiden müssen. Dieser Lichtverlust ist aber weit geringer als auf der Erde, und beweist die größere Feinheit der Monds-Atmosphäre.

Es scheinen sogar in dieser Atmosphäre Veränderungen vorzugehen, die unsern Wolken ähnlich, aber nicht stark genug sind, um sich als wahre Wolken zu zeigen. Berge und andere einzelne Gegenstände ändern ihre Gestalt, ihr Licht und ihre Farbe oft so plötzlich, daß man es nicht wohl anders als durch atmosphärische Wirkungen erklären kann. Dieselben Berge zeigen sich bald länglich, bald abgerundet, bald mit, bald ohne Krater u. s. w. Ihr Schatten ist nicht allein sehr wandelbar, sondern fällt sogar zuweilen auf eine Seite, die der Sonne nicht entgegengesetzt ist; welches eine Anhäufung dichter Dünste in den niedrigsten Lagen der Atmosphäre zu beweisen scheint. Die graue Farbe der großen Ebnen, die oben beschrieben sind, wird zuweilen heller oder dunkeler, ohne daß in unserer Luft die geringste Aenderung vorgeht; auch finden diese Aenderungen der Farbe nur an einzelnen Stellen des Mondes Statt; es scheint also eine Verdichtung oder eine Aufklärung der Monds-Atmosphäre die Ursache davon zu seyn.

Wenn wir gleich nicht die Schicksale unsers Trabanten mit eben der Sicherheit bestimmen können, wie die Geschichte unsers Planeten; wenn wir gleich weder einen Herodot oder Tacitus haben, der uns das Andenken der Heldenthaten oder der Gräuel aufbewahrt hat, wodurch die Selenitен vielleicht eben so, wie wir, der Unbequemlichkeit einer zu großen Bevölkerung abhelfen, noch die Eingeweide oder wenigstens die Haut des Mondes durchwühlen können, um die Dokumente aufzusuchen, auf welchen die Natur die Geschichte der größeren, aber harmloseren Revolutionen eingegraben hat, durch welche sie jeden Weltkörper durch mannigfaltige Epochen zu dem höchsten Grade der Bildung führt, deren er fähig ist, und für das Glück empfindender und vernünftiger Geschöpfe sorgt, die von ihrer Seite oft den wohlthätigen Zwecken der Natur entgegen streben, und ihr den einzigen Dank, den sie erwartet, versagen, indem sie sich selbst das Leben verbittern; wenn wir gleich keine mikroskopischen Untersuchungen auf dem Monde anstellen können: so haben wir vor den Bewohnern dieses Trabanten das voraus, daß wir sein Ganzes mit einem Mal übersehen, und uns in wenigen Tagen eine Generalkarte von ihm entwerfen können, die ihnen Jahrhunderte von mühsamen Reisen und Untersuchungen kostet. Die Beobachtungen des Mondes durch gute Fernröhre sind hinlänglich, die wichtigsten Revolutionen,

die dieser Weltkörper erlitten hat, mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Wir sehen deutlich, daß der Mond durch eine große Hauptrevolution in seinen jetzigen Zustand übergegangen ist; wir finden unverkennbare Spuren von später erfolgten Revolutionen, die einzelne Gegenden des Mondes verändert und zum Theil zerstört haben; es gehen endlich noch jezt vor unseren Augen hier und da nicht unbeträchtliche Veränderungen auf ihm vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 27. Juli.

(Fortsetzung.)

Das schönste Wetter lockte hinaus ins Freye. Gleichwohl war das Haus ziemlich gefüllt, und die Kunst entschädigte vollkommen für das Entbehrte. Zuvor versetzte uns Müllners Ottokar und die lebendige Laune, mit welcher sie (vornehmlich auch durch Herrn Stein, von Zieten, Schmidt) dargestellt wurde, in eine fröhliche Stimmung, da es wohl den Meisten unbemerkt blieb, daß man den leichten Scherz dieses Stückes, wohl noch etwas mehr verdünne, als es der Dichter gewollt. Darauf trat die Müllerin auf, deren Erscheinung der bekannten Operette einen wahren Sieg verlieh. Man muß, um das Verdienst der Mad. Vespermann gehörig zu würdigen, diese Leistung durchaus als Ganzes betrachten, und den schönen Einklang wahrgenommen haben, welchen Spiel und Gesang, diese in der Oper selten recht verbundenen Elemente, hier hervorbrachten. So kann man sagen, daß diese Darstellung der Müllerin etwas in seiner Art Vollendetes ist, was nicht blos Augen und Ohren verlangen, um anerkannt zu werden, sondern den innersten Sympathieton auffordert. Lezteres setze ich hinzu, weil bey uns leider noch diejenige Art der Beurtheilung häufig ist, welche auf der Voraussetzung beruht, ein fremder Darsteller, welcher sich als Gast zeigt, müsse eine Art von Wunderthier seyn, welches durch seine Kunststücke Auge und Ohr verblüffe. Wie lieblich bescheiden, ohne alle Koketterie stellte Mad. V. die Schalkheit der Müllerin dar, und wie einfach gefühlvoll und doch reizend verziert war ihr Gesang! Das ist aber auch eine ihrer vorzüglichsten Eigenheiten, daß ihre Kunst so zur Natur wird, als ob jede Sängerin mit einiger Stimme und Fertigkeit es ihr nachthun könnte. Ueber alle Schilderung reizend trug sie die eingelegte Cavatine von Carossa im ersten Akt, und im zweyten die Variationen von Winter vor, und zwar so, daß man darin nicht eine konzertirende Sängerin, sondern immer noch die reizende Müllerin der Oper vernahm; in die Ensembles aber brachte sie durch Spiel und Gesang ein ganz neues Leben. Vortrefflich unterstützte sie Herr Genast als Vater, den sie mit Recht beym Hervorrufen dem Publikum vorführte. Das launige Zusammenspiel und das Verstehen im Gesang (besonders ein Duett mit der Müllerin im zweyten Akt) hat Ref. ungemein gefreut. Aus der Partie des Knoll, von Hrn. Fischer dargestellt, gefiel uns am meisten die Buffo-Arie, die er mit ungemeiner Beweglichkeit der Zunge vortrug; sonst glauben wir, daß Hr. F. weniger den pedantischen lüsternen Gecken, als einen klüerischen Amtmann darstellte. Wir sahen heute angenscheinlich, daß die Oper auch in ihrer neuen Bearbeitung Interesse haben kann, wenn die Hauptpartieen gut charakterisirt werden. Noch etwas mehr Interesse könnte sie gewinnen, wenn man, wie auf andern Bühnen geschieht, die Baronin bedeutender macht, oder sie im Dialog weniger kürzt, damit eine bedeutende Sängerin, die sich sonst nicht zu einer solchen Partie hergeben würde, dieselbe übernehme. Natürlich würde dann durch die Wichtigkeit dieser Person die Lebhaftigkeit des Gegensatzes gesteigert, wenn es jezt noch sichtbar fehlt, indem jezt die Baronin mit ihrem Gefolge jedesmal nur die Bühne betritt, um sie nach einigen unbedeutenden Worten sogleich wieder zu verlassen.

Herrn Vespermann lernte Ref. schon aus einigen Darstellungen, die er vor wenigen Jahren in München sah, als einen feinen Charakteristiker kennen, deren die deutsche Bühne nur noch wenige aufzuweisen hat. So fand er ihn auch bey seiner ersten Gastdarstellung als Haushofmeister Constant in Ifflands Selbstbeherrschung wieder. Es leuchtete schon bey seinem ersten Auftreten nicht blos eine völlige Gewandheit in Benutzung der Umgebungen hervor; sondern, was mehr ist, eine völlige Beherrschung des Charakters, die sich in konsequenter Durchführung und mehreren Zügen von eigenthümlicher Erfindung kund gab. Zu diesen Zügen, welche von seiner Auffassung zeugen, rechnen wir es z. B., daß Constant, der immer vor der gnädigen Herrschaft seinen Rücken — fast zu sehr — krümmt, in den Scenen, wo er allein ist, sich freyer erhebt, und daher, wenn er den Assessor Wilnang verläßt, und in das Zimmer der Baronin geht, gleichsam unwillkührlich seine Glieder in die knechtische Geberde wieder hineinwirft; daß er ferner nachher den im Zorn von der Baronin entlassenen, von ihm verläumdeten, Sekretär in ihrer Gegenwart ganz verstohlen eine Miene des Bemitleidens zuschickt, wodurch sich der Zuwachsler so fein charakterisirt. Die Krone der Darstellung war aber die Scene, wo er, da alle Mittel nicht mehr aushelfen wollen, sich halb in Verzweiflung lächerlich zu werden zwingt, um das Gewitter von sich abzuleiten. Der Versuch zeigte die seltsamste Gewalt über sich. Das hervorgebrachte Lachen nöthigte den Zuschauer unwillkührlich zum Lachen. Gerade diese Scene aber ist es, in welcher wir oft die Kunst des Schauspielers haben scheitern sehen. Iffland, zu dessen vorzüglichsten Darstellungen auch dieser Constant gehörte, deckte und verminderte die Malice dieses Charakters durch das vornehme Wichtigthun, an welches der alte Herrenknecht sich so sehr gewöhnt hat, daß es ihm Pflicht scheint, durch List und Kabale Alles auszurotten, was nicht zu diesem ceremoniellen Systeme stimmt, wie er es früher in diesem Hause gewohnt gewesen. In diesem Sinne schien auch Herr V. darzustellen. Uebrigens muß ich bemerken, daß die ganze Vorstellung sehr rund und lobenswerth war und uns Ifflands, oft zu sehr verkannte, Verdienste in der Charakterzeichnung wieder recht lebhaft vor Augen stellt, ja mit einer Art von Wehmuth, wenn wir auf die Conversationsstücke sehen, welche in den lezten Jahren auf der Bühne erschienen sind. Vor Allem muß ich anführen die Darstellung des Sekretär Wilnang durch Hrn. Stein, in welcher vornehmlich der Ausdruck der kindlichen Herzlichkeit, der sittlichen Würde eines unverdorbenen Gemüths höchst ansprechend war. Ob aber dieser Jüngling gegen den Oberhofmeister in der Scene, wo er demselben das Betragen seines Sohnes als beleidigter Bruder vorhält, in dem Tone kalter, gleichgültiger Verachtung sprechen wird und kann, ob nicht vielmehr lebhafte Indignation ihn fortreißen und beherrschen wird, welche nur anfangs in dem Gedanken, er spreche mit dem Bruder seiner Wohlthäterin, ein Gegengewicht findet; ferner ob nicht die rührende Ehrfurcht eines solchen Sohnes gegen seine arme Mutter noch eine sorgfältige Rücksicht auf den Ton gegen dieselbe verdiene, dieß möchte ich dem Künstler selbst zu bedenken überlassen. Um sich einer einförmigen Modulation, besonders in Stellen, wo ein herzliches Gefühl ausströmt, und nachlässigem Sprechen in ruhiger Rede nicht hinzugeben, braucht dieser Künstler nur freundlich erinnert zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. August 1823.

Klagend spricht das Herz zum Auge:
Du bist schuld an meiner Pein,
Du die Wächterin der Pforte,
Locktest selbst den Feind hinein.
Herders Volkslieder.

Nachtphantasie.

Freundlich strahlt aus heil'ger Ferne,
Holde Cynthia, dein Licht;
Und du blickst dem Liebessterne
Zärtlich mild ins Angesicht.
Leichtbeschwingte sanfte Lüfte,
Schwärmend aus dem Blumenflor,
Tragen süße Opferdüfte
Liebeathmend dir empor.

Thal und Hügel schwimmt im Frieden,
Lichtumsäumet ruht der Hain,
Süßer schlummern alle Müden
Unter deinem Lächeln ein.
Dieser Zauber deines Blickes
Löset den beklommnen Schmerz,
Und in Ahnung künft'gen Glückes
Schwelgt das liebend kranke Herz.

Ist es nicht wie weiches Sehnen,
Das aus deinem Angesicht
Durch die kaum verhüllten Thränen
Zu den Eingeweihten spricht?
Hat dich Amor neu bezwungen?
Oder hat der goldnen Zeit
Selige Erinnerungen
Diese holde Nacht erneut?

Denkst du noch der lieben Stunden,
Längst verweht im Zeitenflug,
Wo auch dir die süßen Wunden
Amor, der Gewalt'ge, schlug?

Ja, du denkst der schönen Nächte,
Wo, vom Götterarm umstrickt,
Aus dem sterblichen Geschlechte
Dich der Glückliche beglückt.

Oft an seines Berges Grotte
Lag in tiefer Mitternacht,
Eingewiegt vom Schlummergotte,
Er, der schöne Sohn der Jagd.
Manche ernste Oreade
Sah mit Sehnsucht seine Ruh,
Manche zärtliche Dryade
Säuselte ihm Kühlung zu.

Und du zogst auf leichtem Wagen,
Von dem silbernen Gespann
Durch den Aether hingetragen,
Näher dem geliebten Mann.
Lichter strahlten alle Hügel,
Eingetaucht in deinen Blick,
Näher gab der Wasserspiegel
Glänzender dein Bild zurück.

Und du sahst ihn schön umflossen
Von dem eignen süßen Licht,
Sahst die Schönheit ausgegossen
Auf des Jünglings Angesicht;
Sahst in seinen stillen Zügen
Ausgeprägt den reinen Sinn,
Und mit innigem Vergnügen
Sahst du lang und länger hin.

„Wie er da liegt! Sanft umfangen
Von des Schlummers Allgewalt.
Welche Augen! Welche Wangen!
Welche herrliche Gestalt!

Wehet ſanfter, Abendlüfte,
Weht um das geliebte Haupt
Alle ſüßen Nektardüfte,
Die ihr Blumen weggeraubt.

Morpheus, Roſenbilder webe
Ihm zum ſchönſten Traumgebild.
Ach, mein eigen Bildniß ſchwebe
Lieblich vor ihm, zärtlich mild.
Raſcher Strahlenbruder, ſäume
Mit des Morgens Purpurlicht!
Nimm dem Schlummerer die Träume,
Und mir ſelbſt, der Wachen, nicht!

Ich, ich weck' ihn — — Wolkenſchleyer,
Hülle mein Erröthen ein.
Welch ein ungewöhnlich Feuer!
Bange Luſt und ſüße Pein!
Immer höhnt' ich ſolche Wunden,
Und was fühl' ich Arme nun!
Ach, ich möchte lange Stunden
Neben dem Geliebten ruhn.

Nein, ich darf nicht. — Zwar ihn näher
Anſchaun wäre wohl vergönnt — —
Doch ich will nicht! Auf! und höher
Rolle, Wagen, Roſſe, rennt!"
Doch du ließeſt ſelbſt den Wagen
Immer tiefer, bis zum Rand
Des beſtrahlten Berges tragen,
Zu der Grotte Felſenwand.

Welch ein Kampf! Es ſiegt die Liebe.
Aus dem Wagen, ſchüchtern kühn,
Sinkeſt du mit raſchem Triebe
An den Heißgeliebten hin;
Und vergaßeſt, hingeriſſen,
Deiner Roſſe freyen Lauf,
Und mit raſchen Feuer-Küſſen
Weckteſt du den Schlummrer auf.

Z . . n.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortſetzung.)

Wie auf der Erde, ſo gibt es auf dem Monde Urgebirge, mit dem Planeten ſelbſt von gleichem Alter, und andere, die in der Folge nach und nach entſtanden ſind. Es iſt natürlich, daß wir hiebey an die große Kraft des Waſſers denken, von deren Wirkungen wir an den Verſteinerungen auf der Erde die Beweiſe in Händen haben; aber es iſt zugleich offenbar, daß bey der Umbildung des Mondes das Feuer eine weit größere Rolle geſpielt hat. Dieſer Weltkörper iſt mit größeren und kleineren Kratern bedeckt, wovon die erſteren lange vor den lezteren, und nicht etwa wie unſer Aetna nach und nach durch wiederholte, ſondern durch eine einzige vulkaniſche Eruption entſtanden ſind. Der Beweis hievon liegt in der oben erwähnten genauen Uebereinſtimmung zwiſchen der Maſſe jedes großen Kraters, und dem Wallgebirge, welches ihn einſchließt. In dieſer nämlichen Epoche, dem erſten Akt der großen Bildung dieſes Weltkörpers, entſtanden wahrſcheinlich zugleich die großen Gebirge, die nicht gleich jenen hohl, ſondern ſolide ſind: eine Urſache gab beyden das Daſeyn. Durch inneres Feuer und eingeſchloſſenes Waſſer entwickelten ſich elaſtiſche Dämpfe, die ſich mit Gewalt einen Ausweg bahnten, die ſchwächeren Stellen der äußeren Mondsrinde wirklich zerſprengten, die feſten Theile aber nur anſchwellten, ohne ſie durchbrechen zu können, und auf dieſe Art die Krater mit ihren Wällen, und die ſoliden Berge, die man als unvollkommene oder nicht gelungene Eruptionen anſehen kann, zugleich bildeten. Dieſer gemeinſchaftliche Urſprung ſcheint dadurch bewieſen zu ſeyn, daß die Vergadern gewöhnlich auf Kratergruppen ſtoßen, und daß in Gegenden, die an hohen Bergrücken reich ſind, ſich keine Krater finden, und umgekehrt. So ſind die einen die Fortſetzung der andern, und dieſe verwandelten ſich in jene, je nachdem die Rinde des Mondes zu feſt war, oder nachdem ſie dem Ausbruche des Feuers weniger Widerſtand leiſtete.

Die kleineren Krater haben mehrentheils die Lage der kleinen Vulkane, die ſich an den Aetna angehängt haben: ſie greifen in die großen Urkrater ein, haben ſie zum Theil zerſtört, und ſind weit tiefer und von höheren Wällen umgeben, als jene; aber nie ſchneiden die großen Krater in die kleinen ein. Manche der größten Krater ſind nur zur Hälfte von Kreiſen umgeben; und in der Nähe ſolcher Ruinen der ehemaligen vollſtändigen Ringgebirge finden ſich gewöhnlich kleine Krater, die in jene eingreifen und ihre Zerſtörung angerichtet haben, ſelbſt aber ihre urſprüngliche vollkommen runde Form beybehalten haben. Alles dieſes beweiſt, daß die kleinen Krater ſpäter und nach und nach entſtanden ſind.

Einer der Gegenſtände, die ſich jedem Beobachter des Mondes am häufigſten darbieten, ſind die Krater, aus deren Mitte ſich ein Berg, gleich einem Nabel oder dem Buckel eines Schildes, bisweilen zur Höhe von mehr als tauſend Faden, erhebt. Hier, ſcheint es, machte die Natur neue Verſuche zu Eruptionen, die aber wegen der feſteren Rinde, oder der geringeren Kraft, nur eine Anſchwellung hervorbrachten. Die kleinen Krater, die an ſolchen Centralbergen häufig anhängen, ſind einzelne ſchwächere Stellen der Mondsrinde, wo die Eruption wirklich gelang. Der Veſuv im Innern der Rinde des Monte Somma würde, aus dem Monde betrachtet, faſt denſelben Anblick gewähren.

Zu den wenigen Kratern, die unſern Vulkanen vollkommen ähnlich ſind, gehören beſonders ſolche, deren Wälle weit niedriger als gewöhnlich ſind, ſo daß ſie kaum die Hälfte des Kraters ausfüllen würden, und von denen nach allen Richtungen Lichtadern von geringer Dicke ausſchießen. Hier gerieth die ausgeworfene Maſſe in Fluß,

lief am äußersten Walle herab, und verhärtete sich zur Lava, deren Glanz uns jene Lichtadern zeigen.

Man bemerkt sogar deutliche Spuren, daß die schaffende oder bildende Natur auf dem Monde noch nicht müssig ist: noch jezt ereignen sich dort Revolutionen, mit denen unsere Erdbeben und vulkanischen Eruptionen nicht zu vergleichen sind. Dieß beweisen nicht allein die Unterschiede, die zwischen den älteren Mondskarten und den jetzigen Beobachtungen nicht zu verkennen sind, und die sich nur aus den Veränderungen erklären lassen, welche in diesen hundert Jahren vorgefallen sind, sondern auch die Begebenheiten, die wir vor unsern Augen vorgehen sehen. Man bemerkt nicht selten bey totalen Finsternissen, oder auch in der Nachtseite des Mondes, glänzende Flecken, die gleich Blitzen erscheinen und verschwinden, oder deren Licht nach und nach abnimmt; da man dann an derselben Stelle, wenn sie nachher von der Sonne erleuchtet wird, wirkliche Krater entdeckt, die vorher nicht bemerkt waren, und noch nachher Aenderungen ihres Lichtes leiden. Es ist nicht wohl möglich, diese Phänomene anders zu erklären, als durch Vulkane, die noch jezt von Zeit zu Zeit sich entzünden, oder wenigstens ein phosphorisches Licht ausströmen lassen. Auch kraterartige Versenkungen oder Einstürze von mehrern Meilen im Durchmesser sieht man noch jezt zuweilen auf den großen Ebenen des Mondes entstehen.

Einer der merkwürdigsten Flecken im Monde ist der unter dem Namen Aristarch bekannte, der sich selbst im Vollmonde durch sein äußerst starkes Licht auszeichnet, und sich in der Nachtseite, oder bey Mondfinsternissen, wie ein kleiner Stern zeigt. Es ist schwer, diesen nie unterbrochenen Glanz durch das ewige Feuer eines Vulkans zu erklären; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß der Grund davon in der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Flecks liegt, der, gleich einem Demantfelsen, das Erdlicht so stark reflektirt, daß er wie ein Stern glänzt, wenn die übrige Nachtseite des Mondes sich nur in aschfarbiger Dämmerung zeigt. Sein Glanz in den Mondfinsternissen, da er kein Licht von der Erde erhält, scheint sogar zu beweisen, daß er ein eigenes phosphoresceirendes Licht besizt.

Dieser einzige Gegenstand würde hinlänglich seyn, uns zu überzeugen, daß es auf dem Monde nicht ganz so aussieht, wie auf der Erde; und der Philosoph wird mit Vergnügen bemerken, daß die Natur, selbst auf zwey so nahe verwandten Weltkörpern, die gleichsam nur ein Ganzes ausmachen, und dieselbe Lage im Weltraum einnehmen, doch in ihrem unerschöpflichen Reichthum Mittel gefunden hat, eine so große Mannigfaltigkeit hervorzubringen; indeß der Physiker am Monde lernt, was aus der Erde unter etwas andern Umständen geworden wäre, was sie vielleicht einst gewesen ist, oder was sie dereinst werden wird, wenn sie durch noch bevorstehende Revolutionen zu demjenigen Grade der Reife oder zu dem schwächlichen Alter gelangt seyn wird, welches der Mond früher erreicht hat. Dieser Weltkörper ist der wahre Prüfstein unserer Fernröhre, und kein Gegenstand am Himmel hat auf eine so auffallende Art gezeigt, wie sehr sich unsere Ansicht der Dinge mit jeder neuen Vollkommenheit der Werkzeuge ändert.

Als man den Mond zuerst durch Gläser betrachtete, glaubte man auf ihm die ganze Natur unseres Erdbodens, Land und Wasser, Meere und Inseln, Felder und Sümpfe wieder zu finden; wie solches die Namen beweisen, welche die ersten Entdecker den Mondsflecken gaben. Als man aber durch vollkommenere Fernröhre weder Aenderung noch Bewegung auf dem Monde bemerkte, als man sah, daß die dunkelen Flecken nicht, wie man geglaubt hatte, die Oberfläche des Wassers, sondern der Boden der sogenannten Meere oder niedrige Ebnen sind, daß der ganze Mond mit übereinandergethürmten ungeheuern Felsen oder Gebirgen, größtentheils vulkanischen Ursprungs, bedeckt ist, daß es ihm an Wasser und Luft fehlt, worin Thiere und Pflanzen leben können; da erklärte man ihn für ein nacktes, unfruchtbares, unbewohnbares Felsengerippe, von Feuer und vulkanischen Eruptionen durchwühlt, für einen Schauplatz der schrecklichsten Revolutionen und Verwüstungen, auf dem weder Leben noch Vegetation noch Bewegung, auf dem nur Ruhe und Stille des Grabes herrsche; für einen Weltkörper, der sich entweder selbst überlebt habe, oder einem schöneren Leben entgegen schlummere. Die lezte Vollkommenheit der Fernröhre hat uns endlich gezeigt, daß auch hier vielleicht die Wahrheit in der Mitte liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juli.

(Beschluß.)

Mad. Miedke legte in die wirklich ins Tragische streifende Rolle der Baronin alle die Weisheit und Herzensgüte, welche dieser Charakter erfordert. Hr. Brand spielte mit großer Mäßigung in dem steifen Oberhofmeister eine herrliche Carrikatur; ein wahrer Biedermann mit eingelernten französischen Phrasen, ein ci-devant; aber immer noch eine ergötzliche Figur. In der lezten Scene mit seiner Schwester verdarb sich Herr B. den komischen Effekt in etwas, indem er bey der höchst charakteristischen Bitte, das adeliche Erbbegräbniß betreffend, die Worte: „man weiß doch gleich, wenn zu Gericht geblasen wird, mit wem man sich rangiren soll," aus der Ruhe und Accurateßeit fiel, welche diesen Vorschlag so komisch machen. In der That aber, es gehört von Seiten des komischen Schauspielers oft viel Selbstüberwindung dazu, bey Stellen, die er selbst höchst komisch findet, nicht mit zu viel Affekt zu sprechen, da der Antheil des Darstellers und sein Hineilen ans komischen Effekt verräth. Es gibt es auch mehrere Schauspieler, die sich durch Uebereilung im Sprechen meist die komische Wirkung verderben; die Hastigkeit ist dem Komischen, wo sie nicht etwa selbst dargestellt werden soll, fast immer gefährlich. Bey

der Darstellung des Bauern will ich eine böse Angewöhnung mehrerer Mitglieder unserer Bühne in Conversationsstücken erwähnen; dieß ist: das unmäßige Schreyen, was als ein unbestreitbarer Uebelstand auf der französischen Bühne gewiß nicht geduldet werden würde. Es fragt sich hier: soll denn die Gradheit und naive Biederkeit des Bauern dadurch charakterisirt werden, daß er seine Herrschaft, besonders eine Dame, gleichsam anbrüllt? Und wenn dieß in der Wirklichkeit wahrlich nicht statt findet, soll es denn auf der Bühne schöner seyn? Uebertreibungen dieser Art habe ich kürzlich auch in der Theilung der Erbe, selbst in den Mißverständnissen und in der Dukeley gefunden. In solchen Dingen verwöhnen sich Schauspieler und Publikum oft gegenseitig, und ein roher Ton wird der Darstellung des feinsten Scherzes Eintrag thun. Das Theater aber ist, selbst wenn eine Bierstube dargestellt würde, noch keine Bierstube. Im Uebrigen zeigen sich für das Conversationsstück gerade jezt bey unserer Bühne mehrere vortheilhafte Elemente. Weiter gab Madam Vespermann die Partie der Myrrha in Winters Opferfest. Der Vortrag derselben ist das Herrlichste, was man hören kann. Die volle, anmuthig resonirende Stimme ergießt sich frey und ausdrucksvoll in ihres Meisters Töne. So einfacher und holder Vortrag, wie in der Cavatine: Ja war, wenn ich erwachte, — muß für Jeden, dem Töne ein Höheres bedeuten, den künstlichsten Bravourgesang niederschlagen. Auch das ist nicht genug zu loben, daß Mad. V. nicht überall Nachdruck anbringen will. In dieser Hinsicht finden wir den Ausdruck der Stelle, wo Myrrha den Geliebten als schuldig angibt, so wahr, als ausdrucksvoll, mit einem sehr passenden Spiele begleitet bezeichnete ihr Vortrag, wie sauer und mit welcher widerstrebenden Verlegenheit sie diesen so höchst unnatürlichen Anschlag ausführt. Dagegen welchen großen Schwung nahm dieser Vortrag wieder in dem herrlichen Quintett, und noch mehr in der Scene, wo Myrrha bis zum Wahnsinn schwärmt. Hier könnten nur Töne schildern. Die Darstellung war wieder ein faßliches Ganzes, worin, ein wenig Dialekt abgerechnet, auch nicht der geringste Mißlaut war. Uebrigens sind wir der Künstlerin doppelt Dank schuldig, indem ihre Anwesenheit die besten Opernvorstellungen, die wir seit langer Zeit gesehen, veranlaßt hat. Herr Höfler trug die Partie des Murney ungemein lobenswerth vor. Das Cantabile im ersten Finale macht ihm, in Hinsicht auf ausdrucksvolle Haltung und Portament eben so viel Ehre, als die schwierige Arie im zweyten Akt. Sein Spiel ist immer anständig, und seine Geberden einnehmend; seine Darstellungen würden aber noch gelungener ausfallen, wenn er sich hüten wollte, sich im Sprechen zu übereilen. Von Hrn. Kikert gilt dasselbe; wird sein Vortrag ruhiger und taktfester, dann kann er sich zu den ersten Bassisten zählen. Mad. Neumann sang mit belohnender Anstrengung die Bravourarie der Elvira, obgleich sie nicht recht bey Stimme zu seyn schien. Hrn. Genast gelang besonders das Sanfte in der Partie des Ynka, wie denn überhaupt sein Gesang am angenehmsten ist, wenn er die Stimme nicht zu stark angreift — denn im Vortrag zeigt sich Talent und Schule. Hr. Gey sang die Partie des Oberpriesters gut, aber war im Text nicht recht fest. Selbst die Rolle des Rolla war gut besezt, und Hr. Voigt legte einen sichtbaren Fleiß auf sein Spiel. Im Orchester wollte es einige Male nicht recht zusammengehen, besonders mußte man den Eintritt einiger neuen Temmi sehr schwankend finden. Das Publikum bezeugte viel Freude an dieser Erneuerung der Oper, welche gewiß in Hinsicht des schönen Gesanges immer zu den bessern Leistungen der Deutschen in diesem Gebiete gehören wird. Von den übrigen Darstellungen unserer Gäste nächstens.

A. W.

Berlin, Anfangs Juni.

Wir haben seit einiger Zeit keinen Bericht über das hiesige Theater gegeben, und Sie werden dieses der Naturordnung, das heißt: der Jahreszeit gemäß finden, da der Junius auch für die Bühne ein Brachmonat ist. Ja, wenn wir Liebhaber von Wortspielen wären, so könnten wir auch den Junius den Heumonat unsers Theaters nennen, weil er uns die Heurath im zwölften Jahre, dieses welke, trockene Stück, als eine geschmackvolle Speise darbringt, und weil sich die superklugen dramatischen Zwerggeschöpfe zu wahrhaften und natürlichen Kindern, wie Heubündel zu einer frischen blumigen Wiese, verhalten. Allein die Direktion hat Recht, dieses und ähnliche Stücke zu geben, da man Geschmack daran findet, und man kann sie eben so wenig tadeln, als den Oekonomen, der ... Nun, wir wollen nicht in unserm Heugleichniß fortfahren! wir wollen zu dem übergehen, was wir in der lezten Zeit Bemerkenswerthes auf unserer Bühne sahen. Ein neues Lustspiel von Herrn Dr. Töpfer zog um so mehr die Aufmerksamkeit an sich, als jene beliebten Stücke aus den Anekdoten Friedrichs II., die des Verfassers dramatischen Ruf begründet haben, hier nicht gegeben werden und man sie nur aus vortheilhaften Zeitungsberichten kannte, überdieß der Autor anwesend war, und dieses sein neuestes Stück, bereits vor der Aufführung von den Mitspielenden vielfach belobt wurde; auch hat es diesem Lobe vollkommen entsprochen und sich den Beyfall des Publikums erworben. Dieses Lustspiel, der Empfehlungsbrief genannt, ist ein reines, deutsches Intriguenstück, deutsch: weil es weder an englische noch an italienische Muster erinnert, weder so leicht als die französischen, noch so kunstreich als die spanischen gefärbt, und in einer Prosa geschrieben ist, die zwischen der Büchersprache und der gewöhnlichen liegt — rein: weil die Gattung so unvermischt erhalten, so gar keine andere Zuthat die Aufmerksamkeit von der Intrigue abzieht, daß nicht nur die Charaktere durch weise Berechnung zu Null werden, sondern auch kein Wort des Witzes, keine schlagende Rede und Gegenrede störend hervorspringt. Es ist ein Normalstück der deutschen Bühnendirektionen, ganz so, als ob sie es sich bestellt und nachher selbst gestrichen hätten: kein überflüssige Poesie, kein phantastischer Humor, keine feine Beziehung, keine großartige Ironie, oder sonst dergleichen, was, wie sie sagen, zwar sie recht wohl zu würdigen wissen, das Publikum aber durchaus nicht verstehen könnte — nein, das Stück ist ein ächtes, direktionsgemäßes Handlungsstück, durch und durch voll, für und zu Handlung. Das Einzige, was ein prosaischer Sinn gegen dieses Lustspiel sagen könnte, wäre vielleicht die Frage: ob es wohl in Deutsch- oder auch in einem andern Lande einen Vater gebe, der einem jungen Menschen, welcher ihn zum ersten Male fast mit Gewalt besucht und sich Herr Gar-Nicht nennt, nicht nur seine Tochter (von der er überdieß weiß, daß sie einen Andern liebt) sogleich zusagt, sondern auch in deren Entführung einwilligt; oder ob ein Vater einen solchen Herrn Gar-Nicht gar nicht freundschaftlich behandeln würde? Herr Lemm, der diesen seltenen Vater darstellte, hat diese prosaische Frage äußerst poetisch gelöst, indem er die Lustigkeit seiner Rolle bis zum unermüdlich-beweglichen Wahnwitz steigerte. Ueberhaupt haben alle Darsteller mit Fleiß, Anstrengung und Liebe gespielt, wie dieses immer der Fall ist, wenn der Dichter kein phantastischer Poet, sondern ein Mann ist, der die Bretter durch Selbstbetretung kennt, die Schlageffekte berechnet und den Schauspielern keine ungewohnten Aufgaben stellt. So rundete sich das Intriguenstück in sich selbst ab und erwarb sich Beyfall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. August 1823.

Welchen der Tadel nicht schmerzt, nicht spornt auch, edler zu werden,
Der, leichtsinnig, verhöhnt — rettet ihn Strafe nicht noch.

R. Wyß.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Daß man sich Mühe gab, der Prinzessin die beste Amme zu verschaffen, versteht sich von selbst. Die Fee Merline hatte dem Kinde Namen gegeben, und es Raisonable genannt. Die Höflinge flüsterten sich in den ersten Tagen zu, daß die kleine Raisonable eine niedliche kleine Mißgeburt sey; allein, weil sie jedoch ihrem Herrn und ihrer Herrin gern ein Kompliment machen mochten, so übertünchten alle Damen ihre Wangen mit einer grellen rothen Farbe, welche der der Rose ähnlich sah, und daher hat die Mode, sich zu schminken, ihren Ursprung.

In dem Palaste des Wessirs war eine Menge Damen versammelt, um der Dame zu ihrer Niederkunft Glück zu wünschen. Man verlangte den Neugebornen zu sehen, und obgleich Alles beym Anblick des jungen Katers mit den grünen Blättern an dem langen dornigen Stiel vor Schrecken erstarrte, so versicherte man doch, daß dieß Naturspiel ganz allerliebst sey. Man legte sich die kleine Mißgeburt in die Arme, und sogleich schlug sie die Krallen in diejenigen, die sie liebkoseten, allein sie besaßen Alle Lebensart genug, um zu betheuern, daß es gar nicht schmerze. Der Wessir und seine Gattin hörten so oft ihren kleinen Kater loben, daß sie begannen, ihn in der That für liebenswürdig zu halten; ja ihre Liebe ging so weit, daß Jeder, der nur eine Miene verzog, wenn die kleine Bestie ihn kratzte, in demselben Augenblick aus dem Hause gejagt wurde. Das unglückliche Weib, das den Kleinen säugte, wurde in Kurzem so zerkratzt, daß man sie ins Spital bringen mußte, und lange vergeblich suchte, ehe eine zweyte für vieles Geld ihren Platz einzunehmen sich entschloß.

So wie der Kater die Krallen in die Amme geschlagen, so schlug der Vater auch Krallen in die Unterthanen seines Herrn. Das Winseln der Zerkratzten gelangte zu den Ohren des Herrschers, und dieser, hochgesinnt wie er war, vergaß jedes bevorstehende Verhältniß zwischen dem jungen Kater und seiner Tochter. Er verabschiedete den Wessir, und rief den edeln Ahmru zurück. Das Volk jauchzte, und Firlefamber machte dem Sultan einen Besuch, um ihm seinen Beyfall zu erkennen zu geben. Ali ersuchte ihn, in so fern es möglich sey, das Verhältniß zwischen dem jungen Kater und seiner Tochter zu lösen. — „Das übersteigt meine Kräfte, gab der Zauberer zur Antwort. Zwar vermag ich deutlicher, als du, die Kette des Schicksals durch den Nebel, der sie umgibt, zu erblicken, allein es ist mir nicht vergönnt, ihr auch nur ein Glied abzulösen. Alles, was ich versprechen darf, besteht darin, daß ich jedes Vergehen, dessen er sich schuldig macht, bestrafen, und in so fern er solches unter menschlicher Gestalt begeht, ihn sogleich in ein Thier verwandeln werde; deine Tochter wird alsdann, wenn du sie gut erziehst, sich nicht herabwürdigen, ein Vieh zu heirathen."

Dadurch fühlte sich der Sultan in etwas getröstet; er und Zaide entschlossen sich, Alles anzuwenden, um Raisonable eine gute Erziehung beyzubringen; Zaide berieth sich darüber mit der Fee, die ihr diese einfache Ermahnung gab: „Erziehe deine Tochter selbst; gewöhne sie früh daran, ihre Sinne zu beherrschen, die Götter und ihre Gebote zu ehren, die Zeit nützlich zu verbringen, ihre Gesellschaft zu wählen, Freundin und Trösterin der Unglücklichen zu seyn.“

Diese Begebenheit muß ohne Zweifel älter, als die Erziehungs-Institute seyn, denn sonst hätte wohl Merline Zaiden ein solches empfohlen, um ihre Tochter völlig ausgebildet zu wissen. Wir wissen nur, daß die Sultanin die Ermahnungen der Fee genau befolgte, und daß die kleine Raisonable das liebenswürdigste Kind von der Welt wurde, so nachgiebig, so fromm, so zufrieden mit Allem, was sie umgab, so besorgt um das Wohl ihrer Angehörigen, daß man sie, wäre sie auch die Tochter eines Bettlers gewesen, geliebt haben würde, kein Wunder also, daß sie jezt, da sie die Tochter eines Sultans war, angebetet wurde; doch ward sie dadurch nicht verdorben, weil sie — ja — weil sie die Prinzessin Raisonable war.

Das Geburtsfest ihres neunten Jahres sollte auf einem der Lustschlösser ihres Vaters gefeyert werden. Die jungen Mädchen der ganzen Gegend hatten sich vereint, um der Prinzessin diesen Tag recht angenehm zu machen. Diese waren alle auf einem großen Platze vor dem Schlosse versammelt. Die schwarzen Sklaven hatten in weiter Ferne einen Kreis um den Platz gezogen, damit kein Mann sich den spielenden Mädchen nähern sollte; sie waren eben im Begriff, zu ihrer Ergötzung nach einem Ziele zu laufen, und die Prinzessin, die von ihrer zartesten Kindheit an gewohnt war, die Gelenkigkeit ihres Körpers zu üben, war schon allen Andern eine gute Strecke voraus, dem Ziele ziemlich nahe, als sie beym Anblick eines noch nicht erwachsenen Katers, der von einem Baume mit dem niedlichsten bunten Vogel im Maule herunterſprang, stehen blieb. „Pfui, schäme dich!“ rief sie, und sprang ihm ängstlich entgegen. Durch ihr Geschrey erschrecken ließ er die Beute fahren; allein wie groß war ihre Verwunderung, als sie, sobald ihre Angst um die kleine anmuthige Sängerin vorbey war, bemerkte, daß der Kater ein Büschel der schönsten grünen Rosenblätter an jedem Ohre trug. Der Kater erstaunte beynahe eben so sehr, wie die Prinzessin selbst, und es war das Erstemal, daß dieß unbändige Thier seine Beute entschlüpfen ließ. Er nahete sich der Prinzessin mit allen Kennzeichen der Demuth und der Freundlichkeit. Die Prinzessin bückte sich und liebkoſete den Kater. Kaum war dieses geschehen, als ein kleiner Junge von derselben Größe, und in demselben Alter wie sie, vor ihr stand. Dem erstaunten Mädchen schwebte so eben eine Frage auf den Lippen, als Firlefamber auf dem himmelblauen Pferde erschien, und den Jungen also anredete: „Eine gute That bleibt nie unbelohnt, und eine böse nie unbestraft. Du mußtest zu Folge deiner Katzennatur auf Raub ausgehen; allein du bist von der eines guten Katers abgewichen, dadurch, daß du Ratten und Mäuse in Ruhe ließest. Du hast durch deine Raubsucht nie Nutzen gestiftet; nur unschuldigen Vögeln hast du nachgestellt. Dieß wurde dadurch gestraft, daß du von deinen Eltern getrennt wurdest, und dich in einer Wüste verirrtest, um einen schönen Kanarienvogel zu erjagen. Die Wüste, worin du dich verirrt hattest, umfaßte nichts Lebendiges, wodurch du dich sättigen konntest, und vor Hunger wärst du gestorben, wenn ich dich nicht hierher geführt hätte. So ausgehungert, wie du warst, kann es entschuldigt werden, daß du dich mit einem Singvogel sättigen wolltest, und doch würdest du durch den Anblick der Prinzessin dazu bewogen, deine Beute fahren zu lassen. Dieß menschliche Gefühl verdient Belohnung, und — ich habe dir die edle menschliche Gestalt gegeben. Benutze den Vorzug, den du jezt besitzest. Bestrebe dich, der Gunst der kleinen Raisonable würdig zu bleiben, du wirst dich sonst wieder selbst zum Thier herabwürdigen!“

Firlefamber verschwand, und die Kinder waren allein. Bald aber naheten die übrigen Mädchen der Prinzessin; diese ergriff den kleinen neugeschaffenen Knaben bey der Hand und führte ihn zu ihren Eltern. Daß diese sich bey weitem nicht so sehr wie die Prinzessin über den dornigen Stiel und die grünen Blätter bey den Ohren des Knaben verwunderten, ist begreiflich. Sie seufzten nur tief, und versprachen der schönen Tochter, daß sie ihrem neuen Spielgefährten alle mögliche Sorgfalt bezeugen würden, in so fern er der Güte Firlefambers würdig bleibe. — „O, der wird er immer würdig bleiben!“ rief die fröhliche Raisonable. — „Der Himmel gebe es!“ beteten die Eltern inbrünstig, und der neue Mensch stotterte hervor, daß er immer gut bleiben und von Raisonable lernen wolle, ihre Gunst zu verdienen. Seine ersten Worte wurden nur hervorgestottert, aber er sprach bald mit erstaunenswürdiger Fertigkeit, ja oft sogar in schönen, nie vorher gehörten Ausdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Fortsetzung.)

Der Mond ist im Ganzen der Erde sehr ähnlich, hat aber dem unerachtet einzelne sehr wichtige Eigenthümlichkeiten, die ihm die Selbstständigkeit eines besondern Pla-

neten, und vielleicht ganz neue Naturschönheiten geben, von denen wir uns gar keinen Begriff machen können. Es ist ein natürlicher Gedanke, daß zwey Weltkörper, denen die Natur denselben Standpunkt im Weltsystem, dieselbe Entfernung von der Urquelle der Wärme und des Lichtes, des thierischen und des Pflanzenlebens, angewiesen hat, die, indem sie gleiche Bahnen durchlaufen, gegenseitig ihre Nächte erleuchten; mit einem Worte, daß zwey Weltkörper, deren ganze äußere Lage fast dieselbe ist, auch in ihrer inneren Beschaffenheit sehr viel Aehnlichkeit haben müssen. Allein eben so natürlich ist auch der Gedanke, daß die Natur das Ideal, welches sie bereits auf einem Planeten ausgeführt hatte, nicht zum Zweytenmal auf einem andern sklavisch kopirt haben werde, daß sie vielmehr den Unterschied, der, wie wir gesehen haben, in der Bewegung beyder Planeten wirklich Statt findet, benuzt haben werde, einer neuen Gattung von Wesen das Daseyn zu geben; und beyde Vermuthungen werden vollkommen durch die Beobachtungen bestätigt.

Der Mond ist an Größe von der Erde nur so viel verschieden, als nöthig war, ihn als Trabanten um die Erde herumzuführen. Seine Oberfläche besteht, gleich der unsers Wohnortes, aus hohen, ebenen und niedrigen Gegenden; seine Gebirgsketten stehen, wie bey uns, durch unzählige Zweige und Adern in Verbindung, und laufen gewöhnlich aus einem Berge, als dem Mittelpunkt, gleich Strahlen, nach allen Richtungen aus. Rauhe Felsenmassen wechseln mit lachenden Ebenen ab; es gibt dort vierzig Meilen lange Thäler, von felsigen Gebirgen eingeschlossen, die unsern schönsten Landschaften ähnlich sind. Unzählige feuerspeyende Berge und ausgebrannte Krater zeigen uns das Gegenbild unserer Vulkane. Der Mond schwimmt, gleich der Erde, in einer elastischen Flüssigkeit, die sich näher am Planeten verdichtet. Es gibt sogar eine Aehnlichkeit zwischen beyden Weltkörpern, wovon der Grund sich schwerlich errathen läßt, nämlich daß die meisten und höchsten Gebirge sich auf der südlichen Hemisphäre befinden. Allein wie viele Abwechselung hat die Natur, in der Ausführung desselben allgemeinen Plans, auf beyden Planeten angebracht! Und welche Vorstellung von der unendlichen Mannigfaltigkeit, die durch das ganze Weltsystem verbreitet ist, muß uns der Reichthum geben, den die Natur in dem kleinen Raume von der Erde bis zum Monde gezeigt hat!

Die Schwere ist auf dem Monde fünfmal geringer, als auf der Erde; ein Klumpen Gold würde dort nicht schwerer wiegen oder nicht stärker drücken, als bey uns ein gleich großes Stück von Diamant oder Krystall; der Magnet würde weniger wiegen, als das Wasser auf der Erde; und die Körper fallen dort nicht wie bey uns fünfzehn Fuß in einer Sekunde, sondern weniger als drey Fuß. Diese geringere Schwere gibt den chymischen Kräften, die vom Innern des Mondes nach außen wirken, einen weit größeren Spielraum, und die vulkanischen Eruptionen konnten die Rinde des Mondes zu Bergen von einer fünfmal größeren Höhe anschwellen, und weit größere Zerstörungen auf diesem Planeten anrichten, als auf der Erde. Vulkane sind auf der Erde immer eine seltene Erscheinung, und das Weltmeer und selbst ganze Welttheile bestehen aus Ebenen, oder sind nur von wenigen Inselgruppen oder Gebirgsrücken durchschnitten; aber die ganze Oberfläche des Mondes ist mit ungeheuern Gebirgsmassen, und unzähligen ausgebrannten Kratern oder noch brennenden Vulkanen bedeckt. Eine aufmerksame Beobachtung des sonderbaren Farbenspiels auf dem Monde zeigt, daß unzählige Theile desselben das Licht, nicht blos wie jeder helle Körper, sondern wie wahre Spiegelflächen zurückwerfen. Die Natur hat hier durch vulkanische Schmelzungen ungeheure Spiegel geschliffen, und wir können uns schwerlich einen Begriff von der Wirkung machen, die eine an solchem Email reiche Landschaft, wenn es ihr gleich an Wasser fehlt, auf die Bewohner des Mondes machen muß. — Selbst die Bildung der Berge scheint dort andern Gesetzen gefolgt zu seyn, da die Plateaux, aus denen die Gebirgsadern auslaufen, nicht wie auf der Erde, die höchsten Punkte, sondern oft sehr niedrige Punkte sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Juli.

(Fortsetzung.)

Ein anderes neues Stück, eine romantische Tragödie: Inocenzia vom Herrn Professor Levezow, haben wir nicht gesehen; wir können also nur berichten, daß, trotz dem die ernste Melpomene, während des ganzen vierten Aufzugs, ihre hier so beliebte, silberfüßige Schwester Terpsichore zu Hülfe rief, daß dennoch dieses Trauerspiel allstimmig durchgefallen ist. Ein Theil des Publikums sagt: die Ursache dieses Mißfalls sey, weil das Stück zu jener Gattung gehöre, die Voltaire die einzige nicht gute nennt, und führt zum Beweis an, daß weit über ein Dutzend Monologe vorkämen; ein anderer Theil des Publikums behauptet, das Trauerspiel wäre einer Kabale erlegen, die so manche hiesige Künstler und insbesondere die Dichter, welche der Herr Professor einst in einer ehemaligen von ihm redigirten Theaterzeitung belehrend zurechtwies, jezt nach so langen Jahren gegen ihn angesponnen hätten; doch wie gesagt, wir haben der ersten und einzigen Aufführung nicht mit beygewohnt und können also die Streitigkeit nicht entscheiden. — Zweifelsohne sind, außer diesen beyden Novitäten, noch einige andere neue Kleinigkeiten aus dem Französischen gegeben worden; allein beschämt müssen wir gestehen, daß wir sie nicht gesehen und auch nichts davon gehört haben.

Wir müssen uns daher zu einigen ältern Stücken zurückwenden, die unsere Aufmerksamkeit erregten. Zuerst zu Quentin Messis von Herrn Julius von Voß, ein Stück, das wir — indem des Verfassers derben Posen die Grazie der Gemüthlichkeit fehlt — für die gelungensten seiner dramatischen Produktionen erklären, und die wir mit gutem Gewissen den deutschen Bühnenverwaltungen empfehlen können, um so mehr, da das Stück gedruckt ist und also, nach deutschem Rechte, kein Honorar kostet. Quentin Messis ist, um mit der Dresdner Dichterschule zu sprechen, ein Malerstück und stellt sich selbst — doch ohne das allzuleichte und sinnliche Mittel transparenter und beweglicher Tableaux — als ein anmuthiges und heiteres Gemälde dar. Ein alter Meister, der nur der Kunst und seiner Tochter lebt, streng nach der Natur und doch ideal gehalten, mit all der Gutmüthigkeit und dem sorglos leichten Sinn, der jedem wahren Künstler eigen ist; ein junges wirklich liebenswürdiges Mädchen, das, nicht wie die gewöhnlichen Gurli-Geschöpfe, mit widriger Ziererey, oder indezenter Natürlichkeit, oder dummer Nichtigkeit die Naive nur spielt, sondern die es wirklich, in ihrem innersten Wesen und auf die schönste Weise ist: tugendreich ohne Prüderie, liebend ohne wortklingende Lyrik, fromm ohne geistlichen Hochmuth, unerfahren und leichthin durchs Leben gehend, ohne ein knäbischer Springinsfeld oder eine stummbescheidene Mamsell zu seyn, ein munteres, sinniges und kindliches Geschöpf, das mit seinem Vater in einem beschränkt häuslichen und doch idealischen Verhältniß lebt; der Rathsherr einer alten Stadt, ernst und edel, kunstsinnig und freygebig; endlich Quentin Messis, ein junger Schmiedegesell, dem die Liebe zur Malerkunst mächtig inwohnt, den sie treibt und drängt, der aber diese Liebe und jene, die für die schöne Malerstochter in ihm schlummert, sich so wenig deutlich gemacht hat, so wenig von seiner schon erreichten Meisterschaft weiß, daß er, als er die Schmiede verlassen muß, mit Lastentragen sein tägliches Brod erwerben will, um in den Feyerstunden malen zu können; dieses sind die Personen, welche die mehr ernste Gruppe dieses heitern Gemäldes bilden. Ueber das Alltagsleben erhoben, ordnen sich diese Personen auf der sonnigen Höhe der Kunst und leuchten im vollen Lichte mit unabgedämpften, aber milden und nicht blendenden Farben. Quentin Messis, die Hauptfigur, verbindet diese Gruppe mit einer andern, die ihr zum Gegensatz dient, die uns die schwerste Handtierung des beschränkten und doch muntern Werkeltaglebens zeigt, und grell von einer Flamme erleuchtet wird, die ihr das harte Eisen zu harter Arbeit erweicht. Mit dieser Anordnung hätte sich der Maler begnügen müssen; der dramatische Dichter hat die Mittel des größeren Raums, der Beweglichkeit seines Gemäldes, und Hr. von Voß hat sie trefflich benutzt. Er läßt noch ein paar komische Figuren vorüberschreiten, die äußerst ergötzlich sind und hier nicht fehlen durften: ein paar Leute, welche die Kunst für ein ganz natürliches Metier halten und den Künstler in die Kategorie ihrer Schneider, Schuster, Putzmacher und Friseurs setzen. Beyde Figuren — ein handfest-prosaischer, doch freygebiger Sanitätskapitän und eine alte, eitele, geizige Verschwester — haben ihre Portraits bey dem alten Maler bestellt, kommen nun sie abzuholen, und haben, je nach ihrem verschiedenen Charakter, dieß und das daran auszusetzen, wollen dieß und das geändert und hinein gemalt haben. Diese Scenen sind so voll ächten Witzes und so wahrhaft und ungezwungen launig, als es manche Scenen neuerer Stücke, worin auch lärmmachende alte Militär- und zimperliche alte Weibsverson mit Gewalt komisch seyn sollen, bey weitem nicht sind. Wenn wir den schalkischen Dichter richtig verstanden haben, so sind diese beyden possirlichen Figuren sogar allegorische Personen und stellen zwey Gattungen unserer deutschen Bühnendirektionen vor, die alle Beyde, wenn sie den Etat ihrer Jahresausgaben machen, den dramatischen Dichter nicht nur hinter den Dekorateur und Maschinenmeister, sondern auch unter den Schneider und Friseur setzen; wovon aber die Eine das Drama gut bezahlt, wenn nur alles das weggestrichen, was sie für unnütz, und hineingeschrieben wird, was sie für vortheilhaft für die Kasse hält; indeß die Andere selbst ein Stück, das ihr nicht gefällt, freudig annimmt, wenn sie es nur gratis bekommt. Möchten sich die löblich deutschen Theaterdirektionen durch diese treffende Allegorie nicht abhalten lassen, ein Drama darzustellen, das zu den gelungensten gehört, welches in dieser Gattung und in neuerer Zeit erschienen ist, das zwar nicht so reich, aber im besten Sinne bühnengerechter als Oelenschlägers vortreffliches, aber durch sein willkührlich-phantastisches Ende störender Correggio ist, und das uns zu der vielleicht harten Frage zwingt: wie ist es möglich, daß der Dichter des Quentin Messis so vieles Richtige und Verfehlte, so manches Niedre geschrieben hat? Warum senkt er seinem bedeutenden Talent nicht auch die gehörige Zeit und die reife Ueberlegung, die selbst das eminente Genie nicht entbehren kann? Daß doch Hr. Julius von Voß diese Zeilen lesen und unsere schwer tadelnde Fragen durch die That widerlegen möchte! Auch die seltene, wir müssen leider sagen: undeutsche Schönheit der Kürze hat dieses Drama, so daß an demselben Abend noch zwey Kleinigkeiten gegeben wurden: der Nachtwächter von Theodor Körner und Blind und Lahm von Herrn Ludwig Robert, deren relativer Werth bekannt ist. Das Schauspielhaus war gefüllt. Ueberfüllt aber war das große Opernhaus — und wir erwähnen dieß zu Ehren unseres Publikums — bey den Aufführungen des Wallenstein und des Don Karlos. Ueber die Darstellung des ersten Stückes sey es uns erlaubt zu schweigen; da wir zu den Alten gehören, die dieses Meisterwerk in den neunziger Jahren von einem Fleck und Iffland, einer Meyer und Fleck sahen; der übrigen sehr braven Spieler nicht zu gedenken, von denen Jeder seinen Platz würdig ausfüllte und von den Heroen der Kunst gehalten und emporgetragen wurde. Auch hinsichtlich der Aufführung des Don Karlos müssen wir auf die Zeiten Flecks hinweisen, obgleich dieses Stückes jetzige Darstellung bey weitem nicht so grell gegen die frühere absticht; ja sich sogar einiger Vorzüge erfreuet. So wollen wir z. B. nicht entscheiden, wer der beyden bewährten Meister, ob Herr Beschort oder ob Herr Wolf die Rolle des Posa besser spielt? Nur müssen wir den letztern fragen, ob es wohlgethan sey, in einer Schiller'schen Tragödie zu improvisiren? Ja ja! ein Schauspieler, der sich einen Monolog in solch ein Stück hineinschreibt, improvisirt; denn er kritisirt aus dem Stegreif, indem er mit Muße der Muse etwas andichtet. Wenn die schwierige Rolle der Prinzessin Eboli, die der Dichter an die äußerste Gränze des Erlaubten gestellt hat, von der Schauspielerin nicht gemildert und bewältigt werden soll — was allerdings unsere Meinung ist, da wir abgesagte Feinde der Verblassung und Verflachung sind — so hat Mad. Stich diesen Charakter vortrefflich, das heißt: bey aller Kühnheit nicht zurückstoßend dargestellt, wie sehr auch die allzuängstlichen Rigoristen dieses kühne Feuer tadeln dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Nro. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. August 1823.

Sanfte Wehmuth, sey willkommen!
Himmelerzeugte! du hast
Den Fels von meinem Herzen genommen!
Helferin der starren Last.
Sanfte Wehmuth, sey willkommen.

J. F. Schmitt.

Beym Hinscheid einer kränkelnden Mutter und Gattin.

Zu schwach von Körperkraft, den seelenguten Willen
An Kindern und Gemahl noch fürder zu erfüllen,
Bestrebt umsonst zu Gott sich das gelaßne Weib:
„Gib, Lebensvater, Stärke diesem Leib!“

Doch ihren frommen Wunsch, ihr innig heißes Flehen,
Wie anders läßt der Herr es in Erfüllung gehen! —
Ein Engel soll hinfort dem theuren Haus sie seyn,
Und Engelspflege den Geliebten weihn.

Die morsche Hülle sank, und frey, und hocherschwungen
Zu Himmelsjugend auf, von neuer Kraft durchdrungen,
Stieg freudenvoll ihr Geist, rief Dank an Gottes Thron, —
Und kehrt zum Schutz der Ihren erdwärts schon.

Joh. Rud. Wyß.

Der Mond.

Von Fr. Th. Schubert.

(Beschluß.)

Dieser Reichthum an Bergen und Vulkanen, und der Mangel an Wasser und dichter Luft, ist der charakteristische Zug im Gemälde des Mondes; und das Leztere besonders muß diesem Planeten eine ganz andere Natur geben, die ihn für die Geschöpfe, welche unsere Erde bewohnen, untauglich, aber eben deßwegen desto geschickter für andere Thiergattungen macht, die ihn wahrscheinlich bevölkern. In der feinen Atmosphäre, die den Mond umgibt, würden die Menschen und Thiere der Erde so wenig athmen können, wie unsere Fische in der Flüssigkeit leben könnten, welche die tiefsten Thäler des Meeres vielleicht erfüllt, und dort die Stelle des Wassers vertritt; selbst unsere Pflanzen würden dort schwerlich Nahrung finden. Die natürliche Folge, die sich hieraus ziehen läßt, ist nicht, daß der Mond gar nicht bewohnt sey, weil er sich für uns nicht schickt, sondern daß seine Bewohner, vielleicht eben so glücklich, aber anders organisirt sind, als wir, und daß zwischen den Menschen und den Mondsbürgern ein größerer Unterschied Statt findet, als zwischen den zwergartigen Lappländern oder den kraushaarigen Negern, und den schlanken weißen Europäern. Wenn die Fische über ihren Zustand Betrachtungen anstellen könnten, so würden sie sich wundern, daß in dem feinen Fluidum, welches wir Luft nennen, Thiere leben können; und die Mondbürger begreifen vielleicht eben so wenig, wie in der erstickenden Atmosphäre, in der sie unsere Erde schwimmen sehen, ein Geschöpf athmen könne. Die höchsten Berge des Mondes sind wahrscheinlich eben so wenig bewohnt, als die Gipfel unserer Cordilleras; aber die Ebenen und niederen Gebirge liegen, wie wir gesehen haben, in einer Luftschichte, die dicht genug ist, die Sonnenstrahlen zu reflektiren; und die tiefsten Thäler des Mondes sind vielleicht von einer Atmosphäre bedeckt, die unseren höchsten Luftschichten sehr nahe kommt, und Thieren und Pflanzen Nahrung geben kann. — Es gibt auf dem Monde keinen eigentlichen Regen, aber dieser Mangel wird viel-

leicht durch erquickenden Thau ersetzt. Es fehlt dem Monde an den großen Naturscenen, die in unserer Atmosphäre gespielt werden, an den fürchterlich schönen Abwechselungen der Orkane und Gewitter; aber seine Bewohner werden durch einen immer heiteren Himmel dafür schadlos gehalten; und wenn sie den schönen Anblick des Regenbogens und der Morgenröthe entbehren, so werden ihre Tage auch nicht durch Wolken und Platzregen getrübt. Die Strahlen der Sonne schießen nicht wie bey uns über den ganzen Himmel, und verbreiten das Licht über die beschatteten Theile der Tagesseite des Mondes; sondern aus dem Dunkel des schwarzen Gewölkes glüht die Feuerkugel mit stärkerem Glanze hervor, ohne die Sterne zu verdunkeln, und bey ununterbrochen heitern Nächten zeigen sich die kleinsten Sterne auf völlig schwarzem Grunde.

Das Resultat aus allen diesen Beobachtungen ist folgendes: Der Mond ist ein der Erde sehr ähnlicher Weltkörper und hat vielleicht gleiche Schicksale mit ihr gehabt, ist aber durch weit größere Revolutionen, besonders des Feuers, geläutert worden, und, wie es scheint, früher in einen Zustand gerathen, der vielleicht auch unserem Planeten dereinst bevorsteht, der ihn aber, besonders in den tiefen Thälern, keineswegs unbewohnbar macht; so wie ohne Zweifel die höchsten Gebirge, die jetzt unbewohnt sind, die erste Wiege des Menschengeschlechtes waren. Wenn wir durch die Beobachtungen, die wir auf der Erde anstellen können, die Gesetze und Plane der Natur kennen lernen, so ist es natürlich, sie wenigstens im Allgemeinen auch auf andere Weltkörper auszudehnen. Wo wir unsern Blick hinwenden, da ist der große Zweck der Natur unverkennbar, jeden Stoff und jeden Platz zu benutzen, um Leben, Empfindung und Glück zu verbreiten, und die organischen Geschöpfe auf Kosten der unorganischen zu unterhalten. Der leblose Theil der Schöpfung ist zum Dienst der mit dem Funken des Lebens begabten bestimmt, und gröber organisirte Wesen werden vollkommeneren aufgeopfert. Die äußere Haut und die Eingeweide der Erde, Luft und Meere, wimmeln von lebenden Geschöpfen; jeder Wassertropfen ist eine Welt, die nur zur Nahrung ihrer unzähligen lebenden Bewohner bestimmt scheint; und Würmer zernagen den todten Stein zu ihrer Speise. Wie kann man glauben, daß diese Oekonomie der Natur, die gleich der Sparsamkeit des Geizigen bis in das Kleinliche geht, auf ganzen Weltkörpern vernachlässigt sey! Selbst die Beobachtungen des Mondes scheinen Spuren von der Kultur und Industrie seiner Bewohner zu zeigen. Das monatliche Farbenspiel, und unzählige kleine Lichtpunkte, die sich nur von Zeit zu Zeit zeigen, sind der Vegetation unserer Aecker, und der abwechselnden Bekleidung unserer Felder nach den Jahreszeiten, sehr ähnlich; die gänzliche Aenderung der Farbe beträchtlicher Flecke läßt sich am leichtesten durch Urbarmachung und Verwüstung erklären; und eine Menge sehr kleiner heller Flecken, besonders in den tiefen Ebnen, die, da sie gar keinen Schatten werfen, sehr flach liegen müssen, oder nur eine Höhe von etwa fünfzig Fuß haben können, möchte man beynahe mit unsern Städten und Dörfern vergleichen.

Daß die Bewohner des Mondes von denen der Erde, so wie jedes andern Weltkörpers, verschieden sind, das läßt sich schon aus der Mannigfaltigkeit, welche die Natur, wo es nur möglich ist, selbst auf unserer Erde angebracht hat, erwarten. Vielleicht bewohnen sie, wie ächte Troglodyten, nur die tiefsten Höhlen, scheuen das Sonnenlicht, welches dort weit blendender als bey uns seyn muß, und treiben ihr Gewerbe nur bey dem sanfteren Lichte ihrer dämmerungsähnlichen Nächte. Vielleicht fehlen ihnen einige unserer Sinne, denen wir alle unsere Genüsse und Kenntnisse verdanken, und sind dafür durch andere Sinne entschädigt, von denen wir uns keine Vorstellung machen können. Wenn der Rang eines Hauptplaneten, den unser Wohnort einnimmt, uns ein Recht gibt, uns wenigstens nicht für schlechter organisirt, oder mit geringeren Geisteskräften begabt zu halten, als die Mondsbürger, so werden sie auch vielleicht durch weniger Leidenschaften gequält, und genießen ein weniger glänzendes, aber ruhigeres Glück. Wenn sie die Rechnung des Unendlichen nicht erfunden haben, so wissen sie vielleicht auch nichts von der höheren Taktik, und unsere Dreydecker sind ihnen so unbekannt, wie die Kanonen, die sie an Bord haben. Wer weiß, ob wir nicht unter vielen andern auf der Erde verlornen Sachen, wie Ariost uns lehrt, auch dereinst die längst von der Erde entflohene Astrâa, die Unschuld der Sitten, den ewigen Frieden, und das goldene Zeitalter, auf dem Monde wieder finden; oder ob die Bösewichter, die hier nur zum Unglück ihrer Nebenmenschen gelebt haben, nicht zwischen den kalten Felsen oder den heißen Vulkanen des Mondes, die Wunden abbüßen müssen, die sie der Menschheit geschlagen haben?

Die Leser haben das Recht, diese letzten Bemerkungen als einen Beweis von der nahen Verwandtschaft zwischen der Sternkunde und der Dichtkunst anzusehen, von welcher oben geredet ist. Es ist schwer, sich über Gegenstände, die so weit außer unserm Gesichtskreise liegen, Urtheile zu erlauben, ohne sich in Träumen zu verlieren; und es ist Zeit, aus diesem Feenlande zurück zu eilen, um dem Schicksale Rolands zu entgehen.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

Merline, die sich sogleich bey Zaide einfand, sagte ihr, daß der Name des Knaben Fantasius sey, daß er sehr strenge gehalten werden müsse, sonst werde er ein ent-

setzliches unbändiges Wesen werden, daß er bey der kleinen Raisonable wohl bleiben dürfe, doch hätte man sehr darüber zu wachen, daß sie nicht, durch ihn verleitet, gar zu ausgelassen werde, welches sehr leicht der Fall werden könnte, weil die liebenswürdige Prinzessin so sehr von ihm eingenommen sey. Während dieß bey den Eltern vorging, spielten die Kinder zusammen, als hätten sie sich in vielen Jahren gekannt. Fantastus wand Kränze von Ewigkeitsblumen für seine Prinzessin, allein er flocht so viel wilden Thymian dazwischen, daß die Kränze sich beynahe bachantisch in ihre Locken schlangen, und die Büschel ihr in die Augen webeten, so daß sie ohne Zweifel blind geworden wäre, wenn es Merline, da es noch Zeit, nicht bemerkt, und ihr den verworrenen Kranz von den Schläfen gerissen hätte.

Die Prinzessin hatte nicht sobald den vollen Gebrauch ihres Gesichts wieder bekommen, als sie sich entschloß, Führer des kleinen Wildfangs zu seyn. Sie schlang die zartesten seidenen Bänder um ihn. Der kleine Fantastus ergötzte sich einen Augenblick daran, von Raisonable geleitet zu seyn, allein es war doch immer eine Art von Zwang, und jeder Zwang war ihm verhaßt, weil man in seinem zartesten Alter, da er noch Kater war, ihm erlaubt hatte, nach seinem Gefallen wild herum zu laufen. Er riß sich daher scherzend los, die Prinzessin lief ihm nach, es war ihr aber unmöglich, ihren Flüchtling zu erhaschen. Sie bat, sie weinte; er lachte und lief; warf in seinem Lauf Alles herum, ja durch seine Unvorsichtigkeit geschah es, daß er sogar die Hand der Prinzessin, die nach ihm ausgestreckt war, verwundete. Als er ihr Blut fließen sah, gerieth er eben so außer sich vor Schmerz, als er es vorher vor Ausgelassenheit gewesen. Er schluchzte ihr seine Reue in den rührendsten Tönen mit einer Art von Rythmus vor. Daher haben die Elegien ihren Ursprung. — Sie verzieh! und nun brauste sein Entzücken aufs neue in abgemessenen Harmonien, wie der Ocean im Sturm braust; die Ausdrücke seiner Freude thürmten sich, wie die Wogen des Meeres; das nannte er Oden. Die Prinzessin war entzückt! Und jezt war es das Erstemal, seit sie denken gelernt, daß sie es nicht gewahr wurde, wie die Mutter den Kopf schüttelte.

Das Fest des Tages ging zu Ende. Die Eltern der Prinzessin wollten nach der Residenz zurückkehren. Die beyden Kinder saßen Hand in Hand mit ihnen in dem Palankin. Während der Rückkehr machte der kleine Fantastus die lustigsten Bemerkungen über alle Leute, denen sie vorbeyeilten. Es war unmöglich über den beißenden Spott seiner beredten Zunge nicht zu lachen, doch kränkte er Alle, die er traf. Einige geriethen in solche Wallung, daß sie sich vergaßen, und Steine nach ihm werfen wollten; ja er wäre gewiß nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn er sich nicht unter solchen hohen Personen befunden hätte. Die kleine Raisonable versicherte zulezt, daß sie ihm unmöglich gut seyn könne, wenn er auf solche Weise fortführe. Er im Gegentheil betheuerte, daß es nur Wahrheitsliebe sey, die ihm solchen beißenden Spott über Alles einflöße. Vielleicht glaubte der Knabe es selbst, denn Selbstsucht besizt einen schönen Schleyer, den sie über alle unsere Thorheiten wirft. Zulezt ging Fantastus in seiner Ausgelassenheit so weit, daß er auf das Bitterste über die Prinzessin selbst spottete. Dieß nahm ihm aber der Sultan sehr übel! Er ergriff den Knaben beym Arm, und war im Begriff, ihn aus dem Palankin zu werfen. Plözlich aber erschien die Fee Merline auf ihrem Lilienwagen in der Luft. „Wer Raisonable spottet, rief sie, verdient nicht Mensch zu seyn! Lauf und folge deinem Triebe, zerstöre Alles, ohne weder dir selbst noch Andern Nutzen zu bringen!"

In demselben Augenblick ward Fantastus in einen Iltis verwandelt, lief in den Dörfern herum, zerriß den Bauern ihre Hühner und Küchlein, sauzte einige Tropfen von dem Herzblut jedes Ermordeten in sich, und ließ den Raub nachher unberührt liegen. So wurde er immer durstiger, und folglich auch immer grausamer.

So vergingen zwey Jahre. Raisonable sehnte sich immer inniger nach ihrem Fantastus, denn sie war dem kleinen unbändigen Knaben sehr gut. Sie flehete die Eltern so unaufhörlich um Erlaubniß, ihren Wildfang aufzusuchen, daß sie nicht umhin konnten, ihr solche zu gestatten. Eine Reise wurde veranstaltet, die man eine Lustfahrt nannte; allein der Zweck war, den Iltis mit den grünen Rosenblättern hinter den Ohren aufzufinden. — Mehrere Tage lang wurde in dem Land herum gewandert; endlich ward die Prinzessin, die immer durchspähende Blicke rings um sich warf, einen Iltis mit grünen Blättern hinter den Ohren gewahr, der aus einem Hühnerstall, von mehrern Bauern, die mit Stöcken und Heugabeln bewaffnet waren, verfolgt, hervorstürzte. Er war schon umringt und sehr nahe daran, getödtet zu werden, allein der Anblick der Prinzessin machte seine Verfolger erstaunen, und gab ihm Zeit und Gelegenheit zu entfliehen. Jedoch auch an ihm übte die plözliche Erscheinung seiner geliebten Beherrscherin ihren alten Zauber, und statt zu fliehen, kehrte er um, drang muthig durch die Schaar seiner Feinde, und warf sich vor die Füße der Prinzessin. Sogleich erschien Firlefamber und redete das schädliche Thier also an: „Daß du dich, trotz allen Gefahren, zu den Füßen deiner Herrin begeben, bezeigt Reue. In der Hoffnung, daß du durch Schaden klug geworden seyest, schenke ich dir die menschliche Gestalt wieder."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein eilfjähriger Knabe statt des Iltisses da stand, der mit thränenden Augen die Prinzessin um Gnade flehte und Besserung versprach. Raisonable nahm seine Versicherungen mit der Ueberzeugung an, daß er sie jezt nimmermehr verlassen

würde; allein die Eltern bauten nur wenig auf den jungen Wildfang. Indeſſen war er lange recht artig. Er erzählte ſeiner Herrin die ergötzlichſten Begebenheiten, und wußte ſie mit den anmuthigſten Ausdrücken zu würzen. Als der Junge bemerkte, wie ſehr ſein Geſchwätz der Prinzeſſin gefiel, erdichtete er die ſonderbarſten Sachen. Schlöſſer von Diamanten, Geiſter aus Luft gebildet, Bäume von Smaragden, Waſſer von fließendem Silber und Feuer von Gold kamen nun immer in ſeinen Erzählungen vor. Raiſonable lachte zwar im Anfang über dieſe Dichtungen, bald aber wurde ihre Einbildungskraft ſo unbändig und verworren, daß ſie ſich nach allem dem, wovon dieſe Fabeln erzählten, ſehnte. Das ſchöne Schloß ihres Vaters erſchien in ihren Augen wie eine armſelige Hütte. Die herrlichen Gärten, die es umgaben, kamen ihr vor wie Sandwüſten. Die Blumen der Felder waren ihr zu gering, denn ſie beſtanden ja nicht aus Jaſpis, Rubinen, Topaſen u. dergl. Die Menſchen in ihrer Nähe erregten nur Unwillen bey ihr, denn ſie trugen keine Flügel, verſtanden nicht auf Mühlſteinen zu ſchiffen, nicht in der Luft auf Wolken von Silberflor zu ſchweben; — mit einem Worte, die ganze Natur, mit allen ihren Reizen, war ihr in einer Welt, wo weder Vögel noch Blumen mit ihr ſprechen, wie todt. Die Roſen in ihren Wangen wurden zu Eſſigroſen, weil das Blut der Prinzeſſin in zu große Wallung gerathen war, und ſie fiel in ein hitziges Fieber. Ihre Liebe zu Fantaſtus war eben ſo gewaltſam, wie ihre übrigen Leidenſchaften, und während ſie jene für ganz und gar geiſtig hielt, nahm dieſe Liebe beynahe die Natur überſpannter Sinnlichkeit an.

Die trauernden Eltern ſahen mit Schmerz, daß ihre geliebte Raiſonable auf ſolche Weiſe zu Grunde gehen müſſe, und es würde auch geſchehen ſeyn, wenn nicht die Fee Merline zu Hülfe gekommen wäre.

„Du vergifteſt dich ſelbſt! ſprach ſie mit Strenge zu Raiſonable. Dein Kopf iſt verwirrt, und es ſtrömt dir Feuer ſtatt Blut durch die Adern. Du erkennſt nicht, was du beſitzeſt, und verlangſt nur das, was nicht zu haben iſt; und warum? weil du vergeſſen haſt dem Himmel zu danken, der dir ſo viel gegeben, und dich von ihm an den thörichten, ausgelaſſenen Fantaſtus gewendet. Deine Neigung zu ihm hat eine thieriſche Natur angenommen, die dich herabwürdigt. Möge er dir immer etwas vorſchwaben; allein da du dir weniger aus dem Sinn der Dichtungen, als aus ihrem leeren Schall machſt, ſo kann er dich eben ſo gut als Papagey ergötzen.“

Die Fee zog einen kleinen Kreis auf dem Boden, und ein ſchöner goldener Käfig umſchloß den in einen Papagey verwandelten Knaben. „Dießmal beſtrafe ich dich mehr als deinen Geliebten, fuhr die Fee fort, und nur du vermagſt ſeinen Zauber zu löſen. Wenn dein Gemüth ruhig wird, die Roſen in deinen Wangen wieder hell, du ſelbſt aufs neue zufrieden mit der Lage, worin die wohlthätige Vorſicht dich geſtellt hat, und wieder verdienſt die Führerin deines Fantaſtus zu ſeyn — dann erſt bekommt er die menſchliche Geſtalt wieder.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Juli.

(Beſchluß.)

Wir wenden uns, dem Beyſpiel unſerer Bühne folgend, von der erhabenen Tragödie raſch zu dem franzöſiſchen Vaudeville. Kanonikus Ignaz Schuſter iſt ein ſcharmantes Stückchen der Art. Mit großem Geſchick ins Deutſche übertragen, ward es mit ächtlebendiger Luſt von allen Mitſpielenden gegeben. Hier war das Improviſiren an ſeinem gehörigen Orte; denn all dergleichen für den Moment berechnete Poſſenſpiele können nur ein Rahmen ſeyn, den der komiſche Schauſpieler auszufüllen und immer wieder neu und anders auszufüllen hat. Das, für eine gewiſſe Gattung der Komik, unentbehrliche Improviſiren iſt auf unſrer neuen vornehmen Bühne leider ganz verloren gegangen und ſollte wieder hervorgerufen und geübt werden. Aber im Gegentheil, der Schauſpieler, der zu improviſiren ſich unterfängt, wird in Strafe genommen, und ſo das bischen aufkeimende Leben, die Luſt im Luſtſpiele ertödtet. Herr Gern Sohn, Herr Blum, Herr Röthling u. a. haben ſchon oft dafür, daß ſie das Publikum zu herzlichem Lachen brachten, Strafe zahlen müſſen. Auch nach der Aufführung des erwähnten Vaudeville's war dieß der Fall, worin trefflich improviſirt wurde. Der letzte Karneval, der uns als Neuigkeit ein paar ſchon oft gehörte Spontiniſche Opern brachte, bekam ſeinen Theil. Im Karneval, ſo ſang man im Chor, da gaben wir aber mit erhöhten Eintrittspreiſen „Das alte Lied, das alte Lied, u. ſ. w.“ — Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen, und ſo hieß es in Beziehung auf das am vergangenen Tage durchgefallene Trauerſpiel Innocenzia: „Ich habe eine vortreffliche Tragödie geſchrieben, die wollen wir aufführen, ſie heißt: Impudenzia.“ Auch wir Kritiker bekamen unſern Hieb: „Der Schulz hier im Ort macht ja wohl die Zeitungsrezenſionen, dem müßen wir gleich einen Korb Wein und ein Freybillet ſchicken.“ Ja ſelbſt die Theaterdirection wurde nicht geſchont und über die Engheit der geſperrten Sitze und die Unbequemlichkeit zu einem ſolchen geſchloſſenen Platz zu gelangen, ein artiges Lied geſungen. Man hätte über die hühnerſteigartigen Logen noch beißender ſeyn können. Uebertreibung ſoll überall vermieden werden; aber ohne Freyheit kommt es wenigſtens zu keinem Luſtſpiel! — Am nämlichen Abend ſahen wir auch ein uraltes, aber friſch aufgearbeitetes Ballet: Der Karneval von Venedig. Die Fabel iſt äußerſt geiſtreich erfunden, die Charaktere gehalten und die Diktion vorzugsweiſe vortrefflich; auch iſt die Einheit der Handlung ſo ſtrenge beobachtet, daß die ganze Begebenheit, mit allen Perſonen, ſich beſtändig auf einem einzigen Fuß herumdreht. Unſere jungen dramatiſchen Dichter ſollten ſich hieran ein Beyſpiel nehmen. — So viel von dem, was in lezter Zeit auf unſrer Bühne Bemerkenswerthes erſchien. Schöneres wird uns die nächſte Zukunft bringen, denn eine Geſtalt mit einem Anker in Händen (wir glauben es iſt die Hoffnung) erzählt für gewiß, daß nächſtens bey einer höchſt feyerlichen und ehrwürdigen Gelegenheit die Muſen unſerer Bühne die vor vielen Jahren in Paris mit ſo bekanntem Beyfall aufgenommene Oper: Milton, vom Herrn General-Muſikdirektor Spontini, aufführen werden, von welcher wir überzeugt ſind, daß ſie hier doppelt ſo ſehr als in Paris gefallen wird, da ſie doppelt ſo lang als früher, das heißt mit einem Akte vermehrt ſeyn ſoll.

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. August 1823.

Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.
Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Male ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall.
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie der Menschen Fall.

Das eleusinische Fest von Schiller.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste*).

Die Regierungsform der Fantees (sprich Fanties) ist republikanisch. Eine Anzahl Greise, Pinins genannt, an deren Spitze der Amoonikummo, sind bey gemeinen Streitigkeiten, die sich unter den Eingebornen, oder zwischen diesen und Europäern erheben, Schiedsrichter; wichtigere Dinge aber, z. B. solche, wobey das Vermögen oder die Freyheit angesehener Männer auf dem Spiel steht, werden an die Advokaten der Landschaft Prafoo (sprich Prafuh) verwiesen, die es eben so gut, wie Manche in Europa, verstehen, den Kläger sowol als den Beklagten auszuplündern; der einzige Unterschied ist, daß, wer am längsten bezahlen kann, vielleicht mit seiner Freyheit davon kommt, während sein minder reicher Gegner mit allen Angehörigen oft in Sklaverey und Verbannung geräth. Wer in Fantee reich ist, und seinen Wohlstand zur Schau trägt, ist so sicherlich verloren, als lebte er in den Staaten des Großherrn. Vorsichtige Leute zeigen sich daher in dem Maßstabe, als sie reich werden, mäßig und demüthig, verstärken sich durch Familienverbindungen, und thun alles Mögliche, um in kein Palaver (Gerichtsversammlung) zu gerathen, und der Aufmerksamkeit der Pinins zu entgehen, die immer auf der Lauer sind. Aus den folgenden Beyspielen mag man schließen, wie nothwendig dergleichen Vorsicht, und wie gefährlich Stolz und Aufgeblasenheit in Fantee ist.

Yellow Joe und Tom Coffee, zwey Fantees, leben Beyde zu Annamaboe. Der Erstere ist äußerst ernsthaft in seinem Betragen, besonders wenn er sich in Gesellschaft von Europäern befindet; er lächelt selten, spricht wenig, obgleich Alles, was er sagt, zweckgemäß ist. Wenn einer der Eingebornen mit einem Schiffskapitän in Streit geräth, so hält er es immer mit dem Ersteren, indem er wohl weiß, daß er nur von jener Seite Unheil zu befürchten hat: er nimmt sich daher in Acht, daß er sich keinen Feind mache, der ihn in einen Streit verwickele, welcher ihn und die Seinigen zu Grund richten müßte; denn da er für reich gilt, so wäre die geringste Kleinigkeit genug, um die Habsucht der Advokaten der Fantee'schen Kanzley zu erregen. Jeden, der zu ihm kommt, behandelt er mit der größten Herablassung und anscheinender Unterwürfigkeit, und Alles, was sein Haus vermag, wird seinen Gästen vorgesetzt. Seine Kleidung ist einfach und von geringem Werthe; er trägt nur wenig Gold an sich, wie sonst der Gebrauch bey den reichen Eingebornen auf der Goldküste ist. Seine Hauptwohnung ist in der Stadt, wo er seinen Handel treibt und Ceremonienbesuche annimmt. Zu Annischan aber, eine englische Meile westlich von Annamaboo, welches sein Croom (sprich Kruhm) oder Dorf genannt wird, hat er ein Haus, wo er sich unbeachtet im

*) Aus Kapitain Adam's Remarks on the Country extending from Cape Palmas to Th. River Congo, with an Appendix containing an account of the European Trade with the Westcoast of Africa. London, 1823. 1 Vol. gr. 8.

Stillen einer Reichthümer freuen, und gelegentlich seinen Söhnen Geschenke daraus machen soll; denn Tacky Mensa, sein Neffe und gesetzlicher Erbe, würde nach seinem Tode Alles an sich reißen, obgleich es in Europa ihr rechtmäßiges Erbe seyn würde.

Tom Coffee ist ein offener, freundlicher, ja treuherziger Mann. Aber er war reich, und suchte es unglücklicher Weise nicht zu verbergen, vielmehr trug er seinen Wohlstand öffentlich zur Schau. Er hatte seine Reichthümer vorzüglich im Handel mit den Europäern erworben, und war bey diesen sowol, als den afrikanischen Handelsleuten aus fernen Gegenden, sehr beliebt, indem er bey Streitigkeiten zwischen denselben und seinen Landsleuten immer auf ihrer Seite war; denn er war durch sie reich geworden, und er wünschte auf diese Weise seine Dankbarkeit zu bezeugen. In seinem Hause fand man manches kostbare europäische Geräth, und die Anzahl seiner Hausſklaven und Diener war fürstlich. Er und seine Weiber kleideten sich auf's kostbarste, und oft hatte er mehrere Pfunde reines Felsengold an sich; dieß brachte ihn ins Unglück. „Wenn" sagten die Pinins, „Coffee so viel Gold an sich tragen kann, so müssen seine Kisten ziemlich voll seyn." Er bot eine zu reiche Beute dar, um ihren Klauen zu entgehen, und zu unvorsichtig, um ein Palaver zu vermeiden, welches ihn bald in den Abgrund oder den Kanzleyhof von Brafoo versenkte. Unglücklicher Weise für Tom hatten die Kanzley und die Advokaten gerade damals nichts anders zu thun; deßwegen hatte man ihn bald ausgeplündert; und als ich ihn das lezte Mal sah, lebte er in tiefer Armuth und Dunkelheit zu Cape Coast, froh, noch mit seiner Freyheit davon gekommen zu seyn; während sein Landsmann Yellow, in Folge seiner Klugheit und Vorsicht, im vollen Genusse seines Wohlstandes zu Annamaboo fortlebte.

Die größte Freude gewährt es den Pinins, wenn sie einen Europäer in ein Palaver verwickeln können; indem sie dadurch eine reiche Ernte und schnelle Bezahlung erwarten. Der Versuch, den sie an uns machten, schlug indessen glücklicher Weise fehl. Da wir uns wegen unseres Verbrauchs von Fischen nicht gänzlich von den Eingebornen abhängig machen wollten, so hatten wir einige Netze gekauft. Nun wird das Stehlen oder Beunruhigen eines Netzes bey den Fantees als ein großes Verbrechen betrachtet und durch eine schwere Geldbuße bestraft. Es waren aber eben mehrere Netze gestohlen worden; und da wir die unsrigen, den Einwohnern unbewußt, in Cape Coast gekauft hatten, so hielt man uns für die Diebe. Wir erhielten daher nach ein paar Tagen auf einmal den Besuch der Pinins, welche in vollem Staate an Bord kamen, um für ihre benachtheiligten Landsleute Recht zu suchen. Diese Herren sind nebst ihrem hohen Alter noch durch ihre Kleidung unterschieden, und behalten, wie die Quaker, zu allen Zeiten den Hut auf dem Kopf, welcher auch eine eigene Gestalt hat, woran man sie beym ersten Blick erkennt. Diese Hüte, welche aus Stroh verfertigt sind, haben einen breiten kreisförmigen Rand, niedrige Krone mit einem Büschel trocknem Gras in der Mitte.

Mit ernsthaften Gesichtern sezten sie sich in der Kajüte nieder, wo ein Jeder eine halbe Pinte Franzbranntwein, den man ihnen vorsezte, Glas auf Glas schnell hintereinander austrank, wobey sie aber, um dem Lieblingsgetränke desto mehr Geschmack abzugewinnen, dasselbe immer eine Zeitlang im Munde behielten, und es erst verschluckten, wenn sie bereit waren, die Stelle durch anderen zu ersetzen. Nachdem sie ihrem Lieblingsgotte hinlänglich geopfert, eröffnete Obeko, der älteste von den achten, die Sache, und sezte in einer fünfzehn bis zwanzig Minuten dauernden Rede den Fall mit treuherziger Deutlichkeit auseinander. Seine Gefährten waren stille, nur wenn ihnen eine Stelle gefiel, riefen sie Ampa, ampa! (wahr, wahr!), ein Gebrauch, den sie gleichfalls haben, wenn in großen Versammlungen auf dem Lande Reden gehalten werden, und dem Hear, hear im englischen Parlamente ähnlich ist. Als er seine Rede geendigt, rief ich zwey schwarze Knaben, die Söhne von Goldmachern (Mäckler) in die Kajüte, welche den Pinins sagten, daß sie uns hätten die Netze von Guaschotoo zu Cape Coast kaufen sehen. Diese Nachricht schien ihnen zu mißfallen, und statt drey bis vier Unzen Gold nebst dem Werthe des Netzes zu empfangen, wie sie erwartet hatten, mußten sie sich mit acht Maaß Branntwein, einigen Pfeifen und Tabaksblättern, womit wir ihnen ein Geschenk machten, begnügen; dennoch entfernten sie sich in ziemlich guter Laune, nachdem sie uns wegen des ungerechten Verdachtes um Verzeihung gebeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

So wie die Fee verschwand, stürzte die verwirrte Prinzessin sich über den Käfig und wollte die Thüre aufreißen. Sie gab aber nicht nach. Sie wollte den Vogel liebkosen, allein seiner Papageynatur zu Folge bückte er den Kopf herunter, und dessen bedornte Stiele verwundeten die kleinen weißen Finger. Sie nahete ihre Lippen dem Käfig, um ihn zu küssen, die grünen Blätter aber kitzelten ihr die Nase, so daß sie sich zurückziehen mußte. Sie gerieth außer sich, als die zärtliche Mutter sie in die Arme schloß und sie darauf aufmerksam machte, daß sie selbst diese Trennung von Fantastus veranlaßt habe.

„Ist's möglich, rief der besorgte Vater, daß mein

Kind sich so vergessen kann? Wir stammen vom Himmel, und du würdigest dein Geschlecht, ja die ewige Würde herab, um eines Wildfangs willen, den du zu deinem Sklaven machen solltest." Es war das Erstemal, daß der kluge Sultan seiner jungen Tochter ihren hohen Ursprung genannt hatte, denn er stammte von Orsi ab, und in jedem Firman stand, daß er ein Vetter von dem himmlischen Beherrscher der Erde sey.

Als Raisonable ihren hohen Ursprung kennen lernte, regte sich in ihrem Busen ein edler Stolz, und sie beschloß, jenem würdig zu bleiben. Das Geschwätz des Papageyen machte jezt keinen schädlichen Eindruck mehr auf sie, und da die Mutter ihr ein gekühlende Getränke gegeben, wodurch ihr Blut ruhiger wurde, so begann sie sich selbst zu wundern, daß dieß Papageygeschwätz sie je hatte hinreißen können. Es verdroß sie weiter, daß ihr lieber Fantastus durch ihr Vergehen auf solche Weise eingesperrt worden war; knieend und mit Thränen flehte sie ihren großen Stammherrn an, daß der Göttliche den lieben Günstling nicht von ihr trennen möchte, sie werde sich in der Zukunft wohl hüten, daß er sie nie zu irgend einer Thorheit verleite. — Der eingesperrte Fantastus wurde krank, und als der Papagey die Flügel hängen ließ, vergoß Raisonable Thränen, allein es waren nicht mehr Thränen des Grolls, es waren die der Reue. Sie fürchtete um so mehr, den lieben Vogel zu verlieren, als er das einzige Wesen auf der Welt war, das ihr von Natur ernstes Gemüth erheitern konnte.

Beynahe ein Jahr verging, und die trauernde Prinzessin hatte noch nicht ein einzigesmal gelächelt; dagegen hatte sie ihren Papagey sorgfältig gepflegt, ihm theils durch gute Worte, theils durch Zuckerbrod, womit sie ihn fütterte, die Gefangenschaft erträglich gemacht, ja dadurch, daß sie ein dickes Tuch über den Käfig warf, wenn er gar zu viel schwatzte, gewöhnte sie ihm ab, sein ungereimtes Zeug zu erzählen.

Da beendigte sie das zwölfte Jahr. Sie kniete nieder und dankte Orsis, der sie so väterlich durch das kindliche bis an das jungfräuliche Alter geleitet hatte. Ach! ihre Gebete, obgleich aufrichtig, waren jedoch kalt. „Mächtiger Orsis, seufzte sie, warum kann ich dich nicht so warm, so glühend wie früher anbeten? O, wenn du mir noch gnädig bist, so erhöre mein Flehen! Verleihe mir Kraft, deine Gottheit und meine hohe Verwandtschaft mit dir zu empfinden!" Ein heller Strahl fuhr ihrem Blick vorbey. Der Käfig war verschwunden, und ein weißgekleideter Knabe stand, wo der Vogel so eben gesessen hatte. Er kniete an ihrer Seite nieder, und beyder Lobgesang stieg vereint und jauchzend zu dem Thron des Höchsten. Er hatte ihre Andacht entflammt, und ihre Besonnenheit machte ihre Gebete der Gottheit würdig. Raisonable war herzlich froh, und bat Fantastus, daß er nie etwas unterfangen möge, wodurch sie wieder getrennt werden könnten.

Fantastus war eine Zeitlang wieder recht artig. Er war immer reich an lustigen Einfällen, und wenn die Prinzessin dabey lächelte, fand der Hof es schicklich, überlaut zu lachen. Ja viele unter den Höflingen zogen sogar den Jüngling der ernsteren Prinzessin weit vor. Es machte ihr eine große Freude, als endlich ihre beyden Eltern ihm sehr gut wurden, und sie bat ihn zärtlich, daß er doch nie ihre Gunst verscherzen möge. Der kleine Heuchler versprach es so heilig, daß die frohe Raisonable meinte, ihm nun völlig vertrauen zu können; allein leider behielt die angeborne Bösartigkeit wieder die Oberhand bey ihm!

Der junge Fantastus wurde immer mehr aufgeblähet von dem Lob, das man ihm spendete. Er fand, daß sein Glück seinen Verdiensten bey weitem nicht entspräche. Er wußte, daß er durch seine Verbindung mit Raisonable den Thron ihres Vaters in der Zukunft erben würde, hatte aber keine Lust, den geregelten Weg bis dahin zu verfolgen. Er mochte nicht einmal die Gewalt mit der Prinzessin theilen; allein und unbeschränkt zu herrschen war sein Verlangen. Er fing an Kabalen zu schmieden, und ließ sich mit einem Schwarm ausgelassener Bursche, die eben so unbändig und wild, bey weitem aber nicht so klug wie er waren, ein. Verbunden mit diesen wollte er eine Revolution machen. Freyheit und Gleichheit hießen die Gaukelworte, womit er sie leitete, obgleich er tief im Herzen entschlossen war, sie alle zu seinen Sklaven zu machen. Ja er lächelte oft still bey sich, wenn der Sultan — nach der Meinung des jungen Fantastus — die Unterthanen nicht genug im Zaume hielt, während er öffentlich und laut von dem Rechte der Menschen sprach, obgleich er die der guten Bürger vergaß, welche gern in Frieden leben und den Schutz der Gesetze genießen mögen.

Endlich hatte der junge Fantastus einen Aufstand zuwege gebracht, jedoch sich so benommen, daß er der Prinzessin bis zum entscheidenden Augenblick verborgen geblieben war. Als der blinde Schwarm, von ihm angeführt, wüthete, waren ihre Winke vergebens. Seine Gefährten, und er selbst mit, erregten alle solchen Staub, um das Volk zu verblenden, daß sie selbst auch dadurch verblendet wurden, und ihr wildes Geschrey übertäubte die Stimme der Prinzessin, wie hell und durchdringend auch diese war.

Alles gerieth nun in Unordnung; man wüthete, fluchte, tödtete; das Schwert des Sohnes war gegen den Vater gekehrt, und der Pfeil des Vaters traf des Sohnes Herz. Die schneeweißen Haare des Greises wurden nicht geschont, und das Flehen der kindlichen Unschuld ward nicht gehört. Raisonable wagte sich mitten unter die Barbaren, und fragte: was sie wollten? Niemand konnte ihr Antwort geben, denn Niemand wußte es selbst. Sie stieß auf Fantastus, der an dem Rosenstiel und den Blättern leicht

zu erkennen war, und fragte ihn ängſtlich: was das Alles zu bedeuten habe? Er war von Wein berauſcht, kannte ſeine Geliebte nicht, und während deſſen er wankend die Worte: Freyheit und Gleichheit! ausrief, ſtieß er mit dem Schwerte nach ihr. Es wäre um Maiſonable geſchehen geweſen, wenn ſie die Fee Merline nicht in demſelben Augenblick in ihren Lilienwagen aufgenommen hätte. Zu gleicher Zeit erſchien auch Firlefamber auf ſeinem himmelblauen Pferd und zerſtreute mit einem Schlag in die Luft den Staub, der alle Anhänger Fantaſtus verblendet hatte. Sie ſahen ſich verwundert an, und begriffen nicht, wodurch ſie irre geführt worden waren. Sie warfen ſogar die mörderiſchen Waffen hinweg, je Einige kehrten ſie ſogleich gegen Fantaſtus ſelbſt. Firlefamber berührte ihn aber mit ſeinem Zauberſtab und rief: „Gehe, Ungeheuer! Werde unter den wilden Thieren, was du ſchon als Menſch biſt: das gefährlichſte und ſchädlichſte aller Geſchöpfe! Verfolge Alles, ſey aber ſelbſt den Pfeilen jedes tapfern Mannes, dem Spieß Jedwedens, der es gut mit ſeinen Mitgeſchöpfen meint, bloßgeſtellt!“ — Fantaſtus entfloh in der Geſtalt eines wilden Tigers.

Die verblendeten Anführer baten um Gnade, und der Sultan war ſo großmüthig, ihres Vergehens, weil es in Verblendung begangen war, nicht weiter zu gedenken. Alles wurde wieder ruhig; nur Maiſonables Eltern waren traurig, weil ſie bemerkten, daß ihre Tochter, von Fantaſtus getrennt, ihre ganze Schönheit und Heiterkeit verlöre. Sie war ſtill und kalt wie ein Todter, ihre Stimme ward rauh und unangenehm, die Roſen ihrer Wangen, die kurz vorher in voller Anmuth blühten, welkten hin. Ihr Liebreiz verſchwand, nichts konnte ſie ſich ſelbſt recht machen. Sie verſchloß ſich in ihr Zimmer und vertrieb die Zeit mit düſterem Sinnen. Sie ſehnte ſich nach dem jungen Wildfang, ſchämte ſich jedoch, ſich ſelbſt zu geſtehen, wie ſehr ſie ihn liebe. Der ganze Hof wurde melancholiſch und traurig. Zaide ſchwamm in Thränen und der Sultan konnte des Nachts nicht ſchlafen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Deinach, den 3. Auguſt.

Von dem ſeiner Induſtrie wegen bekannten Würtembergiſchen Städtchen Calw führt eine ſchöne Straße an der Nagold hinauf durch ein wahrhaft ſchweizeriſches Thal: die vielfachen Beugungen des Weges, ſtets neue Anſichten bietend, das friſche Grün der Matten, das ſchattigte Dunkel der Wälder, die lieblich zerſtreuten Häuſer und Hütten und der klare ſtille Bach bereiten den Wanderer auf das vor, was ſeiner harrt, je mehr er ſich dem ſchönen Badeort ſelbſt nahe. Wo die Nagold ſich mit dem kleinen Bache, Deinach genannt, vereinigt, wendet der Weg ſich rechts und führt zwiſchen Waldesgrün und duftigen Wieſen, durch welche die ſilberhelle Deinach fließt, das Thal hinauf. Bald erfreuen die maleriſchen Ruinen des Zavelſteins auf einer waldigen Höhe das Auge. Der Weg zieht ſich nun um eine Felſenecke und in dem Hintergrunde eines engen romantiſchen Thales liegt Deinach. Die Lage dieſes kleinen Ortes iſt höchſt maleriſch. Auf beyden Seiten erheben ſich ſteile Berge mit Fichten und Tannen bedeckt, welche grüne Matten und Wieſen begrenzen und einen lieblichen Contraſt mit der friedlichen Einſamkeit des kloſterartigen Dörfchens bilden, das ſogleich durch ſeine Zierlichkeit, Einfachheit und Reinlichkeit einen günſtigen Eindruck auf den Fremden macht. Deinach erfreut ſich jährlich des Glückes, die verwittwete Königin von Würtemberg auf fünf bis ſechs Wochen zu beſitzen. Charakter und Lebensweiſe dieſer erhabenen Fürſtin ſind zu einfach und anſpruchlos, als daß irgend ein Zwang für die Badegäſte ſtatt finde; im Gegentheil belebt Derſelben liebenswürdige Umgebung die Stille des Ortes und die Einförmigkeit des hieſigen Lebens und ermuntert oder theilt die Freuden, welche Zeit und Gelegenheit zum Genuſſe bieten. Unter der Geſellſchaft der Badegäſte herrſcht eine eben ſo ſchöne als ſeltene Eintracht und Heiterkeit. Die Umgebungen von Deinach bieten alle zu wünſchenden Mittel, die Morgen und Nachmittage auf das mannigfaltigſte und angenehmſte hinzubringen. Der Weg nach Sommenhardt bietet, ohne beſchwerlich zu ſeyn, eine der ſchönſten Ausſichten in die Schwarzwaldthäler und auf die ſchwäbiſche Alb. Die Ruinen von Zavelſtein ſind anziehend an ſich und durch die, zwar beſchränkte, aber reizende Ausſicht in die Tiefe des Deinachthales. Eliſabethenruhe und Kaiſerinnenluſt ſind nahe und freundliche Zielpunkte für Spaziergänge. Weitere Ausflüge auf die Berge und umliegenden Dörfer, z. B. nach Neubulach, Ebhauſen, Rötenbach, werden gewöhnlich auf Eſeln gemacht. Frohſinn, Freude, Scherz und Luſt ſind das Geleite dieſer Züge, die gewöhnlich mit Muſik und Tanz endigen. Bey ſchlechtem Wetter iſt die ſogenannte Laube (ein langer heiterer Saal) der Verſammlungsort der Geſellſchaft, und das innigſte und behaglichſte Zuſammenſeyn läßt des ſchlechten Wetters vergeſſen. Seit zwey Jahren, wo mit der hieſigen Brunnenkur auch eine Molkenkur verbunden worden, erfreut ſich Deinach eines zahlreichern Beſuchs von Fremden als vorher.

Auflöſung der Charade in Nr. 184.

Freygeiſt.

Charade.

An Sie.

Der Erſten Fuß wandle ſtets
Auf Blüthen der Freude, des Glückes,
Und ein heitrer Himmel lächle ſtets
Dem milden Strahl ihres Blickes.

Wenn das Zweyte der Lippe entfleh,
Verweht's und wird den Winden zum Spiele:
O wär's doch auch mit dem Schmerze ſo,
Der jenes gebiert im Drang der Gefühle.

Im Ganzen wohnet das Glück, der Frieden,
Und wer da leidet hienieden,
Der komme nur und wolle geſunden,
So hat er ſein Heil gefunden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Nro. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. August 1823.

Find' ich so den Menschen wieder,
Denn wir unser Bild geliehn,
Dessen sechsgestalte Glieder
Droben in Olympos blühn?
— — — — — — —
Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Seligen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?

Das eleusinische Fest von Schiller.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Fortsetzung.)

Tacky Mensa, ein reicher Handelsmann zu Annamaboo, hatte das Todtenamt seiner Vorfahren zu feyern. Fünf Unglückliche sollten dabey hingeschlachtet, und Schießpulver, Branntwein, Tuch und Lebensmittel unter das Volk vertheilt werden. Eine große Menschenmenge aus der Gegend hatte sich zu dieser Feyerlichkeit in der Stadt versammelt. Schon vor Tagesanbruch verkündigten Flintenschüsse, Trommeln und wildes Gejauchze den Tag der Feyer, und gegen acht Uhr hatte sich eine große Menge Menschen in und bey dem Hause des Tacky Mensa versammelt, unter welche Branntwein reichlich ausgetheilt wurde. Das Schießen, Jauchzen und Trinken dauerte bis gegen Mittag, dann wurden die fünf Schlachtopfer aus einer Hütte hervorgebracht. Ihre Hände waren gebunden, und um die Augen hatten sie ein Band von Schlingpflanzen, welches mittelst eingesteckter Hölzer so stark zusammengezogen war, daß das Nasenbein flach gedrückt wurde und die Augen tiefer in den Kopf sanken. Es waren alle Männer, einer ein Greis von Aschantee, die übrigen von Chamba. Die Europäer hatten sich vergebens bemüht, diese Armen loszukaufen, und sie wurden unter diesen Martern in der Stadt umhergeführt, erlitten jede Schmach, die nur wilde Grausamkeit ersinnen und ausführen konnte, ohne auch nur einen Seufzer hören zu lassen, und wurden zuletzt an den Strand geführt, wo man sie unter den Mauern des Forts aufs Grausamste, und unter dem teuflischen Jauchzen der Menge, hinmetzelte. Selbst Weiber halfen bey diesem schrecklichen Geschäft, und beschmierten sich mit dem Blute der Geopferten, so wie es von ihrem enthaupteten Körper floß, und — aus menschlichen Schädeln, welche noch vor wenigen Minuten Leben und Empfindung hatten, ward Branntwein getrunken. Drey Tage und Nächte dauerte das Schießen, wilde Tanzen und übermäßige Trinken fort, ehe die Feyer ihr Ende erreichte. Diese Todtenopfer werden manchmal so weit getrieben, daß der Feyernde dadurch in gänzliche Armuth geräth; aber alle Männer von Ansehen sind genöthigt, diese grausame Pflicht gegen die Verstorbenen irgend einmal in ihrem Leben zu erfüllen, wenn sie sich nicht der allgemeinen Verachtung aussetzen wollen.

Kurz nach dieser Begebenheit starb Kapitän Agry, ein Eingeborner von Cape Coast, ein reicher und vornehmer Mann. Er hatte lange an der Krankheit gelitten, woran er starb, und da es bey den Fantees der Gebrauch ist, die Crabba und den Cransa (das jüngste Weib, wenn die Ehe noch nicht vollzogen worden, und der Knabe, welcher das Tabacksgeräth eines großen Mannes trägt) in dem Augenblick des Todes hinzuopfern; so ließ der Gouverneur, Herr Field, den Gang der Krankheit beobachten, in der Absicht, die beyden Kinder zu retten. Der Wundarzt der Festung, welcher bey dem Kranken Zutritt hatte, benachrichtigte den Gouverneur von seinem herannahenden Tode, und die Kinder wurden durch List in die

Festung gebracht. Das Mädchen war ungefähr eilf, und der Knabe neun oder zehn Jahr alt. Die Verwandten und Mitbürger des Verstorbenen gebrauchten Bitten, List und Drohungen, um sie zurück zu erhalten, aber ohne Erfolg. Agry wurde daher ohne die gewöhnlichen Schlachtopfer begraben, und seine Verwandten nahmen einige Monate nachher ein Geschenk von Branntwein und Schießpulver an, um solches als eine Entschädigung für das Leben der Kinder auf dem Grabe zu verbrauchen, und nach einem Jahr durften diese zurückkehren, und wurden in der Familie des Verstorbenen aufgenommen. — Auf ähnliche Weise wurde während meines Daseyns ein anderes menschliches Geschöpf von einem frühzeitigen Tode gerettet.

In einer Nacht brach ein Feuer in der Stadt aus, welches sie in wenigen Stunden in Asche legte. Aber schon nach einigen Tagen war dieselbe wieder aufgebauet; denn jeder Einwohner verstehet genug vom Handwerk, um sich eine Wohnung zu errichten, und die benachbarten Wälder liefern die Bedürfnisse dazu im Ueberfluß. Der arme Schelm, in dessen Wohnung das Feuer ausgebrochen war, hatte all sein Eigenthum verloren, und stand auf dem Punkt, auch das Leben einzubüßen; denn es ist der Gebrauch in Fantee, so wie in der Dahomy-Landschaft, denjenigen hinzurichten, in dessen Haus Feuer ausgebrochen ist. Er war ein Sklave der Kompagnie, ein Oberböttcher in der Festung. Glücklicherweise hatte der Proviantmeister, Herr Jackson, gehört, daß das Feuer bey ihm ausgebrochen war, und ging, um ihn zu retten, in die brennende Stadt, und holte ihn ins Fort, welches er nicht mehr verlassen durfte, bis man Gelegenheit fand, ihn einzuschiffen und nach Westindien zu bringen. Er begleitete seinen Retter nachher nach England, wo er seine Freyheit erhielt, und starb zuletzt zu Demerary in seinen Diensten, dankbar bis ans Ende. Die Einwohner von Cape Coast hatten alles Mögliche angewandt, um seiner Person habhaft zu werden, und da man befürchtete, daß ihnen dieß doch am Ende gelingen dürfte, so hatte man ihn aus dem Lande geschickt.

(Der Beschluß folgt.)

Proben maurischer Diplomatik aus dem spanischen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien.“

(Fortsetzung.)

Ehe wir das Schreiben mittheilen, welches unter Einwirken der andalusischen Gesandtschaft in Marokko die obige Antwort zur Folge hatte, wollen wir den an den afrikanischen Herrscher Juzef ben Tar fin erlassenen Brief des Königs von Algarbe, Omar, einrücken, dessen Korrespondenz mit König Alphons den Anfang dieses Auszugs gemacht hat. Omar, König von Algarbe (Badajoz), schrieb nämlich folgendermaßen an den Eroberer Juzef ben Tar fin:

„Omar ben Alaftas — der auf Gott Vertrauende — „an Juzef ben Tar fin, den König der Muselmänner: — „Wie das Licht und der Abglanz eines guten Leitsternes, „o Herr der Muselmänner! — den Gott stärken wolle — „möge auch der Lenker seyn, der Dich führet, zurecht „weiset und bewegt — zu seinem unveränderlichen Ziele „auserwählen lassen den Weg der Wohlthätigkeit, und „Deine Weisheit immer damit beschäftigen und dazu verwenden, Anderen Gutes zu thun; in Dir immer den „Wunsch erhalten, Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. — Es hat uns Erfahrung und Ueberzeugung bereits „zur Genüge Nachricht gegeben, daß Dein vorzüglichstes „Streben dahin gerichtet ist, die Ehre unsers Glaubens „aufrecht zu erhalten, sie zu verherrlichen und zu beschützen, und es konnte uns bey Deinen weltberühmten Thaten nicht entgehen, daß Du, der Erste unter den Herrschern, der mächtigste Feldherr, der größte Eroberer und „Sieger über die Ungläubigen bist.

„Darum steht es uns wohl zu, Deinen hohen Beystand anzurufen, Dich zu bitten, daß Du kommst, um „unsern Glauben und uns selbst in Deinen Schutz zu nehmen. — Der Schmerz über unser Unglück hat keine Grenzen mehr, Verwirrung und Unheil umgeben uns von allen Seiten in Spanien, größere Uebel, die sich ohne Entsetzen nicht denken lassen, stehen drohend im Hintergrund.

„Von allen Seiten und Orten umzingelt uns das „..... Christenvolk, seitdem die Unsrigen versäumt haben, es wie früher in Unterwerfung zu halten und vereint gegen dasselbe zu wirken. Diese Feinde haben zugenommen, Flügel erhalten, und da sie uns von jeher abhold waren, ist mit ihrer Gewalt auch ihre feindselige „Wuth gewachsen — diese Hunde gehen uns bereits auf „eine Art zu Leibe, daß sie uns feigherzig gemacht, und „ihren Bart beständig auf unsern Schultern „haben*), ohne daß uns ein anderes Mittel zur Selbsterhaltung übrig bliebe, als erdichtete Worte von Ergebung und Gefälligkeit; treulose Unterhandlungen, die „keine Ruhe gewähren, und uns vielmehr in beständigen „Sorgen und Bedenklichkeiten wegen der Zukunft gefangen „halten. — Uns dieses Mißtrauens zu entledigen, reichen „die Geschenke nicht hin, noch die kostbaren Gaben, die sie „tagtäglich erhalten, noch die Erlaubniß, aus unsern Ländern alle Arten von Vorräthen und Lebensmitteln fortzuschleppen; — mit allen diesen Opfern werden die Drangsale nicht gemildert, die Gefahren nicht verringert; — „doch, fürwahr, wenn sich das Uebel hierauf allein be-

*) Ein auffallender eigener Ausdruck.

„schränkte, so würden wir uns zufrieden mit den Unter„drückern finden, und froh seyn mitten in dem Elend, „Jammer und Unglück unsers Zustandes; allein sie sind „unersättlich, rauben uns mit jedem Tage unser Vermö„gen, und wir Elende lassen es stillschweigend geschehen; „ja es scheint uns sogar, daß sie uns gnädig behandeln, „wenn sie uns keine größere Gewalt anthun, wir sind ihnen „gewissermaßen dankbar dafür verbunden, und denken aufs „Neue daran, was wir ihnen zu geben im Stande seyn „möchten, wenn sie — wieder etwas zu verlangen — kom„men sollten. Aber, o Herr! sie werden uns endlich die „Augen wegnehmen, und das Uebel hat uns bereits von „einer Seite bis zur andern durchfressen, so, daß die „Wunde unheilbar erscheint.

„Da unsere Feinde wohl wissen, daß wir nichts mehr „haben, ihnen zu geben, ihre Habsucht aber unersättlich „ist, so geben sie schon mit dem Gedanken schwanger, un„sere Städte zu erobern und auszuplündern, unsere Fe„stungen einzunehmen, und das Feuer der Christen hat „sich über ganz Spanien verbreitet, an allen Orten haben „die Spitzen ihrer Lanzen, und die scharfen Schneiden ih„rer Schwerter Ströme muselmännischen Blutes getrun„ken, und trinken es leider noch; wer zufälligerweise dem „grausamen Tode in den mörderischen Gefechten entkam, „der seufzet, von des Feindes unmenschlichen Händen ge„peinigt, in harter Sklaverey — denn der Ungläubigen „Absicht ist, uns Alle aufzureiben, und uns unsäglichen „Martern zu unterwerfen.

„Ja es scheint, daß sie sich auf den lezten Schlag vor„bereiten, daß sie das Ziel ihrer Wünsche und ihres Be„strebens — unsere gänzliche Unterdrückung — sehr nahe „vor Augen haben. — Aber, o Glaube an Gott! sollte „es möglich werden, daß wir Muselmänner die Hoffnung „aufgegeben, und den Muth verloren hätten, aufrecht „zu erhalten und zu unterstützen die Wahrheit unsers „Glaubens? Soll ein Tag kommen, an dem der falsche „Glaube über Gottes wahrhafte Lehre triumphirt, ein „Tag, an dem die Anbeter einer zusammengesez„ten Gottheit die Bekenner der göttlichen Einheit „überwinden? Wird es Niemand geben, der uns be„schütze, der uns befreye von diesen Dranglalen; soll „der ausbleiben, der unsern zu Boden gefallenen Glauben „wieder aufhebt, und wird kein Beschützer, kein Verthei„diger für Gottes heilige Lehre erscheinen? Aber wir ha„ben keine andere Hülfe, als Gott, keine andere Zuflucht, „als bey Allah und seinem erhabenen Thron, zu welchem „unser irdisches und demüthiges Flehen dringt, von des„sen Gnade die Niedergebeugten so oft schon wieder aus „dem Staube gehoben wurden. — Für unser Unheil gibt „es keinen Trost, für unser Elend kein Gleichniß.

„Ich habe Dir, o König der Muselmänner, nicht „eher geschrieben als izzt, weil ich damit beschäftigt war, „das Land vor dem Feinde zu schützen, welcher die Stadt „Medina Cauria (Coria) belagerte, denn weil bis nahe „an diese Stadt (Gott gebe sie uns wieder zurück) die Ge„gend von Muselmännern bewohnt ist, so hätte bey der „Belagerung das Land leicht entvölkert werden können. — „Unausgesezt in Sorgen, diese Stadt zu verlieren, traf „mich endlich der gefürchtete Schlag, indem der Feind Zu„wachs erhielt, und Meister der Stadt wurde, ein Um„stand, der meine Uebel vergrößerte. — Mitten in der „Stadt befindet sich ein besonders festes Schloß, wie es „wenige gibt, dasselbe beherrscht alle Theile der Stadt, „und gewahrt wie ein Wartthurm im Mittelpunkte eines „Zirkels die ganze Gegend im Umkreis, daß nichts ver„borgen kann bleiben, es mag nah oder fern davon ver„steckt werden wollen; so glich dieses Schloß, wenn die „darin Belagerten Ausfälle machten, einem gewaltigen „Sturmwinde; aber es hat sich desselben ein feindlicher „Verräther bemeistert, ein aufgeblasener Ungläubiger, und „wenn Du nicht sehr eilst zu kommen mit Deinen Hee„ren, mit Fußvolk und Reiterey, so wird bald Alles dem „Verderben und der Verwüstung preis gegeben seyn. — „Ich führe Euch, o König der Muselmänner, nicht in's „Gedächtniß die Worte im Buche Gottes, noch die Leh„ren unseres verehrten Propheten, denn bey Euch gibt „es mehr Unterricht und Kenntniß als hier zu Lande, und „Ihr wißt wohl, welche Obliegenheiten wir haben. Ich „übersende Euch diesen Brief durch einen edlen Xequen „(Häuptling), unsern Kanzler und Geheimschreiber, da„mit derselbe, wenn Euch irgend ein Zweifel im Einzel„nen vorkommen sollte, die nöthige Erläuterung gebe. — „Es hat sich derselbe zu dieser Gesandtschaft, und zum „Ueberbringen meines Schreibens entschlossen, weil es ein „verdienstliches Werk ist, von Eurer Macht den nöthigen „Beystand und diese besondere Gnade auszuwirken, und „ich habe keinen Anstand genommen, ihm mein Vorhaben „zu entdecken, indem ich vollkommen vertraue sowohl auf „seine erprobte Treue als seine Kenntnisse und Zierlichkeit „in anständiger Rede. Meinen Gruß.

(Der Beschluß folgt.)

Der Einfluß der Kälte auf die Magnetnadel.

Der Kapitän Ellis hatte vorlängst gemeldet, die magnetische Kraft der Nadel der Bouffole werde durch die Kälte in den Polarländern überhaupt, und in der Hudsonsbucht insbesondere, völlig aufgehoben. Diese Meinung, obgleich sie mit den vom Kapitän Parry erhaltenen Resultaten unverträglich ist, und obgleich sie eben so in völligem Widerspruch mit den Versuchen des Kapitän Scoresby steht, hat der Doktor de Sanctis kürzlich wieder aufgefrischt. Ihm zu Folge sollte eine Magnetnadel nicht nur bey hinlänglich großem Kältegrad die Eigenschaft verlieren, sich nach dem magnetischen Erdpol hinzurichten und der Wirkung einer Eisenstange zu folgen, sondern sie würde sogar auch durch einen Magnet weiter nicht

weder angezogen, noch zurückgestoßen. Der Herausgeber des Quarterly Journal of Sciences hat, dadurch veranlaßt, einen die Frage entscheidend lösenden Versuch gemacht.

Eine mit Leinwand umwickelte Magnetnadel ward in carburirten Schwefel getaucht und auf ihr Pivot gebracht, im Recipient einer Luftpumpe, die möglichst schnell von Luft entleert ward. Damit ward die Temperatur schnell bis unter den Gefrierpunkt des Queckſilbers geſenkt. Unter dieſen Umſtänden folgte die Nadel gleichmäßig der Einwirkung des Eiſens und derjenigen eines Magneten. Dem magnetiſchen Meridian entrückt, kehrte die Nadel durch allmählig abnehmende Schwingungen zurück, deren Dauer, unter Beobachtung ihrer Zahl in beſtimmter Zeit, bemerkt ward. Nach dieſem erſten Verſuch ward eine Feuerpfanne in die Nähe des Recipienten gebracht, und die Temperatur ſtieg bis auf 27° der Centeſimalſcale; der leere Raum war unverändert geblieben. Die Magnetnadel ſchien jezt bey neuer Unterſuchung wie zuvor der Wirkung des Eiſens ſo wie dem Magnete zu folgen. Auch die Zahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit war ungefähr die nämliche, und nur um ein weniges ſtärker. Wie viel dieſer Unterſchied betrug, gibt der Verfaſſer des Aufſazes nicht an, und doch wäre dieß ſehr nöthig geweſen, um beſtimmen zu können, ob man als zuverläſſig annehmen ſoll, es ergebe ſich eine wirkliche Vermehrung der magnetiſchen Kraft in einer Magnetnadel, wenn ihre Temperatur von — 40° zu + 27° der hunderttheiligen Scale übergeht, oder ob die fragliche Verſchiedenheit vielleicht nur auf einem Irrthum der Beobachter beruht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

Ein Ultrablatt will den Nutzen des vorſichtigen Stillſchweigens zeigen, und erzählt daher folgende Anekdote: Als Talleyrand noch jung war, und als Abbé in die groſſe Welt eintrat, befand er ſich einmal bey dem damals mächtigen Miniſter Choiſeul, deſſen Schweſter, die Gräfin von Grammont, großen Einfluß aufs Miniſterium und bey Hofe hatte, und die überhaupt den Ton in der Modewelt angab. Da ſie bey dem Miniſter, ihrem Bruder, eintrat, welcher eine zahlreiche Verſammlung zu Tiſche geladen hatte, ſtellte ſich Abbé Talleyrand neben die Thüre und ſagte ſehr laut Ah! beym Vorübergehen der Gräfin. Es wurde geſpeiſet. Talleyrand aß viel und ſprach wenig; nach Tiſche wandte ſich die ſchöne Gräfin gegen ihn hin und ſagte: Herr Abbé! Sagen Sie mir doch, was heute Vormittags ihr Ah! bedeuten ſollte. Verzeihen Sie, Frau Gräfin! antwortete der Abbé, ich habe nicht Ah! ſondern Oh! geſagt. Dieß ſoll dem Abbé, wie das Ultrablatt verſichert, als etwas Tiefſinniges ausgelegt worden ſeyn und ihn als einen ſchlauen Kopf der größen Welt empfohlen haben. Ob nun jenes Blatt aus dieſer Anekdote folgern will, daß man, um in der Welt fortzukommen, heut zu Tage ſich oft auch mit einem Ah! oder Oh! begnügen ſolle, anſtatt zu reden, weiß ich zwar nicht; indeß läßt ſich die Nutzanwendung von ſelbſt machen, und im Grunde hat das Ultrablatt nicht ganz Unrecht, beſonders wenn es uns erlauben will, dem lakoniſchen Oh! und Ah! das eben ſo lakoniſche Ach! beyzufügen. Gewiß würden ſo manche ſchätzbare Schriftſteller jezt nicht von der franzöſiſchen Juſtiz verfolgt; das St. Pelagiegefängniß ſtäte nicht voll von Journaliſten und andern Autoren, wenn ſie blos Ah und Oh gerufen hätten, anſtatt die herrſchenden Mißbräuche zu rügen, oder die Lage der Dinge ſo mißlich zu ſchildern, wie ſie iſt. Hätte der Verfaſſer der Lilier Zeitung nicht geſagt, der unglückbringende Krieg beraube eine Menge Arbeiter und ihre Familien ihres täglichen Brodes, ſondern hätte er ſich ſtatt deſſen blos der klugen und kurzen Ausrufung Talleyrands bedient, ſo würde er ſo eben nicht zu drey Monat Gefängnißſtrafe und zu einer Geldbuße von 3000 Franken verdammt worden ſeyn. Wie verwegen ſind nicht alle diejenigen, die etwas mehr ſagen wollen als Ah und Oh? Die Welt geben laſſen wie ſie will, ſeine Pflicht ſo und ſo erfüllen, und immer dem Pater Prior Gutes nachſagen, iſt, wie Voltaire bemerkt, eine alte Mönchsregel, die zwar das Kloſter in ſeiner Unbedeutendheit läßt, wobey aber der einzelne Mönch wohl beſteht. Warum haben alle die Verfaſſer, die nun muthlos ihre Feder niederlegen, und den Dingen ihren natürlichen Lauf laſſen, nicht an dieſe Kloſtermaxime gedacht? Sie hätten ſich den widerlichen gerichtlichen Verfolgungen entzogen. Es iſt eine wahre Verheerung mit der periodiſchen Literatur in Frankreich vorgegangen. Vor einigen Jahren beſtanden wenigſtens dreyßig freyſinnige Journale; faſt alle ſind unter irgend einem Vorwande vor Gericht gezogen worden; jedoch bis zu Anfange dieſes Jahres konnten ſie wenigſtens fortbeſtehen; nun wurde aber verſucht, eins derſelben eigenmächtig aufzuheben: dieß ging durch; alsbald ward daſſelbe Verfahren auf die andern angewandt; einige wollten unter einem andern Titel wieder auftreten, allein die Buchdrucker wurden mit Einziehung ihres Patents bedroht; einigen, welche manche freymüthige und freyſinnige Schriften gedruckt hatten, wurden die Patente wirklich entzogen; und ſie mußten ihre Druckereyen ſchließen. So haben denn die intereſſanteſten periodiſchen Schriften, die das Publikum ergözten, aufgehört, und nur die Zeitſchriften der Ultravartbey blühen fort, ſo wie das Unkraut auf dem Boden fortwuchert, den die gewaltſame Hand des Krieges wüſte gelegt hat. Wer an den platten Schimpfreden des La Foudre oder an der kriechenden Unterwürfigkeit der Lettres Champenoiſes Geſchmack findet, für dieſen mag freylich der Verluſt unerheblich ſeyn: wer aber gern freymüthige und gemeinnüzige Gedanken in witziger Einkleidung lieſt, der entbehrt ungern die Blätter, in denen er dieſelben reichlich vorfand, und die Anzahl Leſer der lezten Art iſt überall ſehr zahlreich, beſonders aber in Frankreich, wo die öffentliche Urbanität keineswegs den Geſchmack an Freymüthigkeit unterdrückt, und wo das franc parler ſich unter allen Regierungen ſo ziemlich beybehalten hat. Den Buchhändlern und Buchdruckern iſt ein panniſcher Schrecken eingeſagt worden; man hat ihnen unter der Hand zu verſtehen gegeben, daß, wenn ſie künftighin Bücher verlegten oder druckten, welche der Regierung mißfielen, ſo würde man ihnen ihre Läden oder Druckereyen ſchließen. Nun ſind ſeit funfzig Jahren eine übergroße Menge von Schriften in Frankreich erſchienen, die zum Theil eine Menge Auflagen erlebt haben, worin aber Manches den jezigen Machthabern mißfallen kann. Es müſſen dieſe Leute rathen, was ihnen wohl Schaden zufügen könne, und da wagen ſie dann nicht mehr, eine Menge allgemein verbreiteter Schriften in ihren Bücherverzeichniſſen auch nur anzuzeigen; einige, um ſich das Anſehen zu geben, als ob ſie die in Gunſt ſtehenden Geſinnungen wollten befördern helfen, ſuchen alte abgeſchmackte Andachtsbücher hervor und kündigen dieſelben in ihren Katalogen an; dadurch helfen ſie, dieſem oder jenem, jezt verdächtigen Buche durchzuhelfen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 64.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. August 1823.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Joris,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Goethe.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Fortsetzung.)

So verflugen drey traurige Jahre, als dem Sultan eines Tages gemeldet wurde, daß einige Jäger aus den am weitesten abgelegenen Provinzen des Reichs um die Gnade flehten, Höchstdemselben ein Raubthier, dessen sie sich bemächtiget, und welches sie, seiner Wildheit ungeachtet, lebendig nach der Hauptstadt, seiner großen Seltenheit wegen, gebracht hätten, vorzeigen zu dürfen. Der Sultan war so eben bey der Prinzessin, als ihm dieser Bericht abgestattet wurde, und Raisonable, die sonst nie ihre Einsamkeit verlassen mochte, äußerte ihr Verlangen, das Thier zu sehen. Der Käfig ward in den Schloßhof hereingebracht, und der ganze Hof begab sich dahin.

Schrecklich brüllte der Tiger, als sich so viele Leute ihm näherten. Die Prinzessin aber stieß einen lauten Schrey aus, als sie die wohlbekannten bedornten Stiele mit ihren grünen Blättern an dem grimmigen Unthiere gewahr wurde. Sie erkannte ihren lieben Fantastus wieder. Sie vergaß alle Gefahr und flog an den Käfig. Der verhungerte Tiger springt auf, um seine Krallen in die unvorsichtige Beute zu schlagen, stürzt aber sogleich, als wolle er knien, zu ihren Füßen nieder, mit allen Kennzeichen der Unterwürfigkeit und Demuth. Ihre Hand öffnet den Käfig. Sie wagt zu dem Tiger hineinzutreten; er bleibt ruhig in derselben Stellung liegen. Sogleich erschien Zirlefamber und rufte dem bezähmten Unthiere zu: „Du unterwirfst dich also Raisonable? — Unter dieser Bedingung verdienst du wieder Mensch zu werden. Orsis hat ihr Geschick und das deinige zusammengeknüpft; allein es gebührt ihr, immer eine Stufe höher zu stehen. Sie soll dich beherrschen. Suchst du die Oberherrschaft über sie zu erschleichen, so bist du ein Verbrecher, und mußt die Strafe ertragen, unter die Thiere wieder versezt zu werden. Du weißt aus Erfahrung, daß ich Wahrheit rede. Hüte dich, daß deine Unbändigkeit dich nicht aufs Neue hinreiße, denn ihr folgt unmittelbar die Strafe." — Er berührte mit dem Zauberstabe das Unthier, und ein siebenzehnjähriger Jüngling lag, statt des Tigers, zu den Füßen der Prinzessin.

Allein er war sanft und nachgiebig, sang seiner Raisonable die erlebten Widerwärtigkeiten in schmelzenden Elegien vor; lobte ihre Reize in begeisterten Versen; pries die Gottheit, die seine Prinzessin ihm wiedergegeben hatte, in den erhabensten Oden; dichtete Lustspiele, wobey seine ernste Gebieterin lachen mußte, und Trauerspiele, die ihr die wehmüthigsten Thränen entlockten; ließ seine Harfe die Loblieder begleiten, auf deren Flügeln sich ihr Herz zu Orsis erhob; vereinte die Klänge aller Instrumente, um ihr Gemüth in seliger Wonne zu fesseln; umtanzte sie wie ein heiterer, junger Apoll; war immer geschäftig und immer liebenswürdig.

Sezte sich die Prinzessin zum Schreibpult, um der heiligen Anschauung der Religion ihre Feder zu weihen, so

ſtellte ſich der Jüngling leiſe an ihre Seite, und ſie ſchilderte die Vollkommenheiten Oriſis ſo groß; die Pflichten, welche er von ſeinen Geſchöpfen fordert, ſo beglückend; die Wonne der Seligkeit ſo hehr, ſo heilig, daß man in der Verſuchung zu glauben war, daß der Engel, welcher ſeinem Throne zunächſt ſteht, ihr in die Feder diktirt habe. Stellte ſie die Tugend dar, dann lieh er ihr die Farben, und — die Ruchloſigkeit ſelbſt wünſchte tugendhaft zu ſeyn. Jedes Geſchäft gelang der Prinzeſſin, und ſie wurde täglich ſchöner, weil der heitere Geliebte ihr zur Seite ging. Es freuten ſich ihre Eltern und ſie hatten den Jüngling lieb, der den Trübſinn der Tochter hinweggezaubert hatte. Der ganze Hof betete ihn an. Er wurde ſo berauſcht von dem Rauchwerk, womit man ihn umnebelte, daß er ſich ſelbſt für eine weit erhabenere Perſon hielt, als ihn Raiſonable anſähe. Er wollte nicht länger blos ihre Unternehmungen verſchönern, ſondern etwas ganz für ſich unternehmen. Er wollte nicht von ihr geleitet werden; ſie ſollte ſich von ihm führen laſſen. Sie hatte aber ſchon aus Erfahrung gelernt, daß ſie ihm die Zügel nicht übergeben dürfe, und hütete ſich, von dem leichtſinnigen Jüngling verleitet zu werden. Sie meinte, daß ſein Geſchäft nur ſey, ihr Anmuth, Glanz und Gewalt zu reichen; er behauptete, daß er es ſey, der Alles hervorzauberte, und ſie mithin ſehr gut entbehren könne. Ja er wurde ihr gar ungetreu, und buhlte um ein blutjunges weibliches Weſen, das bey weitem nicht ſo ſanft und liebenswürdig, wie Raiſonable war, allein einfältig genug, um den jungen Wildfang zu bewundern und mit ihm herumzuſchwärmen, ſo viel es ihm gefiel. Dieß überkluge Kind predigte ihm immer vor, während ſie ihn in betäubendem Wirbeln herumdrehte, daß Raiſonable ihm zu alt und pedantiſch ſey, und ſezte ihm ein Paar Brillen auf die Naſe, wodurch wirklich Raiſonable ein ſteifes, unangenehmes Ausſehen bekam. Der junge Thor glaubte mehr den bezauberten Brillen, als ſeinen eignen Augen, und verließ die Prinzeſſin ganz. Mit den trügeriſchen Brillen auf der Naſe vertiefte er ſich nun in eigene Anſichten, nur um Raiſonable zu zeigen, wie unbedeutend ihre Geiſtesgaben waren. Obgleich es dem, was er an den Tag förderte, durchaus an einem klaren Sinn fehlte, ſo klangen jedoch die Worte recht hübſch, und das war genug, um die Jugend und die Menge hinzureiſſen. Raiſonable's Warnungen wurden nun gar nicht mehr gehört, und ſo kehrte er in dem Bereich der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks das Unterſte zu oben, und wenn ihm Raiſonable Gegenvorſtellungen machte, lachte er ihr ins Geſicht. Die Prinzeſſin war untröſtlich, ſich ſo von dem Geliebten verhöhnt zu ſehen. Ihre Schönheit ſchwand hin, die rothen Roſen ihrer Wangen wurden gelb; allein ſo wie die Roſenblätter auf Raiſonable's Wangen erbleichten, ſo verdorrten auch die grünen Blätter hinter Fantaſtus Ohren, und nur der nackte, dornbeſezte Stiel blieb ihm übrig. Er wurde häßlich. — Die arme Prinzeſſin konnte nicht länger die Kälte und Anmaßung ihres Geliebten, ſein wüſtes, verwirrtes Aeußere und den Verluſt ihrer eigenen Schönheit ertragen. Sie mochte nicht die Undankbaren erblicken, die ihrer über Fantaſtus Ausgelaſſenheit vergaßen; ſie faßte den Entſchluß, in eine Einöde, weit von den Menſchen, zu fliehen, und zu dem bitterſten Kummer ihrer Eltern führte ſie ihr Vorhaben aus. — Das ganze Land ſuchte nach der verlornen Prinzeſſin, nur Fantaſtus war unbekümmert; er war in ſeiner Geiſtesabweſenheit auf die tolle Grille gekommen, als ſey die vermißte Raiſonable in einer der Falten ſeines großen Gewandes verborgen. Es war unmöglich, ihm dieſe Meinung zu benehmen. — „Gib mir meine Tochter wieder, rief der Vater, oder zeige mir blos die Falte, in welcher ſie ſich verborgen hält!“ — Fantaſtus lächelte, und zum Erſtenmal ward man inne, daß ſein Lächeln eben ſo unangenehm, wie dumm ſey. — „Ach, du allein, ſeufzte Zaide, biſt Schuld daran, daß unſer Kind uns verlaſſen hat! Und nun ſuchſt du ſogar ihren Ruf dadurch zu beflecken, daß du der Welt einbilden möchteſt, ſie ſey bey dir verborgen.“ — Fantaſtus lachte hoch auf, allein ſein Lachen glich völlig dem Geſchrey eines Eſels. — „Elender! rief Merlins. Deine Thorheit geht in der That weit, wenn du wirklich wähnſt, daß Raiſonable unter die Obhut eines Wahnſinnigen, den ſie verachten muß, geflüchtet ſey. Weblan! ſie trete hervor aus ihrer Verborgenheit, und rette dich dadurch von dem Schickſal, das du dir ſelbſt bereitet haſt; wo nicht, ſo empfange denn, du dummer Prahler, in der allgemein verachteten Geſtalt die Strafe, die allein auf ein ſo unvernünftiges Geſchöpf, wie du biſt, wirken kann!“ Sie berührte ihn mit ihrem Zauberſtab, und ein Eſel mit langen nackten Dornſtielen hinter den Ohren eilte aus dem Schloßthore heraus.

(Der Beſchluß folgt.)

Proben mauriſcher Diplomatik aus dem ſpaniſchen Werke des Bibliothekars Dr. Conde: „Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien.“

(Beſchluß.)

Der König von Sevilla, Aben Abed, gab ſeinem Geſandten nachſtehendes Schreiben an den marokkaniſchen König mit, die Antwort darauf haben wir bereits vorausgehen laſſen:

„Dieſer Brief gelange zum Angeſicht des Fürſten der „Muſelmänner, des Beſchützers ihres Glaubens, des Wiederbelebers der wahrhaften Sekte des Kalifen, an den „Iman der Muſelmänner und König der Gläubigen,

„Abu Jacub Juzef ben Taſfin, den Erlauchten und Erhabenen, den Lobpreiſer der göttlichen Majeſtät und Allmacht des Höchſten, dem nach dem Willen Gottes und des Himmels Lebenden, der nicht ſtolz wird ob ſeiner Ehre und Größe, und ſich begnügt mit dem Lohne, welchen ihm Gott ſendet — Muhamed Aben Abed ſeinen Gruß, vollkommene Wohlfahrt durch Gott, wie Deiner erhabenen Perſon zukommt, zu gleicher Zeit Gottes Barmherzigkeit und himmliſchen Segen. —

„Dieſen Brief ſendet der ab, welcher, von allen übrigen Dingen abſtehend, ſich einzig an deine großmüthige Majeſtät wendet, und von Medina Sevilla aus zu Dir ſpricht, in der Hälfte des erſten Giumada Mondes, im Jahre der Hegyra 479 (1086). O König der Muſelmänner, Dich wolle Gott erheben, und durch Dich ſeinen Glauben in Schutz nehmen. Wir andaluſiſche Araber haben in Spanien unſere erlauchten Stämme nicht rein erhalten, ſondern dieſelben ſind unter ſich vermiſcht in verſchiedene Theile des Landes zerſtreut worden, dergeſtalt, daß unſere Geſchlechter und Familien alſo vermengt, ſeit langer Zeit keinen Verkehr haben mit unſern verwandten Stämmen, welche in Afrika wohnen. Dieſer Mangel an Vereinigung hat auch unſere Intereſſen getheilt, aus der Uneinigkeit iſt Zwieſpalt entſtanden; dann hat ſich die Macht des Staates geſchwächt, und hierauf haben unſere geborenen Feinde die Oberhand genommen, daß wir uns jezt in einem Zuſtande befinden, in welchem uns Niemand beyſtehen noch von Nutzen ſeyn kann, und wir dem Hohne und Verderben ausgeſezt ſind; denn mit jedem Tage wird die Bitterkeit und Wuth des Königs Alphons unerträglicher; wie ein wüthender Hund fällt er mit ſeinem Kriegsvolk in unſere Länder, erobert Feſtungen, nimmt Muſelmänner gefangen mit ſich fort, und betrachtet uns gleichſam als ſeine Fußſchemel, ohne daß ein Emir Spaniens ſich erhöbe, die Unterdrückten zu beſchützen; im Gegentheil ſehen die Emire ſorgenlos dem Untergange ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn zu, keiner denkt daran, ſeinen Glauben zu vertheidigen, und ſie ſind die nämlichen nicht mehr wie ſonſt; das Wohlbehagen, das liebliche Gefächel andaluſiſcher Luft, das Vergnügen, die köſtlichen Bäder in duftendem, wohlriechendem Waſſer, die friſchen Quellen und wohl bereitete Leckerbiſſen haben ſie verweichlicht, und ſind ſchuld daran, daß ſie ſich ſcheuen, in den Krieg zu ziehen und Strapatzen zu ertragen, ſelbſt die gerechteſten Urſachen unſerer Bedrückung können ſie nicht dazu vermögen; ja ſo weit geht es bey uns, daß wir uns kaum erdreiſten, das Haupt in die Höhe zu richten. Da nun — Ihr o Herr! ein Abkömmling ſeyd von Homair, unſerm Urahnen, ein mächtiger Herr ſeiner Völker und ausgedehnten Länder, ſo ſeyd auch Ihr der Herr, an den ich mich wende, erfüllt von dem vollkommenſten Vertrauen, und zugleich Gott, wie Euch, bitte um Hülfe und Beyſtand, Euch dringend erſuche, ſonder Zögern nach Spanien herüber zu kommen, und mit dem Feinde zu kämpfen, welcher, ungläubig und treulos, ſich über uns erheben will, und unſern Glauben auszurotten trachtet. — O Herr, kommt recht bald, und erweckt in Andaluſien den Eifer für die Laufbahn Gottes und die Vertheidigung der Lehren unſers verehrten Propheten; Dienſte, für welche wir uns ewige Belohnungen erwerben, himmliſche Gnaden von Gottes wohlthätiger Hand, reich ausgeſtreute Wiedervergeltungen; denn es gibt keine Gewalt und keine Macht, als in Gott dem Allerhöchſten und Allmächtigen, deſſen Heil und Segen und himmliſche Barmherzigkeit ſich über Eure Hoheit verbreite.“

Alphons VI. ſpricht mit Aben Abed, dem Könige von Sevilla, alſo:

„Dem Beherrſcher und Herrn der beyden Glauben und Nationen, der erlauchte und mächtige König Don Alphons ben Sancho, — an den König Almutamed Bila Aben Abed, welchen Gott ſtärken und ſeinen Verſtand erleuchten wolle, damit er ſich entſchließe, den Weg einzuſchlagen, der ihm der erſprießlichſte iſt; ſeinen Gruß und guten Willen, von Seiten eines Königs, allzeit Mehrer ſeines Reichs und Beſchützer ſeiner Völker, deſſen Hauptbaar grau geworden iſt in der Erkenntniß und Einſicht der Dinge, in der Uebung und Gewandtheit unter den Waffen und im fortwährenden Erringen des Sieges; — in deſſen Haus geboren wurde die Erreichung ſeiner Wünſche wie die Befolgung ſeines Willens, in deſſen Fahnen der Sieg ſeinen Wohnſiz aufgeſchlagen hat, eines Königs, welcher die Lanzen zum Weichen bringt, wie es mit ihm ſeine tapfern Begleiter in kräftigen Streichen vollführen; welcher in Trauer kleidet die muſelmäniſchen Weiber und Jungfrauen; welcher die Schwerter bekränzen läßt an den Leibbinden ſeiner Kämpen, und Eure Städte mit Jammer erfüllt und mit Kriegslärm. Wohlbekannt iſt es Euch, was ſich zugetragen in Toledo der Hauptſtadt und dem Hof von Spanien, und was ſeinen Bewohnern begegnet und dem Volke der dortigen Umgegend während der Belagerung wie bey der Einnahme; und wenn Ihr und die Eurigen bis jezt verſchont geblieben ſeyd, ſo wird auch Eure Zeit kommen, denn der Aufſchub hat nur ſtatt gefunden, weil es alſo mein Wille war, und mein eigenes Belieben; und wenn Ihr jezt ruhig lebt und ungeſtört, ſo bedenkt, daß der Verſtand und die Klugheit des Menſchen darin beſteht, daß er ſich in Zeiten verwahre, und genau erwäge, was ihm fromme und zuträglich ſeye, ehe er in Schlingen fällt, oder gar in's Verderben, welches ſich ſpäter nicht wieder gut machen läßt; — denn fürwahr, wenn ich keine Rückſicht nehmen wollte auf die Verträge, welche zwiſchen uns be-

„ſtehen, und auf das Wort, ſo wir uns gegeben — denn „nichts liegt meinem Gedächtniſſe näher als das gegebene „Wort, und Treue und Glauben — ſo würde ich ſchon „in Euer Land gefallen ſeyn, und Euch mit Feuer und „Schwert aus ganz Spanien vertrieben haben, ohne Zeit „zu Fragen und Antworten zu geſtatten, und würde es „für uns keinen andern Geſandten mehr geben, als den „Lärm und das Getümmel der Waffen, das wilde Wie„hern der Schlachtroſſe, das Gewirbel der Trommeln und „das Trompetengeſchmetter. — Ich will Euch dieß voraus „verkünden, um Euch jeder Entſchuldigung zu entledigen, „und bemerke dabey nur noch, daß nur der zu eilen nöthig „hat, welcher fürchten muß, die Ereigniſſe möchten nicht „nach ſeinem Wunſche ausfallen. Ich ſende Euch dieſe „Botſchaft mit dem Carmut Albarhan, denn ich ſetze Ver„trauen in ihn, er verſteht dergleichen Geſchäfte in Ord„nung zu bringen, und mit Perſonen von Einſicht umzu„gehen; — was Du auch immer mit ihm beſprechen magſt, „vertraue auf ihn, er hat Verſtand für jedes Geſchäft, „und weiß von Allem, was Du in Bezug auf Deine ei„gene Perſon oder deine Vaſallen mit ihm zu unterhan„deln belieben wirſt, auch je nachdem Du Dich dabey be„nimmſt, ſollſt Du ſpäter Dein Werk ſehen und ſeine Fol„gen. Meinen Gruß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

(Fortſetzung.)

Seit der Revolution war Gleißnerey eine ziemlich ſeltene Untugend in Frankreich; aber unter den jetzigen Umſtänden ſteht wahrlich zu befürchten, daß ſie wieder emporkommen wird. Der hieſige Wechſel der Regierungsſyſteme hat manche Spekulanten außer Faſſung gebracht; glücklich diejenigen, die Geiſtesgegenwart genug beſitzen, um den Mantel immer nach dem Winde zu hängen und aus den ſchnell vorübergehenden Umſtänden ſogleich allen möglichen Nutzen zu ziehen! Man hat mir von einem hieſigen großen Handlungshauſe erzählt, daß es vier bis fünf Mal ſeine Spekulationen mit Kupferſtichen hat ändern müſſen. Unter der alten Regierung, als Frankreich mit Klöſtern und Kirchen angefüllt war, war dieſes Haus durch den Verlag und Handel der heiligen Bilder reich geworden. Die ausgebrochene Revolution machte dieſem Handel mit einem Mal ein Ende; die Kupferplatten mußten zernichtet oder bey Seite geſchafft werden, um keinen Verdacht zu geben, als ob der Prinzipal ariſtokratiſche Geſinnungen hegte. Da es alſo mit den Heiligen nicht mehr fort wollte, ſo ließ das Handlungshaus alle die Helden der Zeit, als Robespierre, Marat u. a. in Kupfer ſtechen, dieß gab dann wieder zu einem beträchtlichen Abſatze Anlaß und es ging eine Weile vortrefflich. Endlich aber erſchien jemand, der alle die in der Revolution groß oder berüchtigt gewordenen Männer verdunkelte; Robespierre und Marat konnten unmöglich mehr zum Verkaufe ausgeſtellt werden, das Haus würde ſich ein jakobiniſches Anſehen gegeben haben. Es fing alſo an, nichts als Landcharten der Kriegsſchauplätze zum Behufe der Zeitungsleſer zu verlegen, und aus Dankbarkeit gegen Napoleon, deſſen Feldzüge einen reißenden Abſatz der Landcharten verurſachten, wollte das Haus ein vortreffliches Portrait des Kaiſers liefern, und ließ es daher von einem der ausgezeichnetſten Künſtler in Paris ſtechen. Es hatte dafür bereits 12,000 Franken ausgegeben, und das Portrait war eben zur allgemeinen Verwunderung ausgeſtellt worden, als die Revolution vom Jahr 1814 einfiel, und es nun gefährlich wurde, ein Portrait Napoleons im Laden zu haben. Die Platte wurde zerbrochen und dafür Portraite der Königl. Familie begonnen. Einige davon waren ſo eben ausgegeben, als die Landung Buonopartes im Jahr 1815 es erheiſchte, die Königl. Familie zu verſtecken, und Kupferſtiche aus der kaiſerlichen Zeit hervorzuziehen. Drey Monate hernach mußten dieſe auch wieder verſteckt werden, wogegen dann die Portraite der Königl. Familie wieder an's Tageslicht gebracht wurden. Jetzt verlegt ſich das beſagte Handlungshaus wieder aufs Verfertigen der Heiligenbilder und bekömmt ſtarken Abſatz.

Vermuthlich um den unabhängigen Schriftſtellern zu Hülfe zu kommen, denen durch die jetzt herrſchenden Regierungsgrundſätze manche Ausſichten verſchloſſen werden, hat neulich ein wunderlicher Kauz, Namens Eloi Johanneau, der übrigens ſehr gelehrt iſt, den Plan ſeines Coenobiums drucken laſſen, einer Anſtalt, womit er ſich ſchon lange herum trägt. Sein Coenobium ſoll eine Wirthſchaft gelehrter Junggeſellen werden, die vermittelſt einer beſtimmten Einlage oder einer jährlichen Zahlung das Recht erlangen, in der Anſtalt zu wohnen, und ſich von derſelben verpflegen zu laſſen. Der Herr Erfinder will natürlicher Weiſe der Direktor derſelben werden und ſich einen aus den Penſionären gewählten Rath beygeſellen; jedweder Gelehrte, der ein Gaſt des Coenobiums wird, ſoll ein Zimmer, drey Mahlzeiten im Tage, ein Hemd und ein paar Strümpfe in der Woche bekommen; letzteres Verſprechen lautet freylich etwas trivial und gar nicht literariſch: allein E. Johanneau behauptet, daß die Haushaltungsſorgen den Gelehrten gerade am widerlichſten wären; er meint alſo, ihnen einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er ſie dieſer Sorgen überhübe und ſie wie Mönche oder wie Knaben in einer Erziehungsanſtalt verſorgte, damit ſie ſich ausſchließlich ihren gelehrten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend widmen könnten, und in ihren tiefſinnigen Forſchungen durch keine einzige Sorge wegen materieller Bedürfniſſe zerſtreut würden. Anfangs ſollten die Mitglieder des Coenobiums auch Vorleſungen halten, eine monatlich zu erſcheinende Sammlung von Abhandlungen herausgeben und die Fortſetzung der großen, von den ehemaligen Benediktinern begonnenen geſchichtlichen Arbeiten unternehmen; dieß ſollte ſogar der Hauptzweck des Coenobiums werden. Ich möchte doch dieſe gelehrte Junggeſellen-Wirthſchaft im Gange ſehen, und mich beſonders von der Eintracht in einer ſolchen Schriftſtellergemeinde überzeugen! Nota bene, um die Polizey beſſer handhaben zu können, ſchreibt der Herr Direktor in ſeinen Statuten vor, kein Frauenzimmer, ſogar nicht einmal eine Magd dürfe die Nacht im Coenobium zubringen. Wenn er ſie am Tage auch ausſchlöſſe, ſo würde das Pariſer Coenobium ja faſt zu einem Monte Santo oder Athos. Das wäre etwas neues in Paris, wenigſtens ſo lange man es nicht dahin bringt, (wenn man es ja dahin bringen ſollte), die ehemaligen Mönche leibhaftig wieder herzuſtellen, woran man emſig arbeitet, faſt eben ſo emſig als an der Beſitznahme der einträglichſten und bequemſten Aemter im Staate.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. August 1823.

Was der Mensch gesäet, das soll er ernten!
Doch es ist der Menschen Fluch und Segen,
Daß nicht Jedem seine Saaten reifen,
Sondern oft der Enkel edeln Waizen,
Oder Spierling erntet, den die Väter
Weislich oder thöricht ausgestreuet.

Raupach.

Die Prinzessin mit den Rosen und der Kater mit den Dornen.

(Beschluß.)

Lange trieb sich der Esel schreyend auf dem Schloßplatze herum. Je mehr er schrie, desto lauter lachte das Volk. Der Esel nahm das laute Lachen für Beyfall, und schrie nur lauter, denn er war eben so stolz als Esel, wie er früher als Mensch gewesen war. Das ewige Geschrey ärgerte zuletzt Alle, die vor Kurzem gelacht hatten. „Gutes dummes Thier, höre doch einmal auf!“ baten die Gutmüthigen. Der Esel schrie. Andere schalten und hielten sich die Ohren zu. Der Esel schrie. „So schweige, du Ausbund aller Esel!“ riefen Einige, und erhoben schon die Prügel. Der Esel schrie noch lauter. Da kam endlich ein Bauer hinzu, der seinen vor Kurzem weggelaufenen Esel überall suchte. Der eine Esel sieht dem andern ähnlich, und mithin hielt er den verwandelten Fantastus für den seinen. „Eo, eo! finde ich dich hier wieder, du dummes, träges, widerspenstiges Thier? rief er. Fort, zu Hause! Ich werde dich eines Bessern belehren, als mit deinem Geschrey feine und hochgeborne Ohren zu betäuben.“ Der Esel machte Miene, ihm Eins mit dem Fuße zu versetzen, doch ein tüchtiger Hieb von dem Knittel des Bauern brachte ihn bald zum Gehorsam. „Du hast immer zu wenig Prügel bekommen, rief der erzürnte Bauer; darum wagst du jezt, deinem Gebieter zu trotzen; allein mein Knittel wird dich wohl zu Raison bringen.“ Dieß Wort mahnte Fantastus an die Prinzessin Raisonable, und da er, unter jeder Gestalt, sich immer der Vergangenheit erinnern konnte, so seufzte er tief bey dem Andenken seiner verlornen Geliebten. Der Bauer hielt diesen Seufzer für eine gewöhnliche Eselsgrille, und so wurde seine Sehnsucht nach Raisonable dießmal mit Prügeln belohnt. Der Esel fand das Benehmen seines Herrn höchst ungerecht, doch während er durch einen Zwang, der bey weitem nicht so gelind war, als der, in dem die Prinzessin ihren Geliebten gehalten haben würde, zur Ergebung in den Willen Anderer gebracht wurde, fing er an nachzudenken. Ja, noch ehe der Esel das Haus des Bauern erreichte, war seine Eselshaut so mürbe und sein Wille so nachgiebig geworden, daß er es sich selbst ernstlich gelobte, daß nichts auf der Welt ihn von seiner Gebieterin trennen solle, wenn er je so glücklich wäre, sie wieder zu finden. Nur Schade, daß er erst in Eselsgestalt sich zu diesem guten Vorhaben entschloß. Nicht weniger wollte er durch stille Geduld die Gunst der Wesen, welche sein Schicksal und das der Raisonable leiteten, selbst wenn er, so wie hier, mißhandelt werde, verdienen. Daher ließ er sich auch willig die schwersten Bürden aufsiegen, arbeitete von Morgen bis Abend, und bekam doch oft Prügel, obgleich er nach und nach der frömmste und fleißigste Esel wurde.

Daß diese Bekehrung Zeit erforderte, ist natürlich; es vergingen Jahre, ehe Fantastus der fromme, gehorsame Esel ward, den ich hier beschrieben habe.

Sein Herr war einer von jenen Menschen, die sich

nur durch ihre äußere Gestalt von den vierbeinigen Thieren unterscheiden lassen. Sein Gemüth war eben so starr, eben so roh, wie das seines Thieres; daher prügelte er den seinigen, obgleich er still und ruhig seine Pflichten erfüllte.

Eines Tages, als der Bauer dem Esel so viele Sachen aufgepackt hatte, daß es sich beynahe nicht von dem Flecke rühren konnte, wollte der harte Herr es jedoch durch entsetzliche Prügel in Trab bringen. Der Esel war nahe daran, zu unterliegen, jedoch verfluchte er sein Schicksal nicht, strengte aber alle Kräfte an, um dem Herrn zu gehorchen. — „Unmensch!" rief dem Bauer eine Bettlerin zu, die am Wege saß, den Kopf so verhüllt, daß man nicht entdecken konnte, ob sie jung oder alt sey; der Bauer mußte das Letztere vermuthet haben, denn er schalt sie eine alte Hexe, die ihm es verwehren wollte, sein Thier so zu behandeln, wie es ihm beliebte. „Begreifst du denn nicht, versetzte die Bettlerin, daß du noch einfältiger als dein Thier bist, wenn du es zwingen willst, eine Unmöglichkeit auszuführen?"

„Ach! dachte Fantastus, mit dergleichen Fragen hat meine Raisonable oft versucht, mich zur Vernunft zu führen. Wehe mir, ich hörte sie nicht, und doch besaß ich mehr Geist, als mein harter Herr; er wird gewiß meine Vorsprecherin auch nicht hören!" Er hatte Recht. Der Bauer schalt, ja er erhob sogar den Knittel gegen die Bettlerin. Der Esel wollte hinzueilen, um den Hieb von der armen Frau abzuwehren. In demselben Augenblick wurde er in einen Löwen verwandelt; er richtete den Kopf in die Höhe, schüttelte die furchtbaren Mähnen, und drohte, den Bauer anzufallen. Der Grausame ist gewöhnlich feig, daher entfloh auch der Bauer mit entsetzlichem Gebeul. Der Löwe ließ ihn fliehen; es war ihm genug, daß die Bettlerin unberührt davon kam, und er wollte mit einem Morde dem Himmel seine Verwandlung nicht danken. — Während dessen der Bauer ein Angstgeschrey ausstieß, ließ die Bettlerin ein lautes Geschrey der Freude vernehmen. Sie war die Prinzessin Raisonable, denn vor Angst über dem Löwen war es ihr entgangen, wo der Esel geblieben war, und nun überzeugten sie die grünen Blätter hinter den Ohren des Erstern, daß dieser ihr geliebter Fantastus sey. Daß Fantastus, der noch vor Kurzem ein Esel gewesen, sie nicht sogleich erkennen konnte, ist sehr begreiflich; daß sie fürchtete, sich ihm zu erkennen zu geben, ist es eben so. Sie hatte leider zu viele Proben seines Leichtsinns und seiner Unbeständigkeit gehabt. Indessen sah sie es als ein gutes Zeichen an, daß die vor Kurzem verwelkenden bedornten Stiele aufs Neue grüne Blätter trugen, denn alsdann, das wußte sie wohl, blühten auch die Rosen ihrer Wangen wieder, und der Gedanke erfreute sie, sich ihrem Geliebten, wenn sie sich ihm zu erkennen geben wollte, in der Glorie ihrer Anmuth darstellen zu können. Sie lockte den Löwen an sich, und mit so schmeichelnder Freundlichkeit, als er seinem Wesen beylegen konnte, nahete er seiner Wohlthäterin. Sie liebkoſete ihn zärtlich, zog eine kleine Schnur aus dem Busen, wand sie um den Hals des Löwen, und das starke Thier ließ sich gern binden, und ging wie ein Lämmchen an ihrer Seite. Raisonable war so ganz außer sich vor Entzücken, daß sie sich entdeckt haben würde, hätte nicht Merline, die ihr auf ihrer freudenlosen, düstern Wanderung unsichtbar gefolgt war, und jezt, doch ihr unsichtbar, vor sie hintrat, ihr zugeflüstert: „daß es klüger sey, sich noch nicht zu erkennen zu geben, damit er blos durch das Gefühl der Dankbarkeit die menschliche Gestalt wieder gewinnen möchte; denn wenn dieß Fantastus Herz erfülle, könne sie sich zuversichtlich auf ihn verlassen; dagegen wäre die Liebe immer nur eine Leidenschaft, und sie wisse ja nur zu gut, daß der gute Fantastus sich gar zu leicht von seinen Leidenschaften hinreißen lasse, die eben wegen ihrer Heftigkeit nur von kurzer Dauer seyen. Erst müsse geprüft werden, ob er ihren Geist oder blos ihre Schönheit liebe." — Die Prinzessin sah ein, daß ihre himmlische Begleiterin Recht habe, und Fantastus trug mithin die leichten Ketten seiner Raisonable, ohne es zu wissen.

So hatten sie eine gute Strecke zusammen gewandert, als man den Ruf einiger Jagdhörner vernahm, und fünf Jäger mit wildem Geschrey auf Raisonable zustürzten. Sie würden sie ohne Zweifel getödtet haben, wenn der Löwe nicht mit edler Tollkühnheit für seine Wohlthäterin gekämpft hätte. Sie ließ die Schnur fahren, und der Löwe stürzte sich auf die Feinde. Der Kampf war hartnäckig, allein das Feuer des Löwen erregte den Muth der Prinzessin, mit Besonnenheit wurde sie jeden Kunstgriff gewahr, mit dem die Jäger den Löwen berücken und ihn an sich ziehen wollten; ja es gab Augenblicke, während deren er zu wanken schien; da erhob Raisonable die Blicke gen Himmel und rief: „Orsis, stärke du ihn mit deiner Kraft, und vergönne, daß ich, der ich von dir abstamme, nicht von diesen Barbaren zernichtet werde!" Die Kraft des Löwen wurde durch ihre Gebete entflammt, denn es war ihm, als stände Orsis an seiner Seite, lehre selbst ihn zu kämpfen, und reiche ihm des Siegers glänzende Krone. Die fünf Jäger wurden besiegt. „Wohl dir, daß du gewonnen!" klang es vom Himmel. Fürlefanfer auf dem himmelblauen Pferd, und Merline in ihrem Lilienwagen erschienen Beyde. Das zerlumpte Gewand der Prinzessin fiel ihr von den Schultern, und sie stand da, schöner, als sie Fantastus, der sie endlich wieder erkannte, jemals gesehen. Froh umarmte sie ihren theuern Löwen, und während dessen ihr Gesicht ihm nahete, berührten die Rosen ihrer Wangen die Stiele hinter seinen Ohren. Blumen und Blätter, ihren alten Platz verlassend, vereinten sich, wurzelten in der Erde und wurden der schönste Rosenbaum,

dem die himmlischen Wesen Unsterblichkeit verliehen, so lange Raisonable und ihr Geliebter einig waren, seiner zu pflegen.

Die Prinzessin war schöner als je, nun, da nichts Unnatürliches ihre reinen Züge entstellte. Ihr Löwe war in den heitersten, schönsten, feurigsten Jüngling verwandelt worden, der, vor seiner Geliebten niederknieend, flehte, daß sie doch um des Himmels willen das liebe, leichte Band wieder um ihn winden möchte, damit er nie mehr von ihr gerissen werde. — Die Fee Merkine schenkte der Prinzessin ihren Lilienwagen, nachdem die fünf Jäger hinten an denselben gekettet waren, und versicherte sie, daß ihr Geliebter, selbst wenn er den Versuch machen sollte, ihre Schnur zu zerreißen, ihr immer wieder theurer werden würde, wenn sie in diesem Wagen zusammen führen. Zirlesamber überließ dem Jünglinge sein himmelblaues Pferd, indem er hinzufügte: daß es nur auf diesem Thier geschehen dürfe, wenn er höher als gewöhnlich hinaufsteigen möchte, dann würde er immer froh zu seiner Geliebten zurückkehren und ihr immer theurer werden.

Die Prinzessin und ihr Geliebter bestiegen den Wagen, und nie war Phantasos — in diesen lieblichen Namen hatten die beyden beglückenden Wesen den vorigen Fantastus verwandelt, welchen er nur so lange zu tragen bestimmt war, bis er die angeborenen irdischen Makel abgestreift hatte — so hinreißend, nie war seine geliebte Prinzessin so voller Anmuth erschienen, als unter dem Lilienbogen, welchen der Wagen über ihnen bildete. Die beyden Geister begleiteten sie zu ihren Eltern. Der Sultan umarmte die Tochter und segnete ihre Verbindung mit dem geliebten Phantasos, dem Wohlthäter der Menschen. Zaide weinte die süßesten mütterlichen Thränen, und das ganze Land, die ganze Welt jauchzte, als Raisonable ihrem Phantasos die Hand zum ewigen Bunde hinreichte.

λ † ρ.

List eines Wahnsinnigen.

Vor Kurzem ereignete sich im Norden von England ein merkwürdiger Vorfall. Ein Mann, welcher allgemein als wahnsinnig erkannt worden, sollte auf Befehl der Beamten von Manchester in das Tollhaus zu Lankaster gebracht werden. Der Aufseher der Armenanstalt übernahm das lästige Geschäft: und da die Geisteskrankheit des Mannes ohne gefährliche Ausbrüche zu seyn pflegte, so entschloß sich der Aufseher, seinen Patienten ohne alle Gewaltthätigkeit nach dem Orte seiner Bestimmung zu bringen; und brachte ihn, unter dem Vorwande eine Lustfahrt mit ihm zu unternehmen, auch glücklich nach Lankaster. Inzwischen aber hatte der Wahnsinnige angefangen, über die wahre Absicht seines Führers Verdacht zu schöpfen und war auf seiner Hut. Als sie zu Lankaster angekommen waren, war es zu spät, um noch denselben Abend ins Hospital zu gehen, und die Reisenden begaben sich demnach in ein Wirthshaus, wo sie die Nacht über blieben. Wahrscheinlich brachte der Wahnsinnige dieselbe in stiller Schlaflosigkeit zu; denn schon bey Tagesanbruch eilte er zu der Ausführung seines Planes, den er in dieser Zwischenzeit entworfen haben mußte, und wodurch er nicht nur der ihm drohenden Gefangenschaft entging, sondern sich auch zugleich an seinem treulosen Führer rächte. Er stand nämlich leise auf, durchsuchte die Taschen seines Aufsehers und fand den amtlichen Befehl zu seiner Aufnahme ins Tollhaus, wie er es vermuthet hatte. Sogleich zog er sich an, steckte den Befehl in die Tasche und eilte ins Tollhaus, wo er den Direktor wecken ließ und ihm sagte, er habe einen Wahnsinnigen im Wirthshaus, den er gerne ohne Geräusch ins Hospital bringen möchte, und mit dem er daher im Laufe des Morgens, als wäre es für einen Spaziergang, in dasselbe kommen würde. Der Gouverneur möchte ihn dann in Empfang nehmen lassen. Es würde, setzte er hinzu, wohl fürs erste nothwendig seyn, ihn zu binden und ihm den Kopf zu rasiren, indem er wohl etwas wild werden dürfte; denn er habe es sich den ganzen Weg über fest in den Kopf gesetzt, er selbst sey der Aufseher und habe ihn (den angeblichen Aufseher) als einen Wahnsinnigen ins Tollhaus zu bringen. Alles dieses schien sehr wahrscheinlich: der Gouverneur sah den Befehl, und da solcher natürlicher Weise keine Beschreibung enthielt, und der Wahnsinnige, dessen ganze Seele wahrscheinlich auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet war, sich zu benehmen wußte, so bewies jener nicht den geringsten Anstand, und traf sogleich die gehörigen Anstalten zur Aufnahme des neuen Gastes. Als der Wahnsinnige ins Wirthshaus zurückkam, weckte er seinen sorglosen Aufseher zum Frühstück, wobey er ihm sagte, er habe den Morgen schon einen langen Spaziergang gemacht. — „Wahrhaftig," erwiederte der andere, „das thut mir leid; ich hätte gern selbst mit euch ausgehen wollen." „Nun, das kann noch geschehen, ich bin gar nicht müde." Man befand sich bald auf dem Wege und ging, wie der Wahnsinnige es erwartet hatte, gerade auf's Tollhaus zu. „Welch ein schönes Haus!" rief dieser mit scheinbarer Verwunderung. — „Hättet ihr wohl Lust hineinzugehen?" „O ja, wenns erlaubt wäre." — „Kommt nur mit, ich will uns schon die Erlaubniß auswirken," rief der Führer, stolz auf seine vermeintliche List, und froh, daß es ihm so leicht würde, den armen Schelm ins Garn zu führen, und eilte schnell in den Hof, während der andere sich dicht an ihn hielt, und die Miene annahm, als dürfte er seinen Patienten nicht aus den Augen verlieren. Indessen hatte ihn der Gouverneur kommen sehen; und da er den Mann, der am Morgen da gewesen war, sogleich erkannte und natürlich vermuthete, daß sein Gefährte der Seelenkranke seyn müsse, so eilte er ihnen mit zwey Wärtern entgegen,

damit der Kranke nicht etwa schüchtern würde und davon liefe. Sobald der Aufseher des Gouverneurs ansichtig ward, machte er ein paar Krahfüße, fühlte in die Tasche und sagte listig lächelnd: „hier bringe ich ihnen einen armen Mann, der —“ aber wie vom Donner gerührt stand er da, als er den Wahnsinnigen kalt hervortreten und dem Gouverneur den Befehl, den er eben in der eigenen Tasche suchte, mit den Worten übergeben sah: „das ist der Mann,“ und sich in demselben Augenblicke von vier Riesenarmen festgehalten fühlte. Verlegenheit, Erstaunen und Wuth folgten schnell aufeinander: er schwor, er sey der Aufseher und jener der Wahnsinnige — das hatte man aber ja gewußt, daß er das sagen würde — und als er nun zu schlagen, treten und beißen anfing, sah man sich mit Bedauern genöthigt, dem Rasenden die Arme zu fesseln, und um das Fieber zu vermindern, ihm den Kopf zu scheren. — Der Wahnsinnige fuhr inzwischen ruhig nach Manchester zurück, und sagte denjenigen, welche ihn nach seinem Führer fragten: „O der ist ganz verrückt, und ich habe ihn im Narrenhause zu Lankaster gelassen.“ — Als der Befehl des Stadtrathes zu seiner Loslassung dort ankam, war er beynahe wirklich wahnsinnig geworden und kam nach ein paar Tagen beschämt und mit verbundenem Kopfe nach Manchester zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, im Juli.

Die Grundsätze, nach welchen Staaten und Völker der aufstrebenden Jugend zu Hülfe kommen und ihr Gedeihen fördern, sind nie mehr besprochen und mannigfaltiger behandelt worden, als in den lezten zwanzig bis dreyßig Jahren. Die Art, wie die Erziehung in England, an mehreren Orten der Schweiz u. s. w. behandelt wird, hat eine Menge Ankläger und Vertheidiger gefunden, während die Methode der Franzosen, ihre Nachkommenschaft zu bilden, mehr oder weniger mit Stillschweigen übergangen, oder höchstens von den Anstalten der Hauptstadt geredet worden ist. Da Metz eines der Hauptbildungs-Institute des Landes besizt, so dürfte eine Uebersicht dessen, was hier in dieser Beziehung geleistet wird, einige Rüksicht selbst im Auslande verdienen. Das königliche Kolleg hier ist eine Vorbereitungsanstalt für diejenigen jungen Leute, welche sich einem der gelehrten Fächer oder der Artillerie weihen. Es ist in acht Klassen abgetheilt, welche jeder junge Mensch, der sich dem Staatsdienste weiht, regelmäßig von Stufe zu Stufe zu durchlaufen hat und nach deren Beendigung und abgelegtem Examen der Jurist u. s. w. das Studium seines Faches auf den dazu eigends errichteten Schulen beginnt, die aber, welche sich dem Genie-Wesen widmen, in die polytechnische Schule zu Paris übergehen. Die Schüler selbst theilen sich in solche, welche in dem Kolleg wohnen, essen u. s. w. (internes) und solche, die nur die Lehrstunden besuchen (externes). Was für die lezteren geschieht, hat blos Bezug auf ihren Fleiß und ihr sittliches Betragen innerhalb der Mauern des Kollegs: für die erstern aber wird auf eine Weise gesorgt, die eine nähere Zergliederung verdient. Es sind für dieselben fünf Aufseher bestimmt (maitres d'études), welche sie nie, als in den Stunden des Unterrichts verlassen. Die Schlafstätten sind große Säle, in denen je zwanzig bis dreyßig Betten stehen; Einfachheit, Reinlichkeit und Ordnung zeichnen diese Säle aus; in jedem Saal schläft ein Lehrer, der für Ruhe und Sittlichkeit sorgt; für die Aufsicht über Wäsche, Kleider u. s. w. sind eigene Bediente. Sämmtliche Schüler stehen nach fünf Uhr auf; um halb Sechs beginnt die Vorbereitungsstunde nach einem kurzen Gebete; zwischen sieben und acht wird jedem Zögling ein Stück Brod zum Frühstück gegeben und sie haben frey bis acht, wo die Lehrstunden beginnen, und bis Mittag dauern. Nach dem Mittagessen haben sie frey bis Ein Uhr, wo Vorbereitungs- und Lehrstunden bis 7 Uhr Abends währen; nach einem einfachen Abendbrode wird gespielt und um neun Uhr zu Bette gegangen. Der Sonntag und Donnerstag sind, wenigstens die Nachmittage, zu Spaziergängen bestimmt. Wir haben dieselbe Ordnung und dieselbe Frugalität in Schweizer-Instituten schätzen gelernt und das System, das man hier in dieser Rücksicht befolgt, ist jenen Anstalten nachgeahmt, nur ist der Charakter des hiesigen Systems weniger gewissen Ausnahmen unterworfen, welche dort zu Mißbräuchen Veranlassung geben, und mehr militärisch zu nennen. Die Art des Unterrichts in den niedern Klassen verdient billig unsere vollkommenste Anerkennung, nur bedauerten wir, daß man mit dem Griechischen nicht so früh und nicht so ernst beginnt, wie mit dem Lateinischen. In den obern Klassen ist der Unterricht bey weitem nicht so zweckmäßig und vielseitig (im guten Sinne des Wortes), wie in vielen deutschen öffentlichen Anstalten dieser Art. Zwar sind in Metz eigene Lehrer für die Fächer der Philosophie, Literatur, Geschichte u. s. w. angestellt; zwar wird hier für die alten Sprachen viel gethan und eine gründliche Erklärung der klassischen Autoren gegeben; aber es ist doch noch mehr eine blos grammatische Erläuterung als eine in den Geist eindringende kritische; die Lichter, welche sich in neuerer Zeit über die Philosophie in Europa verbreiteten, sind nicht bis nach Metz durchgedrungen und was in den, nach der französischen Klassifikation der philosophischen Wissenschaften, zwey Theilen derselben, der Metaphysik und Moral, in der neuern Zeit selbst in Frankreich geleistet worden, ist hier noch zu unbeachtet geblieben: so, daß trockene Dialektik noch die Stelle der ins Leben und Handeln eingreifenden und auf dieses wirkenden Wissenschaften vertritt. Literatur nennt man hier immer noch, was nichts ist als Poetik und Rhetorik; und diese Fächer als solche werden überdieß ohne Rücksicht auf die allgemeine Fortbildung der schönen Literatur Europa's betrieben; wenn alle möglichen poetischen und oratorischen Figuren erklärt und durch Beyspiele erhellt sind und wenn eine Uebersicht aller Dichtungsarten gegeben worden, so ist der Cursus der Literatur geschlossen. Der Unterricht in der Geschichte bezieht sich blos auf französische Geschichte, und es möchten nicht leicht junge Leute gefunden werden, die in Allem, was auf alte und ausländische Geschichte Bezug hat, so grenzenlos vernachlässigt sind, wie die französische Jugend. Von Geographie und neuern ausländischen Sprachen ist kaum die Rede. So bleibt hauptsächlich die Mathematik, aber hier ist auch zu rühmen, daß vielleicht nirgends eine Anstalt ist, in welcher so viel dafür gethan wird, wie in dem hiesigen Kolleg. Die Lehrer in dieser Wissenschaft verdienen den Namen wahrhaft gelehrter Schulmänner: der Erfolg ihrer Bemühungen spricht besser für sie, als alles Lob. Die Leitung des Ganzen der Anstalt ist in den Händen dreyer Vorsteher, des Directeurs, als Oberaufsehers, des Censeurs, als Aufsehers über Alles, was auf die Studien Beziehung hat, und des Proviseurs, der über Moralität, Ordnung u. dgl. wacht. Diesen stehen einige Lehrer in jedem Fache zur Seite.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. August 1823.

Arbeit und strebender Fleiß schützt zwar vor darbendem Mangel.
Aber zu frohem Genuß leiten nur Ruhmheit und Geist.
Treshow Hanson.

Die Raupe und der Schmetterling.

Fabel.

Die Raupe saß an ihrem Blatt',
Und nagt' es kahl mit scharfem Zahne;
Denn nimmer rastend, nimmer satt
Erschien sie täglich auf dem Plane.
Das Feld war schmal, zwey Daumen breit.
Und nach der Länge drey nur weit.
Sie kroch herum am scharfen Rande,
Dann oben, dann nach unten hin;
Doch fort aus ihrem engen Lande
Vermaß sich nicht ihr enger Sinn.

Und eines Tags, beym Sonnenscheine
Des vollen Sommers, naht im Flug',
Auf seinem heitern Wanderzug,
Ein Schmetterling; der sezt die Beine
Zu kurzer Rast auf's Blatt daher,
Wo die beschränkte Raupe hauset;
Und der behagt das Ungefähr,
Weil sie so lang schon einsam schmauset.

Gleich hebt sie zwanzig Fragen an:
Woher? Wohin? Und was gethan? —
Doch ist ihr nicht daran gelegen,
Was der Bescheid des Fremdlings sey;
Denn eilig strebt und allerwegen
Sie zu geblähter Schwätzerey.

Herr Sausin'sland! er kömmt von Ferne;
Die ganze Welt durchschwärmt er ja:
Vom Busche gehts zum Blumensterne,
Vom Gräschen auf zum Baume da.
So sprech' er: bey dem Flatterwesen
Was leuchtet Gründliches heraus?
Ein Bischen Honig wird gelesen,
Im Uebrigen ist's Windgesaus.
Solides müssen wir betreiben,
Die hübsch an Einer Sache bleiben;
Wir schaffen, wir, für Staat und Haus.
Zum Beyspiel: sag' uns, Vielgereister!
Was denn nun wißt ihr Wirbelgeister
Von einem Blatt, wie dieses hier? —
Ist's glätter, trockener und spröder?
Ist's flaumiger, ist's weicher, blöder?
Wie groß im Viereck sein Revier?
Hat's viele Zähnchen, starke Rippen?
Und ist es lang, ist's dick gestielt?
Wie läßt sein Fleisch und Saft sich nippen?
Wird's oft von frischem Thau bespült? —

Ja, ja, ihr Herren Dilettanten,
Da haperts arg mit eurer Kunst!

O! spricht der Schmetterling, mit Gunst,
Das ist ein Futter für Pedanten,
Und schwellt den Kopf mit eitel Dunst.

Er sagt's; — die kleinen Füße brannten:
Fort, fort, auf neue Wandrung fort,
Mit Naschens Lust von Ort zu Ort!

J. R. Wyß.

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Beſchluß.)

Das Panyaren oder Stehlen von Perſonen, um eine, ungerechter Weiſe verweigerte, Bezahlung zu erzwingen, iſt in Fantee gewöhnlich. Wenn ein Einwohner von Annamaboo einem von Tantum Geld ſchuldig iſt, und die Schuld nicht bezahlen will, ſo bemächtigt er ſich des erſten ſeiner Landsleute, deſſen er habhaft werden kann, und behält ihn, bis ſeine Forderung berichtigt iſt, welches oft ſchnell geſchieht, indem des Gefangenen Familie den Schuldner zwingt zu bezahlen.

Branntweinen iſt eine Art von Wetten, wobey zwey Perſonen, die über einen Gegenſtand verſchiedener Meinung ſind, eine Quantität Branntwein gegen einander ſetzen, und die Entſcheidung den Pinins überlaſſen. Ein Jeder läßt einige Fäſſer Branntwein in die Straße rollen, Faß gegen Faß, ſechs bis acht auf einmal. Das Urtheil wird oft durch den Goldſtaub verwirrt, den die Wettenden den Pinins zuwerfen; und da die Zuſchauer es freuet, das Urtheil verſchoben zu ſehen, ſo zeigen ſich die Schiedsrichter immer gefällig genug, die Entſcheidung ſo lange hinzuhalten, bis die Hälfte des Branntweins ausgetrunken, und ſie eine hübſche Summe unter ſich zu vertheilen haben.

Ihre Art der Aufnahme von Europäern, die ſich bey ihnen niederlaſſen wollen, iſt nicht die angenehmſte, obgleich ſie wohlgemeint iſt. Eine große Menge von Einwohnern verſammelt ſich am Strande, um den Gaſt gleich beym Ausſteigen zu empfangen. Iſt nun das Händeſchütteln mit den vornehmſten Perſonen und das Fragen: Akio Briuno (wie gehts, weißer Mann? oder: es freut uns, dich zu ſehen)! vorüber, ſo bewegt ſich der Zug langſam der Stadt zu, während welchem ſie ein beſtändiges Schießen unterhalten, und je näher dem Geſicht des Fremden die Flinte abgedrückt werden kann, deſto größer dünkt ihnen die erwieſene Ehre, ſo daß, während er, von dem Knall einer Flinte betäubt, den Kopf ſchnell nach der einen Seite wendet, ihm einer ſeiner gaſtfreyen Freunde den Backenbart auf der andern verſengt. In der Stadt weiſt man ihm ein Haus zu ſeiner künftigen Wohnung an, und die Weiber bringen ihm kleine Geſchenke von Gemüſe, Geflügel und Obſt, wofür ſie reichliche Gegengeſchenke erwarten. Alsdann wird Branntwein, Pfeifen und Tabak unter dem Volke ausgetheilt, welches ſich hierauf zerſtreuet, außer Einige von den vornehmſten Männern, welche ſich in Gruppen zuſammenſtellen, und über die wahrſcheinlichen Vortheile, die ihnen der neue Gaſt gewähren dürfte, ihre Muthmaßungen anſtellen.

Der Selbſtmord wird ſo ſehr verabſcheuet, daß eine Familie es als das größte Unglück betrachtet, wenn ein Mitglied derſelben ein ſolches Verbrechen begehet. Der älteſte Sohn des John Adoo, eines reichen Annamabooer, erhing ſich, worauf die vornehmſten Perſonen der Familie eine geraume Zeit in ihren Häuſern ſich verſchloſſen. Als ſie wieder öffentlich erſchienen, ſchien Schmerz und Scham ſie zu bedecken, und man bemerkte, daß ihre Landsleute Sorge trugen, nie den Namen des Verſtorbenen in ihrer Gegenwart zu nennen. Als ich fragte, warum er ſich gehangen, antwortete man: Abuddam (er war wahnſinnig)!

Alle in Fantee gebornen Zwillinge heißen Attah, und deren Mütter werden ihrer Fruchtbarkeit wegen ſehr geſchätzt. In Bonny im Gegentheil werden die Mütter von Zwillingen mit Ziegen verglichen, und nicht ſelten mit den Kindern umgebracht.

Die Fantee's und Aſchantee's können als eine Nation betrachtet werden, wovon die erſtern längs des Seeufers und einige Meilen landeinwärts wohnen, und die leztern einen großen Landſtrich nördlich von ihnen inne haben. Sie ſind kohlſchwarz, kräftig und wohlgebildet, und diejenigen, welche ſich mit dem Schiffen und Rudern der Boote beſchäftigen, können viele Strapazen erdulden, obgleich ſie ſich gern der Arbeit entſchlagen, wie gut man ſie auch dafür bezahlen mag; denn ſie eilen, ihr Tagewerk am Mittag zu ſchließen, um ſich waſchen, ankleiden und den übrigen Theil des Tages mit ihren Nachbarn ſchwatzen zu können. Ihr Nationalzeichen beſteht aus drey ſenkrechten Einſchnitten auf den Schläfen und im Nacken. In dem Bau ihrer Wohnungen und Boote zeigen ſie ſich den übrigen afrikaniſchen Stämmen ſehr überlegen; die erſtern ſind feſt, und haben oft noch einen zweyten Stock über dem Erdgeſchoß, und die leztern ſind ſo gezimmert, daß ſie nicht leicht umſchlagen. — Die Weiber ſind wohlgeſtalteter, und manche ſogar ſchön, indem ihre Züge klein, ihre Glieder zierlich gerundet, ihre Hände und Füße klein und ihre Zähne durchaus weiß und eben ſind. Der Putztiſch eines ſolchen Frauenzimmers beſteht aus einer Kürbisflaſche, welche einen kleinen Spiegel, weiße Schminke, Zahnbürſten, eine Rinde von einem ſtarken Moſchusgeruch, Fett und Seife enthält. Auch haben ſie meiſtens eine große meſſingene Schüſſel, worin ſie ſich gewöhnlich zweymal des Tages vom Kopf bis zu den Füßen waſchen. Oft bringen ſie eine oder zwey Stunden mit Putzen zu, und die Vertheilung der Schminke, die Anordnung ihres Haars und der Gebrauch von Wohlgerüchen verrathen keine gemeine Geſchicklichkeit. Wenn ein Mädchen mannbar geworden iſt, ſo wird ſie in ihren beſten Staat geſteckt, mit allem der Familie und ihren Freunden angehörigen Golde geſchmückt, und ſo von mehreren ihres Geſchlechts durch die Stadt geführt, um dadurch den Männern bekannt zu machen, daß ſie heirathsfähig iſt. Indeſſen werden auch hier, wie in den meiſten Gegenden von Afrika, die Weiber zum Säen, Ernten und Mahlen des Getreides, zum Holz- und Waſſertragen, ſo wie zu allen häuslichen Arbeiten angehalten, indeß die

Männer vielleicht schwatzen, trinken oder schlafen, ausser während der Häringzeit, wo man in allen Dörfern längs der Küste eine ungemeine Thätigkeit bemerkt. Ein ruhiges Meer, stille Luft und Schwärme von Häringen setzen jedes wasserfähige Canoe in Bewegung, und mit zwey oder drey Fischern in jedem fahren sie jenseits der Brandung hinaus, wo das Netz mit grosser Geschicklichkeit geworfen wird. Dieß ist drey- oder viermal um den Arm des Auswerfers gewickelt, und hat unten in kleinen Entfernungen von einander Bleygewichte, um es auszubreiten und niederzuziehen. Nachdem er demselben eine schnelle kreisförmige Bewegung gegeben, wodurch das Bley in Strahlen, wie von dem Mittelpunkte eines Kreises, ausfliegt, und das Netz in seinem äussersten Umfang von dreyßig bis vierzig Fuß ausbreitet, schleudert er es von sich, und so wie es ins Wasser sinkt, schließt es alle Fische ein, die nicht haben entschlüpfen können. Wenn es den Boden erreicht hat, wird es mittelst einer Leine zusammengezogen und heraufgehoben, und die Fische werden in das Boot ausgeleert. Nachher werden dieselben entweder geräuchert oder an der Sonne getrocknet, und bilden, nebst Mais, die Hauptnahrung der Einwohner. Der Mais wird zwischen zwey Steinen, auf die in Nordafrika allgemein gebräuchliche Weise, klein gerieben, worauf man das Mehl etwas sauer werden läßt, und dann nach Belieben kocht oder bäckt, und auf beyde Arten ist es angenehm und schmackhaft. Die Eingebornen nennen es Kanky, und den europäischen Zwieback Panco. — Die Töchter werden den Vätern abgekauft, und nach dem Range und Vermögen des Bräutigams sowol, als des Vaters, bezahlt. Der gewöhnliche Preis einer Gattin ist eine Unze Gold, ein Anker Branntwein oder Tuch, das eine Unze im Handel werth ist. — Die Kinder an der Seeküste bekommen Stücke von alten Canoen, womit sie außerhalb der Brandung rudern, und sich dann von einer Welle mit äusserster Geschwindigkeit wieder zurückwerfen lassen, wobey die Kunst vorzüglich darin besteht, daß diese jungen Seeleute ihren Sitz nicht verlieren; geschieht dieß aber, so müssen sie schwimmen, um ihrer Planke wieder habhaft zu werden, während ihre geschickteren Gespielen unter allgemeinem Beyfall der versammelten Zuschauer das Ufer erreichen. Auf diese Weise sieht man Kinder von sechs bis sieben Jahren spielen, wobey sie wie die Enten schwimmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Metz, im Juli.

(Beschluß.)

Wir haben nicht ohne Wehmuth bemerkt, daß die Jugend des Kollegs schon mehr, als der Jugend ziemt, mit dem Gift politischer Meynungen behaftet ist und sich unter sich in Partheyen theilt, deren verschiedene Tendenzen sie in der Karikatur darstellen und die uns ein Lächeln erregen würden, wenn die traurigen Folgen eines solchen Geistes nicht zu sichtbar wären. Neben dem Kolleg ist die praktische Artillerie-Schule zu nennen (Ecole d'Application). Diese seit langer Zeit bestehende und berühmte Anstalt zählt jetzt über sechszig Zöglinge, welche, aus der polytechnischen Schule in Paris gewählt und dort als die vorzüglichsten Schüler befunden, hieher gesendet werden und Lieutenantsrang haben. Sie wohnen sämmtlich in einem eigenen Gebäude und haben je zwey ein eigenes Zimmer. Ihre Lehrgegenstände umfassen alle Theile der angewandten Mathematik, in so fern sie Bezug auf Kriegswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes haben. Neben diesen wird im Planzeichnen, in der Behandlung des schweren Geschützes jeder Art und in Reiten, Schwimmen und Fechten Unterricht gegeben. Man nennt diese Schüler hier ehrenvoller Weise das gelehrte Korps. Es ist keinem Ausländer erlaubt, an dem Unterricht in der Ecole d'Application Theil zu nehmen, er müßte sich denn naturalisiren lassen und das Examen an der polytechnischen Schule zu Paris bestehen; dahingegen steht der Unterricht an dem Kolleg auch Fremden offen, welche ihre Befähigung darzuthun im Stande sind. — Die Art, wie in den Bürgerschulen verfahren wird, bietet nichts Bemerkenswerthes. — Die Vorzüglichkeit der öffentlichen Anstalten ist zu anerkannt und die Kosten sind im Vergleich mit denen an Privatanstalten zu unbedeutend, als daß hier Privat-Unterrichtsanstalten aufkommen könnten; auch haben wir von keinem solchen Institut für Knaben reden hören. Unter den weiblichen Erziehungs-Anstalten, deren hier mehrere sind, verdient die der Demoiselle François ehrenvoller Erwähnung. Wir haben in der Vorsteherin dieses Instituts eine ihrer geistigen und gesellschaftlichen Bildung wegen sehr schätzenswerthe Dame kennen gelernt, welche sich durch Reisen in Deutschland und Italien dem engen Kreise enthob, auf den die gewöhnliche französische Erziehung und die Art des Unterrichtes beschränkt ist. Ihr schönes und edles Streben hat in jeder Beziehung den glücklichen Erfolg, den es verdient. — Bey der großen Menge von Israeliten, welche hier wohnen, ist es sehr zu verwundern, daß für den Unterricht ihrer Jugend so wenig, oder vielmehr gar nichts gethan wird: die Folgen dieser Vernachlässigung des ärmern Theils dieser Nation sind auch höchst sichtbar und fühlbar. Man tritt nicht ohne eine Art von Schauder in den Theil der Stadt, welchen sie bewohnt; Schmutz und Unreinlichkeit bezeichnet schon das Aeußere am Kay der Juden hinauf. — Oeffentliche Spaziergänge sind vielfach in der Stadt und an den Wällen angebracht; die besuchtesten sind der Jardin d'Amour während der Messe und an den Theaterabenden, und die Esplanade, eine der schönsten Anlagen, die man sehen kann: die freye Luft von allen Seiten her, die zierlichen Gärten in der Mitte der Anlagen, wo die schönsten und seltensten Blumen nach der Jahrszeit wechselnd blühen, verblühen und jüngere Schwestern an ihre Stellen treten lassen; das schöne Landschaftsgemälde, im Hintergrunde von Bergen umfangen, an deren Abhängen heitere Villen und freundliche Dörfer in das grüne Bassin des breiten Thales schauen, in dem der Seille und Mosel blumengeschmückte Ufer widerstrahlen; der Schatten der Alleen, der Duft der Blüthen, die Menge fröhlicher Kinder, die jeden Abend hier spielen, und die Heiterkeit der hier und dort in Gruppen sich sammelnden Bekannten und Bekanntinnen — das Alles macht einem Abend auf der Esplanade zu einem Genuß, den Jeder nach Gefallen würzen kann, denn die Ingredienzien dazu sind reichlich vorhanden. Wer einen Spaziergang auf das Land vorzieht, dem bieten sich als Zielpunkte seiner Wanderung in der Umgegend von Metz neun reizende Dörfer dar, zu denen er an schönen Villen vorbey, durch heitere Gärten, kleine Wäldchen. — Alles fest, besonders an Festtagen, vielfach belebt — gelangt und überall dem Fremdling einer freundlichen Zuvorkommenheit und heitern sechsten Sitte voll Anmuth und Einfachheit begegnet. Wir haben unter diesen Dörfchen stets St. Julien seiner reizenden Lage auf

einer Anhöhe wegen vorgezogen. — Unter den Kirchen ist die Kathedrale die anziehendste. Die Freunde der alten Baukunst werden trotz des, im Vergleich mit dem Kölner und Straßburger nur unbedeutenden Thurmes und des neuerer Zeit angebauten unpassenden Portals die großen schönen Verhältnisse des Innern dieses Tempels nicht verkennen. Die großen Glasgemälde in der letzten Kapelle rechter Hand gehören zu den schönsten, die wir gesehen haben. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist nur das Gouvernementshaus zu nennen, das in einem einfachen Styl massiv aufgeführt ist und eine sehr schöne Lage hat. Der bischöfliche Pallast ist leider unvollendet; das, was sich von dem Plane aus dem, was ausgeführt ist, errathen läßt, zeugt von einem geschickten und geschmackvollen Baumeister. — Das Theater ist von Außen ganz unansehnlich und man würde es eher für ein Heumagazin als für einen Aufenthalt der schönen Künste halten. Das Innere ist geräumig, geschmackvoll und reich verziert: aber der Baumeister ließ sich große Fehler zu Schulden kommen: die Kuppel ist nicht gewölbt genug, die erste Gallerie springt zu sehr hervor; die beyden Seiten derselben und mehrere Logen sind so verfehlt gebaut, daß man nur stehend sehen kann, was auf der Bühne vorgeht; im Hintergrunde des Parterres verhallt der Ton zu sehr, und die Logen unter der ersten Gallerie (Baignoir's genannt) sind so tief und düster, daß sie eher Räuberhölen ähnlich sehen als dem Aufenthalt des schönen Geschlechtes, daher sie auch nur derjenige Theil desselben besucht, der nicht Zeit, oder Lust oder Mittel hat, gehörig Toilette zu machen. Es ist auf der hiesigen wie auf vielen Bühnen der Departementsstädte hergebracht, daß alle drey Monate Oper, Lustspiel und Trauerspiel wechseln. Keine der Gesellschaften, welche abwechselnd hier spielen, leistet etwas Ausgezeichnetes, wenn man kleinere Lustspiele und Operetten, besonders die der grotesken Gattung, und Vaudeville's ausnimmt. Das Trauerspiel ist nur eine Parodie der wahren Tragödie und man lacht mehr als man weint; das feinere Lustspiel (Sitten- und Charaktergemälde) ist bekanntlich eine noch schwerere Aufgabe für den Schauspieler, als die Tragödie: auch hat das Publikum hier wenig Sinn für diese Art der Komödie, und beklatscht blos den derben Witz, das Groteske und stark Aufgetragene. Größere Opern werden nur selten gegeben und man thut sehr wohl daran. Wir hörten Mozarts Figaro anführen: die Geduld ist kaum auf eine höhere Probe zu stellen; für den Geist dieses Meisters hat man hier kein Maaß, auch sahen wir das Haus nie leerer. Und dennoch beurtheilt man nach solchen Aufführungen hernach in dem hiesigen Publikum den Werth des unsterblichen Komponisten! Die Ballette, mit denen wir bis jetzt heimgesucht worden sind, wollen zwar nicht viel sagen, aber man sieht, daß die Gesellschaft ihr Möglichstes thut, um das Publikum zu befriedigen. Man sieht daraus, was alles von solchen Provinzialgesellschaften gefordert wird; eine sogenannte erste Sängerin muß sich zu allen Singpartien hergeben, welche ihr aufgebürdet werden und obendrein noch im Ballet tanzen. Dabey ist das Publikum unbarmherzig streng selbst gegen seine Lieblinge auf der Bühne; eine falsch ausgesprochene Sylbe bringt das ganze Haus in Aufruhr. Unter den neuern Opern, die wir hier sahen, hatte der Solitaire den größten Erfolg, den man jedoch nicht der Musik, die eine geistlose Kopie des Rossinischen Styls ist, zuschreiben darf, sondern dem Talent der Dem. Rosine Rose (Marie) und der Mad. Jouard (Elodie), so wie des Hrn. André (Charlot), deren Zusammenwirken dem Ganzen viel Interesse gibt.

D. A.

München, Ende Juli.

Unsere Messe, die Jakobidult genannt, die sich auf dieses Jahr zwischen dem Carls- und Schwabingerthor ausbreitete, macht wieder unsere Boulevards ungemein lebhaft. Der Schaustellen gibt es sehr viele, als da sind: Kunstreiter, Seiltänzer, Schwimmer ꝛc., Riesen, Zwerge und andre Abnormitäten der Natur; unter den Letzten verdient ein vierjähriger Elephant Beachtung, der viele Gelehrigkeit zeigt, auch eines der Wachskabinette zeichnet sich durch Aehnlichkeit der Figuren mit den Originalen, und durch Richtigkeit und Reichthum der Kostüme aus. Wer Bildungen dieser Art liebt, und in wem der Schein des Lebens am Todten nicht die unheimliche Empfindung hervorbringt, die uns beym Anschauen von Leichnamen beschleicht, der wird zufrieden den Saal verlassen.

Unsre Bühnen haben seit meinem letzten Berichte nichts Neues geliefert. Nebst einigen andern Anfängern trat im Hoftheater Mlle. Spitzeder, Schwester unserer geachteten Fried. als Fidelio auf, und soll sich als talentvoll im Spiel, und bildungsfähig im Gesang gezeigt haben. Referent war durch Anwesenheit gehindert, diesen Versuchen beyzuwohnen. — Es drängt mich, bey dieser Gelegenheit, jedoch im Allgemeinen und ohne alle Beziehung ein Wort zu sprechen über die Sucht, sich dem Theater zu widmen, welche unter unsern jungen Leuten endemisch zu werden anfängt. Es scheinen Viele die Bühne für eine Versorgungsanstalt anzusehen, in welcher man, etwa in Ermanglung eines anderen, sein Unterkommen finden kann. Ist das Töchterlein oder der junge Mensch einigemal im Gesellschaftstheater aufgetreten und von Vettern und Muhmen beklatscht worden, so ist ihm auch sein Beruf zur Kunst klar. „Was Mad. X oder Hr. Y leistet," heißt es, „werd' ich wohl auch fertig bringen, und wie wird Mad. X und Hr. Y nicht bezahlt, gefeyert und gerühmt!" Die jungen Leute haben nicht Unrecht; die Fähigkeit, eine Rolle zu spielen, wie wir sie gewöhnlich spielen sehen, liegt in den meisten Menschen, sie braucht nur geweckt und ausgebildet zu werden. Nun ist aber das Publikum mit dem Alltäglichen zufrieden, ja es rühmt und erhebt dasselbe nicht selten. Wir sehen ergraute Theaterbesucher über die gewöhnliche Darstellung eines Stückes in Entzücken gerathen, uneingedenk einer frühern Periode, wo sie dieses Stück ungleich besser darstellen sahen, weil man damals nicht gelungene Theile, sondern ein vollendetes Ganzes bot. Die Extase des Zuschauers mag übrigens die Stimmung des Augenblicks entschuldigen, was soll man aber denken, wenn Kunstrichter, und mitunter namhafte, das ganz Gewöhnliche als Außerordentliches anpreisen! — Die nothwendige Folge dieser Ueberschätzung des Alltäglichen ist der zunehmende Hochmuth mancher jungen Schauspieler, gerade der nicht vorzüglichen. Sie bilden sich ein, was Wunder für wichtige und unentbehrliche Leute sie wären, und wie sie höher stünden als diejenigen, deren Worte sie auswendig lernen. — „Ich bin Künstler," — sagt der junge Mensch, der ein paarmal hervorgerufen und in den Journalen gelobt wurde, und man läßt ihm's hingehen, während es z. B. einen namhaften Schriftsteller mit zweyfacher Doktorwürde sehr übel vermerkt würde, wenn er sich selbst einen Gelehrten nennte. „Die Kritik gegen Anfänger sey gelinde und schmeichelnd," ermahnte Lessing vor funfzig Jahren. In unsern Tagen würde er wahrscheinlich sprechen: sie sey scharf und positiv. An dem sichtbaren Verfall unsers deutschen Theaters haben die Rezensenten keinen geringen Antheil. Ich kenne Schauspieler, die nur darum Stümper geblieben sind, weil die Journale sie zu Meistern avancirt hatten. — Wir sind weit entfernt, das Verdienst des Darstellers schmälern zu wollen. Achtung, Ehre und Auszeichnung dem wirklichen Künstler — und wir können uns rühmen, deren zu besitzen — dem gewöhnlichen Rollenspieler aber — Duldung und Miethlohn! (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Nro. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. August 1823.

Beglückt, wem Gott verlieh, auf Erden schon
Der Erde Schuld in kurzem Schmerz zu büßen,
Und dann versöhnt bey Engels Harfenton
Im Licht zu ruhen, zu der Liebe Füßen.

Aus Anna Boleyn.

Das Gefängniß von New-York.

(Aus dem zweyten Theil „der Eremiten im Gefängniß" von Herrn Jay.)

Im Jahr 1794 äußerte ich eines Tages gegen den Doktor Brown, einem berühmten Arzte von New-York, den Wunsch, das Staatsgefängniß dieser Stadt zu sehen. „Ich weiß, sagte ich zu ihm, daß diese Anstalt eine besondere Aufmerksamkeit, vorzüglich von Seite eines Europäers, verdient. Sie befolgen bey allen Ihren Anstalten die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die in Europa anerkannt sind, aber vielleicht noch lange daselbst keine Anwendung erhalten werden. Sie handeln, während wir sprechen. Man sieht bey uns die Fehler der gegenwärtigen Einrichtungen der Gefängnisse ein. Hier aber legen Sie die Hand an das Werk, Sie verbessern die von Ihnen eingesehenen Fehler, Sie zerstören die Mißbräuche in eben dem Maß, als sie entstehen; die Erfahrung belehrt Sie, und Sie wissen diese Lehren zu benutzen."

„Dazu gehört nur gesunde Vernunft, antwortete der Doktor. Ehe wir zu einer Unternehmung schreiten, so erwägen wir den Zweck derselben, und untersuchen alsdann die besten Mittel zur Ausführung derselben. Die einfachsten und geradesten Mittel erhalten immer den Vorzug. Nehmen wir einmal die Gefängnisse zum Beyspiel. Welchen Zweck hat die Gesellschaft, wenn sie eines ihrer Mitglieder zur Haft verurtheilt? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Man will 1) daß eine der Gesellschaft zugefügte Beleidigung gebüßt werde, damit die Furcht vor der Strafe Vergehungen gleicher Art verhindere; 2) daß die Strafe ein Mittel der Besserung für den Schuldigen sey, da dieser nach einer gewissen Zeit wieder in Freyheit gesetzt werden soll, und dann einen strafbaren Gebrauch von derselben machen könnte, wenn seine Neigungen und Gewohnheiten sich nicht geändert hätten.

„Dieß wäre der Zweck, folgendes die Mittel. Die in unsern Gefängnissen übliche Behandlung bringt bey den Gefangenen allmählig ein Vergessen ihrer alten Gewohnheiten und eine Einsicht und Liebe ihrer Pflichten hervor. Die Ungerechtigkeit, Willkür und die schlechte Behandlung sind in den Strafhäusern unbekannt; denn weit entfernt, die Seele zur Reue geneigt zu machen, erfüllen sie dieselbe mit Bitterkeit und Entrüstung. Die beständig zu einträglichen Arbeiten verwendeten Gefangenen tragen zu den Kosten ihrer Haft bey, kennen die Gefahren des Müssiggangs nicht, und bereiten sich eine Hülfe für eine bessere Zukunft vor.

„Es würde uns aber zu lange aufhalten, wenn ich Ihnen alles dieß umständlich erzählen wollte, wir wollen es lieber selbst einsehen."

Die Hauptseite dieses Gebäudes ist 204 Fuß lang. An jedem Ende derselben treten zwey Flügel hervor, die sich durch zwey andere kleinere endigen. Oberhalb dem untersten Stock sind zwey Stockwerke von verhältnißmäßiger Höhe zu der Höhe des Gebäudes. Das mit Schiefer gedeckte Dach hat noch eine hervorragende Kuppel. Die aus

gehauenen Steinen von einer dunkeln Farbe errichteten Mauern harmoniren mit der Bestimmung des Hauses; schon der erste Anblick verkündet den Aufenthalt des Verbrechens und der Buße. Der nördliche Flügel enthält einen großen mit Gallerien umgebenen Saal, der die Kirche des Gefängnisses ausmacht.

Hinter einem geräumigen Hofe befindet sich ein niederes mit Backsteinen errichtetes Gebäude, das alle Werkstätten des Hauses enthält. Im innern Hofe befinden sich zwey Zugbrunnen, die ein treffliches Wasser liefern. Zugleich ist in diesem Hofe ein großer Wasserbehälter, wo sich die Gefangenen häufig während des Sommers baden. Gegen Süden ist ein ziemlich ausgedehnter Garten angelegt. Das Ganze nimmt einen Raum von etwa sechshundert Morgen ein.

Im Augenblick, wo wir in die Thüre eintraten, bemerkten wir einen Aufseher des Hauses, einen vertrauten Freund des Doktor Brown, der uns mit Gefälligkeit empfing. Herr Patterson ist einer der sieben Inspektoren des Staatsgefängnisses. Sie werden von dem Gouverneur und seinem Conseil ernannt, und müssen sich nach dem Gesetz wenigstens einmal monatlich versammeln. Bey jeder dieser Versammlungen werden zwey Mitglieder derselben ernannt, welche die allgemeine Aufsicht des Hauses besorgen. Sie sehen nach, ob die Gefangenen mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit behandelt werden, ob Ordnung, Anstand und Reinlichkeit erhalten wird. Sie empfangen die Beschwerden der Verhafteten, und entscheiden vorläufig darüber; sie beobachten den Charakter und die Moralität der Gefangenen, ermahnen die Schlechten, sprechen den Guten Muth ein, und machen täglich ihre Berichte an das Central-Bureau.

Herr Patterson, der erst neuerlich als Aufseher ernannt worden war, sagte uns, er hätte sich gerade das Verzeichniß der Gefangenen, der Beschaffenheit ihrer Arbeiten, der Anzahl der Kranken, und endlich aller merkwürdigen Ereignisse, die seit einem Monate in dem Gefängnisse vorgefallen wären, geben lassen. Er habe die Bestrafung eines Wächters befohlen, der im Unfall des Zorns einen Gefangenen mißhandelt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Aus dem Englischen.)

Sobald es entschieden war, daß die Regierung nach Sevilla verlegt werden sollte, entschloß ich mich, gleichfalls dahin zu reisen, und nahm daher einen Platz in der Diligence. Dieses bequeme und schnelle Fuhrwerk ist auf dieser Straße seit einem Jahre veranstaltet worden, und war das erste der Art, das sich gegen die Wuth und Kabale der Eigenthümer der Posadas und Berlinas, deren Vortheils bedeutend dadurch leiden, zu erhalten vermochte. Die Berlinas sind schwere Kutschen, welche von sieben Maulesel gezogen werden, und da diese Thiere die ganze Reise von acht und achtzig Stunden zurücklegen, so dauert dieselbe gewöhnlich zehn bis zwölf Tage. Die Diligence macht dieselbe in fünftehalb Tagen. Dieselbe Gesellschaft hat eine Diligence auf der Straße nach Valencia, welche, nebst dem in Spanien gewöhnlichen Hinderniß, das aus den alten Interessen entspringt, auch gegen die Beschwernisse einer barbarischen Straße zu kämpfen hat. — Das Reisen in diesen Fuhrwerken ist bis jezt, im Vergleich mit England und Frankreich, ziemlich theuer, indem solche große Unkosten haben, da sie sich auf einem großen Theil des Weges von Bewaffneten begleiten lassen müssen, und viele Spanier noch die alte Reiseart vorziehen, wofür sie weniger bezahlen und auch dabey ihrem unseligen Hang zur Trägheit willfahren können. Ein Sitz in der Kutsche kostet 45 Thaler, und im Cabriolet, welches zwey hält, 38 Thaler. Ueberdieß bezahlt der Reisende noch vierthalb Thaler an die Postillone, und bey seiner Ankunft zu Sevilla 2 Thaler an den Mayoral oder Führer.

Wir verließen Madrid (26. März) mit sieben Maulesel, und kamen bald über die Brücke von Toledo, welche überflüssig prachtvoll ist, wenn man bedenkt, daß der Manzanares, über den sie führt, ein seichtes Flüßchen ist, in welchem im Sommer das Wasser austrocknet. Die Straße ist vortrefflich und mit Bäumen eingefaßt, welche eben zu keimen anfingen. Die Landschaft auf beyden Seiten flach, offen und wohlangebauet; zur Linken sah man den Manzanares sich schlängeln, und hinter demselben hielt eine Hügelreihe gleiche Richtung mit dem Strom. In ungefähr zwey Stunden kamen wir bey dem auf einer Anhöhe gelegenen Kloster de los Angelos vorbey. Hinter demselben sahen wir zum Erstenmale eine kleine Olivenpflanzung, welche sich nachher öfterer zeigten, besonders auf den Anhöhen, welche meistens damit bedeckt waren. Diese Bäume waren voller Blätter, aber die Reben, welche dazwischen standen, zeigten noch keine Spuren von wiederkehrendem Laube. Das Dorf Pinto liegt zur Rechten in einer anmuthigen Ebene, und die Felder umher, obgleich es ihnen an Wasser fehlt, sind mit Oliven und Weinreben bedeckt. Es soll gerade im Mittelpunkt von Spanien liegen. . . . Bald darauf hatten wir mehrere Wagenzüge voller Gepäck und Reisende ein, und gegen sechs Uhr des Abends fuhren wir in das Thal von Aranjuez hinein. Dieses Thal gewährt einen der reichsten und anmuthigsten Anblicke, die ich in Spanien genossen. Der Fluß Jarama durchströmt es in seiner ganzen Länge und erhält es beständig grün. Die Straße durch dasselbe wird beynahe eine Stunde weit von zwey Doppelreihen stattlicher Ulmen beschattet, in welt

chen die Nachtigallen während des ganzen Frühlings am Tage sowol als des Abends ihren lieblichen Gesang vernehmen lassen. Viele Bäume waren schon belaubt. Wir fuhren über eine schöne Brücke, die von Karl III. erbaut worden, und gepflasterte Fußwege hat. . . . Ueber eine hölzerne Brücke, die über den Tagus führt, betraten wir die Stadt Aranjuez. Von ferne sahen wir den schönen Palast und die herrlichen Gärten, welches aber jetzt Alles verfällt, da der König den Ort nicht so oft mehr besuchen kann, und auch nicht dieselben Mittel hat, um ihn in Ordnung zu halten.

Wir waren schon bey einem Posthause einem Offizier begegnet, welcher allein in einer Kalesche fuhr, und uns sagte, daß er aller seiner Habe, außer einer goldenen Dublone, die er bey sich versteckt hatte, beraubt worden sey. Als wir durch dieses Thal kamen, redete der Mayoral einen Fuhrmann an, welcher ihm sagte, daß seine acht Wagen bey Ocana gleichfalls ausgeplündert worden seyen, und daß der ganze Weg nach Sevilla von Räubern wimmele. Dieß war uns keine angenehme Nachricht, besonders da unsere Bedeckung noch nicht bey uns war, auch die Nacht anbrach, und wir in eine Gebirgsgegend hineinfuhren. Indessen kamen wir um acht Uhr wohlbehalten zu Ocana an. Wir hatten hier ein ziemlich gutes Essen mit gutem Wein, aber Betten, in denen es unmöglich war zu schlafen. Indessen betrug unsere ganze Zeche nur 16 Realen. Unsere ganze Gesellschaft, welche aus zwey Mitgliedern der Cortes, einem Staatsrath, einem Mitglied der Admiralität und seinem Sohne, einem Redakteur einer Zeitung und mir selbst bestand, wurde zusammen in eine Stube gepackt, und schon um zwölf Uhr wurden wir wieder zur Fortsetzung unserer Reise gerufen. Nebst der Schlechtigkeit der Betten hatte uns auch das Geräusch einer nahen Mühle am Schlafen verhindert.

Wir erreichten ohne Unfall Tembleque und Madridejos. In beyden Städten sahen wir nichts Merkwürdiges, außer in der letztern, wo wir zum Erstenmale eine ärmliche Nachahmung der im Süden von Spanien so gewöhnlichen zierlichen Patios fanden. Ein Patio ist ein kleines, nach oben offenes, Viereck, um welches her die Häuser gebauet sind. Zu Madridejos sahen wir mehrere der Einwohner im Patio sitzen und ihre häuslichen Arbeiten betreiben. In der dunkeln und schmucklosen Kirche machte man Anstalten für die Prozession und Ausstellung der Hostie, welches von den Spaniern als eine der herrlichsten Feyerlichkeiten im Kirchenjahre angesehen wird. Es war grüner Donnerstag, welcher, so wie der Charfreytag, in ganz Spanien als ein Feyertag begangen wird, weßwegen wir die Einwohner allenthalben aufs Vortheilhafteste sahen, da sie ihren besten Staat anhatten. In diesem Orte wurden wir von einer Menge Bettler umringt, welche alle in demselben Tone um Almosen baten, besonders die Kinder, welche zu dieser trägen Lebensweise erzogen werden. Hier bestätigte man uns auch alle frühern Nachrichten über die Räuber, welche diese Straße unsicher machten; ja man sagte uns geradezu, es sey beynahe unmöglich, daß wir ihrem Angriffe entgehen sollten.

Unsere Straße von Madridejos führte durch eine lange Strecke von Wein- und Oelpflanzungen hin. Vor uns lag eine Sierra oder Gebirgsgruppe, deren Abhänge, so wie die Ebenen unter derselben, mit Oelbäumen bedeckt waren. Diese Bäume werden gewöhnlich in geordneten Reihen gepflanzt; sie sind kurz und haben eine Menge Zweige, welche selten ohne Blätter, die mehr von einer dunkeln Schieferfarbe, als grasgrün sind. — Wir trafen bald einen Zug von fünf und siebenzig bedeckten Wagen, acht oder zehn Privatwagen, Calesinas und andere Fuhrwerke an, welche sich zur gegenseitigen Sicherheit vereinigt hatten. Bey diesen befanden sich zwey oder drey Kompagnien von der Madrider Stadtmiliz, wovon Einige ziemlich müde zu seyn schienen, während Andere auf Eseln und alten Rozinanten ritten, die sie auf dem Wege aufgegriffen hatten. Als wir bey diesem Zuge vorüber waren, holten wir die Mitglieder der Cortes ein, und nach diesen zwey Regimenter Milizen und Soldaten, so daß die Straße drey Stunden weit, von Madridejos bis nach Puerto Lapiche, von Soldaten und Fuhrwerken ganz munter war. Es würde schwer gewesen seyn, für so viele Reisende Lebensmittel auf dem Wege zu finden, aber die meisten führten ihren Wein, Fleisch und Küchengeschirr mit sich. Die welche in den bedeckten Wagen fahren, schliefen auch in denselben, und unterhielten sich dann und wann mit der Guitarre. Die Soldaten mußten wohl meistens unter freyem Himmel schlafen, und fanden sie auch ein Obdach, so mußten sie sich doch mit dem harten Fußboden zum Bette, und dem Ranzen zum Pfühl begnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Juli.

(Beschluß.)

Um unsre italienische Oper durch taugliche Subjekte zu ergänzen, ist der Regisseur Hr. Massa und der Komponist Hr. Würtinger nach Italien mit Vollmacht gesandt worden. Dieser Umstand bürgt uns für die Fortdauer dieses Instituts, das einem großen Theil des Publikums so herrlichen Genuß verschafft hat und noch verschafft. In so fern freuen wir uns also über die Reise dieser Herren, wenn wir auch keine bedeutenden Resultate davon erwarten. Große Talente brauchen nicht erst aufgesucht zu werden. Man weiß, wo die Soler, die Pasta ꝛc., wo der David und der Velluti (seltene Ausnahme) zu finden sind. Also Anfänger? die haben wir in München, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die hiesigen eben so talentvoll, dagegen bey weitem wohlfeiler sind. Da man übrigens

zur italieniſchen Oper, wenn man dieſe generiſch erhalten wollte, jemals deutſche Individuen hätte zulaſſen ſollen, iſt eine andere Frage!! —

Am 14. dieſes Monats wurde von dem Staatsminiſter der Armeen, von Mallot, in der Maximiliansvorſtadt der Grundſtein zu einer Infanterie-Kaſerne für 2800 Mann gelegt, einem Bauwerke, welches der Gegenwart als ein neuer Beweis der Fürſorge, den Enkeln aber als eine bedeutende Urkunde aus der glorreichen Regierungsperiode unſers Königs erſcheinen wird. Der verdiente Oberſtlieutenant Beter hat hiezu den Plan entworfen, und unter ſeiner unmittelbaren Leitung wird dieſes große, trefflich gelegene, und beſonders gut gedachte Gebäude aufgeführt. — Wir halten uns verpflichtet, hier auch einmal einer in Baiern bereits vielfach angeregten, hochwichtigen Sache zu gedenken, deren Saat zwar ihrer Natur nach Jahrzehente, wohl auch Jahrhunderte zum Aufgehen fordert, aber wenn ſie aufgegangen iſt, deſto lieblicher ſteht und ſpäter unzweifelhaft die herrlichſten Früchte zur Ernte ſpendet. Wir meinen die Landesverſchönerung, ein Ausdruck, der unſrer Zeit angehört, und den die alte Welt nicht kannte. Wohl dürfte es zu den erfreulichen Erſcheinungen gehören, daß, während die Völker ſo mancher von der Natur geſegneten Länder ſchwankende Politik beſchäftigt, in Deutſchland der Sinn für beſſere Geſtaltung der Städte, Dörfer und Markungen geweckt wurde. Dieſer allenthalben Ordnung und Reinlichkeit, Wohlſtand und Liebe zum Vaterland verbreitende Gegenſtand, höchſter Theil der Architektur, der Kunſt, von welcher Büſching ſagt, daß ſie gleichſam die Erde an den Himmel knüpfe, und als das Heiligſte und Höchſte, das Größte und Tüchtigſte verlange; höchſter Theil der Agrikultur und Gartenkunſt, bezeichnet zugleich den Standpunkt der Civiliſation der Völker, und wird einſt als eine neue Säule des Glücks der Menſchheit erkannt werden. Unter der heilbringenden Regierung Maximilians in Baiern zuerſt angeregt, hat dieſer Gegenſtand die nöthige Unterſtützung erhalten. Er wird von dem König, von der Regierung und den Ständen des Reichs gleich begünſtigt, und von einer großen Anzahl trefflicher Männer im In- und Auslande mit Beifall beehrt. Eine eigene Deputation der beyden Vereine für Landwirthſchaft und Polytechnik zu München wirkt nach allen Kräften für die Förderung dieſes Zweiges, und gibt zu dieſem Endzwecke ſeit zwey Jahren ein Monatsblatt für Landbau und Landesverſchönerung heraus, deſſen Auflage 4000 Exemplare ſtark iſt, worin ſich Alles findet, was auf dieſen Gegenſtand Bezug hat, und was als Anregungsmittel frommen kann. Das gut gewählte Motto dieſer Schrift iſt: „Freundliche, gut eingerichtete Häuſer und Höfe — glückliche „Einwohner; ſchönere Städte, Dörfer und Fluren — beſſere „Bürger; verſchönerte Länder — verbeſſerte Völker; verſchönerte Erde — verbeſſerte Menſchheit!“ — Wir erlauben uns hier aus der neueſten Nummer dieſer Zeitſchrift eine Stelle zu geben, die wohl verdienen dürfte, durch das Morgenblatt weiter verbreitet zu werden: „Einen vorzüglichen Einfluß wird „die Landesverſchönerung auf die Bildung des ächten Ge„meindeweſens ausüben. Da wo ſie ſich zeigt, findet ſich auch „Gemeinſinn; ſie berückſichtigt nicht blos das Einzelne, ſondern „das Allgemeine, und gibt den wahren Grundſtein des glückli„chen Bürgerthums, das da nicht zu Hauſe iſt, wo nur ein„zelne nichts nützende, die wahre Kunſt nicht fördernde Gegen„ſtände in Glanz erſteigen, oft aus den ſauer erworbenen „Pfennigen des Bürgers, deſſen Wohnung eine ärmliche Hütte „iſt, deſſen Wohnort eine geiſt- und ſinnloſe Geſtalt hat, um„geben von Fluren, die unaufgeräumt und ungeordnet ſind. „Möchte dieſer volksbeglückende Gegenſtand allenthalben beſon„dere Pflege erhalten! Soll ein großes Werk gelingen und „recht gedeihen, ſo müſſen viele gute Menſchen dafür auf ver„ſchiedenen Wegen wirken, es unermüdet fördern, ſelbſt wenn „ſie auch nichts ernten ſollten; der, wer Großes unternimmt, „der muß nicht ernten wollen.“

Wir können dieſe Notiz nicht ſchließen, ohne den Mann mit Achtung zu nennen, dem die Landesverſchönerung in Baiern vorzüglich viel zu danken hat, der mit Liebe und Uneigennützigkeit dafür wirkt, ſomit weſentlich beyträgt, den Ruhm ſeines Vaterlandes zu mehren: dem königl. Baurath Vorherr, einen durch Studien, Erfahrung und Reiſen zur Kunſt gebildeten Architekten. Er hat das Landesverſchönerungsweſen auf die beſte Art behandelt, ſelbſt hierdurch die Architektur, Agrikultur und Gartenkunſt — die drey großen Pfeiler der Landesverſchönerung — auf einen höhern Standpunkt zu bringen gewußt. Dadurch, daß ihm neuerlich von dem Könige neben ſeiner bisherigen Dienſtesſtelle die Aufſicht auf unſre Baugewerksſchule übertragen worden iſt, dürfte die Sache der Landesverſchönerung noch mehr befördert werden, ſo wie durch die von ihm für Bauwerkleute geſtiftete Prämie, welche alljährlich demjenigen zukommt, der die gegebene Aufgabe über irgend einen nützlichen Gegenſtand der Architektur am beſten löſen wird.

Berlin, 3. Auguſt.

Heute wird der Geburtstag unſers geliebten Monarchen von zehn Millionen treuer Menſchen gefeyert, die Glück und Sicherheit unter den ſchirmenden Fittigen des preußiſchen Adlers finden. Ich beeile mich für das allgemein verbreitete Morgenblatt den übrigen Korreſpondenten deſſelben den Vorzug abzugewinnen, um ihnen zuerſt Nachricht von dem koſtbaren Angebinde zu geben, welches der Monarch an dieſem ſchönen Tage ſeinem Volke widmete; es iſt die nunmehr publicirte Königl. Verordnung über die Provinzial-Ständeverfaſſung der Kurmark und einiger nahen Landſtriche, als Vorläuferin der künftigen Reichskonſtitution. Der nähere Inhalt gehört zum Reſſort der politiſchen Blätter. Doch dürfte Jenes in Ihrem äſthetiſchen Blatte, in der ſittlich zarten Beziehung nicht unerwähnt bleiben, vermöge derer der Monarch an dem Tage, wo ihm Alle mit wahrer Liebe huldigen, auch Allen in gleicher Liebe ein Andenken zu widmen beſchloß, das noch die ſpäteſten Enkel ehren werden. Das überall in zahlreichen Gruppen wogende Publikum, welches nicht den Vauxhalls und Illuminationen im Freyen folgte, und ſich auch durch das Brillantfeuerwerk der Artillerie nicht angezogen fühlte, fand im Opernhauſe durch die neu einſtudirte Oper Richard Löwenherz einen ſeltenen Genuß. Voran ging eine Geburtstagsfeſtrede und der von Spontini dem Könige geweihte Feſtmarſch, welcher mit der impoſanteſten Begleitung der Militärmuſik und des von mehreren hundert Männerſtimmen vorgetragenen Volksgeſanges der Preußen wirklich einen erhabenen rührenden Effekt hervorbringt. Auch eine entfernte unglückliche Familie ſollte den allgemeinen Freudenjubel theilen, ſo wollte es der milde Sinn des Königs. Fonk iſt von aller Strafe gänzlich frey geſprochen. Ueberdies wurde in der Reſidenz der Armen gedacht. — Die dem Stande des Müſſigganges und dem Verbrechen entriſſenen vierhundert Kinder der Wabzeckſchen Anſtalt bekränzten in dem von tauſend Lampen erleuchteten Garten der durch Privatwohlthätigkeit gegründeten Anſtalt die Büſte des Königs mit Blumen, und die alten Silberhäupter der Invaliden aus Friedrichs des Großen Siegesſäule konnten am Abend auf das Wohl ſeines durchlauchtigſten Enkels trinken, von dem einſt der Weiſe von Sansſouci mit prophetiſchem Geiſte ausrief: „Der wird ſich Schleſien nicht nehmen laſſen.“

E.

Nro. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. August 1823.

Nicht wag' es nach nothwendigen Gesetzen,
Nach strengem Maß der unbelebten Welt
Die Kraft des Menschengeistes zu ermessen,
Die, ewig stark genug zum Widerstand,
Nur wenn sie will, dem Drucke unterliegt.

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Auf dem Gebirge fanden wir einige einzelne Soldaten, und vor Puerto Lapiche begegneten uns zwey Bewaffnete, welche die Diligence unter ihre Bedeckung nahmen. Sie liefen den ganzen Weg neben dem Wagen her, obgleich sie dießmal ihrer Mühe hätten überhoben seyn können, da die Landstraße voller Soldaten war. Auch begegneten wir dem aus fünf Landleuten bestehenden Ayuntamiento des Orts, welcher den Cortes entgegenging. Hier verließen wir die Provinz Toledo, und kamen in die nach der neuen Eintheilung genannte Provinz Ciudad Real, ein Theil der alten Mancha, dem Vaterlande des Don Quixote. Ich sah mich natürlich hier nach Windmühlen um, sah aber nur ein Paar, welche wohl schon in Cervantes Zeiten da gewesen seyn mochten. Eine kurze Strecke weiter trafen wir zwey andere bewaffnete Fußgänger, welche uns durch einige dichte Oelpflanzungen geleiteten, die in üblem Ruf standen, und kamen um halb zwölf Uhr des Morgens nach Villarte. Dieß war ehemals eine bedeutende Stadt, wurde aber von den Franzosen, wegen des Widerstandes ihrer Einwohner, in einen Steinhaufen verwandelt. Sie deckten die Dächer ab, und zerschmetterten die Mauern mit Kartätschen; seitdem sind nur wenige von den Häusern wieder aufgebaut worden. Spät des Nachmittags kamen wir nach Manzanares, einer reichen und hübschen Stadt am Flusse Azuel. Die Prozession war schon seit einigen Stunden vorüber, und die Einwohner belustigten sich mit Fischen oder gingen spazieren. Die ganze Gegend umher ist flach und wohl angebaut, nur Berge und Hügel in der Ferne schienen unfruchtbar.

Valdepenas, dessen rother Wein in Spanien so berühmt ist, fanden wir in einem Thale, welches voll Oel, Wein und Weizenfeldern war. Selbst die benachbarten Hügel waren mit grünen Pflanzungen bedeckt; eine seltene Erscheinung in Spanien. Hier empfanden wir den milden Frühling, der sich mit schnellen Schritten dem Norden näherte. — Die Stadt war voller Menschen, welche theils die religiöse Feyerlichkeit des Tages, theils die Gegenwart des Königs, welcher während der Fevertage hier rastete, hierher gebracht hatte. Der König und die Königin wohnten in einem ziemlich guten Hause; auch die Infanten und ihre Gemahlinnen hatten für die Umstände ziemlich gute Wohnungen. Im Laufe des Abends zog eine Prozession durch die Straßen, und JJ. MM., so wie die übrige königliche Familie, zeigten sich bey dieser Gelegenheit auf ihren Balkonen. Der König trug einen einfachen schwarzen Rock mit einem Stern, und sah kränklich aus. Die Königin, welche ihre Schönheit allgemein beliebt gemacht hat, hatte ein sehr gutes Ansehen. Die Menge Volk und Soldaten verursachte viel Geräusch; aber ich bemerkte keine Spur von Begeisterung, weder für den König, noch für den Gegenstand seiner Reise. — Im Wirthshaus fand ich kaum etwas anderes, als Eyer und Rosinen,

das Brod aber war sehr gut, und der Wein vortrefflich. Wir speisten gleich nach den Ministern, und waren froh, daß diese Betten in einem Privathause gefunden hatten, da wir dadurch auch welche fanden. In dem langen Gange, der nach unserer Stube führte, lagen dreyßig bis vierzig Reiter in ihren Kleidern und Stiefeln auf beyden Seiten ausgestreckt, und wir mußten beym Ein- und Ausgehen über ihre ausgestreckten Beine wegschreiten. Einer oder zwey saßen aufrecht, und schienen die Möglichkeit des Schlafes aufgegeben zu haben; einer sang ohne Unterlaß, entschlossen, daß, da er nicht schlafen könne, seine Kameraden auch nicht der süßen Selbstvergessenheit genießen sollten. Endlich ward er müde, und Soldaten und Reisende versanken in tiefen Schlummer. Wir aber mußten schon um halb zwey Uhr wieder auf, und kamen nach ein paar Stunden in das Dorf Almuradiel. Dieß ist eines der Dörfer, welche längs der neuen Straße der Sierra Morena erbauet wurden, an deren Fuße wir uns jezt befanden. Vor der Regierung Karl III. war dieses Gebirge wegen seiner zahlreichen und kühnen Räuberbanden berüchtigt; dieser aufgeklärte Monarch aber bevölkerte es mit fleißigen Menschen, meistentheils Deutschen, die er hierher geladen.

Nachdem wir durch dieses Dorf und eine Strecke von zwey Stunden über eine Reihe kleiner Hügel weggekommen, gelangten wir zu der Venta de Cartenas, wo die Sierra anfängt. — Venta nämlich heißt gewöhnlich ein allein stehendes Wirthshaus, während ein Wirthshaus in der Nähe oder zwischen andern Häusern Posada heißt. — Diese Venta besteht aus einem einzigen langen Gebäude, dessen mittlerer Theil, nebst eine der Seiten, zur Aufnahme von Fuhrwerken und Mauleseln bestimmt ist; auf der andern Seite sind einige kleine Schlafstuben, eine Küche und andere Zimmer. Das Innere des Daches war beynahe gänzlich mit Schwalbennestern angefüllt, und die Vögel belebten die Einsamkeit des Ortes durch ihre unaufhörliche Thätigkeit und mit ihrem Gezwitscher. — Nach der Chokolade fuhren wir weiter und kamen bald ins hohe Gebirge, wo wir eine herrliche Straße antrafen. An einigen Stellen war eine Mauer vom Boden des Abgrunds heraufgebauet, um die Straße, die an dessen Rand hinführte, zu unterstützen; an einer andern Stelle sind die Felsen auf einer Seite weggehauen worden, um den Raum zu erweitern. Der erste Berg bildet, was man den Paß der Sierra Morena nennt. Die Straße windet sich zwischen hohen Felsen empor, ist an mehrern Stellen enge, und überall den benachbarten Kuppen so ausgesezt, daß ein paar entschlossene Guerilla-Parthien ein ganzes Heer feindlicher Truppen würden aufhalten können.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsezung.)

Während unsers Gesprächs mit dem Aufseher berichtete ihm einer der Wächter des Hauses die Ankunft eines neuen Gefangenen. „Wir haben nie etwas Aehnliches gesehen, sezte er hinzu, dieß ist der entschlossenste Bösewicht, den man finden kann. Man bemächtigte sich seiner erst nach dem kräftigsten Widerstande. Dazu brauchte man zehn Mann, von denen er drey gefährlich verwundet hat. So fest er auch in Ketten liegt, so möchte er doch noch sich fortwährend vertheidigen, und man kann sich ihm nur mit Vorsicht nähern."

„Und wo ist er jetzo?" fragte der Aufseher. — „Im Vorzimmer mit dem Kerkermeister, zwey Wächtern und vier Konstabeln."

„Folgen Sie mir, sagte uns der Aufseher, ich will selbst mit diesem Manne sprechen, ihn zu beruhigen suchen, und ihm die Thorheit einer fruchtlosen Empörung begreiflich machen."

Ich werde nie das Schauspiel vergessen, das sich uns bey dem Eintritt in das Vorzimmer darbot. Ich sah einen jungen Mann von sehr schönem Wuchs, von der edelsten Physiognomie, die selbst durch die konvulsivische Bewegung einer wüthenden Entrüstung nicht ganz entstellt werden konnte. Seine feurigen Augen verkündeten eine brennende Seele. Auf der Seite über dem linken Auge hatte er eine leichte Narbe, die noch den Ausdruck seines Gesichts erhöhte. Seine dunkelbraunen Haare hoben seine weiße Farbe hervor. Seine Gestalt drückte sich mir so sehr ein, daß ich ihn malen könnte, wenn ich diese Kunst verstände.

Dem Unglücklichen waren Hände und Füße mit dicken Stricken gebunden, und er wurde von zwey Männern gehalten, die in ihrem ganzen Wesen Schrecken athmeten.

„Man binde ihn los!" sagte mit ernster Stimme der ehrwürdige Aufseher.

„Nehmen Sie sich in Acht! antwortete einer der Konstabeln. Er ist ein Wüthender, und im Stande, wenn er frey ist, das ganze Gefängniß umzukehren. Es wäre besser, ihn in diesem gebundenen Zustande in ein Gefängniß zu werfen und Hungers sterben zu lassen. Er ist ein wildes Thier, das man nie zähmen wird."

„Sprich nicht so, erwiederte der Aufseher, schmähe die Menschheit selbst in ihren bedauernswürdigsten Verirrungen nicht. Man gebe mir das Bulletin des Gefangenen!"

Der Konstabel gab ihm, der Sitte gemäß, eine Schrift, welche eine kurze Erzählung des Verbrechens enthielt, wegen dessen der Gefangene verurtheilt worden war, so wie der Umstände seines Prozesses, und eine kurze Darstellung seines Charakters, nach den eingezogenen Erkundigungen über sein früheres Leben.

Nach aufmerksamer Durchlesung dieser Schrift sagte Herr Patterson: „Heinrich Fitz-Allan, ich werde Ihre Bande lösen lassen. Versprechen Sie mir, sich jeder gewaltthätigen Handlung zu enthalten. Sie würde unnütz seyn, und Sie strengen Maßregeln aussetzen, die Sie vermeiden können."

„Ich verspreche nichts, erwiederte der Gefangene mit wildem Tone; ungerechte, barbarische Menschen, befreyt mich von dem Leben, dieß ist der einzige Dienst, den ihr mir leisten könnt!"

„Zweifeln Sie etwa an der Gerechtigkeit Ihrer Verurtheilung? Haben Sie nicht Patrice Burke, Ihren Landsmann, angegriffen; haben Sie ihn nicht in Lebensgefahr versetzt?"

„Die Gesetze verweigerten mir Gerechtigkeit, deßwegen habe ich mir sie selbst verschafft; ich habe mich meines natürlichen Rechts bedient."

„Das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, ist in den Wäldern vorhanden, wo die Wilden wohnen, aber nicht in policirten Gesellschaften."

„Ich habe mein Vaterland verlassen, um eine Schmach zu rächen; ich glaubte, in dieser so gerühmten Republik die Freyheit zu finden; hier liege ich nun in Ketten."

„Das Verbrechen hat Sie dahin gebracht, die Gerechtigkeit hält Sie darin fest, die Reue kann Sie davon befreyen. Glaubten Sie denn die Freyheit zu Ausübung von Verbrechen bey uns zu treffen? Diese würden Sie weit eher unter dem Despotismus gefunden haben; nur dort kann diese bestehen."

„Ich fühlte mich zum Gebieter geboren, und nun bin ich ein Sklave."

„Ein Sklave des Verbrechens, zugestanden. Die Tugend kann diese Sklaverey lösen."

„Was wollen Sie aus mir machen?"

„Einen ehrlichen Mann, einen guten Bürger, Ihnen die gehörigen Begriffe beybringen, ehrenvolle Gefühle einflößen, die Rohheit Ihrer Sitten mildern, Sie an Ordnung und Arbeit gewöhnen."

„Was sagen Sie? Zwangsarbeit!"

„Nein; Sie werden selbst die Arbeit als eine Begünstigung verlangen."

„Niemals."

„Ehe drey Tage vergehen. Aber jetzo leiden Sie; Ihre Lage bekümmert mich."

„Beklagen Sie etwa mein Schicksal?"

„Von ganzer Seele; und ich möchte es mildern." Hier warf Herr Patterson von neuem seine Blicke auf die Schrift, sprach leise mit einem der Konstabels, kam dann wieder zu dem Gefangenen und sagte ihm mit Heftigkeit: „Unglücklicher, Sie überlassen sich der Verzweiflung, und haben eine Mutter!"

Bey diesen Worten zeigte das Gesicht des jungen Mannes eine plötzliche Veränderung. Dieser Muttername war ihm ins innerste Herz gedrungen, und, trotz aller Gegenbemühungen, schienen sich große Thränen in seinen Augen zu sammeln.

„Macht diese Bande los, sagte Herr Patterson mit Rührung, es ist nichts mehr zu fürchten; ich stehe für Alles."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

Der an der Bastey, der kaiserlichen Burg gegenüber, neu angelegte Volksgarten, dessen Platz ehemals das sogenannte Paradiesgärtlein einnahm, ist diesen Sommer zum erstenmal eröffnet worden. Hier erhebt sich der Tempel des Theseus mit der von Canova verfertigten kolossalen Gruppe; ein Meisterwerk des Künstlers, so wie der Kunst überhaupt. Bekanntlich wurde sie von Napoleon für Mailand bestellt. Dem Kopfe des antiken Helden waren die Züge des Mohamed eingeprägt. Diese sind nun möglichst ausgelöscht, wodurch dieser Theil der Figur, wie Kenner behaupten wollen, wohl etwas gelitten haben soll. Schon im Jahr 1803 wurde dieses Kunstwerk begonnen, doch Hindernisse wegen erst 1819 vollendet. Es ist in karrarischem Marmor ausgeführt. Theseus ist in dem Momente dargestellt, wo er das Ungeheuer zu Boden geschleudert hat und nun die Keule des Peripheres schwingt, um es vollends zu erlegen, während seine Linke ihm die Kehle schon zusammenpreßt. Nicht nur die Gestalt des Helden, sondern auch das Bild des Centauren athmet die höchste Kraft, und der Ausdruck des Grimmes selbst wird durch den reinsten Adel noch gemildert. Sogar der Faltenwurf des Mantels fesselt die Bewunderung; die höchste möchte man versucht seyn, dem Centauren zuzuwenden, der niedergeworfen auf dem hintern Theil seines Körpers, noch die letzte Kraft zusammenrafft, um dem Ueberwinder zu entrinnen. Unübertrefflich ist der Ausdruck des Todesschmerzes in dem zurückgebogenen Kopfe: krampfhaft wühlt die linke Hand in den Boden, während sich die Rechte in den Arm des Siegers krallt, der die Kehle ihm mit solcher Kraft zusammenschnürt, daß die Adern des Halses aufzuschwellen scheinen. Einer ganz vorzüglichen Beachtung ist der menschliche Theil des Centaurenkörpers, der nackte, übergebogene Rücken, werth. Das Ganze macht einen großen imposanten Eindruck. Die Bildsäule des Theseus mißt 9 Fuß, die Gruppe mit dem Piedestal 18 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite. Die Beleuchtung fällt von oben und konzentrirt sich besonders vortheilhaft auf den Kopf des Helden. Zu bedauern ist es dennoch, daß dieses Kunstwerk nicht von allen Seiten eine ganz freye Beschauung zuläßt, da der Raum etwas zu beschränkt ist. Frauen haben die Bemerkung gemacht, daß der Centauer, im Verhältniß zu dem Helden, wenn man sich ihn ganz aufgerichtet denkt, zu klein sey. Wohin versteigt sich nicht die Krittelen, und was ist der Kritik nicht unterworfen! — Der Tempel selbst ist ein getreues Abbild jenes antiken Tempels zu Athen, das Werk der edelsten Architektur. Des engeren Raumes wegen hat man nur die beyden dort befindlichen Antichellen weggelassen. Die Säulen sind dorischer Ordnung. Man zählt deren zehn an den langen, sechs an den kurzen Seiten. Die äußere Länge des Tempels beträgt 76 Fuß, die Breite 43. Da der Bau, seiner tiefen Lage wegen, in dem ehemaligen Festungsgraben beträchtliche Fundamente nöthig machte, so entstanden dadurch Souterrains, die zur Aufstellung verschiedener Alterthümer, als Sarkophage, Urnen u. dgl. bestimmt wurden. Diese sind die sogenannten Katakomben. Ein kleines, zierliches Gebäude zur lin-

ren Seite des Tempels enthält den Eingang zur Treppe, die hinunter führt. Dem Tempel in schiefer Richtung gegenüber, in Gestalt eines Halbzirkels, zieht sich eine Kolonnade hin, worin das neu errichtete Kaffeehaus sich befindet. Sie bildet eine von 28 jonischen Säulen getragene, gedeckte Halbrotunde. Das Innere ist geschmackvoll eingerichtet und enthält Raum genug, um bey ungünstiger Witterung den größten Theil der Lustwandelnden aufzunehmen. Die Zwischenräume der Säulen sind mit großen Fenstern geschlossen. Zehn an der Rückwand glänzende Spiegel werfen das Bild der reizenden Umgegend in der Ferne zurück. Eine Hauptzierde sind die Gemälde der beyden kaiserlichen Majestäten, die drey Medaillons in der Vertiefung, wo die Conditorey angebracht ist, werden nach Basreliefs von Thorwaldsen gearbeitet. Die Gartenanlage, welche dieses Gebäude umgibt, wird aus Linden, Pappeln, Spitzahornen und Rüstern, mit dazwischen gelegenen Rasenplätzen bestehen, wobey man die reguläre Anlage der englischen vorgezogen hat, jedoch mit Vermeidung aller steifen Formen. Der Garten vereinigt sich auf der einen Seite mit dem auf der Bastey liegenden, zum älteren Kaffeehaus gehörigen Spaziergang und bleibt mit diesem in Verbindung. Auch hier versammelt sich an heitern Sommerabenden ein Theil der schönen Wienerwelt. Das Gebäude war früher ein Sommerpalais, wo sich die höchsten Herrschaften zuweilen einfanden, um die schöne Aussicht zu genießen und Erfrischungen einzunehmen. Hier bietet sich eine majestätische Aussicht dar auf den weiten Kreis der Vorstädte bis an die fernen Gebirge hin. Abends, wenn die Beleuchtung sowohl des Bastiengartens als der Kolonnade sich mit dem Schimmer des, die fernen Vorstädte und ihre Umgebung erhebenden Laternenkranzes vereiniat, gewinnen diese Anlagen einen feenhaften Charakter, und die Harmonien des neuen Orpheus von Italien, schließen oft im eigentlichen Sinne die Zaubergärten der Armida auf.

Auf dem Hoftheater gab im Junius der Schauspieler Ludwig Löwe vom Hoftheater in Cassel, Bruder unserer Grazie des Lustspiels, Julie Löwe, eine Reihe von Gastrollen mit allgemeinem und ausgezeichnetem Beyfall. Er eröffnete sie mit der Darstellung des Correggio, und zeigte hier zu seinem Vortheil im Voraus den Besitz der nöthigsten Erfordernisse für den mimischen Künstler: edle Gestalt, durch frische Jugend belebt, Anstand und Würde, die oft durch eine malerische Haltung noch gehoben werden. Sein Organ ist voll und wohlklingend; wenn es auch für die höchsten Momente tragischer Kraft nicht immer auszureichen scheint, so ist es doch sehr biegsam und modulationsfähig; auch weiß dieser Schauspieler mit dem glücklichsten Erfolg die intensive Kraft statt der extensiven zu verwenden. Sein Vortrag wird nur selten durch schwankende Accente gestört. Seine Begeisterung für die Kunst leuchtet unverkennbar hervor, und seine tragischen Darstellungen tragen das Gepräge einer oft tiefen poetischen Empfänglichkeit. Der Gastspieler leistete in der Entwickelung des erstgenannten Charakters, besonders am Schluß des ersten Akts, dann auch im dritten und vierten, durch Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks viel Ausgezeichnetes. Die Durchführung des Monologs nach Buonarotti's Abgang, und die Unterredung mit Giulio Romano waren trefflich. Im Ganzen der Darstellung konnte wohl eine größere Unbefangenheit und etwas mehr Passivität hervortreten. — In Peter und Paul gab dieser Schauspieler seine zweyte Gastrolle. In den komischen Partieen der Rolle des Pauls wurde zwar der Humor zum Theil vermißt; desto besser gelang der Kontrast zwischen auffallendem Zorn und besänftigender Gutmüthigkeit. Es zeigte sich hier, und in der Folge noch mehr, daß der Gast weniger frey im Lustspiel als in der Tragödie, am freyesten aber in dem eigentlichen Schauspiele sich bewegt. In der Darstellung des Spielers von Iffland und des Philipp Brook steigerte sich der Beyfall am höchsten. Die Leistung des Künstlers in dieser letzten Gastrolle schien den Sieg über alle vorhergehenden davon zu tragen. Im Charakter des Hugo (in der Schuld) gelang es ihm vielleicht am wenigsten, den denkenden Theil der Zuschauer zu befriedigen. Er gab ihn unstreitig mit zu vieler Weichheit, stellte zu sehr den in tiefem Schmerz und Gewissensangst versunkenen, ganz in Reue aufgelösten Verbrecher dar, dem es nicht gelingen will, sich hier und da zu seiner ursprünglichen Kraft zu erheben. Doch fehlte es besonders im dritten und vierten Akt nicht an hervortretenden Partieen. Kunstkenner, die sich bey jeder Gelegenheit gern auf den Aristoteles berufen, fanden hier ein freyes Feld, uns ihre Kenntnisse der dramatischen Grundgesetze mitzutheilen, wofür wir ihnen bey der heutigen, immer mehr um sich greifenden, Regellosigkeit nicht genug danken können. Auch als Rodrigo in „das Leben ein Traum" war die Zeichnung in den größern, Energie erfordernden Stellen, wo die rohe Naturkraft hervorbricht, etwas zu schwach, und eine diesen Charakter nicht angemessene geregelte Haltung konnte, wenn man auch berechtigt war, Absicht darin zu vermuthen, die Billigung des aufmerksamen Beobachters nicht gewinnen. Erst im lezten Theil, wo gemäßigte Kraft und Besonnenheit vorherrschend werden, erhob sich der Gast wieder zur vollen Entwickelung seines Kunsttalentes und bewährte seine anerkannten Verdienste aufs Neue. Es ist hier noch überflüssiger, als in anderen Fällen, zu erwähnen, daß der, wie anfangs schon gesagt, im Ganzen eines enthusiastischen Beyfalls sich erfreuende Gastspieler nicht nur nach jeder Leistung am Schlusse der Vorstellung mit rauschender Auszeichnung gerufen, sondern auch häufig während der Darstellung, sowohl am Ende des Akts als nach einzelnen Scenen auf gleiche Art gewürdigt wurde. Man glaubt, er werde nach Ablauf seines Kontrakts in Kassel als Mitglied des hiesigen Künstlervereins zurückkehren, denn unser Hoftheater, wieweit es auf seiner jetzigen Kunststufe schon den ersten Rang unter Deutschlands Bühnen in der Sphäre des rezitirten Schauspiels behaupten darf, strebt immer höher und sucht das Bedeutende in seinen Kreis zu ziehen. Es sind neuerdings Einrichtungen getroffen worden, theils um diesen Zweck zu befördern, theils um der Direktion in andern Fällen die nöthige Energie zu sichern. Diese Bühne ist nun während der Ferienzeit vom ersten Juli bis zum ersten August verschlossen, und mehrere Mitglieder sind in alle Welt gegangen, nicht um den Ausspruch des Evangeliums zu erfüllen, sondern vielmehr ihre Kassen zu füllen, indem sie ihre Talente geltend machen, Andere, um ihre Gesundheitszustände zu verbessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 190.

Dreinach.

Räthsel.

Zwey Streiter sah die Welt Jahrtausende im Ringen.
Jahrtausende wird sie die Welt noch ringen seh'n.
Nicht Schwert, nicht Lanzen diese Ungeheuren schwingen;
Nein, in des Zornes Gluth die Waffen sie verschmäh'n.
Von gleicher Nerv' und Muskelkraft durchdrungen,
Und Stirn an Stirn und Arm um Arm geschlungen,
So ringen sie. Ihr Tritt die Erde dreht.
Denn weichend stets nach Ost der Eine geht.
Weiß dieser ist und rabenschwarz der Zweyte;
Dieß eben reizt die Mächtigen zum Streite.
Bald muß der Neger sich nach Norden biegen
Und jubelnd hofft der Weiße dann zu siegen.
Bald aber kehrt des Negers Kraft sich wieder
Und drückt den Hoffenden zum Süd-Pol nieder.

Nro. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. August 1823.

Wer wider göttliches Geschick ankämpfen will,
Muthvoll ist der, doch thöricht ist ein solcher Muth;
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmlischer.
Die Trachinierinnen.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsezung.)

Heinrich Fitz-Allan blieb still. Die Knoten der Stricke waren so fest gewunden, daß man sie durchschneiden mußte. Hierauf sagte der Aufseher zu dem Wächter: „Sie sehen, daß die Kleidung dieses jungen Mannes in Stücke zerrissen, sein Körper mit Staub bedeckt ist, führen Sie ihn ins Bad, und geben Sie ihm eine reinliche Kleidung. Dann führen Sie ihn uns wieder vor. Fitz-Allan, folgen Sie diesem Manne, und bedenken Sie, daß Sie eine Mutter haben!"

Nach diesen mit patriarchalischem Tone ausgesprochenen Worten senkte Heinrich das Haupt, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus.

„Er ist überwunden, sagte der Aufseher zu uns; ich habe in dieser Schrift gesehen, daß seine Mutter in New-York wohnt; ich habe sie holen lassen. Ihre Gegenwart war das lezte Mittel, dessen ich mich bedienen wollte, und es war unfehlbar. Wir hatten es aber nicht nöthig. Ich wollte wetten, daß das Herz dieses jungen Mannes noch nicht ganz verdorben ist. Man hat ihn mir als einen dem Spiel und den Ausschweifungen ergebenen Verschwender geschildert, der zu den größten Verbrechen fähig sey. Wir wollen ihn dieser Krankheit gemäß behandeln. Die gegohrnen Getränke werden ihm untersagt seyn; eine gesunde und kühlende Nahrung wird sein Blut versüßen, eine regelmäßige Beschäftigung seiner Einbildungskraft eine bestimmte Richtung geben, und vernünftiger Rath wird seinen Geist aufklären. Wir werden einen neuen Menschen aus ihm machen."

Ich wagte nun einen Einwurf, und sagte zu dem Aufseher: „Wenn er sich aber hartnäckig weigert zu arbeiten?"

„Dieß ist noch niemals vorgekommen, antwortete Herr Patterson. Wir haben zur Ueberwindung einer solchen Hartnäckigkeit die einsame Verschließung. Sie besteht aus Zellen von sechs Fuß Länge, sechs Fuß Breite und neun Fuß Höhe. Sie sind sehr reinlich, luftig, und bekommen durch ein großes Fenster von der Höhe von acht Fuß Licht, haben aber keine andern Geräthschaften, als eine hölzerne Bettstelle, eine Matraze, Leintücher und Decken. Dort schließen wir den Gefangenen ein, der nicht arbeiten will. Er lebt daselbst ganz einsam, und sieht selbst mit dem stillen Schließer nur einmal des Tages in Verbindung, wenn ihm dieser sein Essen bringt. Nie hat ein Gefangener bey der größten Hartnäckigkeit diese gänzliche Einsamkeit und Entfernung von allem Lebenden, diese Stille, die von keinem menschlichen Ton unterbrochen wird, ausgehalten. Er bittet sich bald die Arbeit als eine Wohlthat aus. Selten sezt er sich zum Zweytenmale dieser schrecklichen Isolirung aus."

„Zu welcher Art von Arbeit bestimmen Sie diesen jungen Mann?"

„Er wird selbst wählen. Wir haben in dem Hause Werkstätten für Weber, Tischler, Schuster und Schneider. Einige Gefangene sägen Marmor, schleifen ihn, be-

reiten Späne von Cedernholz, zerstoßen Gyps, kartätschen Wolle, klopfen Hanf. Die schwächsten, die ungeschicktesten zupfen Wolle, Baumwolle, Roßhaare, Werg. Jeder wird nach Verhältniß seiner Arbeit bezahlt. Es sollte mich wundern, wenn der neue Gefangene, der viele Kraft besitzt, nicht das Tischlerhandwerk erwählen würde. Dieß ist eines von den gewinnreichsten. Hier bringt man ihn aber wieder zu uns, Sie werden ihn ruhiger und vernünftiger finden."

Heinrich Fitz-Allan kam wieder. Seine ganze Energie schien sich in seine Seele zurückgezogen zu haben, die besondere Schönheit seiner Züge war durch keine Spur von Wuth entstellt. Die Kleidung des Hauses, die er angezogen hatte, war reinlich, bequem und schicklich.

„Ich sehe Sie mit Vergnügen wieder, sagte der Aufseher, fassen Sie Muth, mein Freund, ich sehe, daß Sie erst drey und zwanzig Jahr alt sind. Sie haben daher noch eine lange Zukunft vor sich. Man sagt mir, ihr Gegner, Patrice Burke, sey außer Gefahr. Sie haben daher nur eine dreyjährige Gefangenschaft zu bestehen, und Sie können sogar die Dauer derselben durch eine gänzliche Sinnesänderung und durch ein regelmäßiges Betragen abkürzen. Ich werde Sie nicht aus den Augen lassen; der Gouverneur ist mein Freund, und er kann sein Vorrecht gebrauchen, wenn Sie sich der Wohlthat der Freyheit würdig machen."

Bey diesen Worten stürzte eine alte Frau, die Mutter des Gefangenen, in das Zimmer und in die Arme des Jünglings. Wer könnte diese Scene des Schmerzens schildern, die Klagen einer Mutter bezeichnen, die ihren Sohn zurückerflehet und sein Unglück beweint? Die Rührung des Gefangenen, die bisher immer zurückgehalten war, zeigte sich nun in vollem Maße. Er vergeß Ströme von Thränen auf die grauen Haare seiner Mutter, der einzigen Freundin, die ihm noch in der Welt blieb. Unter Schluchzen drückte er sie an sein Herz. Bald darauf aber stieß er sie wieder zurück.

„Entfernen Sie sich! sagte er zu ihr. Warum folgen Sie mir überall nach? Warum sind Sie nicht in ihrer Hütte geblieben? Dort würden Sie ein friedliches Leben geführt haben. Allein ich treffe Sie immer auf meiner Spur; nirgends, wo mich das Unglück hin verschlagen hat, konnte ich Sie vermeiden. Warum haben Sie bey Ihrem Alter und Ihrer Schwächlichkeit über Meere gesetzt, warum folgten Sie einem Sohne, der von seiner Geburt an dem Unglück geweiht ist?"

„Mein Sohn! mein Sohn!" Dieß waren die einzigen Worte der armen Frau.

„Kehren Sie nach Derrimore, an jenen Ort zurück, wo ich so glücklich war, und den ich nie wiedersehen werde! Leben Sie dort mit unsern guten Nachbarn zusammen, und nennen Sie nie mehr meinen Namen. Lassen Sie mich hier in Schande und Verzweiflung sterben."

„Nein, du wirst nicht sterben, rief die alte Frau aus, und ergriff die Hände ihres Sohns. Ich verlasse dich nicht mehr, ich werde über dich wachen. Ich habe dich mit meiner Milch genährt, ich habe dich an meinem Busen getragen, und du sollst mir die Augen schließen."

„Sie haben Recht, sagte Herr Patterson, es wäre Ihres Sohnes Pflicht, Ihren Muth aufzurichten, und Sie suchen ihm wieder Energie einzuflößen. Trösten Sie sich Beyde. Reden Sie Ihrem Sohne zu, gelehrig und gefaßt zu seyn. Dieses Unglück, das Ihnen unter einer so furchtbaren Gestalt erscheint, dürfte vielleicht einst für Sie Beyde eine Quelle des Glücks werden. Ich gebe Ihnen zwey Stunden zu ungestörter Unterhaltung. Nach Verfluß dieser Zeit, setzte der Aufseher, zu den Wächtern gewandt, hinzu, werdet ihr den Gefangenen in sein bestimmtes Zimmer führen, und ihm seine ersten Obliegenheiten anweisen. Heinrich, sagte der Aufseher zu dem Gefangenen, bedenken Sie, daß Sie hier unter der Herrschaft des Gesetzes stehen, daß keine menschliche Gewalt Sie derselben entziehen kann. Ihre Mutter wird Sie zweymal in der Woche besuchen; ein schlechtes Betragen könnte Ihnen allein diesen Trost rauben."

„Gott segne Sie! antwortete schluchzend die gute alte Frau. Gott segne Sie! Ich glaubte nicht, hier Mitleid zu finden."

Wir gingen mit dem Aufseher hinaus, der uns sagte: „Ich sehe voraus, daß uns der Charakter dieses Mannes viel zu thun machen wird. Es findet sich allerdings ein Grund von Empfindsamkeit in seiner Seele, aber ich fürchte, daß die Gewohnheit des Lasters und die Heftigkeit der Leidenschaften der hier zu beobachtenden Behandlung große Schwierigkeit entgegensetzen möchten. Es wäre zu bedauern; dieselben Fähigkeiten, von denen er einen strafbaren Gebrauch gemacht hat, könnten ihn unter einer andern Leitung zu einer ehrenvollen Stelle in der Gesellschaft erheben. Ich gestehe, daß mich dieser Mann interessirt, und daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren werde."

„Ich vermuthe aus Ihren Reden, sagte ich zu Herrn Patterson, daß dieser junge Mann ein Irländer ist."

„Ihre Vermuthung ist wahr, antwortete er mir; er ist zu Derrimore in der Grafschaft Clare geboren. Die gefangenen Irländer machen hier die Mehrzahl gegen andere Fremde aus. Dieß rührt daher, daß ihre Erziehung gewöhnlich vernachlässigter ist."

Nun verabschiedete ich mich von diesem würdigen Aufseher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon zu Erfurt und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurt während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

Mitgetheilt von Dr. Dorow*).

Die Einwohner der sehr mitgenommenen Provinz Erfurt hatten schon längst, und vorzüglich in dem Jahre 1813, über den schrecklichen Druck ihre Unzufriedenheit laut geäußert, und bey der in demselben Jahre eingeführten Conscription, von der dieses Land bis dahin befreyt war, brach die Volkswuth in Thätigkeiten aus; zerstörte unter andern das Haus des damaligen Bürgermeisters Weißmantel, weßhalb dreyßig Bürger arretirt, und drey, als die ersten Aufrührer, auf Befehl des damaligen Gouverneur-Generals, Ditallis, auf der Festung Petersberg erschossen wurden.

In dieser Volksstimmung kam Napoleon unvermuthet, während des Waffenstillstandes Ende Juli, Abends zehn Uhr zu Erfurt mit einem kleinen Gefolge an, stieg im Gasthof zum römischen Kaiser ab, und mißhandelte den damaligen französischen Intendanten, De Bismes, in Gegenwart vieler Menschen auf das Härteste, wegen der von ihm geduldeten Bedrückungen der Einwohner des Landes, — er erklärte: „daß er sich selbst mit der Erleichterung der Landeslasten beschäftigen wollte, und befahl, den Kammer-Präsidenten v. Resch rufen zu lassen, um mit einigen Deputirten des Landes ihm nach Mainz zu folgen. Die Deputation bestand aus dem Hofrath v. Weißenborn, General-Direktor der Accise Sprönla, Post-Direktor Löder, und dem Kammer-Präsidenten v. Resch. Diese Herren erhielten eine schriftliche und besiegelte Ordre, auf Befehl des damaligen Kaisers ausgefertiget, die zum Reisepasse diente.

Die Reise wurde Tag und Nacht fortgesezt.

Gleich des andern Tages nach erfolgter Ankunft wurden die Deputirten durch einen Palast-Fourier zum kaiserlichen Palast, dem deutschen Hause zu Mainz, geführt.

Rechts wohnte die Kaiserin und links der Kaiser.

Sie wurden ohne den geringsten Aufenthalt durch den Fürsten von Neufchatel (Berthier) an die Wohnzimmer des Kaisers gewiesen, welche von zwey Kammerdienern besezt waren; der Führer klopfte mit einigen Schlägen an die Thüre, welches von innen beantwortet wurde, sogleich öffnete Napoleon selbst die Doppelthüre. Die Deputirten hatten die Nacht, als sie zu Mainz ankamen, benuzt, um eine Vorstellung aufzusetzen, worin alle Beschwerden enthalten waren. Die Vorstellung mochte über drey Bogen stark seyn.

Der Kaiser begann mit den Worten:

„Es scheint mir, als ginge es Euch sehr schlecht in Erfurt; ich habe Euch kommen lassen, um Euch zu helfen."

Nun stellte er sich, mit der Vorstellung in der Hand, mitten in das Zimmer, und las stehend, Wort für Wort, die Vorstellung laut ab.

Ein Tisch hinter ihm im Zimmer war mit Offizieren besezt, welche große Quartblätter Papier und Schreibzeug vor sich hatten.

Nachdem der Kaiser die Vorstellung durchlesen hatte, sezte er sich auf einen Stuhl nieder, und ging von Neuem die Vorstellung von Punkt zu Punkt laut durch.

Der erstre Punkt betraf die Unmöglichkeit, die Garnison auf Kosten der Provinz ferner unterhalten zu können.

Hier sagte der Kaiser:

„Ihr habt recht, ihr habt zu viel ertragen, „und ich befehle: daß die Garnison künftig aus meinen Magazinen und auf meine Kosten verpflegt „werde."

Nun stand er auf und befahl einem Offizier, sogleich einen Kourier mit diesem Befehl nach Erfurt abgehen zu lassen. — Der Offizier gab darauf die geschriebene Ordre in's Nebenzimmer zur weitern Besorgung.

Nun sezte sich Napoleon von Neuem und sagte:

„Die durchpassirenden Truppen müßt ihr aber ferner „noch verpflegen, denn sonst würden meine Alliirten „eifersüchtig auf Euch werden."

Er ging zum zweyten Punkt der Vorstellung über, welcher eine Verminderung der Conscription von 1000 Mann betraf. Er sagte:

„Ja, ihr habt Recht, und ich bin geneigt, eine Ver„minderung zu bewilligen — wie viel glaubt ihr, daß „solche betragen soll?"

Auf die Bemerkung: daß dieses allein von seiner Gnade abhängen könnte — sagte er:

„Wohl — ich will die Conscription um die Hälfte, „auf 500 Mann vermindern."

Hier stand er wieder auf und trat vor jeden Deputirten besonders hin, sah Jeden scharf in's Auge und fragte Jeden:

„Seyd Ihr damit zufrieden?"

Im Namen des Landes wurde gedankt, und Napoleon fertigte, wie das erstemal, einen zweyten Kourier nach Erfurt ab; beyde Kouriers trafen in der Zwischenzeit von einer halben Stunde in Erfurt ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zu der folgenden Erzählung, was Napoleon über Erfurts Lage, mit der Deputation dieser Stadt, sprechen, tritt auch der Kammer-Präsident v. Resch auf, und dieser Mann ist es, der das Material zu dieser interessanten Darstellung geliefert hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

(Fortsetzung.)

An Neuigkeiten wurde auf dieser Bühne gegeben: Eine Freundschaft ist der andern werth. Lustspiel in drey Aufzügen nach Bassiard und Folvenee, von Leyrün. Ein Freund wird aus Versehen für den andern, Schulden halber, arretirt, als er eben ein kleines Fest veranstaltet hat. Im Gefängniß spinnt sich ein Duell an; die zweyte Herausforderung kommt in die Hände des Freygebliebenen, und nun wird Alles offenbar. Dieser schlägt sich aus Dankbarkeit für den Arretirten — denn eine Freundschaft ist der andern werth! — Daß auch Liebesintriguen mit eingeflochten sind, läßt sich denken. Das Ganze hat Leben und Humor, lustige Scenen und einen pikanten Dialog. — Hierauf folgte als Nachspiel: Die junge Tante, von Castelli nach Melesville. Zwey junge Leute sollen einander unbekannter Weise heirathen; sie wollen aber nicht. Das junge Frauenzimmer, das sich schon im Wittwenstand befindet, gibt sich für ihre eigene Tante aus, um den Bestimmten abzuschrecken; dieser, von einem jungen Mädchen hintergangen, zieht ältere Frauen vor. Indem er nun wirklich an der verstellten Tante Behagen findet, schmeichelt er ihrer Eitelkeit, gefällt ihr ebenfalls, und Beyde werden doch ein Paar. — Dieses Spiel ist bey weitem schwächer als das vorhin genannte, allein der Schluß gelungen und eine neue Huldigung der Frauen! bleibt nicht ohne Wirkung; so ging das zweyte mit dem ersten glücklich durch. Auf die Schauspielerin, der die Tante zufällt, ist es vorzüglich berechnet, und das anziehende Talent der Löwe für das Lustspiel fand hier wieder einen vortheilhaften Wirkungskreis.

Die italienische Gesellschaft setzt ihre Vorstellungen über die bestimmte Zeit fort. Der Zulauf hat sich vermindert, weil der Sommer einen großen Theil der Bewohner der Residenz ins Freye lockt, allein die Theilnahme ist sich immer gleich geblieben. Der Tonsetzer Carafa wurde hieher berufen, um eine neue Oper zu komponiren, die er auch in kurzer Zeit beendigt und selbst dirigirt hat. Diese führt den Titel: Abnefar, ossia: Famiglia araba. Melodramma (!) in due atti, del Signor Maestro Carafa. Dieses Werk hatte mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen; die Gesellschaft hatte sich bisher blos auf die Produktion Rossinischer Dichtungen beschränkt; mit diesen war das Publikum vertraut, der neue Komponist den Wenigsten bekannt. Außerdem ist der Text mehr lyrisch als dramatisch, bewegt sich mehr in wechselnden Gefühlen als in anschaulicher Handlung u. s. w. Der Komponist hat indeß diese Schwierigkeiten glücklich überwunden und ein günstiger Erfolg sein Werk gekrönt. Schon die Ouvertüre, die den Charakter des Ganzen auf das Treffendste ausdrückt, wurde von den Kennern ausgezeichnet. Ein Chor der betenden Araber, worin Solostimmen mit dem Tutti sehr effektvoll abwechseln, eröffnet den ersten Akt. In der vierten Scene ist ein sehr angenehmes Tanzstück eingewebt. In der siebenten glänzte Sgra. Fodor ganz vorzüglich. Ein Recitativ mit Duett und sehr effektvoll eintretendem Chor ist höchst kunstreich gearbeitet und von großer Wirkung. Diese Parthie wurde von der vorgenannten Künstlerin und Sgr. David mit höchster Virtuosität ausgeführt. Sänger und Tonsetzer wurden hervorgerufen. Das vorzüglichste Stück der ganzen Oper ist das erste Final, das sich besonders durch die originelle Behandlung des Chors auszeichnet. Der zweyte Akt bietet weniger Effekt dar, woran der Stoff selbst Schuld ist; doch können mehrere Gesangstücke zu den besten Tondichtungen neuerer Zeit gezählt werden. Eine Arie mit Chor, auf das große Talent der Sgra. Fodor berechnet, wurde mit fast beyspiellosem Jubel aufgenommen. Ueberhaupt schien die Künstlerin in dieser Oper alles Treffliche, das sie früher leistete, überbieten zu wollen. Aber auch die Aufführung des Ganzen war ein Meisterwerk zu nennen. Den glänzendsten Partien der kunstreichen Sängerin reiht sich das heitere Final an. Die Harmonie dieser Komposition verräth durchaus eine sinnreiche Behandlung und die Melodie bildet gleichsam ein zusammenhängendes Gemälde leidenschaftlicher Gefühle. Bemerkt man hin und wieder auch Rossinische Anklänge, so verschwinden sie doch schnell und spurlos in der Eigenthümlichkeit des Ganzen. — Rinaldo d'Asti heißt ein neu Sgnr. Talioni neu in die Scene gesetztes Ballet, wozu eine alte französische Oper, wie früher zu andern Ballets, den Stoff gegeben hat. In den Hauptmomenten verräth sich die Aehnlichkeit mit einer neueren, sehr beliebten Operette; doch kommt in dem mimischen Tableau Alles auf die Darstellung des komischen Charakters eines Invaliden an, den Sgnr. Calvarola aus Neapel durch seine kräftige Mimik sehr lebendig schilderte; schade nur, daß er einige Lazzi, die bey uns als abgenutzt und trivial erscheinen, zu häufig anbrachte, z. B. das gierige Verschlingen der Maccaroni! — In dem Ballet Nina oder Wahnsinn aus Liebe, trat Mlle. Bergeval auf, und zeigte bedeutende Bravour. Ihre Pas sind rein, rund und kräftig, nur vermißte man die Grazie der Bewegungen und der Kostümirung, was an einer Pariser Tänzerin befremden mußte. — Der durch mehrere gelungene Ballettkompositionen, unter welchen die des Alfred obenan steht, auch als Tonsetzer bekannte Graf von Gallenberg, dem ein Theil der Leitung der musikalischen Angelegenheiten dieser Bühne übergeben war, hat sich dem Geschäft entzogen.

Mit dem Theater an der Wien stand es noch vor Kurzem mißlich, und man war im Begriffe, es einige Sommermonate hindurch zu schließen, was aber das Privilegium nicht gestatten will. Indessen mußten bedeutende Veränderungen und Einschränkungen gemacht werden. Die Preise sind herabgesetzt und die Oper hat gänzlich aufgehört, so daß die Sänger jetzt nur aus dem Theater am Kärntnerthor verwendet werden, das gut organisirte Orchester sich aber blos noch in Melodramen und anderen Instrumental-Kompositionen auszeichnen kann. Die Einnahmen fielen schon so unbedeutend aus, daß eine solche Summe selten hinreichen würde, die Kosten einer Vorstellung mancher ambulirenden Theaterdirektion zu decken. Prätiosa, schon vor etwa zehn Jahren mit einer andern Komposition hier in Wien gesehen, wirkte damals wenig, obgleich die Hauptrolle gut besetzt war, und konnte, vielleicht aus demselben Grunde, dießmal bey der ersten Vorstellung kein zahlreiches Publikum herbeyziehen. Sie wurde mehrmals wiederholt, ohne daß jedoch die Kasse viel dadurch gewann. Die jüngere Tochter der Hofschauspielerin Schröder, ihrer artigen Gaben ungeachtet, ist dennoch für die Heldin dieses Theaterwerks noch viel zu schwach. Webers Musik ist, wie es sich versteht, nach Verdienst gewürdigt worden. — Die rothe und schwarze Feder, oder der wandelnde Wald, eine Zauberpantomime von dem, aus einem Kunstreiter schnell genug in einen Pantomimenmeister verwandelten Herrn Babtiste Fourlaux, hat ungeachtet ihres Pferdespektakels, der Ein- und Auszüge, der Befreyungs-Geschichte und einiger überraschenden Theaterkoups, nur Langeweile verursacht, und die rothe Feder darf sich ihres endlichen Triumphes eben nicht sehr rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Nro. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. August 1823.

Denn die Odryser hatten einen, dem in der persischen Monarchie ganz entgegengesezten, Gebrauch eingeführt, nämlich eher zu nehmen als zu geben.

Thucydides.

Napoleon zu Erfurth und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurth während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

(Fortsezung.)

Nun sezte Napoleon sich wieder und überlas den dritten Punkt der Vorstellung. Er betraf die Bezahlung der unermeßlichen Forderungen an Frankreich, und die Schulden.

Napoleon sagte mit fester und starker Stimme:

„Ich werde Erfurth behaupten!“ Mit gleicher Heftigkeit sagte er weiter: „Ich werde Erfurth zur ersten und bedeutendsten Festung in Deutschland machen, — mit leiser Stimme — und Ihr sollt glücklich, und Euer Land der glücklichste Winkel in Deutschland werden. Ich verlange Euer Geld nicht — arrangirt Euch, wie Ihr könnt — Eure Schulden werde ich aber bezahlen.

„Ich unterscheide aber die Staatsschulden, sowol die ältern als die neuen, — diese werde ich bezahlen. Die städtischen und Kommunal-Schulden müssen die städtischen und Kommunal-Fonds übernehmen, die Privat-Schulden oder die Forderungen der Kosten für Verpflegung der Lazarethe ꝛc. ꝛc. will ich folgendermaßen vergüten;

„Ich werde Bons d'Erfurth machen lassen, und werde alle Domänen der Provinz Erfurth öffentlich verkaufen. Mit den Bons d'Erfurth werde ich alle diese Forderungen, welche über fünf Millionen Franken betragen, bezahlen lassen, und bey dem Verkauf der Domänen können die Inhaber der Bons d'Erfurth kaufen und damit bezahlen. Reicht der Erlös aus den Domänen von Erfurth nicht zu, so gebe ich noch mehrere von Westphalen her. Ich werde meinen Kronschatzmeister, l'Abbeboullirie, nach Erfurth schicken, um diese Operation auszuführen.“

Dieser Mann ist auch wirklich nach Erfurth, gleich nach der Deputirten Abgang von Mainz, gekommen, und ihm mußten alle Nachweisungen dieserhalb gegeben werden.

Weiter sagte Napoleon:

„Ich will, daß Ihr glücklich seyd. Eure Fabriken haben sehr gelitten, ich will Euch den Verkauf Eurer Fabrikate und Waaren in Frankreich und Italien gestatten, Ihr sollt eine Deputation nach Paris sogleich abgehen lassen, und ich werde den Grafen Defermont instruiren, damit Ihr diese Vergünstigung erhaltet.“

Dieses ist denn auch durch den General-Accise-Direktor Spènla und Kaufmann und Fabrikanten Rothstein, welche als Abgesandte nach Paris gingen, bewirkt worden.

Napoleon fuhr fort über den ferneren Inhalt der Vorstellung zu sprechen; doch muß ihm dieses zu ermüdend geworden seyn; indem er über zwey Stunden auf diese Weise mit den Deputirten sich besprach — sagte er:

„Doch Ihr seyd Deutsche, Ihr kennt vielleicht meine „Absicht nicht ganz, Ihr könnt sie nicht genau ver„standen haben, Ihr scheint mir auch nicht ganz von „Menschenfurcht frey zu seyn, (weil ***** stets er„schrocken zusammenfuhr, wenn Napoleon ihn ansah,) „besonders gegen meine Soldaten, wovon Euer Un„glück mit herrühren kann — ich will Euch daher ei„nen Mann bestimmen und kennen lehren, der wei„ter mit Euch sprechen und Euch unterrichten soll, „wie Ihr ohne Menschenfurcht künftig Euch zu betra„gen habt, damit Ihr nicht wieder mißhandelt wer„det."

Hier gab er Ordre, ohne den Deputirten den Mann zu nennen, denselben einzuführen, und ging, bis dieser ankam, im Zimmer auf und ab, ohne weiter zu sprechen.

Es erschien hierauf der Präfekt des Donnersberges, Chambon St. André, und der Kaiser gab ihm die Vorstellung und redete sehr lebhaft in einiger Entfernung mit ihm, so daß nichts genau zu verstehen war. Hierauf trat der Präfekt mit dem Kaiser näher zu den Deputirten, las die Vorstellung nochmals laut ab, und wiederholte, was der Kaiser bereits gesagt hatte, jedoch weitläufiger, so daß dieser Vortrag wohl noch eine ganze Stunde dauerte. Hierauf wurden die Abgesandten mit dem Befehl, Morgen früh zehn Uhr wieder zu kommen, entlassen.

Der Präfekt nahm sie aber mit sich in seine Wohnung, deren Innerrs darauf hindeutete, daß der ehemalige Bischof ein Cyniker seyn mußte. Er machte gleich beym Eintritt folgende Bemerkung:

„Bedenkt, wie viel der Kaiser für Euch thun will, „nehmt Euch wohl in Acht, widersprecht ihm nicht zur „Unzeit — denn Ihr könnt Alles eben so schnell wieder „verlieren. Stellt Euch vor, als wenn Ihr einen Aal in „der Hand festzuhalten gedächtet — bey der geringsten Be„wegung entschlüpft er Euch."

Hierauf gab der Präfekt die Plane der Organisation der Provinz den Deputirten zu erkennen, und berathete sich mit denselben, wie er sagte, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, um ihm den Plan nachher vorzulegen. Er gab ferner zu erkennen: daß des Kaisers Wille sey, daß die Erfurther weder von seinem Militär, noch von den Behörden sich sollten mißhandeln lassen, wodurch sie seither so viel gelitten, und daß er beauftragt sey, die Deputirten zu unterrichten, wie sie sich bey solchen Gelegenheiten zu verhalten hätten.

„Um Euch dieses zu lehren, muß ich Euch ein Beyspiel „von mir selbst anführen, welches sich zwischen mir und „den Kommandeurs eines Korps von 24,000 Mann zuge„tragen, die ungefähr vor vierzehn Tagen unvermuthet „wie eine Bombe zu Mainz eintrafen." (Die Namen der Generale waren nicht zu erfahren, ein Marschall war aber dabey gewesen.) „Diese Truppen wollten in der „Stadt einquartirt, und von den Bürgern mit den Pfer„den verpflegt seyn. Ich lehnte dieses Verlangen Anfangs „ganz ruhig ab, da man aber zudringlicher wurde, ver„wies ich auf die Magazine, welche damals nicht hinrei„chen mochten, und daher mit Oekonomie eingetheilt wer„den mußten. Der Marschall ließ mir sagen, wenn ich „nicht Fourage und Lebensmittel bey den Bürgern ver„schaffen würde, so würden sie selbst zu mir kommen, und „beydes bey mir holen. Ich ließ ihnen antworten, daß „ihnen solches zu thun frey stünde.

„Es war Nachts gegen eins bis zwey Uhr; ich lag in „meinem Bette, was Sie hier sehen" — er zeigte das Bett im Nebenzimmer — „der Marschall und einige Generale „stürmten in mein Zimmer mit Heftigkeit ein, und ver„langten augenblicklich Fourage und Lebensmittel bey den „Bürgern. Ich erhob mich ganz gelassen von meinem La„ger in die Höhe, kehrte den brausenden Herren meinen „..... zu, und denselben mit der Hand klopfend sagte „ich: Sehen Sie hier Fourage? Sehen Sie „hier Lebensmittel? Ich hatte Ruhe, die Herren „gingen fort, und ich habe sehr ruhig geschlafen. Seht, „so sollet Ihr es auch machen; der Kaiser will es „haben!"

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Die Straße über die Sierra Morena geht jeden Augenblick aufwärts, und da sie über die Gipfel wegführt, so folgt sie so viel wie möglich ihren natürlichen Windungen, so daß an manchen Stellen eine bedeutende Strecke weit zwey Theile derselben einander gleich laufen. Die Höhe ist so groß, daß Reisende und Fuhrleute, die wir eben auf der untern Straße verlassen hatten, plötzlich die Hälfte ihrer natürlichen Größe verloren zu haben schienen. Es war noch immer Morgendämmerung, und hier und da erblickten wir eine Anzahl Männer, welche um Feuer her saßen oder schliefen, die in den Felsenvertiefungen brannten. Wir erfuhren bald an den Werkzeugen, welche neben ihnen lagen, und an der früheren Thätigkeit einiger ihrer Gefährten, daß sie hier waren, um die Straße für die Ueberfahrt des Königs auszubessern. Wo der Weg rauh war, überstreuten sie denselben dick mit Erde, und brachen alle hervorstehenden Steine weg, wodurch der kränkliche Monarch geschüttelt werden könnte. Als die Sonne aufging, sahen wir mehrere Haufen Männer auf diese Weise beschäftigt, und begegneten ihren Weibern und Kindern, welche auf Eseln zu ihnen ritten, und ihnen Speise für den Tag zuführten. Zuweilen war die Mutter mit zwey Kindern auf einem Esel zusammengedrängt, das

eine mit dem Speisekorbe, das andere mit dem Weinschlauche, und das dritte zur Gesellschaft der Andern, oder vielleicht auch, weil es sich fürchtete, allein zu Hause zu bleiben. Auch begegneten wir auf diesem Gebirge mehreren hundert Eseln, welche Oel in Schläuchen trugen. Für diese Thiere gibt es Nebenpfade, welche den Weg abkürzen, wo die Straße eine Wendung nimmt. Wir wären einmal beynahe verunglückt, als unsere Thiere, während der Postillon zu Fuße ging, einen solchen abschüssigen Pfad einschlugen; nur die zeitige Dazwischenkunft des Mayorale rettete uns.

Nachdem wir zwey bis drey Stunden aufwärts gefahren waren, kamen wir endlich über die höchste Spitze des Gebirges, und wechselten die Pferde bey einem andern neuen Dorfe, Namens Santa Elena. Hier, und schon einige Zeit früher, ehe wir heraufkamen, waren die Berge grün mit Gesträuche und Gras: in der Nähe des Dorfes wuchsen Getreide und Bohnen in Menge. Die Lage des Orts ist entzückend, und die Luft balsamisch. Die Aussicht von hier aus auf das niedere Gebirge und dessen grüne Thäler und das ferne Gebirge von Granada ist herrlich.

Wir erreichten Carolina um halb 12 Uhr des Morgens. Der Eingang ist zwischen zwey Thürmen, die Straßen sind breit, und eine derselben mit schönen Bäumen eingefaßt, welche kleine Gärten einschließen, die sich vor den Häusern befinden. Die Bäume waren alle belaubt und voller Vögel, und die Altanen mit Blumen geziert. Der Konstitutionsplatz ist groß, und die Stadt und ihre Umgebung von den angenehmsten, durch welche wir gekommen waren. An dem Hause, welches zum Empfange des Königs zubereitet war, hatte man eine Menge irdene Lampen mit Lehm an die Mauer befestigt. Die Miliz schlenderte in der Erwartung des Monarchen auf den Straßen umher. Die Beamten waren in ihrem besten Staate. — Wir hörten hier die angenehme Nachricht, daß eine Menge Räubereyen auf der Straße begangen worden, unter andern an den Abgeordneten Saavedra und Galiano, welche 15 Unzen Gold verloren.

Um sieben Uhr des Abends erreichten wir Andujar, eine bedeutende Stadt am Guadalquivir, in einer fruchtbaren Gegend. Eben zog eine Prozession mit Wachskerzen und Musik der Kirche zu. — Man findet in dieser Gegend eine Erde, woraus man Krüge verfertigt, die im Sommer das Wasser eiskalt erhalten. — Hier sahen wir die ersten weiß angestrichenen Häuser. Das Haus, welches für die Aufnahme des Königs bestimmt war, war wie das zu Carolina mit Lampen beleht. — Während wir zu Nacht aßen, kam der Postmeister zu uns, und erzählte uns, wie man ihm vor ein paar Tagen einen Streich gespielt habe. Es kam nämlich ein Herr vors Postshaus gefahren, der nach ihm fragte. Sobald er erschien, sagte der Fremde zu ihm, er sey ein Abgeordneter auf seinem Wege nach Sevilla, und sey bey Andujar all seines Gepäckes und Geldes beraubt worden, weßwegen er ihn um 80 Thaler bitte, um seine Reise fortsetzen zu können, die Regierung, meinte er, werde ihn für seinen Verlust entschädigen; für jezt aber würden 80 Thaler genug seyn. Der Postmeister, durch die glatten Reden hintergangen, gab das Geld, und am folgenden Morgen erschien der Abgeordnete, dessen Namen der erstere angenommen — der nichts als ein Betrüger war.

Wir verließen Andujar um zwey Uhr und fuhren durch eine fruchtbare Gegend nach Carrio, wo wir Chokolade tranken. Auf dem Wege sahen wir manche schöne Landsitze auf den Abhängen der Berge. Kamen über die Brücke von Alcolea, welche über den Guadalquivir führt, aus 24 Bogen besteht und aus schwarzem Marmor erbaut ist. Dieser ist zwar ungeglättet, dennoch ist die Brücke ausnehmend schön.

Um halb ein Uhr kamen wir nach Cordova *). — Es war nicht ohne große Erwarrungen und Gefühle der Hochachtung, daß ich mich dieser alten Stadt näherte, dem Geburtsort eines Seneca und Lucan, dem Lieblingssitz der Wissenschaften, Künste und Kriegskunst zu einer Zeit, wo sie auf der übrigen Halbinsel Fremdlinge waren. Hier sollte ich auch den berühmten Dom mit seinen 360 marmornen Pfeilern sehen, welcher zu den Zeiten der Mauren für einen andern Gottesdienst errichtet worden war. Die Lage der Stadt am Fuße hoher, mit Gärten und Landsitze verzierter, Berge, und an den Ufern des Guadalquivirs erinnerte an ihren ehemaligen Handelsreichthum und ihre einstige Thätigkeit; im Innern aber fanden wir nur enge Straßen mit verfallenen Häusern. Sie soll indessen noch immer einige Bänder-, Seiden- und Hutfabriken besitzen. Das Cordovan-Leder wurde ehemals selbst in England geschätzt; aber selbst auch dieser Handelszweig ist, glaube ich, beynahe zu nichts herabgesunken. Die Bevölkerung, welche ehemals 30,000 Seelen betrug, besteht jezt nicht aus mehr als 10,000, dennoch hat die Stadt noch ein lebhaftes Ansehen. In dem Dom fand ich mich getäuscht. Ich hatte erwartet, hohe Säulen zu finden, welche Gänge bildeten, die durch ihre Erhabenheit die Andacht hervorriefen. Ich fand aber ein viereckigtes Gebäude mit dicken hohen Mauern von außen, die dem Gebäude mehr das Ansehen von einem Gefängnisse als von einem Gotteshause gaben. Beym Eintritt durch eine ihrer siebzehn Thüren fand ich, daß das Innere aus neunzehn Schiffen besteht, welche durch Marmorsäulen gebildet werden, die vielleicht von obengenannter Zahl seyn mochten, aber von unbedeutender Höhe und mit dem übrigen Gebäude in keinem Verhältniß stehen. Je zwey von den Pfeilern trugen einen aus bekleisterten Backsteinen gebildeten Bogen und über diesem war nach einem leeren Raume ein anderer Bogen, welches, meiner Meinung nach, dem Ganzen ein verwirrtes und geschmackloses Ansehen gibt. Indessen scheint es, daß die Moschee von Cordova in ihrem ursprünglichen Zustande schöner und reicher verziert gewesen als es die jetzige Kirche ist. Vor ungefähr fünf oder sechs Jahren entdeckte man zufällig eine maurische Kapelle, welche seit Jahrhunderten vermauert gewesen war. Die Decke und Wände derselben sind reich vergoldet, und mit

*) Es ist vielleicht von einigem Interesse für den Leser, der den vorigen Jahrgang des Morgenblatts zur Hand hat, die im Juni und Juli unter dem Namen: „Alterey aus Spanien“ enthaltene Beschreibung von Cordova, von einem jungen Deutschen mit dieser zusammen zu stellen. So verschieden wirkt derselbe Gegenstand auf verschiedene Individualitäten!

arabischen Inschriften verziert. Der Fußboden ist von herrlicher Mosaik. In einigen andern der kleinen Kapellen bemerkte ich einige gute Gemälde. Der Hochaltar so wie das Chor sind wahrhaft prachtvoll. Neben der Kirche befindet sich ein schönes Patio von Pomeranzenbäumen mit mehreren Springbrunnen geziert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Juli.

(Beschluß.)

In der Erwartung des Wiedererscheinens der alten geistlichen Korporationen, ohne welche es, wie einige Blätter dieser Parthey versichern, unmöglich ist, die Jugend umzumodeln, sieht man allerhand vorbereitende Gesellschaften erscheinen. Von der seit einigen Jahren vorhandenen sogenannten Gesellschaft der **Bonnes lettres**, welche ausschließlich den guten Geschmack in der Literatur und die ächten Grundsätze in der politischen Moral zu behaupten wähnt, im Grunde aber nur blinden Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen sinnliche und übersinnliche Herrschaft predigt, ist bereits mehrmals Meldung geschehen. Weil sie von den jetzigen Ministern unterstützt wird, so hat sie dadurch einiges Gewicht erlangt; da man nun aber immer noch nicht den Geist der Jugend genug beherrschen kann, so hat man mit dieser **Société des bonnes lettres** neu gebildete Vereine von Jünglingen in Verbindung gesetzt, wovon der eine Gesellschaft der guten Studien und der andere Gesellschaft der literarischen Studien heißt. Natürlich fehlt es in keinem dieser beyden Vereine an Lobreden auf das moralische Prinzip, wie's die Ultras verstehen. Bisher ist aber damit ihr System wenig gefördert worden. Eltern, welche zu dieser Parthey gehören, oder die nöthig zu haben glauben, sich der herrschenden Parthey zu empfehlen, schicken ihre Söhne zu solchen Vereinen hin: die andern nicht; somit bleiben die Sachen so ziemlich beym Alten. Soviel sieht man hieraus, daß selbst diejenigen, welche so ängstlich alle Vereine abschaffen, die nicht in ihrem Sinne gehalten werden, und alles mögliche thun, um die Bürger getrennt von einander zu halten, im Grunde doch die Nothwendigkeit der Vereine als Mittel, den Gemeingeist zu befördern, wohl einsehen und sich selbst derselben gern bedienen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Dieser Vereinigungs- und Verbindungsgeist ist ein solches Bedürfniß in einem konstitutionellen Staate, wie Frankreich, daß selbst neulich in der öffentlichen Sitzung der königl. Ackerbaugesellschaft, bey welcher der Minister des Innern den Vorsitz hatte, der Generalsekretär den Mangel an denselben als ein großes Uebel beklagte. Ich will die Stelle hieher setzen, da sie zum Belege einer wichtigen Wahrheit dienen kann. Der Generalsekretär sprach eben von der Anlegung der Kanäle, die am besten als Privatunternehmen gedeihen; hiezu wollen sich aber die Franzosen nicht verstehen, so lange als sie keinen sichern und freyen Gang an der konstitutionellen Regierung bemerken; „Wir haben, sagte der Generalsekretär, nicht ohne Bedauern gesehen, daß ungeachtet der wiederholten Versuche des Ministeriums und ungeachtet der Bemühungen des Herrn Becquey, unsers Kollegen, (Generaldirektors des Brücken- und Wegebaues) nur ein einziger Kanal Aktionäre gefunden hat, welche sich anheischig machen, gegen den zeitigen Genuß der Einkünfte die Unkosten und die Ausführung der Arbeiten zu unternehmen. Alle andere Kanäle werden mit Hülfe zweckmäßiger, bereits zugesicherter Anleihen, von der Obrigkeit verfertigt werden müssen. Diese Verfahrungsart, wozu man nur gezwungener Weise seine Zuflucht genommen hat, verspricht zwar mehr Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit in den Arbeiten; aber es beweist, daß der Verbindungsgeist in Frankreich unglücklicher Weise noch weit von dem Punkte entfernt ist, worauf er nach den Bedürfnissen des Ackerbaues stehen sollte, und überall fehlt er, wo ihn die Fortschritte des Ackerbaues erheischen; überall sehen wir, wie Lokalunternehmungen, deren Wichtigkeit außer Zweifel ist, und welche bedeutenden Vortheil gewähren würden, unausgeführt bleiben, entweder weil die Theilnehmer beständig auf die Dazwischenkunft der Regierung harren, oder weil sie nicht gerne Vorschüsse thun mögen, oder weil Mangel an Unterricht und besonders an Aufmerksamkeit sie verhindert, den daraus erwachsenden Vortheil richtig zu berechnen. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß die meisten Zufälle, welche den Landleuten zustoßen, die meisten Verluste und Widerwärtigkeiten, die sie erleiden, daher rühren, weil sie die Vortheile des Verbindungsgeistes nicht gehörig zu schätzen wissen. Man sollte glauben, die Landeigenthümer und Landbauer seufzten unter dem Joche eines eisernen Geschickes, dem sie sich nicht einmal zu entziehen wagten. Wenn sie das Zehntel des Betrages ihres winterlichen Verlustes an Pferden und Wagen zusammen legten, um die Nebenwege auszubessern, die sie zu befahren haben; das Zehntel des Betrages des, durch Ueberschwemmungen verdorbenen, Futters und Einsaat würde hinreichen, um die Wässer in ihrem Bette einzuzäunen und die Felder gegen Verheerungen zu schützen. Jeder Landinhaber steht allein, leidet und wagt es nicht, gegen Hindernisse anzukämpfen, welche durch die Vereinigung der Bemühungen aller Interessenten so leicht gehoben werden könnten. Wollten die Landeigenthümer sich untereinander verständigen, so würden sie ihren wahren Vortheil kennen lernen, zu einträglichen Vorschüssen geneigt werden und nicht mehr durch die oft so nichtige Furcht, für Andere zu arbeiten, zurückgehalten werden. Die Pflanzungen würden geschont, die Wege unterhalten, die Flußbette eingedämmt, die Versandungen aufgehoben, die Bäche und Gräben gereinigt, die Gemeinweiden verboten, schädliche Pflanzen und verheerende Thiere ausgerottet und nützliche Anstalt'anzungen veranstaltet werden. Das Vereinzeln im Landbaue ist eine Quelle von Elend; eine der Verbreitung würdige Wahrheit ist, daß alles Gute, was ein Landmann durch seine Arbeit oder durch seine Beyträge zu Gunsten seiner Nachbarn befördern hilft, ihm in der Folge selbst zu gut kommen wird. Mehrere im Laufe letztern Jahres eingeschickte Bemerkungen dienen alle zum Beweise, wie schwer der Verbindungsgeist zu erwecken ist und wie wünschenswerth es ist, daß sich derselbe allgemein verbreiten möge." Gesetzt, ein freymüthiger, einsichtiger Landmann hätte der Sitzung, wo über den Mangel an Gemeingeist so geklagt wurde, beygewohnt; er würde aufgestanden seyn und ungefähr folgendes erwiedert haben: „Alles, was Sie so eben bemerkt haben, Hr. Generalsekretär ist völlig richtig und es freut mich sehr, daß es der Minister mit angehört hat: aber nicht uns, sondern das herrschende System müssen Sie anklagen. Als vor einigen Jahren der freye Konstitutionsgeist die Volksmasse zu durchdringen anfing, da zeigten wir, so wie die andern Klassen der Gesellschaft uns bereit, uns zu vereinigen und zu verständigen; die Wichtigkeit des Associationswesens ward allgemein von uns gefühlt; wir traten zusammen, um unsre nächsten Angelegenheiten zu befördern: allein Alles dieses hat aufhören müssen; man trennt uns jetzt, anstatt uns zu vereinigen. Wollen wir Vorstellungen wider Mißbräuche einreichen, so beschuldigt man uns böser Absichten. Wir dürfen unsere Landbehörden nicht selbst wählen; diejenigen, die man uns vorsetzt, können sich oft nicht mit uns verständigen. Man redet uns von allerley veralteten Anstalten zu, die uns nichts angehen; man erschwert den so nützlichen Unterricht unserer Kinder: man mengt sich in alle unsere Angelegenheiten. Wo sollten wir den Muth hernehmen, uns zu nützlichen Unternehmungen zu verbinden?" Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. August 1823.

Wer Alles, was er kann, stets thut,
Und auch, wenn kein Gesetz ihn bindet,
Der Güte großes Gesetz in seinem Herzen nicht findet —
Und wär' er Herr der Welt, mir wär er ein Tyrann.

Wieland.

Napoleon zu Erfurth und zu Mainz, sein Benehmen daselbst zur Bestimmung des endlichen Schicksals der Provinz Erfurth während des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bey Leipzig.

(Beschluß.)

Den folgenden Tag erschienen die Deputirten zur bezeichneten Stunde mit dem Präfekten bey Napoleon, und hatten die Papiere der Organisation bey sich. Die Unterredung dauerte wieder gegen zwey Stunden, Napoleon ging alle Vorschläge durch, und änderte selbst Mehreres daran.

Den dritten Tag, den Tag der Abreise, gingen die Abgesandten von Erfurth früh zehn Uhr freywillig zu Napoleon, um das Dekret, welches er versprochen hatte, auszuwirken und mitzunehmen, da die Abreise des Kaisers zu Nachmittag drey Uhr nach Dresden festgesetzt war. Sie befürchteten, da Napoleons Verhältniß zu Oestreich — wie es schon überall verlautete — sich getrübt hatte, keine gute Abfertigung zu erhalten. Die Deputirten wurden zwar gleich vorgelassen, trafen aber Napoleon in sehr übler Laune. Er sagte, daß er sie hier nicht abfertigen könnte, die Geschäfte seyen zu groß gewesen, um hier das Dekret ausfertigen zu lassen, wie er versprochen hätte —

„Ihr sollt mir daher nach Dresden folgen — bringt „Euern Intendanten mit Euch, und in Dresden werde „ich Euch mein Dekret publiciren lassen."

Hier frugen die Herren an: ob sie nicht das Glück haben könnten, der Kaiserin aufzuwarten, und ebenfalls derselben für die bewiesene kaiserliche Gnade zu danken? — Hierauf sagte er:

„Vous voulez voir ma femme? — Oui!"

und ging langsam einem diensthuenden Kammerherrn, dem General Nansouty, entgegen, gab ihm Ordre, und entließ sie mit den Worten:

„Wir werden uns in Dresden wiedersehen."

Es dauerte lange, bis die Deputirten zur Audienz bey der Kaiserin gelangen konnten, sie ward in großem Kostüm und mit großer Pracht und Feyerlichkeit gegeben. Auf die Frage: ob man mit der Kaiserin Deutsch reden dürfte? erwiederte Nasutty ein hartes, ungnädiges: „Nein!"

Die Kaiserin war von ihren Hofdamen umgeben. Die Kaiserin sagte: daß die Umgebungen von Erfurth schön seyen, und daß sie sich sehr darauf freuete, bald daselbst zu seyn, und die Herren dann wieder zu sehen. Mit diesen Worten hatte die Audienz ein Ende, der Präsident Resch wurde mit einem kleinen Knix, die Uebrigen aber mit einer geringen Kopfbeugung entlassen.

Nun ging die Reise schnell über Erfurth nach Dresden. Vorher reiste aber der Kaiser von Mainz ab, seine Gemahlin rief ihm vom Balkon des Schlosses mit lauter Stimme, thränenden Augen und wehendem Schnupftuch ein Lebewohl nach. Der Intendant De Bismes wurde in Erfurth abgeholt.

In Dresden wurde die Deputation den 8. August früh sieben Uhr zur Audienz gefordert; sie warteten aber bis neun Uhr Abends vergebens, weil Napoleon mit dem Grafen v. Loden, Berthier und Daru sehr beschäftiget war. Um neun Uhr erhielt Daru die Ordre vom Kaiser, die drey Herren zu sich zur Tafel zu nehmen. Der Kaiser sezte sich mit Berthier allein, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, und bedient von einem Kammerherrn, zur Tafel. Daru ließ die Deputirten in seinem Bureau, wo er laut in ihrer Gegenwart diktirte, bis gegen eilf Uhr warten, so daß sie es vor Hunger kaum aushalten konnten. Dann genossen sie aber ein prächtiges Mahl in Gesellschaft von ungefähr dreyßig Personen.

Den 9. August erhielten sie Audienz bey Napoleon. Der Intendant wurde vorerst allein vorgelassen, nach wenigen Minuten kam er zurück, um die Herren abzuholen und einzuführen. Napoleon saß auf einem Throne, welcher zwey Stufen erhaben war, eine Menge Fahnen bildeten den Thronhimmel. Ein Tisch mit Schreibzeug stand vor ihm.

Er sagte, daß er vermuthe, der Krieg werde von neuem anfangen, daher er die Organisation des Landes bis zum Frieden verschieben wollte, indessen hätte er das versprochene Dekret erlassen. Hier hob er eine Mappe auf, nahm das Dekret heraus, und gab es dem Intendanten mit dem Befehl, solches in seiner Gegenwart sogleich zu verlesen. Der Intendant las das Dekret laut ab, und nach dieser Publikation frug der Kaiser Jeden besonders:

„Seyd Ihr zufrieden? Habt Ihr noch etwas vorzu„tragen oder zu bitten?"

Der Präsident v. Resch erinnerte den Intendanten an sein früheres Versprechen, Vorstellungen zu machen wegen des großen Drucks des Kolonial-Impostes, der den ganzen Handel von Erfurth weg in die benachbarten sächsischen und schwarzburgischen Städte gebracht hatte. Der Intendant suchte dann auch diesen Gegenstand auseinander zu setzen; allein Napoleons Gesicht verfinsterte sich stets mehr und mehr. Plötzlich stürzte er vom Thron, riß die ersten beyden Fensterflügel auf, ergriff einen Stuhl, kniete darauf, sah zum Fenster hinaus und rief laut:

„Ich kenne diesen Gegenstand nicht, und will oder „mag ihn nicht kennen!"

Nach einigen Augenblicken rief er weiter, doch mit umgewendetem Gesicht:

„Sprecht hierüber mit meinem Minister, Grafen „v. Fermont zu Paris!"

und die Audienz hatte ein Ende.

Die nach Paris gesandte Deputation von Erfurth hat auch mit dem Minister, Grafen v. Fermont, mit Erfolg gesprochen, doch machte die Schlacht bey Leipzig diesem großen Druck schon früher ein Ende.

Nach dieser Schlacht kam Napoleon Nachts eilf Uhr zu Ottendorf, einem sonst Erfurth'schen, jezt Weimar'schen, Dorfe mit seinen Garden, in Begleitung von mehr wie dreyßig Fackelträgern, an, und kehrte bey dem Bauer, dem Freysaß Weißbach, ein; nachdem er daselbst einige Stunden geschlafen hatte, ließ er den Bauer vor sich rufen, und bedeutete demselben, daß er ihm seinen Schaden — die Franzosen hatten geplündert und gebrannt — vergüten wollte; er sey aber dieses zu thun jezt außer Stande. Endlich sagte er düster:

„In Zukunft wird der Herzog von Weimar Euer „Herr seyn."

Weißbach hat dieses damals öffentlich in Erfurth erzählt. Dieses Dorf ist jezt auch an Weimar von Preußen abgetreten.

Früh gegen vier Uhr traf Napoleon in gleichem Gefolge unter Fackelschein in Erfurth ein; der Rückzug der geschlagenen Armee war ihm vorausgegangen. Der Hofrath v. Weißenborn und der Präsident v. Resch begaben sich zu ihm, um Geld zu fordern, da in den Lazarethen täglich Tausende von Menschen hingerafft wurden, und alle Mittel fehlten, dem Unglück abzuhelfen. Diese Herren erhielten durch den Palast-Fourier die Antwort: daß der Kaiser sie würde rufen lassen. Am Tage der Abreise schickte er früh halb vier Uhr mit dem Befehl zum Präsidenten, um eilf Uhr zu ihm zu kommen. Dieser und Herr v. Weißenborn hatten eine Vorstellung über Erfurths Noth entworfen, und gingen mit derselben zu Napoleon, erhielten aber zur Nachricht, daß er sie selbst nicht sprechen könnte, sie sollten aber in einer halben Stunde Antwort auf ihre Vorstellung erhalten. Diese Zeit war noch nicht verflossen, als der Intendant erschien, drey Geldfässer, jedes mit 100,000 Franken, an den Präsidenten v. Resch überlieferte, und im Namen des Kaisers befahl, diese Handlung sogleich öffentlich bekannt zu machen, welches auch auf der Stelle befolgt wurde. Doch gleich nach der Abreise Napoleons erschienen Daru und der Gouverneur, Graf v. d'Alten, um das Geld wieder zurückzunehmen. Eine Repartition ließen sie zwar zurück, doch das Geld ward auf die Festung gebracht, über welchen Gegenstand nachher auch der Präsident v. Resch zur Verantwortung gezogen worden ist.

Die Kunst, in drey Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.

Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drey Tagen, die Buchhalterey sogar in drey Stunden zu erlernen. Wie man aber in drey Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt.

Und doch iſt es ſo leicht! Man hat nichts dabey zu lernen, ſondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, ſondern manches zu vergeſſen. Wie die Welt jezt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereyen eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleyen eines Mönchs, erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemliche richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſezt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand; an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl originneller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Ziele; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſteht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker gibt, ſo gibt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jezt wie ein Brey, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brey bleibt Brey, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmuzigen Handthierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nüzt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Cenſur der Regierungen iſt die Cenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten Schriftſtellern, um beſſer zu ſeyn, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo vieles mit den ſchlechten gemein. Im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrey und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drey Tage hintereinander, ohne Falſch und Heucheley, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſezten — und nach Verlauf der drey Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drey Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

D. V.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni und Juli.

(Fortſezung.)

Der Schauſpieler Herrmann, vom Leipziger Nationaltheater? — (daß dich über alle dieß theatraliſche Nationalweſen! Grade ſo, wie der Farcen-Patriotismus und der lokale Volksthümlichkeitskram) — trat auf dieſer Bühne in mehreren Gaſtrollen auf, oder wie man ſehr zierlich zu ſagen pflegt: gab einen Cyklus von Gaſtſpielen. Sein Aeußeres zeigte ſich

gleich anfangs ziemlich vortheilhaft und gewann noch mehr durch ein vernehmliches Organ. Er scheint das Fach der Böswichter zu seinem Lieblingsfach gewählt zu haben, und begann mit Franz Moor, worauf bald Körners Rudolph, dann etwas später Kotze u. s. w. folgten. Indessen zeigte er sich auch als Faust, Roderich und Soliman (im Zrinny). Alle diese Darstellungen boten nur gelungene Einzelnheiten dar, nirgends ein zusammenhängendes Gemälde. Neben Feuer und Lebendigkeit herrschten oft Unruhe und Befangenheit; dieß war besonders in der ersten Darstellung sichtbar, in der jedoch die Erzählung des Traumes ausgezeichnet werden darf. Ueberhaupt konnte man in seinen Leistungen das Streben nach dem Bessern nicht verkennen, dem endlich manche üble Angewohnheit, die man auf guten Theatern eben nicht so leicht anzunehmen, oder doch bald abzulegen pflegt, endlich weichen wird. Dahin gehört das häufige Heraustripeln, das Verschlucken der Endsylben, das in die Seiten-Stemmen der Hände, das sonst an die kleinstädtischen Theatermanieren erinnert, nebst andern Kleinigkeiten. Wollte man aus manchen Umständen auf Mangel an Routine schließen, so scheint doch das Vertrautseyn mit dem gewöhnlichen Theatereffekt, das der Gastspieler gut genug zu seinem Vortheil zu benutzen weiß, das Gegentheil anzudeuten. Wenn es ihm indessen nicht gelang, Palmen oder Lorbeerkränze einzuärnten, womit oft die Rezensenten nur all zu freygebig sind, so zeigte sich doch das Publikum größtentheils nicht karg mit Theilnahme und Beyfall und ließ seinen lobenswerthen Gaben Anerkennung wiederfahren. Einige Gastspiele wurden wiederholt, und das gereicht dem Darsteller allerdings zur Ehre, wiewohl man oft im Nothfall das liebe Publikum zu locken pflegt, damit es glauben soll.

Ein Komiker dieses Theaters hat einen Preis von 100 fl. C. M. außer dem von der Direktion zu bestimmenden Honorar für das beste Lokalstück festgesetzt, welches er zu seiner nächsten Benefice zu geben Willens ist. Die andern Manuskripte werden nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit honorirt. Die Lokalpoeten haben sogleich im Wege der Journalistik den Preisaussteller ersucht, sich über verschiedene Punkte deutlicher zu erklären. Dieß ist geschehen, und die Direktion hat das Versprechen des Theatermitgliedes bestätigt. — Jezt werden wir etwas Extra sehen! sagen unsre Wiener. — Dieses Unternehmen verdient in der That Epoche in der dramatisch-komischen Literatur zu machen. Schade nur, daß es kaum mehr, als drey Lokal-Autoren gibt, von denen sich in diesem Fach etwas erwarten läßt! — Von einer Veränderung der Direktion des Volkstheaters hört man nichts mehr; vermuthlich hat der Mangel des klingenden Prinzips eine Stockung in die Unterhandlungen gebracht.

Hoangpuff heißt eine auf dem eben genannten Theater aufgeführte Posse in einem Akt mit Musik und Tanz nach dem Französischen vom Feick. (Der Vogel führt vermuthlich einen andern Namen.) Nadir will seinen Vater an dem Mandarin Hoangpuff rächen und ihm seine Geliebte entführen, wird jedoch verrathen und soll sterben. Ein Astronom macht dem Mandarin weis, er habe mit dem Jünglinge einen Stern und werde ihn nicht überleben. Dieß rettet ihn. Seine Geliebte erhält er aber dann erst, als er sich zu ermorden droht. — Für eine Posse gut genug! — Alois Gleich hat ein neues Stück gemacht, das nichts gemacht hat: Der Barbier und der Waldgeist. Zauberschwank mit Gesang nach einem Volksmährchen bearbeitet. Herr Gleich hat noch ein Stück geliefert, diesem gleich: Die goldenen Kohlen, Singspiel in zwey Akten, ebenfalls nach einem Mährchen. Dieser Autor bringt doch immer neue Schüsseln auf den Tisch und weiß jeden Stoff nolens volens zu einem Theaterstück zu verarbeiten. Er darf sich wenigstens in diesem Punkt gewissermaßen mit dem Verfasser der Stricknadeln vergleichen. — Meisl hat sich's einfallen lassen, eine Art von Seitenstück zu der Parodie der Aline oder Wien in einem andern Weltheil, zu schreiben, nämlich: Die Wiener in Bagdad. Dieser Posse werden aber in einem gewissen Theaterblatt alle Vorzüge abgesprochen, womit jene berühmte Afterkönigin von Golkondo der Unsterblichkeit entgegen glänzt, so daß es nicht der Mühe werth ist, etwas noch darüber zu sagen. Warum strebte der Verfasser auch so hoch hinauf? Das hat er nun davon! — Der Schauspieler Korntheuer, ein wackrer Komiker, liefert dieser Bühne fleißig kleine Bearbeitungen nach dem Französischen, die nicht ohne guten Erfolg bleiben, weil sie, wie es in solchen Fällen meistentheils geschieht, auf das eigne, oder das Talent irgend eines andern Schauspielers berechnet sind. Es kann übrigens einem Verfasser kaum besser gerathen, wenn er sich noch so sehr bemüht, diesen Kleinigkeiten allen ausländischen Geschmack zu benehmen, als es den Schauspielern bey der Ausführung gelingt: man glaubt in der That Lokalpossen zu sehen, oder vielmehr den Prozeß ihrer Verwandlung, was noch interessanter ist. — Ein Quodlibet führt den Titel: Vier Speisen. Sehr anlockend! man muß aber nicht von Allem haben. Eine Zauberpantomime folgte hierauf, genannt der Raubritter. Man sieht, es wird hier mancherley aufgetischt, und auch Pantomimen sind an der Tagesordnung, aber im alten vulgären Styl, mit stehenden Charakteren und allen herkömmlichen Farcen. Der Pantomimenmeister Rainoldi ist überaus glücklich in Darstellung grotesker Charaktere; der Harlekin besizt Gewandtheit und Geschick. Sonst gab es hier auch einen recht komischen Pierot, und die Grotestänzer springen hoch genug.

Auch in der Josephsstadt wimmelt es von Gastspielern. Unlängst traten auf: ein Herr Müller, eine Madam Müller und ein Herr Deny. Ersterer in einer lokalen Posse, die zweyte als Donna Diana (Ich wollt' ich wär dabey gewesen! sagt Prinz Hamlet), der Lezgenannte als Don Cäsar. Dieser und die Dame kamen aus Baden, wo sich eine Filialgesellschaft der Josephsstädter Bühne jezt befindet, die den Winter über in Pressburg spielt. Der Komiker gefiel nicht, die Schauspielerin außerordentlich; dem dritten Gast warf man Undeutlichkeit des Vortrags und allgemeine Vernachlässigung vor. Zu viel für einen Don Cäsar oder vielmehr zu wenig! Andere loben wieder sein außerordentliches Talent, besonders für das Schauspiel. Wo liegt nun die Wahrheit? — Mitten inne. Herr Deny ist wirklich mit Talent begabt, hat es aber sehr verwahrlost. — Dann trat auch der Schauspieler Grimm aus Pesth als Franz Moor auf. (Dieser Franz kann eben so gut, wie jener in Don Juan, auch Leporello genannt, singen: „Keine Ruh' bey Tag und Nacht!") Der Gast gefiel außerordentlich. Er ließ es sich besonders angelegen seyn, die teufliche Bosheit mit Höllenfarben auszumalen und bediente sich hiezu auch physischer Hülfsmittel, denn die widrigen Gesichtswarzen machten einen starken Effekt. Dem Dichter dürfte man in dieser Hinsicht zurufen: „Tu l'a voulu, George Dandin!" — Der Darsteller ist übrigens sehr routinirt und hat sich im Fache der Intriganten und Theaterspizbuben einen gewissen Kredit erworben. Nun genug hievon! Wollte man von allen in hiesiger Theaterregion vorkommenden Gastrollen den Lesern mehr als blos zu kosten geben, so würde man ihnen bald tödtliche Indigestionen verursachen; das will der Wiener Korrespondent nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 66.

Nro. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. August 1823.

Sie haben hohen Genius.
Wir haben Genius wie sie.
Das macht uns ihnen gleich.
Wir und Sie. Von Klopstock.

Deutschlands Frauen.

Im Kölner Dom, von alten Wappenschildern,
Von bunten Scheiben wunderbar umblinkt,
Im Kölner Dom, von riesenhaften Bildern,
Mächtigen Säulen, Bogen dicht umringt,
Im Kölner Dome, wo das Licht in mildern
Schwingungen still auf Königsgräber sinkt:
Dort möget ihr von deutschen Meistern schauen,
Kunstreich geformt, die Lieblichste der Frauen.

Wie lächelnd ruht das Kind auf ihrem Schooße,
Das einst die Welt mit seinem Heil beglückt;
Ein Stern erglänzte auf des Zugs Getose,
Nun schweigt der Zug, und in den Staub gebückt,
Und überreichend goldnen Glückes Loose,
Im dunkeln Schacht, im Meeresgrund gepflückt:
So knie'n die Weisen aus den Morgenlanden
Vor Kind und Mutter, künft'ger Zeit Gesandten.

Und, o Maria! Frau und doch Jungfraue,
Des Heilands Mutter und doch Mutter auch,
Im Lockenschmelz, im reinen Augenblaue,
Und in des Mundes lindem Liebeshauch,
Im Busenwallen, im krystallnen Thaue
Anmuth'gen Lebens, von dem Mannastrauch,
Der reinsten Wolke Edens sich ergießend,
Wie aller Schönheit sonnhell überfließend!

Einst stand ich vor ihr, und ihr Bild gemahnte
Mich deutscher Frau'n und deutscher Jungfrauschaft:
„So seyd, so lebt ihr! Lieb' und Anmuth bahnte
Den nähern Weg euch! Wenn die Männerkraft,
Irre sich leitend, kaum das Ziel noch ahnte,
Das Beff're floh, das Schlimme sich erafft,
Habt ihr das Beste schon in euch gefunden,
Sieger seyd ihr, doch Niemand überwunden."

Und weiter schweifte, wie durch Säulengänge,
Mein trunkner Blick die Zeiten still hinauf,
Und deutsche Frau'n in bleicherem Gedränge
Gleich Lilien sproßten aus den Gräbern auf,
Denn farbig hell, als wäreus Festgesänge,
Frühröthlich schimmernd, kamen sie herauf,
Die Athmenden, die heilig frohen Herzen,
Wie meins erregt von selber Zeiten Schmerzen.

„Der gleicht ihr Alle! rief ich, Alle, Alle
Sind deines Bildes Bild, hochedle Frau!
Sie Alle sind du selbst! O walle, walle
Vorüber, Zug! O sanftes Augenblau,
Ihr braunen Sonnen, euerm Glanz gefalle,
Hell zu erleuchten dieses Domes Bau,
Hochaufgethürmt von deutschen Manns Gedanken,
Die nur zu euerm Dienste niedersanken.

„Und hat die Zeit, getrennt durch lange Träume,
Dasselbe Gold verschieden ausgeprägt,
Und hat der Nord, der Süd gleich edle Bäume
Mit andrer Sonne liebend aufgepflegt,
Doch seyd ihr stets dieselben, nur die Säume
Des Bilds verschieden, was sich dort, umhegt
Von goldnem Rahmen, unterm Fenster breitet,
Und euern Blick auf seine Blicke leitet.

„Ihr deutschen Frau'n, ihr alten, halb ergrauten,
Sangt ihr der Lieder einst auf Winfelds Plan,
Der Männer Wunden saugend? Ha, wie schauten
Deutschlands Paniere Roma's Adler an!
Thusnelde, Weib, gleich Eisenzapfen thauten
Die Ketten hin, umengend deine Bahn,

Als ſchweigend, ernſt, zum Boden hingeſenket,
Dein weit'ger Blick Cheruska's Führer denket.

„Am Elbeufer, an geheimer Stelle,
Sprach eine Frau von Druſus nahem Tod,
Welleda ſchöpfte Zukunft aus der Welle,
Der Wölfin Brunnen färbte Jetta roth.
Dort ſtehn die Drey. O ſchwelle, Buſen, ſchwelle
Angſtvoll nicht höher! Rieſenmäßig droht
Ihr Gang, ihr Wuchs, ihr Blick — doch nein, die Augen
Sind Tauben gleich, die ſich dem Quell entſtauchen.

„Der mildre Klang im Lied der Nibelungen,
Sonſt eine Harfe, ſtark gefügt und wild:
Chriemhild, die ſchöne, Brunhild, unbezwungen,
Erliegend nur Siegfriedens Heldenbild,
Frau Ute, fromm, Gotlinde, ach! gerungen
An Rüd'gers Grab hat ſie die Hand ſo mild, —
Der ſüße Klang bebt hell von jener Seiten,
Wo Ritter ſich im bunten Glas beſtreiten.

„Und Hildegard, Genoſſin Karls des Großen,
Wie reich und keuſch der Gürtel ſie umſchlingt,
Eliſabeth, die lenzig blüh'nde Roſen
Der armen Menge vor die Wartburg bringt,
Kath'rine Bora, die mit lindem Koſen
Des Mannes Geiſt gewaltig aufwärts ringt,
Und Eginhardens Emma, ſchnee'ge Pfade
Durcheilt ſie feſt, als wären's Luſtgeſtade.

„Noch andre Frauen, wie die Perle ſchimmert
In goldner Muſchel, wie der Abendſtern
Durch's Wetterleuchten auf uns niederflimmert,
Noch andre Frau'n aus jener Zeit, die fern,
Unkenntlich uns geworden, bald zertrümmert,
Erblickt das Auge, wie ſo lieb und gern,
Euch holde Frau'n, — der Name, ſtark erſchallt er, —
Euch holde Frauen aus dem Mittelalter.

„Agnes Bernauer, lichtumglänzte Thräne,
Du Rosmarinzweig, Waſſerlilie du!
Gertrude Wart, o deines Lebens Schöne
Ging mit dem armen Rudolph ein zur Ruh!
Mathilde, ſieh die männerſtarken Söhne,
Wie Heinrich ſtark! O trete ſtill herzu,
Du Giſela, die Konrads Lieb' erworben,
An ſeinem Tod in Kaufung einſt geſtorben!“

„Und Philippine Welſer, angetrauet
Dem Sohne Oeſtreichs, wie ſo rein und hold!
Die Frau'n aus Weinsberg, wo ein Himmel blauet,
Gleich Weibertreu beſtändig, ſtark wie Gold!
Thüringens Perle, ach! im Schmerz ergrauet
Sind deine Augen, freudig einſt gerollt,
Die Lippen welk, die blutig und zerriſſen
Sich in des Sohnes Wange eingebiſſen!

„Des Brunnens Dame, die mit reiner Minne
Der weiſe Sachſenherzog ſich erkor!
Burgunds Maria, welche Herz und Sinne
Am erſten Max gleich Epheu ſchlang empor!
Heinrich des Vierten Bertha! Thräne, rinne
Dicht an ſein Herz, daß Liebe keimt hervor,
Und in des Keimes wunderbarem Blühen
Mit Bertha's Leid die Thränen auch verglühen!

„Agnes von Mansfeld, mit dem Fürſtenhute
Vertauſchte Gerhard freudig deine Hand!
Heſſens Amalie, deren ſtarkem Muthe
Kein feindlich Heer, kein Bernhard widerſtand!
Gleichens Gemahlin — ach! dein Buſen ruhte
Gleich Meeresfluth, von Liebesöl gebannt,
Als dir den Gatten ſein Gemahl gerettet,
Im Grabe noch ſeyd ihr vereint gebettet.

„Kehrt wieder heim, ihr Abgeſchiednen, Bleichen,
Kehrt wieder heim, ihr ruht im deutſchen Land,
Wo neben tauſend thränenvollen Leichen
Preußens Luiſe Grab und Denkmal fand,
Wo Klopſtocks Cidli, Bürgers Molly ſchweigen,
Und leiſe nur um ihres Grabes Rand,
Gleich Weinesperlen um die Feſtpokale,
Geſänge tönen, Männerliebe Mahle.

„Und ihr, noch Leben athmend, Leben hauchend,
Wie ſchön, wie groß, wie wunderbar ihr ſeyd,
Den Schwänen gleich aus Himmelswogen tauchend,
Den Sel'gen gleich aus irdiſch wildem Streit.
O fahret wohl, ihr Frauen! Still verrauchend,
Gleich Frühlingswolken, iſt der Erde Leid,
Der Erde Luſt, der beyden Doppeltbräne,
Doch in euch ſpiegelt ewig ſich das Schöne!

„Jezt, alter Dom, laß deine Orgel ſchallen,
Der Zinken Blitz durch ihre Donner wehn!
Jezt, alter Dom, laß deine Säulenhallen
Noch einmal mir rieſig vorüberwehn!
Jezt, alter Dom, laß Melodieen wallen,
Gleich Geiſtern ſie um Königsgräber ſtehn,
Und wenn mich dann ein liebes Bild umleuchtet,
Verzeihe, Dom, wenn ſich mein Auge feuchtet!“

Buchner.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortſetzung.)

Vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit begegnete ich in einer Vorſtadt von New-York dem Herrn Patterſon. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten war meine erſte Frage nach dem Gefangenen. „Ich hoffe, ſagte ich zu ihm, daß er ſich gut aufführt, und daß Sie mit ihm zufrieden ſind.“

„Ich ſehe noch nicht klar, was aus ihm werden wird, antwortete Herr Patterſon; dieſer Mann iſt von einer ganz ungewöhnlichen Seelenſtärke, und es dürfte große Anſtrengung nöthig ſeyn, ſeinen Charakter zu zähmen. Er hat Anfälle von Wuth, deren Urſache ich zu enthüllen ſuche. Sie müſſen ſich auf irgend eine ſchmerzhafte Erinnerung, auf irgend eine tiefe Herzenswunde beziehen. Er iſt überdieß voll Stolz, und will ſich den Arbeiten nicht unterwerfen, die er für eine Erniedrigung hält. Seit drey Tagen befindet er ſich in dem einſamen Gefängniß, und bezeugt, was in der That unglaublich ſcheint, kein Verlangen, daſſelbe zu verlaſſen.“

„Und was iſt aus ſeiner armen Mutter geworden?“

„Sie verließ die Schwelle des Gefängniſſes nicht, ſaß beſtändig auf der ſteinernen Bank an der Thüre, in Thränen gebadet, und ſchien nur für den Augenblick zu leben, wo ſie ihren Sohn wiederſehen würde. Ermattung, Kummer und Schmerz haben ſie krank gemacht. Als Fremde im Lande, ohne Schutz, ohne Vermögen, habe ich ſie in mein Haus aufgenommen, wo ſie täglich Nachrichten von ihrem Sohne hört, und wo unſer Freund, Doktor Brown, für ihre Geneſung ſorgt.“

„Dieß wäre eine Entwicklung, die wir nicht erwarteten.“

„Es gehört zu Allem Geduld. Widerſteht dieſer Mann der in unſern Gefängniſſen eingeführten Behandlung, ſo rührt dieß davon her, daß er ganz verdorben iſt, daß der moraliſche Brand ſein Herz erreicht hat. Dieß wäre das erſte Beyſpiel dieſer Art. Doch läßt ſich noch nichts Beſtimmtes ſagen. Und an ſeiner Heilung zu verzweifeln, müßten alle ſeine Gefühle verkehrt ſeyn. Er liebt aber doch ſeine Mutter, wie ich nicht bezweifeln kann. Die kindliche Liebe verträgt ſich aber nicht mit gänzlicher Verderbniß. Durch dieſes Gefühl können wir ihn allmählig in eine beſſere Bahn leiten. Sie ſehen, daß man zur Leitung unſerer Häuſer einiger Kenntniß des menſchlichen Herzens bedarf.“

„Und der Liebe zur Tugend. Ich kenne nichts Edleres, nichts Erhabeneres, als Ihre Verrichtungen. Ihnen ſollte der Ruhm zu Theil werden, welchen die Thorheit der Menſchen den Zerſtörern zuweiſt. Sie triumphiren für die Menſchen, ohne ihren Thränen zu koſten. Ihre Eroberungen ſind eben ſo viele Wohlthaten für Ihr Vaterland: welche Verpflichtungen, welchen Dank iſt es nicht Ihrer Aufopferung ſchuldig!“

„Es iſt uns nur Achtung ſchuldig. Wir entledigen uns einer Schuld an das Vaterland für die Freyheit, die wir genießen, für die unter uns herrſchende Gleichheit und die Gerechtigkeit unſerer Geſetze. Würde ſich das, was Sie Ruhm nennen, oder ſelbſt nur die kleinſte Geldertheilung, zu unſern Verrichtungen geſellen, ſo würde ſich etwas Perſönliches in dieſelben miſchen, das ihre Reinheit trüben dürfte. Dann würde mehr Prunkſucht als redlicher Eifer, weniger Realität als Schein ſtatt finden, und man würde mehr nach dem Beyfall des Publikums, als nach dem des eigenen Gewiſſens trachten. Dieß mag ſeinen Werth in Monarchien haben, wo die Tugenden ihren Tax haben, wo die Pflichten mit baarem Gelde belohnt werden; in unſerer Republik hätte dieß aber keinen Sinn. Wir verwalten ſelbſt unſere Angelegenheiten, und das gemeinſchaftliche Intereſſe iſt auch das Intereſſe eines jeden Bürgers. Wenn ich daher der Geſellſchaft einen Dienſt leiſte, ſo leiſte ich mir ſelbſt dadurch einen Nutzen. Sie ſehen daher, daß wir nicht völlig uneigennützig ſind.“

„Ich ſehe, daß Sie der Freyheit würdig ſind. Dieß iſt das größte Lob, das man einem Volke ertheilen kann. — Ich möchte Sie nun noch um eine Aufklärung bitten. Geſetzt, der Gefangene entledige ſich ſeiner verdorbenen Sitten, er bekomme Geſchmack an der Arbeit, mit einem Worte, er werde achtungswerth, welches Glück kann ihm die Zukunft darbieten? Durch eine gerichtliche Verurtheilung gebrandmarkt, durch ſeinen Aufenthalt in einem Korrektionshauſe erniedrigt, was kann er von den Menſchen hoffen? Welchen Rang wird er in der Geſellſchaft einnehmen?“

„Den eines redlichen Mannes und eines guten Bürgers. Sie beurtheilen uns immer mit Ihren europäiſchen Vorurtheilen. Wir ſehen eine Schande in das Verbrechen, aber nicht in die Buße, welche die Geſellſchaft wegen der gegen ſie verübten Beleidigung auflegt. Iſt die Büßung vorüber, zeigt der Schuldige Tugenden, erfüllt er ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen ſeinen Nebenmenſchen, ſo iſt Alles vergeſſen. Er iſt ein Unglücklicher, der dem Sturme der Leidenſchaften entkommen an einem gaſtfreundlichen Gebiete gelandet hat. Daſelbſt verliert er mit der Zeit die Erinnerung an ſeine Gefahren und an ſeine Leiden, oder wenn ſie ihm noch einfallen, ſo werfen ſie nur einen höheren Reiz auf ſeine gegenwärtige Ruhe und Glück. Ich könnte Ihnen mehrere durch ihr Vermögen und ihr Verdienſt angeſehene Männer anführen, deren ſtürmiſche Jugend der Büßung und der Reue bedurften. Jetzo leben ſie geehrt, weil ſie achtungswerth geworden ſind.“

Am Ende dieſes Geſprächs kamen wir an der Hausthüre an. Dort wurde Herr Patterſon von ſeiner Tochter, einer jungen Perſon, von der Geſtalt eines Engels, empfangen. Sie erwartete ihren Vater mit Sehnſucht, wie wenn ſie ihm was Wichtiges mitzutheilen hätte. Ich begab mich nach Hauſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Gleichwie ein groſſer Theil der eleganten Welt, während der Sommermonate, durch Bedürfniß oder Mode, zum Beſuch auswärtiger Bäder veranlaßt wird, ſo pflegen auch die in der Reſidenz zurückgebliebenen Berliner dieſe Zeit zu Luſtfahrten nach Charlottenburg, Stralau, Briz, Tempelhof, Pankow und andern nahgelegenen anmuthigen Dörfern zu benutzen. Vorzüglich auch in dieſe Periode fallen die häufigen Beſuche der ſchönen Pfaueninſel, dem Lieblingsaufenthalt des Königs, welcher in einer romantiſchen Waſſergegend bey Potsdam liegt.

Auch die minder wohlhabenden Klassen können sich dieß Vergnügen verschaffen, da auf den, zu diesen Fahrten bereit stehenden, Hamburger Stuhlwagen der Platz nur zwey Groschen kostet; sehr klein ist daher die Anzahl derer, die ihren Naturgenuß nur auf Spaziergänge beschränken müssen.

Das Repertoir des Theaters brachte uns vergangenen Monat unter einer Menge Opern und Lustspiele, auch einige Kraft- und Prachtstücke, wie den Hamlet, welchen Herr Wolf meisterhaft darstellt und den Faust von Klingemann, den uns Herr Maurer vom Hoftheater zu Stuttgart, der sich in Berlin zur Kunst gebildet hat, mit vielem Beyfall gab. Große Kraftanstrengung des Schauspielers kann allein der leeren Hohlheit dieser Rolle Leben geben, wodurch sie sich dem historischen Faust anschmiegt, dessen Görres in seinem interessanten Werke über deutsche Volksbücher erwähnt, und der in die Klasse der sogenannten fahrenden Schüler, die im fünfzehnten Jahrhundert ihr Wesen trieben, angehört. Weniger gleicht Klingemanns Faust dem poetischen, welchen uns Goethe schilderte, der die Fabel der Titanen, in ein Gewand aus der neuern Zeit hüllend, uns ein Bild des innern Menschen gibt, wie ihn seine Kraft treibt, nach dem Höchsten und Unbegreiflichen zu ringen, und da er dieß nicht erreichen kann, in die Gewalt der bösen Geister fällt. — Eine recht angenehme Erscheinung war die Sängerin Wilhelmine Schröder, jetzt verehelichte Madam Devrient vom Dresdener Hoftheater, die als Agathe im Freyschütz, Pamina in der Zauberflöte und als Fidelio in der Oper dieses Namens von Beethoven auftrat. Wir erwarten hier auch Mad. Metzger-Vespermann aus München, der ein sehr großer Ruf vorangeht, man setzt sie der Madam Catalani fast gleich.

Walter Scotts neueste Romane werden häufig gelesen; auch viel wissenschaftliche Schriften kommen hier heraus. Ein Werk über Brasilien aus den hinterlassenen Papieren C. W. Feldners, eines portugiesisch-brasilianischen Obristlieutenants, der ein geborner Schlesier war, wird auf Subscription angekündigt, es soll eine Uebersicht des ganzen Landes und eine besonders ausführliche Beschreibung der Provinz Rio Janeiro und der Hauptstadt enthalten, auch die Reisen nach Porto Seguro, Rio Grande, S. Paulo und Bahia, und besonders merkwürdige, noch wenig bekannte Thiere und Pflanzen schildern.

Die Wissenschaften schlummern hier nie. Die königliche Akademie derselben hielt am 3ten Juli zur Feyer des Leibnitzischen Jahrestages eine öffentliche Sitzung, in der der Preis von hundert Dukaten, der in wiederholten Terminen auf eine genaue Messung der Winkel, an einem oder mehreren Krystallisationssystemen gesetzt war, Herrn Doktor Adolph Theodor aus Mitau zuerkannt wurde. Herr Süvern las eine Abhandlung über den künstlerischen Charakter des Tacitus und Herr Bopp eine vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der damit verwandten Sprachen in Bezug auf die Wurzeln und die Pronomina der ersten und zweyten Person.

Am 9. dieses feyerte die hiesige Gesellschaft Naturforschender Freunde ihr funfzigstes Stiftungsfest unter des würdigen Bode Vorsitz; ihm und den beyden Jubelgreisen Gronau und Heim wurden Kränze von Je länger je lieber, Lorbeeren und Rosen überreicht. — Die Industrie schlummert hier eben so wenig, wie die Wissenschaft; außer den künstlichen Mineralwassern aller Sorten bereitet man jetzt auch hier künstliche Weine aus Kartoffeln und Stärke; von den Stärkeweinen existirt schon eine Niederlage, wo rothe und weiße Weine aller Länder zu sehr billigen Preisen verkauft werden, auch der Gesundheit nicht schädlich seyn sollen. Berlin wird also wohl bald Alles hervorbringen, was die Welt Gutes hat. Die Brunnenanstalt des Herrn Dr. Struve, der kürzlich den sächsischen Verdienstorden erhielt, ist in vollem Gange. Der Garten mit großen breiten Spaziergängen, Blumenparterre und Säulenhallen versehen, ist einer der schönsten in Berlin. — In einem bedeckten Gang sieht man eine lange Reihe goldener Zapfen und darunter den Namen des künstlichen Wassers, welches, ehe es zubereitet wird, vorher aller seiner natürlichen Bestandtheile durch Destillation entkleidet werden muß. Se. Majestät der König besuchte vor seiner Abreise nach Töplitz mit den königlichen Kindern und dem ganzen Hof diesen Garten, kostete das Karlsbader Wasser und erklärte, es sey von dem ächten Sprudel nicht zu unterscheiden.

E.

Wien, im Juni und Juli.

(Beschluß.)

Ein Herr Gautier, der sich Schul- und Kunstbereiter, Contribuent aus Pesth unterschreibt, machte unlängst bekannt, der kleine zehnjährige Jaquê Gautier, der sich bey der ersten Produktion durch die glänzendsten Kunststücke auf dem Strafseil und zu Pferde großen Beyfall erwarb, späterhin aber durch einen Fall vom Pferde das Unglück hatte, den Arm zu brechen, werde nächstens seine Kunststücke wieder beginnen u. s. w. Solchen Leuten sind ein Paar Glieder grade so viel, als ob sie Ueberfluß daran hätten!

Das jährliche Volksfest auf der Brigittenau war heuer — ein seltener Fall! — durch die schönste Witterung begünstigt; auch schien der Platz mit Menschen übersäet, doch wie gewöhnlich am Montag mehr als Tags vorher. Mitten im Gewühl der frohen Volksversammlung bemerkte man das Kaiserpaar, begleitet von der Erzherzogin Marie Louise und ihrem liebenswürdigen Sohn, dem jungen Herzog von Reichstadt. — Der Hof bringt wieder dieses Jahr den Monat Julius in Baaden zu. Um diese Zeit pflegt der Zufluß der Gäste dort am stärksten zu seyn. Diesen Sommer ist jedoch der Zuspruch überhaupt nicht groß, was besonders der unfreundlichen Witterung beyzumessen ist. Im Allgemeinen schaden die ganz in der Nähe Wiens befindlichen mineralischen Quellen mit ihren Anstalten dem Ort immer mehr und mehr. Diese letztern liegen in einem Kreise beysammen, so, daß die größte Entfernung höchstens eine Stunde beträgt. Fast nur einen Büchsenschuß von der Linie trifft man in einem und demselben Ort zwey kalte Schwefelquellen an, deren eine erst vor zwey Jahren entdeckt wurde; beyde mit sehr geschmackvollen und bequemen Einrichtungen versehen. Die Bewohner der Hauptstadt dürfen nur einen Spaziergang hinmachen, oder sich der eigends bestellten, sehr billigen Fuhrwerke bedienen, die fast stündlich hin und hergehen. An diesen Ort stößt der herrliche Garten von Schönbrunn, dessen Hauptallee in das weit belebtere Hietzingen führt. Allerdings gebührt den Heilquellen Baadens der Vorzug; den kostspieligen Aufenthalt indessen nicht zu rechnen, wirkt das Wasser auf manche Konstitutionen allzustark; selbst arthritische Personen, wenn ihr Nervensystem geschwächt ist, dürfen sich des Wassers mit der größten Vorsicht nur bedienen, und Vielen hilft es nichts. In apoplektischen Zuständen, Lähmungen u. dgl. leistet es treffliche Dienste. Ich hörte Jemand einem Gichtkranken, der sich beklagte, daß ihm das Baden nicht bekomme, ganz treuherzig den Rath geben: „Gehen Sie doch zu dem Fürsten von Hohenlohe; er hat so vielen ja geholfen!“ — Und der arme Kranke sah aus, als wenn er, hätte er nur die mindeste Bürgschaft für den Erfolg, diese Kurart wohl versuchen möchte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. August 1823.

Das europäische Vorurtheil, welches eine Familie durch Bestrafung eines ihrer Glieder für entehrt hält, kömmt mir sehr abgeschmackt vor, und ich bin dagegen der Meynung, daß ein gehenkter Schurke aus einer Familie ihr mehr Ehre macht, als zehn darin Lebende.

Franklin.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen nach den erwähnten Ereignissen veranlaßten mich verschiedene Umstände, New-York zu verlassen, und meinen Wohnsitz zu Boston aufzuschlagen. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in dieser Stadt entschloß ich mich zur Rückkehr nach Europa. Auf einer Reise bis in die alte französische Kolonie von Canada, die ich noch zuvor anstellte, stieß ich wieder auf meinen Gefangenen.

Während dieser Zeit hatte ich einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Doktor Brown unterhalten; daraus erfuhr ich, nach Verfluß von zwey Jahren, daß Heinrich Fitz-Allan begnadigt worden sey. In New-York war das gelbe Fieber ausgebrochen, und hatte große Verheerungen angerichtet. Heinrich hatte sich in eine Meyerey zurückgezogen, die er in der Nähe von Skeenborough, einer an den Ufern des Champlain-Sees gelegenen Gemeinde, anpflanzte. Der Doktor fügte noch hinzu, daß dieser junge Mensch die Miß Hannah, Tochter des Herrn Patterson, geheirathet habe.

Ich nahm mir vor, über dieses Gut zu reisen, und Aufträge dieses Paars nach New-York mitzunehmen. — Am 10. Sept. erreichte ich bey der schönsten Witterung diesen Besitz, und ging durch einen Gang von Ahorn und Tulpenbäumen dem Wohnhause zu. Dort begegnete ich zwey schönen Kindern, die mit Einsammlung von Heidelbeeren beschäftigt waren. Das eine derselben, ein kleines Mädchen, betrachtete mich mit Aufmerksamkeit. Ihr Bruder kam entschlossen auf mich zu, und fragte mich, ob ich nach der Wohnung wollte. Als ich ihm bejahend antwortete, so sagte er, er wolle die Mutter davon benachrichtigen, und eilte hinweg. Ich näherte mich dem kleinen Mädchen, nahm sie bey der Hand, fragte sie um ihren Namen, und trug sie auf meinen Armen bis vor die Thür des Hauses. Dort wurde ich von einer sehr schönen Frau empfangen, die in weiße indische Leinwand, mit einem blauen Gürtel, gekleidet war. Es war Hannah selbst. „Ich bedaure, sagte sie zu mir, daß Ihnen die Kleine Mühe macht. Treten Sie herein, Sie werden müde seyn, ich will Ihnen einige Erfrischungen reichen.“

Nach den ersten Begrüßungen kam ich in ein schönes Wohnzimmer, das mit Spiegeln, Fußteppich und Mahagony-Geräthschaften geziert war. Eine am Fenster sitzende alte Frau war mit Näharbeit beschäftigt; an ihrer Seite schlief ein Kind in einer schönen Wiege. Alles athmete in diesem Hause Wohlstand, Frieden und Heiterkeit. Ich machte der jungen Frau diese Bemerkung, die mir lächelnd antwortete, daß sie dieß ihrem Gatten, der gerade das Feld besuche, aber bald zurückkehren werde, verdanke. Zugleich äußerte sie, daß ihr meine Stimme und mein Gesicht nicht ganz fremd wären.

„Sie irren sich nicht, sagte ich; ich hatte das Vergnügen, Sie sowol, als Ihren würdigen Vater, Herrn

Pattersen, zu kennen. Ich hoffe, ihn bey meiner Durchreise durch New-York wieder zu sehen.“

„Sie werden ihn in dieser Welt nicht wiedersehen, antwortete Hannah seufzend; mein Vater ist vor acht Jahren gestorben, und ich bin noch nicht über diesen Verlust getröstet. Ich hätte ihn so gern in seinem Alter gepflegt.“

Nach diesem Gespräche sah ich Heinrich Fitz-Allan hereintreten, den ich bey dem tiefen Eindruck, welchen mir seine Gestalt hinterlassen hatte, sogleich wieder erkannte. Er war nur von der Sonne etwas brauner geworden, und hatte dadurch in seiner Physiognomie einen mehr männlichen Charakter gewonnen.

„Mein lieber Heinrich, sagte Madame Fitz-Allan, hier ist ein alter Freund meines Vaters, der uns um Gastfreundschaft anspricht.“

„Sie ist eine Pflicht, antwortete er, die wir mit Vergnügen erfüllen.“ Er reichte mir dann die Hand, die ich herzlich drückte.

Während dieser Unterhaltung waren die Vorbereitungen zum Mittagessen geendigt, und wir begaben uns in das Speisezimmer.

Das Essen war vorzüglich. Ich fand den Roest-Beef trefflich, den Apfelwein herrlich. Unter andern Gerichten kam ein Pudding von Heidelbeeren, den ich mit einem Blick auf die Kinder lobte. Der Knabe sagte: „Meine Schwester und ich haben die Beeren gesammelt, und unsere gute Mama hat den Pudding verfertigt.“

Ich hatte auch die gute Mama wieder erkannt. Es war jene arme Frau, die ich zur Zeit der Gefangenschaft von dem Unglück ihres Sohnes so tief gerührt gesehen hatte.

Als sich beym Nachtisch die Damen und Kinder zurückgezogen hatten, so blieb ich bey einer Bouteille portugiesischen Weins mit Fitz-Allan allein. Dieser sagte mir beym Einschenken eines Glases: „Ich habe einigen Zwang in Ihrer Sprache bemerkt, als meine Frau und meine Mutter bey uns waren. Sie haben Herrn Pattersen gekannt; wahrscheinlich wissen Sie einen Theil meiner Geschichte; dies darf Ihnen keinen Zwang auflegen. Sie können offen vor Hannah sprechen: sie ist eben so vernünftig, als tugendhaft und gut. Ich bin nicht mehr der hitzige und wüthende Mensch, der so viel Geräusch in der Welt gemacht hat. Sie sehen in mir nur noch einen guten Familienvater und einen arbeitsamen Landmann.“

Ich erinnerte ihn dann, daß ich Zeuge der Scene in dem Vorzimmer des Gefängnisses von New-York gewesen sey; ich setzte hinzu, daß mir sein Unglück viele Theilnahme eingeflößt habe. „Ich bin nun sehr geändert, antwortete er mir lächelnd, und ich muß jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens betrachten. Mit ihm begann die Zeit meiner Besserung und meines Glücks.“

„Sie schienen indessen von Ihrem Abenteuer sehr betroffen zu seyn, und man schien wenig Hoffnung zu haben, Sie in eine ruhigere Stimmung zu [illegible] zu versetzen.“

„Allerdings. Ich könnte Ihnen die Ursache davon angeben: allein diese Geschichte wäre zu groß für den gegenwärtigen Augenblick. Ich wünsche, daß Sie mein Gut einsehen. Diesen Abend nach dem Thee werde ich Ihnen die Hauptbegebenheiten erzählen, die meiner Verhaftung vorausgingen und ihr folgten. Sie werden hören, welchen Gefahren ich entgangen, und welchen Dank ich der Vorsehung für eine Gefangenschaft schuldig bin, die ich damals für eine schreyende Ungerechtigkeit und für ein unersetzliches Unglück hielt.“

Wir gingen mit einander aus, und ich bewunderte die sich uns darbietende Landschaft, so wie die mannichfachen Anstalten auf dem Gute, welche den denkenden Landwirth verrathen, die Zahl seiner Bienenstöcke, die Schönheit seiner Kühe und Schafe.

Nach unserer Rückkehr wurde der Thee aufgetragen. Fitz-Allan sagte zu seiner Frau: „Hannah, unser Gast wünscht, daß ich ihm meine Schicksale erzähle.“

„Wohlan, mein Freund, antwortete seine Frau, erfülle seinen Wunsch; sicher beseelt ihn hier nicht bloße Neugierde, sondern eine wahre Theilnahme an uns.“

„Sie irren sich nicht, antwortete ich sogleich; es ist zugleich zu meiner Belehrung. Ich möchte gerne wissen, wie man glücklich wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

(Fortsetzung.)

Um zwey Uhr des Nachmittags verließen wir die Stadt Cordova unter der Bedeckung von sechs Reitern, deren jeder mit zwey Flinten bewaffnet war. Sie waren in ihre große Mäntel gehüllt, und ritten gewöhnlich drey- bis vierhundert Schritt vor dem Wagen her, damit, wenn sie ja auf Räuber stoßen sollten, das Gefecht einen Flintenschuß von den Reisenden statt finden möchte. Es waren keine Soldaten, dennoch verstanden sie sich gut aufs Gewehr, da in diesem Lande ein Jeder sich von Kindesbeinen an im Schießen übt, und alle daher gute Schützen sind; aber wir hatten im Laufe der Reise Ursache zu vermuthen, daß alle unsere Bedeckungen ehemals Räuber gewesen. — Nachdem wir über eine alte Brücke weg über den Guadalquivir gekommen, hob sich die Straße über Berge, welche mit Oelpflanzungen und wohlriechenden Gebüschen und Kräutern bedeckt waren. Hier und da erblickten wir hübsche weiße Häuser, deren jedes vorn einen Back-

ofen hatte. Weiterhin ſahen wir Bohnen in Blüthe, ein Beweis, wie früh hier der Frühling anfängt.

Nachdem wir drey Stunden auf einer ſehr angenehmen Straße zurückgelegt, kamen wir nach Carlota, dem neueſten und ſchönſten Dorfe in der Sierra Morena. Es liegt auf einer Anhöhe, und beſtehet aus einer langen breiten Straße mit einigen engeren Gaſſen. Die Häuſer ſind groß und ſchön, beſonders das Haus des Intendanten der neuen Dörfer, der ehemals hier wohnte, und welches einem Palaſte gleicht. Auch die Poſada iſt ein großes, ſchönes Gebäude, iſt aber nur halb vollendet. Das Dorf hat ungefähr ſieben- bis achthundert Einwohner. Die jüngeren Frauenzimmer zeigten ſich auf der Straße und den Altanen mit eben gepflückten Roſen und Nelken in's Haar geflochten, welches ihnen ein arkadiſches Anſehen gab. Wir fanden hier eine Menge Reiſende, welche nach Sevilla wollten, und auf die Bedeckung eines militäriſchen Zuges warteten, weil ſie das Gerücht von zehn Räubern ſchreckte, die ſich in den dicken Olivenpflanzungen jenſeits des Dorfes befinden ſollten. Die Sonne ging eben zwiſchen Regen-Wolken unter, als wir in dieſes berüchtigte Gebüſch hineinfuhren. Unſere Bedeckung ritt vor uns her, und ſo wie es dunkler und das Gebüſch dichter ward, erwarteten wir jeden Augenblick Flintenſchüſſe zu vernehmen, entweder auf die Bedeckung oder auf uns. Die Männer vertheilten ſich, zwey ritten vor uns, zwey hinter und zwey neben uns her. Zuweilen vereinigten ſich alle wieder, zuweilen begaben ſich zwey oder drey in die Nebenwege. Bey dieſen Verwechſelungen ihrer Stellen flogen ſie mit Pfeilesſchnelle an uns vorüber, und hatten in ihren breiten Hüten, dunkeln Mänteln und ihrer doppelten Bewaffnung ſelbſt mehr das Anſehen von Räubern, die unſere Kutſche durchſpähten, als von Wachen, die ſie beſchützen ſollten. Es regnete dabey in einem fort, bis wir gegen neun Uhr zu Ecija ankamen, wo wir zu Nacht ſpeiſen und einige Stunden ruhen ſollten. — Die Poſada iſt groß, und von beſſerem Schlage, als man ſie gewöhnlich in Spanien antrifft. Da es aber in der Charwoche war, ſo mußten wir uns mit Fiſchen, Feigen und Roſinen behelfen, und da der Wein und auch die Betten gut waren, durften wir uns nicht beklagen.

Wir fuhren um zwey Uhr wieder ab, und ſobald der Tag anbrach, erblickten wir eine ungeheure Haide, ohne alle Menſchenſpur, als hier und da einen Hirten, welcher mit ſeinen Hunden einer großen Heerde Ziegen folgte. Zur Rechten begrenzte eine Hügelreihe, und zur Linken mehrere Berggruppen die Ausſicht. Die Straße war ſchlecht, und an manchen Stellen fuhr die Kutſche über das Gras weg. Hier und da ſahen wir eine Heerde Kühe, eine ſeltene Erſcheinung im Innern von Spanien. — Wir wechſelten unſere Mauleſel mitten in dieſer Wüſteney, wo dem Poſthauſe gegenüber ein alter Mann, der dort eine Hütte hat, Wein und Branntwein verkauft. Das Dach ſeiner Wohnung erhebt ſich vom Boden, iſt mit Unkraut gedeckt und eben hoch genug, um einen Menſchen einzulaſſen. Des armen Mannes Bett von Schaffellen liegt in einem Winkel, und in einem andern ſtehen drey oder vier Krüge mit Wein und Branntwein. Er hatte die Hütte und das Geſchäft ſeinem Vorgänger für 22 Thaler abgekauft; er klagte aber, daß er dabey nichts verdiene. Eines Nachts, im vergangenen Sommer, kam ein furchtbares Ungewitter, von einem ſchweren Regenguß begleitet, über die Haide, und mitten in ſeiner Angſt pochte es an ſeiner Hütte. Nach einigem Zögern öffnete er, und es traten mehrere Männer, die, wie er bey den Flammen des Blitzes ſah, alle bewaffnet waren, herein. Sie tranken ſeinen Wein aus, legten ſich nieder, bis der Sturm zu toben aufgehört, und gingen dann weg, ohne ihm einen Heller zu bezahlen. Dieß war ein Schlag für den Armen, wovon er ſich noch nicht hat erholen können. Er hat Frau und Kinder zu Ecija; er verlebt aber ſeine alten Tage hier in der Einſamkeit, in der Hoffnung, in einem Monat einen oder zwey Thaler zu verdienen.

Nachdem wir dieſe Haide verlaſſen hatten, betraten wir eine fruchtbare Landſchaft, wo wir Pferde- und Kühheerden auf großen Wieſen weiden ſahen, und kamen auf einem ſteilen und mühſamen Wege nach Carmona, welches auf einem Berge liegt. Hier ſahen wir ein großes Weizenfeld, welches innerhalb fünf oder ſechs Wochen zur Ernte reif ſchien. Carmona fanden wir auf einem Felſen als eine alte Stadt mit ungefähr 3000 Einwohnern. Die Häuſer haben ein luſtiges Anſehen und viele derſelben haben ſchöne Patios, die, wie gewöhnlich, mit Blumen ausgeſtattet ſind. Da es Oſterſonntag war, ſo hörten wir in allen Kirchen, als wir vorbeyfuhren, Dank- und Freudenlieder von den Orgeln tönen, und auf der Plaza bemerkten wir einen Haufen ſchöner Männer in ihrem beſten Staate. In Andaluſien iſt der Hut und Mantel derſelbe wie in den nördlichen Gegenden; die Unterkleider aber haben ein maunteres Anſehen. Die Beinkleider ſind mit ſchön vergoldeten durchbrochenen Knöpfen die ganze Nath herunter von der Hüfte bis zum Knie beſetzt und die weißen Strümpfe ſind unter denſelben mit einem ſeidenen Bande und einer Quaſte befeſtigt. Auch die Jacke iſt reichlich mit hängenden vergoldeten Knöpfen geziert, und beſteht, je nach dem Geſchmack oder dem Vermögen des Mannes, aus Stoff, Seide oder Tuch. Das Bruſttuch iſt gewöhnlich von bunter Farbe, oder weiß, und die mittleren oder ärmern Klaſſen ſind beſonders ſtolz auf ein ſchneeweißes Hemd, mit netter Krauſe und offenem Kragen. Selten tragen.

ſie eine Halsbinde. Ihr Anzug iſt der menſchlichen Geſtalt ſehr vortheilhaft, und Jung und Alt haben ein gutes Anſehen darin.

Die Straße von hier war ſehr ſchlecht, bis wir Alcala de los Panaderos (der Bäcker) erreichten. In dieſem Dorfe wird alles Brod gebacken, welches in Sevilla gegeſſen wird. Wir hatten noch immer eine Bedeckung bey uns, aber zu Fuß; und die armen Leute müſſen es ſehr ſchwer gefunden haben, an einem ſo heißen Tag als wir damals hatten, neben dem Wagen herzulaufen. So wie wir uns Sevilla näherten, ward die Straße vortrefflich, und bald erblickten wir ſeinen berühmten Thurm. Die Stadt liegt herrlich am Fuße einer bis zur Spitze angepflanzten Bergreihe an dem Guadalquivir, der ſich von dort durch eine der reichſten Landſchaften weiter ſchlängelt.

Um vier Uhr erreichten wir die Stadt, von unſrer Bedeckung bis zum Thore begleitet: vergebens aber ſah ich mich nach Pomeranzenbäumen um, und ich erfuhr, daß dieſe Bäume im Innern der Provinz wachſen. So hatten wir denn unſere Beſtimmung erreicht, ohne einen Räuber geſehen oder auch den geringſten Anfall erlitten zu haben. Die einzige Plackerey, die wir erfahren, war, daß wir auf jeder Poſt unſre Päſſe vorzeigen mußten: aber obgleich die Polizey, welche in Spanien beynahe ausſchließlich in den Händen des Militärs iſt, aufmerkſam war, ſo wurden wir doch immer auf's höflichſte behandelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Juli.

Wer ſollte wohl glauben, daß in der erſten Hälfte dieſes Jahres 110 neue Stücke auf den Pariſer Bühnen aufgeführt worden ſind? Und doch iſt dieſe Angabe völlig der Wahrheit gemäß; ein Journal liefert eine genaue Berechnung der einzelnen Poſten dieſer Summe. Das gymnase dramatique hat neunzehn neue Stücke hervorgebracht, das Vaudeville achtzehn, die Variétés vierzehn u. ſ. w., 110 neue Stücke in ſechs Monaten. Soviel bringen andere Länder kaum in ſechs Jahren hervor; freylich befinden ſich unter dieſen 110 Stücken viele Vaudevilles in einem Aufzuge, welche für die Dichter nur eine Arbeit von wenig Tagen geweſen und von den Schauſpielern eben ſo leicht einſtudirt worden ſeyn mögen. Aber dagegen trifft man doch auch Opern und Operetten an, die Monate erfordern, um in Gang gebracht zu werden, Luſtſpiele in Verſen, Melodrame, die mit ihrem nöthigen Zubehör, als Tänzen, feyerlichen Aufzügen, Decorationen u. ſ. w., doch auch viele Zeit, Mühe und Aufwand erfordert haben. Könnte man die Koſten berechnen, welche die ſämmtlichen 110 Stücke verſchlungen haben, und die noch weit größeren Summen, welche das Publikum hergegeben hat, um die Aufführung derſelben zu ſehen, welche ungeheure Geldmaſſe würde man dadurch in Umlauf geſetzt ſehen? Es wäre der Unterſuchung werth, wie bey den jetzigen Umſtänden, da die politiſchen Begebenheiten ſo wichtig ſind, und während ein unpopulärer Krieg Frankreichs Kräfte verſchwendet, das Schauſpiel einen ſo ſtarken Reiz für's Publikum haben und einen ſo ſtarken Tribut von demſelben erheben kann. Man muß jedoch bemerken, daß nicht alle Schauſpielgattungen mit gleichem Erfolg betrieben werden. Luſt- und Trauerſpiele haben viel Mühe gegen die herrſchende Zerſtreuung und die politiſchen Bewegungen anzukämpfen, und nur dann beſucht ſie das Publikum fleißig, wenn ſie von den erſten Schauſpielern aufgeführt werden, oder wenn ſie viele Anſpielungen auf Tagesbegebenheiten enthalten, und die herrſchenden Geſinnungen in Anſpruch nehmen. Die große Oper verdankt den großen Zuſpruch des Publikums hauptſächlich den Balletten, die immerfort ihre Vortrefflichkeit behaupten, und die Muſikliebhaber finden ihr Heil nur in der italieniſchen Oper, wo Roſſini, Cimarosa, Mozart ihnen Genüſſe darbieten, die ſie in der franzöſiſchen Oper nicht anzutreffen wähnen. Dieß gilt aber nur für eine kleine Anzahl Eingeweihter, daher dann auch das Publikum der italieniſchen Oper ſtets ungefähr gleich bleibt und dieſelben Geſichter darbietet. Was aber eigentlich großen Zulauf in Paris hat, das ſind einerſeits die Melodramen der Volkstheater, woran ſich die untern Volksklaſſen ergötzen, und andrerſeits die Vaudevilles, die den gebildeten eine kurze aber angenehme Unterhaltung gewähren, weil hier ſtets Witz und Eleganz in einem ſchön abgerundeten Spiele verbunden zu ſeyn pflegen und die Aufmerkſamkeit einem ſo leichten Spiele ohne große Anſtrengung folgen kann, welches bey wichtigen Zeitbegebenheiten ſeine Annehmlichkeit hat. Man hatte vor zwey Jahren ausgerechnet, wie viel Vaudevilles jeden Abend auf den Pariſer Bühnen verbraucht werden; die Zahl belief ſich, wie ich glaube, auf zwanzig; ſeitdem ſind mehrere kleinere Bühnen entſtanden, die alle zur abendlichen Konſumation der Vaudevilles beytragen, und jetzt könnte ſich jene Anzahl leicht auf dreyßig ſolcher Stücke belaufen. Es ſind nämlich außerhalb Paris, aber ganz nahe bey den Barrièren, drey kleine Theater entſtanden, die zum Behufe der Vorſtädte und den neben Paris gelegenen Dörfern Vaudevilles und dann und wann auch Melodramen darſtellen; in Paris ſelbſt iſt neben dem Variétés-Theater eine kleine Bühne angelegt worden, worauf von Kindern geſpielt wird, und zwar auch in der Vaudevillegattung. Bey einer ſolchen Konkurrenz kann es alſo den Vaudevilledichtern nicht an Arbeit fehlen, zumal da eine Pariſer Schauſpieldirektion ſich nie auf das Alte verlaſſen darf, ſondern ſelbſt mitten in dem beſten Erfolge eines neuen Stückes ſchon wieder ein anderes neues vorbereiten muß. Dieß verſteht das Variétés-Theater ſehr wohl, und läßt daher faſt keine Woche ohne ein neues Vaudeville verſtreichen. Schon funfzig Mal hat es ein luſtiges Stück: die Köchinnen, worin die kleinen Schliche, die Sitten und Gebräuche dieſer Gattung Dienſtboten aufgedeckt und geſchildert werden, aufgeführt, und durch dieſen Beyfall aufgemuntert, ſogleich eine andere Gattung Menſchen, die wandernden Viehhändler, auf die Bühne gebracht, die zwar auch beluſtigen, aber bey weitem nicht ſo, als die Köchinnen. Letzteres Gemälde hat den Vortheil, die Herrſchaften auf die Umtriebe ihrer Dienſtboten aufmerkſamer zu machen und dieſe daher zu zwingen, etwas vorſichtiger mit dem Mein und Dein zu Werke zu gehen. Wenn das Vaudeville oft auf dieſe Art eine witzige Rüge der Mißbräuche in den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft würfe, ſo käme es ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder näher, anſtatt daß es unter den Händen mehrerer Dichter nur eine ſchlechte Wiederholung bekannter dramatiſcher Handlungen geworden iſt. Manche bieten für das Ausland nicht das mindeſte Anziehende dar, weßhalb die Erwähnung derſelben in dieſen Briefen auch meiſtens übergangen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Nro. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. August 1823.

Ach weit weg in der Ferne ist des Wiedersehens Stunde gehüllt, verborgen in Nacht. Kein Engel erbarmt sich und verräth nur mit einem leisen Laut, wenn mit ihrer Freude Schrecken sie kommen werden! — —

Klopstocks Messias.

Der Knabe.

Auf der Wiese ging ein Knabe,
Sah so viele Blümchen blühn —
„Knabe, willst du uns nicht pflücken?
„Sieh, wir sind so frisch und grün.“

Und da muß der Knabe weinen —
„Knabe, sag', was weinest du?
„Eiltest sonst ja stets so heiter
„Ihrer kleinen Hütte zu.

„Brachtest immer deinem Mädchen
„Einen frischen Blumenstraus;
„Doch nun weinst in stillen Thränen
„Tiefen Herzensgram du aus.“

Pflück' euch nicht mehr, holde Blümchen,
Denn mein Röschen ist verblüht —
Zu dem Weiß der Anemone
Ist der Wangen Roth verglüht!

Nicht mehr eil' ich Morgens frühe
Hin zu ihrem stillen Haus,
Nicht mehr pflück' ich auf der Wiese
Blumen ihr zu einem Straus.

Doch noch einen will ich pflücken,
Will ihn pflanzen auf ihr Grab.
Kommt der Herbst dann angezogen,
Streifet euch die Blüthen ab:

O dann welket auch mein Leben,
O dann hab' ich ausgeweint!
Und mit meinem Röschen wieder
Werd' auf immer ich vereint!

Und der Herbst kommt angezogen,
Streift die holden Blüthen ab;
Wie die letzte war gefallen,
Sank der Knabe blaß ins Grab.

Gustav Hohbach.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

„Ich bin zu Derrimore, einer kleinen Stadt in Irland, in der Grafschaft Clare, geboren, sagte Fitz-Allan. Mein Vater, der ein ansehnliches Vermögen besaß, übte mit Ehren das Amt eines Advokaten; ich hatte aber das Unglück, ihn zu verlieren, ehe noch mein Verstand gebildet war. Meine Mutter, eine treffliche Frau, deren einziges Kind ich war, verzog mich mit ihrer Liebe. Meine Launen waren Gesetze für sie, und ich führte unumschränkte Herrschaft in dem Hause. Nicht ohne Mühe lehrte man mich erträglich lesen, schreiben und rechnen. Mir war es weit angenehmer, die Felder zu durchwandern, und die Gärten der Nachbarschaft zu besuchen. Ich wurde ein händelsüchtiger Mensch, und fast täglich gelangten Klagen zu den Ohren meiner Mutter, die aber selten ermangelte, Gründe zu meiner Rechtfertigung auszufinden. So nahm ich in Eigensinn, Kraft und Kühnheit zu.

„Ich hatte mein neunzehntes Jahr erreicht, ohne daß man meinen Geist unter irgend ein ernsthaftes Studium

gebraucht hätte, als einer meiner Vettern, Patrice Burke, der drey Jahre älter als ich war, von der Univerſität Dublin zurückkam. Seine Ankunft machte Aufſehen in unſerer kleinen Stadt. Man ſah ihn für einen ganz gebildeten jungen Mann an. Er hätte ſich, behauptete man, in dem Kollegium durch glänzende Fortſchritte ausgezeichnet, und beginne die Laufbahn des Advokaten mit Auszeichnung. Er kleidete ſich mit Geſchmack, ſang zur Guitarre, ſprach franzöſiſch und machte ſogar Verſe. Auch wurde er von den Mädchen ſehr gut aufgenommen, gab den Ton in der Geſellſchaft, und war der Phönix von Derrimore.

„Ich geſtehe Ihnen offen, daß ich eiferſüchtig auf meinen Vetter war. Ich ſezte ſeine Eigenſchaften ſo viel als möglich herunter, und machte mich über dieſelben Talente luſtig, welche die allgemeine Bewunderung auf ſich zogen. Ein glühender Haß entſpann ſich zwiſchen uns Beyden; aber der meinige war frey, unverholen, lebhaft. Ich ſagte Alles, was mir auf dem Herzen war. Burke aber war zurückhaltend und verſtellt; er gab ſich das Anſehen, als bedaure er mich; ich hätte, wie er ſagte, eine ſo ſchlechte Erziehung erhalten! Er intereſſirte ſich für mein Schickſal, und behauptete, er würde gerne Vieles opfern, wenn er nur in ſeinem Vetter keinen ſo unbeleckten Bären ſehen müßte. Ich erfuhr dieſe Reden, und wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, Rache dafür zu nehmen.

„Eines Tages aber, wo ich am wenigſten daran dachte, ſah ich Patrice in mein Zimmer treten. „Heinrich, ſagte er zu mir, warum ſollten wir Feinde ſeyn? Sie ſind ein trefflicher Menſch, und es fehlt Ihnen, um eben ſo, wie ich, zu glänzen, nur einige Weltkenntniß. Was thun Sie zu Derrimore? Sie ſind nicht dazu gemacht, ſich leſend in einer kleinen Stadt zu begraben. Kommen Sie mit mir nach Dublin, dort werden Sie bald die Erfahrung gewinnen, die Ihnen mangelt, Sie werden keine lange Weile haben, und ſich wie ein Prinz unterhalten.“

„In Burke's Reden war ein Ton von Offenheit, der mich rührte. Meine Eitelkeit war durch ſeine Lobſprüche geſchmeichelt; er goß Balſam auf die Wunde, und ich fühlte mich in meinem Betragen gegen ihn nicht ganz vorwurfsfrey. Ich war mehr lebhaft als böſe, und drückte mit Herzlichkeit ſeine mir dargereichte Hand.

„Ich will Ihr Führer in der Stadt ſeyn, fuhr er fort; Sie werden finden, daß die Vergnügungen einer großen Stadt von ganz anderer Art, als die von Derrimore ſind. Ich weiß, daß Sie einige Neigung für Ihre Nachbarin, Sophie Graham, beſitzen, dieß darf Sie aber nicht abhalten. Warum ſollen Sie ſich von einem Landmädchen beſchränken laſſen, die weder Geſchmack noch Geiſt hat? Sie ſind für ausgezeichnetere Damen beſtimmt; ich ſage Ihnen voraus, Sie werden Aufſehen in Dublin machen.“

„Dieſe Reden ſchmeichelten meiner Eigenliebe, und ich ließ mich wie ein Thor dadurch fangen. Ich nahm den Vorſchlag an, ſprach darüber mit meiner Mutter, die ſogleich in der Ueberzeugung, daß ich dort mein Glück machen und mich Jeder mit ihren Augen betrachten würde, einwilligte. Sie nahm mir noch das Verſprechen ab, ihr alle acht Tage zu ſchreiben.

„Die erwähnte Sophie war das ſchönſte Mädchen von Derrimore; ihre rührende Schönheit, ihre Sanftheit hatten mich an ſie gezogen, und der Kontraſt unſerer Charaktere hinderte ſie nicht, mich mit Vergnügen zu ſehen. Ich geſtehe ſogar, daß ſie eine große Gewalt über mich ausübte. Sie war unglücklicher Weiſe gerade abweſend, als Burke ſich entſchloß, mich nach Dublin mitzunehmen. Er kannte ſie ebenfalls, und ich hatte zuweilen gedacht, daß ſie ihm nicht gleichgültig wäre.

„Meine Vorbereitungen waren bald geendigt. Meine Mutter gab mir alles Geld, über das ſie verfügen konnte, und empfahl mir, nach der zärtlichſten Umarmung, meinen Aufenthalt in Dublin nicht zu ſehr zu verlängern. Ich fühlte eine große Rührung beym Abſchiede; ſchämte mich beynahe, meine Thränen nicht zurückhalten zu können, und ſah dieß als eine Schwäche an.

„Während unſerer Reiſe unterhielt mich Burke ſtets mit Feſten und Vergnügungen der Stadt. Er würde mir die glänzendſten Bekanntſchaften machen, wo der beſte Ton herrſche. Ich könnte ſogar, wenn ich es wünſchte, die Schauſpielerinnen des großen Theaters beſuchen, was in kurzer Zeit meine Erziehung vollenden dürfte. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als mich in einer ſo guten Schule zu bilden, und verſprach, ſeine Lehren genau zu befolgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtück aus einer Reiſe von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Sevilla.

Die Stadt hatte bereits einen bedeutenden Zuwachs von Einwohnern erhalten. Sie beſizt einige gute Gaſthöfe oder Fondas, der Poſadas aber gibt es wenige, und dieſe ſind unbequem und auch ſonſt fehlerhaft. Ich fand ein Bett in der Fonda del Sol, und ſuchte am folgenden Morgen ein Quartier. Hier, wie in Madrid, wird, wenn ein Haus zu vermiethen iſt, ein Stück weißes Papier an das Gitter in der Mitte der Altane befeſtigt, und wo nur einige Zimmer, auf der Seite deſſelben. Ich fand indeſſen nur ein leeres Haus und einige unmöblirte Zimmer, und mußte mich mit einer Stube im Gaſthof begnü-

gen, wo ich kaum so viel Licht hatte, um dabey schreiben zu können, dabey aber hatte ich den Vortheil, daß ich die Hitze der Sonne nicht empfand, welche selbst um diese Jahreszeit für einen Nordländer drückend ist. — In Madrid wohnen gewöhnlich mehrere Familien in Einem Hause, während hier fast jede Familie allein wohnt. Die Häuser sind meistens nach morgenländischer Art um einen viereckigen Hof, Patio genannt, gebaut, und haben selten über zwey Stockwerke. Die Hausthüre, welche den ganzen Tag offen steht, führt zu einem kurzen Flur, welcher niedlich mit Backsteinen oder polirten Ziegeln gepflastert ist. Von dieser Vorhalle, Zaguan nach dem Arabischen genannt, führt eine andere Thür, welche gewöhnlich verschlossen ist, in das Patio. Die innere Thür ist zuweilen von Eichen- oder Mahagonyholz; gewöhnlich aber besteht sie aus einem schönen eisernen, reich vergoldeten und gemalten Gitterwerk. Durch diese Thür erblickt man von der Straße schon das Innere des Patio, welches mit geglätteten Ziegeln gepflastert, zuweilen mit schattigen Bäumen bepflanzt, gewöhnlich aber mit Töpfen geschmückt ist, in welchen die wohlriechendsten Blumen wachsen, und die nicht nur am Boden umherstehen, sondern auch in eigenen Töpfen an den Wänden umherhängen. Hier sieht man zuweilen auch gläserne Gesimse, worauf all das Porzellan im Hause aufgestellt ist, und vergitterte Fächer, worin die Bücher im Schatten geordnet sind. Es ist ganz erquickend, von den brennenden Straßen in einen dieser feenartigen Orte zu treten, wo man auf einmal den kühlendsten Schatten genießet. In einigen findet man schöne Springbrunnen, und die Ziegel werden häufig mit Wasser angefeuchtet, damit sie beständig kühl bleiben. — Bis jezt lebten die meisten Einwohner noch oben, und die unteren Zimmer waren verschlossen. Viele hätten daher dieselben vermiethen können, aber sie behielten sie lieber für sich, da sie dieselben gegen das Ende Mays selbst beziehen. Die Verbindung der obern Zimmer mit einander ist gewöhnlich mittelst einer äußern Gallerie, welche um das Patio her läuft. An diese Gallerien sind Rollen befestigt, mittelst welchen man im Sommer über den ganzen Hof ein Tuch spannen kann. — Die Straßen indessen sind so enge, daß nur durch zwey oder drey zwey Wagen neben einander fahren können. Viele lassen gar kein Fuhrwerk zu, und man kann zu gleicher Zeit die Häuser auf beyden Seiten mit den Händen berühren. Die Absicht dabey soll gewesen seyn, die Straßen kühler und schattiger zu erhalten. Diese Absicht ist freylich erreicht, aber die Folge davon ist, daß die Stadt aus einem Labyrinth von engen Gängen besteht, aus welchen der Fremde sich kaum zu finden weiß. Auch ist das Pflaster schlecht, und für einen, der nicht daran gewöhnt ist, schmerzhaft darauf zu gehen.

Der Dom ist ein prachtvolles Gebäude, 420 Fuß bey 263 (?). Er wurde im Jahr 1401 erbaut und sein Thurm ist der Stolz von Sevilla. Guever, der berühmte maurische Baumeister, brachte ihn auf 250 Fuß, nachher aber wurde er noch 100 Fuß höher geführt. Er enthält ungeheure Glocken und man steigt mittelst einer schrägen Fläche hinauf, auf der ein Pferd bequem hinaufgehen könnte. Ganz oben steht eine Giralda, welche den Glauben vorstellt, und sich, obgleich sie drittehalb Tonnen wiegt, bey dem leisesten Lüftchen umdrehet. Die Kirche hat zwanzig gemalte Fenster, wovon jedes 1000 Dukaten gekostet haben soll. Das Chor, die Oraeln, der Hochaltar sind in einem äußerst prachtvollen Styl. An dem Hauptgebäude her befinden sich mehrere schön geschmückte Kapellen, in welchen, so wie hinter dem Hochaltar, die herrlichsten Gemälde hängen. Die Sakristey ist ein prachtvolles Gemach, dessen reich gearbeitete Decke von massiven Pfeilern getragen wird. Auch hier befinden sich mehrere schöne Gemälde, die nebst den übrigen im Dome, meistens von Murillo und Zurbaran gemalt sind. In der Kapelle der Könige befindet sich der Leichnam des heil. Fernando, und die Asche des Königs Alphonsus des Weisen, der Königin Beatrice und anderer Mitglieder der Königl. Familie.

Die andern Hauptgebäude bestehen aus der berühmten Schnupftabaksfabrik; ein Gebäude, das für eine Börse bestimmt war, welches aber hernach zu einem Archiv für die südamerikanischen Aktenstücke bennzt wurde; das Amphitheater für Stiergefechte; einige Pfarrkirchen, in denen sich mehrere herrliche Gemälde befinden, und einige Hospitäler und Klöster. Mehrere der lezteren sind aufgehoben worden, und man bereitete eben einige dazu gehörige Kirchen zum Sitzungssaal für die Cortes und andere öffentliche Aemter zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 19. Juli.

(Fortsetzung.)

Man weiß, wie viel der komische Potier zur Aufnahme mancher Vaudevillestücke beygetragen hat, z. B. des Ci-devant jeune homme, des Solliciteur u. a. Auch habe ich zur Zeit gemeldet, daß er eines förmlichen Vertrages ungeachtet, der Bühne der Porte St. Martin entlaufen und wieder auf der Bühne des Variétés-Theaters erschienen war, wo er zuerst seinen Ruf begründet hatte, wie auch, daß die Porte St. Martin ihn durch ein gerichtliches Urtheil wieder erhalten hatte, mit dem Zusatze, er solle sie für die Zeit seiner Abwesenheit entschädigen. Seitdem bringt Potier auf richterlichen Befehl

das Publikum des Porte St. Martin-Theaters regelmäßig wieder zum Lachen, indeß er selbst wohl wenig zum Lachen aufgelegt seyn mag. Es blieb nämlich bisher die der Direktion zugesprochene Entschädigung zu bestimmen. Ueber diesen Punkt schienen Direktor und Schauspieler himmelweit von einander verschieden gewesen zu seyn. Die Direktion forderte nämlich nicht weniger als 300,000 Franken für die Zeit, während welcher Potier ihrer Bühne entwischt war, und im Variétés-Theater gespielt hatte. 300,000 Franken für einige Monate Abwesenheit! so hoch würde man nicht einmal die Abwesenheit manches Staatsmannes, der sich für sehr wichtig hält, angeschlagen haben. Potier selbst war nicht so närrisch, seinem Spiele einen so hohen Werth beyzulegen, und schob die Schuld des Verlustes der Direktion auf ihre schlechte Verwaltung. Da nun zwischen 300,000 Franken und Null kein gütlicher Vergleich zu treffen war, so kam die Sache neulich wieder vor Gericht; es fand sich bey diesem Prozesse das Sonderbare, daß der Sachwalter der Direktion gewaltiges Gewicht auf die Person seines Gegners legte, indeß der Sachwalter Potiers, dem diese schmeichelhaften Komplimente 300,000 Franken kosten konnten, nimmermehr zugeben wollte, daß sein Klient einen so hohen Werth habe. Das Gericht entschied zuletzt, die von der Direktion zur Entschädigung verlangten 300,000 Franken sollten auf 25,000 reduzirt werden, welches dann auch sehr vernünftig scheint. Ein Journal erzählt, Jemand habe Potier über den Ausschlag seines Prozesses Glück gewünscht, da er dadurch 275,000 Franken erspare. Ach mein Lieber! soll er wie Pyrrhus geantwortet haben, noch einige solche Siege, so bin ich zu Grunde gerichtet! Das Porte St. Martin-Theater, das sich von ihrem Hauptschauspieler 25,000 Franken Entschädigung will zahlen lassen, hat eine Vorstellung zum Besten der Armen gegeben, und bey dieser Gelegenheit ein neues Trauerspiel versucht, unter dem Titel Philestis; allein das Publikum, welches voraussah, daß das Trauerspiel zum Besten der Armen ein armes Trauerspiel seyn würde, drängte sich nicht hinzu, und obschon die Spaßvögel ein altes Epigramm wieder erneuerten, worin das Publikum gebeten wird, aus Barmherzigkeit Beyfall zu klatschen, so sind die Armen hierbey doch sehr zu kurz gekommen. Ein andermal werden sie bitten, ihr Heil doch ja nicht von einem neuen Trauerspiel abhangen zu lassen, da sich auf solch eine Aussicht keine Einnahme assekuriren läßt. Das Wort Assekuranz wird bey den Schauspielern Mode, seitdem eine besondere Profession entstanden ist, die nur in einer theatersüchtigen Hauptstadt, wie Paris, ausgedacht werden konnte. Diese Profession wird nämlich von Leuten ausgeübt, die für Geld Beyfall klatschen und ihre Oberhäupter und ihre Statuten haben. Es mag wohl vieles in demjenigen, was man von ihnen erzählt, übertrieben seyn; allein es ist doch unläugbar, daß man jezt in allen Theatern einen Trupp Leute antrifft, die alle zur bestimmten Zeit klatschen, und gedrängt mitten im Parterre beysammen sitzen, und von da aus ihren Beyfall erschallen lassen; da es ihnen zuweilen ereignet, ganz zur Unzeit zu klatschen, so verrathen sie dadurch ihre Gegenwart dem Unkundigen; wer aber das Theater häufig besucht, lernt diese ewig erscheinenden Gesichter, die sich beständig auf demselben Flecke befinden, leicht kennen. Durch einen Trupp solcher handfesten Kerls läßt sich oft ein mittelmäßiger Schauspieler oder Dichter seinen glücklichen Erfolg zusichern; wenn diese dreibändige Mannschaft zu klatschen beginnt, so ist es dem Mißvergnügten nicht wohl möglich, sein Mißfallen an dem Stücke oder an dem Spiele zu erkennen zu geben, seine schwache Mißbilligung wird bald überstimmt und verliert sich in dem rauschenden besoldeten Beyfall; auf diese Art ist mancher Durchfall eines neuen Stückes oder eines mittelmäßigen Schauspielers verhindert worden. Zuweilen schafft sich aber der Unmuth der bezahlenden Zuschauer Luft; es entsteht eine Opposition der Unabhängigen wider die Söldlinge, gerade wie im politischen Fache; die Mißbilligung bekömmt die Oberhand und zuweilen wird der verächtliche Haufen aus dem Parterre gestoßen. Die Erfahrung hat jedoch endlich den Oberhäuptern desselben eine gewisse Taktik gelehrt, und sie vorsichtig gemacht: ist der Sturm zu heftig, so geben sie klüglich nach und überlassen das schlechte Stück oder den schlechten Schauspieler seinem bösen Geschicke. Man erblickt unter diesen verächtlichen Söldlingen wohlgekleidete Jünglinge, die gewiß nur aus Neigung zum Faullenzen und zur Ausschweifung unter die elende Bande gerathen seyn können, und die gewiß eine ehrbare Beschäftigung würden ergriffen haben, wenn sie nicht Mittel gefunden hätten, auf jene so leichte Art ihr Brod zu gewinnen. In den Journalen wird diese Klasse oft nach Gebühr verabscheuwürdigt, und neulich hat man sie auch auf der Bühne lächerlich gemacht: allein ihre Unverschämtheit bietet der öffentlichen Verachtung Trotz und der Sold, den sie empfangen, macht sie gefühllos gegen die Schande ihres Gewerbes. Die Polizey vermag nichts gegen sie; denn wie sollte man einen besoldeten Klatscher von einem nicht besoldeten unterscheiden können? und wollte man allen Söldlingen, welche ihren Miethherren Beyfall zurufen, ihr Handwerk verbieten, so müßte man etwas höher beginnen, als im Parterre der Theater, und da würde der Diensteifer der Polizey wohl an unsichern Klippen scheitern.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 196.

Tag und Nacht.

Charade.

Das Erste schafft der Mensch sich oft;
Doch senden's ihm auch unverhofft
Des Schicksals strenge Mächte;
Der, den es trifft, steht dann und klagt,
Und spähet, ob's ihm nicht bald tagt
Im Labyrinth der Nächte.

Doch, wem das Zweyte sie verleih'n,
Wem sie es in das Leben reih'n,
Dem gibt die Welt Entzücken.
Dem malet sich, was ihn erfüllt
Mit Wahrheit stets und unverhüllt
In seinen heitern Blicken.

Weh! wo das Ganze grinzend steht,
Wo es mit Satansblicken späht,
Das Zweyte zu verderben,
Da bleicht der Tugend heller Glanz,
Und ach! aus ihrem schönen Kranz
So manche Blüten sterben.

Nachricht.

Die Mittheilung des von Frankfurt erhaltenen Berichts kann nicht statt finden.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. August 1823.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Goethe im Faust.

Aus Paris.

Polichinel Vampire.

Steif seyn kann Jeder; aber es mit Grazie seyn, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberey, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frey, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschützt, so härtet sich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend übt, seine Glieder zu brechen, ohne darau zu sterben. Seit zwey Monaten entzückt er die Pariser, und in die zwölf Tafeln der Mode-Gesetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.“

Vor einigen Tagen wohnte ich zum Erstenmale einer seiner Vorstellungen bey; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der Insel der Stummen, in einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt, und Polichinel stürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern festen Dingen zusammengesetzt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, mit der anmuthigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb todt ans Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser, und läßt den Kopf hängen wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt, und macht, so zu sagen, unmögliche Dinge. Zum Beyspiel, er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum, und vertheidigt sich aufs Artigste. Ein andereomal wird er

überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſizt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freylich ſagt die Logik: „Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freylich dabey behülflich ſeyn, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beyfallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einlüden, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Cenſur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſey alles Salz verloren gegangen. Die Cenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“... Es gibt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Cenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Cenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſeyn; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

Bruchſtück aus einer Reiſe von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Der Alcazar, welcher eben für den König und die königliche Familie eingerichtet wurde, ſoll urſprünglich von den mauriſchen Königen erbaut worden ſeyn, iſt aber durch Karl V. und Philipp II. vergrößert worden. Das Hauptgebäude liegt um einen viereckigen Raum her, und die Gemächer ſtehen mit einander in Verbindung. Die Decken ſind durchgängig von geſchnitztem Holz, gemalt, und hatten wahrſcheinlich vergoldet werden ſollen. Dieſe ſcheinen im altſpaniſchen Styl, und die einzigen mauriſchen Verzierungen im Palaſte finden ſich in einer durchbrochenen Stukaturarbeit an dem Hauptthore und in einigen Zimmern. Der einzige merkwürdige Theil dieſes alten Palaſtes iſt der Geſandtſchaftsſaal mit ſeiner reich vergoldeten Decke. In dem Frieß über den Schwibbögen, welche die Decke tragen, befinden ſich die Porträte von alten ſpaniſchen Königen, mit Einſchluß des jetzigen, eingelegt. Dieſer Saal iſt hoch, und reichlich mit durchbrochener Arbeit geſchmückt, die aber durch häufiges Uebertünchen undeutlich geworden iſt. Dieſer Saal, ſo wie die oberen Gemächer, ſind bis vier oder fünf Fuß vom Boden mit viereckigen Stücken von gemaltem Porzellan belegt, welches ehemals in Spanien ſehr beliebt geweſen zu ſeyn ſcheint. — Die Gärten ſind gänzlich im altſpaniſchen Geſchmack. Der Hauptgarten beſteht aus mehrern mit Buchsbaum bepflanzten Vierecken, welche in wunderliche Geſtalten zugeſchnitten ſind. So enthält eines das ſpaniſche, ein anderes das aſturiſche Wappen, ein drittes die Lilie. Einige Blumenbeete ſind ſehr vernachläſſigt. Die Gänge ſind alle mit Ziegeln gepflaſtert, und unter denſelben befinden ſich Röhre, welche Waſſer, wenn es angelaſſen iſt, in Geſtalt eines Kreuzes in die Höhe ſprihen. In dieſen Gärten befinden ſich auch mehrere Springbrunnen, wovon einer ein Becken von weißem Marmor aus einem einzigen Stücke hat. Von den zwey Fiſchteichen iſt einer von zwey grünen Rittern mit eiſernen Lanzen bewacht. Mehrere dieſer Helden hielten ehemals Wache an den verſchiedenen Ecken dieſer Wohnung eines verkehrten Geſchmacks, ſie ſind aber jezt verſchwunden, und der Antiquar findet ihre getrennten Glieder in dem Schatten von Maria Padilla's Bad. — Dieſe Maria war zuerſt die Maitreſſe und nachmals die Gemahlin Peters des Grauſamen, welcher ihr

unter dem Patio des Palastes ein großes Bad erbauen ließ. König Joseph gebrauchte es zum Speisesaal. Jezt ist es ein Lagerplatz für altes Gerülle. — Das Merkwürdigste in diesem Garten ist ein Spaziergang auf einer hohen Mauer, welche von Karl V. erbaut worden seyn soll, und von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Gleich darunter ist ein anderer Gang, welcher unter den Pfeilern wegführt, die die Mauer stüzen. Ehemals bildete diese Mauer eine geheime Verbindung mit dem goldenen Thurm, welcher am Guadalquivir steht und von Cäsar erbaut worden seyn soll. Diese Mauer wird durch mehrere Schlösser am Ende der Pomeranzenpflanzung, die sich hinter dem Garten befindet, vertheidigt, und dort hielt Joseph, während seines Aufenthalts zu Sevilla, beständig eine Wache, damit er bey etwaiger Gefahr sogleich entfliehen und sich auf dem Flusse einschiffen könnte. Durch die Hinwegräumung einiger Häuser ist die Verbindung mit dem goldenen Thurm jezt unterbrochen.

Die Zubereitungen im Palast bestanden indessen blos in Tünchen, Färben und Scheuern. Im ganzen Gebäude fand ich nicht einmal einen Stuhl, und man erwartete, daß ein Transport mit dem nöthigen Zimmergeräth von Madrid auf dem Wege sey. Es fehlte den Beamten an Geld zur geziemenden Aufnahme der Regierung; und ob sie gleich täglich die schmeichelhaftesten und rührendsten Einladungen zu freywilligen Beyträgen an die Einwohner von Sevilla ergehen ließen, so waren dieselben doch ungeneigt für die Vortheile, die sie von der Versezung der Regierung nach ihrer Stadt erwarteten, im Voraus zu bezahlen. Ueberall in der Stadt herrschte die größte Thätigkeit, man bereitete Häuser zu, legte Vorrath ein, schaffte Hausgeräth an, indem Jeder entschlossen war, von der kommenden Ernte den meisten Vortheil zu ziehen. Betten und Zimmer waren fünfmal so theuer wie gewöhnlich, und man machte sogar den Versuch, den Preis des Brodes zu erhöhen, unter dem Vorwande, daß es an Mehl fehle; aber dieser Prelleren sezte die Obrigkeit sogleich ein Ziel.

Der vorzüglichste Spaziergang ist die Alameda del Rio (Allee oder Lustwäldchen, von Alamo, Pappel, am Flusse). Jeden Abend zwischen fünf und sieben Uhr war es hier gedrängt voll. Die hiesigen Damen sind sehr lebhaft und interessant, und haben noch viel vom arabischen Feuer in den Augen. In der Alameda gehen sie gewöhnlich in vollem Anzuge, d. h. das Haar ist sorgfältig gelockt, die Arme blos, ein Schleyer über den Kopf und die Schultern, aber das Gesicht offen. Ihr größter Reiz aber ist ihre schöne Gestalt und ihre lebhaften Gesichter, welche vielleicht mehr anmuthig als schön sind. Ihre Gesichtsfarbe ist maurisch, mitunter findet man aber doch welche, die die Frische einer englischen Schöne haben.

Die meisten Seidenzeuge, die man hier trägt, sind von französischen Fabriken; eben so sind es die Bänder, Strümpfe, Shawls, Schleyer und selbst Fächer, ohne welche eine Spanierin doch nicht seyn kann. Französische Hüte tragen die Frauenzimmer hier und in Andalusien überhaupt mehr, als in den Frankreich näher gelegenen Provinzen. Ueberhaupt scheinen die Andalusier ein ganz anderes Geschlecht zu seyn, als die Bewohner von la Mancha und den beyden Kastilien. Sie gefallen sich in bunten Farben, die sie besonders in der Wahl ihrer Halstücher sehen lassen. Die Kleider sind wie gewöhnlich schwarz, reich garnirt, und nicht lang genug, um den schneeweißen Strumpf zu verbergen. In dem Putz ihrer Füße geben sich die Sevillerinnen überhaupt viele Mühe. In ihrem Staate tragen sie im Allgemeinen niedrige Schuhe von rosenrother oder weißer Seide, mit einer großen Schleife von weißem Bande. Die weißen Strümpfe sind durchbrochen, und zeigen unter dem schwarzen Rocke den schönen Fuß und Knöchel zum großen Vortheil. Hier sieht man all den Stolz der Schönen, und ihr niederwärts gekehrter Blick zeigt, mit welchem Wohlgefallen sie die Fallstricke betrachten, die sie in jener Richtung gelegt. Die Mantilla ist hier von feinerem Stoff und reicher mit Spitzen besezt, als anderswo in Spanien. Die mittleren Stände von zehn bis zwanzig Jahren tragen natürliche Blumen im Haar; ja selbst Matronen, deren Haar schon die Grabesfarbe trägt, zieren sich noch mit Rosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 5. August.

Vor Kurzem fand ein hiesiger Kohlenhändler eine zehn Pfund Banknote in seinem Komptoir. Begierig, den Eigenthümer derselben zu erfahren und solche denselben zuzustellen, ließ er einige Anzeigen von dem Fund in die Zeitungen einrücken. Bald meldete sich auch der Eigenthümer, war aber undankbar genug, dem redlichen Finder die gehabten Auslagen zu vergüten, welche leicht angelaufen seyn mochten, da in England die kürzeste Anzeige einer Zeitschrift sieben Schilling (3 fl. 44 kr.) kostet. Was war zu thun? Die Banknote mußte der Kohlenhändler schon aufgeben; es blieb ihm also nichts übrig, als den undankbaren Eigenthümer wegen der Unkosten gerichtlich zu belangen, welches er auch that. Der Prozeß aber zog sich in die Länge, die Kosten häuften sich, und der Kläger ließ sich endlich bereden, die Sache verloren zu geben. Unwillig aber, die neuen Unkosten zu bezahlen, ließ er einen Tag nach dem andern hinstreichen, bis eines Morgens ihm — eine Exekution ins Haus kam. Jezt wäre es freylich am besten gewesen, zu bezahlen und der Sache ein Ende zu machen; — er aber, aufgebracht über die Unannehmlichkeiten, worein sein unglücklicher Fund ihn gebracht, widersezte sich den Gerichtsdienern und verging sich so weit, daß er einem derselben einen Stoß gab. Neues Unglück — er ward vor den Lord Mayor gebracht; und obgleich der Magistrat sein unglückliches Geschick bedauerte, so blieb ihm doch auf dem Wege des Rechts keine andere Wahl, als den Angeklagten entweder zu vermögen, den Gerichtsdienern eine Abbitte zu thun, oder seine Sache vor die höhere Instanz

zu schicken; und da der erboste Kohlenhändler sich hartnäckig des ersteren weigerte, so mußte er sich das zweyte gefallen lassen und — ward zu einer ziemlich schweren Geldbuße verurtheilt. Dießmal war er geschmeidiger — die Alternative eines Gefängnisses war doch zu sauerhaft — er bezahlte — und so endigte die Geschichte des unglücklichen Fingers einer Banknote! welche wohl noch in spätern Tagen für manchen ein Mittel seyn wird, seine Unredlichkeit gegen sein eigenes Gewissen zu bemänteln.

Der bekannte Beckford, der neueste Eigenthümer der, wegen ihrer äußern und innern Pracht berühmten, Abtey Fonthill, wurde durch den ungeheuern Aufwand, den er sich zur Befriedigung eines feinen Geschmacks sowohl als in Folge der großen Verminderung der Einkünfte von den Westindischen Besitzungen, worin sein Vermögen vorzüglich bestand, so herabgebracht, daß er sich zum Verkauf jenes herrlichen Landsitzes und des größten Theiles der darin enthaltenen Möbeln und Kunstsachen entschließen mußte. Nichts aber seinen ihm so nahe zu gehen als der Verlust seines unvergleichlichen Gartens, wo er, je nach der Jahreszeit, in offener Luft und in Treibhäusern beständig die herrlichsten Blumen zog. Dabey hatte er die Gewohnheit angenommen, auf seinen täglichen Spaziergängen, wo er nur immer eine schön aufgeblühte Blume sah, dieselbe abzuschneiden, daran zu riechen und — sie wegzuwerfen. Diese Gewohnheit schien er nicht beemeistern zu können. — Er kam daher mit einem Londoner Gärtner überein, daß er ihm ein gleiches in seinem blumenreichen Garten erlaubte, wofür er ihm wöchentlich seine Rechnung einsenden sollte. So kam einmal für Eine Woche seine Rechnung auf zwanzig Pfund Sterling! (Diese Thatsache hat Ref. von dem Gärtner selbst.)

Eine der auffallendsten Erscheinungen des Tages ist das große Aufsehen, welches der Prediger Irving in London erregt. Er gehört zur Schottischen Kirche und ist ein Zögling des berühmten Chalmers, dessen Nachfolger als Prediger bey der Caledonischen Kirche in London er auch ist. Schon Chalmers zog ein großes und ansehnliches Publikum an; aber bey Herrn Irvings Predigten trifft man den Staatsminister neben dem Oppositionisten, den geschmeidigen Höfling neben dem feisten Aldermann, einen Jünger Paines neben einem Bischof der englischen Kirche, die stolzesten Herzoginnen und Gräfinnen in denselben Stuhl mit der stattlichen Kaufmannsfrau und demüthigen Krämerin und prezidsen Putzmacherin — kurz, man drängt sich nur, um Sitze zu erhalten, und Aristokratenstolz und bürgerliche Förmlichkeit, Religiösität und Zweifelsucht weichen dem Einfluß eines großen Rufes und der Neugierde, und entsagen Ansehen und Bequemlichkeit, um nur sagen zu können, man habe auch den großen Prediger gehört. Man bewundert seine Lehre, seine Weise sie darzustellen, seine Beredsamkeit, seine Stimme, den Reichthum, die Zierlichkeit und Schönheit seiner Sprache, die Eigenheit des Caledonischen Accents, den Ernst seines Wesens und die Feverlichkeit seines Ausdruckes, — den Schwung seines feyrlichten Armes, Umfang seiner Gelehrsamkeit, die Breite seiner Schultern, die Schwärze seiner Locken, das Feuer seiner dunkeln Augen abstechend mit der Bläße seiner Wangen. So findet ein Jeder und eine Jede etwas zu bewundern, etwas, das anzieht, und wäre es auch nur die bloße Neuheit — und so hat man die seltene Erscheinung, daß man an einem Sonntag Morgen eine abgelegene Gasse im östlicheren Theile Londons, weit von der schönen Welt entfernt, gedrängt von prächtigen Carossen, geziert mit reichen Wappen und Kronen (der englische hohe Adel führt bekanntlich Kronen, oder was man hier Coronets über den Wagen nennt) und die Reichen und Vornehmen sich mit dem gemeinen Volke um die Wette in eine enge Kirche drängen sieht, die nicht einmal für ihre eigentliche Gemeinde hinreicht. Das Gedränge wurde endlich so groß, daß man sich unter den Augen des Gottesmannes zu balgen anfing und die Kirchenälteßen sich entschließen mußten, Einlaßzettel zu geben, um die man im Laufe der Woche nachsuchen muß, damit nicht mehr in die Kirche kommen als sie zu halten vermag und wahrscheinlich auch, damit die Zuhörer alle anständig und würdig seyen. denn Herr Irving hat sich recht eigentlich dahin erklärt, daß er — das Evangelium an die Reichen predige! Ob es ihm gelingen werde, unter dieser Klasse viele Proselyten zu gewinnen, muß die Zeit lehren — so weit Ref. die englische Fashionables, ja wohl die Vornehmen überhaupt kennet, fürchtet er — daß wenn der Reiz der Neuheit vorüber, wenn man müde geworden ist, in der Gesellschaft von dem großen Prediger zu reden und — reden zu hören, diese Klasse ihn verlassen, und ihm wieder die Gelegenheit geben werde, die himmlische Botschaft an die zu predigen, die ihrer am meisten bedürfen und für die sie auch eigentlich bestimmt war — den Armen. Diesem Fall geht Herr Irving um so sammeller entgegen, weil die Presse nicht von einer Parthey, sondern von allen, ihm entgegen ist. Die Times nennen seine Reden ein kunstler Wortkram, ohne Sinn; der Courier nennt sie gänzlichen Unsinn; das Morning Chronicle lacht ihn aus; der John Bull macht einen Gassenhauer auf ihn — kurz es gibt keine Tage-Wochen- oder Monatschrift, die nicht von ihm gesprochen und noch spricht, und jede — fast ohne eine einzige Ausnahme — gegen ihn, wenigstens war fast in keiner einzigen das Lob ohne ein bedenkliches Aber! Aber, fragen die Leser auch, was ist denn die Ursache, daß alle englische Blätter gegen ihn sind? Hören Sie: für's erste ist er ein Schottländer — ein Schottländer, der ganz London laufen macht — daß darf kein englisches Journal dulden; zweyteus predigt er Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit — das bringt alle Whig- und Radikaljournale gegen ihn; drittens sagt er, er wisse nicht, was ihm am meisten Ekel verursache, ob Byrons roher Spott in seinem Gesicht des letzten Gerichtes (Vision of Judgement) oder Southeys kriechende Heuchelen in seinem Werke dieses Namens — dieses letztere müssen die Torryjournale rächen; viertens gehört er zur Kirche von Schottland — und dieses erregt den Neid der Anglikaner, besonders der Geistlichkeit und wohl auch den Neid der Sektirer, die ihn noch besonders darum nicht lieben können, weil er fünftens den Reichen predigt — und da er sechstens der Religion Ansehen zu verschaffen sucht, so hat er auch alle Ungläubige gegen sich. Wie viele ächte Anhänger er bey allem dem doch haben müsse, zeigt sich indessen am klärsten in dem Verzeichniß einer eben eröffneten Subscription unter den Mitgliedern seiner Gemeinde zur Erbauung einer neuen Kirche, welche mehrere hundert sehr achtbare Namen und bereits über 1000 Pfund Sterling enthält, meistens unter der Benennung von jährlichen Beyträgen, fünf Jahr vorausbezahlt, nebst einem besondern Geschenk für den Augenblick. Der Mann muß also nothwendig einiges positives Verdienst haben. Muß, denn Ref. kann nicht sagen, daß er's hat; denn da er sich bey seiner Andacht nicht gern drücken läßt, so hat er den Besuch zu seiner Kirche von einer Woche zur andern aufgeschoben, bis es mehr Raum gibt, und den dicken Oktavband von Predigten, den Herr Irving so eben herausgegeben, hat er, aus Mangel an Muße, noch nicht lesen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Nro. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Auguſt 1823.

Wo iſt der Baum, wo iſt das Kraut auf Erden,
Das ſich vermehrt wie eine Freveltat,
Die wuchernd ſchnell das Leben überſpinnt.

Raupach.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortſetzung.)

„Eine umſtändliche Erzählung aller der Thorheiten, der ich mich ſchuldig machte, würde überflüſſig ſeyn. Die wichtigen Perſonen, von denen mir Patrice geſprochen hatte, waren Spieler, Glücksritter, Menſchen, die in Laſtern verſunken waren; jene Damen vom beſten Ton waren von gleichem Gehalt. Jung und ohne Erfahrung ging ich in alle Fallſtricke ein; ich ergab mich den größten Ausſchweifungen. Mein Geld war bald erſchöpft, und ich nahm zu meinem Vetter Zuflucht, der mich an das Spiel verwies. Ich machte Schulden, ſpielte mit Leidenſchaft, und hatte Unglück. Eines Tages glaubte ich zu bemerken, daß einer meiner Gegner ſich unerlaubter Mittel bediente; ich beleidigte ihn öffentlich, zwang ihn, ſich zu ſchlagen, und verwundete ihn ſo gefährlich, daß ich ihn für todt hielt. Entſchloſſen, den gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen, wählte ich einen Zufluchtsort, wo ich nichts zu wagen glaubte; ich wurde aber entdeckt, feſtgeſetzt und in ein Gefängniß geworfen.

„Während der erſten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt hatte ich meiner Mutter geſchrieben; bald wurden meine Briefe ſeltener, endlich vernachläſſigte ich dieſe Pflicht gänzlich. In meiner gegenwärtigen traurigen Lage ſchrieb ich an Burke, und erfuhr zu meinem Erſtaunen, daß er nicht mehr in Dublin ſey. Ich nahm nun meine Zuflucht zu den Geſellſchaftern meiner Vergnügungen, zu den Frauen, die mir ſo viele Zärtlichkeit bezeigt hatten, ſo lange ich Guineen zu meiner Verfügung hatte. Man antwortete mir nur mit Komplimenten über das, was man meine kriegeriſche Hitze nannte, und mit Ermahnungen zur Geduld. Ich erſtickte vor Aerger. Sie können ſich aber erſt meine Wuth denken, als ich erfuhr, daß mich Burke ſelbſt bey den Gerichten angegeben hatte, und daß ſeine Treuloſigkeit meine Zufluchtsſtätte verrathen habe. Ich ſchwur bey mir, die Erde von einem ſolchen Ungeheuer zu befreyen.

„Auf dieſe Art blieb ich faſt drey Monate, von allem Troſt entblößt, von der ganzen Welt verlaſſen, auf Stroh liegend, das bittere Brod der Gefangenen genießend, den Rohheiten der Wächter ausgeſetzt, mit den niedrigſten Verbrechern untermiſcht, und wartete auf mein Urtheil.

„Ich begreife noch nicht, wie ich in einer ſo grauſamen Lage den Verſtand nicht verlor. Ich wurde krank, bekam ein hitziges Fieber, wurde immer ſchwächer, ſo daß man mich in ein Hoſpital bringen mußte. Dieſer Verſetzung erinnere ich mich nicht, denn ich hatte bereits alle Beſinnung verloren. Während einer Nacht erwachte ich wie von einem Todesſchlaf, und fühlte, daß mir eine Hand den kalten Schweiß abwiſchte, der mir das Geſicht bedeckte. Ich glaubte, das Herabfallen glühender Thränen auf meinen Wangen zu fühlen, öffnete die Augen, und fand mich kräftig genug, mich aufzurichten. Eine Lampe brannte in der Nähe meines Bettes, und ich glaubte meine Mutter, wie im Traume, zu ſehen. Meine Gedanken

waren noch so verworren, daß sie nirgends fest hielten; ich fühlte nur eine äußerst angenehme Empfindung, wie wenn ein Engel des Himmels neben mir säße. Ich nahm ohne weiteres Nachdenken ein mir dargereichtes Getränk, und schlief bald darauf wieder fest ein.

„Als Ich erwachte, war der Tag schon weit vorgerückt. Nun erkannte ich meine unglückliche Mutter deutlich. Meine Erinnerungen stellten sich wieder ein, und ich sah nun den ganzen Schauder meiner Lage. Ich schämte mich über mich selbst, und das Vergnügen des Wiedersehens meiner Mutter war mit einer Verwirrung gemischt, wegen der ich die Augen niederschlug.

„„Heinrich, sagte mir meine treffliche Mutter, ich mache dir keine Vorwürfe. Gott erhalte dir das Leben, dieß ist mein einziger Wunsch. Du glaubst nicht, welchen Kummer du mir verursachst, wenn du meinen Anblick vermeidest. Vertraue mir, und denke nur an deine Heilung; ich bin glücklich, dich zu sehen, und bey dir zu wachen.““

„Diese sanften Aeußerungen durchdrangen mein Herz; meine Augen füllten sich mit Thränen, und mir wurde leichter. Meine Mutter umarmte mich zärtlich, und das Unglück schien sich von mir zu entfernen. Ich erfuhr, daß der Mann, den ich getödtet zu haben glaubte, von seiner Wunde genesen sey, und daß ich die Strenge der Gesetze nicht mehr zu fürchten hätte. Meine Wiedergenesung erfolgte sehr langsam. Endlich kehrte ich mit meiner Mutter nach Derrimore zurück.

„Ich hatte mich oft nach Sophie Graham erkundigt. Seit meinem Unglück schien ich sie inniger zu lieben. Meine Mutter war meinen Fragen ausgewichen, oder hatte sich nur so ausgedrückt, daß ich nichts von dem erfuhr, was ich wissen wollte. Ich sehnte mich daher nach der Ankunft in unserer kleinen Stadt, versprach mir eine glückliche Zukunft bey meiner Sophie, und vertiefte mich aufs Angenehmste in diese Gedanken.

„Urtheilen Sie nun von meiner schmerzhaften Ueberraschung. Patrice Burke war während meiner Gefangenschaft nach Derrimore zurückgekommen, und hatte sich in der Familie Graham eingeführt. Die unglücklicher Weise nur zu getreue Schilderung, die er daselbst von meinem Betragen und von meinem Charakter entworfen hatte, empörten Sophiens Eltern; sie selbst sah mich ihrer Liebe unwerth, und nahm Burke's Anerbietungen an. Sie hatten sich vor wenigen Tagen gebeirathet, und waren Beyde nach Cork abgereist, wo der grausamste Feind, den ich in der Welt hatte, sich, wie man mir sagte, niederlassen wollte.

„Wie soll ich Ihnen die Gefühle schildern, welche mein Herz bey diesen Nachrichten bestürmten? Ich sah nun die Treulosigkeit, deren Opfer ich geworden war, klar ein. Es überfiel mich ein Ekel vor aller Gesellschaft, und ich lebte wie ein Einsiedler. Ich verabscheute die Menschen, die ich alle für eben so schlecht und betrügerisch hielt, wie die, welche ich bisher kennen gelernt hatte; ich verabscheute mich selbst, bey dem Gedanken an meine thörichte Leichtgläubigkeit.

„Uebrigens hatte mein Geburtsort nun keinen Reiz mehr für mich. Ich hatte den Becher des Lasters bis zur Betäubung geleert, und für Familienfreuden allen Sinn verloren. Mein ungebildeter Geist bot mir keine Zuflucht an; ich hatte nur Einen festen Gedanken, der meine ganze Einbildungskraft umfaßte; es war der Drang nach Rache.

„Bey dem Entschluß, meinen Feind zu verfolgen, ihn zu treffen, ihn überall, wo ich ihn finden sollte, anzugreifen, ihn mit meinen Händen zu zerreißen, wußte ich mich hinreichend zu verstellen, um meinen Vorsatz zu verbergen; ich wollte die unruhige Zärtlichkeit meiner Mutter täuschen, und stellte mich ruhig. So verflossen fünfzehn Monate, ohne daß die Zeit die gehässige Leidenschaft milderte, die in meinem Innern tobte. Meine Mutter, die mich für beruhigt hielt, wurde in ihrer Aufsicht nachlässiger; ich benuzte diesen Umstand, verließ ins Geheim Derrimore, und schlug den Weg nach Cork ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Paris.

Gloire.

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin, und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmüthig sinnend auf den Trümmern Karthago's — schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bey den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freyheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freyheit, die es andern Völkern geraubt, seine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Münchhausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von den Franzosen dramatisirt, das Drama ist unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bey der Aufführung großen Eindruck; die besten Schauspieler traten darin auf; Musik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönste angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres gewesen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meisten Franzosen verloren.

Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freylich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jezt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur ſeitdem keine Gefahr dabey iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſtreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſtreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bey Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen, und hätten wie Diebe mit Nachſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Meſſéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment.
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die Nationel-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüſtung des Muſeums" ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chef dœuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes poetiſche Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté" und „froids Germains," iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen, Zufall erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiste. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bey der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf, und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freyen in ein geheiztes Zimmer tritt.

(Der Beſchluß folgt.)

Jane Grey.

Der gelehrte Roger Aſham hat in ſeinem Scholemaster folgende Schilderung von der liebenswürdigen Jane Grey, nachmaliger Gemalin Heinrich VIII, entworfen: „Eh' ich nach Deutſchland reiste, beſuchte ich Bradgate in Leiceſterſhire, um Abſchied von der edeln Lady Jane Grey zu nehmen, auf deren Wohlwollen ich den höchſten Werth legte. Ihre Eltern und Verwandten mit dem ganzen Haushalt jagten eben in dem Park. Sie ſelbſt aber fand ich in ihrem Gemache, Platon's Phaedon im Originale leſend und das mit ſo viel Vergnügen, wie mancher Mann eine luſtige Geſchichte im Boccaz lieſt. Nachdem ich meine Begrüßung ausgeſprochen und das Nöthige, um deßwillen ich gekommen war, geſagt hatte, fragte ich, warum ſie die Freuden der Jagdgeſellſchaft im Park nicht theile? worauf ſie lächelnd verſezte: Ich dachte, alle Luſt in dem Park ſey nur ein Schatten gegen die Freude, welche ich in Plato finde. Ach, die guten Leute wiſſen nicht, was wahres Glück,

wahre Freude ist. Und wie kamt Ihr, Madame, fragte ich, zu dieser tiefen Erkenntniß des Vergnügens? Wie wurdet Ihr vorzüglich damit bekannt, da ich nicht viele Frauen und sehr wenige Männer kenne, die es so weit brachten? — Ich will Euch das sagen, erwiederte sie: Eine der größten Wohlthaten, die der Himmel mir gab, ist die, daß er mir so strenge Eltern und einen so milden Lehrer sendete. Denn wenn ich in der Nähe meines Vaters oder meiner Mutter bin, ich mag sprechen oder schweigen, sitzen, stehen, gehen, essen oder trinken, fröhlich oder traurig seyn, arbeiten, singen oder tanzen oder irgend sonst etwas thun, so muß es so genau und abgemessen geschehen, und soll so vollkommen seyn, wie Gott die Welt erschaffen hat, sonst werde ich streng getadelt und grausam angegangen, ja oft auf eine Weise mißhandelt, die ich nicht näher bezeichnen will, so daß ich in der Hölle zu seyn glaube, bis die Zeit kömmt, wo mein Lehrer eintritt, dessen Unterricht mich so anzieht, daß ich, so lange er da ist, alles Andere vergesse.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 5. August.

(Beschluß.)

Ich habe eben den fünften August, den großen Bringer frischer Austern, mit angesehen, und will jezt, da noch hier und da die Trümmer der Austerschalen auf den Straßen liegen, und hier und da in den Vorstädten noch ein Haufen halbnackter Glückliche um den halben Pfennig für die Grotte betteln, ihnen eine Beschreibung von diesem großen Tage zu geben suchen. — Schon in der Mitte des Julius wird der aufmerksame Beobachter durch die neuen und alten, aber ausgebesserten Kübel, welche in den Laden der Fisch-, Obst- und Gemüsehändler und die mystische Thätigkeit, welche bey allen diesen Leuten herrscht, an die Ankunft der Austern erinnert; spitzige Messer werden geschliffen, Salz fein gerieben, kurz Alles deutet auf etwas Merkwürdiges. Wie lange vorher die Thätigkeit an der Seeküste und bey den Austerbänken angefangen hat, weiß ich nicht. Aber am 4ten August, mit der lezten Fluth, nahet sich eine Flottille von großen Barken der Stadt; die unbedeckte graugelbliche Ladung verräth etwas, das den Einfluß eines englischen Himmels nicht fürchten darf — es sind — die Austern. Seit dem März oder April sind diese aus dem Markte weggeblieben; aber wie sehr auch den guten Bürger und Bürgerinnen der Mund nach dieser Lieblingsspeise wässern mag, wie begierig auch die Blicke der am Ufer versammelten Menge an der noch verbotenen Frucht (in Italien gehören die Austern mit zu den frutti di Mare) hängen mögen — es darf nicht eine einzige gelandet werden. Aber die mitternächtliche Glocke schlägt zwölf Uhr, und als wäre die Hölle losgelassen, stürzt sich ein Heer (meistens irländischer) Verkäufer und Verkäuferinnen und mitunter auch mancher Liebhaber und Liebhaberin mit Lebensgefahr *) in die Barken hinab, um für ein Spottgeld ihre Körbe und Kübel zu füllen. Schon ein paar Stunden darauf kann der späte Nachtschwärmer, der fleißige Gelehrte oder der schlaflose Kranke, selbst in den entfernteren Gegenden der Stadt, ein klapperndes Gerassel auf dem Steinpflaster vernehmen, welches, wenn er nicht ganz ein Neuling in London ist, ihm sagen wird — dieß sind die ersten Austern. — Am folgenden Tage ißt Alles, was nur essen kann — Austern, und es wird als eine Art von übler Vorbedeutung angesehen, wenn man den fünften August hat — Austernlos vorübergehen lassen. Die Freude der armen Kinder aber, von der ich oben geredet, fängt erst an, wenn sich alle Andere satt gegessen haben, und besteht in dem Sammeln der Schalen. Diese bringen sie in irgend einen sichern Winkel der Straße und fangen an damit systematische Grotten zu bauen, die sie des Nachts im Innern mit Wachskerzchen beleuchten, wozu sie das Geld erbetteln. Und weit entfernt, sich dieses Geschäftes zu schämen, scheint dieses es gerade zu seyn, welches ihnen die meiste Freude gewährt — dieß wenigstens scheinen die lachenden Gesichter und schelmischen Augen der Kleinen anzudeuten, welche halbdutzendweise neben dem Vorübergehenden herlaufen, und mit komischem Ernste um einen kleinen Beytrag für ihre Grotte anhalten, während Andere entweder mit dem Bau, der Beleuchtung oder Bewachung dieser ephemeren Gebäude beschäftigt sind und die gesammelten Pfennige in Empfang nehmen, die wohl zum Theil auch auf den Ankauf frischer Austern und Obst verwendet werden dürften. Dieß ist der fünfte August in London.

Glücklich ist das Land, wo das Gesez herrscht. Aber selbst die besten Gesetze können es nicht verhindern, daß man sie nicht mißbrauche, und sie, die zum Schuz und zur Vertheidigung des Wehrlosen gemacht worden sind, als Werkzeuge zur Bedrückung des Schwachen benuzt. In despotischen Staaten, wo die öffentliche Stimme durch Zwanggesetze gefesselt ist, sind solche Erscheinungen in der Ordnung der Dinge; aber daß sie sich selbst in einem Lande ereignen sollen, das sich der besten Verfassung in der Welt rühmt, beweist, daß auf Erden nichts Vollkommenes möglich ist. In Irrland, wo die englische Verfassung eingeführt seyn soll, sind amtliche Bedrückungen ganz gewöhnlich, da ein Jeder, der nur ein Amt hat, bey seinen Mitbeamten beynahe der Strafflosigkeit gewiß seyn kann. Ein Beyspiel: Vor Kurzem wurde ein Constabel schuldig befunden, an einem Tag gegen eine Person eine Pistole abgedrückt und eine andere mit dem Säbel angegriffen zu haben und das gänzlich ohne Noth oder Reizung. Was war die Strafe? Einsperrung für einen Monat — aber die Prozeßkosten wurden den Klägern (armen Landleuten) — zuerkannt, weil der Constabel, während er sich im Gefängniß befände, keinen Gehalt bekommen würde, und folglich nicht bezahlen könne! An demselben Tag wurde ein ganz armer Bauer wegen einer Balgerey zu einer Geldbuße von zwanzig Pfund verurtheilt und dabey befohlen, daß er im Gefängniß behalten würde, bis er bezahlt hätte! — Auch in England ist seit Kurzem ein Beamter der Bedrückung und ein anderer der Begünstigung eines Mörders überwiesen worden. Hier aber wird die Strafe ohne Zweifel dem Vergehen angepaßt werden.

Vor ein Paar Tagen belangte ein hiesiger Geistlicher, angetrieben von dem frommen Eifer, die Heiligkeit des Sabbaths unverlezt zu erhalten, den Ausläufer eines Gasthofes vor das Friedensgericht, weil er ein durch eine Landkutsche mitgebrachtes Paket am Sonntage abgeliefert hatte. Der Geistliche brachte ein Gesez aus den Zeiten Karls II., das ein solches Vergehen mit einer Geldbuße belegt — da stand es schwarz auf weiß, und niemand durfte dem Gesetze widersprechen. Aber ach! zu früh war der Triumph des frommen Eiferers: in seiner Sorgfalt den alten Gesetzen gegen die Sabbathbrecher nachzusuchen und solche in Ausübung zu bringen, hatte der gute Mann vergessen, auf die Arbeiten der jezigen Legislatur zu merken; und da fand sich's denn, daß ein ganz neues Gesez den Eigenthümer der Landkutschen gleichfalls bey einer Geldstrafe befiehlt, die ihnen anvertrauten Pakete immer — innerhalb sechs Stunden nach der Ankunft derselben abzuliefern. Wie es denn nun in diesem Zeitalter der Reformation zu gehen pflegt, das Neue sezte das Alte auf die Seite, und — der Kläger ward abgewiesen.

*) Man sehen faulen Leute dabey ins Wasser und kommen in der Dunkelheit um; und selbst diesmal hieß es, seyen fünf Personen ertrunken, obgleich man nachher behauptete, sie hätten sich alle, obgleich durch den Fall beschädigt, gerettet.

Nro. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. August 1823.

Können Sie des verkrüppelten Kriegers spotten, der seine Krücke krauemer zu fassen sucht? oder des verarmten Reichen, der sich ein porzelanes Näpfchen zu seiner Bettelsuppe aufgespart hat? — Es ist etwas sehr rührendes in dem Bemühen sein Unglück zu versüßen — es ist kindlich und männlich zugleich.

Briefe der Dem. Aïsée.

Aus Paris.

Gloire.

(Beſchluß.)

Delavigne iſt ſo erbost über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf sœurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeyd zu Hunderttauſenden geweſen; euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freylich werde ich ſo feine Schmeicheleyen nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir ſagen, ich wäre la crême de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!“

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Cenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire.

wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bey jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein erſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizey angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizey hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemaligen der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue Aengſte bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Cenſur jetzt beſſere Zeiten, und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbören an den Winkeln der Vendome-Säule aufgeſtellt wurden — da wo ſonſt keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortſetzung.)

„Ich kam verkleidet in Cork an, ſtieg in einem Wirthshauſe nahe am Hafen ab, und ließ mir die Wohnung des Patrice Burke zeigen. Am folgenden Tage gegen Mittag gehe ich mit aller Zuverſicht dahin; ich trete in das Wohnzimmer; eine junge Frau, es war Sophie, erblickte mich, ſchreit ſchmerzhaft auf, und fällt ohne Beſinnung vor mir nieder. Ich rufe um Hülfe, und eine alte Dienerin eilt herbey. Die Erſchütterung war ſo heftig, daß die unglückliche Sophie nur langſam wieder zu ſich kam. „Wie! Sie ſind es, ſagte ſie zu mir, was wollen Sie hier? Wollen Sie mich in meinem Unglück verſpotten? Verlaſſen Sie mich, ich kann Ihre Gegenwart nicht ertragen."

„Sophie, ſagte ich zu ihr, Sie urtheilen hart über mich, ich komme blos wegen Ihres Gatten, den ich ſprechen muß."

„Mein Gatte iſt nicht mehr in Irland; er hat mich wegen einer andern Frau verlaſſen; ſie ſind in Amerika; und mich ſehen Sie ohne allen Schutz; ich möchte nie wagen, meine Eltern wieder zu ſehen."

„Als Burke das Vermögen ſeiner Frau verſchwendet hatte, war er nach den vereinigten Staaten gezogen. Sophie erzählte mir, wie er ſie mißhandelt habe, und ich konnte mich nicht enthalten, ſie zu beklagen. Ich gab ihr Geld zur Bezahlung dringender Schulden, und zur Rückkehr zu ihrer Familie. Dabey erſtaunte ich, nur Mitleid für ſie zu empfinden; ein anderer Gedanke hatte mich ganz umſtrickt. „Sophie, ſagte ich beym Abſchiede, mit einem Tone, der ſie zittern machte, Sie ſollen gerächt werden."

„Nach der Abreiſe dieſer unglücklichen Frau dachte ich auf Mittel, ſo ſchnell als möglich nach den vereinigten Staaten abzureiſen. Ich kam über die Ueberfahrt mit Hr. Macneil, Kapitän des Handelsſchiffs Triton überein. Es vergingen aber drey Wochen, bis ein günſtiger Wind zur Abfahrt wehte.

„Ich fühlte mich aufs innigſte ergriffen, als ich die vaterländiſche Küſte aus den Augen verlor, und alle Scenen meiner Kindheit zogen in ſchmeichelnden Bildern vor meiner Seele vorüber. Wir hatten bis zu unſerer Ankunft auf der Höhe der Bermudiſchen Inſeln ſehr günſtigen Wind. Nun aber überraſchte uns ein furchtbarer Sturm. Die Gefahr war zwar nicht dringend, aber die ſchnellen und unregelmäßigen Stöße des Schiffes machten mich ſehr krank. Das Leben war mir ſo ſehr entleidet, daß ich demjenigen gedankt haben würde, der mich in das Meer geworfen und von jenem unerträglichen Leiden befreyt hätte, von denen nur die Erfahrung einen Begriff geben kann. Ich ging in die Cajüte, ſank faſt ohne Bewußtſeyn auf eine Bank, und verſchloß die Augen, als mich eine wohlbekannte Stimme plötzlich aus meinem Taumel erweckte. Es war wieder die Stimme meiner armen Mutter, die ſich ohne mein Wiſſen eingeſchifft hatte.

„Erſtaune nicht, mein lieber Sohn, ſagte ſie; ich habe von Sophie Graham erfahren, daß du zu Cork ſeyeſt, und ſogleich meine Reiſe dahin angetreten. Dort erfuhr ich bald, daß du dich auf dem Schiffe des Kapitän Macneil nach Amerika begeben wollteſt, und ließ mich unter die Zahl der Reiſenden aufnehmen. In deine Gedanken vertieft, haſt du mich noch nicht bemerkt. Ich bedeckte mich mit einem Segel, und erwartete die Gelegenheit, dich, ohne dir zu großen Schrecken einzuflößen, anzureden.

Aber ich habe dich krank gesehen, und konnte dem Verlangen, dir zu helfen, nicht widerstehen."

„Ich konnte nicht sprechen, und küßte ihr blos die Hände. Sie unterstützte mein sinkendes Haupt mit ihren Knien. „Glaubst du, Heinrich, fuhr sie fort, ich könnte mich jemals von dir trennen? Weißt du nicht, daß du mein einziger Trost in meinem Leben bist? Ich will dein Betragen nicht tadeln. Fasse Muth, mein lieber Sohn; deine Krankheit hat keine Gefahr, sie wird mit dem Sturme vorübergehen."

„Der Himmel hatte sich aufgeheitert, die See wurde ruhig; bald wehte der Wind wieder günstig. Mein Uebel hatte sich gebessert, wir fuhren den andern Morgen in die Bay von New-York ein. Meine Mutter und ich begaben uns sogleich ans Land, und nahmen eine Wohnung in der Broad-Street.

„Meine Mutter hatte sich bemüht, meinen Vorsatz zu durchschauen, den ich aber mit Geschicklichkeit zu verhüllen wußte. Ich beantwortete ihre Fragen damit, daß mir, seit dem Schicksale von Dublin, der Aufenthalt in Irland verhaßt worden sey, daß ich ein Land vorzöge, wo jeder Herr seiner Handlungen wäre, und daß ich einen bestimmten Entschluß erst nach vollkommener Kenntniß des Landes fassen würde.

„Indessen hatte ich mich ins Geheim erkundigt, ob man von keinem Irländer, Namens Patrice Burke, sprechen gehört habe, und ich hatte bald das unaussprechliche Vergnügen, zu erfahren, daß er in New-York wohne, und sich sehr zurückgezogen in einem kleinen Hause aufhalte. Ich untersuchte verstohlen die Gegend, und wollte ihm nicht die Ehre erweisen, ihn zum Duell herauszufordern. Er war sehr groß und äußerst stark; aber ich fürchtete, er würde meinen Aufruf nicht annehmen, und die Beute, die ich bis über das Meer aufsuchte, möchte dann meiner Rache entgehen. Meine Absicht war, unvermuthet vor ihm zu erscheinen, ihn zu beleidigen, zu schlagen, und zu zwingen, sich zu vertheidigen."

„Dieser wüthende Plan wurde ausgeführt. Burke kam mit einer Frau gegen die große Straße von New-York, als ich mich vor ihn stellte. Er bebte vor Erstaunen zurück. Ich werfe mich mit Heftigkeit auf ihn, und überlade ihn mit Schimpfworten. Als er von seinem ersten Erstaunen zurückgekommen war, und mich unbewaffnet sah, so suchte er von seiner Stärke Gebrauch zu machen. Ich war eben so stark und noch gewandter als er, suche seinen Stößen auszuweichen, während jeder der meinigen seine Stelle trifft und seine Wirkung hervorbringt. Zerschlagen und mit Blut bedeckt wankt er endlich und fällt bewegungslos nieder. Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich ihn noch zertreten wollte; aber das durchdringende Geschrey der Frau, die Zeugin dieses fürchterlichen Kampfes war, hatte eine Menge Menschen herbeygezogen. Man will mich packen; in der Wuth reiße ich einen Pfosten, den ich in der Nähe sehe, aus der Erde, und schlage ohne Unterschied auf Alles, was mich umgibt. Nach langem und hartnäckigem Widerstand werde ich endlich übermannt und festgesezt. Meine Verurtheilung ließ nicht lange auf sich warten und versetzte mich in die größte Wuth."

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerley.

In Tenesse und Obia, zwey Staaten der nordamerikanischen Union, gibt es eine Pflanze, welche das Fleisch und die Milch der Kühe vergiften soll. Wer von der Milch trinkt, empfindet bald die gewöhnlichen Wirkungen des Giftes, Erbrechen, Fieber und trübe Augen, und stirbt in 6 oder 7 Tagen. Hunde und Katzen, die von dem Fleisch solcher Kühe fressen, werden gefährlich krank.

*

Zu Troy auf dem Hudsonflusse, 166 englische Meilen von der Mündung des Flusses, und an einer Stelle, wo solcher 2700 Fuß breit ist, befindet sich eine merkwürdige Fähre. Ein Boot ist mit einem flachen Gerüste belegt, auf welchem sich ein horizontales Rad befindet, welches die ganze Breite des Bootes einnimmt. Dieses Rad wird durch eine besondere Einrichtung von den Hufen darauf gestellter Pferde umgedreht, und theilt seine Bewegung zwey anderen Rädern mit, die sich, wie bey den Dampfschiffen, auf beyden Seiten des Fahrzeuges drehen, und denselben statt der Ruder dienen.

*

Im Jahr 1819 hatten die 47 Schulcommissionen in der Provinz Neu-York, in den 555 Bezirken, die unter ihrer Verwaltung stehen, 5,763 Primarschulen, in welchen, aus 302,703 Kindern, von 5 bis 15 Jahren, die sich in diesen Bezirken befinden, 271,877 Unterricht empfingen. Auf diese hatte der Staat in demselben Jahre 171,151 spanische Thaler verwendet. In der Stadt Neu-York befinden sich 50 Gotteshäuser von verschiedenen Secten, die aber alle in der größten Eintracht mit einander leben. Von diesen gehören 7 den Katholiken, 5 den Reformirten, 1 den deutschen Reformiten, 1 den deutschen Lutheranern, 9 den Presbyterianern, 1 den reformirten Presbyterianern, 3 den vereinigten reformirten Presbyterianern, 2 den Getrennten (Seceders), 5 den Wiedertäufern (eigentlich Täufern, Baptisten), 1 den Walisern, 1 den Ebenezerianern, 7 den Methodisten, 1 den Herrnhutern, 1 den Universalisten; 1 ist eine alte und 1 eine neue Versammlung der Freunde, 1 eine Synagoge und 1 eine afrikanische Täuferkapelle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juli.

Unsere Bühne ist jetzt verwaist. Der Herr General-Intendant Graf Brühl befindet sich auf seinen Gütern in Sachsen und begibt sich von da nach dem Töplitzer Bade zu Sr. Majestät dem Könige. — Außer dem Haupte entbehrt die dramatische Kunstanstalt auch mehrere ihrer vorzüglichsten Glieder. Herr Wolf ist, zur Herstellung seiner Gesundheit und, wie man sagt, mit unbestimmtem Urlaub, nach südlichen Gegenden; Herr Beschort nach den Seebädern; Mad. Milder nach Carlsbad und Mad. Schröder, um Gastrollen zu geben, nach dem nördlicheren Deutschland gereist. Die große Oper, das Trauerspiel und die Komödie könnten jetzt einen eifernden Streit beginnen, welche dieser Gattungen den größten Verlust erlitten hätte, wenn das Ballet nicht wäre, dem man den traurigen Preis nicht absprechen kann, daß es in diesem Augenblicke seine schönste Zierde vermißt. Wir brauchen den Namen einer Künstlerin nicht zu nennen, die rühmlich als die Lieblingstochter Terpsichore's bekannt ist; ja thäten wir es, so würden wir der Huld selbst zu nahe treten. Der zweyte August ist der willkommne Tag, der uns den Chef unsrer Bühne und die Mehrzahl der abwesenden Mitglieder wieder zurückführt; indem der allerhöchste Geburtstag Sr. Maj. des Königs (der 3. August) von der größten Kunstanstalt im Staate alljährlich gefeyert wird. Wir müssen hier eine Nachricht widerrufen, die wir Ihnen in unserm letzten Schreiben gaben. Wir wollen nicht untersuchen, ob wir zu voreilig, oder der Herr General-Musik-Direktor Spontini zu langsam waren; aber dessen berühmte Oper: Milton, die einst Paris und vor vielen Jahren auch schon Berlin entzückte, wird nicht, wie es früher angeordnet war, an diesem allerhöchsten Festtage dargestellt; sondern es wird uns dieser neue Kunstgenuß bis zum nächsten Karneval konservirt, damit wir uns recht lange vorher darauf freuen sollen und künftig nicht wieder in Gedanken mitsingen, wenn in dem beliebten Liederspiele: Kanonikus Schuster, die Rede vom Karneval ist und nun beziehungsvoll angestimmt wird: „Das alte Lied! das alte Lied! u. s. w.“ Bey so bewandten Umständen wird nun, statt des Miltons, nur Gretry's Richard Löwenherz gegeben und bey Gelegenheit dieser Metamorphose hörten wir hier vielfältig sagen: „les extrêmes se touchent.“ Aber wir finden dieses Sprichwort nicht eben richtig angewendet. Ja! wenn eine Oper von Gluck gegeben würde, da möchte es passen; Glucks Musik ist ein vollständiger Gegensatz zu Spontinischer Oeuvre; denn es ist ja allgemein anerkannt, daß Gluck mit den einfachsten und unscheinbarsten und ungesuchtesten Mitteln die größten Wirkungen hervorzuzaubern wiß. — Da wir einmal von der Zukunft sprechen, so wollen wir auch erwähnen, daß man für den nächsten Karneval auch die neueste Oper eines gefeyerten deutschen Meisters: die Euryanthe von unserm K. M. v. Weber in Vorschlag brachte. Ehre genug, daß sie wenigstens vorgeschlagen wurde; denn daß sie bis dahin gegeben werden könnte, ist, von wegen sapienti sat unmöglich. Außer dieser Weber'schen Oper, die nächsten Herbst in Wien gegeben wird, erwarten wir auf unsrer Bühne ein neues französisches Trauerspiel, das in Frankreich großes Aufsehen gemacht hat, den in Pariser Blättern vielfach besprochenen Paria nämlich. Wir können — da die Uebersetzung noch Manuscript ist — ihren Verfasser nicht nennen; aber gesetzt, daß er das antithetische und epigrammatische Element französischer Tragödien überhaupt, in Fabel, Charakteren, Anordnung, Gegenreden, Diktion und Metrum treulich beybehalten hat, so kann dieses effektreiche Stück seine große Wirkung nicht verfehlen. Begieriger sind wir indessen auf eine neue Produktion des Herrn Dr. Töpfers, die wir demnächst auf unserm Theater sehen werden; nämlich: Goethe's Hermann und Dorothea. Die Aufgabe, die sich der Schauspieldichter hier gestellt hat, ist so äußerst schwierig, daß sie bereits von manchem einsichtigen Kenner der Kunst für absolut unausführbar erklärt wurde. Wir sind nicht dieser sich leicht darbietenden Meinung. Zwar ist es kühn das allbeliebte Werk des Meisters, in welchem Inhalt und Form so untrennbar-harmonisch sich einen, aus dieser Form herauszureißen und neu zu gestalten; zwar ist es schwierig, eine Erzählung, schwieriger noch eine Rhapsodie oder Episode eines Epos, und beyspiellos ein ganzes episches Gedicht und überdieß Eines, dessen behagliche Ausführlichkeit nicht selten an idyllische Miniatur gränzt, dramatisch zu bearbeiten — aber so sehr wir von diesen Schwierigkeiten überzeugt sind, so halten wir sie doch nicht für unbesiegbar und verkennen nicht die anderweitigen großen Vortheile, die diese Aufgabe darbietet. Wenn der Dramatiker seinen Vorbildner nur nicht gänzlich mißverstanden hat — und wie sollte dieses der Herr Dr. Töpfer! — so werden wir ein Drama sehen, das, trotz seinem vorwaltenden, idyllischen Elemente, dennoch, indem es an die gewaltigsten Ereignisse der Zeitgeschichte geknüpft ist, sich in die Region der Tragödie erhebt. Wenn der Dramatiker nur keine eigene Erfindung dem vollendeten Gedichte Goethes hinzufügt — und wie würde das der Herr Dr. Töpfer! — so werden wir endlich ein ächt vaterländisches Werk auf unserer Bühne sehen, d. h. die Bearbeitung eines Stoffes, der nicht nur in Grund und Boden durchaus deutsch ist, sondern der auch — und das ist die unerläßliche Bedingung eines vaterländischen Drama's! — bereits ein allbekanntes und geliebtes Eigenthum der Nation ward. Wie glücklich hat der ernste Dichter hier dem dramatischen vorgearbeitet! Welche einfach-reine Zeichnung, welches frische Kolorit des bürgerlichen häuslichen Gemäldes, hinausgezaubert auf den dunkeln Grund der bewegten Zeit und des wildaufwogenden Staates, der, obgleich in tiefste Nebelferne gehüllt, dennoch das friedliche deutsche Landstädtchen anstreift: ein brennendes Feuerzeichen in dem weitesten Hintergrunde des ruhigen freundlichen Bildes. Wie bestimmt, wie fest, wie gar nicht zu verfehlen ist die Zeichnung der Charaktere! Gott Lob und Dank! Da werden wir doch endlich einmal mit Wesen versehen bleiben und Menschen zu sehen bekommen; bestimmte Individuen, keine unpersönliche Deklamirmaschinen. Einen Herrmann, der keine lyrische Anwandlungen hat; eine Dorothea, die nicht für die Sünden ihrer Großmutter vom Fatum gezüchtigt wird und selbiges in italienischen Stanzen verflucht; einen Apotheker, der mit seinem lüftigen Hausverstand manchem nervenschwachen Prinzen der neuesten Tragödie den verliebten Wahnwitz austreiben könnte, was dem superklugen Hofmedikus nicht gelingt; einen Pfarrer, der weder für noch gegen den Katholizismus dogmatisirt, weder eine Heidin tauft, noch eine Christin in die Beichte nimmt; den Wirth zum goldenen Löwen und seine Frau, die keiner Seele spanisch vorkommen werden; dabey einige komische Personen (der reiche Kaufmann und seine zauberstörende Töchter), die, wenn sie Herr Dr. Töpfer anders in sein Drama eingeführt hat, wenigstens so belustigend werden können, als die lustigsten Personen unserer heutigen deutschen Lieblingsstücke, wir meinen: die französischen Vaudevilles. Kurz wir erwarten etwas Tüchtiges und Gediegenes von dem Dramatiker und sagen ihm im Voraus Dank für seine glückliche und sinnige Wahl. — So viel von der hoffnungsschwangern Zukunft.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. August 1823.

— — Denn je aufgeklärter ein Volk ist, je mehr wird es Leute unter ihm geben, welche von der Nothwendigkeit der Gesetze, dem Bedürfniß ihrer Vertheidigung überzeugt sind; um so fester, blühender, glücklicher wird auch die Gesellschaft seyn.

Las Cases Memoires.

Aus Paris.

Die Lese-Kabinette.

Im Jahr 1789 hatte Paris nur ein einziges Lese-Kabinet; jezt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freyen Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bey dem Belagerungszustande, worin sich diese jezt befindet, wäre sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen, und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht blos eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, Jeder liest. Der Miethkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen sich in den mannichfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der Eine sizt, der Andere steht, der Dritte geht, bald langsamern, bald schnellern Schrittes. Jezt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweyten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise untergienge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lese-Kabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede ein-

zelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Galiani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zuletzt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freyheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Lese-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutsche Blätter in den Lese-Kabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungs-Redaktoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrodels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmüthigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nur das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beylage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der östreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück des literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die Pariser Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerey schicken, und sich dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lese-Kabinetten die feyerlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn bey den andern Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen die Franzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweyten Meßwoche, mit allen seinen Gästen. Die Zeitungs-Kabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benuzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bey der Hand. Viele sind dort einheimisch, und verlassen das Kabinet blos, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst, stolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen, und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen, und, sey es um Brod oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen die Vorfälle in dem Vorzimmer des Gefängnisses. Es bedurfte des ganzen Ansehens des Andenkens an eine zärtliche Mutter, um meinen Geist zu beruhigen. Ganz anders aber war die Scene dann, als man mich zur Arbeit zwingen wollte. Ich verwarf diesen Gedanken mit Entrüstung, und zog das einsame Gefängniß vor. Dort faßte ich den Entschluß, Hungers zu sterben. Drey Tage hindurch weigerte ich mich gegen jede Art von Nahrung. Meine Kräfte schwanden, aber ich blieb dennoch meinem Vorsatz getreu. Ich sah mit Entzücken die Annäherung des Augenblicks, wo ich für immer den Leiden des Lebens und der Qual der Gefangenschaft entgehen sollte. Herr Patterson, von diesem neuen Vorfall unterrichtet, besuchte und ermahnte mich, Nahrung zu nehmen. Der würdige Prediger des Gefängnisses, Herr Downall, vereinigte sich mit ihm, aber vergebens. Eben so unbeugsam war ich gegen meine Mutter, ihre Bitten hatten kei-

nen Einfluß mehr auf mich, ihre Thränen rührten mich nicht mehr; ich wollte sterben.

„Herr Patterson hatte meine Mutter, die von einem hektischen Fieber aus Kummer ergriffen worden war, angenommen. Man beschloß, einen lezten Versuch mit mir zu machen. Am vierten Tag meiner einsamen Verschließung höre ich des Morgens um acht Uhr die Thüre öffnen. Meine Mutter, von einem jungen Mädchen unterstüzt, kommt an mein Bett. Dieses Mädchen war meine liebe Hannah. Sie erschien mir wie einer jener Genien des Himmels, welche das Geschick der Menschen leiten. Nie hatte sich das Mitleid mit dem Unglück unter reizendern Formen gezeigt, nie waren so viele Reize mit so rührenden Tugenden vereinigt.

„Heinrich, mein lieber Heinrich, rief meine Mutter, wenn du wiederum meine Bitten verwirfst, so werde ich diesen Ort des Schmerzens nicht wieder verlassen: wir wollen vereint sterben. Ohne den Beystand dieses lieben Kindes hätte ich keine Kraft gehabt, zu dir zu kommen. Sie beklagt mein unglückliches Schicksal, du allein hast kein Mitleid; sie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen. Wir wollen sehen, ob du so grausam seyn kannst, nicht nachzugeben."

„Wenn es noch Zeit ist, so will ich leben!" antwortete ich mit fast erloschener Stimme. Bey diesen Worten verschwindet Hannah, und kommt bald darauf mit einem Becher Milch in der Hand zurück. Sie folgt allen meinen Bewegungen mit aufmerksamem Blick, und als ich den Becher an den Mund sezte, belebte ein sanftes Lächeln ihre Züge. „Ihr Heinrich ist gerettet!" sagte sie zu meiner Mutter.

„Sie, der Sie unsere Sitten kennen, werden über den Schritt der Hannah nicht erstaunt seyn. Die Gespräche des Herrn Patterson, die rührenden Klagen meiner Mutter, die sonderbaren Ereignisse, deren Opfer ich war, hatten ihr das Verlangen eingeflößt, mich zu sehen; sie erfüllte zugleich eine Pflicht der Wohlthätigkeit, eine Versuchung, der sie nicht widerstehen konnte.

„Sobald ich den Entschluß zu leben gefaßt hatte, wurde meine Mutter ruhig, und ihre Gesundheit bald wieder hergestellt. Man erlaubte ihr bis zur Herstellung meiner Gesundheit mich oft zu besuchen. Hannah kam nicht wieder, aber ihr Bild hatte sich in mein Herz eingeprägt; ihre Gegenwart erhöhte meine Einbildungskraft, entzückte meine Träume. Ich sprach von ihr mit meiner Mutter; ihr geliebter Name kam immer wieder in unsern Gesprächen. Ich weiß nicht, welcher Strahl der Hoffnung mich für die Zukunft belebte, aber ich fühlte mich beruhigt."

„Meine Mutter hatte mir gesagt, daß Miß Patterson sie jeden Tag um Nachrichten von mir fragte, und daß sie erwarte, ich werde die neuen Pflichten, die mir aufgelegt werden sollten, genau beobachten. Diese Worte waren mir hinreichend. So wie meine Kräfte hergestellt waren, nahm ich Arbeit an und erwählte diejenige, welche die meiste Kraft und Thätigkeit erforderte. Ich wurde Schmid. Ich bewegte gerne und bearbeitete die großen Lasten. Dieß empfahl mich im Hause und zog mir eine Art von Achtung von Seite der anderen Gefangenen zu. Jedesmal, wenn Herr Patterson die Aufsicht hatte, verlangte er mich zu sehen, und sprach mit Theilnahme mit mir; er unterhielt mich über die Vortheile eines arbeitsamen Lebens, über die Seelenruhe, welche ein regelmäßiges Betragen herbeyführt, und über das Glück, das mit der Tugend verbunden ist. Seine Unterredungen dauerten nur wenige Augenblicke, aber sie ließen unauslöschlicher Spuren in meinem Herzen zurück."

„Herr Powal unternahm es, seinerseits mir religiöse Empfindungen einzuflößen, die mir bisher sehr gleichgültig gewesen waren. Ich sah im Allgemeinen die Priester als ehrgeizige Menschen an, die nur zur Befriedigung ihrer zeitlichen Vortheile von der Leichtgläubigkeit der Menschen Gewinn zu ziehen suchten."

„Es gibt allerdings schlechte Priester, antwortete er auf mein aufrichtiges Bekenntniß, und ihre Zahl ist so groß, daß die Moral, welche sie lehren, freylich darunter leidet; man erkennt sie aber an sichern Zeichen. Sie sind stolz und intolerant; sie lieben die Einmischung in zeitliche Dinge; ihre Sprache ist voll Bitterkeit und sie wollen nur herrschen. So ist es aber in allen Verhältnissen, z. B. mit den Aerzten u. s. w. Die Laster und Fehler der Diener können aber nicht auf die Religion zurückfallen. Man muß sie selbst untersuchen und urtheilen, ob ihre Vorschriften nicht auf das Glück der Einzelnen und der Gesellschaften zielen."

So weit erzählte mir Fitz Allan heute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerley.

Die neue von den Franzosen in den vereinigten Staaten erbaute Ville de Joseph soll bereits 3000 Einwohner haben, die meistens dieser Nation angehören.

*

Zu Rio Janeiro erscheinen seit der eingeführten Preßfreyheit bereits zwölf verschiedene Zeitungen.

Der Bau der Theeplanze, unter einem gewissen Gomez, durch mehrere Chinesen in Brasilien, soll sehr gedeihen.

*

Die lezten Zeitungen von Columbia geben ein erfreuliches Bild von dem Eifer der dortigen republikanischen Regierung für die Volksregierung, und, wenn Kenntniß

Macht ist, so muß dieser Staat bald unter den neuen südamerikanischen Staaten die erste Stelle einnehmen, wozu ihn auch in der That schon seine glückliche Lage und der Reichthum seines Bodens berechtigt, in welchem ihm vielleicht nur Mexiko den Rang streitig machen kann. In der Hauptstadt von Columbia befinden sich zwey Lankaster'sche Schulen, wo die Lehrer für die übrigen Schulen gebildet werden. Dort werden sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, den Anfangsgründen der Erdbeschreibung, der Schnellschrift und in den Rechten und Pflichten des Bürgers unterrichtet. Diese Seminarien werden von den Einkünften der eingegangenen Klöster unterhalten. Dieser Eifer der Regierung hat sich auch Einzelnen mitgetheilt, und allenthalben bemerkt man den thätigsten Eifer zur Verbesserung des bürgerlichen Zustandes. Was die Gesetzgebung zur Befreyung der Neger gethan, ist weltbekannt, und wie gutwillig die Staatsbürger diesen edelmüthigen Absichten entgegenkommen, hat ein Herr Camilo Manrique vor Kurzem bewiesen, der neun seiner Sklaven die Freyheit gegeben, und ein Herr Fernandez Soto, der alle seine Sklaven wie freye Taglöhner behandelt und bezahlt. — Wahrlich, ein Land, das mitten unter einem vieljährigen und blutigen Bürgerkriege so viele öffentliche Tugend bewahren oder hervorbringen konnte, verdient ein glückliches Loos!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juli.

(Beschluß.)

Die Gegenwart befindet sich in magern Umständen: das einzige neue deutsche Originalstück des Tages ist Kotzebue's Epigramm, welches ein Franzose für die französische Bühne bearbeitet und ein Deutscher wieder rückwärts für die deutsche Bühne übersezt hat. Clementine heißt dieses durch Gallomanie wieder germanisch gewordene Stück, in welchem einer Frauensperson der graue Staar gestochen wird, die aber leider nicht die deutsche Uebersezungswuth ist, welche bekanntlich an dem unheilbar-schwarzen leidet, so daß es leicht möglich ist, daß wir diese Clementine zum dritten Mal als ein neues Werk aufgetischt bekommen, sobald sich nur irgend ein Russe oder Indier entschließt, die übersezte Clementine wieder zu übersezen, wo es dann gewiß an keinem Deutschen fehlen wird, der sie von neuem übersezt und an keiner vaterländischen Theaterdirection, die sie sogleich auf unsere Nationalbühne bringt. — Die Vergangenheit hat uns zwey Darstellungen gebracht, die allgemein und mit Recht als vollendete gepriesen werden. 1) das unterbrochene Opferfest von Winter, worin sich alle Mitspielenden, ohne Ausnahme hervorthaten, unsere liebliche Mad. Seidler aber sich von Neuem als ein wahrer Schatz der hiesigen Bühne bewährte. Zwar sagen die Liebhaber des Großen, ihr Gesang sey nicht der sogenannte große; und doch müssen wir gestehen, daß man der Mad. Seidler, die so glockenrein, so geperlt, so untadelig-vollendet singt, himmelschreyendes Unrecht thun würde, wenn man jenen großen höllischschreyenden Gesang von ihr verlangte, den die wahrhaft große Künstlerin vollkommen entbehren kann. 2) die Brüder von Terenz: eine der vollkommensten Darstellungen auf hiesiger Bühne, in welcher Herr Devrient seinen alten Ruhm erneuete und Herr Lemm das schöne Ziel der Kunst erreichte, nach welchem er zwar immer mit angestrengtem Fleiße strebt, dem er aber sehr oft mit allzupeinlicher Anstrengung vorüberfliegt. Wir ehren und achten die Liebe zu seiner Kunst, die Herr Lemm überall und immer darthut und so darf er es uns auch übel nehmen und möge uns verstehen, wenn wir ihm sagen, daß er meist weit besser spielen würde, wenn er nicht zu gut spielen wollte. — Fremde Künstler haben uns in der lezten Zeit besucht: Herr Maurer vom Hoftheater zu Stuttgart, der als ein wohlbekanntes und geschäztes Talent von unserm Publikum aufgenommen wurde, das ihn eben so ungern verloren als freudig wiedergesehen hat. — Mad. Maurer, seine Gattin, die ebenfalls früher Mitglied unserer Bühne, wenn gleich nur eine junge Anfängerin war. Was können wir mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß sie in einer Prachtrolle der Mad. Stich in der Preciosa auftrat und gefiel! — Herr Devrient vom Hoftheater zu Dresden, dessen Naturgaben (eine schöne Gestalt und eine wohllingende Stimme) die Lokalblätter seiner Stadt durch belehrende Kritik erst ausbilden mögen, bevor in einer auswärtigen Zeitschrift die Rede von ihm seyn kann. Dasselbe gilt, unseres Erachtens nach, von der Sängerin Mlle. Schröder (Tochter der berühmten Schröder). Nur müssen wir hier noch hinzusetzen, daß, obgleich uns ihre Stimme dünn, ihre Fertigkeit nichts weniger als meisterhaft und sogar ihr Unterricht nicht streng und ihre Schule nicht ächt vorkam, daß demungeachtet ein Theil des Publikums diese achtzehnjährige Sängerin für eine eminente Erscheinung im Gebiete des dramatischen Gesanges erklärte. Ja wir hören sogar, daß K. M. v. Weber eben dieser Meinung ist. Möge sie daher unter seiner Leitung — sie ist in Dresden engagirt — das werden, wofür, wie gesagt, ein Theil unseres Publikums sie schon jezt hält, und kommt sie dann wieder nach Berlin, so wollen wir mehr von ihr erzählen, als es uns jezt möglich ist. — Noch gehört zu den Theaterneuigkeiten, daß unser schönes Opernhaus auch äußerlich neu aufgefrischt wird. Auch die im Bau begriffene Schloßbrücke nähert sich ihrer Vollendung, eben so die neue Friedrichsbrücke; das Potsdammer Thor am Ende der prächtigen Leipziger Straße wird bereits niedergerissen, um einem neuen und schönen Bau Platz zu machen; mit bemerkenswerther Raschheit ist unter den Linden ein großes, einfaches und wohlgefälliges Gebäude, die Artillerie-Schule, entstanden, und von dem Militär selbst, von der Handwerkscompagnie (ein wesentlich vermehrtes und verbessertes Pionierkorps), deren jedes Armeekorps eine zählt, erbaut worden; dieselben militärischen Handwerker werden auch das Innere ohne fremde Hülfe ausführen. So vergeht kein Jahr, in welchem unsere Stadt nicht neue Verschönerungen sieht, die sie der allerhöchsten Huld unseres vielgeliebten Königs verdankt. So eben vernehmen wir, daß Se. Maj. am Geburtstage der Fürstin Clary in Teplitz die dort anwesenden Tänzer und Tänzerinnen der hiesigen Bühne ein Ballet aufführen und den Veteranen unserer Schauspieler: Herrn Unzelmann spielen ließen, die Einnahme den Stadtarmen bestimmten und der dortigen Direction die Einbuße höchst liberal vergütigten.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. August 1823.

Ist doch auf der weiten Erde
Nur ein Traum das ganze Leben: —
König sey er, träumt der König;
Und in diesem Wahn versenkt,
Herrscht, gebietet er und lenkt;
Alles ist ihm unterthänig.
Er erwacht, und — aus ist Alles —
Und von seinem hohen Glück
Bleibt ihm keine Spur zurück,
Als der Schreck ob seines Falles.

Das Leben ein Traum, nach Calderon, von Zahlhaas.

Bruchstück aus einer Reise von Madrid nach Sevilla.

Aufenthalt in Sevilla.

(Beschluß.)

Das vornehmste Schauspielhaus ist noch nicht ganz vollendet, und keinesweges unansehnlich für Spanien. Es ist groß und bequem, und das Getäfel der Logen gut gemalt. Die Sitze im Parterre sind wie zu Madrid abgetheilt und bezeichnet, so daß man sich vorher eines gewissen Platzes versichern kann. Die einzige Vorstellung, welche ich sah, und wovon ich den Namen vergessen, ging darauf hinaus, um zu zeigen, wie man ehemals in Spanien Aemter erhielt. Ein armer Kandidat, dem man eine Stelle versprochen, findet sich auf dem Ministerium mit seiner Bittschrift ein, und hier wird er von allen Untergebenen so lange mißhandelt, bis er sie, auf den Rath seines Barbiers, der Reihe nach bestochen hat, die Männer mit Geld, die Weiber mit Kleidern. Auf diese Weise kommt er endlich vor den Minister — aber auch hier wird er zurückgewiesen, bis ihm seine hübsche Frau sogleich eine vakante Stelle findet. Dieses Lustspiel ist voller Satyre, und einige Stellen erhielten den rauschendsten Beyfall. Die Schauspieler erschienen in ganz gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, so daß die Vorstellung für einen Ausländer mehr das Ansehen einer Probe hatte. Den Beschluß machte ein militärisches Ballet, worin auch die Tänzerinnen ihre Gewehre schulterten. Diese dumme Farce erregte aber allgemeines Mißfallen. — Man hat hier keine Gallerie, und die oberen Logen sind gänzlich für Frauenzimmer bestimmt. Das Parterre war voller Herren, und hinter diesem ist ein Platz zum Stehen, wo man den niedrigsten Preis bezahlt. Ich sah weder Soldaten noch Polizeybeamte, dennoch herrschte die größte Ordnung.

Die Kaffeehäuser sind von neuer Einrichtung, und werden nach Pariser Mustern geführt; seit Kurzem aber erst findet man Zeitungen hier. Man hat in Sevilla seit einiger Zeit ein Diario gedruckt, dieß war aber ein äußerst schlechtes Produkt. Jezt hat man die Madrider Zeitung hierher verlegt.

In der Nähe des Flusses befindet sich eine starke Mauer zur Schutzwehr gegen das Ueberströmen desselben, welches die Stadt oft großen Gefahren und Unbequemlichkeiten aussezt, indem das Wasser, den Inschriften in der Mauer nach, oft eine bedeutende Höhe erreicht hat, besonders im Jahr 1796. — Auch ist seit einigen Jahren das gelbe Fieber einheimisch geworden (?), eine Seuche, welche, bey der Enge der Straßen und der eingeschlossenen Luft, gänzlich zu verbannen schwer seyn wird.

Ungefähr anderthalb Stunden von Sevilla befinden sich die Trümmer der alt-römischen Stadt Italica, welche die Mönche Santa Ironze, und die Landleute Alt-Sevilla nennen. Das Kloster Santa Ironze wurde von den Franzosen in eine Kaserne umgewandelt, und hat jezt dieselbe Bestimmung. Dicht bey dem Dorfe gleiches Namens sah

ich einige große und feste Gemäuer römiſchen Urſprungs, deren Beſtimmung ſich aber nicht mehr erkennen läßt. Unweit davon zeigte man mir in einem Kornfelde die ziemlich erhaltenen Ueberreſte eines Amphitheaters. Der Kreis war länglich, und iſt nur an wenigen Stellen unterbrechen. Die ſteinernen Bänke erheben ſich über einem Gewölbe, welches unter den unterſten Bänken mit der Arena in Verbindung ſtand, und wahrſcheinlich die Kämpfenden, entweder Thiere oder Menſchen, in dieſelben zuließ.

Ich ſah in Sevilla zwey Stiergefechte. Das hieſige Amphitheater iſt ſehr groß und ſchön; die untern Sitze ſind alle von Stein, die obern, oder die Altane, von Backſteinen, und das Dach wird von Marmorpfeilern getragen. Dieſe Altane und Pfeiler erſtrecken ſich indeſſen nur über die Hälfte des Kreiſes, indem es an Geld gefehlt, um das große Werk zu vollenden. Die andere Hälfte iſt von Holz aufgebaut, und der Kreis wird durch einzelne Häuſer unterbrochen, aus welchen die Bewohner das Schauſpiel umſonſt mit anſehen können. Das erſte Stiergefecht ſeit Faſtnacht war am Oſtermontag. Vier Stiere wurden erlegt, wovon drey ungeheuern Widerſtand leiſteten; zwey Pferde wurden aufgeſchlizt, ein Picador vom Pferde geworfen, welcher beym Falle großen Schaden litt, und ein Matador, welcher einen Fehlſtoß that, wurde von dem Stiere beynahe tödtlich verwundet. Nach dem Gefechte gab eine Weibsperſon eine Vorſtellung von Kunſtreiterey von mittelmäßiger Art. Dann wurde ein kleiner Luftballon mit einer menſchlichen Geſtalt in die Höhe gelaſſen, welche von einigen hundert Fuß Höhe in dem Boote wieder herabkam. Zum Schluß ließ man zur Unterhaltung für das Volk einen ſchwachen Ochſen in die Schranken, über den ſich auch der Pöbel ſogleich hermachte. Die Sitze waren dießmal ſehr voll, und die Zuſchauer ſchienen mit Allem ſehr zufrieden, außer der Kunſtreiterey, welche nicht wiederholt ward. — Bey dem zweyten Gefecht waren nur wenige Zuſchauer zugegen, indem das Wetter ſchlecht war. Die ſieben Ochſen, die man erlegte, ſchienen alle von einer gemeineren Zucht zu ſeyn und leiſteten wenigen Widerſtand. Am Morgen aber, als man ſie auf den Kampfplatz trieb, hatte einer davon einen jungen Menſchen umgebracht, der ihm zu nahe gekommen war.

Man gab Nachricht, daß der König am 10. April ſeinen Einzug in der Stadt halten würde. Zu dieſem Ende ward eine Anzeige an alle Ecken angeſchlagen, worin den Einwohnern der Straßen, durch welche der Monarch kommen ſollte, befohlen ward, die Vorderſeite ihrer Häuſer zu verzieren. Auch wurde für die drey folgenden Nächte eine allgemeine Beleuchtung anempfohlen. Ein anderer Befehl verordnete, daß am Tage des Einzuges nach drey Uhr alle Wirthshäuſer verſchloſſen werden ſollten, um, wie es weiter hieß, die Unordnungen zu verhüten, die bey frühern Gelegenheiten durch zu häufigen Genuß des Weines verübt worden. — In den nördlichen Provinzen wird nicht viel Wein getrunken, während in Andaluſien das Volk damit oft bis zum Uebermaße geht; welches indeſſen bey dem feuchten Klima und den köſtlichen Weinen kein Wunder iſt.

Der 10. April kam, brachte aber trübes Wetter und Regen mit. An mehrern Häuſern waren die Altane mit Decken, meiſtens von blauer Seide, behangen. Die Straßen bey dem Thore von Triana waren auf einer Seite mit Soldaten beſezt. Der Konſtitutionsplatz hatte ein prächtiges Anſehen. Das Stadthaus war mit dunkelblauen Tapeten behangen, und die Pfeiler ſeiner großen Altane mit künſtlichen Roſen umwunden. Im Innern der Altane, welche man vielmehr eine offene Gallerie nennen möchte, hingen acht oder zehn gläſerne Leuchter, und vorne wehte die Nationalfahne über einem Panzerhemd und Helm. Auf dem Platze war eine große Menge Volks verſammelt, und die Altane der Häuſer waren mit Zuſchauern beſezt, meiſtens Frauenzimmern, mit natürlichen Blumen in den Haaren. Da die Häuſer alle Altane haben, ſo waren die untern gegen den fallenden Regen geſchüzt. Von dem Platz, wo eine Menge Soldaten mit Muſik verſammelt waren, führt eine lange Reihe enger Gaſſen; auch hier ſah man eine Menge Zuſchauer, und ſobald um fünf Minuten auf ein Uhr die erſten Kanonenſchüſſe das Zeichen gaben, daß der Zug bey der Stadt angekommen war, wurden alle Altane mit Decken behangen, einige derſelben von ſehr altem geblümten Seidenzeug, einige von gelbem Zitz, andere von Damaſt, die meiſten aber von blauer Seide. Die Soldaten waren alle auf ihren Poſten. An einigen Kirchen war die Außenſeite mit alten Teppichen behangen, und die Mönche der Klöſter, die an dem Wege lagen, ſtanden vor denſelben gereiht. — Vor und hinter dem königlichen Wagen ritt eine ſtarke Kavallerie-Bedeckung, welche, ſobald ſie durch das Thor gekommen war, Viva Riego! rief; da aber Niemand in den Ruf einſtimmte, ſo ward er auch nicht mehr wiederholt. Ein Infanterie-Offizier lief vor dem königlichen Wagen her und rief: Viva! aber auch in dieſen Ruf ſtimmten nur Wenige von den Altanen ein. — Ich folgte dem Zug bis zum Konſtitutionsplatz, und auf dem ganzen Wege glich er einem Leichenzuge. Kein Wehen der Tücher von den Frauen, kein Vivatrufen von den Männern. Auf dem Platze ſelbſt hörte man ein allgemeines Vivatrufen, zu welchem die Soldaten noch la Constitucion, und Andere el Rey Constitucional hinzuſezten. Die Muſik ſpielte Riego's Hymne, aber das Rufen war weder fortdauernd, noch begeiſtert, und die Zuſchauer auf den Altanen nahmen wenig Antheil daran. Auch ſchienen ſie eigentlich nicht zu wiſſen, daß der König und die Königin im erſten Wagen waren, und blickten nach den bunteren Kutſchen am Ende des Zuges hin; das üble Ausſehen der durchnäßten Soldaten, Wagen und Pferde mochte auch da-

zu beygetragen haben, den Volksjubel zu dämpfen. — Der König verbeugte sich leicht gegen die Zuschauer, und schien nicht sehr ermüdet von der Reise, die Königin lehnte sich zurück und war kaum sichtbar, während fast Niemand auf die Infanten achtete. Der Zug ging weiter, und eine dritte Artilleriesalve verkündigte die Ankunft des Monarchen im Schloß. Während des ganzen Zuges läuteten alle Glocken, und besonders donnerten die zwanzig Glocken der Domkirche ihre betäubenden Klänge hervor. Des Abends war die Stadt allgemein beleuchtet, und die Beleuchtung der Thurmspitze der Domkirche gab das Zeichen dazu. Diese Masse von flammenden Fackeln am Himmel hatte ein großes Ansehen. Die Gesichter der Leute, welche dieselben anzündeten, hatten eine todtenähnliche Farbe in dieser erleuchteten Höhe. Eine ungeheure Menge Vögel, die das ungewöhnliche Leben aus ihren lustigen Höhen gejagt, flatterten um die Flamme her, und schienen in dem falben Lichte alle weiß.

Das Gefängniß von New-York.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage nach dem Frühstück fuhr Fitz-Allan auf einem Spaziergang in seiner Erzählung fort:

„Durch die Einflüsse solcher Männer kam ich allmählig zu einer neuen Ideenreihe, zu Ansichten und Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit. Der Prediger theilte mir auch Bücher mit, in denen Unterhaltung mit Belehrung verknüpft war. Ich las historische, poetische und moralische Schriften. Mein Charakter wurde allmählig milder. Ein anderer mächtiger Beweggrund feuerte mich in meinen Studien an; ich wollte mich meiner lieben Hannah würdig machen.

„Dieses veränderte Betragen erwarb mir Schonung. Man gestattete meiner Mutter, mich oft zu besuchen; sie unterhielt mich von Miß Patterson; sie sprach ihr von mir. Jeden Sonntag kam Hannah in die Kirche des Gefängnisses. Ich konnte sie nicht sprechen, aber ich sah sie wenigstens, begegnete zuweilen ihren Blicken: ein einziger Blick gab mir Muth für die ganze Woche.

„So verflossen meine Tage unter abwechselnden Arbeiten und nützlichen Erholungen. In dem Maße, als mein Geist gebildeter wurde, milderten sich meine Leidenschaften; ich sezte Werth auf meine Selbstachtung und erfüllte gerne meine Pflichten.

„Meine Gefangenschaft hatte schon sechszehn Monate gedauert, als sie durch ein unerwartetes Ereigniß verkürzt wurde. Dieses erfolgte in einer düstern Novembernacht, bey trockner und strenger Kälte. Um zwey Uhr Morgens wurde ich durch eine außerordentliche Bewegung, wie wenn das Gefängniß der Schauplatz irgend einer großen Katastrophe wäre, erweckt. Ich wollte eben nach der Ursache forschen, als eine von dem Winde getriebene Rauchwolke zu meinem Fenster hereindrang. Das Haus brannte. Ich wollte hinaus, fand mein Zimmer geschlossen, und urtheilte, daß bey der allgemeinen Verwirrung Niemand an mich gedacht haben würde. Auch fiel mir bey, daß mein Geschrey unter der Verwirrung ungehört bleiben würde. Ich waffnete mich daher mit Muth. Ein großer Hebel, der mir bey meinen Arbeiten diente, kam mir unter die Augen; ich faßte ihn und schlug damit wiederholt gegen die Thüre. Ich bedurfte der ganzen Fülle von Kraft, mit der mich die Natur begabt hatte, um mir eine Bahn zu bereiten. Mit meinem Hebel bewaffnet stürze ich mich in den Corridor, und war gerade im Begriff, die Treppe hinunter zu eilen, als ich ein Geschrey der Verzweiflung vernahm. Es war die Stimme eines Greisen, der gleichfalls in einer benachbarten Zelle vergessen worden war. So nah auch die Gefahr war, so konnte ich doch dem Verlangen, diesen Unglücklichen zu retten, nicht widerstehen. Ich stieß seine Thüre, die nicht so fest als die meinige war, ein und sah ihn bey dem Lichte der Flammen, die unter seinem Fenster loderten, auf sein Bett gestützt und beynahe vom Rauche erstickt. Ich rief ihm, mir zu folgen, er blieb aber, entweder aus Schrecken oder aus Schwäche unbeweglich. Nun lade ich ihn auf meine Schultern und eile die Treppen unter Rauch und Flammen hinunter. Als ich das Thor erreichte, fiel ein abgelöster brennender Balken mit furchtbarem Geräusch hinter mir nieder. Man hatte mich für verloren gehalten. Ueberall ertönte Freudenruf bey meinem Anblick. Herr Patterson, der herbeygeeilt war, befand sich unter den Zuschauern: „Heinrich, sagte er zu mir, Sie haben eine gute Handlung verrichtet, Gott wird Sie dafür belohnen."

Das Feuer nahm mit Heftigkeit zu, und zu allem Unglück war das Wasser in den Behältern gefroren. Man entschied nun, die Communikation des brennenden Flügels mit der Hauptwohnung zu unterbrechen. Ich nahm eine Art und begab mich unter die Arbeiter. Bey großen Gefahren nimmt jeder von Natur seine Stelle ein und ein einstimmiger, wiewohl stiller Vertrag vertraute mir die Leitung der Arbeit. Ich benahm mich mit Eifer, und es gelang unsern Anstrengungen, das Hauptgebäude zu retten. Von den Anstrengungen war ich ganz erschöpft und hatte die rechte Hand stark verbrannt. Nach hergestellter Ordnung ging ich in den großen Saal, wo ich die Aufseher des Hauses, die ersten Magistratspersonen der Stadt und den Gouverneur Clinton selbst antraf. Dieser ehrwürdige Patriot sagte in verbindlichem Ausdrucke zu mir: „Ich kenne Ihr Betragen in diesem Hause. Das Werk der Menschlichkeit, das sie ausgeübt haben, die Dienste, die man Ihnen bey dieser traurigen Veranlassung verdankt, werden die Ausübung des Vorrechts rechtfertigen, dessen ich mich zu Ihren Gunsten bediene. Sie sind

von diesem Augenblicke an frey.“ Alle Umstehenden bezeugten ihren Beyfall über diese Begnadigung und Herr Patterson, der mir die Hand drückte, sagte zu mir: „Gehen Sie zu Ihrer Mutter, sie erwartet Sie in meinem Hause.“

„Wie könnte ich die entzückenden Gefühle schildern, die mich belebten, und die Freude meiner guten Mutter, als sie mich frey an ihr Herz drückte! Sie hatte Alles vernommen; Hannah war bey ihr, und ich glaubte auf ihrem himmlischen Gesichte die Spuren geheimer Rührung zu bemerken. Als meine Mutter meine verbrannte Hand erblickte, so suchte sie eilig einen Balsam, dessen Eigenschaften sie kannte. Während dieser Zeit wollte Hannah meine Wunde untersuchen; sie senkte das Haupt, und ich fühlte eine Thräne auf meine brennende Hand fallen. O unbeschreibliche Macht einer tugendhaften Liebe, wer könnte dein Entzücken schildern! Unsere Seelen verstanden sich, unsere Herzen vereinigten sich in diesem Augenblick, um sich nur mit dem Tode zu trennen. Keine menschliche Sprache vermag eine solche Lage zu beschreiben.

„Geliebte Hannah, rief ich aus, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, Sie zu sprechen, die gleiche Luft mit Ihnen zu athmen!“ Sie erhob ihr Haupt und sagte mit inniger Rührung: „Sie leiden!“ „Nein, antwortete ich, in Ihrer Nähe gibt es kein Leiden, Sie lösen den Schmerz, Sie sind ein Engel der Güte.“ Ich weiß nicht, welche unwiderstehliche Bewegung uns hinriß, aber unsere Lippen berührten sich, und der Himmel nahm unsern Schwur der Liebe auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. Juli.

Der Monat Juni ward bey uns ziemlich einfach durchlebt. Noch hatten sich wenige Fremde eingefunden, da gewöhnlich erst die heißern Sommermonate die Badedurchreisenden uns zuzuführen pflegen. Doch erfreute sich die Trinkanstalt künstlicher mineralischen Wasser des Dr. Struve, der von dem Könige von Sachsen mit dem Verdienstorden beehrt worden ist, schon eines recht zahlreichen Besuchs und man war allgemein mit den Erfolgen der Kur zufrieden.

Es bliebe also für den abgewichnen Monat nur mein gewöhnlicher Bühnenbericht übrig. Doch auch dieser wird sehr kurz ausfallen, da wir nicht eben außerordentlicher, am wenigsten vieler neuen Genüsse uns erfreuen konnten. Von leztern sahen wir blos ein kleines Stück von W. Vogel nach Baron, die heimlich Vermählten, oder er wird sein eigener Richter, und Corbetka, Singspiel in einem Akte von Wolf, mit Musik von Kreuzer. Ersteres können wir sehr kurz abfertigen, da es eine höchst unbedeutende, lebenlose Kleinigkeit ist, die schwerlich auch ihr Bühnenleben über ein Paar Monate bringen wird, aber mit um so größerem Vergnügen verweile ich bey der Darstellung des zweyten. Das Singspiel selbst ist aus Wolfs dramatischen Spielen bekannt, wo es den Namen Abele von Bondey führt. Warum es umgetauft worden ist, weiß ich nicht, jedenfalls ist es ein Gewinn für die Opernbühne, wenn es mit der Virtuosität dargestellt wird, wie es hier durch Demoiselle Schröder geschah. Die junge Künstlerin bewährte darin bey kräftigem Gesang ein dramatisches Talent, welches, wenn es bey mehreren Leistungen sich ferner so entfaltet, zu den größten Erwartungen berechtigt. Der Ruf ihrer trefflichen Darstellung dieser hauptschwierigen, eine Stunde lang im Wahnsinn sich fortbewegenden Rolle war schon früher bis zu uns von Wien aus gedrungen, aber man fand seine Hoffnungen noch überboten. Es lag in dem Ganzen ein Studium und doch auch wieder eine solche Natur und Wahrheit, daß ich wohl sagen darf, es sey mir in dieser Hinsicht bey der deutschen Oper nur höchst selten ein ähnlicher Genuß zu Theil geworden. Es gehörte aber auch die ganze jugendliche Kraft und Unermüdlichkeit eines kernfesten Organs dazu, um eine Parthie auszuführen, welche nie Ruhe erlaubt und fast in steter Exaltation gehalten werden muß. Besizt eine Bühne eine solche deklamatorische Sängerin, so rathe ich jeder dieses tiefergreifende Kunstwerk aufzuführen, außerdem aber sich ja davon entfernt zu halten, indem es mit dem bloßen Gesang hier, sey er auch noch so trefflich, keineswegs gethan ist, sondern die Aufgabe sich hauptsächlich aufs Spiel bezieht. Schade war es, daß Mlle. Schröder gleich darauf mit ihrem künftigen Gatten, Herrn Devrient, eine Kunstreise antrat, und wir also für jezt nur einmal dieses Kunstgenusses uns erfreut haben. Beobachtungen bey einer Wiederholung werden in mancher Beziehung eben so interessant als angenehm seyn.

Hörten wir hier in einer weiblichen Rolle ächten deklamatorischen Gesang, wie er wohl eigentlich das ächte Wesen jeder guten Operndarstellung ausmacht, so gab uns der Baßsänger, Herr Fischer, welcher in mehreren Gastrollen auftrat, auch in männlichen Rollen Stoff zu einer angemessenen Parallele. Denn ohnstreitig ist eben dieses das Hauptverdienst des wackern Sängers, der noch vor Kurzem Berlin wieder mit seiner Gegenwart erfreute. Er ist ein sehr wackerer Darsteller, welchen der Gesang nur das ausmalende Prinzip zu seyn scheint. Daher ist es auch weniger störend, daß seine Stimme besonders in den höhern Chorden nicht mehr die frühere Frische zu haben scheint, während in der Tiefe sie noch voll und kräftig anspricht, wie er dieses besonders im Sarastro bewährte. Außer diesem Charakter, den er mit einer gewissen Zierlichkeit des jüngern Mannes-Alters, vielleicht nicht ganz zum Vortheil des guten Rufs der armen, von ihm entführten, Pamina ausstattete, für welche stets der Greis Sarastro ein sicherer Wächter bleibt, gab er noch den Michaeli im Wasserträger mit ächt nationeller Gewandtheit und Biederkeit, den Osmin in der Entführung mit einer höchst ergötzlichen Komik und den Don Juan mit einem lebenslustigen Roué-Anstande, der alle Tollheiten, denen sich der Versuchte hingibt, wohl erklärlich machte. Allgemeiner Beyfall begleitete seine Darstellungen, und man hofft ihn bey seiner Rückkehr aus den Bädern noch in einigen Rollen hier auftreten zu sehen. Dabey kann ich in Bezug auf dessen Darstellung des Don Juan den Wunsch nicht bergen, daß man uns doch endlich einmal des häßlichen Anblicks der Höllenfahrt dieses edeln Spaniers überheben, und uns lieber mit dem wirklichen Schlusse dieser Oper, wie ihn Mozart geschrieben hat, wie er zur nothwendigen und wirklichen Beruhigung in herrlichen Tönen noch ausklingt, und nicht blos Pulver- und Schwefeldampf zum Nachtisch zurücklässt, schenken möge.

An Gastspielern sahen wir auch noch Herrn Wagner aus Breslau und Herr Rottmaier aus Frankfurt. Ersterer sang den Belmonte in der Entführung aus dem Serail, und den Don Ottavio im Don Juan; lezterer begann erst vorgestern mit dem Wind in Verlegenheit und List, und ich behalte mir daher das Nähere über ihn vor. Herr Wagner hat eine angenehme Bruststimme und wendet vielen Fleiß an. Größere Ausbildung wird ihm bey seiner Jugend gewiß künftig noch zu Theil werden.

In der italienischen Oper sahen wir eine einzige Vorstellung, le nozze de Figaro, aber eine sehr erfreuliche. Fast alle Partieen waren zu großer Zufriedenheit besezt und das Ganze gewährte einen höchst genußreichen Abend.

— u.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. August 1823.

Gerungen hab' ich kühn und unverdrossen
Und nicht nach Tand und wesenlosem Schaum.
Zwar blüht nicht mehr, doch Früchte trägt der Baum.
Und rings entkeimen, munter, junge Sprossen.

K. Streckfuß.

Das Gefängniß von New-York.

(Beschluß.)

„Ich will Sie nicht mit Kleinigkeiten aufhalten. Durch meine Arbeiten hatte ich eine ziemlich beträchtliche Summe gewonnen, die mir übergeben wurde. Ich zog mich mit meiner Mutter in ein Haus in der Greenwich-Straße zurück, wo ich eine große Schmiede errichtete, der ich mit Erfolg vorstand. Ich hatte viele Arbeiter, und keinen Mangel an Bestellungen. Ich nährte mich redlich, und genoß in der Stadt einen gewissen Grad von Achtung. Meine in der Haushaltung erfahrene Mutter ordnete meine Ausgaben. Herr Patterson besuchte mich, und empfing mich in seinem Hause. Ich und Hannah waren im besten Einverständniß; bey meiner Unabhängigkeit war die Aussicht auf mein Glück nicht entfernt.

„Unter diesen Umständen brach das gelbe Fieber in New-York aus, machte große Verheerungen, und verursachte eine allgemeine Bestürzung. Jeder suchte diesen brennenden Heerd der Ansteckung zu fliehen. Die Stadt entvölkerte sich, und doch nahm die Zahl der Opfer täglich zu. Jedes davon betroffene Haus wurde augenblicklich verlassen. Die Familienbande schienen gelöst. Söhne verließen ihre Väter, Frauen ihre Männer, zuweilen selbst ihre Kinder; Niemand dachte an die Greisen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren wie aufgelöst. Einige muthige Aerzte und ehrwürdige Geistliche trozten allein der Gefahr, und brachten den Angesteckten Hülfe und zuweilen Trost.

„Herr Patterson und Hannah waren unter den ersten, die angesteckt wurden. Alle ihre Diener flüchteten sich; sie blieben allein. Meine Mutter und ich eilten zu ihnen, um sie nicht wieder zu verlassen; ich besorgte Herrn Patterson, meine Mutter seine geliebte Tochter unausgesezt. Der Doktor Brown starb in diesem Zeitpunkt, und diese Nachricht erhöhte noch die Krankheit seines Freundes. Bald stellten sich schauderhafte Symptome auf seinem Körper ein. Im Zeitraum einer Nacht wurde seine Haut gelb wie Safran, und seine Augen fingen an zu erlöschen. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor, die ich nicht bemerken lassen durfte! Ein brennender Durst, der durch kein Getränk gestillt werden konnte, eine völlige Kraftlosigkeit, Alles verkündete den traurigen Ausgang, an den ich nicht zu denken wagte. Herr Patterson sah diesen Augenblick mit Resignation sich nähern. „Mein lieber Sohn, sagte er zu mir, Ihre Hoffnungen sind eitel, und Sie setzen unnützer Weise Ihr Leben zur Rettung des meinigen aus. Fliehen Sie diesen Boden, auf dem der Zorn des Himmels ruht. Ohne Zweifel lebt meine Tochter nicht mehr; nichts zieht mich noch an die Welt, als meine Freundschaft für Sie. Leben Sie glücklich!"

„Ihre Tochter lebt, sagte ich zu ihm, meine Mutter steht ihr bey, und bürgt für ihre Rettung."

„Gut!" sagte dieser gute Vater, und ein lezter Strahl der Freude glänzte schwach in seinen Augen.

„Das Opfer iſt groß, aber es muß gebracht werden. Der Wille des Himmels geſchehe! Mein lieber Heinrich, mein Sohn, ich empfehle dir meine theure Hannah; ſey ihr Beſchützer!“

„Ich ſuchte ſeine eiskalten Hände in den meinigen zu erwärmen; ich bat ihn, der Hoffnung Raum zu geben, als ſeine Glieder von konvulſiviſchen Bewegungen ergriffen wurden. Der Tod hatte ſeine Beute gefaßt. Ich war in Schmerzen verſunken; aber ich verließ die Reſte meines Wohlthäters nicht. Ich wollte ſie nicht dem traurigen Leichenwagen anvertrauen, der zweymal des Tages durch die Straßen fuhr, und auf den Kirchhof zurückkehrte, wo alle Körper ohne Unterſchied in eine Grube geworfen wurden. Ich legte ſeinen Leichnam ſelbſt in einen Sarg, und brachte ihn nach dem öſtlichen Kirchhof, wo ich ihn der Erde anvertraute. Der Platz war genau bezeichnet, und ſpäter wurde ein Denkmal, mit Bäumen und Blumen umgeben, von mir errichtet.

„Hier endigt ſich meine Erzählung. Sie errathen die Folgen dieſes großen Unglücks. Hannah wurde, Dank ſey es der Pflege meiner Mutter, wieder hergeſtellt. Sie erfuhr ihren erlittenen Verluſt erſt nachdem ſich ihre Kräfte wieder erholt hatten. Wir entſchloſſen uns, nun immer beyſammen zu bleiben, und bald wurde unſere Heirath durch unſern ehrwürdigen Freund, Herrn Pownal, geſchloſſen. Der Aufenthalt in der Stadt hatte etwas Peinliches für uns. Ich kaufte dieſes Gut, wo wir glückliche Tage verleben, und wo uns geſunde Luft vor dieſer Anſteckung ſchützt, deren Andenken uns Schauder einflößt, und die wir vorzüglich für unſere Kinder fürchten würden.“

Ich dankte Fitz-Allan für ſeine Gefälligkeit, und wünſchte ihm zu ſeiner Lage Glück. „Sie denken wohl nicht mehr, ſagte ich zu ihm, an Ihr Irland?“ — „Ich denke noch daran, antwortete er, aber nur um die Unruhen zu beklagen, deren Beute es iſt, und die brittiſche Intoleranz, welche einen beträchtlichen Theil ſeiner großmüthigen Bevölkerung ihrer gegründeteſten Rechte beraubt. Hier aber iſt die Erde der wahren Freyheit, das gemeinſchaftliche Vaterland der Unglücklichen, der Opfer der Tyranney; dieſes werde ich nie wieder verlaſſen.“

Die Fanteers zu Annamaboo, auf der Goldküſte.

(Fortſetzung von Nr. 194.)

Ardrah, oder Porto novo, wie es die Portugieſen nennen, liegt zwiſchen Wydah und Lagos, in 6° 26′ nördlicher Breite, und 3° 42′ öſtlicher Länge von Greenwich, und iſt etwa 25 engliſche Meilen vom Meere entfernt. Es iſt eine volkreiche Stadt, und enthält wahrſcheinlich 7 — 10,000 Einwohner. Sie iſt unregelmäßig gebaut, wie alle afrikaniſche Ortſchaften, und die Häuſer ſtehen einzeln und ſind aus Lehm verfertigt. Alle ſind mit einer hohen Mauer verſehen, worin Schießſcharten enthalten ſind. Die Stadt ſelbſt iſt elliptiſch, und liegt an einem See, der ſie von vornen beſchützt. Hinter der Stadt herum iſt ein tiefer Graben und eine vier Fuß hohe und vier Fuß breite Mauer gezogen, worin ebenfalls Schießſcharten angebracht ſind. Zwiſchen dem nordweſtlichen Theile der Stadt und der Mauer liegen wohlbebaute Felder, welche hauptſächlich Mais und Kürbiſſe erzeugen. Außerhalb der Mauer iſt die Heerſtraße, welche nach Hio, einem großen Lande, führt, das von einer kriegeriſchen Nation bewohnt wird. Die Hauptſtadt dieſes Landes liegt etwa 180 engliſche Meilen in nord-nord-öſtlicher Richtung von Ardrah, deſſen Bewohner dem Könige von Hio Tribut bezahlen, um ſie vor den Einfällen der Dahomier zu ſchützen.

Die Bewohner von Ardrah ſind betriebſam, und verfertigen Baumwollen- und Eiſenwaaren. Sie machen auch Seife von Holzaſche und Palmöl; Sandalen von Ochſen- und Kuhhäuten; Körbe von verſchiedener Geſtalt, irdene Waaren, Stühle, Nachen und Matten. In der Stadt ſelbſt wohnen drey oder vier Schmiede, welche Hacken, Stutzſäbel, Nägel, Riegel, Thürangeln, Schießlarven und Zäume verfertigen. An Markttagen, welche gewöhnlich auf den Sonnabend fallen, iſt die Stadt ſehr lebhaft. In den Zugängen zum Marktplatz werden einheimiſche irdene Waaren, Brennholz, Schweine und Ziegen verkauft, und auf dem Platze ſelbſt, welcher ſehr geräumig iſt, ſind europäiſche und indiſche Manufakturwaaren, als: rothe und blaue Taſchentücher von Mancheſter, ſchleſiſche und andere Leinwand, ſeidene Halstücher, Guttanees und Taffilies von Madras, Tabak von Braſilien, Korallen, Kauries u. dergl. zum Verkauf ausgeſetzt. Auch ſieht man hier afrikaniſches Tuch von Epoo und Jaboo, gefärbte und ungefärbte Garne, gefärbte und zubereitete Ziegenfelle, Strohhüte, Stühle, Potraſche, Seife, Indigo-Blätter und Stengel, Mais, Erbſen, Yams, Bananen, Palmöl, Ananas, Enten, Hühner, Wildbrät, Ochſen- und Schweinefleiſch, Honig und Palmwein. Die Bezahlung wird in Kauries gemacht.

Lagos iſt eine andere ziemlich gewerbreiche Stadt, welche ungefähr 5000 Einwohner enthält. Sie iſt auf einer unbedeutenden Inſel, zwiſchen dem Meere und dem ſogenannten Cradoo-See, erbaut, und hat von jeher einen großen Antheil am Sklavenhandel gehabt. Hier herrſcht noch die abſcheuliche Gewohnheit, alle Jahre eine junge Weibsperſon lebendig zu ſpießen, um die Gunſt der Göttin zu erlangen, welche über die regnige Jahrszeit zu gebieten hat. Dieſes Opfer wird kurz nach der Frühlings-

Tag- und Nachtgleiche gebracht, und mit ihr werden Schafe und Ziegen geopfert, welche mit Yams, Maiskolben und Bananen neben ihr an Pfeilern aufgehängt werden. Eine andere seltsame Gewohnheit in Lagos ist die Verbannung aller männlichen Hunde nach den gegenüber liegenden Dorfschaften, und wenn unglücklicher Weise ein solches Thier sich nach Lagos verläuft, wird es gefangen, erdrosselt und aufgeschnitten, und an der Thür irgend eines vornehmen Mannes aufgehängt, wo man zuweilen ganze Reihen erwürgter Hunde sehen kann. Es sind Fetische, und man glaubt mit ihnen die Absichten des bösen Geistes zu hintertreiben.

Am östlichen Ende der Stadt stehen einige große Bäume, welche mit Schädeln von Verbrechern gleichsam bedeckt sind. Die Schädel sind nämlich an den Stamm und die Aeste genagelt, und bieten einen erschrecklichen Anblick dar. In der Stadt selbst sieht man eine unzählige Menge Wasserratten, die sich ohne Scheu in die Häuser drängen, und nicht selten beym Essen unter den Tischen umher laufen. Lagos, und einige Dorfschaften nördlich davon, haben ihren eigenen König, welcher unter dem Namen von Coetry bekannt ist. Er hat unumschränkte Gewalt, und ist im höchsten Grade tyrannisch. Adams, der Verfasser dieser Nachrichten, macht folgende Beschreibung von seiner königlichen Gnade: „Als ich ihn zum Erstenmale besuchte, hielt er gerade Lever (Leveo), und vergeudete Gnadenbezeugungen an seine Hofleute mit eigener königlicher Hand, welche aus faulenden Stücken Kuhfleisch bestanden. Jeder der anwesenden Hofleute kroch auf Händen und Füßen nach dem Throne hin, und rieb gelegentlich seine Stirn im Staube, ehe er das fürstliche Geschenk empfing, und nachdem er es erhalten hatte, kroch er wieder rücklings nach seinem Sitze in derselben Stellung zurück, wie ein Bär, wenn er von einem Baume steigt. Das Zimmer war jedoch so heiß, und der Gestank des Fleisches so groß, daß ich mich eilends zurückziehen mußte, wenn ich nicht allen Anspruch auf die königliche Bekanntschaft aufgeben wollte, da ich ein heftiges Erbrechen verspürte, was allem Anstand zuwider gewesen wäre, so daß ich für diesesmal keine Gelegenheit hatte, des Königs Gnade gegen seine Hofleute ferner zu beobachten.

„Der Eingang zum Audienz-Zimmer gewährte einen seltsamen Anblick. Es war ein Gemach von beträchtlicher Länge, und hatte in der Mitte des Daches eine Oeffnung, um Licht und Luft einzulassen. Auf einer Seite standen des Königs Fetische, aus drey Elephantenzähnen bestehend, welche gegen die Wand gelehnt und mit Blut besprengt waren. In den übrigen Theilen des Gemaches lagen an der Wand herum verschiedene Handelsartikel und kostbare Geschenke, als: Tabaksrollen, Kisten mit Pfeifen und Wachholder-Branntwein, mehrere Stücke Tuch, eiserne Stangen, irdene Waaren, eine hübsche Handorgel mit zerbrochenen Pfeifen, zwey prächtige Staatssessel mit reichen karmesin-rothen damastenen Ueberzügen, ganz zerlumpt, ein hübscher Tragsessel ohne Boden, und zwey kostbare Sopha ohne Füße. Alle diese Gegenstände waren wahrscheinlich deßwegen längs des Eingangs aufgehäuft, damit diejenigen, welche sich dem Könige nähern durften, eine hohe Idee von dem Reichthum und der Größe seiner afrikanischen Majestät bekommen sollten, die sich übrigens auch gar nicht scheuete, gestohlene Güter von ihren Dienern anzunehmen. Der größte Günstling des Königs war immer der, welcher seine europäischen Gäste am geschicktesten bestehlen konnte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Matrose.

Es ist in diesem Augenblicke einer der sonderbarsten Prozesse beym Admiralitätsgerichtshof in London anhängig. Ein Weib nämlich fordert ihren Sold als Matrose, in welcher Eigenschaft es in der brittischen Marine gestanden. Der Gerichtshof hat schon so weit entschieden, daß ihr Geschlecht bey der Auszahlung ihres Soldes kein Hinderniß sey, und es scheint, daß man ihren Ansprüchen nichts mehr entgegen setzen wollte, indem ein Schiffsmeister, unter dessen Schutz die Matrosin gestanden, geschworen, daß sie seine Magd gewesen. Jetzt aber hielt man bey dem Kanzleyhof um einen Befehl an, dem Prozesse Einhalt zu thun, indem der Mann falsch geschworen und das Weib seine Frau sey. Der Großkanzler meinte aber, es müsse erst bewiesen werden, daß sie seine gesetzliche Gattin sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 19. Juli.

(Beschluß.)

Die komische Oper oder das Favbeautheater litt neulich an einem sonderbaren Gebrechen; es besaß nämlich eine solche Menge von Operetten im Manuskripte, daß es nicht mehr wußte, womit es anfangen sollte; alle diese Stücke waren seit zehn oder zwölf Jahren angenommen worden und die Verfasser harrten ungeduldig, daß die Reihe an sie kommen sollte; um aber all diese Operetten aufführen zu können, hatte das Favbeau-Theater einige Jahre lang die ältern Stücke ganz aufgegeben, und mußte als neue einstudiren und aufführen müssen. Da dieß aber nicht anging, so verfuhr die Direktion eben so summarisch, wie gewisse wilde Völker, die ihre Kinder umbringen, wenn's deren zu viel gibt: der Stoß von Manuskripten wurde von neuem vorgenommen; einige wenige Stücke wurden zurückbehalten, und alle die andern unwiderruflich verworfen. Man kann sich das Erstaunen, den Zorn, die Verzweiflung

der Dichter und Komponisten ehnbilden, wovon ansehnere schon Jahrelang auf eine baldige Aufführung ihrer Meisterstücke gehartet hatten und die nun mit einem Male alle Hoffnung verloren haben, jemals aufgeführt zu werden. Wäre eine zweyte komische Oper da, wie es ein zweytes Théâtre français gibt, so bliebe doch noch eine Aushilfe übrig; allein eine solche heilsame Anstalt ist nicht vorhanden. Das gymnase dramatique war anfangs dazu bestimmt; es hat aber besser seinen Vortheil darbey gefunden, Vaudevilles statt Operetten zu geben. Somit ist den Komponisten jeder Weg verschlossen. Da die Andachtsübungen wieder in Mode kommen, und von den Ultras stark unterstützt werden, so sollte man glauben, die Kirchenmusik müsse auch wieder in Aufnahme kommen; die französische Klerisey hat aber den alten schleppenden und eintönigen Kirchengesang mit Begleitung des Serpents genau und strenge beybehalten. Dieß nennt sie die ancienne austérité du culte. So ereignet es sich dann, daß, da alle Jahre ein auf Kosten der Regierung in Italien und Deutschland gereiseter junger Komponist zurückkommt, sich nunmehr bereits zwanzig solcher Komponisten vorfinden sollen, die Alle nichts zu thun haben, weil die komische Oper ihre Partituren nicht aufführt und die Geistlichkeit keine Kirchenmusik will. Ihnen bleibt also keine andere Aussicht, als für die Musikhändler Romanzen, Sonaten und Variationen zu komponiren, und Unterricht in der Musik zu geben, wofern sie nicht auch Instrumente spielen, und in den Theaterorchestern Anstellung finden. Für die spielenden Tonkünstler sind die Aussichten freylich viel besser; die Menge der Orchester in Paris bedarf deren eine große Anzahl, und haben sie einigen Ruf, so fehlt es ihnen nimmer an Beschäftigung. Einer der ältesten der noch lebenden französischen Operntonpoeten, Berton, hat neulich eine große Oper, Virginia, auf die Bühne gebracht, die auch ziemlichen Beyfall erhalten hat, zumal da die Operndirektion sie mit allem dem Prunke ausgestattet hatte, womit die großen Stücke auf dieser Bühne zu erscheinen pflegen. Obschon man in dieser neuen Komposition den geschickten, in der Theatermusik bewanderten Tonkünstler keineswegs hat verkennen können, so werden doch wahrscheinlich seine ältern Operetten den Vorzug vor dieser großen Oper behaupten. Der Verfasser des Textes ist der römischen Geschichte treu geblieben, und hat nur, des größern Effektes halber, das Chor der Vestalinnen hineingebracht, welche Virginia in Schutz nehmen, während Appius und Virginius um den Besitz derselben stritten. Ueber die aus Virginias Tode entsprungene Wiederherstellung Roms ist der Dichter schnell hinübergeglitten; hätte er diese allzureizend geschildert, wer weiß, ob er nicht angestoßen hätte? Von den jungen Tonkünstlern hat Herold wieder eine Operette geliefert, nämlich den Maulesseltreiber; dem Texte liegt dieselbe schlüpfrige Erzählung des französischen Fabeldichters Lafontaine zum Grunde, die in Joconde und in den Pages du Duc de Vendome schon sehr witzig und zart behandelt worden ist, und gegen den Nicolo Isouard hält Herold auch schwerlich den Vergleich aus; indessen ist seine Musik doch gefällig und angenehm und da das Stück nur einen Aufzug hat, und folglich allzukurz ist, um Langweile zu erregen, so wäre es möglich, daß es sich ziemliche Zeit auf der Bühne erhielte. Neulich wollte die komische Oper eine alte Operette Sedaines und Gretrys: den Grafen Albert wieder auffrischen, die in ihrer Neuheit außerordentlichen Beyfall erhalten hatte. Allein die Kinder oder Kindeskinder derjenigen, welche der Graf Albert entzückt hatte, müssen ihren Geschmack wohl vervollkommnet haben; denn der Graf Albert ließ sie kalt wie Eis, und sie begriffen kaum, wie eine solche Oper sonst so vielen Beyfall hatte finden können. Indessen wirken Nebenumstände so sehr auf den Erfolg eines Theaterstückes, daß unsere Vorältern oft auch über den Beyfall erstaunen würden, den die Kindeskinder diesem oder jenem Stücke zollen. Fast nicht besser als der komischen Oper ist es der großen Oper mit der Wiederaufführung der Mystères d'Isis gegangen, die seit langer Zeit nicht gegeben worden waren. Man hat es der Pariser Oper beständig zum Vorwurf gemacht, daß sie Mozarts Zauberflöte in der Mystéris d'Isis verhunzt habe, und dieser Vorwurf wird in den Journalen fast bey jeder Wiederaufführung der Mystères d'Isis wiederholt. Indessen dünkt mich doch, daß man hierin zu weit gehe. Daß die Oper Unrecht gethan hat, aus einer Operette eine Opera seria zu machen, ist allerdings gegründet: das ist aber auch Alles, was man ihr vorwerfen kann. Die Zauberflöte konnte auf keinem Theater in Paris aufgeführt werden, als im Vaudeau-Theater oder an der großen Oper; ersteres gibt aber nichts als Originalkompositionen; ein aus einer fremden Sprache übersetzter Text würde unerträglich für der Pariser Zuhörer seyn; es blieb also nichts übrig, als Mozarts Meisterstück auf die Bühne der großen Oper überzutragen, und dazu war es nöthig, mit einer verwegenen Hand an demselben zu zimmern und dem Texte eine ernsthaftere Gestalt zu geben. Da hat dann freylich sogar in der Musik etwas eingeschoben werden müssen, was zwar Mozart, aber nicht der Zauberflöte angehört. Zur Entschuldigung der Verwegenheit des Herrn Lachnith, welcher die Musik, wie's auf dem Zettel heißt, arrangirt hat, wofür er aber auch oft von den leidenschaftlichen Liebhabern der Mozart'schen Meisterstücke verwünscht worden ist, muß man bedenken, daß ohne seine Vorkehrungen eines der vortrefflichsten Stücke der deutschen Oper den Franzosen beynahe noch ganz unbekannt seyn würde. Indessen bliebe jetzt noch etwas zu thun übrig. Die italienische Oper sollte die Zauberflöte völlig wie sie ist, in der Ursprache aufführen und den Dialog in Recitativ setzen. Gesungene Albernheiten gehen weit leichter durch als gesprochene; in der italienischen Oper ist man auch an schlechte Texte so gewöhnt, daß wahrlich der Schikaneder'sche nicht viel Anstoß geben würde.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 202.

Schadenfreude.

Charade.

Das Erste gehört nicht unserer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb es, traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Das Zweyte gehört nicht unserer Sprache,
Und ist doch unverfälscht und rein;
Ich lieb es, traun! an jeder Sache,
Absonderlich am Wein.

Ehrfurchterweckend ist das Ganze,
Es muß den Königsthron umzieren,
Und schon ist neben goldnem Glanze
Sein tiefes, wunderbares Glüh'n.
Noch schöner ist sein festlich Prangen,
Wenn es von Osten zu uns strahlt;
Am schönsten doch — wenn auf den Wangen
Der Liebe Hochgefühl sich malt.

M.

Nro. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. September 1823.

Du kannst dem Ungläubigen keinen Gott aufdringen; du kannst ihm nur beweisen, daß er sich selbst nicht versteht.

Bührlen.

Diagoras und die Spinne.

Diagoras der Gotteslängner stand
An seines Schlafgemaches Hinterwand,
Und blickte, mit verschlungnen Armen,
Halb spöttisch lachend, halb in redlichem Erbarmen,
Auf eine große Spinnenwebe hin.

„Das also," sprach zulezt der freche Spötter,
Voll Tücke gegen seiner Heimath Götter,
„Das also, Zeus und ihr Olympier, der Sinn,
„Mit dem ihr gütig, heißt es, sorgt für jedes Wesen!
„Die Spinne hier, die sich ihr Loos nicht selbst erlesen,
„— Ich hab' es scharf bemerkt — lebt dreyßig Tage schon
„In ihrem Netz', und harrt auf Beute;
„Doch nicht ein Mücklein kommt aus eines Weltalls Weite,
„Daß endlich 'was — obgleich mit kargem Mahl —
„Ein Leben friste noch, dem seiner Freuden Zahl
„Auch so nur kümmerlich bereitet worden,
„Zu kurzen Daseyns schneller Flucht. —
„Fürwahr, ein Herkulsstück, mit Hunger abzumorden,
„Was schmachtend Speise will, was kunstreich sie nur sucht!" —

So sprach Diagoras, und fing mit raschen Zügen
Sich in die Hand zwey fette Fliegen,
Und warf der Spinne sie bedächtig zu,
Die gierig vorwärts schoß im Nu.

„Ha!" ruft der Philosoph, „ist jezt dir mit gebettet,
„Vergeßnes Thier? — Ja, ja, du bist gerettet!
„Bald hätte Zeus dich eben todt gequält."

Er sprach's; — und horch! wie fernes Wellenrauschen,
Von oben flüstert einer Stimme Sausen:
„O Thor, er hat auf dich, den Lästerer, gezählt,
„Und zu des Spinnleins Vetter dich erwählt!"

J. K. Wyß.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

Diese in Paris im Jahr 1823 erschienenen Memoiren liefern eine umständliche Erzählung der Gefangenschaft des französischen Armeekorps unter den Befehlen des Generals Dupont, in Andalusien und auf den Pontons der Rhede von Cadix, im Jahr 1808. Die Ereignisse, welche die verhängnißvolle Kapitulation dieses französischen Armeekorps zu Baylen herbeyführten, sind aus den öffentlichen Blättern bekannt. Das Armeekorps bestand aus drey Divisionen, wovon die erste, unter den unmittelbaren Befehlen des Generals Dupont, die Bedingung erhielt, nach Frankreich ohne Waffen zurückzukehren. Die zweyte und dritte Division, unter dem Befehle des Generals Vedel, war gleichfalls in der Kapitulation mitbegriffen, erhielt aber, da ihr noch ein Ausweg nach Madrid offen stand, die vortheilhaftere Bedingung, mit Waffen, Gepäck und Artillerie in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Diese Truppen sollten sich in die Seehäfen von Andalusien begeben,

und dort eingeschifft werden. Die erste Division erhielt ihre Richtung nach Cadix, die zweyte und dritte sollte sich nach Malaga begeben. Der Verfasser dieser Schrift, gegenwärtig Offizier der königlichen Garde, befand sich bey der ersten Division. Nur die Offiziere hatten bey derselben ihre Degen behalten dürfen. Auf ihrem Wege über Castro del Rio, Rumbla, Ecija, Fuentes, Aranbal, Utrera, Caberas, bis in die Seestadt San Lucar, wurden sie mit niedrigen Mißhandlungen aller Art, sowol von Seite des Pöbels, als auch von Seite solcher Personen, deren Kleidung einen höhern Stand anzeigte, überhäuft. Sogar machten sich die Frauen das grausame Vergnügen, den armen Gefangenen in das Gesicht zu speyen. Aus Vorsicht baten sie ihre Führer, außer den Städten bivouakiren zu dürfen, um nicht in einzelnen Wohnungen bey den entbrannten Gemüthern eine sichere Beute der Dolchstiche zu werden. Selbst aber in dieser Lage erfuhren doch mehrere der am Rande Schlafenden dieses traurige Loos.

In San Lucar wurden die Offiziere von ihren Soldaten getrennt. Lezteren wurde ein altes, zur Zeit der Mauren gebautes Schloß, das seit langer Zeit unbewohnt war, als Aufenthalt angewiesen, und das Mißtrauen der Spanier wußte jede Berührung derselben mit ihren Offizieren zu verhüten. Die armen Soldaten sahen sich bald bey einer vorgenommenen Musterung alles ihres Eigenthums beraubt. Wo sich nur immer die Offiziere öffentlich zeigten, wurden sie mit Steinwürfen und Beschimpfungen bewillkommt.

Indessen waren in den ersten Tagen des Septembers die meisten der in Cadix angekommenen Generale und Offiziere des Generalstabs der Armee, unter den größten Gefahren, vom Volke ermordet zu werden, mit dem General Dupont an der Spize, nach Frankreich eingeschifft worden, und einige Wochen später gelang es auch einigen Gesundheits-Beamten, Zahlmeistern, Kriegs-Kommissären u. s. w., 300 an der Zahl, mit den größten Geldopfern die gleiche Vergünstigung zu erhalten. Alle übrigen Offiziere und Soldaten konnten die Erfüllung der Kapitulation nicht zu Stande bringen, und lebten bis zu Ende Novembers meistens aufs Engste eingeschlossen. Am 7. Decbr. wurden die zu Lebreja kantonnirenden Franzosen von dem wüthenden Pöbel überfallen, und unter den schauderhaftesten Umständen fünfzig Offiziere und Soldaten ermordet. Ohne die kräftigste Verwendung der dortigen Geistlichkeit wäre wahrscheinlich das ganze Korps dieser Gefangenen ein Opfer der Volkswuth geworden. Ein Priester kam mitten unter den mordenden Haufen mit aufgehobener Monstranz; das Volk fiel vor diesem Gegenstande der Verehrung nieder, und es glückte in diesem Augenblick vielen der bedrängten Gefangenen, aus den Händen ihrer Mörder zu entschlüpfen. Die 6—700 Mann in San Lucar waren täglich der gleichen Gefahr ausgesezt, bis sie endlich am 18. December in Cadix anlangten, wo sie den traurigen Willkomm hörten, daß man sie auf den Pontons begraben würde.

In diesen Pontons trafen sie zu ihrem großen Kummer nicht einmal die gewöhnlichsten Bedürfnisse, z. B. Hängmatten und Decken an. Der Winter war sehr naß, und die Kälte und Feuchtigkeit der Nächte vermehrte ihre Leiden. Doch war noch immer die Lage der Offiziere gegen die der Gemeinen beneidenswerth. Sie bekamen noch zwey Franken täglich, während die Soldaten auf die ärmlichste Kost beschränkt waren, die öfters auch ganz ausblieb. Hunger und Durst verließ sie keinen Augenblick, und der Mangel an Wasser führte zugleich bey ihrer Zusammendrängung eine solche Unreinlichkeit herbey, daß Ungeziefer aller Art sich einstellte, und bey ihrer düstern Seelenstimmung die Keime epidemischer Krankheiten entwickelte. Am Bord des Erzählers befanden sich gegen 400 Soldaten, die beynahe ganz nackt waren. Täglich kamen neue gefangene Offiziere aus Andalusien auf dem Schiffe an. Trotz aller Anstalten zur Reinlichkeit und zur Erneuerung der Luft raffte die Epidemie in kurzer Zeit acht Offiziere und vier Soldaten hinweg. Ueberall stieß man am Bord auf hagere, gespensterartige Gesichter, als Vorboten des Todes. Das Ungeziefer nahm immer mehr überhand, der Mangel an Wasser war so groß, daß die Kranken nicht einmal damit gelabt werden konnten, und noch mit dem lezten Athemzug darnach flehten. Am 9. Februar warf sich ein junger Offizier von der fünften Legion, ein einziger Sohn, der ein großes Vermögen zu erwarten hatte, aus Verzweiflung mit den Worten ins Meer: „Lebt wohl, meine Kameraden, ich will mein Unglück enden!“ Die Behörden waren so nachlässig, daß sie nicht einmal die Leichname von den Blockschiffen entfernten, und erst, nachdem die Wogen diese an die Küste trugen, wurden, aus Furcht vor Ansteckung, in der Stadt Anstalten zum Transport der Kranken in Hospitäler getroffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Fortsetzung.)

Benin ist die Hauptstadt eines beträchtlichen Landstriches, welcher sich nördlich und westlich vom Flusse Formosa erstreckt. Sie liegt etwa 80 englische Meilen von der See, und enthält an 15,000 Einwohner. Der König von Benin ist selbst Fetisch, und der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung seiner Unterthanen. Er heißt Bowarré, und ist etwa 45 Jahre alt. Seine Kleidung sowol, als die seiner vorzüglichsten Umgebungen, ist reich, und besteht aus Damast, Taffity und Curtanen, nebst einer Menge Korallen. Menschenopfer sind hier nicht so häufig, als in manchen andern Theilen Afrikas, und außer denen, welche beym Tode eines vornehmen und reichen Mannes geschlachtet werden, werden jährlich nur drey bis vier an der Mündung des Flusses geopfert, um Schiffe dahin zu locken.

New Town, am Fluſſe Benin, 18 Meilen von ſeiner Mündung, iſt ein ſchlechter Ort, und gehört dem König von Warré, deſſen Reſidenz denſelben Namen führt. Sie iſt in zwey Theile getheilt, welche etwa eine halbe Meile von einander entfernt ſind, und enthält ungefähr 5000 Einwohner. Hier wird ein ſtarker Handel mit Bonny und New Calabar in Sklaven getrieben, welche hauptſächlich aus Eingebornen von Allakoo beſtehen. Der König heißt Otoo, und ſcheint ungefähr 60 Jahre alt zu ſeyn. Er hat ein mildes und verſtändiges Ausſehen, und iſt von mittlerer Statur. Als ihn Adams beſuchte, war er, mit Ausnahme des Hemdes und Halstuches, die er nicht zu beſitzen ſchien, ganz europäiſch gekleidet. Er hatte eine weiße, mit ſilbernen Borten beſezte, Weſte von Atlas, einen purpurfarbenen, ſehr geſtickten ſeidenen Rock, kurze ſchwarze Atlashoſen mit Knieſchnallen, grobe leinene Strümpfe, Schuhe und Schnallen an, und einen großen ſchwarzen Hut auf, welcher am Rande mit rothen Federn geſchmückt war. Sein Serail beſtand ungefähr aus ſechszig Weibern, womit der König ſein Land dergeſtalt vermehrte, daß beynahe die ganze Bevölkerung von Warré von ihm allein herzurühren ſchien.

Bonny, am linken Ufer des Fluſſes gleiches Namens gelegen, iſt ungefähr fünf Meilen vom Meere entfernt, und eigentlich auf einem Moraſt erbaut. Hier wird ein großer Sklavenmarkt gehalten, und man kann annehmen, daß jährlich 20,000 Neger daſelbſt verkauft werden, wovon 16,000 zu den ſogenannten Heebos gehören. In den lezten zwanzig Jahren wurden nicht weniger als 320,000 Heebos in Bonny, und 50,000 davon in Neu- und Alt-Calabar verkauft; ſo daß man die ganze Ausfuhr derſelben auf 370,000 rechnen kann. Der Ueberreſt der Ausfuhr beſtand aus Allakoos und Ibbibbys oder Quaws. Alle fünf oder ſechs Wochen werden große Märkte im Innern von Bonny gehalten, wo die Heebos verkauft werden. Es werden deßhalb von den Kaufleuten zu Bonny große Boote ausgerüſtet, welche etwa 120 Perſonen faſſen können. Dieſe Boote werden mit Waaren und Lebensmitteln beladen, und gehen alle an einem beſtimmten Abend, unter dem Gelärme der Trommeln und Hörner, ab. Nach ſechs Tagen kommen ſie zurück, und bringen zwiſchen 1500 und 2000 Sklaven mit, welche den Abend darauf an die Europäer verkauft und ans Schiff gebracht werden. Nach der großen Anzahl von Heebos zu ſchließen, welche jährlich in Sklaverey geſchleppt werden, ſcheinen ſie ein Land von beträchtlicher Ausdehnung zu bewohnen, das ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach vom Vorgebirge Formoſas bis nach Alt-Calabar hin erſtreckt. Auch ſcheinen Neu-Calabar und Bonny urſprünglich von den Heebos bevölkert und angelegt worden zu ſeyn, da Amacree, der König von Neu-Calabar, und Pepple, König von Bonny, beyde von den Heebos herſtammen. Die Ibbibbys oder Quaws, welche in Weſtindien unter dem Namen der Moccos bekannt ſind, grenzen öſtlich an die Heebos und ſind Kannibalen; daher ſie auch von den leztern mit Abſcheu betrachtet werden. Sie ſind ſehr ſchwarz, und ihre Zähne ſind ſägenförmig gefeilt, wie jene der Haven.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 21. Juli.

Es iſt noch zu verwundern, wie, aller Schwierigkeiten ungeachtet, die einzelnen Menſchenfreunde ſo vielen Eifer in der Beförderung des Wohles der Menſchheit an den Tag legen und ſich durch keine Hinderniſſe abſchrecken laſſen, um zur Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe beyzutragen. Der unter Decazes Miniſterium entſtandene vortreffliche Verein zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen iſt ſo gut als aufgelöst, weil die Nachfolger Graf Decazes es bequemer finden, die Gefängniſſe und die Gefangenen zu laſſen, wie ſie ſind, und ſich der läſtigen Aufſicht zu entledigen, welche die in jenem Vereine befindlichen Menſchenfreunde über die Verwaltung der Gefängniſſe ausübten. Es kam dadurch mancher Mißbrauch ans Tageslicht, der Jahre lang im Verborgenen wider die armen Gefangenen ausgeübt worden war. Das Bekanntmachen ſolcher Mißbräuche iſt immer ein Vorwurf wider die Obrigkeit, in deren Bezirke die Gefängniſſe ſtehen; es ſtört die behagliche Ruhe derſelben, und ſomit, anſtatt die Mißbräuche abzuſchaffen, hält man es für kürzer, den Verein abzuſchaffen, weil nach der Zerſtörung des leztern keine immerwährende Aufſicht die Mißbräuche mehr aufdecken kann. Hierin hat ſich aber die ängſtliche Vorſicht der Machthaber getäuſcht, wie in manchen andern Fällen; denn nun ſind die einzelnen Bürger bemüht, die in den Gefängniſſen vorgehenden Mißbräuche und Gräuel an's Tageslicht zu ziehen. Graf Laborde hat einige vortreffliche Aufſätze darüber in die freyſinnigen Blätter einrücken laſſen. Jouy's und Jays Schrift über ihren Aufenthalt im St. Pelagiegefängniſſe hat die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen ungeheuern Strafplatz menſchlicher Vergehen hingelenkt und ein anderer Schriftſteller, Gallois, der wie dieſe beyden geiſtreichen Männer aus Erfahrung ſprechen kann, hat eine Schilderung deſſelben Gefängniſſes entworfen. Bekanntlich beſteht St. Pelagie aus mehreren Abtheilungen für Schuldner, Diebe, zum Verhafte verurtheilte Schriftſteller u. ſ. w. Die Abtheilung für Schuldner ſoll das bunteſte Schauſpiel darbieten, weil die Verhaftung wegen Schulden keinen Stand in der Geſellſchaft verſchont; hier finden ſich daher Generale und Beamten, Handwerker und Autoren, Künſtler und Abbés, Grafen, Barone und Glücksritter zuſammen; ſogar einen Aumonier der Herzogin von Berry will Herr Gallois daſelbſt unter ſeinen Unglücksgefährten angetroffen haben. Kaufleute ſollte man dort in Menge vermuthen, weil dieſer Stand Schulden am leichteſten ausgeſezt iſt, da ſich ſeine Geſchäfte größtentheils auf Kredit ſtützen. Allein aus dem Kaufmannsſtande trifft man gerade die wenigſten Individuen in St. Pelagie an; dieß erklärt man dadurch, daß bey den neueſten Bankerouten der in Schulden gerathene Kaufmann anfangs ſich aus dem Staube zu machen pflegt, und erſt dann wieder erſcheint, wenn ſeine Gläubiger ihm ein Salvum conductum ausgewirkt haben, damit er ihnen wenigſtens zur Zahlung eines Theiles ihrer Forderungen verhelfen möge; und hat er ſich einmal mit ihnen verſtändigt, ſo öffnet er ſeinen Laden wieder und fängt an zu kramen, und zu handeln, als ob nichts vorgefallen wäre. Dagegen verfällt ein armer Handwerker, Künſtler, Beamter oder Schriftſteller, der zur beſtimmter Zeit einen nach Art der Wechſel ausgeſtellten Schuldſchein nicht abträgt, in die geſezmäßige Strafe des Verhaftes und muß, wenn der Gläubiger ſeine kümmerliche Nahrung zahlen will, ins Schuldgefängniß wandern. Glücklich iſt er, wenn der Gläubiger ein kurzes Gedächtniß hat, und die Zeit, wo er dem Gefängnißaufſeher die Summe für die Nahrung ſeines Schuldners entrichten muß, verſtreichen läßt! Dieſe Vergeſſenheit kömmt dem Gefangenen zu gute, aber nicht oft bekömmt er auf dieſe Weiſe ſeine Freyheit wieder; die Gläubiger haben in ſolchen Fällen ein allzu gutes Gedächtniß und nicht vonnöthen, daß man ihnen ein Vergißmeinnicht zuſinge. Hr. Gallois ſchildert ſehr lebhaft das in St. Pelagie herrſchende Elend, aber in einem ſo leichtfertigen, ſcherzenden Tone, als ob er ſich dort nur beluſtigt hätte; ich zweifle jedoch, ob er Luſt hat, wieder hin-

einzugehen, und er mag herzlich froh gewesen seyn, als ihn neulich das Gericht lossprach, nachdem er vom Königl. Prokurator wieder belangt worden war wegen einer Uebersetzung der interessanten Schrift des ausgewanderten Piemontesen, Pecchio, über Portugal und Spanien. Glücklicher Weise urtheilte das Gericht unbefangener als der Königliche Prokurator, und fand in der Schrift nichts Sträfliches, weshalb man sie dem Buchhändler, dem man sie weggenommen hatte, auch sogleich wieder zurückerstatten mußte. Während nun einer Seits das Schicksal der Gefangenen in Frankreich die Menschenfreunde beschäftigt, denkt man andrer Seits daran, die unglückliche Lage weit beklagenswerthrerer Sklaven, ich meine die Neger, zu erleichtern. Auch dies geschieht — nicht von Seiten der Regierung, sondern von einem Vereine wohlgesinnter Menschen, die nach dem Beyspiele der englischen Philanthropen, rastlos ihrem edeln Ziele zuarbeiten. Es ist dieß die Gesellschaft der christlichen Moral, die ohne die geringste Unterstützung der Obrigkeit, blos durch freywillige Beyträge besteht und welcher sich bisher nicht ein einziges Mitglied der franz. Klerisey beygesellt hat. So wenig Mittel dieser Gesellschaft zu Gebote stehen, um das Gute, was die Machthaber unterlassen, im Großen zu wirken, so läßt sie sich dennoch keine Mühe verdrießen, um es zu befördern, und so hat sie dann einen Preis von 1000 Franken auf die beste Beantwortung der Frage gesezt, wie der Sklavenhandel am zweckmäßigsten und am unbeschadetsten für Frankreichs Vortheil abgeschafft werden könnte. Aus der weitläuftigen Entwicklung dieser Frage sieht man, daß es ihre Absicht ist, allen Einwürfen, welche Eigennutz oder Vorurtheil bisher gegen das Aufhören des Negerhandels vorgebracht, entgegen zu kommen, und so der Welt die überzeugendsten Beweise von der Nothwendigkeit strenger Maaßregeln gegen die Seelenverkäufer vorzulegen. Zu diesem Behufe ist auch die Geschichte eines von den Engländern aufgegriffenen franz. Sklavenhändlers gedruckt und so sehr als möglich verbreitet worden, um dadurch allgemeinen Abscheu gegen die wenigen Unmenschen zu erregen, die sich aus niedriger Habsucht noch mit dem Menschenhandel abgeben. Der Inhalt dieser Geschichte ist kürzlich folgender: In der Mitte des Aprils 1822 überraschte das englische Geschwader auf der Küste Afrikas sechs Schiffe in der Mündung des Flusses Bonny; außer einem, welches seine Ladung noch vom Lande aus erwartete, waren sie alle mit Negersklaven beladen. So wie sie die Engländer in der Ferne erblickten, rüsteten sie sich sogleich zur Vertheidigung, und schossen mit großen und kleinem Geschüz auf sie. Die Engländer erwiederten und kurz darauf bemächtigten sie sich der sämmtlichen sechs Schiffe; diese waren die Vigilante, eine Brigg aus Nantes mit 345 Sklaven und vier Kanonen, der Veanam, eine spanische Goelette aus Havannah mit 380 Sklaven, die Viena, dito mit 325 Sklaven, die kleine Betsy, franz. Brigg aus Nantes mit 218 Sklaven, die Ursula, franz. Brigantine aus Martinique mit 347 Negern. Also zusammen hatten diese Seelenhändler 1615 ihrer Mitmenschen an Bord, diejenigen ungerechnet, die noch auf dem Festlande aufgehalten und fürs sechste Schiff bestimmt waren. Beynahe 2000 menschliche Geschöpfe wären also durch diese Barbaren zu Schlachtopfern der Habsucht geworden. Während des Angriffes waren eine Menge Neger ins Meer gesprungen und von den Hayfischen verschlungen worden. Auf dem Schiffe Veanam, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, wurden vier Sklaven durch das Geschüz getödtet und zehn verwundet. Unter leztern befand sich ein zehnjähriges Mädchen, dem eine Kugel beyde Beine entrissen hatte; eine andere Negerinn war ihres rechten Armes beraubt worden. Auf diesem Schiffe war eine Negerin von 12 — 13 Jahren mit einer schweren, zehn Schuh langen Kette beladen. Auf der spanischen Goelette Viena hatte die Mannschaft während des Gefechtes eine brennende Lunte über das offene Pulvermagazin gehangen. Hätte ein englischer Matrose nicht schleunig seinen Hut unter die Lunte gehalten und dieselbe so weggetragen, so wäre das Schiff unfehlbar mit den 325 unten im Schifferaum angeketteten Negern in die Luft geflogen. Von diesem Schifferaum ist dem Berichte ein lithographischer Plan beygesellt, mit Anzeige der Art, wie die Neger dort angekettet waren. Es läßt sich nichts Empörenderes denken. Ihre Füße und Hände waren aneinander gebunden; sie trugen ein eisernes Halsband und außerdem waren sie vermittelst einer langen eisernen Kette aneinander geheftet. Einige mußten beständig auf dem Rücken liegen; andere konnten sizen. In ihrer Verzweiflung wütheten sie gegen einander und zerfleischten sich! Obschon sie erst kürzlich eingeschifft und eingesperrt worden waren, so hatten sie doch schon so sehr gelitten, daß auf der Fahrt zwischen dem Flusse Bonny und Sierra Leone 150 umkamen. Die spanische Goelette Veanam wurde auf dieser Fahrt durch einen Sturm von dem Geschwader getrennt und mit ihren 380 Sklaven von den Fluthen verschlungen! Kann die Gierigkeit einiger barbarischen Kaufleute wohl mehr Elend verursachen, als hier über 1600 arme Neger verhängt worden war? Tröstend ist es zu vernehmen, daß, als die überfallenen Schiffe von dem Geschwader nach Sierra Leone geführt worden waren, wo bekanntlich die Engländer eine weitläuftige Negerkolonie angelegt haben, und die befreyten Sklaven zu Landbauern umbilden, dort diejenigen Sklaven, welche ihr Unglück überlebt hatten, ihre Freyheit bekamen und auf die benachbarten Dörfer vertheilt wurden, um den Ackerbau zu lernen, und Landleute zu werden. Die Anlegung der großen Kolonialanstalt zu Sierra Leone für freye Neger ist gewiß eine große, durch England der Menschheit geleistete, Wohlthat, so wie die Abschaffung des Sklavenhandels demjenigen Theile des Parlaments zur Ehre gereicht, welcher unermüdlich zwanzig Jahre lang darauf gedrungen hat; Preß- und Redefreyheit haben bey dieser Angelegenheit ihren wahren Nuzen bewährt; ohne sie würde sich schwerlich irgend eine Regierung zur Abschaffung eines, leider allgemeinen, Gebrauches haben bewegen lassen. Auch wollen die Franzosen sich nicht überreden lassen, daß England den Sklavenhandel nicht eher abgeschafft habe, als bis es sich auf lange Zeit mit Sklaven versehen habe. Dieß ist aber kein Beweggrund für Frankreich oder für irgend eine andere Macht, eine als unmoralisch, widerrechtlich und unmenschlich anerkannte Handlung noch länger fortzusetzen. Durch die öffentliche Gesinnung gezwungen, hat die französische Regierung endlich einige Schritte thun müssen, um dem abscheulichen Sklavenhandel ein Ende zu machen; man erfährt aus der Nachschrift der eben erwähnten Broschüre, daß durch ein Urtheil vom 5ten März 1823 das Polizeygericht zu Nantes die Schiffe Vigilante und kleine Betsy (welche der englische Kommandant auf der afrikanischen Küste hatte nach England führen lassen, wo sie der französischen Regierung übergeben wurden) verurtheilt hat; wozu, wird nicht gesagt; vermuthlich zum Verluste der Schiffe, indessen die spanischen Schiffe vor ein aus Engländern und Spaniern bestehendes Gericht zu Sierra Leone gezogen worden sind. Allein was ist der Verlust eines Schiffes als Strafe wegen so sauerlicher Verbrechen, wodurch über 4000 Menschen ums Leben gekommen sind und welche das immerwährende Unglück von 2000 Schlachtopfern zu Wege bringen sollten? Haben die Engländer nicht Recht, wenn sie stets darauf bestehen, Sklavenhändler müßten als Seeräuber behandelt und bestraft werden? Und ist es nicht endlich Zeit, den Raub der Freyheit eben so hart zu ahnden, als den Straßenraub?

D g.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 70. und Monatsreg. August.

Nro. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 2. September 1823.

O Gott! O Gott!
Wie ekel, flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!
Shakeſpears Hamlet.

Memoiren eines in Spanien gefangenen franzöſiſchen Offiziers.

(Fortſetzung.)

Zu Ende des März wurden 400 Offiziere, und 4500 Unteroffiziere und Soldaten nach den Inſeln Majorka und Minorka abgeſchickt. Der Verfaſſer dieſer Erzählung hielt ſich damals gerade im Hoſpitale auf. Nach ſeiner Rückkunft auf das Blockſchiff waren neue Gefangene an die Stelle der alten gekommen; unter dieſen waren 160 Offiziere. Was noch von dem bey Baylen gefangenen Regimente der Pariſer Garde übrig war, hatte nach dem Abzug von San Lucar eine Wohnung von St. Charles als Gefängniß erhalten. Nun aber ſollten ſie gleichfalls auf die Blockſchiffe verſetzt werden. Man ſtellte ſie zu dem Ende zu einer Muſterung in drey Reihen auf. Ein Einwohner von der Inſel Leon, der zu ihrer Wache gehörte, ging hinter den Gefangenen, während ihre Namen abgeleſen wurden, auf und nieder, und ſtieß, ohne irgend eine Veranlaſſung, einem Grenadier von hinten ein Meſſer in den Leib. Auf allen Geſichtern lieſt man über dieſe ſchändliche That Schauder und Entrüſtung. Der arme Grenadier gab noch einige Lebenszeichen, und wurde ins Hoſpital gebracht. Der Mörder wurde zwar feſtgeſetzt, blieb aber unbeſtraft, und zeigte ſich nach acht Tagen ſchon wieder frey in ſeinem Stadttheile.

Im Monat Januar des folgenden Jahrs kam das Gerücht von der nahen Ankunft der franzöſiſchen Armee vor Cadix, das durch den ſchnellen Befehl beſtätigt wurde, alle Kranke aus den Hoſpitälern zu entfernen und auf die Blockſchiffe zu verſetzen. Der Ponton für die Offiziere und die Matroſen wurde weit vorwärts auf der Rhede, zwiſchen den engliſchen und ſpaniſchen Schiffen, und der für die Soldaten am Ende der Bay zwiſchen dem Fort Puntales und der Einfahrt von Cadix, auf der Seite des Landthors, aufgeſtellt. In der That erſchien auch am 14. Februar die franzöſiſche Armee zu Puerto-Santa-Maria, Puerto-Real, und vor der Inſel St. Leon. Der Transport der kranken Gefangenen auf die Blockſchiffe geſchah mit der größten Unmenſchlichkeit, und ohne daß zuvor auf den Schiffen ſelbſt irgend eine Fürſorge an Arzneyen, Lebensmitteln, Betten u. ſ. w. getroffen worden wäre. Auch wurde bald darauf die Hälfte der zuerſt Transportirten aus Elend, Hunger und Verzweiflung ein Opfer des Todes.

Vom 10. bis 12. Februar hatten die Kranken zur Erhaltung ihres Daſeyns nur einen kleinen Vorrath von Waſſer. Am vierten Tage wurden ihnen auf drey Mann anderthalb Pfunde Brod verheilt; erſt am fünften erhielten ſie eine volle Ration. Während dieſer drey Tage aber war die Hälfte derſelben unter der Senſe des Todes gefallen.

Das Hoſpital-Blockſchiff war von dem Ufer, wo die franzöſiſche Armee ſtand, nicht weit entfernt, und der Erzähler befand ſich auf dieſem mit den Soldaten.

Von der unmenſchlichen Rohheit der Wächter dieſer Blockſchiffe gibt das dem Herrn Le Blanc, Flügel-Adju-

kanten der fünften Legion, zugestoßene Unglück einen vollen Maßstab. Dieser Offizier hatte einen Versuch gemacht, zu entwischen; zur Strafe versetzte man ihn von dem Blockschiff der Offiziere auf das der Soldaten. Er theilte ohne Klagen seit vier Monaten ihr Schicksal und ihre Ration, aber er trennte sich nicht von dem Gedanken, sich der Gewalt der Spanier, so wie er dazu Gelegenheit finden sollte, zu entziehen. Die Aufstellung des Blockschiffes begünstigte seinen Plan, indem es in der Nähe eines englischen Schiffs lag. Herr Le Blanc überzeugt, daß ihn der Schiffskapitän desselben aufnehmen würde, wenn es ihm gelingen sollte, an seinen Bord zu kommen, warf sich am 28. Jan. um zehn Uhr Nachts ins Meer, und war so glücklich, nach langem Kampfe mit den Wellen, das Schiff zu erreichen. Dort erhielt er Hülfe, Labung, Kleidung, und die Matrosen halfen ihm seinen Schnauzbart abnehmen, um ihn vor jeder Erkennung zu sichern. Das Schiff sollte unter neutraler Flagge in wenigen Tagen nach Holland absegeln. Allein ein spanischer Sergeant kam auf die Vermuthung, Herr Le Blanc möchte auf diesem Schiffe seyn, und näherte sich auf einem Kanonierboot zur Untersuchung desselben. Die Matrosen versteckten ihren Geretteten in einer Hängmatte, und wagten bey der Abwesenheit des Kapitäns nicht, sich einer Durchsuchung zu widersetzen. Nach langem vergeblichen Suchen wurde der arme Offizier entdeckt, mit Schlägen überhäuft, aus seinem Versteck gerissen, entkleidet und beraubt. Als er sich bemühte, diesen Rohheiten sich zu widersetzen, bekam er einen Stich durch den linken Arm, der ganz nahe an dem Herzen streifte. In diesem Zustande wurde er auf das Blockschiff zurückgebracht, wo ihn ein mitleidiger Student der Medizin verband. Ein spanischer Offizier von der Wache brachte ihm ins Geheim in der Nacht etwas Wein und Erfrischungen. Herr Le Blanc erfuhr von ihm, daß sein Mörder nicht bestraft werden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fantees zu Annamaboo, auf der Goldküste.

(Beschluß.)

Die Bewohner von Bonny haben sich die große Eidechse oder Iguana zum Fetisch oder Jew Jew erkohren, und in Calabar wird das Krokodil verehrt! Sie halten sich in großer Menge in einer kleinen Bucht vor der Stadt auf, und sind zum Theil von ungeheurer Größe, oft zwanzig bis dreyßig Fuß und darüber lang. Verbrecher werden gezwungen über diese Bucht zu schwimmen, wo sie gewöhnlich von den Krokodilen aufgezehrt werden, wenn es ihnen aber glücken sollte, unbeschädigt durchzukommen, so werden sie für unschuldig angesehen.

Zu Camarvons und Gaboon wurde ehemals ein beträchtlicher Sklavenhandel getrieben, und viel Elfenbein nach Europa verladen. Ein großer Theil der daselbst erhandelten Neger war indessen von schlechter Beschaffenheit, und sie schienen den Uebergang vom Orang-Outang zum Menschen auszufüllen. Sie hatten kurze, eorunde und plattgedrückte Stirnen, nahe beysammen stehende Augen, ganz platte Nasen, die sich kaum über die Backenknochen erhoben, einen großen und hervorstehenden Mund, zurückgedrücktes Kinn, dünne und wollige Haare, enge Brust, lange Körper, dicke Bäuche, lange Arme, Beine ohne Waden und lange Füße. Ihre körperliche Beschaffenheit war schwach, und wenn sie von Krankheiten befallen wurden, gingen sie gewöhnlich dabey zu Grunde. In Westindien wurden sie beynahe als völlig untauglich angesehen, daher sie auch außerordentlich wohlfeil verkauft wurden.

Auf der Küste zwischen Benin und Gaboon wird die Luft in den Monaten Januar und Februar so entsetzlich dick, daß man in einer Entfernung von mehrern hundert Fuß vom Schiffe nichts mehr sehen kann, ausgenommen wenn die Sonne im Mittage steht, wo der Rauch, wie ihn die Eingebornen zu nennen belieben, etwas verschwindet. Dieser Rauch ist gewöhnlich von einem mäßigen Nord-Ostwinde begleitet und dauert sechs Wochen. Er macht die Blätter der Pflanzen welk, und bringt ungefähr dieselbe Wirkung wie der Haematitan hervor. Während dieser Zeit fällt der Thermometer gewöhnlich um zehn Grade, und die Eingebornen empfinden die Veränderung dergestalt, daß sie sich dicht einwickeln und beständig Feuer in den Häusern unterhalten. Ihre Haut ist mit weißen Schwyen überzogen, und diese Jahreszeit scheint überhaupt sehr nachtheilig auf sie zu wirken. Das Tauwerk an den Schiffen wird steif, und rasselt, als wenn es gefroren wäre, was einer besondern Schärfe zugeschrieben wird, welche die Luft um diese Zeit zu besitzen scheint.

Majumbà, auf der Küste von Angola, liegt in 3° 35′ südlicher Breite, und 11° 20′ östlicher Länge von Greenwich, an einer schönen Bay mit sandigem Grunde, die ungefähr zwey Meilen lang, und gegen Westen offen ist. Die Stadt ist klein, und enthält etwa 1000 Einwohner. Weiter gegen Süden, zwischen dem Flusse Loanga Luiza und Cabenda Hook, erstreckt sich eine neun Stunden lange Küstenstrecke, in deren Mitte sich die Stadt Malemba, in 5° 24′ südlicher Breite und 12° 20′ östlicher Länge von Greenwich befindet. Diese Stadt scheint der einzige gesunde Punkt auf der ganzen Küste vom Senegal bis zum Congo zu seyn.

Klima.

Die Jahreszeiten in Afrika zerfallen eigentlich in zwey, nämlich in die nasse und trockene. Die nasse Jahreszeit beginnt, nördlich vom Aequator, im Monat Mai, und

endet im Monat Juli, wenn die sogenannte trockene ihren Anfang nimmt, obgleich auch heftige Regengüsse im Oktober und November statt finden. Südlich vom Gleicher fängt die nasse Jahreszeit im Oktober an, und dauert bis in Januar, mit dem Unterschiede jedoch, daß sowol dießseits als jenseits des Aequators, und namentlich in dessen Nähe, die nasse Jahreszeit um sechs Wochen früher eintritt, als in den nördlicher und südlicher gelegenen Gegenden Afrikas. Wenn die Regenzeit heranrückt, so kündigt sie sich gewöhnlich durch schreckliche Orkane an, welche vierzehn Tage bis drey Wochen früher beynahe täglich vorkommen. Der Harmattan bläst gewöhnlich ein- bis zweymal während den Monaten Januar und Februar; manchmal hält er vierzehn Tage, meistens aber nur drey bis vier Tage an. Vom grünen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Palmas bläst dieser Wind von Nord-Ost, und von Palmas bis Benin von Ost-Nord-Ost. Wenn dieser Wind zwischen dem grünen Vorgebirge und den Inseln dieses Vorgebirges weht, so ist die Atmosphäre manchmal dergestalt mit fremden Stoffen überladen, daß man hundert bis hundert und fünfzig Fuß vom Schiffe keinen Gegenstand mehr erkennen kann. Diese Stoffe bestehen aus einem unfühlbaren, erdigen Staube, den der Wind von der großen Sahara (Wüste) herüber zu treiben scheint, und der sich dergestalt an die Segel hängt, daß sie das Ansehen bekommen, als ob sie in Gerberlohe getaucht worden wären. Wenn man diesen Staub sammelt, so hat er einen erdigen Geruch, und gleicht so ziemlich dem Thone. An der Goldküste und in der Nacht von Benin ist er ebenfalls bey diesem Winde in der Atmosphäre vertheilt, jedoch bey weitem nicht so häufig.

Das Klima des tropischen Afrika, Malemba auf der Küste von Angola allein ausgenommen, ist im Allgemeinen für neuankommende Europäer sehr nachtheilig befunden worden. Kaum sieht man hier und da einen derselben, dessen Konstitution sich an die giftige Atmosphäre dieses Landes gewöhnen kann, während seine Umgebungen täglich in das Grab sinken, und Andere als schreckensvolle Gestalten einherschleichen. Die Krankheiten, welchen die Europäer in diesem Theile der Welt besonders ausgesetzt sind, und welche die größten Verheerungen unter ihnen anrichten, sind Gallenfieber von der schlimmsten Art, Wechselfieber und Ruhr. Sie entstehen aus der feuchten und heißen Atmosphäre dieses Landes, welche mit sumpfigen Dünsten und faulenden vegetabilischen Stoffen überladen ist. Adams führt einige Thatsachen an, welche die nachtheiligen Wirkungen des dortigen Klimas bekräftigen. „Auf einer Reise von Lagos nach Benin starben von der Schiffsmannschaft, welche aus 55 Personen bestand, nicht weniger als 35, worunter sich die vorzüglichsten Leute befanden. Ihr Tod wurde dadurch herbeygeführt, daß sie entweder in den Faktoreyen am Ufer oder in Booten auf den Flüssen gebraucht wurden. Diejenigen, welche an Bord des Schiffes blieben, das etwas von der Küste entfernt vor Anker lag, blieben bey guter Gesundheit. Auf der sogenannten Prinzeninsel, die sich 28 Stunden süd-westlich von Fernandipo befindet, wo das Schiff Erfrischungen einzunehmen hatte, starben drey von der Schiffsmannschaft, weil sie sich Geschäfte halber viel am Ufer aufhalten mußten." Auf einer Reise nach der Goldküste war Adam der vierte Offizier, welcher eine Faktorey zu Lagoo übernahm, eine Stadt, die sich ungefähr 23 englische Meilen östlich von Annamaboo und unter dem brittischen Fort Tantumquerry befindet. Drey seiner Vorgänger starben hier in etwas mehr als drey Monaten, obgleich die Stadt auf dem Gipfel eines Hügels erbaut ist, der sich etwa 400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und der Ocean seine Grundlage bespült.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Juli.

„Die Berliner taugen nichts!" Wie oft hat man dieses harte Urtheil aus dem Munde eines Königs gehört, den sie über dreyßig Jahre nach seinem Tode noch fast alle vergöttern? Und gerade die, welche er am meisten dabey in Gedanken hatte, die Leute der mittlern und niedern Stände, treiben diese Vergötterung am weitesten. Wer ihnen großen Friedrich klein machen will, der hat es mit ihnen zu thun; sie stehen Alle für einen Mann, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen. So beweisen sie also noch lange nach seinem Hinscheiden, daß sie selbst nichts weniger als ohne Werth seyn müssen, da sie den seinigen unangetastet wissen wollen. Auch wäre ja wahrlich nicht, was man einen gewissen Ton vernehmen großstädtischen Wesen abgerechnet, der Mehrzahl des Mittelstandes hier eben sonderlich zur Last legen wollte. Unverdrossen und thätig in seinem Berufe ist der gewöhnliche Berlinische Bürger nichts weniger als verlogener Egoist. Unsere vortrefflichen Feueranstalten z. B. sind in der ganzen Welt berühmt und sie verdienen es zu seyn; denn die nöthige Hülfe ist eben so schnell als werkthätig bey der Hand, und es gehört unter die höchst seltenen Ausnahmen, wenn mehr als ein Gebäude ein Raub der Flammen wird. Wer sieht nicht, daß sich so glückliche Erfolge durch Befehle allein nicht erzwingen lassen? Daß in den Rettenden selbst ein eigener innerer Trieb seyn müsse, der jene begünstigt? Ich habe schon mehr als einmal die Kühnheit bewundern müssen, mit der sich wackere und unerschrockene Männer aus der sogenannten niedrigsten Klasse den augenscheinlichsten Gefahren aussetzen, um das Leben oder die Habseligkeiten ihrer Nebenmenschen zu retten. O so ein bürgerlicher Held in Feuersgefahr ist wahrlich auch ein Held, der seinen Werth hat!

Und wer berechnet die ansehnlichen Summen, die hier alljährlich zum Besten einheimischer und auswärtiger Unglücklicher und Verarmter gerade aus dem Mittelstande zusammengebracht werden, und wozu so Viele herzlich und willig beysteuern, die auch weniger als reich sind? Es ist aus den öffentlichen Blättern mehr als zur Genüge bekannt, wie außerordentlich wiederholt die Fälle in neuern Zeiten eingetreten sind, wo man die Commune in Anspruch genommen hat; gleichwohl muß Unterzeichneter zur Ehre der Wahrheit versichern, daß er noch

nicht ein einziges Mal aus dem Munde eines Berliniſchen Bürgers die geringſte Klage darüber führen hörte. Was wäre denn des Lobes werth, wenn das kein Lob verdiente?

Nehmen wir ihre groſſe und ungeheuchelte Anhänglichkeit an die königl. Familie, ihre Liebe zur Ruhe und zur öffentlichen Ordnung, ihre Bereitwilligkeit, ſelbſt drückende Laſten zu übernehmen, wenn ſie ſich einmal überzeugt halten, daß ſie die Zeit nothwendig herbey geführt habe, ihre ſtille Geduld, womit ſie verſprochenen beſſeren Tagen getroſt entgegen ſehen, und ſo manche andere lobenswerthe Züge hinzu. Gibt es denn auch ein ſchöneres Licht, in welchem die Berliniſche Bürgertreue noch erſcheinen könnte?

Ich bekenne ſehr willig, daß ich während meines zwölfjährigen Aufenthaltes in der Hauptſtadt, deren Bürger von ihrer guten Seite kennen zu lernen, mehr als eine Gelegenheit gehabt habe. Was die öffentliche Ruhe und Ordnung betrift, ſo iſt es ein hiſtoriſches Faktum, daß ſie in Berlin gerade in den ſtürmiſchſten Zeiten nie anders als von einzelnen unbedeutenden Subjekten geſtört worden iſt. Zu ſehr drückenden Laſten hat neuerdings mindeſtens die Mehrzahl unſerer braven Bürger theils die allgemeine Gewerbefreyheit, theils die unbeſchränkte Militärpflichtigkeit gezählt. Reden müſſen ſie mindeſtens eine Zeitlang über Alles, das liegt einmal in ihrer Natur; und wird es ihnen an dem einen Orte unterſagt, ſo ſuchen ſie ſich einen anderen, wo ſie ihrer Beredſamkeit den Zügel ſchießen laſſen können. Sie haben ſich anfangs viel und oft und bitter über beyde erwähnte Punkte beſchwert; allein wo hört man jezt eben noch groſſe Klagen darüber führen? Die Sachen fangen ſchon an zu veralten, und man trägt ohne Murren, was getragen werden muß. Voll guter Hoffnung auf die Zukunft zu ſeyn, iſt endlich ein ganz eigenthümlicher Zug der Menſchenklaſſe, von der wir hier vornehmlich ſprechen und der ihnen, wie uns dünkt, um ſo ſchwer anzurechnen iſt, je weniger ſie der unfruchtbare Sandboden, auf den ſie mit ihrer Exiſtenz angewieſen ſind, dazu einladet.

„Wovon lebt nur dieſe ungeheure Maſſe von Menſchen?“ fragte einſt ein vornehmer franzöſiſcher Geſellſchafter des groſſen Friedrichs, als dieſer mit ihm in der Reſidenz umher ritt. „Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiederte der König nach ſeiner ſarkaſtiſchen Art zu ſcherzen: „Sie betrügen ſich unter einander und mich — betrügen ſie Alle!“ — Man mußte den Monarchen genauer kennen, um zu wiſſen, wie er dergleichen nahm, und um ihn, was er doch nicht war, für keinen Menſchenfeind zu halten. Allein er hätte ſo etwas ganz ernſtlich meinen können, gleichwohl hätte ſeine beſſere Seele nichts davon gewußt; es waren augenblickliche Aufwallungen, die bey ihm bald vorüber gingen.

Uebrigens dürfte nicht ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß unſer nicht ſchlechter Bürgerſtand, bey der Mannigfaltigkeit aller menſchlichen Einrichtungen, immer zehnmal Gefahr läuft, hintergangen zu werden, ehe es ihm einmal einfallen kann, per fas et nefas ſelbſt eine kleine Acquiſition zu machen. Wir wollen mit ſeinen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten beginnen, um unſern Satz nur ganz flüchtig durchzuführen. Er liebt das Berliniſche Weißbier vor allen andern Erfriſchungen und faſt überall, wo er hinkommt, findet er es, um einen nichts weniger als wohlfeilen Preis doch äußerſt ſchlecht. Schon zwanzig Meilen weiter ſüdlich würde man es weißes Waſſer nennen. Es ſchäumt ganz entſetzlich, aber es iſt nichts hinter dem Schaume. Ich erinnere mich in Gotha, faſt um den halben Preis ein Waizenbier getrunken zu haben, das mindeſtens viermal gehaltreicher war. Noch ſchlimmer ergehts ihm mit dem Kaffee, wenn er ſich einmal außer der Stadt eine Veränderung machen will; ſtatt des ausländiſchen Getränkes bekommt er einheimiſche Cichorien, wo nicht gar einheimiſche Eicheln. Und verſteigt er ſich mit ſeiner lieben Familie auf die Dörfer, ſo kommt er vollends aus dem Regen in die Traufe; denn dort herrſcht beynahe durchgängig der edle Grundſatz: Für die Berliner ſey nichts zu ſchlecht! In Wahrheit, es gehört die Genügſamkeit dieſes gutmüthigen Völkchens dazu, um überall reinlich zu bezahlen, für ſein Geld ſo viel als nichts zu haben, und doch dabey ſtets luſtig und guter Dinge zu ſeyn. Ueberhaupt, wenn man dieſer Menſchenklaſſe recht herzlich gewogen werden will, ſo muß man nicht überſehen, was für einen unbeſchreiblichen Schatz von Fröhlichkeit ſie mit ſich in ihrem eigenen Herzen umhertragen. Das feyerlich düſtere melancholiſche Weſen, das neuerdings in höhern Regionen des Lebens ſo herrſchend geworden iſt, ſucht man bey ihnen vergebens. Sie wiſſen davon nichts, und wenn die feinere Bildung blos darin beſtehen ſoll, daß man ſich in einer halbbrechenden Tragödie die Augen roth weine, ſo machen ſie lieber gleich gar keine Anſprüche an die feinere Bildung.

Möchten nur dieſe, oft ſo herzlich gutmüthigen Leute nicht auch in wichtigern Dingen bisweilen unter die Betrogenen gehören! Aber da haben ſich hier ſchon ſeit einer Reihe von Jahren unter dem Vorwande, daß die niedern Klaſſen der öffentlichen Schulen und Gymnaſien mit höchſt ſchwachen Lehrern beſetzt wären, eine Menge ſogenannter höherer Bürgerſchulen hervorgedrängt, deren Privatvorſteher denn natürlicher Weiſe ganz andere pädagogiſche Helden zu ſeyn glauben, die recht eigentlich auf unſern begüterten Mittelſtand berechnet ſind, und womit ihm nicht ſelten am allerſchlechteſten gerathen iſt. Schon mehr als einmal hat ſich das Gerücht verbreitet, die Regierung werde keine dergleichen Privatanſtalten länger dulden, und jeder Unpartheyiſche, der ſie mehr als oberflächlich kennt, würde mit wenigen Ausnahmen dieß gewiß für einen ſehr weiſen Entſchluß erklären müſſen; denn gemeiniglich ſind ihre ziemlich wichtig thuenden Vorſteher eine Art von pädagogiſchen Glücksrittern, die eben nicht viel zu vergeſſen brauchen, um wahre Ignoranten zu heißen, das davon abgerechnet, daß ſie den ganz gewöhnlichen Schulſchlendrian meiſterlich in ihrer Gewalt haben. Wegen ihrer armſeligen Wiſſerey neidiſch und eiferſüchtig auf jeden Mann von reelleren Kenntniſſen, vermählen ſie ſich, da ihnen die Hände durchaus nicht gebunden ſind, natürlicher Weiſe alle ihre Hülfslehrer ſo, daß ſie ja nicht zu drückend für ſie ſelbſt werden dürfen. Was für eine ſaubere pädagogiſche Klike unter dieſen Umſtänden oftmals zum Vorſchein kommen wird, kann man ſich bey einiger Welt- und Menſchenkenntniß ſehr leicht denken. Der gutmüthige, blos dem praktiſchen Leben angehörende Familienvater verſteht das wenig ſelbſt zu beurtheilen, verläßt ſich entweder auf ein paar gute Freunde, die am Ende eben ſo viel davon verſtehen, oder gar einmal mit dem anpreiſenden Herrn Vorſteher Gevatter geſtanden haben, oder zieht mit ſeinem Liebſten ins Leben, mit ſeinem Kinde, dorthin, wo der Zug in ein elementariſches Taubenhäuschen am ſtärkſten iſt, bezahlt auch dort regelmäßig ſein theures Geld, und hat am Ende wieder eben ſo gehaltreiche Dinge dafür als wenn er zum Weißbier oder Kaffee geht! Wer auch nur leidlich begreift, wie viel ſich gerade während des Austritts aus der Kindheit in die ſogenannten Flegeljahre an einem jungen Menſchen verderben läßt, der muß in der That das Loos manches bürgerlichen Familienvaters in Berlin bemitleiden, der wohl ein beſſeres verdiente.

Ernſt Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nro. 70.

Nro. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. September 1823.

Zur Weisheit muß es euch gedeihen,
Daß der Tugendkranz nicht stets
Auf Erden blüht. Zur Warnung, daß ihr nie
Euch gegen Den empören sollt, der tief
In des geheimen Heiligthumes Nacht
Die richterliche Wage hält, und oft
Der Tugend Schmerz, und oft dem Laster Lust,
Zwar unbegreiflich, aber doch gerecht
Und weise, in den Schooß herunter wägt.

Bürger.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiges Ereigniß, das mit Recht eine Stelle in den Annalen des Ruhms behaupten dürfte, erhöhte die Hoffnung der Gefangenen. Auf den Blockschiffen befand sich eine Klasse von Männern, die eben so muthig, wie ihre Unglücksgefährten, aber weniger resignirt und ungeduldiger in ihren Leiden waren. Die meisten waren junge Matrosen, mit Gefahren vertraut, und von jenem Geiste der Unabhängigkeit beseelt, der Alles für die Freyheit zu wagen im Stande ist. An ihrer Spitze befand sich ein fester, entschlossener Mann, fähig, die Seele einer kühnen Unternehmung zu werden, der Kapitän Grivel, Offizier der Matrosen der Garde. Sein erstes Geschäft war, seinen Kameraden die Möglichkeit einer Entweichung vorzustellen, die Hoffnung der Befreyung in ihnen zu nähren, ohne dabey den Hauptzweck zu enthüllen, ihnen mit dem Ruhm des Erfolgs zu schmeicheln, ohne die Gefahren zu verschweigen. Er fand leicht unter den Franzosen gegen zwanzig Offiziere, die durch die Kühnheit der Unternehmung in ihrem Muthe gestählt wurden, und sich auf ihre Ehre verpflichteten, ihm zu folgen, wenn er die Gelegenheit zur Sprengung ihrer Ketten für günstig halten sollte. „Unser Entwurf ist verzweifelt, sagte er ihnen öfters, es handelt sich entweder um unsere Rettung, oder um unsern Untergang; wir müssen den Spaniern am hellen Tage zeigen, was die Verzweiflung vermag; seyen wir daher bey der ersten Gelegenheit bereit, zu siegen oder zu sterben.“ Endlich, nach mehrern Wochen einer ängstlichen Erwartung und grausamer Zweifel kam der so lang ersehnte Tag. Am 22. Februar wurde die That ausgeführt. Wir theilen sie hier mit den Worten des Kapitän Grivel mit.

„Das Schiff mit der Wasserlieferung legte an, und man machte die Zurüstung zum Ausladen der Tonnen. Der Wind wehte lebhaft nach Osten, und alle Umstände schienen günstig. Indessen standen furchtbare Wechselfälle zu überwinden, die von den Landoffizieren nicht beachtet wurden, aber die Seeleute um so lebhafter beschäftigten. Ehe sich das Fahrzeug fest an das Blockschiff legte, zog es sein Segel ein, und machte alle Stricke los, die zur Handhabung desselben dienten. Dieses Segel mußte nun völlig wieder aufgezogen werden, ehe man daran denken konnte, sich desselben zu bedienen, und dieses Geschäft konnte nicht anders, als unter dem Feuer der Besatzung des Blockschiffs und vier Kanonierschiffen, welche in der Entfernung von einigen Toisen lagen, so wie unter dem Geschütz englischer Schiffe, ausgeführt werden, die ganz nahe vor Anker lagen. Dann mußten fünf bis sechs Meilen zurückgelegt werden, wo man an mehrere Kriegsschiffe bis in die Nähe eines Pistolenschusses kam. Endlich mußte die Küste trotz aller Fahrzeuge erreicht werden, die zur Verfolgung zu erwarten waren.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten hielt Herr Grivel die Ausführung für möglich; kündigte seinen Kameraden

den gefaßten Entschluß durch verabredete Zeichen an, und es stiegen hierauf mehrere in das Fahrzeug, unter dem Scheine, bey dem Ausladen der Tonnen zu helfen, und andere unter dem Vorwande Tabak u. s. w. einzukaufen; die Andern blieben an den Stückpforten des Blockschiffs, bereit, sich auf den ersten Wink in das Fahrzeug zu schwingen.

So wie der Kapitän auf der Leiter des Blockschiffs erschien, so machte er ein Zeichen, und man fiel nun sogleich über die spanischen Matrosen her, die zuerst niedergeworfen wurden, die man aber ins Meer springen ließ, um die benachbarten Fahrzeuge zu erreichen. Zu gleicher Zeit suchte man nun das Segel aufzuziehen. Im Augenblick aber, wo man das zur Ausspannung des Segels dienende Tau durch den mit Strickwerk umwundenen eisernen Ring auf dem Verdeck ziehen wollte, wurde der Matrose, welcher es hielt, von mehrern Kugeln getroffen. Bereits hatte das Feuer des Blockschiffs begonnen, und die Kanoniere schossen aufs Lebhafteste. Dieser Matrose der Garde fiel augenblicklich todt nieder, das Segel entschlüpfte seinen Händen, und riß Herrn Bellegnise, Seekadetten, mit sich fort, der sich alle Mühe gab, es festzuhalten. Dieser unerschrockene Jüngling verlor aber die Fassung nicht, hielt so fest er konnte, und zog mit Hülfe seiner Gefährten endlich das Tau durch.

Man suchte nun fortzusegeln, aber das Fahrzeug stieß an den Hintertheil des Blockschiffs, und sein einziger Mast wäre darüber beynahe zerschmettert worden. Von der andern Seite waren eine Menge Personen, die zu einer Entweichung nicht vorbereitet waren, im ersten Augenblick in das Fahrzeug gesprungen, und verursachten die größte Störung bey der Bewegung. Glücklicherweise sprangen viele wieder auf das Blockschiff zurück, da sie nicht einsahen, warum das Fahrzeug nicht sogleich abfuhr, und die Kugeln um sich zischen hörten. Einige Minuten darauf gelang es aber, sich zu entfernen.

Die Abfahrt erfolgte um dreyviertel auf eilf Uhr. Das Fahrzeug warf sich unter die Handelsschiffe, wodurch es sich vor mehrern Ladungen schützte. Hierauf steuerte es so eilig gegen Rota, als ihm das schlecht eingerichtete Segel gestattete. Eine Menge Peniſchen verfolgten dasselbe, und schossen unaufhörlich. Ueberdieß kam es später unter ein Geschwader, das von vier Kriegsgoeletten begleitet war. Diese erkannten es anfangs nicht, und als sie darauf schießen wollten, war es schon zu spät. Nur ein Matrose warf in der Wuth ein brennendes Stück Holz in das Fahrzeug, das einen Mann erreichte und verwundete.

Endlich, dreyviertel Stunden nach seiner Abfahrt, legte das Fahrzeug nördlich von St. Katharina an, und die ganze Mannschaft landete glücklich. Man sah von dem Blockschiff, wie die Franzosen ihre Landsleute umarmten, die durch das Kanoniren ans Ufer gelockt worden waren, und wie sie sich freudig mit ihnen zurückzogen.

Ein Offizier, der nicht Zeit hatte gewinnen können, in die Barke im Augenblick ihrer Abfahrt zu springen, stürzte sich in der Verzweiflung ins Meer. Man warf ihm sogleich ein Tau zu, und er war so glücklich, sich mit seinen Kameraden zu vereinigen. Die spanische Regierung, in der Wuth über diese kühne Unternehmung, rächte sich dadurch, daß sie die übrigen gefangenen Offiziere zur Bezahlung der Kosten der Barke verurtheilte, die sie willkürlich auf 64,000 Realen ansezte. Diese Summe wurde an den Ernährungskosten abgezogen. Zugleich wurde auf den Blockschiffen ein Befehl derselben bekannt gemacht, daß jeder Soldat, den man auf einer Entweichung in der Folge ergreifen würde, sechsmal Spießruthen laufen, und nach Umständen mit dem Tode bestraft werden sollte. Der Offizier würde in Ketten gelegt, und auf die Kost des Soldaten gesezt, bey Wiederholung aber wie die lezteren behandelt werden.

Die gedrohte körperliche Strafe wurde in der That an einem wahnsinnigen Matrosen, der sich ins Meer gestürzt hatte, auf das Grausamste ausgeführt. Einige Offiziere und Soldaten waren darüber, so wie über die neuen vielfältigen Qualen, so empört, daß sie durch Schwimmen das von den Franzosen besezte Ufer zu erreichen suchten. Mehrere waren in ihrem Unternehmen glücklich; einer aber wurde aufgefangen, gebunden, ins Meer geworfen, nach ihm geschossen, und da er noch Lebenszeichen gab, mit den Bajonetten erstochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hundertjährige Tanz *).

Vor ungefähr 300 Jahren lebten zu Strathspey in Schottland zwey Männer, welche ihr Spiel auf der Geige sehr berühmt machte. Einsmals begaben sie sich um Weihnachten nach Inverneß. Als sie dort angekommen waren, und eine Wohnung gefunden hatten, ließen sie durch den Ausrufer und seine Schelle bekannt machen, daß sie in der Stadt angekommen, in der Absicht, sich für Geld hören zu lassen, wie berühmt sie in ihrer eigenen Gegend seyen, wie viele Lieder sie spielen könnten, und was sie für den Tag, die Nacht oder die Stunde verlangten. Bald darauf erschien ein ehrwürdiger Greis von vornehmem Ansehen bey ihnen, der sich sogleich erbot, ihnen zweymal so viel zu geben, als sie gefordert hatten. Freudig willigten sie ein, ihn zu begleiten und befanden sich bald vor dem Eingange eines sonderbaren Gebäudes, dessen Anblick sie stutzen machte. Es glich keinem von den Schlössern oder andern Gebäuden, die sie entweder zu Hause oder auf ihren Reisen gesehen, sondern hatte das Ansehen von einem der großen Feen-Tonchan, wie man in Glenmorn zu sehen pflegt. Aber

*) Aus: Popular superstition and festive amusements of the highlands of Scotland. London 1813.

die milde Ueberredungskunst ihres Führers, und noch mehr der Anblick seiner reichlich gespickten Geldbörse, entfernte bald jeden Zweifel. Sie traten ein und sogleich verlor sich jedes Gefühl der Furcht in Verwunderung über die herrliche Versammlung, die sie umgab; süße Töne vereinigten sich mit dem Klange der Saiten, und erregten allgemeine Lust. Der Boden zitterte unter den Füßen der Tanzenden und aller Herzen waren fröhlich. So vertaumelte sich die Nacht, während die Verschiedenheit der Tänze und die Anmuth der Tanzenden die Geiger auf's höchste erfreute, und als sich am Morgen die Gesellschaft trennte, nahmen sie mit Bedauern über die Kürze der Zeit und fröhlich zufrieden mit der Freygebigkeit ihrer Herrschaften Abschied. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ins Freye traten und statt eines Schlosses einen Hügel sahen, aus dem sie hervorgekommen waren, sie wußten nicht wie; und als sie in die Stadt kamen, die Gegenstände, welche gestern als neu glänzten, jezt als Trümmer oder im Gewande des Alters dastanden, und die Veränderungen der Tracht und Sitten, die sie an allen Personen gewahr wurden, ein neues Geschlecht zu verkündigen schienen. Bald indessen kam es zwischen ihnen und der ebenfalls erstaunten Menge zu einem Verständnisse, und eine kurze Erzählung ihres Abenteuers brachte die Verständigeren sogleich auf den Gedanken, daß sie bey den Bewohnern von Tomnafurich gewesen seyn müßten, welcher Ort noch vor Kurzem der große Sammelplatz aller umher wohnenden Feen gewesen, und die Ankunft eines sehr alten Mannes brachte die Sache gänzlich ins Klare. „Ihr seyd die zwey Männer," sagte er zu den zwey wunderlichen Gestalten, nachdem er ihre Geschichte vernommen, „welche bey meinem Großvater eingekehrt und die, wie man damals vermuthete, von Thomas Rymer nach Tomnafurich gelockt wurden. Ach wie sehr bedauerten eure Freunde euren Verlust — aber der Verlauf von hundert Jahren hat eure Namen in Vergessenheit gebracht."

Als die armen Fiedler sahen, daß Alles mit des Greises Erzählung übereintraf, fühlten sie sich von einem heiligen Schauer der Ehrfurcht von den Wundern der Gottheit durchdrungen — und da es gerade Sonntag war, so wünschten sie natürlicher Weise diesen Gefühlen in einer Kirche Raum zu geben. Demnach begaben sie sich in's nahe Gotteshaus, und sezten sich nieder, um dem Gottesdienste beyzuwohnen, und saßen da und horchten dem Geläute der Glocken, welches die übrige Gemeinde zum Gebete, die greisen Pilger aber zu ihrer ewigen Heimath rief. Als der Bote des Friedens die heilige Stelle bestieg, um seiner Heerde die frohe Botschaft des Himmelreiches zu verkünden — und das erste Wort über seine Lippen hervorkam, da fielen die Körper der hingeschiedenen, lang getäuschten Erdenwaller in Staub zusammen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der 3te August, der Geburtstag unsers Königs, ist, wie immer, auch dieses Jahr mit Liebe gefeyert worden; mit Liebe, in welcher sich Religion und Moral (die ja nach neuester Behauptung scharf von einander zu trennen sind) innig vereinten und so wahrhaft liebevoll waren, daß sie es auch der Wissenschaft und der Kunst vergönnten, den einen und nämlichen Festtag feyerlich zu begehen. In den Kirchen stiegen inbrünstige Gebete zum Himmel auf für das Wohl des geliebten Fürsten; in den Hörsälen der Universität und der Akademie wurden von den Lehrern der Wissenschaft beziehungsreiche Reden auf die Feyer des Tages gehalten; in den Armen- und Waisenhäusern waren öffentliche Speisungen veranstaltet; an zurückgekommene Bürgerfamilien wurden namhafte Summen vertheilt; in den Schauspielhäusern vereinigten sich Dichtkunst und Musik zu Verherrlichung des Festes und ein prachtvolles Feuerwerk und die Erleuchtung der Stadt beschlossen den Tag der allgemeinen Wonne. — Es sey uns erlaubt, hier eine Bemerkung zu machen, die uns der ferne nicht-heimische Leser vielleicht als einseitig-patriotischen Dünkel auslegen wird, die aber dennoch buchstäblich wahr und aus Thatsachen geschöpft ist. Die Liebe zu dem angestammten Regenten mag in andern, besonders deutschen Ländern, eben so tief und unzerstörbar im Herzen des Volkes leben, sie mag sich eben so allgemein, so sittig und anständig äußern, sie mag auch bey so freudenreicher Gelegenheit in Handlungen der Wohlthätigkeit ausströmen, wie solches jezt oft nur weil es Mode ist, geschieht, aber doch, Gott sey Dank! geschieht. Alles dieses — obgleich es nie in preußischen Landen fehlt — nehmen wir nicht als besondere und nur uns zukommende Tugenden in Anspruch; aber die Art und Weise, wie wir die Liebe zu unserm Könige ausdrücken, ist so fern von knechtischer Schmeicheley, trägt einen so eigenen Charakter von edelm Zutrauen, von naiver Freymüthigkeit, daß wir sie als ein Nationaleigenthum ansprechen müssen, das uns von einer Reihe vernünftiger, von Kleinlichkeit entfernter Fürsten überkommen ist. Wir wollen uns über unsere deutschen Brüderstämme nicht erheben, und so fragen wir: was würde man in Frankreich sagen, wenn am 25. August, am Ludwigstage (wie hier am 3. August die Knaben des Louisenstiftes) die Kinder einer Armenschule gespeist würden und vor der Tafel öffentlich unter Gottes freyem Himmel folgenden Choral sängen?

Gott, deiner Stärke freue sich
Der König alle Zeit!
Sein Auge sehe stets auf Dich,
Sein Herz sey Dir geweiht.

Begnadiget mit Deiner Kraft
Und Deines Geistes voll
Gedenk' er stets der Rechenschaft,
Die er Dir geben soll. —

Groß und voll Müh' ist seine Pflicht
Und er ein Mensch, wie wir;
Wie sehr braucht er von andern Licht
Und Rath und Kraft von Dir.

Verleih' ihm das, wenn er begehrt,
Dir ähnlich, Gott, zu seyn;
Und laß' ihn, in Dein Bild verklärt,
Sein Volk, wie Du, erfreu'n.

Um seinen Thron sey immerbar
Recht und Gerechtigkeit;
Und dann beschütz' ihn vor Gefahr
Und wenn sein Hasser bräut.

Er wünsche nie des Helden Ruhm;
Doch zieht er in den Krieg,
Zu schützen Recht und Eigenthum,
So folg' ihm Muth und Sieg. u. s. w.

Wir zweifeln, ob in dem Lande mit der Charte die Gensd'armerie ein solches Lied bey solcher Gelegenheit zu singen erlaubte. Hier war weder ein Gensd'arme, noch ein Mouchard zu sehen; hier darf sich die unbezweifelte Liebe zum Landesvater ohne knechtische Furcht, ohne sklavische Kriecherey in freymüthigen Wünschen äußern; hier ist unsere Charte zwar nicht niedergeschrieben auf zerstörbares Pergament; aber sie waltet lebendig in nie entweiheter Sitte, in freygegebener Vernunft, in den ungebotenen Liebesbanden zwischen Fürst und Volk und darauf dürfen wir stolz seyn. Eben diesen Gedanken, den wir hier nur aphoristisch andeuten, hat Herr May in einer Rede ausgedrückt, die Herr Beschort in unserm Opernhause zur Feyer des erhabenen Geburtsfestes sprach. Wir können dieser Tendenz des Ganzen unsern Beyfall nicht versagen, obgleich der polemische Theil der Rede vielleicht ins Irre schweift. Leider aber muß die Kritik die Form dieser Rede durchaus verwerfen, weil sie zu manchem andern: zur Erzählung, zur Romanze, zum Melodram — nur nicht zu einer Rede paßt. Schon eine Rede in einer metrisch-wiederkehrenden Strophe, und in einer so kurzen Strophe! und in einer Strophe mit einem Schlußreim!! Eilf Strophen in folgender Form

a — ∪ — ∪ — ∪ —
b ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
b ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
a ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —
c ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
c ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪

mit dem alle Augenblicke wiederkehrenden Schlußreime klingen fast wie ein Lied und können unmöglich den Eindruck einer rhetorischen, frey und erhaben kadenzirten Rede machen. Das fühlte auch Herr Beschort, er zerstörte so viel als möglich, das allzulyrische des allzuschnell wiederkehrenden Strophchens; aber nun klang auch das Ganze wie eine ungenirte Erzählung, ungefähr so, als ob die Fabel im Fiesko gereimt wäre. Wir haben von bewährten deutschen Meistern der Vorbilder genug zu Theaterreden; um neue Formen zu erfinden, gehört entweder Genie, oder doch tiefe Sachkenntniß und Nachdenken. Vor dieser Rede ward ein Festmarsch gespielt und ein vom Hrn. General-Musik-Direktor Spontini expreß komponirtes Volkslied gesungen. Nun begreifen wir zwar nicht, wie man ein Lied schon Volkslied nennen kann, ehe es ein Volkslied geworden ist und noch weniger, wie man ein Lied noch Volkslied nennen kann, nachdem es sich schon seit Jahren bewiesen hat, daß es Keines werden will; aber genug, das absolut sogenannte Volkslied wurde von einem unzählbaren Personale — fünf, sage fünf, Kapellmeister taktirten!! — ausgeführt und imponirte, nach neuester Taktik, die Masse durch die Masse. So sehr aber auch diese Taktik gelang, so wenig glückte der Tikstak der fünf taktschlagenden Dirigenten; denn darin ist die Natur weiser als mancher Künstler, daß sie überall ein Maximum feststellt, über das nicht hinausgeschritten werden kann. Ganze Nationen kann selbst ein Napoleon nicht auf den Kammerplatz führen; denn eine Schlachtlinie, die Millionen von Soldaten bilden, ist unübersehbar, und eben so wenig zu dirigiren, als es Hunderte von Musikern und Sängern sind, die einen äußerst zusammengesetzten Gesang exekutiren sollen. Denn zu Folge geschah es auch, daß, trotz dem der General-Musikdirektor unten im Orchester den strategischen und die vier Unterfeldherrn, auf der Bühne, den kantischen Takt tapfer schlugen, das Ganze dennoch hin und wieder schwankte und wankte, welches auch von den Nicht-Imponirten sattsam bemerkt wurde, und wird dieses Keinen wundern, dem die Kotzebuesche Uebersetzung des französischen Wortes „imponiren" bekannt ist. Wenn uns bey Betrachtung dieses Kunstwerks eine Konjektur erlaubt ist, so vermuthen wir, daß der ausländische Musiker, von dem man die genaue Kenntniß der schweren und harten deutschen Sprache nicht verlangen kann, sich in dem Ausdruck: „Volksgesang" geirrt habe und das er eigentlich hat „Völkergesang" sagen wollen, um dadurch seine Massen-Angriffe auf das Ohr des Publikums auszudrücken, keineswegs aber hat er einen ordinären Gesang seyen wollen, den das Volk singen soll, da es ja bekannt ist, daß sich dergleichen nicht befehlen läßt.

In dem Theater zu Charlottenburg sang am nämlichen Festtage die ganze Masse der Zuschauer — ohne taktirende Dirigenten und ohne vorhergegangene Proben und Ankündigungen, aus freyer Wahl des Herzens, das auch den wahren Takt dazu schlug — das volksthümliche: „Heil dir im Siegerkranz!" Ueber die gelungene Vorstellung der freundlichen Oper Gretry's: Richard Löwenherz, könnten wir nichts Anderes und Besseres sagen, als was der Referent der Spener'schen Zeitung darüber berichtet, auf welche wir unsere Leser verweisen. Nur darin können wir nicht mit jenem Kritiker einig seyn, daß er die Ausstattung der Oper „angemessen" nennt; er müßte denn das Wort angemessen entweder auf eine gewisse bekannte Handlung des Kostümanfertigers, oder auf die unersättliche Schaulust eines gewissen Theils des Publikums beziehen; denn sonst war es doch gewiß unangemessen, daß man bey Erstürmung der Feste mehrere Ritterpuppen vom Wall herunterwarf, worüber jedesmal ein wiederndes, die Musik übergellendes, Lachen erscholl.

Von neuen Stücken sahen wir hier: Die Liebe zu Abenteuern, Lustspiel in vier Aufzügen, von W. Vogel. Wir wohnten der zweyten Vorstellung bey, und zwar bey ziemlich leerem Hause, müssen aber gestehen, daß, unserer Ansicht und Einsicht gemäß, das Stück diese Ungunst des Publikums nicht verdient. Zwar leidet es — wie das deutsche Lustspiel überhaupt — an Breite; zwar ist es voll unmotivirter Unwahrscheinlichkeiten, und von Charakterzeichnungen ist wieder einmal die Rede nicht. Dagegen aber kann man dem Verfasser die vis comica durchaus nicht absprechen; sie bricht fast in jeder Scene hervor; und was dem Stück einen eigenen Vorzug vor manchem sogar beliebten und belobten gibt, das ist ein Anstrich des Phantastischen, das nur noch ein wenig kunstvollbewußter hervortreten dürfte, um dem Verfasser jede Unwahrscheinlichkeit der Fabel und jede Charakterlosigkeit der Personen zu gute zu halten. Kurz die Umsicht und Sicherheit der Meisterschaft fehlt Herrn Vogel, nicht phantastische Keckheit, die unerläßliche Eigenschaft des deutschen Lustspieldichters, durch welche es ihm fast gelungen wäre, in dem pfiffigen Bedienten des Stücks einen guten lustigen Hanswurst aufzustellen, den unsere matte Komödie so sehr bedarf, so sehr entbehrt. Trotz seiner Breite wurde das Lustspiel von dem nicht allzugebildeten Theil des Publikums gut aufgenommen. Die Darstellung war lebendig. Wir nennen Die nicht, die vortrefflich spielten, weil wir einen Namen dabey auslassen müßten, auf den sonst nur Lob gehäuft wird. Galanter kann ein Recensent nicht seyn.

Nro. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. September 1823.

Es sinkt die Wirklichkeit uns mit der Sonne nieder,
Und mit des Mondes Licht geht die Erinnrung auf;
Und Hoffnung lächelt tröstend dann uns wieder
Aus glänzender Gestirne Lauf.

H. Chezy.

An die Vergangenheit.

Den süßen Wonnebecher
Reiche noch einmal mir
Und laß mich nippen
Aus fernem Golde
Meine Freuden ins Herz!

Nur einmal kränze huldig
Wieder die Locken mir,
Wie du sie kränztest,
Da ich als Knabe
Einst dich lächelnd begrüßt!

O laß mich schlummern wieder
Trunken im Liebesarm
Und Wonne saugen
Von Purpurlippen;
Athmen liebend in Lieb!

Ach! einmal lacht die Liebe
Himmlisch dem Menschen nur;
Darum hasche Jüngling
Die flücht'ge Freude:
Nimmer kehret sie dir!

Daisenberger.

Twm John Catty, der Rob Roy von Wales*).

Während eines schönen Sommerabends gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts verirrte sich ein Ritter mit seinen Knappen im Gebirge der Grafschaft Cardigan. Lange suchten sie vergebens einen Ausgang aus der spurlosen Wildniß, in welche sie gerathen waren; als sie plötzlich aus dem dichten Gebüsch von einer steilen Kuppe herab ein lautes freudiges Jauchzen vernahmen, welches sich nachher oft wiederholte. Sie folgten dem Schall, banden ihre Pferde an einen Baum, und arbeiteten sich von dem freundlichen Mond beleuchtet, mühsam durch das Gestrüppe empor, bis sie an eine offene Stelle kamen, wo sie eine Truppe von ungefähr 80 Männern um eine wohlbedeckte Tafel hergelagert erblickten. Ein junger Waidmann von ernstem aber angenehmem Aeußern stand an einem Ende derselben und horchte den lustigen Tönen eines Harfners, welcher zu seiner Rechten saß.

„Willkommen, ihr Herren," rief der junge Mann den Fremdlingen entgegen, „ihr kommt als Freunde oder Feinde — ein Schwert mit uns zu messen oder einen Becher zu leeren: Twm John Catty ist auf Beydes gefaßt."

„Wir sind friedliche Reisende," sagte der Ritter, „und bitten bis zum Morgen um eure Gastfreundschaft."

„So setzet euch denn," sagte der Jüngling, welcher der Befehlshaber der Bande zu seyn schien — „und du Hoel," sich zum Harfner wendend, „spiele uns ein Willkommen im Walde auf!" Der Harfner gehorchte. — „Hätte ich doch nicht geglaubt," sagte der Ritter nach einer Pause, „daß ich, ehe ich nach Bala käme, die Harfe im Gebirge von Cardigan tönen hören sollte." — „Ihr geht nach Bala," sagte der Räuber, „und wisset wohl nicht, daß

*) Abgekürzt aus dem Innkeepers Album.

Harry von England dort in der Nähe ist?" — Der Ritter schien erstaunt. „Aber sind nicht Mortimer und die Percy's dort am Rande des Sees gelagert und warten meiner — ich wollte sagen, Glendower's Ankunft!" — Glendower„ Herr Ritter?..... Zur Gesundheit, zur Gesundheit, meine lustigen Kumpanen; die Zeiten der Wunder sind zurückgekehrt, denn der fürstliche Glendower sizt am Tische eines Räubers!" — „Es ist wahrlich ein Wunder," erwiederte der über die unvermuthete Entdeckung bestürzte Ritter; „indessen, obgleich das Gerücht viel Böses von euch sagt, müssen euch euere persönlichen Mißhandlungen und die Gesezlosigkeit der Zeit entschuldigen." — „Ja wohl bin ich mißhandelt worden — aber ich habe mich auch gerächt. Es sind jezt drei Jahre, da schien jener blasse Mond auf die schmucke Feldbinde des Roderich Arnaza; sein Federbusch flog im Wind, und die Sterne spiegelten sich in seinem hellen Harnisch — aber der Krieger liegt todt auf den Zinnen von Cerig-Cennan." — „Bey der Messe, es war eine kühne That!" — „Ja, aber merkt den Erfolg: König Heinrich vernahm seines Günstlings Tod, und stand in der Halle meiner Vorfahren wie der Sturmgeist von Cader Idris (der Bote des Unheils) in seinem wolkigen Palast der Stürme. Er machte mich," fuhr der Jüngling mit tiefem aber unterdrücktem Schmerze fort, „eben vater- und mutterlos auf Erden, und trieb mich hinaus auf die Matten, wo nur der Himmel mein Obdach ist. — Und jezt, da ich euere Neugierde befriedigt, sagt mir auch, wo ihr morgen hin wollt? — Glendower führte ihn auf die Seite, und entdeckte ihm seine verrätherische Verbindung mit den Nord-Engländern, und seine Absicht, am morgenden Tag mit seinen Untersassen bey Wala zu denselben zu stoßen; auch drückte er seinen Wunsch aus, daß der Räuber ihn begleiten wolle. Cattv, dem es eben so sehr um Abenteuer als seinen Gesellen um Raub zu thun war, willigte ein; und nachdem sie über die Bedingungen einig geworden, begaben sie sich zur Gesellschaft zurück; und nach einiger Zeit legten sich alle zur Ruhe nieder.

Mit dem ersten Grauen des Tages weckte sie der Schall des Hifthornes, und Glendower und sein Knapre fanden ihre Pferde bereits gesattelt, und ein reichliches Frühstück auf dem Tische. Dieses war bald verzehrt, und die Reisenden fanden sich auf dem Wege, doch nicht eher als bis der Ritter seinen neuen Verbündeten noch in's Ohr geraunt — erinnere dich! — Johann Thomas der Sohn Catherinens (die alte Weise in Wales zur Bezeichnung von Familiennamen), den ich meinen Lesern so plözlich vorgeführt, war ein junger Waliser von adelicher Familie und warmem Blute. Seine Vorfahren, welche lange in der Nachbarschaft von Lampeter gehauset, waren wegen ihrer Abneigung gegen die Engländer bekannt. Ihre Nachkommen ererbten dieselben Vorurtheile; und Johann war schon als Knabe ein Liebling aller Klassen. Als er das Mannesalter erreichte, machte er sich durch seinen Haß gegen Roderich Aranza, eines Lieblings des Königs Heinrich IV. bemerkbar, welcher im Schlosse Cerig-Cennan hauste. Der Streit entstand dadurch, daß der Höfling einen hastigen Ausdruck des Jünglings über die englische Regierung als die Erklärung eines Verräthers berichtete. Demzufolge wurden seine Güter zu Lampeter eingezogen, und Roderich, dem die Ausführung der Acht übertragen war, bemächtigte sich der Schwester seines Feindes als Geisel, und besezte das Schloß mit seinen eigenen Mannen. Der junge Edelmann war eben in Penman-Mawr, hatte aber kaum das Vorgefallene vernommen, als er seine Untersassen sammelte, und Aranza in seiner eignen Feste belagerte. Dieser hielt vermittelst eines geheimen Ganges, wodurch er mit der Nachbarschaft in Verbindung blieb, eine lange Belagerung aus. Der Gang ward aber bald entdeckt, und Aranza ließ in seiner Wuth Johanns Schwester lebendig einmauern und verschmachten. Dieß trieb des Bruders Haß aufs Höchste; er stürmte, griff seinen Feind persönlich an, und erschlug ihn auf den Zinnen seiner Burg. — Heinrich rächte den Tod seines Günstlings furchtbar. Er nahm mit überlegener Macht dessen väterliches Schloß, ließ seinen Vater und seine Mutter als Rebellen hinrichten, und verheerte sein Eigenthum mit Feuer und Schwert. Der Jüngling, welcher diesem gewaltigen Strom nicht zu widerstehen vermochte, floh mit einigen Getreuen ins Gebirge; nahm die Benennung Twm John Catty an, und rächte an der ganzen Menschheit die Uebel, die er von einigen erfahren. In dieser heillosen Beschäftigung verfinsterte sich sein von Natur heiteres Gemüth, und aus dem lustigen Edelmann ward ein abgehärteter Räuberhauptmann.

So hatte er drey Jahre gelebt. Inzwischen hatte der englische Monarch den Aufruhr gedämpft, und das Land einer kurzen Ruhe überlassen. Jezt fing der Räuberhauptmann an allgemeines Schrecken zu verbreiten; denn mit seinen kühnen Waldmännern an der Seite, plünderte er Dörfer, brandschazte Klöster, und gab den Armen, was er den Reichen entzog. Indessen erlaubte er sich keine Grausamkeiten; und ein roher Scherz sehnte gewöhnlich den beraubten Reisenden einigermaßen mit seinem Verluste aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ersteigung der höchsten Gebirge.

Der Britte Friedrich Clissold, dessen Ersteigung des Montblanc am 18. August 1822 das Morgenblatt (1822, Nr. 280, 281) erzählt hat, ließ seither eine umständlichere Beschreibung seiner Bergreise drucken (Narrative of an ascent etc. London 1823. 8.), die mit einem

merkwürdigen Anhange begleitet ist, welcher vergleichende Betrachtungen der physiologischen Ergebnisse der bisher bekannt gewordenen Ersteigungen der höchsten Gebirge enthält.

Von diesen soll hier die Rede seyn; der Ersteigung des Montblanc hingegen gedenken wir einzig noch, um denen, die zu solchem Wagestück Gelüst fühlen möchten, die Warnung zu Gemüthe zu führen, welche der Professor Pictet in Genf, aus Veranlassung eben dieser Clissoldschen Erzählung, an sie ergehen ließ (Bibl. univ. Juin 1823. S. 154.) „Der Britte frägt (sagt Hr. Pictet): ob sein beabsichtigter lebensgefährlicher Versuch, auf dem Gipfel des Berges zu übernachten, auszuführen räthlich sey? Wir wollen lieber die allgemeiner ausgedrückte Frage stellen: ob die lebensgefährliche Ersteigung des Montblanc räthlich sey? Und wir beantworten dieselbe mit Nein! Die einzig hinlänglich begründete Ersteigung des Berges war diejenige von de Saussure. Die von ihm den Naturforschern übrig gelassene Aehrenlese kann die Gefahren nicht aufwiegen, welche Hr. Clissold als unvermeidlich eingesteht. Wir sind übrigens geneigt, sein Wagestück mit der Hoffnung zu entschuldigen, es dürften seine offnen und naiven Geständnisse, die Lust des Montblancbesteigens den Liebhabern verleiden, den gelehrten wie den ungelehrten, und selbst denen auch, die nur hingehen möchten, um sagen zu können, sie seyen dort gewesen. Wofern der Mißkredit solcher Ersteigungen das endliche Ergebniß seiner Unternehmung seyn sollte, so verdiente dieselbe alsdann eine nützliche und philantropische genannt zu werden; träte das Gegentheil ein, so wäre sein Gelingen mehr zu bedauern als zu rühmen. Die Namen und Zeitbestimmungen derer, denen bisher gelungen ist, den Gipfel des Montblanc zu ersteigen, sind inzwischen folgende:

1.	Der Dr. Paccard und J. Balmat, der Führer.	8. Aug.	1785
2.	De Saussure.	3. —	1787
3.	Der Oberst Beaufoy.	9. —	—
4.	Hr. Woodley.	5. —	1788
5.	Der Baron Doorthesen und Hr. Forneret.	10. —	1802
6.	Hr. Rodez.	10. Sept.	1812
7.	Der Graf Malezeski.	4. Aug.	1818
8.	Der Dr. Rensselair und Hr. Howard	12. Jul.	1819
9.	Der Kapitän Undrell.	13. Aug.	—
10.	Hr. Clissold.	19. —	1822

* * *

Seinen vergleichenden Betrachtungen über die physiologischen Ergebnisse von den Ersteigungen der höchsten Gebirge läßt Hr. Clissold eine Uebersicht der merkwürdigsten, zugänglichen oder nicht zugänglichen, aber genau bestimmten, Berghöhen vorangehen. Es ist folgende:

Durch Messungen gekannte Höhen.

	Englische Fuß*) über dem Ocean.
Himalaya-Kette.	
Höchster Pic	25,749.
Jamnautri	21,155.
Anden-Kette.	
Chimborazo	21,451.
Pichincha	16,014.
Gemachte Uebergänge im Himalaya-Gebirge.	
Bamiaru (Paß)	15,447.
Der Nitee Ghaut	16,814.
Zwey Pässe über das Himalaya-Gebirge in die chinesische Tartarey	17,598. 18,871.
Anden-Gebirge.	
Von den Incas geöffneter Paß durch die Anden	16,000.
Auf dem Quindiu	11,500.
Hohe Plattformen.	
Niedrigste Ebene von Thibet	14,924.
Ebene von Quito	9,600.
Ebene von Tapia beym Chimborazo	9,700.
Linie des ewigen Eises.	
Auf dem Himalaya, die niedrigste auf der Nordseite	17,000.
Auf dem Chimborazo	15,746.
Auf den Alpen	8,300.
Relative Höhen.	
Der höchste Pic vom Himalaya-Gebirge, über den Thibet-Ebenen	10,800.
Chimborazo, über den Ebenen von Tapia	11,700.
Pichincha, über Quito	6,400.
Montblanc, über Chamouni	12,300.
Ausgeführte Ersteigungen.	
Der höchste vom Lieutenant Gerard erreichte Punkt am Himalaya-Gebirge	19,411.
Derjenige am Chimborazo von Humboldt	19,374.
Gipfel des Montblanc	15,662.
Aeronautische von Gay-Lussac	23,040.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der englische Fuß ist $\frac{1}{13}$ kleiner als der französische. Fünfzehn Pariser Fuß machen fünfzehn Englische.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im August.

Unter den folgenden Gastdarstellungen des Herrn Beschermann war die Darstellung des Geheimrath Seegers in Iffflands fast vergessener Erinnerung von großem Ver-

dienst; eine lebendige Charakteristik, wie wir sie seit langer Zeit nicht gesehen. Hr. Vespermann schilderte uns hier mit großer Konsequenz einen geldstolzen Gourmand, dem Essen in vornehmer Gesellschaft über Alles geht, und der in den plumpen Ausdrücken seines Zorns seine Gemeinheit höchst komisch zu Tage legt. So selten dergleichen Charaktere in dem gegenseitigen Verhältnisse heut zu Tage geworden seyn mögen, und so stark Iffland diesen Charakter in Carrikatur gezeichnet hat, so eingreifend und belebend wirkte die Schilderung, die Hr. V. mit aller ihm zu Gebote stehenden mimischen Gewandtheit ausstattete. Uns wird sie in angenehmer Erinnerung bleiben. Herr Genast, welcher jezt mit großem Recht im Schauspiel sich das Fach der ältern Charaktere wählt, gab einen sehr lobenswerthen Versuch dieser Art in der Darstellung des Wardam. Bey mehrerer Uebung wird sich auch das Rauhe und Harte in den Bewegungen, welches junge Männer anfangs immer in der Darstellung älterer Charaktere haben, abschleifen, und die Erscheinung, die Milde, Mäßigung und eigenthümliche Anmuth gewinnen, welche das reifere Alter bey gediegenen Charakteren, wie jener, erzeugt. Am meisten vermißten wir dieß noch in der Scene des Wardam mit dem Geheimerath. Iffland hat, wie es mir scheint, den Menschen, der innerlich vornehm und reich in allen seinen Aeußerungen zeigt, daß er durch äußern Glückswechsel nichts von seiner Würde verloren hat, einem Menschen gegenüber stellen wollen, welcher innerlich gemein, nur nach dem Scheine von Vornehmheit strebt, der einem reichen geselligen Gourmand anzunehmen nicht schwer fällt, und überall, wo sein cholerisches Temperament gereizt wird, sich in seiner vollkommenen Blöße zeigt. Hier sollte nun, dünkt mich, der Darsteller des Wardam durch eine würdige, den Geheimerath sogar ein wenig genirende Haltung, welche unbeabsichtigte Aeußerung des innern Werthes ist und durch die Lage des hülfesuchenden Freundes gar nicht gestört wird, jenes Verhältniß beyder Charaktere mehr ins Licht stellen, und weniger durch eine absichtliche Hervorhebung derjenigen Sentenzen, in welchen häufig jener Dichter seine Intention allzu offen aussprach, als durch die ganze Erscheinung, Aeußerung und konsequente Durchführung seiner Aufgabe wirken. Daß der Charakter sich von einer andern Seite, nämlich in Hinsicht seiner Gutmüthigkeit nicht genug aus Fläche hervorhob, lag in der vergriffenen Darstellung seiner Gattin, welche stets in weichen Tönen jammerte und klagte, statt daß sie die Schärfe sonst gutgesinnter Weiber haben soll, die in entgeistertem Eifer für Ordnung und Oekonomie oft hart und verletzend wirken können. Von diesem schmälenden Eifer, in dessen Gegensatz die reine und arglose Gutmüthigkeit des Mannes erst vollkommen hervortritt, war keine Spur zu finden. Und doch beruht ein sehr wichtiger Moment dieses Charakters einzig darauf; der nämlich, wo die Frau in Gegenwart ihres Bruders auf Rechenschaft wegen des fehlenden Kapitals dringt, so daß dem Manne endlich doch seine Geduld ausgeht und er ihr im entschiedenen unwilligen Tone zu sagen hat: Rede nicht mehr davon; ich befehle es dir! Es versteht sich, daß nun Hr. G. von diesem Ton durch Schuld jener Darstellerin gar keinen Gebrauch machen konnte.

Die nächste Darstellung der Madam Vespermann war die der Agathe im Freyschütz. Es ist dieß eine Parthie, welche einfach und anspruchlos vorgetragen werden muß — ist dieß nicht, so gibt man ihr einen fremdartigen Zusatz auf Kosten des Dichters und Tonsetzers. Madam Vespermann vermied allen Schmuck und gab diese Parthie in Spiel und Gesang gleich natürlich und einfach. Die kleine Cavatine im dritten Akt: Ob auch die Wolke ꝛc. war das Vollendetste derselben; auch haben wir mehrere Stellen im Schlußfinal noch nie so kräftig herausheben hören. Da es indessen in dieser Parthie auch Stellen gibt (in der Scene und im Terzet), welche ein Paar höhere Töne, die nur schwach in der Scale der Mad. V. liegen, in größerer Stärke fordern, so möchte ich diese Parthie dennoch nicht für die günstigste zur Gastdarstellung für Mad. V. halten.

Wegen mehreren Störungen im Repertoir gab darauf Hr. Vespermann den vorher nicht angekündigten Rhamses in Sappho. Das Interesse in diesem Stück ist eben so schnell gesunken als es früherhin stieg. Auch ich konnte mich, ungeachtet dieser Gastdarstellung, nicht entschließen, das kleine Häufchen der Zuschauer zu vermehren.

Eine der gediegensten Leistungen der Mad. V. war die Darstellung der Desdemona in Rossinis Othello. Sie entwickelte darin die ganze Kraft und Fülle ihrer schönen Stimme und die Energie eines eben so ausdrucksvollen als geschmackvollen Vortrags, der auch die Gesangsweise, welche der Komponist hier fordert, in freyer Eigenthümlichkeit aufzufassen versteht. Dieser Vortrag wird durch ein ernstes und die Situationen würdig ausdrückendes Spiel begleitet, und also Alles das geleistet, was die Oper fordern kann und weit mehr, als sonst häufig geleistet wird. Die zarte, von geheimer Ahnung durchwebte, Romanze im dritten Akt, und die Preghiera wurde so zart und ausdrucksvoll, wie die effektvolle Scene des zweyten Akts und die kräftigen Stellen dieser Parthie in den mehrstimmigen Stücken (ich erinnere z. B. an den einzig schönen Vortrag der Stelle: Kannst du dein Kind verstoßen), kräftig und nachdrucksvoll vorgetragen. Hier muß ich nun unser Publikum der Kälte beschuldigen, indem ich bemerkte, daß jene Romanze ganz ohne alle Regung des Beyfalls aufgenommen wurde. Was verdient Beyfall, wenn es dieser so einfache und rührende Vortrag nicht verdiente? Und sollte man wirklich auf das Feuer des Beyfalls, mit welchem die südlichen Völker solche Leistungen aufnehmen, vornehm herabsehen dürfen, wenn man ein Paar hohe Töne, Ausführung von Schwierigkeiten, die weit weniger das Ohr erfreuen als Anstrengung kosten, und abgedroschene Tiraden und Manieren, welche durch ein Paar Oktaven hindurchgehen — kurz meist nur das Extensive fast immer nur mit lautem Beyfall aufnimmt, dem intensiven Schönen aber, was in sich und seiner Art vollendet ist, so wenig Antheil schenkt? Ich weiß wohl, daß solche Bemerkungen auf das Publikum keinen unmittelbaren Einfluß äußern können, aber ich weiß auch, daß dieselben sehr geeignet sind, die Anmaßungen derer zu beschränken, welche die laute Stimme des Publikums zum Maßstab der Beurtheilung und das unsrige zum Tribunal des guten Geschmacks zu erheben — deßhalb sezte ichs hinzu. Das allgemeine Geschwätz aber, welches sehr ernsthaft die Frage zu beantworten sucht, wenn und wie man Beyfall geben solle, d. h. nach welchen Regeln man sein Gefühl äußern solle, — scheint uns keiner Rede werth zu seyn.

Hierauf machte uns Mad. V. das Vergnügen, die Müllerin zu wiederholen. Das Reizende dieser Darstellung wurde durch das größere Vertrautwerden der Künstlerin mit unserer Bühne und durch unsere genauere Bekanntschaft mit der Parthie erhöht. Was die bekannten Variationen anbelangt, welche Mad. V. über das Lied: Mich fliehen alle Freuden ꝛc., so vorzüglich vorträgt, so muß ich gestehen, daß ich sie monoton und insofern nicht ganz günstig für die Sängerin finde, weil sich die Figuren in denselben nicht genug von einander unterscheiden und absondern.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. September 1823.

— — Ob's wahr
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bey weitem nicht so mühsam sey,
Auf diesen Berg herauf zu steigen, als
Herab? — Denn seht, so viel ich Berge noch
Bestiegen bin, war's just das Gegentheil.

Recha in Lessings Nathan.

Die Ersteigung der höchsten Gebirge.

(Fortsetzung.)

Die eigenthümlichen Empfindungen, welche man auf hohen Gebirgen fühlt, lassen sich auf drey Erscheinungen zurückbringen: das schwierige Athmen, die große Ermüdung und die Kälte.

Herr Moorcroft bezeugt (Asiatic researches, Vol. XII.), sein Athemholen sey etwas unterhalb Nitee Ghaut, 16,824 Fuß über der Meeresfläche, und zunächst bey einem Dorfe, das jenen Namen trägt, schneller geworden, so daß er alle vier bis fünf Schritte stillestehen mußte. Er verspürte auch Schwindel und Kopfschmerz. Beym Ansteigen der Ghaut vermehrte sich die Schwierigkeit des Athmens, er fühlte Druck, Neigung zum Schlaf und eine Beklemmung, die ihn viel und tief seufzen machte.

Auf der nämlichen Höhe verspürte der Kapitän Webb ein gleich beengtes Athmen; und er fügt hinzu, auch Pferde und Yaks (die thibetanischen Ochsen) seyen davon nicht frey geblieben.

Auf dem Wege über den Col von Bamsooroo, welcher über eine der Höhen des Jumnotree führt, verspürte der Kapitän Fraser eine außerordentliche Ermüdung, Beklemmung und Uebelkeiten; er schreibt diese Empfindungen der verdünnten Luft zu. Es wehte ein kalter Wind (Frasers Journal, S. 449). Dabey bemerkt er, die Personen seines Gefolges, obgleich Thalbewohner, seyen minder angegriffen gewesen, als die Bergbewohner selbst, und die Europäer überhaupt weniger, als die Landeseingebornen.

Der Kapitän Hodgson sagt, er habe auf gewissen Anhöhen eine Schwäche verspürt, die er den Ausdünstungen von Pflanzen zuschreibt, und welche die Eingebornen von einer schädlichen Luftbeschaffenheit herleiten; jene Gefühle verschwanden aber, als er die Schneeregion erreicht hatte, und es blieb einzig nur das Bedürfniß übrig, im Gehen öfters stille zu halten, um Athem zu schöpfen. (Asiat. Res. XV. S. 111.)

Herr v. Humboldt fühlte sich auf dem Chimborazo sehr angegriffen von der dünnen und zugleich durchdringend kalten Luft; sein Athmen war beschwerlich, und das Blut drang ihm aus Augen, Lippen und Zahnfleisch.

Aehnliches verspürte de Saussure auf dem Gipfel des Montblanc. Er konnte nicht über fünfzehn bis sechszehn Schritte thun, ohne stillzustehen um Athem zu holen, und ohne von Zeit zu Zeit niedersitzen zu müssen. Seine Führer waren mehr und weniger im gleichen Fall; sein Puls, wie der ihrige, war bedeutend schneller. Wofern er sich vollkommen still hielt, verspürte er einzig nur einen leichten Druck in der Herzgegend; bey der geringsten moralischen oder physischen Anstrengung hingegen mußte er einige Minuten keuchen. Seinen Führern ging es eben so.

Der Lieutenant Gerard hat auf seiner dreymaligen Ersteigung des Himalaya-Gebirgs, zu 16,920, 18,493

und 19,411 Fuß über der Meeresfläche, er und seine Begleiter, überaus große Ermattung, Schwäche und heftige Kopfschmerzen verspürt. Seinen Ersteigungen waren zehn- bis zwölfstündige Tagereisen, mehrere Wochen anhaltend, vorausgegangen. (Transact. der geolog. Ges. Neue Reihe. Th. I.)

Die Reisenden auf den Pitchincha und nach Pambamarca, im Jahr 1745 (August), litten viel durch Frost und schlimme Witterung; sie klagten auch, doch nicht allgemein, über erschwertes Athemholen.

Der Doktor Heberden und Herr v. Humboldt, die beyde den Pic von Teneriffa, zu 12,358 Fuß über dem Meer, erstiegen haben, melden nichts von erschwertem Athmen, und Herr Cliffold bezeugt von sich selbst, er hätte, seinem Gefühle nach auf dem Gipfel des Montblanc, sich für fähig gehalten, noch etliche tausend Fuß höher zu steigen.

Noch andere Beyspiele mehr übergehen wir, um zur Würdigung der vermuthlichen Ursache dieser Erscheinungen zu schreiten. . . Zunächst weiß man durch Versuche mehrerer Naturforscher, daß die verschiedenen Bestandtheile der atmosphärischen Luft sich in gegenseitig gleichen Verhältnissen auf allen Höhen, wo sie geprüft worden sind, erzeugen: auf dem Montblanc von de Saussure; im Luftball von Gay-Lussac zur Höhe von 23,040, und von Garnerin zu derjenigen von 4280 Fuß.

Dalton, Gay-Lussac und Seguin fanden, daß die Luft, welche in verschlossenen Zimmern vielen Menschen zum Athmen gedient hatte, nur ungefähr einen Hunderttheil Kohlensäure enthielt. Die atmosphärische Luft, welche nicht eingeathmet worden ist, enthält davon nur ungefähr einen Tausendtheil ihrer Masse. Dem Daseyn dieses Gases können also die verspürten Unbehaglichkeiten nicht zugerechnet werden. Hingegen, glaubt Herr Cliffold, es sey einleuchtend, daß nach Maßgabe, wie die Luft dünner wird, sie in gleicher Masse weniger Sauerstoff, als die dichtere Luft enthält, und daß das Athmen schneller oder tiefer geschehen muß, wenn die Ausscheidung des Kohlenstoffs (decarbonisation) vom Blute durch den Sauerstoff, in der dünnen Luft gleichmäßig wie in derjenigen von gewohnter Dichtheit, geschehen soll.

Weil, verhältnißmäßig zum höhern Ansteigen, die Muskelkraft sich vermindert, so geschieht der mechanische Theil des Athmens, das will sagen, die Erweiterung der Brusthöhle mittelst der Rippenmuskeln unvollständiger; die Lungen dehnen sich weniger aus, sie empfangen weniger Luft, und das mangelnde muß durch öfteres Einathmen ersezt werden.

Herr Cliffold ist inzwischen geneigt, die obbemerkten Erscheinungen vorzugsweise der größeren oder geringeren Kraft, welche das Individuum bey der mühsamen Anstrengung des Steigens darthut, zuzuschreiben. Darum vermindern sich oder verlieren sich auch diese Erscheinungen beynahe gänzlich, wenn man auf Pferden oder Maulthieren die Höhen ersteigt. Darum haben Humboldt und Heberden, die auf solche Weise den Pic von Teneriffa erstiegen, keine Unbehaglichkeit verspürt.

Dieser Meinung widerspricht nun aber, was Herr Pictet von sich selbst bezeugt (Bibl. univ. Juillet 1823.): auf zwey Besuchen des Buetgletschers (ungefähr 1500 Toisen über der Meeresfläche) hat er ein anhaltendes Uebelseyn, so lange er auf der Höhe blieb, verspürt, obgleich er dieselbe ohne große Ermüdung erstiegen hatte, und die Unbehaglichkeit verschwand hingegen alsobald, nachdem er zu minderer Höhe niedergestiegen war; dieselbe hätte, der Meinung des Herrn Cliffold zu Folge, bey nun stärkerer Ermüdung sich eher vermehren sollen. In noch stärkerem Widerspruch steht damit aber, was Herr Gay-Lussac auf seiner Ersteigung im Luftball, die mit gar keiner Ermüdung verbunden ist, verspürt hat: das merklich erschwerte und schnellere Athemholen nämlich und der schnellere Puls.

(Der Beschluß folgt.)

Von John Cotty, der Rob Roy von Wales.

(Fortsetzung.)

Jezt aber war Wales aufs Neue durch den Ehrgeiz des Grafen Mortimer und die rastlose Thätigkeit Glendowers beunruhigt. Sie hatten sich mit den Percy's von England vereinigt, und die Rebellen waren eben am See Bala, dem König Heinrich gegenüber, gelagert, als Glendower sich auf dem Wege zu ihnen im Gebirge verlor, und im Vertrauen auf Cotty's Haß gegen die Engländer, sich diesen zum Verbündeten machte.

Sobald der Ritter sich mit seinem Knappen entfernt hatte, machte er seine Gefährten mit dem von ihm geschlossenen Vertrage bekannt, welcher ihnen reiche Beute vom Feinde, und Vergessenheit ihrer Vergehungen von Seiten ihrer Landsleute verhieß. Die Aussicht auf Beute machte indessen den meisten Eindruck auf sie; sie willigten ein, und des Abends brach die ganze Bande auf, um sich ins Lager zu begeben. Nicht weit von demselben rief der bekannte Schall des Hifthorns die Bande um den Führer zusammen, und sie zog ins Lager ein, wo sie von Mortimer, Glendower, Hotspur, Percy, Vernon und Worcester aufs freundlichste bewillkommt wurde. Um dem Räuberhauptmann einen Beweis von ihrem Zutrauen auf seinen Muth und seine Geschicklichkeit zu geben, schlugen sie ihm vor, er solle sich ins englische Lager begeben, und dessen Stärke ausspähen. In diesen Vorschlag willigte der Kühne freudig ein, wickelte sich in einen dunkeln Mantel,

warf sich in ein Boot, und ruderte ganz allein dem Lager zu, welches auf der andern Seite des See's stand. Der Mond schien noch, als er das Ufer erreichte, und die weißen Zelte vor sich erblickte, in welchen Alles im tiefen Schlummer zu liegen schien. Endlich verschwand das himmlische Licht, dicke Wolken bedeckten die Erde mit Finsterniß, als der König, dessen schuldbewußtes Gewissen ihn nicht schlafen ließ, sein Zelt öffnete und in die Finsterniß blickte. Bilder der Vergangenheit drängten sich vor seine erweichte Seele, er gedachte des jungen walliser Edelmanns, den er durch seine schrecklichen Mißhandlungen zur Verzweiflung getrieben, und er schauderte, als plötzlich eine dunkle Gestalt neben ihm stand und mit hohler Stimme rief: „Harry von England! Die Stunde der Rache ist erschienen. Eile, ergreife dein Schwert, denn, bey Gott dem Lebendigen! einer von uns muß heute fallen!" — „Du wirst mich doch nicht ermorden wollen?" sagte der erschrockene Monarch, indem er die finstern Züge des Geächteten erkannte. — „Dich ermorden? rief dieser; nein! obgleich du mir weder Brod noch Heimath, weder Freund noch Verwandten gelassen hast, so mag ich doch keinen Unbewaffneten ermorden." Der steigende Ton seiner Stimme erregte die Aufmerksamkeit einer Schildwache, welche vor dem Zelte auf- und abging. Sie machte Lärm, und ein Haufen Soldaten flog herbey. Der junge Mann vernahm das Geräusch und entfloh. Die Soldaten folgten ihm zum Ufer; aber schon war der Flüchtling im Kahn und auf dem Wege zum walliser Lager zurück.

Am Morgen kam es zur Schlacht. Tapfer fochten die Waliser, am tapfersten Owm John Catty mit seinen Männern, angespornt von seinem Rachgefühl, und den ermunternden Gesängen seines Harfners, der mitten unter den Harfnern des Vaterlandes, die sich auf einem benachbarten Felsen versammelt hatten, am lautesten die Kämpfer von Wales zur Ausdauer rief. Aber Hotspur Percy fiel, durchbohrt von dem gewaltigen Schwert des Prinzen von Wales: die Northumbrier wichen, und die Waliser zogen sich mit ihrem Führer, Glendower, nothgedrungen ins Gebirge zurück, während Catty, der für jetzt wenigstens die Sache seines Vaterlandes ohne Hoffnung sah, sich mit den Seinigen wieder in seine alten Schlupfwinkel in Cardigan warf.

Nachdem der König von England die Rebellion völlig unterdrückt, stellte er im ganzen Lande Truppen aus, in der Hoffnung, Glendower's und Catty's habhaft zu werden, gegen welcher er, seit dem Zusammentreffen im Lager, einen unauslöschlichen Haß hegte. Catty mußte sich demnach eine Zeitlang ruhig verhalten, und mit den Erzeugnissen der Jagd zufrieden seyn. Aber diese Hülfsmittel gingen bald aus, die Männer murrten, und selbst der Anführer fühlte die Wirkungen der Langeweile, daher schlug er in einer ihrer nächtlichen Versammlungen einen Streifzug gegen die Abtey Talley vor, welche im Rufe des Reichthums stand, und allgemeiner Beyfall krönte den Vorschlag.

Eben warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf die Zinnen der Abtey, als man dem Abt einen müden Fremden vorführte, welcher die würdigen Brüder alle beym reichlich besetzten Tische fand. „Pax vobiscum!" sagte der Fremde. — „Benedicte, mein lieber Sohn!" erwiederte der fette Abt mit erkünstelter demüthiger Würde. „Was ist dein Begehr?" — „Ehrwürdiger Vater, ich bin matt vom langen Fasten, und möchte gern von der Speise kosten, die so einladend vor mir steht." — „Weißt du nicht, mein Sohn, daß nächtliche Erfrischungen nur für die Auserwählten sind? So gehe denn, und der Geist der Demuth sey mit dir!" — „Ich werde ihn nicht zurücklassen, fürchte ich." — „Apage, apage, du unverschämter Bursche! Aber gehe nur, denn wisse, ein voller Magen ist ein Greuel in den Augen des Herrn." — „Nun, ich muß es darauf wagen!" rief der Fremde und stieß ins Horn. In demselben Augenblick füllte sich der Saal mit Bewaffneten. „Was meinet ihr nun, hob er wieder an, soll Owm John Catty mit euch zu Nacht essen oder nicht?" — Aber die Klosterbrüder hatten diese Frage nicht abgewartet. Beym Eintritt der Räuber waren alle davon geflohen, und, ehe sie noch die Thüre erreichen konnten, über einander hergefallen, und bildeten jetzt einen lebendigen Mönchberg, der den schweren Abt zum Giebel hatte. Indessen zechten die Waidmänner tapfer drauf los, und Catty, den der Wein erheitert hatte, ließ den Abt zu sich sitzen, und zwang ihn, zu den Saiten des Harfners zuerst ein Kirchenlied, und dann ein Trinklied zu singen, in welchem letztern Fache Se. Hochwürden eben so gut zu Hause zu seyn schien, als in dem erstern. — Als sich die Kumpane auf diese Weise eine Zeitlang lustig gemacht hatten, leerten sie den Schatz des Klosters und zogen unter lautem Jubel ab, den selbst die Excommunikation des Abtes, die ihnen von ferne nachschallte, nicht zu dämpfen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im August.

(Beschluß.)

Die Darstellung des Tancred hatte ich unbedingt für die vollendetste, welche uns Mad. Bayermann gab, insofern als hier Natur und Kunst auf das Gelungenste zusammenwirkten. Die Partie ist der Stimmlage dieser Sängerin vollkommen angemessen; es kostet ihr hier keine Mühe, aus üppiger Kraftfülle strömt Alles hervor und mit spielender Leichtigkeit entfaltet sie den Klang nach Wohlgefallen. Sie hält von Anfang bis zum Ende gleicher Kraft aus, und eine Flamme der Begeisterung loderte in jeder kühnen Wendung, welche die Stimme nahm und

theilte sich den durchaus angemessenen Geberden der wohlgekleideten Gestalt mit, die, ohne an weiblicher Anmuth und Bedeutsamkeit zu verlieren, das Bild eines jugendlichen Helden vor die Einbildungskraft brachte. Ref. hat brave Sänger und Sängerinnen als Tankred gesehen und gehört (z. B. Mad. Waldmüller in Wien, Sign. Tibaldi in Dresden), aber noch nie hatte er bisher diese Parthie so vollendet, und mit so anmuthiger Begeisterung vortragen hören, daß er an dieser Oper einen wahren Kunstgenuß gefunden hätte. Jede Cantilene war kräftig ausgebildet, das Recitativ überall sprechend, jede Verzierung ihrer Stelle angemessen und in schöner Fülle ausgebildet, kein ausgedroschener alter Kreisel darunter. Alles sinnig erfunden und zum schönen Ganzen stimmend, nirgend zu viel oder zu wenig. In den mehrstimmigen Stücken trat der wundersame Schmelz ihrer Stimme ungemein angenehm hervor, ohne andere zu überschreien. Nur bey solcher Stimme und solchem Vortrag läßt sich begreifen, was Rossinis Gesang wirken kann und will. Herr Höfler sang mit ungemeiner, leider unbelohnter, Sorgfalt und richtigem Geschmack die Parthie des Orsir; auch das Mimische war sehr passend. Die übrigen Parthien (Amenaide, Mad. Neumann), selbst die Chöre wirkten ebenfalls zu einer erfreulichen Darstellung. Herr Vespermann machte uns auch in seiner letzten Gastrolle (Hofrath Stahl in Islands Hausfrieden) den Werth einer vollendeten Charakteristik recht fühlbar. Die spielende Leichtigkeit, mit welcher er den humoristischen Charakter entwickelte, mußte allgemein befriedigen und des Künstlers Würdigung für immer bey uns feststellen. Einige Eigenheiten, über welche ich andrer Meinung als der Künstler bin, erlaube ich mir noch hier anzuführen. Die Verlegenheit, in welche der genannte Hofrath immer geräth, wenn er Andern Rede stehen soll, wo er sich auf Abwegen befindet, darf wohl nicht so scharf bezeichnet werden, daß man es für Scherz über seine Lage nehmen könnte. Ein angenehmer Leichtsinn, gegründet auf eine regsame Einbildungskraft und zarten Sinn für das Reizende ist es, der ihn noch in reiferen Jahren auf jene Abwege führt; aber sein reines, der Unwahrheit und Untreue widerstrebendes Herz führt ihn immer zu der würdigen Gattin zurück. Was er fehlt, das fehlt er gleichsam nur in sanguinischer Zerstreuung. So gesinnt, will auch das Mißtrauen gegen seine treffliche Gattin, welcher er einen weit höhern Werth als sich selbst zugesteht, nur schwer in ihm Wurzel greifen. Daraus geht aber auch hervor, daß das erste Auffahren gegen seine verläumdungssüchtige Schwester, als diese ihm den Argwohn gegen seine Frau beybringt, einen so ernsten, heftigen Charakter annehmen muß, daß es den Zuschauern klar wird, nur ein in seiner Tiefe unverdorbenes Gemüth könne beym frevelhaften Angriff auf sein theures Gut so aufgeschreckt und empört werden. Dieser Situation glaube ich, hat Herr V. nicht genug gethan; im Uebrigen hat er uns den mit seinen Fehlern so liebenswürdigen Mann mit aller Mannigfaltigkeit der Farben leicht und liebenswürdig geschildert. Vom Herrn Fabricius, der in demselben Stücke vorkommt, habe ich die Ansicht, daß der Darsteller desselben gar nicht darauf hinwirken darf, ihn komisch zu machen, da er schon ohne alle Zuthat, durch die reine Beschränktheit und Passivität seiner Natur komisch werden muß.

Daß bey der Bühne eingetretene Krankheitsumstände Madam V. verhinderten, als Susanna in Mozarts Figaro aufzutreten, mußten wir sehr bedauern. Statt dieser Oper wurde das Opferfest wiederholt, worin Mad. V. die Parthie der Myrrha vortrug, wovon wir schon gesprochen.

Im Ganzen wird unser Urtheil seyn, daß Mad. V. eine Sängerin ist, welche nicht durch kühne und blendende Leistungen überrascht, sondern durch die tiefer liegenden Vorzüge des dramatischen Gesangs den tiefern Schönheitssinn zu befriedigen versteht.

Am 6. August begann Mad. Brede vom königl. Theater in Stuttgart mit der Darstellung der Königin Elisabeth in Schillers Maria Stuart die Reihe ihrer Gastrollen. Sie war früher bey der Dresdner Hofschauspielergesellschaft durch ihr unvergleichliches Talent im Gebiete der heitern Conversation ein Liebling des hiesigen Publikums, um so verdienstlicher mußte man diese Darstellung aus dem Gebiete der höheren Tragödie finden, da sie ein offenbares Fortschreiten und Erweiterung des künstlerischen Wirkungskreises ankündigte. Eine schwache und bey größerer Anstrengung leicht umschlagende Stimme stellt ihr zwar hier zuweilen im Wege und störte auch in dieser Darstellung ihre Intentionen in mehreren Stellen; aber der gewandte Geist, welchen diese Darstellerin besitzt, überwindet das Ungünstige, und strebt auch hier zu den Ausgezeichneten. Vorzüglich ist es der mimische Theil der Darstellung, in welchem wir große Verdienste der Darstellerin fanden. Diese treten siegend hervor in der Streitscene im dritten Akt, in dem kurzathmigen Monolog des vierten, der mit dem raschen Unterschreiben des Todesurtheils schließt und überhaupt in allen den Momenten, in welchen Elisabeth dem Zuschauer ihre wahre Farbe zeigt. Im Entgegengesetzten (wie gleich in der Audienzscene des zweyten Akts) mochte wohl das Fremde der Umgebung, wie dieß bey ersten Gastrollen häufig zu geschehen pflegt, Schuld seyn, daß die Künstlerin die Repräsentation der Elisabeth etwas zu sehr bezeichnete, und dadurch eine Lebhaftigkeit in die Darstellung brachte, welche dem Charakter und seiner Stellung fremd ist. — Eine schwere Aufgabe hat der Dichter unter andern dadurch in diese Rolle gelegt, daß er Elisabeth sich mit einer, fast alle königliche Würde verläugnenden, Vertraulichkeit dem Mortimer bey seinem ersten Erscheinen am Hofe annähern läßt. Beyde soll die Darstellerin in dieser Scene verbinden, und sie wird es nur dann, wenn sie die ersten Worte derselben „Ihr zeigtet einen kecken Muth ꝛc." fest vor Augen hat, und schon in der unmittelbar vorhergehenden Scene mit diesem Sinne Mortimers Erscheinung auffaßt. Dieß bemerken wir nur beyläufig zur Beurtheilung der Künstlerin. — Noch mehr Einheit und Ruhe fand ich in der Lady Milford, und statt leerer Deklamation, die man in dieser Rolle heutzutage meistens wahrnimmt, Wahrheit und Haltung durch mimische Sicherheit getragen. Die Rolle der Elisabeth in Holbeins drey Wahrzeichen, so wie die Madam Sylbey im lezten Akt und endlich der Schauspielerin in dem Beruf zur Kunst bot der Künstlerin neue Gelegenheit dar, ihre mimische Gewandtheit mit viel Laune zu entwickeln; aber in der ersten Darstellung war die Wirkung einer Parthie gegen die fremde Künstlerin zu offenbar, als daß das eigenthümliche Verdienst, welches sich in einzelnen Scenen Anerkennung erzwang, recht hätte hervortreten können, da die Einwirkung der Befangenheit doch unmerklich nachtheilig wird. Ueber die Darstellung der Gräfin Orsina, bey welcher ich nicht anwesend seyn konnte, habe ich Kenner vom ersten Rang ihre große Zufriedenheit aussprechen hören. Sie lobten die reine Auffassung wie die Virtuosität in der äußern Darstellung als sehr ausgezeichnet. Zum Schluß will ich bemerken, daß Herr Emil Devrient in diesem Monat seine Antrittsrollen gab. Eines Urtheils über dieselben will ich mich darum enthalten, weil ich weiß, daß die Nöthigung, mehrere bedeutende Aufgaben in kürzester Zeit zu leisten, einem Schauspieler, der noch in dem Vorrufe der Kunst steht, eben so lästig als nachtheilig seyn kann.

A. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 71.

Nro. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. September 1823.

Es flehe nur Keiner
Vom Unglück geschlagen:
Er rufe nicht laut;
Ha, Rache! Rache!
Ha, schaffet Grimmen mir Recht!
Wehklagen wird hier
Ein Vater, und so
Die frischverwundete Mutter auch dort;
Denn es stürzet zusammen
Der Pallast des Rechts.

Aeschylos in den Eumeniden.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Am 7. März erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß zwanzig Kauffartheischiffe, drey spanische Kriegsschiffe, ein portugiesisches von 74 Kanonen, und eine englische Brigg an die von den Franzosen besetzte Küste verschlagen wurden. Die englische Brigg ging mit der ganzen Mannschaft zu Grunde. Die Angst und Verwirrung auf dem Blockschiff übersteigt alle Beschreibung. In den fünf Tagen, in welchen der Sturm dauerte, waren die armen Gefangenen allen Greueln des Hungers, Durstes und der Verzweiflung ausgesetzt. Auf dem Blockschiff, der Souverän, starben täglich 15 — 20 Mann, zu welchen noch 25 andere gerechnet werden müssen, welche sich aus Qual des Hungers in das Meer stürzten und ertranken. Im Ganzen können in dieser Zeit 1200 Gefangene ihren Tod gefunden haben. Gleich nach diesen furchtbaren Scenen ließ die Regierung auf den Blockschiffen bekannt machen, daß für jeden Gefangenen, der zu entfliehen suchen würde, zwey andere auf dem Blockschiff büßen sollten, der Entflohene möge nun wieder gefangen werden, oder nicht. Auf diesen Befehl antworteten die französischen Offiziere mit Würde und mit der Erinnerung, daß sie gegen alles Völkerrecht und mit der schändlichsten Verletzung der Kapitulation gefangen gehalten würden.

Wenige Tage darauf wurden alle auf der zu einem Blockschiff eingerichteten Fregatte, der Hase, zurückgebliebenen Kranken auf das Kriegsschiff, der Rächer, transportirt. Auf der Ueberfahrt trieb sie ein Wind in die Nähe der Stellung der französischen Armee. Erfahrne Seeleute versicherten, man könnte, falls man sich eines Boots bemächtigte, das Land in weniger als fünf Minuten gewinnen. Dieß veranlaßte die Herren Jamet, Artillerie-Lieutenant, Bonafos, Lieutenant der vierten Legion, Drouet, Apotheker, und Doucet, Wundarzt, den Versuch zu wagen. Die zu große Eile bey diesem Unternehmen machte aber dasselbe scheitern. Sie wurden überwältigt und mit Messerstichen ermordet, oder ins Meer geworfen, und als Zielscheibe der Flinten erschossen. Andere, die aus dem Meere lebendig aufgefangen worden waren, wurden einige Tage später auf dem Verdeck erschossen.

Die Leiden und die Verzweiflung der armen Gefangenen waren zu einem so hohen Grade gestiegen, daß sich alle von dem gleichen Entschlusse beseelt zeigten, Alles zur Rettung zu versuchen. Dabey mußte nun aber alle Vorsicht beobachtet werden, welche ihre Lage so dringend erheischte. Am 2. Mai fingen sie an, sich über einen Plan zu einer allgemeinen Entweichung zu verständigen. Am Bord des Blockschiffs befanden sich zwölf Matrosen und acht Seeoffiziere, denen man die Ehre der Leitung der Unternehmung vorbehielt. Unter jeden andern Umständen würde eine solche Unternehmung als Wahnsinn bezeichnet worden seyn, da sie nichts Geringeres zum Ziele hatte, als sich des Blockschiffs selbst zu bemächtigen. Das erste

und wesentlichste Erforderniß war die Verfertigung eines Segels zur Beschleunigung der Fahrt, nach Zerschneidung der Ankertaue. In einer halben Stunde war Alles, was zur Verfertigung eines Segels dienen konnte, herbeygeschafft und im untern Schiffsraum verarbeitet. Dieses Geschäft wurde noch an demselben Tage geendigt, und das Segel im Boden einer leeren Wassertonne versteckt. Indessen, so groß auch die Unruhe und das Verlangen der Unglücklichen zur Ausführung ihres Vorhabens war, hatte sich doch noch kein günstiger Zeitpunkt dazu gezeigt. Die geringste Unachtsamkeit, die leiseste Anzeige konnte den Plan enthüllen, und dieß fand denn auch leider statt. So geheim auch bey Verfertigung des Segels verfahren worden war, so bekam doch ein spanischer Sergeant Wind davon, entdeckte das Segel, begnügte sich aber damit, es blos zerstören zu lassen. Die Entdeckung des Vorhabens brachte eine Uneinigkeit der Gesinnungen bey den Gefangenen hervor; einige waren von Kühnheit und Hoffnung, andere von der Furcht vor der Züchtigung und Rache der Spanier beseelt. Der Verlust des Segels schien die Hoffnung auf immer zu entfernen. Die Gefangenen erwarteten, unverzüglich nach den canarischen Inseln oder nach England eingeschifft zu werden.

Indessen hatten diejenigen, welche zuerst auf den Gedanken an die Entweichung gekommen waren, zum gemeinschaftlichen Glück noch nicht darauf verzichtet, so wie sich ein günstiger Augenblick zeigen sollte; aber sie fühlten, daß die Ausführung nur durch die größte Geheimhaltung möglich wäre. Nur Wenige wurden daher in das Geheimniß eingeweiht und hielten die Fäden des Komplots. Einige Seeoffiziere nahmen, im Verein mit einigen geprüften Landoffizieren, die Leitung des Ganzen über sich. Man kam überein, daß, so wie die Seeoffiziere angeben würden, daß Wind und Fluth günstig wären, die Landoffiziere die Ankertaue durchschneiden sollten. Endlich nahte sich der längst ersehnte Tag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ersteigung der höchsten Gebirge.

(Beschluß.)

Herr Cliffold sucht den Einwurf durch die Unterscheidung von zweyerley Höhenersteigung (der schnellen und der langsamen) zu beantworten. Beym Ersteigen eines Berges fühlt man Ermüdung, aber die Werkzeuge des Athemholens haben Zeit, sich nach und nach an die allmählig zunehmende Verdünnung der Luft zu gewöhnen; steigt man im Luftball auf, so ermüdet man sich nicht, aber die Schnelligkeit des Aufsteigens gestattet auch nicht, daß das innere System sich schnell genug mit der äußeren Wirksamkeit ins Gleichgewicht setze, um jede Unbehaglichkeit zu vermeiden. Somit wäre denn die Unbehaglichkeit des Herrn de Saussure eine Folge der Ermüdung, diejenige des Herrn Gay-Lussac hingegen eine Wirkung des schnellen Uebergangs in dünnere Luftschichten gewesen.

Mehr nur angedeutet, als näher erörtert, wird hier eine Ursache, der man geneigt seyn könnte, den bedeutsamsten Einfluß auf eine der beobachteten Erscheinungen einzuräumen; es ist dieß die nach Maßgabe der Erhöhung in der Atmosphäre erfolgende Ausdehnung der in der Bauchhöhle enthaltenen Luft; eine Ausdehnung, die, indem sie das Zwerchfell emporhebt, den Raum der Brusthöhle verhältnißmäßig mindert, und der Lunge die gewohnte Ausdehnung nicht gestattet, bis, vermöge einiger langsam wirkenden Verbindung mit außen, das Gleichgewicht zwischen der Bauch- und Brusthöhle sich herstellt, und diese ihre gewöhnte Capacität wieder erhält.

Eine umgekehrte Wirkung stellt sich unter der Taucherglocke dar, und äußert sich auf eine lästige Weise auf jene Luft, welche in der Höhle der Ohren enthalten ist. Ein erschwertes Athemholen findet hingegen dabey nicht statt, weil der vom Untertauchen herrührende vermehrte atmosphärische Druck die Capacität der Brusthöhle durch Niederdrückung des Zwerchfells zu vermehren strebt, wobey, ohne einen merklichen Nachtheil, die Bauchhöhle vorübergehend verengert wird. Die Leichtigkeit des Athmens, welche unter der Taucherglocke verspürt wird, im Gegensatz des erschwerten Athmens in der verdünnten Luft, dürfte sich in der That durch das obberührte Verhältniß am befriedigendsten erklären lassen.

Herr Cliffold legt ein großes Gewicht auf das Vermögen, welches der menschliche Organismus besitzt, sich den wechselnden Verhältnissen des Medium's, worin wir leben, anzupassen. Er beruft sich auf die Beyspiele von Individuen, welche lange fortgelebt haben, nachdem sie durch Krankheit die Hälfte und bis auf drey Viertheile ihrer Lunge verloren hatten. „Wenn man also (sagt er) sich gewöhnen kann, mit einer halben Lunge sattsam zu athmen, warum sollte man nicht auch gewöhnt werden können, in einer Atmosphäre zu leben, welche nur die Hälfte ihrer gewohnten Dichtheit besitzt?“

Die Entzündung der Augen und die Anschärfung der Haut, als gewöhnliche Folgen der Wirkung von Sonne, Schnee und Luftverdünnung, können bis auf einen gewissen Grad verhütet werden durch den Gebrauch einer Maske von schwarzer Gaze und eines Schleyers von gleichfalls schwarzem Krepplor, so wie für die Augen grüne Brillengläser das beste Schutzmittel sind.

Um die Nachtheile der Kälte, welche auf großen Höhen, wenn die Nacht da zugebracht werden soll, unvermeidlich ist, zu mindern, muß so viel möglich Feuchtigkeit vermieden werden, zumal an den Füßen. In Ermange-

kung eines Zeltes kann ein vier bis fünf Fuß langer ausgegrabner Raum im Schnee schon ziemlich gegen die Kälte schützen, und eine gute übergelegte Wolldecke gewährt ein vortreffliches Dach, unter welchem man sicher schläft, die Gefahr der Lawinen ausgenommen, gegen welche einzig nur die gute Wahl des Standpunkts schützen kann.

Zum Beweise des nur geringen Einflusses einer auch strengen Kälte auf die physischen Verhältnisse des Menschen, beruft sich Herr Cliffold auf die Ordensleute im Hospiz des St. Bernard, die den Winter auf der Grenze des ewigen Eises zubringen. Es dürfte dieß Beyspiel jedoch nicht zum Besten gewählt seyn. Dem Herr Cliffold war vermuthlich unbekannt, daß diese einem menschenfreundlichen Dienste sich hingebenden Religiosen, nach fünf, höchstens zehn Jahren, mit einsewurzeltem Gliederreißen behaftet, das Kloster zu verlassen gezwungen sind. Man darf hoffen, daß die verbesserten Feuereinrichtungen, welche, durch freywillige Beyträge aus der Nähe und Ferne, im Hospiz zu Stande gebracht werden, den ehrwürdigen Männern wesentlichen Vortheil bringen mögen, und es ist dieß zum Theil auch schon wirklich der Fall in einem Theil des Gebäudes, in welchem die mittlere Temperatur von + 10 Gr. Reaumur den ganzen Monat Jenner durch ist unterhalten worden, während dieselbe außerhalb — 8°,7 betrug, welches einen Unterschied von 18°,7 ausmacht.

Die nachstehenden, zur Unterstützung von Herrn Cliffold's Meinung aufgestellten, Thatsachen sind besser erwählt. De Saussure hat siebenzehn Tage auf dem Schnee des Col des Géant verweilt, zweytausend Fuß über der Grenzlinie des ewigen Schnees. Er hat, nebst seinen Führern, zwey Nächte am Montblanc auf Höhen von zwey-, drey- und viertausend Fuß über dieser Linie zugebracht. Balmat hat ebendaselbst eine Nacht völlig im Freyen verweilt. Herr Cliffold hat mit seinen Begleitern selbst auch eine Nacht, beyläufig 6500 Fuß über der unsern Schneegrenze, zugebracht: „darum begreife ich nicht (sagt er) warum der höchste Gipfel des Himalaya-Gebirgs, im schönsten Klima der Welt, nicht sollte erreicht werden können, wenn man dabey langsam, stationenweise zu Werk geht, und die nöthigen Vorkehrungen trifft, um unschädliche Nachtlager auf dem Schnee machen zu können.

„Es kann nicht gesagt werden (setzt Herr Cliffold am Schlusse hinzu), daß die von den Ersteigern des Montblanc verspürten Unbehaglichkeiten und widrigen Empfindungen von ernsten oder andauernden Folgen gewesen wären; und, wenn gleich mein Führer während des Ansteigens eine zunehmende Beklemmung und wahre Angst fühlte, so haben sein Muth und Willenskraft doch alle Hinderniße besiegt, er hat das Ziel erreicht, und von allen seinen Unbehaglichkeiten ist einzig noch die Erinnerung übrig geblieben."

Wofern diese Aeußerungen zu Unternehmungen ermuntern sollten, die mindestens nutzlose heißen müssen, so ist zu hoffen, sie werden ihren Zweck verfehlen; denn sollten sie ihn erreichen, so ist gar nicht abzusehen, daß, sey es die Wissenschaft, sey es die Menschheit, davon Vortheile erreichen könnten, die ihren ganz unvermeidlichen Gefahren die Wage halten möchten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. August.

Lord Byrons Vampyr wurde dramatisch bearbeitet, wie Alles, was möglicher Weise in diese Sphäre herein zu ziehen ist, dramatisch behandelt oder mißhandelt wird. Die Klassischen merkten dem neuen Produkt seine Schwäche ab (daß es nämlich nach dem Romantischen schmeckte) und das Theater an dem Thor St. Martin gab einen Polichinel-Vampyr, welcher den Unternehmern in kurzer Zeit eine unermeßliche Summe eingebracht hat. Die Parodie ist ohne Geist und Witz, aber der Polichinel hat seine Glieder so gelenk zu machen gewußt, daß er damit alle Force-Touren eines hölzernen und papiernen Polichinel nachmachen kann, und so etwas muß denn jeder Pariser gesehen haben, wenn er nicht für altmodisch gelten will. Der Unternehmern der übrigen kleinern Theater entging nicht, mit wie viel Glück die künstlerische Nachahmung eines hölzernen Gliedermannes aufgenommen wurde, und siehe, die theatralischen Vampyrs werden plötzlich mit der Post gesandt, mit welcher man sie nach Berichten von Reisenden oder Romanschreibern in gewissen Ländern sieht. Das Theater du Vaudeville gibt seinen Polichinel aux Eaux d'Enghien mit großem Beyfall, den ihm selbst die schöngeistig-kritischen Blätter zum Theil nicht versagen — nicht zu ihrer Ehre, wie uns scheint — und dessen Grund wir einzig und allein in der Polichinellemanie der heutigen Pariser finden. Das Theater des Variétés wollte auch von der Modesucht Gewinn ziehen und ein Herr Francis ertheilte ihm einen „Polichinel sans le savoir," dessen zweyter Vorstellung wir neulich beywohnen eilten, und mit großer Mühe in dem vollen Hause ein Plätzchen fanden. Wie leicht sich's hier Theaterdichter dieser Art machen, kann aus dem Plan des Stückes geschlossen werden. Ein abgedankter Opernsänger will seine Tochter nur einem Tänzer geben; diese liebt aber schon einen jungen Handwerker. Polichinel kömmt an, macht seine Sprünge und der Vater, der den Handwerker in ihm zu sehen glaubt, gibt, wie er enttäuscht ist, demselben seiner Tochter Hand, hoffend, sein Schwiegersohn möchte doch noch zum Polichinel sich bekehren. Ein Rondo von Dem. Flora ausgenommen, ist die Musik höchst unbedeutend; die Späße, die Anspielungen sind nicht fein; der Witz ist sparsam gestreut. — Trotz allem dem war das Publikum entzückt und hörte nicht auf zu klatschen. So ist denn der Polichinel auf drey Pariser Theatern der Liebling des Publikums geworden. Da man eben auf einem vierten (in dem gymnase dramatique) die Apotheose Polichinelle's ankündigt, so ist nichts geringeres zu erwarten, als daß auch die bessern Theater die Person bald auf ihren Brettern heimisch werden lassen. Von dem second Théâtre français sollte uns das nicht sehr wundern, denn da geht es ziemlich bunt her. Ein oder höchstens zwey bedeutende Mitglieder dieser Gesellschaft können das Ganze nicht halten, vielweniger heben; man sagt, es werde damit eine gänzliche Veränderung vorgenommen: gedenkt man vielleicht die Thüren zu schließen? — Von

der Akademie Royale de Musique, so wie von der komischen Oper wüßten wir nicht mehr zu sagen, als daß die erstere unsere Erwartungen nicht übertroffen und die zweyte denselben nicht entsprochen hat. Die Ballets sind in Italien eben so glänzend und eben so galterlay wie hier; ja, wir würden der Scala in Mayland noch den Vorzug geben: Gesang und Spiel betreffend, so wetteifern sogar franz. Départementsstädte mit der Hauptstadt nicht ohne Erfolg. In hohem Grade befriedigte uns dagegen die italienische Oper, wo wir die dießjäge Elster aufführen sahen. M. Rossi (Lisette) hat eine glockenreine Stimme und singt mit vielem Ausdruck. Dem. Cinti (Ninetta) bezaubert durch das Metall, den Reichthum und Umfang, und die Geschmeidigkeit ihrer Stimme, ihres anmuthigen Spieles, der jugendlichen Gestalt und der ganz ayreanischen Gesichtsbildung nicht zu gedenken. Uns fiel hier die Kälte des Publikums auf, das die Bemühungen der Sänger und des sehr lobenswerthen Orchesters kaum einigermaßen zu nicht sehr rauschenden Beyfallsbezeigungen bewegen konnten, während wir die verbergehenden Tage, wenigstens einen Theil desselben Publikums, über ganz erbärmliche Späße und Vaudevilles in Entzücken gesehen hatten. Die italienische Oper soll in Signora Pasta noch eine ausgezeichnete Sängerin besitzen; wir haben sie aber nicht gesehen. — Auf dem ersten Théâtre français bewunderten wir das erhabene Talent der Dem. Mars in Moliere's Tartüffe, wo sie die Rolle der Elmire, und in Valerie, wo sie die der Valerie spielte. Man kennt die schwierige Aufgabe, welche Elmire im letzten Akt zu lösen hat, wo sie ihren Mann von Tartüffe's Schändlichkeit überzeugen will. Wie groß und geistvoll steht die Künstlerin hier zwischen den drohenden Klippen und welchen herrlichen Triumph bereitet sie sich! — Valerie soll eine ihrer Hauptrollen seyn; wir glauben das. Die Natur und Einfachheit, mit welcher sie die Rolle eines blindgebornen Mädchens durchführt, ist bewunderungswürdig; jede Bewegung der Hand, jede Erhebung des Auges ist durchdacht und bedeutungsvoll. Hier sind die Franzosen gerecht; sie lassen sich fortreißen und wir hörten wie den Ruf des Entzückens stärker und wahrer, als nach Valerie's Erzählung ihrer Jugendliebe. Jedes Wort drang aber auch zum Herzen, jedes Auge schwamm in Thränen und jedes Ohr hing wie bezaubert an dem Ton der reinen, vollen, weichen Stimme. Mit Ruhe herrscht diese bewunderungswürdige Künstlerin über ihre Bewegungen, mit Anmuth ist jede ihrer Geberden bezeichnet und der Klang ihrer Stimme ist so voll, daß sie, ohne dieselbe im geringsten zu erheben oder sich anzustrengen, in den fernsten Ecken des Theaters deutlich vernommen wird. — Im Ganzen müssen wir die Darstellungen, welchen wir in dem Théâtre français beywohnten, höchlich loben. Da ist Streben nach Vollendung, da ist Zusammengreifen und wechselseitiger Eifer: jeder und jede der Personen, bis zu den Lacaien, scheint da in seiner Sphäre das Möglichste leisten zu wollen, um der Ehre würdig zu werden, neben einer Mars, einem Talma aufzutreten. — Das Fest des heiligen Ludwigs hat gestern Alles in Bewegung gesetzt. Am Morgen wurde der Grundstein zu einer neuen Kirche (zur Jungfrau Maria von Loretto) gelegt; dann eröffnete man die dießjährige Ausstellung der Kunst- und Gewerbsprodukte des gesammten Frankreichs. Wenn die eigentliche Kunst ziemlich verlassen dabey aussieht, so muß man andererseits gestehen, daß die Industrie der Franzosen es in manchen Zweigen auf einen hohen Grad von Vollendung gebracht hat. Uns fielen hier auf: die feinen Porzellan- und Stahlarbeiten, die kunstreich gewirkten Teppiche, die Zierlichkeit der Möbeln; eine Reihe von Tüchern und Shwals, die an Farbe und Feinheit ihres Gleichen nicht zu haben scheinen; Gold-, Silber- und Bronzearbeiten jeder Art; Proben des unendlichen Papiers, neuer Drucke; einige neue Maschinen von Wagner, unter denen wir besonders die bewunderten, welche zur Beleuchtung eines Pharus bestimmt ist u. s. w. — Recht französisch ist es, daß nicht nur Parfümerien in der Exposition aufgenommen werden, sondern das solche zwey Säle ganz allein einnehmen. — In dem Louvre wurden am Mittag die Zöglinge von St. Cyr öffentlich gespeist: die Freude, die Gesundheit und der Appetit der jungen Leute unterhielten uns einen Augenblick, bis uns das Wehen der weißen Fahne über dem Institut de france erinnerte, daß es Zeit seyn möchte, in die heutige Sitzung zu eilen. Mit Noth fanden wir noch ein Plätzchen; Alles war überfüllt; in dem Kreise umher sahen wir die zierlichen Pariserinnen ungeduldig der geistigen Speise harren, die sich jedoch nicht lange erwarten ließ. Die Mitglieder des Instituts, fast alle bekannt durch ihre geistige Thätigkeit, traten in schwarzen mit grünen Olivenblättern besetzten Röcken ein, nahmen auf ihren Bänken Platz und die Sitzung begann. Wir bekennen, daß wir mehr erwartet hätten. Hr. Raynouard eröffnete nach einigen Worten des Präsidenten (Fravsinous) die Sitzung mit einer Rede über die Gesammte des Staatenhandels, dessen Vertilgung der Gegenstand des dreyjährigen Preisgedichtes war; der Gesuchte folgte fast ex abrupto eine Kritik der eingegangenen Gedichte und eine Angabe, wie Dichter den Gegenstand hätten erfassen sollen. Diese Rede des sonst so gefeierten Raynouards war etwas schwach und matt; sein Vortrag hat auch wenig Anziehendes. Ein Herr Victor Chauvet saß bescheiden in den vordern Reihen der Zuschauer und nahm die goldene Medaille, welche man seinem Gedichte als Preis zuerkannt hatte, ohne sonderliche Rührung hin. Darauf las Hr. Picard Chauvet's Gedicht vor. Der Eingang ist nicht schlecht; einige große Bilder glänzen durch vielen Wortschwall; aber die Mitte ist schwach und das Ende läßt keinen Eindruck zurück. Wir hatten erwartet, der Dichter werde seinen Stoff didaktisch auffassen; er machte aber — ein Romänchen daraus. Picard hat eine volle männliche Stimme, durch welche er das leichte Machwerk noch einigermaßen hob. — Nach der Sitzung strömte alle Welt in die Elisäischen Felder hinauf, wo ganze Festungen von Brod, Würsten und Wein erbaut und dem Publikum eröffnet wurden. Alle Arten von Spielen und Ergötzlichkeiten lockten das schaulustige Volk, das sich in ungeheuern Massen herzudrängte. Noch stärker war der Zulauf am Abend, wo der Garten der Tuilerien erleuchtet war und ein Feuerwerk in den Elisäischen Feldern abgebrannt wurde. Wenn uns das Feuerwerk nicht sehr anzog, so erfreute uns doch die geschmackvolle Beleuchtung der Kaserne der Leibwache des Königs und des Palais Bourbon, so wie das Kreuz der Ehrenlegion über dem Pallast dieses Ordens und die Wirkung der Lichter in der klaren Seine, auf welcher beleuchtete Nachen nach allen Richtungen hin und her flogen. D. A.

Auflösung der Charade in Nr. 208.

Purpur.

Charade.

Der Liebsten.

In deiner Schönheit Glanze
Bist, Mädchen, Du das Ganze —
Das Erste bin ich Dir.
O Liebe, sey's auch mir.
Gewährst Du diese Bitte,
Bin ich das Zweyte und Dritte.

M.

Nro. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. September 1823.

Da ſah mit Wehmuth ich des Schwanen Kreiſe
Und fühlte ſeinen Schmerz, den ich gekannt.
In Steppen wie in Eden rief ich leiſe.
Gibt nur die Liebe uns das Vaterland.

Das Schwanenlied.

Lautlos zog ich meine Kreiſe
Im gefurchten Wellengleiſe
Jahre lang.
Aber was mir tief
In der Seele ſchlief,
War die Mahnung zum Geſang.

Ruht' im Wiederſchein der Wogen
Sanft der blaue Himmelsbogen,
Schwoll mein Herz.
In der ſtillen Bruſt
Wallte Leid und Luſt
Bey des Blüthenſängers Schmerz.

Und den Blick der Liebesangen
In das Leben einzufaugen,
War genug.
Fieberiſche Gluth
Kühlte leicht die Fluth,
Daß ich ſtets den Frieden trug.

Alſo bey des Geiſtes Helle,
An des Lebens reiner Quelle
Blieb ich ſtumm;
Singen ſoll ich nur,
Will ja die Natur,
Fahr' ich gen Elyſium.

Und ſo nimm den Ton der Kehle
Als den Abſchied meiner Seele,
Sonnenwelt!
Erſt den höchſten Schwung
Gibt Begeiſterung,
Wenn des Lebens Schranke fällt.

Memoiren eines in Spanien gefangenen franzöſiſchen Offiziers.

(Fortſetzung.)

Am 15. Mai 1810, um acht Uhr Abends, vernahm man plötzlich den Ruf: „Man durchſchneide die Ankertaue!“

Die mannichfaltigſten Gefühle durchkreuzen ſich. Einige erblicken mit Schauder die Gefahren und die Folgen der Unternehmung; Andere, von ihrem Muthe hingeriſſen, haben blos ihre ruhmvolle Befreyung im Auge. Die Meiſten erwarten die weitern Ereigniſſe. Der Anblick der Gefahr, das Gefühl der gemeinſchaftlichen Rettung, der Drang des Ruhms erhöht den Muth der Anführer. Die Wache des Schiffs muß zuerſt, ohne einen Schuß zu thun, entwaffnet werden. Die Maßregeln ſind ſo gut eingeleitet, daß die beyden Schildwachen auf dem Verdeck nichts von dem Vorhaben ahnen, und die ſpaniſchen Dienſtſoldaten unter Anführung des Sergeanten kaum in dem Raum der Batterie von 36 Kanonen angelangt ſind, als ſie von den Franzoſen überwältigt, entwaffnet, und nach dem lebhafteſten Widerſtande in den unterſten Schiffsraum gebracht werden. Dabey fällt zu großem Glück kein Schuß, der Alles vereitelt haben würde. Noch iſt aber die größte Schwierigkeit zu überwinden, nämlich die beyden Schildwachen auf dem Verdeck zu entwaffnen. Dieß übernahmen einige ſtarke Offiziere. Sie begaben ſich, als ob ſie friſche Luft ſchöpfen wollten, mit einbrechender Nacht auf das

Verdeck, fingen ein Gespräch mit den beyden spanischen Soldaten an, überwältigten und entwaffneten sie auf ein gegebenes Zeichen, und bringen sie zu ihren Kameraden in den untersten Schiffsraum. Zwey französische Offiziere, mit der spanischen Sprache vertraut, bemächtigten sich ihrer Flinten, und stellen sich als Schildwachen auf, um den Ruf der Runde zu beantworten.

Diese ganze Unternehmung erforderte beträchtliche Zeit. Eine Säge, der man sich gleich anfangs bemächtigt hatte, wurde in der Verwirrung ins Meer geworfen, und der Mangel dieses Instruments verzögerte die Arbeit ausnehmend. Indessen wurde sie doch, so gut es seyn konnte, fortgesetzt, denn Jeder hatte nur entweder Rettung, oder schmählichen Tod zur Aussicht. Während der Durchschneidung der Ankertaue beschäftigte man sich zu gleicher Zeit mit Einrichtung des Steuerruders, und mit Versorgung von Kugeln und Schießbedarf für die Batterien und die Verdecke. In kurzer Zeit war Alles in Ordnung. Die Stückpforten waren geschlossen und bewacht, um das Entern zu vereiteln. Die Gefangenen hatten fünfzehn Flinten und tausend Patronen erbeutet. Mit diesem Vorrath und den Kugeln mußten sie sich vertheidigen.

So vorbereitet trat das Blockschiff bey lebhaftem Winde und starker Fluth seine Fahrt an. In kurzer Zeit befand es sich weit von der bewachenden Kanonierschaluppe und den englischen und spanischen Kriegsschiffen entfernt, von denen es gewöhnlich umgeben war. Nur drey englische Barken wollten sich der Fahrt widersetzen. Zwey stellten sich als Beobachtung auf; die dritte näherte sich und schoß mit Flinten, welchen die Franzosen die gleiche Waffe entgegensetzten. Der englische Offizier rief: „Schießet nicht, ergebt euch, es soll euch nichts geschehen!“ Dabey ließ er aber das Schießen fortsetzen. Die Offiziere und Soldaten auf dem Verdeck warfen nun Kugeln und Eisenmassen gegen die Barke von einer Höhe von 25 Fuß. Durch diese Eisenmassen wurden mehrere Engländer getödtet und verwundet, wie das Klaggeschrey auf der Barke verkündete, die sich nun sogleich zurückzog. Bey dieser Gelegenheit fand der Schiffs-Lieutenant Moreau, der als der älteste Seeoffizier die Manöver befehligte, seinen Tod.

Der ziemlich starke Wind, welcher sich während der Durchschneidung der Ankertaue erhoben hatte, hörte ganz auf. Dieses Geschäft war, da es an einer Säge fehlte, sehr verzögert worden. Sie mußten sich daher ganz der Strömung der Fluth überlassen, die nicht so stark war, um sie außer den Kanal zu bringen, so daß zu befürchten war, sie möchten unter das von den Spaniern besetzte Fort Puntales angetrieben werden. Diese Aussicht verbreitete eine augenblickliche Bestürzung, die aber sogleich wieder durch die Vorsicht und Thätigkeit der Seeoffiziere gehoben wurde. Diese ließen auf der Stelle einige Decken und Hängmatten auf das Verdeck bringen, die sie auf eine solche Art anlegten, daß der schwache Wind sie schwellte, und ihnen dadurch aus dem Kanal half. Zugleich stellte sich nun auch wieder der Wind ein. Um eilf Uhr Abends, am 15. Mai 1810, hatten sie das Glück, unter dem Schutz einer neuen von den Franzosen angelegten Batterie, und an einer Stelle auf den Grund zu stoßen, wo sie die Spanier nicht zu nahe beunruhigen konnten, ohne selbst Gefahr zu laufen, zu scheitern.

Sie brachten die Nacht damit zu, eine Art von Floß zu errichten und sich gegen jeden Angriff militärisch zu schützen. Endlich sahen sie, nach der höchsten Ungeduld, um halb sechs Uhr den Tag erscheinen, wo aber gerade die Ebbe sich einstellte. Statt bey drey Fuß Tiefe auf den Grund zu stoßen, trafen sie fünf und einen halben an. Außerdem war die See in großer Bewegung. Dieser Unterschied der Tiefe war für Viele ein Gegenstand der größten Bestürzung, da von mehr als siebenhundert Personen, die auf dem Blockschiff waren, die Hälfte nicht schwimmen konnte, und sich zwanzig Frauen und mehrere Kinder am Bord befanden.

Mehrere Schwimmer des Schiffs hatten Pfosten an verschiedenen Stellen eingeschlagen, ein Seil anbefestigt, und daran ein hin- und hergehendes Floß angebracht, das aber bey dem Uebergang an das Land aus einander riß. Die Hoffnung ging dadurch in Verzweiflung über. Die Zeit war kostbar. Jeder dachte an irgend ein Mittel zu seiner Rettung. Die Schwimmer benutzten die Ebbe, das Land zu erreichen, während den Andern kein anderes Mittel übrig blieb, als sich der Vorsicht anzuvertrauen. Einige sammelten Bretter und Fässer, und überließen sich damit der Strömung. Oft aber trieb sie der Landwind, statt ans Ufer, ins offene Meer. Die Gefahr wurde immer dringender, indem sie sich unter dem Feuer des Fort Puntales befanden, das noch von spanischen und englischen Kanonierschaluppen unterstützt wurde.

Herr Greuet, Ober-Adjutant der fünften Legion, war gerade im Begriff, seine Gattin, Tochter, und eine jüngere Schwester seiner Gattin auf Brettern auszusetzen, als der Schwadrons-Chef Touras, vom zehnten Dragoner-Regiment, der sich durch Schwimmen gerettet hatte, um acht Uhr Morgens vom Ufer zurief, man sollte getrost seyn, und sich nicht ins Meer werfen, der Herzog von Bellune würde Boote schicken. Diese glückliche Nachricht erhob den Muth trotz der lebhaft fortdauernden Kanonade von Seite der Spanier und Engländer. Nach einer Stunde kam endlich ein Boot, mit vielen Schwimmern im Gefolge. Die Einschiffung begann mit den Frauen und Kindern. Indessen herrschte große Verwirrung dabey, da sich Jedes zuerst retten und dem furchtbaren Kugelregen entgehen wollte. Eine zweyte Einschiffung ging ordentlicher von Statten. Es wurde zum Gesetz gemacht, sich blos mit den Personen, aber nicht mit den Dingen zu beschäftigen.

Nach einer Stunde kamen noch zwey weitere Boote, wo dann Alle das erwünschte Festland, aber in einer kaum zu beschreibenden Entblößung, glücklich erreichten. Aus der fürchterlichsten Betäubung kamen sie nun allmählig zu der Empfindung des ganzen Umfangs ihres Glücks. Sie befanden sich in den Armen ihrer Befreyer, die sie bald mit Kleidern und andern Bedürfnissen versorgten.

Die Ausschiffung endigte sich am 16. Mai um zwey Uhr Nachmittags. Bey der ganzen Unternehmung hatten sie blos den Verlust von zehn bis zwölf Personen zu beklagen. Das alte Schiff wurde unter dem Zuruf der ganzen Armee den Flammen überliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das böhmische Museum.

Seit zehn Jahren lebte in Geist und Gemüth erleuchteter und patriotisch gesinnter böhmischer Männer der Gedanke eines Instituts, welches allen Anstalten, die gleicher Sinn in Böhmen bisher hervorgerufen, als dem polytechnischen Institut, dem Conservatorium der Musik, dem Vereine vaterländischer Kunstfreunde zur Beförderung der bildenden Künste, so wie denen, die er noch stiften möchte, zum Beziehungspunkt diene; welches die zerstreuten Denkmale der Naturbeschaffenheit dieses Landes, der Schicksale und Verhältnisse, der Forschung und Betriebsamkeit der böhmischen Nation, von den ältesten Tagen, bis zu den Tagen der Gegenwart, sammle, erhalte; Uebersicht und Benutzung derselben einheimischer und fremder Wissenschaft erleichtere: und so Werke möglich mache, wodurch Land, Volk, Sitte, Vorzeit nach der individuellsten Wahrheit dargestellt erschienen.

Jene Männer fanden einen Mittelpunkt in Geist, Bildung und Sinnesart des Oberstburggrafen von Böhmen, Franz Grafen von Kolowrat-Liebsteinsky; mächtige Förderniß zur Ausführung ihres Gedankens in den Grafen Kaspar von Sternberg, Franz von Sternberg-Manderscheid, Franz von Klebelsberg, Georg Doucquoy und in dem verstorbenen Fürsten Anton Isidor Lobkowitz.

Die Aussicht auf Dauer des Friedens nach Kriegen, welche durch erforderte unglaubliche Anstrengungen die Kraft des Landes vielmehr an Wirksamkeit gewöhnt hatten, als erschöpft, schien dem Oberstburggrafen ein geeigneter Zeitpunkt zur Gründung eines Nationalmuseums in Böhmen. Und auch minder patriotischem wissenschaftlichen Eifer als der seine, mußte sie wünschenswerth seyn wegen der Vollkommenheit, deren ein solches Institut, abgesehen von seiner lokalen Bedeutsamkeit, in Böhmen fähig ist.

Dieses Land, diese Insel der Berge, in deren Umkreis die Natur fast ohne Ausnahme im Kleinen hervorbrachte, was sie über den ganzen europäischen Kontinent verbreitet bildete; worin sich die beyden großen Nationalmassen Europas, Slaven und Germanen, theilen; wo sie mit der regsten Lebendigkeit miteinander und widereinander fast seit einem Jahrtausend rangen und wirkten; an deren Bergwällen sich die Römermacht brach; von der im Mittelalter wissenschaftliche Erleuchtung kaum minder als aus Italien über Europa und vielmehr als aus diesem Lande über Deutschland ausging; wo der früheste Heerd der Reformation war; der Hauptschauplatz des dreyßigjährigen Krieges, dessen vornehmster Held nächst Gustav Adolph aus ihm stammt, in ihm lebte und fiel: dieses Land, das unzählige Ueberbleibsel aller jener Zeiten bewahrt, welche ein eigenthümlicher, mit lebhaftem Nationalgefühl verbundener, Sammlergeist der Nation so an sich als der Kunde erhielt; dieses Land kann ein Nationalmuseum haben, das zunächst für Deutschland nicht minder wichtig als das irgend eines deutschen Stammes, dem übrigen Europa wichtiger als eines in Deutschland seyn muß.

Am fünfzehnten April erging an die vaterländischen Freunde der Wissenschaft in Böhmen der Aufruf zur Stiftung eines solchen. Der Oberstburggraf forderte sie zu diesem Behuf zu Beyträgen an Geld auf, zu unmittelbaren Beyträgen zur Gründung folgender Sammlungen:

1) Einer Sammlung von vaterländischen Urkunden; 2) von Abschriften oder Zeichnungen aller wichtigen Denkmale, Inschriften, Grabsteine, Statuen u. s. w. im Lande; 3) einer möglichst vollständigen Sammlung der Wappen, Siegel und Münzen des Vaterlandes, im Original oder in Abdrücken; 4) von Landcharten und Plänen in geographisch-statistischer, und in Hinsicht des ältern Bergbaues in Böhmen; 5) eines Naturalien-Cabinets aller drey Naturreiche, besonders in Beziehung auf Böhmen; 6) einer Bibliothek, welche sich ausschließlich auf die zwey Abtheilungen beschränkt, Bohemica im ausgedehntesten Sinne, und die sogenannten bestimmten Wissenschaften (sciences exactes) des übrigen Oestreichs und des Auslandes; 7) einer Sammlung der vaterländischen Manufaktur-Erzeugnisse, Kunstwerke, Erfindungen und Modelle.

Das Institut konnte seinen Zweck, auf die Bildung der Nation in der Gegenwart zu wirken, nicht erreichen, wenn es Produkte und Wissenschaft des Alterthums gänzlich ausschloß; es konnte ohne jene leztere nicht einmal die Vergangenheit Böhmens vollständig aufhellen, das seine slavischen Herrscher in vielfacher Berührung mit Polen und Ungern, seine luxemburgischen mit Frankreich und Italien, seine habsburgischen mit Deutschland gesezt. Außerdem verwiesen Inhalt und einzelne Trümmer vieler wichtiger vaterländischer Sammlungen, auf die es sein Augenmerk richten mußte, darauf, beyde nicht gänzlich abzulehnen. Mit Zweckmäßigkeit wurden sie streng den böhmischen untergeordnet.

Die Grafen Kolowrat, Kaſpar Sternberg und Franz Klebelsberg erboten ſich zur Annahme der Beyträge, gaben bereitwillig dazu ihre Zeit, die Räume ihrer Häuſer zur Aufbewahrung, bis zur Unbequemlichkeit, her.

Der Aufruf hatte den erwarteten Erfolg. Ein Kapital von 150,000 fl. W. W., Unterzeichnungen zu jährlichen Beyträgen für das Inſtitut, zum Belauf von 2580 fl. W. W. kamen zuſammen; nächſtdem eine Maſſe von unmittelbaren Beyträgen zu den Sammlungen, an einzelnen Geſchenken, an Geſchenken ganzer Sammlungen. — Lateranermönche in Raudnitz hatten zur Zeit des Huſſitenkrieges, die Bibliothek ihres Kloſters zu ſichern, dieſe dem Kolowratiſchen Geſchlecht zur Aufbewahrung gegeben. Das Kloſter wurde zerſtört und nicht wieder hergeſtellt; Jahrhunderte hindurch blieb die Bibliothek auf dem Schloſſe zu Brzeznitz. Jezt übergab die Familie das anvertraute Gut dem Vaterlande.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Juli.

Ein in unſern Fahrwaſſern heutzutage unerhörter Vorfall beſchäftigte in dieſem Frühjahre faſt allgemein die Aufmerkſamkeit, indem auf die Nachricht, daß eine däniſche Jacht (ein maſtiges Fahrzeug mit Verdeck) ohne Mannſchaft in der Nähe von Gothenburg an den Strand getrieben war, bald eine Auskunft erfolgte, daß dieſes Schiff in offner See überfallen, die Mannſchaft getödtet und ein Theil der Ladung geplündert worden. Die gedachte kleine Jacht, deren Mannſchaft nur aus dem Schiffer, einem Steuermann und einem Schiffsjungen beſtand, lag am 9ten May, mittelſt Windſtille, im Kattegat zwiſchen Läſſöe und Stagen. Um drey Uhr Nachmittags kam ein ſchwediſches Fiſcherboot, das bisher in der Nähe von Läſſöe gelegen hatte, und worin ſich vier Perſonen befanden, an Bord. Sie baten um etwas Waſſer zu trinken, welches ihnen auch gereicht wurde. Etwas ſpäter kamen ſie wieder zurück unter dem Vorgeben, Fiſche zu verkaufen; zugleich aber ſuchten ſie von dem Schiffsjungen auszuforſchen, worin die Ladung der Jacht beſtände. Sie verließen demnach zum andern Male das däniſche Fahrzeug, beſtiegen jedoch am nämlichen Tage daſſelbe zum dritten Male und giengen jezt angriffsweiſe zu Werke. Der Steuermann ward durch einen Flintenſchuß gleich getödtet, den Schiffer aber, nur im Arm von den Kugeln verwundet, überfielen ſie und brachten ihn ums Leben, während der Schiffsjunge, in den Maſt hinaufkletternd, ängſtlich um Schonung bat. Dieß verſprachen ſie ihm auch; allein ſobald ſie die zwey andern über Bord geworfen hatten, ſchoſſen ſie auch ihm, daß er todt vom Maſte herunter fiel. Dann reinigten ſie das Deck des Schiffes von den Blutflecken, und nachdem ſie aus der Ladung drey Faß Rum und etwas mehr genommen und in ihr Boot geladen hatten, ſtellten ſie die Segel und das Ruder der Jacht ſo, daß ſelbige an Stagen (der däniſchen Küſte) ſtranden ſollte. (Daß eine ſolche Richtung eines Schiffes ohne Mannſchaft, wenn der Wind und Strom günſtig ſind, ſich wohl ausführen läßt, werden Seekundige wiſſen.) Selbſt ruderten ſie mit den geraubten Gütern eiligſt nach der ſchwediſchen Küſte in der Nähe von Gothenburg, wo ſie zu Hauſe waren. Die Jacht aber trieb nicht nach Stagen, ſie nahm gerade den entgegengeſezten Weg, ſegelte, ohne von den Fiſchern erblickt zu werden, ihnen nach, und landete mit vollen Segeln, unbeſchädigtem Ruder und ohne eine äußerlich ſichtbare Verletzung an einer Inſel unweit der gedachten ſchwediſchen Stadt, zur ſelbigen Zeit, als die Räuber an der benachbarten Küſte ans feſte Land ankommen waren. Schon durch dieſe ſonderbare Strandung aufmerkſam, ſtellten die ſchwediſchen Behörden ſogleich ihre Unterſuchungen insgeheim an, und als endlich nach Verlauf einiger Tage ein Zollbeamter in die kleine Wohnung eines der bereits verdächtig gewordenen Fiſcher unerwartet trat, ſah er die Frau deſſelben im Begriff, ein blutiges männliches Hemd zu waſchen. Die Verlegenheit der beyden Eheleute, und ihre unbefriedigenden Antworten gaben Anlaß, ſie ins Verhör und demnächſt in Verhaft zu nehmen. Zwey von den Mördern wurden, im Begriff, nach Dänemark ſich zu flüchten, ertappt, und jezt geſtanden ſie Alles, entdeckten auch den vierten Mitſchuldigen. Dieſer, ein bekannter ſchlechter Menſch, Namens Flataas, läugnete jedoch ſehr lange und ſtandhaft die That, bis er endlich, durch die einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Mitſchuldigen überführt, zum Geſtändniſſe ſich bewogen fand. Dieſer Flataas ſcheint der Anführer dieſer Räuberbande geweſen zu ſeyn, ſo wie auch die Wittwe eines Schiffkapitäns, Namens Horn, die Koſten zur Ausrüſtung der Seeräuber hergegeben haben ſoll. Sie iſt in Verhaft genommen und unter gerichtliche Unterſuchung geſezt. Die Bemühungen der ſchwediſchen Regierung, die Miſſethat zu entdecken und die Verbrecher zu beſtrafen, ſind ſehr eifrig geweſen. Auch iſt es, was hieſige Blätter neulich erzählten, von Seiten der gedachten Regierung den Predigern auferlegt worden, die Gräuel und die Strafbarkeit einer ſolchen That in ihren Kanzelreden auf's Kräftigſte darzuſtellen. Einen Theil der Ladung der geſtrandeten Jacht, welche aber von den Räubern unberührt geblieben, machte eine Bücherſammlung aus, die von dem Buchhändler Reſtler in Hamburg den hieſigen Erben des im vorigen Jahr verſtorbenen gelehrten Etatsraths Kall, Profeſſor der Geſchichte an der Kopenhagener Univerſität, abgekauft waren. Die Beſtimmung der Jacht war Altona. Der Schiffer hatte, ſtatt der Fahrt durch den ſchleswig-holſteiniſchen Kanal, den längern Weg durch das Kattegat um Jütland eingeſchlagen, was zuweilen in den langen Tagen des Frühlings und Sommers bey guter Witterung und gutem Winde geſchieht, um die Kanal-Paſſage-Koſten zu erſparen.

Ein ſtarkes Ungewitter, von den heftigſten Regengüſſen begleitet, hat im weſtlichen Jütland eine hier zu Lande faſt ungewöhnliche Waſſerfluth verurſacht. Die Bäche ſchwollen zu wütenden Strömungen auf, riſſen mehrere Waſſermühlen und dazu gehörige Wohnhäuſer mit ſich und machten die angränzenden Landſtraßen für eine lange Zeit unfahrbar. Das Wohnhaus einer Mühle iſt mit allem Geräthe weggeſchwemmt, und wo die Gebäude geſtanden, iſt jezt ein tiefer Abgrund. Bedeutende Strecken der Landſtraße zwiſchen Lemvig und Holſtebroe (zwey Städte in der gedachten Gegend Jütlands) ſind ganz und gar weggeriſſen, ſo daß man den Weg anderwärts hat verlegen müſſen, und vierzehn Brücken, darunter acht ſteinerne, ſind entweder fortgetrieben oder ſtark beſchädigt worden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 72.

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. September 1823.

Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt.
Macbeth nach Schillers Ueberſetzung.

Memoiren eines in Spanien gefangenen franzöſiſchen Offiziers.

(Fortſetzung.)

Schickſal der 400 Offiziere und 4500 Unteroffiziere und Soldaten, welche von den Blockſchiffen auf der Rhede von Cadix am 28. März 1809 nach den Inſeln Majorka, Minorka und Cabrera transportirt wurden.

Das ganze Geſchwader beſtand aus fünfzehn bis zwanzig Segeln, und langte nach einer höchſt beſchwerlichen Fahrt den 18. April bey den baleariſchen Inſeln an. Vor der Hauptſtadt Palma auf Majorka mußte es Quarantaine halten, und fuhr endlich am 11. Mai nach der Inſel Cabrera ab, wo es an dem gleichen Tage Abends anlangte, und die Mannſchaft auf dieſer unwirthbaren Inſel ausſetzte. Cabrera mag etwa fünf Stunden im Umfang haben. Seinen Namen hat es wahrſcheinlich von der Menge wilder Ziegen erhalten, von denen es vormals bevölkert war. Dieſe Inſel iſt eine Maſſe ſchroffer Felſen, die keinen Unterhalt darbieten. Statt einer Beſatzung von Spaniern auf der Inſel wurden blos zwey Kanonierſchaluppen in dem dortigen Gewäſſer ſtationirt. Statt der nöthigen Zelte für ſo viele Offiziere und Soldaten auf einer öden Inſel wurden nur fünf und zwanzig ans Land gebracht, die man den Aelteſten einräumte. Den Uebrigen ließ man die Wahl, ſich einen Schutzort zu ſuchen, und erklärte ihnen, daß bey dem geringſten Mißvergnügen und Widerſtand die Kanonen Ordnung ſchaffen würden. Die Meiſten brachten die Nacht auf der Erde zu, und ſuchten ſich dann am folgenden Morgen mit Geſträuch und Eichenzweigen Hütten zu errichten. Andere ſuchten eine Zuflucht in Grotten, Höhlen und Felſenbuchten.

Von Seite der Spanier war durchaus keine Anſtalt getroffen, ein Magazin von Lebensmitteln auf der Inſel zu errichten, und die Lebensmittel wurden blos in gewiſſen Zwiſchenzeiten herbeygebracht, die ſich bey ſtürmiſchem Wetter ſo verlängern konnten, daß das Leben von Tauſenden auf dem Spiele ſtand. Die Furcht vor dem Eintritt einer Hungersnoth veranlaßte ſie, ein oberſtes Polizeygericht unter ſich zu ernennen, das für die gemeinſchaftlichen Intereſſen wachen ſollte. Dieſes wurde aus den älteſten Offizieren zuſammengeſetzt, und die von ihnen beſchloſſenen Geſetze allgemein angenommen.

Am 15. Mai ſchickte der Kommandant der Kanonierſchaluppen einen Befehl, nach welchem ausdrücklich, und bey Todesſtrafe, den Franzoſen verboten wurde, ſich den Spaniern zu nähern, wenn die Barken mit Lebensmitteln landeten. Alles ſollte ſich dann in eine gewiſſe Entfernung zurückziehen.

Ungeachtet des Mangels an nöthigen Bauwerkzeugen war doch das Thal an der Spitze der Bucht bald mit Hütten überſäet, welche den Anblick eines neuen Dorfs gewährten. Das größte Leiden der armen Gefangenen beſtand gleich anfangs in einem großen Waſſermangel. Die

einzige Zuflucht für dieses dringende Bedürfniß bestand in einer einzigen Quelle, die im Sommer vertrocknete, in einem schwachen Strahl durch Felsenspalten hervordrang, und kaum zu der nöthigsten Erfrischung einer so großen Menschenzahl hinreichte. Die Polizey wachte auch hier bey der täglichen Austheilung. Um nun nicht aus der Ordnung der Reihe bey der Vertheilung zu kommen, mußten die Unglücklichen in der Nähe der Quelle bivouakiren. Zu diesem Ungemach gesellte sich die Verzögerung der Ankunft der Lebensmittel, die Folgen davon waren schon in den ersten acht Tagen so verderblich, daß drey Offiziere und 87 Unteroffiziere und Soldaten von Krankheiten hinweggerafft wurden. Alle Bitten um Arzneymittel bey den spanischen Behörden waren vergeblich. Eben so wenig war eine Lieferung von Stroh zum Lager für die Kranken, und eine Wassersendung zu erhalten. Der Strahl der Quelle wurde bey der brennenden Hitze täglich dünner.

Den Gesetzen zu Folge hatten drey Offiziere die Lebensmittel zu empfangen und für ihre Vertheilung zu sorgen. Ein Theil derselben wurde aufbewahrt, um dann vertheilt zu werden, wenn die Zufuhr sich um einige Tage verzögern sollte. Diese wurden auch bis zum 27. Mai, trotz der dringenden Noth der Gefangenen, unberührt gelassen. Am 28sten aber brachten einige Soldaten zweytausend andere zum Aufstand, die alsdann das kleine Magazin plünderten. Nur die ersten hatten den Gewinn, ihr Bedürfniß befriedigen zu können. Die andern waren den fruchtlosen Gewissensbissen über ihren Ungehorsam überlassen. Sie mußten nun mit Geduld eine völlige Hungersnoth aushalten.

Am 6. Juni kam ein Transport von fünfhundert in Katalonien gefangenen Franzosen in Cabrera an. Dafür wurde ein Drittheil der schon daselbst befindlichen Offiziere nach Palma zurückgenommen. Die in Cabrera zurückgebliebenen Offiziere beneideten das Loos ihrer Kameraden, trösteten sich aber mit der Sage, daß auch die übrigen bald folgen sollten. Am 15. Juni kamen aber vier Kompagnien französischer leichter Truppen, zwey Kompagnien von dem Regiment der Weichsel, zwey Grenadier-Kompagnien, und gegen hundert neapolitanische oder italienische Soldaten, die alle in der Gegend von Barcelona gefangen worden waren, auf Cabrera an. Am folgenden Tage verließen 170 Offiziere die Insel, und wurden nach Mahon gebracht, wo sie am 18ten anlangten. Dort wurden sie bis zum 8. Juli mit der Quarantaine hingehalten. — Wir unterbrechen hier den Faden der Geschichte der auf Cabrera befindlichen Franzosen, und erzählen das Schicksal der nach Mahon versezten.

(Die Fortsezung folgt.)

Das böhmische Museum.

(Fortsezung.)

Bibliothekar Hanka widmete die kostbaren Ueberbleibsel der böhmischen Nationalpoesie, welche er zu Königinhoff unversehrt in einer Kammer entdeckt, wo die Hussiten Handschriften zerschnitten zu haben scheinen, um Pfeile damit zu befiedern, der Bibliothek des Museums. — Graf Kaspar Sternberg entschloß sich zur Aufopferung seines ganzen wissenschaftlichen Etablissements auf seinem Schlosse zu Brezezina an dasselbe, einverleibte der zu stiftenden Bibliothek von diesem seine große und erlesene Bibliothek, größtentheils naturhistorischer Werke, reich an den kostbaren Prachtwerken dieser Wissenschaft und der verwandten Länderkunde. — Die nächste Sorge richtete sich nun auf ein würdiges und zulängliches Lokal. — Nach vielfacher Umsicht entschied man sich für das ehemalige gräflich Sternberg'sche Haus auf dem Hradezin. Vom Vereine der vaterländischen Kunstfreunde zur Beförderung der bildenden Künste in Böhmen war es vor mehrern Jahren zur Aufstellung seiner Sammlungen erkauft, welche, der Benutzung der Zöglinge der Akademie der bildenden Künste zunächst bestimmt, das obere Stockwerk jenes Gebäudes, dreyzehn Säle und Zimmer, erfüllt; vorzüglich reich an Werken der deutschen Schule, und im Besitz einzelner trefflicher Werke aller, doch zumal der italienischen Schulen.

Das Untergeschoß dieses Palastes wurde zur Aufnahme des Museums gewählt. Auf Nutzen und Bequemlichkeit der Reisenden, welche so zahlreich Prag alljährlich besuchen, selten ohne jene merkwürdige Kunstsammlung in Augenschein zu nehmen, und die nun unter demselben Dach das merkwürdigste wissenschaftliche Institut jener Stadt treffen, hatte dabey eine freygerzige Rücksicht gegolten. Außerdem begünstigte der Bau, lange, gewölbte Hallen, zwischen wenigen, ebenfalls gewölbten, kleinen Zimmern, ineinanderlaufend und doch entschieden getrennt, die Aufnahme verschiedenartiger Sammlungen, die ein Ganzes zu bilden bestimmt sind.

Unter den wohlgeordneten, alle von der Großmuth der Mitglieder berührenden, Sammlungen von Gegenständen der Naturgeschichte nennen wir zuerst die topographisch-geognostische Sammlung; ihr folgt die der Petrefakten, welche sich an die zoologische und botanische anschließt. Die Bibliothek ist jezt erst 8000 Bände stark, enthält aber sehr merkwürdige Werke. An die Bibliothek schließt sich zu beyden Seiten das Zimmer für den Bibliothekar, für die Alterthümer und Handschriften. Unter den lezten befindet sich manches Merkwürdige aus den vergangenen Zeiten. Die Alterthümer deuten alle auf die fernste Vergangenheit des Landes zurück; unter ihnen befindet sich ein bey Königingrätz ausgegrabenes, seltsam

verziertes, thierförmiges Gefäß von feinem Erz, mit vierfachem Gesicht des Kopfes, deutet, wenn nicht auf die Zeiten der Feueranbetung, wie die baphometische Beziehung will, die man, von jenem vierfachen Gesicht entlehnt, ihm gegeben hat, doch auf die Kreuzzüge, auf den Einfluß der Vorstellungen und des Geschmacks des Orients, auf ihre Zeit, die sich bis hierher erstreckte. Ein Ziegel aus der Abtey Klingsberg, auf welchem der böhmische Löwe abgebildet ist, eine deutsche Umschrift zur Einfassung, die mit ihm als Zeichen der böhmischen Könige prahlt, vergegenwärtigt die Tage, da er dieß kaum geworden. Hussitische Dreschflegel mit Eisenspitzen zeigen die Heimath der furchtbarsten Kriege und das Charakteristische derselben an. Ein türkischer grüner Turban läßt der Kriege der Böhmen für Habsburg wider die Ungläubigen gedenken, und die geringe Zahl römischer Alterthümer beweist, daß die Römer hier keine Herrschaft haben gründen können.

Aber wenn man denkt, wie viele noch blühende historische Familien Böhmen besitzt; bey wie wichtigen Anlässen, in wie merkwürdigen Zeitepochen, für das böhmische Vaterland, für Europa, sie zu historischen Familien wurden; bedenkt, daß diese alle gewiß einzelne Andenken, durch jene Ereignisse und Zeiten geheiligt, aufbewahren, deren Familieninteresse geringer als ihr historisches und nationales ist; wie viel dergleichen gar in fremden Händen sich befindrn mag: so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß der vaterländische Gemeinsinn, der hier so Vieles hervorgebracht, auch Alles der Art hier vereinigen, und, im Grunde, für die Nation retten möge. — Der Siegelabdrücke sind einige hundert, zum Theil von erloschenen Familien, eingegangenen Klöstern und Städten. — Die Sammlung der Medaillen und Abdrücke ist 2000 stark.

Noch überwiegt bey dem Institut unverhältnißmäßig das Naturhistorische, einzig durch den Umstand, daß Naturhistorie Wissenschaft und Gegenstand der Sammlungen des Grafen Kaspar Sternberg ist. Verschoben ist dadurch nichts, wie der Fall seyn würde, wenn Philosophie, Philologie, Theologie oder Kunst dieß wären. Naturgeschichte und Geschichte sind die beyden Grundsäulen, auf welchen eine Anstalt dieser Art ruhen muß, zwischen welche hin das Uebrige sich ordnet und schlingt, von denen es ausgeht, in die es zurückkehrt. Aber es wird erst sein vollendetes Interesse haben, wenn die Masse der Gegenstände erlaubt, auch die historischen Sammlungen nach wissenschaftlichen Ideen, wie die naturhistorischen, aufzustellen; wenn Jahrhundert um Jahrhundert hier sein Korn und sein Gepräge zeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber des russischen Großfürsten Paul Jugendjahre.

Im Archiv des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg verwahrt man das Journal eines gewissen Simon Andrejewitsch Poroschin, der als Lehrer der Mathematik beym zehnjährigen Großfürsten Paul I. angestellt war, und der vom 20. September 1764 bis zum 1. September 1766 täglich dasjenige niederschrieb, was ihm unter seinen Augen Merkwürdiges vorfiel. Es enthält viel Interessantes, wovon hier einige Proben folgen mögen.

Der Großfürst Paul, kaum erst zehn Jahre alt, befand sich einst im Hoftheater. Man spielte l'école des femmes, et l'effet de l'amour, und gab das Ballet: les chasseurs. Zweymal erscholl lauter Beyfall aus dem Parterre, und jedesmal wurde Paul unruhiger, launiger und mißvergnügter. Endlich äußerte er seine Unzufriedenheit, worauf ihm der Graf Alexander Sergewitsch Stroganof im Palais erklärte, daß die Kaiserin erlaubt habe, eher als sie selbst applaudiren zu dürfen. „Wie, „antwortete hitzig der junge Großfürst, das habe ich nicht „gehört, daß die Kaiserin euch befohlen habe, daß man „auch in meiner Gegenwart und vor mir applaudiren dürfe! „Ich bitte mir es aus, hinführo diejenigen herauszuführen, die es sich erlauben möchten, in meiner Gegenwart „und vor mir ihren Beyfall laut zu bekennen, denn „dergleichen ist ganz gegen allen Anstand." —

*

Ein gewisser Förster hatte für den Großfürsten ein kleines Klavier gemacht, dem er die Form einer Pyramide gegeben hatte. Paul nahm es an, erklärte auch, den Künstler belohnen zu wollen, äußerte sich aber weiters: „Das „Klavier kann ich nicht brauchen, Förster hat sich umsonst „bemüht, so ein klein Instrument paßt nicht für mich, „und Förster verdient daher nur eine kleine Belohnung." — „Mais, erwiederte der Graf Alexander Stroganof, il „a toujours voulu montrer son zèle, Monseigneur." — „Gut, antwortete Paul, mais pourquoi a-t-il voulu mon„trer son zèle sur un petit clavecin?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Juli.

(Beschluß.)

Seitdem unser geliebter König mit der ganzen Königlichen Familie sich dem Dampfboote Caledonia auf der Fahrt nach Kiel anvertraut und auch mit demselben die Rückreise zu machen beschlossen hat, mußte diese Art von dem festen Lande nach den dänischen Inseln zu reisen natürlich viel Zutrauen gewinnen. Auch fehlte es der Caledonia früher in den vier bis fünf Jahren, in welchen sie jezt unablässig (den Winter ausgenommen) zwischen Kiel und Kopenhagen fuhr,

nie an zahlreichen Passagieren. Ob jezt, was früher der Fall gewesen, wenn Dampfschiffe in andern Orten etwas Unglückliches gelitten haben, das nämliche Schicksal des von Quebeck nach Montreal gehenden Dampfbootes Salaberry, das mit seiner ganzen Ladung verbrannt ist, auch neue Aengstlichkeit bey uns erregen werde, mag dahin gestellt seyn. Immer hat es indeß mit der Dampfschiffahrt in hiesigen Gewässern eine ganz andere Bewandniß als mit den auf den Flüssen, welche wohl das eigentliche Element dieser Dampfboote bleiben. Die Vortheile desselben sind hinlänglich bekannt: man ist auf ihnen nicht von dem Winde abhängig, welcher sonst eine so launische Herrschaft über alle Reisen zu Wasser übt, und man kann seine Reise völlig mit derselben Genauigkeit ordnen als zu Lande. Dieß gilt aber nur einigermaßen unbedingt, wenn die Dampfboote auf Flüssen gebraucht werden; sobald sich das Dampfboot in offener See oder in solchen Fahrwässern befindet, wo der Wind, und vorzüglich die Meereswogen zuweilen ihren völligen Einfluß auf dasselbe haben können, ist jener Vortheil keineswegs in steter Begleitung dieses Fahrzeuges. In einem obwaltenden Sturme ist ein solches weit unsicherer als die recht eigentlich zum Kampfe gegen Wind und Welle erbauten Schiffe mit Segeln. Diese Segel dienen nicht nur zum Forttreiben derselben, sondern stützen sie durch die Kraft des aufgefangenen Windes zugleich gegen die gewaltsame Wirkung der Wogen. Das Räderwerk der Dampfboote, wodurch sie fortgetrieben werden, ist in Sturm und hohen Wellen aber ein bedeutendes Hinderniß, erstens indem es den Wogen einen neuen bedeutenden Anschlagspunkt darbietet, mittelst dessen das Schiff um so mehr dem tobenden Meere Preis gegeben wird, und demnächst weil durch die zum Widerstand des Elements und zum Forttreiben des Fahrzeuges nothwendig im hohen Grade vermehrte, fast überspannte Kraft des Feuers und der Maschinerie eine neue sehr bedeutende Gefahr entsteht; denn das Zerbrechen des Maschinenwerks oder der Ausbruch des immer zu verstärkenden Feuers ist unter solchen Umständen gewiß sehr wahrscheinlich. Noch erwähnten wir nicht die doppelte Bewegung, welche in einem Dampfschiffe entsteht, die von Innen durch das, das ganze Gebäude des Schiffes erschütternde, Treib- und Räderwerk, und eine andere ganz entgegengesezte mittelst der Gewalt des Wassers und der Wogen. Diese streitenden Bewegungen drohen zugleich das Schiff in seinen Verbindungen aufzulösen und es ganz zu vernichten; nicht zu gedenken der für die Menschen am Bord desselben höchst unangenehmen, gleichsam zermalmenden Empfindung des Körpers, die eine Folge von jener Erschütterung ist, wenn das Räderwerk mit seiner ganzen Kraft wirkt. Die Verbindung mit der heftigen schleudernden Bewegung der Wogen an dem Schiffe von aussen verursacht das innere Schütteln der Maschinerie eine Seekrankheit, die vielleicht noch schlimmer ist als diejenige, welche die Neulinge in der Seefahrt auf eigentlichen Schiffen erleiden müssen. Uebrigens versteht sichs von selbst, daß solche Ereignisse und solche Leiden nicht Statt finden, wenn das Wetter gut, der Wind sanft und die See ruhig ist.

Se. Majestät der König haben dem Professor und Bibliothekar Molbech aufgetragen, eine Sammlung der zahlreichen Handschriften des vor zwey Jahrhunderten in Dänemark regierenden Königs Christian IV. herauszugeben. Diese Handschriften sind Briefe an verschiedene der höheren und niederen Beamten und Behörden, an den Reichsrath (die oberste Autorität der damals aristocratischen Verfassung), auch an Privatpersonen u. m. Sie betreffen theils wichtige Gegenstände des Staats und der Verwaltung, theils Privatsachen des Königs. Von seiner fast beyspiellosen Thätigkeit sind auch diese Briefe, neben so vielen unvergänglichen Merkmalen in großen Gebäuden und Einrichtungen herrliche Zeugnisse. Schon hat Professor Molbech aus den, bey der Königlichen Bibliothek und in dem geheimen Archiv aufbewahrten, Handschriften eine Sammlung von etwa 2000 eigenhändigen Briefen des Königs in chronologischer Ordnung. Da sich viele Briefe Christians IV. noch in Händen verschiedener Privatpersonen, auch ausserhalb Landes befinden sollen, so wünscht der Herausgeber sich von solchen Briefen entweder eine genaue Abschrift, worin die Orthographie des Originals sorgfältig beybehalten ist, oder, was wohl in jeder Rücksicht am zweckmäßigsten wäre, eine Mittheilung des Originals selbst, gegen Zurückgebung nach davon gemachtem Gebrauch.

Dr. Petersen, Professor der griechischen Sprache an der Universität, hat eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen über das Studium der klassischen Mythologie angefangen. Der Zweck dieser Vorlesungen ist vorzüglich das Wesen der Mythologie zu erklären und eine historisch-kritische Aussicht dieser Wissenschaft zu geben.

Am 1. d. M. ward die zweyhundertjährige Jubelfeyer der von dem unsterblichen Christian IV. gestifteten großen Studentenwohnung gehalten. Diese Wohnung wurde von dem Stifter für arme Studierende, deren Vermögen ihren geistigen Fähigkeiten nicht angemessen war, bestimmt und dauert in dieser schönen Bestimmung noch fort. Für Hundert solche, der Wissenschaften befliſſene, Jünglinge hat das große Gebäude Platz, und nie war dieses bisher unbenutzt. Außer der freyen Wohnung, in anständigen abgesonderten Zimmern, gibt die Stiftung seinen Bewohnern freyes Holz im Winter und eine nicht unbedeutende jährliche Geldunterstützung. Die bey den akademischen Prüfungen dargelegte Tüchtigkeit bestimmt das Recht zur Aufnahme und die Dauer der freyen Wohnung so wie der Unterstützung. Verschiedene Männer, die sich seitdem als Staatsbeamte und Schriftsteller, oder als Lehrer der Universität, einen rühmlichen Namen erwarben, sind von dieser Stiftung ausgegangen. Vorzüglich wohlthuend war sie in einer langen Reihe von Jahren für Studierende aus den fernen Gegenden Norwegens, bis Friedrich VI. im Jahr 1811 Norwegen die eigene, noch blühende Universität gab, und von eben so wohlthätigen Folgen ist sie noch heut zu Tage für die studierenden Isländer, welchen auch nach den Instituten der Stiftung besondere Rechte zur Aufnahme zustehen. —

In dem Handel herrscht jezt wieder eine sehr zu bedauernde Stille. Selbst in den Herzogthümern, wo doch jezt ein lebhafterer Verkehr als im eigentlichen Dänemark herrscht, behauptet man, daß nur der zehnte Theil der zahlreichen Schiffe, welche vorher die Weltmeere besegelten, nun auf der Fahrt sind. Die Schiffahrt Dänemarks beschränkt sich gegenwärtig fast auf den innwärtigen Verkehr zwischen den Inseln Jütlands und den Herzogthümern auf den Handel mit den benachbarten Küsten Schwedens, mit Norwegen (und dieß nur in geringem Verhältniß zu einer frühern Zeit), so wie endlich auf die dänisch-westindischen Inseln. — Für die ostindische Kompagnie hierselbst ist ein reich beladenes China-Schiff so eben in den Hafen eingelaufen.

7λ.

Nro. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. September 1823.

Lieber, höre doch, wie sein Donner zürnet und was für Gespräch aus seinem Munde geht. Er steht unter den Himmeln und sein Blitz scheint auf die Enden der Erde; und der Donner folgt ihm, und wenn er gehört wird, kann man's nicht aushalten.

Buch Hiob.

Der Sturm an der Ostsee.

Idylle.

„Welch' entsetzliche Nacht! wie tos't und raset die Windsbraut!
Horch, es zittert das Haus, und unter mir dröhnet das Estrich,
Gräßlich knarren die Balken in ihren Fugen, und ringsum
Fliegen die Thüren gesammt, als ob sie rüttelt' ein Nachtgeist,
Offen und pfeifend durchzieht der Zug erkaltete Zimmer.
Mutterchen, nimm den Kleinen mir auf, es geschieht noch ein Unglück,
Immer gräßlicher, immer vernichtender tobt der Orkan schon.
Laut von Staub und Gestein erklirren die schlotternden Fenster,
Und, o Grausen! nun klingt die gesprengte Scheib' auf das Estrich,
Und der hungrige Sturm flechtet sich durch das heulende Zugloch.
Auch vernehm' ich zugleich ein Jammergeschrey, wenn mich recht dünkt.
Horch! da schreyt es ja! — So schütz' euch Gott, ihr Geliebten!
Theures Weib, es geschah ein Unglück; hüte das Kind uns,
Denn ich eil' hinaus zu retten, wenn es noch Zeit ist." —

Also riefest du zu dem zitternden Weib in der Kammer,
Und voll eilender Angst flogst stracks du hinaus in die Graunnacht,
Mit bewegeter Brust, ehrwürdiger Pfarrer von Damburg.
Sieh, da standen geschaart auf dem nahgelegenen Anberg,
Seufzende Männer des Dorfs, und lautaufkreischende Weiber,
Wimmernde Kinder zugleich, und händeringende Bräute,
Und mit ahnender Angst annahend sprachest du also:
„Saget mir, Kinder, was ist geschehn, welch schreckliches Unheil,
Daß ihr klagend und wimmernd zusammt hier steht in der Graunnacht?" —
Aber sie hörten es nicht, es verscholl dein Wort in dem Windstoß. —
Doch von selber schon trat ein Greis aus der jammernden Mitte,
Dein gewahrend, und rief dir laut die schreckliche Noth zu,
Welch' ihn selber bedroht' und die lautaufjammernden Weiber:
„Ach, wie strafet uns Gott! gewiß erkranken sie Alle,
Auch mein Sohn; denn sie gingen schon gestern fort in der Dämmrung
Ihre Netze zu senken in's Meer nach dem wandernden Häring,
Aber sie kehrten noch nicht, und nimmer werden sie kehren,
Denn die schreckliche See, die draußen gehet, besteht nicht
Menschenkraft und Geschick, obwol sie fünf an der Zahl sind,
Dennoch verschlang sie gewiß, wie den theuern Sohn mir, der Abgrund."

Also klagt' er laut; da nahte rennend vom Seestrand,
Mit wild fliegendem Haar, ein andrer Bote des Unglücks,
Schreyend: „Was stehet ihr hier? Schon geht die See in den Tannen
Häuserhoch, ach, rettet das Dorf! Herr Jesu, die See kommt!"

Aber es lachten empor die fluthenkundigen Fischer,
Und du würdiger Greis begannst die vernünftige Rede:
„Kinder, fürchtet euch nicht, es schützt uns der Berg vor dem Ausbruch,

Nur mit Waldow allein ſteht's ſchlecht aus, wie ich beſorge,
Aber uns andern vermag zu ſchaden nimmer die Meerfluth."

„Traun, begannſt du darauf, ehrwürdiger Pfarrer von Daunburg,
Ein verſtändiges Wort hat unſer Vater geredet,
Denn uns ſchirmt vor der Fluth der waldige Hügel von Kela.
Aber laſſet uns jezt zurück an das ſchützende Haus gehn,
Daß ihr im Ueberwinde vernehmet, was ich euch rathe."
Und ſie giugen zurück; und drauf zu ihnen gewendet,
Sprachſt du: „Wohl, nun vernehmt, was mir das Beſte zu ſeyn ſcheint. —
Groß iſt Gott, und ſtets, wo die Noth am größten, da war auch
Er am nächſten; wohlauf! vertraut der ſchützenden Allmacht,
Denn noch hoff' ich getroſt, daß eure Lieben gerettet!
Sicher flüchteten ſie in dem ſchwankenden Kahn zu dem Ruden,
Oder näher der Die*), zu des Eilands ſchirmender Inbucht,
Gleich wie Kinder gepflegt von den herrlichen Vätern des Eilands,
Trefflichen, welchen ein Feſt erſcheint, wenn ihnen ein Bettler,
Ueber der blauen Wege des Meers berſchiffend, in's Haus tritt.
Alle verſammeln ſie ſich um den Mann, aus jeglicher Hütte
Tritt der Vater heraus mit dem Weib' und den blühenden Kindern,
Und wenn ihn Alle begrüßt ſodann mit traulichem Handſchlag,
Sieh, ſo erhebet ſich bald ein liebenswürdiger Wettſtreit,
Welcher von ihnen zuerſt den armen Bruder bewirthe.
Alle wollen ihn haben, und eſſen ſoll er bey Jedem; —
Darum wähn' ich mit Recht, daß ſolche treffliche Männer
Unſere Freunde beſchirmen, und ihnen geben ein Obdach.
Auf! ſo verzweifelt noch nicht, nein, laßt uns lieber an's Meer gehn;
Denn, ſo's Gott auch gefallen, ſie heim zu rufen, Geliebte,
Sicher müßten wir dann, wenn auch die Leichen im Abgrund
Stehn und ſchwanken, das Boot doch treiben ſehn auf der Meerfluth,
Weil, wie ich ſehe, ſchon grau beginnt zu tagen der Himmel.
Auch vermögen wir dort von der Düne ſandigem Scheitel
Hinzuſchauen in's Thal, wie's ſteht um die niedrige Waldow,
Und zu retten, dafern wir retten können. Mit Gott denn
Laſſet uns gehn, denn, nicht wahr? dieß dünkt euch ſicher das Beſte."

Drauf antwortend, begann ein barſchgemuthéter Fiſcher:
„Doch mit den Weibern zurück; ſchämt euch, wie ihr ſchreyend durch's Dorf zieht,
Geht, was wollet ihr dort, ihr erfriert uns unter den Händen,
Geht nach Hauſ' und erwärmt euch ſelbſt und die zitternden Kinder,
Sagen will ich es euch ſchon laſſen, wenn wir ein Boot ſehn."
Sprach's, und ſcheuchte zurück die langſam gehenden Weiber,
Folgend den Eilenden nach, die der Windſtoß hiehin und dorthin
Schleuderte, fahrend einher graunvoll mit Staub und mit Kiesſand.
Doch wie ſie endlich gelangt mit Müh' an die waldige Kela,
Oft ſtillſtehend, und umgewendet, hochaufathmend;
Dreymal mühten ſie ſich emporzuklimmen den Hügel,
Dreymal warf ſie zurück die Macht des unendlichen Meerſturms.
Doch ergreifend ſofort ein Gezweig der brauſenden Tanne,
Welch' am äußerſten Rand' mit dem Sturm focht, zogſt du dich aufwärts,
Und umklammernd den Baum mit den Händen, würdiger Pfarrherr,
Schauteſt du ſchwindelnd hinab in den gelben, gräßlichen Abgrund.
Wer kann ſchildern das Graun der dumpf aufbrüllenden Wogung,
Wenn ſie weiß und empört, ein himmelhohes Gebirge,
Hundert Meilen breit, unendlich, unüberſehbar
Anwallt, und im Moment dann ſchwarz, wie Gräber, ſich aufthut,
Spritzend gen Himmel den Giſcht, daß er hoch auf den Gipfeln der Tannen
Niederbebt, und nun rundum erzittert das Erdreich,
Wenn ſie mit Donnergebrüll zerkracht an die hallende Sandbank! —
Schaudernd ſtarrteſt du noch in den mitternächtlichen Abgrund
Unter dir, würdiger Pfarrer, wie ſchnell er dich rückwärts
Riß mit rettender Hand der fluthenkundige Fiſcher.
Denn urplötzlich verſank der Hügel tief in den Abgrund,
Hundert Schritt' in die Läng' und dreyßig Schritt' in die Breite,
Und entſetzlich zu ſchaun! Der halbe Wald, wie ein Kriegsheer,
Schlug ſeitwärts ihm nach, daß in Dampf der Ocean auffuhr
Hoch gen Himmel, und wieder wie Wolkenbrüche herabgoß,
Während die Erd' erbebt' und von tauſend Donnern die Luft ſcholl.
Da von Schreck erſtarrt ſtand Alles ſtumm und bewußtlos
Lange, — bis mit Geſchrey aufſuhr laut jammernd ein Fiſcher,
Und nun Alle ſogleich erhoben unendliche Wehklag'.
Ach! es hatte geraubt der Erdfall ihnen die Schifflein,
Die ſie mit ſorgender Müh' auf den ſchützenden Hügel gezogen.
Siehe, nun trieben ſie alle zerſchellt ſchon hiehin und dorthin
An dem neuen Geſtade, das rings mit Trümmern beſä't war,
Flößenden Brettern zugleich und ſchwarz aufſtarrenden Wäldern.

*) Die Die (ſpricht Ju) und der Ruden ſind zwey kleine Inſeln zwiſchen Uſedom und Rügen, von welchen die erſtere überaus fruchtbar iſt; und drey oder vier wohlhabende Bauerfamilien nährt, inzwiſchen die leztere nur aus einer wüſten Landſcholle beſteht, und von Niemand, außer einigen königlichen Lootſen, bewohnt wird. Uebrigens iſt der kindliche Charakter jener Inſulaner, wie er hier geſchildert wird, keineswegs als bloße poetiſche Hyperbel zu betrachten, ſondern als rein aus der Natur dieſer glücklichen Menſchen entnommen, welche weder Schloß noch Riegel kennen, und auf ihrer kleinen, auch durch die großartigſten Naturſcenen bezaubernden, Inſel ein wahrhaft patriarchaliſches Leben führen, und dem Reiſenden das getreueſte Abbild von der erſten Kindlichkeit des Menſchen geben.

Drob nun klagten sie laut, da wandtest, würdiger Pfarrer,
Du die Augen in's Thal zu der niedrig gelegenen Waldow —
Neues, grauses Entsetzen! „O rettet! Könnt ihr nicht retten?
Kinder, fliegt doch hinzu, was steht und klaget ihr müssig?
Seht, da stürzt aus dem Hauf' hervor die geängstigte Wittwe,
Leinwand und Betten im Arm; dort rollt mit dem Koffer die Tochter,
Und dort treibet der Sohn waldeinwärts trabende Rinder!
Eilet, eilet doch nur! — Die gräßliche Woge begräbt sie,
Wenn ihr nicht eilet! o seht, schon überbrüllt sie den Dornzaun,
Und, Entsetzen! nun geußt sie sich in die Kirschenalleen,
Ach, wer rettet, wer hilft, sie sehn's nicht, Himmel, wer rettet! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Das böhmische Museum.

(Beschluß.)

Noch bevor das bisher erwähnte berathen, beschlossen, vollführt wurde, hatte der Oberstburggraf Böhmens sich der vorläufigen Genehmigung des Kaisers zur Errichtung des Instituts versichert. Jezt war man zugleich unter seiner Leitung bemüht, die Beytragenden zu derselben durch Grundgesetze zu einer nirgend gesperrten, alles gleich gesetzten Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen förmlich zu konstituiren. Sie wurden in stiftende und wirkende Mitglieder, die lezteren in verwaltende und korrespondirende gesondert.

Keine Bedingungen, als die eines guten Rufes und der Leistung eines schicklichen Beytrags zur Gründung und Vergrößerung des Museums, groß oder gering, beschränken die Aufnahme zum stiftenden Mitglied. Die Aufnahme zum wirkenden bedingt das böhmische Bürgerrecht und einen geleisteten Beytrag von wenigstens 200 fl. C. M. oder 20 fl. C. M. jährlich. Ein verwaltendes Mitglied muß in Prag ansässig seyn. — Die wirkenden Mitglieder wählen aus dem verwaltenden, in einer Generalversammlung, die jährlich im Monate Februar gehalten wird, durch mündliche oder schriftliche persönliche Abstimmung den Verwaltungsausschuß der Gesellschaft, der aus einem Präsidenten, dem Kassier, dem Geschäftsleiter und sechs Ausschußmitgliedern besteht. Den Geschäftsleiter und Kassier wählen die Mitglieder des Ausschusses aus ihrer Mitte. Dem ersteren ist ein besoldeter Sekretär beygegeben. Das Amt des Präsidenten, des Kassiers und des Sekretärs dauert sechs Jahre; von den übrigen Ausschußmitgliedern treten alle zwey Jahre zwey nach Bestimmung des Looses aus und werden durch Wahl der Generalversammlung ersezt. Alle Mitglieder des Ausschusses sind wieder erwählbar; sie müssen sämmtlich die böhmische Sprache verstehn.

Der Verwaltungsausschuß hält ordentliche Sitzungen, die vom Präsidenten angesagt werden. Stimmenmehrheit entscheidet über die Beschlüsse. Es werden Protokolle über die Berathungen geführt, von den Mitgliedern unterzeichnet, mit dem Siegel der Gesellschaft untersiegelt. Die Einrichtung des Lokals, die Aufstellung, Erhaltung und Vermehrung der Sammlungen, die Verwaltung und Anwendung des Vermögens der Gesellschaft, die Anstellung und Besoldung des nöthigen Personals, die Verfassung der Instruktionen für dasselbe, die Ordnung im Hause, die Ordnung der Benutzung der Sammlungen sind den Beschlüssen dieses Ausschusses unterworfen. Er ordnet für einzelne wissenschaftliche Fächer Committen aus den übrigen wirkenden Mitgliedern nach Befinden an, denen es doch ebensowohl freysteht, eine Wahl als die zum Ausschußmitgliede selbst abzulehnen. In der jährlichen Generalversammlung legt er einen summarischen Bericht ab vom Zustande der Kasse, von den Arbeiten, dem Gedeihen des Institutes. Die Rechnungen werden von einer durch die Versammlung zu wählenden Commitee geprüft, und dann im Archiv aufbewahrt. Dieselbe Versammlung hat auch das Recht, auf Vorschlag des Ausschusses oder einzelner wirkender Mitglieder, Ehrenmitglieder durch Wahl zu ernennen, die von nun an den wirkenden zugezählt werden. Die Gesellschaft sezt sich mit der k. k. Gesellschaft der Wissenschaften, der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft, dem ständischen polytechnischen Institut in Verbindung. In Folge dieser, so eben nach den Hauptzügen mitgetheilten Grundgesetze konstituirte sich eine provisorische Leitung aus den Grafen Prokop Hartmann, Franz Sternberg-Manderscheid, Franz Klebelsberg, Georg Buquoy, Kaspar Sternberg, dem Professor der Mathematik, Ritter von Gerstner, dem Abbé Joseph Dobrowsky; an ihre Spitze trat der Oberstburggraf von Kolowrat.

Den 23. December 1822 ward von der provisorischen Leitung die erste Versammlung gehalten, um einen Präsidenten zu wählen. Graf Kolowrat hielt eine sehr gerühmte Rede, worauf zur Wahl geschritten ward, die fast einstimmig auf den Herrn Grafen Kaspar Sternberg fiel; auch wurde unter den schon mehrmals genannten vornehmen Mitgliedern ein Ausschuß und die nöthigen Sekretäre erwählt.

Auf den 26. Februar kündigte der Präsident die erste Generalversammlung an. Die Einrichtungen, welche getroffen waren, die Besetzung der Stellen wurden in ihr vom Herrn Geschäftsleiter angekündigt. Jede Mittwoch hat der Ausschuß die Benutzung der Sammlungen dem Publikum freygestellt; Fremden sind sie an allen Tagen zugänglich. Zu Ehrenmitgliedern sind in derselben Versammlung der Erzherzog Johann von Oestreich, Goethe, Graf Berchtold, und der Gubernial-Sekretär Krone ernannt, der das Amt eines Sekretärs Jahre hindurch unentgeldlich versehen. Mit einer Rede, welche die Beziehungen des Institutes zu den Wissenschaften und zum Staat erörterte, schloß der Präsident die Versammlung.

Somit ist ein Institut als nun vollständig ins Leben getreten zu betrachten, dem der Genius der Wissenschaft und des Vaterlandes die Entwicklung der herrlichen Lebenskeime im Fortgange gewähren wolle, die in seiner Idee liegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. August.

Wenig Merkwürdiges bot die dießmalige öffentliche Sitzung der Königl. académie des Inscriptions et belles lettres dar. Von allen vier Akademien ist sie die interessanteste fürs große Publikum, welches an gelehrten Forschungen, deren Wichtigkeit es nicht einzusehen vermag, keinen großen Antheil nimmt. Dazu kömmt bey den jetzigen Umständen noch, daß, da kühne philosophische Untersuchungen, die doch eigentlich zum Zwecke jener Akademie gehören sollten, jetzt in Europa von manchen Seiten her verfolgt werden, die freyen Geister sich ein freywilliges Stillschweigen auflegen und ruhig eine unabhängigere, bessere Zeit abwarten, um ihre Produkte bekannt zu machen, wodurch dann der Kampfplatz denjenigen überlassen bleibt, denen mehr daran gelegen ist, den in Ansehen stehenden Systemen zu schmeicheln, als zur Aufstellung der Wahrheit etwas beyzutragen. Hievon lieferten die Vorlesungen bey der öffentlichen Sitzung der Akademie ziemlich deutliche Spuren. In einer Vorlesung über die Geschichte Egyptens wurde behauptet, es träfe sich, daß das egyptische Volk gerade unter den drey Königen, welche die uneingeschränkteste Gewalt in Händen hatten, am glücklichsten gewesen wäre. Der Verfasser muß wohl in irgend einem Archiv ein von allen Einwohnern Egyptens unterschriebenes Attestat aufgefunden haben, worin sie bezeugen, daß an ihrer Glückseligkeit nichts mehr gefehlt habe, seitdem ihr Herr und sein Hof mit demselben schalten und walten können wie es ihnen gut dünkte. Der Akademiker ist jedoch nur halb vorsichtig gewesen; ein schlauerer Akademiker würde auch noch bewiesen haben, daß die egyptische Priesterschaft dem Volke eben die Wonne verschafft hat, als die uneingeschränkte Herrschergewalt und daß unter diesem anscheinenden Doppeljoche die Nil-Ufer ein wahres Paradies gewesen sind. Herr Quatremère de Quincy führte auch solch eine Beweisführung im Schilde. Dieser als Gelehrte sehr geschätzte Mann gehört zu zwey Akademien; von der académie des Inscriptions ist er ein bloßes Mitglied; von der académie des beaux arts ist er der Secretair perpétuel: ferner ist er Professer der architektonischen Schule, man sollte denken, hiemit könnte sich ein Gelehrter sonst begnügen; allein Hr. Quatremère de Q. will auch noch ein Höfling seyn, oder gibt sich vielmehr der herrschenden Parthey hin; vor einigen Jahren ließ er sich durch ministeriellen Einfluß zum Deputirten der Stadt Paris wählen, zeichnete sich aber auf der Rednerbühne nicht aus und wurde auch das nächstemal durch einen unabhängigen Mann ersetzt. In diesem Jahre hat er sich dazu brauchen lassen, in dem zur Untersuchung der Industrieprodukte bey der bevorstehenden Ausstellung ernannten Kommission den Grafen Chaptal zu ersetzen, welcher sich geweigert hatte, in einem Rathe zu sitzen, aus welchem man den allgemein geschätzten und ehrwürdigen Herzog von Larochefoucault-Liancourt durch Intrigue entfernt hatte. Zum Thema seiner Vorlesung hatte Hr. Quatremère eine Abhandlung über eine Stelle im Plinius gewählt, das den Dämos vorstellende Gemälde des Parrhasius betreffend; vermuthlich gehört diese Abhandlung zu dem großen Werke über die Kunstgeschichte der Alten, womit Hr. Quatremère sich seit langer Zeit beschäftigt, und woraus er bereits mehrere Stücke öffentlich vorgelesen hat. Bekanntlich erzählt Plinius, der berühmte Maler Parrhasius habe das athenienssische Volk dargestellt, und zwar mit seinen unter einander im Widerspruch stehenden Eigenschaften, stolz und demüthig, sanft und grausam, geduldig und aufmerksam. Da Plinius aber nicht sagt, wie der Maler diese Widersprüche in einem Gemälde zusammen vereinigt hatte, so haben sich die Gelehrten darüber die Köpfe zerbrochen. Wieland hat in seinem Aristipp angenommen, der Maler hätte drey verschiedene Gruppen dargestellt, deren jedwede einen charakteristischen Zug der Athenienser zu erkennen gegeben habe. Dieß dünkt Herrn Quatremère de Quincy aber nicht wahrscheinlich, erstlich weil Plinius von diesen Abtheilungen der Darstellung kein Wort sagt; zweytens weil eine solche Eintheilung sich mit der edeln Einfachheit der Kunst der Alten nicht wohl verträgt; und drittens weil eine Gruppe, die z. B. die Grausamkeit und Hartherzigkeit der Athenienser dargestellt hätte, übel aufgenommen und schwerlich auf Kosten des Staats in einem öffentlichen Gebäude aufgestellt worden wäre. Zwar gesteht Hr. Quatremère, daß das athenienssische Volk so gutmüthig gewesen seye, daß man sich über dasselbe habe lustig machen oder ihm derbe Wahrheit sagen können, wie es Demosthenes Reden und Aristophanes Lustspiele beweisen; aber satyrische Anspielungen in einem Theaterstück, oder in der Hitze gesprochene Worte eines Redners sind von einem Staatsgemälde weit entfernt. Mich dünkt jedoch, man könnte einen solchen Werth auf Parrhasius Meisterwerke legen, daß man ein, dem Volke mißfallendes Gemälde desselben, blos seines Kunstverdienstes halber, auf Staatskosten anschaffen und aufbewahren könnte. Manche haben vermuthet, der Künstler habe den Dämos personifizirt und der dargestellten Person eine, alle jene Eigenschaften ausdrückende Figur gegeben. Quatremère begreift nicht, wie das möglich sey, daß eine und dieselbe Figur nicht zwey entgegengesetzte Affekte ausdrücken könne. Da muß Herr Quatremère den Frauenschneider auf den Boulevards nicht beobachtet haben, welcher mit dem halben Gesichte lacht und mit dem andern weint, das heißt, so ungefähr; bekannt ist ja auch das hier auf dem Museum befindliche Rubens'sche Gemälde der Niederkunft Maria von Medicis, deren Gesichtszüge zugleich Geburtsschmerzen und Freude über das Daseyn eines jungen Prinzen ausdrücken; aber freylich, wenn Rubens noch drey oder vier andere Affekte auszudrücken gehabt hätte, so würde er wol ziemlich verlegen gewesen seyn. Hr. Quatremère weiß sich also nicht besser zu helfen als dadurch, daß er annimmt, Parrhasius habe ein allegorisches Bild verfertigt, und da die Thiere oft zur Bezeichnung der menschlichen Eigenschaften gebraucht werden, so müsse dieses Bild wohl eine Zusammensetzung von Theilen (etwa Köpfen) verschiedener Thiere, z. B. Lämmer, Löwen, Tiger, Füchse, Hasen gewesen seyn; folglich ein Ungeheuer, das aber treffend alles das Gute und Böse dargestellt habe, was in dem athenienssischen Volke sich beysammen gefunden habe. Dieß läßt sich hören; da man jedoch nicht verdammt wird, wenn man anderer Meinung ist als Herr Quatremère, so mags der Leser in dieser Hinsicht halten, wie es ihm gut dünkt. Als Preambulum hatte Hr. Quatremère einige Betrachtungen über den Dämos im Allgemeinen vorangeschickt, was das nämlich für ein unglückseliger Staat sey, wo der Dämos regiere; da nämlich jedweder Mensch seine Leidenschaften habe, so gebe es im Dämos eben so viel Leidenschaften als Menschen; es entstehe daraus ein Wirrwarr und ein politisches Ungeheuer u. s. w. So etwas klingt völlig nach dem, hiesigen Orts angestimmten Modetone, wird aber dadurch noch zu keiner Wahrheit. In Zug, Glarus, Unterwalden, in den vereinigten Nordamerikanischen Freystaaten ist der Dämos kein solcher Popanz, sondern ein ganz wohlgestalteter Mann, der noch lange zu leben verspricht und der sich oft viel weiser beträgt als dieser oder jener ihn verschreiende Staatsmann oder Gelehrte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. September 1823.

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke:
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Schiller.

Der Sturm an der Ostsee.

(Fortsetzung.)

So voll steigender Angst ermahnte jene der Pfarrherr.
Ihm antwortend begann ein fluthenkundiger Fischer:
„Gott erbarme sich ihrer, denn wir nicht können sie retten!
Seht doch all überall schon das Wasser, sehet nur, Freunde!
Sind ja die Weiden nicht mehr zu sehen links an dem Landweg,
Noch Wegweiser und Pfost, und die Tafel dort an der Schoonung."

Sprachs, da sprang im Moment aus den saffranfarbigen Wassern
Glanzvoll, glorienhell, wie ein gottgesendeter Seraph,
Das erhabne Gestirn des Tags auf, und der Orkan sank
Plötzlich tiefer und tiefer, und immer lauer und lauer
Strich von Osten die Luft, und nun ward's ringsum stille. —
„Jezt, rief freudig der Greis: fürwahr, nun seh' ich es deutlich,
Daß noch Gott mit uns, er hat gerettet das Dörflein,
Drum auch führt er noch wohl die geliebten Freunde zurück mir."

Und kaum sprach er das Wort, da jauchzt' ein freudiger Fischer:
„Wahrlich, nun kommen die Unsern, ich seh' auf den Fluthen das Boot schon,
Freunde, schaut euch doch um, nicht weit mehr sind sie vom Lande!"
Drob nun jubelten All' und rannten hernieder zum Seestrand,
Wo das ebbende Meer auf dem feuchten, schlammigen Sande
Hiehin und dorthin gesä't die starrenden Trümmer der Wälder.
Dies' erkletterten sie, und schauten das tanzende Boot an,
Werfend Hüt' und Mützen empor mit freudigem Hurrah.
Doch wie mit weißem Gewoge der Kahn nun nahte der Anfurt,
Schrie voll schrecklichen Schmerz der Greis auf: „Wehe, mein Kind fehlt!
Nachbar, blicke doch hin, er ist nicht drin, auch Maria,
Deine Tochter, gewahr' ich nicht, Herr Jesu, was ahnt mir!"
Also klagt' er laut, und rannt' unruhig am Seestrand.

Doch, zu den Freunden gewandt, sprach barsch gemuthet der Nachbar:
„Seht, das kommt mir daher, wenn die Kinder nicht folgen den Alten;
Hab' ich sie gestern genug doch gewarnt zu Hause zu bleiben,
Und mich selber erboten, für sie zu rudern das Meerboot,
Aber sie schlug es mir aus, doch ward sie sicher nun klüger!
Sollt nur sehen, da liegt sie im Raum erstarret und seekrank
Mit dem Burschen zugleich, und holt am Ende den Tod sich."

Sprach's, und sieh', alsbald, mit der weißandonnernden Brandung,
Fuhr, gewaltigen Flugs, auf den Seestrand sausend das Schifflein,
Und es sprangen heraus auf die theure, heilige Erde
Jauchzend, ob von der Wog' auch ringsum triefend, die Armen,
Jeglichem reichend die Hand, und Jeglichen heißend willkommen.

Doch wie der Greis nun gewahrte den Kahn an der sandigen Anfuhrt,
Lief er hurtig herbey, und schaute gebückt in den Bootsraum,
Und wie er drinnen nicht fand den geliebten Sohn, noch das Mägdlein,
Rief er fürchterlich wild dem Steu'rmann zu: „Was verstummt Ihr?
Sprecht, wo habt Ihr den Knaben?" Doch der entgegnete seufzend:
„Laßt ihn, seyd nur getrost; er ist wohl verwahret und glücklich.
Was Euch gegeben der Herr, das hat genommen der Herr Euch,
Und es werde von uns gelobt sein heiliger Name!
Denn sein Tod war schön, er starb für die theure Maria,
Aber er rettet' sie nicht, es verschlang sie Beyde der Abgrund."

Doch der unglückliche Greis vernahm das schreckliche Wort kaum,
Als er mit schwankendem Knie dem Steu'rmann stracks in den Arm fiel,
Stier den trunkenen Blick zur Erde gesenket, wie leblos.

Aber du tratest hinzu sofort, ehrwürdiger Pfarrherr,
Und ergriffest gerührt die krampfhaft zuckende Hand ihm,
Also sprechend: „Mein Freund, ich bin es, sehet mich an, Freund!
Ach, mein Bruder, wohl schickt der Herr Euch bitteres Mühsal,
Aber gedenket des Worts, das sanft gesprochen der Heiland:
„Wer an's Ende beharrt, wird selig!" — Beharret an's Ende,
Harret, Ihr habet nicht weit, das Ziel ist nah und der Pfad kurz,
Weiß ist Euer Haar, und vor Allem zittert das Haupt Euch:
Darum getrost, getrost! Denn, wahrlich! nur um ein Kleines
Werdet Ihr ihn nicht sehn, doch um ein Kleines, so werd't Ihr's!
Wer an's Ende beharrt, wird selig! Beharret an's Ende!"

Also sprachst du gerührt zu dem Greis, ehrwürdiger Pfarrherr.
Aber er riß sich empor trostlos und jammerte laut auf:
„Ach mein Sohn, mein Sohn, mein freundlicher, lieber Ernährer!
Wer verdienet mir jetzt mein Stücklein Brod, da du todt bist,
Wer erbarmet sich mein und nimmt den verlassenen Greis auf!"

Siehe, da trat alsbald hinzu der treffliche Steu'rmann,
Bietend ihm freundlich die Hand und sprechend: „Tröstet Euch, Vater!
Nehm' ich doch selber Euch auf, und geb' Euch Essen und Trinken:
Gott hat Großes an mir gethan, ich will es erkennen!"

Drauf antwortend, begann der Greis mit inniger Rührung:
„Nun, so lohne dir Gott, mein Sohn, die christliche Rede!
Gutes hast du, fürwahr! im Sinn, und ich dank' es dir herzlich,
Aber was nützet mir Alles, wer gibt den Knaben mir wieder? —
Ach, erzähle mir doch von ihm, wie kam er zum Tode?" —
Jetzt nun schaarten sich stracks die Männer all' um den Steu'rmann,
Scheltend, daß er's gewagt, auf's Meer zu ziehn in der Herbstnacht;
Auch des Mägdleins Vater, der still und in sich gekehrt stand,
Trat hinzu wie dieser begann die gefügelten Worte:

„Scheltet mich nicht, denn, traun! uns trieb nicht thörichter Vorwitz,
Daß wir es wagten gesammt auf's Meer zu ziehn in der Herbstnacht!
Wißt ihr All' es ja doch, wie der meerdurchwandelnde Häring,
Wenn er, wie Schafe gedränget, zur Nachtzeit nahet dem Vorland,
Röthlich bellet das Meer, und am Himmel strahlt wie das Nordlicht!
Solches schauend, beschlossen wir, schnell zu besteigen das Strandboot,
Ob uns gesegnen wolle der Herr die Maschen der Netze.
Aber wir waren noch kaum zwey Stunden weit von der Abfuhrt,
Als von Süden ein Windstoß kam, und uns weit in die See schlug,
Sieben Stunden vom Land, an der Oie vielhügliges Eiland.
Und schon wollten wir dort anlanden, freudigen Muthes,
Aber sieh', es flog der Sturm von Süden nach Nord-Ost,
Und ein grauser Orkan fuhr über die Fläche des Meers hin,
Jach, und es schlürfte zurück die Woge vom Ufer das Schifflein.
Ach, wir waren so nah, daß wir schon nach den Dornengebüschen
Griffen, und dem Gestripp, das weit umwuchert den Abhang;
Doch da trieb's uns zurück, und immer weiter und weiter
Trieb's uns zurück, und wie sehr wir All' anzogen die Ruder,
Daß uns erlahmte die Hand und schier der Odem uns ausblieb,
Dennoch trieb's in den schwarzen Tod uns zurück, und das Eiland
Floh uns Bekümmerten bald, denn immer höher und höher
Wuchsen die Wellen, und jetzo thurmhoch hinter uns, vor uns
Thurmhoch lief die entsetzliche Wog', und wenn sie sich aufthat
Abgrundstief, so nahte die zweyte wieder schon thurmhoch!
Aber wir hielten uns noch; da kam ein gewaltiger Windstoß —
Donnernd zerstauchte die Wog' an dem Kahn, zerknickte die Ruder,
Riß das Steuer mir fort, fuhr seitwärts halb in die Graunacht,
Während sie halb in den Kahn hineinschlug, daß das Gewässer
Hoch anfüllte den Raum, und uns schwarz und kalt um den Leib fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ceremonien des Conclave*).

Die Wahl eines katholischen Kirchenhauptes hat viele Veränderungen erlitten. Der Geschichte zu Folge ernannte der heil. Petrus den heil. Linus, 66 Jahr nach Christi Geburt, zu seinem Nachfolger, Anaklet, Klemens und Evaristus thaten dasselbe, nach diesem lezten bemächtigten sich aber die Geistlichen Roms der Papstwahl; späterhin wollten die Kaiser, dann die gothischen Könige, die jenen das abendländische Reich entrissen, Theil daran nehmen; nachdem aber die Gothen, in Folge großer Unglücksfälle, genöthigt worden waren, über das Mittelmeer zurückzugehen und sich nach Spanien zu ziehen, ließen sie der römischen Geistlichkeit freye Willkühr, sich ein Oberhaupt zu wählen; die morgenländischen Kaiser behielten sich nur die Bestätigung der Wahl vor, behaupteten aber dieses Vorrecht nicht lange, indem es ihnen Benedikt II., im siebenten Jahrhundert, durch eine Bulle entriß. Nachdem Karl der Große Deutschland mit dem Frankenreiche vereint hatte, gab er der Kirche beträchtliche Landstrecken, wodurch er den ersten Grund zu der weltlichen Größe der Päuste legte. Das Recht, deren Wahl zu bestätigen, behielt er sich jedoch für sich und seine Nachfolger vor, und Adrian II., der sich unter seinem Schutze sehr wohl befunden hatte, bestätigte seiner Seits dieses Recht in einem Concilium.

Adrian III. verlezte es zuerst: er zog von der Zerrüttung des Carolingischen Hauses Vortheil, versammelte gegen das Ende des neunten Jahrhunderts ein Concilium, welches beschloß, daß eine von der römischen Geistlichkeit getroffene Wahl, auch ohne des Kaisers Einwilligung, gültig sey, und man sich damit begnügen solle, die Meinung des römischen Volks zu befragen. Zu Folge der Dekrete dieses Conciliums wurden, einzig durch die Wahl der Geistlichkeit und der Genehmhaltung des Volks, eine Reihe von vier und zwanzig Päpsten gewählt.

Nachdem späterhin Otto II. Rom eingenommen, sezte er Johann XIII. ab, und Leo VIII. an seine Stelle. Dennoch begnügte er sich, von der römischen Geistlichkeit, der er die Papstwahl überließ, nur den Zutritt seiner Gesandten bey dieser Feyerlichkeit zu verlangen. Seine Nachfolger erhielten sich, so lange Italien unter ihrer Oberherrschaft stand, in diesem Recht; nachdem es aber den lombardischen Königen zugefallen, und das abendländische Reich durch den Rhein begrenzt war, hatten sich die Römer, nach dem Beyspiel vieler andern Völker, der Abhängigkeit der Kaiser entzogen, und riefen bey der Papstwahl keine Gesandte mehr herbey. Von des Kaisers Ansehn befreyt, entzog die römische Geistlichkeit nach und nach auch dem Volk seinen Antheil an der Päpste Wahl, so daß sie dasselbe in der Mitte des zwölften Jahrhunderts ganz davon ausschloß. Dreyßig Jahre darauf eigneten sich die Kardinäle diese Wahl endlich ausschließend zu *).

Unter dem Namen Conclave versteht man die Versammlung aller in Rom gegenwärtiger oder sich dort zur Papstwahl einstellender Kardinäle, eben so auch das Lokale, wo diese Wahl geschieht. Nachdem die neun Tage, als so lange die Begräbnißfeyerlichkeiten des Papstes dauern, vorüber sind, versammeln sich die Kardinäle den zehnten in der Peterskirche, wo der Kardinal Dechant für die Wahl eines neuen Papstes die Heilige-Geist-Messe liest. Darauf spricht ein Prälat eine lateinische Rede, um die Kardinäle zur Wahl eines für den ihm aufzutragenden erhabenen Beruf vollkommen würdigen Mannes zu ermahnen; dann nimmt der Ober-Ceremonienmeister das päpstliche Kreuz, Musiker, welche das Veni Creator singen, begleiten ihn, die Kardinäle gehen zu zwey und zwey, und so begeben sie sich in das im Vatikan zugerichtete Conclave. Dieses nimmt einen Theil jenes unermeßlichen Palastes ein; es fängt über dem Portikus des heiligen Petrus an, und geht rechtshin fort. In seiner ganzen Länge sind viele große Säle, die man mit einfachen Brettern in kleine Zellen abtheilt, jede derselben enthält ein kleines Zimmer mit einem Bett, einem Tisch und einigen Stühlen, das der Kardinal bewohnt, neben ihm ein Kabinet für einen Conclavisten, ausser diesen ein eben so kleines für einen zweyten Conclavisten, zur Seite befinden sich zwey andere Zimmerchen, deren eines als Kapelle dient, wo der Kardinal Messe lesen kann, das andere zum Speisezimmer gebraucht wird.

Diese Zellen sind nicht von gleicher Größe, noch gleich angenehmer Lage; sie werden vor dem Anfang des Conclave feyerlich verlost; allein alle ohne Unterschied sind von Innen und Außen mit rother Serge (ein wollenes Zeug) ausgeschlagen; nur die der vom leztverstorbenen Papste ernannten Kardinäle machen eine Ausnahme — diese sind violet bekleidet. Jeder Kardinal läßt seine Thüre mit seinem Wappen verzieren.

*) Nach einer so eben in Paris herausgekommenen Broschüre Essai hist. sur les Ceremonies du Conclave erzählt.

*) Die Allgemeine Zeitung vom 5. Sept. erzählt die Ceremonien bey dem Hinscheiden des Papstes fast ohne allen Unterschied, wie die Beschreibung der hier im Auszug gegebenen kleinen Schrift darstellt. Da wir nicht zweifeln dürfen, daß alle Zeitungen einen ähnlichen Artikel enthalten werden, nehmen wir sie, um unsern Lesern Wiederholungen zu ersparen, nicht auf. Einige Veränderungen mag wohl die Zeit hervorgebracht haben. Unter diese sind wohl die imposanten Worte des Kardinal-Kämmerlings zu rechnen, der, nachdem er in Gegenwart der vornehmsten Hofdienten unter dreymaligem Ausrufen des Tauf-, Familien- und Papstes-Namen dreymal mit einem goldenen Hammer an die Thüre des Sterbezimmers geklopft hat, endlich zu den Umstehenden sagt: So ist er also todt. Darauf, fährt unser Erzähler fort, bringt man diesem Kardinal den Fischerring, den er mit dem nämlichen goldenen Hammer zerschlägt.

Bey ihrer Ankunft im Conclave begeben sich die Kardinäle in die Sixtinische Kapelle. Man liest die Bullen über die Papstwahl ab, und die Kardinäle schwören, sie zu beobachten. Nach diesem begeben sich diejenigen von ihnen, welche Lust dazu haben, auf das Versprechen am Abend zurückzukehren, noch einmal nach Hause, um zu speisen. Der Groß-Ceremonienmeister stellt ihnen in diesem Augenblick vor, daß sie, sollten sie nicht Willens seyn, das ganze Conclave auszuhalten, sich nicht daselbst einschließen lassen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. August.

(Beschluß.)

Der mehr als achtzigjährige Secretaire perpétuel Dacier ließ in der letzten Sitzung der Akademie eine Lobrede auf den ehemaligen Parlamentspräsidenten Fauris St. Vincent verlesen, welcher Korrespondent der Akademie gewesen war und einige archäologische Schriften herausgegeben hat, die meistens in Millins Magazin encyclopédique stehen. Bekannter ist die Fauris'sche Familie durch die reichhaltige Sammlung von Schriften und Alterthümern, die sie in der Provence besaß, und die von dem gelehrten Peiresc herrührten. Diese Sammlungen scheinen nach dem Tode des lezten Fauris den Bibliotheken jener Provinz einverleibt worden zu seyn, da sie größtentheils von der Regierung angekauft, oder von dem lezten Präsidenten den Bibliotheken vermacht worden sind. Zulezt las Herr Naudet eine Abhandlung über die öffentliche Erziehung bey den Alten, besonders bey den Römern vor; sie war ziemlich oberflächlich und berührte bald den öffentlichen Unterricht, bald die moralische Erziehung; allein in dieser Sitzung war Herr Naudet der einzige, welcher freysinnige Meinungen zu äußern den Muth hatte; dieß wurde ihm dann auch durch den Beyfall des Publikums vergolten; alle unbefangenen Zuhörer in Paris hassen die servilen Aeußerungen, und wo sie einen freysinnigen Gedanken hören, klatschen sie tüchtig. Dafür kann aber auch dieser Hr. Naudet nicht die Erlaubniß bekommen, die Schweiz zu bereisen: es man fürchtet, der Dämos möge ihn anstecken oder er den Dämos, weiß ich nicht; genug, wenns so fortgeht, werden die freysinnigen Gelehrten wie Pflanzen auf dem Boden wurzeln müssen, wo sie stehen; und die jezigen Popilliusse, die aber keine Römer sind, werden um jeweden Mann, vor dessen Geist ihnen bange ist, einen Kreis ziehen, in welchem er wird stehen bleiben müssen, so lange er sich nicht zu den übrigen bekennen wird. Diese Vorhersagung hat freylich nichts Tröstliches, scheint aber doch nicht minder eine Wahrsagung zu werden. Noch wurden in besagter öffentlicher Sitzung ein Preis und drey Aufmunterungsmedaillen ausgetheilt; der Preis wegen der von der Akademie vor zwey Jahren bekannt gemachten Aufgabe, den bürgerlichen, kommerciellen und wissenschaftlichen Zustand der Juden des südlichen Europas im Mittelalter betreffend, und die drey Medaillen wegen Forschungen über Alterthümer in Frankreich. Den Preis bekam ein junger Gelehrter, Namens Napefigue, ein Schüler aus der Ecole des chartes, welches ich einmal in einer deutschen Zeitung mit Schule von chartres habe übersezen sehen. Aber nicht zu Chartres, sondern zu Paris besteht diese Schule, die folgende Einrichtung hat. Bey dem Reichsarchiv und bey der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek bekommen einige Aufseher seit zwey Jahren eine Gehaltszulage dafür, daß sie junge Leute zum Lesen alter Urkunden anleiten müssen. Diese jungen Leute werden vom Minister des Innern ernannt und bekommen jährlich 600 Franken, wofür sie blos wöchentlich zwey Uebungen zu halten brauchen, so daß sie sich bequem dabey auf andere Studien verlegen können. Eigentlich sollte man vorzugsweise hülfsbedürftige Jünglinge dazu nehmen, um ihnen durch die 600 Franken das Studiren zu erleichtern; allein bisher hat man meistens solche ernannt, deren Väter schon ansehnliche Stellen oder einigen Kredit am Ministerium haben, wodurch also natürlich der Nutzen dieses Instituts zum Theil verloren gehen muß. Die Aufmunterungsmedaillen, welche die Regierung der Akademie jährlich zum Austheilen an Alterthumsforscher bewilligt, sind auch eine neue Einrichtung; sie haben zum Zweck, die Gelehrten in den Provinzen zum Aufsuchen und Beschreiben der Nationaldenkmäler aufzumuntern, weßhalb jährlich aus den, der Akademie eingeschickten Beschreibungen von Departements-Alterthümern, die am fleißigsten bearbeiteten ausgesucht werden; doch pflegt man jährlich drey noch nicht belohnte Gelehrte mit einer solchen Medaille zu beehren, wenn auch andre, schon belohnte, eben so gute Abhandlungen eingeschickt haben. Anfangs hoffte die Akademie alle diese Abhandlungen drucken zu lassen; dazu ist aber bis jezt keine Hoffnung; es gibt so dringende Ausgaben hinter den Pyrenäen, daß manche sehr nützliche Ausgaben jenseits derselben hinterbleiben müssen. Dagegen ist die Gesellschaft der Alterthumsforscher, die von der Regierung keinen Heller bekommt, sehr emsig mit der Herausgabe von Schriften über die französische Alterthumskunde beschäftigt, und hat bereits fünf Bände derselben drucken lassen, worin sich manche interessante Auskunft über Gebräuche, Provinzialdialekte u. s. w. befinden; auch zählt diese Gesellschaft eine Menge von Korrespondenten in den Provinzen, wo überhaupt seit einigen Jahren für die Kenntniß der National-Alterthümer viel gethan wird. An mehreren Orten sind kleine Museen mit aufgefundenen Antiquitäten bereichert worden; auch ist dadurch die Bekanntmachung mehrerer Prachtwerke veranlaßt worden; wie sehr die Provinzstädte in Frankreich der Hauptstadt untergeordnet sind, sieht man daraus, daß der Text und der Druck dieser Werke meistens in Paris besorgt wird, obschon es keiner Stadt an einer Druckerey fehlt; allein es fehlt ihren Produkten immer an dem geschmackvollen Aeußern, welches nöthig ist, um auch in den höhern an Eleganz gewohnten Klassen Absaz zu finden; an Kupferstechern ist beynahe ein gänzlicher Mangel in den Provinzen; diese müssen also natürlich in der Hauptstadt gesucht werden. Doch gibt es einige Ausnahmen. So ist neulich zu Rouen ein äußerst eleganter Band mit illuminirten Kupfern über den Brand des Thurmes der Kathedralkirche von einem geschickten Künstler, Namens Langlois, erschienen, der zu gleicher Zeit Schriftsteller und Kupferstecher ist und sehr nothdürftig leben soll, wie's in einer Provinzstadt zu erwarten ist, wo ein geschickter Künstler nur selten Gelegenheit hat, sein Talent an den Tag zu legen. Ich glaube nicht, daß je über den Brand eines Thurmes ein hübscheres Werk erschienen ist, als dasjenige des Herrn Langlois: sobald wie der Mann den Thurm hat rauchen sehen, muß er sogleich Kreide und Pinsel zur Hand genommen haben, denn er stellt die verschiedenen Epochen des Brandes recht malerisch dar; und so wie es Schlachtenmaler gibt, so könnte Herr Langlois ein Brandmaler werden. Wäre er bey dem Brande der Paulskirche in Rom gewesen, wo fünf Stunden nach ausgebrochenem Feuer eine einzige Spritze als wie zur Hülfe ankam, welchen prächtigen Brand würde Langlois jezt liefern!

D g.

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. September 1823.

Hoch in seinen Flutbereichen
Wälzt ein Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab;
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Schiller.

Der Sturm an der Ostsee.

(Beschluß.)

„Nun beschlossen wir, Gott anheim zu stellen das Schifflein,
Rissen die Ruder herein, und ließen es treiben nach Süd-West;
Aber daß wir sofort nicht augenblicklich versanken,
Rafften wir Alle vom Haupt uns die Hüt' und gossen das Wasser
Schöpfend hinaus, doch ach! geleert war kaum es zur Hälfte,
Schlug aufstäubend schon wieder die gräßliche Woge herein uns!
So nun schöpften wir wohl an zweyen Stunden, daß Jedem
Kraft und Muth gebrach, doch zumeist der armen Maria,
Welche blaß und zitternd da saß, das Bild der Verzweiflung,
Auf dem Borde gestützt das Haupt, und betend um Rettung.
Sieh, da gewahrten wir jäh' auf der Fluth ein schimmerndes Pünktlein,
Das wie ein Irrlicht sprang, doch immer höher emporwuchs
Auf dem schwarzen Gewässer, und bald mit menschlichem Antlitz
Vor uns stand, und zugleich zu winken schien mit der Rechten.
Dieß erschauend, begann ich mit Todesangst und Entsetzen:
„Kinder, nun ist es aus, befehlet euch Gott, wir ertrinken!
Sicher schwimmen wir jetzt auf Vineta*), sehet, da schwebt es
Das furchtbare Weib, von welchem erzählen die Alten,
Und wer es einmal gesehn, wohl nimmer gewann er das Land mehr,
Sondern es zieht ihn hinab in die nassen Straßen des Abgrunds."
Und noch ender' ich kaum, so rannte der Kahn auf die Reugman'r
Plötzlich, daß von dem Ruck das hoch aufkreischende Mägdlein
Rücklings schlug in die See, und die donnernde Woge sie fortriß.
Aber vor Schreck sprang auf der Jüngling, welchem sie gut war,
Karl, der treffliche Sohn, mein wackerer, trauter Gefährte,
Laut aufschreyend, und eh' ich begreifen mochte den Theuren,
War er schon über dem Bord, der geliebten Dirn' in den Tod nach;
Aber nicht rettet' er sie, nein, plötzlich gleich wie ein Felsstück
Sank er hernieder mit ihr in des Abgrunds brausende Strudel,
Und ob ihrem Haupt trieb hoch die Woge das Schiff weg.
Ach, wir klagten so laut, und riefen Gott um Erbarmung,
Doch sie waren dahin, und wir nur wurden gerettet! —
Aber sicher auch uns hätt' jetzt verschlungen der Abgrund,
Denn stets tiefer und tiefer versanken wir, und wie der Kahn sank,
Sank auch unsere Kraft, erstarret saßen wir Alle,
Oder lagen am Boden im Wasser, Keiner vermochte
Mehr zu regen die Hand und auszuschöpfen die Meerfluth.
Doch da erbarmte sich Gott der Rechzeuden, denn wie das Frühroth
Stieg in Osten empor, und die Sonne trat aus den Wassern,
Sank der Orkan; und wie ward um das Herz uns, als wir vom Boden

*) Eine der Sage nach untergegangne Stadt an der nordöstlichen Küste von Usedom.

Aufgerichtet, das Land gewahrten, ach! und das Dörflein,
Das uns das Köſtlichſte birgt, und der Hütte dampfenden Schornſtein
Wieder gewahrten, wir ward um das Herz uns, theuerſte Freunde!" —

Alſo redete dort der fromme, trefliche Steu'rmann,
Wiſcht' aus den Augen die Thrän' und ſah aufſeufzend gen Himmel.

Drauf antwortend, begannſt du alſo, würdiger Pfarrherr:
„Wahrlich, es hat der Herr uns Großes gethan, ihr Geliebten!
Hat uns ſelber geſchirmt, und das Dörflein dort in der Thalbucht
Hat er geſchirmt, und hat die troſtlos ſchiffenden Brüder
Gnädig heim uns geführt aus des Todes ſchrecklicher Nähe.
Darum laſſet uns ihm denn danken, iſt doch die Erde
Ueberall des Herrn; wohlauf, entblöſet das Haupt jezt!"
Und es entblößte das Haupt die große, ſtille Gemeinde,
Welch' unzählig derben geſtuthet von hieher und dorther,
Ihre Väter zu ſehn, und ihre geretteten Brüder.
Auch von Waldenow ſtand die gottbegnadigte Wittib
Dort in der Kinder Mitt', und lächelte ſelige Wehmuth,
Als anbetend alſo begann der würdige Pfarrherr:

„Vater, es wallen zu dir die Herzen empor in Entzückung!
Gütiger Vater, es dankt dein erlöſetes Volk!
Freudig preiſen wir All', es preiſ't der zitternde Greis dich,
Preiſ't der kräftige Mann, wie das blühende Weib,
Wie das lallende Kind auf dem Arm der beſeligten Mutter!
Aber Zween gewahrt mein bewegeter Blick;
Nicht zum Himmel erheben, zur Erde ſenken das Haupt ſie
Troſtlos, Vater! doch du, ja du tröſteſt auch ſie;
Kräftige heut mir das Wort, das ſchwache, mit heiliger Salbung,
Daß ich erhebe das Herz, welches der Jammer erdrückt;
Gieb du mir ſelber heut, was ich reden ſoll, in die Seele,
Daß der Glaube bewegt, welches der Zweifel zerreißt,
Ewige, ſelige Liebe, daß wieder lieben dich Alle,
Wie du zuerſt ſie geliebt! Keiner weiche von hier
Ohne Glauben und Lieb', und den Troſt der Ewigkeit.
Amen!

Meine Freunde, Johannes fünfzehn lehret der Heiland:
„Das iſt mein Gebot, daß ihr euch liebet einander,
Gleich wie ich euch geliebt, Niemand hat größere Liebe
Denn die Liebe, daß er das Leben läßt für die Freunde!
Ihr ſeyd meine Freunde, befolgt ihr, was ich gebiete."

„Merkt euch dieſes Gebot des menſchenfreundlichen Mittlers,
Und verwundert euch nicht, daß nur die Lieb' euch befreundet
Seinem Herzen, denn nur die Lieb' iſt Eines und Alles!
Nichts iſt groß denn ſie, und was da Großes gewirkt iſt
Hier auf Erden, das hat gewirkt die ſelige Liebe!
Sie allein hat entwöhnt uns des Thieres rohem Naturtrieb,
Sie allein hat gemacht, daß der Menſch ſich geſelle dem Menſchen,
Hat Geſetze geſchrieben, und Staaten hat ſie gegründet,
Welten hat ſie entdeckt, und hat den Himmel erflogen,
Hat das Leben gewagt für die Wahrheit und für die Tugend,
Hat das Leben gewagt für das Vaterland und die Freyheit,
Stieg mit Chriſtus an's Kreuz, und zog mit Luther gen Worms hin,
Siegte bey Leipzig die Schlacht, die rettende Völkergewaltſchlacht,
Ach, und ſprang in den Tod für das Mägdlein dort in den Abgrund!
Seht die ſelige Liebe, das Alles wirkte die Liebe! —

„Auf, ſo leget denn ab, was irdiſch wirkt und vergänglich!
Auf, ſo jaget denn nach dem unvergänglichen Kleinod,
Weihet die muthige Bruſt für das Vaterland und die Freyheit,
Weihet die muthige Bruſt für die Wahrheit und für die Tugend,
Sezt das Leben daran, wo ihr ſchirmen könnet die Unſchuld,
Fliegt in den Tod hinein, wo ihr retten könnet den Bruder,
Freunde, da iſt kein Tod, da iſt unendliches Leben! —

„Ja, blick' freudig empor, du grauer, bekümmerter Vater!
Dort in dem kühlen Grab iſt ihm unendliches Leben!
Sprich, was weineſt du doch? Hat Jemand größere Liebe,
Denn die Liebe, daß er das Leben läßt für die Freunde? —
Weinſt du, daß er befolgt, was ihm geboten der Heiland?
Weinſt du, daß er erflegt das unvergängliche Kleinod?
Thor, was weineſt du denn? Wie kann dich betrüben die Liebe? —
Nur wer nimmer geliebt, und wer auch heute noch herzlos
Steht vor Menſchen und Gott, den Armen laßt uns beweinen;
Denn es nahet die Zeit und rauſchet einher unaufhaltbar,
Wo nichts retten dich wird, o Menſch, als was du geliebt haſt!
Es verſinket in Staub, was ſchön und reizend den Sinn lockt,
Es verſinket in Staub, was groß und prächtig die Welt hat,
Himmel und Erde verſinkt, und fället in Staub wie ein Leichnam,
Aber die Liebe, ſie bleibt! Heil dir dann, übteſt du Liebe,
Sie iſt die Seele der Welt, ſie bleibet in Ewigkeit! Amen.

Wilhelm Meinhold.

Die Ceremonien des Conclave.

(Fortſezung.)

Der Gouverneur des Conclave und der päpſtliche Marſchall vertheilen darauf ihre Mannſchaft, wie die Sicherheit der Wahl es erfordert. Die Geſandten und die andern für die Wahl intereſſirten Perſonen dürfen dieſen Tag über noch im Vatikan bleiben; allein ſobald die Stunde wo das Conclave beginnen ſoll, gekommen iſt, läutet der Ober-Ceremonienmeiſter die Glocke, welche ſie, und alle etwa noch gegenwärtigen Perſonen von Anſehn, zum Abzug einladet. Sobald ſie ſich entfernt haben, mauert man alle Thüren und Fenſter des Conclave, einen Flügel der lezten ausgenommen, wodurch der Gang vor den Zellen

nothdürftig Licht erhält, völlig zu, und läßt demselben keinen Verkehr mit außen, als vermittelst einer Drehlade, wie sie an Klosterpforten üblich ist. Außer dieser Art des Verkehrs bleibt nur eine einzige Thüre offen, für den Nothfall, daß eine der ins Conclave eingeschlossenen Personen Krankheits halber herausgebracht werden müßte. Diese hat von innen und außen ein verschiedenes Schloß, von denen der Schlüssel des innern von dem Prälaten, Gouverneur des Conclave, und der des äußern von dem Ober-Ceremonienmeister verwahrt wird. Die Schlüssel des äußern Hauptthors sind hingegen, durch ein vor uralten Zeiten von den Päpsten ertheiltes und forterbendes Recht, in den Händen des Prinzen Savelli, der dem zu Folge Tag und Nacht an der Spitze eines ansehnlichen Truppenkorps dieses Thor bewachen muß. Den Schlüssel des innern Schlosses desselben Thors verwahrt der Kardinal Kämmerer, so wie auch den einer kleinen Nebenpforte (Guichet), die nur dann geöffnet wird, wenn die Kardinäle den Ordens-Obern, Gesandten und obern Staatsbedienten Audienz geben müssen. Außer allen diesen innern und äußern Schlössern ist das Hauptthor noch mit einem großen Vorlegeschloß versehen, zu welchem der Ober-Ceremonienmeister den Schlüssel hat.

Sobald der Abend gekommen ist, machen der Kardinal Dechant und der Kardinal Kämmerer die Runde, um nachzusehen, ob Alles nach Vorschrift eingerichtet ist. In dem Conclave sind nun eingeschlossen: außer den Kardinälen und ihren Conclavisten, vier Ceremonienmeister, der Sekretär des heil. Kollegiums, einige Ordensbrüder, um als Beichtväter zu dienen, zwey Aerzte, ein Wundarzt, ein Apotheker mit zwey Gehülfen, zwey Bartscherer mit zwey Gehülfen, ein Zimmermann, ein Maurermeister und gegen dreyßig gemeine Bedienten zu den gröbsten Geschäften des Hauses. Alle diese Beamte legen einen Eid ab: keine Geheimnisse zu verrathen, und den Morgen nach dem Verschluß des Conclave werden zwey Kardinäle ernannt, jeden von ihnen einzeln anzuerkennen.

Außerhalb des Conclave haben die Schweizer, denen das Thor des Vatikans zugetheilt ist, Tag und Nacht ein zahlreiches Wachthaus, und verwahren sorgfältig alle Oeffnungen der nach St. Peter gewandten Gallerie. Auf dem Platz dieser Kirche (St. Peter) sind aber noch zwey andere Wachthäuser; das eine besteht aus vier oder fünf Kompagnien, unter dem Marschall der heiligen Kirche, der während der Erledigung des päpstlichen Stuhls in dem Vatikan, rechts in der ersten Zimmerreihe, neben dem Prälaten, der Gouverneur des Conclave ist, wohnen darf. Das andere Wachthaus gehört dem Heerhaufen, welcher für die Sicherheit des Conclave wacht, deßhalb also rund umher, besonders an dem Hauptthore, Wachen ausstellt; bey diesem befinden sich auch die vier Drehladen, durch welche die Mahlzeiten der Kardinäle in das Conclave gebracht, und jeder andere Verkehr mit außen getrieben wird. Die Kardinäle nähren sich aber auf ihre Kosten, und es wird außerhalb einem jeden ein kleiner Raum zur Küche und zum Haushalt angewiesen. Alle Morgen um zehn Uhr kommen die Hausbedienten jedes Kardinals in den Equipagen ihrer Eminenzen nach St. Peter, nehmen das Mittagmahl eines jeden ihrer Herrn in der, einem jeden angewiesenen Küche, und tragen es in folgender Ordnung an die Drehlade. Voraus gehen zwey (Estafiers) Kammerlakayen, ein jeder mit einem, mit dem Wappen ihres Herrn verzierten, hölzernen Stabe; ist der Kardinal vom jüngst verstorbenen Papste ernannt, so ist dieser Stab violett angestrichen, die der Kardinäle früherer Ernennung sind grün; ihnen folgt ein Kammerdiener mit silbernem Stabe; gehört er den Kardinälen jener Klasse, so hält er den Stab gesenkt, der der zweyten Klasse hebt ihn empor; ihm folgen die Kavaliere zu zwey und zwey, mit entblößtem Haupte; hinter ihnen der Hausbofmeister und der Mundschenk; zuletzt die Kammerlakays, welche die Speisen und Getränke tragen. An der Dreblade angelangt, rufen sie mit lauter Stimme den Namen ihres Kardinals; einer seiner Conclavisten nahet sich von innen, läßt die Speisen von Dienern in Empfang nehmen und auf Wärmbecken setzen. Der Prälat, welcher die Wache hat, so wie auch jeder andere Aufseher, hat jedoch das Recht, sobald es ihm gefällt, die Schüsseln zu durchsuchen, damit vermittelst ihrer kein Brief oder andere Nachricht in das Innere gelangt. Aus eben dieser Ursache müssen alle Flaschen von Krystallglas und ohne alle Hülle seyn. Sobald alle diese Bedürfnisse in das Conclave gebracht sind, versiegelt einer der Aufseher, im violetten Kleide, den silbernen Stab in der Hand, das Thürchen der Drehlade mit seinem Wappen; der Groß-Ceremonienmeister thut ein Gleiches von innen, und sie werden außerdem noch von Bischöfen, Sekretären der Rota, Kammerschreibern u. s. w., die alle von dem Gouverneur des Conclave ernannt werden, bewacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Es ist die neunte Jahresversammlung der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften am 21., 22. und 23. Julius in Aarau, bey zahlreichem Besuch (von beyläufig einhundert Mitgliedern), auf eine dem Zweck des Vereines sehr entsprechende und verschiedentlich vergnügte Weise abgehalten worden. Der dießjährige Vorstand der Gesellschaft, Hr. Professor Franz Xaver Bronner, hatte sich zum Gegenstand seiner Eröffnungsrede, nachdem etliche seiner Vorgänger von dem gesprochen hatten, was bisher durch Schweizerische Naturforscher ist geleistet worden, die Bezeichnung dessen gewählt, was denselben weiterhin zu leisten und zu unternehmen vorzüglich empfehlenswerth seyn möchte. Er zählte eine Reihe physischer Pro-

steme auf, und rieth an, über Elasticität Versuche und Berechnungen zu unternehmen, die Theorie des Wasserstoßes zu berichtigen, Pendelversuche über das Gebirge hin anzustellen, die Rechnungen über den Widerstand der Mittel zu erleichtern, die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Geschützkugeln zu benutzen, die Lehre von den Axen der Krystalle auf die Mineralogie anzuwenden, einen wohlfeilen Heliostat anzugeben, genauere Beobachtungen über den Erdmagnetismus, über Neigung und Abweichung der Nadel zu veranstalten und die neuesten Bemühungen im Fache des Electro-Magnetismus zu erweitern. Er empfahl zur genauern Erörterung vieler Fragen über die Wärme, ihre Leitung und die Abkühlungsgesetze und zum Sichten und Ordnen des bereits Entdeckten; er munterte auf, die Lehre von den Zerplatzungen aufzuhellen; die Frage genauer zu lösen, ob unter keinen Umständen die Atmosphäre Wasserstoffgas enthalte; Vorrichtungen zu veranstalten, durch welche die Temperatur der Erde in verschiedenen Tiefen eben so wie in der Luft beobachtet werden könnte; die Temperatur der Quellen und Seen zu erforschen; die Eigenheiten der Seen und die Erscheinungen, welche sie so mannigfaltig darbieten, genauer zu beschreiben; die Vertheilung der Wärme in der Schweiz, die Biegung der Isothermen, die mittlere Temperatur der Orte besser zu bestimmen; das Gesetz der Wärmeabnahme von der Erdoberfläche bis in die größten Höhen zu erforschen. Er lud ein, graphische Darstellungen und Uebersichten der helvetischen Flora und Fauna, Durchschnitte der Gebirgsschichten u. s. w. nach Humboldts Mustern zu versuchen; die Höhen der Orte hypsometrisch zu bestimmen, die Schneelinie genauer und an vielen Gebirgen gegen Süden und Norden hin zu beobachten, meteorologische Observationen nicht nur mit Barometer und Thermometer, sondern auch mit Hygrometer, Atmometer, Hygrometer und Windmesser anzustellen, meteorologische Observatorien einzurichten; das Verhältniß zwischen Ausdünstung und Regenmenge in der Schweiz aufzusuchen; die Lehre von den Wolken, ihrer Bildung und Auflösung zu berichtigen; die Umstände, unter welchen viel oder wenig Thau fällt, in verschiedenen Höhen zu erheben; beständige Winde in der Schweiz richtig zu bemerken und den Grund ihres Wehens zu erforschen; die Wetterscheiden anzugeben; Erfahrungen zu sammeln, wie viel Wasser täglich von einer gewissen Oberfläche an Alpenabhängen in steinerne Behälter abfließe, um daraus Rechnungen über den Ursprung der Flüsse abzuleiten; die Flußgebiete besser zu bestimmen und darzustellen; den Lauf und die Verheerungen der Flüsse, nebst Mitteln und Vorschlägen zur Abhülfe genauer anzugeben; intermittirende Brunnen und einzelne merkwürdige Quellen zu beschreiben und eine Uebersicht aller beschriebenen zu geben; Stellen, wo Erdöle und Erdharze vorkommen, richtig zu beschreiben; Steinkohlenlager, wo sie vorkommen, nicht nur einzeln darzustellen, sondern ihre Verbindungen aller Orten zu verfolgen; das Aeußere und Innere der Gebirge, besonders auch die Gänge in denselben genauer zu erforschen, deßhalb Höhlen zu befahren, und alle Erscheinungen darin wohl zu beobachten; die Zeit zu bestimmen, wie lange ein Felsen brauche, um zum Beyspiel einen Zoll tief zu verwittern; Versteinerungen mit ihren Muttergesteinen, besonders die flachgedrückten, zu sammeln, weil die leztern ein Mittel die Kontraktion der Schichten zu messen, darbieten. Er schloß damit, absichtlich habe er keine naturhistorischen Gegenstände berührt, sondern nur physikalische aufgezählt, um zu zeigen, das Feld der Thätigkeit der Gesellschaft sey unermeßlich, und es könne keinem einzelnen Mitgliede schwer fallen, nützliche Beobachtungen in seinem Kreise anzustellen.

Hinsichtlich auf die Schicksale der Gesellschaft ward gemeldet, wie dieselbe von der kleinen Zahl der 37 im Jahr 1815 zusammentretenden Stifter, im Jahr 1821 bereits auf 358 ordentliche und 83 auswärtige Ehrenmitglieder, zusammen auf 435 lebende Mitglieder anstieg; im Jahr 1822 einen Zuwachs von 28 ordentlichen und 23 Ehrenmitgliedern erhielt, dagegen 5 Mitglieder durch den Tod verlor, gegenwärtig also 375 ordentliche und 106 Ehrenmitglieder zähle. In der dießjährigen Versammlung wurden 29 ordentliche und 6 Ehrenmitglieder aufgenommen; so daß die Zahl der wirklichen schweizerischen oder ordentlichen Mitglieder 404, die der auswärtigen oder Ehrenmitglieder 112 beträgt.

Von den Vorträgen und Abhandlungen, welche in den drey dießjährigen Sitzungen gehalten und eingereicht wurden, kann hier nur eine ganz summarische Anzeige gegeben werden. Hr. Pfarrer Wyttenbach in Bern hatte den Nekrolog des durch botanische Verdienste bekannten Rathsherrn Albrecht von Haller, vorjährigen Präsidenten der Gesellschaft, eingesandt; Hr. Staatsrath Usteri von Zürich las einige Bruchstücke aus dem Leben des Staatsraths Escher von der Linth, des durch geognostische, mineralogische, hydrotechnische und vaterländische Arbeiten hochverdienten Mannes. Die naturforschenden Kantonsgesellschaften von Genf, Bern, Zürich, Waadt, St. Gallen, Basel und Aarau hatten Uebersichten ihrer Jahresarbeiten eingesandt, und aus Solothurn und Schaffhausen ward die Errichtung ähnlicher Vereine berichtet. Aus 13 der 22 Kantone waren bereits die vergleichenden Tafeln der Maaße und Gewichte eingekommen, deren vollständige Sammlung im vorigen Jahr war eingeleitet worden. Hr. Prof. Pictet berichtete über die in Genf erbaute Brücke aus Eisendraht. Hr. Doctor Schinz aus Zürich wies die in den Steinkohlenlagern von Käpfnach und Elgg vorgefundenen fossilen Thierknochen der Urwelt vor. Hr. Baup von Nyon theilte eine Verbesserung der Darcetschen Austrocknungslampe mit; Hr. Mayor von Lausanne legte die ersten Abtheilungen einer umfassenden Ichthyologie der Schweizer-Seen vor. Hr. Mercanton gab die Analyse einer Mineralquelle zu Ber. Hr. Joh. Andr. de Luc aus Genf las drey kurze Aufsätze: über die untere Linie des ewigen Schnees und der Gletscher unter jedem Breitegrad; über den Unterschied der Ursachen, welche die Alpenwälder tiefer herabdrängen und eine Senkung der untern Schneelinie bewirken, endlich eine kurze Geschichte von dem geringen Alter des jetzigen Zustandes des Erdballs. Hr. Doctor de Castella, Arzt am Spitale Pourtales in Neufchatel, sandte die Jahresübersicht seiner Spitalpraxis.

An eine aus den Herren Pictet, de Candolle, Ebel, Horner, Trechsel, Kasthofer und Zschokke gebildete Kommission wurden verschiedene während der Sitzung gemachte Anträge für Arbeiten, welche nach gemeinsamem Plan durch einzelne Mitglieder der Gesellschaft zu Stand gebracht werden möchten, mit dem Auftrag überwiesen, dazu die angemessenen Einleitungen zu treffen und die erforderlichen Kosten auf die Gesellschaftskasse anzuweisen. Sie betreffen hypsometrische Messungen, Erforschungen der mittleren Temperatur der Standorte und Anstellung erweiterter meteorologischer Beobachtungen. Auch sollen aus den verschiedenen Kantonen über den Zustand der Wälder und der Forstwirthschaft Berichte eingezogen und eine vergleichende Uebersicht abgefaßt werden.

Zum Versammlungsort der Gesellschaft für 1824 ward Schaffhausen und zum Vorstand Hr. Oberst Fischer daselbst gewählt. Träte Verhinderung dort ein, so soll Zürich der Versammlungsort und Hr. Staatsrath Usteri Gesellschaftsvorstand seyn.

Beylage: Literaturblatt Nro. 73.

Nro. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. September 1823.

Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht.
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.

Aus Paris.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben, deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling; breite Bruſt; eine Stimme, wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden, und die Bänder der Hüte flattern wild durch einander. Ich möchte dabey ſeyn, wenn er einem Mädchen ſagt: „Ich liebe dich!“ Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garravays!“ donnerte er. — „Iſt es ein der Little oder ein die Little?“ — „Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabey.“

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweyte Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwey oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bey einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bey den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwey Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſeyn und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſeyn, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! . . . Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freyheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurley-Felſen wurde uns vorgeſetzt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht

süß, nicht gesalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geschmack auf. Aber neben dem Salzfasse steht auf jedem Tische auch eine Zuckerbüchse, so daß man sich sein Gemüse nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlspeise, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie sie sich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Chester-Käse, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipsen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelschnitten, sondern in ganzen Hemisphären aufgetragen wird. Ein rasender Porter wüthet und schäumt in den Gläsern, und besiegt auch den Stärksten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man sich nirgends so sehr, als in diesem englischen Speisehause, und was dem Tische zur vollkommenen englischen Verfassung fehlt, ist gerade das, was ihm am meisten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die französischen Restaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß ist. Der deutsche Jüngling glühte, und zum Vorkampfe ballte sich unwillkürlich seine Faust. „Freund! sagte ich, wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beym Essen. Zwar bin ich selbst voller Muth, denn so ein Rostbeef ist ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Konstitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Konstitution, und das hat doch gleich ein anderes Ansehen. Also Friede!“ . . .

Aber um uns herum war Kriegsgetöse. Die Gäste, wenige Engländer und viele Franzosen, lärmten, schrieen, lachten, schlugen mit Messern und Gabeln auf den Tisch und klirrten mit den Gläsern. Die Sache ist auffallend und muß erklärt werden. In den Pariser Speisehäusern betragen sich die Franzosen so ruhig und bescheiden, als wären sie bey Privatpersonen zu Gaste. Diese englische Restauration aber ist neu, erst seit Kurzem entstanden, die Speiseordnung weicht von der französischen ganz ab, und da zeigte sich denn wieder die französische Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen sie sich eben so übermüthig, als im vorigen Jahre, da die englischen Schauspieler in Paris auftraten. Sie machten sich über Alles lustig, sie riefen: „Broit!“ womit sie auf englisch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tische saß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte sich sein Gemüse mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie stritten, welches besser schmecke. Ein Dritter sollte entscheiden, und wurde aufgefordert, dieses mit Unparthevlichkeit zu thun. „Seyd ruhig, sagte er — je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, obzwar Jeder wußte, daß dieses Witzwort aus einem französischen Vaudeville genommen. Es ist ein altes Stück, dessen ganze Handlung darin besteht, daß man um die Vorzüge zweyer Hühner aus zwey verschiedenen französischen Provinzen sich streitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu strengem Rechte ermahnt, worauf er sagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß sich die Franzosen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bey dieser wie bey jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht blos zu höflich, sondern auch zu gutmüthig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu seyn glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bey der königlichen Bibliothek.

Die Ceremonien des Conclave.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur von Rom, derjenige von der Burg St. Peters, und die römischen Conservatoren (eine Art Sekretäre oder ursprünglich Schreiber) begeben sich vor die Drehlade zur Audienz des heiligen Kollegiums, so wie sie sonst zu der des Papstes gegangen sind. Sie findet durch ein an der Drehlade angebrachtes Fenster oder Laden statt; die drey vornehmsten Geistlichen führen das Wort, und antworten im Namen des heiligen Kollegiums, ein jeder wie ihn, der Reihe nach, der Tag trifft.

Während der Dauer des Conclave versammelt sich die Weltliche und Ordensgeistlichkeit alle Morgen in der Kirche des heil. Lorenz in Damaso, geht in feyerlichem Zuge nach der Peterskirche, und betet für die Papstwahl. Indem sie vor dem Conclave vorbeygehn, singen sie das Veni Creator. Bey wichtigen Ursachen kann ein Kardinal das Conclave verlassen, aber dann verliert er sein aktives Stimmrecht. Denjenigen Kardinälen, die sich nicht gleich anfangs einschließen ließen, ist drey Tage Frist gegeben. Stellen sie sich alsdann nicht ein, so werden sie als „unerkannt in Rom wohnend“ angesehen. Wenn man mit einem Kardinal des Conclave sprechen will, darf es aber nur in den bestimmten Stunden, in Gegenwart der Conclave-Wachen, mit lauter Stimme und italienisch oder lateinisch geschehen, damit alle Welt es verstehen kann. Die Depeschen der päpstlichen Nuntien an fremden Höfen werden von einer, alle drey Tage erneuten, Kommission von drey Prälaten gelesen, damit keines der Staatsgeschäfte ins Stocken geräth; bey wichtigen Gelegenheiten können diese ein allgemeines Consistorium berufen.

Wir haben schon mehrmals den Ausdruck „Conclavisten“ gebraucht; jeder Kardinal kann deren zwey, wenn

er kränklich ist, auch drey haben. Gewöhnlich ist der eine von geistlichem, der andere von weltlichem Stande. Sie tragen alle einen gleichfarbigen seidenen Leibrock, mit hängenden langen, engen Ermeln. Die päpstliche Kammer gibt ihnen 10,000 Scudi unter sich zu theilen; außerdem haben ihnen die Päpste mannichfaltige Vorrechte ertheilt: sie werden adliche Ritter, und bekommen das römische Bürgerrecht; sie dürfen alle an Benefizien Anspruch machen; erhalten, wenn sie Mitbewerber haben, den Vorzug u. s. w. Zu Folge der Bulle Pius IV. können die Neffen der Kardinäle nicht Conclavisten seyn.

Den Tag nach der Schließung des Conclave sagt der Kardinal Dechant eine stille Heilige-Geist-Messe, und reicht allen seinen Kollegen das Abendmahl. Darauf ermahnt er sie in einer Rede, alles Ernstes an der Papstwahl zu arbeiten. Noch an demselben Tage beginnt diese Wahl. Dieses geschieht mit folgenden Ceremonien. Einer der Ceremonienmeister geht alle Morgen um sechs und alle Mittage um zwey Uhr, mit einer Glocke läutend, durch das ganze Conclave, wobey er ruft: Ad capellam Domini! Beym lezten Glockenschlag trägt einer der Conclavisten das Schreibzeug seines Kardinals in die Kapelle des Scrutiniums, der andere hält dessen Mantel, der Crocia genannt wird. Er sieht einem gewöhnlichen Mönchsmantel ähnlich, hat eine Kapuze, und die eine Ecke wird noch über den Kopf gezogen. Diesen Mantel legt jeder Kardinal an, ehe er die Kapelle betritt. Die Sixtinische Kapelle, wo das Scrutinium statt findet, ist durch zahllose Reisende beschrieben. Die Sitze der Kardinäle sind alle mit grünem Tuche beschlagen, vor einem jeden steht ein mit dem Wappen des ihn innehabenden bezeichnetes Pult. Der älteste Kardinal sizt zu oberst, links vom Eingange; der erste Kardinal Diakonus rechts, ihm gegenüber. Abends neun Uhr sezt der Ceremonienmeister seine Glocke in Bewegung und ruft: Ad cellam Domini!

Die Wahl selbst wird, je nachdem die Umstände sind, auf vier verschiedene Weisen vorgenommen. Die erste heißt: durch Uebereinkunft (Compromis); die zweyte, durch Anbetung oder Erleuchtung; die dritte, durch geheime Stimmenmehrheit (Scrutinium); die vierte, durch ein Accessit, welches wir später erklären werden. Die erste Weise hat selten statt gefunden; man übte sie, wenn die Kardinäle auf keine andere Weise einig werden konnten; dann trugen sie irgend einer ausgezeichneten Person auf, einen Papst zu ernennen, und versprachen, ihn anzuerkennen. Gregor X. ward auf den Rath des heil. Bonaventura auf diese Weise auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Bey der zweyten ist es nöthig, daß zwey Drittel des Conclave über eine Wahl einverstanden sind; dann begeben sie sich zu dem Erwählten, werfen sich ihm zu Füßen, und erkennen ihn als Kirchenoberhaupt an. Die dritte, durch das Scrutinium, nahm ihren Ursprung unter Benedikt XV., der, nachdem er 1623 gewählt worden war, eine Bulle ausgehen ließ, in welcher er die Papstwahl auf diese Weise festsezte. Der Stimmgebende hat dabey die meiste Freyheit, und sie ist noch heute im Gebrauch.

(Der Beschluß folgt.)

Des Spaniers Lebewohl.

— 1811. —

O golden thronend mächt'ge Flammenpracht,
Wie lange zögerst du in stolzer Feyer?
Hervor aus deinem Lager, süße Nacht,
Verhülle sie mit sternbesä'tem Schleyer!
Umschattend meinen leisen Gang,
Laß nur der Saiten hellen Klang
Wie Strahlen durch das Dunkel ringen,
Zum Ohre der Geliebten dringen
Den Liebesruf der lezten Nacht!
Mich ruft die Schlacht.

Sonst klang dir wohl allnächtlich manches Lied,
Kam ich durch öde Gassen hergegangen.
Die treue Nacht, die keinen Laut verrieth,
Befriedigt' uns der Herzen heiß Verlangen.
Jezt geh' ich einen andern Gang,
Mich ruft des Kampfes Donnerklang,
Das Vaterland ruft seine Söhne.
Lebt wohl, ihr süßen Liebestöne!
Nimm hin den Gruß der lezten Nacht —
Fern ruft die Schlacht.

Entzügelt ist zur Wuth der heil'ge Kampf,
Hoch rasset im Gebirge rings Verderben,
Der Donner kracht, es wogt der finstre Dampf,
Mich reißt es fort zum Siegen oder Sterben.
Auf öden Bergen liegt das Heer,
Ein dunkel wellenschlagend Meer,
Nachtfeuer rings auf unsern Höhen,
Des Sieges heil'ge Fahnen wehen.
Verstumme, Saitenklang der Nacht!
Laut ruft die Schlacht!

So lebe wohl denn, froher Lautenton,
Du süße Liebe, lebet wohl, ihr Lieder!
Das Vaterland, die Mutter, ruft den Sohn;
Dort geht er hin, dort kehrt er nimmer wieder.
O süßes Neigen, — Kuß und Blick! —
Trompeten! Horch! — Leb' wohl, mein Glück! —
Heraus, mein Schwert! Fort, tapfre Brüder! —
Hier lezter Kuß. Dort jenseit wieder —
Ha, Fackeln, Waffen, Flammen, Nacht!
Führ' uns zur Schlacht!

L. Starklof.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. August.

Bunt und lebendig treibt sich in dieser Woche Alles auf der sogenannten Vogelwiese umher. Es ist fast das einzige Volksfest, das uns noch aus Zeiten übrig geblieben ist, wo man sich gern gemeinschaftlich freute, und wenigstens bey solchen Gelegenheiten die Scheidewand niederriß, welche getrennte äußere Lebensverhältnisse in den verschiedenen Ständen selbst, so wie zwischen ihnen aufgeführt hatten. Der Verein der Vogelschützen, zu dem selbst die Königliche Familie, so wie der größte Theil der angesehensten Einwohner der Stadt gehört, schießt hier — die meisten in der Person kunstgeübte Stellvertreter des

Mittelstandes, und nur die Königl. Familie durch einen ausdrücklich dazu abgeordneten Kammerherrn — mit Bolzen nach einem hölzernen Vogel, der jedoch so groß und so fest gearbeitet ist, daß man stets sechs Tage damit zubringt, bis der letzte Spahn gefallen ist, und den Königsschuß gegeben hat. Die Wiese um die Vogelstange, oder vielmehr vor derselben ist mit mehr als dreyhundert Zelten und Buden bebaut, worin Lebensbedürfnisse aller Art feil geboten und zum Theil ausgewürfelt werden, wobey dann auch viele Privatgesellschaften sich besondere Zelte für ihre Zusammenkünfte erbaut haben. Heiterkeit und Fröhlichkeit belebt Alles, und an manchen Abenden — indem auch diesesmal die schöne Witterung dieses Vergnügen ungemein begünstigte — rechnet man mehr als 15s bis 20,000 Personen, welche auf der Wiese und in den zahlreichen Gast- und Schenkhäusern umher sich der unbefangenen Freude hingeben. Dabey gereicht es gewiß der Sittlichkeit der hiesigen Einwohner zur größten Ehre, daß man höchst selten von irgend einer kleinen Störung etwas hört, und größere Excesse noch nie unter einer doch so großen Volksmenge statt gefunden haben. Freylich vermißt man aber dafür auch wieder eine gewisse laute, aus sich herausgehende Fröhlichkeit, und Alles ist mehr still und in sich selbst zurückgezogen, als daß wie bey südlichern Volksfesten lauter Jubel und Gesang durch die Nacht tönen sollte. Indessen befindet sich Jeder bey seiner Art und Weise wohl.

Von interessanten Fremden, besonders in literarischer Hinsicht, hat uns dieser Sommer weniger zugeführt, als es der reichhaltige Frühling des vorigen Jahres that. Man hoffte auf Jean Pauls Rückkehr, ja auf Goethes Ankunft, aber leider sind beyde ausgeblieben. Tieck ist aus Töplitz zurückgekommen, doch ist seine Gesundheit noch sehr leidend, und er muß sich ungemein schonen. Struve's Brunnengarten gewinnt immer mehr an Besuchenden, und man hat das Vergnügen, dort sehr interessante Bekanntschaften zu machen, da auch selten irgend ein bedeutender Fremder durch Dresden reist, ohne dort wenigstens einmal einzusprechen. — Von Neuigkeiten bey unsrer Bühne ist in diesem abgewichenen Monate Juli wenig zu berichten, doch sahen wir in dieser Hinsicht Folgendes. Der Unsichtbare, komisches Singspiel in einem Akt von Costenobel. Musik von Eule. Ein sehr schwaches Machwerk mit einer kraftlosen Musik und nahe an die Gränzen der Zweydeutigkeit streifend. Doch gefiel es bey seinem Entstehen vor mehreren Jahren in Hamburg, wo damals beyde Verfasser einheimisch waren; auf unsrer Bühne wird es schwerlich viele Vorstellungen erleben. Größeren Beyfalls erfreute sich, und mit Recht, das Lebrünsche Lustspiel in zwey Akten, Sympathie. Es ist von zarterem Gewebe und recht unterhaltend, wenn auch die Idee schon etwas verbraucht seyn sollte. In der Darstellung zeichneten sich besonders die Herren Pauli und Unzelmann, so wie die Frauen von der Klogen und Pauli aus. Das darauf folgende ländliche Divertissement, die fehlgeschlagene Heirath, war zwar in der Anlage sehr ärmlich und ohne einen neuen frappanten Gedanken, der doch so leicht in ähnliche kleine Ballets verwebt werden könnte, aber in der Darstellung selbst recht wohlgefällig und ein angenehmer Beweis von dem Talente wie von dem Fleiße des Herrn Gärtners, der selbst als komischer Freyer und dann als junger Landmann seine Fertigkeit und Gewandtheit zeigte. Gottlob, daß unser Publikum noch nicht durch rassinirtere Genüsse dieser Art verwöhnt ist, und sich zufrieden gestellt findet, wenn es einige hübsche kleine, gut angezogene Kinder ihre harmlosen, wenn auch unsichern Schritte auf den Brettern machen, und die zarten Aermchen zu unschuldigen Verschlingungen heben sieht. Es ist gewiß ein Gewinn für die wahre und höhere, d. h. geistige Kunst, wenn der Taumel des Ballets nicht bis zur Unersättlichkeit gesteigert ist, und immer neue Reizungen und immer neue Formen aufgeboten werden müssen, um der einmal mit Macht erwachten Lust daran volle Befriedigung zu geben. — Ali Baba oder die vierzig Räuber, Schauspiel mit Gesang und Tanz in drey Akten, war von Th. Hell nach dem Franz. frey für die deutsche Bühne bearbeitet und von Herrn Marschner mit der dazu nöthigen Musik ausgestattet worden. Ich glaube kaum, daß der deutsche Bearbeiter eine glückliche Wahl getroffen hat. Das zum Grunde liegende Märchen aus der 1001 Nacht ist in seinen phantastischen Stoffen nicht künstlerisch genug ergriffen, nicht gleichsam märchenhaft genug gehalten, um als solches die entsprechende Wirkung hervorbringen zu können, man legt nun einen strengeren Maaßstab an, und sondert sich manches nicht genug ab und anderes scheint wieder müßiger dazustehen. Am Besten hätte sich wohl der Stoff zu einer Oper geeignet, doch hätte sie eine andere als die Marschnersche Musik haben müssen, die durchaus nicht genial, eigenthümlich und frisch genug gehalten war, überall Freyschütz-Weber'sche Reminiscenzen, die gerade hier in der Märchenwelt des Orients am wenigsten an ihrem Platze waren, hören ließ, und zu dem geringen Beyfalle, dessen sich die Dichtung zu erfreuen hatte, reichlich das Ihrige mit beytrug. Auch vermochte der junge angehende Schauspieler, welcher den Sadi gab, diese für das ganze Stück bedeutende und von dem Uebertrager offenbar mit Vorliebe behandelte Rolle nicht so zu halten und zu beleben, wie es der Stoff erforderte, und die Darstellerin der Zetulbe, der Hauptperson des Märchens, besaß zu wenig von jenen kleinen Hülfsmittelchen erlaubter Koketterie, welche im Spiele ähnlicher Rollen stets wesentlich nothwendig sind. Sonst ging das Ganze recht gut zusammen und die Bajaderentänze des dritten Akts fanden vorzüglichen Beyfall.

Als Gäste sahen wir Hrn. Bottmayer aus Frankfurt a. M. und Frau Schönberger-Marconi. Ersterer spielte vielfach im Lust- und Trauerspiele, und bewies sich als einen gewandten Künstler, den Organ und Gestalt, besonders aber Mimik jedoch vorzüglich nur für Thaliens Gebiet bestimmt zu haben scheint. Man wird ihn überall nicht ungern sehen, doch zu einem tiefen, das Herz ergreifenden Eindrucke wird er es schwerlich bringen. Mad. Schönberger, an den meisten Orten, wo sie aufgetreten ist, mit Lorbeern überstreut, schien diese hier nicht einärndten zu sollen. Sie mißfiel in ihren Männerrollen, dem Johann von Paris und Belmonte eben nicht, erwärmte aber auch nicht; man staunte sie als eine überraschende Erscheinung an, sehnte sich aber nicht darnach, so etwas oft wieder zu hören. Auch übersprang sie offenbar in der erstern Rolle die Gränzen des, namentlich für ein Weib, auf der Bühne sich Eignenden, durch allzumännliche Sicherheit des Benehmens, welches jedoch in der zweyten, eben dadurch ansprechenden Rolle gemildert ward. — Ein niedliches Kind, Rosa Haldermann, (woher?) trat dreymal in den beyden Donauweibchen als Lili mit Anmuth und Gewandtheit auf.

— n.

Auflösung der Charade in Nr. 214.

Holdselig.

Logogriph.

Ihn, den Hehren, der feuriges Geistes, durch Wort und durch That groß.
Auf zu den Sternen sich schwang, machen drey Sylben dir kund.
Das verletzte der Zeichen dem letzten des Wortes nachsetzend
Schaust du den Zögling, der fein werth ist an Geist und Gemüth.

Eccard.

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. September 1823.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt in namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch.

Schiller.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Die Gefangenen waren am 15. August so unvorsichtig, ihre Theilnahme an dem Geburtsfeste Napoleons zu offen zu beurkunden. Die Regierung, darüber erbost, setzte den Sold der Offiziere von zwey Franken täglich auf einen herab. Bey der großen Theurung der Lebensmittel, wo z. B. ein Pfund Fleisch 24 Sous kostete, war diese Verminderung äußerst empfindlich.

Herr Babelen, Gouverneur von Mahon, war so menschlich, den Gefangenen das Baden in der See zu gestatten, aber die Junta von Palma und Mahon befahl ihm, diese Erlaubniß zurückzunehmen. Er wurde am 10. November von einem andern Gouverneur abgelöst, der sich bald so streng zeigte, daß er den Gefangenen nicht mehr gestattete, das Haus zu verlassen. In den ersten Tagen des März 1810 entstand ein Aufstand in Mahon, der durch die großen Kriegslasten und Auflagen veranlaßt wurde. Der Pöbel strömte in Massen an das Haus des vormaligen Gouverneurs, um ihn zu zwingen, sich an ihre Spitze zu stellen, und den Intendanten zu vertreiben. Der Leztere hatte sich indessen an Bord einer spanischen auf der Rhede liegenden Fregatte geflüchtet. Die Empörer eilten in ihrer Wuth nach dem Zollhaus, plünderten dasselbe und verbrannten alle Schriften dieser Administration. Der Brand war so stark, daß man befürchtete, er möchte die ganze Stadt ergreifen. Die Sturmglocke ertönte als Vorbote der traurigsten Ereignisse. Die Einwohner versuchten ein kleines mit Munition beladenes Fahrzeug zu erbeuten, wurden aber zurückgetrieben.

Der Admiral Colingwood, Kommandant der englischen Station, schickte eine Brigg an den Eingang des Lazareths zum Schutz der Gefangenen ab. Die Einwohner wütheten auch gegen ihren Bischof, den sie für französisch gesinnt hielten. Diesem gelang es indessen, sich noch zeitig zu retten. Diese Empörung wurde erst am dritten Tage gestillt. Am 8. April kam die Nachricht, daß die in Palma befindlichen Gefangenen, ohne die muthige Dazwischenkunft der bürgerlichen, geistlichen und Militär-Behörden, bey ihrer Einschiffung nach Cabrera, beynahe das Opfer der Volkswuth geworden wären. Die nähere Beschaffenheit dieser Vorfälle war folgende.

Am 12. März 1810 kamen drey spanische Feluken mit sehr vielen Ausgewanderten, besonders Mönchen und Nonnen, am Bord, im Hafen von Palma an. Gleich nach ihrer Landung sammelte sich eine Menge Einwohner um sie, und fragte sie um Nachrichten von Cadir und Spanien. Sie schilderten die Franzosen mit den schwärzesten Farben. Der ohnehin zur Rache aufgelegte Pöbel, durch diese übertriebenen Berichte aufgereizt, verlangte mit lautem Geschrey die Ermordung der Gefangenen. Von Drohungen kam es bald zu Thaten, und sie warfen sogleich mit Steinen auf die Wohnung der französischen Offiziere. Diese verschlossen aus Vorsicht ihre Fenster, um von ihrer Seite

keinen Anlaß zu weiterer Aufreizung zu geben, und erwarteten mit Fassung den Beystand der Behörden. Sie sahen bald, daß bey dem ihnen als Wache zugegebenen spanischen Offizier keine Hülfe zu finden war, und daß dieser ähnliche Gesinnungen wie der Pöbel hegte. Sie hörten ein lautes Geschrey und das Verlangen, man solle sie nach Cabrera zurückschicken. Indessen erschien der General Reding. Seine Gegenwart tröstete die Gefangenen, aber konnte die Wuth des Pöbels nicht dämpfen, der das furchtbare Geschrey: „Tod den Franzosen!" ertönen ließ. Die Flamme der Empörung verbreitete sich immer weiter. Selbst die Ankunft des General-Kapitäns der balearischen Inseln konnte sie nicht bezwingen. Er sowohl als der General Reding versuchten vergebens alle Mittel der Milde und der Versöhnung.

Der General-Kapitän ließ hierauf die Besatzung ausrücken, und um zwey Uhr Nachmittags Schildwachen, vierzig Schritt vorwärts der Kaserne, aufstellen, mit dem Befehle, sich von dem Pöbel nicht entwaffnen zu lassen. Diese Maßregel reizte aber leztern nur noch mehr auf. Er drang mit Stöcken gegen die zwey äussersten Schildwachen vor, und vertrieb sie von ihrem Posten. Hierauf drang er in ein Thor ein, fand sich aber bald durch ein zweytes aufgehalten.

Die grausame Lage der Gefangenen unter diesen Umständen läßt sich kaum beschreiben. Der Tod war ihnen weit weniger entsetzlich, als die Form, in der er sich ihnen unter den Händen dieser Wüthenden darbot. Nach diesen Vorgängen zweifelten die Gefangenen nicht mehr, daß die Drohungen der Einwohner von Palma zur Ausführung kommen würden. Nun bewaffneten sie sich mit Bänken, Stühlen, Stöcken, an welchen sie ihre Messer befestigten, und während einige an der Hauptpforte Widerstand leisteten, rückten andere die Bettstellen, Tische und Bänke vor die Treppen, um die Volksmasse aufzuhalten. Diese machten ihrer Seits nun gleichfalls ernstere Anstalten, holten zwey Kanonen von den Wällen, und stellten diese vor der Wohnung der Gefangenen auf. Hierauf zeigte sich General Reding als Mann von Ehre, stellte sich muthvoll vor die Mündung einer Kanone, und hielt dadurch das Feuer der Empörer zurück. Der General-Kapitän war Zeuge dieser Scene, und gebot den Kadetten und Artillerie-Soldaten, sich mit dem Säbel in der Faust den Weg zum Schutz des Gouverneurs zu bahnen. Dadurch kam eine Uebereinkunft zu Stande, die Kanonen wieder auf die Wälle zurückzubringen. Die Franzosen schöpften nun neuerdings Hoffnung, die aber von kurzer Dauer war. Die Volksmasse wurde immer größer, und um halb vier Uhr ertönte das Geschrey: „Tod den Franzosen!" lauter als zuvor. Der General-Kapitän und der Gouverneur Reding sahen sich, um Zeit zu gewinnen, genöthigt, sie zu versichern, daß die Franzosen, über welche sie Klage zu führen hätten, bestraft werden sollten. Der Pöbel verlangte aber die Köpfe aller Gefangenen, und ließ einen Hagel von Steinen auf die Fenster ihrer Wohnung regnen. Alle Vorstellungen der spanischen Generale und Oberoffiziere, das Volk zur Ordnung zurückzubringen, und alle Bemühungen, sie zu überzeugen, daß sie ihre Brüder, Verwandte und Freunde, die in Frankreich gefangen wären, einem ähnlichen Schicksal durch so grausames Betragen aussezten, waren vergebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ceremonien des Conclave.

(Fortsezung.)

Bey der Wahl durch das Scrutinium geht man folgender Gestalt zu Werke. Mitten in der Sixtinischen Kapelle befindet sich ein langer Tisch, an jedem Ende desselben steht ein Becken mit den Zetteln des Scrutiniums und des Accessits. In der Mitte stehen zwey Kelche, um die Zettel beyder Wahlen hineinzuthun; eben so auch ein kleiner Sack, in welchen der Jüngste, der Kardinal Diakon, die Kugeln steckt, auf denen die Namen aller Kardinäle stehen, aus denen die drey Scrutatoren, drey Revisoren und drey Krankenpfleger gezogen werden. Diese lezten haben die Obliegenheit, die Zettel der kranken Kardinäle aus deren Zellen herbeyzuholen.

Auf vorerwähntem Tisch liegt auch das geschriebene Formular des Schwurs, den jeder Kardinal, bevor er seinen Zettel in den Kelch wirft, ablegen muß. Er lautet: „Ich verspreche unserm Herrn Jesus Christus, der mich „richten soll, Den zu wählen, den ich zu Gott glaube wählen zu sollen, und eben so bey dem Accessit zu thun!" — Die Zettel selbst, welche vor dem Scrutinium zubereitet werden, haben folgende Form. Ein sechs Zoll breites und fünf Zoll langes Papier wird, nach gezogenen Linien, siebenfach gefaltet; oben, zwischen den ersten Linien, steht der Name des stimmenden Kardinals: ego N. N. Card. Der zweyte und dritte Raum bleibt weiß, man biegt die erste Falte auf die zweyte und dritte um, und drückt auf diese lezte zwey Siegel von weichem Wachs mit Waffen, die nicht die des Kardinals, sondern willkürlich gewählte sind. Auf dem Raum zwischen beyden Siegeln steht das Wort: nomen. Zwischen der vierten und fünften Linie steht der Name des zu wählenden Kardinals, nämlich: eligo in Summum Pontificem R. D. meum D Card. . . . Die Kardinäle lassen dieses von einer fremden Hand schreiben, um nicht ihre Stimme kenntlich zu machen. Der Raum zwischen der fünften und sechsten Linie bleibt weiß; auf die siebente und lezte schreibt man einen willkürlich gewählten biblischen Spruch. Nun schlägt man diese beyden Linien

einwärts auf einander, und drückt zwey andere Siegel auf, die auf der fünften Linie zu stehen kommen, zwischen diesen beyden steht das Wort: Signa. Mittelst dieser beyden zu oberst und der beyden zu unterst gemachten und besiegelten Falten des Zettels bleibt nur der Name des zur Wahl vorgeschlagenen Kardinals sichtbar, der biblische Spruch dient, den Zettel kenntlich zu machen, im Fall der Kardinal ihn bey dem Accessit zeigen wollte; denn bey diesem haben die Zettel die gleiche Gestalt, nur stehen, statt eligo, die Worte: accedo Reverendis. D. meo D. Card. — Sobald die sämmtlichen Kardinäle versammelt sind, legen sie, nach Alterszrang, ihre Zettel in den Kelch; in derselben Zeit begeben sich die Krankenpfleger in die Zellen der kranken Kardinäle, und reichen ihnen eine Art kleiner Spar- oder Armenbüchse, in dessen Ritze der Kardinal seinen Zettel steckt, diese wird dann bey ihrer Rückkehr in die Kapelle, in Gegenwart der Senatoren und Revisoren, geöffnet, anerkannt und in den Kelch geworfen. Sind endlich alle Zettel beysammen, so schüttet sie einer von den drey Kardinalen-Ordenshäuptern auf den Tisch, einer der Scrutatoren öffnet den ersten Zettel, da wo das Scrutinium geschrieben steht, und liest den Namen des Gewählten. Zu derselben Zeit notiren andere Scrutatoren auf der Tabelle, welche die Namen der sämmtlichen Kardinäle in ihrer Alterfolge enthält, die Zahl der Stimmen, die einem jeden gegeben sind; andererseits notiren sich auch die Erwählten die ihnen günstigen Stimmen, um zu erfahren, ob die Zahl hinreichend sey. Findet sich nun, daß keiner der Kardinäle die erforderlichen zwey Drittheile der Stimmen hat, so nimmt man seine Zuflucht zum Accessit; tritt hier derselbe Fall nochmals ein, so verbrennt man alle Zettel, und fängt am folgenden Morgen von neuem an. Hat aber gegentheils ein Kardinal die zwey Drittel der Stimmen wirklich erhalten, so wird er als kanonisch erwählter Papst angesehen.

Die vierte Weise der Wahl, durch Accessit, ist der durch das Scrutinium ganz ähnlich, ist aber eine Folge oder Anhängsel derselben, und findet in eben den Sitzungen, wie jene, jedoch des Nachmittags, statt. Man nimmt sie, wie so eben gezeigt ist, nur dann zu Hülfe, wenn das Scrutinium nicht die nöthige Stimmenzahl gegeben hat. Dieses ist aber meistens der Fall, und das Accessit bringt die gewünschte Wahl unfehlbar zu Stande. Bey dieser Weise bedient man sich, wie beym Scrutinium, der Wahlzettel; allein die erwählte Person muß eine andere seyn, wie die im Scrutinium genannte, und die Stimmen des Scrutiniums werden mit denen des Accessit zusammengezählt. Daher ist auch der Name Accessit entstanden. Das alte Rom übte ungefähr dieselbe Weise in den Senatswahlen aus. Um sicher zu seyn, daß keiner der Kardinäle beym Accessit denselben Namen vorschlägt, wie beym Scrutinium, muß ein jeder seinen biblischen Spruch angeben, und mit folgender Formel: Accedo ad Cardinalem N. ut possum accedere, ut patet ex voto meo et ex subscripto suo — wobey er sein Scrutinium zu zeigen anbietet, welches in der Regel, um Mißhelligkeiten zu vermeiden, geheim bleiben soll. Beharrt aber einer der Kardinäle auf seiner Wahl; so schreibt er auf seinen Wahlzettel: accedo nemini.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln sind heut zu Tage zur bloßen Ceremonie geworden; denn es ist unmöglich, daß die Wahl gelinge, wenn die verschiedenen Faktionen der Kardinäle sich nicht vorher über die Person dessen, der gewählt werden soll, vereinigt haben. Klemens VII. Wahl (im sechszehnten Jahrhundert) dauerte vier und sechszig Tage; deßhalb ward, wie sein Nachfolger, Paul III., erwählt werden sollte, die Bulle Bonifaz VIII. verlesen, der zu Folge die Kardinäle des Conclave, wenn die Wahl nach zwanzig Tagen noch nicht geschehen ist, nichts weiter wie Brod und Wein zur Nahrung erhalten sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber des russischen Großfürsten Paul Jugendjahre.

(Fortsetzung.)

In allen Sachen pflegte der Großfürst sehr schnell zu seyn. Er legte sich gerne früh schlafen, um desto früher wieder aufstehen zu können, und trieb stets die Kammerdiener an, so schnell wie möglich zu Abend zu essen. Er war höchst erfreut, wenn er durch den Hoffourier beym Oberhofmeister Panin es dahin bringen konnte, einige Minuten früher zu speisen. — Obgleich er sehr halsstarrig war, so brachten ihn weise Vorstellungen doch gleich zurück; für das Gute war er enthusiastisch gestimmt; nannte man ihm einen edlen Mann, so ließ er ihn sogleich grüßen und ihm seine Achtung versichern. — Auf den Namen Romanof war er sehr stolz, ja er nannte sich selbst nicht selten Paul Romanof.

*

Paul übersetzte die russischen Zeitungen ins Französische, um sich in beyden Sprachen zu üben. Einstens las er sie laut, und mußte zweymal niesen. Da rief er aus: „noch stehe ich an den Komma's, und habe schon zweymal geniest, was wird's erst geben, wenn ich an den Punkt komme!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juli.

Die Ausgrabungen in Pompeji werden zwar fortgesetzt, allein mit wenigem Eifer; was können fünf Karren zur Fortschaffung des Schutts mit etwa zwanzig Arbeitern täglich aus-

richten. Zwar muß jeder Karren zwey und dreyßig Fuhren machen, aber 160 Fuhren sind noch immer zu wenig gegen das, was zu thun übrig bleibt. Seit länger als ein Jahr war ich nicht dort und fand bey meinem lezten Besuch in diesem Monat manches Neue und Interessante, und die Begierde, die ganze Stadt aufgedeckt zu sehen, wird bey einem Jeden, der Sinn für diese so einzige Sache hat, immer lebhafter.

Durch die im Oktober v. J. gefallne Asche, welche überall etwa zwey, drey und an einigen Orten bis fünf Palmen hoch lag, wird die Arbeit neuerdings erschwert, und wenn sie auch leicht fortzuschaffen ist, so wird es doch so viel mehr, was hinweggeräumt werden muß; an vielen Orten ist dieses noch nicht geschehen, wodurch mancher schon frey gewesene Fußboden bedeckt bleibt, und das Gehen in den Straßen auch äußerst beschwerlich ist.

Jezo ist wieder ein neues Haus mit vielen wohlerhaltenen Malereyen ausgegraben; wenn indessen nicht überall Dächer darüber gebaut werden, dürften sie bald sehr leiden, welches man an den frühern Bildern sieht, die ich fast bey jedem Besuche unkenntlicher finde, besonders im Amphitheater, wo, seit ich es zulezt sah, Alles abgefallen ist. So angenehm es dennoch auch wäre, wie man jezo angefangen hat, Alles an Ort und Stelle, wo es gefunden, zu lassen, so fürchte ich doch, die Vorsicht, besonders die Malereyen wegzunehmen und ins Museum zu bringen, sey durchaus eine unvermeidliche Nothwendigkeit, um sie vor der Zerstörung zu retten.

Ein großes Gebäude, welches nun völlig ausgegraben und von den Alterthumsforschern, den Kennern und Nicht-Kennern die Benennung des Pantheon erhalten hat, ist sehr merkwürdig. Ein langes Viereck hat an dessen vordern kurzen Seite zwey Eingänge neben einander. Ihnen gegenüber, an der andern kurzen Seite im Hintergrunde an der Mauer, sind drey Eintheilungen oder offne Kammern, von denen die mittlere zu jeder Seite zwey Nischen und eine mitten in der hintern Mauer hat. In der zweyten Nische rechts steht die Statue Tibers und in der gegenüber die der Livia, welche auf dem Boden liegend gefunden und hier einstweilen wieder aufgerichtet worden, bis man sie ins Museum gebracht haben wird; dann sollen sie hier durch Gypsabgüsse ersezt werden. Beyde scheinen von schöner vollendeter Arbeit zu seyn; ihre Stellung ist natürlich, obgleich man nicht ganz genau anzugeben im Stande ist, was sie ausdrücken sollte, da die Arme fehlen und bis jezo noch nicht gefunden sind. Der Faltenwurf ist bey beyden überaus schön und mit vielem Fleiße behandelt. Das Gewand Tibers ist roth gefärbt gewesen, welches man noch sehr deutlich gewahr wird. Auch hat er im linken Arme einen Speer gehalten, wie eine Rinne (runde Aushöhlung) beweist. Vor der hintern Nische steht ein kleiner Altar.

Zur Rechten dieser Kammer ist eine andere, ungefähr von nämlicher Größe, welche von den, mit Benennungen jederzeit bereiten, Cicerone das Triclinium genannt wird, wo die Priester ihre Mahle hielten. An beyden Seiten und vor der Hinterwand läuft eine Mauer, etwa drey Fuß von der Hauptmauer entfernt, umher, die wohl vier Fuß breit, fast so hoch und gegen die Mitte hin ein wenig abhängig ist. Diese wird für die Tische ausgegeben; da aber vor derselben auf dem Fußboden eine breite Rinne um das Ganze herläuft, die offenbar dazu diente, Wasser oder andere Flüssigkeit abzuführen, und die sogenannten Tische, so wie der ganze Fußboden von der Linken zur Rechten ein wenig abhängig sind, so ist mir diese Deutung nicht einleuchtend, obgleich der Führer mit einer Gewißheit davon spricht, als ob er selbst bey einem Mahle aufgewartet hätte. Die Mitte dieser Mauern hat einen Einschnitt zum Durchgehen. Ich würde diese Tische eher für Fischbänke halten.

An der Hauptwand ist ein merkwürdiges, bis auf den obern Theil, welches drey nicht bestimmt kennbare Gottheiten vorstellt, wohl erhaltenes Gemälde. Es scheint gleichfalls gewiß die Geschichte von Romulus und Remus seyn zu sollen, welche von der Frau Lupa gesäugt werden, deren Mann als Hirte neben ihr sizt und mit Wohlgefallen auf die Kinder zu blicken scheint, indem zwischen Beyden eine Wölfinn liegt.

Die andere Kammer auf der linken Seite hat eine erhabene Cella oder Kapelle, vor welcher ein Fußgestell steht, woraus man schließen will, daß hier die Orakel ertheilt wurden. Diese Cella ist der im Isistempel sehr ähnlich. An der Seitenwand, ehe man in diese Kammer tritt, ist eine, das Ebenmaaß des Ganzen sehr störende, über Mannshohe Mauer aufgeführt, welche durch ihre Entfernung von wenig Fuß von der Hauptmauer eine Abtheilung oder Kabinet bildet, über dessen Bestimmung man nicht sehr einig scheint, und fast dafür hält, daß darin die Gewänder der Priester aufgehoben wurden, und damit ein Jeder das seinige wiederfinden könne, marmorne Tafeln mit römischen Zahlen angebracht waren, die sich auch zum Theil noch vorfinden, indessen, sonderbar genug, so eingebauen sind, daß man sie in der Reihenfolge von der rechten zur Linken lesen mußte, nämlich VI. scheint 4, IV. hingegen 6, IIV. 7, XI. 9 u. s. w. bedeuten zu sollen, denn die Reihenzahl ist bestimmt folgendermaßen: IIX. IX. X. XI. IIV. IIV. IV. V. VI. III. II. I.; über eine jede Zahl nimmt man eine in den Marmor gemachte runde Oeffnung wahr, die noch Reste von erzbirten eisernen Haken oder Nägeln enthalten, und demnach der obigen Meinung desto mehr Wahrscheinliches geben. Neben dieser Mauer, in der Mitte der Hauptseitenwand, und gerade gegenüber in der andern, sind Ausgänge, daß also das ganze Gebäude deren vier in Allem hatte.

Der zur Rechten ist neben dem Triclinium, und da die Wand mit allerley Speisen, besonders mit Stücken Fleisch, Schinken u. dgl. bemalt ist, schließ man, daß er in das daneben liegende Haus geführt habe, und dieses ein Speisehaus oder eine Garküche gewesen sey, worin die Gastmäler für die Priester bereitet worden, weil in demselben einige Kochengeräthe gefunden wurden.

Alle übrigen Wände sind auf die hier gewöhnliche Weise mit Malereyen geziert; freyschwebende Figuren, meist auf dunkelrothem oder anders farbigem Grund, von denen eine der Meinung der Erklärer nach, Penelope und Ulisses vorstellt, die Uebrigen aber keinen Namen erhalten haben. Die Figuren sind zwey bis drey Spannen groß, und die Zwischenräume theils mit Landschaften oder Blumen und andern Verzierungen, in der Kammer zur Linken aber mit Jagden, Seethiergeweben und andern Thieren versehen, von welchen mehrere sehr artig dargestellt sind.

Um den innern Hof umher lief eine Säulenreihe, welche einen Portikus bildete und einen breiten Zwischenraum für die Spazierenden ließ. Die eben erst aus der Werkstatt des Steinmezen gekommen scheinenden Basen der Säulen von weißem Marmor stehen noch überall, allein die Säulen sind nicht gefunden. In der Mitte sieht man auch noch acht Säulenfüße, die im Kreise eine innere Halle gebildet haben müssen, wie im Tempel des Serapis zu Pozzuoli.

Beym Seiteneingange zur Linken fand sich ein kleines mit Bronze beschlagenes Kästchen, mit 347 Kupfer-, 47 Silber- und einer Goldmünze, nebst einen silbernen Ring; alles Holz an demselben war verfault.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. September 1823.

Es ist zu ihrem eignen Nutzen, daß die Natur gezwungen ist, zu thun, Alles was sie thut.

Marc Aurel.

Erfahrungen über das Einspritzen von Arzneymitteln in die Blutadern *).

Schon in der Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen mehrere Naturforscher auf den Einfall, Arzneymittel durch Einspritzung in die Blutadern beyzubringen. Die Wirkungen, welche sie daraus hervorgehen sahen, bewogen sie bald, an die Stelle der Arzneyen, die verschiedenen Flüssigkeiten unsers Körpers zu setzen; welches der Ursprung der berühmten Operation ward, die unter dem Namen der Transfusion (Umgießung) des Bluts vorgenommen ward. Mehrere Ursachen nöthigten die Obrigkeiten, diese Behandlungsart zu verbieten, und mit ihr gerieth ihre erste Erfindung auch in die Vergessenheit.

Wie Herr Coindet das Einspritzen des Opiums in die Blutadern vorschlug, waren ihm jene früheren Versuche unbekannt, er legte deßhalb einige der ihn zu dem Versuch führenden Ursachen dar; da sie über die Wirkung der Gifte neue Ansichten enthalten, welche diesen Arzt gegen den Gebrauch dieses gewagten Mittels alles Vorwurfs überheben, so theilen wir den Hauptinhalt seiner Schrift mit.

Er spricht zuvörderst über die Verdauung. „Die Substanzen, deren Zusammensetzung die größte Aehnlichkeit mit den verschiedenen Geweben unsers Körpers hat, sind auch die nahrhaftesten, und im Allgemeinen am leichtesten zu verdauen.“ — Die aus dem Thierreich genommenen Nahrungsmittel sind die zahlreichsten, und ihre Eigenschaften viel auffallender, als derer aus dem Pflanzenreich; das Mineralreich bietet keine Nahrungsmittel dar, nur solche, welche die Verdauung anreizen. Betrachten wir nun die Nahrungsmittel jedes Naturreichs im Einzelnen, so findet sich, daß die Austern gänzlich aus thierischem Schleim (mucilage animal) bestehen, die Eyer fast ausschließend aus Eyweißstoff, und daß Gallerte und thierischer Extractivstoff (osmazome) die nahrhaftesten und verdaulichsten Substanzen sind. Thierische Bestandtheile aber haben die nahrhaften Eigenschaften in einem um so viel größeren Grade, je mehr solcher Grundstoffe sie enthalten.

In dem Pflanzenreiche finden wir, daß die nahrhaftesten Gattungen diejenigen sind, deren Zusammensetzung mit jenen des Thierreichs die größte Aehnlichkeit haben. Wollte man eine Nahrungsleiter anfertigen, so stünde der thierische Leim und die Pflanzengallerte oben an, dann folgten die Zuckerstoffe, das Gummi, die Blätterfasern, bis man endlich zu den Körpern gelangte, die unser Daseyn nicht fristen können.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, der Verdauungsprozeß bestehe nur in einer Art Durchsiebung (tamisage) der Theile, die zu unserer Nahrung am geeignetsten sind, weil sie den Bestandtheilen unsers Körpers am

*) Auszug aus einer in der Medico chirurgical Society in Edinburgh gehaltenen Rede über „die Einspritzung einer Opiumsauflösung in die Blutadern u. s. w. von Charles Coindet M. D. (Aus der Bibliotheque universelle.)

meisten gleichen. Lange Zeit glaubte man dieses auch, allein folgende Betrachtung ist dagegen aufgestellt.

Welches auch die Natur der Substanzen ist, von denen wir uns nähren, so ist der Milchsaft (chyle), den unsere Organe daraus bereiten, wenig von dem verschieden, welchen sie aus einer andern Nahrung ziehen können. Dieses nöthigt uns, anzunehmen, daß der Magen die Nahrungsmittel auf eine eigene Art zersetzt, worauf sich denn diese einzelnen Elemente in neuen Proportionen mischen, und den Stoff bilden, den wir Milchsaft nennen, und der, von den Gefäßen aufgesogen, die Flüssigkeit erzeugt, welche unser Daseyn fristet.

Von hier an gibt Herr Coindet eine gedrängte Darstellung von der Wirkungsart der Gifte, die er an obige Thatsachen anhängt.

Die Gifte können dem Körper auf verschiedenen Wegen mitgetheilt werden: durch die Werkzeuge der Verdauung und des Einathmens, und durch das Ader-System. Folgende Thatsache verdient unsere Aufmerksamkeit: Auf welchem Wege man das Gift in den Körper bringe, bleibt seine Wirkung, ihrer Eigenthümlichkeit nach, sich gleich. Dieses ist der Fall nicht allein, wenn man solche Gifte einspritzt, welche auf ein ganzes oder mehrere Systeme wirken (z. B. Eingeweide, Nerven, Adern u. s. w.), sondern auch wenn sie auf einzelne Organe wirken, wie die Brechmittel, Larier- und Schweißmittel. — Diese Identität in der Natur der Wirkung, welche die Gifte hervorbringen, welches auch das System sey, durch das sie in Blutumlauf*) gebracht wurden, verhindert jedoch nicht, daß die Schnelle und Heftigkeit ihrer Wirkung dadurch große Verschiedenheit erleide; man kann diese sogar nach den verschiedenen Systemen berechnen. Um Weitläufigkeit zu vermeiden, führen wir nur zwey solche Wirkungen, die auf das Blut und das Verdauungs-System, an, weil sie beynahe die beyden Endpunkte der Modifikation bilden. Die andern alle bieten, wie Herr Coindet versichert, fast keinen Einwurf gegen folgende Betrachtungen dar. Zahlreiche Beobachtungen lehren, daß mineralische Gifte, sie mögen durch die Blutadern oder durch den Magen beygebracht werden, wenn sie durch die in diesem lezten enthaltene Flüssigkeit nicht verdünnt werden, stets mit gleicher Heftigkeit wirken. Nimmt sie der Magen auf, so wirken sie langsamer, wegen der Langsamkeit, mit der sie eingesaugt sind, da sie hingegen, durch die Adern beygebracht, dem Blutumlauf unmittelbar mitgetheilt und im ganzen Körper verbreitet werden. Spritzen wir sie aber allmählich in kleinen Gaben ein, so finden wir ihre Wirkung nicht gewaltsamer, als wenn der Magen sie aufgenommen hätte.

Bey Pflanzengiften nehmen die Dinge einen ganz andern Gang, wir mögen sie nun durch die Scheidekunst erst in ihrer ganzen Reinheit erhalten haben, oder sie in ihrem natürlichen Zustande gebrauchen. Um auf den Körper eine gleiche Wirkung hervorzubringen, muß die Masse des Giftes, die der Magen empfängt, viel größer seyn, als die, welche man in die Adern einspritzte; selbst wenn lezteres in kleinen Gaben und gehörigen Zwischenräumen geschähe. So würde z. B. eine Gabe Ficunes (ein schnell tödtendes Gift) oder Brechnuß, in die Adern eines Thieres gebracht, solches in wenig Sekunden tödten, da dieselbe Gabe durch den Weg des Magens eine kaum merkliche Wirkung hervorbringen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr Coindet spricht hier wörtlich von solchen Giften, welche die thierischen Theile nicht ätzend angreifen und die überdieß stets zum Gebrauch gehörig verdünnt werden sind.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Der General Reding befahl nun dem Kommandanten der Wache, blind auf die Haufen zu schießen. Dieses unerwartete Ereigniß zerstreute sie anfangs, aber nur, um bald darauf in verstärkter Anzahl zu erscheinen, und alle Rücksichten zu beseitigen. Die Militärmacht sah sich nun genöthigt, sich selbst gegen diese Massen zu vertheidigen, und feuerte ernstlich auf sie. Ein Empörer fiel todt nieder. Dieß verdoppelte die Wuth der andern, die sich auf die erste Schildwache warfen, diese auf den Boden stürzten, und ihr in Gegenwart der Wache den Bauch aufschnitten. Lezterewegerte sich, weiter zu schießen, entweder aus Furcht vor Rache, oder weil der größere Theil von den Empörern gewonnen war. Als diese das Zaudern der Soldaten im Gehorchen der Befehle ihrer Anführer bemerkten, so ertönte auf einmal der Ruf: „Laßt uns Waffen holen!"

Die französischen Offiziere zweifelten nun keinen Augenblick mehr an ihrem nahen Untergang, besonders als sie die Empörer gegen den Molo ziehen sahen, um sich der dort aufgestellten Artillerie zu bemächtigen. Die Wache gewann aber Zeit, dort noch die Thore zu schließen, so daß ihr Vorhaben vereitelt wurde, sonst wären die Franzosen unter den Trümmern ihrer Wohnung begraben worden.

Nachdem die spanischen Bebörden vergebens alle Mittel zur Entwaffnung der Volkswuth ergriffen hatten, so entschlossen sie sich, nach reifer Ueberlegung, die Gefangenen dem Anblick ihrer Mörder dadurch zu entziehen, daß eine Oeffnung in die Mauer der Kaserne angebracht wurde, und diese dann durch dieselbe gegen den Wall hinausgebracht werden sollte. Der Ritter Brouille, Kommandant der spanischen Junta, ging durch die Bresche, und suchte den Gefangenen zuzusprechen, aber seine Haltung zeigte das Mißtrauen, das er in den Erfolg dieser Maßregeln

fezte, obschon er im Herzen sehnlichst ihre Rettung wünschte. Dieser Vorsatz wurde daher nicht im Augenblick ausgeführt.

Um halb fünf Uhr Abends kam der Militär-Gouverneur, der General Reding, in den Stadttheil Bourbon, ließ mehrere Gefangene zu sich rufen, und sagte ihnen, daß er sich, um sie zu retten, entschlossen habe, sie einschiffen zu lassen, dabey aber es für zweckmäßig halte, sie in Haufen von fünfzehn bis zwanzig Mann ausziehen zu lassen. Die Gefangenen, in der Ueberzeugung, dadurch den Dolchen der Majorkaner ohne Rettung bloßgestellt zu werden, machten Vorstellungen dagegen. Dieser Offizier beharrte aber darauf, indem er sein Ansehen für hinreichend hielt, die Empörer im Zaum zu halten.

Der erste Transport der Gefangenen bestand aus denen, die zunächst an dem äußern Thore waren. Kaum waren sie herausgekommen, als das heftigste Geschrey zu ihrem Tod ertönte. Die Begleitung wird von allen Seiten gedrängt, widersteht vergebens, und sieht sich mit allen Mordwerkzeugen umgeben. Beile, Sicheln, Dolche glänzen vor den Augen der armen Gefangenen. Man entreißt sie bald darauf den Armen ihrer Vertheidiger, schleppt sie fort, und ermordet sie. Einige, durch ein verstelltes Mitleid verführt, lassen sich in Winkel locken, wo sie mit um so größerer Barbarey ermordet werden. Andere eilen dem Meere zu, wohin sie verfolgt und getödtet werden. Auf diese Art starb der unglückliche Beauchamp, Unter-Lieutenant der Kürassiere, ein junger Mann von zwey und zwanzig Jahren. Seine hohe Gestalt und seine Unerschrockenheit hatte den Mördern imponirt, so daß keiner ihn zu Lande anzugreifen wagte. Kaum erblickten sie ihn aber im Kampf mit den Wellen, als sie ihn in einer Barke verfolgten, und ihm mit einem Beile den Kopf spalteten.

Die in der Kaserne zurückgebliebenen Gefangenen waren Zuschauer dieser Jammerscene, ohne ihren Kameraden helfen zu können. Sie fühlten ihr Innerstes zerrissen. Die Boote, die sie aufnehmen sollten, schienen an dem Komplott Theil zu nehmen, und entfernten sich absichtlich von dem Ufer, um die Unglücklichen ihren Mördern zu überlassen. Doch war ein Schiffer so menschlich, fünf Mann an seinem Bord zu sammeln. Der General Reding kehrte in die Kaserne zurück, um die Anstalten für einen zweyten Transport zu treffen, da er kein anderes Mittel zur Rettung der Gefangenen ausfindig zu machen wußte. Leztere erklärten aber einstimmig, daß sie nur dann ausziehen würden, wenn sie in Masse sich fortbegeben könnten. General Reding nahm hierüber Rücksprache mit dem General-Kommandanten.

Der Ritter Brouille wurde nun in die Kaserne geschickt, und benachrichtigte die Gefangenen, daß die Regierung neue, wirksamere Maßregeln ergreifen würde, um ihre Einschiffung zu sichern. Die Offiziere schlugen vor, die Ausführung auf die Nacht zu verschieben, wo die Empörer, von den Ausschweifungen des Tages ermüdet, sich dem Schlafe überlassen würden. Der Ritter versicherte sie aber, daß die Gefahr bey der Nacht nur um so größer seyn würde, da der Pöbel den Entschluß gefaßt hätte, in der Nacht alle Gefangene zu ermorden.

Die bürgerlichen, militärischen und geistlichen Behörden hatten sich vereint in ihren Maßregeln zur Sicherung der Einschiffung verabredet. Um halb sechs Uhr, während die barmherzigen Brüder eine Prozession in der Stadt anstellten, an deren Spitze der Bischof zog, um das Volk nach dieser Seite zu locken, begann der Auszug von 150 Mann, unter dem Geleite von funfzig Soldaten, durch die Bresche in der Mauer. Ungeachtet man die Franzosen alle Vorsicht beobachten und mit niedergesenktem Haupte längs des Walles in der größten Stille ziehen ließ, so wurden sie doch bald von Weibern, die ihnen begegneten, entdeckt, die alsdann die Mörder gegen jene Seite lockten. Bey Annäherung dieser Wüthenden ließ die Begleitung die Gefangenen ihre Schritte verdoppeln, so daß sie noch so glücklich waren, aus der Stadt zu kommen und die Thore hinter sich verschließen zu sehen, ehe der bewaffnete Pöbel sie erreichen konnte. Die Gefangenen wurden nun in der größten Stille an das Seeufer geführt, wo sie funfzig andere Soldaten und mehrere Einwohner antrafen, die sich zu ihrer Vertheidigung versammelt hatten. Im Augenblick der Einschiffung wurden sie aber doch noch von der auf den Wällen versammelten rasenden Menge mit einem Steinregen angefallen. Dadurch warfen sie sich in Unordnung in die Schiffe, so daß einige in das Meer fielen. Indessen sezte der Pöbel ohne alle Rücksichten auf die Behörden unter furchtbarem Geschrey seinen Angriff fort. Der Ritter Brouille wurde von einem Steinwurf verwundet. Die Soldaten weigerten sich, dem Befehle, das Volk auseinander zu treiben, Folge zu leisten. Endlich, nach einer Viertelstunde der größten Todesangst, erreichten die Fahrzeuge die offene See. Sie wurden in drey Feluken unter dem Schutze einer Kanonierschaluppe vertheilt. Einige Mörder hatten sich noch unter die Begleitung gedrängt, die sich jezo noch bey Untersuchung der Habseligkeiten der Gefangenen durch Diebstahl auszeichneten.

Noch waren gegen hundert Gefangene zurück. Der Gouverneur hoffte, die Religion würde eine so starke Herrschaft über die Gemüther dieser Mordsüchtigen ausüben, daß sie die Diener derselben achten möchten, und sammelte daher die ganze Geistlichkeit von Palma. Die Gefangenen zogen zu zwey und zwey aus. Der Bischof ging unter dem Traghimmel, mit dem aufgehobenen Hochwürdigen und der ganzen priesterlichen Pracht umgeben, bey dem Geläute der Glocken voran. Die Gefangenen befanden sich zwischen einer doppelten Reihe Geistlicher und Soldaten. Diese Procession zog langsam auf der Straße nach dem Mole. Gegen alle Erwartung that aber dieser imposante Anblick

dem Aufruhrgeschrey des Pöbels keinen Einhalt. Bey der größten Gefahr des Angriffs hielt der Bischof still, und dann folgte immer eine tiefe Stille auf das furchtbare Geschrey. Der Bischof segnete das auf den Knieen liegende Volk. Dieselben Menschen aber, welche den Augenblick zuvor einen Gott des Friedens und der Barmherzigkeit angebetet hatten, zückten sogleich wieder ihre Dolche unter dem furchtbaren Ausruf: „Tod den Franzosen!“

Als die Prozession in der schmalen Straße anlangte, die sich an das Meer hinzieht, wo die Gefangenen sich einschiffen sollten, so erreichte die Wuth den höchsten Grad. Der Pöbel dringt auf die Gefangenen ein, und reißt sie mitten aus der Begleitung hervor. Leztere leistet vergebens Widerstand. Die Ermahnungen und Bitten der Geistlichen sind fruchtlos. Die Unglücklichen werden unter ihren Augen geopfert. Ein Schweizer-Offizier, Namens Dittlinger, befand sich hinter dem General Reding. Von dem Pöbel überfallen, war er in der größten Lebensgefahr. Er hält sich an dem General, und ruft ihm zu: General, retten sie mich! Herr von Reding zieht den Degen zu seiner Vertheidigung. Bey allem dem wird aber doch Herr Dittlinger unter seinen Augen mit drey Dolchstichen verwundet. Herr von Reding hob ihn wieder auf und trug ihn selbst in eine Barke. Eine Menge Gefangener, unter denen mehrere Frauen waren, wurden ins Meer geworfen. Andere stürzten sich in Verzweiflung selbst hinein. Zwey oder drey Boote eines sicilianischen Handelsschiffs retteten mehrere, die noch mit den Wellen kämpften.

Diese Mordscenen ereigneten sich ungefähr um halb sieben Uhr Abends. Die Franzosen, welche das Glück hatten, ihr Leben zu retten, brachten, von Beschwerden erschöpft, die Nacht auf dem Verdeck der Feluken zu. Am folgenden Tage wurden sie auf mehrere Fahrzeuge vertheilt. Man gab ihnen einige wenige Lebensmittel, als sie nahe daran waren, an Erschöpfung zu sterben. Später erfuhren sie, daß die gegen die Truppen entrüsteten Einwohner von Palma diese mit Schimpfworten verfolgten, die später bis zu Steinwürfen ausarteten. Dabey wurden drey Soldaten getödtet und einer schwer verwundet. Nun aber feuerten endlich die Soldaten, worauf acht Männer, eine Frau und ein Kind todt niederstürzten. Diese einzige Maßregel der Strenge löschte auf einmal das Feuer der Empörung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juli.

(Beschluß.)

In einem andern Hause, mit dessen Ausgrabung man eben beschäftigt war, sahen wir in einer Kammer eine zahlreiche Aufstellung von Amphoren für Wein. An einer derselben bemerkten wir sieben weiße Streifen wie Zettel oder Etiquetten, auf denen Worte mit kleinen Buchstaben, wie mit Bleystift geschrieben, ziemlich leserlich zu sehen waren; mir schienen sie griechisch zu seyn, allein meine Unkunde dieser Schriftzüge verhinderte es, bestimmter zu errathen. Das Aufnehmen derselben wäre leicht gewesen, wurde mir aber nicht gestattet, und man wird wahrscheinlich noch lange auf die Bekanntmachung dieser, so wie der oben erwähnten Münzen, warten müssen.

Nicht weit davon war in einem andern Hause eine Seifensiederey; man fand alle dazu erforderlichen Gegenstände nebst einem Haufen Kalk, der blendend weiß geworden ist, aber alle Kraft und andere Eigenschaften des Kalkes verloren hat.

Noch ist ein merkwürdiger Brunnen entdeckt, der in einer Tiefe von hundert Palmen frisches, trinkbares, sehr reines und kühles Wasser gibt; es hat einen etwas scharfen, pikanten, aber nicht unangenehmen Geschmack, indessen ist die Zersetzung desselben noch nicht geschehen.

Oftmals war ich in dem, vier Meilen von Pompeji liegenden Castellamare, welches nach dem verschütteten Stabiä noch Castellamare di Stabiä heißt, aber den eigentlichen Platz, wo diese alte Stadt gestanden, weiß man nicht bestimmt mehr anzugeben. Dieses Jahr gelang es mir indessen unvermuthet, drey alte Ueberreste zu entdecken, welche in einem schönen Frucht- und Weingarten eine kleine Viertelstunde vor Castellamare liegen, und die keinen Zweifel lassen, daß sie nicht zu Stabiä gehört hätten.

Die größte dieser Ruinen, la Sontana genannt, ist eine große gewölbte Halle, der Grotte der Egliischen Nymphe zu Rom sehr ähnlich, aber viel kleiner. Sie scheint vorne offen und wirklich zum genannten Gebrauch bestimmt gewesen zu seyn, da die heitere Wölbung eine tiefe halbrunde Nische mit einer weiten Oeffnung hat, aus welcher wahrscheinlich das Wasser geflossen ist, und sich in einem Behälter oder Bassin, welches durch eine 2½ Fuß hohe Mauer vor demselben gebildet wird, sammeln konnte. Es kann indessen ebenfalls seyn, daß diese Mauer aus neuer Zeit wäre, weil sie nichts vom Opus reticulatum zeigte, welches überall an den Seitenwänden des noch stehenden Gebäudes sichtbar und der beste Beweis von dessen Alterthum ist. Sehr malerisch zeigt sich diese Halle beym Eintritt, da sie mit üppigem Grün bewachsen ist. Schöner noch ist der Blick heraus, weil man durch große Kastanienbäume, schönes Hängewerk von Epheu und andern Schmarotzerpflanzen, etwas vom Meere, die Ebene von Pompeji, Torre dell' Annunziata und hinten den Vesuv sieht.

Ein zweytes, höher auf dem Hügel liegendes, Gewölbe ist zwar gewiß auch antik, allein von sehr wenigem Interesse, obgleich noch hin und wieder unbedeutende Reste von Malerey auf der Mauer zu finden sind, worunter wir eine hübsch gezeichnete Figur und ein Seeungeheuer wahrnahmen. Allein bald wird gar nichts mehr dort seyn, indem ein jeder Neugieriger ein Stück abschlägt, um es mitzunehmen. Dieses war auch das Schicksal der Figur, die ebenfalls Liebhaber fand, und verschwunden war, wie ich nach einigen Tagen wieder hinging. Der Boden liegt ganz voll bemaltem Kalk und Bruchstücke von Mosaik, die aber durch die zerstörende Wuth der Besichtiger allen Werth verloren haben.

Das dritte ist ein kleiner Mannshoher Bogen als Eingang einer Grotte, die aber nicht tief ist, und das mühsame Steigen zu ihr hinauf wird nicht belohnt.

Unter diesen Resten, am Fuß des kleinen Hügels, auf welchem sie liegen, zeigt man unter den Namen Stabiä weite tiefe Gänge in den Berg, welche nach mehreren Richtungen gegraben sind und Catacomben gewesen zu seyn scheinen. Die Malereyen an den Wänden, sogenannten Kapellen und Altären stellen mehrere Heilige vor, deren Namen weislich daneben geschrieben sind, weil man sie sonst nie errathen würde, da sie aus neuerer Zeit und herzlich schlecht sind. Es ist nicht der Mühe werth, wenn man die Catacomben in Neapel gesehen hat, diese zu besuchen.

Nro. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. September 1823.

O welch ein Ungeheuer ist der Tod!
Kein Auge mißt die Schatten, die er wirft.
Und wie ich gegen seine Faust mich wehre,
Sie schlägt sich tiefer ein. Die kalten Schauer,
Zum Herzen immer näher dringen sie.
Singt uns der Barde doch von hellen Sälen,
Die drüben warten sollen — lockt es mich?
O! — Meine Wunden! —
Trauerspiel Edwy von Immermann.

Proben aus den nächstens erscheinenden „Stimmen des russischen Volks," von P. v. Goetze.

I.

Des Helden Tod.

Fiel einmal auf's blaue Meer der Nebel,
Drang in's muth'ge Herz der böse Gram;
Weicht der Nebel von dem blauen Meere,
Weichet aus dem Herzen nicht der Gram.

Fernher glänzt kein Stern im weiten Felde,
Rauchend glimmet nur ein kleines Feuer;
Ausgebreitet ist ein seidner Teppich,
Auf dem Teppich liegt ein kühner Jüngling,
Preßt ein Tuch auf seine Todeswunde,
Hemmt das heiße, jugendliche Blut.

Ihm zur Seiten steht sein muthig Kampfroß,
Mit dem Huf die Mutter Erde scharrend,
Als ob's zum Gebieter sprechen wollte:

Auf! steh auf, verwegner, wackrer Jüngling!
Schwinge dich auf den getreuen Diener,
Will dich hin nach deiner Heimath tragen,
Zu den Eltern, zu den Stammgenossen,
Deinen Kindlein, deinem jungen Weib.

Seufzte tief empor der wackre Jüngling,
Hob dem Kühnen sich die starke Brust.
Niedersanken Jünglings weiße Hände,
Seine Wunde sprang todtbringend auf,
Siedend floß, ein Strom, das heiße Herzblut.

Seinem Roß entgegnete der Jüngling:
Ach, du Roß, mein Roß, du treuer Diener!
Du Genosse jeglichen Geschickes,
Wackrer Mitgefährt' im Dienst des Zaren!
Meiner jungen Wittwe magst verkünden,
Daß nach einem andern Weib' ich freyte,
Mir das Blachfeld ward zur Morgengabe,
Uns zusammengab der scharfe Säbel,
Der geglühte Pfeil uns bettete.

Memoiren eines in Spanien gefangenen französischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

Am 14. März verließen die Gefangenen Palma, und kamen am 15ten zum Zweytenmale auf der Insel Cabrera an. Sie glaubten dort, wie sie sich selbst ausdrückten, Menschen wiederzufinden, und umarmten bloße Skelette. Einige waren wie betäubt und in einer völligen Seelenzerrüttung; Andere hatten sich der tiefsten Verzweiflung überlassen. Ihre hohlen Augen hatten keine Thränen mehr; ihre verworrenen Haare, der lange, ekelhafte Bart, das Ungeziefer, das sich in ihre magere Gestalt eingenistet hatte, machten sie zu einem Gegenstand des Schreckens und Abscheus. Gegen hundert Dragoner hatten sich in einer wilden Höhle angesiedelt, an deren Eingang drey zerrissene Kleider aufgehängt waren, welche den Winter über denjenigen wechselsweise zur Bekleidung dienten, welche die Lebensmittel für die übrigen abzuholen hatten. Die englischen Offiziere, welche von Palma die Reise nach Cabrera

mitgemacht hatten, konnten ihren Unwillen bey dieſen Scenen nicht zurückhalten. Aber wie erſtaunten und erſchraken ſie erſt, als ſie in die Höhle ſelbſt kamen. Völlig nackte und abgemagerte Menſchen waren hier um ein halbverlöſchtes Feuer gelagert, das ihre ſchon vom Todesſchauer ergriffenen Glieder nur ſchwach erwärmte. Andere lagen in Felſenvertiefungen, und gaben nur durch unterbrochene ſchmerzhafte Seufzer ihr Daſeyn zu erkennen.

Im Monat Junius hatten ſich, nach der Abreiſe der Offiziere nach Palma und Port Mahon, die Krankheiten in einem ſolchen Grade gehäuft, daß die Soldaten bey der Junta von Palma nachſuchten, ihre kranken Kameraden in die Hoſpitäler der baleariſchen Inſeln aufzunehmen, da ſie hier durchaus hülflos wären. Das Reſultat davon war die Ueberſendung einiger alten Zelte, welche in der Nähe der kranken Franzoſen aufgerichtet wurden. Dieſe hatten aber kaum ſo viele Kraft, ſich dahin zu ſchleppen. Ein franzöſiſcher Wundarzt, der ſelbſt krank war, that alles Mögliche zur Erleichterung ſeiner Kameraden.

Den Tag vor Allerheiligen ſtellte ſich ein ſo heftiges Gewitter ein, daß die Waſſerſtröme von den Bergen faſt alle Zelte fortriſſen, und Steinmaſſen herunterrollten. Vier und dreyßig Soldaten, welche nicht ſo ſtark waren, aufzuſtehen, wurden in eine Entfernung von mehr als fünfzig Toiſen gegen das Meer fortgeriſſen, und am folgenden Tage in einer Schlucht todt und halb mit Sand überdeckt angetroffen. Nach dieſem ſchrecklichen Vorfall wurde das Hoſpital vernachläſſigt, und die Sterbenden, welche der Ueberſchwemmung entkommen waren, ſiedelten ſich noch einige Zeit an Stellen an, die ihnen einigen Schutz gewähren konnten. In weniger als acht Monaten belief ſich die Anzahl der Todten unter den Zelten, die man das Hoſpital nannte, auf vier Offiziere und ſiebenhundert Unteroffiziere und Soldaten, ohne diejenigen zu rechnen, die aus Elend und Mangel an entfernten Schlupfwinkeln umkamen, und deren Tod ſorgfältig verheimlicht wurde, in der Hoffnung, ihre Ration zu bekommen.

Am 4. Auguſt 1809 wurde eine mit Waſſer beladene, für das Hoſpital beſtimmte, Barke von den Matroſen der Garde überfallen, die ſich ohne einen Schuß derſelben bemächtigten, und nach einer Ueberfahrt von drey Tagen glücklich in Barcellona ankamen.

Da am 21., 22., 23. und 24. December die Barke mit Lebensmitteln, wie dieß öfters vorkam und vorkommen mußte, wegen ungünſtiger Winde aufgehalten wurde, ſo ſtarb eine beträchtliche Anzahl Soldaten unter unausſprechlichen Qualen den Hungertod.

Am 24. März 1810 gab eine ähnliche Verzögerung Veranlaſſung zu einer neuen Hungersnoth, wodurch die Soldaten genöthigt wurden, ſich von einer Art wilder Zwiebel zu nähren, die ſie die Kartoffel von Cabrera nannten. Sie zerſtießen die Wurzel zu einer Art von Teig, den ſie auf Kohlen backten. Der Saft hatte indeſſen etwas Aetzendes, und ſie bedienten ſich dieſer Nahrung nur in der höchſten Noth. Hunger und Durſt wurden indeſſen ſo quälend, daß dreyßig Soldaten in einem innern Zufluchtsort der Inſel im Begriff waren, Stücke von dem Leichnam eines ihrer Kameraden abzuſchneiden. Doch überwanden ſie noch dieſen verzweifelten Entſchluß, und opferten das einzige Thier, das ihnen bisher von dem größten Nutzen geweſen war, nämlich einen Eſel, der den Kranken das Waſſer trug. Dieß war indeſſen nur eine ſchwache Erquickung, unter beynahe 3000 Perſonen getheilt, welche als Schatten und unglückliche Reſte von 5200 auf der Inſel gelandeten Perſonen umherirrten.

Hunger und Durſt brachten unter den ſchauderhafteſten Symptomen die größten Verheerungen hervor. Es fielen auf einmal ſo viele Opfer, daß die Zeit mangelte, die Leichname zu begraben, und dieſe ihre Fäulniß den Lebenden mittheilten. Der Anblick derſelben hatte nichts Furchtbares mehr für ſie. Der Tod hatte ſich ihnen unter hinlänglich ſchauderhaften Formen gezeigt, um ihr Herz zu erhärten. Man ſah unglückliche Soldaten in dem Todesthale, einem Orte, wo eine Menge von Leichnamen aufgehäuft war, die kaum getrockneten Schädel ihrer Kameraden nehmen, und ſich derſelben, in Ermangelung anderer Gefäße, zum Waſſerſchöpfen bedienen.

Am 14. März ergriff ein ſpaniſcher Matroſe ein Kind eines franzöſiſchen Unteroffiziers von neun Jahren, und warf es ins Meer. Zum Glück retteten es Gefangene, die in der Nähe waren. Auf eine darüber dem Offizier gemachte Klage wurde dem Matroſen eine gelinde Strafe aufgelegt, die aber doch beynahe die Mannſchaft der Kanonierſchaluppe zur Empörung gebracht hätte, da ſie nicht begreifen konnte, warum man nicht lieber alle Franzoſen tödten, ſtatt einen Spanier beſtrafen ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Erfahrungen über das Einſpritzen von Arzneymitteln in die Blutadern.

(Fortſetzung.)

Bey der Unterſuchung thieriſcher Gifte finden wir, daß die Langſamkeit oder Schnelle ihrer Wirkung nach der Art ihrer jedesmaligen Anwendung mehr oder weniger entſcheidend iſt. Man weiß, daß Fontana Hunden Broſamen gab, die er mit einer ſolchen Menge Viperngift benetzte, daß es, in die Adern gebracht, eine ganze Anzahl Hunde hätte tödten müſſen. Als Nahrungsmittel genommen, brachte es gar keine Unbequemlichkeit hervor. Ich habe mich überzeugt, daß der Schaum wüthender Hunde, ohne je die Waſſerſcheue zu erzeugen, in jeder beliebigen Menge genoſſen wer-

den kann, da hingegen der kleinste Theil dieses Schaums, in eine Wunde gebracht, das furchtbare Uebel der Wuth hervorbringt. Diese Beobachtung ist auf jedes andere thierische Gift anzuwenden.

Der Vergleich, den wir so eben aufgestellt haben zwischen den beyden Wirkungsarten der Gifte, je nachdem man das Verdauungs- oder das Gefäß-System benuzt, um sie dem Körper beyzubringen, führt zu folgenden Folgerungen:

1) Unter ganz gleichen Umständen müssen die mineralischen Gifte, sollen sie den Tod verursachen, durch die Adern in viel stärkern Gaben, als jede andere, beygebracht werden; da hingegen solche aus dem Thierreich, ihn auf diesem Wege in der denkbar kleinsten Masse herbeyziehen. Die Gifte aus dem Pflanzenreich stehen zwischen beyden in der Mitte.

2) Wenn der Magen das Gift aufnimmt, ist der Erfolg weniger bestimmt; allein im Allgemeinen möchte sich die Stufenfolge der Wirkung gerade umgekehrt darstellen, d. h. die mineralischen Gifte als die wirksamsten erscheinen; nach ihnen die vegetabilischen, zulezt die thierischen, welche den Magen so wenig angreifen, daß sie, ohne die geringste Wirkung zu äußern, fast in jeder beliebigen Menge gegessen werden können. Wir wollen nun untersuchen, ob die Kraft und Schnelle in der Wirkung der Gifte, nach der Wahl des Weges, auf dem sie mitgetheilt werden, nicht mit einer ihrer Eigenschaften in Verhältniß stehen: nämlich mit der größern oder geringern Kraft der Verwandtschaft (affinité), welche ihre verschiedenen Theile verbindet; denn wir sehen auf den ersten Blick, daß ihre verschiedene Wirkung, da sie auf dem verschiedenen Wege beruht, auf dem sie in den Körper gelangen, sich am schwächsten erweist, wo diese Verwandtschaft am stärksten ist, und umgekehrt, wenn diese Verwandtschaft untergeordnet ist. Die mineralischen Substanzen, die der chemischen Zersezung so schwer werden, können doch der schwachen Bearbeitung des Magens nicht nachgeben *). Deßwegen tragen sie auch nichts zur Ernährung bey, obschon sie einige der Bestandtheile nährender Körper besitzen. Wenn sie auf den Körper einige besondere Wirksamkeit äußern, so ist es, weil er sie mehr oder weniger einsaugt, ohne daß sie die geringste Zersezung erlitten haben.

Die Wirkung der Pflanzengifte ist sehr verschieden, je nachdem sie sich leichter oder schwerer verdauen lassen. Um der Kürze willen führen wir hier nur ein allgemeines Resultat an: Je mehr Stickstoff (azote) die Pflanzen enthalten, je leichter sind sie zu verdauen und je schwächer ist ihre giftige Kraft. Die Wirkungen der thierischen Gifte sind noch auffallender. Sie enthalten sämmtlich viel mehr Stickstoff und werden von dem Magen leicht zersezt, so daß sie, wie wir weiter oben schon sagten, keine Giftwirkung zum Erfolg haben.

Der Stickstoff hat also, weil er so sehr zur Verdauung beyträgt, einen großen Antheil an der Ernährung, indem er die Zersezung der Nahrungsmittel begünstigt, die deßhalb auch, je mehr sie dessen enthalten, desto nahrhafter sind. Der Stickstoff schüzt uns gegen thierische Gifte, indem er ihre Zersezung dergestalt erleichtert, daß er sie zur Ernährung tüchtig macht; ohne diese Anstalt könnte der Unrath, mit dem eine Menge Insekten unsere Früchte verunreinigen, einen sehr schädlichen Einfluß haben; indem er so wie dessen Beymischung in unsre Blutmasse wirken müßte. Da der Stich eines Insektes so unangenehme, ja oft tödtliche Folgen hat, müßte ein solches Gift, indem es beym Schlingen der damit bestechten Frucht die Kehle hinabgleitet, sehr gefährlich werden, wenn die Haut es aufzunehmen vermöchte.

Herr Magendie hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Stickstoff in den Nahrungsmitteln nothwendig ist, damit er sich in hinlänglicher Menge in die Flüssigkeiten verbreite, die unsern Körper, dessen Theile allesammt Stickstoff enthalten, zu ernähren bestimmt sind. Die Wirkung, welche wir dem Stickstoff auf die Verdauung zuschreiben, hat er in der ganzen Natur; die Mineralien, welche Stickgas enthalten, sind fast allesammt zu Explosionen geeignet; Pflanzen, die damit sehr angefüllt sind, wie Pilze u. dgl., gehen schnell in eine höchst fäulige Gährung über. Von thierischen Körpern, zu deren Bestandtheilen er vorzüglich gehört, ist es bekannt, welche scheußliche Fäulniß sich ihrer in kurzer Zeit bemeistert.

Herr Coindet glaubt durch diese Erfolge im Allgemeinen den Umfang der Wirkung darzuthun, welche der Magen auf die Gifte und die aus den verschiedenen Naturreichen gezogenen Arzneymittel übt, und erwiesen zu haben, daß ihre Giftigkeit im umgekehrten Verhältniß mit ihrer Verdaulichkeit steht; (daß sie schädlicher sind, je weniger der Magen sie in Nahrung zu verwandeln fähig ist). Dieß könnte vielleicht erklären, warum es unter den wenigen Arzneymitteln, welche uns das Thierreich gewährt, fast keines eine fest bestimmte Eigenschaft hat, Moschus ausgenommen, da uns doch dieses Reich die nahrhaftesten Speisen darbietet, da hingegen das Mineralreich uns gar keine Nahrung, aber die heftigsten Gifte gibt. Wenden wir diese Resultate auf die Ernährungsweise an, so sehen wir, daß hier und da einige nährende Theile der Verdauung entgehen und sich im Blutumlauf mischen, durch welchen sie auf die Länge auf den ganzen Körper wirken.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hr. Coindet spricht hier nicht von den Mineralien, welche durch die in dem Magen enthaltene Feuchtigkeit zersezt werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Der Bau des neuen, für eine Stadt von 100,000 Einwohnern zu kolossalen Krankenhauses ruhte seit längerer Zeit, indem die Fonds erschöpft waren, die Gutgesinnte dazu her-

geben, und diese überstiegen eine Million Mark Banko. Dies Gebäude befriedigt Sachverständige in keiner Hinsicht und man flüstert sich zu, daß bedeutende Fehlgriffe bey der Aufführung desselben begangen worden; so sollen unter andern die bey einem Krankenhause so durchaus nothwendigen Luftzüge nicht gehörig eingerichtet und mithin nicht hinlänglich für frische Luft gesorgt seyn, ein Uebelstand, der traurige Folgen haben kann, wenn er nicht noch zu ändern steht. Der im vorigen Winter verstorbene ächte Patriot und Menschenfreund, Herr Ludwig von Heß, hat dieser Anstalt 15,000 M. Banko vermacht; dieß ist aber nur ein Tropfen gegen das große Bedürfniß an Gelde, welches noch zur gänzlichen Vollendung des Baues erfordert wird. Ein anderer Freund der Kranken und Armen, Herr Ludewieg, Herausgeber der hier erscheinenden Zeitschrift „die Biene," forderte alle hier lebende Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf, Beyträge zu einem Werke zu liefern, dessen Ertrag zum Bau des Krankenhauses verwendet werden, und nach der schriftlichen Ankündigung in den nächsten Monden erscheinen soll. Wer würde nicht freudig zu so gutem Zwecke beytragen wollen? Aber wer kann es sich auch verhehlen, daß, wo eine Million nur hinreichte, das Gebäude äußerlich hinzustellen, so geringe Gaben wenig den edlen Zweck fördern werden? Doch wenn ein Jeder redlich das Seine thut, so kann er sich wenigstens beruhigen und muß alles Andere dem Schicksal anheimstellen. Das Magdalenen-Hospital ist dagegen nach dem Vorbilde des Londoner wirklich begründet und für 26 verirrte, aber bereuende Mädchen eingerichtet worden. Bis jezt sollen sich aber nur sehr wenige eingefunden haben, die von diesem Asyl Gebrauch machten und das ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Der rastlos thätige, überaus wackere Senator Abendroth, dem wir als Polizey-Herrn so manche gute Einrichtung, ja eine gänzliche Umgestaltung unserer bis jezt im höchsten Grade vernachlässigten Polizey verdanken, ist auch der Schöpfer dieser wohlthätigen Anstalt.

Unsere Elbe, die im Sommer das Grab so vieler ward, die dort Gesundheit durch ein frisches Flußbad suchten, und den Tod wegen der großen Unsicherheit des Flusses fanden, hat jezt einen trefflichen Badeplatz erhalten, der mit Pfählen dicht umstellt ist, so daß es nicht möglich ist, innerhalb derselben zu verunglücken. Zur Förderung dieses Zwecks hat die Polizey überdieß ein Rettungsboot daselbst aufgestellt, das unaufhörlich hin- und hergerudert wird und mit einem vollständigen Rettungs-Apparat versehen ist. So hat man in diesem Sommer noch von keinem Unfalle der Art gehört und einem großen Bedürfnisse scheint endlich durch zweckmäßige Anstalten abgeholfen zu seyn. Die Badeanstalten in der Stadt sind zum Theil sehr kostbar und deßwegen nicht für Jeden zugänglich, und das auf der Alster, nahe am Jungfernstieg statuirte recht hübsche Badeschiff hat manche Mängel. Die Zimmer sind allerliebst eingerichtet, wer aber ein einfaches Wasserbad nimmt, wird durch die Trübe des Wassers abgeschreckt und so hat man manches Vorurtheil gegen die so nützliche Anstalt, obgleich die Preise äußerst billig sind. Die eine Seite des Gebäudes ist für Herren, die andere für Damen eingerichtet, so daß beyde Geschlechter nie in Collision kommen können und der Anstand auf keine Weise verlezt wird. Diese Anstalt kömmt immer mehr in Aufnahme, welches besonders den billigen Preisen zuzuschreiben ist, denn auf diese muß immer mehr Rücksicht genommen werden, da es nun den Verdienst schlechter denn je steht. Unsre Jahrmärkte, die früher sehr besucht waren, sind es jezt wenig; überhaupt sind diese eine verkehrte Spekulation in einer Stadt, wo man beständig so ziemlich Alles und zu allen Preisen haben kann. Für kleinere Städte sind Jahrmärkte ein ergiebiger Erwerbszweig für die Verkäufer, und eine Annehmlichkeit für die Kaufenden, aber in einer großen Handelsstadt sind sie eigentlich ein Unding. In dem sogenannten englischen Keller, in der kleinen Johannisstraße, kauft man z. B. alle möglichen Manufakturwaaren zu unbegreiflich niedrigen Preisen. Es wird daselbst nie etwas vorgeschlagen und die Unternehmer begnügen sich mit einem sehr geringen Vortheil, den dann die Menge der verkauften Waaren wieder ausgleicht.

In literarischer Hinsicht habe ich wenig Neues zu berichten, denn außer einigen Streitschriften zwischen dem Vorsteher und Direktor unsers Johanneum und des damit verbundenen Gymnasium, Professor Gurlitt und dem Herrn Pastor Strauch, über eine Rede, welche Ersterer bey der Entlassung einiger Jünglinge zur Universität hielt, und die vom Herrn Pastor Strauch nicht für streng dogmatisch genug gehalten ward, erschien nichts, was der Bemerkung würdig wäre. Herr Pastor Strauch glaubte als Scholarch die Befugniß und die Pflicht zu haben, diese Rede zu tadeln und eine Widerrufung derselben von dem Herrn Prof. Gurlitt verlangen zu dürfen, die dieser natürlich nicht gewähren konnte, da er seine innerste Ueberzeugung darin ausgesprochen hatte. Hr. Prof. G. ließ nun die angefochtene Rede und Hr. Pastor St. eine Gegenschrift drucken, die beyde viel Aufsehn erregten; das Publikum spaltet sich jedoch, da es einmal von beyden Männern zum Seelenrichter aufgerufen ward, mehr auf die Seite des Angefochtenen zu neigen, dessen Rede auch nichts enthält, was von vernünftigen, sich dem Mysticismus nicht hinneigenden Menschen für anstößig erklärt werden könnte. Hr. Pastor St. ist übrigens ein sehr beliebter Kanzelredner, der nie Anlaß gab, ihn des Mysticismus mit Fug und Recht zu beschuldigen, obgleich seine Vorträge einige Strenge in Hinsicht religiöser Meinungen und Ansichten beurkunden. Ein hiesiger sehr thätiger und geachteter Religionslehrer, Hr. Pastor Rengel, machte vor einiger Zeit in unserm Intelligenzblatte darauf aufmerksam, daß die Schullehrer sich allzuviele Ferien gestatten, und wahr ist es, daß diese Schulferien so überhand genommen haben, daß die Jugend kaum etwas über die Hälfte des Jahres in den Lehranstalten zubringt, woraus ein großer Nachtheil für sie erwächst. Wir haben hier bey allen großen Festen drey volle Feyertage; damit sind die Schullehrer aber noch nicht zufrieden, sondern sie setzen allemal einen vierten dazu, den sie sonderbar genug anderer Kindertag nennen; sie sagten besser: vierter Lehrertag. Zwischen Weihnachten und Neujahr hält der Lehrer gar keine Schule, dazu kommen die Hundstagsferien, die freyen Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage und eine Unzahl einzelner Festtage, die nicht allein für den Unterricht der Jugend verloren gehn, sondern auch für die niedern Volksklassen im höchsten Grade verderblich sind. Diese haben nämlich die Gewohnheit, alle Festtage in den Wirthshäusern zu verbringen; im Sommer und bey schönem Wetter geht man vor die Thore, miethet dort einen Wagen und zerstreut sich in die umliegenden Gegenden; Altona, das nur zehn Minuten von der Stadt entfernt und im Rufe wohlfeiler Wirthshäuser ist, nimmt die meisten dieser Auswanderer auf und gewinnt sehr bedeutend von ihnen. Der Verdienst der Arbeitstage wird an diesen häufigen Festen vergeudet und nicht selten folgt ihnen der bitterste, furchtbarste Mangel, denn die Masse des gemeinen Volks ist im höchsten Grade leichtsinnig und denkt nicht an den folgenden Tag, auch ist es in den niedern Ständen eine Art von Schimpf, an den Sonn- und Feyertagen nicht vor das Thor zu gehen und sich in Wirthshäusern zu ergötzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Nro. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 18. September 1823.

Armuth, Keuſchheit, Gehorſam. Drey Gelübde, deren jedes, allein betrachtet, der Natur das Unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keuchen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten Eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Bruder Martin in Goethe's Goetz von Berlichingen.

Proben aus den nächſtens erſcheinenden „Stimmen des ruſſiſchen Volks," von P. v. Goethe.

2.

Der arme Mönch.

Gehſt vorüber, Herzgeliebte!
Vor der Zelle,
Vor des armen Mönches Zelle,
Der ſich härmet,
Der, ein Jüngling, hart gezwungen,
That Gelübde.
Zieh mir ab, o meine Holde!
Dieſe Karve,
Zieh mir aus den ſchwarzen Chorrock,
Du Geliebte!
Lege, leg' dein weißes Händchen
Auf die Bruſt mir,
Fühle dann, wie's Herz ſo bange,
Bange klopfet,
Und das Blut bey jedem Schlage
Hin- und herwogt.
Wiſche du die heißen Thränen
Mir vom Antlitz,
Und mit meinem Jammerloſe
Fühl' Erbarmen.
Nicht erfleh' ich mir Vergebung
Meiner Sünden,
Nur daß du, daß du mich liebeſt,
Herzgeliebte!

Memoiren eines in Spanien gefangenen franzöſiſchen Offiziers.

(Beſchluß.)

Am 20. Mai brachte eine engliſche Brigg vier- bis fünfhundert Hemden, Weſten und Hoſen für die Gefangenen, welche der engliſche Admiral vor Toulon, auf die Erzählung der engliſchen Offiziere, geſchickt hatte.

Bey Durchwanderung aller Winkel der Inſel entdeckten die Franzoſen ſehr merkwürdige Gebirgshöhlen mit Tropfſteinmaſſen. Der Zugang bey einer derſelben iſt aber ſo gefährlich, daß Herr Frezier, Offizier des 24ſten leichten Infanterie-Regiments, in einen Abgrund ſtürzte und den Tod fand. Durch ſolche Zufälle kamen überhaupt viele Franzoſen um.

Am 24. Juni erhielten die Gefangenen den Befehl, alle Werkzeuge, außer den Raſiermeſſern und Tiſchmeſſern, auszuliefern. Die Veranlaſſung dazu war die Unternehmung mehrerer Seeoffiziere, ſich ein Boot, das fünf und zwanzig bis dreyßig Perſonen faſſen konnte, zu erbauen, um damit an die Küſten von Frankreich zu ſteuern. Der Bauplatz war eine Felſenvertiefung. Nach einem Monat war die Arbeit beynahe zur Vollendung gekommen, als der Kommandant durch einen feigen Angeber davon Kunde erhielt. Das Boot wurde hinweggenommen, mehrere Offiziere arretirt und nach Palma zu weiterer gerichtlicher Verfügung geſchickt, wo ſie indeſſen frey geſprochen wurden.

Am 28. Juli wurden alle Offiziere und ein Theil der Unteroffiziere nach einer noch unbekannten Bestimmung eingeschifft. Die unglücklichen Soldaten sammelten sich dabey am Ufer, um Zeugen des Glücks ihrer Landsleute zu seyn. Auf den Schiffen wurden sie wieder aufs Strengste durchsucht, und unter dem Vorwande, ihnen alle schneidenden Instrumente zu nehmen, alles ihres Geldes beraubt. Nach erduldeten vielfachen Mißhandlungen kamen sie am 10. August in Gibraltar an. Dort legten sie Klage bey den Behörden ein, welche den Räubern wieder ihre Beute nahm, und sie den Eigenthümern einhändigte. Von hier aus wurden sie als Gefangene nach England gebracht.

Die auf Cabrera zurückgebliebenen Gefangenen hatten indessen fortwährend mit dem alten Ungemach, besonders Hunger und Durst, zu kämpfen. Einen Monat nach der Abreise der Offiziere blieben die Lebensmittel sogar sieben Tage hindurch aus. Der Tod machte eine furchtbare Ernte in diesen Tagen, und mehr als vierhundert Gefangene machten den Weg in das Todesthal. Mehrere Soldaten, die für ihre gestorbenen Kameraden das Grab bereiteten, sanken erschöpft selbst todt in dasselbe nieder.

Im April blieben die Lebensmittel sogar neun Tage aus. Die armen Soldaten speisten Wurzeln und was sie nur immer finden konnten. In dieser Zeit aber starben mehr als achthundert unter ihnen. Hier erzählt der Verfasser sogar den schauderhaften Umstand, daß zwey Polen in einer Höhle das Loos zogen, wer von dem Andern getödtet werden und ihm zur Nahrung dienen sollte. Der Mörder soll sich wirklich einige Zeit von dem Fleisch seines Kameraden genährt haben.

Im Monat Juli 1812 bekamen die Gefangenen von dem Kapitän einer spanischen Fregatte ein Pfund Tabaksamen, ein Pfund Kohlsamen und einige Kartoffeln zum Pflanzen. Bey dem Mangel an gehörigen Werkzeugen suchten sich die Soldaten mit Steinen bey Umarbeitung des Bodens zu helfen. Sie hatten die Freude, ihre Mühe belohnt zu sehen. Ein Strauch mit gelblichen Zweigen gab ihnen Anlaß zur Uebung ihrer Kunstfertigkeit im Flechten. Sie bereiteten mehrere Körbe, die durch den Kommandanten der Kanonierschaluppe zu Majorka verkauft wurden. Er verschaffte ihnen auch einige nöthige Werkzeuge zu ihrer Arbeit, und einige Messer zum Zerschneiden der Knöpfe, die sie aus den getrockneten Knochen ihrer Landsleute verfertigten. So erweiterte sich der Kreis der Arbeiten, bey dem der Unternehmer der Lebensmittel seine Rechnung fand. Auch diejenigen, welche zuvor das Handwerk der Schneider und Schuster getrieben hatten, bekamen auf diesem Wege Gelegenheit zu Arbeiten.

Im Anfang des Jahrs 1813 hatte der eingesäete Boden schon eine reichliche Ernte geliefert. Man war so klug, den ganzen Ertrag derselben zu einem zweyten Anbau zu verwenden, so daß am Ende des Jahrs 1813 die Industrie der Franzosen auf Cabrera eine Kolonie geschaffen hatte, wo Jedermann hinreichende Nahrung fand, ohne die Spanier zu bedürfen. Die Arbeit war mit der größten Ordnung eingerichtet und vertheilt. Die Schneider, Schuster u. s. w. wurden für den Ertrag ihrer Bemühungen von denen, welche das Land bauten, entschädigt. Jeder achtete auf das Gewissenhafteste den angebauten Boden seines Nachbars. Dadurch stellte sich ein gesellschaftlicher Zustand ein, der, nach dem erlittenen Ungemach, als Glück bezeichnet werden konnte. Sogar stellte sich nun ein gewisser Ueberfluß ein. Auch fingen sie nun an, Baraken mit einer gewissen Sommerie aufzuführen, die eine große Landstrecke überdeckten. Bey Durchwanderung der Insel hatten zwey Soldaten in einem engen Thale eine neue Quelle entdeckt, die nach sechsmonatlicher anhaltender Arbeit im Felsen endlich einen daumdicken anhaltenden Strom verschaffte, der auch in dieser dringenden Beziehung dem schwersten Theil ihrer Leiden hob.

Seit dem Monat Juni 1810 bis zum Ende des Jahrs 1813 kamen auf Cabrera 2500 Gefangene in vier Transporten von dem spanischen Kontinente an. Von diesen nahmen, bey der Verzweiflung in ihrer Lage, 1500 Dienste unter den Spaniern und Schweizern. Darunter waren aber nur wenige Franzosen, sondern meistens Soldaten verbündeter Nationen.

Auf diese Art führten die Gefangenen, in Erwartung einer bessern Zukunft, ihr Leben fort, als im November 1814 zwey Fregatten mit weißer Flagge erschienen, welche sie abholten und ihre Leiden beendigten.

Erfahrungen über das Einspritzen von Arzneymitteln in die Blutadern.

(Beschluß.)

Wir übergehen hier die Anwendung obiger Resultate auf die Wirkung der Gifte im Ganzen; man setzt, sagt Hr. Coindet voraus, daß sie, wirklich vom Magen aufgenommen, auf eine der drey folgenden Arten wirken. 1) Oertlich, wie alle ätzende und mineralische Gifte es zeigen; in diesem Falle erfolgt der Tod, wie bey jeder andern Magenentzündung. 2) Wirken einige Gifte nur nachdem sie durch den Kreislauf der Säfte irgend einem besondern System zugeführt sind, z. B. die Brech-, Larier- und Schweißmittel. 3) Endlich hat man gesagt, daß die Gifte den Tod herbeyzögen, weil sie auf die Magennerven eine ihnen ganz eigene Wirkung hervorbrächten, die sich sympathetisch dem Gehirn mittheilte. Herr Brodin wollte dadurch den blitzschnellen Tod erklären, welcher nach dem Genuß einiger Gifte, die den Magen nicht verletzen, statt findet, z. B. der Blausäure und einiger Giftpflanzen.

Nach einigen von Obigem veranlaßten Betrachtungen ſagt Herr Coindet: „In einigen Krankheiten iſt die Fähigkeit der Verdauungswerkzeuge, die Nahrungsmittel alſo zu zerſetzen, daß ſie, vermöge neuer Verbindungen, den Milchſaft hervorbringen, ſehr vermindert, bey andern vermehrt. Der erſte Fall findet ſtatt nach langem Faſten, Aderlaſſen und andern ſchwächenden, zur Beſtreitung der Kriſe in entzündlichen Krankheiten nöthigen, Mitteln. Die Gifte auch als Arzney gebraucht, wirken dann ſehr kräftig, indeß das Ernährungsgeſchäft ſehr geſchwächt iſt. Wenden wir obige Anſichten auf dieſe Erſcheinungen an, ſo halte ich bey dieſen Perſonen die Arzneymittel nur in ſo fern wirkſam, als ſie ohne Zerſetzung ins Blut übergehen, indeß die Nahrung, da ſie der Magen nicht verdaut, ausgeſtoßen wird.

„Im entgegengeſetzten Fall iſt das Geſchäft, welches wir betrachten, ſehr beſchleunigt. Bey einer blühenden Geſundheit, beſonders wenn das Muskel-Syſtem ſehr entwickelt iſt, haben Gifte und Arzneyen vergleichsweiſe eine ſehr langſame Wirkung. Bey einigen, die Muskeln und Nerven angreifenden Krankheiten, beſonders bey der Waſſerſcheue und dem Starrkrampf, iſt die Muskelkraft ſehr vermehrt, die Ernährung iſt es in einem ſo hohen Grade, daß ungeheure Gaben betäubender Mittel, daß die heftigſten Laxative ohne den geringſten Erfolg gegeben werden können. Sie gehen jedoch nicht unverändert durch den Stuhlgang ab, wie ich mich deſſen oft vergewiſſert habe, ſondern werden zerſetzt, und ihre Grundſtoffe werden verſchiedentlich verbunden und aſſimilirt. Die giftigen Subſtanzen werden in einem ſolchen Krankheitszuſtande verdaut, wie es in einem geſunden faſt alle thieriſchen Gifte werden, deren Zerſetzung nicht ſo ſchwer iſt.

„Aus dem bisher Geſagten ziehe ich nun folgenden Schluß:

„1) Es gibt nur zwey Klaſſen von Giften: die ätzenden, aufregenden, und die übrigen. Dieſe lezten werden eingeſogen und durch den Kreislauf der Säfte den Organen, auf welche ſie einen beſondern Einfluß üben, zugeführt.

„2) Wenn dieſe lezten in den Magen aufgenommen werden, üben ſie eine Wirkſamkeit, deren mindere oder größere Thätigkeit in umgekehrtem Verhältniß mit ihrer Nahrhaftigkeit ſteht.

„3) Die Thätigkeit, mit welcher die verſchiedenen von dem Magen aufgenommenen Subſtanzen zerſetzt werden, hängt vom Alter, dem Geſchlecht, dem Geſundheitszuſtand, beſonders der Krankheitsgattung ab; kurz, von Allem, was auf die Verdauung wirkt.

„4) Die Einſpritzung der Arzneyen in die Adern kann ſehr nützlich ſeyn in Krankheiten, wo die Verarbeitung des Magens ſo heftig iſt, daß demſelben keine Arzney, ohne von ihm verdaut zu werden, beygebracht werden kann, ſo daß ſie nicht in ihrem natürlichen Zuſtand in den Säfteumlauf gebracht werden und die ihr eigene Wirkung hervorbringen kann.“

Nun erzählt Herr Coindet die Krankheitsgeſchichte eines jungen Mädchens, welches in dem Alter der Entwicklung den fürchterlichſten Krämpfen unterworfen war. Nachdem ſie drey Jahre, trotz der ſorgfältigſten ärztlichen Behandlung, auf das Bedauernswürdigſte gelitten, zog ihr ein Schrecken einen neuen Anfall zu, der bald in Starrkrampf überging, bey dem aber noch Arzneymittel beygebracht werden konnten, ſo daß ſie nach mehrern Wochen wieder einigermaßen genaß. Bald kehrte das Uebel zurück, und die Kranke befand ſich endlich in einer ſo hoffnungsloſen Lage, daß ſie nicht im Stand, weder Arzney noch Nahrung zu nehmen, dem Tod geweihet zu ſeyn ſchien. In dieſem Zuſtande befand ſie ſich, als Herr Hercy, ihr gewöhnlicher Arzt, Herrn Coindet zu ihr führte. Man hatte ihr bis dahin Opium in ungeheuern Gaben beygebracht, ohne daß es die geringſte Wirkſamkeit gezeigt hätte. Herr Coindet wagte, nach langem Zögern, den Vorſchlag, ihr daſſelbe Mittel, vermittelſt Einſpritzung in die Adern, beyzubringen. Man erklärte den Eltern die Natur der Sache, und legte ihnen die Verantwortlichkeit auf; allein ſie drangen auf die ſchleunigſte Bewerkſtelligung der Operation.

Herr Coindet ließ demnach einen Scrupel Opium in einer Unze deſtillirten Waſſers bis zu achtzig Grad erwärmen, filtrirte es, wobey zwölf Gran und ein halber Bodenſatz blieb, welcher den einſchläfernden Theil des Opiums faſt gänzlich enthielt. Dieſe Flüſſigkeit ſprizte man in fünf Abtheilungen, von fünf zu fünf Minuten, in die innere Hauptblutader (veine basilique) des linken Vorderarms. Wir übergehen die Art der Operation, weil ſie Wundärzten begreiflich ſeyn muß, unſere Abſicht aber nur ſeyn kann, unſern Leſern ein neues Rettungsmittel, das in weiſen Händen wohlthätig benuzt werden kann, bekannt zu machen. Die Wirkung zeigte ſich augenblicklich bey der erſten Einſpritzung durch die Erleichterung des Athmens, bey der zweyten nahm die Haut ihre natürliche Farbe wieder an und ward feucht, bey der vierten kehrte Gefühl, und bey der fünften das Bewußtſeyn zurück, und die Kranke ward gerettet. Das junge Mädchen beſchrieb die Wirkung, welche der ſchnelle Zutritt des Opiums in den Blutumlauf gemacht hatte, ſehr deutlich. Der erſten Einſpritzung war ſie ſich nicht bewußt, aber wohl der vier folgenden; es bedünkte ihr jedesmal, als goſſe man ihr einen Feuerſtrom in die Adern, der, nachdem er längs des Arms heraufgeſtiegen war, unter dem Schlüſſelbein in die Bruſt floß, ſich dort einen Augenblick aufhielt, dann hinauf in den Kopf ſtieg und in das Rückgrat ſich ſenkte, von wo er ſich in den ganzen Körper verbreitete; wobey er heftiges Beißen der Haut und eine ſtarke Wärme hervorbrachte. Dieſe Empfindungen waren ihr ſehr ſchmerzlich geweſen. Dabey erkannte ſie ihre Aerzte lange vorher an der Stimme, ehe ihre Augen ſie zu ſehen vermochten.

Herr Coindet gründet auf dieſe Beobachtungen die Meinung, daß in den wenigen Fällen von Krampf, oder wenn der Magen in einem Zuſtande iſt, in dem er die Arz-

nesmittel auf eine Art zersetzt, die ihre Wirkung aufheben, die Einspritzung derselben in die Adern wohl anzunehmen sey. Man soll aber nichts von ihr erwarten als das Aufhören der Krämpfe, wodurch der Magen zu seiner natürlichen Wirksamkeit zurückkehrt, sobald aber diese erlangt ist, soll man den Gebrauch der Mittel auf den gewöhnlichen Wegen wieder zur Hand nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe, 7. Sept.

Am 4ten dieses starb der hiesige Hofschauspieler Karl Ludwig Neumann, aus Berlin gebürtig, in einem Alter von 35 Jahren. Als Mensch besaß er schätzbare Eigenschaften, welche sein Andenken bey allen denen erhalten werden, die ihn näher kannten. Als Künstler stand Neumann auf einer mittlern Stufe. Zwar hatte ihn die Natur mit trefflichen Anlagen für die Bühne ausgestattet, aber ihm fehlte der tiefere Blick in das Wesen theatralischer Darstellung, und er verstand es nicht, sein Spiel — zumal in leidenschaftlichen Momenten — gehörig zu beherrschen. Man muß jedoch gerecht seyn. Der angehende Schauspieler findet in Deutschland selten Gelegenheit zum gründlichen Studium seiner Kunst; früh sieht er sich auf eine hergebrachte Theaterroutine hingewiesen, die sich wie der Handwerksgruß fortpflanzt, und zur flachen, geistlosen Manier führt. Außerdem wirken auch das Publikum und unser Schauspiel selbst nachtheilig auf seine Bildung ein; jenes liebt grell aufgetragene Farben, starke sinnliche Effekte, und dieses ist dem ächtdramatischen Charakter seit lange entfremdet. Eine trübselige Reflexionspoesie, wie sie nothwendig aus unsrer Zeit hervorgehen mußte, und ein seltsamer Mystizismus, dessen hohle Gestalten an jene Vergangenheit erinnern, da von der alten Götterwelt nur noch die verstümmelten Bilder übrig waren, haben unsre Tragödie zu Grunde gerichtet, und eine Komödie hatten wir eigentlich noch nie, aus wunderlicher Scheu vor der vis comica. Dafür geht unsre Lust auf liederliche Thränen, wie Schlegel sie nennt, und auf jene allzunaive Naivität, deren Vorbild der selige Kotzebue wahrscheinlich von den Freundschaftsinseln herholte. Schämten wir uns nicht, wir hätten längst schon Shakespear aufgegeben, dessen Gespenst jetzt noch bisweilen auf unsern Brettern poltert, denn wir mögen nichts mehr hören, als den Dichter, der nie aus sich selbst und aus seiner Zeit herauskommen kann, und dem die Personen seines Dramas blos der Rahmen zur Einfassung lyrisch didaktischer Tiraden sind. Welche Aufgabe aber für den Schauspieler, wenn jener beständig den Souffleur seiner Helden und Heldinnen macht?

Berlin, 29. August.

So wie im verflossenen Winter, bey der Nachricht von Goethe's lebensgefährlicher Krankheit, ganz Berlin von schmerzlicher Besorgniß ergriffen war und diesen Trauerfall als ein deutsches volksthümliches Ereigniß betrachtete; eben so allgemein und lebhaft war gestern, am fünf und siebenzigjährigen Geburtstag des deutschen Dichterfürsten, die Freude, daß Goethe noch lebt, noch lebt in Fülle geistiger Gesundheit und ununterbrochener, weiser und vielseitiger Thätigkeit. Unsere Bühne ließ zwar — mit der Iffland'schen Selbstbeherrschung — diesen schönen Tag ungefeyert vorübergehen, welches tadelnd zu bemerken wir nicht umhin können, sonst aber war, wie schon gesagt, die Freude und Huldigung der Gebildeten allgemein. — In der Dümmler'schen Buchhandlung erschien an diesem Tage ein Buch, fünf und zwanzig Bogen stark, unter dem Titel: Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beylage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. Erste Sammlung, mit dem einfachen Motto: Zum 28sten August 1823. Diese Sammlung dessen, was, seit des Meisters ersten Auftreten, die vorzüglichsten Männer des Jahrhunderts über ihn gesagt haben, ward von einem einzigen seiner hier lebenden Verehrer ersonnen und ausgeführt, nicht aber, wie die Spener'sche Zeitung sagt, von Mehreren veranstaltet, von Vielen aber, wie uns bekannt ist, mit treuem Eifer unterstützt. Unter diesen nennen wir nur den berühmten Alterthumsforscher Wolf, dessen ruhmwürdiges Zeugniß auch das Buch eröffnet und beschließt. Namen, wie die eines Jakobi, Fichte, Hegel, Schelling, Voß, Gleim, Herder, Lessing, Tieck, Huber, Jung-Stilling, der Gebrüder Schlegel und Humboldt u. a. werden diese kritische Anthologie empfehlen und selbst der wegwerfende Tadel, den Friedrich der Große über den großen Dichter ausspricht, dürfte historisch merkwürdig seyn. Man kann dieses Buch, an diesem Tage erschienen, als eine festliche Versammlung der verschiedenartigsten Geister ansehen, die aber alle in dem anbetenden Hinblick auf den Einen Hochbegabten sich vereinen. So vereinten sich auch hier in vielfachen Kreisen die redlichen und glücklichen Verehrer des größten deutschen Dichters, um die Feyer seines Geburtstages in freudiger Begeisterung zu begehen und den Segen des Geliebten vom Himmel zu erflehen. Theils geschah dieses in häuslicher Stille, theils der Oeffentlichkeit etwas näher, und nur von den Festen letzterer Art dürfen wir berichten. Die Liedertafel, eine Gesellschaft von Dichtern und Musikern, die dem gefeyerten Meister ihre Entstehung mit zu verdanken hat, feyerte Goethe'sche Lieder singend, in zwey Gondeln nach dem nahgelegenen Lustorte Treptow und feyerte dort das schöne Fest unter dem Vorsitz ihres Stifters, des Herrn Professors Zelter, eines vieljährigen Freundes des Hochverehrten. Eigens zu dieser Gelegenheit verfertigte Gesänge, ungedruckte, von Goethe für diesen Verein gedichtete Lieder wurden gesungen; ein Schreiben von Ihm wurde vorgelesen; Trinksprüche ausgebracht und das schönste Wetter begünstigte das Fest, zu dem sich auch eine bunte Schaar von Zuschauern eingefunden hatte, die theils zu Wasser, theils zu Fuß am Strand hinab die früh zurückkehrenden erleuchteten Gondeln begleiteten und dem hell durch die Mondnacht tönenden Gesange horchten. In dem Gartenhause einer hier sehr geachteten und seit frühen Zeiten der Literatur befreundeten Familie war zu ähnlichem Zwecke eine glänzende und geistreiche Gesellschaft versammelt und freute sich des festlichen Tages und der Gunst des Himmels, die uns Deutschen unsern Dichter, den wir schon der Erde entrückt wähnten, so freundlich wiedergeschenkt hat. — Eine dritte Gesellschaft von nahmhaften Gelehrten und Staatsbeamten vereinte sich unter dem Vorsitz eines der berühmtesten Professoren hiesiger Universität, ebenfalls ein vertrauter Freund des großen Dichters zu einem festlichen Mittagsmahle. Nur von Ihm, bey dessen Geburt alle Götter sich versammelt, Geschenke seiner Wiege darzubringen, war die Rede; nur Ihm wurde von seinem berühmten Freunde ein Trinkspruch dargebracht; sonst Keinem. Dieß war die einzige Verabredung, die vorher getroffen wurde, sonst war Alles Aeußerung des Augenblicks und der freyesten Huldigung. Um so überraschender war es, als gegen Ende der Tafel einer der Anwesenden sich die Erlaubniß ausbat, zu Ehren des Tages, Personen aus dem Faust sprechen zu lassen; es wurde freudig gewährt und der Scherz wie der Ernst des Gelegenheitsgedichts gefiel und steigerte den Frohsinn der Versammlung. Wir sind ermächtigt, das kleine Drama mitzutheilen und thun solches hiemit, ohne weiteres lobendes Vorwort.

(Es folgt in der nächsten Nummer.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Nro. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. September 1823.

— Deines Namens Schimmer
Wird unsterblich seyn im Lied.
Denn das ird'sche Leben flieht
Und die Todten dauern immer.

Schiller.

Am 28. August 1823.

(Drama zur Feyer von Goethe's 75stem Geburtstag.)

Die himmlischen Heerschaaren.

Es ist der Kinder Freudendank,
Dem Vater Preis und Lobgesang!

Chor der Engel.

Du hast, o Herr! die Menschen heut
Mit freundlichem Geschenk bedacht!
Sie freu'n sich deiner Lieb' und Macht,
Die ewig werdend sich erneu't.
Und auch wir Engel schaun erfreut
Die neue geist'ge Schöpfungspracht,
Den Himmelsglanz in Erdennacht.
Ja, Herr! du hast die Menschen heut
Mit freundlichem Geschenk bedacht!

Gabriel.

Mit einem Menschen, einem vollgesunden,
Der, was ein Menschenbusen je empfand,
So tief, so ganz, so treu empfunden,
Bis es sein Geist erkannt
In guten wie in bösen Stunden,
Als deiner Liebe Unterpfand.

Michael.

Der sich von nichts, was schön und menschlich heißt,
Mit aftergeist'gem Hochmuth abgewandt,
Treu der Natur, die stets sich treu erweist;
Und der, weil ihn kein Dogma bannt,
Das irdisch-sel'ge Centrum fand,
Wo Wissen, Fühlen, Glauben, Geist,
Und Freyheit und Bestimmung fleußt
Aus Einer — deiner Schöpferhand.

Raphael.

Und dem du, Herr, die Himmelskunst
Bewältigender Harmonieen
Aus deinem ew'gen Quell der Gunst,
Aus Fülle deiner Macht verliehen;
Um mit des Sehers Phantasieen
Der Erde Lust, der Erde Leid
In vollen Tönen hinzusingen,
Auf Tönen sich emporzuschwingen
Zu deines Himmels Seligkeit.
Ja, in der Hölle Nacht zu dringen
Mit schreckendem Posaunenklang;
Vom Herzen kommt, zum Herzen tönet,
Von Seel' in Seele wiederhallt,
Und mit der Dichtung Allgewalt
Das Leben durch die Kunst verschönet.

Mephistopheles.

Erlaubt, ihr Engel, daß in eure Lust
Einstimmen heut der Teufel mag;
Ihr wißt, der acht-und-zwanzigste August
Ist auch für mich ein Ehrentag.
Denn heut', o Herr, entstieg durch deine Macht
Ein Mensch dem Element,
Der so genau mich kennt,
Als hätt' er mich gemacht.
Er hat mich konterfeyt,
Als ob ich ihm gesessen; nach dem Leben!
Dieß Zeugniß muß, aus Dankbarkeit,
Der Teufel selbst ihm geben.

Der Herr.

Dieß Zeugniß gibst du ihm aus Neid.
Neid ist des Bösen Dankbarkeit
Und fließt aus deiner Ohnmacht Quelle.

Doch wiſſe, Spottgeburt der Hölle!
Wer ſo dich hingemalt, wie er, in deiner Blöße,
Als Anreiz und als Wirkungstrieb,
Der zeigt in dir nur meine Größe,
Und iſt und war und bleibt mir lieb.

Mephiſtopheles.

Es iſt verboten zwar, mich an die Wand zu malen,
Und Mancher mußte mir den Spott bezahlen;
Doch in des Dichters Kunſt ſind Scherz und Ernſt im Bunde,
Da muß die Ironie dem Pathos ſich geſellen,
Wenn auch dagegen, wie die Hunde,
Scheinheil'ge Recenſenten bellen.

Der Herr.

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Und nur die Gleißenden, die heilig ſcheinen,
Sind ewig mir verhaßt.

(Der Himmel ſchließt ſich.)

Mephiſtopheles.

Der Alte hat zuweilen recht;
Allein dieß gleißende Geſchlecht
Iſt lange noch das Schlimmſte nicht.
Ich kenn' ein weit elenderes Geſlicht,
Das nicht zum Lob und nicht zum Tadel Muth,
Für das iſt ſelbſt der Teufel viel zu gut. —
Doch was kommt da von Nord, Süd, Oſt und Weſt
Für eine bunte Schaar zum heut'gen Feſt
Zu Wagen und zu Schiff, in Luftballons, zu Pferde,
Auf Krücken, Stelzen, Ofengabeln, Beſen,
Welch ein vertrachtes tolles Weſen!
Käm' nicht ein Häuflein dort vernünft'ger Leute
Mit eig'nen Füßen auf der Erde,
So dächt' ich gar, es ſey Walpurgis heute. —
Nicht Alle ſind wohl Gratulanten;
Verhaltne Bosheit, alberne Beſchwerde
Schaut aus den Zügen einiger Bekannten,
Die will ich ſtacheln, ſpornen, hetzen!
Ein Mann von meiner Zunft
Mag gern, als Intermezzo der Vernunft,
Sich mit dem Aberwitz ergötzen.

Chor der Jünger.

Es preiſet dich, o großer Meiſter Goethe,
Der Jünger unvollkommenes Gedicht.
Wir ſind, wie dort die junge Morgenröthe,
Ein Abglanz nur von deinem Sonnenlicht.
So wollen wir als Boten uns verbünden
In treuer Liebe, die dich hoch verehrt,
Und ausziehn und der Welt verkünden,
Was du der Welt gelehrt.

Mephiſtopheles.

Ich möchte nicht der Eure ſeyn,
Ihr werdet ſchwere Arbeit haben;
Denn nicht zum Schaffen nur allein,
Auch zum Verſtehn gehören Gaben.

Alter Bauer.

Ja wer Alles will kopiren,
Wird ſich krumm und dumm ſtudiren;
Solches thut der Landmann nicht!
Der bleibt Gott treu und der Erde,
So verſteht er ohn' Beſchwerde
Hie und da wohl ein Gedicht:
Die Parabel und das Mährchen,
Und die Luſt verliebter Pärchen,
Und was Herrmanns Mutter ſpricht;
Und den Kernſpruch voll Gewicht:
„Tages Arbeit, Abends Gäſte,
„Saure Wochen, frohe Feſte!"
Gelt, den ſchönen Reim verſteht
Jeder, der nicht müſſig geht.

Soldaten.

Und wenn er uns ſinnen läßt
Von Mauern und Zinnen,
Von Veſten erſtürmen,
Von Herzen gewinnen,
Und wann er uns Egmont zeigt,
Den glänzenden Held,
Dem einzig die Freyheit
Und Klärchen gefällt,
Und läßt er den Götz uns ſehn
In muthiger That,
So verſteht ja den Dichter
Jedweder Soldat!

Bürger.

Und was dem Bürger ziemt,
Und was hinwieder nicht,
Das ſagt uns bald verblümt,
Bald offen ſein Gedicht.

Bettler.

Er iſt ſo reich an tauſend ſchönen Gaben,
Und weiß es doch wie es dem Bettler geht,
Er ſang ein Lied, das wohl nur ich verſtehe,
Nur Eins begreif' ich nicht, wie ſo er mich verſteht.

Mephiſtopheles.

Wie Schade, daß ihn Einer nicht begreift!
Ich meinte, es verſtänden ihn ſchon Alle,
Die Welt ſey zur Vollkommenheit gereift,
Das heißt: zu neuem Sündenfalle.

Orthodoxe.

Wenn wir ihn nicht verſtehn, und das geſchieht zur Zeit,
So weiß die Urſach' ich, doch einzig in wie weit
Ein Orthodoxe weiß. Ich hab' es nicht ergrübelt
Mit frevelnder Vernunft, ich hab's herausgefibelt,
Daß er ein Voltair' iſt; es ſtrömt in ſeinen Dichtungen
Der Witz, die Ironie nach allzu vielen Richtungen,
Er glaubt noch nicht genug, verehrt noch den Verſtand,
Iſt aufgeklärt-human, iſt heidniſch-tolerant,
Und kurz, mit Einem Wort, in allem ſeinem Thun
Fehlt jener Mittelpunkt, auf dem wir müſſig ruhn.

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt ſonſt der Verneinung,
Doch dießmal bin ich Eurer Meinung,
Ihm fehlt der Mittelpunkt in jeglichem Gedicht;
Und wem der Punkt im Punkt des Punktes gebricht,
Der hält ſich an Natur, und läßt das Denken nicht.

Die Maſſiven.

Du Erzeuger der L . . . . . ,
Dieſer Mißgeburt der Sünde,
Wirfſt dich auf als Sittenrichter,
Sagſt, daß unſerm größten Dichter
In dem Innerſten der Seele
Stets das feſte Centrum fehle?
Nein, mein wohlgenährter Feiſter,

Kugelrunder, Allzudreister,
Goethen, unserm Dichterkönig,
Fehlt der Mittelpunkt so wenig,
Als Peripherie dir fehlet,
Seit dich nichts so sehr beseelet,
Als das Trinken und das Essen,
Seit du nennst Vernunft vermessen,
Und das Denken eine Sünde:
Du Erzeuger der L . . . . . !

Lustiger Gesell aus Auerbachs Keller.

So recht! je gröber, je besser!
Es sagt ja der Professor,
Der alte Oekonomist,
Daß Grobheit göttlich ist!
Drum seyd recht kannibalisch froh,
Und göttlich grob, wie Bohnenstroh!

Wagner.

Wie ist mir alle Rohheit doch fatal!
Man läuft Gefahr, mit Pöbel zu verwildern.
Ein Dichter sollte nur das Ideal
Und das Erhabene nur schildern.

Xenien.

Sinkt Apollons Strahlenlicht,
Nimmt man die Laterne;
Und malt er ideal euch nicht,
So malt er euch moderne.

Gretchen.

Es lebt in Deutschland ein Dichter,
Dem hab' ich an Grabes Rand,
Dem menschlich milden Richter,
Meine schweren Sünden bekannt.
Er hörte mein Verschulden,
Was strafbar ich verübt,
Und sah' doch nur mein Dulden,
Und wie ich innig geliebt;
Er glaubt' an meine Reue,
Und fühlte meine Pein,
Gedachte meiner Treue,
Sprach: wirst gerettet seyn!

Lieschen.

Mein'twegen sey er immerhin
Gegen leichtfertige Dirnen mild;
Von mir macht er ein andres Bild,
Weiß, daß ich ein ehrbar Mädchen bin,
Das auf die heimliche Sünderin
Wohl mit gerechtem Eifer schilt.

Bürgermädchen.

Er kennt der Keuschen stolzes Herz,
Er kennt der Spröden Uebermuth,
Doch kennt er auch geheime Glut
Und ihre Wonn' und ihren Schmerz,
Weiß, daß die Seele, welche liebt,
Demüthig fremde Schuld vergiebt.

Martha.

So weiß er auch, daß einer Wittwe Pein,
Der, fern im fremden Lande starb der Mann,
Als Trost bedarf den Todtenschein,
Wenn er ihr auch nicht helfen kann.

Alte.

Er kennt die Jungen wie die Alten,
Die Schwiegermutter wie die Schnur,
Hat diese ideal gehalten,
Und uns getreu nach der Natur.

Oberon.

Ja selbst im Reich der Geister,
Treu der Natur —
Zeigt Euch der Meister,
Auf thauiger Flur,
Im Mondenschein
Der Elfen Reih'n.

Titania.

Es haben die Knaben
Die Elfen so gern
Sie schweigen und zeigen
Ihm Gaben von fern;
Der Vater sieht nichts,
Nur Streifen Lichts,
Nur Weiden grau, wie genau er auch spürt;
Indeß ich geschwind
Entführe das Kind,
Das Oberon später mir wieder entführt!

Puk.

Auch von mir, dem Koboldwesen,
Weiß er ein Geschichtchen. —
Dieß Gedichtchen
Von dem Besen,
Das den Lehrling Mores lehrt,
Hat er einst von mir gehört. —
Bey des Grafen Hochzeitfeyer
Sang ich es zur Leyer,
Gab ich es zum Besten
Unsern kleinen Gästen,
Und bekam nun Wurst und Schinken,
Und zu essen nicht allein,
Sondern auch vollauf zu trinken
Einen großen Eichelnapf voll Wein.

Hexe.

Das ist nur Spaß,
Nur Phantasie.
Er weiß das Was,
Er weiß das Wie;
Daß Eins nicht Acht,
Und Drey nicht Sieben,
Und doch erdacht,
Und doch geschrieben,
Und daß ihm weiß doch weiß nichts macht!

Meerkatze.

Und wie läßt er uns Katzen
Reimen so kunstvoll,
Träumen so dunstvoll,
Weltweise schwatzen,
Kochen die Suppen,
Rühren den Brey herum,
Für Affen und Puppen,
Für's Publikum!
Den Herrn und die Frau,
Das Kind und den Vater,
Die Katz' und den Kater,
Er kennt uns genau!

Mephistopheles.

Nun will es gar dem lieben Vieh belieben
Zu horchen und zu huld'gen unserm Goethe!
Das kommt davon, daß er geschrieben

Den zweyten Theil der Zauberflöte.
Da trabt wahrhaftig schon der zahme Bär
Mit Lili's ganzem Park einher!

Böser Geist.

Wie thut mir Fremder Lob so weh!
Hilf Samiel und Hekate!
Laßt eure Diener laut im Chor
Ein' Mißton schreien in mein Ohr.
Und störet dieses Loblied's Einheit
Durch Unverstand, durch Neid und heuchelnde Gemeinheit.

Dogmatiker.

Wer Logik span'sche Stiefeln nennt,
Verspottend jeglichen Beweis,
Von dem weiß ich es evident,
Daß er nichts Evidentes weiß.

Idealist.

Die Logik braucht er nicht zu schätzen,
Das ist schon recht, allein er meint,
Er sey, indeß' er nur erscheint,
Und will sich absolut nicht setzen.

Realist.

Im Gegentheil, er rückt und zweifelt
An Allem, was seit Adam ist,
Und ist euch nur so eingeteufelt,
Weil er kein Realist.

Supernaturalismus.

Im Gegentheil, er hält mit Pedantismus
An der Natur und ihrem Realismus,
Meint, daß sie ihr Gesetz noch nie gebrochen,
Und zweifelt, daß ein Esel je gesprochen.

Skeptiker.

Im Gegentheil, er zweifelt nie,
Er ist ja so berauscht in Klarheit,
Daß für ihn Dichtung schöne Wahrheit,
Und Wahrheit schöne Poesie!

Mephistopheles.

Was werden sie noch radotiren,
Was von dem Zaun noch brechen!
Ich brauche nicht zu oppeniren,
Da sie sich selbst ja widersprechen.

Neugierige Reisende.

Weil ich 'mal durch die Welt so wandre,
So wollt' ich auch nach Weimar geh'n,
Und mir den Goethe dort beseh'n;
Kurios! er ist ein Mensch wie Andre.

Minister.

Ein großer Mann soll Goethe seyn;
Ich habe lange nichts von ihm gelesen,
Doch lad' ich ihn zu Tisch 'mal ein,
So ist er doch bey mir gewesen.

Dienstmädchen.

Der Werther hat mir wohlgethan;
D'rauf holt' ich mir sein Leben,
Doch ach! das ist ja kein Roman —
Ich hab's zurückgegeben.

Purist.

Er läßt die fremden Brocken nie:
Französisch, Griechisch und Latein!
Es nennt ihn Deutschland ein Genie,
Allein er schreibt das Deutsch nicht rein.

Genius der Zeit.

Ich kann für Goethe gar nichts fühlen,
Weil er mir nicht zu Willen spricht.
Er schimpfet nicht auf die Servilen,
Und preist die Liberalen nicht.

Halbhexe.

Finden ihn beym frommen Thee
Ganz und gar nicht ethisch;
Hängt daran ein S und T,
Und so wird's ästhetisch.

Schüler.

Ich habe auch in Goethe's Werke
Die Nase hie und da gesteckt;
Doch für's Theater, wie ich merke,
Versäumt er immer den Effekt.

Valentin.

Das lügst Du, unverschämter Bengel!
Sieh' mich nur und die Schwester an.
Sie rührt wie ein gefall'ner Engel,
Und ich erschrecke Dich als Mann.

Faust.

Ich hörte allzulang' schon meinen Dichter
Bekritteln hier von diesem lump'gen Schund;
Auf, Mephistopheles! und beiß als Hund,
Beiß es mir fort das elende Gelichter!

Mephistopheles als Pudel spricht:

Bau! Bau! Bau! Beiß! Beiß! Beiß!
Fort Lumpenpack, fort du Geschmeiß!

(Die Luft ist rein.)

Ariel und Erdgeist.

Herbey, hieher,
Von Land und Meer,
Ihr Geister der Lüfte,
Der Töne, der Düfte,
Ihr Geister der Bäche,
Der Grotten, der Klüfte,
Der Berg' und Gesteine,
Der Erz' und Metalle,
Der glänzenden Scheine,
Der Lichter und Farben,
Herbey, ihr Alle!
Ihr thätigen Geister!
Und dienet dem Meister,
Und wirkt ihm am sausenden Webstuhl der Zeit
Des strahlenden Ruhmes unsterbliches Kleid!

Theaterdichter.

Nun, Herr Direktor, sehen Sie?
Das ist mein Stück, ich wünsch' es dargestellt.

Direktor.

Das ist kein Stück! Das ist nur Poesie,
Die auf der Bühne nicht gefällt.

Lustige Person.

Sey doch nicht so prosaisch, liebe Welt,
Und halte Wahrheit nicht für Phantasie!

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. September 1823.

Die Demuth ist der jungen Ehrsucht Leiter,
Wer sie hinan klimmt, kehrt den Blick ihr zu.
Doch hat er erst die höchste Sproß erreicht,
Dann kehret er der Leiter seinen Rücken, —
Schaut Himmelan, verschmäht die niedern Tritte,
Die ihn hinaufgebracht.

Shakespear.

Die Ceremonien des Conclave.

(Fortsetzung.)

Ist nun, vermöge der Mehrheit von zwey Dritteln der Stimmen, ein Papst wirklich erwählt, so ruft einer der Kardinäle mit lauter Stimme seinen Namen aus — sogleich erheben sich zu des Ausgerufenen Rechten und Linken alle seine Kollegen, und rücken eine Ecke von ihm hinweg, gleichsam, als wollten sie damit ehrfurchtsvoll bezeigen, daß sie fortan nicht mehr seines Gleichen wären. Die Ordens-Obern nahen sich ihm, um seine Einwilligung zu ihrer Wahl zu erbitten; allein der erwählte Kardinal wirft sich auf die Knie, und betet tief gebeugt zu Gott um den Beystand seines heiligen Geistes; dann steht er auf, und nachdem er seine Einwilligung gegeben, wird ein gerichtliches Zeugniß über die Wahl verfaßt. Darauf führen der Kardinal Diakonus und die Ceremonienmeister den neuen Papst hinter den Altar, und bekleiden ihn mit der seiner Gestalt angemessenen päpstlichen Kleidung; das ist der Leibrock von weißem Moor, das Chorhemd von feiner Leinwand, der Mantelkragen (camail) von rothem Atlas, die gestickte Stola darüber, ein eben solches Barett und scharlach-rothe Schuhe mit einem darauf gestickten Kreuz. Also angekleidet trägt man ihn auf seinen Stuhl vor den Altar; die Kardinäle, den Dechanten an ihrer Spitze, kommen nach der Reihe zur Anbetung: indem sie ihm erst den Fuß, dann die Hand küssen, dagegen er ihnen den Friedenskuß auf das Antlitz drückt. Weiter geht der Kardinal Diakon, der erste Ceremonienmeister und die Musik, welche die Antine singt: Ecce sacerdos magnus, vor ihm her in „die Loge der Einsegnung," welche sich mitten im Portal der Peterskirche befindet, um dem Volk die Wahl des Papstes zu verkünden. Solches geschieht mit folgenden Worten: Annuntio vobis gaudium magnum, habemus Papam, eminentissimum Cardinalem N. N. qui sibi nomen imposuit N. Nun hört man die große Kanone von St. Peter, die der Engelsburg zum Signal dient, alle Kanonen zu lösen, und alle Glocken der Stadt beginnen zu läuten. Das Volk zerbricht die Schranken des Conclave und raubt Alles, was es erreichen kann, weßhalb die Kardinäle Alles, was sie erhalten wollen, vorher in Sicherheit bringen.

Der neue Papst begibt sich indessen in die Zelle des Nepoten seines lezten Vorgängers, wo er verharrt, bis alle Vorbereitungen zur öffentlichen Anbetung gemacht sind. Diese findet folgender Gestalt statt: Nachdem der Papst seine Amtskleidung angelegt hat, die rothe Kalotte und die Inful (Bischofshaube) auf dem Haupt, wird er auf den Altar der Sixtinischen Kapelle getragen; dahin kommen die Kardinäle in violetten Mänteln, ihm die zweyte Anbetung zu bezeigen; darauf führt man ihn in feyerlichem Zug nach St. Peter; er sizt auf einem, von sechs Kammerbedienten getragenen, Stuhl, und wird in Gegenwart alles Volks auf den großen Altar gesezt. Man singt das Te Deum, und die Kardinäle geben ihm zum Drittenmale die Anbetung. Der Kardinal Dechant hält die üblichen Reden, der Papst steigt vom Altar herab, man nimmt ihm

die Inful ab und er ſegnet öffentlich das Volk. Nach dieſem entkleidet er ſich ſeines Ornats, und man trägt ihn in der Sänfte nach ſeiner Wohnung im Vatikan. An dieſem Abend ſind Feuerwerke, die ganze Stadt wird erleuchtet, Brod, Wein und Geld wird unter die Armen vertheilt.

Am Krönungstage begibt ſich der Papſt mit ſeinem Ober-Kammerherrn, ſeinen Kammerherren und Kaplanen, alle mit rothen Mänteln angethan, in die Sixtiniſche Kapelle, wo er mit dem päpſtlichen Schmuck bekleidet und von Kammerbedienten nach St. Peter getragen wird. Unter dem Portal dieſer Kirche iſt ein Thron mit einem Baldachin erbaut; er läßt ſich darauf nieder, und die Geiſtlichkeit der Peterskirche küßt ihm die Füße, darauf trägt man ihn unter dem Zuruf des Volks auf den ihm bereiteten Thron, dem großen Altar gegenüber, im Hintergrund der Kirche. Ihm zur Seite ſtehen die fremden Geſandten und die römiſchen Fürſten; die Kardinäle, in rothen Mänteln, kommen, ihm die Hand zu küſſen, die Biſchöfe küſſen ihm das Knie, worauf er dem Volke den Segen gibt. Hierauf beginnt das Muſikchor, der Papſt legt die Meßgewande an, die Kardinäle, Prälaten und Biſchöfe kleiden ſich in weiß und mit weißer Inful, und die Prozeſſion geht um das Chor. Der dieſe begleitende Groß-Ceremonienmeiſter hält dabey in einer Hand einen Stab, an deſſen Spitze etwas Werg befeſtigt iſt, in der andern eine brennende Kerze; dieſes Werg zündet er dreymal an, wobey er ausruft: Pater Sancte, sic transit Gloria mundi (heiliger Vater, ſo vergehet der Welt Glanz)! Am Altar angelangt, lieſt der neue Papſt, von der vornehmſten Geiſtlichkeit umgeben, die Meſſe, dann ſteigt er auf ſeinen Thron, und die drey vornehmſten Kardinal-Prieſter ſprechen jeder eine Predigt, deren Gegenſtand er iſt. Dann ſteigt er vom Thron herab, man nimmt ihm die Inful vom Haupt, der erſte Kardinal Diakon, mit Hülfe des zweyten, legt ihm das Pallium an und ſagt: Accipe pallium, sanctam plenitudinem Pontificalis officii, ad honorem omnipotentis Dei et gloriosissimæ Virginis Mariæ ejus matris, et beatorum Apostolorum Petri et Pauli, et Sanctæ Romanum Ecclesiæ. Der Kardinal Dechant befeſtigt an den drey Kreuzen das Pallium, drey große Demantroſen, dann ſteigt der Papſt auf den Thron, die Kardinäle legen ihre Inful ab, und machen ihre Anbetung; hier beſteht ſie darin, ihm das Knie, die Füße und die Wange zu küſſen, die Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Patriarchen das Knie und die Füße, die infulirten Aebte und Benefiziaten von St. Peter nur die Füße.

(Der Beſchluß folgt.)

Bruchſtücke aus der Vorrede zu der noch nicht überſezten Tauſend und Eine Nacht, nebſt einigen der Mährchen und Erzählungen*).

Der allgemeine Beyfall, den die Mährchen Tauſend und Eine Nacht gleich bey ihrer erſten Erſcheinung in der Galland'ſchen Ueberſetzung fanden, hat ſich nun ſchon ſeit einem Jahrhundert fortwährend erhalten, und in jedem Jahre ſieht man noch Ausgaben, Ueberſetzungen und Nachahmungen davon in allen Sprachen von Europa ſich vervielfältigen. Dieſen Beyfall verdanken ſie weniger der Kunſt des Erzählers, oder dem Kolorit einer blühenden Einbildungskraft, als der Eigenthümlichkeit des Orientaliſchen Geiſtes, den ſie athmen, und dem treuen Gemälde Arabiſcher Sitten, das ſie uns aufſtellen. Hier ſehen wir ein ächtes Gemälde von dem Geiſt, Charakter, dem bürgerlichen Leben und den häuslichen Sitten eines einſt herrſchenden Volks, deſſen Künſte ſich wie ſeine Eroberungen in drey Welttheile verbreiteten. Aus dieſen Mährchen lernen wir die Araber durch ſie ſelbſt kennen, unter den Zelten der Wüſte ſowohl als am Hofe der Chalifen, in Handelsgeſellſchaften und reiſenden Karavanen, im geſellſchaftlichen Zirkel und im Innern des Harems.

In dieſem Geſichtspunkte betrachtet haben dieſe Mährchen ein großes Intereſſe für die Europäiſchen Leſer, die ſich durch dieſe Lektüre belehren und aufheitern können, aber wegen der Verſchiedenheit ihres Charakters nicht im Stande ſind, jene Magie einer glänzenden Einbildungskraft zu würdigen, die in den Augen der Orientalen den ganzen Werth dieſer Mährchen ausmacht. Ein Volk, das mit der reizbarſten Empfänglichkeit und der glühendſten Einbildungskraft begabt, dichteriſch und beredt von Natur, und nach allem Neuen äuſſerſt begierig und geneigt iſt, etwas Wunderbares darin zu finden, muß in Dichtungen, die es in eine bezauberte Welt verſetzen, ſeinen größten Genuß finden, und vorzugsweiſe das erzählende Volk ſeyn. Und dieß ſind die Araber von jeher geweſen, und ſind es noch.

Man mag den Tigris hinab- oder den Nil hinaufſchiffen, man mag die Wüſten von Irak oder die reizenden Ebnen von Syrien durchreiſen, man mag ſich in die Thäler von Hedſcha, oder die glückliche Abgeſchiedenheit von Jemen begraben, überall wird man Erzähler finden, an deren Erzählungen der Bewohner dieſer Gegenden ſein größtes Vergnügen findet. Man trifft ſie in Zelten

---

*) Der Tauſend und Einen Nacht noch nicht überſezte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erſtenmal aus dem Arabiſchen in's Franzöſiſche überſezt von Joſeph von Hammer, und aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche von Aug. E. Zinſerling, Profeſſor. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

des Beduinen und in der Hütte des Fellah an, in den Kaffeehäusern auf Dörfern, und in den Kaffeehäusern von Bagdad, Halep, Damas und Cairo. Wenn die glühende Hitze des Mittags einen Stillstand in Reisen und Geschäften nothwendig macht, versammelt sich die Karavane oder die Menschenmenge des Markts unter einem Baum, oder in einem Kaffeehause, um mit aufmerksamem Ohr an einem Erzähler zu hängen, der seine Zuhörer mehrere Stunden lang durch seine Erzählung in Erstaunen setzt, rührt und erheitert, und dann auf einmal die Erzählung an der interessantesten Stelle abbricht, um sie in der Kühle des Abends wieder aufzunehmen. Aber auch dann schließt er noch nicht, sondern verschiebt das Ende bis Morgen, wo er zugleich eine neue Erzählung anfängt.

In den Hauptstädten machen diese Erzähler eine eigne Korporation aus, und sind, wie alle andern Gewerbe, einem Scheich unterworfen. Der unerschöpfliche Strom ihrer Einbildungskraft zeigt sich, um es aufrichtig zu gestehen, weit weniger in den Sammlungen der Tausend und Eine Nacht, als in ihren Ritterromanen, unter denen Antar vor allen andern durch Kunst und Interesse sich auszeichnet. Mit allen diesen Werken sind die Araber außerordentlich geizig, denn sie sind für sie eine Art von Kapital, wovon sie leben können, wenn sie die darin enthaltenen Geschichten erzählen. Ihr Geiz in dieser Hinsicht rührt vorzüglich daher, weil es ihnen selbst außerordentlich schwer wird, sich jene Werke vollständig anzuschaffen. Einzelne abgerissene Stücke davon kann man leicht haben, aber selten ist man so glücklich, ein Ganzes beysammen zu finden. Daher kommt es, daß wir erst seit Kurzem vollständige Exemplare der Tausend und Eine Nacht kennen. Denn dasjenige, wonach Galland seine Uebersetzung gemacht hat, ist bey weitem nicht vollständig. Daher war er genöthigt, selbst ein Ende des Hauptmährchens auszudenken, das allen den übrigen der Tausend und Eine Nacht gleichsam zur Einfassung dient. Wir werden sehen, daß Scheherzade weder durch ihre angenehmen Eigenschaften, noch durch ihr Talent im Erzählen, sondern einzig und allein dadurch gerettet wurde, daß sie während des Erzählens vom Sultan von Indien drey Kinder bekommen hatte, und daß der Sultan ihr um dieser Knaben willen das Leben schenkte.

Galland läßt uns sowol über die Zeit, wo diese Sammlung gemacht seyn kann, als über den Namen des Verfassers in einer völligen Unwissenheit. Ueber den letztern Punkt wissen wir eben so wenig Auskunft zu geben, als Galland, und wir würden auf gleiche Weise nicht im Stande seyn, über den erstern etwas mit Gewißheit zu bestimmen, wenn wir nicht zufälligerweise in einem klassischen Werk über die Geschichte der Araber eine eben so neue als interessante Nachricht gefunden hätten, die uns über das Alter und den Ursprung der ersten Mährchen dieser Sammlung ins Klare setzte. Diese Entdeckung setzt uns in Stand, statt willkürlicher Behauptungen, zuverlässige und befriedigende Resultate aufzustellen.

Das klassische Werk, das Masudi, einen der ersten Väter der arabischen Geschichte, zum Verfasser hat, und den Titel: Murudsch Fehed, oder goldne Wiesen führt, ist durch Herbelot und die Auszüge und Notizen der kaiserlichen Bibliothek zu Paris bekannt genug. Im 52sten Kapitel ist die Rede von dem fabelhaften irdischen Paradies Eremsatolamad, das nach dem Glauben der Orientalen noch jetzt in den arabischen Sandwüsten ist, ohne daß man es jedoch wieder finden konnte. Dann heißt es weiter:

„Viele Personen bezweifeln die nähern Umstände, die „man über diesen Punkt in verschiedenen arabischen Geschichtsbüchern findet, und namentlich in dem Buche des „Obeid Ben Scherije, über die Begebenheiten der „vergangenen Zeiten und die Genealogie der Völker. Das „Buch des Obeid Ben Scherije ist in Jedermanns Händen. „Aber gut unterrichtete Personen rechnen Alles, was er „erzählt, zur Anzahl erdichteter Mährchen, die dazu geschmiedet werden, um die Fürsten in müßigen Augenblicken zu belustigen, und um auf diese Weise ein Mittel in den Händen zu haben, wie man sich ihnen nähern und sich um ihre Gunst bewerben kann. Es ist, „sagen sie, ein Buch, das zu der Klasse der Bücher gehört, die man aus dem Indischen, Persischen und Griechischen übersetzt hat, wie z. B. das Buch Hesareffaneh, „was im Arabischen so viel bedeutet als Elfeharafe, d. h. „tausend Mährchen, und das unter dem Namen tausend Nächte allgemein bekannt ist. Es ist die Geschichte eines Indischen Königs, seines Wesirs, seiner „Tochter Scheherzade, und ihrer Hofmeisterin Dinarzade. Ein solches Werk ist auch Dschelkand und Schimas oder die Geschichte eines Indischen Königs und der „zehn Wesire, dahin gehören die Reisen Sindbad's und „andere Werke dieser Gattung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Man kann sich kaum einen größern Contrast denken, als es der zwischen den Bewohnern Hamburgs und Altonas ist; die ersteren sind lustig, lebhaft, stets zu Späßen aufgelegt, die zuweilen dann auch in Gassenunfug ausarten, meist immer auf den Straßen, wobey Hamburg für Fremde auch ein so belebtes Ansehen hat, während die letztern sich durch Stille und einen fast herrenhutischen Ernst auszeichnen. Die Gassen Hamburgs, obgleich zum Theil trefflich gepflastert, sind stets kothig, wie sich nur irgend ein Regenwetter zeigt, wogegen die Altonas so reinlich sind, daß eine Dame sie auch in der ungünstigsten Witterung mit seidenen Schuhen betreten könnte. Das liegt nicht allein in der größeren Betriebsamkeit und Volksmenge Hamburgs, sondern vielmehr darin, daß die Bewohner Altonas sich durch eine fast holländische Reinlichkeit auszeichnen und keinen Schmutz aus den Häusern wegen ihrer strengen und löblichen Polizey auf die Gassen bringen dürfen. Altona ist eine sehr schön gelegene, durchaus hübsche und regelmäßig gebaute Stadt und es herrscht im Ganzen Wohlstand darin. Nur das gesellige Leben ist dort minder angenehm als in der Nachbar-

stadt; freundschaftliche Besuche finden fast gar nicht statt und ein steifer, unangenehmer Ton herrscht in den Gesellschaften. Das ist anders in Hamburg; man besucht sich zu allen Zeiten, und darf immer auf die gastfreundlichste Aufnahme rechnen, auch wenn man ganz unerwartet kömmt. Das Leben in den vermögensten Familien ist im Ganzen einfach, besonders in Hinsicht auf die Nahrungsmittel; aber die größeste Sorgfalt wird auf die Bereitung der Speisen verwendet, weßhalb dann auch die Hamburger Küche im Auslande einigen Ruf erlangt hat. Die Nähe der Ost- und Nordsee, die die Stadt mit einem Ueberflusse trefflicher Seefische und Schaalthiere versehen, die herrlichen Jütschen Ochsen, die das beste Rindfleisch der Welt liefern, die Kultur des Bodens der umliegenden Gegenden und endlich die Nähe der Herzogthümer Holstein und Schleswig, die im Ueberflusse alle Bedürfnisse des Lebens hervorbringen, befördern das Wohlleben und die Wohlfeilheit der Preise, so daß man von Hamburg sagen kann, es vereine alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten. Im Ganzen ist die niedere Volksklasse sehr betriebsam und läßt sich keine Mühe verdrießen, um ein Geringes zu gewinnen; die Bettler sind meist Fremde. Für die Verpflegung der Armen wird hier immer mehr gethan; so ist schon seit vielen Jahren die Stadt in verschiedene Distrikte getheilt, denen ein Armenarzt und Chirurg vorsteht, wo dann jeder Bedürftige nicht allein umsonst ärztliche und chirurgische Hülfe, sondern auch Medizin und Verpflegung erhält. Die jungen Aerzte übernehmen vorzugsweise diese Ehrenämter, wofür sie von der Stadt eine sehr geringe, mit ihren Bemühungen nicht im Verhältniß stehende, Vergütung erhalten, um sich Praxis zu erwerben; der Gesundheitsrath, erst seit einigen Jahren installirt, wacht in Verbindung mit den Armenpflegern (Ehrenämter) über diesen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt und es wird Herrliches geschafft. Die Sorgfalt des Gesundheitsraths erstreckt sich sehr weit; so ist es streng verboten, zu den Confituren und Kinderspielsachen Mineral- und sonstige schädliche Farben anzuwenden, wodurch ehemals viel Uebles entstanden seyn soll.

Durch einen Raths- und Bürgerschluß sind jezt auch die Reformirten und Katholiken fähig, Ehrenämter bey der Staats-Verwaltung zu bekleiden, da früher nur die Lutheraner zu solchen zugelassen wurden; das ist ein großer Schritt vorwärts! Wer aber irgend einen Titel von einer fremden Macht erhielt, ist für immer davon ausgeschlossen, und diese Einrichtung ist weise, weil, wenn sie nicht wäre, leicht Nachbarstaaten Einfluß auf die Staatseinrichtungen gewinnen könnten, indem sie ihre Agenten zu den höchsten Würden hier befördern ließen. Bey den Raths- und Bürgermeister-Wahlen geht es so zu: der Senat versammelt sich in pleno; der jüngste Rathsherr geht hinaus und schlägt, wenn er wieder eintritt, vier Individuen vor, die aber mit den übrigen Rathsgliedern in keiner nahen Verwandtschaft stehen dürfen (dadurch will man vermeiden, daß nicht etwa Eine Familie zu großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewinne); schweigt man bey der Nennung des Vorgeschlagenen, so ist er verworfen; sonst wird er in das Loos gebracht; so geht es fort, bis vier im Loose sind; dann wird Ein Mann herausgezogen und dieser ist dann unwiderruflich erwählt, und muß auf immer die Stadt meiden, wenn er die Würde ausschlägt. Der Senat bleibt dann noch eine kleine Stunde versammelt und der nächste Freund des Erwählten sendet heimlich einen Diener in das Haus desselben, um ihn vorzubereiten. Dann begibt man sich in seine Wohnung und kündet ihm seine Ernennung auf feyerliche Weise an; der Schwarm der Bekannten und Freunde stürzt nach und das Haus ist in der Zeit von einer Viertelstunde von Glückwünschenden überschwemmt. Die Hausfrau hat für gehörigen Glanz zu sorgen und eine gute Bewirthung der vielen Gäste, die nicht fehlen darf, zu bereiten. Der Erwählte wird unter dem Jubel des Volks auf das Rathhaus geführt und die Sache ist abgemacht. Oft fallen seltsame Ueberraschungen vor und man findet den Erwählten durchaus nicht vorbereitet; Der sich aber starke Hoffnungen machen darf, daß er der Glückliche seyn werde, läßt Alles hübsch bereit, oft zwar ganz vergebens, da man dem Zufalle bey Ziehung des Looses auch sein Recht gestattet. Der Rath besteht aus vier Bürgermeistern und vier und zwanzig Rathsherrn, woron die Hälfte studirt (d. h. die Rechte) haben muß. Angesehene Advokaten, die eine große Praxis besitzen, werden nicht gern Senatoren, weil diese natürlich dann ganz aufhören muß und die Besoldung der Senatoren — 6 bis 7000 Mk. — nicht im Verhältniß zu dem steht, was sie als Advokaten verdienen können; diese machen leicht im Jahre 15 bis 20,000 Mk., wenn sie Ruf und Geschicklichkeit haben, und als Senatoren sind sie zu einem gewissen Aufwande gezwungen, den sie kaum von ihrem Einkommen bestreiten können. Große Kaufleute, mit sehr ausgebreiteten Geschäften, die natürlich durch die Senatorstellen bedeutend vermehrt werden würden, haben den Ausweg, sich irgend einen fremden Titel anzuschaffen, als Hofrathsdiplome, Consulstellen, u. s. w.; dann können sie nie Senatoren werden, und das geschieht wohl zuweilen.

Mancher Schlendrian und durch die Zeit unstatthaft gewordene Gebrauch besteht noch fort und fort; so wird noch jährlich an einem bestimmten Tage (wenigstens war dem vor ein Paar Jahren noch so; ob in diesem Augenblicke noch, weiß ich nicht genau) vom Rathhause eine Verordnung verlesen, worin den Herrschaften verboten wird, ihren Dienstboten nicht mehr als zweymal in der Woche frisch gekochten Lachs zu essen zu geben! Es hatten sich nämlich vor Jahrhunderten eine solche Menge Lachse in die Elbe und Flaaten gewendet, daß der Fisch einer der billigsten von allen ward, so daß man ihn in den Haushaltungen häufig zur Speise gebrauchte, wodurch wegen der Fettigkeit und Unverdaulichkeit desselben eine Menge Fieber und andere Krankheiten entstanden, welches Veranlassung zu dem Verbote gab. Jezt aber, wo der Lachs so selten bey uns geworden ist, daß man das Pfund mit zwey Gulden und darüber bezahlt und diesen Fisch als die größte Leckerey betrachtet, war dieses Verbot zu einer Lächerlichkeit geworden und konnte, ohne Nachtheil für das Ganze, aufgehoben werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nro. 220.

Elias — Elise.

Charade.

Das Erste.

Wer es ist, nicht nur so heißt,
Schau froh himmelwärts;
Wohl mir, denn wohl ist's mein Geist:
Aber nicht mein Herz.

Das Zweyte.

Dort steht er auf blauen Höhn,
Stattlich angethan;
Weh, es ist um dich geschehn,
Denn er legt sein an.

Das Ganze.

Zwar von arger List und Trug
Ist es sehr entstellt;
Dennoch — sonderbar genug,
Daß es uns gefällt!

M.

Nro. 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. September 1823.

Nord und West und Süd zersplittern,
Thronen bersten, Reiche zittern,
Flüchte du im reinen Osten,
Patriarchen-Luft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Westöstlicher Diwan von Goethe.

Bruchstücke aus der Vorrede zu der noch nicht übersezten Tausend und Eine Nacht, nebst einigen der Mährchen und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

Um die Zeit zu bestimmen, wo diese Sammlung von Mährchen ins Arabische übersezt worden ist, fügen wir noch einen andern Auszug aus dem 116ten Kapitel des nämlichen Werks hinzu, wo von der Regierung des Chalifen Manßur die Rede ist.

„Dieß ist der erste Chalife, heißt es hier, der Bücher „aus dem Persischen und Griechischen ins Arabische über„setzen ließ. Unter diesen Büchern befand sich auch das „Buch Kelile we Demne, das unter dem Namen „der Fabeln des Bidpai bekannt ist, die Logik des Aristo„teles, die Werke des Ptolemäus, die Elemente des Eu„klides und andere lateinische, griechische und syrische Bü„cher, an denen man damals viel Geschmack zu finden an„fing. Manßur war der erste Chalife, der seine türki„schen Sklaven (die Mamluken) mehr als die arabischen „zu seinem Dienst gebrauchte, worin ihm seine Nachfolger „nachahmten, so daß man die Abnahme der arabischen „Herrschaft und Untergang des Chalifats eigentlich von „dieser Zeit an rechnen muß. Er legte sich sehr emsig auf „die Wissenschaften, und vorzüglich auf Alles, was reli„giöse Streitpunkte und Tradition betraf. Unter seiner „Regierung blühten Wissenschaften, und überall wimmelte „es von Mährchen.“

Wir sehen aus diesen Auszügen, daß das Original der Tausend und Einen Nacht eigentlich persischen oder vielleicht indischen Ursprungs, und aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit des Chalifen Manßur, d. h. ungefähr dreyßig Jahre vor der Regierung Harun ar Raschid's, übersezt worden ist, der doch in den späteren Ausgaben dieser Mährchen eine so große Rolle spielt.

Die Perser sind es also, die den Arabern nicht blos den Geschmack an den Wissenschaften und Künsten, sondern auch den Geschmack an Mährchen beygebracht haben. Die Perser hatten die Kunst zu erzählen auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß Mohammed, der ihr Talent und die leidenschaftliche Neugierde der Araber kannte, die Einführung der persischen Mährchen sogar als gefährlich für den Islam ansah. Er warnte also sein Volk dagegen, indem er ihnen sagte, sie möchten sich mit den schönen Mährchen begnügen, die Gott ihnen im Koran erzähle.

Zu den aus dem Indischen, Persischen und Griechischen übersezten Mährchen — denn man benuzte auch die Werke Homers, wie man aus dem noch nicht herausgegebenen Mährchen sehen kann, worin die Geschichte Polyphems erzählt wird — zu diesen Mährchen, sage ich, fügte man nachher auch noch ursprünglich arabische Mährchen, in denen größtentheils von Begebenheiten die Rede ist, die zur Zeit Harun ar Raschid's vorgefallen seyn müssen, so wie auch von Begebenheiten, die noch in die gute alte Zeit hingehörten, woraus man sieht, daß sie lange nach der Re-

gierung dieſes Chalifen gemacht ſeyn müſſen, deſſen Neigung zur Poeſie, verbunden mit ſeiner natürlichen Wißbegierde, ſo viel zur Aufmunterung der Dichter und Erzähler beygetragen hat. Immer befanden ſich einige von ihnen in ſeinem Vorzimmer, die bereit ſeyn mußten, geiſtreiche Einfälle und außerordentliche Abenteuer, an denen es an ſeinem Hofe nicht fehlte, in Verſe zu bringen, oder ihm die Langeweile und Schlafloſigkeit durch ihre Erzählungen zu vertreiben.

Dieſer Geſchmack an Poeſie und Mährchen war nach der Erlöſchung des Chalifats zu Bagdad auf den Hof der Chalifen von Egypten und die Höfe einiger aſiatiſcher Dynaſtieen übergegangen.

Andere Erzählungen endlich, die ausſchließlich egyptiſch ſind, und den Geſchmack des Bodens, worauf ſie entſproſſen, noch durch die Eigenheiten des egyptiſchen Dialekts zu erkennen geben, ſcheinen noch jünger zu ſeyn, und ſchreiben ſich wahrſcheinlich von der Zeit her, als die circaſſiſchen Mamluken daſelbſt herrſchten; aber wir zweifeln ſehr, daß ſich unter dieſen egyptiſchen Mährchen noch ſolche befinden ſollten, die, nach der Eroberung des Landes durch die Osmanen, noch in jene Sammlung eingeſchoben wären, denn mit dieſer Eroberung endigt ſich die blühende Periode der arabiſchen Literatur in Egypten.

Man ſieht alſo, daß die unter dem Namen der Tauſend und Eine Nacht bekannte Sammlung urſprünglich aus dem Perſiſchen oder Indiſchen ſtammt, nachher allmälich von den Arabern bereichert, und alſo nicht das Werk eines einzigen, ſondern mehrerer Verfaſſer iſt, deren Namen in der Fluth der Zeiten untergegangen ſind, deren Erzeugniſſe ſich aber in dieſer Arche von Tauſend und Einem Zimmer erhalten haben, die ſie mit Mährchen und Anekdoten, die dem Geiſt ihres Jahrhunderts angemeſſen waren, beſezten. Die Zahl der Erzählungen, ihre Aufeinanderfolge und ihre Vertheilung in Nächte hingen einzig und allein von der Auswahl und dem Geſchmack der Sammler und Abſchreiber ab, die ſich erlaubten, ſie zu vermehren oder zu vermindern, abzutheilen, zu verlängern oder zu verkürzen, zu verſchönern oder zu vereinfachen, wie es ihr Geſchmack oder ihre Laune wollte.

Nach allem dieſem wird man ſich nicht mehr wundern, wenn unter zwölf bekannten Handſchriften, die theils mehr, theils weniger vollſtändig in den öffentlichen und Privat-Bibliotheken Europa's zerſtreut ſind, auch nicht zwey ſich befinden, die ſich in Hinſicht des Stoffes der Mährchen oder der Aufeinanderfolge der Nächte, oder im Styl vollkommen glichen, wiewohl ſie alle auf gleiche Weiſe Tauſend und Eine Nacht enthalten. Unſre Handſchrift iſt eine der vollſtändigſten, und ihr Inhalt kann in drey Klaſſen gebracht werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Ceremonien des Conclave.

(Beſchluß.)

Nach beendigter Adoration ſteigt der Papſt ohne Inful an den Altar, ſagt den Introitus, das Kyrie, beginnt das Gloria in excelsis, und kehrt auf den Thron zurück: nachdem die Muſik das Gloria geendet, begibt er ſich wieder zum Altar, ſingt die Collecte, und ſteigt abermals auf den Thron. Jezt begibt ſich der Kardinal Diakonus, einen Ceremonienſtab in der Hand, mit einem Gefolge von Geiſtlichen und den Auditoren der Rota, in die unterirdiſche Kapelle, wo die Gebeine der Heiligen, Peter und Paul, ruhen ſollen. Dort betet er laut: Exaudi Christe, Domino nostro N. a Deo decreto summo Pontifice etc.: er wiederholt dieſe Worte dreymal, dann fügt er hinzu: Salvator mundi; die Andern antworten zu dreyenmalen: Tu illum adjuva, St. Maria, tu illum adjuva; dann ſingen zwey der Geiſtlichen die Epiſtel, der eine in lateiniſcher, ein anderer in griechiſcher Sprache. Nach ihnen ſingen zwey Kardinal Diakonen das Evangelium ebenfalls in dieſen beyden Sprachen, indeß der Papſt fortfährt die Meſſe zu leſen, wobey er ſich ſelbſt, auf ſeinem Throne ſizend, das Abendmahl reicht. Nach der Meſſe überreicht ihm der Kardinal Erzprieſter von St. Peter einen Beutel mit fünf und zwanzig Juliern (einer Münze des Alterthums): pro bene cantata missa. Darauf trägt man ihn unter den Thronhimmel unter der Loge der Einſegnung, wo er ſich, zwey Kardinal Diakonen zur Seite, niederläßt. Die Muſik ſingt mehrere dazu angewieſene Stücke, worauf der Kardinal Dechant eine Predigt über ſeine Heiligkeit abſingt. Der zweyte Diakon nimmt ihm darauf die Inful ab, der erſte, nebſt dem Kardinal Dechanten, ſetzen ihm die dreyfache Krone (Tiare) auf, und ſagen dabey: Accipe tiaram tribus coronis ornatam, et scias te esse patrem principum et regum, rectorem orbis in terra, vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi, cui est honor et gloria in secula seculorum. Amen!

Nach dieſem gibt der heilige Vater dem Volk den Segen, und die Kardinäle ertheilen den vollſtändigen Ablaß. Die Ceremonie endet mit einem zweyten Segen; der Papſt begibt ſich in die Sixtiniſche Kapelle, wo er ſeine päpſtlichen Kleider ablegt; der Kardinal Prieſter beglückwünſcht ihn im Namen des heiligen Kollegiums, die Kanonen der Engelsburg donnern, alle Truppen auf dem Petersplatz geben eine Salve, dieſen und den folgenden Tag iſt die ganze Stadt erleuchtet und Freudenfeuer werden abgebrannt. Nach acht Tagen, welche der Papſt im Vatikan zugebracht, zieht er in großem Pomp nach Monte Cavallo, welches, ſeiner geſunden Luft wegen, der gewöhnliche Aufenthalt des Papſtes iſt. Einige Monate darauf nimmt er Beſitz vom Lateran. Dieſes iſt wieder ein großer Feyertag, an

dem man beritten, von allen Hofämtern mit ihren alterthümlichen Abzeichnungen, von dem römischen Adel, den römischen Munizipal-Beamten, den fremden Gesandten u. s. w. begleitet, nach St. Johann zieht. Mitten unter dieser zahlreichen, glänzend ausgerüsteten Menge, von seinem Militär umgeben, wird der Papst in einer rothsammtnen Sänfte mit goldenen Franzen getragen. Er ist mit seinem weißmoornen Leibrock bekleidet, seinem Chorhemd und rothsammtnen Mantelkragen; ist es Sommer, so hat er seine Stola und rothe Kappe unter dem gleichfarbigen Hut. Hinter ihm kommen verschiedene seiner eigentlichen Hausbedienten, violett gekleidet. Wenn der Papst diese Ceremonie zu Pferde macht, reitet er einen Schimmel, der Conservatore des Volks und der Viertelshauptmann führen ihn am Zaume. Ihm folgt sämmtliche hohe Geistlichkeit von den Kardinälen an, zwey und zwey, alle zu Pferd; den Schluß macht das päpstliche Militär, dem die Staatskutschen des Papstes und der Kardinäle folgen. Der Weg geht längs der Burg St. Peter zur Brücke der Engelsburg, von da in Banchi Parrione nach St. André de la Valle, Cesarini, Jesu, zum Capitol. Hier ist ein Triumphbogen gebaut, wo ein Senator dem Papst die Schlüssel überreicht, und, einen elfenbeinernen Zepter in der Hand, eine Rede hält; weiter zieht man über das Campo Vaccino, durch den Bogen des Titus, zum Colliseum, und von da nach St. Johann. Jenseits des Titusbogens bis zum Colliseum behängen die Juden den Weg mit Teppichen, auf welchen lateinische und hebräische Inschriften auf den neuen Papst angebracht sind. Der Ober-Rabbiner überreicht dem Papst eine hebräische Bibel, dieser sagt zu ihm, daß sie vergeblich den Messias erwarten, weil er schon vor achtzehnhundert und mehrern Jahren gekommen ist, daß sie nicht länger hartnäckig bleiben sollen, und bittet Gott, sie zu erleuchten.

Alle Straßen sind bis zum Lateran (St. Johann) mit Teppichen behangen. An dieser Kirche angelangt, reicht der Kardinal Erzpriester dem Papste das Kreuz zum Kusse, dieser legt seine päpstlichen Kleider an und steigt auf den, unter dem Portikus errichteten, Thron. Die Chorherren und Geistlichen der Kirche überreichen ihm die, der eine aus Gold, der andere aus Silber gemachten, Schlüssel der Kirche. Die Kardinäle kleiden sich in ihren Ornat, und der Papst nähert sich dem Haupteingang, wo ihm der Kardinal Erzpriester den Weihwedel reicht, mit welchem er das Volk besprengt. Die übrigen Ceremonien weichen hier wenig von denen in St. Peter ab. Nach deren Beendigung wird der Papst in den Palast des Lateran, in den Saal des Conciliums, getragen; es werden mehrere Gesänge gesungen, nach welchen er den Kardinälen und vornehmsten Prälaten eine goldene und eine silberne Denkmünze mit seinem Brust- und Sinnbild reicht, jede eine Unze an Gewicht. Man setzt ihm dieselbe Tiara auf wie in St. Peter, er gibt dem Volk zweymal seinen Segen, und wirft mehrere Hände voll kleiner Silbermünzen unter dasselbe, die ausdrücklich dazu mit seinem Wappen geschlagen sind. Dabey sagt er die Worte: Dispersit, dedit Pauperibus. Nach diesem begibt sich ein Jeder nach Hause. Der Papst legt seine gewöhnlichen Kleider an, und kehrt, begleitet von seinen Verwandten und dem römischen Adel zu Pferd, wie bey dem Hinzug, nach Monte Cavallo zurück.

Die Matrosenwittwe.

Sieben Wunden vor der Stirne und drey Wunden auf der Brust,
In der Faust das rothe Eisen und im Auge Siegeslust —
Also lag er auf dem Felde, und im Kreis eng' um ihn her
Liegen seiner Feinde Waffen, Dolch und Büchse, Schwert und Speer.
Aber ihrer Träger Leichen lagen ihm so nahe nicht,
Abgewendet von dem Helden barg im Staub sich ihr Gesicht.
Tochter, hole mir das Kränzlein, welches hängt in meinem Schrein,
Aber faß' es sanft — es wird wohl dürre zum Zerbrechen seyn.
Damit will ich heut mich kränzen, wie an meinem Ehrentag,
Will auf diesem Felde feyern noch einmal mein Brautgelag.
Schaff' auch schöne, frische Blumen für den Bräutigam herbey,
Daß das Lager weich und düftig meinem edlen Schläfer sey.
Einen Rosenstock steck' ich ihm in jedes offne Mahl,
Daß sie einst aus seinem Hügel sprießen im Eurotasthal;
Und von diesen Rosen wind' ich dir den Kranz, mein Töchterlein,
Wenn einmal ein Heldenknabe wird um deine Liebe frei'n,
Einer, der zum Werbefelde so viel Türkenschädel gab,
Als blutrothe Rosenstöcke blüh'n auf deines Vaters Grab.

Aber morgen in der Frühe, wenn mein Bräutigam nun ruht,
Zieh' ich aus die Festgewänder, nehm' den Kranz von meinem Hut,
Und im grauen Wittwenhemde schleich' ich durch den grünen Wald,
Nicht zu lauschen, wo im Dickicht Nachtigallenschlag erschallt,
Nein, um einen Baum zu suchen ohne Blüth' und ohne Blatt,

Dünn die Turteltaubenwittwe sich zum Sitz ersehen hat,
Und dabey die frische Quelle, die je trübe macht zuvor,
Eh' sie trinkt und eh' sie badet, seit sie ihren Mann verlor,
Da will ich mich niederlegen, wo kein Schattendach mich kühlt,
Wo der Regenguß die Thränen kalt mir von den Wangen spühlt,
Und mit meiner Turteltaube geh' ich einen Wettstreit an,
Wer am jämmerlichsten klagen, wer am frohsten sterben kann.

Wilhelm Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Beschluß.)

Der König von Dänemark und seine Familie haben dießmal unsre Stadt wider alles Vermuthen mit ihrer Gegenwart beehrt. Dieß ist um so erfreulicher, da unter den Staaten desselben und unserer kleinen Republik eine große Spannung seit den lezten kriegerischen Ereignissen in Deutschland herrschte. Man konnte es den Dänen nicht verzeihen, daß sie nach dem Abzuge der Russen im Jahre 1813 die Franzosen hieher zurückführten, wozu sie aber durch die Umstände, welche die Zeitgeschichte nachweist, gezwungen wurden. Der König von Dänemark ließ nämlich im vollen Vertrauen zu den Alliirten und England seine Truppen zu den Hanseatischen stoßen, die mit diesen gegen die Franzosen auf der Wilhelmsburg fochten, während er Bernstorff nach London sandte, um einen für alle Theile annehmbaren Frieden zu schließen. Wie dieser Gesandte dort empfangen, wie ihm jede Hoffnung auf anständige Bedingungen für seinen Souverain abgeschnitten ward, ist bekannt. So hatte der König von Dänemark keinen andern Ausweg, als sich mit den Feinden Deutschlands, den Franzosen, aufs Neue zu verbinden. Er zog seine uns gesandten Truppen zurück und überlieferte die Stadt dem Marschall Davoust, der mit 20,000 Mann davor stand, mit der Bedingung, sich jeder Rache zu enthalten; um jeglicher Unordnung vorzubeugen, besetzte er auf 24 Stunden die Stadt, wo dann die Franzosen in kleinen Abtheilungen und getreu ihrem Versprechen, ruhig einzogen. Wozu der Drang der Umstände und die gehässige Ungerechtigkeit der Engländer den König, der so zutrauensvoll gehandelt hatte, zwangen, ward als Uebelwollen von der hiesigen gemeinen Volksklasse ausgelegt, und der Dänenhaß überstieg so alle Grenzen, daß sich kaum ein Offizier dieser Nation in Uniform hier sehen lassen durfte, ohne sich gröblichen Beleidigungen auszusetzen, ja der König vermied bey seinem vorlezten Besuche seiner Continental-Provinzen sorgfältig das Hamburger Gebiet. Jezt ließ er sich durch die Stadtbehörden bewegen, seinen Weg durch Hamburg zu nehmen. Abends um 10½ Uhr am 4. Juni passirte die Königl. Familie die Stadt, die durch Pechkränze erleuchtet war. Kanonenschüsse verkündeten die hohe Ankunft und eine Deputation der Behörden fand die freundlichste Aufnahme; auch waren mehrere Straßen freywillig erleuchtet. Als die ganze Königl. Familie sich nun gar am Abende des 6ten in unser Theater begab, folgte ihr allgemeiner Jubel, denn dieses Vertrauen rührte Alle, und man bewunderte den trefflichen Monarchen aufrichtig, dessen Leutseligkeit und Herablassung so sichtlich ganz dazu geeignet ist, alle Herzen zu gewinnen. Im Theater betrugen sich die Hamburger auf eine so höchst artige und liebenswürdige Weise gegen die hohen Gäste, daß der König sehr gerührt davon war; jezt hört man überall nur sein Lob, und jene unglückliche Spannung scheint glücklich ausgeglichen. Altona, wo die Königl. Familie drey Tage verweilte, war drey Abende hindurch festlich und selbst prächtig erleuchtet; die Freude war ungeheuchelt und allgemein. Der König besuchte daselbst alle öffentlichen Anstalten und war mit mehreren derselben im höchsten Grade zufrieden; weniger soll er es mit den Gefängnissen gewesen seyn, die er der Gesundheit nachtheilig eingerichtet fand. Man spricht auch von einem Besuche, den der König dem vielbesprochenen Wiehlmann (dem muthmaßlichen Mörder des Advokaten Rathgens) gemacht haben soll; doch dieß ist Gerücht, und ich wage also nicht, darüber weiter etwas zu sagen. Gewiß ist es aber, daß man diesen muthmaßlichen Verbrecher, der standhaft seine Unschuld behauptet, seitdem gelinder behandelt und sein Gefängniß verbessert hat, welches man einem Befehle des Monarchen zuschreibt. Die große Milde des Königs, der ein wahrer Vater aller seiner Unterthanen ist, macht diese Sache wenigstens wahrscheinlich. Die Frau des Gefangenen, welche erst wenig Tage mit ihm verheirathet war, als man ihn festnahm, ist in Freyheit gesezt worden, denn auch sie befand sich im Gefängnisse. Die Meinungen über diesen Angeklagten sind sehr getheilt, seit er noch immer seine Unschuld mit Standhaftigkeit behauptet, und diese Sache verdiente wohl eben so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit als die Fonk'sche. Zu läugnen ist es nicht, daß der Schein durchaus gegen den Gefangenen ist; sein früheres, nicht fleckenloses, Leben, seine Flucht, gleich nach der Ermordung des Rathgens, die bey ihm gefundenen Geldsummen, die bey dem Ermordeten vermißten und in seiner Brieftasche entdeckten Obligationen, sein im Zimmer gefundenes Taschentuch, das blutige, ihm angehörende Messer, womit die That verübt ward, die mit Blut besprizte, in seiner Wohnung hinter einem Balken verborgene Kleidung, das von ihm eingestandene lasterhafte Verhältniß zwischen ihm und dem Ermordeten, alles dieses spricht laut gegen ihn, aber nach den Gesetzen des Landes, wo die That verübt ward, nicht laut genug, um ihn zu verdammen, denn nach diesen muß der Angeklagte überführt seyn und eingestanden haben; nicht einmal ein bloßes Eingeständniß reicht zum vollkräftigen Richtspruche hin. Der Gefangene arbeitete viele Jahre bey dem sehr geschickten ermordeten Advokaten Rathgens, so können ihm die Gesetze nicht fremd seyn, und er benuzt sie jezt vielleicht zu seinen Gunsten; daß man aber einen so schwer Angeklagten, gegen den fast alle Umstände sprechen, nicht auf freyen Fuß setzen kann, ist begreiflich; aber über ihn eine so schwere Haft zu verhängen, als geschehen (er saß in einem fest zugemauerten unterirdischen Gewölbe, wohin kein Strahl des Tages drang), ist unstatthaft, da ja viele Kriminalfälle schon erwiesen haben, daß Jemand dennoch unschuldig seyn könne, obgleich der Schein in allen Dingen gegen ihn war. Daß der König von Dänemark für den angeschuldigten Wiehlmann etwas thun würde, ließ sich erwarten; mehr als er that, konnte aber nicht geschehen und der Zeit muß es vorbehalten bleiben, von diesem blutigen und schauderhaften Ereignisse den Schleier zu lüften.

— A. S. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 23. September 1823.

Soll man zur Beute werden, ſo iſt es beſſer dem Löwen zuzufallen als dem Wolf.

Shakeſpear. Was ihr wollt.

Twm John Catty, der Rob Roy von Wales.

(Fortſetzung von Nr. 213.)

Es war jetzt um die Zeit des Jahrmarkts von Llangadock, und die Landleute drängten ſich auf der ſchönen Wieſe von Carrick-Southey. Dort gab es Tanz für die Jugend, Legenden für die Alten, und Geſang zu der walliſer Harfe für Alle. Unter andern ſang ein alter Harfner, der ſeinen Sitz zwiſchen den Trümmern des wüſten Schloſſes Llangadock genommen hatte, ſeinen ſtaunenden Landsleuten die Thaten des Ap-Evar, des Rieſen von Penman-mawr, vor: Wie er täglich junge Mädchen zu ſeinem Frühſtück in die Taſche geſteckt; wie er ein ganzes Regiment Soldaten geſchlagen, das man gegen ihn ausgeſandt hatte; wie er über den Fluß Towy gegangen, und derſelbe aus kindiſcher Schüchternheit einen Berg hinangelaufen; wie er die Adler von Snowden gezähmt, indem er ihnen Salz auf die Schwänze ſtreute; wie man bey ſeinem Tode ſeine Taſchen voller bedrängten Jungfrauen gefunden, wie ein tapferer Krieger ſie befreyt, und wie ſolcher ſie alle auf einmal geheirathet und glücklich mit ihnen gelebt habe.

Die Sonne ſtand tief in Weſten, und die ganze Verſammlung bereitete ſich für den gewöhnlichen Abſchiedstanz, als der Abt von Talley mit zwey Mönchen auf ſeinem Rückwege von Llandilo, wo er eben die Kloſtergebühren geſammelt hatte, vorbeygeritten kam. Als er die Tänzer erblickte, hielt er ſeinen Zelter an, und rief ihnen mit gebieteriſcher Stimme zu, mit ihrem ſündlichen Tanzen inne zu halten. „Warum ſollen ſie nicht tanzen?“ fragte ein Fremder, indem er aus dem Kreiſe hervortrat. „Ich liebe den Tanz, aber ich liebe auch die Tugend!“ — „Aber glaubſt du an die Wunder der Kirche? Glaubſt du, daß unſer heiliger Schutzpatron, Sankt Nikolas, drey Engel mit einem einzigen Hammelbraten geſpeißt, welches ſich wunderbar für Alle genug bewieſen?“ — „Geſetzt, der Braten hätte dreyßig Pfund gewogen, ſo hätten ſie ſich, mit einigen Flaſchen Wein dazu, ſchon behelfen können. Aber was hat das mit der Tugend zu thun?“ — Der Abt murmelte etwas zwiſchen den Zähnen. — „Ihr ſagtet etwas, glaube ich?“ — „O nichts! Ich wollte nur ſagen, daß Euch der Teufel ſchon noch holen wird.“ Mit dieſen Worten wollte ſich der heilige Mann entfernen. Aber der Fremde hielt ihn bey der Kapuze feſt, und verwies ihm ſeine Thorheit, die herkömmlichen Vergnügungen der Landleute zu tadeln. Jetzt aber verlor der Abt alle Geduld. „Wer ſeyd Ihr, rief er zornig, der es wagt, dem Abt von Talley einen Verweis zu geben?“ — „Wer ich bin? Hätte ich doch gedacht, wir wären bekannter mit einander. Ich bin Twm John Catty!“ fuhr er fort, indem er ſeine Verkleidung abwarf.

Bey dieſen Donnerworten gab der Prior ſeinem Pferde die Sporn, und ſprengte mit ſeiner fetten Geſellſchaft davon, als der Hauptmann in ſein Horn ſtieß, und ſeiner Bande, die, wie gewöhnlich, ſogleich um ihn her war, befahl, die Fliehenden zurückzubringen. In wenigen Minu-

ten ſtanden ſie vor Twm John Catty, deſſen Name ſogleich ein allgemeines Gemurmel des Beyfalls verbreitete. Denn im Allgemeinen war ſein Betragen groſsmüthig, ſeine Gefährten waren wegen ihrer Munterkeit beliebt, und ſeine von Dorf zu Dorf überlieferten Thaten erregten ein lebhaftes Intereſſe für ihn. Die Strafe, die er jezt den Geiſtlichen auflegte, war, daß ſie zu dem Spiel ſeines Harfners tanzen mußten, eine Leibesübung, wozu er ſie mit gezogenem Schwerte antrieb, bis ſie endlich erſchöpft niederſanken, und der Abt, aus Furcht vor einem zweyten Tänzchen, bey der Jungfrau erklärte, das Tanzen ſey ein angenehmer Zeitvertreib und der Geſundheit ſehr zuträglich. Damit aber noch nicht zufrieden, forderte Twm ein Trinkgeld für den Harfner, und als der Abt ſeufzend ſeine ſchwere Börſe zog, nahm er deren Inhalt, und vertheilte denſelben unter die Landleute. Als dieß geſchehen, ſprach er mit ernſthafter Stimme zu ihm: „Wenn Ihr wieder irgendwo die Landleute tanzen ſehet, ſo erinnert Euch, daß die Armen ſowol als die Reichen zum Genuſſe des Lebens beſtimmt ſind. Solltet Ihr es aber je wagen, ſie in ihren Freuden zu ſtören, beym allmächtigen Gott! ſo will ich ihre Unbill an Euch rächen, und rolleten die ſchwarzen Wellen des Bala zwiſchen uns.“ Mit dieſem Abſchiede entließ er den Abt und ſeine Gefährten, die auch aufs Haſtigſte davon eilten.

In der Zwiſchenzeit ritt eine junge Dame, von zwey Bedienten begleitet, über die Wieſe weg. „Die Erbin von Ystradd-Fin!“ riefen die Bauern, und in demſelben Augenblick hielt auch unſer Held die Mütze in der Hand. Mit inniger Bewunderung ſtarrte er die jugendliche Schönheit des Mädchens an, das von ſeiner Seite durch den edeln Anſtand des Fremdlings eben ſo ſehr überraſcht ſchien. — Eine frühe Waiſe, hatte das unſchuldige Geſchöpf, frey von jeder Aufſicht, außer dem Rath einer alten Magd, ſeine Tage in der Stille von Llandiſent verlebt, und ihr ganzes Daſeyn war bisher nur ein romantiſcher Traum geweſen. Die erhabene Natur, die ſie umgab, hatte ihrem Herzen ihre Größe aufgedrückt; die begeiſternden Sagen der Vorzeit, die ſie genährt, hatten ihrer Seele einen romantiſchen Schwung gegeben, der ſie in der Welt ein Paradies ſehen ließ, das nur in ihrem eigenen himmliſchen Buſen wohnte — ſie war zu rein für dieſe Welt. Jezt erwachte ſie zum Erſtenmale aus dem ſüßen Traume, in dem ſie bisher geſchwebt hatte. Ich übergehe die Geſchichte ihrer Liebe, John Cattys nächtliche Zuſammenkünfte mit dem Fräulein von Llandiſent, die Volksſage, welche ihn ihre zufällig durchs Gitter geſtreckte Hand ſo lange halten ließ, bis ſie verſprach, die Seinige zu werden, und eile zu der Zeit, wo ſie bey dem merkwürdigen Teiche von Llynn-y-Van ihre lezte Zuſammenkunft hielten.

Die Nacht war wild, und die Wolken hingen dick über dem ſchwarzen Gebirge, als Catty neben dem Teiche ſtand. Hier war es, wo, nach der früheren Landesgeſchichte, die Tochter Madocks ihr Leben im Waſſer endigte. Hier ſtand ſie, als ſie die erſte Nachricht von dem Tode ihres Geliebten erreichte, und über dieſem Waſſer erſcholl ihr lezter Todesſchrey, als ſie ſich in die verderbliche Fluth ſtürzte. Seit jener Stunde ſollte ihr Geiſt bey Llynn-y-Van umgehen, und als Vorbote des nahen Unglücks erſcheinen. Eben erinnerte ſich der Jüngling jener Sage, als eine weiße Geſtalt den Berg herab kam, und in wenigen Minuten das Fräulein von Llandiſent an ſeinem Buſen lag. Er erinnerte ſie an ihr gegebenes Verſprechen, die Seinige zu werden. „Ich bedarf der Erinnerung nicht, ſagte ſie, mein Verſprechen iſt genug.“ — Noch einmal ſtellte ihr ihr Geliebter alle die Beſchwerden, alle die Gefahren vor, die ſie als die Gattin eines Geächteten zu erdulden haben würde. Aber ſie blieb feſt. „Nie ſoll eine Klage über meine Lippen kommen!“ ſprach das entſchloſſene Mädchen. — „So wirſt du denn morgen mein; mein im Angeſicht des Himmels; mein in dem ſchönen Grünwald, wo ich ſo lange geliebt und gelebt habe!“ — „Ja!“ ſtammelte das Fräulein von Llandiſent, aber eine Thräne zitterte ihr zugleich im Auge. — „Was fehlt dir, Liebe?“ ſprach der Jüngling mit beſorgtem Blick. — „Ich weiß es nicht; aber es wird mir ſo bange, wenn ich an den kommenden Tag denke. Zweymal hat die Eule auf Llandiſent gekrächzt, und zweymal iſt das Todtenlicht auf dem Gitter erſchienen, an dem wir uns ſo oft geſehen.“ Als ſie dieſes ſprach, hörte man eine wilde Melodie über das Waſſer hinrauſchen, auf deſſen Oberfläche eine Geſtalt zu ſchweben ſchien. Sie war in eine Nebelwolke gehüllt, aber auf dem ſchwach geſehenen Geſichte ruhete tiefe Trauer. Elinor fuhr zurück. „Es iſt die weiße Frau von Llynn-y-Van!“ rief ſie, und ſank ohnmächtig zuſammen. Als ſie ſich wieder erholte, ſah man die Geſtalt noch immer mit ihren wilden, glanzloſen Augen wie bezaubert auf die ihrigen geheftet. Allmählig aber ſchien ſie ſich in den Nebel zu verlieren, und die immer ſchwächer werdende Muſik verklang zulezt gänzlich auf dem Gebirge. Der Hauptmann ſtand wie angewurzelt, und Elinor, mit ihren blaſſen Wangen gegen ſeinen Buſen gelehnt, weinte wie ein Kind. Endlich gelang es ihm, ſie einigermaßen zu beruhigen, und ſo trennten ſie ſich mit dem wiederholten Verſprechen, daß ſie morgen in der Grünewald-Kapelle die Seinige werden wolle.

Kehren wir jezt zu Glendower zurück. Dieſer Tapfere zog ſich nach dem fehlgeſchlagenen Aufruhr ins Gebirge von Snowdon zurück, von wo aus er beſtändige Einfälle in die Umgegend unternahm, und unter den an

einen ſolchen Krieg nicht gewöhnten engliſchen Truppen die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtete, und der Achtserklärung des Königs Trotz bot.

Inzwiſchen hatte ſich der Rache ſchnaubende Abt von Talley vom Könige, der eben auf ſeinem Rückzug nach London begriffen war, einen Heerhaufen gegen Twm John Catty erbeten, welcher ihm auch unter der Anführung des Ritters Servope Barnard bewilligt ward, und zu welchem er die Haufen ſtoßen ließ, die er ſelbſt aufzubringen vermochte. Unterdeſſen aber fiel Glendower über die bey Shrewsbury zurückgelaſſenen Engländer her, ſchlug dieſelben, und trieb ſie weit in Shropſhire zurück, wendete ſich dann ſchnell, um den vereinigten Kräften Barnards und des Abts in Cardigan zuvorzukommen. — Während aber alles dieſes vorging, hatte Catty ſeine Zeit zwiſchen Llandiſent und ſeinem Schlupfwinkel getheilt, und aller ſeiner gewöhnlichen Vorſicht entſagt, denn ſeine Waidmänner ſchweiften frey im Lande umher, bis es einem von des Abts Spähern gelang, einem derſelben bis in ihre Veſte nachzufolgen, worauf der Abt ſeine Vaſallen zu dem Ritter ſtoßen ließ, und ihnen rieth, ſogleich nach Cardigan zu rücken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus der Vorrede zu der noch nicht überſezten Tauſend und Eine Nacht, nebſt einigen der Mährchen und Erzählungen.

(Beſchluß der Vorrede.)

In die erſte Klaſſe gehören die alten Mährchen, die die erſte Grundlage der ganzen Sammlung ausgemacht haben, oder die auch nachher hinzugefügt worden ſind, wie z. B. die Erzählung von den zehn Weſiren und die Reiſen Sindbad's. Der Stoff dieſer Klaſſe von Erzählungen ſcheint noch in die Zeiten vor Mohammed zu gehören. Es gibt einige unter ihnen, wo die Sendung des Propheten vorher verkündigt wird, wie z. B. das Mährchen von Daniel und der Schlangenkönigin, das uns eins der älteſten perſiſchen Mährchen zu ſeyn ſcheint. Aber eine ſolche Weiſſagung darf uns nicht über das Alter einer ſolchen Erzählung in Zweifel ſetzen, da die Ueberſetzer und ſpäteren Sammler ſich noch weit größere Anachronismen erlaubt haben, theils um ihren Eifer für den Islam zu erkennen zu geben, theils um ihn auf eine verſteckte Weiſe zu verſpotten.

Dieſe alten Erzählungen ſind wieder von einer doppelten Gattung. Einige enthalten die wunderbarſten Abenteuerlichkeiten, und oft wahrhaft erhabene Abſurditäten, wo die Dichtung in Sprüngen von Gaukeleyen zu Gaukeleyen fortgeht, und keinen andern Zweck hat, als den: die Einbildungskraft durch die groteskeſten Bilder und ſonderbarſten Geſtalten zu beluſtigen, wie z. B. das Mährchen von Daniel und der Schlangenkönigin. Dieß ſind die eigentlich perſiſchen Mährchen, die Mohammed mit Recht als die gefährlichſten Mittel zur Verführung ſeines Volks gefürchtet hat, und die den wilden Sohn der Natur, den Beduinen, noch jezt entzücken.

Andere von einer ganz entgegengeſezten Gattung ſind frey von allem Wunderbaren, die Erzählung nimmt einen einfachen und natürlichen Gang, und iſt voll lehrreicher Fabeln und moraliſcher Vorſchriften. Dieſe Erzählungen verrathen auf den erſten Blick ihren indiſchen Urſprung, wie z. B. das Mährchen vom König Dſchilia und dem Weſir Schimas. In Hinſicht ihres Alters und ihrer Moral verdienen ſie die meiſte Aufmerkſamkeit, wiewol ſie übrigens weniger unterhaltend ſind.

Die zweyte Klaſſe beſteht aus ächt arabiſchen Geſchichten und Anekdoten, worin Begebenheiten aus dem Zeitalter der Chalifen, und vorzüglich aus der Epoche der Regierung Harun's erzählt werden. Alle dieſe Erzählungen machen darauf Anſpruch, rein hiſtoriſch zu ſeyn, und die Anekdoten ſind auch größtentheils wirklich hiſtoriſch, wenigſtens in Hinſicht des Grundſtoffs und die Verſchönerungen abgerechnet, die ſie denjenigen verdanken, welche ſie niederſchrieben. Das Wunderbare ſpielt hier nur in ſo fern ſeine Rolle, als es das Volksvorurtheil für wirklich wahr anſah, und in ſo fern es ſich nicht nur überall in der arabiſchen, ſondern ſogar auch in der römiſchen Geſchichte findet. Dieſe Klaſſe von Erzählungen hat für uns den größten Werth, ſie machen uns mit den angeſehenſten Perſonen am Hofe des Chalifen bekannt, und laden uns gleichſam zu ihren Abendgeſellſchaften und Luſtpartien im Harem ein.

Zur dritten Klaſſe endlich rechnen wir die neueſten rein egyptiſchen Erzählungen, die zwar die Scene auch gewöhnlich in das Jahrhundert Harun's verlegen, aber uns im Grunde weit beſſer die gewöhnliche Lebensweiſe der Bewohner von Egypten, und beſonders von Cairo, als den alten Hof der Chalifen ſchildern. Die untergeordneten Perſonen ſind erdichtet, und gehören nicht, wie die untergeordneten Perſonen in den Erzählungen der zweyten Klaſſe, zur Geſchichte. Die Handlung in dieſen Mährchen ſtellt uns ein treues Gemälde der eigenthümlichen Sitten der egyptiſchen Araber dar, ſo wie ſie ſich, des Einfluſſes der osmaniſchen Regierung ungeachtet, noch bis jezt erhalten haben. In dieſen Erzählungen findet man viel Verſe und gereimte Tiraden, die

übrigens eben nicht ihre glänzendste Seite ausmachen, und die weniger auf das Lesen, als auf die Deklamation, deren Schönheit sie unterstützen soll, berechnet sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. August.

Ich muß wirklich das Urtheil gewissermaßen zurücknehmen, das ich zuweilen nach den liberalen Blättern wiederholt habe, als ob die Pariser seit Einführung der Konstitution ernsthafter und nachdenkender geworden wären; der Zulauf, den das einfältige Stück: die Köchinnen, erregt hat, scheint gar nicht zu beweisen, daß man minder leichtsinnig sey als zuvor. Hundert und sechs Vorstellungen sind bereits von diesem Stücke gegeben worden; ein nichtsbedeutendes Lied daraus wird in ganz Paris auf den Drehorgeln vom Morgen bis zum Abend abgeleyert. Tonkünstler machen Variationen und Dichter neue Texte über dieses Lied; ferner sind im Laufe des Julimonats achtzehn neue Stücke auf den Pariser Bühnen zur Welt gekommen! und dieß alles geschieht mitten im Kriege, während die Söhne der Pariser fern von ihrem Vaterlande Leib und Leben aufs Spiel setzen müssen! Zwar meinen einige Beobachter, eben weil die politischen Begebenheiten so trübe sähen, suchten sich die Pariser durch Schauspiel zu zerstreuen; in dem Falle muß man wenigstens gestehen, daß der Pariser eine außerordentliche Anlage zur Zerstreuung besitzt. In demselben Sinne gab ihnen neulich ein Journal folgendes „Recept, um sich wohl zu befinden:" — „Man spreche nie über Politik an einem öffentlichen Orte und vermeide alle Gemeinschaft mit nachdenkenden Personen; man lese nie vor Mitternacht die Quotidienne, die Gazette de france, die Etoile und auch sogar den Moniteur nicht; man besuche aus Thermometergründen im Sommer das Odeontheater und im Winter das Théâtre français; man lege vor dem 15ten Juli keine Sommerkleidung an (welches in diesem Jahre sehr zu statten kam), u. s. w." Die Köchinnen hätte man ein Küchengemälde nennen sollen, denn ein anderes Gemälde als dasjenige der getreuen Darstellung des Innern einer Pariser Küche hat dieses Stück nicht; von ästhetischem Werthe kann dabey keine Rede seyn. Die Verfasser haben ihre Züge aus einer gewöhnlichen Bürgerhaushaltung entlehnt, vermuthlich um desto populärer zu werden; die Küche eines großen Hauses würde ihnen wahrscheinlich noch manche andere Züge hergegeben haben. Allein dann würde das Stück vielleicht zu ernsthaft geworden seyn; es sollte blos belustigen und etwa jedwedem Bürger zeigen, wie's in seiner Küche herzugehen pflegt. Es erscheint da ein etwas altes Ehepaar und eine junge Köchin. Die Hausfrau zankt und hadert beständig mit dem Mädchen, dem der Hausherr sehr freundlich ist, und dem er aus lauter Gutmüthigkeit ihren in Pfand gesetzten Halsschmuck vom Leihhause heimlich wieder auslöset. Dagegen bittet er sie um etwas reconnaissance (Erkenntlichkeit). Das gewandte Mädchen erwiedert, sie habe eine reconnaissance in der Tasche und zieht einen andern Schein vom Leihhause wegen versetzter Ohrgehänge hervor und bittet, auch diese wieder auszulösen. Darüber erscheint die Hausfrau und treibt den Mann aus der Küche weg. Nun wird das Essen gekocht, wo dann allerley verdorben wird. Unterdessen kommt die Mutter der Köchin, eine geschwätzige, niedrigdenkende Alte; ihr werden die Taschen vollgesteckt; dagegen schimpft sie über die Herrschaft mit ihrer Tochter; als aber die Hausfrau erscheint, dreht sie schnell das Gespräch um und schmeichelt dieser. Solcher elenden Geschöpfe findet man leider allenthalben. Nach dem Essen geht das Ehepaar aus; nun treten die Dienstboten der Nachbarn herein, jedwede bringt etwas mit; es wird ein Schmaus angerichtet und dabey eine Herrschaft nach der andern durchgehechelt. Als etwas charakteristisches ist dann auch eine Art von bel esprit bey dieser Küchenversammlung, nämlich ein Bäckerknecht, welcher allerley Wortspiele zum Besten gibt und auf eine sehr drollige Art den Inhalt eines grausenden Melodrams erzählt, das er auf einem Boulevard-Theater aufführen gesehen hat. Der Witz ist etwas so allgemeines in Paris, daß es gar nichts Auffallendes ist, daß ein Bäckerknecht auch eine Dosis davon besitzt. Haben doch neulich die Soldaten eines Gardregiments den Herzog von Bordeaux mit einem Wortspiele begrüßt. Sie haben ihm nämlich einen Granadenbaum (im Franz. Grenadier) dargereicht und dabey ein kleines Gedicht singen lassen, das folgende Endverse hatte:

Que sur ton front parmi les roses
L'immortelle vienne briller;
Mais près du lit où tu reposes,
Plaçons toujours un grenadier.

Wenn die Soldaten so witzig sind, so darf ein Bäckerknecht auch wohl zu einer Köchin sagen, wenn sie seine Frau werde, so werde sein Herz immer, wie sein Teig, weich und sanft aufgehend seyn. Von den Nachahmungen der Köchinnen ist bisher nur eine wohl gerathen, nämlich die Grisettes oder Modehändlerinnen, von dem unerschöpflichen Scribe und einem andern weniger bekannten Dichter. Dieß ist nun wieder ein ziemlich treues Gemälde aus der Pariserwelt, aber mit mehr Kunst behandelt als die Köchinnen. Der Name Grisettes rührt von der grauen Kleidung her, welche die Bürgerstöchter in den untern Ständen sonst zu tragen pflegten. Aber schon lange wird derselbe jungen Personen von leichtfertigem Betragen beygelegt, besonders den jungen Modehändlerinnen, die nun einmal in Paris keinen guten Ruf haben. Der Courier des Spectacles stellt bey Gelegenheit des Scribeschen Stückes erbauliche Betrachtungen über diese Klasse an: er sagt, die Modehändlerinnen würden als die Parias von Paris angesehen und er begreife nicht, woher das Vorurtheil wider sie herrühre; es sey ja nicht ehrenwidriger einen Hut als ein Kleid oder ein Paar Schuhe zu verfertigen; er gibt zu, die Modehändlerinnen der Viviennestraße und des Palais royal hätten vielleicht weniges mit den alten Priesterinnen der Göttin Vesta gemein, aber deßhalb sollte man doch die armen Kinder nicht alle insgesammt verdammen u. s. w. Für die Moral ist es schlimm, wenn solch eine Meinung sich einmal festgesetzt hat: denn alsdann pflegen diejenigen, die in einem so verrufenen Stande sich noch gut aufführen wollen, zu denken, daß sie nichts dabey gewinnen können, und daher ahmen sie das Beyspiel der Andern nach. Ihr übler Ruf muß sich frühzeitig verbreitet haben, denn schon Lafontaine spricht in seinen Fabeln von den Grisettes als von Mädchen, bey denen es keiner großen Liebesbezeugungen bedürfe: le point est d'en trouver une qui soit fidèle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 76.

Nro. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. September 1823.

Den Göttern weih ich mich wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielreimende, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab,
Und ich von ihr erwarb — mein armes Ich!

Herder.

Eins und Alles*).

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt beißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen!
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

*) Aus: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Von Goethe." 2ten Bandes 1stes Heft.

Twm John Catty, der Rob Roy von Wales.

(Fortsetzung.)

Jezt war der Tag der Vermählung herangekommen. Er war wild und stürmisch, dunkle Gewitterwolken hingen um das Gebirge, und der gezackte Blitz fuhr strahlend durch die Schluchten. Als der Abend herankam, erschallte der Wald von dem Gejauchze der Bauern, die ihren Edelmann und seine Braut zum Altar begleiteten. Ein Mönch verrichtete die feyerliche Handlung, worauf sich die Gesellschaft zu einem ländlichen Feste niedersezte. Catty saß zwischen Elinor und dem alten Barden, und beobachtete ein tiefes Schweigen. Unberührt ging der Becher bey ihm vorüber, und der muntere Scherz, welcher die Gesichter Aller erheiterte, vermochte nicht den Trübsinn von seinem Gesichte zu verscheuchen. Endlich stand er auf, und nachdem er seine Braut einem seiner Getreuen zur Obhut übergeben, eilte er, von Hoel begleitet, hinaus an die Grenzen des Gehölzes, um zu sehen, ob die Wachen alle an ihren Posten wären. Nachdem er diese nothwendige Pflicht erfüllt, sezte er sich auf einen alten Baumstamm nieder, und winkte den Barden zu sich. Nach einer langen Pause hob er an: „Du hast mich bisher als einen kühnen, gedankenlosen Räuber gekannt; aber es gibt Gefühle, Hoel, die sich uns wider Willen ins Herz drängen. Siehst du jene blasse, schmachtende Gestalt? (Er deutete auf Elinor, die vor dem Zelte stand.) Sie vermag es nicht, unser rohes Leben auszuhalten, und der Himmel nur weiß,

was aus ihr werden soll, wenn ich nicht mehr seyn werde. . . . Es ist umsonst, fuhr er nach einer Pause zu dem erstaunten Harfner fort; es ist umsonst, Freund, zu kämpfen, wenn die Hand des Schicksals auf uns ruht. Mit mir ist's aus, und es gibt nur noch Ein Band, das mich an die Welt fesselt. . . . Lächle nicht, so ist es: diese Nacht wird meine lezte seyn. Ich habe den Sturmgeist von Cader Idris gesehen. Er stand neben meinem Lager im Grünewald, und während er mich mit starren Todesaugen anblickte, rief er: „Wehe, wehe, dem lezten seines Stammes!" und löste sich in Nebel auf. . . . Für mich ist mir's nicht bange, aber für sie, für sie! Was soll aus ihr werden, wenn ich im Grabe bin?" — „So lange ich lebe, rief der Harfner, soll sie keines Freundes bedürfen." — „Habe Dank, habe Dank!" rief der Geächtete, und drückte dem Greis wild die Hand, und kehrte dann mit seinem gewöhnlichen entschlossenen Wesen zu seinen Gefährten ins Zelt zurück.

Der Sturm, welcher lange in der Luft gehangen hatte, brach jezt mit furchtbarer Gewalt aus. Schlag auf Schlag rollte der Donner, und die alten Eichen krachten unter dem Wüthen des Windes. Auf einmal vernahm man aus der Ferne den Schall eines Hornes, dann Waffengeraffel und einen schweren Fall, als habe sich etwas in die Towey gestürzt. Eine Schildwache stürzte ins Zelt und rief: „Wir sind verrathen; die ganze Macht der Südlichen zieht auf uns los!" In einem Augenblick war Alles in Verwirrung, und Catty, der die drohende Gefahr einsah, eilte mit Elinor zu einer Höhle, welche ganz oben im Walde lag. Dieß war der einzige geheime Zufluchtsort, welchen die Natur-Vesten von Cardigan darboten. Die Höhle war klein, und der Eingang eng und gefährlich, aber sie war nach oben offen, und man konnte von dem höheren Felsen in dieselbe hinabblicken.

Nachdem er seine junge Gattin und den Mönch hier geborgen, eilte er zu seinen Leuten zurück, die er in zwey Haufen theilte, welche die heraufklimmenden Engländer mit einem Pfeilregen empfingen. Aber Ritter Barnard hatte seine Soldaten gut vertheilt, und als er die Kapelle erreicht, verkündigte ein Herold Allen Verzeihung, außer dem Anführer. Dieses Anerbieten ward aber mit Verachtung verworfen. „Vorwärts denn!" rief der englische General. Die Schwadronen rückten sogleich vor: der Wald schien von Soldaten zu wimmeln, und zwischen den hohlen Zwischenräumen des Donners vernahm man laut die Harfe Hoels, welcher die Seinigen zum Kampfe aufmunterte. Ritter Barnard, an der Spitze seiner Soldaten, focht wie ein Löwe, während der gleich muthige Catty seinen Landsleuten vorfocht. Aber seine Anstrengungen waren fruchtlos; immer höher drangen die Engländer, immer schwächer ward der Widerstand seiner Gefährten. Das Schicksal der Schlacht hing an einem einzigen Streich: Catty benuzte einen glücklichen Augenblick, und griff den englischen General an, der sich durch seinen Federbusch auszeichnete. „Befehlt Euch Gott! rief er ihm zu, denn Eure lezte Stunde hat geschlagen." — „Achtet auf Euer Schwert! rief der Engländer, indem er auf ihn zu stürzte; ich unterhandle mir keinem Rebellen." Mit diesen Worten führte er einen fürchterlichen Hieb auf ihn. Der Walliser wehrte denselben zwar ab, aber sein Schwert brach dabey am Griffe ab, und er stand einen Augenblick lang unbewaffnet da; dann aber stürzte er auf seinen Gegner los, ergriff ihn bey der Gurgel, und schleuderte ihn mit Riesenkraft in den unten vorbey brausenden Strom.

(Der Beschluß folgt.)

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

Der Urtheilsspruch des Emir Chaled, des Sohns Abdollahs.

Zur Zeit, als Chaled, der Sohn des Abdollah Alesschairi, Gouverneur von Basra war, führte man ihm eines Tages einen jungen, sehr wohlgebildeten Menschen, mit einem Messer in der Hand, als einen Dieb vor, den man des Tags vorher erwischt habe.

Chaled, der von der Schönheit dieses jungen Menschen und seinem einnehmenden Betragen gerührt wurde, wollte ihm ein Mittel verschaffen, von der Todesstrafe loszukommen, indem er eine Entschuldigung für sein Verbrechen auszufinden bemüht war. „Was hat Euch, sagte er zu ihm, zu dieser Handlung antreiben können, wenn Ihr Euch derselben nämlich wirklich schuldig gemacht habt?" — „Nichts, als die unmäßige Begierde, die Güter dieser Erde zu besitzen." — „Ihr habt, wie es scheint, weder Vater noch Mutter, die Euch hätten die nöthige Erziehung geben, und Euch den gehörigen Widerwillen gegen verbotene Handlungen einflößen können." — „Laßt diese unnützen Fragen, sagte der junge Mensch, und sprecht nach der Strenge des Gesetzes."

Der Emir, den diese Antwort verdroß, beobachtete einige Zeit lang ein Stillschweigen. „Ich bin überzeugt, fuhr er dann fort, daß deine That nicht die Handlung eines gemeinen Diebes ist, sondern daß etwas anders noch dabey zum Grunde liegt. Vielleicht hast du einen Widerwillen, vor dieser Versammlung davon zu reden, komm also, und lege mir insbesondere das Bekenntniß ab." — „Ich habe nichts zu bekennen, o Emir, als daß ich in jenes Haus gegangen bin, um daselbst zu stehlen, daß man mich dabey ergriffen und jezt vor Euch geführt hat." — Als der Emir hierauf keine Möglichkeit weiter sah, ihn zu retten, so befahl er, daß man ihn ins Gefängniß bringen

sollte, und ließ zugleich seinen Urtheilsspruch bekannt machen, daß er als Räuber, nach den Worten des Gesetzes, die Hand verlieren sollte. „Ach, rief der junge Mensch, als er diesen Urtheilsspruch hörte, ich will doch lieber meine Hand verlieren, als mich durch meine Zunge entehren.“ — Als diese Worte dem Gouverneur hinterbracht wurden, ließ er den Verbrecher beym Einbruch der Nacht noch einmal zu sich rufen. Er unterhielt sich einige Zeit lang mit ihm, und da er immer mehr Interesse an ihm nahm, sagte er zu ihm: „Es ist unmöglich daß du das elende Handwerk eines Diebs getrieben haben solltest. Läugne morgen früh die That, wenn ich dich zum Zweytenmale fragen werde, und du wirst gerettet seyn.“ Hierauf ließ er ihn ins Gefängniß zurückbringen. Am folgenden Morgen ging ganz Basra aus, um bey dem lezten Verhör des jungen Menschen zugegen zu seyn, der ein allgemeines Interesse erregt hatte. Die Weiber vorzüglich weinten so heftig und stießen so durchdringende Seufzer aus, daß der Emir mehr als einmal genöthigt war, Stillschweigen zu gebieten, ehe er sich verständlich machen konnte. „Man hat dich in Verdacht eines Diebstahls, sagte der Emir zu dem jungen Menschen, vielleicht ist aber dasjenige, was du genommen hast, gar kein Gegenstand eines Diebstahls.“ — „O, es war ganz bestimmt ein Diebstahl.“ — „Vielleicht hast du Gehülfen gehabt?“ — „O wie unglücklich wäre ich gewesen, wenn ich wirklich welche gehabt hätte.“ — Diese Worte brachten den Gouverneur in Wuth, er schlug ihn mit dem Stocke, welches das Zeichen des endlichen Verdammungs-Urtheils war, und sprach zugleich folgende Worte: „Dieser Mensch hat den Tod gewollt. Gott gebe ihm das, was er gewollt hat.“ Der Henker bemächtigte sich seiner, legte seine Hand auf einen Pfahl, und hob sein Schwert, um sie ihm abzubauen. In diesem Augenblick stürzte sich ein junges Mädchen mitten aus den Weibern auf den Henker zu, indem sie ein klägliches Geschrey ausstieß. Sie entschleyerte sich, und das ganze Volk stieß einen Schrey des Erstaunens aus, als es ihre Schönheit sah. „O Emir, übereilt Euch nicht, rief sie, und geruht, mich zu hören, ehe der tödtliche Streich geführt wird. Die Großmuth der Liebe ist es, die ihn jezt im Lichte eines Diebes darstellt.“

Nachdem sie die Erlaubniß zu reden erhalten hatte, sagte sie, es sey ihr Geliebter, der sie des Nachts besucht habe. Als er bey dem lezten nächtlichen Besuche Geräusch gemacht, wären ihr Vater und ihr Bruder herbeygeeilt, und, um sie nicht der Rache derselben auszusetzen, habe er sich gestellt, als ob er Kleider und andere Sachen zusammenraffe, um als Dieb auf frischer That ergriffen zu werden. Der Emir, gerührt über eine so schöne und großmüthige Handlung, umarmte den jungen Menschen mitten unter den Beyfallsbezeugungen der ganzen Stadt Basra. Er ließ den Vater des Mädchens zu sich kommen, bat um seine Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter mit diesem jungen Menschen, der so großmüthig die Ehre seiner Geliebten auf Kosten seines Lebens hatte retten wollen, und gab selbst 10,000 Dukaten zu ihrer Aussteuer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. August.

(Fortsetzung.)

In der so eben erschienenen dritten Auflage des Dictionnaire des Proverbes von Lamésangère, Herausgeber des Modejournals, werden die Grisettes folgendermaßen charakterisirt: Es sind von armen Eltern geborne Mädchen, die täglich meistens nur 25 bis 30 Sous gewinnen und deßhalb doch nicht minder am Sonntage einen Hut, ein sauberes Kleid und Zeug-Schuhe tragen. In der Woche erkennt man sie an ihrer schwarzen oder bunten Schürze nebst dem Shawl; ihre Haare, auch wenn sie dieselben mit einer Mütze bedecken, sind mit ganz besonderem Geschmacke zusammengelegt. Lamésangère will aber keineswegs die Modehändlerinnen zu den Grisettes gerechnet wissen, sondern blos die Näherinnen, Stickerinnen, Feinwäscherinnen, Schuhsäumerinnen und Haarflechterinnen. Voilà, sezt er hinzu, les Grisettes de l'époque actuelle! Allein man sieht, wie unbestimmt der Begriff der Gattung Grisettes ist, da ihn, ungeachtet der bestimmten Erklärung des Herrn Lamésangère, die Verfasser des Vaudevilles des grisettes, einzig von den Modehändlerinnen oder Modisten verstehet, und dagegen hat das Publikum auch keine Einrede erhoben, so daß also gezwungener Weise die Modisten es sich gefallen lassen müssen, nach wie vor zu den Grisettes gerechnet zu werden. In dem Theaterstück stellt die Bühne ein Modemagazin vor, in welchem sich die verschiedenen Mädchen sehr geschwätzig von ihren Liebschaften, Wünschen und Hoffnungen unterhalten. Die eine wünscht sich blos zu vergnügen; andere wollen glänzen; eine andere steckt voll von romanhafter Empfindsamkeit. Ein Bankier-Commis, welcher eine derselben zur Geliebten hat, bringt ihnen Eintrittsbillette zu einer Lustbarkeit im Tivoligarten. Bald erscheint der Bankier selbst, der hier Modewaaren für eine Person aussuchen will, die nicht seine Frau ist. Wechselseitiges Erstaunen und Verlegenheit des Prinzipals und seines Comptoirdieners; ersterer gibt dem Commis den Abschied, um aller Klatschereyen in seinem Hause zuvorzukommen. Allein wie alles Unglück oft zusammentrifft, so erscheint nun auch die Frau Bankierin, die auf eigne Rechnung Modezeug einkaufen will. Es entsteht ein neuer Erstaunungsauftritt; eine Grisette zieht aber den verblüfften Ehemann aus der Verlegenheit, indem sie vorgibt, er habe seine Frau mit einer Menge schöner Sachen, die er hier ausgesucht habe, überraschen wollen; dieß wird beyderseits sehr günstig aufgenommen und der Mann ist noch obendrein froh, daß er mit den theuern Geschenken, die er seiner Frau machen muß, aus der Falle entwischt. Die Frau Bankierin, die ehemals auch, wie es scheint, eine Grisette gewesen ist, erkennt in der Modistin, welche mit dem Commis zu thun hat, eine Base; der Mann muß den Commis wieder annehmen, die Einwilligung zur Heirath der beyden Liebenden geben und sie, glaube ich, noch dazu ausstteuern. An allzugroßer Moralität leidet dieses Stückchen eben nicht: allein es schildert Pariser Sitten, und da ist es dann der Fehler der Dichter nicht, wenn die Schilderung nicht zum Muster dienen kann. Zuweilen ist es auch gut, sehen zu lassen, was man nicht thun soll, und auch eine solche nackte Darstellung hat ihre moralische Seite. Das Theaterwesen hat in Paris einen solchen Schwung bekommen, daß die allzugroße Konkurrenz doch den Unternehmern zuweilen schaden muß. So ist der Director des panorama dramatique, das leztere der auf dem Boulevards errich-

teten Theater bankerout geworden und die Gläubiger lassen nun auf Rechnung der Schuldenmasse fortspielen, welches aber doch nicht lange fortdauern kann. An dem Odeontheater ist es der Minister des Hausbedarfs müde geworden, das Regiment zu führen, welches schon längst vorausgesehen worden war und im folgenden Jahre soll dasselbe einer Privatdirektion überlassen werden. Dieser Entschluß, sollte man meinen, müsse alle interessirten Partheyen zufrieden stellen, aber keineswegs, und bereits sind Dichter und Schauspieler dagegen mit Vorstellungen eingekommen; letztere weil die ausgezeichnetsten unter ihnen in ihrem Vertrage mit der Regierung sich nach einer gewissen Dienstzeit ein Jahrgehalt hatten versprechen lassen; eine Aussicht, die sie bey einer Privatdirektion verlieren würden. Die Dichter beklagen sich darüber, daß die Regierung jener Privatdirektion erlauben will, alle dramatischen Gattungen zu umfassen, sogar das in Paris so gering geschätzte Melodrama, wodurch in ihrer Meinung die Odeonbühne, die zu einem zweyten Théâtre français erhoben worden war, gänzlich herabgewürdigt werden würde, und zwar zum großen Nachtheil der von ihnen für diese Bühne geschriebenen Lust- und Trauerspiele, die noch dazu von einer zu allen Gattungen gebrauchten Truppe sehr schlecht würden aufgeführt werden. Beyde Theile haben Recht; allein die Regierung hat auch Recht, daß sie sich mit einer Direktion, die ihr gar nicht ansteht, und worin ihre Dazwischenkunft mehr schadet als nützt, nicht länger befassen, sondern sie als ein Privatunternehmen künftighin bestehen lassen will. Mit dem Odeontheater hat es eine eigne Bewandtniß, obschon es die einzige Bühne auf der südlichen Seite der Seine ist, so geht doch das Publikum lieber eine halbe oder eine ganze Stunde weit zu den Theatern des nördlichen Stadttheiles, als daß es das ihm so nahe liegende Theater vorziehen sollte. Man hat also gedacht, daß, wenn man dem Odeon verstattete, alle Gattungen dramatischer Vorstellungen aufzuführen, als Opern reiten, Lust- und Trauerspiele, Vaudevilles und Melodramen, so würde das Publikum auf dem südlichen Seineufer keinen Beweggrund mehr haben, die weit entfernten Theater dem nähern vorzuziehen, weil es alsdann in einem einzigen Theater seines Reviers alle die Mannigfaltigkeit antreffen würde, die es sonst in mehreren Schauspielhäusern suchen müßte. Allein wie schwer wird es nicht fallen, ausgezeichnete Schauspieler in jedweder Gattung zu vereinigen, oder wenn dieselben Schauspieler in allen Gattungen auftreten sollen, wie mittelmäßig müssen sie alsdann nicht im Vergleich derjenigen erscheinen, die auf andern Bühnen in einer besondern Schauspielart sich hervorthun? Indessen soll der Versuch im künftigen Jahre gemacht werden; man muß also sehen, was daraus werden wird. Die Sachen gestalten sich hier oft auf eine unvorsehene Art; dieß liegt in dem erfindsamen Geiste der Franzosen und in der warmen Theilnahme, die das Pariser Publikum an Dingen nimmt, die ihm gefallen. So war neulich das Ministerium des Innern so herbe über die als politische Scheidemünzhändler vor den Tribunälen verurtheilten Tagesblätter vergefahren, daß die liberalen Blätter sämmtlich ausriefen, es sey um die Journalsfreyheit geschehen und es seye nicht mehr möglich, ein unabhängiges Blatt herauszugeben; ich glaube, daß ich es ihnen im Morgenblatte nachgesagt habe; aber die Noth macht erfinderisch, besonders in Frankreich, und ich wette, daß in Deutschland kein Herausgeber eines verfolgten Journals auf das sonderbare Mittel gefallen seyn würde, das die Pariser Journalschreiber jezt in Ausübung seyen, ich will es als einen Beytrag zu Beckmanns Geschichte der Erfindungen hieher setzen, obschon es noch ein halbes Geheimniß ist. Die verfolgten freysinnigen Journalisten, denen die Minister so strenge zu Leibe gegangen waren, haben folgende Betrachtungen bey sich angestellt: Uns arme Schlucker zieht man unter dem geringsten Vorwande vor Gericht, klagt uns als Aufwiegler und Köbler (?) an und bestraft uns mit Gefängniß und Geldbuße, und wann dieß geschehen, erscheint obendrein ein Ministerialbefehl, welcher unser Blatt aufhebt unter dem Vorwande, wir hätten Politik abgehandelt, welches nach dem Gesetze nur den ältern Tagsblättern erlaubt seyn soll. Allein sehen wir nicht, wie unsre Gegner, die Ultras, tagtäglich in allen ihren Blättern politisiren und zwar auf die ärgste Art, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird? Lassen sie nicht verdächtigerweise Schimpfreden auf den Zeitgeist und die Verfassungen drucken, ohne daß man etwas anderes in diesen Sämmhungen erkennen will, als löblichen Eifer für die sogenannte gute Sache? Diesen Leuten bläst der Wind in den Rücken, indeß er uns ins Gesicht bläst. Am klügsten wäre es vielleicht, zu warten, bis der Wind sich ändert; allein da dieses noch lange dauern kann, so laßt uns zu einem andern Mittel unsre Zuflucht nehmen. Wie wär's, wenn wir einen jener Beamtigten bey dem Ministerium wegen ihrer vortrefflichen Grundsätze so wohl angeschrieben stehenden Ultramänner zu unserm Kumpan nähmen, und ihn zum Schilde gegen Ministerialverfolgung brauchten?" Gesagt, gethan; sie haben sich klüglich mit einem Ultramanne vereinigt; zwar hat dieses Mittel ein wenig Geld gekostet, allein wer nicht zu rechter Zeit zu säen versteht, darf auch auf keine große Ernte hoffen; diese Maxime übt man heut zu Tage von den herculischen Säulen am Meeresstrande von Gades bis ans Ende des bothnischen Meerbusens aus; so mit sind dann die eingegangenen Journale alle wieder von den Todten erstanden, aber unter andern Namen, mit andern Typen und aus andern Buchdruckereyen. Der zerschlagene **Miroir** glänzt als **Pandora** wieder; aus den **Lunes parisiennes** ist ein **Diable boiteux** geworden, aus dem **Courier des spectacles** ein **Corsaire**. Hier hat die Schlauheit der Journalisten wahrlich die Politik der Staatsmänner übertistet, und letztere müssen nun einsehen, daß sie mit ihren Machtstreichen nur, wie die Franzosen sagen, **un coup d'épée dans l'eau** gethan haben. Uebrigens haben die wieder von den Todten erstandenen Blätter das Charakteristische angenommen, daß sie etwas verständiger geworden sind und die Politik klüger verhüllen; Politik müssen sie doch nun einmal treiben, und die verlangt das Publikum auch von ihnen. Vergebens versucht man dieselbe wegzutreiben, die Politik kömmt doch allemal wieder; denn da sie jezt überall ist, sogar auf der Kanzel und im Lehrstuhle, so wäre es sehr sonderbar, wenn sie sich nicht in den Tagesblättern, in welchen die Pariser Leser Alles, was sie bewegt, antreffen wollen, vorfinden sollte; Verbote und Verfolgungen werden wenig oder nichts dagegen fruchten. Einen lustigen Aufsatz hat ein geschätztes unabhängiges Blatt: **Tablettes universelles**, über die auf Befehl des Präfekten gedruckten „Statistischen Nachforschungen über Paris" gegeben; da so etwas in die Pariser Chronik gehört, und dieses Blatt wahrscheinlich außer Paris wenig oder gar nicht verbreitet ist, so will ich einen Auszug aus dem Aufsatze hier nachfolgen lassen. „Zum erstenmale, so heißt es in demselben, läßt die Stadtobrigkeit ein gutes Buch herausgeben und wer sollte es wohl glauben? man druckt es nur zu hundert Exemplaren ab; ein Uebelgelaunter könnte in Versuchung gerathen zu glauben, daß, wenn das Buch schlecht wäre, so würde es die Präfektur wohl zu 10,000 Exemplaren haben abdrucken lassen. Aber wahrlich läßt sich die Ursache einer solchen Sparsamkeit nicht einsehen. Die „Statistischen Nachforschungen" befinden sich nur in den Händen des Hrn. Präfekts, des Hrn. Generalsekretärs und der Herren Divisions- und Bureaux-Chefs, wovon, ich möchte es wetten, Keiner es geöffnet hat. Nun so wollen wir es statt ihrer öffnen; auch wir haben nöthig, uns einige Kenntnisse in der Verwaltung zu erwerben. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Nro. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. September 1823.

Böses Werk muß untergehen.
Rache folgt der Frevelthat.
Denn gerecht in Himmelshöhen
Wandelt des Kroniden Rath.

Schiller.

Proben aus den nächstens erscheinenden „Stimmen des russischen Volks," von P. v. Goetze.

3.

Der Strjelzen-Atamàn*).

Aus dem Kreml, dem Kreml, der festen Burg,
Von dem kaiserlichen Schlosse her,
Von dem Schlosse bis zum schönen Markt,
Sagt, was zieht sich für ein breiter Weg?

Einen wackern Jüngling führen sie
Nun zum Tode — einen großen Herrn,
Führen dort den Strjelzen-Atamàn,
Für Verrath an zar'scher Majestät.

Schreitet festen Tritts der Jüngling wohl,
Sieht sich scharf nach allen Seiten um,
Daß auch jezt der Zar ihn nicht gebeugt.

Vor ihm geht ein grimmer Henkersknecht,
Trägt in Händen das geschärfte Beil;
Und es folgen ihm die Eltern nach,
Alte Eltern, und sein junges Weib.

Und die weinen, wie der Gießbach stürzt,
Schluchzen jammernd, wie die Quelle rauscht,
Bitten schluchzend: „Ach, du theures Kind!
Unterwirf du dich dem Zaren doch,
Ob vielleicht dir Gott barmherzig sey,
Daß der Zar dich noch begnadige,
Deinen Trotzkopf auf den Schultern lass'."

Das versteint nur mehr des Jünglings Herz,
Trotzig spricht er noch dem Zaren Hohn,
Hört den Vater und die Mutter nicht,
Fühlt nicht Mitleid mit dem jungen Weib,
Kein Erbarmen um die Kinderlein.

Und sie führten ihn zum schönen Markt,
Schlugen von den starken Schultern ihm
Seinen starren, unbeugsamen Kopf.

*) Hier ist wahrscheinlich von dem Strjelzen-Atamàn Tschegłowitoi die Rede, der auf Anstiften der Prinzessin Sophia im Jahre 1689 die bekannte Verschwörung gegen deren Brüder, die Zaren Iwan und Peter, unternahm.

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Mit einer Abbildung der gegenwärtig zu den Wasserbauten in Plymouth gebräuchlichen Maschine nach S. W. Smith.)

Tauchen ist bekanntlich die Kunst, auf eine beträchtliche Tiefe unter Wasser zu gehen, und einige Zeit daselbst zu verweilen. Der Nutzen des Tauchens ist groß, besonders um Perlen, Korallen, Schwämme, Schiffstrümmer u. dgl. aufzusuchen.

Die ersten Taucher haben diese Kunst unstreitig durch eine frühzeitige Uebung erlangt, indem sie versuchten, wie lange sie unter Wasser bleiben könnten, ohne Athem zu holen. Die wilden Nationen sind darin am weitesten gekommen, und übertreffen die civilisirten Völker Europens. Nach einem Gesetze der Rhodier erhielten die Taucher einen größern oder geringern Antheil an den geretteten Gegenständen eines untergegangenen Schiffes, je nachdem

sie genöthigt waren, sie aus einer größern oder geringern Tiefe hervorzuholen, und in Kriegszeiten wurden sie besonders dazu angewandt, die feindlichen Werke und Schiffe zu zerstören. Die Berichte, welche wir von mehrern berühmten Tauchern aus verschiedenen Ländern haben, sind sehr bemerkenswerth. Gmelin führt an, daß die astrakanischen Taucher, welche daselbst zum Fischfang angewandt werden, nur sieben Minuten lang auf einmal unter Wasser bleiben können. Nach Professor Beckmanns Angaben sollen die holländischen Taucher geschickter seyn. Ein Zuschauer, führt er an, habe versucht, seinen Athem so lange an sich zu halten, als die Taucher unter Wasser blieben, sey aber genöthigt gewesen, wenigstens zehnmal in der Zwischenzeit Athem zu schöpfen. Oldenburg behauptet, daß die ostindischen Taucher, welche in der Perlenfischerey gebraucht werden, eine Viertelstunde und darüber unter Wasser bleiben können. Mersenne spricht von einem Taucher, Namens Johann Barrinus, welcher sechs Stunden unter Wasser bleiben konnte! Die Eingebornen von Brasilien sollen, nach Maffaeus, mehrere Stunden mit offenen Augen unter Wasser bleiben können, um den Grund zu erforschen, und verschiedene Beyspiele von außerordentlicher Gewandtheit der Wilden im Tauchen und Schwimmen werden von den lezten Weltumseglern und von denen angeführt, welche die indischen Meere befahren haben. Smith, der Verfasser dieses Aufsatzes, war einst in China Augenzeuge, wie ein Tartar sechszig Fuß tief unter Wasser ging, und ein Tau an den Ankerring eines Vier-und-siebenzigers befestigte, wodurch der Anker gesichert und wieder an Bord gebracht wurde.

Kircher gibt eine seltsame Erzählung von einem gewissen Nicolo Pesce, einem Sicilianer, welcher zur Zeit Friedrich's, Königs von Sicilien, lebte, und seiner Heldenthaten im Wasser wegen, den Zunamen Fisch erhielt. Von seiner Kindheit an war er gewohnt gewesen, das Meer zu besuchen, und gewann sein Auskommen durch Untertauchen, um Korallen und Austern zu holen, welche er an die Küstenbewohner verkaufte. Diese lange Vertraulichkeit mit den Meereswogen gewöhnte ihn endlich so sehr daran, daß sie ihm zur zweyten Natur wurden. Fünf Tage nach einander brachte er zuweilen in den Wellen zu, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen, als Fische, die er zufällig fing und roh verschlang. Er schwamm häufig von Sicilien nach Calabrien hinüber, wohin er Briefe im Namen des Königs brachte. Selbst in den gefährlichen Gewässern innerhalb der livarischen Inseln war er gewohnt umher zu schwimmen, ohne im Geringsten etwas zu befürchten. Einige Seeleute entdeckten einst in einiger Entfernung im Meere etwas, das sie für ein Seeungeheuer hielten; allein bey Annäherung desselben fanden sie, daß es Nicolo war, welchen einige unter ihnen kannten. Sie nahmen ihn an Bord, und als sie ihn fragten, wohin er in diesem stürmischen Wetter ginge, zeigte er ihnen ein Packet Briefe, welche er in einer ledernen Tasche hatte, um sie nach einer italienischen Stadt zu bringen. Nachdem er einige Erfrischung eingenommen, nahm er Abschied, sprang ins Wasser, und sezte seine Reise fort. Dieser sonderbare Mensch schien von der Natur dazu gebildet gewesen zu seyn, die Gefahren des Oceans zu bekämpfen. Der Raum zwischen seinen Fingern und Fußzehen, wird behauptet, sey gleich den Füßen eines Wasserhuhns beschaffen gewesen, und seine Brust habe eine solche Wölbung gehabt, daß er Luft genug einathmen konnte, um ihm auf lange Zeit zu dienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Paris.

Französische Sprache.

(Fortsetzung.)

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höhern Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie für den Mittelstand des Geistes gerade ausreicht, und es der Mittelstand des Geistes ist, durch welchen die höhern Stände aller europäischen Völker verwandt sind. Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; sie hat kein Kupfer, wie die deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache. Daß aber die Vorzüge der leztern vor der erstern im größern Reichthum des deutschen Geistes ihren Grund haben, ergibt sich daraus, daß die wenigen französischen Schriftsteller, die deutschen Geist haben, den besten deutschen Schriftstellern gleich kommen. Rousseau, Frau v. Staël und Benjamin Constant werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborne Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beyden Leztern waren lange in Deutschland, und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constants zeichnen sich vor denen der andern französischen Schriftsteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höhern Rang verschafft. Es gibt viele liberale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist, mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf; aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, sobald sie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für diese Stunde, für diesen Anlaß

aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweytesmal. Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, so wie er gethan, die französische Sprache beurtheilt, so kann man freylich sagen: diesem Urtheile ist nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder seine Muttersprache reicher, als eine fremde finden, weil er jene besser zu benutzen weiß. Indessen ist der Deutsche in wissenschaftlichen Dingen unpartheyisch, und wird auch dafür anerkannt, und er darf sich also herausnehmen, die französische Sprache, mit der deutschen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf diese Armuth noch eines andern Zeugnisses, so geben es die Franzosen selbst, indem sie mit dem, was sie besitzen, so haushälterisch thun. Die schönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftsteller, werden nie vergessen, sie erhalten sich Jahrhunderte im Angedenken der sich folgenden Geschlechter, und jeder gebildete Franzose weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele sind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwey seiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falschen Zusatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande seines Sohnes, und da frägt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille" ist, welche Camille „amante de Curiace" ist, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe" ist — sie frägt ihn: „Que voulez-vous qu'il fit contre trois?" . . . . . „Qu'il mourût!" antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzosen über dieses qu'il mourût hat sich jezt schon zwey Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieses qu'il mourût schön, wenn es einsam stünde; aber Corneille hat die Abgeschmacktheit begangen, es durch dreyzehn nachfolgende Verse zu paraphrasiren und zu verdünnen, und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sey es so schön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Goethe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakespear's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel streiten sich Mensch und Löwe, wer von ihnen stärker sey. „Schau dort!" sagte der Mensch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl sehe ich, sagte der Löwe; aber wäre die That kein Wunder, hätte man sie nicht verewigt". . . Ein neuerer Schriftsteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bey welcher Gelegenheit, gesprochen von „des mots étonnés de se trouver ensemble." Dieses ist allerdings gut gesagt. Begegnet aber seitdem auch der originellste Schriftsteller jenen Gedanken auf seinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er sagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble," und wenn er sich auf den Kopf stellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben sie das unausstehliche Wort: „brillant." das sie so häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was sie loben, ist brillant; eine Gesellschaft, eine Theater-Vorstellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend sagen sie: „La brillante jeunesse," ob zwar deren Vorzug, und die Bürgschaft, die sie gibt, daß sie besser werden wird, als das vorige Geschlecht, gerade darin besteht, daß sie nicht brillante ist, im Sinne des französischen Wortes. Jouy, in einem seiner Werke, wo er empfindsam von seinen Jugendjahren spricht, erzählt von jenen schönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse" war. Die deutsche Sentimentalität seufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr seidenes Beutelchen so ängstlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es diesem und jenem Franzosen oft selbst gesagt: „Eure Sprache ist eine wilde gegen die deutsche, die ihr barbarisch scheltet; sie kann, wie die Peschehrähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweisen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch übersetzen, und ihr sollt selbst Richter seyn, ob der Uebersetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, so liegt es an der Beschränktheit meines Talents, nicht an der deutschen Sprache, und ein Besserer wird es besser zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure ersten Schriftsteller nicht fertig werden sollen." Sie nahmen diese Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren sie doch nicht. Freylich machen sie sich seit einigen Jahren in Paris ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen den Schiller, Goethes Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Prosa, versteht sich — doch wie sie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Uebersetzung zu lesen. Der Uebersetzer von Werners Luther kündete mir einen Besuch an, mich über manches bey seiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bey mir käme er zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergessen. „La poesie de l'escarboucle!" rief er voller

Erstaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Uebersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs September.

Nahe an vierzig tausend Mann der schönsten Truppen sind in diesem Augenblick theils hier in der Stadt, theils in der Umgegend zu dem diesjährigen Herbstmanöver versammelt. Es wimmelt in unseren Straßen von den verschiedensten und glänzendsten Uniformen einheimischer und fremder Offiziere, die bald auf den schönsten Pferden von den militärischen Uebungen heimkehren, bald in den prächtigsten Equipagen zu den Gastmahlen eilen, die ihnen zu Ehren unsere Prinzen und Generale veranstalten; oder nach dem Opernhause, wo sie Olympia, Ferdinand Cortez und die Vestalin: die drey Opern desjenigen Komponisten hören, der, ob der hinstürmenden Fülle seiner mächtig angreifenden Tonmassen, vorzugsweise der militärische genannt werden muß. Das ist Alles, was ich Ihnen über das Manöver zu sagen weiß; denn da ich so gar keine militärischen Kenntnisse habe, daß ich mich ordentlich zusammennehmen muß, um den Unterschied zwischen Fußvolk und Reiterey zu bemerken, so kann ich Ihnen nicht einmal eine malerische, geschweige denn eine wissenschaftliche Beschreibung dieser strategischen und taktischen Uebungen geben. Ich weiß nichts weiter, als daß auch nicht das geringste Unglück statt gefunden und daß der beglückende Genius des Friedens inmitten der bewegten Truppen waltet. Bey der Truppe aber ist dieses der Fall nicht; von ihr soll jener Geist des Friedens, wenigstens augenblicklich, gewichen und Mißhelligkeiten ernster Art unter den Generalen der zwey feindlichen Parteyen, nämlich der kosmopolitischen Oper und des vaterländischen Schauspiels entstanden seyn. Es geht die allgemeine Sage in der Stadt, daß unser ehrenwerther Herr General-Intendant, ob wiederholter Eingriffe in dem Bereiche seiner ihm verliehenen Autorität von Seiten unsers General-Musik-Direktors, um seine Entlassung eingekommen sey. Schon diese Sage soll eine Menge Theaterregierungslustiger zu anwartschaftlichen Bemühungen hervorgelockt haben — soll, sage ich; das aber ist gewiß, daß die bloße Möglichkeit, einen Chef zu verlieren, der seit einer Reihe von zehn Jahren dem dornenvollen Geschäft einer Bühnenverwaltung so würdig vorstand, die Mitglieder des deutschen Schauspiels sowohl, als alle partheylosen Freunde der Kunst mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllt. Wir dürften, sagen die ersteren, wir dürften schwerlich einen Vorgesetzten erhalten, der, wie der Herr Graf von Brühl, so freundlich schonend und so ehrenvoll den Künstler als Künstler zu achten und zu behandeln wüßte. Es dürfte nicht allzuleicht ein Mann zu finden seyn, sagen die partheylosen Freunde der Kunst, der mit so regem Eifer für die Bühne und mit so mannigfachen literarischen Kenntnissen, auch jene unentbehrliche Allseitigkeit verbände, die keiner Schule, keiner Autorität, keiner Konvention huldigt, eingedenk, daß eine öffentliche Kunstanstalt durch nichts so leicht in Verfall geräth, als durch zu eng und zu ängstlich gesteckte Grenzen. Wer aber, näher mit dem praktischen Theil dieses äußerst schwierigen Geschäftes bekannt ist, weiß überdieß, welch eine langjährige Uebung dazu gehört, um ein so vielgegliedertes Gemeinwesen im steten Fortschreiten zu erhalten, ohne es durch rasche und unvorbereitete Neuerungen zu hemmen oder wohl gar aus allen Fugen zu reißen, und daß man ein solches nicht von Natur aus kann, sondern erst mühsam erlernen muß. Zwar gibt es überall keinen Bühnenvorsteher, über den nicht Klagen erhoben würden, besonders von dem theoretisch-phantastischen Theile des Publikums, das nie es der Mühe werth achtet, über die mögliche Ausführbarkeit ihrer kunstfreundlichen Plane nachzudenken. Aber wer z. B. den Grafen Brühl anklagt, daß in den letzten Jahren mehr für das deutsche Schauspiel hätte gethan werden können, der klage nicht ihn, nicht unsere Stadt, nicht Deutschland, der klage ganz Europa an, wo überall jezt die edle Kunst dramatischer Poesie von ihrer Stiefschwester, der Schau-Oper, in schmähliche Fesseln geschlagen und in Knechtschaft gehalten wird. Oder er klage lieber gar nicht, da Klagen zu nichts helfen; er vertraue der alleheilenden Zeit und warte es ab, daß die Schausucht und Tongerüschwuth mit Zindel und Flittern, Lampen und Lumpen, mit bengalischem Feuer und allerley Getier, mit zahllosen Trompeten, Pauken, Posaunen und obligaten Kanonenschlägen bis zum Widerstehen übersättigt werde und daß alsdann auf diesem Kulminationspunkte der geschmacklosen Unkunst ein ächter begeisterter Dichter erscheine, der der entarteten Bühne die entflohenen Musen wieder zurückführt. Indessen möge uns der geschickte und wohlwollende Steuerer bleiben, der die leider nur allzubunt gefüllte theatralische Arche doch bis jezt zwischen der bodenlosen Scylla neuester deutscher Dichtkunst und der lautwirbelnden Charibdis der Oper, wenigstens über Wasser gehalten hat, welches so manchem Andern wahrlich nicht gelingen dürfte.

Um mit einer erfreulicheren Nachricht zu schließen, so melde ich Ihnen, daß unser allgeliebter Kronprinz schon im nächsten Dezember, so heißt es, sich mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Elisabeth Ludovike, Tochter Sr. Majestät des Königs von Bayern, vermählen werden. Der Antheil und die Freude an diesem glücklichen Ereignisse sind eben so herzlich als allgemein. Wie man sagt, so wird bey den stattfindenden Festlichkeiten auch eine neue Oper von Herrn Spontini gegeben werden; der Plan zu dem Gedicht soll von einem erlauchten ausübenden Freunde der Kunst herrühren.

Auflösung der Charade in Nr. 220.

Freyschütz.

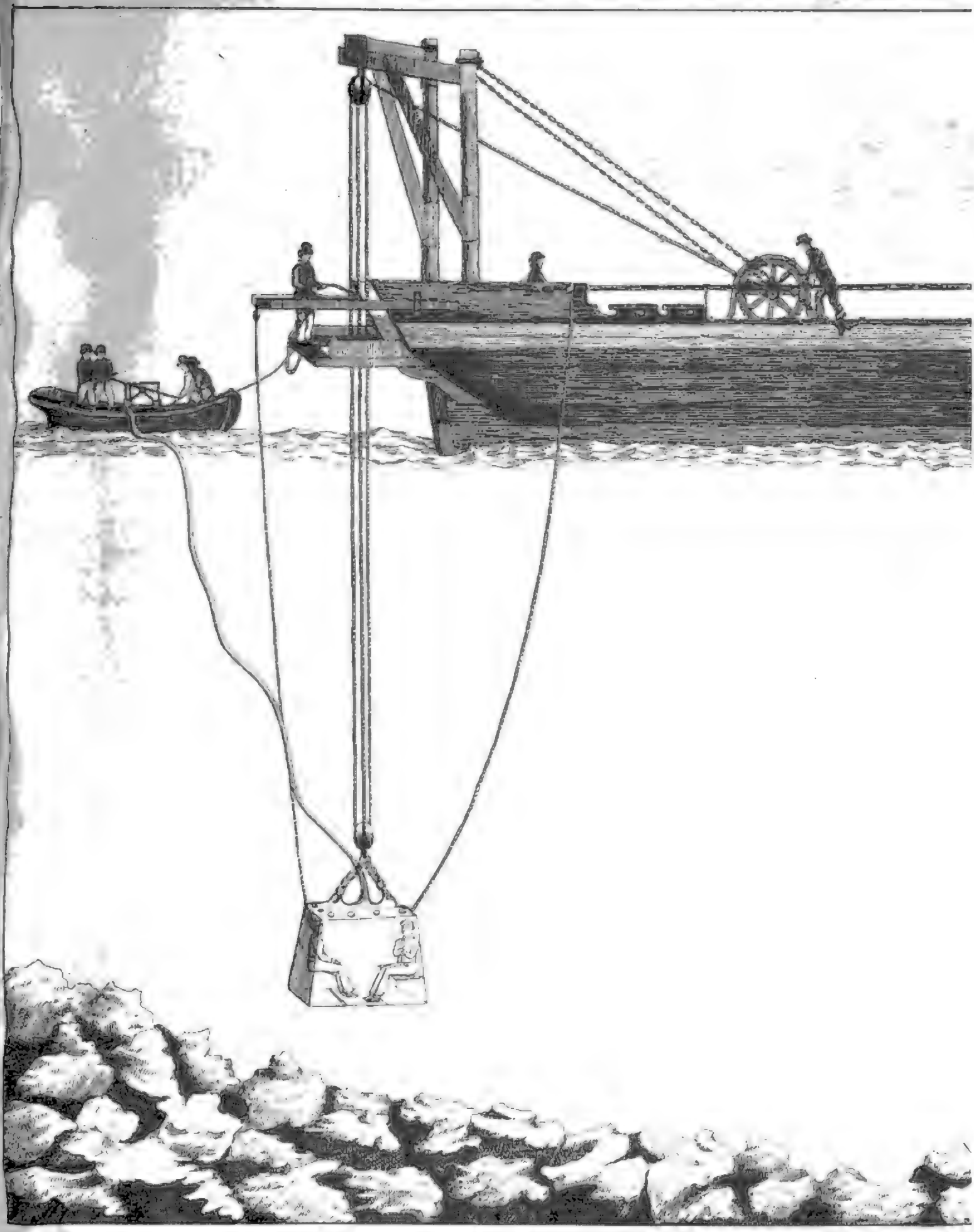
Charade.

(Impromptü.)

Die ersten Zwey in Gärten prangen,
Und sind der Schmuck der jungen Wangen.
Willst du die Dritt' und Vierten finden,
So suche sie in Meeresgründen.
Das Ganze füllt die nahen Lüfte
Mit einem Nimbus süßer Düfte.
Als ich zum Erstenmal es sah,
War meines Lebens Glück mir nah;
Für die mein Herz in Liebe schlägt,
Es um den weißen Busen trägt.

M.

Beylage: Ein Steinabdruck.



Digitized by Google

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. September 1823.

Dich hält kein Band, dich fesselt keine Schranke,
Frey schwingst du dich durch alle Räume fort.
Dein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und dein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Schiller.

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortsezung.)

Der König von Sicilien, dessen Neugierde lange genug durch seltsame Erzählungen über den Grund der Charybde erregt worden war, nährte den Wunsch, genaue Nachrichten darüber zu bekommen, und befahl Nicolo, diesen Strudel zu untersuchen; und um seinen Gehorsam anzufeuern, ließ er einen goldenen Becher in die Tiefe werfen. Unser Held, welchem die Gefahren, die er zu gewarten hatte, nicht unbekannt waren, entschuldigte sich bey dem Könige; allein der Wunsch, ihm zu gefallen, die Ehre, welche diese Unternehmung ihm bringen würde, und die Hoffnung einer reichlichen Belohnung, gewannen endlich die Oberhand, und Nicolo sprang in der Charybde Geheul. Drey Viertelstunden lang war er verschwunden, während welcher Zeit der König und seine Umgebungen ängstlich den Ausgang der Unternehmung am Ufer abwarteten, als endlich Nicolo erschien, in einer Hand triumphirend den Becher hielt, und mit der andern die Wellen durchschnitt, um nach dem Ufer zu schwimmen. Nachdem er sich etwas erholt hatte, erschien er vor dem König, die Wunder, welche er gesehen, zu erzählen. Er sagte, er würde sich nicht unterfangen haben, die Befehle Sr. Majestät zu vollziehen, hätte er nur die Hälfte der Gefahren gekannt, welche ihm droheten. Es seyen hauptsächlich vier Dinge, sezte er hinzu, welche den Strudel nicht nur für Menschen, sondern auch für Fische sehr gefährlich machten: erstens, die Gewalt des vom Grunde nach oben sich aufthürmenden Wassers, dem man kaum widerstehen könne; zweytens, die auf beyden Seiten hervorragenden Felsenmassen, welche augenblicklichen Tod drohen; drittens, die ungeheure Kraft des gegen die Felsen anprallenden Strudels; und viertens, die Zahl und Größe der Polypen, welche überall an den Felsen hingen, und ihre gewaltigen Arme ausbreiteten, um Alles zu umschlingen, was in ihren Bereich käme. Als er gefragt wurde, wie er denn den Becher so schnell habe finden können, erwiederte er, daß er zufällig durch die Wellen in die Höhlung eines Felsens geworfen wurde, gegen die er selbst beym Untertauchen angetrieben sey. Der König, neugierig, über den Grund des Strudels mehr zu erfahren, ersuchte Nicolo, das Unternehmen nochmals zu wagen. Anfänglich schlug er es ab; allein als der König in ihn drang, und einen größern Becher nebst einer Börse Gold zu geben versprach, willigte er ein. In einem unglücklichen Augenblicke sprang er in den Abgrund, um nie wieder zu erscheinen *).

Gleichwie dieser Mann zu seiner Zeit seines langen Untertauchens wegen sehr berühmt war, eben so war es Paul Moccia, ein neapolitanischer Priester, weil er gar

*) Diese Erzählung hat Veranlassung zu Schillers Ballade „der Taucher" gegeben.

nicht unter Wasser bleiben konnte. Er wog 213 Pfund, und Joseph Dies, Mathematiker, behauptet, daß er 20½ Pfund weniger wog, als eine gleiche Masse Wasser. Er gebrauchte einst zwey Taucher, um ihn unter Wasser zu ziehen, und als sie ihn zu einer beträchtlichen Tiefe hinabgezogen hatten, ließen sie ihn fahren, und er kam augenblicklich auf die Oberfläche zurück, den Kopf und die Schultern beständig über dem Wasser haltend. Bey schönem Wetter soll er ganz gemächlich im Wasser gegessen, getrunken und geschrieben haben!

In Blunt's Nachrichten über die Insel Samos, an deren Felsen Schwämme wachsen, wird behauptet, daß die Taucher von Jugend an mit trocknem Zwieback und anderer karger Nahrung erhalten werden, um sie recht mager zu machen. Wenn sie in die Tiefe des Meeres niedersteigen, nehmen sie einen in Oel getauchten Schwamm zwischen die Zähne, wovon ein Theil gegen das Innere des Mundes hin, und der andere außerhalb desselben sich befindet. Zuerst können sie nicht lange unter Wasser bleiben; allein nach wiederholten Anstrengungen bleiben die magersten anderthalb Stunden und andere noch länger in der Tiefe. Nach einem Gesetze, welches auf der Insel eingeführt ist, darf kein Taucher heirathen, wenn er nicht eine halbe Stunde unter Wasser bleiben kann, und auf diese Weise werden sie zum Einsammeln der Schwämme anerzogen, welche sie oft hundert Faden tief von den Felsen ablösen.

Neuere Physiologen haben behauptet, daß es für jedes menschliche Wesen unmöglich sey, lange unter Wasser zu bleiben, was auch seine Geschicklichkeit und Uebung seyn möge, ohne von Zeit zu Zeit frische Luft zu schöpfen. Denn wenn man bedenkt, wie gering die Luftmasse seyn muß, die sich in einem Schwamme befindet, und wie sehr sie durch das eindringende Wasser zusammengedrückt wird, so ist es augenscheinlich, daß ein solcher Vorrath das Leben nicht lange erhalten kann. Wenn nun die Tiefe noch überdieß beträchtlich ist, so wird der Druck des Wassers auf die Brust und Organe so groß, daß die Augen blutroth werden, und Blutspeyen daraus entsteht, was mit der Zeit sehr gefährlich werden kann, wovon wir eine Menge Beyspiele haben. Man war daher schon lange darauf bedacht, künstliche Mittel zu ersinnen, um die Taucher mit frischer Luft zu versehen; und wahrscheinlich haben wir es dem häufig wiederholten Versuchen dieser Art zuzuschreiben, daß die sogenannte Taucherglocke erfunden wurde.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Paris.

Französische Sprache.

(Beschluß.)

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter, als die deutsche. Und man hätte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Werth zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie schon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verursacht Gepäcke und wird lästig, das andere ist für die kleinen Bedürfnisse der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzosen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsstreitigkeit, die oft die beste Würze der geselligen Unterhaltung ist, muß der Deutsche entweder seinen Gegner schonen, indem er nebenbey schlägt, und dann wird nichts entschieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzose aber hat an jedem spitzigen Worte einen ledernen Wulst, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, seinen Witz zu bezähmen, um seinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geselligkeit gewährt nicht schon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonsumirt, als im ganzen deutschen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienste eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereyen. Hat man aber einmal Monsieur gesagt, kostet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutschen sind darin gewandter; sie sagen: Mein Herr, Sie sind ein Flegel! (?) Doch in solchen Fällen wird das: Mein Herr! ironisch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beschmutzen, sind die Franzosen so sehr artig gegen einander. Je vornehmer einer ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einem Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben." Der König selbst, in seinen Ordonanzen, nennt auch den lezten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen." Aber jeder Amts-Sekretär, im kleinsten deutschen Städtchen, dekretirt: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen." Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterey, hat er eine Schmeicheley ins Soll gesezt, schreibt er schnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungs-Kanzelist hält sich für einen Statthalter

Gottes auf Erden, und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freyheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß, um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neunhundert-neun-und-neunzig ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen, und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein serviren, und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, „des haitres" verständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der Franzose für ein P. Es ist dieß um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erstemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte, und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B." Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, schlug dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!" Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritisches Streben mißlungen, dabey nicht bemerkt habe, daß dieses auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der französischen Sprache gelegen — so habe ich das nur darum unterlassen, weil sich das von selbst versteht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache vollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe, und dort ein kritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im ersten Jahre nicht sehen und nicht hören, und sich um sein Daseyn gar nicht bekümmern. Im zweyten Jahre würde er Aufmerksamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Hat er diese zwey Jahre mit Muth und Glück überstanden, wird er ungeheuer wirken, und der französischen Literatur das werden, was Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

(Fortsetzung.)

Mamun und der enthaltsame Weise.

Mamun war bekanntlich der aufgeklärteste unter den Chalifen aus der Familie der Abassiden und keiner seiner Vorgänger und Nachfolger munterten so zu den Wissenschaften auf wie er. Zweymal die Woche war bey ihm eine Gesellschaft von Gelehrten versammelt, die eine Art von Akademie bildeten, und in seiner Gegenwart alles untersuchten, was einigen Bezug auf die Fortschritte der Wissenschaften haben sollte. An einem dieser Versammlungstage erschien ein unbekannter Fremdling, der ganz weiß gekleidet war, und sich auf die allerhintersten Bänke hinter die Doktores sezte. Man fing an, wissenschaftliche Fragen zu untersuchen, und die festgesezte Regel war diese, daß jeder sprach, so wie vermöge des Platzes, auf dem er saß, die Reihe an ihn kam. So traf die Reihe auch den Fremden und dieser sprach so vortrefflich, daß die ganze Versammlung seine Rede applaudirte, und daß der Chalife ihn seinen Platz ändern ließ, indem er ihn von dem lezten an den ersten versezte. Als die gelehrte Untersuchung zu Ende war, brachte man Wasser, um sich die Hände zu waschen, und trug ein Abendessen auf, worauf die Gelehrten sich zurückzogen. Der Chalife, der durch das einneh-

mende Betragen des Fremden zu seinem Vortheil eingenommen war, wollte, daß er auch nach dem Abendessen in dem engeren Zirkel seiner vertrauteren Freunde und Gäste zubringen sollte, mit denen er einen Theil der Nacht mit Trinken hinbrachte. Als die Reihe zu trinken auch an den Fremden gekommen war, stand er auf, und nachdem er auf eine ehrfurchtsvolle Weise um die Erlaubniß gebeten hatte, freymüthig reden zu dürfen, so sprach er: Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen, hat so eben diesen unwürdigen Sklaven von der untersten Stelle zum Ehrenplatz in der Versammlung der Gelehrten zu erheben geruht, und ihm dadurch einen ausgezeichneten Vorzug zugestanden, auf den seine schwachen Talente nie würden Anspruch gemacht haben. Möge es Seiner Majestät gefallen, mich nicht wieder von dem ausgezeichneten Platze, den Sie mir so eben so gnädigst ertheilt hat, hinabzustoßen. Möge es ihr gefallen, indem Sie mir erlaubt, nicht mehr zu trinken, mir unversehrt diese Vernunft zu erhalten, deren Anstrengungen Sie mit so ausgezeichneten Belohnungen zu beehren geruht hat. Die Güte Seiner Majestät hat geruht, das schwache Licht meines Verstandes vor den Augen der versammelten Gelehrten hervorzuziehen, möge Sie jezt erlauben, daß es nicht durch den Gebrauch des Weins verdunkelt werde.

Mamun gab dieser Rede des Fremden seinen Beyfall, ließ ihm ein Ehrenkleid, ein Pferd und einen Beutel mit 100,000 Dukaten geben und gab ihm die Stelle eines Professors unter den Doktoren, aber nie lud er ihn mehr ein, nach dem Abendessen in dem engeren Zirkel seiner vertrauteren Gäste bey ihm zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Ende Augusts.

Das Hoftheater wurde den ersten d. M. wieder eröffnet mit Balbou. Unlängst erschien eine Neuigkeit von Weidmann (Sohn des verstorbenen Komikers) aufgeführt, die jedoch früher schon in Grätz gegeben war. Der Titel ist: Die Geächteten, Schauspiel in 4 Aufzügen. Den Stoff hat die Geschichte Steyermarks hergeliehen; dem Ausgang nach schließt sich das Drama den Rettungskomödien an; dieß enthält indessen keinen Vorwurf. Es ist fleißig gearbeitet, wovon besonders der Dialog in Versen glückliche Beweise liefert. Die Aufnahme war mehr wohlwollend als auszeichnend. Ein Hauptgrund liegt wohl in dem sich mehr vermindernden als wachsenden Interesse der Handlung. Die Besetzung war mit Auswahl geschehen. Auch der Veteran Koch wirkte mit, und man kann es als ein dem Autor und dem Werke dargebrachtes Opfer ansehen, wenn dieser würdige Künstler noch in einem neuen Stück eine Rolle übernimmt. Heurteur, als dessen Sohn, war an seinem Platz. Der Bandini, die nicht eben häufig auftritt, Gelegenheit zur fortgesetzten Uebung ihrer Kräfte zu verschaffen, ist verdienstlich.

Auf dem Operntheater wurde zum Vortheil des Sängers Davib, nach langer Abwesenheit vom Repertoire, Cimarosa's Oper: Il matrimonio Segreto, von der italienischen Gesellschaft aufgeführt. Diese ächte, kernhafte Opera buffa besteht in ihrem Werth schon länger als vierzig Jahre. Sie ist durch eine Fülle von komischer Laune ausgezeichnet, reich an glücklichen Einfällen und überraschenden Wendungen. Es herrscht darin ein großer Vorrath von wechselnden Bewegungen, charakteristischen Melodien, angemessen den Situationen und Momenten. Lobenswerth besonders ist die naturgemäße und doch den Regeln der Singkunst entsprechende Behandlung der Singstimmen. Im Elegischen, Sentimentalen und Tragischen vermissen Kenner die Tiefe und den lebendigen Geist. Rossini hat aus der reichen Quelle Cimarosa's oft geschöpft und sich dessen Leben im Instrumentale, besonders den Wechsel der Motive, zum Muster genommen. — Sgra. Lablache trat als Tante auf. Man entschuldigte sie vorher durch die Bemerkung, daß sie lange vom Theater entfernt gewesen; dennoch vermißte man ungern auf diesem Platze die wackere Artistin Rubini-Comelli. Weder Stimme noch Vortrag der vorhergenannten Sängerin genügte. Sgr. Lablache war im Charakter des tauben Hausvaters ausgezeichnet. Ich erinnere mich, auf dem Hoftheater in Dresden den Buffo Buonaveri noch in dieser Rolle gesehen zu haben, worin er sicher jedem, der ihn sah, unvergeßlich bleiben wird. — Ein neues Ballet von Henry führt den Titel: Die Amazonen, in 3 Akten. Die Handlung gründet sich auf einen Streit dieser Heroinen mit den Abenteurern. Man könnte diese Produktion eher ein Divertissement als ein (bereisches) Ballet nennen. Tänze und Gruppirungen sind auch hier vorherrschend, und das reizende Kostüm hatte gewiß bedeutenden Einfluß auf den guten Erfolg. Der erste Ensembletanz mußte bisher immer wiederholt werden. Zwey Pas de deux's, das erste von den Tänzerinnen Müllöre und Taglioni, das andere von der Heberle und der Torelli aufgeführt, interessirten sehr. Seine ganze Kunst hat der Meister auf ein Pas-de-Sept und ein Pas-de-onze verwendet; besonders wurden die Zuschauer durch schöne Gruppirungen im lezten Tanzstück entzückt. Die Musik ist von verschiedenen Tonsetzern und sehr ungleich. Die Dekorationen, von Janiz, de Pian und Gail, wetteifern mit dem anmuthigen, nach der Vorschrift des Hrn. von Stubenrauch verfertigten Kostüm. — Zum Vortheil des Chorpersonals gab man (nach deutscher Art und Weise) den zweyten und dritten Akt der Oper Othello, dann den ersten der Rossinischen Cenerentola, was besonders hier recht vortheilhaft und interessant war. — Die Sängerin Sonntag trat auf dieser Bühne zum Erstenmal in einer italienischen Oper auf, nämlich als Elena in La Donna del Lago. Die Erwartung wurde, trotz der großen Spannung, übertroffen. Eine vorzüglich gute Aussprache des Textes unterstützte diese junge Künstlerin, und schon in ihrer ersten Scene wurde ihr, sowohl des Gesanges als der gewandten und lebendigen Darstellung wegen, einstimmiger Beyfall gezollt. Sgra. Rubini-Comelli spielte die Rolle des Malcolm, der ihrer Stimme nicht ganz angemessen ist; auch genügte sie mehr im zweyten als im ersten Akt.

Die Unternehmung hat beschlossen, künftig talentvolle Sänger und Sängerinnen eine Zeitlang mit der Gesellschaft wälscher Operisten nach Italien zu schicken. Dadurch würden die Individuen selbst, die Direktion und das deutsche Publikum gewinnen. Noch diesen Sommer soll eine junge Sängerin, die sich mit glücklichem Erfolg in der italienischen Oper gezeigt hat, den Anfang machen. — Conradin Kreutzer ist jezt als Kapellmeister bey dieser Bühne angestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 30. September 1823.

Geſelligkeit windet ein roſiges Band,
Zertrümmert des Vorurtheils trennende Wand,
Und gibt uns der irdiſchen Freuden ſo viel,
Und leitet uns ſchäckernd zum winkenden Ziel.

Georg Fellinger.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Der Weg von Talavera iſt heillos ſchlecht und wenig befahren, obgleich er camino real genannt wird; bey der Calzada de Oropeſa wird er von einigen Reſten einer römiſchen Heerſtraße durchſchnitten, die ſich, denk' ich, bey Coria oder Plaſencia mit der ſogenannten Via de la plata vereinigte, welche lezte von Sevilla über Merida nach Salamanca führte. Eine Strecke vom Wege abwärts ſoll ein Meilenzeiger mit einer Legionsinſchrift ſtehen.

Almaraz, der erſte Ort von Eſtremadura, iſt ein halb zerſtörtes, elendes Städtchen, mit einer uralten, unförmlichen Kirche auf einem Felſen, von welcher die herumliegenden Hütten nur herabgefallene Brocken zu ſeyn ſcheinen; doch fanden wir eine ziemlich bequeme Poſada. Ein großer, mit ſammt der Wurzel aufrechtgeſtellter Eichenſtamm brannte lichterlob auf dem Heerde, und ließ uns bald den raſenden Sturmwind vergeſſen, der den Abend beynahe die Galeere umgeworfen hätte, jezt über das niedrige Dach der Hütte wegbrauste und in dem alten Kirchthurm beulte. Bey dem Geſchwätz, was bald der Weinſchlauch unter den rings um das Feuer ſitzenden Bauern, Fuhrleuten und Reiſenden ſehr in Gang brachte, wurde auch ein Stückchen von einer Geſpenſtergeſchichte vorgebracht, die auf die alte Kirche Bezug hatte und an der weiter nichts anziehendes war; ich ſehe es nur als eine Merkwürdigkeit an, die mir auffiel, weil es, glaube ich, das erſtemal war, daß ich in Spanien auch nur halbwegs ernſthaft von dergleichen Dingen ſprechen hörte. Das ſpaniſche gemeine Volk mag abergläubiſch ſeyn, d. h. bigott katholiſch, allein es ſcheint, als wenn der blaue Himmel von Spanien den Geſpenſter-Aberglauben nicht aufkommen ließe. Räuber- und Kontrebande-Geſchichten, die ihnen täglich vor Augen liegen, nehmen die Stelle in der Unterhaltung ein, die in nördlichen Ländern Hexen- und Geſpenſtergeſchichten ausfüllen.

Eine halbe Stunde von Almaraz ſezten wir auf einer Fähre über den Tajo. Die berühmte Brücke von Almaraz ward im vorigen Kriege von dem fliehenden ſpaniſchen Heere zerſtört. Ein gewaltiges Werk! zwey Bogen, jeder etwa zweyhundert Fuß hoch, um den hohen, ſteilen Felſenufern gleich zu kommen, und achtzig Fuß weit. Der eine dieſer Bögen ward geſprengt. Die wilde, felſige Gegend, die dunkeln Steinmaſſen der Brücke, in der Tiefe das Gedränge der vielen Karren und Maulthiere, die auf die Fähre warteten, und zum Theil mit genauer Noth ſich den ſteilen Abhang nach der Furth herunter- oder auf der andern Seite heraufarbeiteten; ein heftiges Gewitter, wobey der Tajo zuſehends anſchwoll, und am gegenüberliegenden Ufer ein paar zerſtörte Gebäude, worin ein Haufen Soldaten um ein Feuer lagen, während oben auf der Höhe ein Paar Kontrebandiſten mit ihren beladenen Pferden längs des Felſens hin galloppirten — das Ganze machte eines von den Bildern, die ſich auf lange

Zeit der Phantasie einprägen. Die Brücke ist, nach der Inschrift und dem einköpfigen Adler auf einem der Pfeiler in der Mitte zu urtheilen, aus den Zeiten der katholischen Könige, ganz aus Quadersteinen erbaut und auch damit gepflastert; doch scheint der untere Theil des Pfeilers bis über die Wasserhöhe viel älter zu seyn. In einer rauhen Gegend führte der Weg uns fort; endlich sehr steil, bis auf die Höhe des sogenannten Puerto de Miravete, von wo aus man durch eine weite Ferne den Lauf des gelben, schäumenden Tajo, meist durch wilde Felsengegenden, verfolgen kann. Dieser Weg ist zwar sehr verschrieen als ein gefährlicher Paß, allein durch den kürzlich angelegten neuen Weg bleibt ihm nichts Erschreckendes mehr, als der Name: mira y vete, der gut genug erdacht ist.

Schlimmer, als alle schlimmen Wege, fanden wir die Posada von Taravecjo, ein schlechtes Städtchen, am jenseitigen Fuß des Passes, wo wir Abends naß und müde ankamen, unsere Galeere kaum in der Straße Platz fand, und über die Hausdächer hervorragte. Und doch ist hier eine große Kirche aus der guten Zeit der spanischen Architektur, und daran stoßend ein großes Gebäude, halb Burg, halb Palast, Alles sehr zerstört, und besonders lezteres. Hier ist der Sitz eines Majorats, dessen Name ich vergessen habe. Der Ort macht ein recht widriges Ganzes. Wenn einer unserer mystischen Schauer- und Schicksals-Romanschreiber sich hieher verstiege, würde Taravecjo mit seinen Majorats-Ruinen, der Brücke von Almarez, und der Puerto von Miravete, gewiß den zarten Seelen im Frauentaschenbuch oder sonst wo vorgesezt werden — dachte ich mir beym Abzuge.

(Die Fortsezung folgt.)

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortsezung.)

Die Erfindung der Taucherglocke wird gewöhnlich in das sechszehnte Jahrhundert gesezt; allein wir wissen, daß schon dreyhundert Jahre vor Christi Geburt, zur Zeit des berühmten Aristoteles, eine Art Kessel im Gebrauch war, um Menschen in Stand zu sezen, unter Wasser zu bleiben. Die Art jedoch, wie dieser Kessel benuzt wurde, ist nicht genau beschrieben. Die früheste Nachricht, welche wir von dem Gebrauche der Taucherglocke in Europa haben, ist von Taisnier, geboren zu Hainault, im Jahr 1509, welcher unter Kaiser Karl V. angestellt war, und ihn auf seinen Reisen nach Afrika begleitete. Wenn man den Unwissenden sagte, sagt unser Berichterstatter, daß Jemand den Grund des Rheines befahren könnte, ohne seine Kleider oder sich selbst zu benetzen, und selbst ein angezündetes Licht mit hinunter zu nehmen, so würden sie es für eine Fabel erklären. Und doch habe ich es im Jahre 1538 zu Toledo in Spanien, in Gegenwart des Kaisers und von zehntausend Zuschauern, gesehen. Der Versuch wurde durch zwey Griechen gemacht. Sie hingen einen großen Kessel an zwey Tauen auf, die Mündung nach unten gekehrt, brachten Bänke in demselben an, um darauf zu sitzen, und in dieser Lage gingen sie, mit angezündetem Lichte, unter Wasser. Mit Hülfe von Bley, welches am Rande des Kessels fest gemacht war, wurde er ins Gleichgewicht gebracht und abwärts gezogen. Als er wieder heraufgezogen wurde, waren, zum Erstaunen aller Anwesenden, weder die darunter befindlichen Personen naß geworden, noch war das Licht verlöscht. Es ist wahrscheinlich, daß die Kunst des Untertauchens auf diese Weise dem Kaiser und den Spaniern fremd war, und daß die Griechen den Auftrag bekamen, den Versuch zu machen, um seine Ausführbarkeit zu beweisen.

Später ward indessen der Gebrauch der Taucherglocke besser bekannt. Sie ist mehrmals in Baco's Schriften angeführt, welcher sie beschreibt, und zugleich bemerkt, daß sie erfunden wurde, um Arbeiten unter dem Wasser zu verrichten. Als im Jahre 1588 die spanische Armada geschlagen wurde, gingen einige Schiffe davon an der westlichen Küste Schottlands unter, welche, den Berichten der Gefangenen zu Folge, beträchtliche Reichthümer geladen hatten. Diese Nachricht erregte die Gewinnsucht der Spekulanten, und gab Veranlassung zu verschiedenen Versuchen, den verlornen Schatz wieder zu erbeuten. Von diesen Versuchen und der dabey angewandten Taucherglocke hat uns Sinclair, ein Schotte, Nachricht gegeben. Paschius, Leupold und Andere schreiben ihm zwar irrigerweise die Erfindung dieser Maschine zu; allein er selbst macht keinen Anspruch auf diese Ehre, sondern sagt blos, daß er mit dem Künstler gesprochen und die Maschine gemessen habe.

Ungefähr hundert Jahre nachher wurden ähnliche Versuche durch einen gewissen Wilhelm Phipps, Sohn eines Grobschmieds, gemacht, der im Jahr 1650 geboren und zum Schiffsbaumeister in Boston erzogen wurde. Ein reiches spanisches Schiff ging an der Küste von St. Domingo verloren, und Phipps entwarf den Plan, es aufzusuchen und zu entladen. Er machte dem Könige Karl II. eine so gute Vorstellung darüber, daß er ihm ein Schiff und alle dazu erforderlichen Gegenstände überließ. Er segelte im Jahr 1683 ab, war aber unglücklich in seinen Versuchen und kehrte arm zurück, jedoch in der vollen Ueberzeugung, daß sein Plan ausführbar sey. Jakob II. war damals auf dem Thron, und Phipps wandte sich an ihn, um ein anderes Schiff zu erhalten; da es jedoch nicht durchgehen wollte, so suchte er eine Summe Gelds durch Privatunterschriften zu bekommen. Zuerst ward er verlacht; allein nach langen Bemühungen schoß ihm der Her-

zog von Albemarle, Sohn des berühmten Generals Monk, eine beträchtliche Summe vor, und Phipps hatte bald darauf so viel Geld beysammen, als nöthig war, die Zubereitungen zu seiner neuen Reise zu machen. Im Jahr 1687 verließ er England zum Zweytenmale, in einem Schiffe von zweyhundert Tonnen, um sein Glück zu versuchen, nachdem er zuvor mit seinen Theilnehmern übereingekommen war, den Gewinn gleichmäßig zu vertheilen. Einige Zeit nach seiner Ankunft in Westindien waren seine Bemühungen fruchtlos; allein zuletzt, als seine Geduld beynahe erschöpft war, gelang es ihm, so viel aus einer Tiefe von sechs bis sieben Faden hervorzuholen, daß er einen Werth von 200,000 Pfd. St. am Bord hatte, womit er nach England zurückkehrte, und für seinen Antheil nach Einigen 16-, nach Andern 20,000 Pfd. bekam.

Die älteste bekannte Figur einer Tauchmaschine, welche der Taucherglocke am nächsten kommt, ist in einem Buche über Befestigungskunde enthalten, das im Jahr 1607 von Lorini herausgegeben wurde. Die Maschine selbst ist als ein viereckiger Kasten beschrieben, mit eisernen Reifen gebunden, und mit Fenstern und einem Stuhl versehen, worauf sich der Taucher zu setzen pflegte. Der Verfasser dieses Werks scheint jedoch nicht der Erfinder dieser Maschine zu seyn. Im Jahr 1617 gab Franz Keßler eine Beschreibung einer Wasserbedeckung heraus, um damit unterzutauchen. 1671 beschrieb Wisten die Verfertigung und den Gebrauch der Taucherglocke besser, als alle seine Vorgänger; allein er irrte sich, als er sagte, sie sey zu Amsterdam erfunden worden. Im Jahr 1679 erschien zuerst das wohlbekannte Werk von Borelli: „De Motu Animalium," worin er nicht nur die Taucherglocke beschreibt, sondern auch eine andere vorschlägt, deren Untauglichkeit Jakob Bernoulli bewiesen hat. Als Sturm sein „Collegium Curiosum" im Jahr 1678 herausgab, brachte er einige Verbesserungen der Taucherglocke, wie sie damals gebräuchlich war, in Vorschlag, worüber einige Bemerkungen in dem Journal des Savans gemacht wurden. Allein es war dem sinnreichen und berühmten Doktor Halley, den Herren Triewald Smeaton, und dem jetzt noch lebenden Maschinenbaumeister, Rennie, vorbehalten, diese wichtige Maschine zur Vollendung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aelteres, beynahe Veraltetes.

(Fortsetzung.)

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Parthey, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es gibt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen: Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freye Fortschritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

*

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reiche der Freyheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bey jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deßwegen ist man des freywilligen Willens so gewiß nicht als der selbstständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beyden muß es nothwendig irre werden; deßwegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

*

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beyde für gleichgeltend zu achten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Ende Augusts.

(Fortsetzung.)

Wenn man gewissen Korrespondenz-Nachrichten in gewissen auswärtigen Blättern glauben wollte, so hätte die Unternehmung keinen dringenderen Zweck als die deutsche Oper gänzlich aufzureiben; das wäre gegen ihren Vortheil und dürfte auch wohl nicht gelingen. Sie würde unstreitig mehr gewinnen, wenn sie mit der deutschen ganz allein ausreichen könnte. Nicht nur die Besoldung des italienischen Personals während des hiesigen Aufenthalts, sondern auch die Reise von Neapel hierher und zurück verursacht große Kosten. Außerdem unterliegen die Mitglieder zu leicht dem Einfluß des fremden Klima's. Dafür kann jedoch Niemand, daß einige deutsche Künstler theils mit der veränderten Einrichtung unzufrieden, (mehrere haben allerdings bedeutenden Verlust erlitten,) theils unruhig, andere wieder gar zu anmaßend sind, wieder Andere vortheilhaften Anträgen von außenher Gehör geben. Die Einsender solcher Notizen haben oft von diesem Theater überhaupt wenig Notiz. Es sind oft dieselben, die einzelne Lokalsonnen, der Meinung eines ganzen Spektatoriums zuwider, das sie am Abend der ersten Vorstellung laut verworfen hat, in Schutz

nehmen. Sie geben einem Schwarm von Partheygängern die Schuld, vergleichen auch wohl das unverdiente Mißgeschick mit dem ungünstigen Erfolg dieses oder jenen Stücks auf den größern Theatern als Wirkung gleicher Neckerey. So wurde vor einiger Zeit die Aufnahme einer trivialen, von geschmacklosen Exklamationen des Hyperpatriotismus strotzenden Farce mit dem Schicksal eines kleinen Lustspiels von Contessa verglichen. Die Zuschauer wurden aber hier das erstemal nur etwas unruhig gegen das Ende, als das ewiglange Conversiren, ohne fortschreitende Handlung, sie ermüdete. Am folgenden Abend fand man sich besser in sein Schicksal. Ueberhaupt verhält sich das Wiener Publikum leicht ruhig, wenn es ungefähr weiß, was zu erwarten ist. Jene großsprechende Verheißungen und unangenehme Ueberraschungen können zu lauten Aeußerungen des Mißfallen reizen. Gewöhnlich kündigt sich dieses durch ein gewisses höhnisches Gelächter und fortdauerndes Geräusch des frühern Aufbrechens im lezten Akt an. Im schlimmsten Fall hört man auf dem Rückweg denn wohl die Worte: „Aber an dem Stück ist doch gar nix dran!“ — oder: „das ist ein grauslisches Stück!“ — Stimmen die Referenten bald nachher mit diesem Urtheil überein, so hat der Verfasser seinen Vortheil schwerlich recht verstanden; nehmen sie das mißrathene Kind unter den Flügel ihrer Protektion, so versteht er wahrscheinlich, sich Patronatsgunst zu erwerben. Ist es eine Uebersetzung und der Korrespondent (die zweyte Art von Referenten) gleichfalls ein Translator, dann steht's so so um den Bericht. Ist der Uebersezer oder Bearbeiter ein heimischer Journalist — Ha! sey gegrüßt du Wunderkind! Wer möchte nicht bey dir Gevatter seyn? — Nur muß uns der Herr auch einen allzeit offnen Tummelplatz für unsere Genialitäten in seiner vielgelesenen Zeitschrift offen halten!“ — Ich sage nicht, geneigte Leser, daß dieses hier der Fall sey, allein es ist der Weltlauf leider überhaupt. Die Sängerin Schütz (Altistin) ist mit ihrem Mann nach Amsterdam engagirt. Ein Kommissionair von dort war hier, dessen Reise die Organisirung einer deutschen, auf Aktie gegründeten Oper zum Zweck hatte. Er soll auch eine talentvolle Sängerin vom Theater zu München gewonnen haben. Das wäre Glück genug für den Bevollmächtigten! — Auch der musikalische Pächter des neu einzurichtenden Theaters in Breslau war, sehr vermuthlich in ähnlicher Absicht, hier. Ueberhaupt ist Wien ein wahrer Stapelplatz für Mimen, Sänger und Impresarien. Der eigentliche Bazar — Sit venia verbo! findet sich im Gasthaus zum wilden Mann, wo oft ein ganzes Personal reisender Künstler sich vereinigt. Freylich sind nicht alle auf dem Fleck gleich zu gewinnen; es logieren dort meistens les artistes du premier rang, Gastspieler ꝛc.

Das Theater an der Wien wird jezt ganz von dem Generalsekretär desselben, und zwar auf eigenen Gewinn und Verlust, dirigirt. Von dem Pächter erhält er noch einen Zuschuß, wobey dieser besser wegkommt, als vorher, da bedeutende Summen zugeschossen werden mußten, um das Ganze zu erhalten. Frey steht es lezterem indessen, zur günstigen Zeit die Verwaltung wieder selbst zu übernehmen. Man muß gestehen, daß der jezige Leiter Unternehmungsgeist besizt, und daß, sollt' er auch nicht eben Seide dabey spinnen, es doch verdienstlich ist, unter mißlichen Umständen das Werk so lange möglich zu erhalten. Der Eigenthümer des Hauses bezieht nur noch die früher festgesezten Prozente von dem reinen Ertrag des großen Operntheaters, ohne mehr an den Geschäften des Vorstadt-Theaters Theil zu nehmen. Die Mitglieder dieser Bühne zeichnen sich auch jezt noch durch fleißiges Einstudiren aus. In kurzer Zeit sind vier Neuigkeiten aufeinander gefolgt, und schon ist wieder eine im Anzug. Preziosa hat in der Folge mehr behagt, als anfangs; eigentlich ist Webers Musik immer mehr gewürdigt worden; auch die Darstellerin der Hauptrolle hat festern Fuß gefaßt und in einigen Scenen die Zuschauer überrascht. — Weil hier von dem Komponisten des Freyschützen gerade die Rede ist, so bemerke ich noch, daß unter allen Musikstücken, die man unzählige Mal täglich klimpern hört, der Jägerchor wohl am häufigsten vorkommt. Die Harfenisten besonders zermartern ihn auf eine entsezliche Weise; nicht viel besser machen es die Orgelnierer. Dirß könnte leicht denjenigen zum Trost gereichen, die sich keiner Celebrität erfreuen dürfen. Die kleinsten Gassenbuben in den, die Stadt umliegenden, Dörfern pfeifen und trällern den Refrain. Selbst Rossinis di tanti palpiti — wird jezt nicht mehr so oft gehört.

Die Neuigkeiten, die das Theater an der Wien zum Besten gab, waren folgende. Der falsche Schlüssel. Drama in drey Aufzügen nach dem Französischen der H. H. Frédéric und Lauérit. Es ist möglich, daß Verbrechen aus Ehrsucht die Idee zu diesem Bühnenstück gegeben hat. Der lockere Sohn des Hauses bestiehlt die Kasse seines Vaters; der Verdacht fällt auf den ehrlichen Commis Paul, und dieser Umstand bildet die ziemlich interessant geführte Verwicklung, der es nicht an Schlagmomenten fehlt. Die Schlußscene ist besonders wirksam, indem der Vater voll Verzweiflung den verbrecherischen Sohn dem Tode überliefern will, und als er bald darauf die Nachricht erhält, er sey in den Fluten umgekommen, schnell zu seiner Rettung eilt, in demselben Augenblick jedoch durch die Erscheinung des bereits Geretteten freudig überrascht wird. Dieser Zug ist aus dem väterlichen Herzen geschöpft. — Alle Darstellenden wurden nach Endigung des Dramas gerufen; mehrere schon einige Mal während der Handlung. So etwas bringt auch Leben in ein Bühnenwerk!

Die beyden Galeerensclaven. (Schauerliche Titel!) Melodrama in drey Aufzügen, ebenfalls nach dem Französischen, vom Hrn. Professor Pleugmaker. Der Bearbeiter, wenn ich recht gehört habe, ist aus Westphalen und bezeichnet sich als Professor der romanischen Sprachen. Die Verfasser des Originals sind nicht genannt. Dießmal sind ihrer drey: Boirie, Carmonille und Perejol. An wohlberechneten Schlag- und Effektscenen fehlt es auch hierin nicht. Im Uebrigen ist das Stück etwas flach und die einzelnen Theile nicht sehr geschickt verbunden. Hat man sich an den Vaudevilles übersättigt, daß diese ernsthaften Schauspiele wieder gangbar werden; oder suchen die Uebersezer dadurch der allzugroßen Konkurrenz nur zu entgehen? — Auf dieser Bühne handelt sich's hauptsächlich wohl um Mannigfaltigkeit. Der Uebertrager erscheint als solcher hier zum Erstenmal. Einen vorzüglichen Beruf hat er gerade nicht durch diese Arbeit bewiesen; wir lassen ihm den jedoch, der alle Welt zum Uebersezen und Bearbeiten antreibt, unbekümmert. Kenntniß des Theaters zeigt sich in verschiedenen Einschaltungen, Amplifikationen, Namensveränderungen (Susanne statt Thérèse — ist eins etwa weniger Französisch als das andere) u. dgl. eben auch nicht. Die Sprache kann auf Schulkorrektheit Anspruch machen. Außerdem ist nicht viel über diese Translation zu sagen. Die Musik des Baron Lannoy soll hin und wieder Spuren flüchtiger Behandlung tragen. Gründlichkeit ist an solchen ephemren Produkten als Verschwendung zu betrachten. Doch wäre wohl zu wünschen, der kenntnißreiche Tonsezer, dem es schwerlich um pekuniären Vortheil allein zu thun ist, dessen dramatische Kompositionen aber bisher von keinem sehr bedeutenden Erfolg begleitet wurden, möchte einmal auf ein dankbareres Süjet stoßen, oder sich ausschließlich derjenigen Gattung von Produktionen widmen, in der es ihm besonders gut gelingt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 78.

Nro. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. October 1823.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle
Und wir verſchwinden.

Goethe.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Eine halbe Meile von Xaraycejo führt eine ſchöne Brücke (aus derſelben Zeit, wie die von Almaraz) über den Rio monte, der ſich durch ein enges, grünes Thal zieht, zu beyden Seiten Felſen mit Eichenwäldern gekrönt. Durch dieſen Eichenwald geht der Weg mehrere Legnas fort, und wird noch einigemal von den Wendungen des Rio monte durchſchnitten. Beym Austritt aus dem Walde bekommt man bald das Kaſtell von Trujillo zu Geſicht. Durch eine mit Granittrümmern in wunderlichen Geſtalten beſäete, von grünen, ſumpfigen Tiefen durchſchnittene, hügelige Gegend kamen wir noch früh genug nach dieſer Geburtsſtadt von Hernan Cortes, die an alterthümlichem Ausſehen keiner alten Reichsſtadt nachgibt. Das Kaſtell iſt ſehr weitläufig, zum Theil aus der Zeit der mauriſchen Herrſchaft, meiſtens aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert; auch einige Reſte römiſcher Befeſtigung glaubte ich gefunden zu haben, oder bildete es mir ein, um den alten Turris Julia eine Ehre anzuthun. Die Ausſicht vom Kaſtell herab iſt zwar weder beſonders weit, noch ſchön; allein ſie hat etwas ganz Eigenthümliches: zu den Füßen die Stadt mit einer Menge auffallender alter Thürme und Gebäude, die wirklich mit Storchneſtern ganz bedeckt ſind, (daher man hier Trujillo das Hauptquartier der Störche nennt,) und weiter hinaus, faſt ſo weit das Auge reicht, Alles mit Granittrümmern überſäet, die hie und da wie Ruinen zerſtörter Städte und Burgen ausſehen, die ſich in dem klaren Spiegel mehrerer kleinen Seen oder Deiche ſpiegeln. Hie und da erblickt man einzelne Baumgruppen, eine weiße Kapelle oder ein Kloſter oder eine Hütte beſchattend, und weiter hin das Ganze von Eichenwäldern bekränzt, woraus eine Menge Rauchſäulen aus einzelnen Wohnorten ſich im blauen Himmel verlieren; der Horizont iſt durch die kahlen Zacken der Sierra de Guadalnja, de Santa Cruz, und noch weiter in der ſonnigen Ferne, der Sierra de Gata und Penna de Francia begrenzt. Die vielen Wappenſchilder auf den meiſten Häuſern der Stadt, ihre reich geſchmückten, mitunter ſehr gut gearbeiteten, Portals und Balkons beweiſen den Reichthum und das Daſeyn vieler adelichen Familien in Trujillo im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert; beſonders zeichnet ſich das Haus des Marquis de la Conquiſta, auf der Plaza de la Conſtitucion, aus. Seine Vorfahren haben ſich bey der Eroberung von Amerika ſo ausgezeichnet (daher ihr Titel) und bereichert, daß, ſo erzählt man, in Trujillo, einer der Marqueſen, der mit ſeinem Geld nichts anzufangen wußte, ſein Haus mit ſilbernen oder verſilberten Ziegeln decken ließ; um dieſen Hochmuth zu demüthigen, befahl Karl III., daß in ſeinem Hauſe die Fleiſch-Bank angelegt werde. Das magſt du nun glauben, wenn du willſt; gewiß iſt es, daß der Matadero (die Fleiſchbank, Metzge) in dem Hauſe des Marquis de la Conquiſta ſteht; was immer auffallend genug iſt, wenn man bedenkt, daß das Fleiſcherhandwerk ehrlos war, und eben ſo beleidigend

iſt, als wollte man einem deutſchen Baron zumuthen, den Nachrichter in ſeinem Parterre einzulogiren, denn ähnlichen Abſcheu erweckt die Fleiſchbank dem gemeinen ſpaniſchen Volk. Bey dem Namen dieſes Conquiſta fällt mir eine wunderliche Folge von Namen unter den ſogenannten Titulos de Castilla ein: da gibt es Marqueses del Assalto (des Stürmens), del Socorro (der Hülfe), de la Garantia (der Bürgſchaft) u. ſ. w. — Die Kirchen von Truxillo ſind theils in dem erſten gothiſchen Styl, theils, beſonders die Verzierungen im Innern, in dem Geſchmack der Zeit der katholiſchen Könige und Karl V. erbaut. An Gemälden iſt nichts Bemerkenswerthes; ich fand einige ſchlechte Stücke aus der Schule von Morales.

Von Truxillo bis Merida iſt das Land fortdauernd waldig, mit vorſtehenden Granitblöcken und vielen Sümpfen, beſonders zu beyden Seiten des Puerto de Santa Cruz. Dieſe Beſchaffenheit der Gegend macht ſie für Räuber ſehr bequem; beſonders iſt eine Waldſtrecke, anderthalb Leguas von Miajadas, deßhalb berüchtigt, und hat auch den ſehr ominöſen Namen: el confessionario; wir kamen jedoch glücklich hindurch, mußten aber auch faſt zwey Leguen in voller Schlachtordnung einher ziehen. Den Abend vorher waren fünf Wagen beraubt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Zuſatz zu Heyne's Leben, ſeinen Ruf als Ober-Bibliothekar nach Dresden betreffend.

(Eingeſchickt von Herrn Hofrath Heeren.)

In der vor Kurzem erſchienenen, ſehr verdienſtlichen, Beſchreibung der Dresdner Bibliothek des Herrn Bibliothekar Ebert, (jetzt in Wolfenbüttel,) leſe ich eine Stelle, welche ſich auf den Ruf, den im Jahr 1787 Heyne als Ober-Bibliothekar nach Dresden an des verſtorbenen Canzlers Stelle erhielt, und zugleich auf meine Biographie von ihm beziehet. Ich hatte in dieſer geſagt*): „Sein Vaterland wollte ſich ihn zueignen; Heyne wurden alſo Vorſchläge gemacht. Er ſollte Ober-Bibliothekar werden; man wollte ihn mit Leipzig zugleich in Verbindung ſetzen; auch ward ihm die Hoffnung gemacht, Hiſtoriograph zu werden. Der Gehalt war noch nicht feſt beſtimmt. So viel ich aus den vorhandenen Briefen ſchließen kann, rechnete man in Dresden auf 2000 bis 2400 Thaler.“

Dagegen heißt es bey Herrn Ebert, S. 102: „Um ſeine (Canzlers) Stelle bewarb ſich Hofrath Heyne in Göttingen; da aber ſeine Anforderungen zu groß waren, ſo hatten die Unterhandlungen mit ihm keinen Erfolg.“ Und dazu kam die Note 145, S. 223: „Indem ich dieſes ſchreibe, liegt die ganze mit Heyne geführte Korreſpondenz darüber vor mir; ich darf alſo hoffen, daß man meine Angabe nicht gleich deßhalb für unrichtig erklären wird, weil ſie den in Heyne's Leben, S. 377, mitgetheilten Nachrichten widerſpricht. Wahrſcheinlich waren die Heyne'ſchen Papiere nicht vollſtändig. Die Einleitung geſchah durch ein Handbillet des Grafen v. Loos, in welchem es ausdrücklich heißt: Le Professeur Heyne a donné à connoitre à quelqu'un de ses amis, qu'il quitteroit avec plaisir son poste actuel, s'il pouvoit obtenir celui d'un premier Bibliothecaire vacant par la mort du Sr. Canzler. Erſt durch dieſes Billet wurden die weitern Unterhandlungen herbeygeführt, in welche Heyne gar wohl einging, deren weitere Detaillirung aber Niemand intereſſiren kann.“

Ich kann es gern zugeben, daß die hierauf Bezug habenden Papiere nicht ganz vollſtändig in meinen Händen ſind, in ſo fern nämlich ich von den Briefen von Heyne nur natürlich die vor mir habe, von denen er ein Concept gemacht hatte; welches aber gerade die wichtigern und entſcheidenden ſind. Die Briefe an ihn, die aus Sachſen in dieſer Angelegenheit geſchrieben wurden, liegen aber alle im Original vor mir; in wie fern Herr Ebert die Kopien davon vor Augen gehabt hat, weiß ich nicht. Es ſind dieß nämlich 1) die Briefe des Profeſſors A. W. Erneſti in Leipzig, von dem das Ganze ausging; 2) die Briefe eines Herrn Nitzſche, (im Dienſt des Grafen Marcolini, ein Titel wird nirgends angegeben,) durch den die Verhandlung hauptſächlich geführt ward; 3) der Brief des ſächſiſchen Miniſters v. Gutſchmidt an den Profeſſor Erneſti, den dieſer an Heyne ſchickte; 4) der Brief des Ober-Kammerherrn Marcolini, von dem die Beſetzung der Stelle abhing, an Heyne; endlich 5) die ganze (hier nicht weiter hergehörende) Verhandlung mit Hannover, deren Erfolg man in meiner Biographie findet. Ob nun dieſe Papiere (deren Einſicht dem Herrn Ebert, wenn ich das Vergnügen haben ſollte, ihn hier zu ſehen, jederzeit zu Dienſten ſteht) hinreichten, den ganzen Vorgang mit hiſtoriſcher Treue darzuſtellen, mögen die Leſer ſelber entſcheiden. Nach dieſen Papieren nun war der einfache Gang der Angelegenheit folgender:

Der Profeſſor A. W. Erneſti in Leipzig war um die Zeit des Todes des Bibliothekars Canzler in Geſchäften in Dresden. Hier ſtieg ihm die Idee auf, ob nicht die erledigte Stelle, da ſein Freund Geißler, an den er zuerſt gedacht hatte, nach Gotha ging, am paſſendſten durch Heyne beſetzt werden könnte. Vor ſeiner Abreiſe theilte er dieſe an drey Freunde, den Land-Rentmeiſter Weiße und zwey andere mit, die es ihm verwieſen, daß er ſie nicht ſofort dem Miniſter v. Gutſchmidt vorgelegt habe*). Erneſti reiſete indeß nach Leipzig zurück, und von hier aus

*) S. 377 der erſten, S. 316 der neuen Ausgabe in B. 6. der Hiſtoriſchen Werke.

*) Brief von A. W. Erneſti vom 1. Januar 1787.

schrieb er zuerst an Heyne *). Nachdem er den Tod von Canzler, und den Abgang von Geißler gemeldet hat, fährt er fort: „Werden Sie mir wohl verzeihen, wenn ich Ihnen ferner sage, wohin meine Gedanken und Wünsche übergingen? Entweder Sie oder kein anderer Gelehrter müßten für diesen Posten bestimmt werden, und theilte ihn einigen Freunden mit" u. s. w.

Die Antwort ist, als blos freundschaftlicher Brief, von Heyne nicht concipiirt, und also nicht in meinen Händen; ergibt sich aber hinreichend aus der folgenden Korrespondenz mit Nitzsche. Sie lautete dieser zu Folge dahin: daß dieser Antrag allerdings einen großen Reiz für ihn habe, da er sehr an seinem Vaterlande hange, bey seinem zunehmenden Alter der Ruhe bedürfe; weiter aber nichts Bestimmtes. Diesen Brief nun schickte Professor Ernesti, ohne Heyne's Vorwissen, und ohne ihn zu fragen, an den Minister v. Gutschmidt **). Der Minister dankt ihm in seiner Antwort dafür, und fährt dann fort ***): „Meine auf eigene Ueberzeugung gegründete Hochachtung dieses gewiß seltenen und großen Mannes hatte mich schon vor Empfang Dero Schreibens veranlaßt, bey dazu erhaltener Gelegenheit desselben als desjenigen, der unsern Bücherschatz in allem Betracht den vorzüglichsten Nutzen und das größte Ansehen verschaffen könnte, und dessen wiedererlangter Besitz für Sachsen sehr vortheilhaft seyn würde, verschiedentlich zu gedenken. Allein die großen Vortheile, deren die Göttingenschen Gelehrten genießen, und die man bey einem Mann, wie der Hofrath Heyne ist, in einem vorzüglichen Grade und Umfang für bekannt annehmen müßte, erlaubten kaum den Wunsch, und noch weniger die Hoffnung, ihn erlangen zu können. Sogleich nach Eingang Ew. an mich erlassenen Schreibens säumte ich keinen Augenblick, den sich daraus ergebenden Anschein eines von weitern Schritten zu hoffenden glücklichen Erfolgs gehörigen Orts bekannt zu machen; und ich habe die Versicherung erhalten, daß bereits an den Herrn Hofrath von hier aus geschrieben worden, und dessen nähere Aeußerung erwartet werde." Der Minister hatte sich nämlich an den Ober-Kammerherrn, Grafen Marcolini, gewandt. Durch wen, sagt er nicht; es kann aber wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß es durch den Grafen v. Loos, durch das von Herrn Ebert bekannt gemachte Billet, geschehen sey. (Der Beschluß folgt.)

*) Brief von Ernesti vom 21. Oktober 1786.

**) Brief vom 1. Januar 1787.

***) Brief des Herrn v. Gutschmidt an Ernesti vom 29. December 1786.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Ende Augusts.

(Beschluß.)

Die zwey Gastmahle, romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare und Regis. Dieses Stück ist eine Bearbeitung des Timon von Athen. Bis in den dritten Akt folgt es, einige Abkürzungen nicht gerechnet, dem Original ziemlich genau; dann aber lenkt es, um einen glücklichen Ausgang herbeyzuführen, etwas von der Straße ab. Manches ist mit Glück behandelt, Kenntniß dessen, was die Bühne fordert, verräth sich überall. Durch Liebe und Freundschaft wird der verzweiflungsvolle Menschenfeind gerettet. Die Namen sind verändert, der Schauplatz der Handlung verlegt, das Costüm altenglisch; Athwyl ist Timon, Oldenwolf ist Apemantus, Alcibiades, Phrynia, Timandra u. a. m. sind weggelassen. Der Dialog bewegt sich in Jamben. Im vierten Aufzug, als Athwyl seinen treuen Diener glücklich machen will, unter der Bedingung, daß er fern von Menschen, und blos von dankbaren Thieren, wie Lamm und Hund, umringt, sich anbauen möge, fleht dieser (Oswald) seinen Herrn an, er möge in der Mitte seiner Getreuen sich selbst des Lebens noch erfreuen, mit folgenden Worten:

Ich weiß ein solches Thal, wie Ihr's begehrt,
Wohin des Truges Späherblick nicht reichet,
Weiß einen Hund, der liebend Euch verehrt. (Brav, mein Hündchen!)
Und dessen Treue nur dem Tode weichet.
Auch weiß ich Euch ein Lamm, das unschuldvoll und rein.
Mit unversiegter Zärtlichkeit Euch liebet. (Bravissimo, mein gutes Lämmchen!)

Die Bearbeitung ist von dem Hrn. Generalsekretär des Theaters an der Wien. Das Stück hat keine große Versammlung herbeygezogen; die Wenigen schienen aber das aufgewärmte Gericht des alten Küchenmeisters William zu goutieren. Wohl bekomm' es ihnen!

Zu Anfang des Monats wurde eine kleine italienische Oper von zwey reisenden Operisten unter großen Erwartungen aufgeführt; der Erfolg entsprach diesen aber im Geringsten nicht. Das Künstlerpaar, welches auftrat, nannte sich Sgr. und Sgra. Cinelli. Die Oper, oder vielmehr das Quodlibet, das zum Besten gegeben wurde, war betitelt: La serra Padrona, Operetta in un Atto. Personen waren: Pandolfo, Zerbina, Scappino (Ausbülfsrolle). Der Komponist war nicht angegeben; auch möchte schwerlich einer als Vater dieses kleinen Krüppels sich bekannt haben. Beyde Sänger hatten das Unglück, in ihren Anfangsscenen gleich Gelächter zu erregen; kein Wunder, daß die Unzufriedenheit in der Folge immer lauter wurde und das Publikum zuletzt etwas nachdrücklicher als gewöhnlich sein Mißfallen äußerte. Mit einem Wort, man wollte oder konnte vielmehr den Gastspielenden weder Gaben des Gesanges, noch des Vortrags, eben so wenig Darstellungstalent, ja nicht einmal Intonationssicherheit und Taktfestigkeit zugestehen. Dieses Probestück mißlang gänzlich. Daß Manche, die an italienischen Opern kein Wohlgefallen haben, durch diesen Unfall ihren Geschmack für gerechtfertigt hielten — darf man ihnen nicht verdenken.

Unter solchen ungünstigen Aspekten erschien hierauf: Prinz Einhorn. Nach dem bekannten franz. Märchen: Riquet à la houppe bearbeitet. So ergötzlich, witzig, galant und einnehmend der Held dieser Kleinigkeit in seinem ursprünglichen Kostüm sich ausnimmt, so wenig wollte es ihm in dem modernisirten jetzt gelingen, Beyfall zu erwerben. Er hatte sogar das Unglück, mißverstanden zu werden und allerley Steine des Anstoßes zu finden, so daß es ihm ganz konträr ging und er gleich das Erstemal sein Horn abstieß. „Das war gefehlt!" sagt man in der Volkssprache.

Alons Gleich hat auch schon wieder ein neues Märchen auf diese Bühne gebracht: Welche ist die beste Frau? Zauberposse mit Musik vom vormaligen Kapellmeister dieses Theaters, Riotte. Das Stück hat Beyfall gefunden und enthält viel Gelungenes, Lustiges und Wirksames. Die im Titel ausgesprochene Frage bleibt freylich unentschieden; das ist gut oder schlimm, je nachdem man's nimmt! Ein Berggeist (der Autor lebt gern mit diesen Wesen im Verkehr) läßt Drillingsschwestern erziehen, deren jede er mit einer Hauptlus stend begabte. In den Jahren ihrer Reife erscheint er ihnen unter dreyerley Gestalten, um sie auf die Probe zu stellen, findet aber, daß die guten Gaben in entgegengesetzte Fehler ausgeartet sind. Keine gibt folglich das Modell zu einer allerbe-

sten Frau her u. s. w. Die Idee ist weder neu, noch zur dramatischen Handlung vorzüglich geeignet; Hr. Gleich hat sich jedoch zu helfen gewußt. Die gefällige Musik trug zum glücklichen Erfolg das Erforderliche bey.

Für das Volkstheater ist der Komiker Kornheuer wieder mit einem neuen Stück fertig geworden: Leichtsinn und Liebe. Lustspiel in 4 Akten. Eine lebenslustige Frau erregt die Eifersucht ihres Mannes. In der heftigsten Verstimmung kommt zufällig der Pächter herein und schildert ihr sein eheliches Glück; sie belehrt sich; beyde erscheinen maskirt zusammen auf einem Ball. Karoline wird erkannt, ihr Begleiter nicht — neuer Sturm von der einen. Entlarvung von der andern, worauf Reue und Versöhnung folgen. — In diese Hauptzüge sind noch andere verflochten. Das Stück ist regsam und lustig, auch die Rollen gut berechnet: der Pächter z. B. (vom Autor selbst gespielt) sehr dankbar, die leichtsinnige Frau einer auf dieser Bühne akkreditirten Aktrice angepaßt, auch die übrigen Personen mehr oder weniger mit den gehörigen theatralischen Façons ausgestattet — es gefiel.

In der Josephsstadt ist eine weiße und schwarze Feder gegeben als Parodie der an der Wien aufgeführten melodramatischen (!) Pantomime der Hrn. Fourcar. Drey Zigeunerinnen sind die Hauptpersonen, die Federn-Talismane, mit denen sie gegeneinander ankämpfen, so lange, bis der „Herr Verfasser" — wie die Etikette der Herren Referenten sich auszudrücken beliebt — die seinige niederlegt. So hascht Einer dem Andern den Federball weg, spielt ihn einem Dritten zu, und das schauende Publikum erlustigt sich — oder nein! es erlustigt sich nicht, denn es will nicht allein Unterhaltung, sondern auch Meisterstücke; das liebe Kind hat aber Unrecht. Abwechslung ist oft schon genug; ein andres Uebel oft Linderung des ersteren und man hört wohl öfter Menschen, die lange Zeit an örtlichen Schmerzen litten, sagen: wenn ich's nur einmal in dem andern Arm oder Fuß hätte, wär' ich schon zufrieden! — Mach's auch so, liebes Publikum! —

Die in Pesth herausgegebene Zeitschrift, Pannonia, hat aufgehört. Sie brachte ihre Existenz unter harten Kämpfen zu; dennoch streckte das geplagte Zwerglein manchen prahlerischen Goliath und manchen großen Christoph in den Sand. — Der zweyte Band der Ceres folgt rasch auf den ersten und wie zu hoffen ist, wird er diesen an Interesse und Gehalt überbieten. Nur durch solche Mittel kann dieses periodische Werk seinen Kreis von Lesern nach und nach erweitern, auch eine längere Dauer, als seine Vorgängerin, genannt Feyerstunden, sich versprechen. Schriften dieser Art interessiren nicht so leicht ein großes Publikum, da die Perioden ihrer Erscheinung theils zu entfernt, theils ungewiß sind. Desto schlimmer, wenn sie oft Fragmente liefern, auf deren Fortsetzung man lange warten und zuletzt wohl ganz entbehren muß! — Die gelesensten Zeitschriften — weil das Gesagte ganz natürlich darauf hinführt — sind hier unter den ausländischen, das Morgenblatt und die Abendzeitung, unter den inländischen die Wiener Zeitschrift. Letztere gewinnt auch auswärts immer größere Theilnahme, vorzüglich durch das rastlose Bestreben des Herausgebers, auch Gegenstände aus dem Gebiet der höheren, einem großen Theil der Leser unzugänglichen, ja vom blinden Vorurtheil wohl gar als ungenießbar und allzutrocken verschrieenen Wissenschaften, in einem gefälligen und leicht faßlichen Gewande mitzutheilen. Ein Vorzug, dessen nur wenige, namentlich das erste der vorhin erwähnten Zeitschriften des Auslandes sich rühmen können. Hierher gehören die mit Recht auch außerhalb der Heymath geschätzten astronomischen Aufsätze des Directors der hiesigen Sternwarten, (Littrow), der vor kurzem in seinen kritischen Bemerkungen über den Thierkreis von Denbehra einen neuen Beweis gegeben hat, wie man auch einen vielfältig beleuchteten und bis zum Ueberdruß besprochenen Gegenstand immer noch eine anziehende Seite abgewinnen, durch Popularität und Klarheit selbst die Aufmerksamkeit des nach Unterhaltung und Zerstreuung allein haschenden Theils der Leser auf angenehme Art fixiren kann.

Die gehaltvollen, sonst so reichen Fundgruben des Orients liefern leider keine Schätze mehr! Das Hormayrsche Archiv erweitert nach und nach die Summe seiner Rubriken, auch wohl die Zahl der Leser. Die Ueberschrift möchte bald eine Abänderung erfordern. Der Herausgeber ist bemüht, auch werthvolle Schriftsteller in andern Gegenden Deutschlands zur Theilnahme anzuregen. Hoffentlich werden in der Folge manche mit zu vieler Weitschweifigkeit, die öfter auch Gehaltlosigkeit mit sich führt, behandelte Lokalitäten, die selbst den zunächst stehenden Leser, wenigstens in alltäglich sentimental-poetischer, oder verfehlter humoristischer Form nicht wohl interessiren mögen, etwas mehr beschränkt oder durch andere ersetzt. Der Sammler wandelt seine alte, wohlgebahnte Straße fort. Leichter wird es ihm allerdings, der gewählten Firma zufolge, durch angenehme Gaben seine Kunden zu erfreuen, als so manchem seiner Nachbarn und Kollegen. Das Notizenblatt zeichnet sich durch seine Mittheilungen über die neuesten und bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst aus. Möchte diese Rubrik doch ihren bisherigen Charakter, besonders ihre Gründlichkeit, doch nur ferner auch behaupten!

Der Bau einer neuen Sternwarte außerhalb der Stadt, die, wo möglich, alle der Wissenschaft nöthigen Vortheile gewähren soll, ist früher schon beschlossen worden und wird bald zur Ausführung gebracht werden. Auch sollen die astronomischen Beobachtungen und Tagebücher fortbin sorgfältig gesammelt und zum weitern Nutzen herausgegeben werden, da sie sonst gewöhnlich in Winkeln, mit Staub bedeckt, der Vergessenheit und dem Moder Preis gegeben würden.

Der Palast des Erzherzogs Karl, in Baden, ist nicht, wie in vorhergegangenen Notizen gesagt wurde, nach dem Model des alten Stammhauses, Nassau-Weilburg, gebaut. In einer von dem Baumeister gelieferten Beschreibung des neuen Schlosses wird jene, wie es dort heißt, ziemlich weit verbreitete irrige Meinung widerlegt. Um so leichter konnte es geschehen, daß der Wiener Korrespondent Theil daran nahm; die Wahrheit ist ihm aber viel zu theuer, um sie jemals zu verläugnen. Weder Vorurtheil, noch Parteylichkeit sollen irgendwo auf seine Aeußerungen Einfluß haben; den Irrthum kann er ihm nicht allemal verweisen.

Ein hiesiger einsichtsvoller, menschenfreundlicher Arzt, aus Wielands Vaterstadt (Biberach) gebürtig, hat den Plan entworfen, ein Institut für solche zu errichten, die an Lungensüchten leiden, weil er diese Krankheit in allen Graden, denjenigen ausgenommen, worin sie die vollendete genannt wird, für heilbar hält, was der bisherigen Ansicht und Behandlungsweise nach der Fall nicht war. Ein Millionär, nobilitiert oder bürgerlich, der seinen Namen gern verherrlicht, sollte dieses Vorhaben unterstützen. Eine weblangebrachte Summe, aus einer Kasse, worin Millionen liegen, verursacht dieser nicht so leicht die Schwindsucht.

Der hier lebende Schriftsteller Berling ist zwar lange an asthmatischen Uebeln niedergelegen, ist aber nicht, wie ein auswärtiges Blatt gesagt hat, gestorben; auch ist er kein Israelit, welches letztere kein vernünftiger Mensch als einen Vorwurf betrachten kann, deßhalb dieses nur eine Berichtigung ist.

Druckfehler.

In Nr. 226, befindet sich in der Auflösung des Logogryphs der Fehler: Elise, statt: Elisa.

Nro. 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. October 1823.

Süßer Tod, ſüßer Tod, komm,
Komm, ſenk mich nieder ins kühle Grab!
Brich, o Herz, brich, o Herz fromm,
Stirb fromm der ſüßen Tyrannin ab!

Altengliſch.

Proben aus den nächſtens erſcheinenden „Stimmen des ruſſiſchen Volks," von P. v. Goetze.

4.

Treue bis in den Tod.

Nebel birgt die ſchöne Sonne, Nebel,
Iſt vor Nebel nicht zu ſchaun die Sonne.
Harmvoll iſt die ſchöne Maid und traurig,
Niemand kennet ihren ſtillen Kummer;
Wiſſen ihn die eignen Eltern nicht,
Noch das Schweſterlein, das weiße Täubchen.

Du betrübte, ſchöne Maid, betrübte,
Kannſt des böſen Grams dich nicht erwehren,
Kannſt vergeſſen nicht den ſüßen Freund,
Nicht bey Tage, noch bey nächt'ger Weile,
Nicht beym Morgen-, noch beym Abendroth?

Spricht in ihrem Gram das Mägdelein:
„Werde dann den ſüßen Freund vergeſſen,
Wenn die ſchnellen Füße mir verſagen,
Matt ſich ſenken meine weißen Hände,
Sich mit Sand die Augen überfüllen,
Bretter meine weiße Bruſt verhüllen.

Ein Zuſatz zu Heyne's Leben, ſeinen Ruf als Ober-Bibliothekar nach Dresden betreffend.

(Beſchluß.)

Der Graf Marcolini ließ hierauf zuerſt durch den oben erwähnten Herrn Nitzſche (wie aus ſeinen Briefen erhellt, zugleich einem alten Bekannten von Heyne) privatim ſchreiben; jedoch ohne alle beſtimmte Anerbietungen*). Die Antwort von Heyne, ſo wie ſie in ſeinem Concept vor mir liegt, iſt folgende: „In Ihrem an mich erlaſſenen Schreiben erkenne ich noch die alte Freundſchaft. Die mir darin gezeigte Ausſicht erweckt freylich alle meine Vaterlandsliebe; der Wunſch, aus den überhäuften Geſchäften in eine ehrenvolle, ruhigere Lage zu kommen, in welcher ich den Reſt meiner Tage beſchließen könnte, ward lebhafter wie jemals. Ich habe wohl genug für Göttingen gearbeitet, ſo daß ich wohl auch daran denken kann, in einem ruhiger beſchäftigten Leben auch ein wenig mir ſelbſt zu leben. So weit alſo von Neigung und Wunſch die Rede iſt, wäre die Sache bald im Reinen. Aber die Schwierigkeit iſt, wie aus dem hieſigen Dienſt zu kommen. Geradezu ihn aufzuſagen und meine Dimiſſion zu fordern, wäre in meinen Verhältniſſen, und bey der Art, wie man mich in Göttingen aufgenommen, wie man mir begegnet, mich

*) Unter dem 16. December 1786.

mit Gnadenbezeugungen überhäuft hat, unredlich und undankbar, aber auch unweise, da wegen der künftigen Lage noch nichts festgestellt ist. Erst etwas festzustellen, und dann meine Dimission zu suchen, wäre unredlich gegen Sie und mein Vaterland; denn wie? wenn die Dimission verweigert würde? So wäre von mir Verabredung genommen, die ich hinterdrein nicht leisten könnte." Ihm sey also, fährt er fort, nichts übrig geblieben, als die Sache nach Hannover zu melden, wo man jedoch nichts definitiv beschließen könne, weil sie dem Könige vorgetragen werden müsse. Dieß sey bereits geschehen, in etwa drey Wochen sehe er der Resolution entgegen, und werde dann sofort Nachricht geben. „Bis dahin, heißt es dann, will ich also auch kein Wort über die Wünsche und Bedingungen äußern." — Das Concept dieses Briefes ist vom 5. Januar 1787 datirt. Bereits unter dem 15ten desselben Monats erfolgte indeß von Dresden der offizielle Antrag in einem eigenhändig unterzeichneten Briefe des Ober-Kammerherrn, Grafen Marcolini, den ein zweyter Brief des Herrn Nitzsche begleitete. „Der Churfürst, heißt es in dem Briefe des Grafen, wolle die erledigte Stelle mit einem würdigen und in Reputation stehenden gelehrten Manne wieder besetzt wissen. Sie, Herr Hofrath, sind denn dieser Mann, der sich bey der gelehrten Welt vorlängst und allhier genugsam ausgezeichnet hat, und der Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu dieser Ehrenstelle vorzüglich empfohlen und in Vorschlag gebracht worden ist. Sollte ein Vorschlag, der Sie wieder in Ihr Vaterland zurückruft, und eine damit verbundene ehrenvolle Lage Dero Neigung angemessen seyn, so habe ich Sie hierüber um eine baldige Erklärung, und über die dabey Ihrerseits in Betracht kommenden Bedingungen, um solche mit den hiesigen abmessen zu können, sehr dienstlich zu ersuchen. Vorläufig jedoch zu berühren, so würden, wie Sie auch selbst erwägen werden, die hiesigen Bedingnisse mit jenen seitherigen Vortheilen, die Sie zu verlassen gedächten, im gleichen Verhältniß nicht stehen können, sondern nach der hiesigen, Ihnen nicht unbekannt seyn könnenden, Verfassung, mit Hinsicht auf eine mehr ruhige Lebenszeit und dieser zweckmäßige Arbeiten, zu beurtheilen seyn. Es wird mir sehr angenehm seyn, durch eine mir zukommende baldige Antwort meinen Wunsch mit dem Ihrigen vereinigt zu erfahren. Der ich u. s. w.*)."

Heyne beantwortete diesen Brief am 9. Februar. Das von ihm ins Reine geschriebene Concept lautete folgendermaßen: „Das gnädige Schreiben Ew. Excellenz vom 15. Januar, und der darin enthaltene Antrag des Ober-Bibliothekariats bey der dortigen churfürstlichen Bibliothek, konnte mir nicht anders als angenehm und ehrenvoll seyn. Der Ruf in mein Vaterland, das von dem besten Fürsten beherrscht wird, an eben die Bibliothek, wo ich vor vier-und-zwanzig Jahren als Unter-Bibliothekar stand, die mir auch noch so gut bekannt und meinem Gemüth gegenwärtig ist; unter der Direktion eines so aufgeklärten Kenners, als Ew. Excellenz sind: alles dieses hat viel Reizendes für mich. Da ich mich indeß hier geschätzt und geehrt sehe, und von meinem Könige und dem Ministerium tausend Beweise von Zutrauen und gnädigem Wohlwollen habe, so erforderte Pflicht und Dankbarkeit, erst um die höchste Erlaubniß anzusuchen, daß ich in mein Vaterland wieder zurückkehren, und zu dem Ende mich in Unterhandlungen einlassen dürfte. Hierzu hatte ich bereits die nöthigen Schritte gethan, und die Sache ist dahin geleitet und gediehen, daß ich wohl mit Sicherheit weiter gehen könnte. Allein in Ew. Excellenz Schreiben stehen die Worte: „Vorläufig jedoch zu berühren, so würden, wie Sie auch selbst erwägen werden, die hiesigen Bedingnisse mit jenen seitherigen Vortheilen in gleichem Verhältnisse nicht stehen können." Unmöglich kann hiervon der Sinn seyn, daß ich mich aus bessern und vortheilhaftern in minder vortheilhafte Bedingungen einlassen, eine ehrenvolle Stelle, worin ich Achtung, Ansehen, Celebrität und alle Vortheile, die sich nur ein deutscher Gelehrter wünschen kann, besitze, gegen eine andere vertauschen soll, worin ich meine Vortheile aufgeben und geringere Besoldung und Vortheile erhalten soll. Ehe*) ich also nicht nähere Erklärung über jene Stelle, und Aussicht von anständigen Anerbietungen erhalte, bin ich selbst nicht im Stande, eine weitere Erklärung von mir zu geben. Der ich ehrerbietig verharre u. s. w.

Wie dieser Brief von dem Grafen aufgenommen ward, lehrt das Antwortschreiben des Herrn Nitzsche vom 26. Februar: „Ew. Wohlgeboren Schreiben vom 9ten dieses habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und die Einlage an Se. Excellenz, den Herrn Grafen Marcolini, sogleich abgegeben. Sie erbrachen den Brief und lasen ihn; gaben mir solchen und sagten: „Der Herr Hofrath hat sich anders entschlossen und keine Lust hierher; der Brief accordirt nicht mit dem, was man mir gesagt hat." Er habe, fährt er demnächst fort, Befehl erhalten, das Schreiben an ihn zu beantworten, indem die Sache nun ganz abgethan sey**).

Dieß ist eine vollständige Erzählung dieser Geschichte in allen ihren wesentlichen Punkten; denn eine Wiederholung und Widerlegung einer Menge Klatschereyen, die, wie aus den Briefen erhellt, in Sachsen und hier verbreitet wurden, wird man nicht von mir fordern. Zwey Resultate gehen also aus dieser Darlegung hervor; das

*) Brief des Grafen Marcolini an Heyne, 15. Januar 1787.

*) Die folgenden Worte stehen nur in dem ersten Concept, nicht in der Abschrift.

**) Brief von Nitzsche an Heyne, vom 26. Februar 1787.

Eine: daß nicht Heyne sich um die Stelle bewarb, sondern daß sein Vaterland ihn suchte; das Andere: daß er nie eine bestimmte Forderung gemacht hat, als daß er für das hier Aufzugebende entschädigt werden müsse; also auch nicht durch übermäßige Forderungen von seiner Seite die Unterhandlung abgebrochen ward. Dieß waren die beyden Punkte, die ich gegen Herrn Ebert beweisen wollte; das Urtheil, in wie fern es geschehen sey, bleibt dem Leser überlassen.

Für die Berichtigung der Nachrichten über die lezten günstigen Schicksale der Brühl'schen Bibliothek, S. 85., die Heyne, so wie ich, nicht wissen konnte, bin ich Herrn Ebert Verbindlichkeit schuldig. Sollte meine Biographie noch eine dritte Auflage erleben, werde ich nicht unterlassen, Gebrauch davon zu machen. Aber einen andern Punkt kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen: Bey Erwähnung der Anwartschaft, die Heyne hauptsächlich durch die Verwendung des ersten Bibliothekars, Clodius, 1760 auf die zweyte Bibliothekar-Stelle an der königlichen Bibliothek erhielt (eingerückt ist er bekanntlich darin nicht), sezt Herr Ebert, S. 83., hinzu: „Er (Clodius) durfte vielleicht erwarten, daß Heyne, nach Erreichung seines Wunsches, ihn bisweilen unterstützen würde; aber kein Katalog und kein Journal jener Zeit gibt das geringste Zeugniß von Heyne's Theilnahme an den Arbeiten auf der königlichen Bibliothek." Das heißt also Heyne des Undanks beschuldigen. Aber wie kommt es denn, daß die auf hiesiger Bibliothek befindlichen, aus der Auktion der königlichen Dresdner Bibliothek erkauften, Doubletten von Heyne's Hand als Doubletten signirt sind? Dieß konnte ja doch nicht erst hier geschehen? Die Sache bleibt also wenigstens zweifelhaft. Wenn aber außerdem Herr Ebert in meiner Biographie die Belege findet, daß Heyne, seit er in dem Brande von Dresden 1760 alles das Seinige verlor, bis November 1762, wo die erste Anfrage aus Göttingen kam, fast nie in Dresden war, sondern gedrückt von Mangel und häuslichen Sorgen mit seiner Gattin als Flüchtling in Sachsen und in der Lausitz umher irrte, so wird er ihm hoffentlich auch die Arbeiten auf der königlichen Bibliothek erlassen.

Herr Ebert hat sehr Recht, zu sagen, daß das weitre Detail jener Vorgänge für das Publikum kein Interesse mehr haben könne. Daß jedoch der Charakter eines, für die Welt wichtig gewordenen, Mannes nicht entstellt werde, dabey bleibt das Publikum immer interessirt. Ich habe zu dem gegenwärtigen Aufsaz noch einen andern Beweggrund. Ich will nicht, daß man mir in der Biographie meines Schwiegervaters auch nur die kleinste Abweichung von der Wahrheit, wo es in meinen Kräften stand, sie zu erforschen, soll nachweisen können; und ich darf hoffen, daß das hier Gesagte dazu einen nicht ganz unerheblichen Beleg geben wird.

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von Alischar und Smaragdine.

Es war einmal in der Provinz Chorassan ein sehr reicher Kaufmann, dem noch in seinem sechszigsten Jahre ein Sohn geboren wurde, den er Alischar nannte. Fünfzehn Jahre nachher starb der Vater, nicht ohne seinem Sohne auf dem Todtenbette noch viel heilsame Lehren gegeben zu haben, die mit moralischen und erbaulichen Versen untermischt waren. Alischar ließ seinen Vater zur Erde bestatten, und bald darauf auch seine Mutter, und fieng dann an, in seinem Laden Handel zu treiben, wie es vorher sein Vater gemacht hatte. So verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß er diesem vernünftigen Betragen untreu ward, allein nach einem Jahre und einigen Tagen stürzte er sich in die Gesellschaft von Buhlerinnen, mit denen er sein Vermögen durchbrachte, und zwar so schnell, daß alle Reichthümer der Erde für ihn nicht hingereicht hätten. Er wurde also gar bald genöthigt, seinen Laden und seine Kleider zu verkaufen, und es blieb ihm nichts übrig als das Hemd, das er auf dem Leibe hatte. Da verschwanden auf einmal seine Träume von Glück, und die Vernunft brachte ihn gar bald auf traurige Betrachtungen. Da er nichts hatte, womit er nur den Hunger hätte stillen können, der ihn quälte, so irrte er in den Straßen umher, ohne daß ihn irgend einer von den Gefährten seiner ehemaligen Ausschweifungen unterstüzte. Als er in diesem Zustande auf den großen Platz der Stadt kam, sah er einen Haufen Leute in einem Kreise stehen. Er näherte sich ihnen, um zu sehen, was hier vorgehe. Da sah er in der Mitte eine Sklavin von zierlichem Wuchse stehen. Ihre Wangen glichen der Rose, und ihre Bildung war so schön, daß man auf sie folgende Schilderung eines Dichters hätte anwenden können.

„Vollendet ist sie aus der Hand der Schönheit her„vorgegangen. Sie ist weder zu groß noch zu klein."

„Das Fleisch rundet ihre Glieder in den schönsten „Verhältnissen. Sie ist weder zu fett, noch zu mager."

„Ihr Gesicht ist der Mond, ihr Leib ein zarter „Zweig, ihr Athem haucht Muskus. Sie hat ihres Glei„chen nicht."

„Sie scheint aus Perlenwasser gebildet; indem es die „Schönheit ihres Gesichtes zurückwirft, zeigt es auf jedem „ihrer Glieder einen Mond."

Kaum hatte Alischar sie erblickt, als er von heftiger Liebe zu ihr hingerissen wurde. Er wußte nicht, was er thun oder sagen sollte und blieb auf der Stelle, wo er war, unbeweglich stehen. Die Umstehenden, welche glaubten, daß er noch die Reichthümer seines Vaters besize, und noch nicht wußten, daß er Alles durchgebracht hatte, zweifelten keinen Augenblick daran, daß er deßhalb hieher gekommen sey, um in der Auktion diese Sklavin zu erstehen. Der Ausrufer stellte sich also vor sie hin, und fing die Versteigerung an, indem er auf die gewöhnliche Weise rief: Reiche Kaufleute! Großhändler! Leute von Stand!

und Würden: Was wollt ihr für diese nußbraune Sklavin geben, die die Gebieterin des Mondes ist, Smaragdinchen heißt, und deren Ruf einer unberührten Perle gleicht? Sagt euer Gebot, groß und klein.

Zuerst wurden 525 Dukaten geboten. Da ging gerade ein alter Mann mit Namen Baschibedden, der schielend, ungestaltet und sehr häßlich war, über den Markt, und trieb jenes erste Gebot bis auf 1000 Dukaten hinauf. Da hielt der Ausrufer einen Augenblick inne, aber Alle, die bisher mit geboten hatten, schwiegen still. Der Ausrufer fragte also den Herrn der Sklavin, ob er den Handel auf dieses Gebot zu schließen geneigt sey. Dieser bejahte es, aber, sezte er hinzu, unter der Bedingung, daß die Sklavin selbst mit ihrem neuen Herrn zufrieden ist, denn ich habe ihr versprochen, daß ich sie nur an einen solchen Herrn verkaufen will, dem sie selbst anzugehören Lust hat. Der Ausrufer befragte also die Sklavin deßhalb. So wie diese aber den Alten mit seiner scheußlichen Figur gesehen hatte, rief sie aus: Gott soll mich bewahren. Kennt ihr nicht folgende Stelle eines alten Dichters, welcher sagt:

„Ich hatte einen zahlreichen Hof, ich war angesehen
„und reich, aber meine Schöne erblickte meine grauen
„Haare. Da wandte sie sich von mir ab und entfloh. Ich
„schwöre es, sagte sie, bey demjenigen, der den Menschen
„aus dem Nichts hervorgezogen hat, die grauen Haare sind
„nicht dazu gemacht, um mir Genuß zu gewähren, denn
„bey Gott, da ist nichts als feuchte Baumwolle."

Ihr habt Recht, sagte der Ausrufer und der Herr der Sklavin, wir wollen zusehen, ob sich ein anderer Käufer findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im September.

Von den vierzehn Theatern, welche die Abendunterhaltung eines Theils des Londoner Publikums ausmachen, sind in den Sommermonaten (d. h. bis zum 1sten Oktober) das italienische Opernhaus, Coventgarden und Drurylane-Theater (also die drey vorzüglichsten geschlossen; es hängt dann von den diplomatischen Gaben der Unternehmer der andern Theater ab, welches den Vorzug erhält. In diesem Jahre steht Haymarket-Theater oben an und mit ihm ringt noch gewissermaßen um die Ehre des ersten Ranges das englische Opernhaus. Unter den Stücken, welche wir bis jezt in Haymarket gesehen, zeichnet sich ein Lustspiel „Sweethearts and Wives" nicht seiner Neuheit wegen, sondern wegen der vollendeten Darstellung sämmtlicher Hauptrollen vortheilhaft aus. Ein so durchaus komisches Talent, wie das von Liston, haben wir nie gesehen. Er spielt in dem genannten Lustspiel die Rolle des Billy Lackaday, eines romantisch-empfindsam-albernen Gärtnerburschen so vortrefflich, daß oft das ganze Haus vor Lachen erschüttert zu seyn schien. Miß Paton ist in dem genannten Lustspiele nun zum zweyten Mal im Haymarket-Theater aufgetreten; sie spielte die Rolle der Laura so zart, so innig und zugleich mit so viel guter Laune, in einem so edlen Geschmack, daß wir uns freuen, sie recht oft zu hören; ihre Sprache, ihr Gesang (denn Gesang muß überall in den kleinern Theatern mit eingewebt werden; Stücke ohne Gesang dürfen nur in Coventgarden und Drurylane-Theater gegeben werden) ist metallreich und seelenvoll; ihr Geberdenspiel ruhig, besonnen und rund. Miß Chester ist mit Miß Love ganz zu naiven Rollen geschaffen; nur ist die erstere mehr natürlich und die andere mehr affektirt und puppenartig. Jugendliche Liebhaber spielt Hr. Vining mit Beyfall. Er hat eine schöne Figur, angenehme Züge und gesellschaftliche Bildung. Ihn und den erst genannten Komiker sahen wir in ihrer ganzen Glorie in einem Lustspiele: „Fish out of Water" (der Fisch außerhalb des Wassers). Der Zufall fügt es nämlich, daß Liston, der Koch, als Sekretär, und Vining, der Sekretär, als Koch, in einem vornehmen Hause aus Ungeschicklichkeit des Hausbofmeisters engagirt werden und sich nun in ihren mannigfaltigen Verrichtungen durchkreuzen, einander kritisiren, sich unter sich ausbelfen u. s. w. Es sind dieß eine Reihe von Scenen, die eben so lustig erdacht als ausgeführt sind und von den beyden Schauspielern recht con amore dargestellt werden. Man wiederholt, wie überhaupt alle nicht ganz schlechten Stücke, diese Lustspiele sehr oft, ohne daß die Anzahl der Zuschauer abnähme. Im Haymarket-Theater fiel uns auf, daß der Theil des Gebäudes, den die Zuschauer einnehmen und der gewöhnlich im Halbkreis gebaut ist, hier ein Viereck bildet, was eben so seltsam anzuschauen als zweckwidrig ist. Die Dekorationen und die Verzierungen des Hauses überhaupt, sind sehr schön, und das Aeußere dieses Theaters mit den sechs korinthischen Säulen am Eingang hat etwas Großartiges, das man an den kleinern Theatern und auch an dem Englischen Opern-Hause vermißt, dessen Eingang eher dem eines Kaufladens zu vergleichen ist. Man hatte uns Hrn. Mathews als einen der ersten Komiker Englands gerühmt und wir eilten, seine Bekanntschaft zu machen. Liston übertrifft ihn aber weit; es ist eine große Monotonie in seiner Sprache und seine Bewegungen sind nicht frey und natürlich genug. Er kam kürzlich von Amerika zurück, wo er viel Aufsehen machte; der mäßige Beyfall, den er, im Vergleich mit dem Ruhm, mit welchem man von ihm sprach, in einem „Monsieur Tonson" betitelten Lustspiele fand, ist leicht zu erklären. Er stellt einen Franzosen dar, ohne der französischen Sprache mächtig genug zu seyn und ohne das Lebendige wieder geben zu können, das man einmal als charakteristische Eigenthümlichkeit der Franzosen angenommen hat. In einem andern Lustspiel (guardians outwitted) trat er als Jüngling, als Greis und als Quäker auf, ohne eine andere Rolle als die des Greisen wahr und komisch darzustellen. Wir sahen in diesem wie in andern Schauspielhäusern hier, die Secte der Quäker lächerlich machen und die Zuschauer belustigen, während wir doch fanden, daß man die Quäker sonst schätzt und achtet, und daß sie Achtung verdienen: wie reimt sich das mit der gerühmten Philantropbie der Engländer? — Unser deutsches Lustspiel: „Er mischt sich in Alles" soll englischen Ursprungs seyn: wir haben in dem englischen Opernhaus nun das Original gesehen, und gestehen, daß dieses „Too curious by Half" (so ist der englische Titel) Too tedious by Half ist. Die Königinn dieses Theaters ist Miß Kelly; sie hat eine schöne Figur und bildete sich nach guten Mustern, die dem ältern englischen Theater nicht fehlten, in der neuern Zeit aber selten geworden seyn sollen. Wir sahen sie als Quäkerin in einem alten unbedeutenden Lustspiele, das sie allein durch ihr vortreffliches Spiel hob und hielt. Sie ist nichts weniger als unterstützt von den übrigen Gliedern der Bühne, obgleich man uns den und jenen als Mitglied des Theaters von Covent-Garden zeigte, der die Sommermonate auf dieser Bühne spiele; sie übertrifft diese entweder an Talent weit, oder diese Herrn zeigen sich nur auf ihrem Theater in ihrer ganzen Glorie. Der Tumult auf den Gallerien dieses Theaters, wo sich die leichtsinnigen Schönen Londons schaarenweise sammeln, ist unausstehlich für den, der etwas hören will; in den Zwischenakten strömt diese unheilige Schaar in die, dufterfüllten, mit allen Arten von Laub und Blumen besezten Coridors und ahmt so gut als es angeht, die Sitten und den Anstand der vornehmen Welt nach. Wer zum erstenmal in diese Zaubergärten tritt, dürfte leicht eine Armida für eine Agnes nehmen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 79. u. Monatsreg. September.

Nro. 237.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. October 1823.

— Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;
Zu schauen, wie vor uns ein großer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Goethe im Faust.

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortsetzung.)

Die Glocke, welche Doktor Halley erfand, hatte die Gestalt eines abgeschnittenen Kegels, wovon das untere breitere Ende offen und das obere engere verschlossen war. Sie war mit Bley behangen, und dergestalt aufgehängt, daß sie voll Luft untersank, und das untere Ende, in paralleler Richtung mit dem Horizont, die Oberfläche des Wassers auf einmal berührte. In dieser Glocke sitzt der Taucher, und läßt sich in der verschlossenen Luft zur verlangten Tiefe hinab, und wenn der Raum des Gefäßes eine Tonne enthält, so kann sich ein einzelner Mensch eine volle Stunde, fünf oder sechs Faden tief, ohne viel Beschwerde darin aufhalten; allein je tiefer er abwärts geht, desto mehr wird die eingeschlossene Luft durch den Druck des Wassers zusammengepreßt. Bey einer Tiefe von 33 Fuß wird die Glocke halb voll Wasser, und der Druck des eingedrungenen Wassers ist dann jenem der Atmosphäre gleich, die sich in dem Gefäße befindet. Bey andern Tiefen verhält sich der Raum, welcher durch die zusammengepreßte Luft in dem obern Theile der Glocke eingenommen wird, zu dem untern mit Wasser angefüllten Theile derselben, wie 33 Fuß zur Oberfläche des Wassers in der Glocke unterhalb der eigentlichen Wasserfläche über dem Gefäße. Wenn diese verdichtete Luft eingeathmet wird, so durchdringt sie alle Höhlungen des Körpers, ohne besonders nachtheilig zu seyn; wenn man nur die Glocke so langsam untersinken läßt, daß sich die darin befindliche Person nach und nach daran gewöhnt. Die größte Unbequemlichkeit dieser Maschine besteht jedoch darin, daß das darin sich mehrende Wasser die vorhandene Luft so sehr zusammendrückt, daß sie bald erhizt und zum Athemholen untauglich wird. Die Glocke muß daher immer von Zeit zu Zeit wieder hinaufgezogen werden, um frische Luft einzulassen, und die Lage des Tauchers ist darin sehr unbequem, weil ein so beträchtlicher Theil seines Körpers im Wasser ist.

Um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, und den Taucher mit frischer Luft zu versehen, auch das Wasser nicht in die Maschine eindringen zu lassen, verfertigte Doktor Halley eine hölzerne Glocke, welche oben drey und unten fünf Fuß im Durchmesser hatte, acht Fuß hoch war und 63 Kubikfuß Raum enthielt. Sie war dergestalt mit Bley behangen, daß sie in senkrechter Richtung untersank. Oben war ein starkes concaves Glas, die concave Seite abwärts gerichtet, angebracht, welches als Fenster diente, um Licht einzulassen, und ebendaselbst befand sich auch ein Hahn, um die erhizte Luft auszusondern. Sie war mit einem kreisförmigen Sitze für den Taucher versehen, und ungefähr drey Fuß unterhalb der Glocke befand sich ein Gerüst, um darauf zu arbeiten. Dieses Gerüst war an drey Tauen aufgehängt, wovon jedes mit einem Gewicht von hundert Pfund beschwert war, um es vor schwankender Bewegung zu sichern. Um diese Glocke unterhalb des Wassers mit Luft zu versehen, wurden zwey Fäßchen, jedes sechs-und-

dreyßig Gallonen haltend, dazu angewandt, welche dergestalt mit Bley beschlagen waren, daß sie leer untersanken, und jedes hatte ein Spundloch am untern Theile desselben, um das Wasser beym Untersinken eindringen zu lassen, so wie sich die darin enthaltene Luft verdichtete, und es wieder auszuleeren, wenn sie voll auf die Oberfläche kamen. Oben auf den Fäßchen befand sich ein anderes Loch, worin eine lederne, mit Bienenwachs und Oel bestrichene, Röhre angebracht war, welche auf der Seite bis unter das Spundloch herabhing, und durch ein Gewicht abwärts gedrückt wurde, so daß die Luft in dem obern Theile der Fäßchen nicht entwischen konnte, bevor der Schlauch nicht in die Höhe gehoben würde. Die Fäßchen selbst waren an Zugseilen befestigt, woran sie abwechselnd auf- und niedergezogen wurden, gleich den Wassereimern in einem Ziehbrunnen; und so wurde beständig frische Luft von oben nach der Glocke gesandt. Beym Abwärtsgehen waren diese Fäßchen durch Seile gehalten, welche an dem untern Theile der Glocke befestigt waren, so daß das untersinkende Fäßchen augenblicklich einem Mann in die Hände fiel, welcher zu diesem Behuf auf dem Gerüste stand, den Schlauch in der Glocke in die Höhe hob, sobald er über dem Wasser war, und die Luft entleerte, während sich das Fäßchen von unten mit Wasser füllte. Sobald ein Fäßchen auf diese Weise empfangen und entleert wurde, wurde ein Zeichen gegeben, worauf es hinaufgezogen und augenblicklich durch ein anderes ersetzt wurde. Die dadurch erhaltene Luft war hinlänglich, daß Doktor Halley und vier andere seiner Begleiter anderthalb Stunden lang, neun bis zehn Faden tief, unter Wasser bleiben konnten, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu empfinden, da der ganze innere Raum der Glocke beständig von Wasser frey blieb. Die einzige Vorsicht, welche Halley gebrauchte, bestand darin, daß er nur sachte abwärts ging, und wenn er etwa zwölf Fuß weiter gekommen war, so hielt er an, und trieb das eingedrungene Wasser hinaus, indem er drey bis vier Fäßchen frische Luft einnahm, ehe er sich weiter in die Tiefe wagte. Sobald er an Ort und Stelle angekommen war, entledigte er sich, durch den dazu angebrachten Hahn, so vieler verdorbenen Luft, als jedes Fäßchen ersetzen konnte, und obgleich die Oeffnung, durch welche diese Entledigung vor sich ging, sehr klein war, so drang die Luft doch mit solcher Heftigkeit hinaus, daß das Wasser auf der Oberfläche Blasen warf. Auf diese Weise fand er, daß jede Arbeit auf dem Grunde des Meeres verrichtet werden konnte, und daß, wenn man selbst das Gerüste hinwegnähme, und die Glocke auf den Boden brächte, so könnte man mit Hülfe der Luft das darunter befindliche Wasser so weit hinaustreiben, daß es kaum die Schuhe bedecken würde. In der Glocke selbst war es, vermittelst des im obern Theile derselben angebrachten Glasfensters, so hell, daß man bey klarer See und Sonnenschein vollkommen lesen und schreiben, jeden Gegenstand befestigen und an die Oberfläche bringen konnte, der sich unter der Glocke befand. Dieser Apparat war an dem Maste eines Schiffes fest gemacht, von wo er vermittelst eines dazu angebrachten Gerüstes in jeder Richtung frey bewegt werden konnte.

Wenn die See trübe war, war es oft so finster in der Glocke, als bey Nacht; allein in solchen Fällen wurde ein Licht angezündet. Halley bemerkt übrigens eine Unbequemlichkeit insbesondere, welche er und seine Gefährten bey der Unternehmung empfanden. Sie fühlten nämlich, führt er an, zuerst einen kleinen Schmerz in den Ohren, gerade als wenn eine Tabakspfeifenröhre hineingezwängt würde; allein nach einiger Zeit entledigte sich das Ohr einer kleinen Portion Luft unter einem kleinen Geräusche, und der Schmerz ließ nach. Einer von den Tauchern, welcher es besser zu machen gedachte, als die andern, verstopfte seine Ohren mit gekautem Papier, indem er hoffte, durch dieses Mittel den Schmerz zu verhindern; allein seine Erwartung mißlang. Denn sobald der äußere Druck der Luft zunahm, wurde das Papier tiefer hineingedrückt, und zwar dergestalt, daß ein Wundarzt Mühe hatte, es herauszuholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Alischar und Smaragdine.

(Fortsetzung.)

Da näherte sich ein Mann, der schon seine Jahre zählte, der aber, um noch jung zu scheinen, sich den Bart gefärbt hatte.

„Sage, improvisirte die Sklavin sogleich, sage dem, „der sich den Bart gefärbt hat, daß ich das Falsche und Erborgte nicht liebe. Sich färben heißt sich verstellen, und „ich liebe die Verstellung nicht.“

Da trat ein Dritter in die Reihe der Bietenden, aber unglücklicher Weise war er einäugig.

„Glaubt mir, improvisirte die Sklavin, und flieht „den Einäugigen. Es taugt nichts, in seiner Gesellschaft „zu seyn, denn sonst würde ihn das eine Auge nimmermehr verlassen haben.“

„So betrachtet also diesen, der so eben herkommt, um auch ein Gebot zu thun,“ sagte der Ausrufer. Es war ein Mann von kurzem, untersetztem Wuchse, dem der Bart bis auf die Knie herabhing.

„Pfui! sagte die Sklavin, das ist der Mann, den der Dichter vor Augen gehabt hat, wenn er sagt:

„Der gütige Gott hat meinem Geliebten eine zu große

„Portion Bart verliehen. Dieser Bart gleicht einer Win„ternacht, lang, schwarz und kalt.“

„So sehet denn also selbst zu, sagte der Ausrufer, wer unter allen Anwesenden das Glück hat, Euch zu gefallen.“

Hierauf ließ sie ihre Blicke frey unter den Umstehenden umherschweifen. Zuletzt blieben sie auf Alischar haften, von dessen Gestalt sie auf der Stelle hingerissen wurde.

„Ausrufer, sagte sie, ich will Niemanden angehören, als diesem schönen, jungen Mann. Ach, er ist es ohne Zweifel, von dem der Dichter spricht, wenn er sagt:

„Unverständige werfen ihm die Leiden vor, die sein „schönes Gesicht verursacht. Wenn sie sich dagegen sichern „wollen, warum bedecken sie nicht mit einem Schleyer sein „schönes Gesicht?

„Das Wasser seines Mundes ist ein berauschendes „Naß, seine Lippen hauchen Kampherdüfte aus, der Wäch„ter des Paradieses hat ihn daraus verwiesen, aus Furcht, „daß er die Huris verführe. Die Menschen tadeln ihn, „aber der aufgehende Mond wird sein Vertheidiger.“

Als sie aufgehört hatte zu improvisiren, näherte sich ihr Herr dem jungen Alischar. „Freund, sagte er zu ihm, Ihr seht, welch ein Wunder von Schönheit, guter Erziehung und Beredsamkeit diese Sklavin ist, und wenn Ihr diesen Schatz für tausend Dukaten bekommt, so habt Ihr wahrhaftig einen wohlfeilen Kauf gethan. Ich schwöre Euch, daß sie den Koran auf sieben verschiedene Arten lieset, daß sie sich in siebenerley Arten von Handschriften auszeichnet, daß sie in Seide, Gold und Silber stickt, und daß Euer Geld sich schon allein durch den Verkauf ihrer Handarbeiten reichlich verzinsen wird.“ — „O welches Glück, rief der Ausrufer, einen solchen Edelstein zu besitzen! Wie glücklich seyd Ihr, sagte er dann zu Alischar, dem er zugleich die Hände küßte; wie glücklich seyd Ihr, daß Ihr Euch auf eine so wohlfeile Art in den Besitz eines solchen Schatzes setzen könnt. Man sieht wohl, daß Ihr ganz besonders vom Glück begünstigt seyd.“

Alischar konnte nicht umhin, zu lächeln, als er diese Worte hörte. „Wie, sagte er bey sich selbst, ich bin heute noch nüchtern, und man behauptet, ich hätte Geld genug, um einen solchen Kauf zu thun?“ — Er neigte also sein Haupt und antwortete gar nichts, weil er sich schämte, die Unmöglichkeit zu gestehen, in der er sich befand, diesen Vorschlag anzunehmen.

„Geschwind, sagte die schöne Sklavin, führt mich selbst zu dem jungen Manne; ich will mit ihm reden, und ihn dahin vermögen, mich zu kaufen, denn ich bin entschlossen, nur ihm anzugehören.“ — Der Ausrufer nahm sie also bey der Hand und führte sie zu Alischar. „Geliebter meines Herzens, sprach sie zu ihm, wollt Ihr mich nicht kaufen?“ — Alischar schüttelte blos traurig den Kopf — statt zu sagen: Nein! — „Ach, sagte sie, vielleicht findet Ihr mich zu theuer. Wollt Ihr mich für neunhundert Dukaten kaufen?“ fragte sie. — „Nein!“ — „Für achthundert?“ — „Nein!“ — „Für siebenhundert?“ — „Nein!“ — „Nein?“ — Und so kam sie bis auf hundert Dukaten, empfing aber immer die nämliche Antwort. — „Ich habe nicht hundert Dukaten in meinem Vermögen,“ antwortete endlich Alischar. — „Fehlt noch viel daran? sagte sie. Wir wollen einmal annehmen, Ihr hättet achtzig.“ Und hierauf fing sie von neuem an, wieder von dieser Summe nachzulassen, bis Alischar sie auf einmal mit den Worten unterbrach: „Meine Gebieterin, ich habe weder Gold noch Silber, nicht einen Dukaten, und nicht einmal einen Heller, Ihr müßt Euch einen andern Käufer suchen.“ — „Thut, was ich Euch sage, antwortete sie; faßt meine Hand und umarmt mich von der Seite, dieß ist das Zeichen, daß der Handel geschlossen ist.“

Alischar that, wie sie ihm geheißen hatte. Hierauf zog sie aus ihrer Tasche einen Beutel, den sie ihm in die Hand drückte. „Hier, sagte sie, sind tausend Dukaten, bezahlt davon neunhundert meinem Herrn, und behaltet die übrigen hundert, damit wir die nothwendigsten Bedürfnisse zu kaufen im Stande sind.“ Alischar bezahlte die neunhundert Dukaten, und führte die Sklavin mit sich nach Hause. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im September.

(Fortsetzung.)

Wir wollen für heute die Leser nur noch in ein drittes Theater führen (in das Adelphi-Theater) und sie mit einer einzigen Person bekannt machen, denn mehr haben wir dort selbst nicht kennen gelernt. Wir reden nämlich von Hrn. John Reeve, einem theatralischen Tausendkünstler, der sein Publikum mit sehr kurzen Unterbrechungen von 7 bis 11 Uhr allein unterhält. Es ist dieser Reeve ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, unbedeutender Statur, nichtssagenden Gesichtszügen, die er aber, vielleicht eben deßwegen, jedem Charakter anzupassen weiß. Er tritt auf und erzählt Stundenlang einen ganzen Roman, oder beschreibt eine seiner Reisen u. s. w. und ahmt dabey die Sprache aller der Personen nach, die er in seine Erzählung einführt, macht alle ihre Gesichtszüge nach, ohne ein einziges Mal in der Wiederholung (wenn nämlich dieselben Personen zum zweyten-, dritten- oder zehntenmal erscheinen) fehl zu greifen. Die Geläufigkeit seiner Zunge ist unbeschreiblich. Sein Vortrag ist zuweilen geistreich und witzig. Ferner: er führt ganze Komödien allein auf, d. h. er kleidet sich so schnell um, Kleidung, Sprache und Gebehrden sind so dem jedesmaligen Charakter angepaßt, daß die Täuschung vollendet zu nennen ist und daß er durch die Geschwindigkeit, mit welcher er sie z. B. aus einem Kapitaine in ein Bauernmädchen verwandelt und durch die Treue, mit welcher er den einen wie den andern Charakter darstellt, überrascht und das Interesse am Ganzen unterhält. Zum Schluß seiner Vorstellungen ahmt er gewöhnlich die vorzüglichsten Schauspieler Englands nach; diese Nachahmungen sollen täuschend wahr und treffend bis in die kleinsten Einzelnheiten seyn. Das Ganze ist nun zwar nichts Anderes als Kunststückchen und man bedauert, daß ein schönes Talent nicht zu etwas besserm verwendet worden; indessen ist das Pu-

stillum höchst vergnügt über die Leistungen des Mannes und es sieht ihn wohl Jeder einmal mit Genuß. — Vom Adelphis-Theater führe ich den Leser einen drey bis vier englische Meilen weiten Weg, nach Vauxhall nämlich, um ihn dort mit einer ächt Englischen oder vielmehr ächt Londner Nacht bekannt zu machen. Wer den Weg in die Vauxhall-Gärten nicht kennt, den leitet der brennende Himmelsfleck über denselben; denn die Beleuchtung ist so stark, daß man von ferne einem ungeheuern Brande zu nahen glaubt. Des Eintretenden Auge ist geblendet von dem Glanz der Tausende von Lichtern, von dem Zauber, den sie umfließen. Da führt ein unabsehbarer Gang, den Flammen zu wölben, dessen Wölbungen Flammensäulen zu tragen scheinen, zu stillern Wegen, wo milde, dem Mondschein ähnliche Lichter glänzen; dort erhebt sich ein beleuchteter Balkon und eine Bande von Mohren beginnt zu musiziren; hier führt der Weg in eine weitgewölbte Halle, wo acht bis zehn Schotten ihre National-Tänze spielen und alles herbeyziehen, was Schotte heißt; da siehst du den Bergschotten mit seiner Bergschottin in Mütze und Mantel von gewürfeltem Zeug und mit den roth umschnürten Füßen den Tanz mit aller möglichen Gravität beginnen, bis die Musik die Geister erweckt und bey und die Freude aus den Augen blitzt und sich in den lebhaftern Bewegungen der Glieder ausspricht. Der Strom der Menge reißt dich fort und du stehst vor dem französischen Puppenspiel und unterhältst dich wohl eine halbe Stunde. Einen kleinen Zwischenraum benutzend, siehst du hier in einem dunkeln Gang den feuerspeyenden Vesuv und die Umgebungen Neapels, dort eine wilde Gegend mit einem Eremiten; hier Rom, dort den Nordpol u. s. w. — Die Wasser beginnen zu springen: alle Arten von Wasserkünsten, selbst die, wo, mit Schiller zu reden, Wasser mit Feuer sich mischt, sind hier zu schauen; Krystallsäulen, Krystalltempel u. dgl. scheinen sich da in der Luft zu entwickeln. Du gehst weiter und sieh, ein Feentempel hebt sich dort in die Lüfte, bis zu dem Gipfel in tausend Farben und Lichtern glänzend; eine heitere Architektur, wie Tasso und Camoens sie auf bezauberten Inseln malen; die Menge umringt den Tempel und blickt erwartend zu dem Balkon, wo denn bald eine Sängerin erscheint und ein heiteres Volkslied singt, von einer zweyten abgelöst wird u. s. w., bis ein Chorus den Akt schließt. Aber schon während des Chors tönt eine ferne Glocke; das Publikum hört nicht mehr auf den Gesang; Alles eilt dem Ton der Glocke nach; wir folgen dem Gedränge und sehen zwischen den hohen Pappeln einen geschickten Seiltänzer in kalter Beleuchtung seine Künste machen. Eine andere Glocke klingt und jetzt wird das Gedränge recht lebhaft, denn Niemand will das Ballet versäumen. Dazu ist ein schönes Gebäude in der Mitte des Gartens bestimmt, das gegen die im Freyen befindlichen Zuschauer offen ist. Der Garten wird voller und voller und man drängt sich mit Mühe so weit vor, daß man etwas von dem Ballete sieht. Der Vorhang rauscht unverzüglich auf und in zauberischer Beleuchtung schweben leichte, anmuthige Gestalten, von den Tönen der Musik gehoben, vor dir vorüber. Grazie und hohe Kunstfertigkeit zeichnen die Tänzerinnen aus; die Gruppen gerathen weniger; die Kinder, welche in den Zwischenakten tanzen, sind sehr gut eingeübt. Zum größten Vergnügen des Publikums zeigte sich ein junges Mädchen in diesem Ballet, das eine ausgezeichnete Tänzerin zu werden hoffen läßt. Eine schönere Gestalt und glücklichere Züge lassen sich kaum denken. Eine Todtenstille herrschte, so lange sie tanzte, und als sie endigte, schien das Beyfallrufen nicht mehr endigen zu wollen. — Nach dem Ballet begann der zweyte Akt des Gesanges und jetzt ging's von Ohr zu Ohr: „Polly Hopkins, polly Hopkins!" Polly Hopkins ist nämlich jetzt das Lieblingslied der Londner. Die Melodie ist die des bekannten „Wenn ich in der Früh aufsteh" — und es ist wahrscheinlich die Melodie, welche das Glück dieses Liedes ausmachte. Damit sich deutsche Leser keinen zu hohen Begriff von der englischen Volkspoesie machen, wie sie jetzt betrieben wird, setzen wir zwey Strophen von diesem Liede her. Der Verfasser ist Herr Mallison; er singt zugleich die Mannsstimme; Miß Funstall ist Polly Hopkins:

He. Pretty, pretty polly Hopkins, how do you do? etc.
She. None the better, Mr. Tomkins, on seeing you, etc.
He. With all my wealth?
She. Be quiet, pray!
He. A man of health?
She. Do get away.
He. Oh, cruel pretty Polly Hopkins, don't tell me so! etc.
She. Oh silly, silly, Mr. Tomkins, to use me so, etc.
He. When dead and burried, Polly Hopkins, remember me, etc.
She. Just what you please, Mr. Tomkins, if you 'll leave me, etc.
He. You 'll fret and cry?
She. Cry: to be sure!
He. To think that I —
She. Did'nt die before.
He. Oh, cruel, cruel Polly Hopkins, don't tell me so!
She. Oh, silly, silly Mr. Tomkins, to tease me so!
Both. Fol, lal, lal, etc. etc.

(Er. Hübsche, hübsche Polly Hopkins, wie geht es dir?
Sie. Besser nicht, mein hübscher Tomkins, seit du bey mir.
Er. Bin ich nicht reich?
Sie. O still, ich steh'.
Er. Dem Lenze gleich?
Sie. Ich bitte, geh'.
Er. O wilde hübsche Polly Hopkins, sprich nicht so!
Sie. O dummer, dummer Mr. Tomkins, quäl mich nicht so.
Er. Trägt man zu Grab mich, Polly Hopkins, dann denk' an mich, ꝛc.
Sie. Ja, Alles, Alles, Mr. Tomkins, nur lasse mich.
Er. Du grämest dich —
Sie. Grämen: Auf Ehr'!
Er. Denkend, daß ich —
Sie. Nicht starb vorher.
Er. O wilde ꝛc. s. w. u. s. w.)

Nach diesen Gesangbelustigungen, welche mit großen Musikstücken (wir hörten z. B. die Ouvertüre aus Don Juan, aus der Gazza ladra und Chöre aus dem Freyschützen) mit Begleitung einer die Nacht herrlich durchströmenden Orgel abwechseln, folgt das Feuerwerk, während dem ein Seiltänzer auf einem Seile in Mitten der donnernden und leuchtenden Kugeln, der Schlangenblitze und Feuerzungen in der Höhe tanzt. Das Feuerwerk selbst betreffend, so haben wir nirgends etwas Aehnliches gesehen, sowohl was Kunst und Geschmack, als was die Ausführung betrifft. Beschreiben läßt sich so etwas nicht. Die Tanzbelustigungen gehen nun ununterbrochen im Freyen wie in den einzelnen Sälen fort und drey Musikchöre wechseln mit Musikstücken ab, während die Londner Welt theils tanzt, theils lustwandelt und theils in den Lauben zu Nacht speist. Vor drey Uhr pflegt Niemand wegzugehen; der größere Theil der Besucher aber erwartet den Morgen, um den Weg heimwärts nach Haus zu finden. Nicht selten fallen auch kleine Intermezzo's vor, welche durch ein paar schöne Augen begonnen und durch die Polizey beendigt werden; mais, c'est comme chez nous.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 79.

Nro. 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. October 1823.

Heilig achten wir die Geister.
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frey ist uns die Kunst.

Uhland.

Der Minnegesang in der Schweiz.

(Bruchstück aus einem größern noch unvollendeten Schweizer-Gedichte.)

. . . . . .

Der Ritter selbst und der fürstliche Freye,
Mit stillem Ergötzen, sie zieh'n herab,
Von schreckender Burg in des Aethers Bläue,
Herab in die Stadt, die gesicherte, neue,
Zu traulichem (Lebens-) Verkehre herab.

Und sie bringen die Leyer
Zu fröhlicher Feyer,
Sie stimmen an den Minnegesang
Viel manchen rosigen Sommer lang.
Von der Thur, von der Aar, von dem wogenden Rheine
Gen Himmel schwang, —
Erwacht mit des Mai's vielfarbigem Scheine,
Wenn Winter, der mürrische, flüchtig schied —
Aus liebenden Herzen,
Voll Weh' und voll Scherzen,
Die Klage, die Bitte, das Jubellied.
Und der Jungfrau'n holdes, vergnügliches Walten
Entzückte zu Lust
Die stählerne Brust;
Und die mächtigen, finstern Kriegergestalten,
Entladen von Helmes und Panzers Wucht,
Umschwebten mit Zucht
Das Bild der geliebten, herrlichen Frauen:
Strättlingen so, mit zartem Vertrauen;
Ringgenberg so;
Herr Walther so, von der Vogelweide;
Der Singenberg so, voll Schmerz und Freude;
Zu Hausen viel edele Herren so.
Voll Sehnens, auch fern nur die Huldin zu schauen,
Die Krone der Frauen,
Ach! waren sie Grußes der Fernen schon froh.

Da quoll des Liedes Geist, der milde,
Auch in des rauhern Bürgers Sinn,
Und lustig klang's am Mahl der Gilde,
Ja, klang's bey Schwert und Speer und Schilde
Im Uebungsspiel zu Schlachtgewinn. —
Ein sanfter Hadlub sang sein Fühlen
Bey seiner Zither Wonnespielen,
Und sah zum hehrsten Fräulein auf.
Der Fabler nach Aesopus Weise,
Der heitre Boner, laut und leise,
Gab Winke für den Lebenslauf.
Doch mächtiger im Kriegsgetümmel
Erhob sich des Gesanges Kraft.
Voran in Waffenzugs Gewimmel,
Und selbst nach Blutkampf unerschlafft,
Weit Weber! pries mit raschen Tönen
Dein kecker Spruch die Heldenthat,
Aus Jünglingsdrang und Greisesrath.

O, die Zeit der Minnelieder
Klingt der späten Nachwelt süß
Vom bemalten Blatte wieder,
Das Manesse's Kunst ihr ließ.

Nimmer wird zurück sie kehren,
Und doch nie verschwunden seyn;
Denn der Enkel Enkel ehren,
Frohen Danks, den Sänger-Reih'n.

Wohl sind auch noch unsre Holden
Liebenswerth und preisenswerth,
Schlank von Wuchs, die Locke golden,
Und das Auge lichtverklärt.

Wohl noch geb'n mit reiner Sitte
Züchtig sie vom Vaterhaus
Durch der edeln Frever Mitte
An der Mutter Arm hinaus.

Mögen bald denn Liedes-Klänge
Frisch aus jungem Dichtermuth
Mahnen an die Hochgesänge
Ritterlicher Minnegluth! —

. . . . . .

J. R. Wyß.

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortsetzung.)

Die Tauchmaschine von Triewald, Baumeister des Königs von Schweden, war viel kleiner, als Halley's. Sie war von Kupfer, innen verzinnt, und hatte blos Raum für eine Person. Um viel Licht einzulassen, waren mehrere convexe Gläser im obern Theile angebracht, und schwere bleyerne Gewichte, welche am Rande fest gemacht waren, zogen sie auf den Grund. Eine Platte, worauf der Taucher stand, war an drey eisernen Ketten befestigt, welche so lang waren, daß wenn der Taucher aufrecht darauf stand, so befand sich sein Kopf oberhalb des Wassers unter der Glocke. Diese Stellung ist besser, als wenn sich der ganze Körper außerhalb des Wassers befindet, weil die Luft in dem untern Theile der Maschine kühler und zur Einathmung tauglicher ist. Damit jedoch der Taucher seine Lage nach Belieben ändern und in das Innere der Glocke hineinsteigen konnte, brachte Triewald eine Spiralröhre auf der Seite derselben an, welche bis oben hinaufreichte, und mit einer beweglichen ledernen Röhre und einem elfenbeinernen Mundstück versehen war, damit es der Taucher in den Mund nehmen, sich frey umher bewegen und kühle Luft von der Oberfläche des Wassers unter der Glocke einathmen konnte.

Eine andere Verbesserung der Taucherglocke wurde durch den verstorbenen Herrn Spalding von Edinburg vorgenommen. Die Maschine ist von Holz gemacht, und mit zwey Paar eisernen Ringen versehen, woran sie mit Tauen schwebend erhalten wird. Unterhalb den Tauen sind eiserne Haken auf jeder Seite, woran sich bleyerne Gewichte befinden, welche die Mündung der Glocke mit der Oberfläche des Wassers parallel erhalten. Diese Gewichte allein würden indessen nicht hinreichen, die Glocke auf den Grund zu ziehen, wenn nicht im Mittelpunkt des innern Theiles der Maschine eine Flasche angebracht wäre, woran sich ein anderes Gewicht befindet, welches der Taucher nach Belieben erhöhen oder herunterlassen kann. Dieß wird das Gleichgewicht genannt, und wenn die Glocke untersinkt, hängt es unterhalb der Mündung derselben. Sollte die Glocke beym Untertauchen auf einen Felsen oder einen andern Gegenstand stoßen, so muß dieses Gewicht sogleich auf den Grund des Meeres hinabgelassen werden, und weil die Glocke sodann leichter ist, als eine gleiche Wassermasse, so steigt sie von selbst so weit aufwärts, als es die Länge des Taues zugibt, woran das Gleichgewicht befestigt ist, so daß alle Gefahr, umzuschlagen, verschwindet. Dieses Gewicht dient zugleich als Anker, um entweder die Glocke in jeder beliebigen Tiefe zu erhalten, welche der Taucher für zuträglich findet, oder auch, indem man es in die Glocke zurückzieht, auf den Grund hinabzusteigen.

Durch eine andere sinnreiche Verbesserung hat es Spalding dahin gebracht, die Glocke mit allen ihren Gewichten entweder auf die Oberfläche des Wassers zu erheben, oder in jeder beliebigen Tiefe zu erhalten, wodurch das Leben der Taucher gesichert ist, selbst wenn das Tau brechen sollte, woran die Glocke gewöhnlich aufwärts gezogen wird. Zu diesem Behufe ist die Glocke in zwey abgesonderte Räume getheilt, wovon beyde so dicht als möglich gemacht sind. Gerade oberhalb der Theilung sind kleine Spalten auf beyden Seiten der Glocke angebracht, wodurch das Wasser in dem Maße hereindringt, als die Maschine untersinkt, die Luft, welche darin enthalten ist, vertreibt, die durch eine im obern Theile der Glocke angebrachte Mündung entwischt, woran sich ein Hahn befindet. Ist dieß geschehen, so wird der Hahn geschlossen, so daß, wenn Luft in die obere Höhlung eingelassen wird, sie nicht mehr ausströmen kann. Wenn diese Höhlung mit Wasser angefüllt ist, so sinkt die Glocke unter, und wenn eine beträchtliche Menge Luft hineingelassen wird, so steigt sie empor. Wenn daher die Taucher in die Höhe wollen, so öffnen sie einen kleinen Hahn, wodurch eine Verbindung zwischen dem obern und untern Theile der Glocke erhalten wird; eine Menge Luft strömt augenblicklich in die obere Höhlung, treibt einen Theil des Wassers hinaus, welches sich darin befindet, und macht die Maschine um so viel leichter. Wenn nur eine gewisse Menge Luft in die obere Höhlung eingelassen wird, so geht die Glocke langsam abwärts; ist die Menge größer, so bleibt sie stehen, und ist sie noch größer, so kehrt sie auf die Oberfläche des Wassers zurück. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Luft, welche auf diese Weise von dem untern in den obern Theil des Kastens eingelassen wird, sogleich wieder durch frische Luft ersetzt werden muß, welche die Luftfäßchen von der Oberfläche zuführen, und daß die Ausströmung nur langsam vor sich gehen darf, sonst würde die Glocke mit solcher Geschwindigkeit aufwärts steigen, daß die Taucher in Gefahr stünden, aus ihren Sitzen herausgeworfen zu werden. Wenn indessen diese Vorsicht ge

braucht wird, so kann jeder mögliche Unfall vermieden werden, und man kann, ohne Gefahr zu befürchten, bis auf eine sehr beträchtliche Tiefe hinabsteigen. Auch ist diese Maschine im Wasser so leicht zu regieren, daß man sie mit einem kleinen Boote von einem Platze nach dem andern bringen kann.

Diese Glocke hat zwey Fenster von dickem Glase, und erhält Luft auf dieselbe Weise wie jene von Halley. Der sinnreiche Erfinder derselben hatte übrigens ein trauriges Schicksal. Im Jahr 1783 stieg er nämlich in Begleitung eines andern Herrn in die Bay von Dublin hinab, um die Trümmer eines Ostindienfahrers zu untersuchen, welcher sieben Faden tief unter Wasser lag, wo er schon den Tag zuvor dreymal gewesen war; allein aus Unachtsamkeit der auf der Oberfläche des Wassers wachhabenden Personen wurden die Signal-Taue verwickelt, und Beyde fanden ihren Tod in den Wellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Alischar und Smaragdine.

(Fortsetzung.)

In Alischar's Hause war weder Bett, noch Sopha, noch Tisch, noch Schüssel mehr zu sehen. Die Sklavin schickte den Alischar auf der Stelle auf den Markt, um die unentbehrlichsten Möbeln mit dem übrigen Hausgeräthe einkaufen zu lassen. Alischar schaffte alles dieses herbey. Smaragdine brachte ein Zimmer und ein Bett in Ordnung, besorgte dann die Küche, und brachte den Abend und die Nacht auf die entzückendste Weise in Gesellschaft ihres neuen Herrn zu, der sie grenzenlos liebte.

Am folgenden Morgen machte sich Smaragdine sogleich an die Arbeit, um Tapeten und Vorhänge zu sticken. Sie stickte eine Art Teppich, auf welchem sie alle Arten von vierfüßigen Thieren nach der Natur so künstlich nachahmte, daß man glaubte, sie bewegten sich, und die Vögel so natürlich, daß man glaubte, sie sängen zu hören. Zu dieser ganzen Arbeit brauchte sie nicht mehr als acht Tage, und als diese verflossen waren, schickte sie ihren Mann auf den Markt, um den Teppich verkaufen zu lassen, dabey warnte sie ihn aber, wohl auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht auf irgend eine Weise in eine oder die andere Schlinge fiele, die sie Beyde wieder von einander trennen könnte. Alischar vollzog getreulich die Befehle seiner Gattin, und so lebten sie einige Zeit lang von den Handarbeiten Smaragdinens ganz ruhig fort, und ein ganzes Jahr war verflossen, ohne daß ihr Glück gestört worden wäre.

Eines Tages, als Alischar einen von den artigen Teppichen, welche Smaragdine verfertigte, auf den Markt trug, um ihn wie gewöhnlich zu verkaufen, traf er einen Christen an, der ihm sechszig Dukaten dafür bot. Alischar, der einen geheimen Widerwillen gegen diesen Christen in sich fühlte, wollte ihm den Teppich nicht verkaufen, und forderte fünf-und-sechszig, dann siebenzig Dukaten, bis er zulezt auf hundert stieg. „Laßt ihm diesen Teppich, sagte der Ausrufer zu Alischar, was ist denn Böses dabey?" Alischar folgte diesem Rathe wider seine Neigung, und nahm das Geld in Empfang. Indem er auf dem Wege nach Hause war, bemerkte er, daß der Christ ihm nachfolgte. Als er an der Thür seines Hauses angekommen war, hatte ihn der Christ schon erreicht, und bat ihn um die Gefälligkeit, daß er ihm etwas zu trinken geben möchte, indem er sagte, daß er vor Durst nicht weiter könne. Alischar, der sich einen ewigen Vorwurf daraus gemacht haben würde, wenn er ihm nicht zu trinken gegeben hätte, trat in das Haus, um einen Wasserkrug zu suchen. „Wo bist du heute so lange geblieben, sagte Smaragdine zu ihm, ich hatte, ich weiß nicht welche, traurige Ahnung, daß wir getrennt werden würden, ich bin sehr froh, daß ich dich frisch und gesund wieder sehe; aber was willst du mit diesem Wasserkruge machen?" — „Ich eile, Jemand zu erfrischen, der Durst hat, antwortete Alischar; aber ich bin den Augenblick wieder bey dir, meine theure Smaragdine!" Er eilte also die Treppe hinab, und traf den Christen, den er an der Hausthür stehend verlassen hatte, im Vorhause sitzend an. „Was macht Ihr da, elender Hund?" rief er ihm zu. — „Verzeiht, Herr, antwortete der Christ, ich konnte vor Ermüdung nicht mehr aufrecht stehen, ich war also gezwungen, mich irgendwo hinzusetzen." Alischar gab ihm hierauf zu trinken und wartete, daß er aufstehen sollte, um sich zu entfernen. Aber siehe da, er wich nicht von der Stelle. — „Fort, rief ihm Alischar zu, auf der Stelle, sag ich." — „Gebenedeyt, sprach der Christ, seyen diejenigen, die den Durstigen vor ihrer Thüre einen Trunk Wasser nicht abschlagen und dem Hungrigen den Bissen Brod nicht versagen. Jezt ist mein Durst gelöscht, aber ich habe noch großen Hunger, gebt mir nur ein wenig Brod und Zwiebeln, mehr verlange ich nicht." — „Packe dich, sage ich dir, versetzte Alischar, es ist nichts im Hause." — „Erlaubt, Herr, hier sind hundert Dukaten, habt die Gewogenheit und kauft mir hier in der Nähe etwas Brod und Zwiebeln, ich werde euch unendlich dafür verbunden seyn." — „Der Mensch ist toll, sagte Alischar bey sich selbst, aber warum sollte ich die hundert Dukaten nicht mitnehmen." — „Eilt, Herr, sagte der Christ, ich bin vor Hunger fast des Todes, man weiß nicht, was das für eine Qual ist, wenn man sie nicht selbst erfahren hat. Wenn es auch nur eine Krume Brod, wenn es auch nur trocknes Mehl ist, ich kann mich nicht mehr von der Stelle bewegen." — „So wartet denn ein wenig," sagte Alischar, indem er ausging, und vorher noch die Thüre hinter sich zuschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im September.

(Beſchluß.)

Die Freuden der Vauxhall-Gärten ſind hierlands ſo national, als ſie alt ſind, wenigſtens gedenkt ſchon Addiſon dieſes Vergnügungsortes der Londner in ſeinem Spectator und rühmt den häufigen Beſuch des Ortes. — Unter den vielen übrigen Vorſtellungen, welche man uns in Deutſchland von den Sitten der Engländer macht, gehört auch die, daß ihre Sonntage für den Fremden öde und langweilig ſeyen, weil jede Art von Vergnügungen dann unterſagt ſey. Wir geſtehen, daß uns ein engliſcher Sonntag ein Tag der Freude zu ſeyn ſcheint. Vom frühen Morgen bis zum Abend ſind in den verſchiedenen Kirchen ausgezeichnete Prediger zu hören und wir haben keine Kirche leer geſehen. Um zehn Uhr gehen die Dampf- und andere Schiffe, Jachten und Boote in die Umgebungen ab; die öffentlichen Wagen laden zu Spazierfahrten, und wohin man fährt oder geht, ſind die Wege, die Wirthshäuſer, die Hügel, die Gärten, die öffentlichen Anlagen von fröhlichen Menſchen erfüllt. Winſor, Richmond-Hill, Hampſtead, Greenwich, die Black-Heaths, Primroſa-Hill und unzählige andere Orte ſind die Verſammlungsplätze der ſchönen und lebensfrohen Welt; Tauſende von Kindern (nirgends ſah ich mehr und zugleich hübſchere Kinder) ſpielen da auf dem ſammtnen friſchgrünen Raſen, oder ſpringen zu zehn oder zwölf Hand in Hand (lebendige Blumenkränze) die Hügel herab, während fröhliche Knaben, gleich den Engeln, auf italieniſchen Bildern, auf den Bäumen umher hocken und ſich einüben, die Vögelſtimmen nachzuahmen; im Schatten der Bäume aber ſitzen bejahrtere Leute und nehmen in ernſten Geſprächen ein kleines Mittagsmahl zu ſich. Vielen Genuß wird beſonders Ausländern ein ſolcher Nachmittag in dem Park von Greenwich gewähren, wenn er die Gabe hat, die Penſionäre des daſigen Hoſpitals ſprechen zu machen, die das Schickſal aus allen Theilen der Welt hier zuſammenführte und deren Lebensgeſchichte oft eben ſo rührend als anziehend iſt. Wer ſich nicht ſo weit von der Stadt entfernen will, dem ſtehen der Hydepark, der Queen's-James's- und der ſehr romantiſch angelegte Regent-Park offen und er findet Tauſende, die ſich da ergehen oder leſend oder träumend in den Gängen und Lauben ſitzen. — Unter den hieſigen Predigern hat lange Zeit keiner ſo viel Aufſehen und Zulauf gehabt als in der letzten Zeit ein Geiſtlicher von der ſchottiſchen Kirche, Hr. Irving, ein geborner Schotte. Er predigt jeden Sonntag zweymal und es iſt ſchwer, einen Platz in der Kirche zu finden. Für die Gallerien der Kirche ſind die Billets gewöhnlich lange voraus vergeben. Wir ſahen ſein Bild an allen Buchläden und in allen möglichen Stellungen, wie er ſich natürlich zeigt und in der Karikatur ausgehängt, und waren endlich ſo glücklich, einen Platz in ſeiner Kirche zu erhalten. Unſere Erwartung war nicht wenig geſpannt. Der ſchwärmeriſch begeiſterten presbyteraniſchen Geiſtlichen Schottlands gedenkend, das Portrait Irvings mit den glühend gen Himmel erhobenen Blicken vor dem innern Auge, und um uns her die nach der geiſtigen Labe ſich drängende, wogende, geduldlos harrende Menge — ferner alles, was wir von dem Manne in den Zeitungen geleſen (und in welcher Zeitung wäre nicht von ihm geſprochen worden?) — Gründe genug, uns auf das Außerordentlichſte vorbereiten zu müſſen, und in Gedanken ſchon Blitz und Flammen und Donner um die Kanzel zu verſammeln. Und er erſchien. Todtenſtille umher; jedes Auge auf den Einzigen gewandt! Ich ſah einen Mann von mittleren Jahren, ſehr markirten Zügen mit einem beträchtlichen Backenbart und vollen Ringellocken um Stirn und Nacken. Das half der Täuſchung nicht ſehr nach: noch weniger, daß er ſeine Locken recht umſtändlich zurecht legte, daß er, ſtatt Eines Taſchentuches in der Folge zwey (ein weißes und ein farbiges) abwechſelnd gebrauchte, daß er zu ſehr den Schauſpieler machte und ſein Geſicht oft bis zum Ausſtoßenden und Gräßlichſten verzerrte — und endlich am wenigſten, daß wir zwey und eine halbe Stunde lang ſtatt einer einfachen, begeiſterten, ergreifenden, für ein gemiſchtes Publikum berechneten oder vielmehr nicht berechneten Predigt eine gelehrte Abhandlung über die Entſtehung und den Charakter der Evangelien hören mußten, wo vieles lang und allgemein Bekannte und manches Hyperbeliſche, ſo wie manches rein Verfehlte zum Vorſchein kam. — Wenig erbaut, noch weniger belehrt, aber etwas enttäuſcht und ungewiß über die Urſachen, welche Hrn. Irvings Predigerglück ausmachten, verließen wir endlich die Kirche und denken ſobald nicht wieder dahin zurückzukehren. — Unter den neuern literariſchen Produkten macht Lord Byron's Don Juan, Canto IX., X. und XI. am meiſten Aufſehen. Da iſt kein Buchladen in London, wo dieſes Werk nicht in drey oder vier verſchiedenen Ausgaben ausgeſtellt wäre; da iſt keine Tags- und keine Monatsſchrift, die nicht darüber einen oder zehn Artikel lieferte, und endlich iſt keine Geſellſchaft, wo dieſes neue Produkt nicht beſprochen werde. Don Juan iſt, wie früher Byron's Child-Harold, nichts anderes als ein Charakter, den der Dichter mit einer Perſon umkleidet, den er in Leben und Handlung verſetzt, um einen Vorwand zu haben, ſeine Anſichten, ſeine Ideen, ſeine Gefühle auszuſprechen. Man wird ſagen, der edle Lord könne das thun, ohne Maske und ohne Vorwände zu erſinnen. Wir glauben, er hält dieſe Art nicht für poetiſch genug, und da hat er ſehr recht, ſo wie er ſehr unrecht hat, wenn er die Art, wie er in dieſen Geſängen Don Juan und wie er ſich ſelbſt in Don Juan gibt, für poetiſch hält. Byron's Satyre (und ein ſatyriſches Gedicht iſt ſein Juan) verletzt ohne zu heilen, und verletzt nicht nur den, welchen ſie verletzen will, ſondern jeden menſchlich fühlenden; ſie gleicht einem Dornen- und Diſtelfelde, auf dem nicht eine erfreuliche Blüthe zu ſehen iſt; der Dichter des Manfred gleicht hier eher einem Würgengel — kurz, wir haben die letzten drey Geſänge des Don Juan vergeblich dreymal geleſen — es iſt faſt gar nichts da, das den Dichter, den nach dem Höchſten ſtrebenden Geiſt, den ſeelenvollen Schöpfer des Idealen, verriethe. Der bloße Verſtand macht nur einen halben Dichter, wie er nur einen halben Menſchen macht. Und darum hat Byron nicht unrecht, wenn er, angebend, „er ſey eine beträchtliche Zeit für den großen Napoleon in den Reichen des Reims gehalten worden," hinzuſetzt:

But Juan was my Moskou and Paliero
My Leipsic and my Mont St. Jean seems Cain.

(Aber Juan war mein Moskau und Faliero
Mein Leipzig und Kain ſcheint mein Mont St. Jean zu ſeyn.)

Auf der andern Seite möchte ſo manches in dem Büchlein gefunden werden, das — wenigſtens den Engländern — Gedankenſtoff darbietet; die Satyre iſt in mehreren Rückſichten nicht ſo grundlos als ſie rückſichtslos und unpoetiſch iſt. —

D. A.

Auflöſung der Charade in Nr. 232.
Roſenperlen.

Trugcharade.

Einen Erdbeſchreiber bezeichnen die erſten zwey Sylben.
Einen Weltweiſen nennt dir, Leſer, die dritte des Worts.
Deinem Scharfſinn wird ſich das Ganze von ſelber enthüllen,
Fragſt du den Fabrikant, der ſich auf Löſung verſteht.

Eccard.

Nro. 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. October 1823.

— Nicht allein genug ist sich
Das Herz, ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das Hohe, Himmlische sich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menschen, und verschloß
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnißvoll in einem sichtbar'n Leib.
Schiller in Maria Stuart.

Das heilige Abendmahl im Felde*).

(Blackader war ein Geistlicher von der schottischen Kirche, und litt unter den Verfolgungen, welchen die Anhänger dieser Kirche unter den Regierungen Karls II. und Jakobs II. ausgesezt waren, bis zum Tode. Bekanntlich wollte man den Schottländern die in England so sehr beliebte bischöfliche Hierarchie aufdringen, weil man das presbyterische System als revolutionär betrachtete, indem die Presbyterianer keine Einmischung der weltlichen Obrigkeit in Kirchensachen zulassen wollen. Hierbey ging man mit einer Strenge und Grausamkeit zu Werke, welche selbst die spanische Inquisition geschändet haben würden. Geistliche, die, ohne sich den Prälaten zu unterwerfen, ihr Amt verrichteten, wurden mit immerwährender Gefangenschaft, Verbannung nach Amerika, und selbst mit dem grausamsten Tode bestraft, und wenn sie sich nicht stellten, im strengsten Sinne des Mittelalters geächtet. Ein wilder Soldatenpöbel wurde gegen das Volk losgelassen, und mußte dasselbe mit Säbelhieben in die prälatischen Kirchen treiben. Erpressungen, Brandschatzungen und Bedrückungen jeder Art waren nicht nur erlaubt, sondern anbefohlen. Mordthaten unter gesetzlicher Form oder ohne dieselbe ereigneten sich jeden Tag; man bediente sich selbst der Bluthunde, um die Flüchtlinge aufzusuchen. Wer mit einem Geächteten nur sprach, machte sich seiner Strafe theilhaftig. Gutsherrn mußten für ihre Bauern, Herrschaften für ihre Dienstboten, Eltern für ihre Kinder Bürge werden, oder sie wurden ausgeplündert. Kinder mußten die Eltern angeben, und die geringste Annäherung oder Beförderung der alten Kirche zog die härtesten Strafen nach sich. Und dieß dauerte fort bis zur Revolution, welche die Stuarts für immer vom Throne stürzte. Diese Verfolgungen thaten indessen, wie es sich erwarten ließ, die entgegengesezte Wirkung. Die Anzahl der Feldprediger wuchs mit jedem Tage, und das Volk drängte sich, trotz allen Gefahren, hinzu, um sie zu hören. In mitternächtlicher Stille wurden die Taufen in den Häusern verrichtet, aber die Predigten meistens am hellen Tage, obgleich fast immer in abgelegenen Bergschluchten oder Sumpfgegenden, doch auch oft zur Nachtzeit, und zwar in solchen stürmischen Nächten, wo man erwarten konnte, daß das Militär sich nicht herauswagen würde. Manche Gemeinden verließen gänzlich die Heimath, und warfen sich mit ihrem Vieh ins Gebirge, wo sie ein wildes Nomadenleben führten. Zulezt beschloß das Volk, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und jede gottesdienstliche Versammlung hatte eine Anzahl Bewaffneter zu Fuß und zu Pferde bey sich, welche das nahe liegende Militär-Kommando (denn fast jedes Dorf hatte eine Besatzung) in Respekt halten mußten. Während dieser Schreckenszeit wurde das heilige Abendmahl viermal des Jahres auf offenem Felde gefeyert, wobey immer Tausende sich zum Tische des Herrn nieder-

*) Aus The Rev. John Blackader's memoirs. Edinburg. 1823.

ſezten, (dieß iſt nämlich der Gebrauch in der ſchottiſchen Kirche). Folgendes iſt eine Beſchreibung von einer dieſer Feyerlichkeiten, von der Feder eines Zeitgenoſſen. Vorher iſt indeſſen zu bemerken, daß Herr Blackader im Juni 1674 geächtet und ein Preis von tauſend Mark auf ſeine Verhaftnehmung geſezt worden, weßwegen er ſich immer entweder auf der Grenze oder in Edinburg ſelbſt verborgen hielt, und wenn er ſich herauswagte, immer von einer Leibwache zu Pferde begleitet war.)

* * *

„Um den Wünſchen des Volks zu willfahren, hatte Herr Blackader mit mehrern andern Geiſtlichen beſchloſſen, in Tiviodale ein Abendmahl zu feyern. Ort und Zeit waren beſtimmt, als man, aus Furcht vor einem Ueberfalle, die Verſammlung vierzehn Tage weiter hinaus verlegte. Man ſchickte zwar zu dieſem Ende Nachricht umher; aber die erſte Anordnung war bereits weit und breit bekannt geworden, und Viele machten ſich aufs Gerathewohl auf den Weg, um ja nicht zufällig eine ſo gute Gelegenheit zu verſäumen. Um dieſelben nicht zu täuſchen, beſchloß Herr Blackader, auch hinzugehen. Er ſtieg daher am Freytag Nacht zu Pferde, und ritt, von einigen Freunden begleitet, dem Orte der Beſtimmung zu. Die Straße war von vielen Reiſenden bedeckt, die ſich beeilten, um am Sonnabend Morgen bey der Predigt zugegen zu ſeyn. Ein Paar andere Geiſtliche hatten ſich gleichfalls bereden laſſen, und waren auf dem Wege dahin. Und ſo konnte ein Werk zu Stande gebracht werden, welches ein paar Tage ſpäter vereitelt worden wäre, indem die Sache ruchbar geworden und man Truppen ausgeſandt haben würde, um die Feyerlichkeit zu verhindern. Indeſſen waren der Wein und das Brod herbeygebracht, und die Bewohner von Tiviodale benachrichtiget worden.

„Als Herr Blackader ankam, fand er eine große Verſammlung, und die Menge noch immer von allen Seiten herbeyſtrömend, welches eine angenehme Ueberraſchung in dieſer Ungewißheit war, worüber ſie Alle erſtaunten, als ein neuer Beweis von der göttlichen Weisheit, womit das wahre Haupt der Kirche dieſe feyerliche Gelegenheit anordnete. Indeſſen kam die beunruhigende Nachricht, der Graf von Hume, ein wilder Jüngling, verſammle Milizen und Truppen, um die Verſammlung zu überfallen, und habe gottloſer Weiſe gedroht, er wolle ſeinen Pferden den Abendmahlswein zu trinken geben, und das heilige Brod mit Füßen treten. Ueberhaupt waren die Herrſchaften, und ſelbſt Viele vom Volk, in jener Gegend der Sache unhold. Wir zogen daher am Sonnabend zwiſchen hundert-und-fünfzig oder ſechzig Reiter zuſammen, ſo gut ſie zu finden waren. Pickete von zwölf bis ſechszehn Mann wurden gegen die verdächtigen Gegenden zum Spähen ausgeſandt. Einzelne Reiter ritten noch weiter vorwärts, um im Fall eines Angriffs zeitige Nachricht zu bringen. Die übrigen Reiter umgaben den Haufen, nahe genug, um die Predigt hören zu können, und im Fall der Noth zum Handeln bereit zu ſeyn. Man ergriff alle Mittel, um die Menge gegen grundloſe Furcht zu bewahren, und auf eine harmloſe Art, blos vertheidigungsweiſe, eine ſo feyerliche Handlung gegen jede Mißhandlung zu beſchützen. Obgleich Viele ſich von ſelbſt zu ihrer Sicherheit vorgeſehen — und dieß war um ſo nothwendiger, da ſie drey Tage bey der Löwen-Höhle und den Bergen der Leoparden zuzubringen hatten — war doch Keiner mit feindſeligen Abſichten bewaffnet gekommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Geſchichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortſetzung.)

In Martin's Philosophia Britannica wird eines Mannes von Devonſhire gedacht, welcher ein Futteral von ſtarkem, waſſerdichtem Leder erſann, das ungefähr ein halbes Faß Luft enthalten konnte. Dieſes Futteral war dergeſtalt verfertigt, daß wenn er ſich darin verſchloß, ſo konnte er auf dem Boden des Meeres und in den verſunkenen Schiffen umhergehen, woraus er Güter zu entladen pflegte. Dieſes Gewerbe ſoll er einige Jahre fortgeſezt, und dabey ein großes Vermögen erworben haben. Eine andere Waſſerbedeckung dieſer Art wurde durch C. H. Klingert von Breslau erfunden, womit Friedrich Wilhelm Joachim, ein Jäger, in der Oder untertauchte (24. Juni 1797), und in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge einen Baumſtamm durchſägte, welcher auf dem Grunde lag.

Herr Buſhnel, von Connecticut in den Vereinigten Staaten, erſann einen andern Taucher-Apparat, welchen er ein unter dem Waſſer gehendes Schiff (Submarine vessel) nannte, womit die brittiſchen Kriegsſchiffe, welche gegen Amerika gebraucht wurden, in die Luft geſprengt werden ſollten. Die äußere Form dieſer Maſchine glich den beyden obern Theilen einer Schildkrötenſchale. Innen ſaß der Führer, welcher dergeſtalt mit Luft verſehen war, daß er eine halbe Stunde ohne fernern Bedarf auskommen konnte. Auf dem Boden, dem Eingang gegenüber, war eine Quantität Bley als Ballaſt angebracht. An einem Ende, gerade vor dem Führer, welcher aufrecht darin ſaß, war ein Ruder, um vor- oder rückwärts zu rudern, und an dem andern war ein Steuer feſtgemacht. Eine Oeffnung in dem Boden mit einer Klappe diente dazu, Waſſer in die Maſchine einzulaſſen, um unterzutauchen, und zwey meſſingene Pumpen trieben es wieder hinaus, wenn man aufwärts wollte. Oben war ein Ruder, um auf- oder abwärts zu ſteigen, oder auch in jeder beliebigen

Tiefe zu bleiben; ferner ein Barometer, welcher die Tiefe des Waſſers von der Oberfläche anzeigte; ein Kompaß, um die rechte Richtung zu nehmen, und ein Luftſang, um friſche Luft einzulaſſen.

Wenn der Führer abwärts ſteigen wollte, ſezte er einen Fuß auf den obern Theil der Klappe, drückte ſie nieder, und öffnete dadurch ein breites Loch auf dem Boden des Schiffes, wodurch das Waſſer ſogleich eindrang. Sobald eine hinlängliche Menge eingedrungen war, ſtieg er langſam abwärts, und wenn er zufälligerweiſe zu viel Waſſer eingelaſſen hatte, pumpte er es wieder hinaus. Sobald ein Gleichgewicht eingetreten war, konnte er mit dem auf dem obern Theile der Maſchine angebrachten Ruder auf- oder abwärts rudern, oder auch in jeder beliebigen Tiefe verbleiben, ſobald das Ruder auf dem obern Theile des Schiffes auflag. Dieſes Ruder war nämlich ſchraubenförmig gemacht, deſſen Axe in den innern Theil des Schiffes reichte; und wenn es auf einer Seite umgedreht wurde, ſo hob ſich das Schiff, und ſank, wenn es auf der andern oder entgegengeſezten Seite geſchah. Die innere Form dieſer ſeltſamen Maſchine glich beynahe einer Ellipſe, und der Körper derſelben war äußerſt ſtark, um dem Druck des Waſſers zu widerſtehen. In dem vordern Theile des Schiffrandes war eine Höhlung angebracht, worin ſich eine eiſerne Röhre auf- und abſchieben ließ. Auf der Röhre befand ſich eine Schraube, welche an einer eiſernen Ruthe befeſtigt war, welche durch die Röhre ging. Stieß man nun dieſe Schraube gegen den Boden eines Schiffes und drehte ſie um, ſo ſchraubte ſie ſich ein. Sobald die Schraube im Holze befeſtigt war, wurde die eiſerne Ruthe weggenommen.

Hinter dem Taucherſchiffe war ein Platz oberhalb des Steuers, um ein Pulvermagazin von 150 Pfund nebſt dem Entzündungs-Apparate zu tragen, welches gewöhnlich durch den Führer mit einer Schraube hinten an befeſtigt war. Ein ſtarkes Tau reichte von dieſem Magazin an die ſo eben erwähnte Schraube, und war an beyde feſtgeknüpft. Sobald die Schraube im Holze befeſtigt und von der Röhre losgemacht war, mußte das Pulvermagazin ebenfalls losgeſchraubt werden, das nun auf der Oberfläche des Waſſers ſchwamm, und ſich an den Gegenſtand anlehnte, worin ſich die Schraube befand. Innerhalb des Magazins war ein Apparat, welcher dergeſtalt eingerichtet war, daß er unter zwölf Stunden zu jeder beſtimmten Zeit ablaufen konnte, und einen ſtarken Hahn losdrückte, welcher das Pulver entzündete. Dieſer Apparat war ſo beſchaffen, daß er ſich nicht in Bewegung ſezte, ehe das Pulvermagazin von dem Taucherſchiffe abgeſchraubt war. Ein geſchickter Führer konnte ſo nahe an der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, daß er, ohne entdeckt zu werden, ſich während der Nacht jedem Schiffe nähern konnte. Er konnte ſchnell untertauchen, in jeder Tiefe verweilen, und jede Richtung verfolgen, ohne auf die Oberfläche zu kommen. Kam er auf die Oberfläche zurück, ſo konnte er leicht friſche Luft holen, und nöthigenfalls ſeinen Lauf aufs Neue verfolgen. Mehrere Verſuche, welche Herr Bushnel mit dieſer Maſchine unternahm, um engliſche Schiffe in die Luft zu ſprengen, mißlangen aus unvorhergeſehenen Umſtänden. Im Jahre 1777 wollte er die brittiſche Fregatte „Cerberus" zerſtören, welche zwiſchen dem Connecticut und der Stadt New-London vor Anker lag, allein die Maſchine traf mit einem kleinen Zweymaſter (Schooner) zuſammen, welcher hinter der Fregatte verborgen lag; der Zweymaſter wurde zerſtört, drey Mann getödtet und einer über Bord geſchleudert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aelteres, beynahe Veraltetes.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften zeigt uns bey allem, was für dieſelben geſchieht, gewiſſe Epochen, die bald ſchneller, bald langſamer auf einander folgen. Eine bedeutende Anſicht, neu oder erneut, wird ausgeſprochen; ſie wird anerkannt, früher oder ſpäter; es finden ſich Mitarbeiter; das Reſultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Anſicht wahr oder falſch ſey; beydes macht denſelben Gang, beydes wird zulezt eine Phraſe, beydes prägt ſich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

*

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke beſonders bey, die encyclopädiſch das Wahre und Falſche des Tages überliefern. Hier kann die Wiſſenſchaft nicht bearbeitet werden; ſondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen ſehen ſolche Werke nach fünfzig Jahren gar wunderlich aus.

*

Zuerſt belehre man ſich ſelbſt, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

*

Theorien ſind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verſtandes, der die Phänomene gern los ſeyn möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einſchiebt. Man ahnet, man ſieht auch wohl, daß es nur ein Behelf iſt; liebt ſich nicht aber Leidenſchaft und Partheygeiſt jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfen.

*

Unſere Zuſtände ſchreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein- wie das anderemal: in uns ſelbſt liegt das Räthſel, die wir Ausgeburt zweyer Wel-

ten sind. Mit der Farbe geht's eben so; bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

*

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereyen an's Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen und, was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein für allemal aus der düstern empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. August.

(Fortsetzung.)

Sollte man wohl glauben, daß zu Paris, dieser unermeßlichen Stadt, wo mehr als eine halbe Million Menschen auf die Welt kommen, leben, sich verheirathen, arbeiten, Prozeß führen, sich schlagen, sich entleiben, und zwar unter einem, die Vorstellung übersteigenden, Gekümmel, es seit Colbert keinem Munizipal-Gehirne eingefallen ist, die vielen, aus der Erfahrung gesammelten, Thatsachen und Beobachtungen in Zahlen und Verhältnissen zu übersetzen? und dennoch hat die gute Stadt Paris ein Budjet von vierzig Millionen! Was habt ihr denn anderthalb Jahrhunderte lang gethan, ihr Baillis, Echevins, Maires und Präfete der großen Stadt? Hätte nicht ein großer Fleiß den jetzigen Präfekten, Hrn. von Chabrol, beseelt, so würden wir uns noch nach den, unter Colbert eingeholten, Nachweisungen regieren. Nom in gegenwärtigem Augenblicke würde es als eine ausgemachte Wahrheit gelten, daß sich die Bevölkerung dieser Hauptstadt auf 500,000 Seelen beläuft, daß sie täglich 1000 Säcke Mehl verzehrt, daß sie 40,000 Häuser bewohnt; und auf solche irrige Thatsachen würden noch im August 1823 die neuen Polizeyverordnungen gegründet werden! Aber außer dem Fleiße und dem guten Willen des Hrn. v. Chabrol haben noch manche günstige Umstände zusammentreffen müssen, um seinen Plan auszuführen; glücklicherweise hatte der durch seinen Antheil an dem großen Werke über Egypten bekannte Fourrier keine Anstellung, glücklicherweise schätzt der Präfekt die Gelehrten; er ordnete für Hrn. Fourrier das Bureau der Statistik an, und so kam es dann endlich zum Handeln. Es wurde beschlossen, alle Einwohner von Paris einzuschreiben; 100 bis 150 Spezialkommissarien vertheilten die Arrondissements und Quartiere untereinander; um mit desto größerer Richtigkeit zu Werke zu gehen, kam man darin überein, vierzehn Tage nach der gewöhnlichen Zeit des Umziehens anzufangen, und als Wohnung denjenigen Ort anzusehen, wo sich der Einwohner des Nachts aufhält; also im Februar 1817 begaben sich die 150 Kommissarien mit ihren dicken Kasten unter dem Arme in die verschiedenen Reviere und klopften im Namen des Präfekten an die geheimsten Thüren morgens früh um sieben Uhr, denn mehr als einmal verscheuchten diese Herren die heimlichen Vereine, empfingen die Nachweisungen eines Geliebten statt des Ehemannes und vermengten Haushaltungen, die Morgens um sieben Uhr im Winter noch nicht recht auseinander geschieden seyn können. Die Herren Kommissarien kehrten sich an kein Standal und schrieben eben so kaltblütig die Treue als die Untreue, die Unschuld als das Vergehen ein; Jedermann sollte ein Gewerbe, ein Alter, ein Geschlecht angeben; bey diesen Angaben mögen sie oft getäuscht worden seyn, wofern sie die Sachen nicht genau besehen haben. Dazu kam noch, daß das Einregistriren nach Verlauf des in Hinsicht der Ernte und der Politik so unglücklichen Jahres 1816 geschah; es fehlte an Korn und an Ruhe; das Gerücht hatte sich verbreitet, man wolle die Mäuler zählen und uns in Reiche und Arme abtheilen; ängstliche Leute sprachen sogar von Inquisition, Proscriptionslisten u. s. w.; das Ganze kam doch nur daher, weil man den Hrn. Fourrier hatte beschäftigen wollen. Einer der wichtigsten Aufschlüsse, die aus der neuen Aufnahme hervorgehen, ist, daß man die Bevölkerung der Stadt Paris stets um ein Viertel oder ein Fünftel zu geringe angeschlagen hatte. Bis zum Jahre 1817 hat die Stadtobrigkeit, der Munizipalrath, die Maires, die Polizey-Beamten sich betragen und regiert, als ob wir unser nur 537,909 Seelen wären, da wir unser 717,212 waren. Daraus folgt, daß während einer langen Reihe von Jahren 179,303 Seelen gelebt haben, ohne daß die Behörde im geringsten an sie dachte. Man hat ein Jahrhundert gewartet, um uns zu zählen, und auf einmal befinden sich 180,000 mehr als unsre Herren meinten! Nun denke man sich alle die irrigen Maßregeln, wozu ihr Irrthum hat Anlaß geben müssen? In den unglücklichen Jahren 1816 und 1817 ist Paris wahrscheinlich nur auf 537,000 Menschen verproviantirt worden; dafür haben auch 180,000 gesaumachet. Man hat Märkte angelegt, Speicher errichtet, Hospitäler gebaut, und zwar alles dieses im Verhältnisse zu den vermeintlichen 537,000 Seelen, das heißt, ein Viertel unter dem wahren Bedürfnisse! Ist dieß nicht gerade, als ob ein Familienvater von den vier Kindern seiner Frau eins vergäße, und nur für die drey übrigen sorgte? Niemand wußte, wie sich die Bevölkerung mit 717,000 Seelen auf den beyden Seine-Ufern verhält. Das linke Ufer enthält nur 217,000 und das rechte 500,000. Hier macht also die Vorstadt St. Germain (wo die Hôtels des alten Adels sich befinden und die meisten Minister wohnen) die Minorität aus. Wir hören beständig wiederholen, daß in Paris viel gebaut werde; allein es bleibt uns noch sehr viel Platz übrig, um Gebäude zu errichten. Wenn man die Fläche, welche die Stadt einnimmt, zu 100 anschlägt, so kommen davon 56 auf die Häuser und 19 auf die Straßen, Plätze, Quays und Spaziergänge, zusammen 75; folglich bleiben noch 25 Prozent von jener Fläche zum Bauen übrig, das heißt ein Viertel der Stadt steht noch leer! Aber es gibt noch andere Resultate, die man nicht vermuthet hätte. Wie viel Häuser gibt es in Paris? 26,801; und Straßen? 1094. In wie viel Haushaltungen theilen sich die 717,000 Seelen? in 124,922. Wie viel Haushaltungen faßt im Durchschnitt jedwedes der 26,801 Häuser in sich? 8½; und wie viel Seelen? 24; aus wie viel Seelen besteht im Durchschnitte jedwede Haushaltung? aus 3. Diese Thatsachen beweisen, daß man bauen und wieder bauen sollte, daß die Einwohner von Paris aufeinander hocken, und unter den Dächern eingenistet sind; 8½ Haushaltungen oder 24 Personen in jedwedem Hause! welche Anzahl! So suchet doch gesunder und bequemer zu wohnen, ihr Pariser! Die zwey neuen Quartiere, die man bey den Champs-élysées und in der Vorstadt Poissonnière anlegen will, werden nicht überflüssig seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. October 1823.

Nicht der Erfolg ist's, der die Thaten richtet.

Allerley aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege, den ich von Merida nach Badajoz nahm, d. h. über Perales und Talavera del Rey, ist durchaus nichts Merkwürdiges zu sehen, und es that mir leid, nicht den Weg an dem rechten Ufer der Guadiana über el Montijo und La Puebla genommen zu haben, wo der Conde del Montijo ein Schloß hat, und in der Kirche einige Gemälde von Morales vorhanden seyn sollen; indessen hoffte ich mich dafür in Badajoz zu entschädigen. Dieses hatte ich auch bald mit seinen weitläufigen Festungswerken vor mir liegen. Das eigentliche alte Kastell, zum Theil noch aus der Araberzeit, (wovon auch noch eine zerstörte Moschee übrig ist,) auf einen felsigen Hügel erbaut, liegt am linken Ufer der Guadiana, die hier durch ein enges Thal fließt. Die gegenüber liegenden Hügel des rechten Ufers sind durch zwey kleine Forts vertheidigt, und durch eine schöne steinerne Brücke (von 1874 Fuß Länge, vom Jahr 1596), Brückenkopf und bedeckte Gänge verbunden. Nach der Seite von Portugall, wo das Land sehr hüglich ist, sind auf den nächsten Höhen auch einige, vom Platz unabhängige, Forts errichtet, doch sind die Werke durchgehends sehr zerfallen, so wie überhaupt Badajoz in dem lezten Kriege sehr heruntergekommen ist, während dessen es abwechselnd von den Franzosen und Engländern belagert, und von Leztern mit Sturm genommen und geplündert wurde.

In diesem Augenblick fand ich Badajoz voll Rekruten, die auf allen Plätzen und auf den Wällen eingeübt wurden. Nachdem ich so viel von dem Widerwillen gehört hatte, mit dem die lezten wiederholten Truppenaushebungen in den Dörfern aufgenommen worden wären, wunderte ich mich über die Munterkeit dieser jungen Bursche, die ich wahrlich noch nirgends an Rekruten so auffallend gefunden habe. In den Augenblicken der Ruhe lagen sie auf dem Grase herum, lachten und sangen, und wenn einer etwa ein saures Gesicht machte und etwas fluchte, so war es über die Langsamkeit, womit seine Kameraden das Exercitium begriffen, „was er schon längst weg habe.“ Auch werden gewiß die Rekruten nirgends mit mehr Menschlichkeit und Geduld behandelt, wie in Spanien: nie werden sie anders als Uste genannt, es ist sogar reglementswidrig, sie zu duzen, noch weniger werden sie je geschlagen oder gestoßen. Daß die exercirenden Unteroffiziere und Sergeanten meist ohne Säbel oder Stock, zum Theil halb in Bauernkleidern, vor ihnen stehen, und auch die Offiziere es sich in Kleidung und allen Aeußerlichkeiten bequem machen, erleichtert den armen Gesellen die Sache — unsern Kriegsleuten wird das freylich ein Greuel seyn, und sie werden vornehm genug thun; with a bombast circumstance horribly stuff'd, with epitets of war. „Unsere Altvordern“ haben mir wohl von Nationaltruppen erzählt, die vor dreyßig Jahren an den Rhein kamen, und nichts besser aussahen — das werden diese nicht, aber um über ihre Fähigkeiten zu urtheilen, müssen wir den Ausgang

des Kampfes abwarten. Die Offiziere rühmten mir sehr die Leichtigkeit und den guten Willen, womit die lezten Rekruten den Dienst lernten, und versicherten, daß zur schnellen Bildung derselben nichts gelegener sey, als die kleinen Streifzüge gegen die Facciosos, die ihnen gewissermaßen als eine Erholung versprochen werden und ihren Ehrgeiz erwecken. Gewiß trägt auch viel dazu bey, ihnen das Beschwerliche ihres neuen Standes leichter zu machen, daß sie neben sich zugleich die Nationalmilizen, wohlhabende Leute, dieselben Uebungen und Beschwerden freywillig ertragen sehen.

Während meines Aufenthalts in Badajoz wurde der Jahrestag der Konstitution (d. h. der Eidablegung des Königs) gefeyert. Bey der Parade und den Ordonnanzsalven war es gar lustig, den Wetteifer zu sehen, womit sich eine neuorganisirte Jäger-Kompagnie der freywilligen Nationalgarde, und eine Kompagnie Rekruten in der Genauigkeit des Feuers und der Handgriffe zu übertreffen suchten, wobey die schöne Welt, besonders die Damen, den lebhaftesten Antheil nahmen mit Händeklatschen und viva los quintos! viva los cazadores! Abends zogen Beyde Truppen-Gattungen Arm in Arm mit Musik und Gesang durch die Straßen — und Alles ging in der schönsten Ordnung zu Ende.

Mit den Kirchen und Gemälden von Badajoz traf ich es leider sehr schlecht, da wegen der Charwoche die Altäre größtentheils verdeckt waren, so daß ich nur nach Anderer Aussage weiß, daß die Gemälde von Morales, die sich in der Kathedrale und in der Parroquie de la Concepcion befanden, entweder nicht mehr vorhanden oder doch so verdorben sind, daß Niemand mehr etwas davon wissen will. Bey einem Kanonikus fand ich indessen noch ein Gemälde, das zu den besten Arbeiten von Morales gehören mag: eine Jungfrau, den Leichnam des Heilands umarmend — Lebensgröße, halbe Figuren — sie zeichnet sich durch die Genauigkeit in der Ausführung eines zwar sehr einfach rührenden, aber doch etwas harten Ausdrucks und ein sehr ernstes Kolorit aus, welches leztere aber bey dem Leichnam zu sehr ins Gelbbraune übergeht. Im Ganzen scheint mir doch Morales in jeder Hinsicht sehr unter den alten Meistern der Valenzia'schen und Sevilla'schen Schule zu stehen; freylich lebte er auch etwas früher, und scheint sich ganz allein gebildet zu haben. Die Kathedrale hat eine gute Hauptfaçade mit Pilastern, Säulen, Nischen und Statuen, zum Theil in einem antiken Styl, und einem starken viereckigen Thurm, mit Verzierungen aus dem sechszehnten Jahrhundert. Das Innere ist ganz ohne Werth — in der Sakristey einige Apostelköpfe in Lebensgröße von Ribera (?), und einige Kopien aus der italienischen Schule; vielleicht nach Maratti.

Der Eintritt von Spanien nach Portugall ist, was das äußere Ansehen des Landes betrifft, sehr zum Vortheil des Leztern. — Elvas, die Grenzfestung, liegt auf der Höhe eines sanften Abhanges, mit hohen, uralten Olivenbäumen bepflanzt, dazwischen kleine Gartenhäuser mit blühenden Kirschbäumen (Anfang Märzes), und hie und da Gruppen von Orangen und Zypressen; während das angrenzende Spanien, so weit man es übersieht, ziemlich öde liegt. Auch die wohl unterhaltenen Festungswerke von Elvas und den dazu gehörenden Forts, (die es zu einem der festesten Plätze Europas machen,) und eine (wenn auch nicht architektonisch schöne) hohe Wasserleitung, die der Festung Wasser über ein freundliches grünes Thal zuführt — darüber vergißt man leicht den Schmuz und das schlechte Pflaster der Straßen. Auffallend ist der rein englische Schnitt der portugiesischen Truppen, deren gute Kleidung und neues, glänzendes Aussehen sehr gegen das des spanischen Militärs absticht, das im Ganzen sehr räubermäßig aussieht; doch muß ich gestehen, daß mir dieser aufgezwängte englische Zuschnitt nicht gefallen wollte, noch weniger die schnarrende, zischende näselnde Sprache, und das viele Deklamiren und Lärmen der Leute, das gegen den ruhigen Ernst und die vollen Töne der Spanier sehr absticht. Statt des ruhigen: Vaya Usted con dios! der Spanier, siehst du hier ein Paar Fuhrleute, die sich begegnen, schon von weitem den Hut abnehmen und schwenken, und: Viva o Senhor! viva! begrüßen. Dazu tragen sie so verzweifelt große Hüte mit breiten Rändern, die durch eine Menge Tafelwerk aufgezogen werden, was dem ganzen Begrüßungs-Aktus etwas recht lächerlich-Feyerliches gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das heilige Abendmahl im Felde.

(Beschluß.)

„Wir begannen mit der Ausübung der heiligen Verordnung, indem wir die Versammlung und uns dem unsichtbaren Schutze des Herrn der Heerscharen empfahlen, in dessen Namen wir uns versammelt hatten. Unser Vertrauen war auf den Arm Jehovas, welches besser war, als Kriegsrüstung und starke Anhöhen. War der Gott Jakobs unser Hort, so wußten wir, daß unsere Sache gelingen müsse; daß in seiner Gunst mehr Sicherheit liege, als in allen Vertheidigungen der Kunst und Natur. Unser Versammlungsort war in jeder Hinsicht bequem, und schien vorsäzlich gewählt worden zu seyn. Es war ein grüner, anmuthiger Schlag, dicht bey einem Wasser. Auf beyden Seiten erhob sich der geräumige Wiesengrund in Gestalt eines Halbzirkels allmählig bis zu einer ziemlichen Höhe. Ueber uns war der reine blaue Himmel, denn es war ein lieblicher und milder Sabbathmorgen, und verhieß wirklich einer der Tage des Menschensohnes zu werden. Es herrschte

eine Feyerlichkeit an dem Orte, welche der Gelegenheit zukam, und die ganze Seele wurde zu einer reinen und heiligen Stimmung emporgehoben. Die Kommunion-Tische standen im Grünen bey dem Wasser, und um sie her saß das Volk in anständiger Ordnung. Bey weitem die größere Menge aber saß auf dem Wiesengrunde, welcher von unten bis oben gedrängt voll war, und bildete einen der herrlichsten Anblicke der Art, den man je gesehen. Jeden Tag, nach dem Ende des Gottesdienstes, begaben sich die Geistlichen, von ihren Wachen und so vielen vom Volke, als nur immer konnten, begleitet, in drey verschiedene Landstädtchen, wo sie gegen Bezahlung Herberge und Speise und Trank suchten. Mehrere der Bauern indessen weigerten sich, für die reichliche Verpflegung der Geistlichen und Herrn, die sie jeden Tag einluden, irgend etwas anzunehmen. Die Reiter zogen sich zusammen, bis das Volk die Stelle verlassen, dann folgten sie demselben in einer kleinen Entfernung in guter Ordnung, bis Alle in Sicherheit waren, dann theilten sie sich in drey Haufen, und quartierten sich unter drey verschiedenen Anführern in den Städtchen ein. Während der Nacht wurde regelmäßig Wache gehalten, und Späher gingen nach allen Gegenden, um zeitige Nachricht zu bekommen. Am Morgen, wenn das Volk wieder zum Gottesdienst zurückkehrte, begleiteten die Reiter es wieder. Die drey Abtheilungen trafen eine Meile von dem Versammlungsorte zusammen, und marschirten in geschlossenen Haufen dahin. Wenn die Versammlung sich gehörig geordnet hatte, vertheilten auch sie sich auf ihre Posten.

„Diese durch den Zufall gebildeten Freywillige schienen das Geschenk der Vorsehung gewesen zu seyn; denn von Sonnabend Morgen, als das Werk begann, bis Montag Nachmittag, erlitten wir nicht die geringste Beleidigung oder Störung von Feinden, welches wunderbar schien. Zuerst herrschte einige Furcht; aber das Volk saß nachher unbesorgt, und das Ganze ward in so guter Ordnung beschlossen, als wäre es in Schottlands friedlichsten Tagen. Und wahrlich, der Anblick von so vielen ernsthaften, gesammelten und frommen Gesichtern muß die Gegner mit Ehrfurcht erfüllt haben, und ihnen schreckhafter gewesen seyn, denn ein äußerlich kriegerisches Ansehen und wilde Blicke.

„Die Tische wurden von mehrern Herrn und Personen von dem ernsthaftesten Ansehen bedient. Keiner wurde ohne die gewöhnliche Beglaubigung zugelassen, welche am Sonnabend vertheilt worden, und zwar nur unter solche, die einem der Geistlichen oder einer andern rechtlichen Person als Leute von gutem Rufe bekannt waren. Man beobachtete alle die gewöhnlichen Formen: die Kommunikanten traten von einer Seite hinzu, und entfernten sich auf der andern, wobey ein Weg offen gelassen wurde, damit sie wieder ihre Sitze auf dem Hügel einnehmen konnten. . . . . Das Abendmahl ward friedlich geschlossen, und alles Volk brachte sein Danklied dar, und sang mit freudigem Lärm zu dem Hort der Erlösung. Es war angenehm, mit der hereinbrechenden Nacht die Melodie in vollem Einklang den Hügel hinaufschwellen zu hören, indem sich die ganze Versammlung einstimmig vereinigte und Gott mit psalmenreichen Stimmen preisete. — Man hatte zwey lange Tische, und einen kurzen quer eben angefügt, mit Sitzen auf jeder Seite. Es saßen ungefähr hundert an jedem Tische, und da in allem sechszehn Tische da waren, so kommunizirten an diesem Tage ungefähr 3200 Personen."

Der Graf von Hume war durch eine Streitigkeit mit seiner Mutter abgehalten worden, seine ungeziemende Drohung auszuführen.

Aelteres, beynahe Veraltetes.

(Fortsetzung.)

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erfreuen sie uns.

*

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

*

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

*

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte nicht das französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! Wie verhinderte der englische Orforder und Londner Verein den Einfluß der Lieblinge Carls des Zweyten!

Da es aber einmal geschehen war, und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bey Prozessionen und andern Feyerlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. August.

(Beschluß.)

Auf die 700,000 Seelen, welche die Bevölkerung von Paris ausmachen, kommen 350,000 Frauen, wovon 170,000 nicht verheirathet sind; hierin sind aber 47,119 Wittwen nicht mit eingerechnet. Die statistischen Nachforschungen melden nicht, ob der allerinige Zustand der 170,000 unverheiratheten Damen völlig in's Reine gebracht ist. Es wäre hübsch, wenn Paris mit einer so schönen Anzahl von Vestalinnen das alte Rom überträfe; allein da sehe ich andrerseits in den „Nachforschungen" eine jährliche Anzahl von 9000 unehelichen Kindern angegeben; diese kommen doch irgendwo her und gewiß müssen wir sie einem Theile jener 170,000 unverheiratheten Frauen, deren Daseyn uns das Einschreiben vom Jahr 1817 geoffenbart hat, zur Last legen. Ferner erhellet aus den angestellten Beobachtungen, daß die größte Sterblichkeit in den Monaten Mai und Dezember herrscht. In diesen beyden Monaten sollte man also auf seiner Hut seyn und sich vor Einladungen zu Mahlzeiten in Acht nehmen. Ganz ungereimt haben unsere Väter gesungen: joli mois de Mai, quand reviendras-tu? Unsere Väter hatten manche Redensarten, die wir uns werden abgewöhnen müssen. Im Jahr 1817 sind nicht mehr als 351 Selbstmorde vorgefallen; unter den Selbstmördern befinden sich nicht so viel Junggesellen als Verehlichte; sollte dieß etwa eine Folge der Abschaffung der Ehescheidungen seyn? Auf jeden Fall stört es den schönen Begriff, den man sich von dem Glücke des Ehestandes macht. Ich erwartete mehr Selbstmorde von den Junggesellen; allein es scheint, daß die Junggesellen sehr am Leben hängen. Der Herr Präfekt findet, daß von den 351 Selbstmorden 19 durch Liebesleidenschaft, 46 durch Folgen der Spielsucht und 56 durch Verlust von Aemtern veranlaßt worden sind. Gegen die Liebesleidenschaft kenne ich keine Polizeymittel, allein was die andern Veranlassungen betrifft, so kann die Obrigkeit sie dadurch vermindern, daß sie die Spielhäuser zuschließen läßt und von dem Absetzungsvermögen etwas mindern Gebrauch macht. Diese beyden Mittel gehen auch den Minister des Innern an. In Hinsicht der Polizey muß ich noch bemerken, daß ich geglaubt hatte, die gute Stadt Paris seye besser mit Beleuchtungsmitteln versehen; sie hat nur 5,035 Laternen. Kaum darf man so etwas eine Beleuchtung nennen; freylich wird die Polizey mir antworten, daß sie außerhalb den 5,035 Laternen noch 11,340 becs (Schnäbel, nämlich der Wandlampen) unterhält. 11,340 von der Polizey unterhaltene Schnäbel sind freylich etwas; allein man darf nicht vergessen, daß ein Schnabel viel verzehrt und wenig Licht verbreitet. Wäre ich Polizeypräfekt, so würde ich zu einer gewaltsamen Maßregel meine Zuflucht nehmen; ich würde mich noch unter den Schutz des Mondes begeben, die 11,340 Schnäbel verschließen, die 5000 Laternen auslöschen und nur noch eine an der Thüre jedweden Polizeykommissärs brennen lassen. Man sieht, daß der Verfasser des Aufsatzes gegen die Pariser Polizey etwas ungehalten ist; diese Unzufriedenheit äußert sich in vielen neuern Schriften, und ein Fremder braucht nicht lange in Paris gewesen zu seyn, um die Ursache davon ergründen zu können. Die Reinlichkeit, welche ein Hauptaugenmerk der obigen Stadt seyn sollte, wird versäumt; dagegen will die Polizey gern den höhern Obrigkeiten gefallen und gibt sich daher mehr mit Politik ab, als ihr zukommt. Die Verhafteten, besonders die wegen politischer Gründe Verhafteten, z. B. Schriftsteller, werden ohne die geringste Rücksicht auf ihre Erziehung und auf ihren Stand in der Gesellschaft behandelt, und manchmal wird kleinliche Rache an ihnen verübt, besonders wenn die Gesetze nichts dawider geordnet haben; besser und pflichtmäßiger wäre es, die Straßen reiner fegen und die Stadt heller beleuchten zu lassen. Allein um solche Kleinigkeiten bekümmert sich der Präfekt nicht. Ja wenn, wie in London, ein von den Bürgern freygewählter Stadtmagistrat die Polizey selbst handhabte, ohne daß ein Königl. Beamter sich drein zu mischen hat, so würde es wohl ganz anders aussehen. Dann würde ein ganz anderer Geist die Polizey beseelen: die Bürger würden Lust haben, den Zweck der Polizey befördern zu helfen; sie würden auf Reinlichkeit, Ordnung und Verschönerung der Stadt halten, ohne daß die Gensd'armen deßhalb auf den Beinen zu seyn nöthig hätten. Indessen ist Paris glücklicherweise so groß und so volkreich, daß es der Polizey nicht wohl möglich ist, das häusliche Betragen jedweden Bewohners auszuspähen, und daß es sich daher sehr frey und ungehindert leben läßt, wenn man nicht wider die Gesetze verstößt. Daher hat auch Paris für Fremde manche Annehmlichkeit, die andern Hauptstädten, des Festlandes wenigstens, abgeht. Man äußert sich frey und unumwunden; nur hat die französische Geselligkeit und Urbanität es eingeführt, daß man in Gesellschaften, wo man sich nicht genau kennt, solche Gegenstände der Unterhaltung vermeidet, über welche man getheilter Meinung seyn, und folglich in Spaltung gerathen könnte. Uebrigens haben sich in denjenigen Ständen, in welchen man eine entschiedene Meinung über Staats- und Volksangelegenheiten hat, die zwey Hauptpartheyen von selbst nach und nach abgesondert. Wer zu einer von den beyden gehört, sucht sich eine geistesverwandte Gesellschaft aus; dadurch wird mancher Hader vermieden: der Unabhängige gesellt sich zum Unabhängigen, der Ultra zum Ultra. Jedwede hat ihre Lieblings-Schriftsteller, ihre Tagesblätter, ihre Gelehrtenvereine, ihre Belustigungen; aus geselliger Vorsicht verbirgt jedwede an gemeinschaftlichen Orten das Hervorstechende ihrer Meinungen; dieß kann einen Fremden leicht trügen und ihn auf den Gedanken bringen, als ob man in Paris gegen öffentliche und wichtige Begebenheiten und Völkerangelegenheiten gleichgültig seye; an öffentlichen Vereinigungsorten freylich; allein an den nicht öffentlichen spricht man sich auf eine sehr entschiedene Weise aus, und hier würde der Fremde oft über die mannigfaltigen und richtigen Ansichten der Dinge erstaunen, besonders von Seiten solcher Personen, die von keiner Behörde abhangen und die ein unbefangenes Urtheil zu fällen im Stande sind. Dieß verhindert aber die Pariser keineswegs, zwanzig Schauspielhäuser und ein halbdutzend großer Lustgärten anzufüllen, auf dem Champ de Mars Luftbälle und Luftgondeln aufsteigen zu sehen, das Thal Montmorency zu besuchen, und dort die neuen Schwefelbäder zu gebrauchen, und partheyenweise auf Eseln zu reiten (eine besonders zur Modebelustigung gewordene Gewohnheit), die Springwässer in Versailles und St. Cloud anzuschauen, oder nach Dieppe zu den Seebädern zu reisen. Noch weniger hindert es die untern Klassen, denen die Politik gleichgültig ist, so lange sie nicht direkte davon getroffen werden, und die für Ultras und Liberale Schuhe und Kleider verfertigen, so lange, wie sie nur bezahlt werden, sich an Sonntagen in hundert Schenken außerhalb der Stadt zu verbreiten und erst in der Nacht unter fröhlichem Gesange wieder nach Hause zu kommen. Aus der sich beständig vermehrenden Anzahl solcher Schenken sollte sich vermuthen lassen, erstens, daß die Kunden sich in ziemlichem Wohlstande befinden, und zweytens, daß eben diese Kunden an den Eß- und Trinkwaaren mehr Geschmack bekommen. Dieß mag der Polizey nicht übel gefallen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 80.

Nro. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. October 1823.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn. —
Schiller.

Nacht.

Ein Fragment.

1.

Nacht, wo Mondenschein mit Lust
Ueber Frühlingshügel schleichet,
Selbst der Felsen starre Brust
Milder Nebelhauch erweichet,
Wo die Welt in Schlaf gebunden
Weit verschleyert leise schwebt,
Und die Wehmuth nächt'ger Stunden
Ahnungsträume sehnend webt;
Wo aus reinen Vergessquellen
Himmelsglanz die Seele stillt,
Durch des Waldes duft'ge Wellen
Süße Nachtlieds Weisen schwellen;
Nacht, wie wonnig, Herz erwärmend,
Anmuth hauchend, Geisterschwärmend,
Nacht, wie bist du schön und mild!

2.

Nacht, wo die Windsbraut im Meer aufwacht,
Das struppige Haupt aus den Tiefen reckt,
Und Wogenschwall rauschend ans Ufer mit Macht
Die Seiten der triefenden Felsen leckt,
Wo mit Angstgeschrey weit die Möwe kreist,
Wenn der Nord den Mast bricht, die Segel reißt;
Das heulende Volk im geschleuderten Schiff
Sieht näher den Schaumschlag am Todesriff.
Nacht, rabenschwarz! Nun wie Höllenbrand hell!
Des dumpfen Donners vorrascher Gesell
Strahlt zackig grad 'nein in die Pulverkammer. —
Vor war's Geschrey und gellender Jammer —
Nun Hochflamm', Knall und Dampf! — Jezt schweigt es.
Um Gott, was ward? — Der Morgen zeigt es.
Der treibt wohl manche Trümmer zum Strand,
Bleicht manchen Leichnam auf bleichem Sand.

3.

Nacht, wo der Sturm die Schneehalde fegt,
Mit lautem Krach in's Thor hineinschlägt,
Durch öde Gassen klirrt und wettert,
Wild taumelnd gegen die Mauern bricht,
Hell höhnisch pfeifend durch's Fenster spricht,
Dann schwindelnd aufwärts zum Thurmrand klettert,
Und von der Spitze weit umher
Ausfährt in andres Land und Meer; —
Nacht, wo die Räuberschaar sich hordet,
Den Traum abknickt, den Schlummer mordet; —
Nacht über moderndem Schlachtgefild,
Den Mond aufhebend als Flammenschild,
Gift niedersprühend und blut'gen Thau,
Wie bist du zornig, grimm und rauh!

4.

Nacht ohne Schlaf voll Herzensangst,
Die du aus gähnendem Höllenthor
Mit hagerm, schwarzen Arme langst
Erinnrungsschrecknisse hervor!
Nacht, wo die Todten aus Gräbern sehn,
Gedanken und Geister irre gehn,
Und um das Lager des Wachenden stehn!

Nacht, die du Seelen klemmst und engst,
Das glühende Hirn zur Schwarzkohle sengst,
In ew'ger Vernichtung Todesbild
Verzweiflungsschaaren führst und sammelst,
Und Wahnsinn hauchst und Flüche stammelst —
O Nacht, wie bist du mordlich mild!

L. Starklof.

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Fortsetzung.)

Außer den bereits angeführten mancherley Verbesserungen, hat die Taucherglocke sehr wichtige durch den verstorbenen Herrn Smeaton erhalten, und ist durch den gegenwärtig noch lebenden berühmten Schiffsbaukünstler, J. Rennie, wo nicht ganz, doch wahrscheinlich beynahe zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Die Verfertigung und der Gebrauch dieser Maschine ist ganz einfach. Sie bietet weder Schwierigkeiten noch Gefahren dar, wenn man nur Sorge trägt, daß die Taue stark genug sind, um das Gewicht derselben zu tragen, und daß ein aufmerksamer Mann aufgestellt ist, um die Signale zu empfangen und Befehle an diejenigen zu ertheilen, welche entweder auf dem Gerüste oder dem Schiffe sich befinden, woran die Maschine aufgehängt ist. Wenn man es für nöthig hält, die Lage der Taucherglocke zu verändern, so werden Hammerschläge gegeben, durch welche acht verschiedene Signale ausgedrückt werden können.

Diese Glocke ist von Gußeisen gemacht, und wiegt vier Tonnen und zweyhundert Pfund; sie ist sechs Fuß lang, vier Fuß breit und fünfe hoch, und enthält hundert und zwanzig Kubikfuß Raum. Um Licht einzulassen, ist sie oben mit zwölf Linsengläsern versehen, wovon jedes acht Zoll im Durchmesser hat, und wenn sich die Glocke in klarem Wasser befindet, so ist es hinlänglich hell darin, um ganz klein gedruckte Schrift zu lesen und fein zu nähen. Gerade in der Mitte des obern Theiles derselben befindet sich ein Loch, um Luft einzulassen, worin ein lederner Schlauch eingepaßt ist. Dieser Schlauch ist lang genug, um bey jeglicher Tiefe auf den Boden zu reichen, und das andere Ende desselben ist an eine starke Luftpumpe befestigt, welche durch vier Mann so lange in Bewegung gesetzt wird, als die Glocke unter Wasser bleibt. Auf diese Weise werden die Taucher beständig mit frischer Luft versehen, um das Athemholen leicht und angenehm zu machen. Innerhalb der Glocke, gerade auf dem Loche, durch welches die Luft herbeygeschafft wird, ist ein Stück starkes Leder angeschraubt, durch welches die Luft zwischen den Schrauben hereindringt. Dieses Leder verhindert die eingedrungene Luft, auf demselben Wege zurückzukehren; und im Fall der Schlauch bersten sollte, so kann das Wasser nicht zum Luftloch hereindringen. Die Taucher sind daher gegen jeden Unfall gesichert, und die Glocke selbst enthält beständig so viel Luft, um die Personen, die sich darin befinden, so lange zu erhalten, bis sie von jeglicher Tiefe an die Oberfläche gebracht werden können.

Wenn die Glocke mit Luft überfüllt ist, so dringt sie unten am Rande hinaus, wodurch das Wasser in Bewegung kommt. Dieß hält man für die verdorbene, ausgeathmete Luft, welche gewöhnlich ihrer größern Leichtigkeit wegen nach dem obern Theile der Glocke steigt, von dort aber, durch die eindringende frische Luft, unten hinausgetrieben wird. Innerhalb der Glocke sind zwey bewegliche Sitze an beyden Enden, und ein schmales Bret läuft quer am untern Theile herüber, um die Füße darauf zu setzen. Auch sind Haken und eine kleine Bank darin angebracht, um Werkzeuge aufzubewahren, und oben befinden sich zwey Kloben, um schwere Gegenstände daran zu befestigen, welche mit der Glocke hinaufgezogen werden sollen. Herr Smith, welcher sich über drey Jahre lang dieser Glocke bediente, versichert, daß wenig Arbeiten vorkommen können, welche nicht in klarem Wasser, bey mäßiger Tiefe und in geschickten Händen mit ihr zu vollziehen sind. Um den Nutzen dieser Glocke einsehen zu können, folgt hier eine Beschreibung der Arbeiten, welche Herr Smith damit unternommen hat.

Da es die Herren von der Admiralität nothwendig erachteten, daß eine Mauer in Plymouth-Dock-Yard am Rande des Hafens aufgeführt werden sollte, so wandten sie sich an Herrn Rennie, um den Plan dazu zu entwerfen. G. H. Bracket, von Woolwich, übernahm die Ausführung desselben, und Herr Smith wurde als Marine-Kommissär dabey angestellt, um über das Ganze genaue Aufsicht zu halten.

Das Werk begann zuerst damit, daß man den alten Grund und die Pfeiler hinwegräumte, welche zuvor dort angehäuft worden waren, als man frühere Versuche machte, eine ähnliche Mauer zu errichten. Auf einer Stelle fand man eine Anzahl steinerner Pfeiler, zehn bis fünfzehn Schuh lang, nebst mancherley Zimmerholz; auch wurde ein Boot, sechs Fuß unter dem Boden, gefunden. Nachdem man von diesen Materialien so viel hinweggeräumt hatte, als man für nöthig erachtete, so unternahm man es, Pfeiler in den Boden zu treiben, welches von Leuten vollzogen wurde, die sich auf einem Gerüste, etwas oberhalb der höchsten Fluthwasserzeichen, befanden. Es sind nun daselbst vier Reihen Hauptpfeiler, fünfzig bis sechszig Fuß lang, und eine Reihe Schutzpfeiler vor denselben eingetrieben. Jeder Pfeiler ist unten mit gehämmertem Eisen bekleidet, und wurde, bey einer Neigung gegen das Land von vier Zoll auf den Fuß, mit einem eisernen Gußblock von 1568 Pfund Gewicht in den Boden getrieben.

Dieser Block wurde mit einer Maschine 36 Fuß in die Höhe gehoben, und fiel jedesmal in gerader Richtung auf den Kopf der Pfeiler. Nachdem sie alle eingerammt waren, wurden sie mit Hülfe der Tauchermaschine abgeschnitten.

Um die Pfeiler herum wurde der Boden so lange ausgegraben, bis man auf eine feste Sandlage stieß. Sie wurden sodann alle der Reihe nach gleichförmig abgeschnitten, und der Querschnitt mit einer Neigung von vier Zoll auf den Fuß an den Pfeilern vollzogen. Der Raum zwischen denselben wurde mit Kalkstein und Kiesel ausgefüllt, und so fest als möglich eingerammt. Grundschwellen (sills), von einem Quadratschuh Umfang und 25 bis 30 Fuß lang wurden mit 36 Zoll langen Nägeln (treenails) an jede Pfeilerreihe befestigt, und die Schutzpfeiler ebenfalls mit langen Nägeln an die vorderste Grundschwelle genagelt. Das Ganze wurde mit zehn Schuh langen und sechs Zoll dicken Bretern bekleidet, ausgenommen an solchen Stellen, wo Strebepfeiler angebracht, und die Bretter fünfzehn Fuß lang und mit großen Nägeln an die Grundschwellen befestigt sind.

Diese Arbeit begann den 5. Oktober 1816, und den 1. Januar 1819 wurde der erste Mauerstein gelegt. Den 1. Januar 1820 waren, vermittelst der Tauchermaschine, 3900 Kubikfuß Steine aufgeführt, wovon einige achtzig bis hundert Zentner schwer sind. Gegenwärtig sind zweyhundert Längenschuh von dieser Mauer vollendet, welche 77,000 Kubikschuh Steine enthält, deren Gewicht auf 143,000 Zentner berechnet wird. Der noch zu vollendende Theil der Mauer beträgt dreyhundert Längenschuh, und wird etwa 100,000 Kubikschuh Steine erfordern. Bedenkt man nun, daß diese Arbeit zwey-und-vierzig bis fünfzig Fuß unter Wasser vollzogen wurde, so kann man annehmen, daß die Tauchermaschine jezt dergestalt vollendet ist, daß man jede Gattung hydraulischer Arbeiten damit verrichten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Aelteres, beynahe Veraltetes.

(Beschluß.)

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

*

Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zulezt gefallen. Spreu von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künsteley bemächtigt sich unser, und weiß sich überall geltend zu machen.

*

Die Natur hat sich so viel Freyheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beykommen, oder sie in die Enge treiben können.

*

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

Madam Vespermann, Sängerin am Hoftheater zu München, die vor einigen Jahren, als Dem. Meyger, dem hiesigen Publikum bereits vortheilhaft bekannt wurde, hat uns in diesem Monate in einer Reihe von Gastrollen erfreut. Wenn Ref. „uns" sagt, so ist dieses so wenig der beliebte Rezensenten-Plural, daß er sogar sein Ich von diesem Uns ausnehmen und gegen Rezensenten-Politik eingestehen muß, daß er die erwähnte Sängerin gar nicht gehört hat. Aber nicht er trägt die Schuld, sondern das oft verfluchte Geschick, das nicht allein die Bühne beherrscht, sondern auch mit weit hingestrecktem Fuße und vorstrebender Hand über das Orchester hinweg in die geschlossenen Sitze und Logen schreitet. Doch ich will mich populär ausdrücken und sage also: Der Andrang zu den Vorstellungen, in denen Mad. Vespermann hier auftrat, war so groß, daß ich, trotz meiner sonstigen Theatertaktik, nicht das Geschick hatte, mir einen sogenannten bequemen Platz zu verschaffen. Da ich nun die vielbelobte Sängerin gar nicht gehört habe, so ist mir eben dadurch die vortrefflichste Gelegenheit gegeben, mich in dem vollen Glanze eines alten geübten Rezensenten zu zeigen, der mit einem Dutzend stereotyper Modephrasen gerade über Das am schnellsten aburtheilt, was er nur halb oder gar nicht vernahm. Da aber dergleichen aburtheilende Vorurtheile bereits allen Kredit verloren haben und ihre Urheber selbst dann, wenn sie sich mit dem Heiligenschein der Autorität umgeben, dennoch als marode Nachzügler der urtheilskräftigen Kritik erkannt werden, so begebe ich mich des erwähnten leichten Rezensenten-Kunststückes und theile hier nicht mein Vor-, sondern das Nachurtheil eines unvartheyischen Freundes der Kunst und einsichtsvollen Musikkenners mit. —

„Sie wollen mein Urtheil über Madam Vespermann, weil Sie so Verschiedenes und Widersprechendes über diese Künstlerin hören, weil der Eine sie mit der Milder, der Andre mit der Seidler vergleicht; Der, sie bis zum Himmel erhebt,

Jener, gar nichts so Wunderwürdiges an ihr finden will. So gebe ich es Ihnen denn einfach und unpartheyisch und so wenig individuell als ich es vermag, wodurch es aber nicht aufhören wird, das Urtheil eines Einzelnen zu seyn. Als ein solches nur, bitte ich Sie, es aufzunehmen und eben so auch den Wortausdruck zu betrachten, der durchaus keinen Anspruch macht auf den dictatorischen Kanzleystyl der kritisch-letzten Zeitungsinstanz, die bekanntlich keine Gründe angibt. Drucken mögen Sie immerhin mein Urtheil lassen; denn es entstand in meiner Seele, ohne daß ich an Gedrucktwerden dachte, und wird sich daher vielleicht besser ausnehmen, als manche andere Urtheile, die gar nicht entstanden wären, wenn nicht die Presse sie für die Presse herausgepreßt hätte.

Gestern erst, im Tankred, war Mad. Vespermann die ich in der Rolle der Agathe und der schönen Müllerin die größte Schülerin (in dem Sinne, wie man sonst sagt: der größte Meister) nennen mußte — Gestern erst war diese Künstlerin positiv sie selbst. Wenn sie nämlich früher alles das, was bey ächtem Gesange nicht zum Vorschein kommen darf, mit höchster Einsicht nur vermied, so zeigte sie gestern, was sie auch Wirkliches zu leisten vermag. Sie bewegte das Herz und das, bey Veranlassungen, die zum großen Style gehören, oder wenn man dem Rossini diesen nicht einräumen will, doch bey kraftvollen Stellen, bey solchen, die Muth ausdrücken, bey starken, wo sie Zärtlichkeit zu unterdrücken hatte; oder wo diese von selbst, von andern Gemüthszuständen überwältigt, zurücktritt. Keine Manier, keinen Vorschlag brachte sie hier an, wie dieß die gewöhnlich verzierenden Sängerinnen thun, getrieben von dem außer der Rolle liegenden Gedanken: „Jezt will „ich einmal die Geläufigkeit meiner Kehle zeigen!" Nein, nur die bewegte Seele trieb sie an, im Zorne — wie er thut — mehr zu verschwenden, bald auch gewählterweise gehaltvoll einzuhetzen und dann durch Verweilen auf Einem Ton, ihm den Nachdruck zu geben, der einem vorhergehenden entzogen war, oder der in eine Pause, die der Affekt forderte, sich verloren hatte. Alles dieses vollführte sie als Meisterin, und so vollendet war das Gelingen, daß es dem Hörer ein Gefühl der Sicherheit über alles das, was sie noch unternehmen würde, im Voraus einflößte. Ohne dieses Gefühl gesicherter Beruhigung, kein Kunstgenuß! Und bedenkt man nun, wie die meisten Sängerinnen des Tages, die Pikelflöte für das Normalinstrument haltend, uns mit unaufführlich hohen und halsbrechenden Kehlübungen abängstigen und auf der Monokorde ihrer Stimme so seiltänzerartig herumspringen, daß man immer fürchten muß, sie werden sich irgend einen Kunstschaden thun, so ist die Maß und Ziel haltende Meisterschaft der Madam Vespermann nicht genug zu loben. Heil ihrer völligen Nichtbeachtung schlechten Beyfalls! Unangefochten von der Zuhörerschaft, nie durch schädliche Stimmanstrengung Händeklatschen hervorrufend, singt sie, den Sing- und Sprachorganen, der jedesmaligen Empfindung gemäß und nach der besten Schule. Nie opfert sie die Kunst dem Beyfall auf; nie ein Gewaltaufschreyen oder auch nur die kleinste Verzierung am unrechten Ort, um diesen hervorzurufen; immer so richtig und lobenswerth, als es leider jezt selten anzutreffen ist, obgleich dieses wohlberechnete Maßhalten doch die einzig erlaubte Koketterie mit dem Publikum ist, wenn sie nämlich nicht die Sucht, sondern die Kunst zu gefallen wäre. Was aber vielleicht noch größeres Lob verdient, ist ihre große Kunst in den vielstimmigen Gesangstücken, die nicht ohne Verläugnung geübt und diese nicht ohne große Einsicht erlangt werden kann. Nie war sie vorlaut, weder mit unbewußter Zügellosigkeit, noch mit der eiteln, unkünstlerischen Absicht, nur sich allein schreyend bemerkbar zu machen, und immer schien sie doch gerade dadurch das Ganze zu halten und zu tragen, daß sie es hören ließ, wie sie alle Musiker und Sänger hören und keinen andern Affekt ausdrücken, als den, welchen die Natur des dramatischen Vorgangs erforderte. So paradox es auch klingen mag, so muß ich es doch sagen, daß ich durch die grandios-künstlerische Art, mit welcher Mad. Vespermann vielstimmige Gesangstücke ausführt, eine bedeutende Kirchensängerin in ihr erkenne. Maß und Haltung, gänzliches Vergessen seiner Selbst, ausschließliche Richtung nach einem höhern Gegenstand und tief von ihm ergriffen seyn, lehrt die Musik der Kirche vor jeder andern und dürfte gestern — ich bitte alle Betheiligten demüthig um gnädige Verzeihung! — Mad. Vespermann uns gelehrt haben. In der Rolle der Agathe hörte ich nur die schöne Stimme, die sich aber, ich weiß nicht warum, in diesem anscheinend-einfachen Gesang anzustrengen schien; wodurch sie aber keineswegs die schönen Hoffnungen täuschte, zu welchen ihr erstes glänzendes Auftreten als Prinzessin von Navarra berechtigt hatte. In der schönen Müllerin leistete sie Alles, was man nur von einer stimmbegabten, herrlich unterrichteten und diesen Unterricht weise gebrauchenden Sängerin in einem Konzerte fordern kann. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß sie nicht auch dramatisch gut gesungen, deklamirt, die Finale vortrefflich unterstüzt und ächte Künstlergelassenheit auf das glänzendste dargethan hätte. Sie gab keinem Tadel Raum; mehrstimmiges Lob aber würde sie haben einärnten können, wenn sie mehr aus Eingebung, mehr nach eigener und momentaner Laune in dieser Rolle gesungen und gespielt hätte; zu welcher Forderung sie durch die Leistung des Tankreds so vollständig berechtigt hatte. Von der schönen Stimme dieser Sängerin, von ihrer Kunst, die schönsten ihrer Töne, wie die nur schönen gleich gut in Gebrauch zu setzen, selbst bey den schnellsten Folgen derselben, von ihrer Präcision, ihrer vortrefflichen, nie undeutlichen Aussprache, ihrer schönen, ausdrucksvollen Endigung der musikalischen Phrasen, kurz von Allem, was sonst noch ihren meisterlichen Gesang charakterisirt, habe ich von den Einfachtigen und Partheylosen meiner Bekanntschaft nur mit Begeisterung sprechen hören. Nur die Rezitative schienen Manchem zu wenig bewegt, zu flüchtig parlando, welches mich gerade von Madam Vespermann um so mehr Wunder nimmt, indem man doch vorzugsweise von ihr sagen kann, daß sie sich ganz dem Affekt hingibt, ohne je dem Effekt zu fröhnen.

Da nun Kleider Leute machen und leider auch Kostüme Rollen, so muß ich noch hinzusetzen, daß die fremde Künstlerin in der Rolle des Tankred sehr angemessen und höchst einfach gekleidet war, ohne die noch immer auf der Bühne beliebten Theaterflittern, die so leicht ein histrionisches Ansehen geben. Besonders gut war die Fußbekleidung ausgedacht, die gerade das vom weiblichen Wuchs versteckte, was zwar gesehen aber nicht scharf beurtheilt werden soll. Eben so sinnig war die Kopfbedeckung gewählt und die ganze Erscheinung angenehm und zugleich ernst. Diesen Eindruck macht eine Frau in männlichem und noch dazu im Ritterkostüm selten, und da man alsdann meistens getrieben wird, das Lächerliche und Unstatthafte zu bemerken, so ist die Vermeidung desselben der Anerkennung und des Dankes werth. Die schöne Müllerin aber sollte wohl nur weiß gekleidet erscheinen, welcher Anzug immer Beyfall fand und niemals, weder dem Tadel des Nichtangemessenen, noch des Unschönen ausgesezt ist.

Nro. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. October 1823.

Eh' es Allah nicht gefällt.
Uns aufs neue zu vereinen.
Gib mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zu weinen.
Westöstlicher Diwan von Goethe.

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Alischar und Smaragdine.

(Fortsetzung.)

Bald darauf kam Alischar mit Gebratenem, Backwerk, Honig, Benams und Brod wieder. „Mein Gott, rief der Christ, als er ihn wiederkommen sah, das ist ja so viel, daß man zehn Menschen damit sättigen könnte, und doch bin ich nur allein hier, wenn Ihr mir nicht etwa die Ehre erzeigen wollt, mit mir zu essen.“ — „Iß nur immerhin allein,“ sagte Alischar. — „Aber Herr, versezte der Christ, wißt Ihr nicht, daß die alten Weisen gesagt haben, daß derjenige, der nicht mit seinem Gaste isset, sicherlich ein Bastard ist?“ — Alischar, der über seine Geburt keinen Argwohn entstehen lassen wollte, fing also an, mit dem Christen zu essen. Hierauf nahm dieser eine Benane, schälte sie, schnitt sie von einander, und legte sehr geschickt in eine der beyden Hälften eine äußerst starke Dosis Nepenthe*) von Kreta, das mit einer Portion Opium versezt war, welche hingereicht haben würde, einen Elephanten einzuschläfern.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, sprach hierauf der Christ, indem er diese eine Hälfte dem Alischar darreichte, nehmt diese köstliche Benane aus meinen Händen an.“ — Alischar wollte nicht unhöflich seyn, nahm sie, und fühlte auf der Stelle die schreckliche Wirkung, indem er den Gebrauch seiner Sinne verlor. Hierauf stand der Christ ganz sachte auf, ging zum Hause hinaus, verschloß die Hausthür, und eilte, seinen Bruder von dem Erfolg seiner List zu benachrichtigen. Dieß war der alte Baschideddin, der sich äußerlich zum Islam bekannte, aber innerlich Christ war. Er war es, der seinen Bruder veranlaßt hatte, diesen hinterlistigen Streich auszuführen, um sich in Smaragdinens Besiz zu sezen. Er nahm jezt sogleich seine Leute mit sich, versah sich mit Geld, bestieg sein Maulthier und begab sich nach Alischar's Hause. Seine Leute bemächtigten sich Smaragdinens, bedrohten sie mit dem Tode, wenn sie etwa schreyen wollte, und führten sie nach dem Hause des alten Baschideddin. „Ach, Elende! sagte er zu ihr; habe ich dich jezt in meiner Gewalt? Bey Jesus und der Jungfrau Maria, schwöre ich

*) Bendsch oder Hyoscyamus ist eine schlaferregende Pflanze. Das Opiat, das man aus ihr bereitet, wurde von jeher in Egypten häufig gebraucht, und wird es noch jezt. Bendsch. das im Koptischen im Plurali Nibendsw hat, ist ohne Zweifel einerley Pflanze mit dem Nepenthe, das bis jezt den Erklärern Homers so viele Schwierigkeiten gemacht hat. Helena brachte bekanntlich das Nepenthe aus Aegypten und das Bendsch steht dort noch jezt in dem Kredit, alle die wunderbaren Wirkungen hervorzubringen, die ihm Homer zuschreibt. Nun ist nur noch auszumachen, was die Wurzel Moly war.

Anmerk. des franz. Uebersezers.

es dir, du sollst mir nicht entwischen und sollst Christin werden, oder ich mache eine Hachè aus dir." — „Zerhackt mich in Kochstücke, Elender, wie Ihr Lust habt, entwortete sie ihm; ich bin eine Moslime, und will als Moslime sterben. Mit Widerwärtigkeiten sucht Gott diejenigen heim, die er liebt, und auf ihn setze ich mein ganzes Vertrauen." Hierauf befahl der boshafte Alte seinen Sklavinnen, daß sie Smaragdine mit Schlägen mißhandeln mußten und dann in die Küche sperren sollten, ohne ihr etwas zu essen zu geben. Aber bey jedem Schlag rief sie aus: „Nur Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!"

Als der arme Alischar seinerseits aufwachte, und sich allein fand, rief er aus allen Kräften nach Smaragdine. Allein er fand sie nirgends, und merkte bald, daß ihn der Christ hintergangen hatte. Anfangs vergoß er heiße Thränen; da er aber sah, daß alle seine Thränen zu nichts führten, so zerriß er seine Kleider, nahm einen Stein in jede Hand, und durchzog die Stadt, indem er sich mit diesen Steinen den Busen zerschlug, und dabey ausrief: „O Smaragdine! Smaragdine!" Die Kinder versammelten sich um ihn her, Jeder ließ sich seine Geschichte von ihm erzählen, und Jeder hatte Mitleiden mit ihm. Nachdem er auf diese Weise durch die ganze Stadt gestrichen war, sah er eine gute Frau sitzen, die er grüßte. Da diese aus der ganzen Art seines Betragens abnehmen konnte, daß er ein unglücklicher Liebhaber sey, so fragte sie ihn bestimmt um die Ursache seines Kummers. Er erzählte ihr seine Geschichte, und sie sagte zu ihm: „Ich habe Mitleiden mit Euch, mein Kind! Vielleicht kann ich Euch von einigem Nutzen seyn. Jezt geht hin, und kauft mir einen von den Brodkörben, worin die Höker Brod verkaufen, und legt in diesen Korb etliche weibliche Putzsachen hinein. Ich will sie herumtragen und ausbieten, und ich schmeichle mir, Euch in Kurzem Nachricht von Eurer Smaragdine geben zu können." — Alischar war über die Hoffnung vor Freude ganz außer sich, er bedeckte die Hand der guten alten Frau mit Thränen und Küssen, und brachte ihr, was sie verlangt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Bemerkungen über das Tauchen und die Taucherglocken.

(Beschluß.)

Als im November 1816 die Lords-Kommissäre der Admiralität befohlen hatten, daß der Kriegs-Sloop, Eden, eine Zeit lang in Salzwasser versenkt werden sollte, so wurde die Taucherglocke dazu angewandt, um einen gelegenen Platz dafür auszufinden. Da man glaubte, daß Warnpoal vielleicht der gelegenste wäre, so ging Herr Smith in die Tiefe des Meeres hinunter, um zu sehen, ob der Boden frey von Felsen sey, und dem Schiffe eine erwünschte Lagerstätte gewähren könne. Er nahm zu diesem Behufe eine Anzahl kleiner Seetonnen (Boyen) in der Glocke mit, wovon jede mit einer Leine und einem bleyernen Gewichte versehen war. Sie waren numerirt, und jede derselben mit einem Loche und einem Stempel versehen, um solche Nachrichten auf die Oberfläche zu senden, welche für die Leute am Bord des Schiffes erforderlich waren, woran die Glocke befestigt war.

Der Schlamm auf dem Boden des Meeres war im Allgemeinen einen Fuß tief. Wenn Herr Smith auf einen Felsen oder irgend einen andern Gegenstand stieß, gab er ein Zeichen, die Glocke anzuhalten, nahm eine Seetonne, schrieb ihre Nummer, mit den nöthigen Bemerkungen versehen, in ein Buch ein, ließ das Bley fallen, und schob die Tonne unter dem Rande der Glocke hinaus, worauf sie augenblicklich auf die Oberfläche des Wassers emporstieg. Sobald dieß geschehen war, wurde ein Zeichen gegeben, die Glocke weiter zu bringen, und so wurde der Boden genau untersucht. Wenn Herr Smith auf die Oberfläche kam, untersuchte er die verschiedenen Seetonnen, die er aufsteigen ließ, und beschrieb die verschiedenen Gegenstände, die sich darunter befanden. An der Entfernung der Seetonnen von einander konnte man die Entfernung der Gegenstände selbst erkennen, und die Länge der Leinen zeigte die Tiefe des Wassers an.

In der folgenden Nacht erhob sich ein starker Sturm, da er jedoch bis zum andern Morgen nachgelassen hatte, so ließ sich Herr Smith von Neuem auf den Grund des Meeres nieder, um seine Untersuchungen fortzusetzen; allein in weniger als acht Faden Wasser war es so finster in der Glocke, daß man unmöglich sehen konnte, weil die Bewegung des Meeres den Schlamm aufgerührt hatte. Da jedoch der Boden sehr rauh und uneben befunden wurde, so gab man diese Stelle auf, und wählte eine andere. Außer einem großen Steine, den man hinwegräumte, wurde nichts daselbst gefunden, was dem Schiffe hätte gefährlich werden können; und daher wurde auch der Eden auf dieser Stelle versenkt, blieb die vorgeschriebene Zeit unter Wasser, und wurde darauf ohne Nachtheil wieder hervorgezogen.

Da man die Seetonnen zur Mittheilung von Nachrichten nicht immer zuträglich fand, weil sie Papier und Bley erforderten, das nicht immer vorhanden war, so nahm Herr Smith seine Zuflucht zu einem Bret, das er schwarz anstrich und an eine Leine befestigte. Auf diesem Brete schrieben die Arbeitsleute mit Kreide die Bemerkungen nieder, die sie nach oben zu senden hatten, und schoben es unter dem Rande der Glocke hinaus, worauf es augenblicklich nach der Oberfläche flog. Sobald es oben gelesen und beantwortet war, wurde an der Leine gezo-

felt, und die Arbeiter zogen das Bret wieder hinunter. Auf dieſe Weiſe wurde die nöthige Verbindung unterhalten.

Ueberall, wo Arbeiten mit der Taucherglocke unternommen werden, ſollte das Waſſer durchſichtig ſeyn, und zwar ſo, daß man Gegenſtände zwey bis drey Fuß unter der Glocke ſehen kann, bevor ſie von derſelben berührt werden. Mit künſtlichem Licht iſt es klar, daß man in trübem Waſſer nichts ſehen kann. In Fällen, wo es mit Vortheil angewandt werden kann, muß der zu bearbeitende Gegenſtand in die Glocke hineingenommen werden können. Die einzige Arbeit, welche Herr Smith bey Licht verrichten ließ, war das Abſägen der Pfeiler, zu welchem Behufe die Glocke über jeden derſelben etwas hinabgelaſſen wurde. Es iſt daher nothwendig, daß Arbeiten mit der Taucherglocke in hellem Waſſer verrichtet werden; denn in dieſem Fall iſt es ſo licht, daß man eine Wolke bemerken kann, welche die Sonne verdunkelt.

Die Beobachtungen, welche mit dem Thermometer in der Tiefe gemacht wurden, beſchränken ſich auf Folgendes: Sobald das Queckſilber in die Glocke gebracht und damit untergetaucht wird, fängt es an zu ſteigen, was gewöhnlich in der erſten Viertelſtunde geſchieht, und bleibt ſodann unverändert ſtehen. Nach dieſer Zeit haben weder die Tiefe des Waſſers noch die Länge der Zeit einen weſentlichen Einfluß auf daſſelbe. Den 15. September 1819 ſtand der Thermometer in freyer Luft auf 65° Fahrenheit; beym Untertauchen ſtieg er auf 70°, und während fünf Stunden unter dem Waſſer erhielt er ſich auf 69°. Beym Aufſteigen fiel das Queckſilber auf 68°. Den 17. deſſelben Monats ſtand das Queckſilber in freyer Luft auf 54°; beym Untertauchen ſtieg es auf 67°, und erhielt ſich fünf Stunden lang auf 66°. Beym Aufſteigen ſtieg es auf 67°. Den 21ſten ſtand es in freyer Luft auf 55°; beym Untertauchen ſtieg es auf 69°, und während fünf und einer halben Stunde unter Waſſer erhielt es ſich auf 68°, worauf der Thermometer zufällig zerbrochen wurde. Dieſe Beobachtungen wurden zu einer Zeit gemacht, als ſich drey Perſonen in der Glocke befanden. Herr Smith blieb gewöhnlich während der Arbeitszeit unter Waſſer, welche im Sommer des Morgens von ſieben bis zwölf Uhr, und des Nachmittags von eins bis ſechs Uhr dauert. Im Winter bleiben die Arbeitsleute ſo lange daſelbſt, als man ſehen kann.

Im Barometer ſtieg das Queckſilber augenblicklich, ſobald die Glocke mit dem Waſſer in Berührung kam, und noch ehe ſie ganz darin verſchloſſen war, war das Queckſilber feſt an das obere Ende der Röhre gedrückt. Fünf Stunden lang erhielt es ſich, ohne merkliche Veränderung, auf dieſer Höhe, bey einer Tiefe des Waſſers von acht Faden, und ſobald die Glocke wieder an die Oberfläche gebracht wurde, ſo fing es an zu ſinken, bis es außerhalb des Waſſers und der Glocke ſeinen vorigen Standpunkt wieder eingenommen hatte. Als man den Barometer in die Glocke brachte, ſtand das Queckſilber auf 29; bey einem Fuß unter Waſſer ſtieg es auf 29,87; bey zwey Fuß auf 30,75, und bey drey Fuß ſtieß es oben in der Röhre an.

Es iſt demnach augenſcheinlich, daß die Schmerzen, welche man beym Untertauchen in den Ohren empfindet, durch den vermehrten Luftdruck entſtehen. Wenn daher die Glocke mit zu großer Schnelligkeit untertauchen, und der Luftdruck in gleichem Verhältniß auf den Körper wirken würde, ſo könnten die Gefäße leicht zerſprengt werden und augenblicklichen Tod verurſachen. Ein Herr, welcher im Mai 1817 untertauchte, um die Trümmer des Royal George zu Spithead zu beſichtigen, blutete dergeſtalt aus Naſe und Ohren, daß er darüber ſehr beunruhig ward. Als Sir Alexander und Hauptmann Campbell die Lady Hardy bey ihrem Untertauchen zu Plymouth begleiteten, empfand der erſtere ſolche Schmerzen in den Ohren, daß er nicht weiter gehen konnte, und als Herr Welleſly Long Pole mit Frau und Schweſter untertauchen wollte, konnten ſie nicht weiter als drey Faden tief gelangen. Allein Oberſt-Lieutenant Fairman mit Major und Madame Morris kamen ohne viele Beſchwerden bis auf den Grund, wo die Letztere drey Seiten Papier voll ſchrieb und es an ihren Vater adreſſirte, indem ſie mit folgenden Linien ſchloß:

From a Belle, my dear father, you've oft had a line,
But not from a Bell under water;
Just now I can only assure you I'm thine,
Your diving, affectionate daughter*).

*) Von mancher ſchönen (Belle) erhieltest du ſchon Briefe, doch nicht aus einer Glocke (Bell) unter Waſſer. Doch in dieſem Augenblicke kann ich dir nur ſagen, daß ich bin deine untertauchende liebende Tochter.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Caſſel, am 14. Sept.

Den beyden Opern: Fauſt, und Zemire und Azor, den Verehrern guter deutſcher Muſik als Meiſterwerke längſt bekannt, hat unſer Spohr kürzlich eine dritte folgen laſſen (Jeſſonda), ſo tief in ihrer Anlage und von ſo geiſtreicher Vollendung, daß wir unſeren vaterländiſchen Kunſtfreunden von deren Erſcheinen Nachricht zu geben uns zur angenehmen Pflicht machen. Wir überlaſſen es Männern vom Fach, die techniſche Oekonomie dieſer vortrefflichen Kompoſition zu würdigen und nach Verdienſt zu beleuchten, wozu ſie eine reiche Ausbeute darbietet, und beſchränken uns hier blos auf das Rein-Menſchliche dieſes Kunſtwerks. Wenn es überhaupt den neueſten Zeiten vorbehalten war, den wundervollen Reichthum des menſchlichen Sinnes in der Muſik auszuſprechen, ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ꝛc. zu ſetzen, daß ſie nicht mehr oder weniger dem verfeinerten äußern Sinn allein überwieſen blieb, ſo iſt dieſe Gabe Spohr insbeſondere in einem hohen Grade verliehen worden, ja wir glauben nicht zuviel zu ſagen, wenn wir von ihm behaupten, daß er, ſo wie beſonders bey Fauſt, ſo auch wieder in der genannten neueſten Schöpfung, den ganzen innern Menſchen mit in Anſpruch nimmt, ſo daß zwiſchen dieſem und der Muſik das geheimnißvolle Verſtändniß obwaltet.

Hier möge auch die allgemeine Bemerkung über Spohr's Muſik Platz finden, daß er mit objektivem Geiſte und plaſtiſcher Phantaſie ſeinen Stoff behandelt. Wir legen auf dieſe

Bemerkung viel Gewicht und begründet es mit Folgendem: Man hat von Goethe kürzlich — nach unserer Ansicht sehr richtig — behauptet, was auch mit seinen Selbstbekenntnissen im Einklange steht, daß seine Hervorbringungen meist ein Ergebniß seines Assimilations-Vermögens seyen, und — setzen wir hinzu — daher in gewisser Weise allen Völkern und Zeiten anzugehören scheinen; eine ähnliche Objectivität herrscht nach unserm Gefühl in den Spohr'schen Kompositionen.

So werden wir im Faust, gleich im Anfang, durch eine in zarter Feyerlichkeit sich bewegende Tanz-Musik begrüßt, die, wie ein verstümmeltes Sonett, uns gleich vorn herein mit vollkommenster Täuschung in jene Zauberwelt versetzt, die später mit geistreicher Ironie und sinnvollem Ernste vor unsern Sinnen phantasmagorisch sich ausbreitet. Zugleich ist diese Menuet so charakteristisch deutsch, daß wir sie mit einem Bilde Dürer's vergleichen möchten, woraus unsere Vorzeit in süßer Schwermuth uns entgegen blickt.

Wir wenden uns jezt zur Oper Jessonda. Aber um zu zeigen, wie hier der Komponist seine Aufgabe in Beziehung auf das Sujet selbst — was wir keineswegs als Nebensache ansehen — sind wir genöthigt, einen leichten Umriß des lezteren zuvor aufzuzeichnen.

Ein portugiesisches Heer ist im Anfange des 16ten Jahrhunderts an der Küste Malabar gelandet, um dort selbst Besitzungen wieder zu ergreifen, welche die Eingebornen früher durch Vertrag eingeräumt, späterhin durch Verrath wieder an sich gebracht. In der belagerten Stadt finden wir zwey Schwestern, in früher Kindheit von ihrem Vater an diese Küste geführt, wovon eine, Jessonda, die jungfräuliche Wittwe des eben verstorbenen Rajah's ist (sie hatte an des greisen Gatten Seite nur als Tochter gelebt), welche, der Sitte des Landes gemäß, den Feuertod erleiden soll, um ihrem Gatten „in das Reich der Geister" zu folgen. Ein in der Strenge seines Standes aufgewachsener junger Bramin (Nadori), der bisher von allen Frauen fern gehalten, soll aus seinem Noviziat heraus zum erstenmale ins Leben treten, der dem Tode Geweiheten die Todesbotschaft zu überbringen; ein neues Leben erwacht in der Brust des Jünglings beym Anblick der Frauen; Mitleid für die Unglückliche und Liebe für ihre flehende Schwester füllen fortan sein ganzes Gemüth. Er sinnt auf die Rettung Jessonda's und eilt zum Feldherrn der Portugiesen, dessen Hülfe und Beystand in Anspruch nehmend, gerade als die Mitleidwürdige von der außerhalb der Stadt befindlichen Quelle zurückkehrt, wo sie sich — vorbereitend zum Tode — mit heiligem Wasser gewaschen, und begleitet von Frauen, bey dem Lager der Portugiesen vorüberzieht. Der Feldherr, den der Bramin von Allem unterrichtet, eilt — über jene unmenschliche Sitte entrüstet — zur Rettung herbey, wo er in Jessonda das Weib erblickt, das ihm, bey einer frühern Anwesenheit an dieser Küste, noch als Mädchen seine ganze Liebe zugewandt, und dessen Bild ihm in unauslöschlichen Zügen vorschwebend, seitdem nicht aus der Seele gewichen; aber die herbeygeeilten Brahminen entreißen den Armen des Feldherrn die dem Tode Geweihte; denn zwischen dem Oberbramin, als Vorsteher der Stadt, und den Portugiesen war eine Waffenruhe verabredet und von dem Feldherrn der freye Zug jener Frauen zur heiligen Quelle außerhalb der Stadt ausdrücklich zugesagt worden.

Der Oberpriester noch mehr erbittert über die versuchte Entführung, gibt Befehl, die am nahen Gestade befindlichen Schiffe der Portugiesen insgeheim anzuzünden. Wie dieß der Feldherr durch den jungen Bramin erfährt, fallen die Fesseln, die wegen des gegebenen und gehaltenen Worts seine Hände zur Rettung bisher gebunden, und nach so gebrochener Waffenruhe gelingt es ihm, unterstützt von Nadori, auf unterirdischen Wegen sich der Stadt zu bemächtigen und die Rettung Jessonda's zu bewirken, wodurch das erfreuliche Ergebniß herbeygeführt wird, daß, trotz allen widrigen Begebnissen, wir am Ende beyde liebende Paare glücklich verbunden sehen.

Gleich anfangs setzt uns die Erfindung und schöpferische Phantasie des Komponisten in Erstaunen, wie er hier, wir möchten sagen, mit Entäußerung europäischer Empfindungsweise einen indischen Gottesdienst in heidnisch-frommer, Majestät in sich schließender Musik feyert: Bajaderen führen um den Sarkophag des verstorbenen Rajah's den düster-frohen Reigen, während Priester in vollstönenden Chorälen den tiefen Ernst der Handlung bezeichnen.

Bey dieser, den Tanz der Bajaderen begleitenden Musik finden wir einen weitern Beleg zu unserer oben näher bezeichneten allgemeinen Bemerkung; wie von der Faust'schen Menuet ganz charakteristisch verschieden werden wir hier berührt: es ist ein Tanz wie dort, aber es herrscht darin nicht jener feyerlich-heitere Ton, sondern es trägt das Gepräge einer eigenthümlich-nationalen, feyerlich-ernsten Handlung.

Hierauf folgt ein Recitativ zwischen dem Oberbramin und dem jungen Bramin Nadori, worin lezterer sich entschuldigt, dem Gottesdienst nicht beygewohnt zu haben, weil er am heiligen See im Veda gelesen, nachdenkend über die schweren Pflichten der Braminen; dieses so wie das darauf folgende Duett, wo dem jungen Bramin die Verweisung wird, heute zum erstenmale „ins Leben zu treten" und der Auftrag: der Gattin des verstorbenen Rajah's die Todesbotschaft zu bringen, gehören zu den gelungensten Einzelnheiten der ganzen Oper. Einer besondern Erwähnung verdient die gleich darauf folgende Scene, wo Jessonda ihrer mit Liederiz begabten Schwester in klangvollen Recitativen ihr Mitleid heischendes Schicksal vertraut, und diese ihr tiefes Mitleid tröstend zu erkennen gibt. Gleich edel und eben so einfach ist das Thema der darauf sich unmittelbar anschließenden Arie Jessonda's; aber auch eben so seelenvoll, eben so in das Innerste dringend, spricht es den Zustand des Gemüths aus, das von der seligen Hoffnung einer höhern bessern Welt begeistert, sich über den irdischen Schmerz hinwegsetzt.

Dienerinnen melden sodann hinter der Scene die Ankunft des Todesboten. Ihm vorher ziehen Bajaderen mit Schauer erregendem Tanze, zerreißen die Saiteyer, zerbrechen Stäbe und löschen die Fackeln — sichtbare Zeichen der herannahenden Todesstunde. Jessonda sieht dieß mit Fassung, aber die schüchterne jüngere Schwester verbirgt voll Schauder ihr Gesicht in deren Schooß. Der Todesbote angelangt, wird von den davon eilenden Bajaderen noch schauerlich begrüßt. Auch in dieser Scene müssen wir die Mannigfaltigkeit des Komponisten in der Behandlung seines Stoffes und das Anschließen an die darzustellende Handlung bewundern: so ist hier der Tanz der Bajaderen nicht mehr jener kirchliche beym Sarkophag des Rajah's, sondern es ist ein grausen erregender Gruß der Brautjungfern zur bevorstehenden Brautnacht. Wie der Todesbote dann erst aus angenommenem Ernst in Mitleid übergeht, bey dem Anblick der aus dem Schooße schüchtern hervorblickenden Schwester (Amazili) aber von süßer Erstarrung ergriffen wird, und aus dem seligen Anschauen erwachend

„Ja das ist Frauenschöne
Die nie gesehene"

ausruft, ist — nach unserm Gefühle — in der begleitenden Musik unübertrefflich zart motivirt. Es ist dieß ein wahrhaft plastischer Moment. Diese Scene endigt mit einem die verschiedene Gemüthsbewegung eines jeden Einzelnen genau charakterisirenden Terzett.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 243.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. October 1823.

Großes ewig muß der Mensch erzeugen.
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt.
Doch das Große muß der Zeit sich beugen.
Die im Busen wieder Größres webt;
Schlinge so sich hin ein Götterreigen.
In dem Schönes Schöneres belebt.
Neues Leben aus dem Tod entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

W. v. Humbold.

Allerley aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Etwas muß ich doch von Merida nachholen, wegen des Rufes, den es bisher gehabt hat; denn von dem, was es jezt ist, kann nur sehr wenig gesagt werden, und von dem, was es als Augusta emerita war, weiß ich noch weniger. Da hänge ich mich also ganz gegen meine Grundsätze an die Antiquitäten, die freylich schon sehr oft beschrieben seyn mögen, aber wenn du sie schon gelesen, hast du sie hoffentlich wieder vergessen — und bey mir hast du den Vortheil, daß ich dich nicht mit einem Haufen von Inschriften überwältige, sondern dir nur was meine leiblichen Augen sahen bekannt mache.

Ob Merida, wie Abentarique versichert, zu seiner Zeit drey Leguas im Umfange, 84 Thore, 3700 Thüren, 80,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter hatte, magst du glauben, wenn du willst; jezt hat es etwa 6000 Einwohner und anderthalb Thore, liegt zwischen grünen Bohnenfeldern, und ringsum von klassischen Trümmern umgeben, am Guadiana, hat meist neugeweißte Häuser und im Innern eben gar nichts Absonderliches, z. B. nicht ein einziges gutes Gemälde. An Häusern, Kirchen und Klöstern sind überall Stücke von Säulen, Friesen und andern Antiquallas eingemauert. Von den eigentlichen römischen Ueberresten will ich zuerst die vornehmsten absondern, weil am Wenigsten davon übrig und zu sagen ist.

Das Theater, der Circus und die Naumachia liegen einige hundert Schritte von der Stadt nach dem Gebirge zu, und nur sehr wenig von einander entfernt. Die Naumachia befindet sich nur einige Schritte vom Theater — dieß aber ist — eben ein Theater, wie wohl die meisten alten Theater waren. Es mag immer 140 Schritte im Durchmesser haben; von den Baulichkeiten, die jenseits des die Sitze bildenden Halbzirkels hingehören, ist nichts mehr übrig, der ganze Halbzirkel dagegen ist ziemlich erhalten, d. h. in seiner Hauptform, und scheint nicht sowol zerstört, als besonders am äußern Umkreis, bis zu einer beträchtlichen Höhe, verschüttet zu seyn. Wahrscheinlich bis an das zweyte Stockwerk, so daß also von den ringsum angebrachten Eingängen blos von einigen der obere Theil des Bogens zu sehen ist. Von diesen Eingängen (wenn sie den Couloirs entsprechen, die strahlenförmig den Halbzirkel der Sitze theilen, so müssen deren sieben gewesen seyn) führen einige aufwärts zu den obersten Sitzen, andere abwärts (wahrscheinlich abwechselnd) zu den vordersten Sitzen, die also niedriger, als der Platz oder die Straße liegen, wo das Theater stand. Die aufwärts führenden gehen auf einem ringsum laufenden gewölbten Gang, und von da nach den Sitzen. Von der eigentlichen äußern Wandbekleidung ist wenig mehr zu sehen; es scheint ringsum ein bedeckter Gang gelaufen zu haben, von dem man dann in die Eingänge kam. Mit wenig Arbeit, da der Boden sehr leicht ist, könnte man das Gebäude bis an das Fundament frey machen. Irgendwo am Theater soll eine Inschrift stehen oder gestanden haben,

worin M. Agrippa genannt wird; ich habe sie nicht gesehen.

Von der Naumachia ist nichts mehr übrig, als eine ovale Vertiefung von etwa tausend Fuß im längsten, dreyhundert Fuß im kurzen Durchmesser, und nach der Tiefe zu allmählig enger werdend. Obgleich das Ganze größtentheils mit Gras und Gesträuch bewachsen ist, so bemerkt man doch hie und da noch Spuren von dem Mauerwerk, was ein sehr fester, grober Kitt, eine künstliche Nagelfluhe ist; auch die Stelle, wo das Wasser einströmte, läßt sich noch halbwegs ausmachen. Mir scheint, was hievon übrig, blos das eigentliche Wasserbecken zu seyn, obgleich man hie und da noch bemerkt, daß die allmählige Abnahme des Durchmessers nach der Tiefe, stufenförmig angelegt war. Die Verbindung dieses Beckens mit den Resten der in einiger Entfernung davon vorbeyführenden Wasserleitung läßt sich zwar nicht ganz verfolgen, allein wahrscheinlich wurde es durch sie mit Wasser versehen. Von jener Wasserleitung sind da, wo sie über das Thal, worin der kleine Fluß Alberche fließt, wegführt, nur noch ein ganzer und zwey halbe Bögen übrig; es sind zwey Bögen über einander, der untere niedriger wie der obere, das Ganze etwa sechzig Fuß hoch, abwechselnd aus Quadersteinen und schmalen Lagen von Ziegeln aufgeführt. Dieser Bogen steht schon näher nach der Stadt zu, wo das Thal weniger Tiefe und die Bogen weniger Höhe hatten. Nach der Stadt zu läßt sich der Lauf der Wasserleitung fast bis an die Mauer verfolgen; hier ruhte sie schon nicht mehr auf Bögen, sondern auf einem festen Mauerwerk, wovon noch zum Theil ganze Stücke stehen. Der eigentliche Kanal für das Wasser liegt in Trümmern daneben, er bestand ganz aus einer künstlichen Nagelfluhe, die eine solche Festigkeit erhalten hat, daß das Ganze eine ungeheure Steinmasse bilden mußte; noch finden sich Stücke von fünfzehn, fünf-und-zwanzig bis dreyßig Schritt Länge. Die Breite des Kanals ist 2½ Fuß gewesen, der Boden desselben ist mit einem feinen röthlichen Kitt belegt, und in den Kanten gefüttert. Auf dem gegenüberstehenden Hügel sind noch etwa dreyhundert Schritt der alten Wasserleitung ganz erhalten, allein auch hier ruht sie nicht mehr auf Bögen. Dieses Stück führt noch Wasser herbey, und ist in der neuen Wasserleitung beybehalten worden; diese ist etwa aus dem siebenzehnten Jahrhundert, und ein häßliches, schwerfälliges Flickwerk, wo das Wasser überall durchsickert; es hat mehrere Reihen von Bögen über einander, und ruht größtentheils auf dem Fundamente der alten Wasserleitung. Die neue (und wahrscheinlich war das auch mit der alten der Fall) nimmt ihr Wasser aus einem, zwey Leguas von da im Gebirge liegenden, Wasserbehälter, Alduera genannt.

Einige hundert Schritt von der Naumachia liegt der Circus; er ist zweytausend Fuß lang und vierhundert breit, allein es ist nichts mehr davon zu sehen, als die Fundamente, sowol der ringsum laufenden Tribunen für die Zuschauer, als der den Circus theilenden Mauer, an deren Ende die Metæ standen. In dieser fielen mir einige in fast gleicher Entfernung befindliche runde Löcher von etwa sechs Fuß Durchmesser auf; dieser ganze Theil des Gemäuers ist mit einem ziemlich feinen Mauerkitt belegt, der durchaus eine feuerbarte Masse bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch nicht übersezte Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Alischar und Smaragdine.

(Fortsetzung.)

Die Alte fing hierauf an, eilig in der Stadt hin- und herzugehen, und kam gar bald an das Haus jenes verwünschten alten Christen. Sie kam hier gerade in dem Augenblicke an, als Smaragdine eben von den Sklavinnen gemißhandelt wurde. „Was hat euch das arme Kind gethan, fragte die gute Frau, daß ihr es so mißhandeln könnt?“ — „Wahrhaftig, wir thun es ungern, antworteten die Sklavinnen, aber wir müssen den Befehlen unsers Herrn gehorchen.“ — „Nun, so habt doch wenigstens ein wenig Mitleid mit ihr, fuhr die gute Frau fort, und mißhandelt sie nicht in der Abwesenheit ihres Herrn, thut mir den Gefallen, und bindet sie los, und erquickt sie ein wenig durch Speise.“ Die Sklavinnen, deren Herzen nicht unempfindlich waren, banden sie los, und ließen sie sogar mit der guten Frau allein. Diese benuzte den günstigen Augenblick, um ihr zu erzählen, in wessen Namen sie komme, und befahl ihr zu gleicher Zeit, sich gegen Mitternacht am Fenster bereit zu halten, Alischar würde vorübergehen, um sie zu befreyen und auf den Schultern davon zu tragen.

Von da ging die gute Frau zu Alischar, um ihn von ihrer Entdeckung zu benachrichtigen. Sie meldete ihm zugleich, daß die Sklavinnen, welchen die Bewachung Smaragdinens aufgetragen sey, ihr versprochen hätten, diese des Nachts nicht zu binden. Alischar machte sich sogleich auf den Weg, setzte sich beym Anbruch der Nacht dem Fenster des Neuchane gegenüber, das man ihm bezeichnet hatte, und wollte hier den Augenblick erwarten, wo sich Smaragdine zeigen würde, allein da er schon seit langer Zeit vor beständigem Weinen des Nachts nicht hatte schlafen können, so überfiel ihn der Schlaf auf der Straße.

Nun traf sich's aber, daß gerade zu der nämlichen Zeit ein Dieb durch die Straße ging. Als er Alischar ein-

geſchlafen ſah, beraubte er ihn ſeines Turbans, band ihn ſich ſelbſt um den Kopf, und ſezte ſeinen Weg fort. Smaragdine, die in dieſem Augenblick gerade am Fenſter ſtand, und die, in der Dunkelheit durch Aliſchar's Turban getäuſcht, ihren Geliebten zu erkennen glaubte, Smaragdine rief ihm ganz leiſe zu: „Komm, komm! Ich bin bereit, herabzuſteigen.“ — „Das iſt ja eine ſonderbare Geſchichte, ſagte der Dieb bey ſich ſelbſt, dieß muß man benutzen.“ Er ſtellte ſich alſo an das Fenſter, nahm Smaragdine auf ſeine Schultern, und eilte wie ein Blitz mit ihr davon. „O, ſagte ſie zu ihm, du biſt ja ſo ſtark wie ein Pferd, und die gute Frau hatte mir doch geſagt, du könnteſt kaum mehr gehen, ſo ſehr hätte dich der Kummer geſchwächt.“ Von Seiten des Diebs erfolgte hierauf keine Antwort. Da befühlte ihm Smaragdine das Geſicht, und da ſie es ganz mit Haaren bedeckt fand, bemerkte ſie ihren Irrthum, und fing an aus allen Kräften zu ſchreyen: „Wer biſt du? Wer biſt du?“ — „Schweig, antwortete der Dieb, ich bin Hirvan der Kurde, und gehöre zur Bande des Ahmed ed-deuf. Unſrer ſind vierzig, alles luſtige Brüder wie ich, und wir denken uns mit dir vom Morgen bis an den Abend die Zeit zu vertreiben.“ Als Smaragdine ſah, daß ihr Irrthum ihr dieſes Schickſal zubereitet hatte, gab ſie ſich ſelbſt Ohrfeigen, empfahl ihre Seele Gott und ihren Leib dem Propheten.

Der Dieb lief indeſſen mit ihr einer Höhle außerhalb der Stadt zu, die der Oberſte der Bande allen ſeinen Leuten zum Stell-dich-ein beſtimmt hatte, indem er nur ſeine Mutter daſelbſt zurückließ, um ſie zu empfangen. Er hatte gerade in dieſer Nacht einen Reuter ermordet und ausgeplündert, deſſen Pferd an dem Eingang der Höhle angebunden ſtand, und deſſen Mantelſack im Innern derſelben von der Alten bewacht wurde. Der junge Räuber überlieferte ihr Smaragdine, und eilte wieder fort, um neue Abenteuer aufzuſuchen. „Ach, mein Kind, ſagte die Alte zu ihr, was iſt das für ein Feſt für Euch, wenn dieſe vierzig luſtigen Brüder, Einer nach dem Andern, Euch in den Arm nehmen! Wie glücklich iſt man doch, wenn man noch jung iſt!“ — „Ja, ſagte Smaragdine, indem ſie ſich ſtellte, als ob ſie dieſelbe Meinung mit ihr hätte, ich verdanke dieſes Glück meinem guten Stern, aber ich müßte eigentlich wohl vorher ein wenig ins Bad gehen, um mich beſſer von meinem Leidweſen zu erholen.“ — „Ey, das iſt ja recht brav gedacht, antwortete die Alte, auch ich liebe die Reinlichkeit, aber ſchon ſeit langer Zeit ſchleppen mich dieſe Schweine in ihrem Gefolge mit ſich herum, ohne daß ich ein Bad hätte nehmen können, denn es war Niemand da, der mich gehörig abreiben wollte.“ — „Ich will Euch dieſen Dienſt leiſten, meine Mutter, verſetzte Smaragdine, wenn es Euch gefällig iſt.“ Die Alte verlangte es gar nicht beſſer; Smaragdine wuſch ſie alſo, rieb ſie und trocknete ſie ſo gut ab, daß der Schlaf, die gewöhnliche Wirkung des Bades, ſie gar bald überfiel. Während ſie ſchlief, nahm Smaragdine die Kleider und Waffen des ermordeteten Reuters, beſtieg ſein Pferd, und ritt in vollem Galopp davon, ohne zu wiſſen wohin. Gegen Morgen ſah ſie ſich in einem unangebauten Lande, in welchem keine Spur einer menſchlichen Wohnung zu entdecken war. Sie aß Wurzeln und Früchte, ließ ihr Pferd weiden, und ſezte ſo ihren Weg zehn ganzer Tage lang fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, 9. September.

Die Rückkehr des Königs war von gewaltigen Zeichen begleitet. Den Neapolitanern galt ein ungewöhnlich ſtarkes Gewitter dafür, das wenige Tage vor des Königs Ankunft einen Schaden von 15,000 Silberdukaten im Schloſſe anrichtete und der Königlichen Schlafzimmer nicht ſchonte, dann aber zur glücklichſten Vorbedeutung ſich vom Throne aufhalten ließ. Uns Fremden galt die zum Erſtenmal gebotene dreytägige magiſche Beleuchtung der Stadt dafür, die durch des Königs Ankunft veranlaßt ward; ſchöner kann keine Stadt beym Glanze der Lampen erſcheinen, wie beym Glanze des Tages keine ſchöner erſcheint. Die hohen platten Häuſer, das Vortreten der Balkons, die Gebäude, die der Höhe der Hügel folgen, die Luſtſchlöſſer oben auf dem Vommero, das Meer und der Lichterkranz der Küſten, Alles trägt dazu bey.

Der große Interpreſario Barbaria iſt mit den beſten Mitgliedern des Theaters St. Carlo einſtweilen noch in Wien geblieben; dieſes Theater hat jezt nicht ſeine glänzendſte Zeit. Die Veſtalin iſt oft wiederholt worden; Aufwand des Koſtüms, Orcheſter, Haltung des Ganzen ſteht der Berliner Darſtellung weit nach. Eine mittelmäßige Oper im neueſten Geſchmack, Rodrigo, Muſik von Sapienza, geht ihrer Schlußvorſtellung roſch entgegen. Ausgezeichnete Talente ſind uns die Sängerin Ferron, merkwürdiger Weiſe eine Engländerin, und der Altiſt Cecchini. Unter den reich ausgeſtatteten Ballets hat Tippo Saib Epoche gemacht, doch iſt dieſe Darſtellung ſeit der Rückkehr des Königs wegen allzureichlichem Gebrauch des Pulvers eingeſtellt worden.

Etwas wahrhaft Ausgezeichnetes iſt dagegen die gegenwärtige Geſtalt des Theaters Fiorentini; das Theater hat dieſelbe der Geſellſchaft Fabricheſi zu danken und würde ſehr leiden, wenn, wie es die Rede iſt, dieſe vortreffliche Geſellſchaft Neapel verließe. Nicht nur die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der Komiker de Marini und Veſtris kommt ihr zu ſtatten, ſondern auch ein Zuſammenhalt, wie er in Italien ſehr ſelten iſt und wie er vielleicht überall häufiger ſeyn würde, wenn man die Gattungen des Theaters ſo beſtimmt ſondern könnte, wie dieſes Theater und Theater Goldoni das ernſthafte Schauſpiel. Allerdings hat die Gattung ſelbſt ihr ſehr Mangelhaftes und iſt die Wahl der Stücke faſt nur auf Goldoni und Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke beſchränkt, dennoch iſt ſelbſt der Wechſel häufiger und mannigfaltiger, als in andern Theatern, und die ausgeübte Wahrheit der Darſtellung läßt uns die Mängel der Gattung oft vergeſſen.

Im Allgemeinen würde es sehr unrecht seyn, den Zustand der Theater Neapels nach dem von St. Carlo zu beurtheilen; es kann hier wohl nie an guten Theatern fehlen. So behaupten Fondo für Opern und Teatro nuovo für Operetten und Lustspiele einen unveränderten guten Ruf; das unterirdische Theater Fenice steht auf schwächern Füßen und hat sogar geraume Zeit geschwiegen. Es greift sich vorzugsweise mit matter Rührung an, deren auch Neapel durchaus nicht entbehren mag.

Einen unerschütterlich guten Ruf behauptet das Volkstheater S. Carlino. Pulcinell läßt sich nicht aus seinen Grenzen und Rechten weisen, die Neapeler Hausfrauen und Gevatterinnen halten noch fest darauf und hören nicht auf mit dem Treiben des lieb- und lebenslustigen, wonneseligen und eifersüchtigen, jähzornigen und leicht bezähmten Hausherrn sich zu durchkreuzen, da sie an diesen liebenswürdigen Schwächen meistens selbst zu kranken pflegen. Ein solches Stück gestörten und immer wieder gestillten Hausfriedens, das selbst ohne Pulcinell Glück macht, sind die bereits zum ein und zwanzigsten Mal angebotenen Avventure di Pasqualotto, die doch manchen andern Volksstücken keineswegs gleichkommen und namentlich durch das sentimentale Intermezzo eines Scherenschleifers im französischen Operettenstyl sehr an ihrem Charakter verlieren.

Einen ausgezeichneten Genuß verdankte man kürzlich der Sgra. Rosa Taddei, einer ausgezeichneten Improvisatrice, welche bey der in Italien sehr verringerten Uebung ihres Talents und durch eine schwache Stimme an der Theilnahme größerer Bühnen verhindert, gegenwärtig dem kleinen Theater von Capua angehört. Ihre schwache, selbst etwas heisere Stimme that dem Eindruck einer Academia estemporanea keinen Eintrag, die sie am fünften September im Teatro Fiorentini gab; ihre geistreiche Erscheinung, ihr lebendiger und doch keineswegs übertriebener Vortrag, ihre bald bis zur Begeisterung ergriffene Darstellung hatten sich des Publikums bald bemächtigt. Ja die Schüchternheit, mit der sie ihrer Stimme kaum vertrauend anbot, gab, als diese in gleichem Maß mit der Begeisterung ihres Gesanges stieg, ihrem Vortrag einen erhöhten Reiz. Sie hatte keines der Kunststücke verweigert, die das Publikum als die gewöhnlichsten Proben allemal zu fordern gewohnt ist; mißliche Themen, Reime, mitten im Gang des Gedichtes, eingeworfene Refrains und die gegebene Anzahl von Mittelreimen in entsprechender Mehrzahl und in der gegebenen Ordnung für ein gegebenes Thema angewandt (Intercalari e Rime), wurden nicht gespart. Telemach und Calypso, Laocoon, der Pallas Geburt, welches der Helden und welches der liebenden Blume seyn mochten gewöhnliche Themen seyn und ihren Reiz nur durch die Ausführung erhalten; aber man wollte auch die Fortschritte unsrer Zeit von ihr besungen wissen, mit dem Schlußreime: se l'estro dal cielo descende, vi ha gran parte il nostro sudore und einer Reihe Mittelreimen. Zuletzt ließ man sie die Frage beantworten: se senz' esser inamoreti, poteva essere grandi poeti i quattro classici Italiani, mit dem Schlußreim: Alla gloria suollanto si giunge coll' aiuto del nume d'amore, eine Aufgabe, die sie aufs Zierlichste und Kundigste aus dem Beyspiel der vier Dichter zu lösen wußte. Ein besonderes Lob verdiente noch die gute Wahl und Mannigfaltigkeit der von ihr beliebten musikalischen Begleitung; der Klavierspieler hing an ihren Blicken wie das ganze Publikum, und wußte sie mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu errathen.

(Der Beschluß folgt.)

Cassel, 14. Septemb.

(Beschluß.)

In dem darauf folgenden zweyten Akt gewährt zuerst das Lager der Portugiesen einen imposanten Anblick, wo mit ächt kriegerischer Musik Fechterspiele begangen werden.

Von dem Reichthum an Schönheiten aller hierauf folgenden Einzelnheiten überwältigt, heben wir nur besonders den überaus lieblichen Blumengesang der beyden Schwestern hervor, wo Jessonda mit den Worten anhebt

„Laß für ihn, den ich geliebet,
Einen Segen still uns winden."

Hier läßt der Komponist, so wie bey dem Zwiegesang, wo sich Nadori und Amazili (die jüngere Schwester Jessonda's) ihre Neigungen gestehen, allen Zauber der Melodien an uns vorüberschweben.

Noch zwischen diesen beyden Duetts entdeckt uns Nadori in einer großen überaus schön gehaltenen Arie seinen Abfall vom Priesterthum und seinen Entschluß, Jessonda mit Gewalt zu retten und zu dem Ende die Hülfe des portugiesischen Heerführers anzurufen.

Aus dem dritten Akt heben wir hervor, den bey Nacht im Innern der Stadt gefeyert werdenden Gottesdienst. Während ein schweres Gewitter die Scene beherrscht, treten weiß gekleidete Bajaderen mit fliegendem Haare unverschleyert aus dem Tempel und eröffnen den Zug mit Facteln und Tambourins. Ihnen folgen Brauninen mit vorgetragenen Götzen. Sühnen wollen sie mit diesem Gottesdienst die, vermeynlich über Jessonda's Treubruch gegen ihren verstorbenen Gatten, zürnende Gottheit. — Neben den vollönenden Chören begleitet hier das Orchester zugleich das fortdaurende Gewitter, was eine schauerliche großartige Wirkung hervorbringt.

Ueberaus rührend ist sodann die hierauf folgende Arie Jessonda's, nachdem sie von zwey ihr dienenden Bajaderen zuvor aufgefordert worden, sich wegen des heranmahenden Morgens als Feuersbraut schmücken zu lassen, und mit dem Recitativ begrüßt wird

„Lebenstrieb gib dich zur Ruh',
Weltlich Auge schließ' dich zu."

Alle Töne, die in dem Schmerz der wunden Brust erstarrt sind, leben noch einmal auf in voller Lust zum Leben, dessen nahe Rettung sie nicht ahnet!

Da uns der Genuß dieses Kunstwerks unter der Leitung des Komponisten selbst zu Theil geworden, so ist auch nach Maßgabe der vorhandenen Mittel dabey nichts zu wünschen übrig geblieben. Uebrigens gehört es aber auch zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Tage, daß Kunstwerke dieser Art, wie wir sie Eingangs näher bezeichnet haben, gleich bey ihrem Erscheinen einer ganz vollkommenen Anerkennung sich zu erfreuen haben. Doppelt erfreulich ist es uns, ein solches von unserm Publikum, hinsichtlich der Aufnahme Jessonda's berichten zu können, da man von Spohr's Musik wohl hin und wieder behauptet hat: sie sey gelehrt, nicht so leicht zugänglich wie die Kompositionen anderer allgemein beliebter Komponisten neuester Zeit.

Die Jessonda hat erst drey Vorstellungen, aber mit so wachsendem Beyfall erlebt, daß nach der dritten Vorstellung der Komponist selbst vorgerufen und mit lautem Jubel begrüßt wurde.

Beylage: Literaturblatt Nro. 81.

Nro. 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. October 1823.

Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beſſrer Keim ſich ſchied,
Dankt er dem erſten Hirtenlied.
In Schillers Künſtlern.

Proben aus den nächſtens erſcheinenden „Stimmen des ruſſiſchen Volks," von P. v. Goetze.

5.

Die Taube.

Auf dem Eichenbaum
Sizt ein Taubenpaar,
Und ſie ſchnäbeln ſich,
Und ſie herzen ſich,
Und umfangen ſich
Mit den Flügelein.

Plözlich ſchießt auf ſie
Jäh ein Falk herab,
Der erwürgete
Gleich das Täuberlein,
Fußbefiederte,
Blaue Täuberlein,
Und vergoß ſein Blut
An dem kalten Stamm.
Federn ſtreuten ſich
Ueber's weite Feld,
Daunen weheten
Hoch in Lüften fort.

Ach, wie weinete,
Ach, wie ſchluchzete
Da das Täubchen ſo
Um ihr Täuberlein.

„Wein' nicht, weine nicht,
Zartes Vögelein!
Junger Falke hell
Zu dem Täubchen ſprach:
Ueber's Meer hieher,
Ueber's blaue Meer,
Jag' ich ſchaarenweis
Tauber dir herbey.
Wähl' aus ihnen dir
Dann ein bläuliches,
Fußbefiedertes,
Beſſer Täuberlein."

„Flieg' nicht, Böſewicht,
Ueber's blaue Meer!
Armes Täubchen ihm
So entgegnete:
Jag' nicht her zu mir
Tauber ſchaarenweis!
Ach! kann tröſten mich
Wohl der Tauber dein,
Der nicht Vater iſt
Süßen Kleinen mein?"

Allerley aus Spanien.

(Fortſezung.)

Etwa zweytauſend Schritt von der erſten Waſſerleitung entfernt, nach dem Ausfluß des Alberche in die Guadiana zu, liegen die ſogenannten Milagros, eine Reihe von Bögen, Ueberreſte einer zweyten Waſſerleitung. Es ſind ihrer einige dreyßig, doch nicht alle verbunden; der höchſte etwa hundert Fuß hoch, bey fünfzehn Fuß Sprengung. Sie beſtehen aus drey Reihen von Bogen über einander, die Bogen aus Ziegeln, die Pfeiler ebenfalls abwechſelnd aus gehauenen Steinen und dünnen Lagen von Ziegeln ohne Kalk. Die höchſten Pfeiler, die in dem Bette

des Alberche ruhen, haben zu beyden Seiten gewaltige Strebepfeiler, aus großen Steinblöcken, die mit der größten Regelmäßigkeit abwechselnd in die Quere und in die Breite gelegt sind. Zu diesem, so wie zu allen übrigen Werken wurde der sehr grobkörnige Granit der nächsten Gebirge benuzt; er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er ganz vollkommene und sehr große Feldspathkrystalle in großer Menge enthält. An dem Hügel, der Stadt gegenüber, kann man den Kanal des Wassers noch eine Strecke weit verfolgen; er ist ganz dem ersten gleich. Es ist auch noch ein viereckiges Reservoir oder Erweiterung des Kanals vorhanden; es ist von innen ganz mit jenem feinen rothen Kitt belegt, hat eine Abzugsöffnung, und hat etwa zehn Fuß ins Gevierte. Wo diese Wasserleitung ihren Ursprung hatte, ist jezt schwer zu bestimmen; alle Antiquare von Merida (und wenn die Herren auf ihre Canerios zu sprechen kommen, so sind sie's alle) versichern, sie habe das Wasser aus einem, eine Legua von der Stadt liegenden Wasserbehälter, La Charca genannt, nach Merida geführt. Das mag nun Gott wissen; um aber diese Charca irgendwo anzubringen, will ich's so annehmen. Sie hat etwa 4½ Leguas im Umfang, und ist dadurch gebildet worden, daß man quer durch ein schmales Thal, worein sich von allen Seiten eine Menge Bäche ergießen, einen starken Damm mit einer Mauer unterstüzt aufgeführt hat; nach der Wasserseite zu besteht dieser Damm aus einer dicken Mauer von Quadersteinen, und an diese lehnt sich eigentlich der Erddamm, so daß das Ganze oben eine Breite von einigen dreyßig Schritten hat; an die Mauer lehnen sich auch zwey thurmartige Vorsprünge, an denen die Abzugskanäle ihren Anfang nehmen; in dem einen steigt man fünfzig Stufen herab, der andere Abzug ist beynahe um die Hälfte höher angebracht, und dieser dient noch, wenn auch nicht in derselben Vollkommenheit, wie, seiner Konstruktion nach, es früher statt fand; denn er hat noch allerley Abtheilungen und verschüttete Oeffnungen, aus denen ich aber nicht besonders klug werden konnte, so wie du wahrscheinlich aus meiner Beschreibung. Jezt dient dieser Abzug blos noch, um einer, am Fuße des Dammes liegenden, Wollwäscherey, und einigen im Thale liegenden Mühlen Wasser zuzuführen, und ich glaube wirklich, daß das ganze Werk auch zur Zeit der Römer zu ähnlichen Zwecken unternommen worden ist. Unter den zu der Wäscherey gehörenden Baulichkeiten sind noch zwey einzeln stehende Kohlenmagazine; sie sind aus behauenen Steinen aufgeführt, ohne Kalk, mit einem gewölbten Dach, ebenfalls aus Quadern, etwa dreyßig Fuß lang, fünfzehn breit und hoch, und offenbar aus derselben Zeit, wie der Damm und das übrige Bauwerk herstammend. Das Wasser läuft unter ihnen durch, und sie haben früher, und vielleicht ursprünglich, als Mühlen gedient, sollen auch wieder dazu eingerichtet werden.

Die Albuera, von der ich dir oben sprach, soll ungefähr auf dieselbe Art, nur mit mehr Luxus, angelegt seyn, indem sich dort von den die Abzüge enthaltenden Thürmchen eine große Menge gewölbter Gänge, oder unterirdische Kanäle, sehr weit hin verbreiten, die meist so hoch sind, daß ein Mann darin aufrecht gehen kann.

Dicht unter den Bogen und Pfeilern der los Milagros führt eine Brücke über den Albarege, sie ist vierhundert Fuß lang und fünf und zwanzig breit, eben so hoch, und hat etwa acht Bogen, wovon aber nur zwey wirklich im Flußbette stehen, die übrigen dienen blos zur Avenal. Im Grunde verdient sie blos angeführt zu werden, weil sie auch Römerarbeit ist, und wahrscheinlich aus derselben Zeit, wie die große Brücke über den Guadiana. Diese hat 64 Bögen, 950 Varos (2850 Fuß) Länge, 28 Varos Breite, und 33 Fuß Höhe über dem Wasser. Die Pfeiler und Bögen sind aus gehauenen Steinen aufgeführt, und auf diesen ruht eine etwa vier Fuß dicke Lage jener künstlichen Nagelfluhe. Welche Festigkeit überhaupt diese Masse hat, kannst du aus Folgendem abnehmen: bey der Ueberschwemmung der Guadiana in diesem lezten Winter wurden die Fundamente eines der Pfeiler untergraben, und der Pfeiler, mit den zwey Bögen zur Seite, stürzte ein, während die darauf liegende Masse von Argamson — so nennt man diesen künstlichen Stein — ohne irgend eine Stüze, in einer Länge von etwa zwanzig Varos, ganz unversehrt blieb, so daß man oben auf der Brücke die Zerstörung gar nicht bemerkt, und ist so fest, daß noch beladene Wagen darüber fahren. Der Fluß war diesen Winter weit über die ganze Brücke gestiegen, und hat an vielen Orten die großen Blöcke der Brustwehr und das Pflaster der Brücke weggerissen. Man sollte fast glauben, daß zur Zeit der Erbauung der Fluß nicht so hoch zu steigen pflegte, als jezt, sonst hätte man die Brücke doch wohl höher gebaut; andererseits läßt es sich freylich nicht wohl erklären, wie die Guadiana, bey dem zunehmenden Wassermangel in ganz Spanien, allein hätte wachsen sollen. Die Brücke hat übrigens einige sehr beträchtliche Reparaturen aus der Zeit Philipp II., wo ungefähr zwölf Bogen neu aufgeführt wurden. Diese Arbeit darf sich wohl neben der römischen sehen lassen; sie unterscheidet sich aber dadurch, daß die Pfeiler keine Abflußöffnungen haben, wie bey diesen, sondern daß die Wände glatt sind, und nicht almohadillados, (Wülste, Vorsprünge) haben, wie bey der römischen Bauart. Die zwey höchsten Bogen sind im lezten Kriege von den Engländern gesprengt worden, und zwar zu einer Zeit, wo man die Guadiana beynahe trocknen Fußes passiren konnte. Ohne das zum Schlimmsten zu deuten, mußte ich doch bey der Gelegenheit wieder bemerken, wie überall der Haß der Spanier weit entschiedener und dauernder gegen ihre damaligen Bundesgenossen, als gegen die Franzosen sich erhalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Noch nicht überſezte Mährchen und Erzählungen aus Tauſend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Aliſchar und Smaragdine.

(Fortſeyung.)

Am eilften Tage erblickte Smaragdine eine ſchöne, ſehr anmuthig gelegene Stadt. So wie ſie ſich der Stadt näherte, kamen ihr eine Menge Menſchen zu Pferde und zu Fuß entgegen, warfen ſich ihr zu Füßen, und begrüßten ſie als ihren von der Gnade des Himmels geſchenkten Sultan und König. Jedermann ſchlug in die Hände, und rief: „Allah jausur es Sultan*)!“ d. h. Gott verleih dem Sultan Sieg! König der Welt, Eure Ankunft ſey gebenedeyet! — „Was ſoll das Alles bedeuten?“ fragte Smaragdine ganz erſtaunt. — „Wiſſet, Sire, ſagte der Oberkammerherr, daß wenn der König dieſer Stadt ohne Kinder verſtirbt, ſich alle Einwohner, der Konſtitution zu Folge, auf die große Heerſtraße begeben müſſen, um den Erſten, der ihnen begegnet, als König zu begrüßen, wobey es denn unmöglich iſt, den Finger der Vorſehung zu verkennen, welche die Regierung demjenigen gibt, dem ſie dieſelbe zu geben Luſt hat. Gott ſey gelobt, der uns dießmal einen König zugeſchickt hat, wie Ihr ſeyd; denn geſetzterweiſe es wäre ein kleines Ungeheuer oder ein Taugenichts geweſen, ſo wären wir doch genöthigt geweſen, ihn zuvorkommend aufzunehmen, und ihm unſere Huldigung zu bezeigen.“ — „Glaubt nicht, erwiederte Smaragdine, daß ich von niedriger Geburt bin. Ich bin von einem guten Hauſe, allein da ich mich mit meiner Familie entzweyt hatte, ſo faßte ich den Entſchluß, die Welt auf Abenteuer zu durchſtreifen, und ich ſehe, daß ich ſo eben eins angetroffen habe, das nicht zu verachten iſt.“

Hierauf hielt ſie ſogleich ihren feyerlichen Triumph-Einzug in die Stadt, ließ die Schatzkammern des vorigen Königs öffnen, und vertheilte einen anſehnlichen Theil der darin enthaltenen Schätze, um die Zuneigung der Einwohner und vorzüglich der Armee zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe wurden ihr gar bald alle Herzen zugethan, und Jedermann war voller Freude und Vergnügen. Die Königin allein ſeufzte nach ihrem vielgeliebten Aliſchar. Im Harem theilte ſie Gnade und Ehrenbezeugungen aus, aber anſtatt die Nächte mit dieſer Menge von Sklavinnen zuzubringen, die ſich wetteifernd um ihre Gunſt bewarben, brachte ſie ſie im Faſten und Beten hin, ſo daß die Weiber des Harems ſagten: „Wie ſchade iſt es doch, daß der König ſo andächtig iſt!“

*) Dieß iſt der Zuruf, der noch jezt in Egypten üblich iſt, und mit dem die Bewohner dieſes Landes abwechſelnd die franzöſiſche, türkiſche und engliſche Armee begrüßt haben.

Anmerk. d. franz. Ueberſetzers.

Nachdem auf dieſe Weiſe ein Jahr verſtrichen war, ohne daß ſie Nachricht von Aliſchar erhielt, verſammelte ſie am erſten Tage des zweyten Jahres ihre Weſire und Kammerherrn, und befahl ihnen, daß ſie ein großes Amphitheater bauen laſſen ſollten. In der Mitte deſſelben erhob ſich ein prächtiger Dom, unter welchem Sitze für die Großen des Reichs ſtanden. Hier bewirthete ſie die Königin mit einer prächtigen Mahlzeit, ließ ihnen Ehrenkleider anlegen, und bekannt machen, daß künftig der erſte Tag in jedem Monat ein Tag der allgemeinen Ergötzlichkeit ſeyn, und daß es verboten ſeyn ſollte, ſeinen Laden zu öffnen oder Geſchäfte zu treiben, bey Strafe, gehangen zu werden. So verſammelte ſich am erſten Tage des zweyten Monats das ganze Volk vor dem König. Hier aß, trank und vergnügte ſich Jeder, ſo ſehr und ſo viel er nur konnte, denn er wußte, daß dieß dem König großes Vergnügen mache.

Smaragdine war im Innern ihres Herzens zufrieden, denn ſie ſchmeichelte ſich, daß dieſe Verſammlungen des Volks ein Mittel ſeyn würden, Nachrichten von ihrem lieben Aliſchar einzuziehen. Siehe, da ſtand ein Mann auf, um ſeine Hand nach einer Schüſſel Reis mit Milch, Zucker und Zimmt auszuſtrecken. „Schämſt du dich nicht, ſagte ſein Nachbar zu ihm, daß du ſo ein Leckermaul biſt, und eine Schüſſel ſo weit herholſt. Vergnüge dich mit dem, was vor dir ſteht.“ — „Das kommt daher, antwortete der Andere, weil ich kein Frikaſſé eſſe, und man mir gerade welches vor die Naſe geſetzt hat.“ — „Ich bin überzeugt, murmelte ein Dritter in ſeinen Bart, dieſer Hund da iſt ein Chriſt, und es iſt heute ein Vigilientag.“ — Smaragdine, der dieſe Unterhaltung nicht entgangen war, befahl, daß man ihr den Menſchen, welcher nach der Reisſchüſſel gegriffen hatte, herbeybringen ſollte. Das Volk hörte ſogleich auf zu eſſen, und richtete ſeine Blicke auf das, was jezt vorging. „Wie heißt du? fragte Smaragdine den Mann, den man zu ihr gebracht hatte; und weßhalb biſt du in meine Staaten gekommen?“ — Dieſer Elende, der ſich in einen weißen Dulbend gehüllt hatte, den zu tragen blos den Moslims erlaubt iſt, antwortete: „Ich heiße Ali, bin ein Weber von Profeſſion, und hieher gekommen, um durch die Arbeit meiner Hände mein Brod zu verdienen.“ — „Bringt mir, ſagte Smaragdine hierauf, meine geomantiſche Tafel Romla mit der ſtählernen Feder, die Wahrheit ſoll bald an das Tageslicht kommen.“ Dann fing ſie an zu rechnen, bald darauf hob ſie den Kopf in die Höhe, und nachdem ſie einige Augenblicke geſchwiegen hatte, ſagte ſie zu ihm: „Du lügſt, Elender, du biſt ein Chriſt, du biſt in irgend einer böſen Abſicht hieher gekommen. Geſtehe die Wahrheit, oder dein Kopf ſpringt auf der Stelle.“ — „Pardon! Pardon! ſchrie der Chriſt ganz beſtürzt, indem er glaubte, durch den geheimnißvollen Gebrauch des Romla entdeckt zu ſeyn; Pardon, o großer König! Ihr habt Recht, ich bin ein Chriſt.“ Smaragdine befahl hierauf, daß man ihn lebendig ſchinden, ſeinen Leichnam auf den Schindanger werfen, und ſeine Haut vor dem Thore aufhängen ſollte. Das Volk erſtaunte über die Weisheit und Gerechtigkeit ſeines Königs, und glaubte, daß er tief in die Geheimniſſe der Aſtrologie eingedrungen ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 9. September.

(Beſchluß.)

Daß das Feſt der Madonna di Piedigrotta ein ſchönes Feſt ſey, hatten wir bis geſtern bezweifelt. Wenn es auch Chiaia und die Villa Reale iſt, deren ganze Länge zu beyden Seiten mit ſchön geputzten Truppen beſetzt wird, wenn die neapolitaniſche Flotte auch vom Meer her ſich eben ſo zur Begrüßung des Königs angeſchickt hat als die Truppen auf dem Lande, wenn der König und ſein Gefolge auch in hoher Galla unter dem Donner der Kanonen die glänzenden Reihen durchfährt, um bey der Madonna der Poſilippiſchen Grotte ſeine Andacht zu verrichten: ſo ſind Galla, Truppenaufſtellung, die wenigen Schiffe (eine Fregatte und vier kleinere, ein Linienſchiff und zwey Fregatten waren auswärts) und die Ceremonie doch keineswegs feyerlich und eigenthümlich genug, um ein ſo einziges Feſt abzugeben, als das erwähnte ſeyn ſoll. Indeſſen hatte die militäriſche Heiterkeit durch den Zuwachs des öſterreichiſchen Militärs viel gewonnen; die zwanzig langſam einherſchreitenden herrlich beſpannten Gallakutſchen, die leere achtſpännige voran, die Reihe der Wagen mit Perſonen des Hofes endlich, von gepuderten Kutſchern mit entblößtem Haupt gelenkt, die Wagen des Königs und der Perſonen vom Geblüt, war jedenfalls ein intereſſantes Schauſpiel; dieſer Zug beginnt erſt gegen Abend, während die Truppenaufſtellung bald nach Mittag geſchehen muß. Endlich war die Volksmaſſe größer als man es ſelbſt in Neapel gewohnt iſt, nur die erwartete Maſſe des Landvolks täuſchte mich hier, wenigſtens fehlte es an vielen fremden Koſtümen. Anmuthig und höchſt erfreulich waren dagegen die fröhlichen Maſſen Land- und Stadtvolks, die des Vormittags und beſonders früh Morgens den Weg durch die Villa Reale bis an die Grotte des Poſilippo durchzogen. Es ſchien ein Feſt des verjüngenden Segens, deſſen Feyer überdieß am ſelbigen Tage der längſt erwartete Regenguß verkündete. Sie kamen von der Madonna her mit ihrem Bilde und andern Heiligenbildern verſehen, aber um dieſe heiligen Gaben waren auch die reichſten Naturgaben draußen zerſtreut zu ſehen, davon brachten ſie zugleich die ſchönſten Früchte und Trauben mit. Ja dieſe maſſenhaft hängenden Trauben, alle von ausgeſuchter Größe und Keinem fehlend, gaben den Heimkehrenden ein bacchiſches Anſehen, da es an langen Thyrſusſtäben auch nicht fehlte noch an Tänzern. — Die Tarantella ſah man vielmals auf der breiten grünenden Straße üben; man ſtand darum nicht ſtill, man tanzte ſich vorwärts. Sie ſchickten wohl die Thiere bekränzt voraus, dann folgten Spielleute mit Tambourinen und Brummeiſen, dann kamen die Thyrſusſchwinger mit langen Schilfſtäben weiß ausdurchwalt und doppelter Mannsdicke, mit Birnen, Feigen, Quitten, Kaſtanienſchnüren und den größten Trauben durchwunden; Heiligenbilder hingen wie antike Oſcilla daran. Ein chriſtlich religiöſer Charakter kann dieſen Feſten nicht leicht bleiben; es iſt anziehend, wenn ſie wenigſtens den heidniſchen, auf den es immer hinauswill, ausdrucksvoll darſtellen. Schwerlich kann das Feſt von St. Gennaro (19. Sept.) dieſen letzteren tragen, da eine freudenloſe Oktave vorher und nachher es einſchließt. — Selbſt die Theater ſind während dieſer Zeit verſchloſſen — aber ſchwerlich würdes deßwegen einen modern religiöſern Charakter annehmen. Dagegen läßt ſich mit einem faſt pantheiſtiſchen Schwung das Giornale delle due Sicilie über das erwähnte Feſt alſo vernehmen: Il cielo favorì la pietà di un Re così pio e del suo popolo, e bentostole nubile si dileguarono, e i raggi del più bel sole illuminarono la più commovente e la più sontuosa ceremonia destinata alla glorificazione di colei che di sole è vestita e che anzi è un sole Ella stessa.

Der Veſuv iſt fortwährend ſtill; wir haben ihn nicht wieder beſteigen mögen, ehe irgend etwas neues Merkwürdiges von ihm verlautete, obwohl ſeine gegen früher ſehr veränderte, geſunkene und zackigere Geſtalt uns dergleichen ſchon jezt verſpräche. Doch er äußert nichts, was zu irgend einer Hoffnung berechtigte. Dagegen hat er ſich auch angegriffen im lezten Oktober; Lavaſtrom, Wolkenſäulen von des Berges dreyfacher Höhe, die ungewöhnlichſten Ausbrüche und endlich Aſchenregen zehn Tage hindurch, der noch längere Zeit alle Straßen verſperrte, und von dem Regen, der Pompeja verſchüttete, nicht ſehr verſchieden geweſen ſeyn kann. Die Aſche dieſes Regens, der bis über Capua und Eboli hineinging und unter andern über dem leztern Ort, zehn Stunden vom Veſuv entfernt, am hellen Tage wegen Dunkelheit und aufgehäufter Aſche Reiſende ſich verloren glauben ließ, bedeckt noch jezt mehr oder weniger alle Straßen um Neapel herum und macht das Reiſen auf denſelben ſehr verdrießlich; auch in Pompeja iſt die noch verdeckte Oberfläche keineswegs überall geſäubert und die genaue Beſichtigung des Chalcidicums, des tragiſchen Theaters und manches andern Gebäudes dadurch fortwährend erſchwert. Unterſuchungen über die lezten Erſcheinungen des Veſuvs gibt ein Werk der Herren Monticelli und Covelli: Storia de' fenomeni del Vesuvio avvenuti negli anni 1821, 1822 e parte del 1823 con osservazioni e sperimenti. Napoli Cabinetto bibliografico 1823. 8.

Es iſt bekannt, daß keine literariſche Zeitſchrift in Neapel ſich zu halten im Stande iſt; das Giornale enciclopedico iſt nur mit Unterbrechungen erſchienen und ſo hat nach manchen Pauſen die Biblioteca analitica wieder angefangen. Unſere Zeitſchriften haben es ſich ſonſten angelegen ſeyn laſſen, die Mailändiſche Biblioteca Italiana zu plündern, die einzige italieniſche Zeitſchrift, die durch ganz Italien geht. Ich weiß nicht, ob das neue Heft der Biblioteca analitica vier Seiten la critica delle belle Arti, frammento del Sig. Schlegel vielleicht dorther entnommen hat, mit etlichen Noten, die dem Stande Neapolitaniſcher Kultur allzuweit vorausgeeilt ſcheinen. Es ſchließt höchſt kühn: Io non so comprendere come mai i letterati di Francia e que' d'Italia per eco, abbian levato anto rumore contra i principii che qui si pongono dallo Schlegel.

Auflöſung der Trug-Charade in Nr. 238.

Fabrikant.

Räthſel.

Des Menſchen Glück und ſeine Plage
Verfolg' ich Nachts ihn wie am Tage;
Von keinem Auge je geſehn,
Seht ihr mich oft lebendig ſtehn;
Ihr ſprecht mit mir, hört meine Worte,
Doch kam ich nie durch eine Pforte
Zu euch; ich hab' nicht Mund noch Lunge,
Und ſpreche doch in jeder Zunge.
Wer mich erſehnt, den fliehe ich,
Und wer mich fliehet, dem folge ich;
Wer nach mir greift, verſcheuchet mich.
Mein Sitz iſt nur ein kleines Zelt,
Mein Wohnort iſt die weite Welt:
Der Himmel iſt mit mir im Bund,
Was er will, wird durch mich oft kund.
Und doch ſcheu' ich den Glanz des Lichts
Und bin ein Schatten nur, ein Nichts.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Nro. 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. October 1823.

Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber Nathan — Ihr
Jetzt eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Nathan der Weise.

Altes Wissen, neues Leben.

Alphons, König von Arragonien, der Himmel und Erde kannte — er war benannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft, und alte Bücher zum Lesen. Das Uebrige ist Lumperey." Da jede wackre Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser, als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer, als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir blos von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrhaftig gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholtenmale; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein Anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum Erstenmale unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: Soll man diese Belehrung mehr aus alten, oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das Erstere anzurathen, aus mancherley Gründen. Bey den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens, und aus der geheimen Kanzley des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen sehr großen nichtoffiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrüßlichen Amtsstunde gethan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feyerabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen genommen, und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlnen Ideen vertilgt, und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und

Schreiber war nicht so groß, als es jezt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreyen und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen: die Abdrücke vor der Schrift sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerey sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Ueberdieß sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabey aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist, den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Contouren verwischt, und man kann von unserer neuen abgebildeten Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bey ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verlezt worden. Aber wie bedeutend und unglückselig ist dieses Ueberschreiten! Um einer Wahrheit Daseyn wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Grenzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsaz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um das zu sehen, was dahinter ist; da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig. — Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben oben zu seyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, sobald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwischt, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freylich, als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten, in Angst und Sorgen, den Kompaß und die schwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweyer Wissenschaften gedenken — es sind freylich solche, die das ganze menschliche Daseyn umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums ist uns zu eng geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christenthums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift, mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schäze auf Schäze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet, und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Partheyhäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich seyn, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit, und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht zurück, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu sterben. Freylich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu seyn glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Uebel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft; jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geist versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide seyn — und dann wird der Himmel seyn überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Brücke über den Guadiana finden sich noch Spuren einer römischen Straße, die ebenfalls aus einem ähnlichen Gemenge von Kitt und Steinen besteht, nur etwas gröber, und auch hier macht es in der ganzen Breite der Straße (etwa fünfzehn Schritt) und hie und da sechszig Schritt Länge Eine Masse aus; so daß also die ganze Straße gleichsam wie aus einem Felsenguß in ihrer ganzen Länge bestanden zu haben scheint. Sie läßt sich auch dießseits des Flusses bis weit über die Wasserleitungen hinaus verfolgen, und machte wahrscheinlich einen Theil der sogenannten Via de la Plata aus, eine römische Heerstraße, die sich von Sevilla über Merida, Caceres, Plasencia, Coria bis Salamanca verfolgen läßt, und die von Oropesa bis Plasencia noch gangbar ist.

Die Brücke wurde von der Stadtseite durch ein altes Kastell, aus der Zeit der Araber, vertheidigt; es ist viereckig mit vorspringenden Thürmen. Zu dem Bau scheinen schon vorhandene Steine von römischen Gebäuden benuzt und ohne Kalk zusammengesezt worden zu seyn; doch stammen die Fundamente, besonders nach der Wasserseite zu, aus einer frühern Zeit, vielleicht noch vor den Römern, her; sie bestehen aus ganz ungewöhnlich großen Steinblöcken. — Innerhalb der Ringmauern ist ein ebenfalls aus großen Quadern zusammengesezztes Bauwerk, etwa zwanzig Schritte lang und zehen breit und hoch, mit einer sehr niedrigen Thüre an jedem Ende, von der man in einen gewölbten Gang allmählig abwärts steigt, und wo sich beyde vereinigen, öffnen sich rechter Hand zwey Thüren, wodurch man in zwey neben einander liegenden Gängen bis zur Tiefe des Flusses herabsteigt in ein Gewölbe, was von oben Licht erhält und vom Flusse Wasser. Ob dieß ein Bad oder ein bloßer Brunnen war, weiß ich nicht; es sind dabey ebenfalls römische Friese, Kapitele u. dgl. von weißem Marmor benuzt und hie und da eingebaut worden, z. B. an den Thüren. Das Ganze rührt aber ohne Zweifel von den Arabern her.

Daß die Fundamente, von denen ich oben sprach, aus einer vorrömischen Zeit abstammen, wird mir noch wahrscheinlicher durch einige andere Reste, die ebenfalls weder römisch noch arabisch, noch gothisch oder überhaupt christlich zu seyn scheinen: diese sind eine große Menge von kleinen Gewölben in einem Felde östlich von der Stadt; ich habe deren über fünfzig gezählt, hier und da zerstreut, doch meist drey, vier, fünf in einer Reihe zusammenhängend, und alle durchgehends in derselben Richtung von Süden nach Norden (d. h. nach der Länge). Jedes einzelne Gewölbe, etwa zehn Schritte lang, fünf breit und fünf hoch, ist nicht aus gehauenen Steinen, sondern aus einem Gemenge von Kalk und Steinen aufgeführt, dem ähnlich, von dem ich schon oft sprach. Demnach könnte es freylich wohl Römerarbeit seyn, allein ich glaube gehört zu haben, daß die Römer ihre Gewölbe ausschließlich aus gehauenen Steinen (oder Ziegeln) aufzuführen pflegten. Ich kann darüber nicht urtheilen; allein ich erinnere mich keines römischen, arabischen oder christlichen Gebrauchs, der diese bestimmende Richtung von Süden nach Norden erklärte, sey es, daß diese Gewölbe als Begräbnisse, oder zu sonst etwas gedient haben.

Zu den bemerkenswerthen römischen Ueberresten gehört noch der Arco de St. Yago, ein Triumphbogen von 47 Fuß Höhe und 21 Fuß im Durchmesser. Leider ist nur noch der nackte Bogen übrig! Unter ihm finden die Ueberreste einiger Statuen von weißem Marmor einen nothdürftigen Schutz vor der Witterung, um desto ärger von der lieben Jugend mit Steinen u. s. w. mitgenommen zu werden. Eine von ihnen gehört sicher zu den besten, was ich von antiken Statuen gesehen habe: es ist eine weibliche Figur, etwa 8 Fuß hoch, sie trägt ein langes Gewand, das die linke Schulter und Seite bedeckt, an der rechten bis an die Hüfte herabgefallen ist und dann um den linken Arm geschlagen von ihm gehalten wird. Der Faltenwurf ist unübertrefflich schön und edel! Die nackte rechte Brust und Seite ist eher die einer Minerva als die einer Venus, sie ist noch zum Theil mit einem feinen Gewande bedeckt, das wirklich blos wie ein Flor über den Körper schwebt, so, daß man das lebendige warme Fleisch darunter zu sehen glaubt. Ich könnte hier wirklich noch die schönsten Sachen sagen, allein dadurch würde dir das Ende nur desto bitterer: — daß Kopf und Arme fehlen und auch die vorstehenden Falten durch Steinwürfe sehr gelitten haben und täglich noch leiden. Drey andere Stümpfe, die da liegen, haben weniger Werth; der eine dieser Statuentrümmer ist vielleicht aus einer sehr frühen Zeit der römischen Kunst, wenigstens hat sie sehr auffallende, kleine, geknickte Falten und sieht etwa aus, wie ein Windelkind.

Eine andere römische Statue, wahrscheinlich eine Ceres, wird jezt auf einer, aus prachtvollen Kapitelen von weißem Marmor zusammengesezten, Säule vor dem Thore als Sta. Olalla verehrt. Diese Schutzheilige von Merida hat auch in der Nähe eine kleine Kapelle el Nornito de Sta. Olalla genannt, in der ziemlich geschmacklos schöne Trümmer von weißem Marmor gemißbraucht worden sind; besonders einige korinthische Kapitele und Friese mit Basreliefs von Trophäen und andern Zierathen. Eine alte Inschrift sagt in sehr großen Buchstaben: Martii sacrum Vestilla Paculi und darunter hat man als avis an lecteur eingekrazt: Jam non Martii sed Jesu Christo S. O. M. ejusque sponsae Eulaliae Virg. Mart. denuo consecratum. Die beyden Heiligen mögen sich darum vertragen.

Das dabey liegende Kloster der heil. Olalla hat Stücke von byzantinischer Architektur, besonders eine der Thü-

ren und das Schiff der Kirche; doch sind die Bogen und Säulen höher und schlanker als ich sie gewöhnlich bey diesem Styl gesehen habe. Ob der Marstempel an derselben Stelle stand, oder ob seine Ueberreste die sind, die hier gewöhnlich dem Jupiter zugesprochen werden, weiß ich nicht. Diese lezte bestehen in acht und zwanzig Säulen — ein gleichseitiges Viereck von acht Säulen auf jeder Seite — von vierzig Fuß Höhe von gemischter Ordnung und kanelirt. In ihrem Umkreis ist das Haus des Conde de los Corbos eingebaut, so, daß die Säulen alle nur halb aus der Mauer vorstehen. — Nach der einen Seite finden sich noch Ueberreste von viel niedrigern und dünnern dorischen Säulen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. September.

Am 3ten August, als am Namenstage unsers Königs, ward wie gewöhnlich die Ausstellung der Kunstwerke der hiesigen Akademie der bildenden Künste eröffnet. Der Ort war derselbe geblieben, nämlich der große Saal beym Aufgange auf die brühl'sche Terrasse, aber im Innern desselben hatte man die zweckmäßigste Veränderung getroffen, daß die schiefen Wände, welche schon bey der Kunstausstellung für die Königlich Baierische Familie eingerichtet, beybehalten, ja verlängert und noch dazumer vorgerichtet worden waren, so daß die Gemälde nun in einem weit bessern Lichte hangen als vordem. Freylich ist dagegen hie und da der Raum, besonders bey den Durchgängen etwas verengt, und bey der besonders Sonntags sich hinauf drängenden zahlreichen Versammlung gibt es in ihnen manchmal Stockungen, die leicht selbst den Gemälden u. s. w. schädlich werden könnten, vielleicht kann aber künftig noch etwa einer der anstoßenden Säle des brühl'schen Palais dazu gewonnen werden, und dann würde das Lokal der Anstalt einen wesentlichen Vortheil dadurch erhalten haben. Ueber die ausgestellten Gegenstände selbst möge ein anderer Bericht in ihrem Kunstblatte sprechen, ich muß hier leider nur abermals bemerken, daß die Abtheilung, worin die Arbeiten der Professoren an der Akademie sich befinden, in den ersten Wochen der Ausstellung wieder fast ganz leer war, und nur einige Landschaften noch für die verlaßnen Wände etwas gethan hatten. Später füllten sich diese Räume mehr, zeigten aber eben dadurch, was man beym frühern Beschauen entbehrt hatte. Vom Inspektor der großen Gemäldegallerie, Demiani, sah ich dort auch zum erstenmal ein historisches Gemälde, wie Agamemnon die Herolde zum Achilles sendet, um diesem sein Ehrengeschenk, des Briseis Tochter abzufordern, welches mit Fleiß und Geschicklichkeit gearbeitet war, und nun so unerwarteter traf mich wenige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung die Nachricht, daß dieser Künstler in seinem kräftigen Mannesalter plözlich in einem warmen Bade, welches er in einer der Vorstädte genommen gehabt, in den Armen seines Sohnes, der noch zur Hülfsleistung herbeygeeilt, gestorben sey. Vielen Fremden ist er Führer durch die Gemäldegallerie gewesen, und ihm verdankt man auch das ersigeordnete Verzeichniß derselben.

Den Namenstag des Königs feyerte auch der Professor Rösler, durch mehrere brave historische Gemälde und Portraits rühmlich bekannt, durch die Richtung seines auf dem vormaligen Wallplatze ohnweit des Seethors neugebauten Hauses. Da dieses zum Theil von der Wurzel aus neu aufgeführte, theils aus einem alten Schulwittwenhause umgeschmolzene Gebäude in mehreren Dingen, sowohl im Aeußern als Innern, von der hier gewöhnlichen Bauart abwich, so war schon während des ganzen Sommers die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Fortgang dieses Baues gerichtet gewesen. Um so zahlreicher strömte die Menge zur Richtung (Hebung sagt man hier) derselben herbey, und hier ließ dann der geniale Bauherr, nachdem die gewöhnlichen Gesundheiten vom Dachstuhle herabgetrunken worden waren, an die Anwesenden nicht nur Ansicht, Auf- und Grundriß seines Hauses, nebst einer Beschreibung der neuen, nach römischer Form und Art gebrannten, Dachziegel, welche zuerst bey diesem Bau angewendet worden, und sich durch Leichtigkeit, Festigkeit und Dauer auszeichnen, vertheilen; sondern auch ein Gedicht mit der Ueberschrift: Reim bey Richtung des Hauses Nro. 549, das dem allgemeinen Rufe nach von einem der geistreichsten Dichter Dresdens (einige nennen Tieck) herrühren soll.

Im deutschen Theater gaben uns im abgewichenen Monate die Gastrollen der Mad. Vespermann aus München einen großen Genuß. Wir sahen sie als Phyrrha, Prinzessin von Navarra, und Agathe. Die Kraft, der Wohllaut und die Festigkeit ihrer Stimme sind, wie ihre treffliche, aus der Winterschen Schule entnommene Methode, allgemein anerkannt, und mit Vergnügen bemerkten wir auch wahres und inniges Gefühl in ihrem Vortrage. Ist auch ihr Aeußeres nicht im Voraus einnehmend, so ist es doch auch keineswegs störend, und ihr sprechendes Auge ganz für das Theater geeignet. Dabey ward ihr das schöne Blümchen Wunderhold zu Theil, und so wird sie jeden Kreis, dem sie sich mit diesen ausgezeichneten Gaben naht, erfreuen. Sehr wenig gefielen dagegen Herr und Mad. Gorina. Er ist noch ganz Anfänger, und sollte daher auf Bühnen, wie die hiesige, sich gar nicht in größern Rollen versuchen, und sie bleibt auf der unglücklichen Linie der Mittelmäßigkeit stehen.

Mit Neuigkeiten war man in diesem Monate nicht haushälterisch. Wären sie nur bedeutender gewesen. Wir sahen: Ich irre mich nie, die sehr lebendige Posse Lebrün's nach dem Franzbsischen, welche mit Lust und Freude gegeben und eben so vom Publikum aufgenommen ward. Die Hauptrolle des Postmeisters, um welche sich das Ganze dreht, gab Herr Hellwig mit großem, vielleicht zu vielem Feuer, indem die Wahrheit des Charakters doch darunter zu verlieren schien. Aber es wirkte bey alle dem gut auf das Ganze, und ward durch Herausrufen anerkannt. Mad. Hartwig war als alte Amme besonders im stummen Spiele ausgezeichnet, und ergözte nicht wenig. Das heitere Stück hält sich gewiß auf dem Repertoire. Um so weniger aber die zweyte neueinstudirte Neuigkeit: die buchstäbliche Auslegung der Gesetze. Lustspiel in einem Akt von Brömel, das man in des Himmels Namen hätte unter den alten Stücken können verrosten lassen. Es ist nur eine einzige komische Scene darin, alles Uebrige ist langweilig, und, da nur englische Sitte darin vorherrscht, für uns um so entfremdeter. Die Darstellung war fleißig, aber natürlich unwirksam. Eben so wenig Glück wollten die neueinstudirten Zerstreuten trotz des guten Spiels der beyden Alten machen. Eine Vorstellung der Oper, die vornehmen Wirthe, konnte man gewissermaßen auch neu nennen, da mehrere Rollen neu besezt waren, sie sprach jedoch auch wenig an. Um so mehr Beyfall fanden wieder der Freyschütz, Käthchen von Heilbronn, der Amerikaner, der Unschuldige muß viel leiden, und Jeri und Bäteli.

Der Deklamator Solbrig gab einige Deklamatorien im Saale des Linteschen Bades, wo besonders seine komischen Vorträge vielen Beyfall fanden, und einige Tage hindurch unterhielt das Publikum ein solennes Vogelschießen, das der Wirth desselben Grundstücks ebendaselbst veranstaltet hatte, und wobey es zulezt selbst nicht am Feuerwerke fehlte. — n.

Nro. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. October 1823.

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wers nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr;
Oder ich lasse mich eben schlachten,
Wir der Kroat — und muß mich verachten.

Wallensteins Lager.

Proben aus den nächstens erscheinenden „Stimmen des russischen Volks," von P. v. Goethe.

6.

Soldatenlied.

(vielleicht aus der Zeit nach Peter dem Großen.)

Den tapferen Soldaten ist der Sieg wohl immer hold,
Die Ersten sind sie in der Schlacht, die Lezten nach dem Sold.

Sie scheuerten um Mitternacht schon die Gewehre blank,
Frühmorgens zogen sie zur Schlacht bey Pfeif' und Trommelklang.

Wohl keine Wetterwolk' erhebt am Himmel drohend sich,
Und an einander prallten so die schwarzen Wolken nicht.
Doch höher als die Wolken stieg der schwarze Pulverdampf
Und die Kanonen donnerten gar furchtbar in dem Kampf.
Es rollten von dem Hochgebirg' nicht Kieselstein' herab,
So rollten der Soldaten Köpf' von ihren Schultern ab.
Von rothen Tüchern schien es nicht im weiten Feld so roth,
Dort floß in heißen Strömen hin der tapfern Krieger Blut.

Es tönet nicht der Klaggeschrey von weißen Schwänelein,
Ach! von der Krieger Weiberlein ertönt der Jammerschrey.

Altes Wissen, neues Leben.

(Fortsetzung.)

Mit der Staatslehre ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landcharte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benuzt. Aerzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner der frühern Zeit haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten, und verfuhren darnach, wie ein Mensch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreyßigjährigen Kriegs gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Lu-

ther dem Churfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. churfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg, über diese Sache beschlossen ist.“ . . . Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — sie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen, und nicht von Prag.“ Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen hätte, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner der ältern Zeit belehren und bilden können? Die Geschichte der lezten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, sobald in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freylich kann man sagen: „Das lag außer dem Kreise menschlicher Macht!“ — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik der frühern Zeit hat keinen größern Werth, als die Experimental-Physik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen; aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneymittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneymittel.“ Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nichts, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht blos die bittere Arzney, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arzney gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch seyn mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jezt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihnen fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ . . . Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anders hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle egyptischen Plagen zu Gebote.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Beschluß.)

Somit hab' ich die Antiquitäten abgefertigt, und es bleibt mir von Merida eigentlich nichts mehr zu sagen — denn obgleich es zu den bessern kleinen Städten von Spanien gehört, und viele Honoratioren hat, so lebt man doch sehr eingezogen da, und so, daß nicht einmal ein Paseo (Promenade) vorhanden ist, der doch sogar für ein spanisches Dorf eine unerläßliche Bedingung ist. Dennoch gibt es in und um Merida viele Plätze, denen es, um sehr hübsche Spazlergänge zu seyn, nur an der schönen Welt fehlt. Auch durch die in dem Augenblick etwas beunruhigenden politischen Nachrichten ließen sich die braven Leute nur sehr wenig aus ihrem ruhigen Geleise bringen. In Merida selbst wurde während meiner Anwesenheit die von den Cortes detretirte neue Quinta vorgenommen, und die Serviles hatten, wie überall, Himmel und Erde bewegt, um einen Schein von Widerstand und Unordnung zu Stande zu bringen — jedoch, wie immer, umsonst; indessen, da zugleich eine Parthie von Facciosos unter dem hier berüchtigten Cuestos sich in der Gegend gezeigt hatte, und, wie es hieß, mit fünfhundert Mann nur wenige Leguas von Merida stand, (weßhalb auch damals die Post aus Merida ausblieb,) auch das Gerücht sich verbreitete, daß die Dörfer in der Umgegend, besonders Villafranca, La Serena und Miajadas sich der Rekrutirung widersezt hätten — so war Stoff genug zur Unruhe in einem offenen Ort, fast ganz ohne Truppen, und worin, wie man sagte, die Serviles eine starke Parthie ausmachen sollten. Das Einzige, woran man hätte sehen können, daß wir nicht

ſo ſicher, wie in Abrahams Schooße ſäßen, war die viele Nachfrage nach Briefen an der Poſt, und die wichtigen Debatten im Zeitungsklubb bey meinem Herrn Adminiſtrator de Correos. Dabey fiel mir wieder auf, was ich ſchon oft bemerkt hatte: daß in keinem Lande, das ich kenne, verhältnißmäßig ſo viele Briefe geſchrieben werden, wie in Spanien, beſonders in den untern Volksklaſſen. Handwerker, vom Schneider bis zum Schuhflicker, die bey uns, und auch in Frankreich, nimmer daran denken, mehr als das Allernothwendigſte zu ſchreiben, haben hier oft mehr wie eine regelmäßige Korreſpondenz, und ich habe mir manchen Bauer gemerkt, der unfehlbar jeden Poſttag ſeinen Brief in den Kaſten wirft und die ſeinigen abholt und an der Straßen-Ecke lieſt. — Der beſagte Zeitungsklubb war freylich größtentheils aus Kotzebue'ſchen Luſtſpiel-Charakteren zuſammengeſezt, und doch hätte das ganze franzöſiſche Miniſterium obendrein von der Seſſion profitiren können, und lernen, was es nie lernen will: wie ſehr man ſich irrt, zu glauben, daß diejenigen, die mit der jetzigen Lage der Dinge unzufrieden ſind, deßhalb Feinde der Konſtitution, und die Feinde der Konſtitution darum Freunde der Facciosos und der Franzoſen ſind. Obgleich ich dir dieſe Anſicht ſchon oft mittheilte, will ich dir, ſtatt andern Beyſpielen, welche dir ſelbſt eure Zeitungen, ſo verblümt ſie die Umſtände erzählen mögen, doch endlich mittheilen müſſen, die nähern Umſtände der Unternehmung von Cueſtos erzählen.

Dieſer Mann, der aus einem armen Kuhhirten ein ſehr gefürchteter Guerillero, und endlich, nach dem Frieden, Oberſt in dem ſtehenden Heer mit einer Penſion geworden war, und in der ganzen Gegend auf das Landvolk den größten Einfluß hatte, und damit eine genaue Kenntniß der ganzen moraliſchen und materiellen Topographie des Volkes und der Gegend verband, wurde von den Serviles, beſonders den Mönchen von Guadalupe und einigen Domkapiteln, z. B. von Caceres, zu dem großen Werke der Gegenrevolution auserleſen, und mit den nöthigen Inſtruktionen und Geldern ausgeſchickt, zu einer Zeit, wo die Provinz beynahe ganz von Truppen entblößt war, da wegen der Abreiſe des Königs von allen Seiten die Truppen nach Madrid und auf dem Wege nach Sevilla waren zuſammengezogen worden, wo zugleich die meiſten Dörfer wegen den ungewöhnlichen Rekrutirungen ſehr unzufrieden, und hier und da auf dem Punkte waren, ſich mit Gewalt zu widerſetzen. Wer dieſe Stimmung, von einer augenblicklichen Laſt herrührend, für Haß gegen die beſtehende Verfaſſung überhaupt, und für Neigung zur ernſtlichen Empörung hielt, dem mußte für den glücklichen Ausgang der Unternehmung kein Zweifel bleiben, beſonders, da ſie von den Dorfgeiſtlichen und einem großen Theile der Ayuntamientos u. ſ. w. begünſtigt wurde. Und was war der Erfolg? Cueſtos zeigte ſich mit etwa fünfzig Pferden, meiſt bekannte Räuber, in den Dörfern, wo die Quinta vor ſich gehen ſollte, raubte Poſtpferde und einige öffentliche Gelder — hiebey fand er keinen Widerſtand von Seiten der Landleute, weil die Obrigkeiten ſich nicht an die Spitze ſtellten; allein ſtatt daß ſich wenigſtens die jungen Leute mit ihm hätten vereinigen ſollen, brachte er nach etwa acht Tagen mit Mühe an zweyhundert Mann zuſammen, durchgehends bekannte Taugenichtſe, und wenige Tage darauf war er von den freywilligen Nationalgarden der Umgegend umringt und geſchlagen worden, ſo daß er nur mit einigen Leuten in das Gebirge entkam, noch ehe die wenigen von Badajoz und andern Orten gegen ihn geſchickten Truppen ankommen konnten. Wäre das Volk in Eſtremadüra dazu geneigt, ſich gegen die Konſtitution zu empören, ſo hätte es ſich in Maſſe mit Cueſtos vereinigt, ſelbſt wenn eine beträchtliche bewaffnete Macht in der Nähe gedroht hätte; wie viel mehr, da dieſe faſt ganz fehlte, und da man ihnen die Franzoſen ſchon als Herren von Madrid ankündigte. Allein nach dem Geſtändniſſe von Serviles ſelbſt, die ich darüber ſprach, hätte Cueſtos ſich bald an der Spitze von Tauſenden geſehen, oder würde noch jezt ſo viele unter ſeine Fahne ſammeln, wenn er, wie im vorigen Kriege, das Landvolk gegen die Franzoſen aufriefe. — Ich muß dir doch von der Art, wie Cueſtos ſeine militäriſche Laufbahn eröffnete, etwas ſagen: Ein franzöſiſcher Diviſionsgeneral (deſſen Name ich vergeſſen) hatte ſich von ſeiner Eskorte entfernt, um nahe bey der Stelle, wo Cueſtos ſeine Ziegen hütete, gewiſſe Geſchäfte zu verrichten, bey denen ihn dieſer erſchoß, und noch ehe die Dragoner heranrückten, dem Getödteten Uniform, Federhut u. ſ. w. abnahm, und damit aufgeputzt, und ein großes Perſpektiv, das er ebenfalls bey ihm gefunden, in der Hand, auf ſeinem Eſelein in Merida eintriumphirte. Darnach fand er es bald bequemer, Generale zu erſchießen, als Ziegen zu hüten.

Daß ich fünfzehn Leguas durch ein, wie man es nennt, empörtes Land gereist war, erfuhr ich erſt in Merida, den Tag nach meiner Ankunft, als die Freywilligen mit Sang und Klang auszogen gegen die Facciosos.

Da ich deine große Verehrung der ſpaniſchen Volkslieder kenne, will ich dir doch noch zur guten Lezt ein ächt eſtremaduriſches ſchicken, die ſogenannten **novas verdes** *). Bey dem Geſange dieſes Liedes wird zugleich getanzt, natürlich nur ein Paar, das einander gegenüber ſteht, abwechſelnd auf einem Bein gehüpft, das andere vorwärts erhoben und mit vorgeſtaltenen Händen den Takt ſchlagend, dann zuweilen ſich den Rücken zugedreht und ſehr kurios an einander herumgeſtrichen, mit rückwärts gewandtem Kopf ſich angeſehen und immer geſungen. In-

*) Dieſes Liedchen, ſo wie mehrere andere Volkslieder, werden wir unſern Leſern zur gelegenen Zeit mittheilen.

der Ecke kauert die alte Köchin und trommelt auf einem kupfernen Kessel die Tanzmusik, während der dicke Postmeister der mit Feuerzange akkompagnirt und klappert und das Auditorium rings um den Heerd sizt und den Takt schlagen hilft mit Pantoffeln und sonst etwas, auch wenns recht hoch hergeht, den Estrivillo (was wir auch Ritornel nennen) wiederholt. Die Melodie ist recht hübsch, besonders der Uebergang an der Copla in den Estrivillo, doch eher empfindsamlich als tanzmäßig. Aus den Worten magst du nun machen, was du kannst, es ist wenig Zusammenhängendes darin, auch wußten die Leutchen nicht alle Verse. Einige der Verse werden zu der Melodie gesungen, aber die Melodie ist allein bestimmt, die Worte dazu macht sich oft Jeder für den Augenblick, der ihn inspirirt; wobey man sich wenig kümmert, ob die Regeln des Sylbenmaßes u. s. w. es erlauben oder nicht. Ich hätte also eben so gut bey dem lezten Vers anfangen können — und so ist es fast mit allen spanischen Volksliedern: nur die Melodie und zum Theil der Estrivillo bleibt derselbe und ist vorgeschrieben. Die spanischen Volkslieder sind fast alle zugleich Tanzmusiken. Die Volkslieder, welche ich dir mittheile, habe ich unterwegs aufgefangen, es sind meistens Seguidillos, die alergewöhnlichste Form des spanischen Volksliedes; man hat sie mit und ohne Estrivillo, tanzt dazu oder läßt es bleiben; allein wenn du die Köchin am Heerd, die Magd mit dem Besen, den Jungen mit der Strichelbürste, den Hariero hinter seinen Maulthieren, den Bauer auf seinem Esel vor sich her singen hörst, ohne viel oder wenig dabey zu denken, so sind es fast immer Seguidillos. Sie haben immer nur vier Zeilen — und dann kommt der Estrivillo — die so oft wiederholt werden, als man eben mag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Italien.

In der Person des kürzlich achtzig Jahr alt, zu Bergamo mit Tod abgegangenen Hrn. Joseph Posta, hat seine Vaterstadt einen Mann verloren, der sich als praktischer Arzt auf einer sehr ausgebreiteten schriftstellerischen Laufbahn, dann als berathener und uneigennüziger Freund der Armen, ganz vorzüglich aber als angestellter Arzt und Oberaufseher an dem Hospitale zu Bergamo ausgezeichnete Verdienste erworben hatte. Schon vor geraumer Zeit hatte er sich aus dem öffentlichen Leben in den Kreis seiner Familie zurückgezogen, wo er seine Praxis auf wenige Freunde beschränkte, hingegen den Armen fortwährend, er mochte sich in der Stadt oder auf dem Lande aufhalten, freyen Zutritt zu seiner Wohnung gestattete. Seine Mußestunden verwendete er auf die schönen Wissenschaften und auf ein fortgesezes Studium der Klassiker; auch die Poesie, in der er sich selbst vielfältig versuchte, blieb bis an das Ende seines Lebens sein Lieblingsstudium. Vor seinem Abschiede von der gedachten Krankenanstalt hatte er dieser als ein Bildungsmittel für seine künftigen Amtsgenossen, seine im ärztlichen Fache sehr wohl beleze, aus mehreren Tausend Bänden bestehende Bibliothek und zwar, wie er sich in der Schenkungsakte äußert, in der Betrachtung zum Geschenke gemacht, daß, wo immer jene zwey erklärten Feindinnen der menschlichen Gesellschaft, Unwissenheit und Barbarey sich noch sehen lassen, sie einzig durch die Weisheit, welche ein eifriges Studiren und Beobachten verschaffe, vertrieben werden können. Groß ist die Anzahl von Schriften, die Hr. Posta von 1772 — 1822 hat erscheinen lassen. Sein Schwanengesang, im eigentlichen Sinne des Wortes, war ein zu Bergamo bey Natali gedrucktes Gedicht, la musica medica betitelt.

Unter den Stimmen, welche sich hier und da gegen Lady Morgan, als italienische Reisebeschreiberin erhoben haben, möchte die des Professors Carenozzi zu Como zu den lauter gewordenen und unumwundenern gehören. Es unterfange sich — sagt dieser Hr. C. neben andern in seinen „Briefen über die praktische Unrichtigkeit (Falsità di fatto) der Nachrichten über Como von Lady Morgan — es unterfange sich die reisende Brittin nebst Mehrerm zu melden, die Stadt Como sey auf eine furchtbare Weise mit einer doppelten Mauereinfassung umgeben, habe dunkle, enge, schwarze und schmuzige Straßen, in denen alte Kirchen dem Wanderer entgegen wanken. Auch die verjahrten Paläste der Adelichen und der alten Bürgerfamilien seyen im Einsinken begriffen, daher das Ganze ein Gemälde von Ruinen und Verwüstung darbiete. Von diesen verteufelten Straßen, fährt Hr. Carenozzi fort, lenke die reisende Dame ihren Schritt nach dem Dom hin. Diesen erblicke sie umgeben von einem kleinen, viereckigen Platze, mit ruinirten Säulengängen, unter welchen beengte und armselige Buden angelegt seyen. Es habe, melde sie, jener Tempel zwar eine Anlage von etwas Schönem, aber dieß Schöne finde sich von so viel Häßlichem überflügelt und zu Boden gedrückt, daß das Ganze auf das Gemüth einen höchst widrigen Eindruck mache; Lady Morgan habe ferner Oelgemälde als Freskogemälde bewundert. Luinis herrliche Arbeiten nicht einmal eines Blickes gewürdigt, das Laubwerk eines Gesimses für furchtbare Greiffen genommen, eine Statue des Plinius für ein Heiligenbild angesehen, und, nachdem sie Sitten und Gebräuche, Physiognomie und Charakter der Comasken an den alten Weibern von Borgovico und an dem Schiffervolke des Sees studirt, ihr Urtheil über dieselben dahin zusammen gezogen, daß sie insgesammt häßliche und melancholische Leute seyen.

Den Liebhabern der Boccazischen Dichtungen dürfte die vorläufige Anzeige nicht unwillkommen seyn, daß der in Paris sich aufhaltende italienische Gelehrte Biagioli, mit seinem bereits bekannten Eifer, eine neue Ausgabe des Decamerone im Werke habe, in welcher er dem als bewährt erfundenen und von den Deputirten der Crusca sowohl als von Salviati selbst mit der Benennung eines testo ottimo bezeichneten Texte Manellis getreulich zu folgen, jedoch denselben von einigen Zusäzen und Verbesserungen, dergleichen jener berühmte Schönschreiber sich manchmal nur allzuleicht erlaubt hatte, zu reinigen gedenkt. In 115 Tabellen sollen die wesentlichsten Varianten von acht verschiedenen Ausgaben des Decamerone geliefert, die neue Ausgabe aber mit einem historisch-grammatisch-literarischen Commentar begleitet, und jeder Novelle eine zwiefache Notiz, die eine blos historischen Inhalts, die andere zur Bezeichnung des moralischen Zwecks des Verfassers, voran geschickt werden. Das Ganze wird aus sieben Bänden bestehen, wovon einer in 4to. die gedachten 115 Tabellen und der lezte, etwas später als die übrigen erscheinende, Boccazens Leben, eine umständliche Nachricht von allen seinen Schriften, eine Abhandlung über den Decamerone sammt einem Verzeichnisse aller bis jezt zu Tage geförderten Ausgaben desselben enthalten soll. (Preis jedes Bds. 10 Fr.)

(Die Fortsezung folgt.)

Nro. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. October 1823.

— — Was in freyen Landen
Ein Freyer für den Bund erlitt,
Wie er Gefahr und Noth bestanden,
Und wie er für die Brüder stritt;
Das stirbt nicht mit der flüchtigen Stunde,
Will nicht so bald vergessen seyn.
Lebendig fliegts von Mund zu Munde
Durch der Geschlechter lange Reihn.

Aug. Schumacher.

General St. Martin.

(Folgende Nachrichten sind aus einem Essai biographique sur le Général St. Martin, von Ricardo Gual i Jaen, der vor Kurzem in spanischer Sprache in London herauskam, und aus einer englischen Uebersetzung peruvianischer Aktenstücke gezogen. Außerdem ist die Aechtheit der Nachrichten den achtbaren Redaktoren der Bibliotheque universelle, aus der wir diesen Artikel entlehnen, von angesehenen und glaubwürdigen Männern, welche, nach vieljährigem Aufenthalt, Peru nur so eben verließen, bestätigt worden. Für unsere Leser würde diese Lebensbeschreibung St. Martins ein noch lebhafteres Interesse gewinnen, wenn sie dieselbe mit den „Auszügen aus den Briefen eines Reisenden in den amerikanischen Provinzen" vergleichen, mit welchen wir sie voriges Jahr, und noch dieses jetzige, im Monat April, unterhalten haben. Unser wackrer Landsmann machte die Züge St. Martins von dessen erster Unternehmung auf Chili mit; er beurtheilt ihn, so lebhaft er seine großen Talente anerkennt, nicht so günstig, wie sein spanischer Biograph; allein der seelenkundige Leser könnte vielleicht vermuthen, daß die Verschiedenheit ihres Urtheils mehr von ihren verschiedenen Standpunkten und Individualitäten, als ihrer Partheylichkeit für oder wider den Befreyer von Peru, herrühren könnte.)

Don Jose St. Martin ward 1778 in Yapegu, einem Flecken in der Mission von Paraguai, geboren, sein Vater war Gouverneur daselbst. In seinem achten Jahre schickte ihn seine Familie nach Spanien, wo er in Madrid in das College des Adels gethan ward; unmittelbar nach seinem Austritt nahm er Kriegsdienste, und machte während der Revolution alle Feldzüge gegen die Franzosen mit. 1808 war er Adjutant des Grafen Lasolano, wie dieser Heerführer in Cadix ermordet ward. Der Adjutant sah seinem General sehr ähnlich, wodurch er in Gefahr gerieth. Späterhin diente er unter dem General Castannos, und zeichnete sich bey dem denkwürdigen Tage von Baylen aus, weßhalb er auch Lob erntete, und sein Name in dem amtlichen Bericht mit Ehren erwähnt ward. Er gehörte als Oberst-Lieutenant nach einander zur Armee von Andalusien, zu der des Centrums, der von Estremadura und von Portugal. Endlich folgten die Provinzen des La Plata dem Beyspiel der andern spanischen Kolonien in Amerika; sie erklärten ihre Unabhängigkeit, und beriefen alle ihre Kinder zur Vertheidigung einer so schönen Sache. St. Martin folgte diesem Ruf, und schiffte sich nach Buenos-Ayres ein.

Sobald er angekommen war, trug ihm die Regierung, der sein Ruf nicht unbekannt war, die Bildung eines Reiter-Regiments auf. In kurzer Zeit besaß die Republik, damals die „von Argentina" benannt, ein beritteues Grenadier-Korps, dessen Manneszucht, Gewandtheit und Muth allgemein bewundert ward. St. Martin schlug mit 150 Mann einen Haufen von 500, welchen der Gouverneur von Montevideo, um die neue Republik in ihrer entferntesten Provinz anzugreifen, nach dem obern Parana schickte.

Durch dieſe glänzende Waffenthat erlangte St. Martin den Rang eines Oberſten.

Auf den Feldern von Villavuijo und Agouma waren die Republikaner weniger glücklich. St. Martin ſollte das Verlorne wieder einbringen; und den Marſch des Vicekönigs von Lima aufhalten, deſſen Armee ſtärker wie die ſeine, und ſchon ſiegreich, auf neue Fortſchritte rechnete. Der Name und die Bemühungen des neuen Generals hoben den Muth der Beſiegten und hielten den Feind auf; allein die zerſtörte Geſundheit des Generals erlaubte ihm nicht, die Befehlshaberſtelle über dieſe Armee in einem ſo ungeſunden Lande lange zu behalten; er mußte ſich, zu ſeiner Erholung, eine Zeit lang nach Cordova in Tucuman begeben. Sobald er wieder zum thätigen Dienſt fähig war, übertrug man ihm die Provinz Cuyo, welche damals der wichtigſte Vertheidigungspunkt war. Lange blieb dieſer Poſten nicht in ſeiner Hand; allein die Folgen ſeiner kurzen Verwaltung waren wichtig und dauernd. Er hatte große Aenderung in alle Geſchäfte, in das Heer Mannszucht und Unterricht eingeführt; er hatte die Sicherheit und Leichtigkeit des Straßenverkehrs wieder hergeſtellt, einen Kanal graben laſſen, deſſen Gewäſſer jetzt eine ungeheure Ebene fruchtbar machen, an ſeinen Ufern eine neue Stadt begründet, zu der Verſchönerung von Mendoza, der Hauptſtadt der Provinz, beygetragen u. ſ. w. Alle dieſe Wohlthaten verſichern St. Martin die ewige Dankbarkeit dieſer Provinz.

Während dieſe Begebenheiten das Schickſal der ſpaniſchen Kolonien in Amerika noch ungewiß ließen, ward das Schickſal Spaniens entſchieden. Die Herrſchaft der Franzoſen daſelbſt war vorüber, Ferdinand VII. hatte ſeinen Thron wieder beſtiegen, Neu-Spanien durch Apodaco, ſeinen Vicekönig, beynahe gänzlich beruhigt, Morillo hielt Venezuela und Cundina Marca im Zaum, Oſorio und ſein Nachfolger Marco befeſtigten die Ketten von Chili, Montevideo ward von einer portugieſiſchen Garniſon an Aufruhr verhindert, in Ober-Peru waren die Royaliſten Meiſter, nur Buenos-Ayres war im ſpaniſchen Amerika die Zuflucht der Freyheit und Unabhängigkeit.

Die Provinz Cuyo ward zugleich von zwey Heeren bedroht: das von Peru war entfernter, aber das von Chili, in 8000 Mann guter Truppen beſtehend, war bey der Lage der Dinge im Jahr 1817 viel furchtbarer. St. Martin beſchloß das erſte anzugreifen, zu dieſem Zweck mußte er die Streitkräfte des Feindes theilen; es gelang ihm, zur rechten Zeit Gerüchte, welche die Regierung von Chili betrogen, auszuſtreuen, zugleich wendete er ſich mit 3000 Mann nach Norden, indeß man ihn im Süden erwartete. Zum Erſtenmale wurden die beſchneyten Höhen der obern Anden mit ſchwerem Geſchütz überſchritten; nachdem dieſes unter vielen Mühen gelungen war, begegnete die republikaniſche Armee bey Chacabuco, den 12. Februar, dem Feind. Sie war geringer an Zahl, aber entſchloſſen zu ſiegen; es gelang ihr, und ſie befreyte Chili vom Joche der Hauptſtadt. Der Royaliſten-General, Marquali, blieb auf dem Schlachtfelde, die Trümmer des beſiegten Heeres flohen in die Feſtung Tacahuano, die ganze übrige Provinz erklärte ſich für unabhängig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Noch nicht überſezte Mährchen und Erzählungen aus Tauſend und Eine Nacht.

Das Mährchen von Aliſchar und Smaragdine.

(Beſchluß.)

Am erſten Tage des dritten Monats war das nämliche Feſt. Es wurde wieder bekannt gemacht, daß Jedermann ſich luſtig machen, und das eſſen ſolle, was vor ihm ſtehe, bey Strafe, gehangen zu werden. Die Großen verſammelten ſich, die Truppen ſtanden in Parade, das Volk ſezte ſich um die Schüſſeln. Der König war auf einem Thron, und beobachtete aufmerkſam Alles, was auf dem Platze vorging. Siehe, da kam ein Menſch ganz beſtürzt zur Thür des Amphitheaters herein. Er fragte die erſte Frau, die er antraf, was das Alles bedeuten ſolle. Sie erklärte es ihm, vergaß aber hinzuzufügen, daß er nur das eſſen dürfe, was vor ihm ſtehe. Hierauf ſezte er ſich, und ſuchte eine Schüſſel, die in einiger Entfernung vor ihm ſtand. „Halt ein, ſchrien ihm auf einmal tauſend Stimmen zu, oder du wirſt gehangen!“ Dieſer Menſch, der übrigens kein zu reines Gewiſſen hatte, glaubte, man wolle ihn arretiren, und lief aus allen Kräften, was er laufen konnte, davon. Sogleich befahl der König, daß man ihn zu ihm bringen ſollte. „Wie heißt du? fragte er ihn; und weßhalb biſt du in unſere Staaten gekommen?“ — „Mein Name iſt Osman, antwortete er, ich bin ein Gärtner von Profeſſion, und ich bin hieher gekommen, um zu pflanzen.“ — „Holla, rief der König, man bringe mir die Tafel Romla und die ſtählerne Feder, und die Wahrheit wird bald an's Tageslicht kommen.“ Hierauf fing Smaragdine an zu rechnen, hob den Kopf in die Höhe, beobachtete einige Augenblicke lang ein Stillſchweigen, und ſagte dann: „Du lügſt, häßlicher Kerl, dein Name iſt Hirvan der Kurde, und du biſt ein Dieb von Profeſſion, bekenne die Wahrheit, Elender, oder ich laſſe dir den Kopf abſchlagen.“ Sogleich veränderte der Menſch die Farbe, ſeine Zunge ſtand ihm ſtill, die Zähne klapperten, und zulezt geſtand er die Wahrheit. Der König befahl hierauf, daß man ihn ſchinden, auf den Schindanger werfen, und ſeine Haut aufhängen ſollte, wie man es mit dem Chriſten

gemacht habe. Nachdem dieser Urtheilsspruch gefällt war, sezte man sich mit dem schönsten Appetit wieder zur Tafel, und bewunderte die Weisheit und Gerechtigkeit des Königs.

Am ersten Tage des vierten Monats erfolgte die nämliche Bekanntmachung, das nämliche Fest, das nämliche Verfahren. Die Tafeln werden mit den Gerichten besezt, die Großen versammeln sich, das Volk stellt sich in Ordnung, der König sizt auf seinem Thron. Ein Fremder erscheint, der das Gesetz des Landes nicht kennt, und sich einfallen läßt, von dem zu essen, was weit von ihm steht. Man arretirt ihn und führt ihn zum König, der an ihn die nämlichen Fragen thut, die er an die ersten Uebertreter des Gesetzes gerichtet hatte. „Mein Name ist Nesim, sagte der Fremde, und ich bin ein armer Derwisch.“ Man bringt die Momla-Tafel und die stählerne Feder. Sie thun ihre Schuldigkeit. Smaragdine hebt den Kopf in die Höhe, beobachtet einen Augenblick das gewöhnliche Stillschweigen und sagt dann: „Du lügst, Hund! Dein Name ist Vasbideddin, du bist äußerlich ein Moslim und innerlich ein Christ, gestehe die Wahrheit, oder dein Kopf springt.“ — Er war es in der That. Wie der Räuber, hatte er sich nach dem Verlust der schönen Sklaven auf den Weg gemacht, um sie zu suchen, und ihr Geschick hatte sie gerade in diese Stadt geführt. Der Schuldige gestand voller Bestürzung die Wahrheit, und seine Haut paradirte neben den Häuten derjenigen, die dasselbe Abenteuer mit ihm bestanden hatten. Man speiste nun mit um so besserem Appetit, und rühmte laut die Weisheit und Gerechtigkeit des Königs. Blos Smaragdine nahm an der allgemeinen Freude keinen Antheil. Thränen vergoß sie, wenn sie an ihren lieben Alischar dachte, und sie machte sogar sehr rührende Verse, worin sie ihre Empfindungen ausdrückte, und von der Vorsehung die Erfüllung ihrer Hoffnungen erwartete. „Mein Gott, sagte sie, der du dem Jakob seinen lieben Joseph wiedergegeben hast, gib mir meinen lieben Alischar wieder! Erhöre mein Gebet, allmächtiger Gott, Herr der Welten, der du Freude und Traurigkeit wie Nacht und Tag abwechseln läßt!“

Dieses Gebet hatte sie noch am ersten Tage des fünften Monats verrichtet, als das Volk zum gewöhnlichen Feste versammelt war. Kaum hatte sie es geendigt, als zur Thür des Amphitheaters ein junger Mensch, schön wie der Tag, hereintrat, dessen Farbe aber durch die Gelbsucht des Verdrusses unscheinbar geworden war. Es war Alischar, und Smaragdine wollte vor Freude in Ohnmacht fallen. Seit er auf der Straße ohne Dulbend erwacht war, und von der guten Frau erfahren hatte, daß seine liebe Smaragdine verschwunden sey, war er beständig eine Beute des tödtlichsten Schmerzes gewesen. Eine heftige Krankheit hatte ihn dann befallen und ein ganzes Jahr lang hatte er das Bett hüten müssen, und war während dieser Zeit von der guten Frau gewartet und gepflegt worden. Als er ein wenig wieder zu Kräften gekommen war, fing er an, in der Welt umherzustreifen, um seine liebe Smaragdine aufzusuchen. So ging es zu, daß er am Tage des allgemeinen Festes in die Stadt kam, wo sie König war. Wie alle seine fremden Vorgänger hatte auch er Lust, jene Schüssel Reis mit Milch und Zimmet zu kosten, die ein so appetitliches Ansehen hatte, und wurde wie die übrigen vor den König geführt. Er küßte die Erde, und auf die Frage, wie er heiße und weßhalb er in diese Stadt gekommen sey, antwortete er, sein Name sey Alischar, und er sey hieher gekommen, die Quelle seines Lebens, seine liebe Smaragdine, zu suchen, die er verloren habe. Der König ließ sich die Tafel Momla und die stählerne Feder bringen. Ihr habt die Wahrheit gesagt, sprach er dann zu Alischar, und in Kurzem wird euch der Himmel eure Geliebte wieder geben. Hierauf befahl er, daß man den Fremden ins Bad führen, ihn mit einem Ehrengewande bekleiden und mit vieler Achtung behandeln sollte.

Smaragdine konnte kaum die Zeit erwarten, bis die Nacht einbrach. Als es dunkel geworden war, ließ sie den Alischar zu sich bringen, und feyerte das Fest ihrer Wiedervereinigung mit unaussprechlichem Entzücken.

Als am folgenden Morgen die Sklaven erschienen, um beym Aufstehen des Königs zugegen zu seyn, erstaunten sie sehr, als sie ihn in eine Frau verwandelt sahen. Smaragdine schmückte sich mit dem Putz ihres Geschlechts und ließ die Truppen und den großen Staatsrath versammeln.

Meine lieben und getreuen Unterthanen, sprach sie zu ihnen, dringende Geschäfte nöthigen mich, eine Reise in das entfernte Vaterland dieses Fremden zu unternehmen. Wählt jemanden, der euch bis zu meiner Rückkehr regiere, indessen bitte ich Gott, daß er euch in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Der Staatsrath gehorchte auf der Stelle den Befehlen seiner Königin. Diese nahm Abschied von ihnen und machte sich mit ihrem lieben Alischar auf den Weg, um in ihre Heimath zurückzukehren. Hier sezte sie mit Alischar ihre alte Lebensweise fort, denn sie zog die Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens, das durch die Liebe verschönert wird, allen Trugbildern des Throns und der Größe vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Italien.

(Fortsetzung.)

In dem, im Laufe des abgewichenen Jahres ausgegebenen, 1695 Seiten starken Bande der **Memoire della Reale Academia delle Scienze di Torino**, erscheint in dem Namens-

Verzeichniß der vormaligen Mitglieder der Akademie, zwar keineswegs als die einzige Akademikerin Italiens, die Gräfin Diodata Roero di Revello, geb. von Saluzzi. — Die den Abhandlungen der Academiker selbst vorausgehende Geschichte der Arbeiten des Vereines enthält neben andern nachstehende, für die Untersuchungen über den Instinkt der Thiere nicht unwichtige Thatsache. Eine, einem piemontesischen Bauer zugehörige Hündinn hatte den Füchsen einen eigentlichen Vertilgungskrieg erklärt und war diesen ihren Feinden oftmals sogar bis in ihre Lager zu Leide gegangen. Der Bauer befand sich bey dieser Jagd sehr gut und trieb mit den Fuchsbelzen einen einträglichen Handel. Eines Tages hatte die Hündinn einen ganzen Wurf junger Füchse aufgefunden und das gewöhnliche Blutbad unter den armen Thieren begonnen. In diesem Augenblicke aber war eine ihrer Zitzen durch Uebermaß von Milch auf eine für sie sehr schmerzhafte Weise aufgeschwollen. Einer der jungen Füchse faßte die Brust und verschaffte durch Saugen der Hündinn Erleichterung. Sofort nahm ihr Instinkt eine andere Richtung. Nicht allein verschonte sie das Thierchen, sondern sie trug es ganz sorgfältig und sachte nach Hause und säugte es so lange, bis es keiner Amme mehr bedurfte und wieder in den heimischen Wald zurückkehren konnte. — Auch von Zumsteins erster Ersteigung des, höher als der Gipfel des Montblanc gelegenen, Monte Rosa geben die Turiner Verhandlungen Nachricht. Dieser kühne Versuch dürfte vielleicht mehrmals wiederholt werden und dieser neue Bezwinger der Alpen den Ruhm seiner Nebenbuhler verdunkeln: aber ein zweytes Chamouny werden die Reisenden am Fuße des Rosa nicht finden. — Es gibt wohl wenige Gegenden in Europa, die so vielen Anlaß geben, um die Aufmerksamkeit des Naturforschers, des Philosophen und des eigentlichen Freundes einer ehrwürdigen Vorzeit so in Anspruch zu nehmen, als das Thal von Aosta, in welches der Leser gedachter Verhandlungen von einem Sachkenner, dem Grafen Deloche, der sich in der dreyfachen Beziehung eines Naturkundigers, Alterthumsforschers und Platzkommandanten zu Aosta aufhält, eingeführt wird. Was namentlich die Alterthümer betrifft, so enthält die Stadt mit ihrem Weichbilde allein schon eine große Anzahl theils noch nicht beschriebener, theils wenig gekannter Denkmäler, und ihr Boden ist ein eigentliches Magazin von Medaillen, Inschriften, antiken Gefäßen u. s. w., die sich mit leichter Mühe hervor finden lassen, bis jezt aber für die Wissenschaft sowohl als für die Kenntniß des Landes, der dieselben in seinem Schooße verborgen hält, noch wenig benuzt sind. Die Stadt insbesondere scheint eigentlich zu nichts anderm als einem Antiken-Museum bestimmt zu seyn. Ein großer Tempel, ein Amphitheater, ein Circus, Triumphbogen, schön verzierte Thore, Brücken u. s. w., mit einem Worte, alles, was die Baukunst von ihren Herrlichkeiten in einer großen Hauptstadt zur Schau legt, findet sich in diesem Alpenthale zusammen gehäuft. — Eine Denkschrift des Professors Carena auf den, nach einem kurzen, aber thätigen Leben verstorbenen Grafen Saints-Martin de Lamotte schildert diesen Gelehrten nicht blos als einen der Wissenschaft, vorzüglich den Naturwissenschaften sich mit Beharrlichkeit widmenden Mann, sondern auch als einen treuen, an dem Heil seines Vaterlandes unter keinerley Umständen verzweifelnden Bürger, der seinem Vaterlande, unter allen Regierungen, denen dasselbe sich unterworfen sah, darum diente, weil er sich unter jeder jener Regierungen im Stande fühlte, etwas Gutes zu bewirken.

Zufolge der neuesten statistischen Uebersichten hatte sich am Schlusse des Jahres 1822 die Bevölkerung der Stadt Neapel, die Garnison nebst ihrer Vertheilung, die Corps der Marine, der Artillerie und ihres Trains, die Galeerensclaven und die zu Ende des Jahres anwesenden Fremden nicht mit inbegriffen, auf 344,716 Seelen belaufen, und seit Ende 1821 einen Zuwachs von 3,573 Seelen erhalten. Fremde zählte man am 31sten Dezember 1822 in der Stadt 10,602; am Schlusse von 1821 hatte ihre Gesammtzahl nicht mehr als 6,571 betragen. Die Zahl der Gebornen belief sich auf 14,233, der Gestorbenen auf 12,193, worunter 1,862 Ausländer. Die größte Sterblichkeit fiel in die Monate Januar, Februar und August, die geringste auf den April, Julius und November. In den Quartieren von San Lorenzo, Pandino und Porta waren verhältnißmäßig mehr Leute gestorben, als in denen von San Ferdinando, Chiaja und Avocata. Unter den Verstorbenen hatten es siebzehn Personen, worunter elf weiblichen Geschlechts, über hundert, zwey derselben bis auf 104 Jahre gebracht. Die Zahl der wirklich bestehenden Ehen betrug 59,584; Wittwer zählte man 6,839, Wittwen 20,745.

Die Bevölkerung der Stadt Rom belief sich im Jahr 1821, die Juden nicht mit inbegriffen, auf 146,000 Seelen, worunter 19 Kardinäle, 27 Bischöfe, 1,450 Priester, 1,382 Mönche, 332 Seminaristen. Gestorbene zählte man in besagtem Jahre 5,415, Gebornе 4,756, Ehen 1,265.

In der Nähe von Florenz ist ein Marmorbruch entdeckt worden, in welchem jezt ununterbrochen und mit großer Thätigkeit gearbeitet wird. Die ersten Blöcke hat man nach Paris gesandt; die übrigen werden für Florenz und Rom aufbehalten. Die fortdaurenden Ausgrabungen scheinen für Toscana zu einem bedeutenden Industrie- und Handelszweige erwachsen zu wollen.

In Piemont beginnt ein wichtiges Verbesserungswerk, das die Bedürfnisse des Landbaues, des Kunstfleißes und des Handels schon längst erheischt hatten, nämlich die Eindämmung der Isère, deren häufige Ueberschwemmungen die angränzenden Güterbesitzer in sehr bedeutenden Schaden versezen. Theils aus den angeführten Rücksichten, theils weil man durch diese Arbeit für die gesunde Luft des Landes im Allgemeinen zu gewinnen hofft, ist zu Anfange dieses Jahres von Seite der Regierung zu Chambery eine Kommission niedergesezt worden, welche den Auftrag hat, alle, zur Eingränzung der Isère ihrem ganzen Laufe nach, durch Savoyen, bis an die Gränze von Frankreich entworfenen Pläne einzusehn und zu prüfen, und alsdann dem Könige ein Projekt zur Genehmigung vorzulegen, welches die Achtung für Privateigenthum und das Interesse des Staates in gleichem Grade berücksichtigen, und ohne den Umfang, die Solidität und Größe, die eine so wichtige Arbeit haben muß, aus den Augen zu verlieren, die Grundsätze einer verständigen Sparsamkeit im Auge behalte.

Zu Rom ist in diesem Jahre von der Congregazione dell'Indice (Censurkammer) ein Dekret erlassen worden, worin achtzehn verschiedene literarische Produkte geächtet und verboten werden, unter denen man neben andern ältern und neuern Werken die Antiquité devoilée von Boulanger bemerkt, ferner Goronis Memoiren und den Essai sur la puissance temporelle des papes. Spanien hat zu diesem Supplemente des Index den stärksten Beytrag geliefert. Acht in spanischer Sprache abgefaßte Werke finden sich unter jenen verbotenen; neben andern auch die 1821 zu Madrid erschienenen Aforismos politicos escritos por un Filosofo del norte de la Europea, y traducidos por Don J. A. Llorente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Nro. 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. October 1823.

Den Frauen iſt die Liebe
Das Leben ſelbſt, doch eine Zuthat nur
Zum Leben, die es würzt, iſt ſie den Männern.
Raupach.

Alte Liebe roſtet nicht.

Junge Roſen ſah' ich glühen,
Kam zurück der Mai,
Roſen liebeſchmachtend blühen:
Und ihr Glühen
Weckte mir die Liebe neu.

Nachtigallen hört' ich ſchlagen,
Kam die Maiennacht,
Nachtigallen Liebe klagen:
Und ihr Schlagen
Traf mich mit Erinn'rungsmacht.

Ach! ihr Holden, ach! ihr Süßen,
Liebt und lebt und ſterbt,
Kennet nicht das lange Büßen,
Wenn ihr Süßen
Nicht der Liebe Lohn erwerbt.

Aber lang iſt unſer Kummer,
Bis das Herz uns bricht,
Bis zum kühlen Todesſchlummer:
Liebeskummer,
Mit der Liebe ſtirbt er nicht.

Altes Wiſſen, neues Leben.

(Fortſetzung.)

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und alltägliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſeyn. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beyden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir Alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyranney iſt alt, und die Freyheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beyden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln dieſe und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen und verlornen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen

Narren werden den Mund aufsperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der besten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie im Drucke lebten; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, würden sie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbsleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte, und viel entmuthigender, weil sie Keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchien enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freysprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jezt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, tödten, schreyen, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber Alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, sondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Mensch findet es beschämend, daß er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherey erlangen kann. Er wisse aber, daß es sonst viel schlimmer war; daß man sich jezt bey den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleyen abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drückend war. Und wenn dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Alterthum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freyheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freyheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beygewohnt. Wer die Geschichte Roms, von der Zerstörung Karthago's bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren lezten Erscheinungen zuerst, und mit ihren ersten zulezt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freyheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie, statt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freyheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drey lezten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunst," da diese jezt in Jedermanns Händen ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen sezt, aber Männer nicht mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

General St. Martin.

(Fortsetzung.)

Im Erguß ihrer Freude sprachen die Chilier ihrem Befreyer den Oberbefehl zu. St. Martin lehnte ihn, unerachtet aller dringenden Bitten, mit der Erklärung ab: daß er seinen unerschrockenen Waffengefährten, O'Higgins, dem er den Sieg bey Chacabuco hauptsächlich zuschrieb, dieser Stelle am würdigsten hielt. Diese Wahl ward mit allgemeinem Beyfall bestätigt, und St. Martin ging, um ein neues Unternehmen nach Peru einzuleiten, nach Buenos-Ayres zurück. Der Magistrat von St. Jago bot ihm vor seiner Abreise ein ansehnliches Geschenk an, er widmete es sogleich der Gründung einer öffentlichen Bibliothek, welche dieser Hauptstadt noch fehlte. Einige Zeit vorher hatte er dem Bedürfniß seines Vaterlandes die Hälfte seiner Besoldung geopfert, indem seine würdige Gattin zu gleicher Zeit zu demselben Zwecke ihr Geschmeide und andere Kostbarkeiten hingab.

Zu derselben Zeit, wie St. Martin in Buenos-Ayres sich rüstete für Peru den Zweck zu erreichen, der ihm für

Chili geglückt war, traf O'Higgins mit den Engländern und Amerikanern Verabredung, um zur Bildung einer chilischen Seemacht Schiffe zu erhalten, mächtig genug, um sich den Unternehmungen des Vizekönigs von Peru zur See zu widersetzen. Seine Vorsicht war sehr zweckmäßig, allein die von ihm bereiteten Hülfsquellen kamen zu spät. Der Vizekönig, Pezuelta, beeilte sich, ein neues Heer von 5000 Mann bey Talcahuano ans Land zu setzen, Osorio befehligte es, es ward mit der Besatzung des Platzes verstärkt, und brach nach der Hauptstadt von Chili auf. Bald traf es auf die 9000 Mann starke republikanische Armee unter St. Martins und O'Higgins Befehl. Die Royalisten waren weniger zahlreich, Osorio getraute sich nicht, eine Schlacht bey Tageslichte zu wagen, er beschloß einen nächtlichen Angriff, der über alle Erwartung gelang. Die überraschten Republikaner wurden fast ohne Widerstand in die Flucht geschlagen; glücklicher Weise bewerkstelligte der Führer des rechten Flügels, Las Heras, mit Uebersteigung der größten Hindernisse, seinen Rückzug von Cancha Rawata, so hieß der Ort, wo Chili's Freyheit so große Gefahr lief, über einen Raum von achtzig kastilianischen Meilen, bis unter die Mauern der Hauptstadt.

Um so vieles Unglück zu vergüten, blieb Chili sein Muth und St. Martin. Innerhalb vierzehn Tagen begab er sich nach St. Jago, stellte das Vertrauen wieder her, versammelte eine Armee, und bot dem Feinde in der Ebene von Maipo, drey Meilen von der Hauptstadt, eine Schlacht an. Dießesmal hatte Osorio den Vortheil der Mehrzahl, auch bestand sein Heer aus lauter Kerntruppen, dennoch ward seine Niederlage vollkommen, und sein Heer fast gänzlich aufgerieben. Osorio führte nur drey und siebenzig Mann nach Talcahuano zurück, alle andern wurden getödtet oder gefangen.

Dieser Sieg gab aber St. Martin über das Schicksal der amerikanischen Republiken keine Sicherheit. Ueberzeugt, daß Peru, so lang seine Verfassung die alte blieb, dieselben stets bedrohen würde, ward es ihm klar, daß es nöthig sey, den Sitz des Kriegs dahin zu verlegen. Er begab sich auf's Neue nach Buenos-Ayres, um die beabsichtigten Zubereitungen zu machen. Der Zustand der Wege und seine üble Gesundheit erlaubten ihm nicht, vor dem Oktober nach Chili zurückzukehren. In dieser Zwischenzeit hatte sich die Seemacht der neuen Republik gebildet, ihr Admiral, Don Manuel Blanco, hatte in den Gewässern von Tacahuana die Maria Isabella und den größten Theil eines von Cadix nach Callao segelnden Geschwaders genommen. Kurze Zeit nachher kam Lord Cochrane an, dem diese chilische Seemacht anvertraut wurde. Er erhielt den Befehl, in der Bay von Callao die spanische Seemacht, die sich dort vereinigt fand, anzugreifen, indem ihre Zerstörung sehr mächtig bey dem beschlossenen Unternehmen einwirken sollte. Allein noch war nicht Alles zu diesem großen Unternehmen zubereitet, und die Kräfte von Chili waren erschöpft. Der unermüdliche St. Martin machte sich nochmals nach Buenos-Ayres, im Monat Februar 1819, auf den Weg, die dringenden Einladungen der Regierung der argentinischen Republik, welche damals von den großen, in Cadix gemachten, Zubereitungen bedroht war, riefen ihn dahin; außerdem hoffte er, durch seine Vermittlung die zwischen seinem Vaterlande und dem treulosen Artigas obwaltenden Streitigkeiten zu beendigen, auch glaubte er dort Hülfsquellen zu der Vollendung des wichtigen Unternehmens auf Peru zu finden.

Diese Reise ward nicht ausgeführt. Sehr zur rechten Zeit erfuhr St. Martin, daß ein Räuberhäuptling, Jose Miguel Carrera, an der Spitze seiner Bande ihn bey einem gewissen Passe erwartete, um ihn zu ermorden. Hätte der General seinen Weg noch drey Meilen fortgesetzt, so wäre er diesem Böswicht in die Hände gefallen. Er kehrte aus dieser Ursache bis Mendoza zurück, in der Absicht, wenn der Weg durch die Provinzen von La Plata nicht frey würde, bis Chili rückwärts zu gehen; allein seine Gesundheit war sehr leidend und die unerhörteste Unordnung herrschte von dem Fuß der Anden bis zum Ausfluß des Platastroms.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Italien.

(Fortsetzung.)

In einem Florentiner Blatte wird bey Anlaß der Erscheinung der neuesten Bände der Biografia universale die Bemerkung gemacht, daß zwar mehrere Artikel des französischen Originales in der Uebersetzung sehr sorgfältig verbessert seyen, daß man aber diese Sorgfalt doch nicht auf alle ausgedehnt habe, was sehr zu bedauern sey. Als Belege zu dieser letztern Behauptung führt man unter andern den von Ginguené gefertigten Artikel: Ariost an. Hier, meint der Kritiker, hätte sollen ins Klare gesetzt werden, ob der Vater des Lodovico Ariosto Mitglied einer richterlichen Behörde zu Ferrara gewesen; sodann, ob sein Sohn, noch in zarter Jugend, einen Vortrag in Versen oder Prosa in einer Kirche oder einem Kollegium gehalten habe; ferner, ob ihm Johann von Medicis auf den Fall, daß er zum Pontifikate gelangen sollte, seinen Schutz verheißen habe. Es wird noch weiter gefragt, warum Ginguené nicht einige Elegien jenes Dichters angeführt; ob die fünf Gesänge des Ariosto eine Folge des wüthenden Rolands oder ein Theil eines neuen Gedichts seyen; und endlich, warum der französische Historiker weder die Mutter des italienischen Dichters noch einer, im Stillen von ihm angebeteten Geliebten, noch seiner beyden natürlichen Söhne Erwähnung gethan. Es fällt sofort in die Augen, daß diese Punkte insgesammt nicht von besonderer Wichtigkeit sind. Auf einige derselben hat übrigens Ginguené als auf gleichgültige oder problematische Dinge hingedeutet, und daß er andere gänzlich mit Stillschweigen über-

gangen hat, scheint klüger und zweckmäßiger zu seyn, als so umständlich, wie mehr als ein Biograph des Arioſto ſolches gethan hat, in die Erörterung derſelben einzutreten.

Der Verfaſſer der vielgeleſenen, durch die Orell'ſche Ueberſetzung auch auf deutſchen Boden verpflanzten Ultime lettere di Giacopo Ortis, Graf Ugo Foſcolo, einer der ausgezeichneteſten und geiſtreichſten Gelehrten Italiens, hat in engliſcher Sprache Verſuche über Petrarca (Essays on Petrarch) herausgegeben, worin ſich die bereits bekannten Umſtände aus des Dichters Leben mit ſinnigen, von ſeiner tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens zeugenden, Andeutungen verſchmolzen finden. Eine von Herrn Foſcolo gezogene Parallele zwiſchen Petrarca und Dante zeugt zwar hin und wieder von Vorliebe für den leztern, iſt aber darum nichts deſto minder anziehend. Einige dem Werke angehängte, bis jezt noch ungedruckte Briefe Petrarcas fallen durch die Nauigkeit und Fehlerhaftigkeit der Schreibart und den barbariſchen Jargon, deſſen der Dichter ſich in ſeiner Proſa bedient, um ſo mehr auf, als ſeine Verſe ſich in hohem Grade durch Feinheit und Zartheit der Diktion auszeichnen. Seinen Verſuchen hat Hr. Foſcolo einige Nachbildungen Petrarchiſcher Dichtungen in engliſchen Verſen, größtentheils aus der Feder der Lady Dacre, der die Schrift zugeeignet iſt, beygefügt.

Es hatten vor etwas Zeit einige achtbare Einwohner der Stadt Chambery, von dem Verlangen beſeelt, ihrem Vaterlande nüzlich zu werden, den Plan zu einer Geſellſchaft entworfen, welche die Beförderung des Glückes und Wohlſtandes von Savoyen zum Hauptzwecke ihrer Bemühungen machen, ſo wie auch überhaupt ſich für alles Gemeinnüzige verwenden ſoll. Von der Regierung dazu berechtigt, hatten ſich dieſe Männer unter dem Namen einer akademiſchen Geſellſchaft von Savoyen zuſammengethan, ſich nach und nach eine Anzahl von Mitgliedern und Korreſpondenten beygeſellt und bereits manche nüzliche Mittheilungen erhalten, als durch die Ereigniſſe vom März 1821 ihre Zuſammenkünfte auf einmal gewaltſam unterbrochen wurden. Späterhin hat der Verein mit Genehmigung der Regierung ſeine Sizungen wieder eröffnet und ſeine Arbeiten neuerdings mit einem Eifer, von dem ſich für die Zukunft viel Gutes erwarten läßt, an die Hand genommen. — In der gedachten Stadt war eine, am 1. Mai 1822 durch die Municipalität, unter Genehmigung des Miniſters des Innern, errichtete Malerſchule, im November deſſelben Jahres in einem der Säle des Stadthauſes eröffnet worden. Die Leitung dieſer Anſtalt iſt dem durch verſchiedene ſchöne Arbeiten bekannten Profeſſor Moreau übertragen. Gegen eine unbedeutende jährliche Vergütung erhalten die Zöglinge den Zutritt; einige Plätze ſind unentgeldlich. Jedes Jahr ſoll von den bedeutendſten Arbeiten der Schüler eine öffentliche Ausſtellung gemacht und bey dieſer Gelegenheit einige Preiſe ausgetheilt werden. — Zu Moutiers in Savoyen, wo, ſo lange dieß Land einen Theil von Frankreich ausmachte, eine Bergwerks-Ingenieur-Schule beſtanden hatte, iſt nun, vermöge eines königlichen Detrets und unter Leitung eines Directors und dreyer Profeſſoren, eine theoretiſch-praktiſche Schule für Mineralogie errichtet worden. Sechs Zöglinge erhalten Koſt und Logis auf Unkoſten der Regierung; für die Uebrigen iſt blos der Unterricht frey. Daſſelbe Dekret erhält mehrere reglementariſche Verfügungen, betreffend das Aufſuchen, die Eintheilung und Verleihung der Gruben, ihre Bewerbung u. ſ. w.; auch wird darin die Errichtung eines königlichen Gruben-Ingenieurs-Corps und eines Bergwerksrathes feſtgeſezt.

Die vor wenigen Jahren dem Theile Italiens, von welchem Mailand die Central- und Hauptſtadt iſt, einverleibte Landſchaft Veltlin iſt noch ſo wenig bekannt und dabey durch ihre geographiſche Lage ſowohl als durch ihre herrlichen, theils ſchon wirklich gebauten, theils noch im Werke begriffenen Straßen ſo merkwürdig geworden, daß eine umſtändlichere Beſchreibung derſelben, rückſichtlich auf Land und Leute, nicht anders als willkommen ſeyn kann. Eine ſolche iſt kürzlich aus den Preſſen der typographiſchen Societät zu Mailand hervorgegangen, unter dem Titel: Descrizione della Valtellina e delle grandiose strade di Stelvio e di Spluga. 96 Seiten in 8. Der Leſer ſieht ſich durch dieſelbe mit den mannigfaltigen Merkwürdigkeiten der gedachten Provinz bekannt gemacht, erhält eine Statiſtik derſelben und lernt die gewaltigen Straßenwerke von Splügen und Stelvio kennen.

Zu Drosi, einem kleinen Dörfchen in Calabrien, findet ſich gegenwärtig ein Beyſpiel eines ungewöhnlich hohen Lebensalters in der Perſon der 125jährigen Roſaria Pancalo. Das hohe Alter dieſer Frau iſt um ſo merkwürdiger, weil Drosi für einen Ort gilt, wo die Aria cativa herrſche. Die Geiſteskräfte dieſer Greiſin ſind noch in völliger Thätigkeit und ungeſchwächt iſt namentlich ihr Gedächtniß. Sie iſt viermal, zum erſtenmal im Jahre 1718 verheirathet geweſen. Ihr lezter Mann war vor 54 Jahren mit Tode abgegangen. Seit einiger Zeit lebte ſie in einer dürftigen Lage; gegenwärtig aber wird ſie aus einem Fond für unvorgeſehene Gemeindsausgaben reichlich unterſtüzt, und ſegnet die mildthätige Hand, welche fortfährt, ihr von der Zeit ſo lange geſchenktes Daſeyn zu friſten.

Noch im vorigen Jahre hatte der auch in dieſen Blättern erwähnte italieniſche Improviſator B. Seſtini zu Rom unter dem Titel: La Pia, leggenda romantica etc. ein Gedicht in drey Geſängen in ottava rima herausgegeben, das, einiger Weitſchweifigkeit unerachtet, rückſichtlich auf Plan, Beſchreibung, Epiſoden u. ſ. w. ein mannigfaltiges Intereſſe gewährt und deſſen Vorwurf das unglückliche Schickſal der unſchuldigen Sieneſiſchen Dame Pia ausmacht, deren Andenken Dante verewigt hat, indem er ihr (del Purgatorio canto V) die Worte in den Mund legt:

Ricorditi di me che son la Pia.
Siena mi Fe', diſfece mi Maremma;
Salsi colui, che'nnanellata pria,
Disposando, m'avea con la sua gemma.

Folgendes iſt der Plan der Seſtiniſchen Dichtung: Die Dame Pia war an Nello de la Pietra vermählt. Ein Verführer nähert ſich ihr. Beharrlich widerſteht ſie ſeinen Nachſtellungen. Gereizt durch ſolchen Widerſtand verläumdet der Verführer ſie bey ihrem Gemahl, der allzuleichtgläubig, ſie in einem Anfalle von Eiferſucht in ein in den Maremmen von Siena gelegenes Schloß einſperrt. Hier ſtirbt Pia vor Gram und Herzeleid. Vor ihrem Ende gelingt es ihr, einen frommen Ermiten von ihrer Unſchuld zu überzeugen. Der unglückliche Nello, welcher verzweiflungsvoll in den Wäldern umherſchweift, verirrt ſich eines Tages in die Hütte des Einſiedlers und kömmt durch dieſen von ſeinem Irrthum zurück. Den Verläumder packen die Wölfe und verwunden ihn tödtlich. In ſeinem lezten Augenblicke geſteht er ſein Verbrechen. Nun eilt Nello mit den Ermiten, das unglückliche Schlachtopfer der Eiferſucht zu befreyen. Sie langen gerade noch zeitlich genug im Schloſſe an, um ſie nach der Kirche und von dieſer nach ihrer lezten Ruheſtätte tragen zu ſehen. Nach wenigen Tagen ſtirbt auch Nello vor Gram und Gewiſſensbiſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 83.

Nro. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. October 1823.

Bey allen Dingen
Legte Gott in die Mitte
Die Kraft.

Aeschylos.

Altes Wissen, neues Leben.

(Fortsetzung.)

Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unserer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die gelehrten und die höhern Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesezt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schüzt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beym Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichthum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutschen, er wirkt aber eben so stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesezt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freylich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben; aber Alles, was er weiß, sagt und schreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutsche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung, was sie thut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben magern Kühen, und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutschen Wissenschaft zurückhalten; daß Hagelschlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Welttheil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Barbarlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotie noch Anarchie Alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verlezt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesezten Einwendung des Lesers: daß die Kenntniß der klassischen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntniß nicht auf alle Stände erstrecke. Jezt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene Menschen, auf deren Erziehung das klassische Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß

man eine sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabey spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophieen und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig seyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klassiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freylich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freygestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar leztere so sehr vergessen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichseitiges Dreyeck mehr zu construiren wissen. Diejenigen, welche das Studium des klassischen Alterthums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" nicht blos zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung — sie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Alterthum bekannt sind, aber befreundet sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist dieses besser; man merkt es aber auch den brittischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Colonisirungs-Systeme denken.

Es gibt zwey Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht vollständig befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutschen übersezt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Uebersetzungen. Ein Conrektor in seinem glücklichen beneidenswerthen Still-Leben ist nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Uebersetzungen müsse sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Werth bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht blos die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, sondern es würde auch noch etwas Anderes dabey gewonnen werden. Wir sind eben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bey den Alten fanden. Will man nun irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und schüzt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller beholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß nothwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Plaz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen, und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamins Constants und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteylichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich seyn. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleystyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jezt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt wer-

den. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube.“ Weil aber das Buch alt ist, sind wir im Stande es unpartheyisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

(Der Beschluß folgt.)

General St. Martin.

(Fortsetzung.)

Die Regierung von Chili drang in St. Martin, sich an die Spitze der Befreyungs-Armee zu stellen, wobey sie sich erbot, alle Hindernisse zu beseitigen, und für alle Bedürfnisse des Unternehmens zu sorgen; von der andern Seite forderte die argentinische Republik ihn auf, die Armee der Anden, die unter seinem Befehl stand, ihr zuzuführen. Hier kams nicht mehr darauf an, einen fremden Angriff zurückzuschlagen, (die Begebenheiten vom Hafen von St. Marie hatten diesen Plan scheitern machen,) sondern viel gefährlichere Feinde, Zwietracht und Spaltungen, zu zügeln. Der General Belgrano, welcher an der Spitze einer Armee an den Grenzen von Peru stand, erhielt gleiche Befehle, wie St. Martin, und gehorchte ihnen; St. Martin überlegte aufs Reiflichste, wie er seinem Vaterlande, und der großen Sache des sämmtlichen Amerika zugleich, am besten dienen könne, und beschloß, nicht zu gehorchen. Um Fremde gänzlich in Stand zur Beurtheilung der außerordentlichen Umstände, in denen er sich befand, zu setzen, müßte man sie von allen Thatsachen unterrichten, und das reichte nicht einmal hin. Der Sinn der Worte: Gesetz, Vaterland, Obermacht, Pflicht müßte weniger schwankend und besser erklärt seyn, neu entstehende, im Bürgerkriege befindliche, Staaten, sowol wie von der Zeit befestigte, in politischer Krisis, wie im Schooße des Friedens, müßten bestimmtere Begriffe mit ihnen verbinden — kurz die moralischen und politischen Wissenschaften müßten Fortschritte gemacht haben, die vielleicht noch gar nicht eingeleitet sind — wie sich das nun aber auch verhalten mag, und ob auch eine aufgeklärtere Sittenlehre St. Martin verdamme, so hat der Erfolg doch seinen Entschluß gerechtfertigt.

Er begab sich in einer Sänfte, denn seine Gesundheit erlaubte keine andere Art der Reise, nach Chili. Während er über die Anden zog, verwüstete Gesetzlosigkeit die Ostseite dieser Berge. Belgrano's Heer wollte ihren Häuptling nicht mehr anerkennen; eine Schwadron der Reiterey von den Anden, das beste Korps der Armee, löste sich auf, und beraubte damit das Vaterland um tausend seiner geübtesten Truppen. Der General Rudesindo Alvarado konnte nur 2000 Mann zusammenhalten, indem er sie dieser moralischen Ansteckung durch einen schnellen Marsch nach Chili entzog.

Die Empörer hatten die Ober-Regierung der argentinischen Republik aufgelöst; St. Martin erfuhr es unterwegs, und glaubte seine Befehlshaberstelle, da die Obermacht, welche sie ihm übergeben hatte, aufgelöst war, niederlegen zu müssen. Er ließ die Truppen Halt machen, versammelte die Offiziere, und kündigte ihnen seine Entlassung an. Ein allgemeiner Zuruf erhob ihn von Neuem zum Obergeneral; er nahm diese Würde aber nur unter der Bedingung an, daß die Truppen ihm nach Peru folgen sollten.

Alle Hindernisse, welche diese Unternehmung bis jezt aufgeschoben hatten, waren endlich gehoben; die vereinigte Befreyungs-Armee von Peru verließ Valparaiso den 12. August 1820, St. Martin als Ober-Befehlshaber an ihrer Spitze. Um zu der Ausrüstung des Unternehmens beyzutragen, hatte er eine Besitzung verkauft, welche die Regierung von Chili ihm anzunehmen genöthigt hatte. Lord Cochrane ward ihm als Befehlshaber der Seemacht untergeordnet.

Dieses ganze Heer zählte nicht mehr als 5700 Mann, es sollte ein großes, von 20,000 kriegskundigen und wohl geübten Soldaten vertheidigtes, Land erobern. Dieser Feldzug hat General St. Martins kriegerische Fähigkeiten, so wie seine Staatskunst, ganz besonders erwiesen. Er überließ nichts dem Zufall, schritt mit Bedacht voran, und von seinen Truppen vollkommen unterstützt, blieb er der Sieger in jedem Gefecht. General Arenales, den er in die Sierra abgeschickt hatte, schlug den General Oreillp gänzlich und nahm ihn gefangen. Fast alle Provinzen empörten sich, die Soldaten kamen zu Hunderten, sich unter die Fahnen des Befreyers zu reihen. Der Vizekönig Pezuela war abgesezt, und der General Laserna an seine Stelle ernannt worden. Zu gleicher Zeit kam der Fregatten-Kapitän, Don Manuel Abrou, als Kommissarius des konstitutionellen Königs in den Provinzen von Chili und Peru von Europa an; eine zur allgemeinen Verbindung abzweckende Konferenz fand in Punchauca den 2. Juni 1820 statt. General St. Martin hätte der Beendigung der Feindseligkeiten nichts in Weg gestellt, er hätte die Unterhandlungen beginnen lassen, hätte man die Unabhängigkeit von Amerika zugestehen wollen. Allein die Hauptlinie der spanischen Armee stießen den Rath der Menschlichkeit zurück, und der Krieg ward fortgesezt. Nach sechs Wochen war das Fort von Callao der einzige noch von den Royalisten besezte Platz, und die Hauptstadt öffnete der Befreyungs-Armee ihre Thore.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Sept.

Wir haben Ihnen seit geraumer Zeit keine Nachricht über das hiesige Theater gegeben; aber nicht aus Lässigkeit, sondern weil seit lange kein neues Stück gegeben wurde, dessen nähere Betrachtung wichtig für die Kritik gewesen wäre. Ueber Spieler und Spielerinnen zu sprechen, ist und bleibt aber eine mißliche Sache. Denn theils sind die flüchtigen Gebilde der Schauspielkunst so wenig festzuhalten und wiederzugeben, daß selbst der faktische Gegenstand der Beurtheilung, das So und So der Erscheinung schon verstritten wird, ehe noch die Kritik beginnt; theils ist diese in ihrem Lobe wie in ihrem Tadel unnütz. Ja oft schädlich —: schädlich im Lobe, nicht nur weil sich die gepriesene Mittelmäßigkeit aufbläht, breit macht und das aufkeimende Bessere des nöthigen Spielraums beraubt, sondern weil auch der genialische Künstler durch die lobpreisende Zergliederung seiner glücklichen Darstellung nicht selten zu einem Bewußtseyn kommt, das ihm die momentane dämonische Eingebung erkältet und so das Gelingen der früheren Begeisterung verhindert, eben weil sie nun nicht nur schaffen, sondern zugleich Rechenschaft über ihr Werk geben will. Unnütz im Tadel ist aber die Kritik deßhalb für den Schauspieler, weil selbst die besseren Schauskünstler sich selbst weder hören, noch sehen; man muß schon einen eminenten Grad der Meisterschaft erlangt haben, um nur zu dieser Selbstanschauung zu gelangen; ja es ist diese Selbstanschauung das unerläßliche und doch so seltene Talent des wahren Künstlers, das nicht erlernt wird, wohl aber, selbst wenn es angeboren ist, verloren geht, wenn nicht unpersönliche Liebe zur Kunst den Sieg über die gefallsüchtige Eitelkeit davon trägt. Wem ist es nicht begegnet, daß ihm der manierirteste Histriene von der Manier eines neben ihm spielenden Meisters wegwerfend gesprochen und ohne den Balken im eigenen Auge zu fühlen, in dem des Nachbars den Splitter bemerkt hätte? Wenn schon überhaupt der Mensch sich selten kennt, so kennt sich der Künstler noch seltner und wenn Goethe sagt: „Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann," so möchte dieser Ausspruch vorzugsweise auf Schauspieler anwendbar seyn. Deßhalb hilft ihnen auch die Kritik nur in so fern, als es vielleicht möglich ist, daß Hr. A. etwas lernen kann, wenn Hr. Z. getadelt wird; weil aber Madam Q. getadelt, so wird sich Madam Q. blos ärgern, aber gewiß nichts erlernen. Ueberdieß ist es von der äußersten Schwierigkeit für den Kritiker, in Beurtheilung eines mimischen Künstlers unpersönlich zu seyn, da ja eben die Person des Künstlers das Kunstwerk ist oder seyn soll; jede Persönlichkeit aber erbittert, und mit welcher nachsichtigen Gelassenheit man auch diese Erbitterung betrachten mag, so ist sie doch gewiß nicht jene Stimmung demüthiger Milde, in welcher der wahre Künstler, und wäre er der größte, an seiner Unfehlbarkeit zweifelt, seine Fehler zu erkennen und seine Fähigkeit zu steigern sucht. Deßhalb haben wir, in unsern mehrjährigen Berichten über das Theater, auch nur selten Tadel über schauspielende Künstler ausgesprochen und keinesweges in der Hoffnung, ja nicht einmal in der Absicht, die Getadelten zu belehren, sondern nur, um vielleicht einige brauchbare Materialien zu einer künftigen Geschichte und Lehre der Schauspielkunst zu liefern. Wir bitten daher — nicht die Betheiligten — wohl aber die andern geneigten Leser des Morgenblatts dieses augenfällige und leichtbemerkbare Unterscheidungszeichen unserer Bühnenberichte nicht verkennen zu wollen.

Der Monat August ist nicht der glänzendste für das Theater; auch uns hat die schöne Witterung öfters ins Freye gelockt; doch wollen wir berichten, was wir — nämlich der Referent und ein Kreis von Freunden der Bühne — Bemerkenswerthes sahen. Zuerst ein Wort von den Gästen, die uns in diesem Monate besuchten. Herr und Madame Vespermann aus München. Der erste ein braver und geübter Schauspieler, der in komischen wie in ernsteren Rollen gerechten Beyfall erregte aber keinen Enthusiasmus. Wir können nicht über ihn urtheilen, da wir ihn nur in der Rolle des Bürgermeisters in den deutschen Kleinstädtern sahen, in welcher er mit aller Virtuosität negativer Sicherheit, aber ohne allen positiven Humor spielte. Madame Vespermann hat alle Musikfreunde entzückt, man gesteht ihr allgemein zu, daß sie eine in der besten Schule gebildete, vollendete Meisterin des Gesanges sey, begabt mit einer wunderschönen Stimme, deren Skala sie äußerst künstlerisch zu verbinden weiß; indem rühmt den Zauber ihrer Mittelstöne, ihr portamento und ihre mezza voce und nur, weil nichts vollkommen auf Erden ist, will man die höhere Eingebung, die Selbsterfindung im Vortrag vermissen. — Von neuen Stücken wurden in lezter Zeit gegeben: Die junge Tante, Lustspiel in einem Akt von Castelli, ist niedlich und gefiel. — Der wahrhafte Lügner aus dem Französischen, ein nicht übler Stoff, der aber noch besser hätte benuzt werden können. — Abentheuer aus Liebe von Vogel wird mit Recht in der Berliner Zeitung getadelt, indessen zeigt der Verfasser auch in diesem mißlungenen Lustspiele, daß es ihm nicht an vis comica fehlt, die doch so manchem beliebten Lustspiele der neuesten Zeit mangelt. — Ein Viertelstündchen vor dem Potsdammer Thor, Vaudeville-Posse mit Musik von C. Blum, wird belacht, beklatscht, wiederaufgeführt und wieder besucht und hinterdrein als eine Abgeschmacktheit bitter getadelt. Auf solche Weise aber wird Berlin nie zu einem Volksschauspiele gelangen; denn gesezt, das Stückchen wäre eben so uneigentlich zusammengesezt als das neue deutsche Wort: „Vaudeville-Posse," welches wir aber durchaus nicht behaupten, so hat man doch nicht das Recht, dergleichen Lokalspäße vor das Forum einer kriminalischen Kritik zu fordern. Sie gehören, als Kleinigkeiten, vor den Friedensrichter und dieser wird einfach fragen: „Kläger, habt ihr gelacht?" Und auf die Bejahung der Frage also das Urtheil fällen: „Nun so bedankt euch und geht ruhig nach Hause." — Neue Opern wurden hier nicht gegeben; neueinstudirt aber waren: Richard Löwenherz von Gretry und der Kalif von Bagdad von Boyeldieu. — Von den vortrefflich dargestellten ältern Stücken nennen wir folgende: der Kaufmann von Venedig, eine im Ganzen vortreffliche Darstellung, in welcher sich Herr Devrient, Herr Lemm und Mad. Stich vorzüglich auszeichneten und Herr Gern d. S., als Lanzelot Gobbo, den thatsächlichen Beweis lieferte, daß er im phantastisch-komischen Fache noch meisterhafter ist, als in komischen Charakterrollen der nächsten Umgebung. — Die eifersüchtige Frau, welches abgedroschene Stück wir deßhalb erwähnen, weil Madame Wolf mit der ihr zugetheilten schmacklosen Hauptrolle ein eignes muthwilliges und sehr belustigendes Spiel trieb, sie gab in der Rolle selbst die Kritik der Rolle, indem sie mit der lustigen Ironie das Zerrbild in seiner ganzen Schiefheit zeigte. Die Einfalt, die diese Ironie nicht bemerkte, hat sich gewiß über sie geärgert. — Merope, wo Madame Stich in der Rolle des Jünglings Aegist sich in der untadelichen Volkraft ihres eigenthümlichsten Talents zeigte. — Maria Stuart, eine im Ganzen sehr gelungene und im Einzelnen vortreffliche Darstellung, über die wir aber ausführlich sprechen müssen und dieses uns für unser nächstes Schreiben vorbehalten; denn da wir das beschreiben wollen, was kürzlich hier für unbeschreiblich erklärt wurde, so gebricht es uns heute für eine solche herkulische Arbeit an Zeit und diesem Blatte an Raum.

Beylage: Literaturblatt Nro. 83.

Nro. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. October 1823.

O leite meinen Gang, Natur!
— — — — — — — —
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom lezten Sonnenstrahl;
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm.

Goethe's Wanderer.

Die schönste Aussicht.

Wohl, ihr Lieben, ist sie schön,
Hier die Fernsicht dieser Höh'n!
Jeder findet seinem Blicke,
Was entzücke:
Flurenschmuck und Alpenpracht,
Seeesglänzen, Waldesnacht.

Wie die Stadt so herrlich thront,
Seit Jahrhunderten geschont!
Wie die Dörfer aus den Auen
Wirthlich schauen!
Wie die Felder, Gärten gleich,
Ueppig stehn und saatenreich!

Eya, Freunde, lobt euch das!
Forscht mit langgezognem Glas!
Kennt die Weiler und die Schlösser
Immer besser!
Spaht am blauen Stromeslauf
Thalhinunter, thalhinauf!

Ich — von all den Dingen keins, —
Such' ein Andres mir — nur Eins.
Ihr vielleicht gewahret's nimmer;
Denn kein Schimmer
Läßt's dem Auge schön und kühn
Durch die Luft entgegen sprühn.

Nein, gering ist's, grau und schmal,
Stolze nennten's arm und kahl:
Ach, und mir doch ist's entzückend,
Ist beglückend,
Bannt des Sehens frohen Sinn
Rings aus jedem Raum sich hin!

Du — o du bist's, Friedenshaus,
Wo mir wandeln ein und aus
Meiner Seele Weib, das Liebchen,
Sammt dem Bübchen,
Das uns Gott aus Gnaden gab,
Schöner Hoffnung Lilienstab!

Schaut, ihr Andern, hin und her!
Mir ist's unaussprechlich leer
In der ganzen Landesweite,
Landesbreite;
Seh' ich nicht das Häuschen an,
Wo mich's Vater grüßt und Mann.

Trautes Häuschen! — — Gott! es bebt,
Zittert, wankt, und steigt, und schwebt.
Ha, da schwimmt's, von Wasserwogen
Fortgezogen! — —
Thor! in Freudenthränen-Thau
Schwamm dir's hin. — Noch steht's ja, schau!

Und so segn' es mild denn Er,
Alles bessern Segens Herr,
Daß es lange noch bescheiden,
Sonder Leiden,
Die mir schütze, die allein
Mir's zur schönsten Aussicht weih'n!

J. R. Wyß.

General St. Martin.

(Beſchluß.)

Sobald St. Martin Herr des Landes war, ließ er es ſeine erſte Sorge ſeyn, eine kräftige Regierung einzuführen, er glaubte ſich, unter vorwaltenden Umſtänden, unter dem Titel von Protektor eine Selbſtherrſchaft anmaßen zu können — es wäre leicht geweſen, einen ziemlichern Namen zu finden — und in dieſem Zeitpunkt muß St. Martins Leben und Betragen mit beſonderer Aufmerkſamkeit unterſucht werden. Er hat ohne Zweifel auf die Verfaſſung von Peru einen Einfluß geübt, deren Folgen der Geſetzgeber nicht vorausſah, und vielleicht wird der Irrthum eines einzigen Mannes mehrere Jahrhunderte lang auf einem großen Volke laſten. Kann eine, lange im Kindheitsſtand, lange in Unterdrückung gehaltene Nation ſo kräftig werden, wie ſolche, die früh ihre Kräfte verſuchten, und deren Bewegung nicht durch einen einzigen und herrſchenden Willen geleitet wurden? Dieſe Art Uſurpation war übrigens vielleicht nicht ohne einige gute Folgen. Was wäre aus Peru geworden, dem es ganz an Männern, die ſein Schickſal zu leiten gewußt hätten, gebrach, wenn dieſer Mann, deſſen ſchwachen Körper eine ſtarke Seele belebt, zu früh aufgehört hätte, über ſeine Schickſale zu wachen? — Der Feind beſaß noch das Fort Callao. Er hatte ſich in die Sierra geflüchtet, woraus ihn Arenales nicht zu treiben vermochte, in Arequipa und Ober-Peru hatte er noch eine anſehnliche Macht. Betrachten wir die Sache aus einem andern Geſichtspunkt: Was ſoll der Menſchenfreund machen, wenn die Umſtände dringend ſind, wenn er nicht hinlänglich klar ſieht bey dem Entſchluß, den er faſſen ſoll? — Bis dieſe Fragen nicht hinreichend erklärt ſind, werden unſere Kenntniſſe von dem geſellſchaftlichen Verein ſehr unvollkommen bleiben. Was aber anderſeits die Politik betrifft, ſo iſt, dieſes Wort im gemeinen Sinn genommen, ihr Zweck nicht das Wohl der Menſchheit; dieſe ſieht ſie nur als Mittel an, modifizirt es nach ihren Abſichten und ſchreibt ihm ſeine Grenzen vor. Das iſt ihre Art, die Kunſt zu regieren aufzufaſſen. Dieſe Politik iſt nicht der Gegenſtand unſerer Betrachtungen; wir geſtatten nur eine ſolche Politik, welche keinen andern Endzweck kennt, als die Veredlung der Menſchen, Gedeihen des Einzelnen und das Wohl der Staaten.

Die Royaliſten verließen indeſſen die Sierra, und näherten ſich Lima, in der feſten Erwartung, es ohne Hinderniß beſetzen zu können. Allein St. Martin erwartete ſie außer der Stadt, ſchlug ſie, und das Fort von Callao fiel in die Hände des Siegers. Damals ward der Sonnenorden geſtiftet*), was aber noch weit beſſer war: ein Patriot aus Peru, der Marquis von Terre Tavle, erhielt den Auftrag, Alles, was das Nationalheer betraf, zu ordnen, und eine Zuſammenkunft mit Bolivar einzuleiten. Dieſe denkwürdige Unterredung konnte erſt den 25. Julius 1822 an dem Ufer des Guyaquil ſtatt finden. Man muß wünſchen, daß dieſe beyden berühmten Männer die nähern Umſtände einer ſo wichtigen Unterredung der Zukunft aufbewahrt haben. Ihre Folgen hatte man vorausgeſehn. Sobald St. Martin nach Lima zurückgekehrt war, vertrieb General Alvarado, an der Spitze von auserleſenen 4500 Mann, die Feinde aus den Provinzen Arequipa und Ober-Peru, während Arenales mit 6500 Mann ſie aus der Sierra verdrängte. Der erſte peruaniſche Kongreß ward verſammelt, und der Protektor legte in ſeine Hände eine Macht nieder, die er nur zum Beſten des Vaterlandes gebraucht hatte. Er lehnte den Befehl über das Heer, welchen der Kongreß ihn anzunehmen drang, ab, und lebt jetzt in Valparaiſo im Schoos ſeiner Familie, wo ihn die Erziehung ſeiner Tochter, der einzigen Frucht einer glücklichen Ehe, beſchäftigt.

Während dieſer Regierung von dreyzehn Monaten hat St. Martin die Wiſſenſchaften befördert und die Erziehung zu begünſtigen geſucht. Er hat den gegenſeitigen Unterricht eingeführt und Maßregeln genommen, ihn ſchnell zu verbreiten. Daß er ſeine Bibliothek dem Publikum ſchenkte, ſagten wir ſchon; er begnügte ſich als Protektor mit einem Drittel des Gehalts eines Vicekönigs. — Bemerken wir aber zum Ruhme Amerika's, daß wir innerhalb eines halben Jahrhunderts drey Männer dieſes Gehalts gekannt haben, und daß es außerdem viele gibt, die in einem weniger hohen Poſten ihrem Vaterlande nicht minder genutzt haben. Die Macht des Talents wird leicht bemerkt, die Macht der Tugend wird oft überſehen — darum ſollen wir das Unrecht, welches ſich die Geſchichte zu Schulden kommen läßt, vergüten.

*) Unſer Reiſende in den amerikaniſchen Provinzen erwähnt ſeiner mit ziemlichem Spott, ſo wie dieſer ſpaniſche Schriftſteller deſſen Einſetzung ebenfalls für einen Mißgriff hält, den er mit dem bald erloſchenen Cincinnatus-Orden vergleicht, den Waſhington den Irrthum beging, in dem freyen nördlichen Amerika einführen zu wollen.

Altes Wiſſen, neues Leben.

(Beſchluß.)

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke der ſpätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die

Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblatts kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Goethe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß, und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharsis auswendig, wie das Einmal-Eins — eine Kenntniß, die Jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja es ist zu vermuthen, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind," und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem beliebten Literatur-Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes ist zu bedenken. Es gibt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborne Würde wieder einzusetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwey Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie seine Freunde, suchten und fanden in seinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu seiner Vertheidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboß schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urtheile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweyten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frey umhergeht und sich der Theilnahme der Menschen erfreut; doch das alte förmlich ausgesprochene Urtheil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch-bibliothekarische Menschen" bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaire's Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Conversations-Lexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurtheilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bey diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

D. B.

Weibliche Redner.

Mit Recht beklagen sich die Frauenzimmer über die Anmaßungen der Männer. Wir spöttelten ihrer Niedrigkeit, und doch berauben wir sie des Rechtes, bey öffentlichen Versammlungen zu reden, wo man, besonders in England, dem Lande der Langredsamkeit, Männer drey bis vier Stunden lang über Einen Gegenstand reden hört. Die Quäker allein sind so galant, die Damen in ihren Versammlungen reden zu lassen — wenn sie der Geist dazu antreibt. In London wollte ein Weib, obgleich keine Quäkerin, dieses Vorrecht benutzen: sie begab sich regelmäßig in die Versammlung der Quäker, und da sie sich auch eben so regelmäßig vom Geiste angeregt fühlte, so sprach sie. — Warum sollte sie es nicht? Aber die Freunde (so nennen die Quäker bekanntlich sich selbst) meinten anders. Man hat seit den Zeiten Fox, ihres Stifters, bey ihnen für nöthig gefunden, den Geist etwas in Schranken zu halten: keinem Nichtquäker ist zu sprechen erlaubt; und selbst die Mitglieder der Gemeinde dürfen nur dann reden, wenn die Aeltesten es ihnen erlauben; so daß der Geist sich bequemen muß, nur in die Begünstigten zu fahren, wenn er sich ja hören lassen will. Unser gutes Weib indessen verstand keinen Spaß über diesen Punkt: sie wollte reden! Umsonst machten ihr die Aeltesten-Vorstellungen, und baten sie, sich ruhig zu verhalten: sie beharrte auf ihrem Entschluß, zu reden, so oft sie der Geist antreiben würde. Endlich erhielt der Thürsteher Befehl, sie nicht

mehr in die Versammlung einzulassen. Und nun erschien sie als Klägerin vor dem Stadtgericht und beschwerte sich, daß ihr die Quäker gegen den Buchstaben des Gesetzes, welches befiehlt, jeden öffentlichen Gottesdienst bey offenen Thüren zu halten, den Zutritt zu dem ihrigen versagten. Zwey Personen, die sie nannte, wurden vorgeladen; und diese erklärten die Sache wie sie war. Der Beamte sagte nun der Frau, sie habe durchaus kein Recht, irgend einen Gottesdienst zu stören, und jede Gemeinde habe das Recht, Ruhestörer aus ihrer Mitte zu entfernen; ja wenn die Freunde sie verklagen wollten, so würde er sie zu einer Buße von vierzig Pfund verurtheilen. Sie aber erklärte wiederholt, daß weder Gefängniß noch Tod sie zum Schweigen bringen solle, wenn ihr Gewissen sie zum Reden treibe, und daß sie folglich ihre Besuche und Versuche fortsetzen würde. Die Freunde schienen nicht geneigt, sich des Gesetzes gegen sie zu bedienen, und so blieb die Sache für jezt unentschieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Italien.

(Beschluß.)

Einen abermaligen, wie es scheint nicht unwichtigen Versuch, die Divina Commedia in ihre wahre und ursprüngliche Lesart wieder herzustellen, wagt unter der Firma der Gebrüder Mattuzzi in der Pecilischey Buchdruckerey der als poetischer und prosaischer Schriftsteller und auch als Sprachlehrer nicht unrühmlich bekannte Hr. Quirico Viviani. Seiner Unternehmung hat er einen sich aus dem vierzehnten Jahrhundert herschreibenden, dem Herrn Commendatore Antonio Bartolini zugehörigen Codex der Dante'schen Gedichte zum Grunde gelegt. Dieser Codex ist, wie Herr Viviani in einer kürzlich erschienen neuen Nachricht von seiner neuen Ausgabe zu vernehmen gibt, sehr reich an vorzüglichen Lesarten, von denen einem großen Theile noch weder die Akademie della Crusca noch irgend einer der spätern Herausgeber und Erklärer des Dante, selbst Lombardi nicht ausgenommen, etwas gewußt hat. Für die Aechtheit desselben lassen sich zwey gewichtige Gründe angeben. Einmal ist er in dem Lande, wo Dante das ganze vorletzte und einen Theil seines letzten Lebensjahres verbracht hat und um diese Zeit geschrieben. Für's zweyte hat er eine geraume Zeit in dem Patriarchen-Pallaste von Cividal bei Friuli gelegen, wo der Dichter auf seinen Irrfahrten sich längere Zeit der Freundschaft und Gastfreyheit des Aquilejischen Patriarchen Pagano Torriano erfreute. Um es aber bey der Besorgung einer neuen und kritischen Ausgabe seines Dichters an nichts ermangeln zu lassen, unternahm Herr V. neben genauer Einsicht der erwähnten Bartolinischen Handschrift auch noch eine Reise von mehreren Monaten, während welcher er zwey und zwanzig Trivulzianische, zwey Archintianische und vier Ambrosianische Codices zu Mailand, vierre in dem Seminar zu Padua, ein und zwanzig in der Bibliothek von St. Marko zu Venedig, einen in der Stadt Trevigi und neben dem Bartolinischen noch vier andere zu Friuli einsah. Indessen hat Hr. Viviani die seltensten gedruckten Ausgaben Dantes, so wie sie dieselben in der literarischen Schatzkammer der Marchese G. Giac. Trivulzi vorfinden, einer genauern Durchsicht unterworfen und durch diese sich überzeugt, daß von den drey sich von 1472 herschreibenden Ausgaben von Foligno, Jesi und Mantua bis jezt ganz und gar keine Notiz sey genommen worden. Bey Aufnahme dieser oder jener Lesart ist er mit der größten Behutsamkeit zu Werke gegangen und hat häufig den Rath seiner gelehrten Freunde, namentlich des Ritters Monti in Anspruch genommen. Die Ausgabe erscheint in zwey Bänden. Das Titelkupfer zum ersten Bande stellt, von Udinesischen Künstlern gefertigt, die Grotte von Tolmino vor und den Dichter auf einem Stein sitzend und begriffen im Akte des Phantasirens und Reflektirens. In dieser, in den Norischen Alpen gelegenen, Höhle hatte der Dichter sich einst aufgehalten und sie heißt noch heut zu Tage Grotta di Dante. Nach einer Zueignung an eine erlauchte Dame aus der Familie Serego Alighieri folgt dann in Form eines an den Marchese Trivulzio gerichteten Briefes eine Abhandlung, als Einleitung zum Lesen des Textes, worin, unter Benutzung aller zu Gebote stehenden historischen Dokumente, die lezte Lebensperiode Dantes beleuchtet und genau bestimmt wird, zu welcher Zeit er sich im Friaul aufgehalten habe, ein Umstand, welcher von seinen ersten Biographen Giov. Boccaccio und Lionardo Aretino ganz und gar nicht war beachtet worden. Neben dieser Abhandlung liefert der erste Band blos die Hölle nebst fünf Gesängen desselben Gedichtes in lateinischer Sprache, die ebenfalls dem Dante zugeschrieben werden und einem kostbaren Manuskripte aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entnommen sind, welches vormals der Gelehrte Fontonini besessen und dann sammt seiner ganzen Bibliothek seiner Vaterstadt San Daniele bei Friuli legirt hat. Der zweyte Band wird neben dem Fegefeuer und dem Paradiese eine genaue Beschreibung und Enumeration aller bey dieser Ausgabe gebrauchten und kollationirten Handschriften und gedruckten Ausgaben der Divina Commedia, so wie auch die Angabe der öffentlichen und Privatbibliotheken, in denen dieselben aufbewahrt werden, enthalten. (Preis für das Ganze in drey verschiedenen Ausgaben 11, 13 und 26 Lire.)

Charade.

An zwey Schwestern in C.

Im Sommer.

Nicht schwierig ist das erste Paar,
Und doch ist's oft des Lebens Mühe.
Und, leider! oft der Wein sogar,
Manchmal das Kraut, oft eine Brühe.

Das dritte und vierte sieht man viel,
Im kleinsten Dorfe ist's zu finden;
Es ist des Durstes bestes Ziel,
Stets thätig, Labung auszuspenden.

Winkt mir ein heitrer Morgenhimmel,
Eil' ich zum Ganzen hin im Nu,
Und trink' im reizenden Gewimmel
Den Freundinnen Genesung zu.

M.

Nro. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. October 1823.

Bist du reich; so versage dir oft Erlaubtes, und theile
Armen, sie beten für dich, auch ein Mehreres mit;
Bist du arm, so belehre dich jener erhabene Gottmensch:
Er, der Allmächtige, ging arm und bedürftig einher.

Kutschbach.

Der Oberst auf halbem Sold in Paris.

Aus dem Französischen von Kératry.

Der Oberst B . . . . lebte, mit seiner noch jungen Frau und drey Kindern vom zartesten Alter, vom halben Solde in seinem Departement. Ohne ererbtes Vermögen, bestrebte er sich durch eigenen Fleiß die Mittel zu erwerben, welche, hinsichtlich seiner geringen Pension, zur Erziehung seiner kleinen Familie ihm mangelten. Seine Gattin theilte diese süße Last ihrer Vereinigung mit ihm.

Diese bedrängte Lage schien eine traurige Begebenheit noch vermehren zu wollen. Nach einer ehrenvollen Laufbahn als Arzt, reich an einer großen Zahl uneigennütziger und wohlthätiger Handlungen, starb in der nächsten Gemeinde des Obersten Bruder, und hinterließ ihm ein kleines Mädchen und einen Knaben, die niedlichsten Geschöpfe auf Gottes Erde, unter den glücklichsten Umständen geboren, und nun gänzlich verarmt. Unser braver Oberst weigert sich des Erbrechts nicht, er öffnet den hülflosen Waisen seine Arme mit der Liebe eines Vaters.

Bis jezt ist die Geschichte so einfach, als sie nur immer seyn kann. Die Kinder seines verewigten Bruders zu lieben, mit ihnen das Wenige zu theilen, was man frohen Muthes erwirbt, was ist natürlicher, als das? So etwas sieht man alle Tage; aber man muß auch gestehen, daß die reichsten Verwandten nicht immer die sind, welche sich am meisten bemühen, uns dieß schöne Schauspiel zu gewähren.

Kommen wir zum guten Oberst zurück. Die fünf Kinder wuchsen um ihn her auf, bekleidet mit einem groben Stoffe, reinlich gehalten, frisch und gesund, scherzend, liebkosend und lernend, denn wenn man seine Lehrer liebt, so sind die Fortschritte schnell. Der Unterricht der beyden Aeltesten, der Söhne beyder Brüder, nöthigte zu gleicher Zeit an ihre Sendung aufs Kollegium zu denken. Aber der Kassenzustand des Obersten vermochte dieses Vorhaben nicht auszuführen.

In solcher zweifelhaften Lage, von der jede Seite gleich wichtig war, berathschlagte man. Der Rath fand sich bald, und übereinstimmend wurde beschlossen, daß der Oberst, in Rücksicht seiner langen, ruhmvollen Dienste, um eine Zöglingsstelle im Lyceum der Hauptstadt anhalten solle. Etliche alte Freunde, die man kaum noch mit diesem Namen zu belegen wagt, und denen man mit Ehrerbietung schreibt, denn sie sind noch angestellt, und man ist es nicht mehr, werden sich dafür verwenden; mindestens hofft man es.

Aber für wen ist der erbetene Platz bestimmt? Diese Frage beschäftigt jezt den kleinen Kreis. Der liebenden Mutter bleibt es überlassen, sie zu entscheiden. „Mein Freund! sagt sie zu ihrem Gatten; laß uns nur erst deinen Neffen versorgen. Ich glaube fast noch größere Anlagen in ihm entdeckt zu haben, als in seinem Vetter. Mit demselben guten Herzen wird er folglich früher im Stande seyn, die Familie zu erhalten. Ueberdem ist dieß Kind die Hinterlassenschaft deines Bruders. Er hat keine

andere Stütze, als uns. Laß uns mit ihm beginnen, das wird uns Segen bringen."

Es war in dieser Rede eine große Richtigkeit der Beobachtung mit einer tiefen Herzensgüte verbunden. Wir wissen nicht, ob Frau v. B . . . . beobachtete, was ihre Worte zugleich an Edelmuth und Umsicht ausdrückten, um Theilnahme für eine Familie zu erwecken, deren Vorsteher so sich selbst vergessen. Das ist ein Geheimniß, welches wir nicht durchdringen werden. Das Herz eines guten Weibes, mit einigem Verstande verschwistert — und mangelt dieser den Frauen je? — umschließt mehr unschuldige List und liebenswürdige Gewandtheit, als nöthig ist, den geübtesten Beobachter zu verwirren. Wer vermag es, alle die geheimen Fäden zu sondern? Wer wagt es, diese Güte anzuerkennen, ohne die Umsicht zu vergessen? Diese nothwendige Eigenschaft, womit die Natur eben diejenigen Wesen reichlich begabte, denen sie die rohe Kraft versagt hat. Wer mag sich erlauben, hier nur Schlauheit und Schwäche entdecken zu wollen, wenn als Mädchen, Gattin und Mutter das Weib nur das Leben erhalten zu haben scheint, um auf dieser armen Erde das Daseyn der zartesten, oft der uneigennützigsten Liebe zu verherrlichen?

Die Antworten kommen aus Paris. Zitternd werden sie geöffnet, bebend, vor Freude, durchflogen. „Der Platz ist bewilligt und nöthigt zu keinerley Ausgaben." Ein ehemaliger Waffenbruder hat mit dem Kriegsminister gesprochen, des Obersten Verdienste sind anerkannt, sein Neffe, der hoffnungsvolle Alphons, hat die Gewißheit einer Stelle im Lyceum zu Paris. Wenn es das College des Heinrich des Vierten wäre, so würde er ein Mitschüler des jungen Herzogs von Orleans seyn! Seine Schwester, sein Vetter, seine Basen bezeugen ihm tausend Liebkosungen. Seine zweyte Mutter drückt ihn an ihre Brust; sie triumphirt über diesen glücklichen Erfolg, wie über ihr eigenes Werk. Der Oheim umarmt ihn mit sichtbarer Rührung. Man spricht von der nahen Abreise. Der Oberst wird seinen Neffen begleiten; er wird diese Gelegenheit benutzen, einen Rückstand seines Soldes in Anregung zu bringen, auf den man sich indeß wenig Rechnung macht. Schon ist man über diese Abwesenheit betrübt, aber sie kann nur von kurzer Dauer seyn. Man verbirgt gegenseitig seine Wehmuth, um den Abschied nicht zu verbittern. Im stillen Abendgebet wird dem Himmel gedankt, und, indem man sich noch einmal umarmt, geht man, den Schlummer zu suchen, der, wegen der Begebenheiten des Tages, diesmal länger auf sich warten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Rennthirsch war kein Einwohner der Pyrenäen.

(Cuvier, recherches sur les ossemens fossiles, Tome 4me. Paris, 1823. 4.

Die Meinung, es habe das Rennthier (Cervus Tarandus, Lin.) noch im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich, wenigstens am Fuße der pyrenäischen Gebirge, gelebt, ist ziemlich allgemein unter den Naturforschern verbreitet, und es ward dieselbe auch hinwieder zu Unterstützung anderer Meinungen über Temperaturveränderungen und über die Herkunft verschiedener fossiler Knochen gebraucht. Auffallend ist dabey der Umstand, daß sie durch Buffon zuerst in Umlauf gebracht ward, wie widersprechend dieselbe auch mit seiner Hypothese vom allmähligen Erkalten des Erdballs sich darstellen mußte. „Fünfzehnhundert Jahre nach Julius Cäsar (sagt er, XII, 83.) scheint Gaston Phoebus vom Rennhirsch als von einem Thiere zu sprechen, welches zu seiner Zeit in Frankreichs Wäldern lebte."

Dieser Gaston Phoebus ist Gaston der Dritte, Graf von Foix, und Vicomte von Bearn (geb. 1331; gest. 1390), ein genialischer und wilder Fürst, welcher, blond wie die Sonne, diese zum Sinnbilde wählte, den Namen Phoebus angenommen hatte, und beynebens ein leidenschaftlicher Verehrer des edeln Waidwerks gewesen ist, um das er sich durch sein Buch: Der Phoebus-Spiegel des Jagdzeitvertreibs (Miroir de Phébus des deduiz de la chasse des bestes sauvaiges et des oyseaux de proye) einen unsterblichen Namen verdient hat. In dem Buche finden sich der Rennhirsch und seine Jagd sehr deutlich beschrieben. Gaston hatte seine Besitzungen am Fuß der Pyrenäen; Buffon hielt dafür, er könne das Thier nur hier gesehen haben, und darauf gründete er seine Vermuthung.

Der Graf v. Mellin hat in seiner vortrefflichen Beschreibung des Rennhirsches (Schriften der naturforschenden Freunde in Berlin, VI, 7.) Buffons Meinung angenommen und dieselbe weiter verbreitet; und als Camper späterhin über die Angabe Zweifel erhob (Oeuvres, tr. franc. I, 309.), ward ihm von Schreber (Säugthiere V, 1042.) etwas unsanft vorgeworfen, er habe die Stelle bey Gaston nicht verstanden.

Vor Allem schien mir erforderlich, den Phoebus-Spiegel selbst nachzusehen, indem Buffon und seine Nachfolger ihre Citate nicht aus erster Quelle geschöpft hatten. In der gedruckten Ausgabe desselben von Philippe le Noir heißt es vom Rennthier:

> J'en ai veu en Morienne et prendre outre mer, mais en Romain pais en ay plus veu.

In der Ausgabe von Antoine Vérard hinwieder steht:

> J'en ay veu en Morienne et Pueudeve oultre mer, mais en Romain pays en ay je plus veu.

Hiermit war nun allerdings noch wenig aufgeklärt. Wo ſollte dieſe Morienne geſucht werden? Die ſavoyiſche Provinz konnte auf keinen Fall gemeint ſeyn, weil von jenſeits des Meeres die Rede war; in Mauritanien aber das Rennthier ſuchen zu wollen, wäre noch ſeltſamer geweſen als in Frankreich. Und was ſollte Puendeve bedeuten?

Wenn indeß die Stelle noch nicht offenbarte, wo Gaſton Rennthiere geſehen hatte, ſo ging doch daraus ſchon deutlich hervor, daß er ſie weder im eigenen Lande, noch am Fuß der Pyrenäen geſehen hatte. Um weiter zu kommen, mußte Gaſton's Leben, und welche Länder er beſucht hatte, erforſcht werden. Der gleichzeitige, mit dem Grafen perſönlich vertraute, Chronikſchreiber Froiſſart gab hierüber bald unzweydeutige und auch erwünſchte Auskunft, indem er von Gaſton's Rückkehr aus Preußen, im Jahr 1358, ſpricht. Es war damals Sitte der Ritterſchaft chriſtlicher Länder, wenn ſie Beweiſe von Muth und Tapferkeit geben wollte, den Deutſch-Ordens-Rittern in Preußen, die mit den lithauiſchen Bauern Kriege führten, zu Hülfe zu ziehen. Dieſer Sitte gemäß war auch der ritterliche Gaſton in Preußen und Lithauen geweſen, wo er die Rennthiere konnte geſehen, oder davon wenigſtens erzählen gehört haben. Von jeher ein gewaltiger Jäger, der, nach dem Zeugniß ſeines Tiſchgenoſſen, Froiſſart, bey ſechszehnhundert Hunde hielt, und auch an den Folgen unmäßiger Anſtrengung auf einer Bärenjagd gählings geſtorben iſt, mußte wohl ſehr natürlich gefunden werden, daß Gaſton überall, wo er hinkam, ſich nach den eigenthümlichen Arten des Gewildes erkundigt habe; und weil zu Cäſars Zeiten im hercyniſchen Walde Rennthiere lebten, ſo wäre nicht unmöglich geweſen, daß noch zu König Johanns Zeiten in den Wäldern von Lithauen deren angetroffen wurden.

Doch ſchien dieß auch wieder zweifelhaft, zumal Albert der Große, mehr als hundert Jahre vor Gaſton, dem Rennthiere in partibus aquilonis versus polum arcticum et etiam in partibus Norwegiæ et Sueviæ (Alberti opera, edit. Lugd., t. VI, p. 605.) ſeine Wohnſitze anweiſt. Vollends dann aber blieb hierbey ganz unaufgeklärt, was jene Morienne und jene Puendeve dann eigentlich für Landſchaften wären, in denen Gaſton Rennthiere geſehen zu haben verſichert. Ich fiel nun auf den Gedanken, auch die Handſchriften vom Phoebus-Spiegel zu Rathe zu ziehen.

Die königliche Bibliothek in Paris beſitzt eine ausnehmend ſchöne, auf Pergament, in klein Folio; die Schrift iſt aus dem vierzehnten Jahrhundert und mit guten Federzeichnungen geſchmückt. Der Aufſchrift zu Folge iſt es dasjenige Exemplar, welches Gaſton an Meſſire Philippe de France, duc de Bourgoigne, das will ſagen, an Philipp den Kühnen, erſten Herzog von Burgund vom zweyten Hauſe, und vierten Sohn König Johann's (geb. 1341; geſt. 1404), zum Geſchenk übermacht hatte. Beym erſten Aufſchlagen des Buches fand ich eine ſehr kennbare Abbildung des Rennhirſches, die dem Abſchnitte vom Rennthiere voranſteht. Ueberraſchend und erfreulich war mir dann aber vollends die, in den gedruckten Ausgaben ſo ganz unverſtändliche, Stelle, auf dem achten Blatte der Handſchrift vollkommen deutlich geſchrieben, alſo zu leſen: J'en ay veu en Norvegue et Xuedone et en ha oultre mer, mes en Romain pays en ay je peu vus.

Dieſe erklärt nun unſtreitig Alles. Gaſton der dritte, Graf von Foix, zugenannt Phoebus, hatte in den Jahren 1357 und 1358 eine Reiſe nach Preußen unternommen; von da machte er die Ueberfahrt des baltiſchen Meeres und beſuchte Skandinavien. Die Rennhirſche oder Rennthiere, welche er geſehen und gejagt hat, wurden von ihm in Ländern geſehen und gejagt, wo ſie ſich zu Albert des Großen Zeit fanden, und wo ſie ſich jetzt noch finden, in Norwegen nämlich und in Schweden. In den pyrenäiſchen Gebirgen haben dieſe Thiere nie gelebt, und in hiſtoriſcher Zeit iſt der hercyniſche Wald ihr nächſter Aufenthalt bey uns geweſen; dieſer aber, wie Cäſar (de bello gall. l. 6.) ihn beſchreibt, dehnte ſich nördlich und öſtlich ſo weit aus, daß kein Germane ſeine Gränzen auf dieſer Seite gekannt hat, obgleich man über ſechszig Tagereiſen darin vorgedrungen war; ſomit konnten alſo auch ſeine Rennthiere recht wohl gegen das nördliche Rußland hin begränzt ſeyn.

Man ſieht an dieſem Beyſpiele, welche Hypotheſen und irrigen Schlüſſe aus zwey einzigen durch Abſchreiber verdorbenen und entſtellten Worten einer Urſchrift und aus der Nachläſſigkeit der Schriftſteller, die Quellen nachzuſehen, hervorgehen mögen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 4. September.

Wenn in Frankreich von Oben herab ein entſchiedener Ton angeſtimmt wird, ſo kann man darauf rechnen, daß alle Untergeordneten, einer nach dem andern in eben dieſem Tone ſingen, und es ſich einander in dem Nachſingen zuvorthun werden. So etwas hatte man das Vergnügen, bey der Preisvertheilung an der hieſigen Univerſität im vorigen Monate zu hören. Der Herr Großmeiſter, der ſeiner ihm ſo unerwartet zugefallenen Würden ungeachtet doch von den beſchränkten Anſichten, die er als Abbé hatte, nicht im mindeſten abgewichen iſt, ſcheint nichts Vortrefflicheres zu kennen, als die Erziehungs- oder vielmehr die Unterrichtsmethode, die vor Zeiten in Frankreich üblich war, und ſein Ideal iſt die Rückkehr zu dieſer veralteten Weiſe; was auf fremden Univerſitäten, beſonders auf deutſchen getrieben wird, mag er wohl nicht einmahl ahnen. Eben ſo wenig wird er jemals daran gedacht haben, daß

in einem konſtitutionellen Staate, die Jugend auch an konſtitutionelle Ideen müſſe gewöhnt werden. Da nun die Profeſſoren und Lehrer wiſſen, daß ihr Schickſal oder eigentlich ihre Stelle in ſeinen Händen ruht, und wenn ſie nicht wollen aus dem Sattel gehoben werden, Ultrageſinnungen äußern müſſen, ſo ſind ſie auch mit dergleichen keineswegs ſparſam. Das Schlimmſte iſt, daß ihr ganzes Lehrſyſtem nach ſolchen Ideen muß umgemodelt werden. Man ſollte hören, wie jetzt in den Pariſer Schulen die Geſchichte gelehrt wird. Iſt von alten Republiken die Rede, ſo kömmt keiner von ihnen ohne einige Betrachtungen über das Erbärmliche der republikaniſchen Verfaſſungen und über das Paradieſiſche der uneingeſchränkten Gewalt weg; fällt die Rede auf die neuere Geſchichte, z. B. auf die Reformation, ſo wird mit voller Lunge auf den verwegenen Luther losgezogen, der die Kühnheit gehabt habe, die lange Ruhe und Einigkeit der allein ſeligmachenden Kirche ſo unanſtändig zu ſtören. Einige Profeſſoren, die vermuthlich nicht feſt im Sattel ſitzen, ſprechen auch wohl zu Gunſten der Inquiſition, was ſie dann natürlich wieder in Gunſt bringen muß. Ein Profeſſor der Geſchichte am St. Louiskollegium wurde im vorigen Jahre in den Ruheſtand verſetzt, das heißt abgeſetzt, weil einer der Abbés-Examinateurs bemerkt hatte, daß ſeine Schüler den König Cyrus wohl aus der profanen Geſchichte, nicht aber aus der Bibel kannten, woraus der Hr. Abbé ſchloß, daß der Profeſſor die Geſchichte auf allzu liberale Weiſe vortrüge. Bey den dießmaligen Preisvertheilungen in den fünf Königl. Kollegien war es eine Luſt zu hören, wie alle Profeſſoren, welche Reden zu halten hatten, daſſelbe Lied anſtimmten, über die vortreffliche Richtung, die jetzt der, ſeit dreyßig Jahren verwahrloſten und vernachläſſigten Jugend gegeben worden, wobey dann der Krieg in Spanien, der Herzog von Angoulême, die Kortes und der König Ferdinand auf eine ſeltſame Art herumgezogen wurden. Man bemerke doch die Inkonſequenz dieſer Leute und derjenigen, denen ſie nachreden. Bey einigen Vorfällen der letztern Jahre iſt die Jugend laut geworden, aber nicht in dem Sinne der Ultras, daher wurde auch außerordentlich viel deklamirt über die Gefahr, der frühen Jugend ſchon politiſche Empfindungen und Meinungen einzuimpfen. Nun thun ſie eben das, was ſie tadelten. Allein damals waren ſie noch nicht Herren und Meiſter über den Unterricht: was vorfiel, ſtritt ihren Plänen zuwider: jetzt haben ſie den Unterricht in Händen; alſo laſſen ſie ihre vorigen Grundſätze fahren. Das Merkwürdigſte iſt, daß die Rede des Großmeiſters noch die gemäßigſte von allen war, weßhalb er auch einigermaßen bey den liberalen Journaliſten wieder in Gnaden gekommen iſt und von ihnen einiges Lob eingeerntet hat. Da nun aber die Ultras den Liberalen immer entgegen ſtehen müſſen, ſo hat das übertriebenſte Ultrablatt, der Drapeau blanc dem Großmeiſter tüchtige Verweiſe gegeben. Den Grund dazu muß man jedoch tiefer ſuchen als in der Luſt, den Liberalen zu widerſprechen. Der Graf Lomaistre, der nur zwey Wege kannte, die Menſchen in Zaum und Zwang zu halten, nämlich die Theokratie und das Henkerbeil, hat einen kleinen Anhang in Frankreich bekommen; dieſer Anhang predigt mit andern Worten dieſelbe Lehre; ihm iſt Alles, was bisher geſchehen, nur Spielerey; das beſte ſoll noch kommen, um das jetzige Geſchlecht umzumodeln. Da es aber langſam damit zugeht, ſo reißt der kleinen Sekte die Geduld aus, und da fällt ſie dann mit der Thüre ins Haus hinein und ſchont auch ſelbſt ihre beſten Freunde nicht. Dieß iſt denn auch der Fall mit der Univerſität geweſen. Obſchon ſie rüſtig an der Wiedergeburt des alten Schlendrians arbeitet, ſo iſt dieſe Arbeit doch viel zu ſchleichend für die kleine Lemaiſtre'ſche Sekte, welche mit einemmale alles ſeit der Revolution Entſtandene vernichten möchte, um das Gebäude nach dem allerälteſten Plane wieder aufzurichten. Der bekannte Abbé de la Mennais gehört zu dieſem Häuflein der unerſchrockenſten Umſchmelzer des Zeitgeiſtes; dieſem geiſtlichen Herrn iſt die Zeit ſo gewaltig lang geworden, daß er kurz und gut die Univerſität als ein Neſt von Raubgeſindel im Drapeau blanc ausgeſcholten und als ein neuer Calchas die furchtbarſten Dinge geweiſſagt hat auf den Fall, wenn nicht das geſammte Erziehungsweſen umgegoſſen würde. Es kamen ſo fürchterliche Dinge in ſeinem Aufſatze vor, daß von allen Seiten ein Ketzergeſchrey wider ihn entſtand und man ihn ſogar vor Gericht forderte. Der Abbé ließ ſich aber nicht außer Faſſung bringen und freute ſich faſt darauf, vor Gericht ſeine Ausſagen beweiſen zu können; ich bin überzeugt, daß er die Dörigkeit recht verlegen gemacht hat. Dieſe half ſich damit durch, daß ſie den Herausgeber des Drapeau blanc zu einer geringen Strafe verurtheilte, den Abbé aber bey Seite ließ, obſchon dieſer mit aller Gewalt ſelbſt verantwortlich ſeyn und ſeine Beſchuldigungen mit Belegen rechtfertigen wollte. Es war ſehr ſonderbar, zu leſen und zu hören, wie die miniſteriellen Blätter und ſelbſt der Königliche Anwald ſo höflich gegen den Herrn Abbé waren, ſein Schriftſtellertalent lobten, ſeinen Eifer für die Religion hoch erhoben, und ihn faſt um Verzeihung baten, daß ſie genöthigt ſeyen, ihn zu verdammen. Den Freyſinnigen hat dieſer in ſeiner Art einzige Auftritt viele Unterhaltung gewährt und es hat nicht an witzigen Bemerkungen darüber gefehlt. Unter andern haben ſie des Abbé Herausplatzen mit der Unvorſichtigkeit eines Soldaten verglichen, der bey einer Heerſchau zu verfrüht losſchießt, ehe Alles fertig iſt und ehe das Lauffeuer kommandirt wird. Bey der öffentlichen Sitzung der Académie française am Ludwigsfeſte fand man den Univerſitätsgroßmeiſter Frayſſinous als Präſidenten oder Direktor wieder; er ſprach aber auch dießmal nur wenig. Dieſe Sitzung war wegen der Preisaufgabe merkwürdig, worüber die Akademie zu entſcheiden hatte. Es betraf nämlich die Abſchaffung des Sklavenhandels, ein im vorigen Jahre aufgegebener Vorwurf des Preiſes der Dichtung. Malizióſe Leute meinten, man habe wohl gethan, dieſen Vorwurf einſtweilen der Poeſie und nicht der Proſa aufzugeben, da die Abſchaffung des Sklavenhandels bisher noch immer zum Gebiete der Dichtung gehöre. Es ſoll im Innern der Akademie unter den Freyſinnigen und Obſkuranten zu einem Streite über dieſen Gegenſtand gekommen ſeyn. Man weiß es ſchon aus den Morellet'ſchen Memoiren, daß, ſo oft die Académie française einen, die Humanität betreffenden, Gegenſtand zur Preisaufgabe macht, ſogleich einige furchtſame Stimmen laut werden mit der Aeußerung, man möge doch alles vermeiden, was zu lebhaften Debatten und zum Deklamatoriſchen Anlaß geben könne. So ſcheint es auch dießmal gegangen zu ſeyn. Was ſtand nicht alles in den Augen der Furchtſamen zu erwarten, wenn die Akademie den Dichtern einen feyerlichen Anlaß gäbe, wider die Sklaverey loszuziehen? und zwar in einem Augenblick, wo Sklaverey jeder Art ſo heftig überall angegriffen wird! hieße das nicht den demagogiſchen Geſinnungen die Thüre öffnen? So ungefähr mögen die furchtſamen Akademiker geſprochen haben, denn etwas Vernünftigeres konnten ſie doch nicht vorbringen; ihre Einwendungen waren jedoch überſtimmt worden, und der Preis war wirklich einem jungen Dichter Namens Chauvet zuerkannt worden, welcher die Sklaverey in dem gehäſſigſten Lichte darſtellte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 84.

Nro. 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. October 1823.

An Fleiß kann dich die Biene meistern.
In der Geschicklichkeit, ein Wurm dein Lehrer seyn.
Schillers Künstler.

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen *).

Unter den gröſseren Thieren hat jeder Beobachter der Natur mit Bewunderung die Liebe für ihre Nachkommen bemerkt, welche der gütige Schöpfer, mit gleicher Rückſicht auf das Wohl der Eltern wie der Kinder, in die Einrichtung ſeiner Geſchöpfe gewoben hat. Wer, der einiges Gefühl hat, fühlte ſein Herz nicht mit Dank gegen den Geber alles Guten erfüllt, wenn er unter den Hausthieren die Wirkungen der göttlichen Güte bemerkte? Wer, der nicht ein Stock oder ein Stein iſt, hat ohne Rührung die Anekdote in den naturhiſtoriſchen Büchern von der armen Hündin geleſen, welche mit dem durch eine grauſame Diſſektion verurſachten Tode ringend, ihr ſo eben geworfenes Junges mit mütterlicher Zärtlichkeit leckte; oder die rührende Erzählung von der Bärin in Phipp's Voyage to the Northpole, welche ſelbſt grauſam verwundet von demſelben Schuß, der ihr Junges tödtete, ihre lezten Augenblicke weinend verwendete, und unter Vorlegung der geſammelten Nahrung, und endlich unter Lecken der Wunden ihrer Jungen ſtarb?

Dieſe Gefühle ſind Ihnen nicht fremd geblieben, aber ſchwerlich werden Sie bey Ihren jezt neuen Beobachtungen ſchon Gelegenheit dazu gefunden haben. Sie haben wohl nicht vermuthet, daß man unter den Inſekten ähnliche Beyſpiele findet, als bey welchen für den erſten Anblick es einigermaßen unverſtändig ſcheint, ihnen ſo etwas wie elterliche Zuneigung beyzulegen. Ein Thier, vielleicht nicht ſo groß als ein Weizenkorn, fühle Liebe für ſeine Nachkommenſchaft, wie verkehrt! möchte man ausrufen. Und doch möchte die Ausrufung viel verkehrter ſeyn. Nichts iſt gewiſſer, als daß Kerſe eben ſo viel Zuneigung zu ihren Jungen fühlen, als das gröſste Säugthier. Sie unterziehen ſich harten Entbehrungen, um ſie zu ernähren; ſetzen ſich den gröſsten Gefahren aus, ſie zu vertheidigen; und ſelbſt im Augenblick des Todes zeigen ſie die gröſste Aengſtlichkeit für ihre Erhaltung.

Das kann man übrigens nicht von allen Kerfen ſagen. Eine groſse Menge iſt zum Sterben verdammt, ehe ihre Jungen auf die Welt kommen; aber bey dieſen iſt die Leidenſchaft nicht erloſchen, ſondern nur abgeändert, und hat eine andere Richtung erhalten. Und wenn Sie die Sorge ſehen, mit der ſie die Sicherheit und den Unterhalt ihrer künftigen Jungen zu begründen ſuchen; ſo werden Sie ihnen wohl kaum Liebe für eine Nachkommenſchaft abſprechen können, die zu ſehen ſie nie beſtimmt ſind. Wie liebevolle Eltern in ähnlichen Umſtänden, wenden ſie ihre lezten Kräfte an, um für die Kinder zu ſorgen, die zurückbleiben.

1. Beobachten Sie die Bewegungen des gemeinen weiſsen Buttervogels, der von Kraut zu Kraut fliegt. Sie merken, daß es nicht Futter iſt, dem er nachjagt; denn

*) Aus der ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienenen (in Briefe eingekleideten) „Einleitung in die Entomologie, oder Elemente der Naturgeſchichte der Inſekten. Von Wilhelm Kirby, Rektor von Barham, und Wilhelm Spence. Mit Abbildung. Erſter Band.

Blumen haben keinen Reiz für ihn, sein Zweck ist die Entdeckung einer Pflanze, die als von der Vorsicht für seine Jungen bestimmte Unterhaltung dienen kann, um seine Eyer darauf abzusetzen. Seine eigene Nahrung war Honig aus den Honigbehältern der Blumen; diese daher oder ihre Nachbarschaft wird er, so können wir erwarten, zu ihrem Aufenthalte wählen. Aber nein! als wenn er wüßte, daß den Jungen dieses Futter ein Gift sey, sucht er irgend eine Kohlpflanze aus. Aber wie kann er diese von den andern dabey stehenden Pflanzen unterscheiden? Er ist das von Gott gelehrt. Geleitet von einem Instinkt, der viel weniger dem Irrthum ausgesezt ist, als das geübte Auge des Botanikers, erkennt er die verlangte Pflanze in dem Augenblick, wo er sich ihr nähert, und sezt darauf seine ihm kostbare Brut ab; und zwar nicht ohne vorhergegangene Untersuchung, ob nicht schon Eyer von einem andern Buttervogel darauf liegen. Nach Erfüllung dieser Pflicht, von der kein Hinderniß, keine noch so drohende Gefahr ihn abhalten kann, stirbt die sorgsame Mutter.

Dieses mag als ein Beyspiel von der Sorge der Insekten für ihr künftiges Geschlecht dienen. Aber fast jede Gattung liefert ähnliche Beyspiele der Hauptsache nach, und nach den besondern Umständen noch außerordentlichere. In jedem Fall (ausgenommen in einigen merkwürdigen Beyspielen von Mißgriffen des Instinkts, wie man es nennen mag, worauf wir in der Folge kommen werden) unterscheiden die Eltern ohne Irrthum das ihrer Nachkommenschaft gedeihliche Futter, wie verschieden es auch von dem ihrigen seyn mag; oder legen wenigstens unveränderlich ihre Eyer, oft vor äußerer Beschädigung durch mannfaltige, bewunderungswürdige Erfindungen geschüzt, genau auf den Fleck, von wo die Larven nach dem Ausschliefen zum Futter kommen können.

Die Wasser-Jungfer (Dragon-fly) ist eine Bewohnerin der Luft, und kann im Wasser nicht leben; doch läßt sie sorgsam ihre Eyer in dieses Element, welches allein ihren Jungen taugt, fallen. Die Larven der Breme (Gad-fly, Oestrus equi), deren Geschichte ich Ihnen früher angegeben habe, sind bestimmt, in dem Magen der Pferde zu leben. Wie soll die Mutter, eine zweyflügelige Fliege, sie dahin bringen? auf eine wahrlich außerordentliche Art. Um das Thier fliegend, hält sie ihren Leib senkrecht einen Augenblick still, und klebt ein einzelnes Ey auf ein Haar, und wiederholt dieses, bis sie auf gleiche Weise viele hundert Eyer angehängt hat. Aus diesen schliefen nach wenigen Tagen durch die wenige Feuchtigkeit, unterstüzt von der Wärme, kleine Maden aus. Wenn nun das Pferd zufällig einen Theil des Leibes, wo sie hängen, leckt, so löset die Feuchtigkeit der Zunge eine oder mehrere Maden ab, diese kleben, wegen des Speichels, an ihr, gerathen so in das Maul und von da in den Magen. Aber hier stößt Ihnen eine Frage auf. Am Leibe des Pferdes ist nur ein kleiner Theil, den es mit der Zunge erreichen kann, wohin kommen nun, fragen Sie, die anderswo abgesezten Eyer? Ich will Ihnen erzählen, wie die Breme diesem Dilemma ausweicht, und will Sie dann fragen, ob jene nicht Vorsicht, Tiefe des Instinkts verräth, welche den gepriesenen Menschenverstand fast in Schatten stellen? Sie legt ihre Eyer nur an die Theile des Felles, welche das Pferd mit der Zunge erreichen kann, ja sie beschränkt sie fast ausschließlich auf die Knie oder die Schultern, von denen sie sicher ist, daß sie geleckt werden. Was kann die verfeinertste Vernunft, die genaueste Anpassung der Mittel zu einem gewissen Zweck mehr thun! (Clarke in Linn. Trans. III. 304.)

(Die Fortsezung folgt.)

Der Oberst auf halbem Sold in Paris.

(Fortsezung.)

Unsere beyden Reisenden befinden sich in den Straßen von Paris, und die Thür des Lyceums wird ihnen geöffnet. Aber, wer würde es vermuthen? hier ist es, wo ihre Freude, oder vielmehr die des vortreflichen Oheims, Schiffbruch leiden soll. Während dem in den Belustigungs-Sälen Alphons ein Zeuge der Spiele ist, in welche er noch nicht sich zu mischen wagt, während er den Beobachtungen der Charaktere sich überläßt, mit denen der seinige gleichgestimmt zu seyn scheint, d. h. indem er als vollgültig annimmt, was ein, der Verstellung fremdes Alter unter seinen Augen wahrnehmen läßt, — bleibt der Oberst im Zimmer des Vorstehers, der mit ihm über die Ausstattung des jungen Zöglings, als über eine ohne Zweifel geschehene und bestimmte Sache, spricht, indem er voraussezte, das Gepäck sey schon in die Kleiderkammer abgeliefert worden.

Das war es jedoch, womit sich der würdige Mann am wenigsten beschäftigt hatte, oder, um besser zu reden, woran er gar nicht gedacht. Sowol er, als seine Frau, hatten geglaubt: daß ein freyer Unterhalt zugleich mit einer freyen Stelle verbunden seyn müsse. Nicht etwa, daß ihr Pflegesohn nicht mit mehrern Paar Strümpfen und Hemden und Nachtwestchen wohl und hinlänglich versehen worden wäre, so daß er während eines Jahres hinreichend auskommen konnte. Aber der Rest seines Gepäckes war ziemlich gering. Ein neuer Bias, trug er fastseine ganze Habe an sich. Ein neues, vollkommenes Kleid, welches am Abend vor seiner Abreise fertig geworden war, machte seinen ganzen Reichthum aus; denn seine übrigen Kleider, unwürdig in einem Lyceum zu erscheinen, waren redlich auf seinen Vetter übergegangen.

Es wird nöthig, zu erklären, was als ein wenig außerordentlich in der Vergessenheit der Familie B . . . .

erſcheinen mag; denn es iſt nicht glaubhaft, daß ihr die erſten und vorzüglichſten Bedingungen bey der Aufnahme jedes Kindes in einer Erziehungs-Anſtalt ſo durchaus unbekannt geblieben wären. Der würdige Korreſpondent des Oberſten hatte, ehe er nach Antwerpen, dem Geburtsorte ſeiner Frau, abreiſete, ſeinem Freunde zu verſtehen gegeben, daß der König manchmal dieſe Ausſtattung übernehme, und der kleine Alphons einer ſolchen Gunſt genießen werde. Er habe deßhalb einem Banquier den Auftrag hinterlaſſen, die dazu benöthigte Summe, jedoch nur im Geheim, auszuzahlen. Aber dieſer zarte Edelmuth eines geweſenen Kriegsgefährten hatte nur den betrübenden Erfolg gehabt, den Oberſt in eine vollkommene Ungewißheit zu ſtürzen, veranlaßt durch die Veruntreuung des damit beauftragten Banquiers, der ſeit vierzehn Tagen banqueront gemacht hatte.

Die einfache Frage nach der bedungenen Ausſtattung, ohne welche er genöthigt war, dem Knaben wieder mit ſich zu nehmen, ſchallte hart in den Ohren des Herrn v. B.... wider, ſie brachte eine Wirkung hervor, welche weder das Feuer noch das Eiſen des Feindes in ihm hatte erwecken können. Er erblaßte, ein kalter Schweiß benäßte die edle Stirn, welche der brave Krieger einige Augenblicke mit der flachen Hand bedeckte; bald darauf ruſte ein anderes Gefühl die Röthe darauf zurück. Armer Oberſt! Er ſchämte ſich, nicht reich zu ſeyn, da ſeine Armuth doch ſo ehrenvoll war! Indeſſen erhob er die Augen zu denen des Vorſtehers, ſtotterte zwey oder drey Phraſen ohne Zuſammenhang, und endete zitternd mit der Frage: „Welches der Preis der Ausſtattung ſey?“ — Die Antwort läßt ſich nicht lange erwarten. — „Fünf-und-zwanzig Louisd'or! wiederholt der rechtſchaffene Soldat; und ich habe gegenwärtig nicht fünf in meinem Vermögen! Der Freund, auf deſſen Empfehlung ich dieſe traurige Stelle erhalten habe, iſt abweſend, und ich kenne ſonſt Niemand im ganzen großen Paris. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Aufſchub, mein Herr! Ich habe die Abſicht, einen Schritt zu thun, der mich aus dieſer Verlegenheit erretten ſoll, und ich würde Ihnen ſehr dankbar ſeyn, wenn Sie meine Lage berückſichtigen wollten.“

Der Vorſteher willigte in dieſen Wunſch. Und wenn er es nicht gethan, wenn er den jungen Menſchen nicht hätte behalten wollen, der ihm zugeführt wurde, ſo wäre er nicht geeignet geweſen, einem Hauſe vorzuſtehen, wo die Jugend durch gute Lehren und edle Beyſpiele erzogen wird — alſo, kein Lob für den Vorſteher.

Der Plan des Oberſten iſt in folgendem Briefe enthalten:

An den Herrn Finanzminiſter.

Gnädiger Herr!

Ich habe acht-und-zwanzig Jahre lang meinem Vaterlande tadellos gedient. Ich habe meinen Grad und meinen halben Sold als Oberſt erworben und verdient; meine Wunden zeugen davon. Ich bin arm, und erröthe darüber nicht; aber es betrübt mich tief, denn ich habe fünf Kinder. Ich ſage fünf, weil der Tod meines Bruders, eines Arztes, mir ſeine beyden Kinder übergeben hat, die ich wie meine eigenen liebe. Für eines der leztern habe ich vom Könige eine Stelle im Lyceum erhalten, und ſtehe auf dem Punkte, dieſe Gnade nicht benuzen zu können, weil mir fünf-und-zwanzig Louisd'or fehlen, welche zur Ausſtattung erforderlich ſind. In zwey Monaten iſt die Zahlungsfriſt meines Gehalts. Wollten Sie die Güte haben, zu verordnen, daß im Voraus dieſe Summe mir ausgezahlt werde, welche ich ſo dringend bedarf?

Ich habe die Ehre mit Achtung zu ſeyn

der Oberſt B.....

Paris, am 2. Juli 1821.

Im blauen Zifferblatt, St. Jakobsſtraße Nr. 127.

Der Brief wurde durch den Schreiber ſelbſt dem Thürſteher am Hauſe des Miniſters, rue neuve des petits-champs, übergeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige Feldpredigt*).

(Aus den Zeiten der Verfolgung der Presbyterianer unter Wilhelm III.)

Einige Tage vor dem Abendmale zu Oſt-Nisket hielt Herr Blackader eine große Gebetverſammlung auf Lelies-leaf-Moor in Forreſtſhire. Man wußte, daß der Scheriff mit einigen Leibgardiſten am Morgen das Moor durchſucht hatte; worauf die Verſammlung ſich in die nächſte Grafſchaft zog, wo ſie ſich ſicher gegen ihn glaubte. Man ſtellte Wachen aus und die Morgenpredigt ging ruhig vorüber. Mitten in der Mittagspredigt hieß es auf einmal, der Scheriff komme mit ſeinen Reutern herbeygeſprengt, worauf Herr B. inne hielt, und dem Volk mit ein Paar Worten Muth zuſprach. Das Volk ſtand unbeweglich da. Man brachte dem Geiſtlichen zwey Pferde, damit er ſich retten möge, aber er wollte das Volk nicht im Stiche laſſen. Die Miliz kam in wüthendem Galop herbeygeſprengt und ſtellte ſich dem Volke gegenüber auf; da ſie aber die Feſtigkeit deſſelben ſah, ſo ſchien ſich ihr Muth ein wenig abzukühlen und ſchwieg eine Zeitlang ſtille. In dieſem Augenblick warf ein ehrlicher Landmann dem Geiſtlichen einen Mantel um und ſezte ihm eine breite Mütze auf, und in dieſer Verkleidung blieb er unerkannt. Der Scheriff rief: „Ich befehle in des Königs Namen euch zu entfernen!“ Das Volk antwortete von mehreren Stellen

*) Aus The Rev. John Blackader's memoirs. Edinburg. 1823.

entschlossen: „Wir haben uns alle hier im Namen des himmlischen Königs versammelt, um das Evangelium zu hören, und wollen keinem Menschen etwas zu Leide thun.“ Dieß verwirrte den Scheriff. Es war der Laird von Heriot, und seine eigene Schwester war bey der Versammlung zugegen. Diese trat leidenschaftlich hervor, faßte sein Pferd beym Zügel und rief, indem sie die Hände zusammenschlug: „Pfui, pfui, Mann; pfui über dich; die Rache des Himmels wird dich dafür treffen, daß du ein so gutes Werk störest!“ worauf er wie erstarrt da saß. Einige der Soldaten kamen lachend unter das Volk geritten und sagten: „Meine Herrn und Freunde, wir hoffen, ihr werdet uns nichts leids thun.“ Dieß war aber nur ein Vorwand, denn sie waren gekommen, um sich nach dem Prediger umzusehen, und als sie sich dem Zelte näherten, wies man sie sogleich zu ihren Gefährten zurück als ihrer würdigere Gesellen. Durch das Zureden des Laird von Ebester und Turnbull von Standhill, die sich unter der Versammlung befanden, und die der Scheriff um ihre Vermittelung gebeten hatte, trennte sich das Volk endlich; und der unerkannt gebliebene Geistliche kam während der Nacht wieder glücklich in seinem Schlupfwinkel zu Edinburg an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Sept.

(Beschluß.)

Raynouard, Secrétair perpetuel der Akademie, stattete einen langen Bericht über den Konkurs der Preisaufgabe wegen Abschaffung des Sklavenhandels ab, worin sich dann die in Gunst stehenden Grundsätze wieder abspiegelten; denn die akademischen Sekretäre machen es in etwas wie die Professoren, mit dem Unterschiede, daß, da sie unabhängiger sind, und nicht abgesetzt werden können, sie auch in ihren Aeußerungen nicht so weit gehen, wofern nicht etwa persönliche Neigung oder starker Ehrgeiz sie antreibt. Raynouard wagte es jedoch, zu zeigen, wie gehässig es sey, seinen Mitmenschen zum Sklaven zu machen, und führte dann eine lange Reihe von Päpsten und Heiligen an, um zu zeigen, wie er sagte, daß die Religion den Sklavenhandel verdamme. Allerdings haben einige Geistliche sich wider die Sklaverey ausgesprochen; allein weder die römische noch die französische Klerisey hat den geringsten Antheil an den endlich wider den Sklavenhandel verhängten Beschlüssen der Mächte; der einzige französische Geistliche, dem diese Ehre gebührt, Gregoire, wurde von Raynouard mit Stillschweigen übergangen; überhaupt wurden Diejenigen, denen die Humanität die Beschlüsse wider die Seelenverkäufer zu verdanken hat, in dem Berichte nur obenhin angedeutet; weder Staatsmänner noch Fürsten, noch Kirchen, sondern einzelne aufgeklärte, von bloßer Menschenliebe angetriebene Privatmänner sind es, die das Ende oder wenigstens die Verminderung der schändlichen Seelenverkäuferey bewirkt haben. Ein Wilberforce hat mehr gethan als die mächtigsten Kabinette; erst als die öffentliche Gesinnung in England sich so laut und heftig wider den Seelenverkauf ausgesprochen, hielten es die Minister für gut, nachzugeben, und machten endlich die entscheidenden Schritte, wodurch der Sklavenhandel als ein Verbrechen gebrandmarkt werden, was schon seit Jahrhunderten hätte geschehen sollen. Aber noch dürfen sie sich wahrlich nicht sehr rühmen, wenn sie bedenken wollen, welche unsägliche Mühe es gekostet hat, sie zu jenem Urtheil zu bewegen und wie viel noch dazu gehören wird, ehe die Sklaverey und der Handel mit Sklaven völlig aufhören wird. Der Generalsekretär schien sich zu wundern, daß ein so merkwürdiger Vorwurf die Dichter nicht begeistert und ihnen so wenig philosophische und erhabene Betrachtungen eingeflößt habe. Junge Dichter pflegen doch gern sich in solche Betrachtungen einzulassen. Den philosophischen Gang des Gedichtes hatten alle Konkurrenten vermieden; der gekrönte Dichter sogar hatte blos einen kleinen Roman ersonnen; die Hauptheldin ist eine schwangere Negerin, deren Mann in europäische Sklaverey gerathen ist. Seine Imprekationen wider den Sklavenhandel folgen dieser romanhaften Geschichte blos als ein Zubehör nach, sind aber keineswegs die Hauptsache. Auch begreift man sehr wohl, daß sich nicht füglich wider den so lang geduldeten Sklavenhandel eifern ließ, ohne zugleich diejenigen zu verdammen, die ihn geduldet, oder gar befördert hatten, und bey dieser Betrachtung mag wohl mancher Dichter seine Feder umgekehrt und seinen dichterischen Unwillen abgekühlt haben, ehe er zu schreiben anfing. Ferner tadelte es der Generalsekretär, daß einige Konkurrenten den Sklavenhandel mit der in den Kolonien noch bestehenden Sklaverey verwechselt, und gegen beyde ihren Eifer gezeigt hätten, da doch die Sklaverey auf den Pflanzungen aus wichtigen Gründen noch beybehalten werde. Aber sollen die Dichter einmal philosophische Betrachtungen anstellen, so wird ihnen wahrlich das Sklaven **halten** nicht gerechter und nicht menschlicher vorkommen als das Sklaven **kaufen**; beydes muß sich ihnen darstellen, wie es ist, nämlich als ein Eingriff in die Menschenrechte, und offenbar würde längst kein Sklavenhandel mehr seyn, wenn keine Sklaverey auf den Pflanzungen geduldet würde. Mich dünkt, wenn es der **Académie française** aufrichtig darum zu thun gewesen wäre, durch die Aussetzung des erwähnten Preises die Sache der Menschheit befördern zu helfen und die öffentliche Meinung zu Gunsten der Negerfreyheit zu stimmen, sie den Eifer der Dichter wider die Sklaverey hätte vielmehr loben als tadeln sollen. Denn das muß die Akademie und die Regierung nicht vergessen, daß so lange als Sklaven auf den Pflanzungen gehalten werden dürfen, und es kein Verbrechen ist, daselbst den Mitmenschen als Eigenthum zu behandeln, es auch nimmer an geldgierigen unbarmherzigen Schiffern fehlen wird, um den Pflanzern solch ein Eigenthum zu verschaffen, wenn sie es bedürfen. Der Konkurrenten hatten sich über fünfzig eingestellt; dem Gebrauche nach wurde das gekrönte Gedicht und einige gute Stellen aus den andern vorgelesen und das Publikum verfehlte nicht, den Versen wider die Sklaverey seinen Beyfall zu zollen. Ein vollkommenes Gedicht befand sich jedoch unter der Menge nicht; einige Personen meinten, die Akademie hätte die Aufgabe zu unbestimmt ausgedrückt und anstatt die „Abschaffung des Negerhandels“ zum Vorwurf zu machen, hätte sie die „Nothwendigkeit, den Negerhandel abzuschaffen,“ als Vorwurf eines Gedichtes aufgeben sollen. Mancher Dichter mag verlegen gewesen seyn, etwas in der vergangenen Zeit zu besingen, dessen Vergangenheit noch nicht recht erwiesen ist.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 84.

Nro. 253.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. October 1823.

Viel sind gefiederte Sänger im Hain heliconischer Schwestern,
Jeder singt anders, doch jeder ist der Göttinnen Lust.
Herder (M.

Die Erdbeere*).

Duft des Rosmarins, der Feigen
Honigsüße, wie des Maßlieb
Röthe, ist dem Aug', der Nase,
Ist dem Mund gleich angenehm.

Wie erst, wenn sie sich vereinen,
Diese angenehmen Reize? —
Schaue die gereifte Kirsche,
Die ist roth und sie ist süß;
Nardus duftet die Melone,
Nektar ist dem Gaumen sie;
Rosen sind wie Sammt zu schauen,
Ambra ist ihr Wohlgeruch.
Doch der Rosmarin, das Maßlieb,
Feige, Kirsche, die Melone,
Und die Rose sind vereinet
In der schönen Erdbeer Sammt. —
Gerne sieht das Aug' die Farbe,
Ihren Honig liebt der Mund,
Und ihr Duft erfüllt das Haupt.

Dich, geliebte Erdbeer, würd' ich
Auf der Götter Tafel setzen.
Und wenn du auch sprechen könntest,
Und auch küssen, würdest du
Aehnlich Lillas Lippen seyn.

Michael Csokonai.

*) Aus den in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung künftig erscheinenden Magyarischen Gedichten, herausgegeben vom Grafen Mailáth.

Der Oberst auf halbem Sold in Paris.

(Fortsetzung.)

In Erwartung des Erfolgs seines Briefes beschäftigt sich der Oberst mit dem Andenken seiner Frau und seiner Kinder. Er beschreibt drey und eine halbe Seite breites Papier für die Erstere, durchstreift heut einen Theil des weiten Paris, morgen einen andern, besucht das prachtvolle Invalidenhaus, erkennt mit Freude dort einen Unteroffizier, gibt, nach einer etwas bellemmenden Unterhaltung für sein Herz, demselben ein Fünffranken-Stück, kniet an seiner Seite unter dem hohen Dom, nicht ohne an den am vorigen Tage abgegebenen Brief zu denken, besucht seinen lieben Alphons, spart ihm weder Liebkosungen noch guten Rath, und, indem er am Abend des dritten Tages in seine Behausung zurückkehrt, findet er dort die Antwort des Ministers. Es bleibt dabey — das Resultat dieses Briefes ist: daß Vorausbezahlung des Gehalts eines Militärs nicht statt finden könne, weil die Rechnungsordnung eine solche Aufforderung nicht genehmigen darf.

Wir wissen, daß der Oberst sein Gesuch als ein rechtschaffener Soldat abgefaßt hatte, und daß man ihm von Rechnungsordnungen antwortete. Das begriff er nicht, und indem er sich mit der geschlossenen Faust vor die Stirn schlug, rief er aus: „Acht-und-zwanzig Jahre seinem Lande gedient, und fünfzehn Wunden erhalten zu haben,

und nicht einmal fünf-und-zwanzig Louisd'or sein Eigenthum nennen zu können, um die Ausstattung eines fünften Kindes zu bestreiten!"

Diese Worte wurden in dem gedrungenen Tone ausgesprochen, welcher gewöhnlich einen großen Schmerz begleitet, und sehr oft der Vorgänger der Verzweiflung ist. Der Oberst betrachtete seinen am Tragriemen beym Mantelsack aufgehängten Degen, und dieß Betrachten war von einem bittern Lächeln begleitet. . . . . Aber, er erinnert sich dessen, was er hinter sich zurückgelassen hatte: — Seine Frau und seine Kinder stehen vor seiner Seele. Er betrachtet sich als ein nothwendiges Wesen zu ihrer Erhaltung, als einen Wachposten. „Der Stand ist übel, dachte er, aber das ist keine Ursach, ihn zu verlassen. Sey guter Soldat bis an dein Ende."

Er wurde beruhigter, er schrieb; das ist Mittheilung, und jede Mittheilung tröstet, selbst wenn wir nur den zehnten Theil unsers Kummers einem Andern eröffnen können. Er streifte zwey- oder dreymal die flache Hand über die Augen, stand auf, streckte sich aufs Bett, und sagte mit Wehmuth und Ergebung zu sich selbst:

„Mein armer, kleiner Alphons! So muß ich dich denn morgen abholen aus deiner neuen Wohnung, an welche wir so viele Hoffnungen getreibt hatten. Wir werden traurig zurückkehren, aber liebreich empfangen werden. Ich werde dir das Wenige lehren, was ich weiß, und das Uebrige nach dem Willen Gottes gehen lassen. Hat er mich doch zum Obersten gemacht, so wird er auch für dich sorgen. Dein guter Vater war der Arzt aller derjenigen, die sonst gewöhnlich keinen haben, und er hat manchen harten Thaler in die Hand der Kranken gedrückt, denen er den Puls fühlte."

Der Schlaf des Bedrückten ist kurz und oft unterbrochen. Es ist ein Balsam, den die Natur nur spärlich ihm zutröpfeln läßt, man möchte fast sagen, daß ein Etwas ihre Hand zurückhalte, wenn sie den beglückenden Mohn ausstreuen wolle. Die Augen des Obersten blieben nicht lange verschlossen. Seine ersten Blicke — es war in den langen Tagen — fielen auf das Schreiben des Ministers, welches geöffnet ihm zur Seite lag. Er las es wieder durch, und sah am Ende der Seite die gewöhnliche Formel, durch welche Se. Excellenz das lebhafteste Bedauern äußerte, seinem Verlangen nicht entsprechen zu können. Er setzt sich in den Kopf, daß er in den Palast des Ministers sich begeben soll, und daß, wenn er in die Geschäftszimmer gelangen könnte, man ohne Zweifel seine Lage in Betrachtung ziehen, und ihm die Mittel anweisen werde, sich daraus zu befreyen. Mit solchen Gedanken hätte man Hundert gegen Eins gewettet, daß dieser Mann sehr menschenfreundlich und zuvorkommend in seiner militärischen Laufbahn gewesen seyn müsse. Er war es persönlich auch noch, und man erkannte in ihm eines jener Wesen, welches die nichts schonende Unfreundlichkeit mit mitleidigen Blicken betrachtet, als finde es nur eine Ausnahme von der menschlichen Natur darin. Glücklicherweise ist die Unfreundlichkeit selbst ohne eine Ausnahme.

Frühstens um eilf Uhr werden die Büreaus geöffnet. Nach seinem Frühstück, welches er, der größern Sparsamkeit wegen, in seinem Zimmer einnahm, wo Niemand untersuchte, woraus dieß einfache Mahl bestand, und wo deßhalb nichts ihn nöthigte, seine doppelten Verdienst- und Ehrenzeichen verschämt unterzuknöpfen, überlegte unser Oberst, ob er seinen Neffen besuchen, oder einem Regimente zur Revue folgen sollte, welche auf der Ebene von Sablons abgehalten wurde. In dem Zustand der Verlegenheit, worin er sich befand, seinen Pflegesohn zu sehen, wäre zu schmerzlich für ihn gewesen.

Der Tambour schlug unter seinem Fenster, und der Oberst nahm seinen Stock und Hut. Ein alter Soldat muß sehr zu beklagen seyn, wenn ein Schauspiel von zwölftausend Mann unter den Waffen, deren Kasquets und Bajonette im Sonnenschein glänzen, in Reihe und Glied gestellt, vorangetreten von kriegerischer Musik, nicht auf einige Zeit das Gefühl seiner Sorgen verdränge. Es muß keine Fiber mehr in ihm regbar geblieben seyn, wenn keine in Bewegung geräth bey dem Kommandewort, dessen Vollziehung so schnell und gleichförmig erfolgt, wenn bey diesem Schauspiel sein Herz nicht in der Wonne des Muths erbebt. Auch vergaß der Oberst während drey Stunden sowol das Lyceum, so wie den Vorsteher, die bitterböse Ausstattung, die fünf-und-zwanzig Louisd'or, den Finanzminister und seinen Brief.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

Nicht weniger bewundernswürdig ist der mütterliche Instinkt der großen Insektenfamilie, die ich Ihnen schon unter dem Namen Schlupfwespen aufgeführt habe, deren Junge bestimmt sind, von dem lebendigen Leibe anderer Insekten zu leben. Diese sind, wie Sie wissen, so zahlreich, daß es kaum ein Insekt gibt, welches in seinem Larvenzustande nicht den Angriffen eines oder des andern derselben ausgesetzt wäre; und selbst sind die Puppen und sogar die Eyer dieser Thiere nicht sicher vor ihren Nachstellungen.

Die Größe der verschiedenen Gattungen wechselt im

Verhältniß zu der der Leiber, welche ihr Futter werden sollen, ab; einige sind so unbegreiflich klein, daß das Ey eines Buttervogels, nicht größer als ein Stecknadelknopf, groß genug ist, zwey davon bis zu ihrer Reife aufzunähren (Bonnet II. 344); andere sind so groß, daß der Leib einer ausgewachsenen Raupe nur für eine genug ist. Es sind die Larven dieser Schlupfwespen, welche solche Anfälle auf unsere Zwergthiere machen; das vollkommene Insekt ist eine vierflügelige Fliege, welche keine andere Nahrung, als ein bißchen Honig zu sich nimmt, und das große Ziel der Mutter gehet dahin, ein für ihre Eyer taugliches Nest zu finden. In der Aufsuchung dieses ist sie in beständiger Bewegung. Ist die Raupe eines Buttervogels oder einer Motte das Futter für ihr Junges! Sie sehn sie auf die Pflanzen sich niederlassen, welche am gewöhnlichsten vorkommen, hurtig auf denselben laufen, sorgfältig jedes Blatt untersuchen, und nachdem sie den unglücklichen Gegenstand ihrer Nachsuchung gefunden, ihren Stachel in sein Fleisch stechen und ein Ey hineinlegen. Vergeblich krümmt ihr Schlachtopfer, als wenn es sein Schicksal kennte, den Leib, spritzt einen sauern Saft aus, drohet mit seinen Fühlern oder sezt die andern Vertheidigungsorgane, womit es versehen ist, in Thätigkeit. Die thätige Schlupfwespe trozt aller Gefahr, und läßt nicht ab, bis ihr Muth und ihre Geschicklichkeit die Erhaltung eines von ihrem künftigen Geschlecht gesichert hat. Vielleicht entdeckt sie durch einen Sinn, dessen Daseyn wir wahrnehmen, obschon wir keinen Begriff von seiner Natur haben, daß ihr ein Vorläufer ihrer eigenen Sippschaft zuvorgekommen ist, der bereits ein Ey in die Raupe, die sie untersucht, gebohrt hat. In diesem Fall verläßt sie sie, weil sie weiß, daß sie zwey zu ernähren nicht hinreichte, gehet weiter, um eine andere, nicht belegte, aufzusuchen. Das Verfahren ist natürlicherweise verschieden bey den kleinen Gattungen, von welchen mehrere manchmal wohl anderthalb-hundert in einer einzigen Raupe bestehen können. Die kleine Schlupfwespe wiederholt dann ihre Operation, bis sie die erforderliche Anzahl Eyer in ihr Schlachtopfer gestochen hat. Die von den so klüglich gelegten Eyern ausgeschlossenen Larven finden ein leckeres Mahl in dem Leibe der Raupe, welche ein Opfer ihrer Zerstörung wird. Die Masse von Futter ist übrigens so genau dem Erforderniß angemessen, daß der Tod erst dann statt hat, wenn die jungen Schlupfwespen ihr volles Wachsthum erreicht haben; entweder stirbt sie schon als Raupe, oder behält das Leben auch bis in den Puppenzustand, wo sie dann stirbt; aus der Puppe schlieft dann nicht ein Buttervogel, sondern eine oder mehrere ausgewachsene Schlupfwespen.

In dieser seltsamen und grausamen Operation ist ein Umstand wirklich merkwürdig. Obschon die Larve der Schlupf-Wespe täglich vielleicht während mehrern Monaten inwendig an der Raupe nagt, und obschon sie zulezt Alles von ihr, außer Haut und Därmen, aufgefressen hat; so verschont sie doch sorgfältig die Lebensorgane, als wenn sie wüßte, daß ihr eigenes Leben von dem des Insekts abhängt, an dem sie zehrt; so fährt die Raupe fort zu essen, zu verdauen und sich zu bewegen, wie es scheint mit geringer Beschwerde, bis ans Ende, und gehet erst zu Grunde, wenn die Schmarotzer-Made nicht länger ihre Hülfe braucht. Was würde das für einen Eindruck machen, wenn etwas Aehnliches unter den Säugthieren Statt fände? Wenn z. B. ein Thier, wie Betrüger mit sich zu führen behaupteten, sich fände, das inwendig in einem Hunde zehrte, und nur diejenigen Theile, die zum Leben nicht wesentlich wären, auffräße, während es vorsichtig Herz, Arterien, Lungen und Därme unversehrt ließe — würden wir solch einen Fall nicht als ein vollkommenes Wunder betrachten, als ein Beyspiel von instinktmäßiger, fast wunderthätiger Vorsicht?

Manche Schlupfwespen, statt ihre Eyer in den Leib der Larven, die ihren Jungen zum Futter bestimmt sind, zu legen, begnügen sich selbige nur auf die Haut ihres Raubes zu kleben, welche die jungen Maden durchbohren, sobald sie ausgeschlossen. Eine andere Sippschaft, deren Thätigkeit und Ausdauer gleich augenfällig ist, und welche die schöne Sippe Goldwespen (Chrysis) und viele andere Immen in sich begreift, ahmt dem nachstellerischen Guckguck nach und wendet alle Künste an, ihre Eyer in die Nester zu bringen, in welche Bienen und andere Insekten die ihrige gelegt haben. Deßhalb sind sie beständig auf der Lauer und in dem Augenblick, wo die verdachtlose Mutter ihre Zelle verlassen hat, um Vorrath von Nahrung oder Baumitteln zu sammeln, schleichen sie sich hinein und legen ein Ey hin, den Keim eines künftigen Meuchelmörders der Larve, welche aus dem daneben liegenden Ey entspringen wird.

Indem die Weibchen der Insekten, von denen wir reden, ihre Nachkommenschaft auf diese Art versorgen, brauchen sie sich nicht weiter um eine Wohnung für dieselbe zu bekümmern; entweder nehmen sie die eines andern Insekts ein, oder sie finden gelegentlich eine in dem Leibe, von dem sie zehren; aber der mütterlichen Liebe einer andern großen Sippschaft der Immen, die hauptsächlich zu der Linneischen Sippe der Raupentödter oder Sandwespen (Sphex) gehört, und deren Junge gleicher Weise von andern Insekten zehren, ist das schwierige Geschäft auferlegt, nicht allein Nahrungsvorrath zu sammeln; sondern auch denselben mit ihren Eyern in Zellen oder Löcher, oft von beträchtlicher Tiefe, einzuschließen,

und alles mit viel Arbeit in Sand oder feſte Erde zu graben.

Im Allgemeinen iſt die Haushaltung dieſer Inſekten ſich ähnlich; zuerſt graben ſie eine walzige Höhle von erforderlichem Maaße, legen ein Ey auf deren Boden, und verſchließen damit eine oder mehrere Raupen, Spinnen oder andere Inſekten, indem jede beſondere Gattung meiſt eine beſondere Art wählt, als Vorrath für das Junge, wann es ausgeſchloffen, der auch zureichend iſt bis zur Verpuppung es zu ernähren. Manche bauen auf dieſe Art mehrere Zellen. Dieſes Verfahren iſt übrigens verſchieden bey verſchiedenen Gattungen; von einigen verdient es umſtändlich beſchrieben zu werden. Eine der früheſten Erzählungen von dem Verfahren einer Art dieſer Inſekten (wahrſcheinlich Ammophila vulgaris Kirby) hat uns der vortreffliche Ray hinterlaſſen, der es mit ſeinem Freund Willughby beobachtet hat. Am 22. Jun. 1667 bemerkten ſie dieſes Inſekt, wie er erzählt, eine grüne dreymal dickere Raupe als es ſelbſt iſt, ſchleppen, und ſie, nachdem ſie ohngefähr fünfzehn Schuh weit gebracht war, an der Mündung einer vorher in den Sand gegrabenen Höhle abſetzen. Dann ſchob es eine kleine Erdkugel mit dem Munde weg, kroch in die Höhle, kehrte zurück und zog die Raupe mit hinein. Nach einem kurzen Aufenthalt kroch es wieder herauf, rollte Erdſtückchen in die Höhle, ſcharrte mitunter den Staub hinein mit den Vorderbeinen wie ein Hund, und griff hinein, als wenn es die Maſſe nieder und feſt drücken wollte, flog auch ein- oder zweymal an eine Fichte in der Nähe, vielleicht um Harz zu holen und das Ganze zuſammen zu kleben. Nachdem es das Loch bis zur ebenen Erde gefüllt hatte, daß man den Eingang nicht mehr bemerkte, nahm es zwey Fichtennadeln, die bey der Hand lagen, und legte ſie nahe an die Mündung, als wenn es den Platz bezeichnen wolle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 7. Oktober.

Wenn man von der Vermehrung der Zeitſchriften auf das Steigen der Kultur in einem Lande ſchließen darf, ſo iſt dieſes jetzt in Oſtindien der Fall; faſt jedes Schiff bringt uns Nachricht von irgend einer neuen dort erſcheinenden Schrift. Zu Calcutta ſoll z. B. dreymonatlich ein neues Journal unter dem vielverſprechenden Titel „Asiatic Observer, of Religions, Literary and Philosophical Miscellany“ herauskommen. Ein anderes Journal erſcheint jeden Donnerſtag zu Macao in portugieſiſcher Sprache, genannt A. Abelha da China (die chineſiſche Biene.) — Die hieſige muſikaliſche Akademie ſcheint dem Berichte gemäß zu gedeihen, obgleich das große Publikum noch nicht das Intereſſe daran genommen hat, welches die Stifter davon erwarteten. Der Unterricht, welcher jetzt dort gegeben wird, iſt folgender für die Knaben: Harmonie und Compoſition, Pianoforte, Violine, Violoncelle, Hautbois, Harfe, Singen, Italieniſch und Muſikſchreiben, Engliſch und Rechnen; für die Mädchen: daſſelbe, außer der Violine, Violoncello, Hautbois, wofür ſie tanzen lernen. Die Anzahl der Studierenden beläuft ſich bereits auf 37. Es heißt man werde auch im Deutſchen Unterricht geben laſſen, wegen der vielen vortrefflichen Schriften, die in dieſer Sprache über Muſik erſchienen ſind. Wie das aber anzufangen, iſt nicht wohl einzuſehen, da man den Zöglingen kaum Zeit zum Studium des Italiäniſchen läßt. — Americaniſche Blätter melden als ein gutes Zeichen, und als ein Wunder der Zeit, daß eine Zeitung zu Vera-Cruz in Mexico öffentlich die Toleranz predige, welches vor wenigen Jahren noch den Redakteur der Wuth des Pöbels ausgeſetzt haben würde. Auch, daß die Offiziere der dort liegenden Regimenter Befehle erhalten, einen Tag in der Woche dem Unterricht ihrer Soldaten in ihren ſittlichen und bürgerlichen Pflichten zu weihen.

In England gibt es ein altes Geſetz, welches einem Diener, der ſeine Pflichten vernachläſſigt oder den Befehlen ſeines Gebieters zu gehorchen weigert, Peitſchenhiebe zuerkennt — und dieſes menſchliche Geſetz iſt vor Kurzem in einer Provinzialſtadt wirklich in Ausübung gebracht worden und zwar von einem Beamten, der ſeinen eigenen Knecht wegen eines ſolchen Vergehens ins Gefängniß ſchickte und peitſchen ließ! In London ſelbſt verurtheilte ein Beamter einen ſiebenzigjährigen wohlhabenden und allgemein geachteten Greis, der durch Altersſchwäche gezwungen war, ſeine Nothdurft in der Nähe der Landſtraße zu verrichten unter dem Vorwande, daß er ſich unzüchtiger Weiſe entblößt habe, für einen Monat ins Zuchthaus und auf die Trettmühle. Er wurde mit andern Verbrechern, mit drey oder vier gemeinen Dieben abgeführt, ohne daß man ihm geſtattete ſeiner um ſeine Abweſenheit beſorgte Familie von ſeinem Unglücke mündliche oder ſchriftliche Nachricht zu ſchicken! Er wurde nach ein Paar Tagen, auf die Verwendung eines zur Unterſuchung des Gefängniſſes beauftragten Beamten auf miniſteriellen Befehl zwar ſogleich frey gegeben; aber was hatte wohl der Unglückliche inzwiſchen an Geiſt und Körper zu erdulden! — Vor ein Paar Tagen hatte ein Mann mit ſeiner Frau das Unglück, auf der großen Landſtraße in der unmittelbaren Nähe der Altſtadt (City) umzuwerfen, und ſein Fuhrwerk zu zerbrechen. Die Straße hatte weder Lampen noch Wächter, aber eine Menge Diebe; denn das Ehepaar wurde ſogleich von einer Bande von 30—40 angefallen, bis in eine kleine Bude verfolgt, und aller tragbaren Haabe beraubt. Man verſchaffte ihnen endlich eine Miethkutſche, und zwey Polizeydiener kamen, die ihnen in dieſelbe hineinhalfen, aber nicht den Muth hatten, die Diebe anzugreifen. — Wahrlich, wenn eines Engländers Haus ſein Caſtell iſt — ſo bleibt er am beſten zu Hauſe!

Geſtern wurde eine Unterſuchung über eine Frau gehalten, welche in einem hieſigen Hoſpital in Folge eines Falles geſtorben ſeyn ſollte. Der Mann, welcher den Schlüſſel zur Todtenkammer hatte, war nicht bey der Hand, weßwegen der Coroner meinte, die Jury könnte die Todte nachher ſehen, und zum Zeugenverhör ſchritt. Eben war die Jury zu der Entſcheidung gekommen, daß die Frau durch einen Zufall getödtet worden, als ein Mann außer Athem ins Zimmer ſtürzte, mit der Nachricht, die Todte lebe, und eſſe eben Auſtern und trinke ein Glas Wein; und man hoffe, ſie werde davon kommen.

Nro. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. October 1823.

Ich liebe das Leben, doch fordre ich nie
Des Lebens vollkommne Blüthe;
Ich nahm, was der Augenblick freundlich mir lieh,
Mit dankbarem frohem Gemüthe.

Agnes Franz.

Die Petersinsel *).

Wir stiegen aus, und wanderten einer kleinen Bucht entlang, unter Pappeln der Schaffnerey zu, welche, nur zweyhundert Schritte vom Hauptlandungsplatze entfernt, uns mit ihren roth und schwarz angestrichenen Thoren und Fensterläden entgegenblickte. — Mit etwas mehr Phantasie hätte die Ruhe, die vom ganzen Eilande her entgegenwehte, wirklich in angenehme Träume wiegen können; aber — den folgenden Tag sollte eine Art von Einleitung zu den drey Winzersonntagen, die man jährlich, ziemlich geräuschvoll, auf der Insel feyert, gegeben werden, und hievon konnte der bloße Gedanke schon eine Menge reizender Bilder verdrängen, welche sich außerdem in mir festgesetzt hätten.

Auf die Versicherung, daß wir hier übernachten könnten, in dem bereits angewiesenen Zimmer, schickten wir unsere Schiffer zurück, deren Zurückbehaltung bis dahin uns die Vorsicht anempfahl, da es oftmals unmöglich ist, Quartier zu finden.

Wir waren noch die einzigen Fremden; aber eben, als wir auf die Terrasse stiegen, landete wieder ein Schiff mit drey Personen. Der Abend war außerordentlich schön, der See lag sanft bewegt vor uns, eine Menge Vögel, die vielleicht allein hier eine ungetrübte Freystätte genießen, sangen ihre Melodien; eine niedliche Moosbank, zwischen einigen Tannen, bot mir und meinem Begleiter Sitze mit der Aussicht auf die nahe Kaninchеninsel dar; nicht lange — da tönten uns schon männliche Kehlen entgegen, und das beliebte Jägerchor aus dem Freyschütz, mit dem Texte in französischer Sprache (schon?), vermehrte unsere reine, heitere Stimmung. Die sich uns nahenden Sänger waren drey italienische Maler, gewandte, gebildete Männer, die sich einige Tage hier aufhalten zu wollen äußerten. Wir machten Gesellschaft zusammen, spazierten die ganze Insel auf und nieder, welche — die allgemeine Eigenschaft aller Inseln abgerechnet — nur aus einem einzigen Berge besteht, kamen auch an Orte, von deren Ueberschreitung Verbotstafeln abhielten, sangen der sinkenden Sonne manches Chor nach, deren die Italiener voll waren, und wurden nur durch ein niedliches Jüngferchen aus diesen Tönen gerissen, die, von der Frau Schaffnerin abgeschickt, uns um die Bestellung des Nachtessens, wie es in der Schweiz heißt, fragte.

„Das Loos entscheide, rief der eine Italiener, wer die Gerichte bestimmen soll; aber er darf kein Wort sprechen, sondern muß sich der Fragenden durch Zeichen darüber verständlich machen.“ — Es traf mich. Frugal soll Alles seyn, das blos war vorausbestimmt.

Im See zeigten uns Fische ihre Silberseiten, meine linke Hand wies auf sie; dicht neben uns war ein Kartoffelfeld gelegen, meine rechte Hand deutete hierauf; — das Mädchen verstand beydes, nur fehlte es mir noch am Braten. Kein Hähnchen wollte krähen, um mich aus meiner Verlegenheit zu ziehen, doch — nicht die Stimme,

*) In dem Bielersee in der Schweiz durch Rousseaus Aufenthalt daselbst allgemein bekannt geworden.

nur Worte waren verboten, also krähte ich, und zwey aufgehobene Finger machten mich in der Zahl verständlich. Schon glaubte ich meine Aufgabe gelöst, und das Mädchen wollte sich auch bereits wieder entfernen, da erinnerte der muntere Welsche an den Mangel des Nachtisches. Hiezu bedurfte ich schon der Füße, um in einem nahen Weinberge auf Trauben, und an einem Spalier des Gebäudes auf die schwarzen Maulbeeren aufmerksam zu machen. „Von dem Zuckerwerk nehme ich ein Stückchen im Voraus weg!" sagte der Italiener, sprang zum Mädchen und küßte es.

Wir waren sämmtlich in heiterer Stimmung, und diese gab sich ohne Zwang kund. Die ruhige Feyer des Abends aber ließ bisweilen ein Stillschweigen unter uns herrschen, das, wie verabredet, den Genuß der Ruhe erhöhte, und in einer solchen Pause konnte ich, trotz der heitern Stimmung in mir, nicht über ein unaussprechlich beengendes Gefühl Herr werden, das der bloße Gedanke in mir erzeugte: „Wie, wenn du jezt für dein ganzes Leben auf diese Insel verbannt würdest?" — Zu einem freywilligen Aufenthalte könnte ich dieses liebliche Eiland vielleicht auf mehrere Jahre mir wählen, aber gezwungen? — und nicht einmal unter einer solchen Bedingung wollte man es dem genügsamen Verfolgten zum Asyl gestatten!

Wie mag dem thätigen, lebendigen Manne auf seiner Felseninsel zu Muthe gewesen seyn, dem sich auf der höchsten Spitze derselben im Umsehen keine so lachenden, grünen Umgebungen, keine Dörfer und Schlösser, womit die Ufer des Bieler-Sees besäet sind, darboten, dem kein Jura in so schönem, blauem Dunste seine Chasseral und seine übrigen Spitzen zeigte, dem nichts als die Wasserfläche des unermeßlichen Oceans entgegenwogte! —

Der lustige Italiener schien im Abwärtssteigen zur Schaffnerey auf dem Boden etwas zu suchen (es war schon dunkel), und antwortete auf unsere Frage: daß er Materialien zu einer Geschichte dieser Insel zusammensuche, und nun nach Hufspuren von Pferden spähe, deren er noch keine habe bemerken können. Ich bin überzeugt, sezte er hinzu, daß man aus dem genauen, gründlichen Studium der Geschichte dieses kleinen Wasserberges alle möglichen Unterabtheilungen der Geschichte ziehen könne; dazu aber sind Pferde unumgänglich nöthig; von Mord und Todschlag, so auf diesem Boden vorgefallen, außer den Hasen, die alle Herbste von einigen Berner Herren auf demselben geschossen werden, wisse nun die Welt nichts, er wolle aber ehestens sie davon in Kenntniß setzen. Drey Monate Aufenthalt von Rousseau seyen wahrlich auch nicht das Merkwürdigste der Insel.

Woher dieser muntere Mann solche spezielle Kenntnisse von diesem kleinen Winkel der Erde hatte, weiß ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Oberst auf halbem Sold in Paris.

(Beschluß.)

Nach der Revue kehrte der Oberst weniger düster mit dem Regiment zurück, denn er erfolgt war, und kam auf dem Ministerium eben zu der Stunde und dem Tage an, wo die Geschäftszimmer zugänglich sind; des Orts unkundig, verirrt er sich darin. Von einem Beamten zum andern geschickt, hier halb gehört, oft von seinem Zweck abgeleitet, klopft er an das Zimmer des Herrn V. Ein Mann von mittlerer Größe, sorgfältig in seiner Kleidung, mit einem auf den ersten Anblick kalten Gesichte, freundlicher auf den zweyten Blick, aber blaß, als Zeichen einer langen, sitzenden Beschäftigung, mit der Feder in der Hand, öffnet ihm die Thür, nöthigt ihn, sich zu setzen und sein Begehr vorzubringen. Sicher, gehört zu werden, denn jede Beredsamkeit, selbst die eines Kriegers, bedarf solcher Ermuthigung, drückte sich der Oberst wohl und verständlich aus. Er endete, indem er den empfangenen Bescheid vorzeigt.

„Mein Herr! erwiedert der Chef, nachdem er den Brief mit Aufmerksamkeit durchlesen hatte; man konnte Ihnen anders nicht antworten, als man es gethan hat. Wäre Ihnen die Vorausbezahlung bewilligt worden, welche Sie auf Ihre Unterschrift begehrten, und der König und die Armee hätten das Unglück gehabt, Sie zu verlieren, so würde die Rechnungskammer diese Ihre Bescheinigung als ungültig verworfen haben. Aber ich ersuche Sie um eine Erlaubniß, ja! um eine Erlaubniß! — und zwar die, Ihnen die fünf-und-zwanzig Louisd'or anbieten zu dürfen, welcher Sie benöthigt sind. Ich trage so viel Geld nicht bey mir; haben Sie die Güte, meine Adresse zu nehmen." Zugleich bot Herr V. ihm eine Karte dar. Unser brave Offizier blieb unbeweglich, die Augen auf den eben Schweigenden geheftet, dann drangen ein paar Thränen daraus hervor. Es war die stärkste innere Bewegung, welche er seit zwanzig Jahren gehabt hatte, wenn man die ausnimmt, welche ihm der Tod eines Unteroffiziers verursachte, der an seiner Seite fiel, indem er ihn in der Schlacht von Löben mit seinem Körper schützen und bedecken wollte, und selbst da weinte er nicht, denn er war auf dem Schlachtfelde.

Herr V. bestand auf seinem Antrage, und fügte hinzu: „Ich bin nicht reich, mein Herr! aber ich bin wohlhabend, und weiß mich dabey zu begnügen. Vermählt mit einem liebenswürdigen Weibe, die zu Versailles wohnt, und die selbst die Erziehung unserer Kinder auf sich genommen hat, welche sie aufs Beste besorgt, bin ich in den Stand gesezt, einige Ersparnisse zu machen. Ich versichere Sie, daß wir, dieser Kleinigkeit wegen, gewiß keinen Mangel spüren werden."

„Mein Herr! erwiedert endlich der Oberst; ich bin

keineswegs in der Absicht zu Ihnen gekommen, Sie zu berauben. Ich habe ja nicht einmal die Ehre, Sie zu kennen. Ich bin fremd in Paris, und wünschte nur, daß man Jemand mir anzeigen wolle, der auf meinen Gehalt und meine Unterschrift mir einen Geldvorschuß mache. Aber Sie geben mir vollkommenes Licht. Wer würde einem armen Offizier, der keine andere Bürgschaft als seine Wunden und seinen halben Sold hat, wohl etwas borgen?"

„Nun wohlan, mein Herr! so erlauben Sie denn, daß ich es sey, der Ihnen borgt, wenn Sie doch durchaus nur borgen wollen. Jedoch Sie könnten mir vergönnen, Ihrem Neffen dieß kleine Geschenk zu machen. Ich ersuche darum für mich und meine Frau, die, wäre sie gegenwärtig, ihre Bitte mit der meinigen vereinigen würde. Muß nicht ein Jeder auf dieser Erde ein kleines Gepäck vorausſenden? Sie haben schon acht-und-zwanzig Jahre eines edeln Dienſtes — ja wohl edel, wie Ihre Lage es beweist — vorausgeſchickt, nebſt ehrenvollen Wunden und der Annahme des Vermächtniſſes Ihres Herrn Bruders. Warum wollten Sie denn mich verhindern, auch etwas Aehnliches zu thun? Wollten Sie mir dieſe Gelegenheit nicht geben, müßte ich mich da nicht an Jemand anders wenden, der gefälliger wäre, als Sie, aber gewiß Ihr Verdienſt nicht hätte? .... Es iſt eine Obliegenheit, die ich vollziehen muß; ſie iſt dringend. Darf ich hoffen, Sie dieſen Abend bey mir zu ſehen? Werden Sie eine Taſſe Kaffee verſchmähen . . . um ſechs Uhr?"

Der Oberſt nimmt die Adreſſe des Herrn V., und, ihm die Hand drückend, wiederholt er, mit faſt erſtickter Stimme, nur die Worte: „Um ſechs Uhr!" In dieſem Druck, in dieſem Ton der Stimme war Alles enthalten, was die Seele des Oberſten hineinzulegen vermochte, Alles, was die des Herrn V. aufzufaſſen und zu verſtehen im Stande war.

Glauben Sie, meine Leſer! ich habe dieſe Geſchichte erfunden? Für Sie und für mich würde es gleich bedauernswürdig ſeyn, hätten Sie je dieſen Gedanken gehabt. Der Oberſt B . . . . lebt im Rhone-Departement mit einem guten Weibe und guten Kindern, der hübſche kleine Alphons ſtudirt im Lyceum Heinrich des Vierten, oder in der Militärſchule, oder anderswo, und treibt vielleicht Knabenſtreiche in demſelben Augenblick, wo ich aufhöre dieß Bruchſtück niederzuſchreiben, oder er iſt beſchäftigt auf ſeinem Zimmerchen. Frau V., wirklich zu Verſailles geboren, iſt die glückliche Mutter zweyer reizenden Mädchen, und ihr vortrefflicher Gemahl hat den Vorzug, bey ihr zu wohnen — was ſonſt gewöhnlich nicht war. — Ich ſage Ihnen nicht, wo, in welcher Straße und Nummer, obgleich das Verzeichniß der 25,000 Adreſſen mir es zur Genüge bezeichnet hat. Aber, ich will auch etwas für mich behalten, oder für den würdigen Herrn V.; denn ich bin gewiß, daß dieſer Mann, ein wenig verſchloſſen von Natur, ſich darauf ſtützt, manchmal ſehr geheimnißvoll zu ſeyn, und daß er mich verabſcheuen würde, ohne mich zu kennen, wenn ich unbeſcheiden genug wäre, das Publikum in vollkommene Kenntniß ſeines „vorausgeſchickten" Gepäckes zu ſetzen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. September.

Ueber die neueſte Darſtellung der Maria Stuart.

In unſerm letzten Schreiben verſprachen wir einen ausführlichen Bericht über die kürzlich hier ſtatt gehabte Vorſtellung der Maria Stuart, und müſſen, um dieſe Zuſage nach beſten Kräften zu erfüllen, auf die Einleitung jenes Schreibens zurückweiſen, in welcher wir glauben dargethan zu haben, wie ſchwierig die Kritik der ſchnell vorüberſchwindenden Kunſt des Mimen überhaupt und wie noch ſchwieriger und ſeltener es ſey, durch eine ſolche Kritik unmittelbaren Nutzen zu ſtiften. Wenige unſerer Leſer werden es der Mühe werth achten, ſich jene Einleitung wieder ins Gedächtniß zurückzurufen; wie manches Andere haben ſie ſeitdem in dieſen Blättern geleſen; wahrſcheinlich auch Berichte über die hieſige Bühne von andern Korreſpondenten herrührend. Alles dieſes, flüchtig durchlaufen, vermiſcht ſich nebelhaft und bunt, und läßt keinen Eindruck zurück. Dieſe Ueberzeugung iſt höchſt niederſchlagend für einen ächten Freund der Bühne, der mit gewiſſenhaftem Ernſt es wenigſtens nicht an Fleiß und Nachdenken fehlen läßt, um ein eindringliches Wort über die Kunſt ergehen zu laſſen. Er muß der Kürze halber jede Ausführlichkeit, jede nähere Entwicklung ſeines Urtheils bey Seite ſetzen; oder wo dieſes unmöglich wird, ſeine Aufſätze, Mangel Raums, abbrechen und ſo eitel Stückwerk liefern. So oft uns nun dieſe Nothwendigkeit, die von der Einrichtung eines Tageblattes nicht füglich zu trennen iſt, höchſt unangenehm berührte, ſo ſehen wir es doch als ein glückliches Begegniß an, daß wir neulich unſer Schreiben abbrechen mußten, ohne über die neueſte Vorſtellung der Maria Stuart Bericht zu erſtatten. Wir haben nämlich ſeitdem eine zweyte Vorſtellung dieſes berühmten Trauerſpiels geſehen, und da in derſelben jene Mängel, die einer unbefangenen Kritik bey der erſten Darſtellung nicht entgehen konnten, ſorgfältig vermieden wurden, ſo können dieſe nun um ſo freymüthiger beſprochen werden, und man darf nicht mehr befürchten, die gerechte Eigenliebe namhafter Künſtler zu kränken, was unter andern Umſtänden das, ſeiner Natur nach, leider kalte Urtheil nicht immer vermeiden kann. Unverſöhnlicher kann die Kritik nicht ſeyn als hier, wo von Mängeln der Spieler die Rede ſeyn ſoll, die ſie bereits verbeſſert haben und die alſo nicht zur perſönlichen, ſondern nur zur allgemeinen Nutzanwendung angedeutet werden. Dennoch — um die überhand nehmenden Vorwürfe der Schauſpieler ſtreng zurückzuweiſen, die jede nicht unbedingt lobende Beurtheilung ihrer ſogenannten Leiſtungen für partheyiſch, hämiſch und perſönlich erklären, nicht einſehend, daß die Klage des ſtrengen Unterſuchers ſie bey dem Vernünftigen doch ſtellt, während ihnen die ſteten Lobgeſänge trunkener Begeiſterung mehr ſchaden als helfen — dennoch, um dieſe Vorwürfe zurückzuweiſen, möge der Begründer deutſcher Bühnenkritik für uns ſprechen. Leſſing, in ſeiner Dramaturgie, ſagt: „Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, „daß wir ſeine Vollkommenheiten einſehen und empfinden, „wenn wir auch noch ſo viel Geſchrey davon „machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwächen haben. Er ſpottet bey ſich „über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob „deſjenigen ſchätzt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz „hat, ihn zu tadeln." — Schon Einmal haben wir dieſe Worte der Wahrheit in dieſen Blättern angeführt; wir möchten, ſelbſt auf die Gefahr, pedantiſch zu erſcheinen, jede unſrer Beurtheilungen mit dieſem Wahlſpruch beginnen; heute aber ſcheint es uns beſonders nöthig auf ihn hinzuweiſen, da von einer jun-

gen, äußerſt talentvollen Künſtlerin die Rede ſeyn wird, die, durch eine unausgeſezte, unbeſchränkte und unveränderlich-gleiche Weihrauchſpende Gefahr läuft, über ſich ſelbſt in Irrthum zu gerathen. Wir meinen hiemit nicht jene Beyfallsbezeugungen des Publikums, die ihr ſo oft und mit vollem Rechte zu Theil werden; dieſe geben ſich ja in mannigfachen Abſtufungen kund: von der erhabenen Stille ſelbſtvergeſſener Hingebung, bey welcher man kaum zu athmen wagt, bis zu dem leiſen, lang verhaltenen und unwillkührlichen Bravo! von dem vereinzelten, blos gewohnten Händeklatſchen, bis zu dem praſſelnden Applaus bey einem effektvollen Abgang — und dieſe Abſtufungen weiß ja der einſichtsvolle Schauſpieler kritiſch zu benuzen. Aber wir ſprechen von jenen immer gleich-uneingeſchränkten Lobpreiſungen, welche der erwähnten Künſtlerin in einer hieſigen Zeitung geſpendet werden, und die um ſo leichter in einen gefährlich-betäubenden Schlaf einwiegen können, weil eben dieſe Zeitung, durch den Ausſpruch des größten Deutſchen Dichters, zu einer dramatiſchen Autorität geſtempelt iſt. Fern ſey es von uns, die Begeiſterung dieſer Zeitung tadeln zu wollen; ſie gibt ſich ja weder in Form, noch im Inhalt für ein kaltes kritiſches Urtheil aus; ſie ſagt ſelbſt, daß ſie Entzückung ſey, die das Unbeſchreibliche nicht zu beſchreiten vermag, und dieſe Entzückung, dieſe Begeiſterung iſt wahrlich für keinen unwürdigen Gegenſtand verſchwendet. Aber Eines möge die junge Künſtlerin bedenken: es iſt und bleibt Verſchwendung und ſagt gleich der Dichter: „Jede Verſchwendung iſt ſündlich.“ ſo gibt es doch auch Süßigkeiten von narkotiſcher Wirkung. Doch es ſoll ja hier von Mängeln der Spieler die Rede ſeyn, die ſie bereits verbeſſert haben, und die nur hiſtoriſch und zur allgemeinen Nutzanwendung angeführt werden.

Die erneuerte Darſtellung der Maria Stuart gehört zu dem Vortrefflichſten, was unſere Bühne in der Sphäre des Edeln und Erhabenen zu leiſten vermag. Das Ganze iſt einfach und würdig in Scene geſezt: nirgend ein zu Wenig und — was in Berlin viel ſagen will — nirgend ein zu Viel; die Deforationen ſind nicht vorlaut, die Koſtüme nicht ſo ängſtlich genau, um unſchön zu werden und die Gruppen nicht ſogenannt maleriſch nur, ſondern auch ſinnig angeordnet. Daſſelbe Los verdient das Geſammtſpiel, weil in demſelben keine Lücke, keine ſyrdde Zerbröckelung, kein ſtörender Mißton zu bemerken war und Alles im klarſten Zuſammenhange ſich zweckmäßig entfaltete. Mad. Wolf als Eliſabeth, Hr. Beſchort als Schrewsbury und Mad. Stich als Maria zeigten ſich auf der Höhe ihrer Meiſterſchaft. Nächſt dieſen müſſen wir des Hrn. Wauer als Paulet gedenken, der ganz und gar, wie er leibt und lebt, der kraftvolle, ſtrenge geſetzliche und, ſo oft er es ſeyn darf, milde Hüter der Maria war, den uns der Dichter mit wenigen Meiſterſtrichen gezeichnet. Wir halten es für unſere Pflicht, Hrn. Wauer dieſes öffentliche Zeugniß zu geben, da in den Kritiken über die hieſige Bühne ſo ſelten die Rede von ihm iſt, der allein ſchon, ob ſeiner ſonoren, deutlichen und richtigen Sprache und ſeines ſtets würdigen Erſcheinens in der Oper wie im Schauſpiele, die vollſte Anerkennung verdient. Der andern Mitſpielenden werden wir ſpäterhin gedenken. Die ſchwerſte der weiblichen Rollen in dieſem Stücke ſcheint uns die der Eliſabeth zu ſeyn, weil dieſer Charakter nicht zu denjenigen gehört, die ſich klar und beſtimmt und gleichſam von ſelbſt ausſprechen. Er iſt weder aus Einem Guſſe geformt, noch in einem einzigen Farbentone gehalten; er hat der Beſtandtheile viele, meiſt ſich widerſprechende und die doch einen geſammten Bedingungspunkt haben, aber einen nicht auf der Oberfläche liegenden, ſondern einen unſichtbaren, innerlich verſteckten; daher auch ſeine Aeußerungen in vielfach zuſammengeſezten feinen Farbentönen ſich abſtufen. Die Schauſpielerin, die dieſe Rolle übernimmt, kann auf zwey entgegengeſezte Abwege gerathen: entweder ſie hebt irgend einen in die Augen ſpringenden Beſtandtheil dieſes Charakters einſeitig hervor, alles Andere fallen laſſend und dann wird ſie uns — wie dieſes nicht ſelten geſchieht — ein widerliches Zerrbild der Eliſabeth geben; oder — was nicht ſo oft vorkommt — ſie nüancirt ſo vielfältig, vertreibt die Farben ſo fein und hebt ſo gar nichts, am allerwenigſten den innern Bildungspunkt hervor, daß die Konture der Zeichnung verloren gehn und ein verblaſenes Miniaturbild entſteht, das durchaus entſchwindet, indem es nicht für die Fernmalerey der Bühne berechnet war. Madam Wolff hat ſich von beyden Irrwegen gleich weit entfernt gehalten und weder eine deutlich-haſſenswerthe Karikatur noch eine räthſelhafte Sphinx gegeben und ſie hat, unſers Erachtens, dieſe ſchwierige Aufgabe dadurch gelöſt, daß ſie uns ſtets den Bindungspunkt zeigte, der die verſchiedenartigen Beſtandtheile dieſes Charakters vereint. Dieſe Beſtandtheile ſind zu allgemein bekannt, als daß wir nöthig hätten, ſie hier aufzuzählen; der Bindungspunkt aber, von dem wir ſprechen, dürfte es vielleicht weniger ſeyn. Wir glauben ihn in dem ſteten Sichſelbſtbewußtſeyn der Eliſabeth gefunden zu haben, welches nie, unter keinen Umſtänden, weder bey einer äußern, noch bey einer innern Veranlaſſung dieſe Herrſcherin verläßt. Immer ſchwebt ſie über dem eignen Selbſt, nach eiſenfeſten Grundſätzen ſich ſelber Befehle ertheilend und wachſam, daß ſie dieſelben äußerlich vollziehe; und wenn ſie auch bald mehr bald weniger ſchwankend erſcheint, ſo verliert ſie ſich doch nie ſo ganz, weder in einen Gedanken noch in einen Gegenſtand, noch in ein Ereigniß, daß ſie ſich nicht gleich wiederfände. Alſo mit klarem Bewußtſeyn ſich ſelbſt beherrſchend ſehen wir ſie nicht nur in der Audienz, die ſie den franzöſiſchen Geſandten gibt, nicht nur in ernſter Rathsverſammlung mit ihren Miniſtern, nicht nur ſpäter, als ſie dem Mortimer den blutigen Auftrag gibt, ſondern auch im Geſpräche mit Leſter, ihrem Günſtling und mit ihrer Feindin Maria, wo ausgenblicklich nur es hervortritt, daß die Selbſtherrſcherin „ein gebrechlich Weſen“ ein Weib iſt. Ja ſelbſt in der Scene, wo ſie dem Davſon das Todesurtheil übergibt, iſt ſie keineswegs ſo ſchwach und unentſchloſſen, als es den Anſchein hat, ſondern mit Bewußtſeyn ſchwankend und zweydeutig — und nur ein einzigesmal ſahen wir ſie überwältigt von der eigenen Betrachtung: da, wo ſie nach ruhig-reflektirendem Selbſtgeſpräch endlich ausruft: „Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche! Ich bin es „nur ſo lang du lebſt und athmeſt ꝛc. ꝛc.“ und dann raſch das Todesurtheil unterzeichnet. Man muß Mad. Wolff auf dieſem Kulminationspunkt ihrer Rolle geſehen haben; man muß es geſehen haben, mit welcher weiſen Meiſterſchaft ſie in jeder vorhergehenden Scene dieſen Moment vorbereitet und wie ſie am Ende des Stückes, von Allen verlaſſen, ſich dennoch ermannt und ſo kräftig auf ſich ſelbſt ruhend daſteht, daß das Haſſenswürdige ihres Charakters in dem Gefühl der Achtung untergeht, die ſie uns wider Willen abzwingt; man muß dieſes alles geſehen haben, um zu wiſſen, wie Schiller es wollte, daß ſeine Eliſabeth dargeſtellt werde. Wir haben einzig aus dem Spiele dieſer Meiſterin jenen vielſeitigen Charakter zu entwickeln verſucht und nur um nicht unbegränzt und unbedingt zu loben — wogegen wir uns ja oben beſtimmt erklärt haben — bemerken wir, daß dieſe vortreffliche Künſtlerin mit einer nicht klangreichen Stimme zu kämpfen hat und daß die Rede zu Mortimer: „Gehabt Euch wohl, Sir!“ u. ſ. w. zu merklich abſichtsvoll und nicht weich und zart genug betont wurde.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 85.

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. October 1823.

Horch die Trommel ruft zum Scheiden! —
Küss' ich dir die traute Hand;
Soll nur um die Ehre ſtreiten,
Streiten für das Vaterland.
Sollt' ich unter freyem Himmel
Schlafen in der Feldſchlacht ein,
Wird aus meinem Grabe blühen,
Wird aus meiner Aſche glühen
Blümchen ſüß: Vergißmeinnein.

Die arme Suſe.

(Nach dem Magyariſchen.)

Abends ward der Befehl gebracht,
Es war ein großes Siegel darauf,
In einer ſchönen Sommernacht,
Da weckten ſie meinen Janſi auf.

Eben war er von mir geſchieden,
Er ſah mich im Traume ſicherlich,
Ruhte in ſeinem Bett in Frieden,
Es träumte ihm, wie er umhalſet mich.

Da rief ein trüber Trompetenſtoß,
'S hieß, gegen die Türken zöge das Heer.
Mein Janſi ſchwang ſich eilig auf's Roß,
O weh! vielleicht ſeh' ich ihn nimmer mehr.

Zu ſeinem Quartier ging weinend ich hin,
Bis an's Ende der Gärten ging ich ihm nach,
Sein Marſch war mein Klaglied, fort ſah ich ihn ziehn,
Und ſeufzt' wie die einſame Taube am Dach.

Seinen Tſchako ich reich mit Thränen begoß,
Ich knüpfte ein trauriges Band daran;
Zehn Roſen gab ich ſeinem Roß,
So viel hundert Küſſe dem lieben Mann.

Selbſt meine Seele weinte in mir,
Als Abſchied genommen wir Beyde.
Er ſprach nur Eins: „Gott ſey mit dir!“
Und umarmt' und küßt' mich mit Leide.

Michael Csokonai.

Die Petersinſel.

(Fortſetzung.)

Das Geſpräch wandte ſich jezt auf das Zimmer Rouſſeau's, deſſen graues, ja ſchwarzes Gemäuer keinen angenehmen Eindruck auf uns machte, als wir die verborgene Treppe hinanſtiegen. Es dient gegenwärtig zum Schlafzimmer eines Dienſtboten des Hauſes, welcher ſich zu einem paſſabeln Belletriſten bilden könnte, wenn er die Sentenzen und Inſchriften auswendig lernen wollte, womit die vier Wände um ihn in lateiniſcher, alt- und neugriechiſcher, franzöſiſcher, engliſcher, ſpaniſcher, deutſcher ꝛc. Sprache bekritzelt, beſchmiert, beſchrieben und bezeichnet ſind.

Noch ehe wir die Treppe, die zum Zimmer führt, betreten hatten, hielt uns der Muntere alle viere an, und ſagte leiſe: „Geben Sie Acht, meine Herren, wir betreten das Zimmer eines berühmten ſpekulativen Kopfs. Große Männer und große Begebenheiten reizen zu Spekulationen, und man wird dieſe wohl fortgeſezt haben.“

Richtig; man bot uns eine Menge Zeichnungen und Anſichten verſchiedener Geſichtspunkte der Inſel dar, auch ganze Riſſe davon. „Ich werde dieſe morgen alle ſelbſt unterſuchen!“ ſagte der luſtige Maler; die ihm entgegengeſezten ſtörenden Hinderniſſe des Tanzens ꝛc. meinte er, leiſteten ihm nur Vorſchub.

Das Schönſte im ganzen Zimmer iſt das Fenſter mit ſeinem Maulbeerbaume am Spalier, von welchem die rei-

fen ſchwarzen Beeren mit dem Munde zu pflücken waren, und dann die Ausſicht auf das Grüne, und in geringer Entfernung auf den ſchönen See, über den ſich eben, als wir ihn von dieſem Fenſter aus betrachteten, kleine herbſtliche Wolken hinzogen.

Der luſtige Italiener, der ächt künſtleriſch nur in der Gegenwart lebte, und aus ihr die unendliche Verſchiedenheit von Anſichten zog, welche er über einen und denſelben Gegenſtand oft theilweiſe darlegte, und mit welchen er Alles, was um ihn war, in ſein Leben zu ziehen wußte, ſchrieb in das Erinnerungsbuch, welches den Fremden hier in dieſem Zimmer vorgelegt wird, und welches zugleich als Polizey-Controlle Dienſte leiſtet, dies die flüchtigen Worte:

„Insulæ in nubibus libertatis.“

Einer ſeiner Begleiter machte ihn ſanft auf die Zweydeutigkeit aufmerkſam, die man dieſen Worten unterſchieben könne; er aber ſagte, daß es ſo ſtehen bleiben müſſe, und blos auf eine richtige Konſtruktion dieſer vier Worte ankomme, welche er denn, als Autor, ſo geſtellt wiſſen wolle, daß libertatis nach insulæ zu ſtehen komme, und die Wolken, meinte er, ſeyen ja draußen auf dem See, und zögen ſich gegenwärtig ſchon über den Weinberg herein.

Der Dritte, ſtill, aber freundlich an Allem Theil nehmend, ſchrieb einige Zeilen in ſeiner melodiſchen Sprache zur Erinnerung an das eben verlaſſene Florenz.

Das ſtumm anbefohlene Abendeſſen ward eingenommen, aber die gebackenen Fiſche, äußerte der Luſtige, müßten beſſer ſeyn, wenn ſie Stillſchweigen auferlegen wollten; ſo, in dieſem Zuſtande, fühle er ſich nicht dazu verbunden.

Der Weiſt dagegen gab unſerm heiterm Beyſammenſeyn eine Dauer von mehrern Stunden, denen blos Mitternacht das Ziel ſetzte, und die ich gern verdoppelt hätte, wenn nicht doch unſere von der Reiſe angegriffenen Körper der Ruhe und Stärkung bedurft hätten. Das heitere Zuſammenſtimmen einer Geſellſchaft von Perſonen, die ſich erſt ſeit Stunden trafen und ungern verlaſſen, entſchuldigt ſicher eine Ausdehnung des Tages, wie wir ſie ihm gaben.

Der berühmte Phyſiolog, Esquirol, ſtellte den Satz auf, daß im Zuſtande des tiefen Denkens das Athemholen ſanfter und langſamer werde, und ich hatte auch bereits ein weitläufiges Syſtem von Zuſtänden darauf hin gebaut, welche am tiefen Denken hindern, und von Perſonen, welche deſſelben ſelten fähig ſind, worunter ich beſonders Sänger, auch überhaupt Muſiker von Profeſſion rechnete. Dieſer Welſche aber gab meinem Gebäude eine gewaltige Erſchütterung. Denn jede Pauſe, die bisweilen in unſere Unterhaltung kam, die aber oft beredter war, als ſtundenlange Konverſationen mit langweiligen Perſonen, füllte er mit ſeiner ſchönen Stimme aus durch irgend eine lebendige Melodie, und kam nach zwey Minuten wieder mit einer tief aus dem Leben gezogenen Bemerkung her, die Leben athmete und blos für's Leben war — mich aber in meinem Syſteme irre machte, ſo daß meine Arbeit jezt wieder von vorne angehen muß.

Gerade durch dieſen Zug unterſchied er ſich auch ſchnell und weſentlich von einem Franzoſen, von dem im Ganzen wenig an ihm war; denn ſein Leben war Leben mit Tiefe.

Das Zimmer, welches mir und meinem Begleiter die Nachtruhe gab, ſollte Jeder, der auf dieſer Inſel über Nacht zu bleiben gedenkt, zu bekommen ſuchen. Es iſt das ſchönſte des ganzen Gebäudes, und das Haupteck-Zimmer nach dem See zu, mit zwey Fenſtern auf der Seite des Rouſſeau'ſchen Gemaches. — Wer den Aufgang der Sonne in ihrem Septemberſtande über eine Waſſerfläche in ihrer höchſten Pracht recht genießen will, der muß auf dieſe Inſel in das beſchriebene Zimmer gehen, und da — in dem Bette, das am Ofen ſteht, liegen bleiben. Weder auf der Terraſſe, noch ſonſt wo auf der Inſel, hätte ſich das Schauſpiel ſo ausgenommen, wie ſie über die öſtlichen Hügel des See's heraufkam, mit unendlichem Schimmer ſich über dieſen ausgoß, und an deſſen Ende das ferne Nodau und Biel mit ſeinen weißen Gebäuden und Thurmſpitzen, ſo wie das ganze öſtliche und nördliche Ufer mit ſeinen Dörfern ꝛc., deutlich machte.

Ueber den Golf von Genua geht die Sonne auch ſehr ſchön auf, ſo wie auf der Inſel Rügen am ſchönſten unter; aber im Bette kann man Beides nicht ſo genießen, wie hier. — Die Italiener ſangen ſchon wieder unter unſern Fenſtern vorbey in der freyen, kalten Morgenluft nach dem Hafen zu, von welchem in geringer Entfernung auf dem See ein Kahn mit Fiſchern ſichtbar war, die unſere Mittagstafel mit Fiſchen verſehen wollten, uns aber hielt der bezaubernde Anblick immer noch in den Federn feſt, und erſt als der ſteigende Glanz der Sonne unſere Augen von dem Silber des See's wegzuwenden hieß, und ſich auch einige Nebelwolken wieder von den Hügeln herabzogen, erhoben wir uns aus den Betten, die uns einen ſo ſeltenen Genuß gewährten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verbeſſerung des Zuſtands der Sklaven in Weſtindien.

Die Anregung des Zuſtandes der Sklaverey in Weſtindien im engliſchen Unterhauſe ſcheint dort die größte Unruhe erregt zu haben, welches die Regierung wohl vorausſah. Indeſſen ſcheint ſie den Wünſchen eines menſchlicheren Zeitalters entgegenkommen zu wollen, indem ſie ſich bemüht, die Pflanzer zu bewegen, von ſelbſt die Härte des Sklavenſtandes zu vermindern, und die Sklaven zur Fähigkeit für die Freyheit vorbereiten zu helfen. Zu dieſem Ende erließen die Gouverneurs Aufforderungen an die

Pflanzer, die Sklaven in Zukunft durch den Klang einer Schelle, ſtatt des Peitſchenknalles, zur Arbeit zu rufen, und überhaupt dieſes erniedrigende Strafwerkzeug auf die Seite zu legen, und auf die Einführung irgend eines andern Strafmittels bedacht zu ſeyn. In den meiſten Inſeln verlangte man Bedenkzeit, und einige Zeitungsſchreiber ſchlugen vor, eine Art von amphiktrioniſchen Rath aus Abgeordneten aller Kolonien zu bilden, welche das Intereſſe der Pflanzer in Schutz nehmen ſollen. Der Brief einer Dame über dieſen Gegenſtand iſt merkwürdig.

„Es iſt meine Meinung, ſchreibt ſie, daß man nicht in den Vorſchlag Sr. Excellenz (des Gouverneurs) einwillige: will man uns zu Grunde richten, ſo ſey es wenigſtens nicht mit unſerer Zuſtimmung. Auch bin ich völlig überzeugt, daß die Sklaven auf dieſer Inſel ſo glücklich ſind, als möglich; ja weit glücklicher, als das gemeine Volk zu Hauſe (im Mutterlande). Ernährt, gekleidet, in Krankheit von den geſchickteſten Aerzten beſucht, mit jeder Bequemlichkeit verſehen, die ihre Lage erheiſcht, befinden ſie ſich über den Mangel emporgehoben, und das Recht, ſich gegen ihre Gebieter zu beſchweren, ſichert ſie gegen Bedrückung und Mißhandlung *). In den Schulen ſind Kinder von beyden Geſchlechtern aus den vornehmſten Familien den Schlägen unterworfen, deßgleichen die Marine und die Armee, worunter Viele aus den erſten Häuſern; die Weißen und die freyen Neger dieſer Inſel können, nach dem Geſetz, vierzig Peitſchenhiebe erhalten, während man dem Sklaven nicht über fünf-und-zwanzig geben darf **). Es iſt merkwürdig, daß die Gebieterin der Peitſche unterworfen ſeyn ſoll, und die Sklavin nicht; und daß man gerade den Augenblick dazu wählt, wo man uns nach einem neulichen Geſetz dieſer Strafe unterworfen hat. Jeder Eigenthümer von Sklaven weiß, daß die Weibsperſonen die Widerſpenſtigſten unter dem Haufen ſind; man benehme dieſen nur die Furcht vor verdienter Strafe, ſo wird ihr Einfluß über die Männer, ihr böſer Rath und böſes Beyſpiel, ohne allen Zweifel ihre Beſitzer täglichen Mißhandlungen, dem Verluſt ihres Eigenthums und Lebens — kurz die Inſel dem gänzlichen Umſturz Preis geben. Ich bin keine Freundin von Bedrückung; jedoch ſehe ich kein Strafmittel, das man ſtatt des gegenwärtigen einführen könnte; Einſperrung iſt für einen Sklaven bloße Befreyung von Arbeit, für uns iſt es ein Zeitverluſt; die Tretmühle iſt gleichfalls ein Zeitverluſt, und wahrſcheinlich mit Unkoſten verknüpft. Während unſere Sklaven eingeſperrt ſind oder in der Mühle gehen, wen ſollen wir an ihre Stelle aufs Feld ſchicken? Wie ſollen wir unſere Schulden — wie unſere Abgaben bezahlen? — Es iſt demnach meine Meinung, daß wir Sr. Excellenz eine Adreſſe überreichen, worin wir unſere Urſachen angeben, warum wir in keine Maßregel willigen können, die unſern Vortheilen, ſo wie der Ruhe der Inſel, gefährlich ſeyn würde, ohne den Sklaven glücklicher zu machen.“

*) Wie wenn das Zeugniß der Schwarzen nicht angenommen wird und Pflanzer über Pflanzer zu richten haben? Ref.

**) Nur daß hier die Leidenſchaft, dort das Geſetz die Strafe zuerkennt. Ref.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. Sept.

(Fortſetzung.)

Ein vollkommener Gegenſatz zu Eliſabeths ſtets ſich ſelbſt bewußtem Charakter — und hierauf beruht die dramatiſche Gewalt dieſes Stückes — iſt der der Maria. So wie jene nur augenblicklich und nie ſo gänzlich ſich ſelbſt verliert, um nicht ſogleich wieder die Herrſchaft über ſich zu erlangen; ſo iſt dieſe immer dem Gegenſtand und dem Ereigniſſe ſo völlig hingegeben, daß ſie ſich ſelbſt zu entreißen nur äußerſt ſelten — oder eigentlich nie, vermag; denn auch dann, wann ſie über ſich ſelbſt ſich erhebt und die eigene Vergangenheit, Zukunft oder Gegenwart zum Gegenſtand ihrer Betrachtungen macht, verliert ſie ſich immer ſo ganz in ſich ſelbſt, daß ihre Gedanken zu Empfindungen werden, die ſie weder zur Klarheit, noch zur Herrſchaft über ſich kommen laſſen. Und ſo wie die Kraftfülle der Eliſabeth das Haſſenswerthe ihres Charakters mildert, ſo wird die ſchwere Schuld der Maria, durch die Fülle ihres Gefühls, durch ihre Hingebung, ja durch die eigene innere Unklarheit entrückt und bewältigt. Keineswegs geſchieht dieſes — wie man fälſchlich wähnen dürfte — durch das religiöſe Kolorit, in welchem der große Dichter dieſes Charaktergemälde gehalten hat. Denn dieſe Religioſität hat durchaus nicht ihr ganzes Weſen ſo durchdrungen, daß ſie der Quell aller ihrer Gedanken, Empfindungen und Handlungen wäre; ſie iſt zwar die katholiſche, aber auch die weltliche Königin, die ſinnlich-liebende, die eitele, die herrſchbegierige Frau; und wenn ſie bey ihrem erſten Auftreten, das Bild des Gekreuzigten in Händen, von Unglück gebeugt, demüthig-fromm und aller Herrlichkeit entſagend erſcheint, ſo ſoll dieſes nur die Erhebung verbreiten und möglich machen, mit welcher ſie bey ihrem letzten Todesgange, ſich von allem Irdiſchen abwendet und ganz dem himmliſchen Troſt und der Hoffnung der Religion ſich hingibt. Demzufolge iſt Maria bey dieſem ihrem erſten Erſcheinen und bey der Vorbereitung zu ihrem gewiſſen Tode ganz dieſelbe Fromm-Entſagende, in allen andern Scenen aber, die zwiſchen dieſen beyden im Verlaufe des Stückes liegen, die von augenblicklichen Empfindungen beherrſchte Frau. Dadurch ergibt ſich nun auch ein Gegenſatz in der Darſtellung der beyden hier beleuchteten Rollen. Wenn Eliſabeth nämlich, ſtets über ſich ſelbſt wachend, Alles der Aeußerlichkeit opfert und immer ſo geweſſen erſcheint, wie ſie es eben will und vorher weiß; ſo kann Maria gerade nie ſo erſcheinen, wie ſie will, ja ſie verſchmäht meiſtens alles Erſcheinen, iſt nur in uns mit ſich ſelbſt beſchäftigt und all ihr Thun und Laſſen iſt — wenn wir ſo ſagen dürfen — ein inneres. Selbſt als Königin erſcheint ſie nicht, wie Eliſabeth es thut; aber ſie iſt die königliche Frau, ſie iſt es um ſo mehr, da ſie es ohne Anſtrengung, ohne eigentliche Repräſentation, ſondern aus früh anerzogener und nun bewußtloſer Gewohnheit iſt. — Mad. Stich, welche dieſe Rolle hier zum Erſtenmale gab, vereint alle jene ſeltene Naturgaben in ſich, welche Hiſtoriker und Dichter dieſer Fürſtin zuſchreiben: eine edele und reizende Geſtalt, das Haupt von dunklen Haar-

umschattet, die Stirn sanft gewölbt und rein, das Auge sprechend und feurig, die Gesichtsbildung selbst im Ausdrucke des Schmerzes noch schön, eine voll- und wohlklingende Stimme, deren tiefe und mittlere Töne untadelig sind, und deren Höhe nur noch der letzten selbstbeobachtenden Ausbildung bedarf, um in sanften Uebergängen völlig weich zu werden. Es ist weder der Jugend noch dem Alter, weder dem Layen noch dem Kenner zu verargen, wenn er von dieser wahrhaftigen Erscheinung der schönen Maria Stuart so hingerissen entzückt wird, daß ihm jede Bewegung, jeder Ton, jeder Blick das Höchste der Kunst dünkt, indem er ja die Natur selbst, die leibhaftige schöne und reizende Fürstin sieht und hört. Auch die Kritik stimmt gern diesem allgemeinen Lobe bey, so lange von der schönen Totalerscheinung der Maria die Rede bleibt; da sie aber, ihrer Natur nach, kalt ist und von Amtswegen zergliedern soll; so muß sie, bey diesem Geschäft, die äußeren schönen Naturgeschenke von der eigentlichen Kunstleistung abziehen und das entkleidete Facit ihrer mudegeisterten Subtraktion geben. Bevor wir es aber andeuten, was in der ersten Darstellung dieser Rolle, unserer Ueberzeugung nach, mangelhaft war, müssen wir es wiederholen, daß die junge Künstlerin sich auf einer erfreulichen Höhe erworbener Virtuosität zeigte, sowohl in Hinsicht des reinen Vortrags und der richtigen Betonung des Verses, bey weiser Vertheilung des Schattens und Lichtes und Aufsparung der Tonkraft, als auch hinsichtlich einer angemessenen und angenehmen Mimik, der weder das verschwenderische Zuviel des Naturalisten, noch die ärmliche Oekonomie des falschen Meisters vorzuwerfen ist; und wenn wir überdieß noch den lobenswerthen Fleiß erwähnen, den Mad. Stich nicht nur auf diese, sondern auf jede ihrer Rollen verwendet, so haben wir nun auch, wie Lessing sagt: „das Herz," sie zu tadeln. — Wir sagen demnach, daß, die Anlage der Rolle im Allgemeinen betrachtet, das Spiel der jungen Virtuosin ein zu äußerliches war, um den gehörigen Gegensatz der Elisabeth darzustellen; es trat uns überall zu viel Bewußtseyn, zu viel Gemachtes, zu viel repräsentirende Erscheinung entgegen; so Manches, was Maria sich selbst sagt, wurde an das Publikum gerichtet, Anderes, was rasch hingeworfen, sich gleichsam von selbst ergeben sollte, wurde zu rhetorisch getragen; zu oft verbarg uns der Schimmer einer allzuäußerlichen Majestät das vom Unglück gebeugte und vielleicht ganz und gar das schwache, schwankende und schuldbeladene Weib. — Wir wollen nicht der schöpferischen Bethmann gedenken, denn es ist unbillig, nach Art des Goetheschen Antonio Vergleiche anzustellen, wie schwer es auch sey, sich ihrer zu erwehren; aber schon, ja hauptsächlich, das erste Erscheinen der Mad. Stich war nicht genug Das einer schuldbelasteten Seele, einer gefangenen, gedemüthigten Fürstin, die später von sich selbst sagt: „Ach! meines Geistes Schwingen sind gelähmt... Ich bin nur noch der Schatten der Maria." Was immer auch in diesen ersten Scenen gestrichen seyn mag, so bleibt doch zu bedenken und muß dargestellt werden, daß das Stück an dem Jahrestag, einer von Maria verübten Bluthat beginnt und daß Paulet ihr wenigstens heute Unrecht thut, wenn er sagt: „Den Christus in der Hand, die Hoffahrt und die Weltlust in den Herzen" — hier schien uns Mad. Stich lange nicht genug tief innerlich gebeugt und daniedergeschlagen; denn selbst über der Würde, mit der sie zu Paulet spricht und die vortrefflich dargestellt wurde, muß die Lokalfarbe des Unglücks verbreitet seyn und der Demuth, die dieses Unglück als eine gerechte Strafe des Himmels hinnimmt; dieser Farbenton des Gemüths fehlte aber in dieser Scene und trat in der folgenden mit Keunedy auch nicht in der ganzen Fülle reuiger Buße hervor. Daher, wie lebendig auch die darauf eintretende Scene mit Mortimer gespielt wurde, machte diese doch nicht einen so freudigen Lichteffekt, als wenn das Vorübergehende dunkler und wehmüthiger wäre gehalten worden und so der veränderliche und zu Extremen geneigte Charakter der Maria sich gleich gezeigt hätte. Späterhin, in der Scene mit Burleigh, zeigte sich Mad. Stich in der wahren Sphäre ihres Talents und in der Fülle ihrer Virtuosität. — Im dritten Aufzuge haben wir bey weitem das Meiste zu loben und nur über wenige mangelhafte Nüanzirungen Tadel auszusprechen. Vortrefflich wurden in der berühmten Scene mit der Elisabeth die Fassung wie der Zorn, die Demuth wie der Stolz, das Gefühl des Rechts und das der Schuld nicht nur gezeigt, sondern auch in natürlichen Uebergängen kunstreich verbunden. Genialisch — das heißt: überraschend neu und tief und selbstschöpferisch erfunden — sprach die Künstlerin jene Worte: „Wenn ihr mich anschaut mit dem Eifersblick" u. s. w. Es war der Ton des Weinens, aber die Thränen stockten ihr in der Brust und der Weg vom Herzen zum Munde verschloß sich krampfhaft. Mad. Stich wird bemerkt haben, wie mächtig hingerissen das Publikum bey dieser Stelle war, welch allgemeines, unwillkührliches Unisono des Beyfalls ertönte, und sie möge hieraus abnehmen, wie viel tiefer eine selbstschöpferische Eingebung als alles Erlernte wirkt. Nicht genug können wir die Wahrheit und insbesondere den Anstand loben, der die äußerst schwierige Scene mit Mortimer, die bis an die Grenze des Erlaubten streift, so glücklich milderte; es kann der partheylosen Kritik nichts angenehmeres begegnen, als wenn sie so viel Treffliches anzuerkennen hat. Was uns in diesen Aufzug störte, war die erste lyrische Scene der Maria, die mit den Worten beginnt: „Laß mich der neuen Freyheit genießen!" Gerechtfertigt kann diese aus dem Ton des Ganzen fallende Lyrik allerdings werden; aber für die Schauspielerin wird es immer eine schwierige Aufgabe bleiben, diese gereimte Dithyrambe zu sprechen und zu spielen. Unsers Erachtens hat sie Mad. Stich zu dramatisch dargestellt. Bey allen Stellen, wie: „Dort, wo die grauen Nebelberge ragen" u. s. w. und „Dort legt ein Schiffer den Nachen an" u. s. w. wurde zu sehr gespielt, zu nachdrücklich hingezeigt und hier, so wie durchgängig wurden zu viele Pausen angebracht, ward das Tempo zu oft ralentirt. Wir würden vermuthlich nicht im Stande gewesen seyn, diese Bemerkung zu machen, wenn wir die unvergleichliche Bethmann nicht gesehen, oder gänzlich vergessen hätten, wie glücklich sie diese schwierige Aufgabe löste. So wie diese ganze Stelle aus dem Tone des Ganzen, und zwar absichtlich, fällt; so detaschirte sie auch die verstorbene Meisterin von der übrigen Darstellung dieser Rolle. In begeisterter Hingebung nicht nur gab sie diese Scene, sondern auch im ununterbrochenen Ergusse dithyrambischer Extase, auf den Wogen des kadenzirten Wohllauts sich wiegend und sich tragen lassend von dem raschen Strome des freudigen Gefühls. Es war Maria die Dichterin, welche improvisirte und welcher die Gedanken und Empfindungen so schnell zuströmten, daß sie kaum die Zeit gewann, sie auszudrücken. Bey dieser Rückerinnerung wird es uns M. Stich selbst nicht übel deuten, daß ihr langsames Tempo und ihre Pausen uns nicht zusagten. Fast noch störender war dieses langsame Tempo, sowohl in dem stummen Spiel, da Maria die Elisabeth zum Erstenmal anschaut, als auch bey dem Schreckensausruf: „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!" — Statt mit erstarrtem Blute „zusammenschaudernd," wie es der Dichter vorschreibt, diese Worte in sich selbst hineinzurufen, wurden sie zu pathetisch gedehnt und zu sehr dem Parterre gesagt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 85.

Nro. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. October 1823.

Die Freude, die noch jezt mein Innerstes beweget,
Flieht, wenn die kommende Minute winkt,
Und eh' das Wölkchen Staub, das sie im Flieh'n erreget,
Zur Erde niedersinkt.

Gotter.

Die Petersinsel.

(Fortsezung.)

Wir waren kaum angekleidet, und hatten noch nicht lange das eine Fenster des Zimmers geöffnet, als im Laube des Maulbeerbaumes vor demselben etwas rauschte, und bald, noch ehe wir nach der Ursache davon sehen konnten, der Kopf des muntern Welschen in unser Zimmer schaute, und mit einem: „Bon giorno!" auch der ganze Mann in dasselbe sprang. Mit dem Frühstück hätten sie alle Drey auf uns gewartet, um es in Gesellschaft oben auf der Terrasse im Tanzsaale einzunehmen. Diese höfliche und freundliche Zuvorkommenheit durfte durch kein Zögern von unserer Seite zur Verstimmung bey den Geselligen gebracht werden, also wanderten wir zusammen, die wir uns in der frohsten Stimmung in der Nacht verlassen, jezt wieder scherzend und singend am frühen Morgen ins Freye, um die wenigen Stunden, die uns noch bis zur Ankunft mehrerer Besucher übrig waren, recht ungestört und heiter zu verbringen. So herrlich schmeckte mir noch kein Frühstück im Freyen, dessen Bestandtheile die eines gewöhnlichen Schweizer-Dejeuner's, aber alle von ausgezeichneter Güte waren. Hell spiegelte sich die Sonne im Golde des reinen Honigs und erwärmte uns von Außen, während der heiße Kaffee von Innen herauswirkte. Besser schmeckte mir noch kein Anken (Butter) als dieser, und so mit Wohlgefallen betrachtete ich noch kein Brod, als dieses. Sollte vielleicht die heitere Stimmung in mir und um mich diesen Gegenständen, die aber auch von den Uebrigen gelobt wurden, höhere Reize verliehen oder ihnen deren angedichtet haben? Nun, so war dieß gewiß eine der unschädlichsten und angenehmsten Täuschungen, die es auf dem Erdenrunde geben kann.

Unsere Fernröhre sahen schon auf der Wasserfläche Schiffe sich unserm Eilande nähern, und nur ungern machten wir der aufräumenden Magd Platz, und verließen den Salon, der jezt schon zum Tanze hergerichtet werden sollte. Außen vor demselben richtete auch der Theekoch seine Steine zum Heerde wieder her, und ordnete seinen Bouteillen-Behälter.

Noch hatten wir unter heiterm Herumwandeln den Genuß, Schiffe, die wir an den nahen und fernen Ufern abstoßen sahen, auf dem See daher- und unserm Berge zugleiten zu sehen; aber je näher dieselben uns kamen, und je höher die Sonne stieg, desto weniger wollte mir auch die Insel mehr gefallen, und — die Heiterkeit von uns Allen schien sich in den Hintergrund ziehen zu wollen, als wir nach weniger Zeit Offiziersuniformen, Landjägermonturen, mit weißen Ballgewändern der Frauenzimmer untermischt, durcheinanderwandelnd, und sich im Begegnen einander so mit den bekannten Fremden-Gesichtern ansehend, um uns erblickten. Noch tönte keine Musik, und dieß machte das staunende Begegnen um so langweiliger. Wir Fünf hatten uns zwar die Moosbank mit dem niedlichen Tische unter den Tannen auf der Terrasse als Zusammenhaltungspunkt auserlesen, die Glocke aber, welche

uns zum Mittagsmahle rief, hieß uns von demselben scheiden, und an der Tafel mußten wir gar uns trennen, da sie größtentheils schon besezt war. Mein Wunsch nach unserm stumm bestellten, aber desto lebendiger gehaltenem, Abendessen des vergangenen Tages, in unserm traulichen, nähern Beysammensein, war umsonst, und ihn konnte selbst nicht die Nachbarschaft einer rothbäckigen Bielerin verdrängen, welche gegenwärtig meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und die mit ihrer zu großen Freundlichkeit mich fast in einen Unwillen gesezt hätte, welcher selbst den Wein lange ohne Wirkung auf meine Stimmung ließ. Zu einer allgemeinen Fröhlichkeit konnte sich die Tafel nicht erheben; der muntere Welsche sah mit seinen offenen Augen in jedes Gesicht seiner Nachbarschaft, aber es schien ihn keins so anzusprechen, als wenn es mit einstimmen wollte, und wir waren Alle zu zerstreut gesezt. Kahle Zweydeutigkeiten, die hier und da fielen, gaben ein schlechtes Surrogat für mangelnden Witz, und ein plözlich hervorgestoßenes Gelächter Einzelner ersezt auch die Heiterkeit nicht, die an einer solchen Tafel herrschen könnte.

Sonderbar war der Kontrast zwischen der äußern Ruhe, die mir gestern bey meiner Ankunft auf der Insel entgegenwehte, und dem Gewühl und bacchanalischen Jauchzen, das in meine Ohren gellte, als ich die Treppe herab kam und ins Freye trat. Ohne Rippenstöße zu bekommen und auszutheilen, konnte man sich kaum bewegen. Aus der nahen Scheuer tönte Tanzmusik her, von dem Salon auf der Terrasse herab ebenfalls, das Ab- und Zulaufen von und zu diesen Drehpunkten, das Rollen der schweren Kugeln auf den Kegelbahnen, die vom Weine erzeugte Begeisterung, so sich aber schon an vielen Personen in Trunkenheit äußerte, Kindergeschrey — kurz, dieß Alles auf dem sehr beschränkten Raum um die Schaffnerey herum, war sicher nicht für Jedermann lockend.

O Lord! der du dir durch ein Vermächtniß von 2000 Pfd. St. einen Ruheplatz auf dieser Insel auswirktest, dein Leichnam, den kein Schiff überbrachte, ruht vielleicht eben so sanft auf dem Meeresgrunde, als er hier in dem für dich gemauerten, dunkeln Grabgewölbe geruht haben würde, um das der Lärm von drey bis vier Parthien Tanzender sich bewegt! — (Der Beschluß folgt.)

Belustigungen aus der deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von Wilhelm Müller.

Simon Dach und der große Kurfürst von Brandenburg.

Simon Dach*), einer unserer glücklichsten Liederdichter des siebenzehnten Jahrhunderts, ein schlichter, frommer, zart fühlender Mann von weichem Herzen und schwachem Körper, hatte sich als Kollaborator an der Domschule zu Königsberg fast bis in das Grab hineingearbeitet, das er, als einen Erlöser aus dem Staub und Schmuz seiner lästigen und widrigen Geschäfte, nicht sehr scheute. Einige poetische Versuche hatten den kurfürstlichen Ober- und Regierungs-Sekretär, Robert Roberthin, einen Freund und Jünger Opitzens, auf den armen Kollaborator aufmerksam gemacht, und dieser wackere Mann ließ sich das Schicksal des jungen Dichters, wie ein Vater und Freund, angelegen seyn. Er nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf, führte den unbeholfenen, menschenscheuen Mann in die Welt ein, leitete seine dichterischen Arbeiten, und wußte ihm im Jahr 1636 durch seine Verwendung das Konrektorat an der Domschule zu verschaffen. Dach verehrte und liebte seinen Wohlthäter bis in den Tod mit fast schwärmerischem Gefühl; sein ganzes Herz lebte und webte nur in der Freundschaft, und die schönsten Lieder, welche er uns hinterlassen hat, athmen in dieser seligen Empfindung*). Er nennt ihn den Retter seines Lebens, seinen Lehrer in der Kunst der Musen, und seine Dankbarkeit wird nach dem Tode des herrlichen Freundes erst recht beredsam und unerschöpflich, als ob die Bescheidenheit des Lebenden ihn bis dahin zurückgehalten habe, sich auszusprechen. Ein einzeln gedrucktes lateinisches Gedicht auf Roberthin's Tod vom Jahre 1649 enthält mehrere Stellen, welche über Dach's frühere unglückliche Verhältnisse und Roberthin's Verdienste um die Verbesserung derselben deutlich und herzlich sprechen.

Hei mihi, cui promtas in nervos debeo vires,
Ingeniumque, meos qui castigare labores
Unus et in pretio censuque locare solebat
Candidus et liber, nobis indictus obibit!

Quid tua tot benefacta loquar, meniemque paternam?
Me Schola jamdudum vacuas misisset ad umbras,
Pulveris erectum squalore et mole laborum:
Subdere tu stimulos animo, tu laude frequenti
Ornare immeritum, tu conciliare favorem,
Tu Pyladen fecisse tuum, tu semper amicis
Commendare tuis, donec pudore solutum
Vidisti puerorum, inque hac me luce locatum.
Adde quod integrum mensa me juveris annum
Atque domo, quod te mea non offenderit unquam
Rusticitas moresque feri — quid multa? carinm
Tu blandus nostræ Zephyrus sidusque fuisti.

Als Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, im Jahr 1638, während des Krieges mit den Schweden, nach Königsberg kam, überreichte Simon Dach dem treuen Landesvater und tapfern Feldherrn einen poetischen Glückwunsch, welcher so wohl aufgenommen

*) Geb. zu Memel 1605, gest. zu Königsberg 1659. Der fünfte Band meiner Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts wird eine Auswahl aus seinen Gedichten enthalten.

*) Vor allen das aus Herder's „Stimmen der Völker" bekannte: Der Mensch hat nichts so eigen u.

wurde, daß der Dichter schon im folgenden Jahre durch die Gnade seines Helden die Professur der Poesie an der Königsberger Universität erhielt, welche er bis an seinen Tod bekleidete. Seit dieser Zeit hat Dach, als innerlich berufener, wenn auch nicht titulirter, Hofdichter das kurfürstliche Haus Brandenburg, und vor allen die Tugenden und Thaten seines hohen Herrn, unermüdlich gepriesen, und obgleich diese heroischen Gelegenheitsverse nicht die besten der Dach'schen Muse sind, so zeichnen sie sich doch fast alle durch eine gewisse naive Herzlichkeit und Zutraulichkeit vor dem kalten Pomp der gewöhnlichen Hofpoesie aus. Sie sind zweymal in eigenen Sammlungen gedruckt: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw' und Zepter, von S. D. poetisch besungen. Königsberg s. a. 4., und: Simon Dach's Poetische Werke ꝛc. Königsberg 1696. 4., beyde ziemlich selten. Auch die Albert'schen Arien*) enthalten einige, die sich zum Gesange geeignet haben. Sehr charakteristisch für den Dichter, wie für die Sitte der Zeit, und nicht minder für den populären Geist des großen Kurfürsten, ist ein Lied, welches Dach für die Kneiphöfer**) Schützen gedichtet hat, als der Kurfürst den 14. des Brachmonats 1640 ihrem bürgerlichen Scheibenschießen beygewohnt hatte und König geworden war***).

Glück zu dem Könige! Glück zu!
Glück zu dem theuren Helden,
Des Preußenlandes höchster Ruh',
Als eine Zeit kann melden!
Er weiß zu treffen auf das Ziel,
Ihm soll man Ehre geben.
Er hat der Gnad' und Hoheit viel,
Und auch das Glück daneben.

Er leget' an, die Büchse klang,
Das Schwarze ward durchschossen;
Darauf hat sein Gesundheit-Trank
So Manches Sinn begossen.
Das Pulver und die Kugel schien
Des Helden Macht zu kennen,
Sprach: Kneiphof, auf! Ihr sollet ihn
Auch euren König nennen.

Der ganze Rath und Bürgerschaft
Sind froh ob diesem Schießen,
Und wollen, daß der Rebensaft
Soll desto milder fließen.
Sie werden dieses Gnadenstück
Bald in das Stadtbuch schreiben,
Und ihres Landesvaters Sieg
Der Nachwelt einverleiben.

Nimm gnädigst hin, du werther Held,
Voraus den Kranz der Ehren,
Dann auch den Becher und das Geld —
Du kannst recht schießen lehren.
Es ist nicht gnug, du Sternenpfand,
Daß Preußen dir muß grünen,
Beherrschest weislich Leut' und Land:
Das Glück muß dir auch dienen.

Nun sey gegrüßt! Dein hohes Haus
Müss' jezt und ewig blühen,
Müss' unter deinem Schutz durchaus
Die Wohlfahrt sich umziehen!
Und halt' in Gnaden mir zu gut,
Daß ich dein Lob erklinge,
Erwecke freudig meinen Muth
Und nach wie vormals singe:
Glück zu dem Könige! Glück zu! u. s. w.

Dieses Gedicht soll keineswegs als ein Muster in seiner Gattung aufgeführt seyn; aber der Ton desselben empfiehlt sich uns durch seine bürgerliche Biederkeit und Unumwundenheit, welche den Sänger, wie den Besungenen, der solche Lieder gern hört, in gleichem Grade ehren. Wie leer und starr erscheint dagegen die Besser'sche Hofpoesie!

(Der Beschluß folgt.)

*) Acht Theile. Königsberg, gedruckt durch Johann Reusnern 1652. Fol. selten.

**) Der Kneiphof, ein Theil von Königsberg, auf einer Insel gelegen.

***) Alberts Arien. Th. IV. Nr. 21.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. September.

(Beschluß.)

Im lezten Aufzuge fanden wir nicht nur nichts auszusetzen, sondern mit vollster Anerkennung müssen wir es auch erwähnen, daß Mad. Stich durch wahrhafte kräftige religiöse Erhebung jene weichen und thränenreichen Auftritte niemals in das Gebiet einer schwächlichen Sentimentalität hinabsinken ließ, welches ihr durch die allgewöhnliche frömmelnde Heiligthuerey gewiß nicht gelungen wäre. Hier gerade kam ihr ihre nicht hoch liegende Stimme sehr zu statten, welche sonst bey ausschließlich empfindsamen, oder auch nur rein-gemüthlichen Rollen ihrem ausgezeichneten Talente schwer zu überschreitende Naturgrenzen setzt. Daß uns die Scene der Beichte nicht behagte, ist durchaus nicht die Schuld der darstellenden Künstlerin. Es mag eine vorgefaßte Meinung, es mag eine individuelle Scheu seyn; aber kirchliche Gebräuche auf die Bühne gebracht, berühren uns immer störend, ja fast verwundend; und so — bey aller Liebe und hochachtender Verehrung, die wir dem großen Dichter freudig zollen — würde es uns weit mehr zusagen, wenn Maria, in Ermanglung eines Priesters ihrer Kirche, dem unsichtbaren Vater im Himmel ihr bußfertiges Herz eröffnete. Ein Extrem möge unser Gefühl verdeutlichen: Wir sahen nämlich auf einem deutschen Theater zweyten Ranges die erwähnte Beichtscene: hier zog Melvil zwey Wachskerzen aus der Tasche und stellte sie auf einen Tisch, den er durch ein weißes Tuch zum Altar bereitete, trat dahinter, nachdem er die Kerzen angezündet hatte, und hörte so in aller Form

die Beichte der knieenden Maria. So durchaus, das fühlt gewiß ein Jeder, darf die Bühne nicht zur Kirche werden; aber wo ist die Grenze? — Diese Frage dürfte äußerst schwer zu lösen seyn. Auch diese Scene wußte Mad. Stich genugsam zu mildern, so daß sie keine eigentlich ekelhafte Handlung wurde. Es wird diese junge Künstlerin — auch dann, wenn sie unserm Urtheile nicht vollkommen beypflichten sollte — uns dennoch zugestehen müssen, daß wir ihrem Spiel eine ausdauernde Aufmerksamkeit widmeten und daß diese nur aus der Achtung hervorgehen kann, die uns ihre ausgezeichneten Kunstfähigkeiten einflößen. Und so glauben wir, ihr noch zwey allgemeine, nicht auf die Rolle der Maria Stuart Bezug habende Bemerkungen machen zu dürfen. Nämlich: Rollen, die einzig auf Weichheit des Gemüths, auf Zartheit der Empfindung beruhen, die das Gebiet der Sentimentalität berühren und die uns nicht die leidenschaftliche und kräftig handelnde, sondern nur die leidende und entsagende Heldin zeigen, scheinen uns außerhalb das Bereichs dieser vielbegabten Schauspielerin zu liegen. Dann: weisen wir nochmals auf die oben erwähnte, genialisch erfundene Rede: „Wenn ihr mich anschaut mit dem Eisesblick" u. s. w. und auf den mächtigen Eindruck zurück, den sie hervorbrachte und rathen der jungen Künstlerin aus wahrhaft wohlwollendem Herzen, sich öfter so ganz dem Momente hinzugeben, der dämonischen Eingebung zu horchen und so ganz die Person, die sie darstellt, zu werden, zu seyn. Dann wird sich auch Das von ihrem Spiele ablösen, was ihr noch als Erlerntes und mühsam Bereitetes von der Schule her anklebt und was nicht nur dem Kenneraug, was auch dem natürlichen Kunstsinn von Zeit zu Zeit entgegentritt; dann wird dieses schöne Talent jene Stufe der selbstschöpferischen Meisterschaft erreichen, die ihr eine partheylose und strenge Kritik bis jezt noch nicht oder wenigstens nicht immer und immer zugestehen kann.

Wir haben die Auseinandersetzung der beyden weiblichen Charaktere so ausführlich behandelt, daß wir der andern bedeutenden Rollen nur andeutend erwähnen können. Die des Shrewsbury ist eine der vorzüglichsten Darstellungen des Herrn Beschort. Er war ganz das, was er seyn sollte; der Repräsentant des Gemüths in dem Staatsrathe; aber nicht etwa jener süßen und weichlichen Nichtigkeit, die eine geborne Feindin aller kräftigen und verständigen Konsequenz bleibt, sondern jenes Gemüths, das die zu Fleisch und Blut gewordene Gerechtigkeitsliebe ist und die immer, nicht nur besser, sondern auch klüger ist, als die klügste Klugheit. Enthusiastischer Beyfall wurde dem Schauspieler, so oft er mit herzlicher Kraft als Anwalt der Maria sprach. Auch Herrn Lemm als Burleigh gebühret ein uneingeschränktes Lob; die Ruhe, die Bedachtsamkeit, die rhetorische und langsame Gemessenheit dieses Charakters sind die angemessensten Elemente für sein Darstellungsvermögen. Die Persönlichkeit des Herrn Krüger dürfte der Rolle des Lester nicht ganz zusagen. Um so mehr verdient sein Fleiß Anerkennung, der meist von dem glücklichen Erfolg gekrönt war. Die Scenen mit Mortimer, mit halber Stimme gesprochen, waren von vorzüglicher Wirkung; die lezte Scene aber dürfte eine zu schwere Aufgabe seyn; denn selbst einen Fleck sahen wir an ihr scheitern und Talma auch wagt diese Scene nicht allein auf der Bühne stehend, sondern nur mit Aushülfe eines Vertrauten zu spielen, der ihn pantomimisch unterstützt. — Herr Rebenstein, als Mortimer, verbesserte in der zweyten Vorstellung so glücklich die Mängel der früheren, daß wir sie hier nicht erwähnen wollen, obgleich wir es uns vorbehalten, ihm gelegentlich einen gutgemeinten Rath mitzutheilen. Hier sey nur gesagt, daß er die schwierige Scene mit der Maria mit einem Anstande spielte, der meisterhaft genannt zu werden verdient. Es bleibt uns nur noch zu sagen übrig, daß Mad. Krüdenberg als Kennedy mit beruhigender Mäßigung das Spiel der Maria zu unterstützen wußte und daß die andern minder bedeutenden Personen durchaus nicht störend eintraten, sondern das Ganze abrunden halfen. — Wir schließen diesen Aufsatz, indem wir den etwaigen Vorwurf der Ausführlichkeit streng zurückweisen. Eine Chronik des Theaters ist keine Kritik, eben so wenig ein kurzer absprechender Tadel, oder ein kleiner, aus hergebrachten Phrasen bestehender Lobgesang. Wer die Menge amüsiren will, mag, wenn er's kann, witzige Aphorismen über Dichter und Spieler schreiben; wer mehr als dieses will, weil es Noth thut, muß auseinander setzen und klar seyn und ausführlich — und nur später erst, wenn er sich mit seinen Lesern verständigt hat, kann er auch konzis werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 244: Traumbild;
und der Charade in Nr. 250:
Sauerbrunnen.

Logogriph.

Fünf Zeichen.

Der Mode unterthan, soll's meist nur zieren;
Am liebsten seh' ich's einfach, nicht zu reich;
Sein Glanz kann den Verständ'gen nicht verführen,
Von welchem Stoff es sey, das gilt ihm gleich.
Laßt ab, nur einzig darauf zu studiren,
Wie es euch steht, dieß, Mädchen, rath' ich euch.
Denn nie könnt ihr die Männerwelt entzücken,
Wenn beff're Zierden nicht die Seele schmücken.

Vier Zeichen.

Ist unsre frohe Kindheit hingeschwunden,
So kommt es, — kommt, und stört die holde Ruh;
Noch alle Sterbliche hat es gefunden.
Dieß weiß't — sey, wer du immer seyst — auch du.
Oft nützt es auch, und ist es überwunden,
So lächelt uns die Freude wieder zu.
Am härt'sten traf mich's, als des Schicksals Wüthen
Von meinem lieben Mädchen mich geschieden.

Drey Zeichen.

Ein wichtig schweres Wort kann ich euch nennen,
Doch leist' ich's nur, wenn mich's der König heißt;
Mit heil'gen Flammenzügen sah ich's brennen
Und furchtbar stark ergreift's des Menschen Geist,
Und wer es bricht, den strafen die Erynnen;
Doch lob' ich den, der durch die That beweist:
Daß, wenn er's auch nicht schwur, er doch der Treue,
Dem Amt, der Pflicht sich unverbrüchlich weihe.

M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. October 1823.

Schnell entfleucht das Leben uns:
Darum durchlebt die Zeiten auf das Fröhlichſte,
Von Sonnenaufgang bis zur Nacht nie kummervoll!
Hoffnungen zu bewahren, weiß niemals die Zeit;
Um ihre Schöpfungen nur beſorgt, entflattert ſie.

Euripides.

Die Petersinſel.

(Beſchluß.)

Eben ſah ich auch meine Italiener ſich die Treppe vom Salon herabarbeiten; wir drängten uns zuſammen und auf die Terraſſe, wo die Herrſchaften, wie es hieß, ſich befänden — uns war aber nur um freyeres Athemholen zu thun. Das auserleſene Bänkchen war von einer andern Geſellſchaft in Beſchlag genommen, wir gingen hinab an den See, ſahen eine Zeitlang den immer noch Ankommenden entgegen, von denen Viele ihre Erfriſchungsmittel bey ſich führten, weil es bisweilen auf der Inſel daran fehlen ſoll, fanden im Herumwandeln hie und da einzelne Gruppen gelagert und unter ſich vergnügt, und nach längerem Suchen auch einen Ruheplatz für uns unter einer großen Eiche, die aber, ſchon abgeſtorben, den Schatten, den ſie uns gewährte, erſt von dem um ſie ſtehenden niederen Gebüſch entlehnen mußte. In dieſes unſer Aſyl tönte, durch die Ferne gedämpft, die Muſik des Bieler Bataillons, deſſen Hautboiſten ſich oben auf dem Hauptwege, aber nur zu nahe an die Tanzmuſik des Salons, aufgeſtellt hatten. Auch hier hörten wir wieder Stücke aus dem Freyſchütz, ſo wie ſchon vorher auf den Tanzplätzen.

Es mag für den Komponiſten einer ſchönen Oper allerdings eine große Freude ſeyn, aus allen großen Städten her und von allen Kunſtkennern ungetheilten Beyfall zu erhalten; allein nur erhöht kann dieſer Triumph werden, und berechtigt den Tonkünſtler vollkommen, einen ihm vorgelegten Lorbeerkranz anzunehmen, wenn die Melodien ſeines Produkts bey den unterſten Volksklaſſen Eingang finden, und zwar in ſo kurzer Zeit, und in ſo entfernte Winkel dringen, wovon ich mir die Möglichkeit beynahe nicht denken konnte, wie es durchaus mit dieſem Freyſchütz jezt der Fall iſt. So begegneten mir kürzlich einmal zwey Ochſenknechte, die, neben ihren langſamen Thieren hergehend, den Jägermarſch aus dieſer Oper zuſammen pfiffen, und den Takt mit der Peitſche dazu knallten, dann auch ſchon anderemale Fuhrleute. Der Italiener verſicherte mir Gleiches aus der ganzen Lombardey, von welcher es mich bey ihrer bekannten Vorliebe für italieniſche Muſik mehr wundern wollte.

Plözliche Stille nach einem großen Gewühle macht einen weit peinlichern Eindruck, als plözliches Gewühl nach großer Stille, beſonders auf einem und demſelben Raume, der noch dazu beſchränkt iſt; and da wir den leztern Eindruck heute ſchon gefühlt hatten, ſo wollte ich wenigſtens nicht auch den erſtern noch dazu nehmen, zumal da unſere geſtrige Heiterkeit doch durch den bunten Lärm mehr oder minder in uns getrübt ſchien. Der muntere Italiener wollte ſie mit Gewalt wieder unter uns bringen, und ſtimmte nach einigen ruhigen Augenblicken plözlich das Leben erregende Jägerchor des Freyſchützen wieder an, das man ſich nicht oft genug wiederholen kann — da ſprang — wahrſcheinlich hierdurch zu ſehr erſchreckt — aus dem Buſch hinter unſerm Rücken ein Haſe hervor, nahm ſeine

eilige Richtung mitten auf das ihn angaffende Publikum, wodurch seine Verwirrung sich noch vermehrte, entriß einigen Frauenzimmern, die Arm in Arm vor dem Salon wandelten, ein lautes Geschrey, als er ihre weißen Kleider berührte, machte Quersprünge hierhin, dorthin, streifte an einen Herrn, der eine Tasse voll heißen Thee auf ihn fallen ließ, womit derselbe eben seine Dame erquicken wollte, und konnte nur mit Mühe dem allgemeinen Durcheinanderlaufen und Anschreyen entgehen, welches durch ihn entstand, und auch bereits die Musik zum Schweigen gebracht hatte.

Dieser Hase, blos durch einige Töne einer männlichen, starken Kehle aufgeschreckt, welche aber einen ganz andern Zweck hatten, und durch sein Erregen von Erstaunen noch mehr verwirrt, schien eine allgemeine Störung der Fröhlichkeit veranlaßt zu haben, denn bald darauf sahen wir das bunte Gemisch sich mehr und mehr verlieren, mehrere Lehrerinnen riefen ihre weißen Zöglinge zusammen, von welchen wir auch bald, einige Schiffe angefüllt, in See stechen sahen; die Bataillonsmusiker schifften sich ein, die Kegelbahnen verstummten, mein bisheriger Begleiter, den sein Verhängniß den Rhein hinabrief, schied, und mich rief auch bereits mein Schiffer. Der Lustige ergriff noch einmal das volle Glas; auf frohes Wiedersehn künftiges Jahr in Genua wurden für alle geleert, und — ein herzlicher, stummer Händedruck trennte uns.

Erst seit vier-und-zwanzig Stunden hatten wir uns zum Erstenmale gesehen, kennen gelernt, ohne zu fragen: Wer? weß Standes? wo aus? u. s. w., und ohne daß die Uebergehung dieser Fragen unserm Beysammenseyn jene Art von Zwang auferlegt hätte, welche bey vielen Menschen erzeugt wird, so lange sie nicht alles dieses wissen, und doch that mir das Scheiden von diesen drey Guten weher, als von vielen Personen, mit denen ich früher Monate, ja Jahrelang öfter beysammen war.

Die Sonne war schon gesunken, als ich wieder ins Schiff stieg; rund auf dem See herum tönte Ruderschlag, eins der vor uns hingleitenden Fahrzeuge ließ Raketen steigen und Hörner ertönen, und abermals Melodien aus dem Freyschütz; die Gesellschaft um mich stimmte singend mit ein, und ich selbst kann diese Töne schon seit längerer Zeit nicht aus meinem Kopfe bringen.

Essigkrügler.

Belustigungen aus der deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Nachdem der gute, treue Dach viele Jahre lang seinen Kurfürsten nebst Haus und Hof besungen hatte, fiel es ihm eines Tages ein, auch einmal ein Gedicht von und für sich an den gnädigen Herrn zu senden. Es ist vielleicht das naivste und treuherzigste Lied, welches jemals in gleichen Verhältnissen aus der Feder eines Dichters und gar eines Hofdichters und Professors der Poesie geflossen ist *).

Held, zu welches Herrschaft Füßen
Länder liegen, Ströme fließen,
Die ich auch nicht zähle schier,
Welchen ehren und anderen
Sammt den Dörfern und den Städten,
Auch die wild' und zahmen Thier:

Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod,
Nun die Kraft mir wird genommen
Und auf mich gedrungen kommen
Beydes, Alter und der Tod.

Hat ein Pferd sich gut gehalten,
Und zuletzt beginnt zu alten,
Und nicht mehr taugt in der Schlacht,
Es muß fressen, bis es stirbet,
Ja, kein alter Hund verdirbet,
Der uns treulich hat bewacht.

Laß auch mich nur Futter kriegen,
Bis der Tod mich heißt erliegen,
Bin ich dessen anders werth,
Hab' ich mit berühmter Zungen
Deinem Haus' und dir gesungen,
Was kein Rost der Zeit verzehrt.

Phöbus ist bey mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir:
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier.

Doch, was ist hievon zu sagen?
Fürsten schenken nach Behagen,
Gnade treibet sie allein,
Nicht Verdienst, das sie thun sollen;
Nein, sie herrschen frey und wollen
Hie auch ungebunden sein.

Thu', o Churfürst, nach Belieben,
Such' ich Huben zehnmal sieben?
Nein, auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Begnügen
Auch mit tausend Ochsen pflügen:
Mir ist gnug ein kleines Thal.

Da ich Gott und dich kann geigen,
Und von fern sehn aufwärts steigen
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kömmt gegangen,
Sollt' ich aber nichts empfangen,
Wohl, Herr! dieses gnügt mir auch.

Der große Kurfürst las die Reime, lächelte und — schenkte dem Dichter das Gütchen Curheim bey Königsberg.

*) Es ist das letzte der berolschen Gelegenheitsgedichte in der angeführten Sammlung von Dach's Werken.

Hätte die Geſchichte uns doch viele ſolche kleine Züge aus dem Leben der Großen dieſer Erde aufbewahrt! Seitdem ich den eben Erzählten kenne, ſchlägt mein Herz höher auf, ſo oft ich in Berlin über die lange Brücke gehe und nach dem Standbilde des großen Kurfürſten hinaufſehe. Und ich wußte doch ſchon lange vorher, wer der bronzene Reiter iſt.

Geſetzes-Ordnung in Otahaiti.

Die Regierung von Otahaiti hat eine Geſetzordnung drucken und durch öffentlichen Anſchlag bekannt machen laſſen, deren Entſcheidungen auf die Ausſprüche der heiligen Schrift gegründet ſeyn ſollen. In dem Eingange ſpricht König Pomaree, nach dem gewöhnlichen Gruße, folgendermaßen zu ſeinem Volke: „Gott hat uns in ſeiner großen Gnade ſein Wort geſandt. Wir haben dieſes Wort zu unſerer Erlöſung empfangen. Unſere Abſicht iſt, ſeine Verordnungen zu beobachten. Und damit unſer Betragen dem eines Volkes gleich werde, das Gott liebt, verordnen wir die folgenden in Otahaiti zu beobachtenden Geſetze."

Die erſte Bekanntmachung enthält neunzehn Rubriken: 1) Ueber Todtſchlag; 2) über Diebſtahl; 3) über Zerſtörungen durch Schweine; 4) über geſtohlene oder verlorne Güter. Ferner: über die Beobachtungen des Sabbaths, Reizungen zum Kriege, zum Heirathen, zur Vielweiberey, zum Ehebruche u. ſ. w. Eine Rubrik verordnet vierhundert Richter und andere Gerichtshöfe für die Inſeln Otahaiti und Eimeo, und befiehlt den Häuptern, auf die Beobachtung ihrer Befehle zu halten. Mord nur wird mit dem Tode beſtraft. — Wer hätte zu Cook's Zeiten an gedruckte Geſetze auf Otahaiti gedacht, die faſt ein Jeder dort leſen können ſoll! —

Geſetz über Kauf und Verkauf.

Wenn Jemand kauft, ſo hat er die Waare genau zu beſichtigen, ehe er bezahlt. Sobald der Kauf geſchloſſen und die Waare abgeliefert, kann der Vertrag, ohne Zuſtimmung beyder Theile, nicht vernichtet werden. Findet ſich ein Fehler, der vorher nicht bemerkt worden, ſo mag der Kauf zurückgehen; war der Fehler aber bekannt, ſo iſt der Verkauf gut. Geſchieht der Tauſch im Namen eines Kranken, ſo iſt derſelbe nicht eher kräftig, als bis der Kranke die Waaren geſehen und in ſeinem eigenen Namen angenommen hat; ſollte er es nicht thun, ſo müſſen ſie zurückgehen. Niemand muß eines Andern Eigenthum herabzuwürdigen ſuchen; das iſt eine gottloſe That. Niemand ſollte ſich in Geſchäfte miſchen, die ihn nichts angehen.

Ueber die Beobachtung des Sabbaths.

Es iſt ein Verbrechen in den Augen Gottes, am Sabbath zu arbeiten. Alles, was dem Worte Gottes gemäß iſt, muß beobachtet werden; Alles, was nicht, muß unterlaſſen werden. Daher muß Niemand am Sabbath Häuſer, Canoen oder das Feld bauen, oder irgend eine andere Arbeit thun, nicht einmal reiſen, außer es geſchähe, um einen Miſſionar predigen zu hören; aber das muß nicht zum Vorwand für andere Geſchäfte dienen, das wäre ungerecht. Beſſer iſt es, am Sonnabend nach dem Orte zu gehen, wo er den Sabbath zuzubringen gedenkt. Der erſten Uebertretung dieſes Geſetzes folge ein Verweis, und ſollte der Verbrecher in der Uebertretung dieſes Geſetzes verharren, ſo ſoll er, nach Gutdünken des Richters, zur öffentlichen Arbeit angehalten werden.

Ueber falſches Zeugniß.

Wer einen Andern des Mordes, der Gotteslaſterung, des Diebſtahls oder irgend eines Verbrechens (fälſchlich?) anklagt, begeht eine große Sünde. Seine Strafe ſey, eine Landſtraße, vier Meilen lang und zwölf Fuß breit, und in jeder Hinſicht eine gute Straße, zu machen. Bezieht ſich die falſche Angabe auf ein weniger ſchweres Vergehen, ſo ſoll die zu machende Straße nur zwey Meilen lang ſeyn. Iſt die Straße einmal gemacht, ſo hat ſie der Eigenthümer, durch deſſen Land ſie führt, in Ordnung zu halten, ſo daß ſie immer in der Mitte höher bleibt, damit das Regenwaſſer ablaufen könne. Der Verbrecher mag ſich durch ſeine Verwandte helfen laſſen, wenn ſie es thun wollen. Während der Arbeit muß ihn das Haupt des Bezirks erhalten: aber er darf ihn nicht mißhandeln, und ihn nicht zwingen, ohne Unterlaß zu arbeiten. Auch ſollen falſche Zeugen nicht wegen einer Kleinigkeit beſtraft werden. — Die Miſſionare behaupten, daß dieſes Geſetz von ſehr guter Wirkung ſeyn werde; auch hoffen ſie, daß dergleichen Geſetze auf allen benachbarten Inſeln werden eingeführt werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 5. Oktober.

Der erſte Oktober macht eine Art von Epoche in dem Leben der ſchönen Welt Londons. Wenn die heiße Jahreszeit beginnt, flüchtet ſich der reiche Engländer entweder auf das feſte Land oder er bezieht ſeinen Landſitz und bleibt dort bis zum Februar. Das iſt Sitte der hieſigen vornehmſten Welt. Die vornehme Welt darf, ohne ſich viel zu vergeben, mit dem erſten Oktober wieder innerhalb der Stadt erſcheinen. Die Spätſommermonate aber ganz in London hinbringen, hieße gegen alle Londner Sitte anſtoßen; daher denn Mancher und Manche ſich vier oder ſechs Wochen, ſo gut es geht, in einem Dorfe in der Umgegend einmiethet und mit Sehnſucht den Tag erwartet, wo er ſich wieder in der Stadt zeigen und das alte müßige Leben anfangen darf. So ſahen wir denn die letzten Tage des Septembers manche zierliche Equipage der Stadt zueilen und die öffentlichen Wagen in größerer Menge und bunter als gewöhnlich, innen und außen beſetzt, durch die Straßen rollen. Wir ſahen die neugierigen Schönen, verwundert und bewundert von den hohen Wagen herab in das ihnen fremd gewordene Getümmel der Straßen ſchauen. Wir hörten den merkwürdigen Antömmlingen und Antömmlingimnen ſprechen, und Plan auf Plane bauen, wie nun Alles anders, lebendiger und ſchöner für ſie in der kleinen Welt geſtalten werde. Die großen Theater, die ſich nun geſtern eröffneten, waren ſchon am Tage vorher mit Neugierigen und Müßigen umſtellt, welche die pomphaften Anzeigen laſen, der Zeitungen gar nicht zu gedenken, welche die großen Angelegenheiten der Mode bis in das Klein-

sechste anbrauen. Der merkwürdige Tag kam endlich, aber nicht unter den besten Auspizien, denn es regnete bis gegen Abend, wo die Sonne doch einige wetterwendig lächelnde Blicke durch Thränen- und Kohlendampf-Wolken auf London warf. Morgens traten sich dem Publikum wieder die Thore des kritischen Museums auf und wir sahen die sechs und zwanzig Gemächer so wie die beyden Säle desselben mit Fashionables beyderley Geschlechts besetzt. Säle und Gemächer sind „sehr behaglich" erwärmt theils durch Kamine, theils durch Feuer, welche unter vergitterten Oeffnungen unterhalten werden. Verhältnißmäßig interessirt die Menge die Naturaliensammlung mehr als die der Alterthümer, wo wir nur wenige ernste Beschauer trafen. — Mächtiger war das Gedränge um die großen Theater, besonders um Covent-Garden-Theater, wo Shakespeare's Much ado about nothing (viel Lärmen um nichts) angekündigt war. Wir mischten uns früh unter die, der Kasse sich Zudrängenden, und standen drey Viertelstunden in dem bunten, der Eröffnung der Thore harrenden Haufen. Es stellte sich da Einer dicht neben dem Andern und das Ganze bildete bald eine furchtbare Phalanx, deren schweigende Erwartung nur zuweilen unterbrochen wird durch die laute Ermahnung der Polizey-Offizianten, „auf die Taschen acht zu geben." Jeder Eintretende hat sein Eintrittsgeld in der Hand und thut wohl, wenn er sonst kein Geld und überhaupt nichts von Werth bey sich führt, Taschentuch u. dgl. aber so verwahrt, daß es nicht genommen werden kann. Endlich ging die Thüre auf und nun drängte sich Alles gegen die Mitte unter Aechzen und Stöhnen von Seiten der Männer und unter wahrhaften Schmerzenstönen von Seiten des schönen Geschlechtes, das in der Phalanx begriffen war. Von dem Innern des Hauses läßt sich kein Gemälde geben. Es übertrifft Alles, was man sich Schönes und Glänzendes von einem Aufenthalt der Künste, von einem Tempel Thalia's vorstellen mag. Das Innere der Logen und Gallerien, so wie die Sitze im ganzen Hause, sind mit rothem Tuche belegt; der Vorsprung der vier Gallerien und Logen aber gleicht einem auf das reichste vergoldeten Rahmen. Der Lüstre ist von Goldstrahlen umflossen, die in das lieblichste Himmelblau auslaufen; ein Halbkreis vor der großen Kuppel des Hauses zeigt eine aufgehende Sonne von großem Effekt. Der Vorhang stellt einen Tempel vor, vor dem ein rothsammtner, reich mit Gold ausgeschlagener, mit Goldborden und Goldfranzen besetzter Vorhang hängt. Die eintretende Menge, obgleich auf etwas Außerordentliches vorbereitet, war demnach überrascht durch den Reichthum und die Pracht des Ganzen — ein lautes Beyfallrufen flog aus jedem Munde und des Klatschens war kein Ende. Der Vorhang hob sich endlich und ein Theil des Theaterpersonals (sechzig bis siebzig Mitglieder) von Covent-garten in große Galla gekleidet, traten auf und sangen „God save the king." Der Eindruck dieses Festgesanges war erhaben; die Chöre voll und donnernd, die Solostimmen, besonders die der Miß Love, rein und so innig, wie es die Worte sind. Nun begann das Shakespear'sche Lustspiel. Unter allen Komödien des großen Barden ist „Much ado about nothing" diejenige, welche am meisten für die Bühne paßt, oder welche durch die Darstellung gewinnt. Keine Frage, dieses Lustspiel ergötzt beym Lesen, die Witzfunken fliegen nach allen Richtungen und wir denken, Niemand beginnt das Stück, und wär es zum hundertsten Mal, ohne es bis zum Ende zu lesen. Der Genuß ist aber nicht mit dem einer guten Darstellung desselben zu vergleichen. Hier gleicht der Witz einem stetsbewegten Weberschiffchen, das im Blitz herüber und hinüber schießt. Charles Kemble als Benedikt und Miß Chester als Beatrize wußten dieses Schiffchen mit der größten Geschicklichkeit zu handhaben und da die sämmtlichen Rollen sehr gut besetzt waren, so sahen wir uns die drey Stunden lang, welche das Stück währte, in ein Entzücken versetzt, das wir nicht zu beschreiben im Stande sind. Charles Kemble ist der Liebling des hiesigen Publikums und verdient es durch sein eminentes Talent und durch sein Studium. Als er zum Erstenmal an dem Abend auftrat, sprang Alles im Parterre, Logen und Gallerien von den Sitzen auf, ein Freudengeschrey und Händeklatschen, wie wir es nie gehört, empfing ihn und tausend Hüte flogen in der Luft, ihn zu bewillkommnen. Er zeigte sich dieser Auszeichnung würdig. Es ist, als ob er in Shakespeare lebe; das Witzige, Drollige, Edle, Brave; das Dandy-Artige, zu dem ihn die Liebe für Beatrize verleitet, der wackere Muth, zu dem sie ihn nach Hero's Beleidigung erhebt, und die hundert Abstufungen, welche der Dichter in diesen Charakter legte, — alles das war hier wahr und lebendig gegeben; jedes seiner Worte bezeichnete die „Fancies rich and noble;" da wo der Shakespear'sche Benedikt unzart scheint, war der Kemble'sche zart und gehalten wie nur möglich. Neben den geistigen Gaben kommen Kemble seine edle Gestalt und ein biegsames Sprachorgan sehr zu statten, der Charakter der Beatrize ist so geistreich ausgeführt, wie der ihres liebenswürdigen Antagonisten, und es möchte schwer seyn zu sagen, welcher von Beyden den Vorzug vor dem Andern hat. Miß Chester ist eine vortreffliche Beatrize, ganz wie Shakespeare sie sagen läßt: „I was born to speak all mirth." Sie war in den ersten Akten ganz das entzückend ausgelassene Mädchen, das „Dolche spricht und mit dem jedem Worte nie derschlägt;" dann aber als der Stern der Liebe in ihr aufging und Hero's Beleidigung ihren Unwillen erregte: erhöhte sie die Bewunderung für einen edlen, schönen weiblichen Charakter. Diese Schauspielerin ist kaum über zwanzig Jahre alt und bereits neben M. Stephens und wenigen andern eine der ersten Zierden der englischen Bühne. Sie ist zu Windsor geboren, und ist die Tochter eines dortigen Schulmeisters. Sie zeigte früh Anlagen für die Bühne, welcher Bestimmung aber ihr Vater entgegen stand. Man spricht in Windsor noch von dem Entzücken, welches ihre ausübende Schulheit erregte, wann sie mit Schuhen, welche sie zum Verkauf ausbot, über die Straßen ging. Einige Kunstkenner und Kunstfreunde verschafften ihr endlich Mittel, sich in Paris für ihre Bestimmung zu bilden; sie kam darauf nach London und trat 1821 mit großem Beyfall als Desdemona auf; nach einer Reise in den Provinzen Englands engagirte sie Hr. Kemble in York für Covent-Garten, wo sie nun seit einem Jahre mit stets wachsendem Beyfalle spielt. Selten ist ein weibliches Wesen glücklicher von der Natur bedacht worden. Die übrigen Rollen, welche sich in diesem Stücke finden, sind mehr oder weniger unbedeutend und als Folie für die beyden Glanzgestalten zu betrachten. Antonio (Hr. Bartley) ist noch zu nennen, der seine Rolle großartig genommen hat. Wir haben sehr bedauert, daß die humoristische Scene zwischen ihm und Ursula auf der Maskerade gestrichen worden. Dieses Streichen betreffend, haben wir die Theaterausgabe mit dem Original verglichen und gefunden, daß wenn einmal gestrichen werden muß, es hier verständig genug geschah. Der Kern ist unversehrt geblieben; an der Schaale nur findet man hie und da kleine Lücken und Einsamitte. Nach dem Charakter des Stückes, wie Shakespeare es gab, ist es aber auch unter allen dramatischen Arbeiten am leichtesten zu handhaben, da der Gang einfach, und die Sprache ungeschmückt und wahrhaft konversationsmäßig ist. — Die Nachspiele sind gewöhnlich an und für sich etwas wässeriger Natur; Nach einem Shakespear'schen Stücke ist aber Alles, was man hören mag, tödtlich langweilig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 258.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. October 1823.

Ich wandte mich und sahe, wie es unter der Sonne zugeht: daß zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zum Erwerb hilft nicht gescheidt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn, daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne: sondern Alles hängt von der Zeit und dem Glück ab.

Worte der Schrift.

Aus Paris.

Die Anschlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine seltner ein, als das Andere,) kann man sich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anschlagzettel, die man ganz unentgeldlich, zwar nicht benutzen, doch lesen kann. Paris hat, wie jede deutsche Stadt, seine Intelligenz-Blätter, petites affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derselben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein protestantisches Dienstmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen sucht, wo sie „ihrer Religion obliegen könne." Es ist leicht zu erklären, warum die seinern Spitzbübereyen und Bedürfnisse in diesen petites affiches nicht angeboten werden. Erstens, weil sie von Fremden und höhern Ständen wenig gelesen werden, und zweytens, weil sie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waaren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidar-Styl, und wenn sie, weil ihnen etwas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: „Ich kam, sah, siegte!" — sie sind zu bescheiden — sondern sie gebrauchen viele und große Worte, und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Kommentarien. Man findet diese an hundert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, sondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu thun haben — mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht blos sehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum sind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derselben ein ganzes Quartal des Berliner Freymüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buchstaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als egyptische Hieroglyphen räthselhaft erscheinen. Ich will einige gute Muster von diesen Anschlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Lesers bringen, und dabey den Text mit den nöthigen moralischen Anmerkungen begleiten.

Die erste Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil sie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; sie leuchtete durch ihre Bescheidenheit hervor. Sie bietet Schreiblustigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich schreiben — eine in Deutschland längst bekannte Erfindung. Schriftsteller, die sich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, so fließt diese aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeschraubt wird, unaufhörlich von selbst zu. So oft die Feder trocken geworden ist, gibt ihr der

Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwey Ellen feine holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas, ſogar unter Aufſicht der Polizey, drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizey auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweyten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! ſondern, zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: „Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.“ O du Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen? Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du Alles wohl bedenken ſollen, Haarkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: „Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elle se transportent en ville, si les Dames le désirent.“ Der gefühlvolle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hiebey zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Caléfacteurs genannt: Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant, ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.“ Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar, vor wie nach, erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf-und-zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Sorge der Inſekten für ihre Jungen.

(Fortſetzung.)

Ich ſelbſt habe auf einem Spaziergange mit einem Freunde vor einigen Monaten ziemlich ähnliche Handthierungen an einer Gattung Pompilus (Sphex L.) bemerkt, welche unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, weil ſie eine Spinne zu ihrer Zelle ſchleppte. Die Stellung, in welcher ſie ihre Beute fortſchaffte, nämlich, mit ſtets aufwärts gehobenen Füßen; ihre ſonderbare Art zu gehen, nämlich rückwärts, ausgenommen ein oder der andere Schritt, wenn er vorwärts nöthig war, im Bewegen ſtoßweiſe, und das Haltmachen nach je einigen Schritten; und die erſtaunliche Hurtigkeit, mit welcher ſie, ungeachtet der ſchweren Bürde, über oder zwiſchen Gras und Unkraut und einer Menge anderer Hinderniſſe in ihrem rauhen Wege zog; dieſes Alles gab uns ein Schauſpiel, das wir mit Bewunderung betrachteten. Die Entfernung, die wir ſo zurücklegen ſahen, betrug nicht weniger als 27 Schuh, und wahrſcheinlich war ſchon ein großer Theil der Reiſe zurückgelegt, ehe wir dazu kamen. Ein- oder zweymal, nachdem wir ſie zuerſt bemerkten, legte ſie die Spinne nieder, machte einen kleinen Umweg, kehrte um und nahm ſie wieder auf. Aber während der lezten 20 oder 25 Schuh machte ſie nicht mehr Halt, ſondern ging in gerader Richtung mit äußerſter Eile auf ihr Loch los. Gegen dieſes angekommen, (es war im Sandboden, am Rande des Weges,) wandte ſie ſich ſchnell um, augenſcheinlich weil ſie bemerkte, daß ſie ſich in der Nachbarſchaft ihrer Wohnung befände, ging noch ein wenig vorwärts, ließ die Laſt fallen, und fing an ſich umzuſehen. Zuerſt klimmte ſie auf den Sandhügel; als ſie aber bemerkte, daß dieſes nicht die Richtung war, kehrte ſie um, und nachdem ſie bey einem andern Verſuch das Loch bemerkt hatte, nahm ſie die Spinne wieder auf und ſchleppte ſie hinter ſich her in daſſelbe hinein.

In dieſen beyden Fällen wurde nur eine todte Raupe oder Spinne in jedes Loch gelegt. Aber ein von Reaumur unter dem Namen Maurerweſpe (Epipone spinipes Latr.) beſchriebenes Inſekt, das in England an manchen Orten ſehr gemein iſt, höhlt Löcher aus, legt zu ſeinem Ey als Futter für das künftige Junge ungefähr ein Dutzend kleine grüne fußloſe Maden, die es ſorgfältig ausgewachſen geſucht, und, ohne ſie zu verletzen, herbeygeſchafft hatte. Sie werden fragen: Warum dieſer Unterſchied im Verfahren? Wahrſcheinlich, um durch großen Verbrauch dieſes Geſchlecht in den gebührlichen Grenzen zu halten.

Aber ein glaublicher Umstand für die Talente der Mauerwespe als eines geschickten Vorsorgers kann nicht übergangen werden, nämlich, daß die Zahl der eingelegten Maden nicht immer dieselbe ist, sondern genau mit ihrer Größe in Verhältniß steht; eilf oder zwölf werden eingetragen, wenn sie klein, aber nur acht oder neun, wenn sie größer sind. In Bezug aber auf die Vorsicht der Wespen, ausgewachsene Raupen auszuwählen und sie unversehrt zu ihren Höhlen zu schaffen, läßt sich eine genügende Aufklärung geben. Würden die nur zum Theil erwachsenen erkoren, so würden sie in kurzer Zeit aus Mangel an Futter sterben, und Fäulniß würde das eingeschlossene Ey zerstören, oder das daraus entspringende Junge. Haben aber Raupen von irgend einer Art ihre volle Größe erreicht, und sind sie im Begriffe sich zu verpuppen, so können sie lange ohne weitere Nahrung aushalten. Werden daher diese gewählt und unversehrt in die Höhlen gesteckt, wie lange dieß auch vor dem Ausschlüpfen des Eyes geschehen mag; so ist die ausgeschlüpfte Larve sicher, hinlänglich frisches und gesundes Futter zu finden.

Um zu verhindern, daß das Ey durch die Bewegung oder Gefräßigkeit dieser lebenden Beute nicht Schaden leide, ist die Weipe besorgt, alle fest auf einander zu packen, indem jede Made über die andere in einer Reihe von Ringen gebogen und die Erde so dicht darüber befestigt wird, daß sie nicht im Geringsten sich bewegen können (Reaumur VI. 252.). Diejenigen, welche stärkere Raupen nehmen, oder die Beschädigung ihrer Brüder dadurch rächen, daß sie Spinnen derselben Zerstörung widmen, die diese so oft hervorgebracht haben, beobachten die Vorsicht, sie auf eine solche Art zu stechen, daß sie, ohne dieselben gänzlich zu tödten, sie unfähig machen, irgend einen Schaden zu thun.

Zuerst höhlen sie mit nicht genug zu bewundernder Geschicklichkeit und Ausdauer eine besondere Zelle aus, legen ein Ey hinein, und bedecken es mit einer Masse von Blüthenstaub oder Honig, welche sie mit unermüdlichem Fleiß von tausend Blumen gesammelt haben. Sobald die Made ausgeschlüpft ist, findet sie sich in das leckere Mahl eingehüllt, das ihr die Sorgsamkeit einer Mutter vorbereitet, die sie nie zu sehen bekommt; und diese Speise ist so genau nach ihrem Appetit und ihren Bedürfnissen abgemessen, daß sie, sobald das Ganze verzehrt ist, nicht länger des Futters bedarf; sie kleidet sich selbst in ein Seidengespinnst, wird zur Puppe, und nach einem Schlaf von wenigen Tagen zersprengt sie ihre Zelle als eine geschäftige Biene.

Kein mit der elterlichen Liebe der Insekten verbundener Umstand überrascht mehr als die herculische und unaufhörliche Arbeit, der sie sich freudig unterzieht. Einige dieser Anstrengungen sind so unverhältnißmäßig zu der Größe des Insektes, daß nur die Ueberzeugung der eigenen Augen dergleichen einem solchen Arbeiter zuschreiben kann. Eine wilde Biene oder eine Sphex z. B. gräbt eine Höhle in einen harten Erdrand einige Zoll tief und fünf- bis sechsmal größer als sie selbst, und arbeitet ohne Rast an diesem großen Unternehmen mehrere Tage lang; kaum daß sie sich einen Augenblick zum Essen oder zum Ausruhen vergönnt. Sie beschäftigt sich dann eben so lange mit dem Aufsuchen eines Vorraths von Nahrung; und dieses Geschäft hört nicht so bald auf, als sie es von neuem wiederholt, und ehe sie stirbt, hat sie fünf oder sechs oder selbst mehrere ähnliche Zellen verfertigt. Sollten Sie diesen Fleiß nach seinem Werthe anschlagen, so würden Sie überlegen müssen, welche Anstrengung für einen Menschen erforderlich wäre, um in wenigen Tagen in harter Erde oder Sandboden fünf oder sechs Löcher von zwanzig Fuß Tiefe und vier oder fünf Weite zu graben, und daß mit keinen andern Werkzeugen, als mit seinen Nägeln oder Zähnen: denn solch ein Unternehmen würde vergleichungsweise nicht größer seyn als das in Rede stehende der Insekten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An meinen Freund.

(Nach dem Magyarischen.)

Auf des Parnasses wilden Höh'n,
An der Kastal'schen Quelle,
In Tempes öden Gründen,
Wirst du, o Freund, die Musen
Vergebens künftig suchen. —
Die alten wilden Musen,
Ein bäurischer Apollo,
Sie konnten wohl vor Zeiten
In jeniger Gegend wohnen.

Doch jezt in höhrer Wonne
Bewohnen sie Tokay,
Das Dichtergeist erzeuget,
Und leben dort von Nektar.

Michael Csokonai.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 5. Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf Referent war der Eindruck dieses ersten Shakespear'schen Dramas, das er in der Originalsprache des Dichters und so vollendet dargestellt sah, nicht nur für ein armes Singspiel, wie das, „Rosine" betitelte, welches man an demselben Abend gab, zu mächtig, um ihm, trotz der Bemühungen zweyer talentvollen jungen Schauspielerinnen (Miß Tree und Miß Love) den geringsten Geschmack abzugewinnen, sondern auch das am folgenden Tag aufgeführte Sheridan'sche Lustspiel „The-

School for Scandal" (die Lästerschule), von dem man so viel Rühmliches gesagt und geschrieben, blieb ohne die erwartete Wirkung. Wenn zu Sheridan's Zeit der Ton der großen Welt der war, den er in seiner Lästerschule zeichnet, so war er ein recht flacher, schaaler und sogar niedriger. Ohne großen Aufwand von Geist hätte dem Dichter wenigstens einfallen sollen, den Lästernden allen nicht einen und denselben Charakter zu geben, sondern durch Abstufungen diesen, wie sie nun sind, monotonen Scenen einige Mannigfaltigkeit mitzutheilen. Uns däucht, die wenigen Momente, wo Charles auf der Bühne ist, machten allein das Glück dieses Lustspiels: der Effekt einer andern vielgepriesenen Scene (wo Lady Teazle sich mit ihrem Gatten entzweyt) hängt zu sehr von dem Schauspieler-Talent der beyden Eheleute ab, um auf des Dichters Rechnung gebracht werden zu können. Miß Chester war als Lady Teazle wieder bewundernswürdig; sie und Kemble (Charles) allein bewegten sich wahrhaft in den Grenzen des guten Gesellschaftstones; alle übrigen waren mehr oder weniger Karrikatur. Erträglicher als Rosine war das heutige Nachspiel: „Cent per Cent." Es ist eine bloße Farze, die aber geistreich durchgeführt ist und gut bearbeitet, auch in Deutschland Glück machen würde. — Die Dekorationen stehen im Ganzen auf den Pariser Theatern nach; Landschaften, besonders Gärten und Baumstücke sind ungleich frischer, lebendiger, wahrer als die der besten Pariser. Da mag nun wohl die unbeschreiblich-schöne Natur in den Umgebungen Londons das übrige beytragen und die Bekanntschaft der Maler mit dem erhabenen Charakter der indischen und amerikanischen Natur, welche besonders eine Landschaft in Drury-lane-Theater bezaubernd nachbildet. — In dem Theater von Drury-Lane sahen wir den ersten Theil von Shakespeare's Heinrich IV. Das Haus ist eben so glänzend, aber geschmackvoller und niedlicher verziert als das von Coventgarden: besonders sind die vier kannelirten goldenen Säulen auf den beyden Seiten der Bühne von großem Effekte. Beyde Häuser wetteifern jährlich um den ersten Rang; man verwendete in diesem Jahre wieder über zwölftausend Pfund Sterling blos auf die Ausschmückung der beyden Häuser, der Summen nicht zu gedenken, welche man den besten Gliedern der Bühne bietet, um sie von einem Haus in das andere zu ziehen, oder um sie da zu fesseln, wo sie sind. Dieser Wetteifer und dieser Wechsel ist nicht ohne Einfluß auf die Fortbildung der Künstler; der Schauspieler, welcher von Drury-Lane nach Coventgarden geht, sieht sich vor einem ganz andern Publikum und so umgekehrt; die Erwartungen und Anforderungen sind gesteigert; der Eifer und der Reiz der Neuheit thun das übrige. Sollten wir zwischen beyden Theatern wählen, so würden wir dem von Coventgarden den Vorzug geben. Es scheint uns da mehr Streben nach klassischer Bildung, mehr Einheit, ein großartigerer Geist vorzuherrschen; die Leistungen geben mehr auf Gediegenes, Aechtes, Klassisches; — in Drury-Lane huldigt man mehr dem Geschmack der Mode, es glüht das Neue, Glänzende, Prunkende. Das beweist schon die Wahl der Stücke, mehr aber noch, daß man so viel auf Ballets verwendet und der kleinen Klara Fischer so lang huldigen mag. Von diesem Wunderkind vermag Shakespeare's Heinrich IV. ist eher ein historisches Gemälde, denn eine Tragödie zu nennen; die Begebenheiten drängen sich rasch und lebendig, die Charaktere sind vortrefflich ausgemalt, aber dem Ganzen fehlt etwas, wenn man es mit den wahren Tragödien unsers Dichters vergleicht. Wenn nun gar das Stück so für die neuere englische Bühne zugerichtet ward, daß Falstaff allein und einzig als Lichtpunkt des Ganzen dasteht; und wenn der Schauspieler, dem Falstaff übertragen wird, so sehr fehlgriff, wie Herr Dowton gethan, so mußte natürlich entstehen, was wir diesen Abend sahen, nämlich getrübtes Stückwerk. Wir wußten, wie das Stück beschnitten worden und waren daher gefaßt, statt Shakespeare's Heinrich IV. Shakespeare's Falstaff zu sehen. Allein wir sahen auch diesen nicht. Shakespeare's Falstaff ist der versonifizierte Humor, jeder muß über ihn lachen, — nur er selbst darf nicht über sich lachen; er flicht über von launigen Einfällen; er besinnt sich nicht, Schlag folgt auf Schlag; er streut seinen Witz so verschwenderisch aus, daß viele andere ihr Lebenlang von den Brosamen leben zu können scheinen, die von seinem Tische fallen, allein Niemand weiß das weniger als er; er gibt, wie der Verschwender, ohne zu wissen, was, woher und wohin er gibt. Unser Falstaff war sehr zufrieden mit sich selbst; er fand seinen Witz so vortrefflich, daß er stets zuerst und am längsten (oft allzu lang) darüber lachte. Der Quell, der bey Shakespeare frisch, lebendig, unaufhaltsam, in vollen Strömen fließt, war hier zu einem seichten Bächlein eingetrocknet, das ärmlich am kahlen Ufer vorbeyschleicht. Was endlich die hiesigen Blätter so sehr gepriesen haben — nämlich, daß Falstaff Percy's Leiche nach der Anweisung Shakespeare's selbst von der Bühne trägt, — ist von einem so widrigen Effekt, daß wir es nicht mit Shakespeare's Kenntniß von der Bühnenwirkung zusammenreimen können, oder uns Shakespeare's Zeit noch roher denken müssen, als man sie gewöhnlich annimmt. — Der Prinz, der eigentliche Held des Stückes in seinen komischen und tragischen Scenen, fand in Herrn Cuisten einen zu bejahrten Repräsentanten, um ihm seine sehr jugendliche Handlungsweise nachzusetzen oder uns in eine Art Täuschung zu versetzen. Herr Wallack hatte als Hotspur einige gelungene Momente. Alles Andere ist kaum des Erwähnens werth, und wir würden vielleicht der ganzen Darstellung nicht erwähnt haben, wenn es uns weniger räthselhaft vorgekommen wäre, warum die hiesigen Zeitungen mit so viel Lob von dieser Darstellung sprachen: es muß dem Unbefangenen fast vorkommen, als hätten alle jene Scribenten die Darstellung nicht gesehen oder als hätten sie nie Shakespeare's Heinrich IV. gelesen oder verstanden, was der Dichter will. — Diesem folgte „Cupid and Folly" (Liebe und Thorheit), ein allegorisches Ballet." Die Allegorie ist nicht sehr geistreich und das Ballet wird ziemlich mittelmäßig getanzt. Allerliebst ist der Moment, wo Miß Zerbini als Amor mit blendend weißen Schwanenschwingen auf die Bühne niederschwebt. Das Sujet ist: die Thorheit macht einige Schäferinnen zu ihren Proselytinnen und die Liebe führt sie wieder unter ihre Fahnen und in die Arme der Geliebten. — Den Beschluß des Abends machte „Stella and Leatherlungs," ein Sambladenstück für Miß Klara Fischer geschrieben. Dieses kleine Wesen, kaum über zehn Jahre alt, schön gebaut, mit einer sonoren Stimme und allem Schauspielergeschick begabt, das man von ihren Jahren und einem guten Lehrer erwarten darf, trat als Skylof, dann als Little Pula u. s. w. auf, deklamirte, sang, tanzte und entzückte nicht nur den Direktor der Landschauspielertruppe, der sie engagirte, sondern auch das Londner Publikum. Wenn wir der niedlichen Miß besonders wegen des herrlichen Vortrags einiger Kraftstellen aus Skyler's Rolle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so bedauern wir auf der andern Seite sehr, daß ein seltenes Talent, wie es ihr inne wohnt, mißbraucht und die frühreife Pflanze in ihrer Blüthe zerstört wird. Heute Abend wird man Romeo und Julie und Morgen Abend Wilhelm Tell geben; wie wir hören, hat man bey der Bearbeitung des letztern auf unseres Schillers Meisterwerk Rücksicht genommen, wir werden sehen — welche?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 86.

Nro. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. October 1823.

Eine Heimath magst du haben,
Wo des Segens Fülle thront,
Weinend wirst du von den Auen
Deiner Flur hinüber schauen,
Wo dein fernes Mädchen wohnt.
Darum hoff' und glaub' ich's gerne,
Daß das Herz die Heimath gibt;
Denn dieß bleibt ja wo es liebt,
Nur der Körper wandelt ferne.

Cölestin.

Zeichen treuer Liebe.

Du willst ein Zeichen meiner heißen Liebe,
Daß in der Ferne auch sie fest besteht,
Das dir bezeuge meine Flammentriebe,
Die nie der Sturm der Welt in mir verweht.

Was send' ich dir? Was kann mit heil'gen Kräften
Des Freundes Bildniß wohl in dir erneu'n?
Was ihn wohl, weit entfernt, noch an dich heften,
Und dich in stiller Trauer sanft erfreun?

Doch ach! nichts find' ich, was den Wunsch erfüllte,
Und nirgend wohnt die hohe Zaubermacht.
Vergebens such' ich, was die Sehnsucht stillte,
Was in der Trauer selbst uns freundlich lacht.

Die todte Schrift reicht uns der Tröstung keine,
Die Blume welkt, so wie sie abgepflückt;
Die Farben täuschen nur mit äußerm Scheine,
Der Worte Klang ist bald dem Ohr entrückt.

Der Frühling naht; es locken mild're Lüfte
Erneutes Leben in die starre Flur.
Aus tausend Kelchen wehen Blumendüfte,
Zum Paradiese wird uns die Natur.

Und Alles freut sich im verjüngten Leben,
Und trinket Lieb' in diesem Wonnemeer;
O! sollt' es hier auch nicht Ein Zeichen geben,
Das unsrer Liebe eine Deutung wär?

Sieh da! gelockt vom Hauche mild'rer Wärme
Reißt von dem Schlummer sich die Schwalbe los;
Und eng geschaart eilt sie mit frohem Lärme
Hervor an's Licht, aus dunkelm Wasserschoos.

Und freut sich im Gefühl der Lust und Wonne,
Und schwingt die Flügel in der reinen Luft;
Und spiegelt sich im Glanz der Abendsonne,
Und athmet lang den süßen Himmelsduft.

Doch bald entflieht die Lust; mit stillen Schmerzen
Kehrt sie zurück zur Gruft, die sie verbarg;
Denn, ach! hier ruht das Liebste ihrem Herzen,
Und schlummert noch im tiefen Wassersarg.

Und trauernd weilt sie auf dem Wasserspiegel,
Und schickt die Stimme liebevoll hinab,
Und ruft hinunter, netzend ihre Flügel,
Daß sie die Theure wecke aus dem Grab.

Und ruft und trauert, bis vom langen Schlummer
Sie, die sie ruft, zu gleicher Freud' erwacht,
Und so, entrissen ihrem finstern Kummer,
Auf's Neu' ihr Flur und Sonn' entgegen lacht.

So ruf' auch ich zu dir aus weiter Ferne,
Und locke dich mit klagendem Gesang;
Doch er verhallt im weiten Raum der Sterne,
Nicht zu dir dringt der liebevolle Klang.

Und ach! so lange werd' ich liebend klagen,
Bis mich der holde Lenz dir wiedergiebt.
Dann will ich dir im Freudentaumel sagen,
Wie sehr ich dich, wie heiß dich stets geliebt.

E. v. L.

Aus Paris.

Die Anſchlagzettel.

(Beſchluß.)

„Gallerie métallique de la fidélité.“ Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben; die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — koſtet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſeyn, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eins von beyden muß wohl der Fall ſeyn. — Cravatiana . . . Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freyen ſchönen Künſte! Die Sybilliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drey Stunden vor dem Spiegel geſtanden, und habe verſucht, ſich das Halstuch maleriſch umzubinden; es ſey ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen, und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſey ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwey Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagey — wer ihn zurückbringt, erhält 50 Fr. zur Belohnung. Zweytens, das Miniaturporträt einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Fr. angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris. . . . . Ein junger Menſch „au désespoir“ hat 8000 Fr. verloren — wer ſie zurückbringt erhält 2000 Fr. zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beyſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht, das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbey iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Fr. (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Fr. dem Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Fr. aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beyſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Fr. ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld, und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivität der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden, und dann könne die Polizey keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizey könnte eben ſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem Einen ſo viel gelegen wäre als am Andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizey jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweytens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizey als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheime Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an; die Stunde zu 6 Fr. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bey ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnerin ſteigt den nächſten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Fr. die Perſon koſten. — Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß. . . . Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein Médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Okuliſt bemerkt ſchlau: „Rien sans lui!“ Er führt, mit Namen und Wohnungen, eine Liſte der Perſonen an,

die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerley kleinen optischen Waaren, und gibt nicht blos die Gläser, sondern auch die Augen dazu her. Er hat eine „Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.“ Wer sie in Dutzenden kauft, erhält sie wohlfeiler. Da der Okulist auch Thränenfisteln heilt, so gehört seine Ankündigung in das Fach der romantischen Literatur. Er wohnt sehr malerisch in der Rue de la monnaie. — Ein Zettel in englischer Sprache lautet wie folgt: „Should the following lines by seen by the young Gentleman, who was drinking his Caffé in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.“ Sehr räthselhaft! Ist es eine Männer- oder eine Weiberstimme? Ist es eine Herausforderung? Ist es ein Sirenenlied? Hat ein Engländer unglücklicher Weise seiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeschifft, und ist er schnell und erschrocken an ihr vorbeygeschlüpft? Doch, was es auch sey, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauspiele in fünf Akten geben, so ist diese Anzeige mehr als genug, einen Roman in drey Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italienischer Sprache fehlt es nicht; aber deutsche Ankündigungen habe ich noch nicht gesehen. Die einzige öffentliche deutsche Inschrift, die mir in Paris vorgekommen, steht, in goldnen Buchstaben, an der Glasthüre eines Kaffeehauses, und lautet: Deutsches Frühstück. Wahrscheinlich ist dieses Frühstück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es bestehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierfuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

Gleiche mühselige Anstrengungen sind nicht blos auf die Familie der Bienen oder Raupentödter (Sphex) beschränkt; manche Käfer zeigen gleich außerordentliche Beyspiele von Fleiß bey Legung ihrer Eyer. Der gemeine Roßkäfer (Scarabaeus stercorarius), den man unter jedem Misthaufen finden kann, gräbt eine tiefe walzige Höhle, führt eine Masse Dünger auf deren Boden, und legt die Eyer darein. Und viele Gattungen der Sippe der Pillenkäfer (Ateuchus) rollen feuchten Mist in runde Ballen zusammen, legen ein Ey in die Mitte von jedem, und wenn er getrocknet ist, stoßen sie ihn rückwärts mit ihren hintern Füßen zu Löchern von der überraschenden Tiefe von drey Fuß, die sie im Voraus zu deren Aufnahme gegraben haben, und die oft mehrere Ellen von einander entfernt sind. Oft befindet sich auf ihrem Wege eine Vertiefung, und der Ball rollt wieder zurück, wann er fast auf die Höhe gestoßen ist; aber unsere geduldigen Sisyphi verlieren nicht leicht den Muth. Sie wiederholen ihre Anstrengungen wieder und wieder, und am Ende wird ihre Ausdauer mit Erfolg belohnt. Die Aufmerksamkeit dieser Insekten auf ihre Eyer ist so ausgezeichnet, daß sie in den frühesten Zeiten bemerkt und schon von alten Schriftstellern angeführt wurde, aber mit Hinzuthat mancher Fabel, als: sie wären alle männlichen Geschlechts, sie würden wieder jedes Jahr jung, sie wälzten die Kugeln, in denen ihre Eyer, täglich von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Niedergang, und das achtundzwanzig Tage lang ohne Unterlaß u. dgl. (Mouffet S. 153.) Es gibt aus dieser Familie einen Käfer (Ateuchus sacer), dessen Abbild man sehr oft unter den Hieroglyphen der Aegypter findet, denen er ein Sinnbild der Welt, der Sonne, und des muthigen Kriegers gewesen. Von der Welt, wie Valerianus annimmt, wegen der runden Form ihrer Mistballen, und weil man sagte, sie rollten sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; von der Sonne wegen der winkeligen Vorsprünge an ihrem Kopfe, die wie Strahlen aussehen, und der dreyßig Gelenke ihrer sechs Fußwurzel, welche den Monatstagen entsprechen; und von dem eines Kriegers, wegen der Vorstellung von dem männlichen Muthe, die aus der Annahme, als entstünden sie blos von einem Männchen, entsprang (J. Pierii Valeriani Hieroglyphica p. 93. Mouffet, 156). Als Symbol des Letzten wurde sein Bild auf den Petschaften der römischen Soldaten getragen, und wird als Abbild der Sonne, der Quelle der Fruchtbarkeit noch gegenwärtig, wie Dr. Clarke berichtet, von den Weibern gegessen, um fruchtbar zu werden (Travels II. S. 306).

Diese Käfer reichen übrigens im Punkte des Fleißes die Palme dem Todtengräber (Necrophorus vespillo F.), dessen merkwürdige Geschichte zuerst von Gleditsch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft 1652 umständlich erzählt worden. Er fängt seinen Bericht damit an: er habe oft bemerkt, daß todte Maulwürfe, wenn sie auf dem Boden, vorzüglich auf loser Erde gelegen, meist ohne Fehl binnen zwey oder drey Tagen, oft binnen zwölf Stunden, verschwunden sind. Um die Ursache zu erfahren, legte er einen Maulwurf auf ein Bett in seinem Garten. Am dritten Tage war er verschwunden; und als er an der Stelle, wo er gelegen, gegraben, fand er ihn in der Tiefe von drey Zoll, und unter ihm vier Käfer, welche die Arbeiter bey dieser sonderbaren Beerdigung gewesen zu seyn scheinen. Er bemerkte nichts Besonderes an dem Maulwurf, und grub ihn daher wieder ein; als er ihn nach Verlauf von sechs Tagen wieder

unterſuchte, fand er ihn von Engerlingen (Maggots) wimmeln, die augenſcheinlich von den Käfern herkamen, welche das Aas zum Futter für ihre Jungen verſcharrt hatten, wie Gleditſch nun natürlicher Weiſe ſchloß. Um dieſe Sache mehr ins Reine zu bringen, brachte er vier von dieſen Inſekten in ein mit Erde gefülltes und wohlverwahrtes Glas, und legte auf die Erde zwey Fröſche. In weniger als zwölf Stunden hatten zwey von den Käfern einen Froſch beerdigt: die zwey andern lieſen den ganzen Tag herum, als wenn ſie ſich mit der Ausmeſſung des anderen Leibes beſchäftigten, welcher ſodann am dritten Tage auch vergraben war. Er that ſodann einen todten Hänfling hinein. Ein Paar Käfer machten ſich ſogleich an den Vogel, ſie begannen ihre Operation durch Auswerfen der Erde unter deſſen Leibe, um eine Höhle zu ſeiner Aufnahme zu machen; und es war merkwürdig anzuſehen, welche Anſtrengungen die Käfer machten, den Vogel von unten an den Federn zu ziehen; um ihn in ſein Grab zu bringen.

Das Männchen trieb das Weibchen weg, und ſezte die Arbeit allein fünf Stunden lang fort. Er hob den Vogel, änderte ſeinen Platz, wendete ihn um, legte ihn im Grabe zurecht, kam von Zeit zu Zeit aus dem Loch hervor, ſtieg darauf und trat ihn mit den Füßen, und ſtieß ihn endlich hinunter. In der Länge ermüdete er durch ſeine ununterbrochene Arbeit, kam hervor, und legte den Kopf auf die Erde neben dem Vogel, ohne die geringſte Bewegung, als wenn er ausruhte, und das eine volle Stunde lang, wo er nachher wieder unter die Erde kroch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 5. Oktober.

(Beſchluß.)

Unter den literariſchen Neuigkeiten nennt man eine Tragödie, unter dem Titel: „The Duke of Mantua," deren Verfaſſer Lord Byron ſeyn ſoll. Wir werden Gelegenheit nehmen, nächſtens über dieſe Produktion das Nähere mitzutheilen. — Die Anzahl der täglich erſcheinenden Zeitungen beläuft ſich auf vier und dreyßig, die der wöchentlichen, monatlichen und vierteljährigen Blätter aber auf ſechszig. Unter den literariſchen Blättern, welche in der neueſten Zeit ſich auszeichnen, verdient das Literary Museum genannt zu werden. Der Herausgeber, Herr Granam, iſt ſehr vertraut mit der Sprache und Literatur Deutſchlands und Frankreichs und gibt zuweilen ſehr geiſtreiche Anſichten über die neueren literariſchen Produkte des Auslandes. — Von Goethe's Wilhelm Meiſter iſt eine Ueberſetzung angekündigt. Der Fauſt des großen Dichters hat bis jezt noch keinen würdigen Ueberſezer gefunden; die poetiſche Uebertragung, welche unſer geſchäzter Landsmann, Herr Bohte in ſeinem Verlage ankündigt, iſt, beſonderer Urſachen wegen, nicht fortgeſezt worden; die wenigen Bogen, welche Ref. las, laſſen es ſehr bedauern, daß dieſes Unternehmen ſcheiterte. — Von Schillers Leben gibt das Londner Magazine (Oktober 1825) die Geſchichte ſeiner Jugendzeit und erſten Produktionen; der Aufſaz iſt nicht originell, aber recht nüzlich und wie wir hörten, vielen recht willkommen; denn Schiller iſt den Engländern, durch die Ueberſetzung ſeines Wallenſtein von Coleridge vorzüglich, eben ſo werth geworden, als uns ihr Shakeſpeare durch die Schlegel'ſche Ueberſetzung ward. Ref. bedauert, daß dieſer Gelehrte nicht zu bewegen iſt, mehrere Schiller'ſche oder Goethe'ſche Werke in ſeine Mutterſprache zu übertragen, denn ſein Wallenſtein iſt ein Meiſterſtück von Ueberſetzung. Unter allen engliſchen Gelehrten iſt wohl Coleridge am vertrauteſten mit der deutſchen Sprache und unſrer Literatur, beſonders der der Philoſophie, deren Gang er, wie der Adler ſeine Beute, verfolgt. Er iſt durch ſeinen langen Aufenthalt in Deutſchland gewiſſermaßen geiſtig verdeutſcht worden. Die Biederkeit, das Einfache, Treuherzige und Kindliche ſeines Charakters macht ihn eben ſo liebenswürdig im Umgange, wie ihn ſeine Gelehrſamkeit, ſein ernſt und tief eindringender Geiſt anziehend machen. Unter den übrigen literariſchen Charakteren, deren Bekanntſchaft dem Fremden nüzlich und angenehm werden kann und mit denen ſich der Deutſche leicht befreundet, zeichnen wir aus: Herrn J. Planta, Direktor des britiſchen Muſeums, welcher die Schäze, welche ihm umgeben und ihm inne wohnen, auf das Gefälligſte mittheilt. — Herr Ellis, durch literariſche Leiſtungen im Fache der ältern Geſchichte der engliſchen Poeſie bekannt, und Aufſeher der Handſchriften des Königs, zeichnet ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Gefälligkeit gegen alle aus, die ſeines Rathes bedürfen. Herr Petri, Archivar im Tower, eben mit einem wichtigen Werke über die älteſte Geſchichte Englands beſchäftigt und ſo unermüdet im Eifer für ſeine Arbeit wie für ſeine Bekannten. Herr Wilkins, der Orientale, deſſen Name in zwey Welttheilen rühmlich genannt wird. Herr Black, der freyſinnige Herausgeber des Morning-Chronicle, der ſich um die Verbreitung unſrer Literatur in England durch ſeine Ueberſetzung von A. W. und Fr. Schlegels literariſch-hiſtoriſchen Werken verdient gemacht hat. Herr Hodyskin, Verfaſſer einer ſehr leſenswerthen Reiſe durch Deutſchland und Frankreich und Mitarbeiter an dem Morning-Chronicle und andern Blättern in demſelben Geiſte. Auch unſere geſchäzten Landsleute, die Herrn D. Röhden und König, dürfen im Kreiſe literariſcher Charaktere auszeichnend genannt werden; ihr Eifer für das brittiſche Muſeum, an welchem Beyde angeſtellt ſind, wird dankbar hier anerkannt, und ſie ſtehen durch Theilnahme und Fürſorge für Alles, was die Zwecke eines Reiſenden fördern kann, den genannten Engländern nicht nach. — Seit einigen Wochen iſt Herr A. W. von Schlegel hier, um die Handſchriften in der Oſtindiſchen Bibliothek zu unterſuchen, zu benuzen und vorzubereiten, was in ſeine gelehrten Zwecke einſchlägt. Wir werden in unſerm nächſten Bericht über ſeine Zwecke und den Erfolg ſeiner Bemühungen umſtändlichere Nachricht geben. Es iſt höchſt erfreulich für Deutſchland, daß unter den drey Büchern, welche bis jezt in Europa in der Sanskritſprache gedruckt worden, zwey ſind, welche Deutſche zu Herausgebern haben. Seit Schlegels Ankunft hat auf der hieſigen oſtindiſchen Bibliothek eine neue Thätigkeit begonnen und die Früchte ſeines Strebens werden, trotz einzelner Anfeindungen von Unkundigen in Deutſchland ausgeſtreut, ihm lohnend und der Nachwelt nüzend gedeihen.

D. A.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Nro. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. October 1823.

So lang' als im Beutel der Heller noch klingt.
Gibt Jeder dir gerne Quartier;
Doch iſt er geleeret, ey Lieber, ſo bringt
Dich Jeder behende zur Thür.

Aus dem Lateiniſchen.

Die Titelprobe.

(Fragment aus den Bemerkungen auf einer Fußreiſe vom Harz nach Freyberg in Sachſen.)

Die ganz gewöhnliche Frage: „Darf ich mir Ihren werthen Charakter ausbitten?“ heißt bekanntlich, aber doch ziemlich wunderlich: Was haben Sie für einen Titel? Darnach hatte ich nun, obwol bereits in der großen Sommerhälfte des Lebens, leider ganz und gar keinen Charakter. Zum Glück war es denn mit meinem zweyten Ausbänzeſchilde für die Paſſagiere der großen allgemeinen Heerſtraße, das will ſagen, mit meinem Rocke, noch ſo ziemlich gut beſtellt; folglich kam ich bey Allen, denen der Menſch als Menſch entweder ein Aergerniß oder eine Thorheit iſt, noch mit einem blauen Auge davon. Aber das lange Fragezeichen, das an ſo vielen Naſen zu leſen war, und welches mich oft ein wenig impertinent darüber auszuholen ſuchte: ob ich denn wirklich Nichts wäre? legte mir endlich doch die Sache mit meiner Nichtigkeit ſo nahe, daß ich auf den Einfall gerieth, ganz in der Stille praktiſch zu unterſuchen, was denn bey gedachtem Paſſagieren die Leute, die wirklich etwas ſind, eigentlich gelten? Daß viele Herren Inhaber deſſelben ihr werthes Etwas ſelbſt allzuhoch anſchlagen, war mir längſt bekannt; auch hatten ſie gütigſt oft in eigener hoher Perſon dafür geſorgt, daß es mir nicht unbekannt bliebe. Es galt alſo nur das Wie viel? genauer auszumitteln.

Seine richtigen fünf Fuß und zwölf Zoll preußiſches Maß hoch, in ſeine Leibfarbe, die der Natur, gekleidet, mit einer ſtattlichen Seehundstaſche über den Schultern, hielt man den Wanderer gewöhnlich für einen Waidmann. Und dabey ließ er es auch oft; denn er liebt, als ein geborner Harzer, dieſe Art Menſchen wie ſeine Brüder, und um ſo mehr, da er nicht ſelten die wackerſten Biedermänner unter ihnen gefunden hat. Sie gelten unter Weges ihren Preis auch ohne Titel, ſonderlich wenn ſie die Zierde des Mannes, ein Gewehr, bey ſich führen. Und das durfte man im Jahr 1806 vom Harze bis auf die hohe Bergakademie Freiberg überall unangetaſtet bey ſich haben. Ich ward als Jäger in den Wirthshäuſern immer freundlich aufgenommen, während meines Bleibens ſtets höflich und artig behandelt, und durfte, was mir eben ſo unlieb nicht war, in der Regel doch nicht zu viel bezahlen. Mitunter gerieth ich denn freylich einmal an eine vornehme Wirthin, die, weil ſie mein Pferd vermißte, anſtatt: Mein Herr! blos: Mein Schatz! zu mir ſagte. Ich nahm das aber weiter nicht übel, wenn ich auch eben keine Luſt verſpürte, den etwas derben Schatz mit einem eben ſo derben Reimverwandten zu erwiedern. Manches dürftige Figürchen von Profeſſor, das ſich mit ſeiner Buchſtabenweisheit wer weiß, was? zu ſeyn dünkt, kann ſich heilig darauf verlaſſen, daß es zu der Ehre, den Schatz einer ſolchen Wirthsdame vorzuſtellen, gar noch nicht gelangt ſeyn würde.

Ueberhaupt muß ich gleich im Allgemeinen verſichern, daß auf öffentlicher Landſtraße kein Titel im Curſe niedri-

ger stehe, als die gelehrten. Man pflegt dabey nicht blos an die Lungenschwindsucht, sondern noch mehr an die des Beutels zu denken. Wer als Wissenschaftler nicht wenigstens äußerlich dem göttlichen Plato*) etwas ähnlich sieht, der wage sich bey Leibe nicht zu Fuß in das große Weite, sondern warte es lieber ab, bis ihm der unerbittliche Plutus mindestens in einer Miethkutsche auszureisen erlaubt.

Wenn dieß die geneigten Leser für eine Art von Grundtext halten wollen; so werden sie finden, daß ich ihnen mit dem Folgenden nur einen ausführlichen Kommentar dazu liefere.

Es gibt noch immer gutmüthige Buchstabenmenschen, welche, um doch wenigstens etwas Titelartiges vorzuzeigen, sich unter Weges mit dem privatisirenden Gelehrten behängen. Ich begrüßte demnach den schwarzen Bär, der bekanntlich zwischen Merseburg und Leipzig angetroffen wird, zuerst mit der erhabenen Würde eines privatisirenden Gelehrten. Ich fand indeß nur zu bald, was ich auch schon vorher vermuthet hatte, daß ein tüchtiger Frachtfuhrherr, der nach Gelegenheit ein halbes Dutzend Knechte und sechs Gespann Pferde vorrücken läßt, für einen Wirth im schwarzen Bär ganze Hunderte von solchen Standespersonen aufwiegt, als ich eben eine vorzustellen hatte. Es that keine Seele im ganzen Hause, als ob ein Fremder angekommen wäre, da doch im Gegentheil für die Frachtfuhrleute schon die reichlichsten Anstalten zur Bewirthung getroffen werden, ehe sie sich noch einmal in der Stube haben blicken lassen. Ja ich mochte, nachdem ich dem neugierigen Wirth von dem privatisirenden Gelehrten einmal die Witterung hatte zukommen lassen, die Saiten der Höflichkeit so hoch spannen, als ich wollte; man ward doch im schwarzen Bär dadurch nicht im Mindesten umgestimmt, ließ mich Alles zwey-, dreymal vergeblich fordern, und wenn es mir denn endlich und endlich gereicht wurde, geschah es doch nicht anders als a la Bär, das heißt brummend. Wenn also auch mein Quasititel zwischen Merseburg und Leipzig je einmal gegolten hatte, so sah man wohl, daß sein Werth, wie der der Leipziger Chapeaurbashüte, gänzlich aus der Mode gekommen war. Hielte, zum Glück für mich, die Verdauungskraft meiner Laune mit der des Magens auf Reisen nicht ganz einerley Schritt, gewiß, ich hätte über meinen privatisirenden Herrn Anwandlungen von Spleen bekommen können.

So machte ich aristippisch gute Miene zum schlechten Spiele, eilte aber doch so geschwind als möglich aus einer Sphäre hinweg, wo mit mir selbst auch sogar mein Geld an seinem Werthe verloren zu haben schien; denn fürwahr, der Wirth strich es mit einer so verächtlichen Nachlässigkeit ein, als fürchtete er, es nie wieder sicher an den Mann bringen zu können. „O ihr lieben, freundlichen Lerchen, rief ich aus, als ich mich wieder im Freyen befand, ihr singt dem Menschen euer Liedchen, ohne zu fragen, wer er ist? ja selbst ohne euch darum zu bekümmern, was er ist? Ihr macht es genau wie die Sonne, die Gute und Böse mit der nämlichen Milde bescheint!“

Der Fisch im Wasser ist nicht mehr in seinem Elemente, als unser Wanderer, sobald er sich in Gottes schöner, reiner Luft befindet. Er gelangte mit dem festen Vorsatze nach Leipzig, allen Wirthen von schwarzen, weißen, goldenen und silbernen, ja selbst eisernen Bären in ganz Europa darum nicht einen Augenblick abhold zu seyn, daß sie sich allesammt auf den äußern Werth des Geldes unweit besser verstehen, als auf den innern des Menschen.

Meine Phantasie bekam auch schon in der Nachbarschaft der Funkenburg wieder das trefflichste Oberwasser, das sie sich wünschen konnte. Es wallte aus den noch unversiegten Lebensströmen der schönen Jugend herüber. Ich meldete mich am Ranstädter Thore mit meinem ehrlichen deutschen Namen, unbekümmert darüber, was? wie viel? oder wie wenig? der Aufzeichnende daraus machen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der göttliche Plato, den jetzt so viele zu verstehen glauben, die er nicht verstehen würde, hatte bekanntlich seinen Namen von einer männlichen breiten Brust, und trug einst nicht blos in geistigen, sondern auch in körperlichen Kampfspielen den Preis davon.

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des andern Tages war der Vogel 1½ Zoll tief unter Grund, und der Graben blieb den ganzen Tag offen, so daß es aussahe, als wenn der Leib auf einer Bahre läge, von einem Erdaufwurf umgeben; am Abend war er einen halben Zoll tiefer eingesenkt, und am andern Tag war das Werk vollendet, und der Vogel bedeckt. Herr Gleditsch fuhr fort andere kleine todte Thiere hineinzulegen, die alle früher oder später vergraben wurden; und der Erfolg seines Versuchs war, daß binnen fünfzig Tagen vier Käfer in dem sehr kleinen ihnen gelassenen Erdraume zwölf Leiber vergraben hatten, nämlich vier Frösche, drey kleine Vögel, zwey Fische, ein Maulwurf und zwey Heuschrecken, außer den Eingeweiden von einem Fische, und zwey Stücken von einer Ochsenlunge. Bey einem andern Versuch vergrub ein einziger Käfer einen Maulwurf, der vierzigmal größer und schwerer als er war, in zwey Tagen. (Gleditsch, physisch-botanisch-ökonomische Abhandlungen, III. Bd. S. 200.) Es ist leicht einzusehen, daß alle diese Arbeit unternommen worden, um die künftigen Jungen dieses industriösen Insektes in Sicherheit zu bringen und sie mit dem nöthigen Vorrath zu versehen. Ein einziger Maulwurf würde lange Zeit für die Käfer selbst hingereicht haben, und sie würden daran über dem Grunde bequemer, als unter demselben gezehrt haben. Wenn sie aber so die

Leichen, in welche ihre Eyer gelegt waren, hätten offen liegen lassen, so wären Beyde der augenscheinlichen Gefahr ausgesezt gewesen, als ein Bissen vom ersten Fuchs oder Raubvogel (Kite), die ihn zufällig ausgespürt hätten, gefressen worden zu seyn.

Zuerst darf ich sagen, Sie fühlen fast Mitleiden mit den kleinen Thierchen, die augenscheinlich zu, ihrer Größe unverhältnißmäßigen, Anstrengungen verdammt sind. Sie sind im Begriff auszurufen, daß die Mühseligkeiten eines so kurzen Daseyns, mit einer so harten und unaufhörlichen Arbeit vergrößert, weit das Vergnügen aufwiegen müssen. Indeß würde dieser Einwurf ganz und gar irrig seyn. Was uns als lästige Arbeit erscheint, ist für die kleinen Arbeiter ein unterhaltendes Geschäft. Der gütige Urheber dieser Wesen hat die Vollbringung einer wesentlichen Tugend mit den Gefühlen des größten Wohlbehagens vergesellschaftet; und gleich dem zuneigungsvollen Vater, dem die Liebe für seine Kinder die mühevollsten Arbeiten versüßet, sind diese kleinen Insekten nie glücklicher, als wenn sie sich in solchen Geschäften befinden.

„Eine Biene, wie Doktor Paley sehr wohl bemerkt, unter den Blumen des Frühlings, (wenn sie ohne Unterlaß im Sammeln von Blumenmehl für ihre Jungen oder Honig für ihre Genossen beschäftigt ist,) ist einer der unterhaltendsten Gegenstände, der zu sehen ist. Ihr ganzes Leben scheint Fröhlichkeit. Sie ist beschäftiget, und das angenehm." (Nat. Theol. 497.)

Unter den Quellen vorzüglicher Befriedigungen, welche Ihnen jeder ländliche Spaziergang gewähren wird, wo man Zeuge ist dieser Gefühle von Zuneigung in den Thieren selbst für ihre noch ungesehene Nachkommenschaft, wovon ich Ihnen einen schlichten Umriß zu geben versucht habe, ist diejenige keine der unergiebigsten, welche aus der Untersuchung der verschiedenen und passenden Instrumente entspringt, womit die Insekten versehen worden, um ihre Arbeiten auszuführen. Die Jungen von der Familie der Sägefliegen (Tenthredo L.) sind bestimmt, auf den Blättern von Rosenstöcken und andern Pflanzen zu leben; auf die Zweige legt die Mutter ihre Eyer in regelmäßig geordneten Zellen, und das Werkzeug, womit sie diese macht, ist eine Säge, so ziemlich den unsrigen gleich, aber weit kunstreicher und vollkommener. Sie ist an jeder Seite gezähnt, oder vielmehr sie besteht aus zwey verschiedenen mit ihren Rücken gegen einander gekehrten Sägen, (deren Zähne oft wieder gezähnt sind, und deren äußere flache Seite gefurcht und gezähnt ist,) welche hin und her spielen, und während die senkrechte Wirkung die der Säge ist, ist die Seitenwirkung die einer Raspel. Ist durch diese abwechselnde Bewegung der Einschnitt oder die Zelle gemacht, so weichen die zwey Sägen aus einander, und leiten das Ey zwischen sich hinein. (Professor Peck, Nat. Hist. of the Slug-worm. XII. t. f. 12. bis 14.). Die von den Dichtern des Alterthums so gefeyerte Cicade, welche ihre Eyer in trocknes Holz legt, braucht ein stärkeres Werkzeug von einer andern Einrichtung. Demnach ist sie mit einem vortrefflichen doppelten Hohlbohrer versehen, dessen Seiten abwechselnd und einander parallel spielend ein Loch von erforderlicher Tiefe in sehr harte Substanzen bohren, ohne verschoben zu werden.

Der Bau des Stachels oder der Legröhre, womit verschiedene Gattungen der Schlupfwespen versehen sind, ist nicht weniger sorgfältig zu den verschiedenen Zwecken eingerichtet. Bey denen, welche ihre Eyer in die Leiber der Raupen legen, die auswendig an Pflanzenblättern leben, ist er kurz, oft in sehr großen Gattungen nicht ein Achtels-Zoll lang: da sie zu ihren Opfern frey heran können, so würde ein längerer Stachel ohne Nutzen gewesen seyn. Wäre aber bey den vielen, welche ihre Eyer in Larven, die verdeckt leben, legen, dieses Werkzeug so kurz, so könnten sie denselben nicht beykommen; in diesen ist daher der Stachel verhältnißmäßig verlängert, und so sehr, daß er in manchen kleinen Gattungen den Leib drey- bis viermal überlängt. So beym Ichneumon manifestator, dessen Lebensart von Marsham so unterhaltend beschrieben worden (Linn. Transact. III. 23.), und welcher die Larven einer wilden Biene (Apis maxillosa), die auf dem Boden tiefer Löcher in altem Holz liegen, angreift, ist der Stachel nahe an zwey Zoll lang: und er ist nicht viel kürzer in dem viel kleinern Ichneumon Strobilella, welcher seine Eyer in die in dem Innern der Tannenzapfen verborgenen Larven legt, die er ohne solche Vorrichtung nimmer zu erreichen im Stande wäre. Der Schwanz des Weibchens von manchen Motten, deren Eyer vor zu großer Kälte und zu starkem Lichte geschüzt werden müssen, ist augenscheinlich zu diesem Zwecke mit einem dicken Haarbüschel versehen. Wie soll aber die Motte diese Substanz losbringen und sie auf ihre Eyer decken? Ihre Legröhre ist am Ende mit einem Instrument versehen, das einer Kneipzange gleicht, welches zu obigem Zweck so gut als Hände taugt. Nachdem sie zuvor ihre Eyer auf ein Blatt gelegt hat, zupft sie ihr Haarbüschel ab und umhüllt sie damit so dicht, daß sie die erforderliche Wärme behalten. Hat sie diese lezte Pflicht für ihre Nachkommenschaft erfüllt, so stirbt sie.

Die Legröhre der Bockkäfer (Capricorn beetles, Cerambyx L.), eine zahllose Menge, ist eine flache rückziehbare Röhre von einer harten Substanz, wodurch er die Eyer unter die Rinde von Zimmerholz bringt und sie so legt, daß die Nachkommenschaft ihr angemessenes Futter findet (Kirby in Linn. Trans. Vol. V. S. 254. Taf. XII. Fig. 15.) Der Hohlbohrer, dessen sich gewisse Gattungen von Oestrus bedienen, um die Felle der Rinder und Hirsche zu durchbohren, und ein Nest für ihre Eyer zu machen, ist schon beschrieben. Aber die Ver-

ſchiedenheiten aller dieſer Inſtrumente zu beſchreiben, würde kein Ende nehmen. Der Zweck, welcher in den obgenannten Inſekten durch die Werkzeuge am After erreicht wird, wird es in den zahlreichen Familien der Weibel (Weevils Curculio, Rüſſelkäfer) durch den langen ſchmächtigen Rüſſel, womit ihr Kopf verſehen iſt. Mit dieſem durchbohrt der Haſel-Weibel (Curculio nucum) die Haſelnußſchale, und der eigentliche Weibel (Calandra granaria, ſchwarzer Kornwurm) die Schale des Weizenkorns, worein ſie ihre Eyer legen und zwar ſo, daß ſie klüglich in eine Nuß oder in ein Korn nur ein Einziges bringen, indem jene gerade hinreichen, eine einzige Made zu ernähren, aber nicht mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im September.

Auf dem Burgtheater trat Frau von Holtei als Gaſt auf. Sie zeigte ſich als Margarethe (in den Hageſtolzen), als Roſine (im Juriſt und Bauer), als Gurli, Liesli (im Alpenröslein) und Bäschen (in Das war ich), mit welcher letztern ſie ihre Gaſtſpiele beſchloß. Man erſieht aus den genannten Rollen, daß ſich die Gaſtſpielerin blos auf das Fach naiver Charaktere, nach ihren verſchiedenen Arten beſchränkt habe. Die Darſtellung der Margarethe gelang ihr, dem allgemeinen Urtheile nach, am vorzüglichſten; beſonders ausgezeichnet wurden jene Stellen, wo das unbefangene Kind der Natur, ſeine Neigung zu dem Hofrath verräth, dieſer der Erſchrockenen ſeine Hand anträgt, ſie an die Prophezeihung der ſeligen Mutter ſich erinnert, u. dgl. m. Die Wahl der zweyten Rolle (Roſine) konnte befremden; erſtlich aber ſcheint die fremde Darſtellerin ſo viel möglich bedenkliche Kollisionsfälle vermieden zu haben; zweytens iſt dieſes alte verdienſtliche Charakterſtück erſt vor ungefähr einem Jahr und etwas darüber auf dem hieſigen Hoftheater neu in die Scene geſetzt worden. Man fand es etwas gewagt, daß dieſe neue Roſine vor dem Vater auf die Knie fiel, als er ihr mit Schlägen drohte. Das Mädchen gehört aber in die Kategorie der dummnaiven — wenn ich ſo ſagen darf — und da mag ihr ſo etwas wohl hingehen. Als Gurli wollte man behaupten, die Darſtellerin habe dem Dichter zu ſehr nachgegeben. Der hat allerdings ſehr viel für ſeine Indianerin gethan; dieſer Ziehvater hat ſie etwas verzogen, und das muthwillige Kind möchte am Ganges kaum mehr geduldet werden. Die Schauſpielerin darf daher einige Züge und Farben erſparen, hier weniger ſtark auftragen, dort etwas verwiſchen; da der Dichter ſchon ſo viel gethan hat, mag ſie etwas weniger thun. Thut ſie aber etwas mehr, überbietet ſie vielleicht den Autor noch, ſo gewinnt das große Publikum dabey, und die Nabobstochter aus Myſore hat auf deutſchen Bühnen noch dadurch verloren; vielmehr, je ausgelaſſener ſie waren, je ſtärker wurden ſie beklatſcht, und heut zu Tage wär es ganz zur Unzeit, den Fall umkehren zu wollen. Die Gaſtſpielerin wurde in allen Leiſtungen mit Theilnahme aufgenommen. Eine angenehme Perſönlichkeit empfahl ſie im Voraus, einzelner kleiner Fehlgriffe ungeachtet, zeigte ſie im Allgemeinen richtige Anſicht und verſtändige Beurtheilungskraft. — Einige werden über die Lauheit dieſes Berichts klagen. Aber meine Herren, was ſoll aus den übertriebenen Lobpreiſungen endlich werden, wovon ſo viele Relationen und Kritiken überſprudeln? Die Kunſt gebt dabey zu Grunde. Frau v. Holtei wird nächſtens auch auf dem Theater an der Wien gaſtiren.

Von den Hofſchauſpielern wurde aufgeführt: die Waffenbrüder, romantiſches Gemälde der Vorzeit in fünf Aufzügen, nach Heinrich von Kleiſt's Familie Schroffenſtein, für die Bühne bearbeitet von Fr. v. Holbein. Die Schroffenſteiner ſind ein Trauerſpiel; es hat aber in der That manche in's Luſtige fallende Parthie. Hochtragiſch iſt das Ende, wenn man die Nebenumſtände abrechnet, aber dieſe bey aller Poeſie der Erfindung und Einkleidung, können ihm auch leicht das Schickſal des Prinzen von Homburg (hieſigen Orts) bereiten. Dieß hat nun der Bearbeiter durch einen glücklichen Ausgang zu verhindern geſucht; ob es nicht auf einem andern Wege ebenfalls vermieden werden konnte, iſt wohl eine überflüſſige Frage. Die Charakteriſtik ragt beſonders hervor, die Sprache iſt kräftig, die Handlung gedehnt und etwas leer, die Verwicklung locker, aber doch mit ſinnreichen Verſchlingungen durchflochten; neben vielen Schönheiten zeigte ſich manches Ungereimte und Gewagte. Schauſpielern vom erſten Range bietet ſich ein reichhaltiger Stoff dar, und auf einer Bühne, wie das hieſige Hoftheater, muß dieſe dramatiſche Dichtung auch in der Umgeſtaltung als eine ſeltene Erſcheinung begrüßt werden; ohnehin wird ſie ſo, wie der Dichter ſie uns hinterließ, auf keiner deutſchen Bühne ganz genießbar ſeyn. Ein Theil der erſten Schauſpieler iſt hier darin beſchäftigt, und dem künſtleriſchen Wetteifer, der ſich in der Darſtellung der Hauptcharaktere zu erkennen gibt, verdankt das Schauſpiel unſtreitig einen bedeutenden Theil des glücklichen Erfolgs, der mit jeder Vorſtellung wächst und es auf längere Zeit zu einem beliebten Repertoirſtück machen wird.

Von den italieniſchen Operiſten iſt endlich Roſſini's Semiramide gegeben worden. An dieſes Werk und deſſen Erfolg auf dem Theater Pénice in Venedig war einigermaßen das Schickſal des Tonſetzers für eine gewiſſe Zeit und ſein Ruhm gebunden. In vier Wochen wurde es beendigt, einſtudirt und in die Scene geſetzt. Im erſten Akt ſchwankte der Beyfall, der zweyte griff aber durch und das Glück der Oper war entſchieden. Mit dem zwiſchen beyden Akten eingeſchobenen Ballet dauerte die erſte Vorſtellung ſechs Stunden. Auch hier in Wien betrug die Dauer, ohne Ballet, Anfangs ungefähr vier Stunden. In der Folge wurden Abkürzungen vorgenommen. Das Textbuch hat den Theaterdichter Roſſi zum Verfaſſer, von dem wohl über ein Schock muſikaliſcher Dramen bereits vorhanden ſind. Es hat ganz die alten eigenthümliche Breite und Länge, aber auch die nöthigen muſikaliſchen Situationen, ſceniſchen und charakteriſtiſchen Kontraſte, die dem Komponiſten willkommen ſind. Der Gang der Handlung gleicht ziemlich dem der Semiramis des Voltaire; die Kataſtrophe iſt verändert: hier wird nämlich auf der Bühne gemordet. Die Muſik iſt glänzend, voll lieblicher Themen und Motive, auch mit Reminiſcenzen aus andern Roſſiniſchen Opern reich begabt; eine und dieſelbe kommt zuweilen öfter vor, aber die Ausführung überraſcht. Die Sänger können ihre Kunſt nach Bequemlichkeit entfalten, das Auditorium kann nach Herzensluſt applaudiren, nach jeder Scene bald den Einen, bald den Andern, bald mehrere zugleich, ein-, zwey-, dreymal herausrufen, und am Schluſſe des Akts, das ganze Perſonal. In der Ouvertüre hört man deutlich die Melodie des alten Liedes: „Freut euch des Lebens" als Motiv, das öfter wiederkehrt und zuletzt auch im zweyten Final. Dem Komponiſten hatte das Lied gefallen, als es ihm einmal vorgeſpielt wurde, und er verſprach, es nächſtens zu benutzen. Es iſt mit Anſtand behandelt, übrigens in Italien nicht bereits ſo abgedroſchen, wie in Deutſchland. Das Quartett im erſten Finale, vor Erſcheinung des Geiſtes iſt vorzüglich bearbeitet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 87.

Nro. 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. October 1823.

Kommst du im abgeschabten Rock,
So ist's mit deiner Ehre aus.

Alter Spruch.

Die Titelprobe.

(Fortsetzung.)

In Leipzig waren mit den gelehrten Titeln keine weitern Proben anzustellen. Der Curs steht hier schon seit der Reformation el pari. Der Kaufmannsstolz hat den Fakultätsdünkel, und dieser jenen, wer weiß, wie lange? in die richtigen Schranken zurückgewiesen. Es ist in Leipzig, was diesen Punkt betrifft, mehr, als an irgend einem Orte der Welt, Alles in seiner guten Ordnung. Das Jäger-Incognito, das ich nicht erst anzunehmen brauchte, weil Jedermann gütig genug war, den Reisenden von selbst für nichts anderes zu halten, that mir auch hier keine übeln Dienste. Ich kam mir dabey zu Zeiten vor, wie mein großer Ahnherr Luther auf der Wartburg als Junker Jürgen. Die Stadtsoldaten sogar schienen eine Art von Trieb in sich zu fühlen, vor mir ein wenig ins Gewehr zu treten; doch kam es nie völlig zum Ausbruch, vermuthlich weil in der Gegend der Unterkleider weder Roth noch Gelb bey mir zu sehen war.

Nachdem ich in den seligen Erinnerungen einer schönen Vorzeit mehrere Tage reichlich geschwelgt hatte, sezte ich meine Wanderung von Leipzig bis zum Erzgebirge fort. Meister Asmus, der Wandsbecker Bote, singt zwar bekanntlich davon:

Es bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Laufegold!

aber von dem lezten ist mir während meines Aufenthalts in Freiberg eben nichts zu Gesicht gekommen. Der ehrliche Bote hat wahrscheinlich von unserm Rommelsberge bey Goslar einmal so etwas munkeln hören, und sein poetisches Gedächtniß hat ihm hier einen kleinen Streich gespielt. Unterdessen, wenn nur sonst der Rheinwein nicht schlecht ist, zu dem man das Lied singt, so wird ihm das gewiß ein jeder rechtschaffene Trinker von Grund der Seele gern vergeben.

Hinter Grimma dachte ich mit allem Ernste daran, den jezt so beliebten Doctor philosophiæ ein wenig auf die Lebenskapelle zu bringen. Diese gelehrte Würde war bekanntlich in alten Zeiten so gut als gar keine; denn ein Leipziger Magister, wenn er auch schon Noster hieß, und also ungefähr das unter den Professoren vorstellte, was ein Ausrufungszeichen unter den Wörtern zu seyn pflegt, war nicht sowol etwas Rechts, als daß er nächster Tage nun erst dergleichen zu werden gedachte. Bekanntlich geht es den Titeln wie den Münzen, sie greifen sich mit der Zeit ab. Unsers Wissens war ein berühmter Statistiker, der einst von der Göttinger Universität das philosophische Doktor-Diplom, versteht sich gratis, geschenkt bekam, der Erste, der die wichtige Entdeckung machte, daß sich die liebe Magisterwürde beym Ablaufe des vorigen Jahrhunderts bereits rein abgegriffen habe. Er gerieth also, da sich das Schrot und Korn der alten gangbaren Münze nicht wohl verändern ließ, auf den sinnreichen Gedanken, mindestens ihrem Gepräge etwas nachzuhelfen, und sich auf

den Visitenkarten nicht Magister, sondern Doctor zu benamsen. Die Kammerräthe und übrigen Räthe zu ** hatten weiter nichts dawider, und der Universität Göttingen konnte es auch ziemlich einerley seyn, wie sich ihr auswärtiger Magister nennen lassen wollte. Genug, die Sache ging damals glücklich durch, und seit der Zeit will kein Mensch mehr Magister heißen, was auch in der That Niemand verargt werden kann; denn was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Daß indessen diese neue Acquisition nicht eben von Belang ist, kann Unterzeichneter bey aller Strenge der Wahrheit aus seiner eigenen Erfahrung versichern. Er glaubte damit auf der Ehrenleiter zwar Anfangs selbst einige Stufen höher gestiegen zu seyn; fand aber leider bald das Gegentheil. Man bediente hinter Leipzig den Doktor nicht um ein Härchen besser, als man vor Leipzig den privatisirenden Gelehrten bedient hatte. Hierzu kam nun noch ein ärgerliches Mißverständniß, womit ihm der ungelehrte große Haufe unter Weges zur Last fiel. Denn er hörte kaum von einem Doktor, als er auch schon dreist einen herumziehenden Quacksalber in mir voraussetzte. Ein gutes altes Mütterchen schlich sich eines Tages stöhnend an meine Seehundstasche, streichelte freundlich an deren Haaren, und fragte wirklich im ganzen Ernste: ob ich nicht so gut seyn, und die Noth ihrer Tochter ein wenig zu Herzen nehmen wollte? Bald sah ich mich von einer Menge Gebrechlicher umgeben; der Eine erzählte mir von Kopfschmerzen, der Andere jammerte über seine Zähne, der Dritte verstieg sich bis in die geheimste Geschichte seiner werthen Eingeweide. Ich mochte so hoch und so viel betheuern, als ich wollte, daß ich gegen alle dergleichen Erdenleiden keine Mittel wisse, und daß ich höchstens nothdürftig mein eigner Arzt zu seyn gelernt hätte; es half mir Alles nichts, ja die Leutchen fingen zuletzt sogar an, die unhöfliche raube Seite gegen mich herauszukehren, und fragten ganz unverholen: was denn das für ein wunderlicher Doktor wäre, der nicht wenigstens eine Purganz zu verschreiben, oder einen Aderlaß zu verordnen verstehe? Mit einem Worte, ich war herzlich froh, als ich erst meinen Doktor wieder glücklich ausgezogen hatte.

O, es war wohl gut, daß ich in meinem armen Erdenleben den Tristram Shandy so oft und so fleißig gelesen hatte, als der berühmte Sänger des Oberons, in dessen literarischem Nachlasse sich beynahe ein Dutzend Ausgaben von diesem Buche der Bücher befinden. Man bekommt, je öfter man es liest, je mehr Aehnliches von jenen kleinen Burzelmännchen aus Hollunder, die, drückt sie nieder wieviel ihr wollt, mit ihren Köpfchen doch immergleich wieder oben sind. Und kein Wort in der Welt ist so wahr, als das, was der beneidenswerthe Schöpfer des Shandeism, Herr Lorenz Sterne, selbst von ihm sagt:

„Der wahre Shandeism," so spricht der vortreffliche Mann, „denkt wider ihn, was ihr wollt, öffnet euch das „Herz, wie die Lunge; er macht, wie alle Späßchen, die „mit ihm von einerley Natur sind, daß euer Blut, ja „eure sämmtlichen Lebensflüssigkeiten, ihre Kanäle frey „und ungehindert durchströmen, und dreht das Mädchen „eures werthen Daseyns mit einer Leichtigkeit, daß es „eine Lust und Freude ist!"

(Der Beschluß folgt.)

Vervollkommnung der Wollenstoffe in Frankreich.

Bey der lezten Ausstellung der Industrieprodukte in Paris waren die Wollenfabrikate der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit, wie des genügendsten Beyfalls. Die nähern Umstände der erstaunenswürdigen Vervollkommnung des Wollengespinnstes muß unsern deutschen Schafzüchtlern die größte Theilnahme einflößen. — Möchten die Verhältnisse den deutschen Fabrikanten Nacheiferung erlauben! Es gibt einem deutschen Herzen immer einen kleinen Stich, daß der gewinndurstige Engländer, daß der unermüdet nach Vervollkommnung strebende französische Fabrikant seine kostbarsten Gewebe mit deutscher (Elektoral-) Wolle verfertigt, und Kunstwerke aus ihr hervorbringt, deren Preise gegen den Fleißeslohn unserer Landsleute als unglaublich erscheinen müssen, Kunstwerke, die, ein paar Fürstinnen ausgenommen, unter unserer begnügsamen Nation nicht einmal gesehen, noch viel weniger gekauft werden können. (Ein Fabrikant, Herr Tournel, legte einen broschirten Shawl für 4000 Franken aus, der, wenn er auf indische Art verfertigt worden wäre, wie der Bericht im Constitutionel sagt, 20,000 Franken gekostet haben würde*).

Aber wie in Alles, was heut zu Tage im öffentlichen Wesen geschieht — Gottlob, wenn es nur fortfährt, ein öffentliches zu seyn! — scheint sich auch in dieser Ausstellung Partheyung gezeigt zu haben. Die Bemühungen und das

*) Den Unterschied zwischen diesen beyden Behandlungen sollten wir unsern weniger glücklichen Lesern, die keine kostbaren Shawls kaufen müssen oder besitzen wollen, näher beschreiben, werden aber wenig Genügendes sagen können. Der broschirte Shawl zeigt auf seiner Kehrseite, daß der eingewirkte bunte Faden am Rand jeder Blume oder Verzierung abgeschnitten ist, so daß die Kehrseite plüschartig erscheint. In dem ächten indischen Shawl sind die Blumen mit der Nadel eingewebt, und die Kehrseite mehr glatt, fast der rechten Seite ähnlich. Doch scheint dieses Einnähen nur der Füllung der Blumen anzugehören, der Umriß ist gewoben, und der eingenähte Faden ahmt das Gewebe nach, überspringt und kreuzt den Webfaden niemals. Eine genaue Beschreibung der technischen Behandlung müßte dem weiblichen Publikum sehr interessant seyn — denn der Shawl ist heut zu Tage eine wichtige Bedingung des häuslichen Friedens, der fröhlichen Jugend, der glücklichen Liebe.... Wie erzählt unser noch wahrer, aber längst vergessener, Gellert in der Geschichte von der kranken Frau? — — —

Gelingen des Herzogs von Polignac wird mit den größten Lobeserhebungen herausgestrichen — verdienter Weise, wie es scheint, denn er stellte, zu Folge der Werthzettel, aus: „Muster von 2000 Kilogram (das Kilogram wiegt 2 Pfd. 6 Quent.), Auswahl aus der Schur von 7000 Schafen — 600 Kilogram, Auswahl aus der Schur von 2000 Lämmern," — aber neben diesem herausgestrichenen Herzog von Polignac werden Herrn Ternaux's Verdienste um die Veredlung des Wollengespinnstes nur in kurzen Anzeigen erwähnt. Nun wissen wir aber — daß der Herzog von Polignac einen sehr vornehmen Namen trägt, aber Herr Ternaux sehr bekannte Verdienste um sein Vaterland erwarb, als viel bewirkender Fabrikant, vor Allen als der Mann, welcher durch Herrn Joubert die Caschemir-Ziege nach Frankreich verpflanzen ließ, von deren Flaum (wenn man die unter dem Haar befindliche feine Wolle so nennen darf) die kostbarsten Shawls gewoben werden.

Die Schafheerden von Naz, im ehemaligen Burgund, gaben die feinste Wolle. Die feinsten daraus fabrizirten Tücher kosten 65 Franken die Elle. Die Fabrik der Herren Cunin und Kompagnie verkauft jährlich an ordinären Tüchern für zwey Millionen Franken. Nur die sächsische Elektoral-Wolle ist um ein Weniges feiner, aber viel theurer. — Diese Wolle von Naz folgt an Güte die von den Heerden zu Rambouillet (in der Nähe von Paris), ihr merkwürdigstes Produkt war eine Wolle von sechs Monaten, indem ein Herr Bridier, von Sedan, den Rath gibt, alle sechs Monate zu scheeren. Herr Bridier versichert, mit diesem Tuch mit den andern Fabrikaten von sächsischer Wolle, das um fünf bis sechs Franken theurer ist, concurriren zu können. Er behauptet dabey, daß bey dieser doppelten Schur nicht nur der jährliche Ertrag größer, sondern die Wolle zu feinen Tüchern auch geeigneter sey.

Da dem deutschen Leser die Herrechnung der Heerdenbesitzer und Fabrikanten nicht nutzen könnte, erwähnen wir nur, daß neben Herrn Ternaux ein Baron Poupart, von Neufitze (in der Gegend von Sedan), der größte Wollen-Fabrikant ist. Die Voreltern dieses Barons stifteten schon 1680 die königlichen Fabriken in Sedan, sein Adel ist also auf einem sehr ehrenvollen Grunde entstanden. Das Kilogram (2 Pfd. 6 Quent.) feinen Wollengespinnstes von gekrazter Wolle hat 50- bis 51,000 Meter Länge; von gekämmter Wolle spinnt er aus eben diesem Gewicht 81- bis 127,000 Meter Fadenlänge. — Ein Herr Vacot, der schon 1819 für seine schönen Cassimirs die goldene Medaille erhielt, legte auch diesesmal die schönsten Stoffe dieser Art aus; ¾ breiten schwarzen, zu 34 Franken die Elle; scharlach- und carmoisin-rothen, ¾ breiten, zu 25 Franken. — Leider ist das Gelingen aller dieser Kunsterzeugnisse das Kind und die Beförderung des Luxus! Doch wenn die Ueppigkeit durch sie der Menschenwürde nachtheilig wird, so wird diese in der ärmern Klasse durch die Wohlfeilheit des Gewöhnlichen auch wieder gehoben — daß Kleider Leute machen, ist eine tiefer liegende Wahrheit, als wir glauben — denn wir könnten auch sagen: Lumpen machen Gesindel, oder, tragischer genommen, Sklaven! Ein rechtlicher Rock gibt Selbstständigkeit, und den kann — Dank jenen Fabriken! — jezt auch der Unbemittelte kaufen.

Wir gehen nun zu dem kostbarsten Fabrikat der französischen Wollenweberey, zu den Shawls über. Hier zeigen sich die Vorzüge der abendländischen, besonders der französischen, Betriebsamkeit auf die günstigste Weise. Die ersten Versuche in Frankreich, das Gewebe der indischen Shawls nachzuahmen, fand vor zwanzig Jahren statt, und jezt haben die franz. Fabrikationen dieser Gattung eine Vollkommenheit erreicht, zu der die Indier in 3000 Jahren nicht gelangten. Die vorzüglichsten Shawls kamen aus den Händen des Herrn Hindelang; er web sie von dem Flaum der Ziegen, die Hr. Jaubert auf Hrn. Ternaux's Veranlassung aus Asien holte; er spann ihn bis Nro. 210, das ist zwanzig Grad feiner als man den Flaum, welcher durch die russischen Provinzen aus Asien kommt, spinnen kann; das beweist hinlänglich, daß diese Ziegen, weit entfernt, in Frankreich auszuarten, noch gewonnen haben. Besonders ist der daraus gesponnene weiße Faden von der blendendsten Reinheit. Ein Paar Herren Polino, nebst Hr. Hindelang, die geschicktesten Spinner, lieferten in Nro. 190. einen Faden von 109,250 Ellen Länge von einem Pfunde.

Die Shawls werden in Rücksicht der Muster in indische und französische getheilt. Die ersten ahmen die geschmacklosen, aus schreienden Farben zusammengesezten Verzierungen der indischen Shawls nach, die zweyten bestehen in zierlichen Zeichnungen natürlicher Blumen, doch nicht Farben allein, sondern auch goldene Fäden werden zu diesen Ausschmückungen gebraucht. Rücksichtlich der Farbe des Grundes schien bey dieser Ausstellung die Mode keine ausgeschlossen zu haben. Man sah schwarze, weiße, blaue, grüne, gelbe; die französischen Muster wie die indischen waren auf gleich schöner Wolle gezeichnet, woraus wir schließen dürfen, daß die eine und andere Zeichnung von den reichen Käuferinnen gleich geachtet wird. Der oben erwähnte Shawl des Hrn. Tournel scheint auch in Farbe und Muster einer der schönsten gewesen zu seyn.

Eben so vollendet zeigten sich die Kaschmir-Stoffe zu Kleidern. Die obenerwähnten Herren Polino boten deren in jeder Farbe, vor allen einen weißen von Nro. 140, der 8000 Faden im Zettel hatte und Nro. 190. zum Einschlag. Der Kaschmir von Nro. 50 kostet 50 Fr. die Elle, jede höhere Nummer vermehrt den Preis um 50 Centimen, so daß ein Kaschmirzeug von Nro. 100. 75 Fr. die Elle kostet. Der Faden Nro. 190 mißt auf das Pfund 109,250 Ellen, die franz. Elle hat aber drey Fuß, der Faden ist demnach 327,750 Fuß lang; 23,661 Fuß gehen auf

eine deutſche Meile. — Die Länge des Fadens ſcheint nach dieſer — und durch jene franz. Angabe in die Hand gelegte Berechnung — ſo abentheuerlich, daß ſie unſre Leſer lieber ſelbſt wiederholen mögen.

Zulezt berichten wir noch, daß eine Pariſer Fabrik Merinos-Shawls auslegte, welche ganz einfarbig, Blumen und Zierrathen nur etwas dunkler, auf Damaſt-Art gewoben waren. Unſern beſcheidenen deutſchen Hausfrauen würde dieſe Gattung wahrſcheinlich willkommen ſeyn, und dürfte für einen mäßigen Preis von ſchönerm Material gekauft werden können — denn die Zahl der in einem Shawl angewendeten Farben ſteigert bey gleicher Güte des Materials ſeinen Werth — als die bunten Joſephsröcke, mit denen unſre eleganten Damen ſich drappiren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im September.

(Fortſezung.)

Im zweyten Akt folgt eine lieblichere, effektreiche Nummer auf die andere. Hier ſteigert ſich das dramatiſche Leben, und der Beyfall kann nicht fehlen. Die Ausführung von Seiten der Sänger iſt in allen Theilen trefflich zu nennen. Das Chorperſonal nicht zu vergeſſen! Aber Sgra. Fodor kann man nie vergeſſen, wenn man ſie einmal als Semiramis gehört hat. Man muß dieſe Sänger jedoch auch ſehen! denn Stimme und Vortrag, Ausdruck, Methode, Verzierungen, Charakteriſtik und Darſtellung — Alles das und noch weit mehr iſt Eins und unzertrennlich. Jedes Geſangſtück regt die Theilnahme lebendiger an. Alles kömmt aus dem Innerſten, überall zeigt ſich Phantaſie und ſchöpferiſche Kraft. Immer glaubt man das Beſte von ihr gehört zu haben; aber nun kommt noch etwas, und dieß iſt das Allerbeſte. Doch übermorgen müßt ihr zum Othello wiederkommen und die Desdemona von ihr hören! „O das iſt herrlich — das iſt noch weit herrlicher! — Geduld, bis zum dritten Akt!“ — „Der Vortrag dieſer Romanze iſt einzig!“ — Wartet erſt die Pregbiera ab! — „Ja das übertrifft wieder alles Andere!“ — Und nun kommt hübſch übermorgen wieder, und beginnt euren Exklamations-Cyklus von neuem über ihre Roſina im Barbière di Seviglia! — Dieſe Schilderung mag etwas lebendig ſeyn; aber gewiß ſtimmt ſie dem Sinne nach mit dem allgemeinen Urtheil überein. Nur einige Wenige, die ſich mit ihrer Verſtockung brüſten, die im Voraus Alles unbedingt verwerfen, mögen anderer Meynung ſeyn. Dieſe haben die Sängerin wenig oder gar nicht gehört; wozu brauchen ſie das auch? — Wundern darf uns ihre Oppoſitionsſucht nicht, da ſogar wohl Einer und der Andere mit darunter iſt, der ſich ein ordentliches Geſchäft daraus macht, das Mittelmäßige zu erheben, ſich zum Protektor deſſen, was noch tiefer ſteht, hinzugeben und wenn ein Subler in Verſen und Proſa eine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſich als allgemeine Zielſcheibe mitten im Weg hinſtellt, alsbald ſein gutmüthiges ecce homo ausruft, ohne daß jemand es der Mühe werth achtet, nur darauf zu zielen. — Lablache iſt ein trefflicher Aſſur! Er iſt überhaupt ein außerordentlicher Baſſiſt und ein ſeltener Darſteller. Dieſe ungeheure Kraft der Stimme, mit ſo großer Geſchwindigkeit und Mäßigung und ſolchem Umfange! In der ſehr gut bearbeiteten Scene der Semiramide, wo dieſer Aſſur von der eingebildeten Erſcheinung des Geiſtes gereinigt wird, muß man ihn ſehen und hören, um ihn zugleich als Sänger und Mimiker zu ſchätzen. Dann haben wir auch noch den wackern Baßſänger Ambrogi, vom vorigen Jahre ſchon hier bekannt. Der primo Tenore Donzelli glänzt vorzüglich als Othello. Seinem Stimmorgan fehlt zwar die erſte Jugendfriſche, auch iſt der Ton nicht immer gleich. Aber Feuer, Deklamation, männliche Kraft und Methode geben reichlichen Erſaz. David ſezt allerdings in Erſtaunen, erregt Verwunderung, auch wohl Bewunderung; man kann die Künſtlichkeit des Geſanges wohl nicht höher treiben. Doch der Eindruck iſt ſelten wohlthuend, und man muß ihn lieber allein hören. Es kommt einem zuweilen vor, als ſtände man vor einem ungeheuer verwegenen Equilibriſten, einem Furioſo, oder einem noch Furibſeren. Sucht man ein edleres Gleichniß, ſo denkt man ſich einen Singvogel, der in unendlichen Kadenzen und Trillern die muſikaliſche Seele aushaucht und vom Zweige ſtürzt. — Ein gediegener Sänger iſt Cicimarra, in deſſen Schule Jeder etwas lernen kann. — Sgra. Comelli-Rubini iſt gerade keine Sängerin vom erſten Range, aber ſie hat eine angenehme Stimme, gute Methode und Flexibilität. Man wirft ihr etwas Kälte im Ausdruck vor; ſie erſcheint dagegen oft recht nett und anmuthig. Beſonders gut nimmt ſie ſich in ſolchen Partbien aus, die man mit der Benennung Muſico belegt, wie eben hier als Arſace in Semiramide. — Das Haus iſt bey italieniſchen Vorſtellungen immer noch gut beſezt. Bey Wiederholung des oft wiederholten Othello, zum Benefice des Donzelli, war es leztlin geſtreckt voll. Dieſen Monat zieht die Geſellſchaft nach Italien zurück. Dann werden viele Neuigkeiten zum Vorſchein kommen, auch Euryante. Die Verfaſſerin des Textbuchs hält ſich ſeit einiger Zeit in Wien auf. Sie wird vielleicht hier überwintern und dann ihr Stück mit anſehen, oder vielmehr Webers Muſik anhören.

Auf dem Theater an der Wien wurde der unſichtbare Prinz gegeben. Großes melodramatiſches Zauberſpiel in vier Akten nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet von Caſtelli. Es ſoll ſchon vor längerer Zeit etwas dergleichen unter dem Nachlaß des ältern und wahren Eipeldauers (Gewey) ſich vorgefunden haben. Das iſt ſehr gleichgültig! Wir halten uns an das hier angekündigte. Schade, daß es kein beſſeres Stück Arbeit iſt! Ich meine das Original; das andre läßt ſich blos aus der Bearbeitung, nicht nach ſeinem Werthe taxieren. Unbillig würde es ſeyn, große Mühverwendung auf eine ſo vergängliche Waare zu verlangen. Ernſt und Komik ſind in dieſem Zauberſpiel gleich platt und albern, obgleich zwey Buffo's ihr Weſen darin treiben. Indeſſen muß man auch zugeben, daß der unſichtbare Spukgeiſt anſpruchlos erſcheint und fern von jener ſchauerlichen Anmaßung des Ungeheims in Ein Uhr. Er läßt die andern treiben was ſie wollen, und treibt ſelbſt, was ihm beliebt. Dabey gibt es zu ſehen und zu hören, was Aug' und Ohr ergözt. Das Stück wird fleißig geſpielt. Die Kleiderverwandlungen geben ſehr nett; die Muſik iſt gefällig, und wo ſich's macht, noch etwas mehr. Aber die Dekorationen — die Dekorationen von Neeſe ſind wieder allerliebſt! beſonders die lezte, ätheriſche, roſenhafte mit ihrer Gruppirung und roſenfarbener Beleuchtung. — Man glaubt nichts Schöneres geſehen zu haben. Dennoch war das Haus ſchon bey der zweyten, dritten Vorſtellung ziemlich leer, und doch wurde das Stück wohl mehr als achtmal nach einander aufgeführt. — Dafür wird es plözlich auf immer unſichtbar werden; das iſt in der Regel.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 87.

Nro. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. November 1823.

Nicht den Himmel erstürmend komm' ich zu dir,
Sondern ein weinendes Kind, welches nach Hause sich fragt;
Vater wo bist du?

Immermann, im Thale von Roncevall.

Sehnsucht vom Aufgang zum Niedergang.

(Nach dem Magyarischen.)

Es hängt an dir mein trübes Auge wieder,
Bekannte, nicht gekannte, ferne Gegend!
Du dort, aus Westen, über jenen Hügeln
Lachst du mir zu, und ach! von dort umschwebst
Du immer mich in zaubernden Gebilden.
Ob über dir die Sonne untergeht,
Und du im Glanz der Abendröthe glühest;
Ob dunkle Wetter dich umzieh'n, dein Bild
Umschwebet mich in magischen Gestalten.
Du winkst mir wieder, ich fühl' deinen Hauch,
Wie oft, ach! fühl' ich ihn; und flamme auf,
Zu bannen die geheime Zauberkraft,
Zu fassen, an die Brust zu drücken dich,
Du körperlos', nur mir bekannt Gebild.

Was ist's, das hin zu dir mich ziehet, reißt?
Was hältst du dort vor mir verborgen?
Welch heilig süße Stunden warten mein?
Die dunkle Ahnung drücket mich, und ach!
So weit ich schau', kann ich nicht Lind'rung finden.

Umsonst umwinden mich die angenehmsten,
Die schönsten Fesseln, die das Glück, die Freude
Aus Rosen flicht; ach! sie vermögen
Nicht meinen Geist fest an mir selbst zu halten,
Und dieses Herz, das fernhin sehnende!
Zu dir, dir nach nur schweben, fliegen sie.
Wenn ich in deinem mag'schen Bild versinke,
Bekannte, unbekannte, weite Ferne,
Sind selbst die Fesseln abgerissen.
Nichts hält mich fest, nichts zieht mich außer dir.
Hier ist nicht Freude; kahl und todt ist Alles,
Verlaßner noch und leerer diese Brust,
Dieß glüh'nde Herz, das dir entgegen schlägt.

Erwartest du mich, letzte Hoffnung, dort?
Des langen Weinens stille Trösterin,
Du, die des reinen Sehnens Blumen reifst
Zu Früchten? Nein, mir fehlen Wünsche,
Und dennoch seufz' ich, wart' und hoffe,
Von dort, von dir, verborg'ne, ferne Weite!
Doch ach! mein Auge suchet dich umsonst,
Vergebens suchen meine Thränen dich;
Ich fühl's, du bleibst mir ewig fern.

Paul Szemere.

Kriegsthaten des Generals Mina in dem spanischen Freyheitskriege *).

Nachdem gegen das Ende des Jahres 1810 alle Plane der Franzosen, die spanische Nation zu gewinnen, fehlgeschlagen, und die Guerillas mit jedem Tage zahlreicher und kühner wurden, beschloß Napoleon endlich, auf die dringenden Vorstellungen seiner Generale, diesem rebellischen Gesindel auf einmal ein Ende zu machen. General Hughes ward gegen den Empecinado, Reille gegen Mina, und Roquet gegen Merino und Amor gesandt.

*) Aus einer in London erschienenen Schrift zu Gunsten der spanischen Patrioten.

Durch große Uebermacht und vieler Beharrlichkeit gelang es Reille endlich, Mina aus Navarra und durch Kastilien zu treiben, bis er seine Truppen endlich am 12. Nov. bey Velarodo gänzlich aus einander sprengte. Am 26. Dec. aber stand der unerschütterliche Held wieder im Felde, und ging seinen Feinden kühn entgegen.

Anfangs Januar 1811 zeigte er sich zu Lumbier in Aragonien. Hier nahm er seine Stellung, und schnitt die Verbindung der Franzosen mit Katalonien ab. Napoleon, erbost über die Kühnheit dieses Rebellen, sandte Suchet, und den andern Generalen in der Gegend, den gemessensten Befehl, ihn aus seiner Stellung zu treiben. Zu diesem Ende ward ein Korps von 5000 Mann Infanterie und 200 Pferden gegen Mina ausgesandt. Seine Mannschaft belief sich damals auf nicht mehr als 1000 dienstfähige Streiter; dennoch beschloß er am 12ten den Franzosen die Furth bey Lumbier streitig zu machen. Die Leztern griffen mit 1000 Mann an und wurden zurückgeschlagen; am folgenden Tage aber erzwangen sie den Uebergang mit 1000 Mann mehr, worauf ein hitziges Gefecht entstand, wobey die Franzosen bedeutend litten. Als Mina sah, daß sie noch mehr Verstärkung erhielten, zog er sich in die Engpässe zurück. Die Franzosen drangen in Lumbier ein, und die Ausschweifungen, welche sie dort begingen, dienten nur dazu, das Volk noch mehr aufzubringen, und die Anzahl von Mina's Streitern zu vergrößern. In mehreren folgenden Gefechten hatte Mina immer den Vortheil, bis endlich, am 4. Februar, die Franzosen, welche alle die Furthen im Flusse Arga besezt, ihn beynahe gänzlich umringt hatten. Hierauf theilte er seine Truppe in drey Haufen, brach durch den Feind, und traf in der Nähe von Pamplona mit all den Seinigen wieder zusammen, wo sie sogleich einen Wagenzug kaperten, welcher nach Vittoria auf dem Wege war. Leider mußten sie nachher einen Theil davon, von der Uebermacht gedrängt, im Stiche lassen.

So vereitelte der tapfere Navarese die Plane seiner Feinde. General Harispe hatte inzwischen die Brücken von Sanguesa und Galipienso mit 3000 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie besezt, und General Panatier hielt Los Arcos und Estella. Auf diese Weise auf einen kleinen Umfang beschränkt, und nicht im Stande, den Franzosen in der Nachbarschaft von Pamplona zu schaden, beschleß der kühne Mina, troz der Bewegungen des Generals Harispe, in seine alte Stellung bey Lumbier zurückzukehren. Am 11ten zwang ihn der Feind in der Stadt Iturozqui zum Gefechte. Seine Soldaten waren drey Tage lang ununterbrochen über das rauhe Gebirge marschirt; dennoch empfingen sie die feindliche Reiterey mit dem Bayonette, und warfen dieselbe fünfmal zurück. Als dieselben aber gegen Abend Verstärkung erhielten, benuzte Mina die Dunkelheit, und entwich mit den Seinigen ins Gehölz. Seine Lage war jezt sehr bedenklich; von allen Seiten umringt, ohne Stüzpunkt, sah er sich gezwungen, sich in eine andere Provinz zu werfen, bis der Feind eine andere Stellung eingenommen haben würde. Er würde wohl hundertmal gefangen worden seyn, hätten ihm seine zahlreichen Freunde nicht beständig Nachricht von des Feindes Bewegungen und ihm die Mittel gegeben, sich seiner bessern Kenntniß des Bodens zu bedienen. Nicht im Stande, seinen Truppen die geringste Ruhe zu geben, ging er mit seinen tapfern Freywilligen nach Frankreich über, wo sie von den bewundernden Einwohnern eine, solchen Männern würdige, Aufnahme fanden. Eine französische Division folgte ihnen, und zwang sie bald, über Roncesvalles nach Spanien zurückzukehren. Auf diesem Marsche stieß Mina auf eine feindliche Abtheilung, die von seinen Leuten beynahe gänzlich niedergemacht wurde.

Die Franzosen, durch diese fruchtlosen Verfolgungen ermüdet, waren genöthigt, ihm den größten Theil von Navarra zu überlassen, indem sie ihr besonderes Augenmerk jezt auf die Unterwerfung von Tarragona und Valencia richteten. Mina durchstreifte nun das Land ungehindert, besuchte die Orte, welche die Franzosen inne gehabt, warf alle die Anstalten ihrer Anhänger über den Haufen, und verbreitete allenthalben Schrecken. Umsonst ließ General Reille, der Gouverneur von Pamplona, die Verwandten der Guerillas verhaften und zum Theil nach Frankreich schleppen, zum Theil erschießen; umsonst bot er einen Preis von 6000 Thalern für den Kopf Mina's, 3000 für den Kopf seines Gefährten, Eruchaga, und 2000 für das Haupt irgend eines andern seiner Offiziere. Ja, als alle diese Mittel nichts halfen, suchte er Mina durch die schmeichelhaftesten Anerbietungen von Rang und Ehrenstellen in Napoleon's Dienst zu gewinnen; und um diesen Anerbietungen noch mehr Gewicht zu geben, schickte er vier seiner Landsleute an ihn ab, die mit allen erforderlichen Beglaubigungen versehen waren, um den Braven vom Pfade der Pflicht zu locken. Die vier Abgeordneten bezahlten ihren Vaterlandsverrath mit dem Leben, und Mina und seine Gefährten fühlten sich durch dieses schändliche Verfahren ihrer Feinde nur zu noch größerem Unternehmungseifer angespornt. Er zog nach Aragonien, wo er bey Plasencia ein Korps von 3000 Mann, das ihm von Saragossa aus gefolgt war, aufrieb, und 700 Gefangene nahm.

(Der Beschluß folgt.)

Die Titelprobe.

(Beschluß.)

Es war mir sonach hinterdrein nicht nur nicht einen Augenblick leid, hier zur Veränderung einmal für das gegolten zu haben, wozu ich wahrlich die schlechtesten Anlagen

hatte, für einen Quacksalber; nein, ich lachte vielmehr so herzlich darüber, als der berühmte Erasmus von Rotterdam über die Hutten'schen litteras obscurorum virorum weiland nur immer gelacht haben kann. Gleichwohl war es jezt nun die höchste Zeit, auch dem Herrn Professor auf öffentlicher Landstraße an den Puls der Ehre fühlen zu lassen. Ich nahm zuerst den Herrn Professor schlecht weg, der bekanntlich schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts à deux mains, d. h. als Matador der niedern so wie der höhern Schulen zu gebrauchen ist. Da ich mich jezt bereits mit starken Schritten der Berg-Akademie Freiberg näherte, so schmeichelte ich mir, in deren Nachbarschaft damit allerdings etwas Relief zu bekommen. Hätte ich reiflicher erwogen, was ich mindestens schon historisch wußte, daß die ersten Lehrer jener Akademie, dekorirt mit Berguniform und Säbel, den Professorstaub wer weiß wie lange von ihren Füßen abgeschüttelt hatten; so würde ich keine so thörichten Hoffnungen genährt haben. Allein da der Klügste selbst nicht immer an Alles denkt, wer darf es einem armen Pilger mit seiner Seehundstasche verargen?

Ein Herr Professor zu Fuß, und wüßte er noch einmal so viel Vokabeln, als er weiß, gilt auf offener Landstraße verzweifelt wenig; dieß war mir zwar längst kein Geheimniß mehr, allein ich rechnete damals auch etwas auf meine zwölf Zoll Ueberschuß über das preußische Soldatenmaß. Gleichwohl hatte ich mich auch damit verrechnet; mit dem lustigen Waidmann im Bunde, machte meine körperliche Größe die besten Geschäfte, an den traurigen Professor verhandelt, war ihr Bankerout unvermeidlich. Man schien nur halbe Ohrem zu haben, nachdem ich mich in dem nächsten Wirthshause als den leztern angekündigt hatte. Die schlechtesten Speisen waren für mich noch immer gut genug; und an die Getränke mag ich vollends nicht denken. Weil ich das Bier so schlecht fand, daß ich es nicht zu trinken vermochte, so forderte ich in der Angst meines Durstes Wein; aber Apollo wolle doch alle seine Günstlinge, auch die vom lezten Range, vor solchem Krätzer bewahren! Selbst reiner Essig ist gewiß erquickender in der Hitze, als jenes unglückselige Gemisch, das man hier Wein nannte. Man wird fragen: Lag es denn aber auch an dem Professor, daß er nicht besser war? — Allerdings lag es blos an ihm. Warum hätte wohl sonst ein wohlhabender Negociant, der freylich mit Equipage angelangt war, einen Sorgenbändiger vor sich gehabt, dem man es schon aus der Ferne ansehen konnte, welchen gewaltigen Respekt der Wirth von seinem ins Gewicht fallenden Gaste gehabt hatte, als er mit seinem Keller über ihn zu Rathe ging?

Das war Mittags in einem Wirthshause, aber gegen Abend gings dem armen Herrn Professor in einem andern noch um viele Procente schlechter. Das Haus war allbereits reichlich mit Frachtfuhrleuten besezt, und meine Wenigkeit bat, da die Sonne sich schon stark zu neigen anfing, ebenfalls um ein kleines Nachtlager. — „Wer sind Sie denn?" fragte die Wirthin, fast noch wohlbeleibter als Shakespear's Fallstaff, ziemlich schnippisch. — „Ich bin Professor!" gab ich zur Antwort, und bemühte mich, die Gravität von allen drey oder gar vier Fakultäten in meine Miene zu legen. — „Wir logiren nicht!" erwiederte die Wirthin ganz kurz, und sah dabey auf meine freylich etwas bestaubten Stiefeln. — „Aber, mein Gott, es sind doch so viele Frachtwagen auf dem Hofe und vor der Thüre." — „Eben deßwegen." „Ich bin nicht blos Professor, gute Frau, ich bin Professor ordinarius, das will sagen, ordentlicher Professor; einen Mann der Art fertigt man doch nicht so kurz ab." — „Ordentlich oder unordentlich, was geht das uns an? Uebrigens haben wir schon das ganze Haus voll ordentlicher Leute, wie der Herr sieht und hört. Wo nichts ist, hat sogar der Kaiser sein Recht verloren, und wenn keine Stube mehr leer ist, kann keine mehr abgelassen werden. Das begreift ein Kind, wie viel mehr sollte es ein Professor begreifen?"

Wollte ich nicht noch mehr Artigkeiten dieses Schlages aushalten, mußte ich den Rückmarsch antreten. Ich besann mich also nicht lange, und eilte, wenn es gleich noch eine Meile entfernt lag, bis zum nächsten Wirthshause, aber fest entschlossen, alles Andere eher als einen Professor vorzustellen. — Ist es denn bey solchen Erfahrungen nun möglich, sagte ich zu mir selbst, als ich unter dem großen Himmelszelte wieder mit mir allein war, daß sich dergleichen Fakultätsherren einbilden können, es widerfahre einem gebildeten Manne, der seinen Horaz von Jugend an nicht sowohl in der Tasche als weiter oben im Kopf und Herzen trägt, allzu viel Ehre, wenn ihn die Leute Professor schelten?

Es versteht sich, daß ich mich schnell genug wieder nach meinem geliebten Jägerinkognito umsah; dabey war ich ja sicher, mich nirgends zu verrechnen. Es verschaffte mir auch nicht blos ein bequemes und anständiges Nachtlager in meiner lezten Station vor Freyberg, sondern geleitete mich auch bey dem besten Humor bis zu dieser berühmten Bergakademie selbst. Hier war meine erste Sorge, mir ein stattliches Bergmannshabit zuzulegen, dessen modernisirtes Leder in der dortigen Gegend allein so viel Respekt einflößt, als alle gelehrten Federn von Deutschland zusammen genommen mindestens hier nicht zu geben vermöchten. Uebrigens dachte ich, wie Lessings Minna, nun man sieht es wohl, die Ehre ist — die Ehre!

Ernst Woldemar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Mitau.

Wo des Denkwürdigen selten geschieht, darf man keinen Wechsel der Begebenheiten unbeobachtet lassen, aber auch ohne dieses Marginal-Motiv verdient die Durchreise der Prinzessin Charlotte von Würtemberg, Verlobte des Großfürsten Michael Pawlowitsch, schon deßhalb vorzügliche Bemerkung, weil der Eintritt dieser schönen Fürstentochter in ihr neues Vaterland für ihre deutsche Heimath ein lebhaftes Interesse seyn muß.

23. Sept. — 5. Okt.

Längst erwartet traf die liebenswürdige Braut am gegen 5 Uhr Abends hier ein. An der Gränze des Reichs hatte sie der Großfürst Michael, die Oberhofmeisterin Wolchonsky und ein aus St. Petersburg abgesandter Hofstaat empfangen, und begleiteten sie zur Residenz. Auf allen Stationen waren Deputirte der Kurländischen Ritterschaft erschienen, um das fürstliche Brautpaar zu begrüßen und für die Bequemlichkeit der Reise zu sorgen. Die Prinzessin nahm auf Bitte des Adels ihr Absteigequartier im Ritterschaftshause, wo eine zahlreiche Cour des Adels und der Honoratioren der Stadt sie erwartete. Der Großfürst logirte im Hause des Gouverneurs. Ein brillantes Soupee, zu welchem die vornehmsten Civil- und Militärbeamten eingeladen worden, fand auf dem Ritterhause statt.

Der Ruf der Schönheit und Anmuth der Prinzessin hatte zahlreiche Zuschauer auf dem Chor des Speisesals versammelt, und Jeder gestand entzückt, seine Erwartungen übertroffen zu finden. Wer kann dieß Alles besser wissen, als die Heimath, wo die reizende Blume sich entfaltete? Ich spare daher wortreiche Schilderungen, die doch schwerlich dem Gegenstande entsprächen. Die Stadt war festlich erleuchtet, und wenn gleich dieser Alltags-Apparat an sich kaum Erwähnung verdient, so mag er wenigstens für unser Bestreben zeugen, die bald unserm erhabenen Kaiserhause angehörende holde Fürstin mit aufmerksamer Liebe zu empfangen. Schmerzlich genug, daß wir sie nicht länger fesseln konnten. Die stolze Hauptstadt fordert ihre Rechte; doch sind die Kurländer sich freudig bewußt, daß ihre Huldigungen die erste Brautgabe dieses unermeßlichen Reichs waren. — Früh um sieben Uhr des folgenden Tages verließ der Großfürst unsere Stadt, drey Stunden später folgte die Prinzessin. Das Andenken ihrer holden Erscheinung wird uns dauernd bleiben; und während das glänzende Petersburg ihr Hochzeitfest mit der auserlesenen Kraft des Kaiserhofes begeht, werden wir es still mit innig treuen Segenswünschen feyern.

Die Anwesenheit des fürstlichen Brautpaars war unsern dramatischen Künstlern sehr vortheilhaft geworden, ohne jedoch unserm dramatischen Kunstgeschmack Nachtheil zu bringen; dieser glückliche Verein allerseitigen Vortheils war durch eine geniale Kunst-Strategie hiesiger Stadtmimen bewirkt worden, welche auf dem großgedruckten Theaterzettel Zur Feyer der hohen Anwesenheit ꝛc. ꝛc. die Soldaten von Arresto angekündigt hatten. Viele Einwohner der Stadt waren daher der Meinung gewesen, daß das fürstliche Brautpaar erscheinen würde, und die Schauspieler suchten das Gerücht noch mehr zu verbreiten, so aber hatten sie, was sie gewiß sehr selten erwarten können, ein volles Haus, wo indeß nichts, als nur der Arrestosche Soldat zu schauen war; — doch von diesem jetzt hier lebenden und webenden Künstler-Verein habe ich noch nichts gesagt, und es wäre unbillig zu fordern, daß man von demselben nur an der Grenze, selbst unserer Provinz, das Geringste wissen sollte. Ein gewisser Günther, der selbst ein ziemlich guter Schauspieler ist, hat aus allerhand Männlein und Fräulein untergegangener wandernder Bühnen eine dramatische Arche gefüllt, und sie vorläufig hieselbst in Mitau stranden lassen, indeß hätte er immer auch da manche bessere Exemplare finden und sammeln können. Zum ersten Liebhaber, ein gewisser Parisius, gehört wirklich viel Liebhaberey, um ihn mit diesen vielen scharfen Ecken seiner mimisch bewegten Arme als Kunst-Telegraphen zu sehen; die Heldenrollen eines Karsten, wie die zärtlichen seiner Gattin, sind aufs höchste erträglich zu nennen, und am meisten gefällt noch Mad. Arnstein, ebenfalls ein Stückchen Trümmer eines zersplitterten Thespis-Wagens. Außerdem gibt es noch eine Menge allerhand Personen, welche der Theaterzettel allein kennt und nennt. Herr Günther hätte sein Theater um die Hälfte billiger arruiren können, wenn er weniger unbrauchbares Volk angestellt und mit gewählterem Personal nur kleine Stücke geben würde, so aber erdrückt ihn und das Publikum die Menge, welche er bezahlen und jenes schauen soll. Selbst wenn die bessern eine Rolle wenigstens so gut spielen, daß man ein Moment der Illusion genießt, so tritt gleich wieder irgend eine eckige, mit Windmühlenarmen deklamirende Figur dazwischen, und ich möchte wohl die Phantasie bewundern, welche da noch an das darzustellende Trauer- oder Schauspiel und nicht an das Prinzmetalische Günther'sche Kunst-Amalgama dächte. —

Uebrigens gilt das Sprüchlein, es ist nichts so schlimm, das nicht auch etwas Gutes hätte, auch für diese schlimmen dramatischen Kunstgenüsse — denn wäre unser Schauspiel besser, so würde es mehr Zuschauer und also die Stadtbewohner mehr Ausgaben haben, diese aber würden jetzt mehr als drückend seyn, denn seit ungefähr drey Wochen sind fast alle Buden versiegelt und von Schildwachen umringt, weil bey einer plötzlich in der Nacht durch eine Militär-Commission geschehenen Untersuchung viel ungestempelte Waaren in den Buden gefunden worden, und die Strafe, welche die Besitzer zu zahlen haben, dürfte leicht mehr betragen, als das Vermögen der Kaufleute. Es ist freylich wahr, daß nur Ungehorsam gegen bestehende Gesetze und Gewinnsucht dieses Unglück erzeugt haben, aber auch eben so wahr, daß der Handelsstand unserer Stadt völlig vernichtet ist, und eine Menge unglücklicher Familien, die wir noch vor Kurzem im Wohlstande gesehen, nun in allen Gegenden der Stadt zerstreut sind. Dieser Verlust des Handelsstandes hat durch Credit-Verbindungen einen sehr nachtheiligen Einfluß auf alle Geschäfte und der Geldmangel wird mit jedem Tage empfindlicher und allgemeiner. —

Auflösung des Logogriphs in Nro. 256.

Kleid. Leid. Eid.

Charade.

In jedes Landmanns kleinem Reich
Zeigt sich das Erste dir sogleich.
Allein in stolzer Königsstadt
Nur einen ganz allein es hat;
Und überdieß ist's auch noch wahr,
Es stellet selbst als Stadt sich dar.

Das Zweyt', als Herrscher ist's bekannt
Nun einmal hier im Erdenland;
Allein wenn's milde Herrschaft übt,
Bleibt's doch in seinem Kreis geliebt.

Geglättet, biegsam, zierlich, fein,
So wird gar oft das Ganze seyn;
Auch reicht' — in anderm Sinne zwar —
Es uns in Bildern, launig wahr,
Manch' Dichterwerk noch kürzlich dar.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 30. u. Monatsreg. Oktober.

Nro. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. November 1823.

Man soll nie fragen: Wie groß ist das, was du hervorbrachtest?
sondern: wie ist es in sich vollendet?

Eckermann.

Kriegsthaten des Generals Mina in dem spanischen Freyheitskriege.

(Beschluß.)

Der folgende Feldzug von 1812 war nicht minder ehrenvoll für Mina und vortheilhaft für sein Vaterland. Er wandte sich fürs Erste gegen Saragossa, und zwang die Franzosen, sich in ihre Festungen zu werfen. Am 13. Januar stand er vor Huesca, ungefähr acht deutsche Meilen von Saragossa, zersprengte 200 von Napoleons besten Soldaten, und nahm das Schloß mit allen darin angehäuften Schätzen. Von da kehrte er mit der Schnelligkeit des Blitzes nach Navarra zurück, und schlug ein Korps von 2000 Mann. Nach ein paar Tagen war er wieder an den Ufern des Agra, wo er einem Korps von 1600 Mann Infanterie und 170 Mann Reitern, unter General Soulier, begegnete, und dasselbe aufrieb.

Napoleon hatte beschlossen, diese schöne Provinz mit Frankreich zu vereinigen, und hatte zu diesem Ende den General Dorsenne dahin abgeschickt. Mina durchstreifte dieselbe indessen nach Belieben, erschien dann und wann unter den Mauern von Pamplona, welche Stadt er aufs Sorgfältigste beobachtete, und ihr die wichtigsten Verbindungen abschnitt. Da man ihm einen Offizier und einige Mann, die zu Gefangenen gemacht worden waren, erschossen hatte, so erließ er einen Befehl, worin er Todesstrafe gegen alle Franzosen, Napoleon selbst nicht ausgenommen, die ihm in die Hände fallen würden, verhing. Der Letztere, aufgebracht über diesen Trotz, gab nun dem General Dorsenne die gemessensten Befehle, ihn zu tödten oder zu fangen. Dieser berief alle Generale in der Provinz zum Kriegsrath zusammen, und hier wurde beschlossen, ein Heer von 20,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie, unter zwölf Generalen, gegen ihn auszuschicken. Mehrere Monate lang wurde der brave Mina mit der bittersten Beharrlichkeit verfolgt. Er mußte fortwährend im Angesicht eines überlegenen Feindes manövriren. Seine Truppen hatten die ermüdendsten Märsche und Gegenmärsche zu erdulden, ohne daß weder die Größe der Gefahr noch der Ermüdungen den Muth dieser Helden zu dämpfen vermochte. Endlich wurde er in das Thal El Roncal getrieben, und so umrungen, daß General Soulier an die Generale Dorsenne und Caffarelli, welche krank zu Pamplona zurückgeblieben waren, schrieb: endlich sey der Räuber Mina wie eine Maus in der Falle gefangen. In der Nacht vom 24. März aber, als er sich innerhalb einer Entfernung von vier Stunden auf allen Seiten eingehemmt sah, brach er in der Richtung von Lobera, in Aragonien, auf, und arbeitete sich, auf seine Kenntniß des Lokals und der Schnelligkeit seiner Leute bauend, mit heiterer Entschlossenheit durch die feindlichen Linien, und entkam. Im Rücken und in der Flanke verfolgt, zog er bis zum 28sten vor- und rückwärts, bis er einer Abtheilung von 600 Mann Infanterie und 170 Reitern begegnete und dieselbe aufrieb.

Auf diese Weise täuschte er die Aufmerksamkeit und

vereitelte er die Pläne mehrerer der beſten franzöſiſchen Generale in Spanien. Zur Belohnung ſeiner Dienſte erhob ihn die ſpaniſche Regierung zum Range eines Brigade-Generals, und ernannte ihn zum zweyten Befehlshaber der ſiebenten Armee. — Am 8. April griff er einen groſſen Wagenzug, welcher von Vittoria nach Frankreich auf dem Wege, und von 2000 Polen und 150 Reitern von der Kaiſergarde bedeckt war, die noch eine Anzahl ſpaniſcher Gefangenen führten, im Arlaban an, befreyte die Gefangenen, tödtete 600 Feinde, verwundete noch einmal ſo viel, und nahm den ganzen Transport nebſt 150 Wagen. In der Abſicht, den Admiral Popham zu unterſtützen, der zur Zerſtörung der feindlichen Werke an der Küſte von Cantabria kreuzte, richtete er ſeinen Marſch nach jener Gegend. Auf der Heerſtraße von Tolosa nach Vittoria begegnete er einer feindlichen Abtheilung von 2000 Mann Infanterie und 180 Pferden, welche einem Zug ſchwerer Artillerie zur Bedeckung diente. Beym erſten Angriff wurde ſein tapferer Gefährte, Eruchaga, von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet. Dieſer Zufall brachte Anfangs Verwirrung unter den Seinigen hervor; als ſie ſich aber vom Feinde gedrängt ſahen, ermannten ſie ſich, ſchlugen die Franzoſen, und verfolgten ſie bis nach Ormaſtegui. — Am 22. Mai hatte Mina ein vortheilhaftes Gefecht mit dem General Abbé bey St. Vincent de Aran; und nachher in den Ebenen von Santa Cruz de Campezu, von wo er die Franzoſen mit einem Verluſt von 400 Mann nach Arcos trieb.

In einem von dieſen Gefechten war Mina verwundet worden. Aber ſchon am 4. Juli erſchien er vor Vittoria, wo er ein fünfſtündiges Gefecht gegen 3000 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie mit fünf Kanonen aushielt, und dieſelben endlich zwang, in die Stadt zurückzukehren. — Am 13., 16., 21. und 29. Auguſt ſchlug er ſich mit dem General Abbé, und trieb ihn nach Pamplona zurück, woher er zum Aufſuchen von Lebensmitteln gekommen war. — Am 11. und 15. Oktober und 3. und 7. November hatte er neue Gefechte mit der Beſatzung dieſer Stadt. Am 23. deſſelben Monats fing er einen Transport auf, welcher unter dem General Rugier von Saragoſſa nach Frankreich beſtimmt war.

Die Thätigkeit und Kühnheit des navareſer Helden und ſeiner tapfern Gefährten erfüllte die Franzoſen mit Schrecken, und gewann ihnen einen Ruhm, den ſie auch dann noch behaupteten, als ſie ihre Operationen mehr ins Groſſe dehnten. Während des nächſten Feldzuges kamen Mina's Kriegsthaten mehr mit den Bewegungen der vereinigten Heere in Verbindung, und von dieſer Zeit an verbreitete ſich ſein Ruf über ganz Europa. Mäßig in ſeiner Lebensweiſe, unerſchrocken, wachſam über allen Begriff; frey, offenherzig und unanmaßend unter ſeinen Offizieren; mit einer beynahe beyſpielloſen Geiſtesgegenwart und Feſtigkeit begabt, und zugleich im Beſitz einer groſſen Erfahrung im Guerillakriege und der Ortskenntniß, ſo wie des Zutrauens und der Dankbarkeit ſeiner Landsleute mehr als irgend ein anderer patriotiſcher Feldherr des Tages; ſtreng in der Mannszucht und dem Benehmen ſeiner Leute, aber groſſmüthig und gütig gegen einen überwundenen Feind in ſeiner Macht; feſt in ſeinen Beſchlüſſen; treu in ſeinen Verbindlichkeiten; heiter und ruhig in den ſchrecklichſten Gefahren; ein Freund ſeines Vaterlandes, ſtolz auf deſſen Ruhm und Ehre, unfähig einer niederträchtigen That, im öffentlichen wie im bürgerlichen Leben — ſtehet Mina jezt als einer der glänzendſten Helden des Zeitalters vor Europa! —

Ueber den Urſprung des Papiergeldes.

Eine von Julius Klaproth am erſten Oktober 1822 in der aſiatiſchen Geſellſchaft vorgeleſene Denkſchrift; überſezt von C. v. G.

Der berühmte Reiſende, Marco Polo, von Venedig, iſt der Erſte, der uns in Europa mit dem Daſeyn des Papiergeldes bekannt machte, deſſen ſich die Mongolen, Chinas Herren, in jener Epoche bedienten.

Dieſe nämlichen Mongolen führten es ſpäter in Perſien ein, wo man deren Aſſignaten djaon oder djaw nannte; ein Wort, das augenſcheinlich von dem chineſiſchen tsehhaò abſtammt, welches die nämliche Sache bedeutet*).

Der Umſtand, daß die Mongolen ſowol in China, als in Perſien, ſich des Papiergeldes bedienten, brachte einige Schriftſteller auf den Gedanken, daß ſie die Erfinder deſſelben wären, und der berühmte Schlözer gab zu Göttingen unter dem Titel: Die Mongolen, Erfinder des Papiergeldes im XIII. Jahrhunderte**), eine Abhandlung heraus. Dieſer Gelehrte hätte gleichwol vermeiden können, eine ſo gewagte Behauptung zu äußern, hätte er die Histoire de Tschin-ghis-khan und de la dynastie Mongole en Chine, vom Pater Gaubil, nach chineſiſchen Schriftſtellern, verfaßt, und 1739, alſo ungefähr ſechzig Jahre vor der erſchienenen Schlözer'ſchen Abhandlung herausgegeben, geleſen. In dieſer Geſchichte (S. 114.) kommt ein Satz von der Abſchaffung des alten Papiergeldes vor, das unter der Dynaſtie der Sung, welche vor den Mongolen in China herrſchte, im Gebrauche war; es wird dort auch eine Erwähnung von einer Art neuer Aſſignaten gemacht, die im Jahre 1264

*) Es iſt zuſammengeſezt von kin, Metall, und tsehaò, wenig, und zeiget den Mangel an Metall (Münze) an. Wenn man tsehhaò ausſpricht, bedeutet es: mit Gewalt nehmen, rauben, ſich der Güter eines Andern bemächtigen.

**) Schlözer, kritiſch-hiſtoriſche Nebenſtunden. Göttingen. 1797, in 8. S. 159 u. fgg.

durch den Minister Kia-szü-tao den alten unterschoben wurden *).

Es schien mir interessant zu seyn, bey den chinesischen Schriftstellern das Datum der Erfindung des Papiergeldes nachzusuchen. Der Erfolg hatte meine Unternehmung gekrönt; ich habe daher die Ehre, der asiatischen Gesellschaft das Resultat meiner Untersuchungen zu überreichen.

Die älteste Finanz-Spekulation, von den chinesischen Ministern ersonnen, um den zu großen Ausgaben der Staatseinkünfte zu steuern, datirt sich vom Jahre 119 vor der christlichen Zeitrechnung unter der Regierung des Kaisers U-ti aus der großen Dynastie der Han. Von dieser Epoche führte man die phi-pi oder den Haut-Werth ein. Es waren Stücke von der Haut gewisser weißer Hirsche, welche man in dem innern Park des Palastes ernährte. Sie hatten einen chinesischen Fuß im Gevierte und waren mit Gemälden und sehr feinen Stickereyen geziert. Jeder Prinz oder Große, und selbst die Glieder der kaiserlichen Familie, die dem Kaiser den Hof machen wollten, oder die zu den Ceremonien geladen wurden, und die das Mahl in dem Palast einnahmen, waren verpflichtet, sich mit einer solchen Haut zu bedecken, ein Täfelchen, das sie vor ihrem Gesichts in Gegenwart der Kinder des Himmels hielten. Der Minister des Kaiser-Palastes hatte den Preis dieser phi-pi auf 40,000 Denar festgesezt, welche ungefähr auf 300 Franken sich belaufen. In diesem Preise waren sie zwar in dem Palaste und unter den Großen im Umlaufe; doch scheint es nicht, daß sie je unter dem Volke anstatt der Münze gedient hätten **).

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Der P. Gaubil fand diese Thatsache in der Fortsetzung der großen Annalen von China, welche den Titel führen: Thung-kien-kang-mu-sü-pien (im XXI. Bande, S. 26... und im XXI. Bande, S. 32. der Mandschu-Uebersetzung). Der P. Mailla hat nicht richtig geurtheilt, als er hierüber in dem französischen Auszuge, den er nach den nämlichen Annalen machte und unter dem Titel: Histoire générale de Chine herausgab, sich aussprach. Dieser Umstand kann glauben machen, daß die in Rede stehende Thatsache sich in dem Original der Annalen nicht aufgezeichnet findet. S. Mémoires de l'Institut, littérature et beaux-Arts, an XI., vol. IV. p. 110.

**) Szü-ti im XXX. Bande, S. 8. — Tsung-kian-ang-mu im IV. Bande, S. 67., und nach der Mandschu-Ausgabe im IV. Bande, S. 65. — Wen-hian-thung-khao im VIII. Bande, S. 8. — Khiu-schü-pi-khao im III. Bande, S. 13.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im. September.

(Beschluß.)

Es wurde dieser Tage auch das Käthchen von Heilbronn mehrmals nach einander gegeben, weil eine junge Schauspielerin einen Versuch in der Hauptrolle wagte. Ich hatte eben keine Lust, mich versuchen zu lassen, und kann also nicht darüber urtheilen. Einige sind der Versuchung unterlegen, wie ich aus den Berichten ersehen habe, darnach ist sich nicht zu richten.

In der Josephstadt trat ein Herr und eine Madam Brose, von einer Provinzialbühne kommend, auf. Sie soll eine Schwester der Hofschauspielerin Sophia Schröder seyn und darum erwähne ich ihrer vorzüglich. Mit der Schwester hat sie auf der Bühne jedoch keine in die Augen fallende Aehnlichkeit, es müßten etwa einige Attionen seyn, die sich vielleicht nur zufällig eingefunden haben. Ihre Darstellung der Adelheid von Burgau zeigte Fleiß und Routine; Eigenschaften, die wohl zuweilen die Natur ersetzen mögen. Herr Brose hatte sich die, bey allen im Fache der Intriganten und sogenannten Spitzbuben wirksamen Bühnenkünstlern sehr beliebte Rolle des Kote gewählt. Man wird leicht verleitet, hier zu viel zu thun, auch wollten Einige das Gemälde etwas zu chargirt finden. Ein wenig mehr oder minder karikirt, thut hier am Ende nichts zur Sache. — Von Meisl ist auf dieser Bühne ein neues Stück gegeben worden: Arsena, die Männerfeindin. Zauberspiel in zwey Akten. Das Stück ist eine Parodie auf das unlängst aufgeführte Ballet: Arsene. Dieses Zauberspiel hat viel Artiges, ist mehr zusammen gehalten als manches andere dieser Art, mit Gesang, Tänzen, Costüm, Decorationen aufgeputzt, und fand Beyfall. Auch die Musik wurde gut aufgenommen. Ein andres Stück von demselben Verfasser führt den Titel: Ueberall ist's gut, zu Hause am Besten, oder Oesterreich, Frankreich, England und die Türkey. Ein Seitenstück, wie man merken kann, zu Wien, Paris, London und Konstantinopel. Hier wird jedoch ein Detailhandel mit den Hauptstädten eröffnet, dort der Handel en gros mit den ganzen Ländern getrieben. Diese Posse wollte weniger behagen. Es war zu Viel auf Einmal.

In einer hiesigen Vorstadt hätte letzthin ein Affe ein Frauenzimmer beynahe todt gebissen. Dieser wirkliche und vierfüßige Affe hatte sein Domicilium im Garten des Hauses, kam aber in das Zimmer hinaufspaziert, als die Magd allein war, die den ungebetenen Herrn hinauskomplimentiren wollte, worüber er ergrimmte, sie anfiel, jämmerlich zerkratzte und zerbiß. Auf ihr Geschrey wurde sie weggebracht und verbunden. Unterdessen hielt der Affe Polterabend, zerschlug und zerbrach, was ihm in die Tatzen fiel, und warf die Scherben aus dem Fenster auf die unten versammelte Menge hinab, bis endlich bewaffnete Hülfe kam und das Fenster von außen mit Brettern vernagelte, worauf der Affe gefangen war. Sein weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt.

Dieser Tage sollte hier eine große Summe Geldes verloren worden seyn, für deren Zurückerstattung dem redlichen Finder eine lebenslängliche Rente von 2000 fl. C. M. ausgesezt wäre. Wer wollte um einen solchen Preis nicht ehrlich seyn? — Wer wollte nicht in's Paradiesgärtlein zu kommen trachten, wann ihm der Platz darin sogar bezahlt wird, statt daß Andere auf dem langen Weg hin... von Etaten zur Station selbst noch zahlen müssen?

Ein Hr. Pront aus Paris, ein in den Journalen Frankreichs, Italiens und Deutschlands vielfältig empfohlener, durch die Anerkennung der H.H. Sicard und Millin ausgezeichneter Gelehrter und Künstler, zeigt hier eine bedeutende Sammlung scientivisch-artifizischer sowohl, als mechanischer, physikalischer und optischer Curiositäten, wobey eine unglaublich mühsame Eintheilung und Ersparniß des Raumes zugleich in Erstaunen sezt, so daß man eine unendliche Zahl verschiedenartiger

sich gleichsam auseinander entwickelnder Gegenstände durch Anordnung und Zusammenstellung auf den allerkleinsten Umfang beschränkt findet. Herr Prout hat auch ein sehr gerühmtes tachygraphisches System erfunden, worin er Unterricht den Liebhabern dieser allgemeinen Geschwindigkeit ertheilen will.

Die Pagen des K. Baier'schen Hofes pflegen seit einiger Zeit unter Leitung ihres Hofmeisters im Sommer Kunstreisen zu unternehmen, die ihrer Bildung sehr zuträglich seyn sollen. Dießmal führte sie ihr Weg zur Kaiserstadt, wo sie die Ehre hatten, Ihren Kais. Majestäten vorgestellt zu werden, worauf Abends im Opernhause bey einer Vorstellung des Othello, von den italienischen Sängern aufgeführt, ihnen eine Reihe von Sitzen angewiesen wurden.

Es hat jemand die Mühe auf sich genommen, eine Sammlung von Schrift- und Druck-Charakteren vergangener Jahrhunderte zu veranstalten, hiernächst auch die vor Erfindung der Buchdruckerkunst üblichen Abbreviaturen und Zeichnungen von Initialen zusammen zu stellen, ohne sich vorher umzusehen, ob nicht ein solches Werk bereits vorhanden sey? wie es wirklich auch der Fall ist: nämlich in Mabillon's Diplomatik und im Chronicon Godwinonsi, wo dieses Alles weit ausführlicher behandelt worden. Dieses erinnert an jenen mühsamen Auszug, den Einer aus Adelungens großem Wörterbuch einstmals unternahm, und der, nachdem er sechs Jahr im Schweiß seines Angesichts darüber zugebracht, die Schreckenspost erhielt, Oel und Arbeit sey umsonst, weil längst ein Anderer ihm zuvorgekommen!

Vom künftigen November an erscheint hier eine neue musikalische Zeitschrift unter dem Titel: Der neue Orpheus, musikalisches Unterhaltungsblatt für gebildete Zirkel und bey Landpartien bestimmt. Der Inhalt wird aus periodischen Lieferungen theils neuer, theils wenig bekannter und bisher ungedruckter Gegenstände bestehen. Es werden darin Ouvertüren und Gesänge beliebter Opern im Klavierauszuge, theils für Guitarre und andere Instrumente arrangirt, dargeboten, überhaupt deutsche, französische und italienische Musik; desgleichen alle Arten von kleiner Musik für verschiedene Instrumente, Variationen, Quartetten, Trios, deutsche Tänze, Ecossaisen u. s. w. Vier Lieferungen machen ein Monatheft. Redakteur ist der Kapellmeister J. v. Seyfried.

Es ist hier schon mehrmals versucht worden, Theaterkritiken in Knittelversen zu schreiben. Das ist für solche Kritiker, die kein Urtheil haben, eine recht bequeme Erfindung. Sie werden aber auch keins dadurch bekommen. Uns Andern kann das gleichgültig seyn.

Vom 22. d. M. an wurde durch drey Tage die Trauerceremonie wegen des Ablebens Sr. päpstl. Heiligkeit, Pius VII., in der St. Stephanskirche gehalten. Ein großer, schwarzbehangener Katafalk, geschmückt mit den Attributen der oberbischöflichen Würde, mit Candelabern umstellt, erhob sich in mitten des erhabenen Doms. Oberhalb brannten Vasen in den Ecken des Gerüstes. Zugleich hatten die Requiems und Virgilien statt. Die Menge strömte unablässig herbey, Theil zu nehmen an den frömmen Gebeten für das Heil des verewigten Oberhauptes der rhm.-kathol. Kirche. Der Reihe nach sollen nun dieselben Feyerlichkeiten in allen hiesigen Kirchen wiederholt werden, sowohl in der Stadt, als auch in sämmtlichen Vorstädten.

Seit Kurzem befindet sich C. M. v. Weber hier. Sein neuestes musikalisches Kunstwerk wird ohne Zweifel bald zur Aufführung kommen.

Die Sängerin Fodor-Mainvieulle singt schon seit vierzehn Tagen zum letzten Mal, weil sie die Reihe ihrer Produktionen früher schließen will, als die übrigen Mitglieder des Personals. Das Haus ist immer voll, und die Sängerin erscheint immer wieder von neuem in einer ihrer beliebtesten Kunstleistungen.

Als die Sängerin S— vor einiger Zeit hier zum letzten Male die Armida sang, eine ihrer Leistungen, die allerdings Auszeichnung verdient, flog nach Endigung der Oper ein Lorbeerkranz aus der Höhe auf die Spielende herab. Solche Ehrenbezeugungen sind nun nicht im Styl, auch hatte man so etwas erwartet, und ertappte den unzeitigen Ceremonienmeister des Parnasses, nicht auf dem Gipfel des Musenbergs, sondern im Paradies, wie man es nennt. Als er etwas nachdrücklich darauf zur Rede gestellt wurde, soll er sich geäußert haben: „So geht's! mein Herr hat den Glanz und ich die Wirr! — Diese Worte sind wahrscheinlich das Bon-mot eines Wichtlings, das Faktum ist indessen richtig und die Verbindung der durchflossenen Wörter deuten auf die Conditien und das Motiv des unschuldigen Kunstverehrers hin. Solche Lorbeerkränze fliegen häufig aus der Luft herab auf Künstler und Poeten.

Man trägt jezt, wenn man ein Mann nach der Mode seyn will, die Brillen nicht mehr auf der Nase, wo sie bisher gleichsam Stereotyp waren, worin man lesen konnte: Ich bin ein schöner Geist, oder: ich bin ein Elegant. Sie hängen um den Hals, man zieht sie nöthigenfalls aus der Weste zierlich hervor und hält sie zierlich vor die Augen. Arme Dichterlinge, die dieses Möbel als ein nothwendiges Attribut ihres Berufs ansehen, kommen jezt in die Verlegenheit, neue Ausgaben zu machen, wenn sie Leute comme il faut seyn wollen. Es ist zum Erstaunen, was so ein Manoeuvre mit den Brillen dem fadesten Gesicht für eine Physiognomie aufdrückt, wenn es mit wichtigen Geberden zu erforschen sucht, wer jenes süße Herrchen ist, das an der Seite jener weltberühmten Grazie im schwarzen Taffetkläschen, mit vielen Garnituren besezt, mit rosenfarbenem Hut und weit ausgebreitetem Shawl daher geschlendert kommt.

Ein Hr. Franz Koch hat sich im Volkstheater zwischen den Akten auf der Mundharmonika hören lassen. Ermuntert durch den Beyfall, so wie durch den verschiedener inn- und ausländischer Zeitschriften machte er dem Publikum nachher das Anerbieten, sich in Privatkonzerten zu produziren, wo sein Instrument sich ohne Zweifel besser ausnehmen würde und zweifle nicht, in der Kaiserstadt, wo ein „so hoher Sinn für Musik gepflegt wird," Theilnahme und Anerkennung ferner noch zu finden. Indessen muß man gestehen, daß Hr. K. auf der Mundharmonika sich eine große Virtuosität erworben hat. Gewöhnlich spielt er zwey solche Instrumente zugleich und akkompagnirt sich auf dem einen selbst.

Zum Schluß des Monats wurde auf dem Theater an der Wien eine lokale Posse mit Gesang: Der gelbe Mann, gegeben. „Seitenstück zum Geist auf der Bastey." — Eine ächte Volkstheater-Farce! Doch gibt es dort viele, die besser, auch eine Menge, die viel schlechter sind. Alles ist schon da gewesen. Manches hat aber einen eigenen Zuschnitt erhalten. Man ärgert sich zuweilen, daß man lacht, und lacht, indem man sich ärgert. Der gelbe Mann ist auf der Oberwelt vor Galle gelb geworden, er bleibt es auch in Pluto's Unterwelt, besucht seine Hinterlassenen, stiftet etliche Heirathen und kehrt auf einen Brief aus der Unterwelt, wo Pluto krank geworden, schnell zurück. — Einige Tage zuvor wurde das, bereits vor acht bis zehn Jahren gegebene, Lustspiel von H. v. Voß: Das unterbrochene Conzert aufgeführt, oder vielmehr neu in die Scene gesezt. Es gefiel, zog aber nicht die Menge an. Uebrigens ist die Wahl solcher Stücke hier nicht unzweckmäßig.

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. November 1823.

O fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort! es sind Lügengeister,
Die dich verlockend in den Abgrund ziehn.
Schiller's Wallenstein.

Schicksalsmacht.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Nach der unglücklichen Schlacht bey Abukir, wo ich ein Zeuge des Heldentodes meines Schiff-Hauptmanns, des braven Dupetit-Thouars, geweſen war, kehrte ich mit andern verwundeten Offizieren, welche die Engländer auf ihr Ehrenwort entließen, nach Frankreich zurück. Ein glücklicher Zufall ließ mich, bey unſerer Landung zu Marſeille, denjenigen meiner Jugendfreunde begegnen, der mir vor Allen der Liebſte geweſen war, Mercourt, den eine Bruſtkrankheit genöthigt hatte, die ſanftere Luft der Provence einzuathmen. Nach der erſten Begrüßung, die freylich meinerſeits noch lebhafter war, als ſeinerſeits, beſchloſſen wir, zuſammen nach Amiens, unſerer gemeinſchaftlichen Vaterſtadt, abzureiſen.

Mercourt hatte ſich dem Rechtsfache geweiht, und war gegenwärtig Richter am Kriminalhofe zu Amiens. Sein reizbares Gemüth, die Frucht einer übeln Geſundheit, und die Gewohnheit, Verbrecher zu richten, hatten ſeinem Weſen und ſeiner Sprache eine ſolche Rauheit und Härte eingeprägt, die eben nicht zu ſeinen Gunſten gereichten, und obgleich er von Natur gut und menſchlich war, ſo bemerkte man doch, daß er überhaupt für ſeines Gleichen keine tiefe Achtung hatte.

Ich brannte vor Ungeduld, mich wieder im Schooße der Meinigen zu befinden. Unſere Vorbereitungen zur Reiſe waren bald gemacht, wir verließen an demſelben Abend noch die alte Stadt der Phönicier, und befanden uns bald in der Poſtkutſche auf der Straße nach Paris. Nahe an der Thür des Wirthshauſes, wo wir am nächſten Morgen, um zu frühſtücken, angehalten hatten, bemerkte ich einen hübſchen Knaben von dreyzehn bis vierzehn Jahren auf einer ſteinernen Bank ſitzend; ſein Anzug war ziemlich gut, aber der Staub, welcher ſeine Kleidungsſtücke bedeckte, ſein erhitztes Geſicht, ſein ermüdetes Anſehen und der kleine Ränzel, der ihm zur Seite lag, bezeichneten genügend, daß er eine ziemlich lange Reiſe zu Fuß müſſe gemacht haben. „Wo kommen Sie her? mein kleiner Freund!“ fragte ich ihn. — „Von Orange, mein Herr!“ — „Und Sie haben dieſe ganze Reiſe zu Fuß gemacht?“ — „Nicht immer, mein Herr! Man hat mich manchmal auf die Wägen genommen.“ — „Armes Kind! Was nöthigt Sie, noch ſo jung, auf ſolche Weiſe zu reiſen?“ — „Ach, mein Herr! Ein Oheim, der meine Erziehung übernommen hatte, ſchickt mich jezt plötzlich fort, und nun kehre ich nach Amiens zu meiner Mutter zurück.“ — „Nach Amiens!“ wiederholte ich mit Erſtaunen. Dieſer Umſtand, und das Intereſſe, welches mir der arme Knabe einflößte, deſſen ſanfte und gefällige Geſichtsbildung mir aufgefallen war, ließen mich ein Vorhaben beſchließen, welches ich ſogleich in Ausführung brachte. Nachdem ich das Kind in die Küche geleitet, und ihm Frühſtück zu geben verordnet hatte, zog ich unſern Kondukteur bey Seite, und erhielt von ihm, gegen eine kleine Summe, welche

ich bezahlte, die Bewilligung, den Knaben in die Kutsche zu nehmen.

Wir hatten unser Mahl geendet und verfügten uns in den Postwagen zurück. Mercourt hatte nicht sobald meinen kleinen Schützling erblickt, als er ihn schon mit jenem Blicke durchbohrte, mit dem er das Verbrechen in der tiefsten Seele der Angeklagten aufzufinden vermeinte; mit strengem Tone rief er ihm zu: „Heda, Kleiner! Wer seyd Ihr?“ — „George Brument, mein Herr!“ — „Wo kommt Ihr her?“ — „Von Orange, mein Herr!“ — „Warum, zum Teufel! seyd Ihr nicht da geblieben?“ — „Mein Oheim hat mich fortgeschickt!“ erwiederte das Kind, indem es zum Erstenmale das Wort: Mein Herr! vergaß. — „Ah ha! Ihr habt bestimmt einen dummen Streich gemacht, junger Wicht! Nicht wahr?“ — „Mein Gott! Nein!“ sagte der arme Knabe mit weinerlicher Stimme. — „Ihr wollt nach Amiens? fuhr sein unbarmherziger Frager fort; aber wer wird dort auf Euch Obacht geben?“ — „Meine Mutter, die die Gärtnerin des Generals Laplace ist.“ — „Und Ihr wollt also auf Unkosten Eurer armen Mutter leben?“ — „Nein! sagte das Kind mit bestimmtem Blick und Ton; das werde ich nicht. Ich bin klein, aber stark, und ich werde arbeiten.“ — „Und was, wenn's beliebt, werdet Ihr thun?“ — „Etwas! Alles! . . .“ — „Hm! . . . Ich vermuthe in der That, daß Ihr Etwas thun werdet. Ihr seht mir eben aus wie ein junger Taugenichts, und ich wollte wetten, daß ich Euch, Kraft meines Amts, noch einstens auf die Galeere schicken werde; ich lese das in Eurem Gesichte.“ — Bey diesen Worten, im prophetischen Ton ausgesprochen, erröthete der Knabe bis ins Weiße seiner Augen. Ich sah, wie er seine Fäuste ballte und mit den Zähnen knirschte, in demselben Augenblick, wo er einen Blick tiefer Verachtung auf Mercourt warf. Was mich betrifft, so machte diese schreckliche Voraussagung fast denselben Eindruck auf mich, als auf den armen Knaben, an den sie gerichtet war.

Der übrige Theil des Weges wurde ohne einen andern besondern Vorfall zurückgelegt. Nach einigen Tagen waren wir in Amiens angelangt. Während dem wir beschäftigt waren, unsere Gepäcke abzunehmen, verschwand mein kleiner Schützling, und es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich von ihm reden hörte.

Nach der Rückkehr von einem neuen Seekriege besuchte ich einen meiner Freunde, der ein reicher Kaufmann war. Ich war angenehm überrascht, in seinem Kassirer das Kind zu entdecken, welches ich auf der Straße von Marseille aufgenommen hatte. Herr Durand, dem ich jedoch jene Begebenheit und diese Entdeckung nicht mittheilte, machte mir die größten Lobeserhebungen von dem Eifer, der Umsichtigkeit und vorzüglich von der Treue des jungen Brument. Ich war außerordentlich befriedigt; aber ich gab mir das Ansehen, als kenne ich meinen kleinen George nicht mehr, weil ich fürchtete, ihm wehe zu thun, wenn ich ihm jenes unangenehme Ereigniß seines Lebens wieder ins Gedächtniß rief.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Ursprung des Papiergeldes.

(Fortsetzung.)

Ma-tuan-lin berichtet, daß man nach dem Jahre ta-nie (605—617 nach Christus), bis zum Ende der Dynastie Sui, der allgemeinen Verwirrung in China, als diese nämlich den höchsten Grad erreichte, allerley Sachen an Geldes Statt verwendete; kleine runde Eisenstücke, Stücke von zerschnittenen Kleidern, und selbst von Pappendeckel *).

Mit dem Anfange der Regierung des Kaisers Hian-tsung, aus der Dynastie der Thang, gegen das Jahr Christi 807, wo die Kupfermünze sehr selten wurde **), erneuerte man das Verbot, sich der Gefäße und Geräthe zu bedienen, die aus diesem Metall gemacht sind. Der Kaiser nöthigte darum die Kaufleute, welche in der Hauptstadt ankamen, und überhaupt die reichen Familien, ihr baares Geld in öffentlichen Kassen niederzulegen. Um den Handel zu erleichtern, erhielten sie Scheine (bons), die überall gingen, und denen man den Namen fey-thsian, oder fliegende Münze, gab. Es waren mittlerweile kaum drey Jahre verflossen, als man schon gezwungen war, den Gebrauch dieses Papiers in der Hauptstadt abzuschaffen, dessen Cours nur in den Provinzen noch bestand ***).

Thai-tsu, der Gründer der Dynastie der Sung, (er bestieg den Thron im Jahre Christi 960,) erlaubte den Kaufleuten, ihr Silber, und selbst ihre Waaren, in verschiedene kaiserliche Schätze niederzulegen; die Scheine, welche sie darüber erhielten, nannte man pian-thsian, oder bequeme Münze. Man empfing sie überall mit Eifer. Im Jahre Christi 997 war an diesem Papiere für 1,700,000 Unzen Silber vorräthig, das man im Jahre 1021 um 1,130,000 Unzen vermehrte.

---

*) Wen-hian-thung-khao, 81.

**) Die Ursache der Seltenheit des Kupfers, die sich in China sehr oft zeigt, ist vorzüglich die Verfertigung einer grossen Anzahl von Bildern aus Bronz, welche Foe und die Heiligen seiner Religion vorstellen. So sah man nach jener Verfolgung, welche diese Religion in China auszustehen hatte, das Kupfer und die Münze wieder erscheinen.

***) Wen-hian-thung-khao, IX, 6. — Khian-schu pi-thao; l. c.

In dem Lande Chu, welches in unsern Tagen die Provinz Szü-tschhuan ist, hat man zum Erstenmal ein wahrhaftiges Papiergeld eingeführt, d. h. Assignaten, welche die Stelle des Geldes vertraten, ohne daß sie durch was immer für eine Hypothek garantirt gewesen wären.

Ein gewisser Tschang-yung führte sie ein, um die Stelle der eisernen Münze*) zu vertreten, die sehr schlecht und sehr unbequem war. Diese Assignaten nannte man tschi-tsü, oder Coupons. Unter der Regierung des Tschin-tsung aus der Dynastie der Sung (v. J. 997 bis 1022) folgte man diesem Beyspiele, und machte Assignaten unter dem Namen kiao-tsü, oder Wechsel. Sie waren alle drey Jahre zahlbar; so daß in einem Zeitraume von 65 Jahren sie 22 Zahlungstermine haben mußten. Jeder kiao-tsü galt eine Reihe von tausend Denar, und stellte Eine Unze reinen Silbers vor. Sechszehn der reichsten Häuser leiteten zwar diese Finanzoperation; allein in der Folge, als die Unternehmer nicht mehr im Stande waren, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, sahen sie sich gezwungen, Bankerott zu machen, welcher zu vielen Rechtsstreitigkeiten Anlaß gab. Der Kaiser schaffte die Assignaten dieser Gesellschaft ab, und entzog Privatpersonen die Erlaubniß, Papiergeld herauszugeben, sich die Errichtung einer Bank zu Y-tschen vorbehaltend. Gegen das Jahr Christi 1032 hatte man in China für 1,256,340 Unzen kiao-tsü. 1068 bemerkte man, daß falsche im Umlaufe waren, man verhing daher gegen die Verfälscher die nämliche Strafe, welche die Regierung bey Siegel-Verfälschungen anwandte. Man errichtete später, und nach verschiedenen Verbesserungen, Banken von kiao-tsü in mehreren Provinzen des Reichs. Die Assignaten von Einer Provinz coursirten nicht in den andern Provinzen.

Unter dem Kaiser Kao-tsung, im Jahr 1131, wollte man zu U-tschen eine militärische Anstalt gründen: allein, da die nöthigen Fonds nur mit vieler Schwierigkeit herbeygeschafft werden konnten, hatten die mit der Direktion dieser Unternehmung belasteten Mandarine dem hu-pu oder Minister des Schatzes vorgeschlagen, kuan-tsü oder Scheine (bons) herauszugeben, mit welchen jene Personen bezahlt werden könnten, welche die Truppen mit Lebensmitteln versehen. Diese Scheine waren zwar in einer besondern Kanzley einlösbar: allein es schien, daß sie zu Mißbräuchen Anlaß gaben, und das Volk zum Murren brachten. Später, unter dem nämlichen Kaiser, wurden ähnliche Scheine (bons) auch in andern Provinzen von China in Umlauf gebracht*).

Im Jahr 1160, immer unter der Regierung des Kao-tsung, schufen die hu-pu ein neues Papiergeld, hoei-tsü, oder Verträge (conventions). Bey ihrem Entstehen waren diese neuen Assignaten nur in der Provinz Tsche-kiang und in der Nachbarschaft im Umlauf; bald aber verbreiteten sie sich durch das ganze Reich. Das Papier, dessen man sich, um sie zu verfertigen, bediente, ward ursprünglich in den Städten Hoei-tscheu und Tschhi-tscheu in Kiang-nan fabricirt, später machte man sie zu Tschhing-tu-fu in Szü-tschhuan und in der Provinz Tsche-kiang. Die ersten hoei-tsü galten eine Reihe von tausend Denar; aber unter der Regierung des Hiao-tsung, im Jahr 1163, machte man sie von 500, 300 und 200 Denar. In fünf Jahren, d. h. bis zum siebenten Mond des Jahres 1166, hatte man von diesen Assignaten schon für 28,000,000 Unzen in Umlauf gesetzt, und am 14ten des eilften Monats dieses Jahrs ward diese Summe noch mit 15,600,000 Unzen vermehrt. Während des Restes der Regierung der Dynastie der Sung, nahm die Zahl der hoei-tsü immer zu. Außer diesen hatte man noch die kiao-tsü und noch besondere Papiere in den Provinzen; so daß das Reich von Assignaten überfüllt war, die von Tag zu Tag verloren, ungeachtet der vielen Veränderungen und Modifikationen, welche die Regierung für rathsam hielt, um deren Cours zu erhöhen.

Unter der Regierung des Ly-tsung aus der nämlichen Dynastie und im Jahre 1264 als der Minister Kia-szü-tao sah, daß der Cours der hoei-tsü so nieder und der Preis der Lebensmittel so hoch stehe, glaubte er, einem Theile dieser Billets neue Assignaten zu unterschieben, die er yo-kuan, oder Silber-Obligationen nannte. Die genannten hoei-tsü von siebenzehn Terminen wurden ganz aufgehoben und man zog drey von achtzehn Terminen für eine der neuen Assignaten zurück, die den Buchstaben Kia führten. Aber ob man gleich die nämlichen zerrissenen Billets bey der Zahlung der Auflagen (impôts) empfangen hatte, so konnte der Minister doch nicht dahin gelangen, daß die von dem Schatze herausgegebenen Papiere höher stehen, noch daß der Waarenpreis falle **).

(Der Beschluß folgt.)

*) Die erste Eisenmünze wurde in China durch den Rebellen Kung-sun-schu gemacht, welcher im Jahre 36 nach Christus starb. Seinem Beyspiele sind die Kaiser vor dem Jahre 524 nicht gefolgt. Nur in dieser Epoche ließ Uti aus der Dynastie der Liong ähnliche Stücke gießen; von dieser Zeit an hat man sich derselben bedient.

*) Wen-hiang-thung-khao, IX, 24. — Thung-kian-kang-mu-sü-pian, XIII, 7. — Mandschu-Ausgabe, XIV, 13.

**) Thung-kian-kang-mu-sü-pian, XXI, 26. — Die Mandschu-Uebersetzung, XXI, 52.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

Die im vorigen Schreiben erwähnte öffentliche Sitzung der Academie française war bey weitem nicht das Einzige, das zur Feyer des Ludwigsfestes veranstaltet worden war. Alle diejenigen Dichter, welche gern ein Stück Geld verdienen oder ihre royalistischen Gesinnungen an den Tag legen wollten, hatten neue Theaterstücke zu diesem Feste gedichtet. In andern Ländern würde man kurz und gut die in den vorigen Jahren bey ähnlicher Gelegenheit aufgeführten Stücke wieder aus dem Repertorium hervorziehen. Allein hier, wo man das Neue liebt, scheint es zum Gebrauch zu werden, für jedes Ludwigsfest neue Feyerstücke zu verfertigen, wodurch dann nach Verlauf von wenigen Jahren der Stoff gewaltig wird abgenutzt werden. Nach der Aermlichkeit der Erfindung in den dießjährigen Stücken zu schließen, muß es schon dießmal an Stoff gefehlt haben, wiewohl ihnen die Zeitumstände, besonders der Krieg in Spanien, zu nutze kam. Einige unabhängige Journale haben sich über diese bestellten dramatischen Arbeiten ziemlich belustigt. Unter andern hat ein, erst vor einigen Monaten entstandenes Blatt, Constitutionel des Dames, eine Berechnung der Kosten und des Werthes der dießjährigen St. Ludwigsstücke gegeben, die also lautet: „1stens. Der Landmann oder ganz für den König. Lustspiel in einem Aufzuge, im Théâtre française. Drey Verfasser zu 500 Fr. jedweden, macht 1500 Fr. viel zu theuer. 2tens. Die Blumen im Schlosse. Vaudeville in einem Aufzuge, im Feydeautheater. Drey Verfasser zu 500 Fr. Facit 1500 Fr. dito. 3tens. Die Franzosen in Spanien. Vaudeville in einem Aufzuge, am Odeontheater. Zwey Verfasser zu 500 Fr., zusammen 1000 Fr., ebenfalls sehr theuer. 4tens. Das Fest im Bivouac. Vaudeville in einem Aufzuge, am Vaudevilletheater. Drey Verfasser zu 400 Fr. per Kopf, 1200 Fr., viel, viel zu theuer. 5tens. Das franzosische Fest, komische Oper in einem Aufzuge, am gymnase dramatique, ein Verfasser für den Text zu 500 Fr., ein Komponist für die Musik zu 600 Fr., zusammen 1100 Fr., ganz über den Werth. 6tens. Die Adjudanten, Vaudeville in einem Aufzuge, an den Variétés, zwey Verfasser zu 400 Fr. per Kopf, 800 Fr., nicht zu theuer. 7tens. Das Ludwigsfest im Bivouac, Vaudeville in einem Aufzug an der Porte St. Martin. Drey Verfasser zu 400 Fr. per Feder, macht 1200 Fr., ist fast das Geld werth. 8tens. Schauspiel umsonst, Vaudeville in einem Aufzuge an der Gaité. Drey Verfasser zu 300 Fr., macht 900 Fr., man hätte solch ein Stück auch umsonst bekommen können. 9tens. Der Durchmarsch, Vaudeville in einem Aufzuge, am Ambigu-Comique. Zwey Verfasser zu 300 Fr. per Kopf, 600 Fr. Das heißt wahrlich geschunden." Also haben die Dichter dießmal der Nation 9800 Fr. gekostet. Ferner bringt der Constitutionel des Dames den doppelten Sold, den die Klatscher oder Claqueurs in den verschiedenen Theatern am Tage der ersten Aufführung jener Stücke bekommen haben sollen, in Anschlag und zwar zu einer Summe von 2200 Fr. „Folglich, fährt der Journalist fort: hat jeder Aufzug schlechter, mit geistlosen Dichtern vermischter Prosa, 1333 Franken 33⅓ Centimen gekostet; das ist zehnmal mehr als es werth war." Der Constitutionel des Dames hätte seine Berechnung noch weiter fortführen können. Nämlich die am Ludwigsfeste gegebenen Vorstellungen für's Volk kosten dem Staate wenigstens 12,000 Franken; also mit den obigen Kosten wären schon blos fürs Theater an jenem Tage 24,000 Fr. verwendet. Nun muß das Volk in den Champs elysé auch noch belustigt und andere polizeyliche Ausgaben bestritten werden. Gewiß geben an diesem Tage 100,000 Fr. darauf, die zwar Getümmel und Lärm verursachen, aber sonst nicht das mindeste Gute verschaffen. Es wurde neulich in einem Tagesblatte behauptet, das Verschwenderische dieses Festes komme dem Staate theurer zu stehen, als die Unterhaltung der großen Königlichen Fabriken, welche Tapeten, Porzellan und andre kostbare Waaren liefern. Eine würdigere Feyer des Ludwigstages war aber die Eröffnung der Ausstellung der französischen Industrieprodukte. In einem so großen, reichen und thätigen Staate als Frankreich ist, sind diese allmählig auf einander folgenden Ausstellungen von Mustern der neuen Industrieprodukte ein sehr wichtiges und belehrendes Schauspiel; auch sieht man, daß Regierung und Volk diese Wichtigkeit sehr wohl erkennen. Die Tagesblätter, die in einem von der Censur befreyten Staate als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet werden können, geben sich sehr ausführlich mit der Beschreibung und Beurtheilung dieser Ausstellung ab. Ich habe vortreffliche und tiefgedachte Bemerkungen in diesen Aufsätzen gelesen; manche müssen von sehr einsichtsvollen Publizisten herrühren. In dieser Art Aufsätzen hat die Literatur gleichen Schritt mit der Industrie gehalten; beyde haben sich vervollkommnet und es kann nicht fehlen, daß bey dem allgemein gewordenen Gefühle von dem hohen Werthe des Gewerbfleißes die Regierung künftighin mehr darauf angewiesen werden wird, denselben zu befördern, und daß die Nation von selbst das Bedürfniß fühlen wird, sich in demselben auszuzeichnen und diejenigen Männer hoch zu ehren, welche sich als Gewerbfleißige einen Ruf erwerben.

Ehe ich ins Einzelne gehe, sey es mir erlaubt, einige allgemeine Betrachtungen vorauszuschicken, wozu mir zum Theil die Tagesblätter Anlaß gegeben haben. Erstlich ist es merkwürdig, daß auch diese Ausstellung von den zwey Hauptparteyen auf verschiedene Weise angesehen wird, oder zu ganz verschiedenen Aeußerungen Gelegenheit gibt. Die Freysinnigen beschuldigen die Obscurantenparthey, daß sie zwar gern sehe, wenn das Volk arbeite und sich durch seinen Fleiß auszeichne, daß ihre geheime Absicht aber seye, sich die Früchte seines Schweißes zu Nutze zu machen und auf seine Unkosten zu leben; kurz daß sein ganzer Plan sich in diese Worte ausdrücken lasse: Arbeite du und zahle und kümmere dich weiter um nichts, wir wollen zehren und dich regieren. Man sollte glauben, die Obscurantenparthey werde diese gehässige Beschuldigung mit Unwillen zurückstoßen; aber nein; sie kleidet blos den Plan etwas anders ein, und sucht ihn zu beschönigen. Sie gesteht, daß eine gewisse Kaste im Staate sonst große Vorrechte genossen habe; damals sey der Handel dem Adel nicht wie jezt erlaubt gewesen; der Adelige habe diese Beschäftigung dem Bürgerlichen überlassen; dafür sey er aber auch der Beschützer und Beförderer der Kunst und Gewerbe gewesen, habe große Sammlungen angelegt, Künstlern und Gelehrten seine Unterstützung gedeihen lassen, u. s. w. Da haben wir's, erwiedern die freysinnigen Blätter, das ist's eben, was ihr wollt, der Staat soll in zwey Klassen eingetheilt werden, die hervorbringende und die verzehrende; erstere soll sich abmatten, damit die zweyte desto gemächlicher ruhen könne. Der Revolution verdanken wir die Aufhebung eines so unnatürlichen Zustandes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 88.

Nro. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. November 1823.

Empfindung iſt das göttliche Geſchenk
Des Himmels, und je mehr dem Menſchen ward,
Je edler wird er, wenn den ſchönen Strom
Die herrſchende Vernunft im Bett' erhält.

F. L. Graf zu Stollberg.

Beethoven.

Ludwig von Beethoven gehört zu jenen Männern, welche nicht nur Wien und Deutſchland, ſondern Europa und unſer ganzes Zeitalter verherrlichen. Mit Mozart und Haydn bildet er das unerreichte Triumvirat neuerer Tonkunſt. Die geniale Tiefe, die beſtändige Originalität, das einem großen Gemüthe entquollene Ideale in ſeinen Kompoſitionen ſichert ihnen, trotz italieniſchem Klingklang und moderner Charlatanerie, die Anerkennung jedes wahren Verehrers der göttlichen Polohymnia. Hier nicht von ſeinen Werken, nur von ſeiner Perſönlichkeit!

Beethovens Leben iſt, wie er ſich auch ſelbſt ausdrückt, mehr ein Intenſions-Leben. Die Ereigniſſe der Außenwelt berühren ihn nur wenig, er iſt ganz der Kunſt eigen. Die ſpäte Nacht findet ihn an ſeinem Pulte, und der früheſte Morgen ruft ihn wieder zu demſelben. Unausgeſezt thätig, aſſiciren ihn daher Mahnbriefe auf eine höchſt unangenehme Weiſe, denn nur freye Erzeugniſſe des Geiſtes, keine abgezwungenen, will er liefern. Ihm gilt die Kunſt als Göttliches, nicht als Mittel, ſich Ruhm oder Geld zu erwerben. Ein Verächter alles Scheines, dringt er auf Wahrheit und Charakter, ſo im Leben, wie in der Kunſt. Als man das Erſtemal ſeinen Fidelio gab, konnte die dazu gehörige Ouverture nicht aufgeführt werden, man mußte eine andere, von ihm verfaßte, vorausſchicken. „Die Leute klatſchten, erzählte er, ich aber ſtand beſchämt; es gehörte nicht zum Ganzen.“ Er iſt unfähig, ſich zu verſtellen. Wer ihn über Kompoſitionen um ſeine Meinung fragt, iſt, wenn er ſich ſie zu geben würdigt, ſicher, die wahre zu erfahren. Verhältniſſe, die ſeiner geraden Männlichkeit, ſeinen hohen Begriffen von Ehre zuwider laufen, bricht er. Was er will, will er gewaltig, denn er will nur das Rechte. Er iſt ganz der Mann, der nicht nur nichts Unbilliges thut, ſondern, was ſelten iſt in unſerer Zeit, auch nichts Unbilliges leidet. Gegen Frauen hegt er eine zarte Achtung, und ſeine Gefühle für dieſelben ſind jungfräulich rein. Gegen Freunde iſt er mild, jeder derſelben hat gewiß auf irgend eine Art ſeine gütige Gemüthsart erfahren. Eine reiche Quelle des Witzes ſteht ihm zu Gebote, gegen das, was er verachtet, ſchleudert er beißende Sarkasmen. Leider iſt die Converſation mit ihm nur von ſeiner Seite mündlich. Ihn entſchädigt Kunſt, Wiſſenſchaft und Natur. Er iſt ein großer Verehrer der Werke Goethe's; gern erinnert er ſich an die Zeit, welche er mit dieſem berühmten Dichter in Karlsbad verlebte, „damals hörte ich noch beſſer!“ ſezte er, von Goethe erzählend, mit jenem leiſen Tone hinzu, der ihm in gemüthlichen Augenblicken auf eine ergreifende Weiſe eigen iſt. Vorzüglich aber liebt er die freye Natur. Nicht leicht bringt er ſelbſt bey dem übelſten Wetter des Winters einen ganzen Tag im Zimmer zu, und wenn er ſich im Sommer auf dem Lande befindet, iſt er gewöhnlich ſchon vor Sonnenaufgang in dem blühenden Garten Gottes: kein Wunder, daß ſeine Werke herrlich ſind, wie die heilige Natur, die Zeit in ihrer Beſchauung verlebt, iſt ja diejenige, „wo

man dem Weltgeist näher ist, als sonst.“ Fast täglich erhält er aus allen Theilen Europa's, ja selbst aus dem fernen Amerika, Beweise der Anerkennung seines Talents. Sehr schmerzlich fiel es ihm, daß im verflossenen Jahre bey Gelegenheit seiner Uebersiedlung vom Lande in die Stadt, vielleicht durch Nachlässigkeit, vielleicht durch Treulosigkeit des mit dem Fortschaffen der Effekten Beauftragten — denn häufig wird der nur mit seiner Kunst Beschäftigte hintergangen — seine ganze Korrespondenz in Verlust gerieth. Einst nahm er in einem Gastzimmer das Vesperbrod ein. Der Aufwärter nennt seinen Namen. Dadurch aufmerksam gemacht, naht sich ihm ein englischer Schiffskapitän, bezeigt die außerordentlichste Freude, den Mann zu sehen, dessen herrliche Symphonien er selbst in Ostindien bewundernd hörte. Des Britten reine, ungekünstelte Ausbrüche der Verehrung freuten ihn innig; Besuche aber, ihn zu sehen, liebt er nicht, seine Zeit ist ihm zu kostbar. Außer an seiner Kunst hängt er mit ganzer Seele an seinem Neffen, Karl. Er vertritt dem Waisen Vaterstelle im vollen Sinne des Worts. Außer dem Neffen lebt ihm zu Wien noch ein Bruder, Johann von Beethoven, seines Standes ein Apotheker.

Beethovens Aeußeres verkündet markige Kraft. Sein Kopf erinnert an Ossian's grey haired bards of Ullin. Das Bildniß, welches die Kunsthandlungen von diesem Fürsten der Gesänge verkaufen, hat Aehnlichkeit. Seine Bewegungen sind schnell, Langsamkeit ist ihm vor Allem verhaßt. Sein Tisch ist einfach, aber gut bestellt, Wildbrät liebt er besonders, er hält es für die gesündeste Nahrung. Wein trinkt er mäßig, gewöhnlich nur rothen östreichischen, der ungarische wirkt nachtheilig auf seine Gesundheit. Er liebt es, wenn er im Winter zu Wien wohnt, nach Tische, bevor er seinen Spaziergang antritt, im Kaffeehause bey einem Schälchen Kaffee die Zeitungen zu durchschauen, ein Pfeifchen zu schmauchen, wohl auch mit Freunden zu konversiren. Da er bis tief in die Nacht zu arbeiten und doch wieder sehr früh aufzustehen pflegt, geschieht es häufig, daß er nach vollbrachtem Spaziergange eine Stunde schläft. Wohnungen gegen Norden, oder die dem Luftzuge ausgesezt sind, äußern einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit, welche gegen rheumatische Zufälle, denen Beethoven den Verlust seines Gehörs zuschreibt, höchst empfindlich ist. Daher war ihm auch der heurige naße Sommer, den er in Hetzendorf zubrachte, außerordentlich zuwider, durch zwey Monate litt er an heftigen Augenschmerzen. Bewundernswerth ist, daß, obschon des Sinnes beraubt, durch den er so meisterhaft auf die Geister wirkt, er dennoch, wenn er sich zum Klavier sezt, und sich seinen Phantasien überläßt, auch das leiseste Piano ausdrückt. Er genießt vom kaiserlich-östreichischen Hofe eine Pension, und wiewol diese seine Bedürfnisse lange nicht deckt, verschmähte er doch zur Zeit, als die Franzosen ihren Beherrscher Kaiser nannten, eine reizende Einladung.

Gegenwärtig hat er eine Messe vollendet, welche er auf Subskription herausgibt. Außer Sr. kaiserlichen Hoheit und Eminenz, dem Erzherzog Rudolf, unterzeichnete auch Ludwig XVIII. Eine Symphonie, Quartetten, ein biblisches Oratorium, ihm durch den amerikanischen Konsul in englischer Sprache aus den vereinigten Staaten überschickt, und vielleicht auch eine Oper, (Dichtung von Grillparzer,) stehen zu erwarten.

S . . . . l.

Schicksalsmacht.

(Beschluß.)

Ich folgte der unglücklichen Expedition nach St. Domingo, wo ich noch den Schmerz hatte, einen Theil unserer Seemacht vernichtet zu sehen, und nachdem ich selbst einige Zeit lang Gefangener auf Jamaika gewesen war, kehrte ich nach Frankreich zurück. Ein Urlaub von zwey oder drey Monaten, um diese Zeit in meiner Heimath zuzubringen, wurde mir vom Minister versagt, und ich konnte mich auf der Reise nach Antwerpen, wo ich eines der Schiffe besteigen sollte, die man in diesem Hafen versammelte, und die den ersten Keim der Scheldeflotte bildeten, nur einige Tage in Amiens aufhalten.

Am nächsten Morgen nach meiner Ankunft lud mich Mercourt, mit dem ich gefrühstückt hatte, ein, ihn in den Gerichtshof zu begleiten, wo ein wichtiger Kriminalprozeß verhandelt werden sollte. „Man wird, sagte er mir, einen jungen Menschen richten, der einer Verfälschung und Unterschlagung von Papieren wegen angeklagt ist, wodurch er eine bedeutende Summe sich hat zueignen wollen. Die Sache hat viel Aufsehen in der Stadt gemacht.“

Bey unserer Ankunft fanden wir den Saal bereits gedrängt voll, aber auf Mercourt's Empfehlung verschaffte mir der Gerichtsdiener einen Platz nahe der Bank des Angeklagten. Kaum hatte ich mich gesezt, als man auch schon den Beschuldigten hereinführte. Aller Augen richteten sich auf ihn. Aber, ich mag es nicht versuchen, mein Erstaunen und meinen Schmerz zu schildern, als ich George Brument den traurigen Sessel einnehmen sah, und auf dem Punkte mich befand, ihn von Mercourt gerichtet zu sehen. Mit der Schnelligkeit des Blitzes kam mir die Prophezeihung des Leztern wieder in den Sinn. „Großer Gott! dachte ich, hätte er Wahrheit verkündet?“ — Meine Blicke vermochten nicht, sich von dem unglücklichen jungen Manne wegzuwenden. Er schien ruhig und fest, aber er war mager geworden, hatte tiefliegende Augen und eingefallene, bleiche Wangen. Er hielt das Haupt gebeugt, aber als er es erhob, um auf die erste Frage zu antwor-

ten, die an ihn gerichtet wurde, blieb er wie versteinert, indem er Mercourt in der Person des Präsidenten wieder erkannte. Bald darauf überflog ein heftiges Zittern alle seine Glieder, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, und er blieb in diesem Zustande die ganze Dauer der Sitzung hindurch. Endlich, nach langem Gegenstreiten, wurde er, aus Mangel überführender Beweise, und seiner bisherigen untadelhaften Aufführung wegen, von dem Gerichte gänzlich freygesprochen. Dieses Urtheil, welches der Angeklagte ohne das mindeste Zeichen der Theilnahme anhörte, erfüllte mich mit der lebhaftesten Freude. Ich sprang von meinem Sitze auf, und eilte, die Hand George's zu ergreifen, die ich kälter als Marmor fand. „Junger Mann! Sie sind freygesprochen, der Gerichtshof hat Sie unschuldig erklärt!“ rief ich in überströmender Freude. — „Wird auch die Welt jemals glauben, daß ich es sey?“ — „Zweifeln Sie nicht daran. Man wird Ihnen gewiß die unverdienten Leiden, die Sie erduldet haben, zu vergüten streben.“ — Ein tiefer Seufzer war seine Antwort. — Wie ich es vorausgesagt hatte, so wurde George von jezt an der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens aller Einwohner von Amiens. Herr Durand selbst schloß ihn in seine Arme und bat ihn um Verzeihung. Er bot ihm alle mögliche Entschädigung an, er beschwor ihn, wieder in sein Haus zurückzukehren, aber George blieb bey allen seinen Bitten stumm.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit starb der Oheim des jungen Brument, und hinterließ ihm sein ganzes Vermögen. Dieser stürzte sich nun in die Geschäfte. Alles gelang ihm, jede seiner Unternehmungen war vom reichsten Erfolge gekrönt, und, indeß ich die Meere durchschiffte, erwarb er ansehnliche Reichthümer, wurde Gemahl eines liebenswürdigen Weibes, und Vater dreyer Kinder, welche die schönsten Hoffnungen gaben. Allein, obgleich er Alles sein nannte, was auf dieser Erde nur immer unsere Glückseligkeit zu machen im Stande ist, so schien der arme George doch stets in eine düstere Schwermuth versenkt und wie erdrückt unter der Last des zerreißenden Andenkens jener traurigen Begebenheit.

Während dem Frieden mit England hatte ich mich zu Amiens niedergelassen, aber in dem moralischen Zustande, worin sich Brument befand, vermied ich es, ihm zu begegnen, und besuchte ihn niemals. Eines Tages ließ er mich zu sich einladen. Ich ging, und fand ihn auf seinem Sterbelager. Obgleich noch jung, beendete er seine Laufbahn doch als das Opfer einer langwierigen Krankheit, von welcher ich die Ursache zu kennen vermeinte. „Ich bedarf wohl nicht, sagte er, wie ich mich seinem Lager näherte, Ihnen zu sagen, daß ich das arme Kind bin, welches Sie so mitleidsvoll vor ein-und-zwanzig Jahren behandelten. Ich weiß es, Sie haben mich wieder erkannt. Ich fühle, daß ich sterben werde, und ich habe Sie zu mir bitten lassen, um mein Herz von der Last zu erleichtern, welche es erdrückt. Sie haben mich bey Herrn Durand wiedergefunden, der mich aus dem Elend gezogen hatte, und dessen Güte gegen mich, so wie sein Vertrauen ohne Grenzen war. Sie sahen mich darauf eines verabscheuungswürdigen Verbrechens wegen angeklagt und durch den strengen Mercourt gerichtet. Er erkannte mich nicht mehr, aber ich hatte nie seine Züge vergessen, und von dem Augenblicke an, wo ich ihn wiedersah, traf seine furchtbare Voraussetzung wie ein Donnerschlag mein Ohr und erschien mir in Feuerschrift eingegraben, wohin ich auch meine Blicke hinwenden mochte!

„Als ich freygesprochen wurde, bestrebten Sie sich aus allen Kräften, mich aus der Niedergeschlagenheit zu ziehen, welche sie durch den Schmerz veranlaßt glaubten, meine Unschuld schändlich angefeindet zu sehen. — Doch hören Sie: ich war schuldig! und obgleich meine Richter mich für unschuldig erklärten, so war ich doch ein Verbrecher, und Mercourt hatte richtig prophezeiht. Nach dem Urtheilsspruch, als ich die Glückwünsche meiner Freunde erhielt, als meine verehrungswürdige Mutter mich in ihre Arme drückte und dem Himmel dankte, daß ihr Sohn unschuldig sey, da glaubte ich, daß, wenn ich den Pfad der Tugend wieder beträte, ich doch noch ruhige Tage erleben könne; aber die göttliche Gerechtigkeit behielt mir eine grausame Strafe vor. Meine Wohlthäter, der Mann, welcher mich wie seinen Sohn behandelt und der dadurch eine Schlange in seinem Busen erwärmt hatte, kam, um meine Verzeihung zu erflehen, um meine Freundschaft sich zu bewerben. Die Gewissensbisse, welche ich in diesem Augenblicke fühlte, überstiegen alle Schrecken der grausamsten Marter, sie brachen auf immer meinen Muth. —“

„Indessen hat der Himmel, nach seinem undurchdringlichen Rathschluß, seit jener Zeit seine Wohlthaten auf mein verbrecherisches Haupt ausgeschüttet; aber Alles, was das Glück eines Andern gemacht haben würde, machte mich nur elender. Die Liebkosungen meiner Frau und meiner Kinder verdoppelten meine Verzweiflung, indem sie mich nur lebhafter an mein Verbrechen erinnerten, und das Wort: Betrüger! schien mir auf jeder Banknote in jedem Wechselbriefe, den ich berührte, zu stehen. Herr Durand, den Unglücksfälle zu Grunde gerichtet haben, lebt in einem Zustande, der weit entfernt ist von der Wohlhabenheit, in welcher er sich früher befand, ich habe ihn bis auf diesen Tag heimlich unterstützt; nehmen Sie jezt diese Papiere, ihr Werth kömmt der Summe gleich, um welche ich ihn betrog! Ueberliefern Sie ihm dieselben, aber er erfahre nicht, von wem er sie erhält. Aus Liebe für meine Kinder wünsche ich, daß mein Andenken nicht mit Schande bedeckt seyn möge.“

Ich versprach dem unglücklichen Brument: sei-

nen Auftrag zu erfüllen. Er ſtarb einige Tage darauf und wurde mit dem Gepränge begraben, das ſein Reichthum erlaubte, ſeiner Leiche folgten zahlreiche Freunde und manche dankbare Thräne — denn eine Menge edler Geſinnungen waren in ſeinem Herzen zu der unſeligen Neigung geſellt, die ihn zu einer ſchlechten Handlung hinriß. Er war zuvorkommend, ſanft und mitfühlend; allein ohne Selbſtherrſchaft, ohne Begnügſamkeit ſind dieſe milden Tugenden nicht hinreichend, in der Stunde der Verſuchung zu ſchützen.

Großes Muſikfeſt zu York.

Vor Kurzem fand das große fünfjährige Muſikfeſt zu York ſtatt, welches in den vier Tagen ſeiner Dauer, in den Oratorien, welche in der Domkirche gegeben wurden, im Theater und den Bällen, eine Einnahme von mehr als 15,000 Pfd. St. hervorbrachte. Die Anzahl der Muſiker und Sänger in den Oratorien belief ſich auf 491, worunter viele Dilettanten; dennoch beliefen ſich die Ausgaben auf beynahe 8000 Pfd. Die übrigen 7000 Pfd. wurden an die dortigen Hoſpitäler gegeben. — Auch die jährlichen Muſikfeſte zu Glocester und Birmingham waren beſſer beſucht und einträglicher, als ſonſt, welches Alles einen zunehmenden Geſchmack an Muſik verräth.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

(Fortſetzung.)

Seit der Gleichmachung aller Rechte und Pflichten hat ein löblicher Wetteifer die Nation beſeelt; wer ſich dem Staate am nützlichſten beweiſet, dem wird auch die höchſte Ehre erwieſen; nicht durch Müſſiggang, ſondern durch Fleiß und Arbeit gelangt man jezt zu Reichthum und Ehre. Kein Innungs- und Zunftweſen ſchränkt den Gewerbfleiß mehr ein; jedweder Bürger bewegt ſich auf freyer Bahn und ſucht es den andern durch Genie zuvorzuthun; ſeht einen unſrer größten Fabrikanten, Ternaux, welcher Adelige hat je ſolch ein Anſehen, ſolch einen Einfluß, ſolch einen Reichthum als er erworben? In ſechs Fabrikſtädten beſizt er die größten Manufakturen, ſeine feinen Tücher kleiden die Reichern in ganz Europa, ſeine Shawls ſchmücken das ſchöne Geſchlecht nicht allein in dieſem Erdtheile, ſondern ſogar in Aſien; er hat den Staat mehr bereichert, als zwanzig, dreyßig, vierzig Familien, die alte Namen führen; der ſeinige iſt neu, aber welch ein Name! wer gönnt ihm nicht die Güter, die er ſeinem Fleiße verdankt, den Aufwand, womit er lebt, ſeinen ſich ſtets vermehrenden Reichthum! Dieß alles hat er der ſeit der Revolution eingeführten Gleichheit der Rechte zuzuſchreiben; unter der alten Verfaſſung würde Ternaux nie das geworden ſeyn was er iſt, und wie viele andere, wenn ſie auch nicht ſo berühmt ſind wie er, befinden ſich in demſelben Falle: Daß Ternaux ein äußerſt geſchickter Fabrikant ſey, geſtehen die Ultrablätter nun wohl ein; aber, ſagt die Gazette de France, wenn Ternaux nur eben ſo gut geſinnt wäre als er webt, ſo würde er ein recht achtbarer Mann ſeyn. Man muß ſich nämlich erinnern, daß Ternaux in den lezten Jahren mit der linken Seite in der Deputirtenkammer geſtimmt hat und den ihm angebotenen Adelsbrief nicht hat annehmen wollen. Seit der Revolution iſt es nun einmal der Lauf der Dinge in Frankreich, daß man ſich durch den Gewerbfleiß ſehr bereichern kann, und daß ein ſolcher bereicherter Gewerbfleißige mehr Anſehen und Einfluß hat, als eine adelige Familie, die einen großen Namen aber wenig Geld hat, die mit ihren Titeln und einer Penſion vom Hofe oder einer Stelle es doch ſolchen reichen Kaufleuten, die keine Hofgunſt zu erbetteln brauchen und daher einen feſten und unabhängigen Stand in der Geſellſchaft behaupten, nicht gleich thun kann; daher läßt ſich auch die Abneigung erklären, welche die Ultrablätter ſo oft wider den Handelsſtand ausſprechen. Dieſer Stand will dem Steckenpferd der Ultras gar keine Ehrfurcht bezeigen und braucht keiner Kaſte Bücklinge zu machen. Mit ſolchen Leuten läßt ſich nichts anfangen: ſie beharren verſteckter Weiſe auf dem Syſtem, kraft welches ſie ihr Vermögen erworben haben; und alles Zureden, um ſie zu bewegen, ihre Vortheile aufzugeben und wieder zum alten Regimente zurückzukehren, heißt tauben Ohren predigen. Beſtechungen laſſen ſich ſchwerlich bey ihnen anbringen und bey den Wahlen ſind ſie meiſtens ſo dreiſt, und wählen nach ihrer Einſicht und ihrem Gewiſſen, anſtatt diejenigen Volksſtellvertreter zu wählen, die man ihnen höhern Orts aufdringen will. Wie erwünſcht dieſer Stand ſcheint, ſieht man aus den vielen gewagten Spekulationen, die ſeit einigen Monaten von Leuten aus allen Ständen hier an der Börſe ſtatt gehabt haben, und wodurch einige reich, eine Menge Anderer aber zu Grunde gerichtet worden ſind. Es iſt ja ſo hübſch, mit dem Umſchlagen der Hand reich zu werden und bey jeder Börſenſtunde ſeine zehntauſend Franken zu gewinnen. Man hörte von Grafen und Baronen ſprechen, die es nicht unter ihrer Würde hielten, ihr Geld auf's Spiel zu ſetzen, um das Zehnfache einzuſtreichen. Man hat vor den Gerichten den Grafen Forbin-Janſon erſcheinen ſehen, der, als er verloren, ſeinem Wechſelagenten die Differenz des Börſencours nicht hatte auszahlen wollen, da er noch zuvor, als er gewonnen hatte, den Gewinnſt hatte ausgezahlt bekommen. Bekanntlich erforderte das Börſenſpiel, wie es hier ſtatt hatte, kein Geld und keine Auslagen. Man ſpielte irgend eine angenommene Summe aus, die aber weder der Spielende hergab, noch der Wechſelagent empfing; und zwar zu dem Cours der Staatsrente, am Tage des Ausſpielens; die meiſten ſpielten auf's Sinken der Renten; denn bey dem Kriege, in den Frankreich ſich verwickelt hat, war es nicht wahrſcheinlich, daß die Renten ſteigen würden. Am Ende des Monats wurde dann der Zuſtand derſelben mit dem erſten Zuſtande verglichen, und die Differenz war es, die der Spielende oder der Wechſelagent bekam. Die Zeitungen haben den Bankerott und das Verſchwinden von drey ſolcher Agenten gemeldet, welche ungeheure Summen für ſich und Andere auf's Spiel geſezt hatten. Man erzählt von Leuten, welche dieſe Herren auf's demüthigſte gebeten hatten, doch ihr Geld anzunehmen, und daſſelbe auf der Börſe etwas Frucht bringen zu laſſen. Und wirklich war demſelben von Zeit zu Zeit ein Sümmchen als Ertrag ausgezahlt worden, wodurch dann die guten Leute in große Zufriedenheit geſezt worden waren, und ihren Freunden und Bekannten gerathen hatten, doch auch ihr Geld ſo vortheilhaft anzulegen. Durch die ſtarken Bankerotte der drey Wechſelagenten hat ſich dieſer Schwindel jedoch ſehr vermindert, und man ſieht nun wohl ein, daß der ſchnellſte Weg reich zu werden nicht immer der ſicherſte ſey, ſogar auf der Börſe nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. November 1823.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

Schwimmlied.

Lieblich strahlt der stolzen Donau Welle
In der Abendröthe Purpurschein,
Und die Woge, ach! so warm, so helle,
Ladet freundlich zum Genusse ein;
Auch die Flur streut süße Blüthendüfte
Auf des deutschen Stromes grüne Fluth,
Durch die Zweige rauschen milde Lüfte,
Kühlen sanft der Adern heiße Gluth.

Chor.

Drum hurtig die Kleider vom Leibe gezogen,
Und singend die langsame Arbeit verkürzt,
Hinein in die purpurroth strahlenden Wogen,
Bedächtlichen Sprunges, und muthig gestürzt.
Im grünen Gewölbe des Wassers zu weilen,
Mit kräftigen Armen, mit mächtiger Brust
Die wogenden Fluthen in Furchen zu theilen,
Ist selige Wonne, ist himmlische Lust.

O, wie traulich sich die Welle schmieget
An des weichen Körpers nassen Saum,
Und wie sanft sich auf der Fläche wieget
Der gestörten Wogen zarter Schaum!
Wie die Welle steigt und wieder sinket,
Steig' ich dort und sink' ich schaukelnd hier,
Und der Mond, der aus dem Flusse blinket,
Küsset zärtlich Lipp' und Wange mir.

Chor.

Drum theilen wir Schwimmer mit schallendem Schlage
Die Wellen der rauschenden Küste entlang,
Aus wogenden Fluthen ertönt keine Klage,
Und lauter ertönt unser Jubelgesang:
Im grünen Gewölbe ꝛc. ꝛc.

Gern und willig theilt der Fluß mir seiner
Wölbung Pforte, öffnet seinen Schlund,
Muthig tauch' ich unter, kehr' mit einer
Handvoll Pfänder aus der Tiefe Grund;
Kühner wagen nun die Streitgenossen
Sich in die krystallne Fluth hinab,
Bleiben wechselnd kurz und lang verschlossen
In der stillen Wellen feuchtem Grab.

Chor.

Drum schlaget die Wogen vom Haupte zurücke,
Schnell wieder entflohenen Athem geholt,
Und hurtig getrocknet die träufelnden Blicke,
Daß hin durch die Fluthen das Jubellied wallt:
Im grünen Gewölbe ꝛc. ꝛc.

Wie zärtlich koset Well' mit Welle,
Trägt schaukelnd mich auf ihren Arm,
Und auf und ab von Stell' zu Stelle
Gleit' ich auf Wogen rein und warm;
Es strömet aus der Fluth Entzücken,
Sie rauscht mir Harmonieen zu,
Und scheidend mich noch zu beglücken
Weckt sie des Schlummers süße Ruh.

Chor.

Nun hurtig in grünende Fluren gestrecket,
Genossen auf duftenden Matten der Ruh,
Wenn nächtlicher Schatten die Erde bedecket,
Dann wallen wir singend mein Städtchen dir zu:
Im grünen Gewölbe ꝛc. ꝛc.

Jos. Andraschko.

Ueber den Ursprung des Papiergeldes.

(Beschluß.)

Während die lezten Kaiser aus der Dynastie der Sung sich in das südliche China zurückzogen, ward der Nord dieses Landes unter der Herrschaft der Niu-tschy, eines Volkes aus der tungusischen Race, welches ein neues Reich unter dem Namen von kin oder das Königreich des Goldes gründete. Ihre Fürsten sind den arabischen und persischen Geschichtschreibern unter dem Namen von Altun-khan bekannt. Die immerwährenden Kriege, die ganz China verwüsteten, hatten alle Provinzen dieses schönen Landes verarmt, so daß im Jahre Christi 1155 das Kupfer im Königreiche der Kin so außerordentlich selten wurde, daß sie gezwungen waren, unter sich, nach dem Plane der kiao-tsü der Sung, Banken von Assignaten zu errichten. Die Assignaten von zwey, vier, acht und zehn Reihen von tausend Denar nannte man große, und die von hundert, dreyhundert, siebenhundert und neunhundert Kupferstücken kleine Billets. Ihr Cours ward auf sieben Jahre festgesezt. Nach diesem Termin tauschte man die alten Billets mit neuen aus. In allen Provinzen, wo Banken waren, behielt die Regierung fünfzehn Kupferstücke von jeder Reihe von tausend zurück, um die Kosten der Fabrikation und Protokollirung der Billets zu decken*).

In der Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts machten sich die Mongolen zu Herren von China, wo sie die Dynastie gründeten, welche Yuan heißt, die von 1279 bis 1367 regierte. Selbst vor der gänzlichen Unterjochung China's hatte Kublai-khan oder Chi-tsu, der erste Kaiser dieser Dynastie, schon die Assignaten bey den Mongolen (zwischen 1260 und 1263) eingeführt. Im Jahr 1284 trug er dem Mandarin Lu-chi-jung auf, ihm einen Plan zu der Herausgabe eines neuen Papiergeldes vorzulegen; aber diese Herausgabe hatte erst im Jahr 1287 statt, und von dieser Zeit an trugen die Mongolen Alles bey, die Menge ihrer Assignaten, welche pao-tschhao, oder kostbares Papiergeld genannt wurden, zu vermehren.

Die Assignaten von Einer Reihe, fabrizirt in den Jahren tschi-yuen (1264—1294), vertraten die Stelle jener von fünf Reihen, oder von 5000 Denar, die man während der Jahre tschung-thung (1260—1263) hervorbrachte, und die aus der Rinde des Baumes tschu (morus papyrifera) gemacht wurden; sie hatten einen chinesischen Schuh im Gevierte. Jene von Einer Reihe der Jahre tschi-ta (1308—1311) vertraten die Stelle der Assignaten von fünf Reihen. Sie galten eine Unze reinen Silbers, oder den zehnten Theil einer Unze Goldes. Auf diese Art hatte die Regierung, mit vier von hundert an Werth, das Kapital der ersten Herausgabe, und mit fünf von hundert jenes der zweyten wieder erstattet. Gegen das Ende der Dynastie der Yuan verlor das Papiergeld schon viel von seinem Kredit, und in dem Jahre 1351 sah man sich genöthigt, noch Abänderungen in dem System der Assignaten zu treffen; allein alle Versuche waren vergeblich, ein Steigen der Fonds hervorzubringen, und die Mongolen sahen sich gezwungen, China zu verlassen, das sie durch ihre kostbaren tschhao ganz zu Grunde gerichtet hatten.

Dieß nöthigte die Kaiser der Ming, die auf den Mongolen folgten, nicht allein die tschhao nicht aufzuheben, sondern noch neue hervorzubringen. Im Jahr 1375 hatte man sechs verschiedene Arten von Assignaten herausgegeben; nämlich von Einer Reihe oder von tausend Denar, von fünfhundert, vierhundert, zweyhundert und hundert Kupferstücken. Diese tausend Denar galten Eine Unze Silber. Man verbot dem Volke, sich des Goldes, des Silbers und anderer kostbaren Sachen im Handel zu bedienen. Der Cours dieser Assignaten sank in der Folge, und man gab nur dreyzehn Reihen von Kupferstücken für siebenzehn in Papier.

Es scheint, daß die ersten Kaiser der Ming beträchtlich die Anzahl der Assignaten vermehrt haben, weil sie im Jahre 1448 so wenig Kredit hatten, daß man nur drey Denar für einen tschhao von einer Reihe von tausend gab. Die Regierung, welche diesem Unglück, das ihr Papier traf, steuern wollte, verbot den Gebrauch der Kupferstücke, und zwang das Volk, sich nur der Assignaten zu bedienen. Sieben Jahre später erschien ein Befehl, welcher festsezt, daß die Auflagen der Märkte in den zwey Hauptstädten des Reichs in Assignaten geleistet werden sollten. Nichtsdestoweniger haben diese Maßnehmungen die erwünschte Wirkung nicht hervorgebracht; die tschhao blieben in ihrem Mißkredit, und nahmen ihr Ende, indem sie aus dem Umlaufe kamen und verschwanden. Wenigstens macht die Geschichte nach dem Jahre Christi 1455 von diesen keine Erwähnung mehr*).

Die Mandschu, welche die Nachfolger der Ming waren, und die gegenwärtig noch die unumschränkten Herren China's sind, haben nie den Versuch gemacht, was auch immer für ein Papiergeld herauszugeben, weil den Barbaren noch immer das Grundprincip einer guten

*) Thung-kian-kong-mu-fil-pian, XV, 14. — Nach der Mandschu-Uebersezung, XV, 26.

*) Thung-kian-ming-sil-kang-mu, B. II, 3. — VII, 3. u. 13.

Finanzverwaltung unbekannt ist, nämlich: daß je mehr Schulden ein Land hat, desto reicher, desto glücklicher es ist *).

*) Die Assignaten der Sung, der Kin und der Mongolen waren alle aus der Rinde des Baums tschu gemacht. Die ersten waren gedruckt und mit dem Siegel der Autorität versehen; jene aber der Mongolen zeigten auch andere Verzierungen. Das Papier, welches denen Ming zur Fabrikation der Assignaten diente, ward aus verschiedenen Pflanzenarten gemacht. Bey Duhalde findet man eines von diesen Assignaten aus den Zeiten der Ming. S. im 2ten Bde. S. 163.

Miscellen aus England.

Man berichtet von Bath, daß der Sonderling Beckford, der geschmackvolle Schöpfer des Zauberpalastes Fonthill, und des lieblichen morgenländischen Gedichtes Vathek, in der Nähe jener Stadt einen herrlichen Hügel gekauft hat, welchen er in eine neue Feenwohnung umzuschaffen gedenkt. Schon sind mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, den Park anzulegen, der mit 200,000 Bäumen bepflanzt werden soll, und den ganzen Hügel mit einer Mauer zu umgeben. Die Aussicht von der Spitze des Hügels, auf welchem sich das Schloß erheben soll, ist eine der umfassendsten und schönsten in England. Der Rücken eines einzigen dazwischen liegenden Berges verhindert es, den hohen Thurm von Fonthill zu erblicken; man behauptet aber, Herr Beckford werde entweder die Mittel suchen, den Berg so weit als nöthig ist abzutragen, oder einen gothischen Thurm von einer Höhe bauen zu lassen, um von demselben seine ehemalige Wohnung erblicken zu können.

*

Zu Hammersmith, einem Dorfe in der Nähe von London, war ein Mädchen auf dem Punkte, lebendig begraben zu werden. Vor ungefähr drey Jahren war sie von einer Kutsche herabgefallen, und hatte sich äußerlich und innerlich verlezt. Ein allmähliges Hinschwinden der Kräfte war die Folge davon, bis man sie an einem Donnerstag Morgen mit allen Zeichen des Todes an ihr im Bette fand. Sie wurde dem Gebrauche gemäß gewaschen und mit dem Todtenhemde bekleidet, und man traf alle Anstalten, um sie den nächsten Sonntag Nachmittag zu begraben. Als man sie aber am Sonntag Morgen in den Sarg legen wollte, glaubte Jemand an der Brust eine ungewöhnliche Wärme zu fühlen, und als man ihr einen Spiegel vor den Mund hielt, zeigte sich deutlich die Spur des Athmens, obgleich die Lippen noch blau, und die Augen noch gebrochen schienen. Man holte einen Arzt, welcher die in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel anwandte, und mit solchem Glücke, daß sie gegen Abend völlig ins Leben zurückgekommen war. Sie erinnerte sich nichts aus ihrer langen Ohnmacht, außer einem Gefühl der Kälte und einem unangenehmen Drucke auf der Brust. Sie soll sich seitdem schnell erholt haben und auf dem Wege der gänzlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Oktober.

Sie verlangen von mir, ich soll Ihnen über Conclave und Papstwahl und über die Gestaltung des geselligen Lebens schreiben, während jenes nur durch diese sich schließt. Es ist Schade, daß immer während der Zeiten, in welchen es am meisten zu laufen gibt, auch am meisten Stoff zum Schreiben aufsproßt. Verzeihen Sie daher, wenn ich etwas spät mich sammle, um Ihnen meine Wahrnehmungen mitzutheilen.

Der Tod Pius VII. kam Niemanden unerwartet, nur Wenige sagen unerwünscht. Ersteres ist leicht zu begreifen, nach einem seit Jahren nur durch künstliche Mittel und die regelmäßigste Diät hingehaltenen Greisenleben. Lezteres verlangt eine Erklärung. Erstens lieben die Römer lange Pontifikate nicht. Es ist Sprüchwort: Wenn Rom blühen soll, muß jährlich ein Papst, monatlich ein Kardinal, wöchentlich ein Prälat sterben. Wirklich sind die immer länger werdenden Pontifikate ein Beweis für die steigende Sittlichkeit. Nur bey Clemens XIV. rührte sich entfernter Verdacht von Gift. Gewöhnlich enden lange Pontifikate mit einem schwachen Vezierate, man nennt diesen Zustand Pontificato calante, alle Maßregeln sind für den Augenblick berechnet, es gibt weder starke Gunst noch Ungunst, noch große Ursache zu klagen, dagegen wirft ein Pontificato voluntè tüchtige Sporteln durch neue Anstellungen, schnelle Gunst, Begnadigungen und besonders viel Stoff zum Reden, Raisonniren und Spekuliren unter das Volk. Die Dienerschaft des Verblichenen ist durch das Testament versorgt, das Conclave bringt unzählige in Nahrung, für jeden ist ein Interesse für oder wider einen Candidaten eine willkommene Anregung. — Somit war, was auch die arme Staatszeitung sagen mochte, die Freude bey dem Ertönen der Capitolsglocke allgemein. Seit 47 Jahren hatte man kein Conclave gesehen, und Viele verwechselten den unvermeidlichen Druck unserer Zeit mit der, im Politischen beinahe unumschränkten, Regierung Consalvis, erwarteten also wieder die gute alte Zeit, wo Alle befahlen und Keiner gehorchte, wo noch eine Hälfte Roms von der Vergangenheit, dem Alterthum, die andere von der Zukunft, d. h. dem Fegfeuer und der Hölle zehrten, und Keiner sich sehr anzustrengen brauchte, um nach seiner Weise recht gut, lustig und erbaulich zu leben. Es ist nicht zu läugnen, daß es nie an gegründeten Ursachen zu klagen gefehlt hat, aber nichts destoweniger war die Art, wie Consalvi nach dem Tode Pius VII., nicht nur vom Pöbel behandelt wurde, in hohem Grade unwürdig.

Die Stadt blieb ruhig. Es gibt auf Erden kein zahmeres Volk als die Römer. Ein einzigesmal wurde die Ruhe durch die Unvorsichtigkeit eines Hauptmanns der Bürgerwache gefährdet. Dieser verging sich gröblich gegen zwey Posten der hier weder geschützten noch geliebten Schweizergarde. Diese verhafteten ihn, seine Compagnie wollte ihn befreyen, der Ent-

marschall des Conclaves, Fürst Chigi, stellte die Ruhe mit Mühe her, und schickte den Hauptmann in die Engelsburg. Man bemerkte, mit wie wenig Würde Pius VII. beerdigt, wie unschicklich kriegerisches Gepränge in den feyerlichen Einzug des heiligen Kollegiums in's Conclave gemischt wurde.

Ueber die Weise, wie das Conclave gehalten wird, schweige ich, weil Sie in tausend Büchern Beschreibungen desselben finden können. Es wurde diesesmal im Pallaste des Quirinals gehalten. Die Straße, welche nach Porta Pia führt, wurde von der Thüre der Kapuzinernonnen bis an die Wohnung des Schweizerhauptmanns verrammelt. Die Novizen der Jesuiten mußten ihre Thüre schließen, behielten aber ein Hinterpförtchen offen, wobey die Römer begreiflich manchen ungebührlichen Witz anbrachten.

Die Satyren würden ein artiges Oktavbändchen abgeben. Manche waren früheren nachgebildet, in Einer figurirte Consalvi als Maistre di capella in Servizio di tutu le Corti, eine andere war eine Parodie der Litanney, z. B. ab A — ii avaritia et adulteriis, Libera nos Domine. (Es ist merkwürdig, daß der jetzige Papst im „te rogamus, audi nos" vorkömmt). Eine prosaische Satyre von dem bekannten Abbate Marietini zeichnete sich durch kecken Angriff des Consalvischen Systemes aus, und schien hoher Protektion im Voraus versichert.

Die Aufzüge der Wahlbetbrüder, die Einzüge der später angekommenen Cardinale, und die, trotz der Eide aller Conclavisten ziemlich genaue Kenntniß alles dessen, was im Conclave täglich vorging, gewährten vielfache Unterhaltung. Man konnte bald einsehen, daß ungeachtet nur zwey Cardinäle zum Zweytenmal im Conclave waren, dennoch die alte Schule sich gut fortgepflanzt habe. Die Partey der Eifrigen (man nennt die Cardinäle: Zilanti, welche lediglich vom Gesichtspunkte der Religion aus handeln und stimmen wollen), war überwiegend, die Partey der Kronen schwächer als sonst, weil man die goldenen Ketten eingeschmolzen hat, mit welchen ehedem die Stimmen gefesselt wurden. Da jedoch die Partey der Kronen Stimmen genug hatte, um auszuschließen, so war alle Wahrscheinlichkeit zu einem langen Conclave vorhanden. Eine Verkettung von Umständen führte jedoch unerwartet schnell eine Wahl herbey, nachdem eine Macht von dem herkömmlichen Rechte Gebrauch gemacht hatte. Einem Cardinale, und zwar gerade dem allereifrigsten, die Ausschließung zu geben. Cardinal della Genga hatte auf Reisen und Versendungen vielfache Weltkenntniß als Vicar Pius VII. den Ruf eines streng religiösen Mannes sich erworben. Ungeachtet er nur 64 Jahre alt, also jünger war, als die Mehrzahl, so ließ eine seit langem leidende Gesundheit kein zu langes Pontifikat erwarten. Er war aus dem Kirchenstaat gebürtig, seine Familie übte wenig Einfluß auf ihn. Man wußte von keiner Leidenschaft, welche ihn beherrschte. Er hat eine ehrwürdige Gestalt und hatte in seiner Jugend für den schönsten Prälaten gegolten. Man konnte von ihm den gehörigen Ernst für die Zwecke der Mehrzahl, kluge Schonung der so verwickelten äußeren Verhältnisse erwarten. Besonders gereichte ihm lange durchgeführter Streit mit Consalvi bey Vielen zur Empfehlung. Man wußte bereits am Vorabende der Ausrufung, welche gewöhnlich an einem Sonntage statt findet, daß das Conclave am folgenden Tage geöffnet werde, besonders da man den Wäscherinnen keine Wäsche für die künftige Woche zur Dreylade heraus bot, jedoch hatte ein geflissentlich simulirtes Scrutinium Viele irre gemacht.

Als am Sonntage, 28. September, der Cardinal Fabrizio Ruffo als ältester Diaconus die Wahl durch das wieder aufgebrochene Fenster — gegen die Kolossen über der Einfahrt — dem versammelten Volke eröffnete, war es merkwürdig, die Gesichter der Leute zu sehen. Jeder schien ein Rechen-Exempel im Kopfe aufzulösen. So wie er damit zu Ende war, ergoß er sich im Lob des neuen Herrn. Das Getümmel in den Gängen des verlassenen Conclave's war unglaublich. Jeder eilte nach Hause, um bey Zeiten zu Mittag zu essen, um nach St. Peter gehen zu können, wo der neue Papst zuerst sich dem Publikum zu zeigen pflegt. Das Gedränge war selbst in St. Peter fühlbar. Die Anstalten waren nicht die besten. Acht und vierzig Cardinäle adorirten Leo XII., nachdem dieser seine Andacht in der Kapelle des Sakraments verrichtet hatte. Wie viele getäuschte Hoffnungen der Purpur an diesem Tage bedeckte! Das Volk rief ungewöhnlich stark Lovivo.

Man erwartete bey der Krönung ein Edikt zu Erleichterung des Volks. Es erschien auch wirklich am Sonnabend, erfüllte jedoch die sanguinischen Erwartungen der Römer so wenig, daß diese bey der Krönung auffallend kalt sich benahmen. Bey dieser war alle Aufmerksamkeit auf die Steppa gerichtet; d. h. auf die Büschel Abwerg, welches ein Ceremonienmeister dreymal vor dem Papste mit den Worten verbrennt: „Heiliger Vater, so vergehet der Welt Ruhm." Cardinal Consalvi hatte bey der Krönungsfunktion als zweyter Diaconus sehr viel zu thun, und war den Blicken einer neugierigen und schadenfreyen Menge auf eine Art ausgesetzt, welche ich meinem Todfeinde nicht wünschen möchte.

Gegen die Fremden, welche übrigens nicht in großer Anzahl herbeygeströmt waren, beobachtete man nicht die auszeichnende Aufmerksamkeit sogar auf Kosten der Einheimischen wie unter Consalvi's Leitung. Doch ging Alles noch ziemlich gut ab.

Ich glaube, daß sich sowohl die, welche in Leo ein Werkzeug der Zelanten, als die, welche einen Sixtus V. erblicken wollen, betrügen. Er hat allerdings Zeichen größerer Strenge gegeben. Die Clausur ist im Quirinal wieder eingeführt. Die Museen sind Sonntags geschlossen, ein großer Schaden für die Arbeitenden, besonders für die den Künsten in die Hände arbeitende Klasse. Mehreres Andere scheint sich vorzubereiten, wodurch der Aufenthalt für Fremde allerdings bedeutend an Annehmlichkeit verlieren würde. Dagegen wird an Verbesserung des Zustandes des Volks, der Finanzen, der Sitten der Geistlichkeit alles Ernstes gedacht, aber nichts übereilt. Kein Cardinal hat bis jetzt besondern Einflusses, kein Nepote einer Gunstbezeugung sich zu erfreuen. Leo's Gesundheit scheint seit seiner Erwählung sich merklich gebessert zu haben. Er vermeidet allen Prunk, beschäftigt sich viel mit Regierungsangelegenheiten, hört jeden an, antwortet mit Geist, beschließt langsam und setzt jeden an seine Stelle.

Die Herzogin von Devonshire hat uns bereits verlassen. Ob, wie man behauptet, Hr. v. Demidof in Florenz zurückbleiben werde, wo man Alles thut, um ihn festzuhalten, ist noch nicht entschieden. Sein Verlust wäre für die Gesellschaft von Rom besonders von Bedeutung. Rücksichtlich der protestantischen Kapellen und des Begräbnißplatzes ist noch nichts Widriges verfügt, dagegen sind die Kinder Israels mit Wiedereinschließung ins Ghetto bedroht. Nach dem ersten Consistorium, welches am 6. November gehalten werden soll, werden die meisten auswärts angestellten Cardinäle uns verlassen. Bis dahin wird es sich auch entscheiden, in wie weit der erstere geistliche Charakter dieses Pontifikats beybehalten werden, welche Wirkung er auf Fremde und Einheimische, auf Leben und Kunst ausüben wird.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Nro. 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. November 1823.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.

Schiller.

Landwirthschaftliche Institute.

In einem Briefe an einen Freund.

Mainz, Oktober.

Für Jemand, der Deutschland von irgend einer seiner Grenzländer aus vor zwanzig Jahren bereiste, und es in jetziger Zeit wieder sieht, kann der äußere Anblick des Landes gar nicht anders, als die Ueberzeugung erregen: daß Kultur jeder Art die ansehnlichsten Fortschritte darin gemacht hat. Wenn aber Kultur die Menschen beglückt, wie wir glauben müssen, da sie Seelenkräfte entwickelt, und also den geistigen Theil gegen den thierischen hebt — so ist Deutschland auf dem Wege zum Glück sehr weit fortgerückt. Ich will gar nicht der vielen guten Wege gedenken, welche man heut zu Tage da findet, wo vor dreyßig Jahren keine Chaise fahren, und der recht erträglichen Gasthöfe, da wo man ehemals kein reinliches Lager erhalten konnte, nur auf den Anbau des Landes will ich aufmerksam machen, der jedem Vorüberwandernden ins Auge fällt, den Viehstand, über welchen er, wenn er gescheidt frägt, sich bey dem Schenkwirth jedes Dorfs unterrichten kann, ja den der Anblick der Bauerhöfe ihm schon verbürgt. Bedenkt man nun, daß diese tröstlichen Verbesserungen aus einem fast dreyßigjährigen Kriegszustande hervorgegangen sind, und erinnert sich der lang dauernden Spuren von Verwüstung, welche — nicht der ehemals unter dem Namen des dreyßigjährigen Kriegs (par excellence) bekannte, zurückließ, sondern der siebenjährige, von dem man in den lezten Jahren des verflossnen Jahrhunderts in Sachsen noch Oeden und Trümmer erblickte — bedenkt man die langen Nachwehen, welche jener Krieg für die Kultur hatte, und vergleicht sie mit den Fortschritten, welche die Kultur während dieses lezten Krieges machte, so wird es augenscheinlich, daß andere Ursachen und Wirkungen statt gefunden haben müssen.

Bey meiner dießjährigen Reise durch Süd-Deutschland, zu der ich mich nach langem Rasten in Bewegung sezte, waren die seit einer Reihe Jahre entstandenen landwirthschaftlichen Institute eine mir am freudigsten auffallende Erscheinung. Vor zwanzig Jahren kannte man diese Anstalten kaum dem Namen nach; jezt könnte der Reisende, der sich darauf einrichtete, bey einer Herbstreise durch Süd-Deutschland von einem fröhlichen landwirthschaftlichen Feste zum andern wandern. Ich war dieses Jahr so glücklich, zufälliger Zeuge dessen zu seyn, das in Stuttgart gefeyert ward, und ließ mir bey meiner Reise durch München die Vorbereitungen zu demjenigen zeigen, dem ich, leider! am 5. Oktober nicht beywohnen konnte. Diese Feste machten mich auf die landwirthschaftlichen Institute selbst noch aufmerksamer, so daß ich von hier aus, um ein paar schöne Tage zu benutzen, gleich nach meiner Ankunft nach Idstein wanderte, um das dasige Institut kennen zu lernen, und ich bin nun mehr wie je überzeugt, daß diese Anstalten für die Volksbildung im Ganzen von dem größten Nutzen seyn müssen. Unmittelbar als Vorbild bessern Anbaues wird ihre Wirkung vielleicht nicht sobald in die Augen fal-

len: denn die einzelnen Nachahmungen besseren Ackerbaues werden in dem Umfange einer Landstrecke erst wenn sie sich sehr vervielfältigt haben merklich. Allein vor Allem halte ich ihre Wirkung zu der allgemeinen Bildung des Landmanns und Gutbesitzers für sehr heilsam. Seit Voltaire es uns erzählte, erinnern wir sehr häufig an die auf Gesetze gegründete Feyerlichkeit in China, wo der Kaiser alljährlich bey einem großen Feste mit eignen Händen mit der Pflugschaar eine Furche zieht, um die Achtung, welche der Landbau verdient, zu symbolisiren. Eben so beweisen diese Institute die Achtung der Regierungen für diesen ersten, stets lebenerneuenden Beruf. Die Nation wird sich je mehr und mehr gewöhnen, die Pflanzschulen des Landmanns neben denen der Wissenschaften mit ehrender Aufmerksamkeit zu betrachten, und wir dürfen hoffen, daß der Bauer, der Pächter, der Gutsherr, welcher in Hohenheim, Schleißheim, Idstein seine Lehrjahre machte, als gebildeter Mensch an seine Aufgabe geht, und weil er sein Feld mit Bewußtseyn besser bebaut und benuzt, seinen Beruf nicht wie sein Vieh sein Joch tragen, noch den Boden seines Erbgutes dem Raube schnöder Miethlinge preis geben wird, da er als geistig freyer Mensch mit der Natur in schöne Wechselwirkung zu treten gelernt hat.

Daß unsere landwirthschaftlichen Institute so edle Folgen bezwecken, beweist mir auch die Lehrweise in Idstein, mit der ich mich zu meiner großen Zufriedenheit bekannt gemacht habe. Da es leider noch so viele Menschen in den bessern und besten Ständen gibt, welche den Landmann von ihrem Begriff von Bauer nicht zu trennen wissen, diesen aber stets neben den Fröhner und Unterthanen denken, so theile ich Ihnen den Idsteiner Unterrichtsgang mit.

Die darüber in den Idsteiner landwirthschaftlichen Blättern bekannt gemachte, von dem Direktor des Instituts, Herrn Hofrath Albrecht, verfaßte Instruktion sagt:

Wir wollen, daß diejenigen, die zu uns kommen, über alle Zweige ihres künftigen Lebensberufes als Landbauer nachdenken lernen.

Die Mittel, die wir anwenden, um unsere Schüler zu diesem Ziel zu führen, muß ich aber schon etwas umständlicher bezeichnen, und hierbey sogleich Ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wer irgend ein Geschäft mit Ruhe und Zuversicht treiben will, muß die Gegenstände der Bearbeitung genau kennen! Diese sind für uns Landbauer: der Grund und Boden, den wir bestellen, die Pflanzen, die wir erziehen, und die Thiere, die wir mit den gewonnenen Pflanzen ernähren wollen. Auf den Zustand des Bodens, auf das Wachsen der Pflanzen, das Leben der Thiere wirken aber bald günstig, bald nachtheilig Wasser und Luft, Wärme und Kälte, Licht und Schatten, Gewitter, Stürme, Thau, Reif, Schnee und Regen. Alle gegenseitigen Einwirkungen, alle daraus hervorgehenden Erscheinungen bezeichnen wir mit dem Worte: Natur.

Diese mit unermüdlichem Eifer, mit stets offenem Sinne, zu jeder Zeit, in jeder Lage, bey jeder ländlichen Verrichtung zu beobachten, ist das erste und vorzüglichste Gesetz, welches unsere Schüler zu befolgen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Peranzules.

(Ein Bruchstück aus der spanischen Geschichte.)

Ein Zeitgenosse des Cid war Pedro, Herr von Valladolid, dessen Zuname Anzures oder Anzules, in der sanften Sprache der Kastilianer mit seinem Taufnamen zusammengezogen, in Peranzules umgebildet wurde. Er muß den genannten Helden in der Fülle seines Ruhmes gekannt, und wahrscheinlich mit dem Gefühle eines großmüthigen Neides von der Einnahme von Valencia gehört haben; der edeln Stadt, die zur besondern Bezeichnung von zwey andern kleinern Städten dieses Namens, jeden andern Beynamen verschmähend, noch heute, stolz auf ihren ehemaligen Herrscher, sich Valencia des Cid nennt. Das Andenken des Peranzules aber ist in den frühern Zeitbüchern Spaniens mit einer Ehrerbietung aufbewahrt, die nicht so sehr die Folge seiner Kriegsthaten, als seiner ungemeinen Festigkeit ist, die, auf Gerechtigkeit und Ehre wie auf einen Felsen gegründet, ihren Besitzer unerschüttert durch die Stürme hinführt, die den Hof eines neu entstandenen oder halbgebildeten Staates von Grund aus zu durchwühlen pflegen. Peranzules stehet in der spanischen Geschichte als das Urbild ächter Nationalehre da — nicht des meuchelmörderischen Ehrgefühls, das unter der Regierung der Gewaltherrschaft den Dolch und das Antlitz unter den Mantel zu verbergen pflegte — sondern jener kühnen Furcht vor gerechtem Tadel, die das Herz gegen jede andere Furcht in der Welt stählet. Nichts beynahe als seine Unterthanentreue vermochte die Entfernung zwischen dem Herrn von Valladolid und seinem Lehnsherrn zu zeigen. Von Geburt und durch Familienverbindungen war er beynahe den unabhängigen Fürsten gleich, die in verschiedenen Theilen Spaniens regierten. Seine ritterlichen Vollkommenheiten, und wahrscheinlich eine gewisse Geistesbildung, die ihn von den rohen Kämpen unterschied, die den Thron Alphons VI. umgaben, bewogen den kastilianischen Monarchen, ihm die Erziehung seiner Tochter, Urraca, anzuvertrauen. Ob die Wahrscheinlichkeit ihrer Thronfolge in den Augen eines kriegerischen Monarchen eine männliche Erziehung nothwendig machte, oder ob die kastilianischen Damen außer der Kunst zu gefallen, zu

wenig andere Kenntniſſe beſaßen, daß man einen ritterlichen Lehrer, ſtatt eine Hofmeiſterin, zu dieſem Geſchäfte wählte, iſt nicht leicht auszumachen. Wo der Unterſchied des Alters den Lehrer ſowol als die Schülerin gegen das geheime Entſtehen einer gefährlichen Leidenſchaft ſichert, ſcheint nichts geeigneter, eine reine und dauernde Liebe zu erzeugen, als die Pflichten, welche der edle Kaſtilianer bey der Tochter ſeines Monarchen ausübte. Dieſe Prinzeſſin aber beſaß keine von den edeln Eigenſchaften, die ihren Vater zierten; und wenn man aus dem Wenigen, das die Geſchichte von ihrer Mutter erzählt, ſchließen darf, ſo hatte Urraca von dieſer einen ſelbſtſüchtigen, hochfahrenden Sinn ererbt, welcher ſelbſt ohne ihre beſondern rohern Fehler ihr Herz von keiner Dankbarkeit gegen den tugendhaften Lehrer ihrer Jugend erfüllt haben würde.

Durch den Tod des Prinzen Sancho, des einzigen Sohnes des Königs Alphons, welcher bey Ucles in einer Schlacht gegen die Mauren gefallen war, wurde Urraca Erbin des Throns von Kaſtilien. Sie war damals (1109) Wittwe des Raymond, Herrn von Gallizien, eines Sohnes Wilhelm I., Grafen von Burgund, den Alphons aus der Zahl der edeln Abenteurer, die ſich aus Frankreich unter ſeine Fahne begeben, erwählte, um, im Fall ſeine Tochter zum Throne gelangen ſollte, denſelben mit ihr zu theilen. Alphons ſah in ſeinem ſpäten Alter mit Schmerz, daß in Kurzem das Zepter, das er mit Ruhm geführt, in die Hand eines unbedachtſamen jungen Weibes fallen würde, das eben ſo unmäßig in ſeiner Herrſchaft, als in ſeinen Vergnügungen war. Beſorgt um den Ruhm eines Königreiches, das unter ſeiner Herrſchaft die erſten Spuren einer gegründeten Uebermacht über die Mauren gegeben hatte, fürchtete er, daß der junge Sohn der Urraca, wenn er ihn gänzlich der Leitung ſeiner Mutter überließe, den Namen Alphons, den er ihm in ſeiner großväterlichen Liebe gegeben hatte, entehren würde. Das Schickſal ſeines Hauſes und Königreiches hing von der Wahl eines Gatten für die Thronerbin ab, deren Hand bereits ein Gegenſtand des Streits unter den Großen geworden war. Um demnach die Kriege und Trennungen zu verhindern, welche Gomez, Graf von Gandeſpina, und Peter, Graf von Lara, die vornehmſten Bewerber, dem Staate drohten, erklärte Alphons ſeinem feſten Entſchluß, daß er Urraca dem Prinzen von Aragonien geben würde. Nicht lange nach dieſer Heirath wurden beyde Kronen erledigt, und Alphons von Aragonien, der durch ſeine viele Siege über die Mauren den Zunamen des Eroberers erlangt hatte, nahm, im Rechte ſeiner Gemahlin, den Titel eines Kaiſers von Spanien an, worauf die Könige von Kaſtilien und Leon, wegen der Größe ihrer Beſitzungen, damals Anſprüche machten.

Die lezte Krankheit Alphons VI., obgleich ſie ihn nur ein ganzes Jahr lang genöthigt hatte, ſich der Sorgen für die Regierung zu entſchlagen, hatte ſich nicht durch Schwäche kund gethan, denn die Staatsverwaltung war in den Händen des Peranzules. Nach dem Tode des Monarchen beſtätigte ihn Alphons von Aragonien, der den Werth dieſes Edelmannes kannte, in ſeinem Amte; und als die Königin in ihrer Ungeduld, ſich an ihrem Hofe zu Toledo zu zeigen, ihn endlich vermochte, ſie nach Kaſtilien zu ſchicken, ehe er ihr ſogleich folgen konnte, geſchah es unter der Bedingung, daß ſie den Rath ihres ehemaligen Lehrers auf's ſtrengſte befolgen würde.

Urraca, welche jezt durch ihre Macht kühn und in ihrer Liebe zum Vergnügen gänzlich unlenkſam geworden war, wollte ſich der Aufſicht eines tugendhaften Mannes, welcher ſich furchtlos ihrer ſchlechten Regierung widerſezte, und ihr Benehmen ſtreng bewachte, nicht unterwerfen. Lara und Gandeſpina, die ehemals um ihre Hand angehalten hatten, waren jezt Nebenbuhler, um ſich in ihre Gunſt zu drängen, wozu ihre Leichtfertigkeit ſie zu ermuntern ſchien. Als Peranzules ſeine Bemühungen, die Ehre des ſpaniſchen Thrones zu erhalten, vergebens ſah, ſtellte er dem Könige auf's dringendſte die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart zu Toledo vor. Einer ſeiner Briefe wurde von der Königin aufgefangen, welche bereits angefangen hatte, auf die unbeſchränkte und unabhängige Herrſchaft ihres Königreiches Anſprüche zu machen; und ſie ließ den Peranzules verbannen, weil er den König Kaiſer von Caſtilien und Leon genannt.

Die Partey, welche die Königin zu dieſen Schritten ermunterte, hatte indeſſen noch nicht die Kühnheit und Stärke erlangt, um ſich dem Könige geradezu zu widerſetzen; der von dem ſchlimmen Betragen ſeiner Gattin unterrichtet, von Aragon nach Toledo eilte, und ſie in der Feſte Caſtella am Ufer des Ebro einſperrte. Alphonſens Kriegsruhm und Entſchloſſenheit erſchreckte den unruhigen und herrſchſüchtigen Adel, während die Gerechtigkeit ſeiner Regierung und die Wohlthaten, welche er dem Volke durch die Wiedererbauung mehrerer, durch die Mauren geſchleiften Städte erzeugte, machten ihn bey demſelben beliebt und befeſtigten ſeine Macht im Königreiche. Ja ſein Recht auf den Thron wurde zu jenen Zeiten von Vielen dem ſeiner Gattin gleich geachtet; denn Beyde waren Urenkel Sancho's III., und die Thronfolge überhaupt ſtand damals in Europa noch auf keinen feſten Grundſätzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

Die Galeerenſclaven, oder die Mühle von St. Alderon, Melodrama, aus dem Franzöſiſchen überſezt von Th. Hell. Dreymal bereits iſt dieſes Stück bey vollem Hauſe und mit ſteigendem Beyfalle gegeben worden. So beginnt die Spener'ſche Zeitung ihre Belobung dieſes neuen dramatiſchen Produkts, mit welcher wir im Allgemeinen übereinſtimmen und die wir hier nur ergänzen wollen, indem wir vorausſetzen, daß die Freunde der Bühnenkunſt die hochempfohlenen Kritiken jener Zeitſchrift nicht

unbeachtet lassen. Zuförderst gründet die erwähnte Zeitung ihre Belobung dieses Melodrams auf den steigenden Beyfall und auf die innige Bewegung der Gemüther; da aber, nach diesem Maaßstabe, auch die Kotzebue'schen Hussiten selbst über die Goethe'sche Iphigenie gestellt werden müßten; so setzt der verehrliche Kritiker hinzu: „und sollte das „freye Verstandesurtheil mit den Empfindungen des Augen„blicks, mit der unfreyen Aeußerung der Gemüther, nicht „übereinstimmen, so müßte es Gründe beybringen, die den „Beweis ergäben, daß zufällige Dinge jene Bewegung hät„ten hervorbringen können." — Wir glauben, daß hier unter der Benennung: „zufällige Dinge," die vielfachen Aussegungen, Raum gibt, Mittel zu Schrecken und Rührung verstanden sind, welche allzu unläugbar in das Gebiet des Unschönen gehören, um von der Kunst als anwendbar gestattet zu werden. Und ob dergleichen unerlaubte Mittel in diesem Stücke angewendet worden, darüber gerade war „die unfreye Aeußerung der Gemüther" durchaus nicht im Zweifel; denn wir haben, wenigstens in unserer Nähe, keine Frau gesehn — und die Frauen sollen ja die Repräsentanten des Gemüths seyn — die sich nicht über den widerwärtigen Eindruck beklagte, den theils der schmutzig-zerlumpte, ekelhaft verhungerte und im buchstäblichen Sinne vom Galgen gefallene Galeerensclave, mehr aber noch der andere unschuldig Gebrandmarkte auf sie machte. Gerade „der freye Verstand" ist es, der hier „die unfreyen Aeußerungen des Gemüthes" berichtigen soll, besonders dann, wenn sie vom Uebermaße einer lyrischen, mit empfindsamen Thränen versalzenen Zuckernahrung so nervenweich geworden sind, daß ihnen die großartigen Leidenschaften der Tragödie ein unverständlich Fremdes und deren Schrecken ein Gräuel sind. Wir lassen es unentschieden, ob es erlaubt sey, einen Auswurf der Menschheit, wie der Eine Galeerensclave des Stückes, und einen unschuldig Gebrandmarkten, wie der Andere, auf die Bühne zu bringen; denn was auch die Theorie rechtmäßiger Weise dagegen einwenden kann, so entscheidet doch nur allein die Ausführung, und der französische Verfasser könnte einen Oedip, der geblendet wird, einen Roller, der direkt vom Galgen kommt, und manche Shakespear'sche Schreckensscene als Autorität anführen, obgleich er den Begriff der geschändeten Ehrlosigkeit, der im Brandmarken liegt, niemals wird beseitigen können. — Wir können also nicht, wie es der verehrliche Kritiker in der Spener'schen Zeitung thut, dieses Stück und das bekannte Singspiel: der Wasserträger zu einer und derselben Gattung zählen, da ja jenes Singspiel in einem ganz andern, unendlich zarterem Farbentone gehalten ist, und nicht eine einzige Person, nicht eine einzige Scene vorkommt, die selbst dem delikatesten Nervensysteme nur im mindesten widrig seyn könnten. Eben so wenig können wir mit ihm darin übereinstimmen, daß „der Gehalt des Stoffes" ein trefflicher sey; denn, soll der Gehalt des Stoffes eine tiefer liegende Idee, eine großartige Weltensicht bedeuten, so finden wir nichts dergleichen; soll er aber die Enthüllung der Unschuld und Großmuth seyn, so wird diese Großmuth am Ende des Stückes so kurz abgefertigt und ist so übermenschlich kolossal, daß sie, wenigstens „dem freyen Verstande" wie eine auseinander gerechte Karikatur vorkommt, besonders wenn man sich neben ihr den für das Recht und gegen Tyranney kämpfenden Grafen Armant in dem Singspiele: der Wasserträger denkt. Setzen wir nun noch hinzu, daß wir dem erwähnten Kritiker auch in der Behauptung keineswegs beypflichten können, es sey die Behandlung des Stoffes „eine allerdings mangelhafte und keineswe„ges makellose, an der nur manches Treffli„che und Zweckmäßige nicht zu verkennen ist;" sagen wir im Gegentheil, daß gerade dieses mangelhaften und keineswegs makellosen Stoffes, vollkommene, dem Zwecke der Melodrams angemessene Behandlung und dramatische wirksame Ausführung das Einzige an dieser Produktion ist, was vor einer strengeren Kritik bestehen kann; müssen wir eben dieser effektvollen Behandlung den steigenden Beyfall zuschreiben, den sich eine ungeschickte Ausführung dieses Brandmarkungsstoffes gewiß nie erworben hätte; so scheint es fast, als ob wir uns widersprächen, da wir ja früher sagten, daß wir mit der in der Spener'schen Zeitung erschienenen Belobung dieses Melodrams im Allgemeinen einverstanden wären. Wir haben uns hierüber zu erklären. Nämlich: Von einem höhern Standpunkt der Kritik angesehen, dürfte dieses Stück allerdings als ein verwerfliches Machwerk erkannt werden; dennoch ist es gut und deßhalb recht, daß man von diesem Standpunkte herabsteige und es lobe und anpreise, nicht als ein absolut Gutes, sondern als Mittel, als Stufe zum Besserwerden. Es ist unmöglich, daß unsere kränkelnde tragische Bühne von ihren thränenreichen Familienjammer, von ihrem lyrischen Reimgeklingel, von ihren charakterlosen Nebelgebilden, von ihrer unschicklichen und ungeschickten Geschichtsucht, von ihrem hohlen Wörter- Dekorations- und Kleiderpomp sich urplötzlich und ausschließlich zu dem Höchsten und Wahren erhebe. Es müssen Mittelglieder eintreten, den heutigen Zustand der Bühne ablösend und einen besseren herbeyführend. Zuerst also mögen unsere jungen Dramatiker ein wenig auf dieses französische Melodrama hinsehen; die Hochtrabenden sowohl, welche die reale Bühne zu verachten vorgeben, indem sie nur den angestrengten, überlegenden Fleiß scheuen, um sie auf praktische Weise kennen zu lernen, als auch Die, welche den bekannten trägen Schritt gehen, in dem ausgefahrenen holprigen Geleise einer handwerksmäßigen Routine; und wir geben ihnen unser Wort, daß sie manches, was sie noch nicht können, ja nicht einmal kennen, daraus erlernen werden, als da sind: ursprünglich dramatische Auffassung der Fabel; geschickte und natürliche Anordnung der Scenenfolge; verständige Eintheilung und richtige Zahl der Aufzüge mit ihren effektreichen und auf den weitern Fortgang spannenden Aktschlüssen; kräftige und deutliche Ferntmalerey, die, sowohl hinsichtlich der Charaktere, als der Begebenheiten und Handlungen auf Bühne und Zuschauer, nicht etwa auf Buch und Leser berechnet ist; eine eben hierauf berechnete Gedrängtheit bey raschem Fortschritte der Handlung, die nicht drey Stunden spielt; Enthaltsamkeit aller breiten, überflüssigen und eiteln Lyrik und noch so Manches, was sich unsere träumenden Dramatiker nicht träumen lassen, und also wirklich sehen und praktisch versuchen müssen, um es zu erlernen. Sie mögen, sagen wir, auf dieses Produkt und ähnliche zuerst hinsehen und Studien danach machen, bevor sie, mit noch ungeübter Hand, das Höchste, was die dramatische Kunst besitzt, nachzubilden wähnen; gerade wie der angehende Maler die Wirkungen des Schattens und Lichts zuerst an dem grell durch Fackelschein beleuchteten Gips studirt (und ein solch grelles, schwarz und weiß hervortretendes Bildwerk ist das in Rede stehende Drama), bevor er sich an das Studium eines Raphaels, oder an das der Natur wagt. Dann erst werden sie bey tieferem Gehalte des Stoffes, die feinere Schattirung der Charaktere und Begebenheiten, den Schmuck der Sprache und den Farbenschmelz der Lyrik zweckmäßig anzuwenden wissen und dramatische Gemälde liefern, die den Forderungen der Kunst und der Bühne entsprechen, das heißt großartige Freskobilder seyn werden, die, auch in der Nähe betrachtet, noch schön bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 89.

Nro. 268.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. November 1823.

Und nähme ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußersten Meere, so wird mich doch Deine Hand daselbst finden und Deine Rechte mich halten.

Aus dem Psalm.

Die nördliche Expedition unter Kapitän Parry, um eine nord-westliche Durchfahrt nach dem großen Ocean zu finden.

Die Zurückkunft dieser Expedition, unter den Befehlen des Kapitäns Parry, ist eine Begebenheit, welche allgemeines Interesse erregt hat. Den 10. Oktober kamen die beyden Entdeckungsschiffe, Fury und Hecla genannt, zu Lerwick in Shetland an, und wurden unter allgemeinen Freudenbezeugungen empfangen. Die Stadt wurde beleuchtet, und die Seefahrer auf die gastfreundlichste Weise unterhalten. Von Lerwick segelten die Schiffe nach der nördlichen Küste Englands, wo sie den 16ten ankamen, und Kapitän Parry, Lieutenant Hoppner, und Herrn Fisher, Kaplan und Astronom der Expedition, ans Land sezten, welche augenblicklich von da nach London abreisten, wo sie Sonnabends Morgens, den 18. Oktober, vor dem Admiralitäts-Gebäude ausstiegen. Mittlerweile segelten die beyden Entdeckungsschiffe nach der Themse, wo sie Dienstags Abends, den 21. dieses, in den Galleonen, drey Meilen unterhalb Woolwich, anlangten, und Mittwoch gegen Mittag an den Schiffswerften von Deptford Anker warfen.

Die Reise beyder Schiffe nach den nördlichen Gestaden war gut und glücklich. Im Jahre 1821 verließen sie die Themse, und richteten ihren Lauf nach der Hudsonsstraße, wo unsere Seefahrer die Küste gegen die sogenannte Repulse-Bay hin untersuchten. Die westlichste Richtung, welche sie damals erreichten, war in 86° westlicher Länge, und 69° 43′ nördlicher Breite; und zulezt überwinterten sie in 82° 53′ westlicher Länge, und 66° 11′ nördlicher Breite, auf einer kleinen Insel, welche sie Winter-Insel (Winter Island) nannten. Bey genauer Untersuchung der gewöhnlichen Charten wird es sich ergeben, daß Land und Wasser in jenen Regionen unrichtig angezeigt sind, und es wird daher, zur Berichtigung unserer geographischen Kenntnisse, erwünscht seyn, unsere deutschen Landcharten-Institute auf diese neuern Entdeckungen aufmerksam zu machen. Der größte Theil des Sommers 1821 wurde zur Untersuchung von Repulse-Bay und einiger gegen Osten hinziehender Einfahrten verwandt, durch welche Parry eine Durchfahrt nach dem Eismeere zu finden hoffte; allein er wurde in seiner Erwartung betrogen, denn alle zusammen waren nichts als Seearme, welche von dem festen Lande von Amerika eingeschlossen waren. Während diesen Untersuchungen trat schon zu Anfang Oktobers die Kälte ein, und den 8ten desselben Monats legten sie sich an dem bereits angeführten Orte in Sicherheit. Hier waren sie vom 8. Oktober 1821 bis zum 2. Juli 1822 eingefroren, und beyde Schiffe waren nur einige hundert Schritte von einander entfernt. Der Winter wurde unter allerley Spielen und Leibesübungen hingebracht, obgleich nicht mit derselben Eintracht, wie es bey der ersten Reise geschah. Um die Kälte in den Schiffen einigermaßen abzuhalten, wurden sie durch metallene Röhren, welche durch den ganzen Schiffsraum hinzogen, geheizt, wodurch die Temperatur

etwas gemildert wurde. Den ersten Winter betrug sie nur 35° Fahrenheit unter o, und den folgenden 45°*), was jedoch bey weitem nicht so schrecklich war, als die Kälte, welche Parry auf seiner ersten Reise auszustehen hatte.

Die eingemachten Lebensmittel, welche die Seefahrer mitgenommen hatten, entsprachen der Erwartung der Schiffsmannschaft nicht so allgemein, da sie ganz geschmacklos waren, und den Matrosen auf die Länge der Zeit eben so sehr zum Ekel wurden, als es der Fall mit dem Pökelfleisch ist. Man veränderte daher die Kochart so viel als möglich, um die Speisen dadurch angenehmer zu machen; und westlich von der Winter-Insel wurden in einem kleinen Strome süßen Wassers Alpenforellen gefangen, welche der Mannschaft sehr erwünscht kamen. Ueberdieß fingen sie etwa dreyhundert sieben bis acht Pfund schwere Salmen und Kohlenfische (Coal-fish). Dieser Strom soll, nach Aussage der Eingebornen, aus einem See kommen, der sich auf einer Seite süd-östlich nach der Hudsons-Bay, und auf der andern süd-westlich (vielleicht) nach dem Eismeere entlade. Das Meer wimmelte von Weichthieren.

In der ersten Hälfte des Winters ereignete sich durchaus nichts Bemerkenswerthes; allein zu Anfang Februars bemerkte die Schiffsmannschaft auf den nahe gelegenen Schneefeldern etwa fünfzig Eskimoer, welche ihre Schneehütten in der Nähe der Schiffe errichteten. Zuerst glaubten unsere Seefahrer, es sey Kapitän Franklins Expedition; allein diese Hoffnung verschwand bald, und es zeigte sich, daß es eine Horde jener wandernden Nomaden war, die sich längs den Küsten der Polar-Regionen niederlassen, wo sie am meisten Nahrung finden können. Diese Erscheinung war für beyde Theile sehr interessant, da die Eskimoer niemals Europäer gesehen hatten, und ihre Sitten und Gebräuche demnach ganz in ihrem ursprünglichen Zustande waren. Zu Anfang des Monats Mai fing der Schnee an zu schmelzen, und trennte die befreundeten Nachbarn.

Im Sommer 1822 steuerten die Entdeckungsschiffe an der Küste entlang nach Norden hinauf, und erreichten keinen höhern Breitengrad, als 69° 40′, und 82° 50′ westlicher Länge; und nachdem sie mehrere Meeresarme untersucht hatten, warfen sie zuletzt in 69° 21′ nördlicher Breite und 81° 44′ westlicher Länge Anker, um den zweyten Winter daselbst zuzubringen. Hier wurden sie in der Nähe einer kleinen Insel vom 21. September 1822 bis zum 8. August dieses Jahres im Eise festgehalten. Kurz zuvor war Kapitän Parry in eine Meerenge hineingesegelt, welche den Nachrichten der Eskimoer zu Folge, eine Straße nach Westen hin bilde; allein kaum waren sie fünfzehn englische Meilen weit darin vorgerückt, als die Schiffe des vielen Eises wegen nicht mehr weiter gehen konnten. Unsere Seefahrer verweilten daselbst einen vollen Monat, in Erwartung, daß das Eis brechen und den Durchgang eröffnen sollte; allein sie wurden in ihrer Erwartung betrogen, und waren den 15. September genöthigt, nach der vorhin erwähnten Insel zurückzukehren, welche von den Eskimoern Igloolik genannt wird.

Es geht daher aus diesen gedrängten Angaben hervor, daß die Expedition nicht nur ihren Zweck zum zweytenmale verfehlt hat, sondern daß eine Menge Wallfischfänger, wie z. B. Kapitän Scoresby, bey weitem nördlicher, über den zwey-und-achtzigsten Grad der Breite, gekommen sind. Der Nordpol ist nicht umsegelt worden, und alle Naturerscheinungen wurden wie bey der ersten Reise im Süden bemerkt. In der Naturgeschichte sind die Sammlungen ganz unbedeutend, wie es sich von jenen Breitengraden nicht anders erwarten läßt, und 28 botanische Gegenstände, worunter sich Zwergweiden, Gräser und Moose befinden, machen den ganzen Schatz der dortigen Pflanzenwelt aus. Eine unbekannte See-Möve ist gefangen worden, und in allem Uebrigen ist beynahe gar nichts aufzuweisen.

Den zweyten Winter über kamen gegen 150 Eskimoer in die Nähe der Schiffe, um sich daselbst niederzulassen. Sie zeigten sich friedlich und gutmüthig, ohne besonders hervorstechende Eigenschaften. Einer der Stämme, woraus diese Gesellschaft bestand, lebte ganz friedlich zusammen; allein in dem zweyten herrschte ein gewisser Angekok oder Beschwörer, welcher eine gewisse Oberherrschaft über die Andern ausübte. Dem äußern Anscheine nach beten sie weder ein göttliches Wesen an, noch scheinen sie eine Kenntniß davon zu haben, und nirgends beobachten sie religiöse Gebräuche, weder bey Heirathen noch Begräbnissen. Die Eskimoer wählen sich ihre Weiber aus, so lange sie noch in der Kindheit sind, und wenn sie das heirathsfähige Alter erlangt haben, werden sie ihren Männern überlassen, bey welcher Gelegenheit gewöhnlich ein Gastmahl statt findet. Ihre Begräbnißweise ist eben so einfach. Im Winter wird der Körper mit Schnee bedeckt, und im Sommer eine nicht besonders tiefe Grube gemacht, und mit zwey bis drey flachen Steinen bedeckt. Sie schienen einige Vorstellung von einem künftigen Zustande zu haben; allein ihre Ideen darüber waren dergestalt mit abergläubischen Dingen gemengt, daß sie keiner Erwähnung werth sind. Manche unter den Männern hatten zwey Weiber, welche in vollkommener Eintracht zusammen lebten. Selten sah man mehr als zwey Kinder in einer Familie, obgleich auch drey und vier, und ein einzigesmal sechs Brüder und Schwestern angetroffen wurden. Viele unter diesen Menschen erreichen ein ziemlich hohes Alter. Ueber sechzig Jahre war nichts Ungewöhnliches. Die Statur der Männer schwankte zwischen fünf Fuß, vier, fünf und acht Zoll; und keiner war über fünf Fuß zehn Zoll groß. Ihre Farbe ist gelblich weiß, und ihr Gliederbau keineswegs stark.

*) = — 29,77 und 34,22 Reaumur.

Ihre Hütten haben eine sonderbare Form, und gleichen drey ungeheuern Bienenkörben, wohin ein einziger langer Gang führt, welcher von allen drey Familien benuzt wird, welche dieselben bewohnen. (S. die Zeichnung.)

Sie haben ungefähr neun Fuß im Durchmesser, und sind etwa sieben bis acht Fuß hoch. Der Gang ist zwanzig Fuß lang, und so niedrig, daß man beynahe auf allen Vieren kriechen muß, um nach den Hütten zu gelangen. Dieß geschieht deßwegen, damit die Kälte desto besser abgehalten wird, und an einigen Stellen ist der Gang erweitert, um die Hunde darin unterzubringen. Die Hütten selbst sind aus harten, viereckigen Schneeblöcken, und die Fenster aus einem flachen Eisstücke gemacht; und längs den Schneemauern im Innern derselben laufen Schneebänke herum, auf welche Thierfelle zum Sitzen und Schlafen geworfen werden. Die Hütten selbst werden gar nicht erwärmt, und enthalten nichts als eine Art Oellampe, worin Stücke getrocknetes Moos statt Dochten gebraunt werden. Im Winter von 1812 bis 1813 wurden auch Hütten von Knochen erbaut. Die Eskimoer essen das Fleisch häufig ganz roh; allein zuweilen wird es auch gekocht. Ihre Kochgeräthe sind einfach, und bestehen aus zwey steinernen Gefäßen, welche aus dem sogenannten Topfstein (Lapis Ollaris) gemacht werden. Das unterste Gefäß gleicht einer Aschenschaufel, und das obere einem Troge. Das erstere ist mit Oel oder vielmehr Thran gefüllt, worin eine Menge der vorhin erwähnten Dochte schwimmen, welche angezündet sind, und statt des Feuers dienen. Der Thran selbst wird aus Fettschnitten erhalten, welche über den brennenden Dochten aufgehängt sind; und in dem zweyten über den Dochten aufgehängten Gefäße wird das Fleisch gedämpft. Die Eingebornen sind schmutzig im Essen, und verzehren Alles, vom Wallfischfett bis zum Wolfsfleische. Als sie hungrig waren, verzehrten sie die Leichname von zehn oder zwölf Wölfen, welche durch die Mannschaft der Entdeckungsschiffe getödtet wurden. Ihre Hauptnahrung bestand auch im Ganzen aus Seehunden und Wölfen, und ihre Kleidung aus Rennthierhäuten.

Anfänglich waren die Eskimoer etwas scheu, in vertrauliche Verbindung mit den Seefahrern zu treten; allein dieß hörte nach und nach auf, und sie fingen an, eine Menge interessanter Dinge mitzutheilen. Die Weiber insbesondere waren weniger geheim, als die Männer, welche gar keinen Anstand nahmen, ihre Weiber und Töchter, zuerst gegen einige Nägel, und dann gegen ein Messer, den Matrosen zu überlassen. Diese Weiber sind indessen nicht unter die lieblichsten Geschöpfe dieser Welt zu rechnen. Ihre Gesichtszüge sind unangenehm, und sie haben lange, harte und außerordentlich schwarze Haare. Nach einigem Umgange mit ihnen brachte eine derselben eine von ihr gezeichnete Charte zum Vorschein, welche ein merkwürdiges Stück Arbeit war, worauf sie gegen Norden von der zweyten Ueberwinterung zwey Inseln und mehrere andere in verschiedener Richtung angab, und alle mit wohllautenden Namen belegte. Die nächste von diesen Inseln gegen Norden ist einige Tagreisen von dem lezten Aufenthalt der Seefahrer entfernt, und die Wanderungen der Eskimoer beschränken sich auf dieselben, da sie sich niemals auf das Festland wagen. Jede Familie hat einen Schlitten und gewöhnlich fünf bis sechs Hunde, womit sie schnell reisen und zu jagen pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliche Institute.

(Fortsetzung.)

Um unsern Schülern die Beobachtung der Natur zu erleichtern, machen wir sie in der Lehre von den Steinen mit den gemeinsten Felsarten und den daraus entstehenden Erden bekannt, und zeigen ihnen den Einfluß, den die Bearbeitung, das Düngen, das Bewässern und Entwässern, die trockenere oder feuchtere, wärmere oder kältere Lage auf sie hat; eben so, welche dieser Erdarten den Pflanzenwachsthum besonders begünstigen, welche ihn hemmen können. Die Pflanzenkunde belehrt sie über den innern Bau der Gewächse, ihre Ernährung und ihre Krankheiten, und macht sie mit den Kennzeichen und Benennungen aller dem Landwirth besonders nützlichen oder schädlichen Pflanzen, ihren Eigenschaften, Fundorten, Zeiten der Blüthe und Saamenreife und den daraus hervorgehenden Mitteln zu ihrer bessern Pflege oder ihrer Vertilgung bekannt. Durch die Thierkunde lernen sie Form, Bestimmung, Ineinandergreifen aller innern Theile der Thiere, die Gesetze ihrer Ernährung, ihres Wachsthums, ihrer Mißbildungen und Krankheiten, und zulezt die Benennungen, Kennzeichen und Eigenschaften derjenigen Thiere kennen, die wir Landleute als uns nützlich erkennen, und welche schonen oder pflegen, oder die wir als schädlich zu vertilgen suchen. Durch die Lehre von den allgemeinen Eigenschaften der Dinge und von der Scheidung der Stoffe suchen wir unsere Schüler auf die gegenseitigen, rastlos thätigen Wirkungen allgemein verbreiteter Naturkräfte aufmerksam zu machen, und ihnen die Gesetze der mannigfaltigen Trennungen und Verbindungen bey der Gährung und Fäulniß, bey der Anwendung des Gipses, des Kalks und Düngers u. s. w. zu erklären.

Die Lehre von den Verhältnissen der Zahlen und Formen wird nur in dem Umfang vorgetragen, um unsern Schülern künftig die Ausmessung ihrer Felder, die Vertheilung des Wassers bey Wiesenanlagen, und die Beurtheilung und Verbesserung ihrer Werkzeuge zu erleichtern. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

(Beschluß.)

Aber auch für unsere jungen Schauspieler sind Stücke wie die Galeerensklaven eine nothwendige Vorübung, die in den lezten Zeiten, leider, so vernachlässigt worden, daß wir die Folgen davon nur allzu deutlich fühlen. Ein aufgeblasener Wörterpomp, eine stereotype metrische Melodie mit obligatem Reimgeklingel hat auf unserer Bühne so überhand genommen, daß die ganze große Kunst des Schauspielers in einer konventionellen Deklamation unterzugehen droht. — Auch begegnen uns auf den meisten Bühnen eine Menge junger Leute, die sich, weil sie einen wohlklingenden Vers ziemlich regelrecht zu sprechen und den Schlußreim beym Abgang recht knallend hervorzuheben wissen, für ausgezeichnete Schauspieler halten; nicht bedenkend, daß jeder Schulknabe, selbst bey Mangel alles höheren Talentes, in ganz kurzer Zeit solche äußerliche Fertigkeit erlangen kann. Freylich können sie uns entgegnen, daß die meisten Modestücke auch zu nichts Anderm als zur Deklamation Gelegenheit darbieten. Aber gerade deßwegen bedarf es solcher Vorübungen, wie dieses Melodram. Hier wird der Schauspieler nicht auf den Wogen einer schön kadenzirten Sprache getragen; hier muß er auf eigenen Füßen stehen und sich bewegen; hier gibt es keinen schallenden Reim zum Beklatschen, hier muß er sprechen und sich geberden, wie er es der Natur abgelauscht hat; hier, ohne Worte zu finden, aufschreyen vor Schreck, statt sein Erschrecken in Versen zu erzählen; mit Einem Wort, hier kann er nicht deklamiren, hier wird er gezwungen darzustellen. Nicht als wollten wir Vers und Reim von unserer Bühne verbannt wissen — fern sey ein solcher Gedanke der Unkunst von uns! — aber ersprießlich für junge Schauspieler und Dichter wäre es, wenn unsere Bühne mit einer Reihe Dramen ernstlerer Art beschenkt würde, die, in einer markigen Prosa geschrieben, uns gediegene Stoffe und fest und bestimmt gezeichnete Charaktere vorführten; denn sollten diese Dramen auch nicht den höheren Anforderungen der Kunst entsprechen, so würden sie doch die nichtigen Nebeleyen der Mode verdrängen und eine Vorschule für angehende Dichter und Schauspieler werden. Und auch das Publikum würde sich von der ewig wiederkehrenden schaalen Zuckerkost bleichsüchtiger Thränenspiele entwöhnen und an einer kräftigeren Nahrung Gefallen finden. — Nur von diesem Standpunkt aus gebührt dieser geringen dramatischen Produktion Lob. Nicht so die Darstellungen der Hrn. Devrient und Wauer und der Madam Stich, die ganz unbedingt vortrefflich zu nennen sind. Schon allein die schlagende Wahrheit im Größten wie im Kleinsten, mit welcher Herr Devrient den schuldigen Galeerensclaven darstellte; das Kostüm eines französischen Marodeurs auf dem Rückzuge von Moskau, der Hunger, die Todmüdigkeit, der stete Spitzbubenblick und wie er gleich wieder zum Bösen aufgelegt ist, da er kaum vom Hungertode gerettet, sein Hutschwenken, die absichtliche kameradschaftliche Vertraulichkeit mit dem Unschuldigen und am Ende des Stücks die stumpfe Gleichgültigkeit des ganz abgehärteten Bösewichts, mit welcher er die gewohnten Ketten sich wieder anlegen läßt und nicht einmal in Wuth geräth, daß er es war, der die Unschuld des Unglücklichen an den Tag brachte, sondern sich gar nicht um ihn bekümmert, da er ihn nicht mehr als Mittel zur Rettung gebrauchen kann — schon allein diese einzelnen Züge der Wahrheit zu beschreiben, würden eine eigene Abhandlung erfordern; und doch würde dadurch weder der innere charakteristische Zusammenhang dargethan werden, noch das versöhnende Element wahrer Kunst, durch welches Herr Devrient das Widrige dieser Erscheinung zu bewältigen wußte. Eben so verdient Madam Stich hohe Anerkennung, daß sie mit sinniger Einsicht ihre beliebte und belobte rhetorische Kunstfertigkeit hier enthaltsam bey Seite stellte und alle ihre schönen Gaben und Kräfte dießmal der Darstellung mehr als der Rede widmete. Der Schrey des Schreckens am Ende des zweyten Akts war schon allein ein Meisterzug ächter Kunst und — wenigstens für unsere Einsicht und Empfindung — mehr werth, als eine noch so regelrecht und wohlklingend rezitirte Stanze. — Lieblich und rührend und wahr zugleich war die Art, mit welcher sie knieend die Erzählung ihres Gatten anhörte und mit steigender Freude seine Unschuld vernahm. Auch Herr Revenstein sprach diese Erzählung ganz in dem Tone, den die Lage des Augenblicks erforderte, so wie er überhaupt seine Rolle mit vielem Anstand gab und einen anziehenden Schmelz der Wehmuth über seine ganze Erscheinung zu verbreiten wußte. Möchte er doch von der lobasl störenden Angewöhnung lassen, zehn und zwanzig Sylben hintereinander kaum verständlich, wie Viersundsechszigtheile zu sprechen, um dann, aufs Gerathewohl, eine Sylbe mit der Kraft einer Zweyviertheilnote zu betonen! — Was die komischen Personen des Stücks betrifft, so bleibt uns — wir kennen das französische Original nicht — der Charakter des Postmeisters ein vollkommenes, d. h. unauflösbares Räthsel; dagegen ist der Müllerbursche ein wahrer Repräsentant des gewöhnlichen Gesindes. Soll diese Rolle aber gehörig hervortreten, so erfordert sie einen geübten komischen Schauspieler, oder doch einen solchen, der sich mit glücklichen Anlagen ausschließend der Komik weiht, wie hier z. B. die Hrn. Räthling und Richter, zwey recht hoffnungsvolle junge Leute. Ein Schauspieler aber, der, für das Fach der Liebhaber bestimmt, in demselben schon gute Fortschritte gemacht hat, sollte mit niedrig komischen, bäuerischen oder gar tölpelhaften Rollen verschont bleiben, weil diese ihm schaden müssen und unterbrechen in seinen Uebungen zu Anstand und Feinheit. — Mancher unserer Leser wird es uns verargen, daß wir uns bey dem Bericht eines französischen Melodrams so lange verweilt haben, wir aber fanden es zeitgemäß-nothwendig und glauben diese Nothwendigkeit dargethan zu haben.

Auflösung der Charade in Nr. 268:
Hofmann.

Charade.

Das Erste tönt, ein rufend Wort,
Bald laut, bald schmerzlich leise;
Führt dich dein Pfad an fremden Ort,
Frommt Zweytes auf der Reise.
Und treue Stütze in Gefahr,
So steht sich dir das Ganze dar.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. November 1823.

Gut und Blut muß ich dem König
Geben, doch die Ehr', Sennor',
Ist das Eigenthum der Seele,
Und die Seel' gehört nur Gott.
Calderons Schultheiß von Zalamea.

Peranzules.

(Beschluß.)

Der Prinz Alphons, Urraca's Sohn, war inzwischen in Gallizien, unter der Aufsicht Peters, Grafen von Trava, seinem Lehrer. Dieser Edelmann, mit Hülfe des Bischofs von Santiago, entwarf einen Plan zur Befreyung der Königin, welcher, nach der Ausführung desselben, die Herrschaft in die Hände der gallizischen Parthey brachte. Alphons von Aragonien, dessen Abwesenheit die Anschläge seiner Feinde begünstigt hatte, drang mit einem Heere in die aufrührerischen Provinzen, warf Alles vor sich nieder, durchstreifte in Kurzem Gallizien, Kastilien und Estremadura, eroberte die Festungen und verwüstete die Besitzungen seiner Gegner. Es war aber nicht allein Alphons Macht und Muth, welche die vereinigten Edelleute zu fürchten hatten. Der Königin natürlicher Leichtsinn, verbunden mit ihrem grenzenlosen Ehrgeize, zerstörte auf einmal alle Pläne, die man angelegt hatte, um den Aragonier vom kastilianischen Throne zu treiben.

In jenem Zeitalter galt Verwandtschaft selbst im dritten Gliede für eine hinlängliche Ursache, eine Ehe für ungültig zu erklären; dennoch wurde dieses Hinderniß bey der Bildung fürstlicher Ehen immer übersehen, als wenn beyde Theile vorsätzlich ein Schlupfloch offen halten wollten, um sich nach Belieben den Banden entziehen zu können. Jetzt auch verloren die Gallizier, nachdem sie sich der Person der Königin versichert, keine Zeit, die Ehe für ungültig zu erklären, worauf Alphons seine vorzüglichen Ansprüche auf den Thron von Kastilien und Leon gründete. Man sandte eine Bittschrift an den Papst, welcher den Bischof von Santiago, und einige andere Prälaten von der gallizischen Parthey, zur Untersuchung der Sache und zur Aussprechung der Ehescheidung nach dem Kirchengesetz bevollmächtigte. Während die Bischöfe sich zur Ausführung dieses Geschäftes anschickten, entfloh die Königin, welche über die Gewalt, die sich ihre Beschützer anmaßten, eifersüchtig war, und einsah, daß der Graf von Trava keine andere Absicht hatte, als das Land im Namen ihres Sohnes selbst zu beherrschen, heimlich zu ihrem Gemahl, und war geschickt genug, ihn durch ihre Thränen zu versöhnen. Diese Aussöhnung brachte die gallizische Parthey in neue Unruhen. Trava's Mitwerber um die Herrschaft konnten den Gedanken nicht ertragen, daß er in dem Namen des jungen Prinzen herrschen solle. Sie brachten ein Heer zusammen, um ihm den Prinzen zu entreißen, und Beyde wurden in einem Schlosse belagert, das, seiner Stärke wegen, nur dem Hunger weichen zu können schien. Da sie aber die Sache nicht aufs Aeußerste kommen lassen wollten, und wohl wußten, daß der Königin Flatterhaftigkeit sie nicht lange würde bey ihrem Gatten aushalten lassen, so verschafften sie sich eine geheime Unterredung mit ihr, und sie willigte aufs Neue ein, zu ihnen zu fliehen, um durch ihre Gegenwart ihrer Zwistigkeit ein Ende zu machen. Da aber das Komplott dem Alphons zu Ohren kam, so führte er mit einer Schonung, die sich in jenem Zeitalter kaum

erwarten ließ, seine Gattin nach Soria, einer Stadt auf der Grenze beyder Königreiche, und ließ sie, nachdem er in einem geistlichen Gerichtshofe die Trennung ihrer Ehe erlangt, in vollkommener Freyheit hinziehen.

Die damaligen Abtheilungen Spaniens, die wir hier Königreiche nennen, waren weit entfernt von der gesellschaftlichen Einheit der Monarchien, wie sie es in unsern Tagen sind. Eine Menge weit von einander ab liegende befestigte Städte und Schlösser standen in keiner andern Verbindung unter einander, außer der des Glaubens, der Sprache und einer äußerlichen Anerkennung desselben Oberherrn. Daher die erstaunenswerthe Leichtigkeit, womit sie ihre Herren wechselten, nicht nur je nachdem das Glück oder die Kabale einen oder den andern spanischen Prinzen begünstigte, sondern auch je nachdem die Stärke oder Schwäche derselben die Grenzen zwischen den Christen und Mauren erweiterte oder enger zog. In dieser Lage der Dinge dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den Alphons die vornehmsten Festungen Kastiliens einigen seiner Großen anvertrauen sehen, in der Erwartung, daß dieselben sie ihm, trotz seiner Trennung von Urraca, erhalten würden. Auf keinen verließ er sich mehr, als auf Peranzules, den er während der Gefangenschaft der Königin zurückberufen, und dessen er sich, als die Hauptstütze der kastilischen Krone, und zur Verbesserung des Königreichs, bedient hatte. Demnach befanden sich die vornehmsten Städte und Schlösser des Landes in der Obhut dieses Edelmannes, wobey er während des Königs häufiger Abwesenheit entweder gegen die aragonischen Mauren oder die Rebellen in Gallizien mit einer Art von natürlichem Rechte, immer an der Spitze der Regierung, erschien. Man mag sich daher Alphons Erstaunen und Wuth vorstellen, als er vernahm, daß Peranzules, auf bloße Aufforderung der Königin hin, ohne jede Zögerung oder den geringsten Widerstand, derselben alle Städte und Schlösser überliefert hatte. Vom Gefühle der Rache erhizt, versammelte der König ein Heer, um das Verlorne wieder zu gewinnen, als eines Tages, als er bey einer Musterung von der Blüthe seiner Streiter umgeben war, man einen Ritter in glänzender Rüstung, auf einem muthigen Streitrosse, auf das im freyen Felde befindliche Hoflager zukommen sah. Alle Augen waren auf den Unbekannten gerichtet, welcher in einer kleinen Entfernung still hielt. Hier stieg er ab, und indem er das Visir aufhob, erkannte man mit Erstaunen den Peranzules. Ein Ausruf des Unwillens entfuhr den versammelten Kriegern. Dieses erste Gefühl aber verrauchte, als man den edeln Greis den Helm abnehmen, und ihn mit etwas vertauschen sah, das er aus den Händen seines Knappen nahm. Die dünnen grauen Locken, welche über ein Gesicht fielen, worauf weder Furcht noch Scham je eine Furche gezogen, obwol Sorgen und Alter es tief gefurcht hatten, blendete die Menge der stolzen Augen, die sich erhoben hatten, um verachtend auf den Kastilianer herabzublicken. Niemand wagte es, gerade vor sich hin zu sehen, als Peranzules. Mit demüthiger Würde nahte er sich dem Könige, und indem er sich vor ihm auf ein Knie niederließ, und in seiner Rechten einen Strick emporhielt, sprach er: „Mein Fürst! Ich habe Ew. Hoheit bey dem Worte genannt, welches ich nicht aussprechen kann, ohne das Urtheil zu besiegeln, das Ihr bereits gegen mein Leben ausgesprochen habt. Mit diesem Leben, schwur ich Euch, für die Plätze zu haften, die Ew. Hoheit meiner Treue anvertraut, und hier komme ich, um es zu Euren Füßen niederzulegen. Aber denket nicht, daß Ihr mit meinem Leben mich auch meiner Ehre beraubet, oder den Namen Peranzules mit dem schändlichen Stempel eines Verräthers brandmarket. Es hat dem Himmel gefallen, mich am Rande des Grabes durch die widersprechenden Forderungen entgegengesezter Pflichten zu prüfen. Aber ich frage Alle, welche die Gesetze Kastiliens und die Regeln der spanischen Ritterschaft kennen, ob ich mich von dem Pfade der Ehre entfernte, als ich die Städte ihrer rechtmäßigen Königin überlieferte, deren Krone Ihr zurückgabet, als Ihr Euch von ihr scheiden ließet. Ach, daß ich für mein Vaterland erröthen muß! — Was mich betrifft, obgleich man denken könnte, daß der Schimpf, den Ihr dem Blute unserer Königin zugefügt, alle ehemaligen Verbindlichkeiten aufhöbe, so will ich nicht, daß ein Verräther in künftigen Zeiten sich hinter dem Namen Peranzules schirme. Mögen diejenigen, welche das Schicksal in eine Lage setzen mag, um zwischen den Rechten streitender Fürsten zu wählen — die, um gerecht zu seyn, treulos seyn müssen — mögen sie den einzigen Preis kennen lernen, wofür sie zugleich das Gewissen und die Ehre retten können. Ich habe das mir Anvertraute seiner rechtmäßigen Eigenthümerin überliefert, und übergebe jezt mein Leben, wenn ich es verpfändet hatte."

Der König winkte seine Ritter unter eine hohe Eiche zu sich, deren Zweige oft die Häupter seiner Vorfahren beschattet hatte, während sie sich über das Wohl ihres jungen Staates beriethen. Noch regte sich der Zorn in seiner Brust. Aber die einmüthige Stimme seiner Großen zu Gunsten Peranzules gab seiner großmüthigen Seele wieder ihr ganzes Uebergewicht zurück. Sie erklärten alle, daß nach den Gesetzen der Ritterehre in Spanien der Kastilianer unschuldig sey. Der König könne ihn zur Strafe des Lebens berauben, könne ihn aber nicht mit Recht als einen Verbrecher behandeln. — Alphons öffnete sich einen Weg durch den ihn umgebenden Kreis, ging auf den Herrn von Valladolid zu, der allein da stand, und den Strick gefaßt hielt, als schwebe er über einem stürmischen Meere. Ja,

dieß war nach seiner Absicht, die einzige Stütze, die ihn verhinderte, vor Scham zu versinken. Der König sprach nicht, bis er den ehrwürdigen Krieger in die Arme gefaßt hatte, „Peranzules — sagte er alsdann — du bist ein Richter zwischen streitenden Kronen gewesen und hast ehrenvoll und wahrhaft gerichtet. Keiner aber müsse ein solches erhabene Amt übernehmen, der nicht, wie du, demjenigen entgegentreten kann, den er verurtheilt hat.

Landwirthschaftliche Institute.

(Beschluß.)

Diese sämmtlichen Lehren sind die Grundlage aller landwirthschaftlichen Kenntnisse und zugleich die einzig zuverlässigen Prüfungsmittel landwirthschaftlicher Regeln, Beobachtungen und Erfahrungen. Wir glauben sie so mitzutheilen, daß sie von jedem verständigen, geistesthätigen jungen Mann richtig aufgefaßt werden können.

Bey den folgenden Lehrgegenständen haben wir mehr die unmittelbare Anwendung im Auge.

Die Lehre vom Landbau beschäftigt sich mit der Beurtheilung des Bodens und seiner Lage zu verschiedenen Zwecken, mit seiner Bearbeitung, mit der Kenntniß der Werkzeuge und ihrem Gebrauch; der besten Behandlung, Verwendung und Wirksamkeit des Düngers, der Bewässerung, Werth und besten Benützung der Wiesen und Weiden; der Behandlung aller in unserm Lande wirklich gebauten oder des Anbaues würdigen Pflanzen; der Folge der Früchte und den verschiedenen Flurordnungen; der Anlage und Behandlung der Gemüse-, Obst-, Wein- und Hopfengärten, und der Aufzucht, Pflege und Veredlung des Viehes. Am Schluß werden die allgemeinen Grundsätze des Landhaushalts und die sichersten, einfachsten Arten landwirthschaftlicher Rechnungsführung entwickelt. Bey allen diesen Gegenständen werden immer die Gründe für das angegebene Verfahren mit möglichster Klarheit dargelegt, so daß jeder für den ihm vorkommenden Fall die Regel leicht abnehmen kann.

In der Lehre von der Baukunst machen wir unsere Schüler mit den Eigenschaften und Kennzeichen der Baumaterialien, der Wahl des Baugrundes, den Grundsätzen des Holz- und Steinverbandes, und den zweckmäßigsten Einrichtungen der Scheunen, Stallungen, Brennereyen und ländlichen Wohngebäude, und der Verfertigung der Bauanschläge bekannt.

Durch die Gewerbslehre lernen sie die Grundsätze und die Verfahrungsart derjenigen Gewerbe kennen, die sich zur Erleichterung des Absatzes oder der Viehmast vortheilhaft mit der Landwirthschaft verbinden lassen, welches namentlich bey der Bereitung des Biers, Essigs, Branntweins, der Stärke u. a. der Fall ist.

Die Thierarzneykunde lehrt den äußern und innern Körperbau unserer Hausthiere im gesunden und kranken Zustande, die Kennzeichen der Krankheit und die einfachsten, zuverlässigsten Heilmittel kennen; damit der künftige ausübende Landwirth beurtheilen lerne, in wie weit er seinen eigenen Kenntnissen vertrauen dürfe, und in welchen Fällen er die Hülfe des eigentlichen Thierarztes in Anspruch nehmen müsse.

Die Hülfsmittel der Belehrung finden unsere Schüler in vollständigen Sammlungen an Steinen, Pflanzen und Thieren, in Vorrichtungen, welche die allgemeinen Naturerscheinungen nachbilden und erläutern, Modellen und Ackerwerkzeugen, vorzüglich aber in den praktischen Anleitungen, die zu Hof Gaffenbach, auf den Versuchsfeldern und im Thierspital ertheilt werden.

In Gaffenbach werden die Ackerfelder in drey ganz getrennten Abtheilungen verschieden behandelt und benützt: als gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft mit reiner Brache, als Wechselwirthschaft ohne Brache, und als Drieschwirthschaft mit künstlich besamter Weide. Die dortige rein spanische und Bastartschafheerde, die verschiedenen Rindviehracen, die der neue Pächter zu halten gedenkt, die Essigsiederey und Brennerey sind ebenfalls wichtige Gegenstände der Beobachtung.

Auf dem Versuchsfelde werden Proben mit verschiedenen Arten der Bearbeitung und Düngung, der Fruchtfolge und Aussaat gemacht, oder solche Pflanzen angebaut, die in unsern Gegenden noch nicht bekannt sind, oder deren Gedeihen bey uns zweifelhaft ist.

In dem Thierspital, welches seit fast fünf Vierteljahren benutzt wird, und in dieser Zeit gegen 120 Thiere aufgenommen hat, wird jeden Morgen eine Stunde praktischer Unterricht von dem hiesigen Thierarzt gegeben. Zugleich aber haben immer einige unserer Schüler abwechselnd die unmittelbare Aufsicht über die Pflege der Thiere, und müssen jeden Abend dem Thierarzt schriftlichen Bericht über die Verwendung der Heilmittel und den Gang der Krankheit vorlegen. Diese Berichte werden wöchentlich dem Lehrer der Thierarzneywissenschaft, und monatlich dem Direktor der Anstalt übergeben.

Die sich auch im Rechtschreiben, in deutschen Aufsätzen u. dgl. üben wollen, dürfen, nach einer besondern Regierungsverfügung, den sehr gründlichen Unterricht, der im hiesigen Schullehrer-Seminar über diese Gegenstände ertheilt wird, besuchen. Aller Unterricht im Institut und Seminar ist für Inländer frey. —

H. T.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

(Fortsetzung.)

Ich komme wieder auf die jetzige Ausstellung der Industrie-Produkte zurück. Den aufmerksamen Beobachtern ist es nicht entgangen, daß auch dießmal die Artikel des Luxus die größte Vollkommenheit darbieten, und es den andern Waaren bey weitem nicht zuvorthun. Schon lange werfen es die Engländer den Franzosen vor, daß diese zu wenig auf's Wohl des gewöhnlichen Volks bedacht sind, und die allen Klassen nöthigen Sachen vernachlässigen und ihr Hauptstreben auf die Vervollkommnung von kostbaren Dingen wenden, die nur von einem kleinen Theile der Nation angekauft werden können. Es ist wahr, die Franzosen haben nicht so sehr wie die Engländer darnach getrachtet, gewöhnliche Waaren gut und wohlfeil zu liefern. Indessen ist hierin, wie in manchen andern Dingen, seit dem Frieden mit England, schon eine merkliche Veränderung vorgefallen. So z. B. bestand zuvor der Damenschmuck fast einzig nur in theurer Juwelierarbeit; allein seitdem man gesehen hat, wie mannigfaltig die Engländer den Stahl zum Schmucke brauchen, hat man auch darnach getrachtet, das Zubereiten des Stahls zu verbessern. Da sind dann zugleich mit französischer Lebhaftigkeit in allen Gegenden Frankreichs Stahlfabriken entstanden; der Stahl ist in den Damen- und Herrenschmuck hineingekommen und bey der jetzigen Ausstellung ist schon eine stählerne Damenschärpe und sogar eine stählerne Weste zu sehen. Es wäre also nicht zu verwundern, wenn es dazu käme, sich vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl zu kleiden und ganz gepanzert im Publikum zu erscheinen. Ungefähr eben so verhält es sich mit den Damenhüten. Jedwede Dame will ihren Strohhut oder vielmehr ihre Strohhüte haben; allein Hüte von Reisstroh kommen theuer zu stehen; da ist man also auf den Einfall gerathen, Hüte aus dem spanischen Schilf oder Spart zu verfertigen; sie haben von weitem das Ansehen von Strohhüten, sind aber viel wohlfeiler. Andere Dinge konnte man deßhalb nicht wohlfeil liefern, weil man die Verfahrungsarten nicht genau kannte, wodurch es die Engländer zuwege bringen, daß sie die Waaren zu so geringen Preisen geben können. Allein die französischen Fabrikanten sind schlau; sie sind nach England gereiset, und haben sich die Fabrikgeheimnisse abgemerkt oder Arbeiter vermittelst großer Belohnungen nach Frankreich hinübergelockt; dadurch sind seit Kurzem mehrere wichtige Fabriksachen, z. B. das Verfertigen des Krystalls, vervollkommnet worden. Andere Waaren werden mit der Zeit im Preise fallen, je mehr die Fabriken sich vermehren, und die Verfahrungsarten werden erleichtert werden, z. B. die Shawls, die bereits mit bewundernswürdiger Genauigkeit den indischen nachgeahmt und zu ziemlich billigen Preisen verkauft werden. Wenn einmal die thibetanische Ziegenrace wird völlig einheimisch geworden seyn, so wird auch natürlich der Shawl ein wohlfeilerer Artikel werden. Ueber diese Ziegen ist man noch nicht aufs Reine gekommen. In den Berichten des Moniteurs heißen sie immer thibetanische Ziegen; andere haben sie persische Ziegen genannt; ein Shawlfabrikant, Namens Rey, welcher neulich seine Studien zur Geschichte des Shawls herausgegeben hat, worin er den Ursprung desselben schon im alten Testament findet, und vorschlägt, der jungen Griechin, welche zuerst in Frankreich einen Shawl getragen habe, eine Bildsäule oder gar mehrere (er sagt des Statues, wenn ich nicht irre) zu errichten, behauptet steif und fest, es seyen nur kirgisische Ziegen, und darin mag er wohl nicht Unrecht haben; denn es hat nur des russischen Schutzes bedurft, um sie zu bekommen; wenn nun aber die kirgisischen Ziegen mit den thibetanischen enge verwandt sind, wie man behauptet, so brauchen wir es auch so genau nicht zu nehmen, und können auf guten Glauben ihre Haare oder Seide für kaschmirische ansehen. Man versichert, die Pseudothibetanischen Ziegen lieferten Milch zu vortrefflichen Käsen; so wäre dann den Damen und den Herren mit der neuen Ziegenrace gedient, wenn es mit ihrem Stammbaum auch nicht seine völlige Richtigkeit hätte. Was nun noch den oben erwähnten Vorwurf betrifft, daß die Franzosen sich zu sehr mit der Verfertigung kostbarer Artikel abgeben, ein Vorwurf, den ihnen die Engländer häufig machen, so mag er wohl größtentheils aus der Nationaleifersucht herrühren; denn die kostbaren Waaren aus den französischen Fabriken haben einen anerkannten Vorzug wegen der geschmackvollen eleganten Formen. Dadurch unterscheiden sie sich leicht von den Waaren anderer Länder; ich glaube, diesen Vorzug verdankt Frankreich größtentheils der klugen Einrichtung, daß die Meisterstücke der alten Kunst jedermann zugänglich sind. Die Museen sind beständig offen; auf der Kupferstichsammlung kann jedweder mit der größten Leichtigkeit die Muster bekommen, die er abzuzeichnen wünscht; das Zeichnen selbst wird leicht erlernt. In England hat man erst seit Kurzem angefangen, dem Volke die Kunstschätze etwas zugänglicher zu machen als zuvor, da jeder Zutritt mit baarem Gelde erkauft werden mußte, welches eben kein Mittel war, dem Volke den guten Geschmack beyzubringen. Jedoch es ist Zeit, zum Einzelnen der Ausstellung überzugehen. Bey der letzten Ausstellung, im Jahr 1819, war nur die Hälfte des ersten Stockwerks im Louvre mit den Produkten angefüllt; dießmal aber ist das ganze Geschoß voll, so daß also gerade doppelt so viel da ist; diese außerordentliche Vermehrung ist um so auffallender, da einige große Manufakturen, z. B. die Oberkampfsche in Mülhausen, deren Prinzipal jetzt gefangen sitzt, obschon er Mitglied der Deputirtenkammer und einer der achtungswerthesten Staatsbürger ist, nichts eingesandt haben. Andere große Fabrikanten, die sich ebenfalls über das Betragen der Minister zu beklagen hatten, sind auch mit ihren Produkten, welche in der vorigen Ausstellung eine bedeutende Stelle einnahmen, ausgeblieben. Vermuthlich, um diese Lücke zu verbergen, ist manchen Fabrikanten bey der dießmaligen Ausstellung ein so bedeutender Raum angewiesen worden. Man sollte glauben, sie hätten alle ihre Magazine und Werkstätten ausgeleert, um die großen Säle des Louvre anzufüllen, und das Ganze gleicht eher einem prächtigen Jahrmarkte als einer Produktenausstellung; ich meine nämlich, die Regierung habe die Absicht, sich zu überzeugen, und der Nation darzuthun, was für Fortschritte der Gewerbfleiß im ganzen Reiche mache; dazu ist es keineswegs nöthig, daß der Fabrikant Alles ausstelle, was er vorräthig hat; er braucht nur Dasjenige vorzuzeigen, was sich von ähnlichen Waaren durch Erfindsamkeit, Fleiß und Verbesserung oder Vervollkommnung empfiehlt. Aber freylich, glänzen thut man mehr, wenn man mit einem großen Reichthum von Waaren ausstaffirt und malerisch gruppirt, welches einige Kaufleute vortrefflich verstehen. Mich wundert, daß kein Maler oder Zeichner darauf verfällt, diese glänzende Ausstellung in ihren Haupttheilen so getreu als möglich darzustellen. Dieß würde eine Reihe interessanter Bilder hergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Nro. 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. November 1823.

Sänger und Nachtigallen
Müssen nach Süden wallen;
Nur in heiterm Sonnenlicht
Lied aus der Seele spricht.

Daisenberger.

Abschiedsgedanken.

Aus dem Süden muß ich scheiden!
Seinen Bergen, seinen Auen,
Seinen Wäldern, seinen Weiden
Tönet bald mein Abschiedssang.

Nach den sonn'gen Rebenhügeln,
Trauten Mädchen, holden Frauen,
Trägt mich dann auf Traumesflügeln
Nur des Herzens Sehnsuchtsdrang.

Und mit thränentrüben Blicken
Werd' ich nach den Wolken schauen,
Mit den Wolken Seufzer schicken,
Ueber Berg und Thal entlang.

In des Südens heitre Räume,
In des Südens schöne Gauen,
Wo mit Kränzen ros'ger Träume
Manche Stunde mich umschlang.

Auf des Nordens kalten Fluren,
In der Haide düstrem Grauen,
Tönt den Tannen und den Fuhren
Klagend nur mein Harfenklang.

Seh' ich Distel, Dorn und Hecken,
Seh' im Moor die Möve hauen,
Alles, Alles wird mich schrecken,
Auf die Felder jeder Gang.

Wo ich einsam dann muß wallen;
Wenn die Abendwolken thauen,
Werden wohl die Saiten hallen,
Aber Klag' ist jeder Klang!

Klagend werd' ich singen, singen
Schwabens Mädchen, Schwabens Frauen;
Bis die Saiten mir verklingen,
Meines Herzens Gruß und Dank!

Pape.

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

II. Bis jezt habe ich nur diejenigen Insekten betrachtet, welche zu Grunde gehen, ehe ihre Jungen auf die Welt kommen, und welche daher ihre Zuneigung für dieselben nicht anders beweisen können, als die Eyer in sichere und mit Nahrung versehene Orte zu legen; und unter diesen sind bey weitem die meisten dieser Thierchen begriffen. Indessen dehnt doch eine beträchtliche Anzahl ihre Sorge noch viel weiter aus; sie hüten nicht blos ihre Eyer, nachdem sie dieselben gelegt haben, sondern warten auch ihre Jungen, wenn sie ausgeschlüpft, mit einem liebevollen Eifer, der Allem gleich kommt, was sich unter den größeren Thieren findet, und im höchsten Grade interessirt. Von dieser Art sind einige einsame Insekten, wie verschiedene Gattungen der Linne'schen Sippe der Raupentödter (Sphex), die Ohrwürmer (Forficula), Feldwanzen und Spinnen und diejenigen Insekten, welche in Gesellschaften leben, namentlich Ameisen, Bienen, Wespen und Termiten: die auffallendsten Züge ihrer Geschichte in dieser Hinsicht will ich versuchen, Ihnen vorzulegen.

Sie haben gesehen, daß die größere Anzahl der Linné'schen Raupentödter (Sphex, Bombex F.) sich nicht weiter ihrer Eyer annehmen, nachdem sie dieselbe in Zellen abgesezt und mit Futter versehen haben. Einige befolgen jedoch ein abweichendes Verfahren; einer davon, den Bonnet Maurerwespe nennt, die aber verschieden von Reaumur's ist, verschließt nicht allein eine lebendige Raupe mit ihrem Ey in eine Zelle, welche sorgfältig wieder zugemacht wird, sondern öffnet sie auch nach einigen Tagen, wenn die junge Made ausgeschlüpft und ihren Vorrath verzehrt hat, sperrt eine zweyte Raupe mit hinein, und macht die Mündung wieder zu; und dieses Geschäft wird wiederholt, bis das Junge die volle Größe erreicht hat (Bonnet, Bd. IX. S. 398.). Auf eine ähnliche Art verfährt nach Rolander die gemeine Sandwespe (Ammophilia vulgaris), wie auch die gelbliche Wespe von Pennsylvanien, welche Bartram in den Philos. Trans. LIII. 37. beschrieben hat, und eine Spher, von Dubamel beobachtet (Reaumur, VI. 269.); Beyde versorgen übrigens ihre Larven von Zeit zu Zeit mit lebendigen Fliegen, statt mit Raupen.

Welch eine Menge von interessanten Betrachtungen müssen diese sonderbaren Thatsachen erregen! Mit welchem Vorsehungsvermögen muß das mütterliche Insekt begabt seyn, daß es weiß, nach welcher Zeit seine Eyer ausschlüpfen, und wie lange der Vorrath, den es aufgeschüttet hat, zu deren Unterhaltung ausreichen wird! Ein Umfang von Beurtheilung, unter so vielen andern Beschäftigungen genau den Tag zu wissen, wann eine Wiederholung ihrer Sorgfalt erforderlich ist! Welch eine Richtigkeit des Gedächtnisses, mit solcher Genauigkeit den Eingang zur Zelle, welchen das schärfste Auge nicht entdecken kann, zu behalten, und ohne Kompaß oder anderes Richtungsmittel, ohne zu verirren, oft aus großer Entfernung und nach den verwirrtesten und verschiedensten Wanderungen, dahin zu fliegen! Bezieben wir Alles auf den Instinkt, und auf den Instinkt müssen wir das Meiste, wenn auch nicht Alles, bezieben, so wird unsere Bewunderung nicht verringert. Instinkt, wenn er einfach und nur auf einen Gegenstand gerichtet ist, überrascht weniger; aber solch eine Verwicklung von Instinkten, auf so mannigfaltige und unähnliche Handlungen angewendet, ist über unsere Begriffe. Wir können nur bewundern und anbeten.

Wir verdanken De Geer die Geschichte einer Feldwanze (Field-bug, Cimex griseus), eine Gattung, welche auch in unserm Lande gefunden wird, und welche solche Zeichen von Zuneigung zu ihren Jungen wahrnehmen läßt, daß ich das Vertrauen habe, Sie werden veranlaßt, ungeachtet einer widrigen Vorstellung, die der Name hervorbringen mag, nach solch einem interessanten Insekte Nachsuchungen auf der Birke anzustellen, welche es bewohnt. Die Familie dieser Feldwanze besteht aus dreyßig oder vierzig Jungen, welche sie führt, wie eine Henne ihre Küchelchen. Sie verläßt sie nie; sobald sie den Gang antritt, folgen ihr alle die Kleinen dicht nach, und wenn sie Halt macht, sammeln sie sich in einen Haufen um sie her. De Geer schnitt zufällig einen Birkenzweig ab, der mit einer solchen Familie bevölkert war; die Mutter gab alle Zeichen der größten Aengstlichkeit von sich; unter andern Verhältnissen würde solch eine Beunruhigung ihre augenblickliche Flucht verursacht haben; jezt aber treibt sie nichts von ihren Jungen, sondern sie schlägt unaufhörlich und mit reißender Bewegung ihre Flügel, augenscheinlich, um die Jungen vor der gefürchteten Gefahr zu beschützen (De Geer, III. 262.). So weit als unsere Kenntniß von der Haushaltung dieser Insektenzunft sich erstreckt, gibt es keine andere Gattung, die eine ähnliche Anhänglichkeit für ihre Nachkommenschaft an den Tag legte; das mag aber wahrscheinlich von spätern Beobachtern entdeckt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Rettung eines Ertrunkenen.*)

Von Lockwood W. Smith zu Newhaven.

In Fällen der Erstickung im Wasser scheint das Lebensprinzip nicht gänzlich erloschen, sondern nur unterbrochen zu seyn für eine gewisse, oft lange Zeit, und wenn innerhalb dieses Zeitraums schickliche Mittel angewandt werden, so ist es möglich, dasselbe wieder hervorzurufen. Wie lange hier das Leben blos unterbrochen ist, können wir in diesen, wie in andern Fällen der Erstickung, nicht bestimmen, — wohl aber können wir so lange an dem wirklichen Aufhören desselben zweifeln, als noch nicht deutliche Spuren der Verwesung eingetreten sind; und bis dahin dürfen wir daher nicht ermüden, die schicklichen Mittel zur Rettung anzuwenden, auch wenn der Erstickte schon lange Zeit leblos erschienen ist, wie folgender von mir neulich beobachtete Fall beweiset. Dieses Beyspiel ist aber nicht blos wegen der lange nach der Erstickung gelungenen Rettung, sondern auch wegen einiger dabey angewandten nicht gewöhnlichen Mittel merkwürdig. Zuerst wegen der Anwendung der Elektricität, deren Wirksamkeit bisher mehr theoretisch als praktisch vortheilhaft erschienen ist, und dann wegen eines neuen, bisher nicht angewandten, Mittels, der Cantharidentinktur, welche sich hier besonders wirksam erwies. Diesen beyden Mitteln, verbunden mit der Sorgfalt eines geschickten Arztes, ist unstreitig

*) Aus Dr. J. S. C. Schweiggers neuem Journal für Chemie und Physik. 8r Bd. 4s Heft. Mitgetheilt bey dem jährlichen Examen in der Medical-Institution des Yale-Collegii zu Newhaven in Nordamerika im März 1822.

die folgende außerordentliche Rettung eines lange Erstickten zuzuschreiben.

Mit Uebergehung der besondern Umstände des Unfalls erwähne ich blos, daß sechs Personen, worunter ich mich befand, in einem Kahne über den Fluß Appomator setzten. Fünfe von uns erreichten mit Mühe das Ufer, der Letzte aber schlug mit dem Kahne um, und verschwand unter dem Wasser. Wir schafften bald einen andern Kahn herbey, allein die Umstände waren von der Art, daß es beynahe, wenn nicht völlig, eine halbe Stunde dauerte, ehe wir den Ertrunkenen fanden und ans Ufer bringen konnten. Einer von uns wurde sogleich zu seinen Verwandten abgeschickt, während wir übrigen den Körper nach dem nächsten Hause trugen. Der abgeschickte junge Mann traf glücklicher Weise unterwegs den Doktor Strony von Petersburg (im vereinigten Staate Virginia), und da dieser nicht weit von seinem Hause war, so holte er seine Elektrisirmaschine und eilte zu dem Hause, wo wir eben angekommen waren. Der Körper schien ganz leblos zu seyn, und das Gesicht war schwärzlich. Doktor Strony wandte nun folgendes Verfahren an:

Er ließ zuerst den Körper von den nassen Kleidern befreyen, und zugleich ein Lager von wollenen Decken bereiten, welche gehörig durchgewärmt waren; zugleich befahl er, Wasser aufzukochen. Der entkleidete Körper wurde, in warmen Flanell gewickelt, in die Tücher gelegt. Bis jezt war keine Hoffnung; allein der Arzt verzweifelte nicht: er wandte vielmehr außerordentliche Mittel an. Während der Körper mit Flanell gerieben wurde, sezte er seine Elektrisirmaschine in Stand, und ließ zwey Funken durch die Schultern schlagen, dabey aber fortwährend, besonders in der Gegend der Brust, frottiren. Die Lungen wurden mit einem gewöhnlichen Küchengebläse ausgedehnt. Noch immer zeigte sich keine Hoffnung. Als indeß das Wasser hinlänglich erwärmt war, nahm er davon eine Pinte, mischte dazu etwas Branntwein, einen halben Eßlöffel voll Tinct. Cantharidum, und gab davon ein Klystier. Die Temperatur des Wassers kann ich nicht angeben. Der Körper wurde nun in eine aufrechte Stellung und in die Nähe des Kaminfeuers gebracht, während man das Bett von neuem wärmte, worauf man ihn wieder hineinlegte. Als jezt zum Zweytenmale die Elektricität angewandt wurde, so erfolgte plözlich ein konvulsivisches Zucken, worauf man — nach erneuertem Frottiren der Brust — eine Anstrengung des Thorax bemerkte, und das Herz sich regte und drey- oder viermal schlug. Nachdem die Lunge noch einmal aufgeblasen, erfolgte eine Anstrengung zum Athmen, und das Herz klopfte deutlicher. Der Körper war indeß durch und durch erwärmt, und man sezte das Reiben fort. Als zum Drittenmale Luft in die Lungen geblasen worden, strömte Wasser aus dem Munde und den Nasenlöchern. Man brachte Ammonium an die Nase, und rieb Brust und Nacken mit Liniment. volat. Jezt fing der Körper an ziemlich frey zu athmen, und man konnte dem Wiedererweckten ein erwärmtes Stärkungsmittel (cordial) einflößen. Zulezt ließ man etwas Blut.

Tags darauf führte man ihn nach Hause zu seinen Freunden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

(Fortsetzung.)

Die Anordnung der Ausstellung in dem Louvre, welches bekanntlich ein ungeheuer großes Viereck mit einem Eingange auf jeder Seite und einem geräumigen Hofe in der Mitte bildet, ist summarisch folgende. Unter dem Haupteingang tritt man auf beyden Seiten in ein langes Erdgeschoß, an dessen Ende eine breite Treppe in's erste Stock auf jeder Seite führt. Das Publikum hat hier zu wählen, welcher Seite es den Vorzug gönnen will, denn um Unordnung zu vermeiden, ist der rechte Theil vom linken getrennt worden, so daß das Publikum nicht von beyden Seiten zusammenstoßen, sondern immer nur eine und dieselbe Richtung nehmen kann: dieß war um so nothwendiger, da der Zulauf außerordentlich ist, wiewohl die geräumigen Säle Tausende von Menschen aufnehmen können. Fängt man zur rechten an, so trifft man im Erdgeschoß zuerst die mannigfaltigsten Eisenwaaren, Maschinen zu Handwerken, verarbeiteten Marmor u. dgl. an. Hiebey hält sich das große Publikum nicht lange auf, dieses findet hier wenig Anziehendes; allein das Nüzlichste des französischen Gewerbfleißes findet sich vielleicht hier. Wie unentbehrlich ist nicht das Eisen zu allen Handwerken und wie wichtig ist nicht die zweckmäßigste, wohlfeilste und bequemste Verarbeitung des Metalls! Feilen, Nadeln, Uhrfedern, Scheln, Klingen, wie weit gemeinnüzlicher sind sie als alle die prächtigen Sachen, die man oben im Louvre antrifft, und die durch ihren Glanz das Auge blenden? Auch sehe ich hie und da einen schlichten Mann, vielleicht einen aufangenden Fabrikant oder einen zur Mechanik gebornen Arbeiter, der tiefsinnig eine neue Maschine, die für's gewöhnliche Publikum nichts Auffallendes, nichts Anzügliches hat, von allen Seiten betrachtet und studirt; wer weiß, ob ihn dieß nicht auf Gedanken bringt, die dereinst ihre Entwikelung bekommen und zu neuen Erfindungen führen werden, wovon sich jezt noch niemand etwas träumen läßt, am wenigsten diejenigen, welche bey diesen Maschinen schnell vorüber gehen, ohne das Geringste dabey zu denken. In dieser langen Gallerie wird man daher auch nicht gedrängt. Ist man aber oben auf die Treppe gelangt und tritt in die Säle des ersten Stockes ein, so ist es kein Leichtes mehr, die Sachen recht in der Nähe zu besehen. Man hat so viel möglich, jedem Fache seinen eignen Saal angewiesen; jedoch hat man von dieser Regel manchmal abweichen müssen; z. B. lithographische Abdrüke sind in manchen Sälen aufgehangen und nehmen fast alle Wände zur Seite des Hofes ein. Die Haarkräusler, oder wie sie sich gern nennen, die Haarkünstler, haben sehr stolz ihre Siebensachen in einem Saale ausgekramt, die schönsten Haarlocken, ganz fertiger Haarputz, mit der Ankündigung eines Versprechens, denselben so anzupassen, daß man ihn von dem natürlichen nicht werde unterscheiden können; ich sah, daß sie rechts und links ihre Adressen austheilten; die Damen besonders streckten die Hände darnach aus; wie mancher ehrliche Mann wird durch diese faux toupets angeführt werden, und am Abende der Hochzeit seine liebste Ehehälfte die geringelten Locken mit Er-

staunen in die Schachtel legen sehen! Aus einem andern Saale duftet den Eintretenden ein starker Wohlgeruch entgegen; hier haben die Parfümeurs ihre wohlriechenden Wässer und Seifen in den niedlichsten Flaschen, Schachteln und in den mannigfaltigsten und verführerischsten Gestalten aufgestellt. Wie ernst sieht es da an flüssigen und trockenen Dingen aus! alle Farben des Regenbogens müssen dem Erfindungsgeist der Fabrikanten zu Hülfe kommen, um das Auge zugleich mit dem Geruche zu verführen. Da ist **Savon à la rose**, Seife in schönen marmorartigen Tafeln, Seife klar und braun wie Zucker, **eau de beauté** von schönsten Roth oder Blau, **eau à la Ninon** und wie die vielen Wasser heißen, die dazu dienen sollen, den Verheerungen des Alters und der Zeit etwas entgegen zu arbeiten. Einer der Parfümeurs hat seine **Savons marbrés** wie Quartbände zugeschnitten, mit gedruckten Titeln auf dem Rücken und diese seine Seifenbibliothek auf Bretter gestellt. In einem andern Saale haben die Putzkrämerinnen ihre Kunstwerke aufgestellt; eine unter Glas gestellte Schnürbrust, die der Herzogin von Berry zugedacht seyn soll, erregt die Bewunderung des weiblichen Geschlechts; ich kann weiter nichts davon sagen, als daß mancher Nadelstich an dem Meisterwerke verwendet ist und daß sich eine schöne Taille damit scheint erzwingen zu lassen. Die Lampisten gehören mit ihren Produkten schon zu den Luxussachen. In diesem Fache hat die Pariser Geschicklichkeit viele schöne, elegante Formen erdacht und besonders die Verzierungen in's Mannigfaltige getrieben. Vergoldete Bronze ist besonders zu solchen Verzierungen sehr passend, daher dieselbe auch verschwendet wird. Die Säulenform der Lampen scheint die herrschende zu seyn und ist auch die natürlichste; in der neuesten Zeit hat man das Lampenlicht mit schönen krystallenen Halbkugeln umgeben, die eine sanfte Helle ins Zimmer verbreiten. Wenn die Lampisten fortfahren, die Lampen so außerordentlich zu erhöhen, so wird man die Lampen bald auf die Erde, anstatt auf den Tisch setzen müssen. Seit der Einführung der Gasbeleuchtung brauchen die Wandlampen keine Oelbehälter mehr: daher dann auch der Erfindungsgeist der Lampisten schon darauf bedacht gewesen ist, den Gaslampen neue angemessene Formen zu geben; hievon liefert die Ausstellung schöne Muster, als Schlangen, geschmackvolle Arabesken u. s. w. Die Papierhändler haben auch ihr eignes Zimmer; es befindet sich da ein **Papier glacé**, auf welchem man versucht hat, Kupfer abzudrucken; ich wüßte nicht, wozu dieß dienen könnte; ferner **papier marbré**, daß sich zu Bücherumschlägen und zu Schachteln hübsch ausnimmt. Man erblickt Muster von Papieren, die vermittelst Maschinen zu einer beliebigen Länge können fortgesetzt werden; es waren schon mehrere Versuche ähnlicher Art angestellt; indeß scheint man jetzt damit sicherer zu verfahren; die Maschinen, womit solches geschieht, sind auch ausgestellt, wie auch eine Papiertapete von einem Stücke, die zehn Stunden ins Gevierte zu betragen soll. Ein großer Saal glänzt mit den kostbarsten Musikinstrumenten von vergoldetem Mahagony; in einem andern hat ein Fabrikant Vasen und Tafelcubren ausgestellt, wozu er eine, nicht fern von Lagny neuerdings entdeckte Marmorart, die er **Albâtre agotisé** nennt, benützt hat; dieß ist eine neue Bereicherung des französischen Kunstfleißes, und es kömmt nur darauf an, ob die Mode die neue Marmorart, die dunkelgelb gefleckt ist, in Aufnahme bringen wird. Die Buchdruckerkunst hat schöne Prachtwerke und Muster von allerley Typen geliefert; natürlich haben die Didots hier den Vorzug, jedoch zeichnen sich einige Schriftgießer als Molé, Laurent u. a. sehr vortheilhaft aus; bisher war die Königliche Druckerey fast die einzige in Paris, welche mit orientalischer Schrift druckte; jedoch hat neulich schon ein gewöhnlicher Buchdrucker, Everat, die sehr beträchtliche armenische Grammatik des Professors Cirbiad gedruckt; nun hat Molé so eben die Schrift zum persischen, arabischen und vier andern ähnlichen Sprachen zu verschiedenen Größen gegossen; die Muster dazu sind unter Herrn Langlés Aufsicht erschienen; jedweder Buchdrucker wird sich also solche Schrift ziemlich leicht verschaffen können. Didots Henriade in Quarto und mehrere bekannte Prachtwerke in Folio prangen hier unter den neuesten Produkten der Druckerey, wie auch ein auf Seide gedrucktes Exemplar der Nachfolge Christi. Der Foliant über den Kölner Dom aus dem Cotta'schen Verlag glänzt sehr brüderlich neben den Pariser Folianten und kann sich mit ihnen messen, wiewohl bey Prachtwerken die deutsche Schwärtelschrift sich nie so wohl ausnimmt als die einfachere und regelmäßigere lateinische. Deßhalb werden auch einige von Pierre Didot vorgenommene Veränderungen mit seinen Typen, besonders mit dem g und y von den andern Buchdruckern gar nicht gebilliget, eben wegen des Schwärtelhaften, das man aus allen Künsten allmählig verbannt hat. Zu den typographischen Meisterwerken gesellen sich diejenigen der Buchbinder. Bald können die Pariser Buchbinder, wie der Londner Thomas Payne, ihren Einbänden Beschreibungen beyfügen, und sich einige Louis'dor für den Band bezahlen lassen. Aus der gothischen Art ihrer Verzierungen läßt sich schließen, daß ihnen die Engländer zum Muster gedient haben. Sehr schön nehmen sich die Einbände aus, wo der Saffian mit verschiedenen Farben bemalt ist, indeß die goldenen Verzierungen ein gothisches Portal darstellen. Einige Buchbinder haben beym Einbinden klassischer Schriften die Medaille mit dem Brustbilde des Verfassers auf beyden Umschlägen schön eingefaßt. Ein Stempelsammler hat Muster von Verzierungen ausgestellt, die er den Buchbindern liefert. Laßt uns, um nicht allzu weitläufig zu werden, nun diesen Theil des Louvre verlassen, und zu dem Erdgeschosse zur Linken hinabsteigen. Hier beginnt die Ausstellung wieder mit Modellen, verarbeiteten gyps Produkten und großen Maschinen, bey denen sich dann auch das Publikum wenig aufhält, um eben die glänzenderen Waaren zu bewundern; was die Augen blendet, hat man einmal das Vorrecht. In der physischen wie in der moralischen Welt die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. Oben sind die ersten Säle den Tuchfabrikanten gewidmet, die rohe Wolle ist hier neben den theuren Stoffen ausgestellt, welche daraus gewebt worden sind: das Erste, was hier auffällt, ist die überaroße Menge von Shawls; wenigstens dreyßig Fabrikanten haben den indischen nachgeahmte Kaschemire geliefert. Bey einigen dieser prächtigen Tücher gehört schon ein gebildetes Kennerauge dazu, um diese Pseudokaschemire von den wahren zu unterscheiden. Ternaux hat eines ganzen Saals zu seinen Shawls und seinen Tüchern bedurft, und dennoch so wenig Raum gehabt, daß er in seinem Hause eine andere Ausstellung veranstaltet hat! Wenn man seine vielen Produkte sieht, so begreift man, wie er 6000 Menschen beschäftigen kann. Bisher fanden üppige Damen, daß seine Shawls deßhalb nicht so gut wären als die indischen, weil sie bey weitem nicht so viel kosteten. Um diesem Fehler abzuhelfen, hat Ternaux einige Shawls verfertigen lassen, vor denen alle Damen entzückt stehen bleiben und die einige tausend Franken kosten. Nun werden sie ihm doch wohl nichts mehr vorwerfen! Jedoch ist Ternaux nicht der Mann, daß er sich auf eine ungebührliche Art bereichern sollte; und so eben wird es ihm in den Zeitungen als ein großes Verdienst angerechnet, daß er aus Achtung für seine Mitbürger den Preis der feinen Tücher beträchtlich herabgesetzt habe, und dadurch ein allgemeines Fallen der Preise dieser Tücher bewirken werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 90.

Nro. 271.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. November 1823.

Im Norden ſchweigt das Leben. —
Nur Sturm und Wogen reden.

— ? —

Die nördliche Expedition unter Kapitän Parry, um eine nord-weſtliche Durchfahrt nach dem großen Ocean zu finden.

(Fortſetzung.)

Rückſichtlich ihrer kosmologiſchen Ideen behaupten die Eskimoer, daß ihre Race urſprünglich aus einem wohlthätigen weiblichen Geiſte entſprungen ſey, und daß die drey übrigen Racen, welche die Erde bewohnen, nämlich die Itkali oder Indier, die Kablunae oder Europäer, und die Hunde, welche ſie treiben, einem bösartigen weiblichen Geiſte ihre Entſtehung verdanken. Sie verabſcheuen die Indier, und ſprechen von ihnen wie von Mördern, welche die Eskimoer gar nicht verſchonen. Die Europäer kannten ſie nicht, ehe die Fury und Hecla in jenen Gewäſſern anlangten; allein es iſt klar, daß ſie nicht beſonders viel von ihnen halten müſſen, da ſie dieſelben mit den Indiern und Hunden in eine Klaſſe bringen. Mit der Benennung Eskimoer, welche wir ihnen beygelegt haben, ſind ſie nicht bekannt, ſondern ihr Name iſt Enuee. Nach dem zu urtheilen, was wir bereits von ihnen geſagt haben, ſcheint es, daß ſie an Geiſter oder höhere Weſen glauben; allein ihre Begriffe darüber ſind außerordentlich roh und unbeſtimmt. Dieß wurde durch den Angekok oder Beſchwörer bewieſen, den wir zuvor erwähnt haben. Nach langem Bitten wurde er endlich vermocht, in der Kajüte des Kapitäns eines der beyden Schiffe ſeine übernatürlichen Kräfte zu zeigen. Von ſeinem Weibe begleitet, fing er ſeine Beſchwörungen damit an, daß er alle Lichter und das Feuer ſorgfältig verlöſchte, bis es zuletzt ſtockfinſter war. Er zog ſich ſodann ganz nackt aus, legte ſich auf den Boden, und behauptete, daß er in die unterirdiſchen Regionen der Geiſter hinuntersteige. Seine Zauberformeln beſtanden aus ſchwer hervorzubringenden Tönen, welche keine Bedeutung zu haben ſchienen. Er gebrauchte auch eine Art Bauchrednerey, und modulirte ſeine Stimme dergeſtalt, daß die Zuhörer ihn mehr oder weniger entfernt glaubten, je nachdem er die Tiefe, wohin er hinabgeſtiegen ſey, dadurch anzeigen wollte. Dieſes Spiel dauerte ungefähr zwanzig Minuten, worauf die Lichter wieder angezündet wurden, und der Beſchwörer ſeine Abentheuer und ſeinen Umgang mit Geiſtern erzählte. Zum Beweiſe ſeiner Ausſagen und der Wahrheit ſeiner gehabten Unterredung zeigte er mehrere Pelzſtücke, welche die Geiſter auf ſeine Kleidung geheftet hätten, ſeitdem er hinabgeſtiegen ſey; die aber durch ſeine Frau in der Dunkelheit angeheftet wurden. Durch dergleichen Albernheiten wußte er deſſen ungeachtet ſeine Macht über ſeine argloſen Landsleute zu erhalten, welche ſeinen Erdichtungen allen Glauben ſchenkten. Mangelte das Wild, oder wurde der Stamm durch Krankheiten heimgeſucht, ſo wurden ſeine übernatürlichen Kräfte angerufen, beyden abzuhelfen. Zu dieſem Behufe wandte er ſich an Torngak, ſeinem vertrauten und befreundeten Geiſt, ſtieg mit ihm in die unterirdiſchen Reiche hinab, und bekämpfte den böſen Geiſt, den er überwand und zur Nachgiebigkeit zwang. Er ſchnitt ihm ſodann, wie An-

gekol selbst erzählte, die ersten Gelenke seiner vier Finger ab, worauf die Bären augenblicklich losgelassen wurden, und nach den obern Regionen kamen. Auf die Ablösung der zweyten Gelenke folgt die Befreyung der Seehunde; auf jene der dritten Gelenke die Befreyung der Wallrosse, und durch das Abschneiden der Hand kamen die Wallfische wieder zum Vorschein. Zum Beweise dieser Heldenthat wird das dazu gebrauchte und mit Blut befleckte Messer vorgezeigt, und bald darauf kommen, wie die Eskimoer behaupten, Bäre, Seehunde, Wallrosse und Wallfische in Menge an die Küsten.

Durch die Länge der Zeit, während welcher die Eingebornen mit den englischen Seefahrern zusammen lebten, waren diese im Stande, eine ziemlich bedeutende Wördersammlung in ihrer Sprache zu machen. Einige unter den Tagbüchern enthalten fünfhundert Wörter und darüber. Die Zahlenkenntniß der Eskimoer ist sehr beschränkt, da fünf und zehn die gewöhnlichste Zählung zu seyn scheinen. Wenn sie die erstere Zahl ausdrücken wollen, halten sie eine Hand, und wenn es die leztere seyn soll, beyde Hände in die Höhe; wenn aber die auszudrückende Zahl diese Summe übersteigt, ruft der Eskimoer einen Nachbar zu Hülfe, um mit seinen Händen die Zahl zu vollenden. Einer von der Schiffsmannschaft erzählte eine lächerliche Anekdote über diesen Gegenstand. Er war mit einem Eingebornen allein im Gespräche begriffen, als ihm dieser die ungewöhnliche Zahl dreyßig begreiflich machen wollte. Er hielt daher beyde Hände empor, wußte aber nicht, wie er es weiter bringen sollte. Nie fiel es ihm ein, die Hände zu schließen, und das Zeichen von Neuem zu geben; bis er endlich auf den Gedanken kam, zehn mehr mit den Händen des Offiziers zu bekommen. Nun waren es zwanzig; allein wie sollten die übrigen zehn gezeigt werden. Die Schwierigkeit schien unübersteiglich; indessen, sein Genius kam ihm zu Hülfe, und er hielt einen seiner Füße empor, woraus fünf-und-zwanzig wurden. Um die Zahl zu vollenden, gab er sich alle erdenkliche Mühe, auch den andern Fuß in die Höhe zu halten, und seine Anstrengungen, alle Glieder in der Luft zu halten, waren wirklich äußerst possierlich. Dieß konnte jedoch nicht vollbracht werden; und nach unglaublichen Mühseligkeiten wurde endlich die Zahl dreyßig durch die vier Hände und zwey Beine beyder Individuen ausgedrückt.

Andere charakteristische Züge mögen hier ebenfalls ihre Stelle finden. Zwey Weiber der Eingebornen, die eine mit einem Säugling an der Brust, wurden an Bord der Schiffe genommen, um ihnen ärztliche Hülfe zu leisten, da sie Beyde todtkrank waren. Es war indessen zu spät, sie zu retten, und sie starben. Der Mann der Mutter bezeigte einiges Bedauern über den Todesfall und stieß Klagetöne aus; allein es war bald vorbey. Mit vieler Aufmerksamkeit bewachte er indessen das Verfahren der Cabbuse mit dem todten Körper. Sie wickelten nämlich den Leichnam anständig in eine Hängematte ein, und gruben ein Grab, um ihn darin zu verscharren. Dorthin wurde er getragen, begleitet von dem Gemahl, welcher viel Unruhe zeigte. Zulezt machte er sich verständlich, daß der Körper seiner Frau zu sehr verhüllt sey. Nachdem er ein Messer bekommen hatte, war es ihm erlaubt, nach Gutdünken zu handeln, und er schnitt alle Stiche auf, womit die Hängmatte zusammengenäht war, um dem Leichnam eine Art Freyheit zu verschaffen. Das Ausfüllen des Grabes mit Erde und Steinen verursachte ihm ebenfalls Unruhe; dessen ungeachtet aber bat er um Erlaubniß, das lebende Kind zugleich mit der todten Mutter zu beerdigen. Die Ursache, welche er für dieses Verlangen anführte, bestand darin, daß, weil es ein Mädchen sey, so wolle kein anderes Weib die Mühe übernehmen, es zu säugen und aufzuziehen, weil dieß bey ihnen nicht gebräuchlich sey. Wäre es ein Junge, so würde sich vielleicht Jemand desselben angenommen haben. Und, in der That, das Kind starb den andern Tag aus Mangel an Nahrung, und wurde seinem Vater überlassen, welcher es auf seinem Schlitten hinwegzog, und einen Grabhügel von Schnee über demselben errichtete.

Obgleich die Eskimoer es nicht gerne sehen, daß etwas Schweres auf den Leichnamen ihrer Anverwandten laste, so sind sie doch nicht im Geringsten über ihre eigene unzulängliche Begräbnißweise beunruhigt, wodurch es den Wölfen und Hunden äußerst erleichtert wird, die Grabhügel von Schnee aufzuscharren, und die darunter befindlichen Körper zu verzehren. Sobald der Schnee anfängt zu schmelzen, sieht man die zerstümmelten Reste umher liegen, wovon die Engländer mehrere verscharren mußten, um den unangenehmen Anblick derselben in der Nähe der Schiffe zu beseitigen.

In der Lenkung der Kähne sind die Eskimoer sehr geschickt. Ihre Canoes sind außerordentlich leicht und aus Wallfischbein gemacht, welches mit Fellen überzogen ist. Das größte, welches Kapitän Parry nach Hause brachte, ist 26 Fuß lang; und in dem Zwischenverdeck der Hecla war ein anderes, welches zehn Fuß lang und nur neunzehn Zoll breit und zehn Zoll tief ist. In diesen treibt der Eingeborne jener frostigen Regionen seine Seejagd, und erlegt Fische und Vögel. Der dazu gebräuchliche Speer ist zweyzackig, aus einem Knochen verfertigt, sechs bis sieben Zoll lang, und mit Widerhaken versehen. Der Schaft ist von leichtem Holze, fünf bis sechs Fuß lang, und gegen das Ende hin ebenfalls mit einigen Widerhaken versehen, welche einige Zoll vom Holze abstehen, um die Beute zu treffen, wenn der Zweyzack fehlen sollte. Auf diese Weise tödten sie das Wild in einer Entfernung von sechszig Fuß. Ueberdieß haben sie auch noch Bogen und Pfeil, um wilde Thiere zu erlegen. Die Pfeile sind mit Stein zugespizt und lanzenförmig gemacht, was sie durch Reibung zu erzwecken

wiſſen. Seehunde und Fiſche fangen die Eskimoer auf eine ſehr geſchickte Weiſe, indem ſie ein Loch in das Eis machen. In dieſes Loch laſſen ſie eine Fiſchleine hinab, woran ein etwa ein Zoll langes Stückchen eines weißen Knochens oder ein Zahn befeſtigt iſt, welchem ſie die Form eines Fiſchchens gegeben und mit zwey Stücken Eiſenkies verſehen haben, welche die Augen vorſtellen ſollen. Dieſe Lockſpeiſe wird durch das Waſſer gezogen, und wenn Seehunde oder andere Fiſche herzukommen, um ſie zu unterſuchen; ſo werden ſie durch den lauernden Eingebornen von oben geſpießt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Sorge der Inſekten für ihre Jungen.

(Fortſetzung.)

Auch iſt es De Geer, dem wir eine Reihe intereſſanter Beobachtungen über die mütterliche Zuneigung des gemeinen Ohrwurms zu danken haben. Dieſes merkwürdige Inſekt, das ſo ungerecht von dem gemeinen Vorurtheil verläumdet wird, nähert ſich noch vielmehr den Sitten der Henne in der Sorge für ihre Familie, als wenn der Schöpfer gewollt hätte, daß die Inſektenwelt in ſich ſelbſt die Beyſpiele alles deſſen, was in jedem andern Fache der Natur am merkwürdigſten iſt, vereinigen ſolle. Der Ohrwurm ſitzt wirklich auf ſeinen Eyern, um ſie auszubrüten, eine Handlung, welche Friſch zuerſt bemerkt zu haben ſcheint, und beſchützt ſie mit der größten Sorgfalt. De Geer brachte einen Ohrwurm, den er in dieſer Beſchäftigung traf, in eine Schachtel mit etwas Erde, und zerſtreute die Eyer nach allen Richtungen. Gleich aber ſuchte er eines nach dem andern mit ſeinen Kiefern auf einen Haufen zu ſammeln, und ſaß unaufhörlich darauf, wie zuvor. Die Jungen, welche den Alten gleichen, außer, daß ihnen die Flügel und Flügeldecken fehlen, ſind, ſo ſonderbar es auch lautet, gleich bey der Geburt größer als die Eyer, die ſie doch gefaßt hatten, und kriechen ohne Verweilen nach dem Ausſchlüpfen, wie eine Brut Küchelchen, unter den Leib der Mutter, welche ſie ganz ruhig ſich zwiſchen ihre Füße drängen läßt, und oft, wie De Geer gefunden, mehrere Stunden über ihnen ſitzen bleibt (III Bd. 548.).

Dieſe merkwürdige Thatſache habe ich ſelbſt beobachtet. Ich fand einen Ohrwurm unter einem Stein, den ich zufällig umwälzte, auf einer Heerde Junge ſitzen, gerade ſo wie dieſer berühmte Naturforſcher es beſchrieben hat.

Wir ſind ſo gewohnt mit dem Namen Spinne die Vorſtellung von Grauſamkeit und Wildheit zu verbinden, daß es beym erſten Blick faſt widerſinnig ſcheint, wenn man einer von dieſer Familie mütterliche Liebe zuſchreibt. Wie ſoll man auch in der That vermuthen, daß Thiere, welche gierig ihre eigene Gattung verſchlingen, wo ſie nur Gelegenheit dazu haben, für feinere Gefühle empfänglich wären. Und doch iſt es ſo. Es gibt eine unter Erdſchollen gemeine Spinne (Aranea saccata L.), die man ſehr leicht an einem weißen, runden, ſeidenen, ohngefähr erbſengroßen Sack unterſcheiden kann, in den ſie ihre Eyer gelegt, und welchen ſie am Ende ihres Leibes befeſtiget hat. Kein elender Geizhals hängt zäher an ſeinem Schatz, als dieſe Spinne an ihrem Sack. Obſchon er als eine große Ladung erſcheint, führt ſie ihn doch überall mit herum. Wenn Sie ihr ihn nehmen, ſo gibt ſie ſich alle Mühe ihn wieder zu bekommen, und keine Gefahr kann ſie zwingen die koſtbare Bürde zu verlaſſen. Sind ihre Bemühungen vergeblich, ſo ſcheint eine in Staunen übergehende Traurigkeit ſich ihrer zu bemächtigen, und dieſes vorzüglichen Gegenſtandes ihrer Liebe beraubt, ſcheint für ſie ſelbſt das Daſeyn die Reize verloren zu haben. Gelingt es ihr den Beutel wieder zu gewinnen, oder ſtellen Sie ihr ihn wieder zurück, ſo zeigen ihre Handlungen das Uebermaß ihrer Freude an. Sie ergreift ihn mit Heftigkeit und rennt mit der äußerſten Hurtigkeit damit an einen ſichern Platz. Bonnet ſezte dieſe wunderbare Anhänglichkeit auf eine rührende und entſchiedene Probe. Er trieb eine Spinne mit ihrem Beutel in die Grube eines großen Ameiſen-Löwen, eines gefräßigen Thieres, das ſich am Boden einer kegelförmigen Höhle verbirgt, die es in Sand gegraben hat, um eine unglückliche Beute, der es hinein zu fallen begegnet, zu erhaſchen. Die Spinne ſuchte davon zu rennen, war aber nicht ſchnell genug zu verhindern, daß der Ameiſen-Löwe ihren Eyerbeutel ergriff, den er unter den Sand zu zerren ſuchte. Sie machte die heftigſten Anſtrengungen, um den Streich ihres unſichtbaren Feindes zu nichte zu machen, und wehrte ſich ihrer Seits mit aller Macht. Der Leim übrigens, welcher ihren Beutel feſthielt, ging endlich entzwey, und der Beutel trennte ſich ab; aber die Spinne ergriff ihn augenblicklich wieder mit ihren Kiefern und verdoppelte ihre Anſtrengungen, ihr geliebtes Eigenthum vor dem Gegner zu retten. Es war vergeblich, der Ameiſen-Löwe war der Stärkere von Beyden, und trotz alles Zappelns der Spinne, zog er den Gegenſtand des Streites unter den Sand.

Die unglückliche Mutter hätte ihr eigenes Leben vor dem Feinde retten können, ſie brauchte nur den Beutel zu verlaſſen, und ſich aus der Grube zu machen. Aber, wunderbares Beyſpiel mütterlicher Zuneigung! ſie zog vor, ſich ſelbſt lebendig begraben zu laſſen mit ihrem Schatze, der ihr theurer als ihr Daſeyn iſt; und nur mit Gewalt entzog ſie endlich Bonnet dem ungleichen Kampf. Aber der Eyerbeutel blieb bey dem Mörder; und obſchon er ſie wiederholt mit einem Holzzweiglein zurückſtieß, ſo beharrte ſie doch darauf, beſtändig an den Fleck zurück zu kehren. Das Leben ſchien ihr eine Laſt geworden, und alle ihre Freuden in dem Grabe vergraben zu ſeyn, welches den Keim ihrer Nachkommenſchaft enthielt! (Bonnet II. 435).

Die Anhänglichkeit dieſer liebevollen Mutter beſchränkt ſich nicht auf ihre Eyer. Wenn die jungen Spinnen ausgeſchlüpft ſind, macht ſie ihnen einen Ausgang aus dem Beutel durch ein Loch, das ſie ihnen zu öffnen beſorgt iſt, und ohne das ſie nie herauskommen könnten (De Geer, VII. 194.); und dann hängen ſie ſich ihr, wie die Jungen der ſurinamiſchen Kröte (Rana pipa), haufenweiſe auf ihren Rücken, Bauch, Kopf und Füße; und in dieſem Zuſtand, worin ſie ein ſonderbares Ausſehen hat, führt ſie

dieſelben herum, füttert ſie bis zu ihrer erſten Mauſer, wo ſie groß genug ſind, ſich ſelbſt zu erhalten. — Ich habe mehr als einmal die Freude gehabt, dieſem anziehenden Schauſpiel zuzuſehen; wenn ich die Mutter faſt berührte, die ſo von Hunderten ihrer Nachkommenſchaft bedeckt war, ſo war es ſehr luſtig, ſie alle von ihrem Rücken laufen und nach allen Richtungen davon rennen zu ſehen. Eine gleiche Anhänglichkeit an Eyer und Junge zeigt ſich bey mehrern andern Gattungen derſelben Zunft, beſonders bey den Sippen Lycosia und Dolomedes Walk.: Aranea holosericea (Clubiona Walk.) fand De Geer in ihrem Neſt mit fünfzig oder ſechszig Jungen, wo ſie ihre gewöhnliche Furchtſamkeit gar nicht äußerte, und ſo hartnäckig bey ihnen blieb, daß er, um ſie wegzutreiben, das ganze Neſt in Stücke zerſchneiden mußte (VII. Bd. 268.).

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

(Beſchluß.)

Aeußerſt intereſſant iſt die Zuſammenſtellung in mehreren aufeinander folgenden Sälen, der Hauptprodukte des Lyoner Gewerbfleißes. Hier überſieht man faſt mit einem Blicke den jetzigen Zuſtand der Manufakturen und der zweyten Fabrikſtadt Frankreichs. Seidenſtoffe ſind nach wie vor der Hauptgegenſtand derſelben. Man könnte achtzig bis hundert verſchiedene Arten derſelben zählen, von dem einfachen Taffent bis zu den ſchweren mit Gold und Silber geſtickten Stoffen zu Kirchenzierrathen und Verzierung von Palläſten. Auch kommen Shawls zum Vorſchein; man ſieht aber, daß die Lyoner hierin noch nicht die erſten ſind; dagegen gebühren die aus Seide gewebten Herren- und Damenhüte, wie auch filzene und Caſtorhüte ihnen an; in Hinſicht der Hutmacherey iſt Lyon wie in den Seidenwaaren die erſte Stadt Frankreichs. In den folgenden Sälen würde ein Philoſoph manchmal ausrufen: O Eitelkeit, o unnütze Pracht! Da gibt es Vaſen und Toiletten von Kryſtall mit vergoldeter Einfaſſung, künſtlich eingelegte Meublen, ebenfalls mit vergoldeter Bronze, bemaltes Porzellan, ungeheure Surtouts aus vergoldeter Bronze und Kryſtall für Fürſtentafeln, Tapeten, allerley Arbeiten aus Elfenbein, Perlenmutter, Kirchengeräthe mit künſtlicher Verarbeitung, unter andern eine goldene Monſtranz mit kryſtallenen Strahlen, die das non plus ultra der Pariſer Goldſchmiede zu ſeyn ſcheint, elegant eingelegte Tiſche aus mancherley Holz, Stahlwaaren, ſogar Blumen von Stahl, und tauſend andere Dinge, die der mittelmäßige Stand füglich entbehren kann und welche die großen Gemächer vortrefflich zieren. Nicht fern von der zum Hinabſteigen beſtimmten Treppe findet man noch einige nützliche Erfindungen, z. B. wellenförmig geſtreiftes dickes Glas zu Leuchtthürmen, auch ſteht in einem der vorigen Säle ein gläſerner Cylinder, der 52 Zoll hoch iſt. Was doch für eine Lunge dazu gehört hat, um dieſen herauszublaſen! Ferner Muſter von Thurmuhren, welche der in Paris anſäſſige deutſche Uhrmacher Wagner verfertigt. Faſt alle alten Thurmuhren ſind ſchwerfällige, aus dickem Eiſen verfertigte Werke, die einen großen Raum einnehmen und mit Mühe aufgewunden werden. Wagner ſchließt den ganzen Apparat der Thurmuhr in einem Käſtchen ein; die Räder ſind nicht viel größer als an einer großen Wanduhr, und das Ganze läßt ſich mit einer Hand wegtragen. Einer der auffallendſten Gegenſtände bey der dießjährigen Ausſtellung ſind die vielen ſonderbaren Nachahmungen natürlicher Produkte. Um ſich eine wahre Luſt zu verſchaffen, müßte man alle dieſe Gegenſtände in einem Gemache vereinigen, wo man einen eben aus der Provinz angekommenen Freund, der von den neuern Erfindungen nichts weiß, erwartete. Ich ſetze den Fall, daß dieß geſchehen ſey und daß der Freund eintritt. Die vielen ſchön verarbeiteten Sachen würden ihm anfangs einen überraſchenden Anblick gewähren; er würde eins nach dem andern betrachten, ſtumm anſtaunen und dann ungefähr folgende Unterhaltung mit mir anſpinnen. „Wie man doch in Paris ſchön zu arbeiten weiß, und wie leicht man doch Alles, was zur Verzierung eines Gemaches gehört, zuſammen finden kann! Ich, der ich alle dieſe Sachen zum Erſtenmale ſehe, muß ſie mit Fragen beſtürmen. Um mit den zwey Bildſäulen anzufangen, die vorn am Eingange in Lebensgröße ſtehen, ſo ſehe ich wohl, daß ſie von Stein ſind, vermuthlich ſind ſie den antiken Statuen nachgebildet; aber wie heißt der geſchickte Künſtler, der ſie in Stein ausgehauen hat? — Ich lächelnd: ausgehauen hat ſie Niemand, ſie ſind modellirt. — Er: Wie läßt ſich am Stein modelliren? — Ich: Der Anſchein täuſcht Sie, die Statuen ſind nicht von Stein, ſondern von Carton-pierre.“ — Nachdem nun der Freund von ſeinem Erſtaunen über den Carton-pierre zurückgekommen iſt, ſezt er ſeine Unterſuchung fort: „Aber dieſe großen Kandelaber ſind wohl von ausländiſchem Porphyr? denn ich wüßte nicht, daß Frankreich ſolchen Porphyr hervorbringt. — Ich: Freylich nicht, aber Herr Utzſchneider fabrizirt ihn!“ Das würde dann wieder Anlaß zum Staunen geben; der Freund würde ſich mit etwas Mißtrauen zu den andern Sachen wenden. Dieſen Marmor, womit ihr Kamin bekleidet iſt, wird doch Frankreich hervorgebracht haben? — Nicht doch, man hat ihn in einer Fabrik der Vorſtadt St. Antoine hervorgebracht. — Aber an dem in Holz geſchnittenen Basrelief, das Sie da hängen haben, werde ich mich doch nicht täuſchen können; hier iſt doch natürliches Holz; — wieder ein Irrthum: das Basrelief iſt abgeformt, und das anſcheinliche Holz iſt eine Kompoſition. — Nun wagt der Freund kaum etwas in dem Gemache für natürliche Materie zu halten. „Daß Ihre Gemälde an der Wand keine wirklichen ſind, werden Sie doch nicht behaupten?“ Da ſah ich Omegants Schaafe, Vernets Mondſchein, Raphaels Madonna di St. Sisto, Ommarne's und Schwebachs Landſchaften mit Figuren; ſehr getreu kopirt; ſonderbar, dieſelben Gemälde habe ich heute ſchon an zwey oder drey Orten geſehen; Sie müſſen wohl ſehr rüſtige Kopiſten hier in Paris haben?“ — „Gewiß, denn Sie können ſich in Zeit von einer Stunde wenigſtens zwanzig Kopien eines und deſſelben Gemäldes verſchaffen. Aber was Sie als Gemälde anſehen, iſt blos von dem Fabrikanten Malaveau lithochromirt. Das Lithochromiren iſt wieder etwas ganz Neues für meinen Antömmling aus der Provinz. Ich mache ihm begreiflich, daß durch dieſes Verfahren mit Oel auf Leinwand abgedruckt wird; das Weitere kenne ich ſelbſt nicht, denn der Erfinder macht noch ein Geheimniß daraus. Wir gehen weiter. O was die Blumen anbetrifft, die ſie unter Glas ſtehen haben, ſagt der Freundling, ſo ſehe ich wohl, daß ſie, ihres natürlichen Anſcheines ungeachtet, von Leinwand oder Papier ſind?“ — „Ei Freund, Sie ſind weit davon entfernt, auf die wahre Materie zu rathen, ſie ſind aus Fiſchbein geſchnitten. — Nun bisher habe ich mich in Allem geirrt, was ich bey Ihnen geſehen habe; Eins aber, fährt er lachend fort, werde ich doch wohl ohne Zurechtweiſung rathen; die Weintrauben, die Sie unter einem andern Glaſe liegen haben, könnten mich täuſchen, wenn ich nicht wüßte, daß man ſie in Wachs ſehr gut nachahmt. — „O Freund, bey dieſen haben Sie nun völlig gefehlt; ſie ſind von duftender Seife, riechen Sie doch nur!“ Ich glaube, zuletzt würde der Freund Alles in Paris für fabrizirt halten und bey der Rückkunft in ſeinem Städtchen nicht genug von der ſonderbaren großen Stadt erzählen können, wo man Blumen aus Fiſchbein ſchneidet, Holz in Formen gießt, und Seife in Früchte verwandelt.

D. g.

Nro. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 13. November 1823.

Auch des Tanzes Muſe ſteht von ferne.
Sie, die munrer Tänze Reih'n ſo gerne,
Gerne holde Tänzerinnen ſieht;
Schweigend ſteht ſie, und in ihren Blicken
Trüben Mißmuth, kehret ſie den Rücken
Dieſen wilden Tänzen — und entflieht.

Aus einem Journal.

Der Tanz.

(Nach dem Magyariſchen.)

Schau wie des Tanzes verſchiedene Weiſe in ſpielendem Wechſel
Malet den Geiſt des Volks, ſeiner Empfindungen Kreis.
Mit drey Schritten walzet der Deutſche und dreht ſich im Kreiſe,
Hält die Gefährtin im Arm, führt ſie die ſchwebende Bahn.
Einfach iſt der Deutſche in Allem, und freuet ſich ruhig,
Eine umarmet er nur; liebt er, ſo iſt er auch treu.
Flüchtig und künſtlich tanzt der Franzoſe, liebängelt und ſcherzet,
Wechſelt die Tänzerin, beut dieſer, bald jener die Hand.
Feurig iſt er und raſch, in der Freud' hingaukelnd wie Kinder,
Stets doch gefällt er ſich ſelbſt, wechſelt das Liebchen gar oft.
Pindar iſt der Magyare, fort reißt der Begeiſterung Sturm ihn,
Drückt der Empfindungen Glut aus im entflammeten Tanz.
Liebebewegt ſchwebt ſchmachtend er hin wie ein zärtliches Lüftchen,
Webet im zierlichen Schritt, was ihm das Innre bewegt.
Hell auflodernd fährt er nun auf, verſchmähet das Mädchen,
Tanzet allein voll Muth, bebend dröhnet die Erd'!
Dieß iſt der Krieger Tanz; Kinizſi ſprang blutigen Armes,
Und ſeine Krieger ſo, Leichen der Feinde umher.
Seine geheimen Regeln ſind nicht von Meiſtern geſammelt,
Er iſt ſich ſelber Geſetz, ſchränkt ſeine Gluthen ſelbſt ein.
Der iſt ein Mann der zum ungriſchen Tanz iſt geboren, er juble!
Männliche Stärke und Gluth ſpannen die Nerven ihm an.

Daniel Berzsenyi.

Ueber die Sorge der Inſekten für ihre Jungen.

(Fortſetzung.)

Ich muß Sie nun zu den Inſekten führen, welche in Geſellſchaft leben, und Wohnungen in Gemeinſchaft bauen, wie Ameiſen, Weſpen, Bienen, Hummeln und Termiten, deren großer Zweck die Ernährung und Erziehung ihrer Jungen iſt, oft mit Aufſammeln eines Wintervorraths für dieſelben verbunden. Von dem Verfahren mancher dieſer Inſekten wiſſen wir vergleichungsweiſe nichts. Es gibt wahrſcheinlich mehrere Hundert verſchiedene Gattungen von Bienen, die in Geſellſchaft leben und Neſter von verſchiedener und eigenthümlicher Bauart machen. Die Einrichtungen dieſer Geſellſchaften ſind wahrſcheinlich

so mannigfaltig, als die äußere Gestalt ihrer Nester, und ihre Sitten wahrscheinlich im höchsten Grade merkwürdig; jedoch unsere Kenntniß ist ziemlich auf die Haushaltung der Stockbiene und einiger Hummelgattungen eingeschränkt. Dasselbe kann man von Ameisen, Wespen und Termiten sagen, von denen wir, obschon es eine große Menge verschiedener Arten gibt, doch nur von sehr wenigen die Geschichte wissen. Sie werden daher nicht mehr, als einen Umriß der wichtigsten Züge von ihrer Liebe gegen die Jungen erwarten, die sich bey der gemeinen Gattung einer jeden Sippe äußert. Ein Umstand muß, in Rücksicht auf die Erziehung der Jungen der meisten dieser gesellschaftlichen Insekten, vorausgeschickt werden, der in der That außerordentlich ist, und ohne Parallele in irgend einem Fache der Natur; nämlich, daß dieses Geschäft, außer bey besondern Umständen, nicht von dem Weibchen unternommen wird, welches sie zur Welt gebracht; sondern von den Arbeitern oder Geschlechtslosen, wie man sie zuweilen nennt, welche, obschon mit den Nachkommen der gemeinschaftlichen Mutter, durch keine andere, als geschwisterlichen Bande verbunden, doch gegen sie alle Zeichen der wärmsten mütterlichen Zuneigung äußern, ihnen Wohnungen bauen, sie füttern und unaufhörlich pflegen, und willig ihr Leben opfern in Vertheidigung dieser theuern Pfleglinge. So wird die Unfruchtbarkeit selbst ein Werkzeug der Erhaltung und Vervielfältigung der Gattungen; und zu fruchtbare Weibchen, als daß sie alle ihre Jungen erziehen könnten, sind von der Vorsehung mit einem besondern Rechte begnadigt, ohne welches neun Zehntel ihrer Nachkommenschaft zu Grunde gehen müßten.

Der entschiedenste Verächter der Insekten, und dessen, was sie betrifft, der nie es werth gehalten hat, seine Augen für irgend einen Theil ihrer Haushaltung zu öffnen, muß doch auch, ohne es zu wollen, die auffallende Anhänglichkeit bemerkt haben, welche die Einwohner eines aufgestörten Ameisenhaufens gegen gewisse kleine, längliche, weiße Körper zeigen, womit er gewöhnlich ausgefüllt ist.

Er muß bemerkt haben, daß die Ameisen viel weniger bemüht sind für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, als diese kleinen Körper an einen sichern Ort zu schaffen. Um dieses zu bewirken, ist die ganze Gemeinde in Bewegung, keine Gefahr kann sie abhalten, die Erreichung dieses Zweckes durchzusetzen. Ein Beobachter schnitt eine Ameise entzwey; das arme zerstümmelte Thier ließ doch nicht nach in seinen liebevollen Anstrengungen. Mit der Hälfte des Leibes, woran der Kopf blieb, versuchte es, ehe es verschied, zehn dieser weißen Massen in das Innere des Nestes zu schleppen! Sie werden wohl rathen, daß diese anziehenden Gegenstände die Ameisenjungen sind in einem der ersten oder unvollkommenen Zustände. Es sind nicht selbst die Eyer, wie man gemeiniglich glaubt, sondern die Puppen, welche die Arbeitsameisen mit der geduldigsten Ausdauer pflegen. Aber ich muß Ihnen eine umständliche Erzählung von ihren Geschäften machen, und mit dem wirklichen Ey anfangen.

Diese sind so klein, daß man sie mit dem bloßen Auge kaum bemerken kann. Sobald sie von der Ameisen-Königin gelegt sind, welche sie bey ihrem Herumgehen in dem Nest, wo es sich eben trifft, fallen läßt, werden sie von den Arbeitern in Pflege genommen, welche sie unmittelbar aufnehmen, und in ihrem Munde auf kleine Häufchen tragen, wo sie dieselben mit ihrer Zunge rück- und vorwärts drehen, um sie zu befeuchten, ohne das aus ihnen nichts werden würde. Sie legen sie dann auf Haufen in abgesonderten Kammern (Huber, 69.), und pflegen sie beständig, bis sie zu Larven ausgeschlüpft sind. Während des Tages schaffen sie dieselben oft von einem Theil des Nestes in einen andern, so wie sie eine wärmere oder kühlere, eine feuchtere oder trocknere Atmosphäre bedürfen; und in den Zwischenzeiten brüten sie darüber gleichsam, um ihnen die gehörige Wärme zu ertheilen (De Geer II., 1099.).

Man hat Versuche gemacht, um zu erfahren, ob diese unermüdlichen Ammen ihre Eyer von eingemischten Salz- und Zuckerstückchen unterscheiden können, die einem gewöhnlichen Beobachter äußerst ähnlich vorkommen; aber das Ergebniß war beständig zu Gunsten der Unterscheidungsgabe der Ameisen. Sie lasen jedesmal die Eyer heraus, mit welchen Materialien sie auch vermengt worden waren, und brachten sie wieder in die vorige Ordnung (Gould, 37.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nördliche Expedition unter Kapitän Parry, um eine nord-westliche Durchfahrt nach dem großen Ocean zu finden.

(Fortsetzung.)

Die Brillen, welche die Eskimoer tragen, sind ein anderer Gegenstand, welcher erwähnt zu werden verdient. Sie bestehen aus einem ganz dünne geschabten Stückchen Holz, das einer Binde gleicht, und da, wo wir die Gläser zu tragen pflegen, mit zwey engen, wagerechten Einschnitten, etwa wie Schweinsaugen versehen. Ein Rand, etwa einen Zoll breit, steht, wie bey einem Hute, an dem Holze auswärts, und diese einfache Erfindung schützt, wenn sie um den Kopf gebunden wird, die Augen vor dem umherwehenden Schnee und den Eistheilchen, und vermehrt die Schärfe des Gesichts.

Nachdem wir bereits die Längen- und Breitengrade, wohin unsere Seefahrer gedrungen sind, ihre Ueberwint-

rung und dergleichen angeführt haben, ist es unnöthig, mehr darüber zu sagen, weil diese Reise unsere geographischen Kenntnisse wenig erweitert hat, und im Grunde nicht mehr geschehen ist, als was Middleton und frühere Seefahrer bereits gethan hatten. Das Lezte sehr besonders blieb so ganz ohne allen wissenschaftlichen Gewinn, daß die Schiffe ganz wohl im Herbst 1822 hätten zurückkehren können, wenn es bey solchen Unternehmungen nicht erforderlich wäre, auszuharren, so lange noch die mindeste Hoffnung übrig bleibt. Obgleich nun aber diese Expedition gänzlich in ihrem Wagestück gescheitert ist, so ist es doch wahrscheinlich, daß mehrere Verbindungen mit den Polarmeeren statt finden, und daß die tauglichsten hierzu, allem Anscheine nach, im Lankaster-Sunde zu suchen sind, wo Kapitän Roß den Weg dazu bahnte, ihn aber nicht verfolgte. Die Bucht, worin unsere Seefahrer den zweyten Winter zubrachten, bot eine feste Eismasse dar. Sie ist ungefähr zehn Meilen breit, und ihre Länge ungewiß. Die Ebbe läuft süd-westlich, und die Fluth süd-östlich. Kleine Kanäle zogen sich durch dieselbe hin; allein sie waren nicht breit genug, die Schiffe durchzubringen. So lange sie hier lagen, und überhaupt die ganze Reise hindurch, schienen sie weniger vom Eise gelitten zu haben. Nur einmal trieb ein Eisfeld, mit einer Schnelligkeit von zwey Meilen auf die Stunde, gegen den Hecla an, hüpfte ihn beynahe aus dem Wasser, und durchschnitt fünf der stärksten Taue, an welchen er vor Anker lag.

Die Sonne verschwand einen Monat lang. Den 9. Juni zeigte sich die erste Blume; es war ein schöner, blau gefärbter Saxifragus. Um die Langeweile zu vertreiben, lebte die Mannschaft zuweilen am Ufer in Zelten, jagte, schoß und fischte für den allgemeinen Bedarf. Rennthiere wurden erlegt, wovon das schwerste 150 Pfund wog, und eine sehr erwünschte Speise gewährte. Die Eskimoer brachten auch Herz, Leber und Nieren von Wallfischen und Wallrossen; und obgleich diese Gegenstände europäischen Gaumen nicht recht behagen wollten, so wurden sie doch mit vielem Appetit verzehrt. Den Berichten der Eingebornen zu Folge, fanden sich Rennthiere auf der großen, gegen Norden befindlichen Insel; und Moschusochsen waren westlich von der Expedition zu sehen. Vögel waren in zahlloser Menge vorhanden; allein ihr Fleisch war thranartig und unangenehm, wurde aber dennoch zuweilen benuzt, um die arktische Küche zu verändern. Gartenbau war eine andere Beschäftigung. Wie auf der ersten Reise, wurden Senf und Kresse gezogen, und der Mannschaft gereicht, um ihre Gesundheit zu erhalten, welche im Ganzen genommen sehr vortrefflich geblieben ist, da die Equipage nur fünf Mann verloren hat. Die beyden ersten starben auf der Fury, im Jahr 1822, innerhalb vier-und-zwanzig Stunden nach einander; der eine an Entzündung, im Körper, und der andere an langwährender Schwindsucht. Sie wurden in demselben Grabe beerdigt, ein Steinhaufe über ihren Gebeinen errichtet, und ihre Namen auf einem der breitesten eingegraben. Bald darauf fiel ein Matrose auf dem Hecla vom Mast herunter, brach den Hals, und blieb auf der Stelle todt. Der vierte starb lezten Frühling auf demselben Schiffe an der Ruhr, und vor ungefähr sechs Wochen erlag Herr Foffe, auf der Rückkehr nach der Heimath, am Skorbut.

Landreisen wurden nicht viel unternommen. Die größte machte Lieutenant Hoppner, mit einem Theile der Mannschaft unter seinen Befehlen, auf die Nachricht, welche die Eskimoer gebracht hatten, daß im Jahre 1822 zwey Schiffe, fünf Tagreisen in nördlicher Richtung, gescheitert wären, wo die Trümmer noch aufgehäuft lägen. Die Wahrheit dieser Nachricht wurde durch Faßdauben und Eisen, die sie in ihrem Besitze hatten, erwiesen. Sie sagten aus, daß die Mannschaft in Booten weggegangen sey; wohin aber, wußten sie nicht. Um zu erfahren, wer die Gescheiterten waren, machte sich Lieutenant Hoppner mit seiner Mannschaft auf den Weg, begleitet von den Eingebornen als Wegweiser; allein nachdem sie einige Tagreisen weit gekommen waren, erklärten die Leztern, daß sie nicht weiter gehen wollten, gaben die Richtung an, wo die Schiffe zu finden seyen, und bemerkten ihren europäischen Reisegefährten, daß sie allein gehen könnten; die Gefahr war aber zu groß, und sie kehrten nach einem fruchtlosen Marsche zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Ein Einwohner Altonas widerlegt, wahrscheinlich aus sehr lobenswerthen Gründen, aber mit sehr vielen Worten und, bey einer guten Sache, unnöthigem Eifer, einen Korrespondenz-Artikel aus Hamburg in Nro. 224. Wir führen aus seinem langen Aufsatze die Thatsachen mit seinen eignen Ausdrücken, nur die gehäuften Phrasen und uneigentlichen Beywörter als unzweckmäßig unterdrückend, hier an, indem wir es den Unterrichteten überlassen, über beyde Darstellungen zu entscheiden. Bey öffentlichen Vorfällen liegt der Redaktion nichts ob, als in anständigem Styl die Stimme des Einen und des Andern laut werden zu lassen.

Der Korrespondenz-Artikel im Morgenblatt sagt:

Daß Se. Majestät der König von Dänemark bey der lezten Anwesenheit in Altona, mit den Gefängnissen unzufrieden gewesen, und solche der Gesundheit nachtheilig zu seyn befunden haben solle.

Daß der Johann Heinrich Wiehlmann, den der König persönlich gesehen haben solle, seitdem gelinder behandelt

werde, und sein Gefängniß verbessert sey; und als hauptsächlich anstößig,

daß Wiehlmann in einem fest zugemauerten unterirdischen Gewölbe, wohin kein Strahl der Sonne gedrungen sey, gesessen habe;

Nach dem, was in der hiesigen Stadt allgemein bekannt ist, und nach angestellter sorgfältiger Erkundigung bey wohl unterrichteten Personen, kann man versichern, daß hierin viel Irrthum ist. Ist es gleich gegründet, daß der König auch das, in dem zweyten Stockwerke des, am Rathhausmarkte belegenen, unten zur Hauptwache benutzten, gewöhnlich Arresthaus benannten Gebäudes, befindliche Kriminalgefängniß — das einzige, worin hieselbst dergleichen Gefangene bewahrt werden — auf wenige Augenblicke besucht hat: so ist es doch falsch, daß dem Könige der daselbst verwahrte Wiehlmann zu Gesicht gekommen sey. Freylich kann ein Privatmann, der nicht zugegen war, als das Auge des Königs auf die Kriminalgefängnisse gerichtet wurde, nicht wissen, welche Worte etwa der Monarch in dem Augenblicke der Besichtigung gegen seine nächste Umgebung gesprochen haben mag. Wer die öffentliche Anstalt in Altona kennt, und besonders einen einzigen Blick in jene Kriminalgefängnisse gethan hat, muß vollkommen gewiß seyn, daß der Ausdruck einer Unzufriedenheit über die Einrichtung derselben unmöglich ist: die bloße Ansicht des Gebäudes, worin sie sich befinden, und das vor kaum 25 Jahren neu erbauet und zu jenem Zwecke eingerichtet ist, kann dieses lehren. Die, wie schon angeführt, im zweyten Stockwerke desselben befindlichen sieben verschiedenen Kammern für die Gefangenen haben ihre, freylich mit eisernen Stangen wohl versehenen großen Fenster, nach der Straße hin, und sind nicht blos mehr als nöthig (?) hell, sondern sie sind auch angemessen hoch und geräumig, und mit der nöthigen Einrichtung zur nächtlichen Ruhe und zur Erwärmung im Winter versehen. Zwey andere, an der hintern Seite des zweyten Stockwerks des Gebäudes gelegene Kammern, die zur Aufbewahrung der gefährlichern, der Flucht besonders verdächtigen Gefangenen bestimmt sind, hat man mit noch größerer Vorsicht zu diesem Zwecke eingerichtet, weßhalb namentlich die, in den Hof des Gebäudes gehenden Fenster kleiner und höher als die übrigen angebracht sind; aber auch diese entbehren des Lichts und der Erwärmung im Winter, so wie der sonstigen, zur Ruhe der Gefangenen nöthigen Einrichtungen eben so wenig als die nach der Straße hingehenden Kammern; beyde werden jährlich (?) vom Polizeymeister untersucht und die menschliche Behandlung der Gefangenen aufrecht erhalten. Der Monarch hatte um so weniger Anlaß zum Tadeln, da er die Gefängnisse bis auf drey Kammern für Wiehlmann, dessen Frau und einen dritten hier verwahrten Gefangenen unbesetzt gefunden hat, mithin auch hierin einen Beweis guter Ordnung und möglichst schneller Justizpflege erkannt haben mag. Ungegründet ist es ferner, daß seit des Königs Anwesenheit das Gefängniß des Wiehlmann verbessert und er selbst gelinder behandelt worden sey. Wiehlmann befindet sich, dem sichern Vernehmen nach, in demselben Gefängnisse, das er, seit seiner Ankunft in Altona, als Gefangener bewohnt hat, nämlich in einer der obengedachten, nach dem Hof hingehenden Kammern. Was von der Beschaffenheit derselben zu halten ist, mag die sichere Thatsache lehren, daß der Geistliche, der zu Wiehlmann gegangen ist, und der dem Wiehlmann gerichtlich zugeordnete Vertheidiger, bey den oftmaligen Besuchen, die sie bey ihm gemacht und häufig sehr verlängert haben, von der Befugniß, den Gefangenen in eine der andern Kammern bringen zu lassen, nie Gebrauch gemacht haben, sondern in seinem gewöhnlichen Gefängnisse bey ihm geblieben sind. Einer gelindern Behandlung, als der bisherigen, bedurfte Wiehlmann nicht, weil er, mit alleiniger Ausnahme der zu seiner sichern Festhaltung erforderlichen, übrigens der Ordnung angemessenen und nach wie vor beybehaltenen Maßregeln, niemals strenge, oder gar hart behandelt ist, und ihm namentlich, obgleich während seiner Gefangenschaft die, zur täglichen Verpflegung der Gefangenen bestimmte, ihnen bekannte Summe, wegen der eingetretenen wohlfeileren Preise der ersten Lebensbedürfnisse herabgesetzt worden, der bey seinem Eintritte geltende höhere Betrag unverkürzt gelassen ist. So enthält jener Korrespondenz-Artikel auch einen Irrthum über den Ort, wo Wiehlmann gefangen gehalten seyn soll. Die Hauptwache, in deren zweytem Stockwerke die hiesigen Kriminalgefangenen verwahrt werden, hat gar keinen Keller, geschweige denn unterirdische Gewölbe, weder zugemauerte, noch mit Fenstern versehene; und wenn gleich unter der gegenüber belegenen Wohnung des Gefangenwärters ein als Gefängniß zu benutzender Keller befindlich ist: so ist es doch stadtkundig, *) daß derselbe als solches seit vielen Jahren nur von den französischen und holländischen Truppen benuzt ist, die in den Jahren 1808 und 1809 ihre Gefangenen haufenweise darin aufbewahrten. Wo Wiehlmann, seit er als Gefangener hier ist, verwahrt worden, ist oben angeführt. Dort ist er, wie seine frühere Entweichung und der Versuch, die ihn in Mecklenburg verhaftenden Personen zu bestechen, es nöthig machten, geschlossen gehalten.

Die Darstellung von Wiehlmanns Prozeß in besagter Korrespondenz des Morgenblattes ist auch irrig. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, sich über eine Sache, die, dem Vernehmen nach, gerade jetzt zur richterlichen Entscheidung stehet, weitläuftiger zu äußern, wozu auch die gänzlich fehlende eigene Ansicht der Untersuchungsprotokolle erforderlich wäre. So viel mag jedoch angeführt werden, daß die Behauptung jenes Aufsatzes, nach welcher das in der Nähe des ermordeten Advokaten Rahtgen gefundene abgebrochene Messer zu einem Messer des Wiehlmann gemacht wird, eben so wenig durch die Akten erwiesen seyn soll, als die Thatsache; „daß Wiehlmann die in der Nacht der Ermordung geraubten Staatspapiere des Ermordeten, bald nach dem Morde in Besitz gehabt und darüber disponirt hat," durch die Anführung, daß sie in seiner Briefstasche entdeckt worden, entstellt ist. Dennoch soll, nach dem Urtheile Sachkundiger, über das Schicksal des Gefangenen nicht abstimmender Männer, durch die Untersuchung so viel ausgemittelt seyn, daß Wiehlmann, nach dem ganzen Inhalte der Akten, und besonders nach seinen eigenen, vermeintlich zum Beweise seiner Unschuld dienenden Aussagen, oder vielmehr Ausflüchten, als der ungezweifelte und höchst wahrscheinlich alleinige Urheber des an dem Advokaten Rahtgen begangenen frevelhaften Raubmordes anzusehen ist. Ob aber bey dem fehlenden Geständnisse des Wiehlmann die, aus den Untersuchungsakten sich ergebenden, wenn gleich vollständigen, künstlichen Beweismittel, nach den bestehenden Landesgesetzen, die das Erforschungsmittel der Folter schon vor mehr als fünfzig Jahren abgeschafft haben, zur Erkennung der ordentlichen Strafe hinreichend seyn werden, getraue ich mir nicht zu entscheiden.

*) Der Einsender hat wahrscheinlich recht, aber eine Stadtkunde möchte keine Widerlegung seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Nro. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. November 1823.

„Wohrer nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“
Das sind Grillen! uns selbst und unsre gute Bekannte,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
Shakespeare's Schatten von Schiller.

Die Kunst zu präsidiren.

(Ein Bruchstück aus den geheimen Papieren eines ehemaligen Reichsstädters.)

Im Jahr 1794 befand ich mich auf einer Hochschule Süddeutschlands. Die Franzosen fochten damals unter Pichegru und Jourdan; Clairfait und Wurmser befehligten die Kaiserlichen. Die Preußen hatten Frieden geschlossen, und den Kampfplatz verlassen. Oft wurden die Musensöhne durch den Donner der Kanonen aus den Hörsälen verscheucht. Wenige von uns hatte der Freyheitsschwindel angesteckt, darum sangen wir in unsern Abendgesellschaften mit Vater Gleim:

Für Freyheit streitet ihr, Franzosen! nicht, ihr streitet
Für dreyer Teufel Tyrannen.
Ihr werdet, Alle gleich, am Narrenseil geleitet;
Von euch ist Keiner frey!

Einst wurden wir aufgefordert, für die kaiserliche Reichsarmee Patronen zu verfertigen. Emsig hatten die Bursche schon den ganzen Morgen im Zeughause gearbeitet, als ich unter den vorhandenen Papieren eines bemerkte, das zierlicher als die übrigen geschrieben war, und das, nebst den andern, wie ich glaube, aus irgend einer Kanzley kam, da die Buchhandlung zu derselben Zeit noch nicht so viel Makulatur lieferte, wie jezt. Ich schob das Papier in meine Tasche, und Abends, bevor ich mich ins Bett legte, blätterte ich es durch. Leider fehlte der Anfang und das Ende. Ich hob es jedoch auf.

Da man jezt die alte, liebe, gute Zeit von so vielen Seiten angreifet — man weiß freylich wohl, warum? — dacht' ich lezthin wieder an das Patronenpapier — so hatte ich es überschrieben — und da es wirklich sehr weise Lehren aus der alten, lieben, guten Zeit enthält, will ich es der Lesewelt nicht länger vorenthalten, der es, wenigstens zum Theil, sehr nützlich werden könnte.

Am Original habe ich nichts abgeändert, sondern nur den Titel hinzugefügt, weil jede Sache einen Namen haben muß, welchen übrigens auch der Inhalt rechtfertigen mag.

*

. . . . . .

. . . . . .

Ich bin so eben von der Universität zurück, wo ich mich wacker mit Meister Martini, Heineccius, Hellfeld, Höpfner, den Pandekten und dem Corpus Juris herumgetummelt habe. Meinen Vasen und Muhmen brachte ich schöne Bänder und Rosenkränze, meinen Oheimen und Vettern hingegen Knackwürste und Trüffeln mit. Wie mich Alles lobt und preiset, und meine Schulweisheit ausposaunt. Ich werde nicht lange im Schatten stehen!

*

Ich habe schon viele Versuche gemacht. Wie man mich hätschelt, besonders da, wo es heirathsfähige Mädchen gibt, und die fehlen, Gottlob! nirgends. Ihre Gefallsucht ergözt mich sehr.

*

Wer herrschen will, muß die Menschen geschmeidig zu machen wissen. Ich frömmle daher mit den Betschwestern, und Abends pokulire ich mit den Herren. Dadurch habe ich Gelegenheit, ihre schwache Seite kennen zu lernen, und meine Kenntnisse und Lebenserfahrungen auszukramen. Ich imponire, und gebe schon allenthalben den Ton an.

*

Ich habe gewählt, nicht nach dem Gesicht, sondern nach dem Gedicht. Meine Braut ist nicht mehr jung, aber reich und haushälterisch: zwey Haupttugenden, die man so selten vereint findet. Freylich rümpfen die jungen Gänschen die allerliebsten Näschen. . . . . Ich kann ihnen wahrlich nicht helfen; denn die Ehen werden ja im Himmel geschlossen!

*

Der Hochzeittag ist glücklicher Weise vorüber. Mit ihm haben die sogenannten Flitterwochen, die ich nur dem Namen nach kenne, aber wohl ahne, angefangen, und . . . . aufgehört. Doch, man muß sich in sein Schicksal fügen, was freylich nicht schwer, wenn es in Gold eingefaßt ist; übrigens . . . . . .

*

Ich lebe mit meiner Frau auf dem besten Fuße. Sie liebt mich wie ihren Augapfel. Sie scheint beynahe verjüngt, und doch denkt sie schon an meine künftige Versorgung; denn nie geht sie die Treppen des Hauses auf der gleichen Stelle herunter oder hinauf: bald in der Mitte, dann auf der rechten, und endlich auf der linken Seite. Als ich sie um die Ursache dieser scheinbaren Sonderbarkeit fragte, antwortete sie mir ganz treuherzig; „Damit Ihre künftige Gemahlin sie nicht geschliffen finde."

Die gute Seele!

*

Ich mache mir Freunde und Gönner; denn ich gebe jeden Monat eine Gasterey. Durch zweckmäßige Geschenke habe ich schon die ganze Geistlichkeit auf meine Seite gezogen. Diese selbstsüchtigen Herren sind so leicht zu kirren, wenn man es nur zu machen versteht. Aus Erkenntlichkeit haben sie mich schon zum Präses der frommen Skapulier-Brüderschaft erwählen lassen. Freylich sind ihre Predigten höchst langweilig; allein man kann auf schickliche Weise schlummern; das befördert die Verdauung.

*

Bey einer Prozession habe ich dem Senior der Brüderschaft, aus Achtung für sein Greisenhaar und seine Scheinbemuth, den Vortritt eingeräumt. Das hat Aufsehen erregt. Den andern Tag hat er mich zu Tische gebeten. Nun habe ich seine ganze zahlreiche Sippschaft für mich.

*

Die Schneidergilde, in die ich mich aufnehmen ließ, hat mich heute zu ihrem Zunftmeister ernannt. Beym Abendschmause trank man unter Becherklang meine Gesundheit. Wie angenehm wurden meine Ohren gekitzelt, als man in Unisono sang: „Er lebe wohl, er lebe tausend Jahre!" — Ich habe so göttlich in Morpheus Armen geschlafen, als wenn der Wunsch unmittelbar wirken sollte.

*

Aus Erkenntlichkeit habe ich alle meine Zunftbrüder, die Schneider und Schneiderlein, von und ohne Profession, nebst ihren Frauen und Töchtern, zu einem Vesperbrode auf meinem Gartenhause eingeladen. Sie thaten sich gütlich. Als die Fiedler im Saale einen Walzer aufstrichen, da gab's einen Jubel ohne Ende. Es ward bis Mitternacht gezecht und getanzt. Die Mädchen waren sehr zärtlich. Mir zu Liebe — was doch der Einfluß nicht vermag — wurden die Stadtthore, die man sonst schon um acht Uhr Abends zu schließen pflegt, wieder geöffnet. Eine solche Ehre hatte man nur dem . . . . . Feinde vor zweyhundert Jahren erwiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nördliche Expedition unter Kapitän Parry, um eine nord-westliche Durchfahrt nach dem großen Ocean zu finden.

(Beschluß.)

Auf diesen und andern kleinen Wanderungen wurde der Nutzen der amerikanischen Hunde jener Gegenden besonders einleuchtend. Diese starken und abgehärteten Thiere ziehen die Schlitten fünf englische Meilen weit und darüber in einer Stunde, und wenn acht davon zusammen geschirrt sind, ziehen sie drey bis vier Personen mit derselben Geschwindigkeit davon. Einmal wurde ein Anker, eine Tonne wiegend, durch sechszehn Hunde nach seiner Bestimmung gezogen; und im Allgemeinen zieht jeder derselben eine Last von hundert Pfund. Auf der Jagd sind diese Thiere kräftig und kühn. Sie fallen Eisbäre an, halten sie an ihren zottigen Haaren fest, und matten sie so lange ab, bis die Eskimoer herzu kommen, und den Kampf mit Speerstichen enden. Vierzehn davon befinden sich auf den zurückgekehrten Schiffen, welche theils grau, meistens aber schwarz und weiß gefleckt sind, besonders an den Augen und an den Fuß- und Schwanzspitzen. Sie bellen nicht, sondern heulen und knurren. Viele von diesen Hunden starben auf der Reise vor Hitze, und obgleich der 19. Oktober ein kalter Tag war, so leuchten sie doch dergestalt, als ob sie entsetzlich herumgerennt wären. Sie sind dessen ungeachtet außerordentlich wild, und mehr gleich Wölfen, als Hunden. Auf ihrem heimischen Boden werden sie häufig von den erstern verschlungen, welche heerdenweise umherziehen, und die Hunde manchmal aus den Wohnungen der

Eskimoer hervorholen. Durch den Geruch derjenigen angezogen, welche auf den Schiffen waren, lagen sie beständig auf der Lauer umher, und einmal wurden dreyzehn zusammen gesehen, welche alle in Schlingen gefangen und erschlagen wurden.

Außer Wölfen sieht man auch Bären, Füchse, Rennthiere, Hasen, Lemminge, weiße Hermeline und Murmelthiere (?). Unter den Vögeln findet man Schwane, die schöne Königsente, den Eidervogel, die langgeschwänzte Ente, die arktische Silberente u. s. w. Auch sind Möven aller Art, Taucher, Lumern, Ptarmigane, Seeraben (Rhinebops), Schnee-Eulen, Habichte, die sibirische Lerche und der lappländische Finke daselbst vorhanden. Insekten wurden spärlich bemerkt. Sechs Fliegen-Species, Mosquitons, die wilde Biene, eine Spinne und die weiße Motte kamen zum Vorschein. Die See dagegen wimmelte von Weichthieren, wie wir bereits oben angeführt haben. Seeläuse waren in großer Anzahl vorhanden, und man gebrauchte sie zur Reinigung der Skelette für die Naturalisten der Expedition. Zu diesem Amte wurden sie bestimmt, nachdem man eines Tages eine gerupfte Rothgans durch ein ins Eis gehauene Loch ins Wasser hängen ließ, um ihre Salzhaltigkeit abzuwaschen. Als man die Gans am andern Morgen heraufzog, um sie zu braten, war nichts als das Skelett übrig. Die Seeläuse hatten die Knochen ganz rein abgefressen, und so oft man späterhin reine Skelette haben wollte, wurden sie zuvor denselben überlassen, was sie mit besonderer Geschicklichkeit vollzogen. Den Kopf eines Wallrosses nagten sie in wenigen Nächten ganz rein.

Im Fache der Botanik befindet sich unter den zurückgebrachten Schätzen, wie bereits erwähnt worden, nur äußerst wenig. Alle Pflanzen, welche trocken mitgebracht wurden, sind kaum über zwey bis drey Zoll lang, und die Blumen sehr klein. Mehrere darunter sind jedoch sehr hübsch, und blühen in solcher Menge, daß sie zwey bis drey Monate lang jene traurigen Gestade beleben. Außer dem angeführten Saxifragus befindet sich unter den vorhandenen Exemplaren eine Andromeda, woraus die Eingebornen ihre Lagerstätten machen, und eine Potentilla (Rainfarn), deren Wurzel sie essen. Die Pflanze ist kaum zwey Zoll hoch, und die Wurzel nicht länger, als eine Kornähre. Alle Blumen sind gelb oder blau, und außer den bereits genannten Gewächsen ist eine Art Mohn, eine Gattung Schlüsselblume, mehrere Grasarten, und ein schönes, glänzend gelbes Moos in der Sammlung. Mineralien sind nur acht oder zehn Species mitgebracht worden, worunter sich ein schwarzes Stück Eisenkies befindet, womit die Eingebornen Funken ins Moos schlagen, um Feuer anzumachen. Ueberdieß ist eine merkwürdige Versteinerung von dem Rückgrathe eines Fisches darunter; und mehrere Kunsterzeugnisse schließen das Ganze.

Dieß sind die hauptsächlichsten Ereignisse und Ausbeuten der ganzen Reise, von der man sich so viel versprochen hat. Noch nie sind Schiffe, welche nach jenen nördlichen Regionen bestimmt waren, mit mehr Sorgfalt ausgerüstet worden; und noch nie hat eine solche Ausrüstung mehr Interesse erregt, als diese; und keine hat die allgemeine Neugierde weniger befriedigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. Oktober.

Nachdem er länger als zwanzig Jahre geruht hatte, haben wir wieder allhier den Tartuffe gesehen; nämlich den des Molière, und zwar auf dem Theater des Schauspielhauses. — Höchst merkwürdig, ja historisch lehrreich sind die kecken und hartnäckigen Angriffe, die dieses dramatische Charakterbild eines frömmelnden Heuchlers, bey seinem ersten Erscheinen (vor 159 Jahren) in dem damaligen Paris erlitt, wo die eingefleischteste Selbstsucht, die intriganteste Herrschbegierde und die zügelloseste Unsittlichkeit es für einen gotteslästerlichen Anfall auf die Religion ausschrieen, daß ihnen die Larve scheinheiliger Frommthuerey heruntergerissen wurde. Trotz dem ausgezeichnete Prälaten in diesem Stücke nur die Enthüllung lasterhafter Gleisnerey und, namentlich in den meisterhaften Reden des Kleant (in Aufz. 6ste Scene), die Darlegung einer wahrhaften, innerlich-christlichen Gesinnung sahen, trotz dem das Lustspiel bereits vor dem Könige bey dem Prinzen Condé dargestellt war und Ludwig XIV. dessen öffentliche Aufführung bewilligt; so mußte Molière doch noch beynahe drey Jahre lang kämpfen, ehe das Stück konnte gegeben werden. Und selbst dann — nachdem es, nach dem Willen des Königs, mit verändertem Titel, mit Veränderung einiger anstößiger Verse und der Heuchler im weltlichen Kostüm auf der Bühne erschienen war und am nächsten Tage vor einem überfüllten Hause wiederholt werden sollte, lief kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs ein Befehl des ersten Präsidenten ein, der die Darstellung des Tartüffe's verbot. Bey dieser Gelegenheit soll Molière, der den Orgon spielte, dem Publikum das weltbekannte Witzwort gesagt haben: „Meine Herrn, wir waren im Begriff, Ihnen den Tartüffe zu geben, aber der Hr. erste Präsident will nicht, daß man ihr darstelle." — Nicht der König, der sich damals bey seiner Armee in Flandern befand, hatte dieses Verbot ergehen lassen; im Gegentheil: es erging gegen eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs: ein Beweis, wie mächtig jene Frömmler waren, die öffentlich zu entlarven und zu verspotten Molière gewagt hatte. Dennoch verlor dieser den Muth nicht und zu einer so wichtigen Angelegenheit hatte sich die Aufführung dieses Lustspiels gesteigert, daß er sich erdreisten durfte, eine Deputation von Schauspielern in das Lager vor Lille zu senden, welche dort, inmitten der Belagerungsarbeiten, dem Könige ein Bittschreiben ob dieser, zwar nicht wirklich geringfügigen, aber doch geringfügig scheinenden Sache überreichte. Nein wahrlich: es ist nicht geringfügig, wenn der arglistige Egoismus, dieser Fürst der Welt und der Finsterniß, dieser Erbfeind der christlichen Religion, sich eben dieser Religion der Selbstverläugnung und der Nächstenliebe als Larve bedient und als Verkappung, und, mit dem gleißenden Scheine einer erlogenen, äußern Heiligkeit, wahrhaft fromme Gemüther berückt und für als Verbündete wirbt und mißbraucht, um seine finsteren, eigensüchtigen Pläne zu vollführen. Doppelt gefährlich war diese jesuitische Frommthuerey unter der Regierung eines Königs, den man dahin

brachte, das Edikt von Nantes aufzuheben und Molière schreibt ihm, nachdem er sich wegen ungerechter Vorwürfe gerechtfertigt: „Denn ungeachtet war all meine Vorsicht vergebens. „Man hat, Sire, die Zartheit Ihrer Gesinnung über Gegenstände „der Religion zu benutzen gewußt, man hat es verstanden, Sie „von der einzigen Seite zu bestürmen, von der Sie zu bestürmen waren, ich meyne von Seiten der Ehrfurcht, die Ihnen „vor den göttlichen Dingen beywohnt. Die verlarvten Tartüffe haben den Kunstgriff ausgefunden, um Gnade vor Ihrer „Majestät zu finden und die Originale haben die Kopie zu unterdrücken gewußt, wie schuldlos sie auch war, wie ähnlich „man sie auch fand." In einem spätern Brief an den König schreibt er: „Es leidet keinen Zweifel, Sire, daß jene Leute, „die ich in meinem Lustspiele abgemalt habe, nicht eine Menge „von Triebfedern in der Nähe Ihrer Majestät in Bewegung setzen sollten, und daß sie nicht, wie sie es ja bereits gethan haben, auch wahrhaft rechtschaffene Männer zu ihrer Parthey „hinziehen werden, da diese um so leichter und schneller zu hintergehen sind, weil sie von sich auf Andre schließen. Aber welche Miene sie auch schneiden mögen, so ist es doch keine göttliche Angelegenheit, welche sie bewegen kann. Das haben sie „in der Erduldung anderer Schauspiele bewiesen, die man so „oft vor dem Publikum spielte, ohne daß sie ein Wort darüber „verloren. Diese Schauspiele griffen ja nur Sittlichkeit und „Religion an, um die sie sich wenig kümmern; aber mein Lustspiel greift sie selbst an, stellt sie selbst dar; und das ist es „eben, was sie nicht dulden können. Sie sind nicht im Stande, „mir's zu vergeben, daß ich ihre gleißnerischen Lügen vor aller „Welt Augen enthüllt habe und ohne Zweifel werden sie nicht „verfehlen, Ihrer Majestät zu sagen, es habe mein Lustspiel „eine allgemeine Entrüstung erregt. Aber, Sire, die reine „Wahrheit ist, daß ganz Paris nur darob entrüstet war, daß „man die Aufführung verbot, daß die gewissenhaftesten Männer die Vorstellung als heilsam betrachteten und daß man sich „höchlich wunderte, wie Personen von so anerkannter Redlichkeit eine so rücksichtsvolle Schonung für Leute hegen konnten, „welche der Abscheu der Welt seyn sollten und welche der vollkommene Gegensatz einer wahrhaften Frömmigkeit sind, die sie „zu ihrem Handwerk herabwürdigen."

So kämpfte Molière von neuem drey ganzer Jahre lang, und wenn wir den Muth des Dichters in einer so gefährlichen Zeit und gegen eine so mächtige Parthey höchlich bewundern, so wird uns nur derjenige der Uebertreibung beschuldigen, der mit den damaligen frömmelnden und fanatischen Umtrieben und mit den blutigen Gräuelthaten, die sie bewirkten, unbekannt ist. Ein Heer von niedrigen Pasquillen und salbungsreichen Schmähschriften erschien gegen den Verfasser des Tartüffe's und auch er erfuhr, was die großen Geister aller Zeiten und auch der unseren erfahren haben, daß man ihn öffentlich für einen Atheisten und für einen zügellosen Verführer ausschrie. Mit allen Waffen stritt man gegen ihn und selbst die Dichterehre der Erfindung wollte man ihm verstreiten. — Bret, der Herausgeber der Molièreschen Werke, sagt bey dieser Gelegenheit: „Dieses Theaterstück wurde der Gegenstand „für eine Unzahl frommer Libellen, in welchen man den Verfasser als einen Schandbuben behandelte, als einen Atheisten, der des Scheiterhaufens würdig sey. Man „verfaßte sogar schändliche und aufrührerische Schriften und bemühte sich, ihn als Autor derselben auszuschreien und indem „alle schwachen Geister in diese mystische Verschwörung (conjuration mystique) hineingezogen wurden, wuchs die Zahl „der Feinde Molières so gewaltig an, daß er, um nicht erdrückt zu werden, all jener Achtung bedurfte, die er durch seine „Talente sowohl, als durch seinen Lebenswandel sich am Hofe „und bey den redlichen Leuten in der Stadt bereits erworben „hatte." — Endlich, nach dreyjährigem Kampfe, siegte der muthvolle Mann; das Stück kam wieder zur Aufführung und so groß war die Macht der Wahrheit und der Eindruck, den dieses Charakterbild auf die gespannten Gemüther hervorbrachte, daß es drey Monate lang ununterbrochen vorgestellt wurde und die französische Sprache mit einem neuen Worte bereicherte, indem in jener Zeit der Name Tartüffe zum Substantiv ward und noch bis auf diesen Tag einen frömmelnden Heuchler bedeutet.

Wohl uns! die wir in einer lichtern Zeit leben, in einer Zeit — man lasse uns das verpönte Wort gebrauchen! — in einer Zeit der Toleranz, wo weder ein Edikt von Nantes aufgehoben und ein Bürger- und Religionskrieg geführt, noch ein Lustspiel gegen den Willen des Monarchen verboten wird, weil in demselben ein scheinheiliger Frommthuer entlarvt wird. Weder vor noch nach der Aufführung gab es Kabalen, oder auch nur verdammende oder mißbilligende Gespräche, trotz dem das Stück seinen hinreißenden Eindruck auf die Menge nicht verfehlte und die ernsten Tiraden nachdenklich angehört, die komischen Scenen mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden. Aber, bey aller Liebe zu unserem aufgeklärteren und wahrlich redlicherem Zeitalter, mochten wir doch nicht darauf schwören, daß — im Fall, daß statt dieses altfränkischen und verjährten und Gottlob nicht mehr möglichen Tartüffe's, ein heutmodischer, von einem heutigen Molière, auf die Bühne kommen sollte — daß wir alsdann nicht ähnliche Kabalen aus erheuchelter Gottesliebe würden zu sehen bekommen. Ohne diesen Eid abzulegen, gehen wir zu der deutschen Uebersetzung des französischen Meisterwerks über. Das Metrum des Originals ist in derselben nicht beybehalten; doch sind die jambischen, freyen und gereimten Verse, wenn auch nicht durchaus, doch im Ganzen fließend und der Sprache der Konversation angemessen. Selbst einige alterthümliche Ausdrücke und Wendungen sind hier am geeigneten Platz. Nicht so ganz können wir mit den Abkürzungen übereinstimmen; aber eben so wenig den unbekannten Uebersetzer deßhalb beschuldigen, da wir nicht wissen, ob er es war, oder die Direktion selbst, die ihr grausames und zur Gewohnheit, ja zum Gesetz gewordenes Schneidergeschäft auch hier betrieb. Möglich auch, daß es der Regisseur, oder die Schauspieler waren, denn auch diese nehmen sich ja in unserm Deutschland die Freyheit, und schneiden von den unnützen Reden eines Schiller, eines Goethe, eines Shakespeare alles das ab, was nicht in ihren Kram taugt. — Den bekannten Vers des Tartüffes: „O ciel! pardonne-lui comme je lui pardonne!" den Molière ändern mußte, hätte der Verfasser wohl wieder herstellen können, eben so daß Tartüffe nicht so heißt, sondern bereits unter seinem wahren Namen und als Bösewicht dem Fürsten bekannt ist, wodurch der glückliche Schluß des Stückes motivirt wird. Warum endlich der Uebersetzer aus diesem großmüthigen und gerechten Fürsten einen Minister gemacht und auf diesen Diener die Lobsprüche gehäuft hat, die Molière dem Landesherrn gab? das wissen wir nicht zu entziffern, so angestrengt wir auch darüber nachgedacht haben; denn daß Louvois diese Lobsprüche mehr verdient habe als Ludwig XIV., ist doch wohl nicht geschichtlich erwiesen. Von der Darstellung überhaupt und namentlich von dem kunstreichen Spiele des Hamburger Gastes, der den Tartüffe spielte, behalten wir uns vor nächstens zu berichten, und zwar sobald Herr Wolf in dieser Rolle auftreten und uns einen Maaßstab der Beurtheilung geben wird.

Beylage: Literaturblatt Nro. 91.

Nro. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 15. November 1823.

Meine Hütte iſt zerſtört und meine Seile ſind zerriſſen; meine Kinder ſind weg und nicht mehr vorhanden. Niemand richtet meine Hütte wieder auf und mein Gezelt ſchlägt Niemand wieder auf.

Jeremias.

Die algier'ſche Seeſtadt Bona *)

— Nachdem ich Griechenland, Natolien, das Küſtenland der Abaſen, Perſien und verſchiedene Länder Europa's durchwandert habe, bin ich jezt Afrikaner geworden. Um Frankreich und Paris mit Bona und der Barbarey zu vertauſchen, bedarf es wohl unſtreitig eines hohen Grades von philoſophiſcher Ergebung. Inzwiſchen habe ich auf allen meinen Reiſen aus der Noth eine Tugend zu machen gelernt, und meine Phantaſie bildet aus den vom Zahn der Zeit zerſtörten Ruinen prächtige Kuppeln und herrliche Säulengänge. Die Menſchen mögen ſich überall gerne mit Täuſchungen nähren, und es ſind dieſe ein köſtliches Geſchenk der Vorſehung, um des Lebens Bitterkeiten zu verſüßen, und den Unglücklichen an das nahe Ziel ſeiner Leiden, den Glücklichen hingegen an ſeines Glückes ununterbrochene Dauer glauben zu machen. So erfreuen denn auch mich in meinem Exile die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen einer angenehmeren Zukunft.

Die Stadt Bona (Böno), welcher die Landeseinwohner den Namen Anaba geben, ſteht an der Seeküſte, im Hintergrunde eines Golfs, der Ausmündung des Fluſſes Serbous beynahe gegenüber. Sie iſt mit einer zerfallenen Mauer eingefaßt, und ihre Vertheidigung beruht theils auf einer Feſtung am Geſtade, theils auf einem anſehnlichen Schloſſe, welches Karl V., als er im Jahr 1535 die Stadt einnahm, auf einer Anhöhe erbauen ließ. Die Straßen von Bona ſind ſehr enge, unreinlich und ungepflaſtert. Sie dienen allem Vieh die Nacht über zum Stalle, und wenn es geregnet hat, ſo iſt faſt nicht darauf durchzukommen. Die Häuſer bilden Vierecke, haben nur ein Stockwerk, und erhalten ihr Licht vom Hofe her. Die Fenſter von außen geſehen, ſind kleine, nur einen halben Fuß breite Maueröffnungen. Alle Häuſer ſind aus weißen Steinen aufgeführt, die von außen und innen mit Kalk beworfen werden, und dadurch ein ſehr einförmiges, unangenehmes und langweiliges Ausſehen erhalten. Das Dach iſt terraſſenförmig flach. Dieſe Bauart kann, bey ſehr ſchlechter Beſchaffenheit des Mauerkittes zumal, nichts weniger als dauerhaft ſeyn; auch trifft man überall ganz oder zur Hälfte zerfallene Häuſer an, ſey es aus Sorgloſigkeit, oder wegen Armuth ihrer Beſitzer. Die Bevölkerung von Bona, welche vormals auf zehn- bis zwölftauſend Seelen anſtieg, iſt durch die Peſtverheerungen im Jahr 1817 auf viertauſend Einwohner herabgeſunken. Sie beſteht aus Türken, Mauren und Juden. Der Leztern ſind nicht mehr als ein halbes Hundert aus der niedrigſten Klaſſe. Ueberhaupt aber herrſcht, mit Ausnahme einiger Türken, Armuth und Elend in der ganzen Stadt. Das einzige Kleidungsſtück der Eingebornen iſt ein Wolltuch, mehrere Ellen lang, das um Kopf und Leib gewickelt wird und Bernous heißt. Von Gewerbfleiß iſt keine Spur

*) Aus einem Schreiben des Herrn Dupré, franzöſiſchen Conſuls in Bona vom 10. März 1823, im Bulletin de la Société de geographie, Nro. VI.

vorhanden, und die vielen Kramladen auf dem Markt enthalten nichts Nennenswerthes. Die Mauren, ohnehin der Arbeit abhold und der Unthätigkeit ergeben, werden in Trägheit und Müssiggang mächtig bestärkt durch den Druck, worunter sie leben, und durch die Plackereyen, denen sie täglich ausgesezt sind; sie ziehen es vor, das Land unbebaut zu lassen, oder nur anzusäen, was ihr Unterhalt erheischt, als sich die Früchte ihrer Mühen rauben zu lassen. Es ist diese Landschaft nicht mehr, was sie vormals, zur Zeit der königlich-afrikanischen Gesellschaft, war, wo in der Ebene von Bona, die bey zehn Meilen Ausdehnung haben mag, sieben- bis achthundert Paare Pflugochsen angetroffen wurden; gegenwärtig mögen ihrer höchstens noch etwa fünfzig seyn.

Die Umgebungen der Stadt sind ziemlich angenehm. Man trifft da einige Gärten, die hübsche Spaziergänge gewähren, und wo im Schatten bey schwüler Sonnenhitze Kühlung gefunden wird. Vormals waren dieser Gärten mehrere, und sie waren auch mit ungleich mehr Fruchtbäumen besezt; aber die von der Pest herrührende Entvölkerung, und die Nähe der in der Umgegend angesiedelten unabhängigen Araber, hat diese Anlagen sehr vernachlässigen gemacht. Gerade jezt, da ich Ihnen schreibe, wagt Niemand auch nur außer die Stadt zu gehen; denn es kommen jene Araber bis unter die Kanonen der Festung, um Weiber, Kinder, Zelte und Heerden wegzuführen. Sie sehen aus dieser Schilderung, daß ich nichts weniger als im Paradiese lebe, obgleich in einem Lande, welches leicht eben so herrlich seyn könnte, wie die Landschaften, in welche Hebräer und Griechen ihr Eden oder Elysium versezt hatten.

Aus den Fenstern meiner Zimmer kann ich, in Mitte einer lachenden Landschaft, die Ruinen des alten Hippone wahrnehmen, das den heil. Augustin zum Bischof hatte, und jezt von den Einwohnern Bona genannt wird. Was die Barbaren mit Füßen tritt, das betrachte ich gerührt und ehrfurchtsvoll. Beym Besuch dieser, zwar wenig bedeutsamen, Ruinen war mir einen Augenblick, als befände ich mich unter die Menge versezt, die an dem beredsamen und überzeugenden Munde des großen Mannes hing; die Täuschung dauerte jedoch nicht lange, denn sehr bald fühlte ich mich wieder allein unter den Ruinen, und statt eines christlichen, durch die erhabenen Lehren seines erlauchten Bischofs zur Tugend geleiteten Volkes, sah ich nur noch einen Alles, was ihrer Religion nicht angehört, verabscheuenden Menschenstamm. Von dem alten Hippone sind nur einzelne Bogengewölbe übrig, deren Höhe und Größe ein ansehnliches Gebäude verräth, das wahrscheinlich zu einer Kirche gehörte. In einiger Entfernung findet sich eine ansehnliche Ruine, die aus einem doppelten, sehr festen, Gewölbe besteht, das auf acht, aus breiten, einen Zoll dichten, Backsteinen erbauten, Bogen ruht. Viereckige Oeffnungen in der Decke, inwendig Ueberreste von Wasserleitungen, die Form und Festigkeit des Baues, Alles macht wahrscheinlich, daß die Ruine eine sehr schöne Cisterne gewesen ist. Am Gestade des Flusses sind noch Ueberreste eines alten Quai vorhanden, von muſivischer Arbeit aus kleinen rothen Backsteinen, deren fester Kitt die Festigkeit römischer Werke verräth. Man könnte aus diesen Trümmern schließen, es habe diese Flußmündung vormals einen Hafen gebildet, der allmählig versandet ward. Ueberallhin mit fruchtbaren Ebenen, fetten Weiden, reichen Hügeln und Obstgärten umgeben, könnte Hippone, seiner Lage nach, eine der gewerbsamsten und wohlhabendsten Städte Numidiens werden; denn wahrscheinlich dehnte sie sich einst bis an die Gestade vom Flusse Seibous, der stets mehr versandet ward, und dessen Ausmündung im Sommer ganz unzugänglich ist.

Die Kunst zu präsidiren.

(Fortsezung.)

Dem alten, ehrenfesten und wohlweisen Gebrauche gemäß, bin ich fast einhellig wieder zum Zunftmeister erwählt worden. Meine Nebenbuhler wollten zwar Einwendungen dagegen machen; allein sie wurden bald überschrieen, denn ich hatte mehr Wein fließen lassen, als sie. Ich blieb Sieger. Man verglich mich mit dem weltberühmten Zunftmeister Pfriem.

*

Meine gute Frau ist plözlich gestorben!

Ich bin ihr einziger Erbe; nur ihren Beichtvater und ihre Lieblingskirche hat sie bedacht und begabt. Ich will ihr ein schönes Leichenbegängniß halten, und ein Grabmal von schwarzem Marmor mit goldener Inschrift errichten lassen.

*

Ich bin noch trostlos. Soll ich wieder freyen?

*

Ich habe Gellerts „guten Rath" gelesen, und nach langem Hin- und Herbrüten wie der Greis gesagt: „Da müßt Ihr keine nehmen."

Ja, ich bin entschlossen, ich will Wittwer bleiben. Da sich die Wittwen so leicht trösten lassen, warum könnte ein Wittwer nicht auch getröstet werden? ..... So bin ich frey, mein eigner Herr und Meister.

*

Endlich, endlich bin ich in den Rath gewählt worden; das hat aber gegolten. Wie mir die Beutelperücke gut steht!

Ich bin nun in meinem Elemente, und zwar noch der Jüngste; aber wie meine Amtskollegen große Augen ma-

chen, wenn ich in der Berathung das große Wort führe. Zuerst schnitten sie saure Gesichter dazu; allein einige herrliche Mahlzeiten, wobey meine liebenswürdige Nichte den Sorgenbrecher mit unsäglicher Anmuth kredenzte, haben alle Falten geebnet. Ich will das Rezept mit einem: Probatum est! aufschreiben.

*

Seit einigen Monaten präsidire ich mit glücklichem Erfolg das Schöppengericht. Wie die Hühner, Enten, Gänse, Schinken, Ferkel in die Küche regnen; es ist ein wahrer Segen! Ich bin wie die blinde Gerechtigkeit; drücke beyde Augen zu, sage nur selten ein Wort, gebe aber stets den Ausschlag. Die Schöppen wissen gar nicht, wie das zugeht. Das Kunststück sollen sie aber auch nie erfahren.

*

Der arme Teufel dauert mich! Mein Nachbar, seines Berufs ein Fischer, der ein niedliches Weibchen hat, und der mir öfters den Abend durch seine Späße und Stadtgeschichten erheitert, wobey wir um einen Kreuzer Mariage spielen, ist eingezogen und eingekerkert worden, weil er, aus bloßer Zerstreuung, einige Körbe Aepfel, die neben seinem Obstgarten lagen, genommen und nach Hause gebracht hat. Jeder hat seine Freunde und Feinde. Diese schreyen nun Zeter über den armen Wicht, und wollen ihm einen peinlichen Prozeß an den Kopf hängen, einiger winzigen Aepfel wegen. Was doch die Aepfel für Unheil in der Welt angerichtet haben, seit Eva's Zeiten her!

*

Sein zärtliches Weib hat mich heute besucht. Ich konnte es nicht trösten; — das hat mein weiches Herz gebrochen.

*

Mein Nachbar hat durch einen jungen Menschen, der auf der Universität gewesen ist, und der sich auf seine Kenntnisse etwas zu Gute thut, eine Vertheidigungsschrift verfertigen lassen. Sie ist nicht übel; aber es steckt zu viel philosophisches und gelehrtes Zeug darin. Die Citate sind nur angedeutet. Glaubt denn der Herr Naseweis, unser eins kenne alle Gesetze auswendig, wie den Katechismus?

*

Ich habe den ganzen Morgen mit dem jungen Menschen an der Revision der Vertheidigungsschrift gearbeitet, und alle günstigen Stellen aus unserm Civil-Code und der Carolina wörtlich einrücken, und allen gelahrten Schnickschnack ausstreichen lassen. Er machte freylich ziemlich gescheidte Einwürfe dagegen. Ich ward aber ungeduldig, stampfte mit den Füßen, brummte in den Bart, und siehe! der Jüngling schwieg beschämt, und fügte sich in meinen Willen. Vom Einzelnen muß man auf das Ganze folgern, darin besteht die Kunst zu präsidiren, oder zu herrschen, was auf eins herauskommt.

*

Viktoria! Mein Nachbar ist gerettet! Die Schrift, von meinem Vortrage unterstützt, machte eine ungeheure Wirkung. Wie mir das holde Fischerweibchen so warm gedankt hat. O, heute war es leicht, zu trösten. Ich kenne nichts Süßeres und Köstlicheres auf der Welt, als eine arme Seele aus dem Fegfeuer der Gerechtigkeit zu retten. Auch wundert's mich gar nicht, daß es gewisse Leute gibt, die so gerne Seelen retten, wenn man sie nämlich dafür bezahlt; denn wer etwas umsonst thut, ist wohl ein großer Narr.

*

„Wer hätte dieß gedacht?" sagt ein altes Lied. Ja wohl: „Wer hätte dieß gedacht?" —

Ein Steckfluß hat den alten Ober-Bürgermeister plötzlich in Abrahams Schoos gefördert, was man wohl füglich sagen darf, da er ein ehrlicher, christlicher Jude war. Ich habe wahrlich keine Zeit verloren, und alle meine Kreaturen ins Feld rücken lassen. Wie die alten Basen von Haus zu Haus trippelten, von den Mühmchen, Vetterchen und Schwarzröcklern unterstützt. Die Eine versprach eine Wallfahrt nach Einsiedeln, die Andere nach Loretto, die Dritte nach Mariazell. Was glatte Worte nicht vermochten, das bewirkten blanke Thaler. Ich habe ein artiges Sümmchen dazu verwendet, aber ich will es schon wieder einbringen, und zwar mit zehn pro Cento.

*

Ich bin vom gestrigen Abend noch ganz berauscht. Zuerst die Huldigung von allen Honoratioren, dann die rauschende Serenade mit Trommeln und Trompeten, Pauken und Hörnern beym Fackelschein; der Gesang der Schulkinder, in welchem ich einmal über das andere Vater des Vaterlandes ꝛc. genannt ward, eine Ehre, die bisher nur dem römischen Redner und Konsul Cicero zu Theil ward; zum Schlusse die schönsten Mädchen der heiligen römischen Reichsfreystadt ganz weiß, wie Göttinnen oder Engel gekleidet, die mir eine Bürgerkrone brachten. Wie gesagt, ich bin vom Weihrauch noch ganz berauscht.

*

Man ist mit mir zufrieden, wie mir Jedermann zulächelt.

Ich habe es an Exstereyen und artigen Festen nicht fehlen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mietau, 27. Juli.

Der Landtag hatte das ganze Land in Bewegung — nämlich nach Mietau gebracht, wo der Winter unter Tanz und Spiel rasch genug verstrich. Das Rollen einer Menge reicher Equipagen, die glänzenden Zirkel des versammelten Adels, durch seinen Ton und gastfreye Geselligkeit ausgezeichnet, hatten unsere Stadt so zauberhaft verwandelt, daß sie gar wohl mit einigen ihrer Residenzen um den Vorrang streiten durfte. Sos

gar französische Schauspieler waren aus Moskau hergewandert, und wenn ich auch das Treiben einer deutschen Winkeltruppe unerwähnt lassen will, so darf ich doch die sehr gelungene Vorstellung einiger Dilettanten zum Besten des Frauenvereins nicht übergehen, die ein überfülltes Haus, den Theilnehmern Dank, den Armen reiche Spende und jedem Anwesenden eine freundliche Erinnerung erwarb. Aber mit den ersten Frühlingstagen zerstob alle diese Herrlichkeit wie ein Wintermährchen: die Landhäuser und Edelhöfe nahmen den geliehenen Sammet zurück, und das bunte Festleben verlosch, der Auferstehung am Johannistage trüb entgegen schlafend, sie war denn auch darnach! Was soll ich viel über Dinge reden, welche längst zum unwandelbaren Text der allgemeinen Klagevredigten geworden sind, die zwar weniger gehalten als ausgestalten, aber darum nicht minder überall gehört werden. Fordern wir ein Rosenlager, während sich ganz Europa auf dem Prokrustes-Bette krümmet?

Aus dem Allen werden Sie ohne Mühe entnehmen: daß der Geldumsatz gering, das commercielle Leben paralysirt, kurz, der Johannis schlecht war. Indessen brachte er doch einige Bewegung in unser städtisches Gleichmaß. Der Mensch ist ein Sklave des Herkömmlichen, und wie jener Dalmatiner sich noch auf der Leiter ein Glas Wein austrat, um die gewohnte Feier seines, in dem Sterbetag veränderten Geburtstages zu begehen, so will auch der Kurländer seinen weyland guten St. Johann nicht gerne des Flitters berauben, der ihn von Alters her umgibt. Zu diesem Feststaat gehört denn vor allen Dingen das Theater: Die Riga'sche Truppe, jetzt unter Leitung eines Hrn. Dumann, der in der Bühnenwelt längst bekannt ist, eröffnete am 3/5 Juni ihre Vorstellung mit dem Singspiel Sylvana, und wenn sie in den vier Wochen ihres Aufenthalts wenig Neues bot, so war doch dieß Wenige lobenswerth, auch mitunter Alles willkommen. Daß der Freyschütz hier wie in Deutschland den Preis über seine Mitbewerber davon trug, daß Levermänner und Stubenmädchen hier wie dort seine Melodieen absangen, werden Sie natürlich finden. Weber ist wirklich Volkssymphonist und hat den Geist der deutschen Nationalmusik trefflich begriffen.

Was nun die Schauspieler im Einzelnen betrifft, so können sie sich freylich nicht mit unserem „A — Z" in der Abendzeitung messen, gehören vielmehr (salva exceptione) zu denen, welche nach dem Reichsabschiede von 1416 (auch nach dem sächsischen Landrecht L. 7. 37) vor Gericht kein Zeugniß ablegen dürfen, maßen sie nicht allein histriones, sondern auch salvatores sind. Doch verdienen Einige ausgezeichnete Achtung, um so mehr, als ihr Verdienst nicht in mannigfachem Conflikt mit fremder Kunst anerworben, noch weniger durch anregendes Mäcenat erpflegt, sondern reinbin eigenes ist. Publikum und Bühne stehen in ewiger Wechselwirkung: wenn das erstere starr und müßig zuschaut, was aus dieser sich gestalten will, so wird wenig Großes zu Tage gefördert werden, aber freylich erlahmt auch die zärtlichste Mutterliebe am ungerathenen Kinde! Ich glaube indessen, wo sich im Volk die wahrhafte Sehnsucht nach der Kunst offenbart hat, kann es nicht fehlen, daß diese sich kühn und würdig entfalte. —

Bälle und Soirées blieben von der Johannisfeyer ausgeschlossen, weil sich der müde Geschäftsmann am Abende nach Ruhe, die übrige Welt aber ins Theater sehnt; der Offenbergsche Garten hingegen, den der liberale Besitzer, Geheimer Rath und Oberhofgerichts-Präsident, für Alle, die Platz darin haben und nicht haben, öffnet, war auch dießmal stark besucht; und wem das Alles nicht genügen wollte, fand einen gymnastischen Circus vor dem Thore und ein Kosmorama mitten in der Stadt. Des Konzerts einer reisenden Harfenistin, Madame Dumouchel, kann ich nur von Hörensagen erwähnen, sie soll sehr vorzüglich, doch weder mit Longhi-Mäser noch mit Celeste Boucher zu vergleichen seyn. —

Ueberhaupt ist das Mietauer Publikum zwar klein, doch schwer in musikalischer Hinsicht zu befriedigen, weil gerade dieser Kunstzweig in seiner eigenen Mitte am herrlichsten gedeiht: es gibt hier Dilettanten, welche an die gefeyertsten Meister des Auslandes reichen, und nur (durch Familienverhältnisse auf die kleine Heimath beschränkt) des Rufes entbehren. Ich nenne Ihnen statt Aller, die Eine, welche Alle übertrifft: Mariane Berner! Rhode, Baillot u. A. zu den kompetentesten Richtern Gezählte, haben huldigend vor ihr gestanden — und das mag meinen Ausspruch rechtfertigen. Ich armer Laie kann nur hinzufügen, daß sie mir auf ewig die Lust an meiner eigenen Violine genommen, und mich doch unendlich bereichert hat. Ganz ihrer Familie lebend, spielt sie zwar nur selten öffentlich (z. B. im vorvergangenen Winter zum Besten des Frauenvereins), doch wer Einmal ihren Zauberton gehört, der kann ihn nicht vergessen.

Da ich mich eben in der Kunstregion befinde, sollte ich billigerweise auch von dem literarischen Treiben in den Ostsee-Provinzen sprechen. Allein der enge Raum verbietet diese Abschweifung. Ich behalte mir vor, über das Interessanteste aus unserem dürftigen Verlage in einem kritischen Blatte zu referiren, und begnüge mich, Ihnen hier die „Annalen der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" zu empfehlen, welche mehrere gediegene Aufsätze, besonders zur Geschichte und Physik enthalten. Eine Sendung von Exemplaren an den Buchhändler Perthes in Hamburg ist nach zugekommenen Berichten an der Nordküste gestrandet, aber glücklich geborgen, und nur durch den bösen Zufall im auswärtigen Buchhandel verspätet worden. Eine kritische Stimme über diese Zeitschrift, wie über manche andere Bestrebungen hiesiger Gelehrten, von Deutschland her, würden wir gerne vernehmen! Eine kürzlich herausgekommene Schrift: „Topographische Nachrichten von der Insel Oesel in medizinischer und ökonomischer Hinsicht von Dr. Joh. W. L. Luce. Riga 1823. 8." (eigentlich nur Abtheilung eines größern Werks: Prodromus florae Osiliensis) müßte gleichwohl auch in Ihrem Lande Interesse erregen, nicht weniger des Herrn Professor Pauckers: „die ebene Geometrie der geraden Linie und des Kreises, oder die Elemente, 1stes Buch, Königsberg 1823. 8." und (für Mineralogen) die in Abo erschienene Dissertation: „Ad mineralogiam sennicam momenta. p. I. Analyses complectens Albiti. Skogpölensis et stealithae cristallini p. II. Analyses pyritae cupri Orijärviensis et novae speciei scapolythi e Pargas. 8." Außerdem verdient Erwähnung, daß in Hommel, einem Gute des Reichskanzlers Rumänzow (Gouvernement Mohilew) 82 Stück Silbermünzen samaritischer Emire aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gefunden worden sind. —

Auflösung der Charade in Nr. 268:

Kompaß.

Charade.

Mein Erstes ward nur Wenigen
Auf ihrem Pfad hienieden;
Wohl Kaisern oder Königen
Am reichsten ist's beschieden.
Das Zweyte Jedem ward verliehen,
Und Mancher braucht es frey und kühn;
Nur wag' er's mit dem Ganzen nicht,
Gibt ihm das Erste nicht Gewicht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Nro. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. November 1823.

Und so hab' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gebiegen, läßt sich wägen.
Möge mancher Freund mit Freuden
Es nach seiner Weise prägen.

Goethe.

Novelle von Boccaccio*).

Wie ein Schmied eine schwierige Frage gelöset hat.

Zur Zeit Kaiser Friedrichs war ein Schmied, der allezeit sein Handwerk trieb, und Sonn- und Festtag nicht heiligte, noch andere hohe Feste hielt. Er arbeitete aber täglich so viel, daß er vier Groschen gewann, und den übrigen Tag that er nichts weiter. Nun geschah es, daß dem Kaiser angezeigt ward, wie der Schmied tagtäglich arbeite ohne Unterbrechung, so an Sonn- und Festtagen, wie an Werkeltagen. Als das der Kaiser gehört, schickte er unverzüglich zu ihm, und fragte, ob es wahr sey, was man von ihm erzählte. Darauf antwortete der Schmied und bekannte Alles. Der Kaiser aber sagte: „Was ist die Ursache, daß du es also treibst?" — „Herr, antwortete jener, ich habe mir vorgenommen, jeglichen Tag meines Lebens also zu thun für meine Freyheit, daß ich jeden Tag vier Groschen gewänne, und den übrigen Tag weiter nichts arbeite." — „Und was machst du mit deinen vier Groschen?" — „Herr, zwölf Pfennige davon gebe ich zurück, zwölfe schenke ich weg, zwölf andere werfe ich weg, und wieder zwölfe gebrauche ich." — „Wie das?" sagte der Kaiser. — Und jener antwortete: „Herr, zwölfe gebe ich für Gott, zwölfe gebe ich meinem Vater zurück zu seinen Ausgaben; denn er ist alt und kann nichts verdienen, hat sie mir aber gelichen als ich jung war, und keinen einzigen zu verdienen wußte. Wieder zwölfe werfe ich weg, die ich für die Ausgaben meiner Frau gebe und darum wegwerfe, weil sie nichts damit anzufangen weiß denn Essen und Trinken. Die übrigen zwölfe gebrauche ich für meine eigenen Ausgaben, und so thue ich mit den vier Groschen, wie ich dir sage." — Als der Kaiser solches gehört, wußte er nichts zu sagen, und sagte bey sich: „Wenn ich ihm beföhle, anders zu thun, würde ich ihn verwirren und irre führen. Darum will ich ihm einen strengen Befehl geben, und wenn er solchen nicht beachtet, will ich ihn für Alles bezahlen, was er vorher gethan hat gegen Gottes Befehl und mein Gesetz." Und er rief den Schmied und sagte: „Gehe mit Gott, und ich befehle dir also, bey Strafe von hundert Pfund, daß, wenn du darum gefragt wirst, keinem Menschen sagen sollst, was du mir gesagt hast, bevor du hundertmal mein Angesicht siehest." Und also ließ er solchen Befehl den Notarius schreiben. Der Schmied ging weg, und kehrte zurück nach Hause, seine Arbeit zu thun, und wissend, daß er seines Treibens kundig war. Einen andern Tag wollte der Kaiser von seinen Gelehrten wissen, was es mit dem Schmiede für Bewandniß habe, nämlich, was er mit seinen vier Groschen anfange, von denen er zwölf Pfennige verschenkte, zwölfe

*) Aus dem zu wenig bekannten libro di novelle e di bel parlar gentile, contenente cento novelle antiche scritte di norma (?) e di materia al decamerone di Giovanni Boccaccio mandate fuori già da Carlo Gualtenozzi du Foro, ora di nuovo un annotazioni di D. M. M. (Domen. Maria Manni), a Vol. Fiorenze. 1778. 8.

zurückgab, zwölfe wegwarf und zwölfe gebrauchte, schickte nach ihnen und stellte die Frage auf. Als die Gelehrten das hörten, forderten sie einen Termin von acht Tagen, und der Kaiser bewilligte solchen. Wie sie nun zusammen waren, konnten sie mit der Frage nicht zu Ende kommen; sie fanden wohl, daß die Frage die Sache des Schmieds betraf, der vor dem Kaiser gewesen war, doch wußte keiner der Gelehrten, warum der Schmied also thue. Da forschten sie, wo er wohnte, und gingen heimlicher Weise in sein Haus, und kamen, ihn zu fragen. Er aber sagte ihnen nichts; darauf sie ihm Geld anboten. Da besann er sich und sagte: „Da ihr es doch von mir wissen wollt, so geht unter einander zu Rathe und bringt mir hundert Goldstücke; sonst könnt ihr es keines Falles von mir hören." Wie die Gelehrten sahen, daß es nicht anders gehe, und da sie fürchteten, daß der Termin zu Ende gehe, gaben sie ihm so viel Goldstücke, als er verlangt hatte. Der Schmied nahm sie sofort in die Hand, ehe er ihnen etwas sagte, und er erwog, daß ein jeder einerseits das geprägte und erhobene Angesicht des Kaisers führte, andererseits aber er ganz und gar war, sitzend oder zu Pferde gerüstet. Wie er sie nun alle nach einander besehen hatte, nämlich wo das Angesicht des Kaisers zu sehen war, sagte er den Gelehrten die ganze Sache, so wie er sie vorher dem Kaiser gesagt hatte; jene aber gingen weg und nach Hause.

Als die acht Tage zu Ende waren, schickte der Kaiser nach ihnen, ihm die Frage zu erklären, so er ihnen gethan. Sie aber sagten ihm Alles offenbar. Der Kaiser aber, als er solches gehört, wunderte sich sehr, wie sie es gewußt hätten. Unverzüglich schickte er zu dem Schmied, und sagte bey sich: „Diesen will ich wohl bezahlen für seine Thaten; denn ich weiß es wohl, sie werden ihm so geschmeichelt oder gedroht haben, daß er es ihnen gesagt hat, und kann es gar nicht anders seyn, sintemal durch ihre Fürtrefflichkeit sie es nimmermehr hätten wissen können; er aber soll sich übel berathen haben."

Als der Schmied gekommen war, sagte ihm der Kaiser: „Meister, ich glaube, daß du allzu sehr gefehlt hast gegen meine Befehle; denn du hast geoffenbaret, was ich dir befahl im Vertrauen zu halten, und darum glaube ich, daß du es bitter bezahlen wirst." — Und der Meister sagte: „Herr, Ihr seyd Gebieter, nicht blos mit mir, sondern mit der ganzen Welt zu thun, was Euch beliebt, und deßwegen bin ich zu Eurem Befehl, als wie meinem theuren Vater und Herrn. Nur wisset, daß ich nicht glaube abgegangen zu seyn von Euren Befehlen; denn Ihr sagtet mir, daß das, was ich Euch gesagt hatte, ich Keinem offenbaren sollte, wenn ich nicht vorher hundertmal Euer Angesicht sähe. Daher ich, zu solchem verpflichtet, Keinem dienen konnte, wenn ich nicht vorher that, was Ihr mir befohlen hattet. Darum habe ich so gethan, daß, ehe ich es sagte, ich mir hundert Goldstücke geben ließ, und auf jedem Euer Angesicht ansah, welches darauf geprägt ist; und als das in ihrer Gegenwart geschehen war, sagte ich es ihnen. Daher, mein Gebieter, glaube ich darin mein Gewissen nicht beleidigt zu haben, um der Sache mit mir und ihnen ein Ende zu machen; so wie ich es Euch gesagt, sagte ich es ihnen." — Als der Kaiser dieß gehört, begann er zu lachen und sagte ihm: „Geh, du guter Gesell; denn du bist mehr Meister gewesen, denn alle meine Gelehrten. Gott gebe dir gutes Glück!" — So löste sich der Schmied von dem Kaiser, wie ihr gehört habt, und ging heim wohlbehalten an seine Geschäfte.

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

Neue und strengere Arbeit folgt nach der Entwickelung der jungen Larven aus den Eyern der Ameisen, nach wenigen Tagen. Die Arbeits-Ameisen sind nun fast ohne Unterlaß beschäftigt, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und ihr Wachsthum zu befördern. Jeden Abend wird eine Stunde vor Sonnenuntergang regelmäßig die ganze Brut, sowohl Eyer als Puppen, in Bewegung gebracht (was in einem alten Neste die Aufmerksamkeit Aller zu gleicher Zeit erfordert), und in Zellen geschafft, die tiefer in der Erde liegen, wo sie vor Kälte sicher sind; und des andern Morgens werden sie richtig wieder gegen die Oberfläche des Nestes geschafft. Wenn es aber den Anschein von kaltem oder nassem Wetter hat, so schaffen die vorsichtigen Ameisen ihre Jungen nicht aus den innern Zellen heraus, wohl wissend, daß ihr zärtlicher Leib nicht im Stande ist, schlechte Witterung zu ertragen. Was besonders in dieser herkulischen Arbeit verdient bemerkt zu werden, ist, daß die Ameisen beständig ihre Geschäfte nach der Sonne einrichten, und ihre Jungen hin- oder herschaffen, früher oder später, je nachdem dieses Himmels-Licht auf- oder niedergeht. Sobald der erste Strahl auf das Nest scheint, so eilen die Ameisen, die oben sind, hinunter, um ihre Kameraden aufzuwecken; sie stoßen sie mit ihren Fühlhörnern, oder, wenn sie das nicht zu verstehen scheinen, ziehen sie dieselben mit ihren Kiefern herauf, bis ein Schwarm geschäftiger Arbeiter jeden Gang ausfüllt. Sie nehmen Larven und Puppen, und tragen sie hurtig auf den obern Theil ihrer Wohnung, wo sie dieselben eine Viertelstunde lassen, und dann schleppen sie sie in Kammern, wo sie gegen die unmittelbaren Sonnenstrahlen geschützt sind (Huber, 74.).

So hart diese immerwährende tägliche Arbeit scheint, so ist sie doch nur ein kleiner Theil von dem, was die Zuneigung der Arbeitsameisen sie zu unternehmen bestimmt.

Das Füttern der jungen Brut, welches ihnen allein übergeben ist, ist ein viel ernstlicheres Geschäft. Das Nest ist das ganze Jahr mit Larven angefüllt, während welcher Zeit, ausgenommen Winters, wo die ganze Gesellschaft erstarrt liegt, sie mehreremale des Tages Futter brauchen, welches in einem klebrigen, halbverdauten Safte besteht, den die Arbeiter herauf in den Mund würgen, und wonach sich jene ausstrecken, wenn sie hungrig sind. Dazu kommt noch, daß in einem alten Neste zwey verschiedene Bruten von verschiedenem Alter besondere Pflege fordern, und daß die Beobachtungen von Huber es wahrscheinlich machen, daß sie zu einer Zeit derberes Futter brauchen, als zu einer andern. Es ist wahr, die jüngere Brut fordert vom Anfange nur wenig Nahrung; aber wenn wir bedenken, daß sie nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die ältere Brut unaufhörlich Nahrung fordert, und in einem wohl versehenen Neste sieben- bis achttausend sich befinden, und daß das Geschäft, alle diese Maulaufsperrer zu befriedigen, wie auch für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen, lediglich den Arbeitsameisen zur Last fällt; so müssen wir wohl fast diese Bürde für größer schätzen, als solch ein kleiner Arbeiter ertragen kann, und wir dürfen uns nicht über die unaufhörliche Geschäftigkeit wundern, welche wir allerseits sehen. Ihre Arbeit ist hiermit noch nicht zu Ende. Es ist erforderlich, daß die Larven äußerst reinlich gehalten werden, und deßhalb fahren die Ameisen unaufhörlich mit Zunge und Kiefern über ihren Leib, wodurch sie vollkommen weiß werden (Huber, 78.).

Haben die jungen Larven ihr volles Wachsthum erreicht, so umwickeln sie sich mit einem Seidengespinnst und werden Puppen, welche, das Futter ausgenommen, eben so viel Aufmerksamkeit als im Larvenzustande fordern. Jeden Morgen werden sie vom Grunde des Nestes auf die Oberfläche geschafft, und jeden Abend wieder in ihre ersten Quartiere. Und wenn, wie es oft der Fall ist, das Nest von dem unglücklichen Tritt eines vorbeygehenden Thiers in Schutt verwandelt wird, so kommt zu allen diesen täglichen und stündlichen Abhaltungen noch die unmittelbare Nothwendigkeit, die Puppen aus der Erde zu sammeln, mit der sie vermengt worden, und das Nest in seinen alten Zustand herzustellen *).

Nichts kann anziehender seyn, als der Anblick des Innern von einem vollständig bevölkerten Ameisenhaufen im Sommer. In einer Abtheilung sind die Eyer gesammelt; in einer andern sind die Puppen zu Hunderten in geräumigen Kammern aufgehäuft, und in einer dritten sehen wir die Larven von Arbeitern umgeben, von denen einige sie füttern, während andere Wacht halten, aufrecht auf ihren hintern Beinen stehend, und den Bauch in die Lage aufgerichtet, zum Ausspritzen der Säure, die den meisten ihrer Feinde fürchterlicher ist, als Schießpulver. Einige sind wieder beschäftigt, die von verschiedenen Dingen versperrten Wege rein zu machen, und andere befinden sich in vollkommener Ruhe, um sich für neue Arbeiten zu erholen. Auch die Befreyung der jungen Ameise aus dem Seidengespinnst, welches sie umschließt, ist den Arbeitern auferlegt, (ganz dem entgegen, was man bey andern Insekten bemerkt,) welche durch ein uns unbegreifliches Gefühl gelehrt sind, daß das vollkommene Insekt nun so weit ist, daß es seine Hülle zerreißen soll, aber zu schwach, dieses ohne Hülfe zu vollbringen. Wenn die Arbeiter wahrnehmen, daß diese Zeit angekommen, so entstehet ein großes Gewühl in ihrem Gebäude. Drey oder vier steigen auf ein Gespinnst, und beginnen mit ihren Kiefern es da zu öffnen, wo der Kopf liegt; zuerst reißen sie nur wenige Fäden ab, um die Stelle dünner zu machen; dann machen sie einige kleine Oeffnungen, schneiden mit großer Geduld die Fäden entzwey, und trennen einen nach dem andern, bis eine Oeffnung entstehet, die zum Herausziehen des Gefangenen groß genug ist; dieses thun sie mit der äußersten Zartheit. Die Ameise ist noch in ihr Häutchen gehüllt, das reißen die Arbeiter auch auf, und befreyen jedes Glied von seinem Futteral, breiten vorsichtiglich die Flügel derer aus, die damit versehen sind; diese so befreyeten und nachher gefütterten neugebornen Insekten hüten sie nun noch mehrere Tage und begleiten sie überall hin, lehren sie die Wege reinigen und Gänge zur gemeinschaftlichen Wohnung aushöhlen (Huber 83); und wenn Männchen und Weibchen endlich ausfliegen, so begleiten sie diese liebevollen Stiefmütter, steigen mit ihnen auf die höchsten Kräuter, erweisen ihnen die zarteste Sorgfalt; einige suchen sie sogar zu halten, füttern sie noch immer, schmeicheln ihnen; und wenn sie endlich sich in die Luft erheben und verschwinden, so scheinen sie einige Sekunden auf den Fußstapfen dieser geliebten Wesen zu trauren, für die sie so musterhafte Sorge gehabt, und von denen sie doch keines wieder zu sehen bekommen (93).

In der obigen Erzählung ist außer der bloßen Thatsache vom Legen der Eyer, der weiblichen Ameisen, den eigentlichen Eltern der Republik, keine Erwähnung geschehen. Sie dürfen aber hieraus nicht schließen, daß diese den Einfluß des göttlichen Prinzips der Liebe für

*) Die russischen Schäfer bedienen sich sinnreich der Zuneigung der Ameisen zu ihren Jungen, um mit wenig Mühe ihre Puppen zu erhalten, die sie als Nachtigallenfutter verkaufen; sie zerstreuen einen Ameisenhaufen auf eine trockene Erdstelle, die von einem kleinen Wassergraben umgeben ist, und legen auf eine Seite ein wenig Tannenreis. Darunter bringen nun die Ameisen, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt, alle ihre Puppen, und in ein oder zwey Stunden finden die Schäfer einen großen Haufen rein und fertig für den Markt. Anderson recreations in agriculture etc. IV. 158.

ihre Nachkommenschaft nicht fühlen. Wenn sich eine Colonie niedergelassen, so haben sie genug zu thun, selbe mit Eyern zu versehen und die nöthige Anzahl künftiger Weibchen, Männchen und Arbeiter zu erhalten, welche nach Gould (S. 35.) zu drey verschiedenen Jahreszeiten gelegt werden. Dieses ist das ihnen von der Vorsicht als gewöhnlich angewiesene Geschäft. Bey der ersten Entstehung des Haufens übernimmt das Weibchen den liebevollen Theil des Geschäftes und erfüllt alle die mütterlichen Pflichten, die ich so eben, als den Arbeitern zukommend, beschrieben habe; und erst wenn diese hinlänglich zahlreich sind, um das Weibchen abzulösen, so entsagt es diesem Geschäft und widmet sich ausschließlich dem Eyerlegen. (Huber 110).

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 28. September.

Im lezten Monat hat sich die hiesige Bühne durch mehrere neue Darstellungen Beyfall erworben. Zu diesen gehört die Aufführung des, auch durch den Druck bekannten, Houwald'schen Schauspiels: Der Fürst und der Bürger. Ich würde dieses Stück für die beste Schilderung dieses beliebten Dichters halten — wenn der dritte Akt nicht wäre. Die ersten Akte ziehen an und spannen die Aufmerksamkeit fortschreitend; fest gezeichnete Charaktere stehen vor uns, und diese Charaktere sind so recht aus dem Leben unsrer Nation geschöpft; über die Schilderung verbreitet sich eine gewisse Behaglichkeit, welche die gemüthliche Schilderung deutscher Treue und Sitte, wenigstens bey uns, immer hervorbringen muß; und an dieselbe schließt sich der Wohllaut der edeln Rede, die diesen Dichter eignet, wie ein leichtes Gewand an. Aber der dritte Akt — wo man sieht, daß der Fürst Komödie spielt — und gespielt hat! — Ref. fühlte sich bey dieser Entdeckung wie mit kaltem Wasser begossen. — Die Darstellung war anständig und als Ganzes lobenswerth.

Ferner wurde die von Bernard und Kreuzer gearbeitete Oper Libussa in Scene gesezt, welche hier, wie in Wien günstige Anerkennung gefunden hat. Der bekannte Stoff ist zu einem Opernbuche verarbeitet worden, das in Hinsicht der Sprache zu den bessern gehört und den Komponisten mehrere interessante Momente ohne große Verwicklung dargeboten hat. Das Hauptinteresse ruht auf dem edeln Jüngling Wladislav, dem die Vorsehung die Herzogskrone und der schönen Libussa Hand bestimmt hat; Beyden gegenüber steht der herrschsüchtige, finstere Domoslav (denn Tursto ist zu wenig bedeutend) und bildet einen Gegensay, der noch wirksamer seyn müßte, wenn seine Stellung weniger schwankend wäre. Der dunkle Ursprung Wladislav's hat noch Gelegenheit zu einer kleinen Episode mit Dobra, Wladislav's Schwester gegeben, welche jedoch (wenigstens nach der hiesigen Einrichtung der Oper) so wenig in die Handlung eingreift, daß sie fast nur als Libussa's Begleiterinn erscheint. Uebrigens ist die kriegerische Jungfrau Libussa von dem Dichter und daher auch von dem Komponisten im Verhältniß gegen Wladislav ein wenig vernachlässigt worden. Der durch seine lieblichen Frühlingslieder und mehrere Klavierkompositionen vortheilhaft bekannte Kreuzer hat jenen Gegensay gut zu benuzen gewußt. Er hat die Parthie des Wladislav's und der Libussa mit seinem, wenn gleich nicht höchst originellen, aber frischen und wohllautenden Melodien ausgestattet, und besonders den begünstigten Wladislav in einem jugendlichen, idyllischen Tone gehalten, ohne ihm die Kraft zu entziehen, die er auf seiner glänzenden Bahn zum Throne entwickeln muß. Domoslav mit seinen Kriegern steht, wie natürlich, in einem effektvollen Schatten. Warum man jezt so geradezu die komischen Parthieen aus der romantischen Oper wegstreicht, will mir nicht einleuchten; ob nicht auch hier die mißverstandenen Begriffe von dem Grossen und Erhabenen spuken? — Des Komponisten Art nähert sich schon dem südlichen Charakter, und wir müssen es ihm unter den gegenwärtigen Umständen schon zum Verdienst anrechnen, daß er unserm Ohre nicht durch grelle Modulationen wehe thut. Nur in der glänzenden Instrumentation hat er sich einige Male übernommen, wie z. B. in der Ouverture — und nicht weniger als sechs Hörner angebracht. Sonst zeichnet sich diese Musik auch durch fließenden Gesang, klaren Zusammenhang der Sätze, lebendige Beweglichkeit und gute Anwendung der Instrumente aus, und wenn auch die Melodie zuweilen an schon Bekanntes erinnert, so ist sie doch nicht aus fremden zusammengesezt. Vieles gefällt, ohne aufzufallen, und es gewinnt, wenn man es öfter hört. Das verdienstlichste Tonstück ist wohl das zweyte Finale, es ist kräftig, mannigfaltig und dramatisch; aber auch schon in dem ersten sind die einander entgegenstehenden Leidenschaften mit lebhafter Wirkung ausgedrückt. Unter den Solostücken hat uns vornehmlich die gut ausgearbeitete Scene und Arie der Dobra (von Mad. Czegka mit Sorgfalt und Einsicht vorgetragen) — sie hat auch ein gutes Recitativ, woran es sonst in dieser Oper mangelt; die Zornarie des Domoslav im zweyten Akt und die brillante Polonaisenarie des Wladislav gefallen, welche niemals ihre Wirkung verfehlt. Eben so wird der Chor: Wir grüßen den Fürsten ꝛc., immer sehr gern gehört. Ueber die Parthie der Libussa können wir nicht vollkommen urtheilen, da bey uns im dritten Akt die Scene: Nun brich hervor, verschlossne Freude ꝛc. von Mad. Werner eingelegt wird; ihre kleine Arie aber im ersten Akt: Ja mein Loos ꝛc., vielleicht das uninteressanteste Stück der Oper und in einem fast veralteten Geschmack geschrieben ist. Einige Stellen sind mir aufgefallen, in welchen diese brave Musik aus ihrem edeln Tone fällt, z. B. beym Schlusse des trefflichen Terzetts im zweyten Akt, wo die Worte lauten: Du sollst nicht lassen diesen Ort ꝛc.

Einige falsche Accente in der Deklamation, wie: Ich sah sie kaum und soll nun scheiden ꝛc., sieh, ob du dort erreichst dein Ziel ꝛc., könnten wohl weggebracht werden. Mögt übrigens der wackere Kreuzer, der das Publikum nächstens durch eine neue Oper, der Taucher (nach Schiller bearbeitet) erfreuen wird, auf seiner Bahn muthig fortschreiten. Im Ganzen ist seine Musik bey dem Wuste unnatürlicher und geschraubter Musikerzeugnisse eine recht erfreuliche Erscheinung, und wird sich darum überall Beyfall erwerben, wo man sie anständig und sorgfältig, wie hier, auf die Bühne bringt. Mad. Werner ist eine sehr angenehme Erscheinung als Libussa, und thut dieser Parthie vornehmlich in Hinsicht des Gesangs Genüge; eben so gewinnt Herr Höfer als Wladislav viel Interesse und Herr Ebkart hebt die Parthie des Domoslav mit seiner kräftigen Stimme; sein Spiel muß noch ruhiger werden, und die Klippe der Tyrannenmanier zu vermeiden suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Nro. 276.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. November 1823.

Zwar fürcht' ich nicht, daß ein so fein gesponnenes Gewebe sich auf einen einzigen Riß trennen lasse, aber selbst das Tasten verwirrt die Fäden, und da die Menschen bey jedem gewonnenen Schritte so gern weiter gehen und diese hier den ganzen Weg zurückspringen, bey ich sie leise geführt habe. — Gern möchte ich Jeden so für sich selbst hinstellen, alle enge Vereinigung trennen; wenn Jeder abgerissen steht, so tritt die Furcht ihm näher. — — —

Attalus in Klingers Damokles.

Die Kunst zu präsidiren.

(Fortsetzung.)

Ich habe einen Neffen; er ist ein guter Mensch, obschon ein wahrer Schöps, dabey aber schlau wie ein Fuchs. Seine Muttersprache schreibt er leidlich. Das hat er dem Lesen der neuesten Romane zu verdanken, wie er sagt. Es war eine ziemlich einträgliche Schreiberstelle in meiner lieben Schneiderzunft zu besetzen. Die Kandidaten mußten eine Prüfung bestehen, und sich dann einregistriren lassen. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als ich einen Mittelweg einschlug. Ich legte nämlich dem hochweisen Rathe die Entscheidung der Frage vor:

„Können nur die eingeschriebenen Kandidaten Stimmen erhalten, oder sogar jene, welche nicht eingeschrieben sind?"

Man entschied, „daß die Stimmen nicht an die Eingeschriebenen gebunden seyen, weil es verdienstvolle, aber zu bescheidene Männer geben könne, die sich um keine Stelle bewerben möchten."

Nun hatte ich gewonnenes Spiel; denn als man die Stimmzettelchen eröffnete, fiel die Mehrheit auf meinen Vetter, der aus guten Gründen nicht auf der Kandidatenliste stand. Anfangs machten einige Rathsglieder, die nicht eingeweiht waren, saure Gesichter; allein sie vertrösteten sich auf eine günstige Gelegenheit, um den unschuldigen Kniff zu ihren Gunsten anzuwenden; denn „eine Hand wäscht ja die andere."

Freylich wird mein Neffe Anfangs oft stecken bleiben; allein „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu;" — das heißt, man läßt die Arbeit durch Andere verrichten, um ein höfliches: „Deo Gratias!" und streicht die Gebühren für sich ein.

Chacun pour soi, Dieu pour tous.

*

Der Teufelskerl! mein Neffe, den ich für einen Schöps hielt, hat, ma foi, mehr Grütze im Kopf, als ich vermuthete. Hat er den Kandidaten, welche eine Niete zogen in der Gunstlotterie, nicht ein prächtiges Mittagsmahl auf der Affenzunft gegeben, und am Ende mit seinen Nebenbuhlern Brüderschaft getrunken?

An dem ist wahrlich Salz und Malz nicht verloren.

*

O, Herr Jemine! Gestern streiften preußische Husaren bis vor die Thore unserer friedlichen, freyen Reichsstadt, die mit der ganzen alten und neuen Welt im Frieden steht und lebt, und forderten eine Brandschatzung von 30,000 Thalern im Namen ihres Königs, Friedrich des Großen. Möchte sie doch Daun oder Serbelloni in die Pfanne hauen, wir wollten ihnen gerne unser hochlöbliches Bürgerrecht ohne Taxe schenken.

*

Die Fackel der Zwietracht hat bey uns geleuchtet! Die Wehen des Kriegs und alle seine Greuel haben wir empfunden. Das konnte ich nicht länger aushalten; ich schnürte meinen Bündel, nahm in der Stille Abschied von

einigen Bekannten, und, nachdem ich mein Vaterland der Großmuth der Feinde und dem Schutze des Himmels empfohlen, flüchtete ich mich nach Holland.

*

Ich laſſ' es brauſen und ſauſen in der Heimath; die Holländer zahlen mir die Zinſen von meinen Geldern richtig. Ich höre nichts von unſerer, von meiner Stadt, als was die Zeitungen erzählen. Ach! das Herz blutet mir, wenn ich nur daran denke. Zwar ſcheint der preußiſche Grenadier*) mich zum Kampfe auffordern zu wollen, denn letzthin las ich noch ein Lied von ihm, worin es hieß:

Heraus aus deiner Wolfesgruft,
Furchtbares Heldenheer!
Heraus zum Streit in friſche Luft,
Mit Muth und Schlachtgewehr!

Was ſchlummerſt du? Die träge Raſt,
Schickt die für Helden ſich?
Wenn du gerechte Sache haſt,
Warum verkriechſt du dich?

Der hat gut dichten, dachte ich, ich bleibe fein zu Hauſe wie ein Glaubensheld; denn im Haag hört man nichts vom Kriegsgetümmel, die hochmögenden General-Staaten ſchützen mich vor demſelben.

*

Meine Kapitalien wachſen täglich. Ich verzehre hier wenig, weil mich die guten Holländer für ein Opfer des Kriegs betrachten, und daher oft zu ſich einladen. Die Höflichkeit macht es mir zur Pflicht, keine Einladung auszuſchlagen. Wenn das ſo fortgeht, werde ich am Ende noch ein Millionär!

*

Der ſiebenjährige Krieg iſt beendigt und der Friede geſchloſſen. Ich treffe Anſtalten zu meiner Abreiſe. Mit welchem Jubel man mich in der Heimath empfangen wird!

*

Ja, ich bin da, und vom Regen faſt in die Traufe gekommen. Als mein Wagen beym Thor hielt, und ich meinen ehrlichen Namen nannte, ſagte die Schildwache ein froſtiges: „Kann paſſiren!“ ohne mir, dem Ober-Bürgermeiſter, das Gewehr zu präſentiren. Die Leute auf den Gaſſen ſahen mich mitleidig lächelnd an, und zuckten die Achſeln. Hinter der Kutſche lief ein Schwarm Kinder, und ſchrie aus vollem Halſe ohne Unterbrechung: „Haſenfuß! Bärenhäuter!“ und dergleichen Ehrentitel, vor denen mir graute.

*

So, ſo; nun kann ich mir Alles erklären. Meine alte Haushälterin hat mir Wunderdinge erzählt, die Haare ſtanden mir zu Berge. Alſo Alles hat man abgeändert während meiner Abweſenheit? — Was doch die preußiſchen Huſaren für Unheil angerichtet haben. — Ich will mich erkundigen und ſehen, wie die Sachen ſtehen.

*

Das hat gewirkt. „Tauſend Thaler für die Armen!“ Jetzt iſt der Haſenfuß und Bärenhäuter vergeſſen. Ich darf nun wieder ruhig über die Straße gehen; Jedermann grüßt mich freundlich und ehrfurchtsvoll, wie ehemals.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Von Vater Gleim.

Ueber die Sorge der Inſekten für ihre Jungen.

(Fortſetzung.)

Ein Umſtand in dieſer Zeit ihrer Geſchichte gibt ein rührendes Beyſpiel von Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung dieſer bewunderungswürdigen Geſchöpfe. Wenn Sie Acht gegeben haben, was in einem Ameiſenhaufen vorgeht, ſo werden Sie einige größer als die andern bemerkt haben, welche beym erſten Anblick wie die Arbeiter ohne Flügel erſcheinen, aber bey einer genauern Unterſuchung ein kleines Stück an der Stelle, wo ſie ſtanden, zeigen. Dieſe ſind Weibchen, welche ihre Flügel nicht zufällig, ſondern willkürlich abgeworfen haben. Wenn eine Ameiſe dieſes Geſchlechts aus der Puppe kommt, ſo iſt ſie mit zwey Paar Flügeln geziert, wovon das obere oder äußere Paar größer als der Leib iſt. Mit dieſen kann ſie im unbelegten Zuſtande die Felder des Aethers durchkreuzen, von Myriaden des andern Geſchlechts umringt, welche Bewerber ihrer Gunſt ſind. Aber wenn einmal Hochzeit gehalten, ſtirbt der unglückliche Ehemann, und die verwittwete Braut ſucht jetzt nur für ihre gemeinſchaftlichen Nachkommen zu ſorgen, ſehnt ſich jetzt nicht mehr nach den Reizen der ätheriſchen Tänzer, ſondern ihr einziger Gedanke iſt, eine unterirdiſche Wohnung zu bauen, in welche ſie ihre Eyer legen und pflegen, und ihre embryoniſchen Jungen lieben mag, bis ſie nach durchlaufenen Verwandlungen zum vollendeten Zuſtande gelangen, und das Weibchen einen Theil der mütterlichen Sorge auf dieſelben übertragen kann. Ihre großen Flügel, welche zuvor ihre Hauptzierde und die Inſtrumente ihres Vergnügens geweſen, ſind jetzt eine Tracht, welche ihr in der Erfüllung der großen, vorzüglich jetzt im Sinne liegenden Pflicht hinderlich ſind; ſie reißt ſie demnach, ohne einen Augenblick zu zaudern, von den Schultern. Möchten wir nicht zu den Frauen, welche Kinder haben, reden wie Salomon: „Gehet zu der Ameiſe, ihr Mütter, betrachtet ihre Wege und ſeyd weiſe!

Herr Huber war mehr als einmal Zeuge dieſes Vorgangs; er ſah ein Weibchen ſeine Flügel mit der größten Anſtrengung ſo ſtrecken, daß ſie vor den Kopf kamen. da kreuzte es ſie nach allen Richtungen, dann drehte es ſie abwechſelnd an jeder Seite um, und zuletzt fielen die vier.

Flügel, in Folge einiger heftigen Verdrehungen, mit einander in seiner Gegenwart ab. Ein anderes wandte noch die Füße an, um sich in dieser Arbeit zu helfen (Huber, 93.).

Gould hat lange vor Huber bemerkt, daß die weiblichen Ameisen ihre Flügel abwerfen (S. 59, 62, 64.). Ich habe sie oft beobachtet, manchmal nur mit einem Flügel, manchmal nur mit Stumpfen, und manchmal waren sie so vollkommen abgerissen, daß man nicht erkennen konnte, daß vorher welche da gestanden, außer nur an der Stelle, wo sie gesessen hatten.

Demnach sind von dem Augenblick des Legens, bis zur Reife des vollkommenen Insekts, die Ameisen unablässig mit der Sorge der Jungen der Gesellschaft beschäftigt, und das mit einem Eifer von liebevoller Anhänglichkeit, wovon wir, die Dauer und Stärke in Betracht gezogen, mit Recht sagen können, es gibt nichts Aehnliches in der ganzen thierischen Welt (Huber, 93.). Unter Vögeln und Vierfüßlern haben wir vielleicht eben so starke Beyspiele von Zuneigung, als bey jenen, aber wie viel kürzer ist die Zeit, während der sie geäußert wird! In einem oder zwey Monaten verlangen ihre Jungen keine weitere Aufmerksamkeit; und wenn im Naturzustande einige ihren Jungen längere Zeit zu saugen geben, so geschieht es ihrer Seits ohne Anstrengung und Arbeit; und in beyden Fällen nimmt die auf ihre Jungen verwendete Zeit nur einen kleinen Theil des Lebens ein. Aber das kleine Insekt, wovon wir reden, schenkt nicht blos einen größern Theil von Zeit der Erziehung seinen Nachkommen, sondern opfert sein ganzes Daseyn, von der Geburt bis zum Tode, dieser einzigen Beschäftigung.

Die gemeine Stockbiene und die Weſpe zeigen in ihrer Aufmerksamkeit für ihre Jungen dieselben Züge im Allgemeinen; beyde bauen zu ihrer Aufnahme sechseckige Zellen, verschieden in der Größe nach dem künftigen Geschlechte der eingeschlossenen Larven, welche gleich beym Ausschlüpfen von Beyden gefüttert und anhaltend gewartet werden, bis zur Verwandlung in Puppen. Es gibt jedoch Eigenthümlichkeiten in ihrem Verfahren, welche besonders angeführt werden müssen.

Die Einrichtung eines Wespennests unterscheidet sich von dem der Bienen darin, daß die Eyer nicht durch eine einzige Mutter oder Königin, sondern durch mehrere gelegt werden, daß diese Mütter dieselbe Sorge in Fütterung der jungen Maden übernehmen, wie die Arbeiter. Ja, beym ersten Ausschlüpfen werden diese von den Weibchen allein gefüttert, von denen sie hervorgebracht worden, indem sie die einzigen Gründer der Kolonie sind. Das Weibchen, welches wahrscheinlich allein einen Schwarm von vielen Tausenden des vorigen Jahres überlebt, fängt, sobald es durch die Wärme des Frühlings erwacht, an, einige Zellen zu bauen, und die Eyer zu Arbeitswespen hineinzulegen. Die Eyer werden mit einem Leim bedeckt, welcher sie so sehr an die Seiten der Zellen befestigt, daß man sie nicht leicht unverletzt absondern kann. Diese Eyer scheinen von der Zeit ihres Legens an der Pflege zu bedürfen, denn die Wespen stecken mehreremale des Tages ihre Köpfe in die Zellen, worin sie sich befinden. Wenn sie ausgeschlüpft sind, so ist es lustig, die Hurtigkeit zu sehen, mit der die Weibchen von Zelle zu Zelle rennen, und ihre Köpfe in diejenigen stecken, worin die Maden noch sehr jung sind, während die ältern ihre Köpfe aus den Zellen hervorstrecken, und durch schwache Bewegung Futter zu fordern scheinen. Sobald sie ihre Portion bekommen, ziehen sie sich zurück und sind ruhig; sie werden gefüttert, bis sie sich in Puppen verwandeln, und schon zwölf Stunden nach ihrer Verwandlung in vollkommene Insekten greifen sie sogleich selbst zur Arbeit des Zellenbaues, um die Last ihren Eltern zu erleichtern, indem sie ihnen die Larven anderer Arbeiter und Weibchen, welche während dieser Zeit geboren werden, füttern helfen. In wenigen Wochen hat die Gesellschaft sich um mehrere hundert Arbeiter und viele Weibchen vermehrt, welche ohne Unterschied sich dem Futtersammeln für die wachsenden Larven, die jezt außerordentlich zahlreich werden, beschäftigen. Um diesen Zweck zu erreichen, und da sie wenig oder gar keinen Honig von Blumen sammeln, sind sie beständig auf Raubzügen begriffen; ein Theil gehet aus, um Stockbienen anzugreifen; eines Zuckerbäckers Laden, oder andere Behältnisse von Zucker; oder wenn dieses fehlt, den Saft einer reifen Pfirsche oder Birne. Sie werden jezt weniger böse seyn als vorher über diese kecken Räuber, da Sie nun wissen, daß sie in ihren Angriffen nur unbedeutend sind und daß Ihre verdorbenen Früchte zu einem ausgesuchten Mahl der zarten Larven des Nestes verwendet werden, in dessen weitläuftigen Gängen die glücklichen Diebe mit erstaunlicher Hurtigkeit von Zelle zu Zelle rennen und eine kleine Portion nach der andern herauswürgen, gerade so wie ein Vogel seine Jungen äzt. (Willughby in Ray Hist. Ins. 251., et Reaumur.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 28. September.

(Beschluß.)

Das Neueste war der Empfehlungsbrief, Lustspiel des Herrn D. Thyfer. Man hatte sich nach dem Effekte, den dieses Stück in Berlin gemacht haben soll, durchaus noch mehr von demselben versprochen, als man an demselben zu finden schien. Das Verdienst dieses Lustspiels besteht entschieden in einer leichten und geschickten Zusammenstellung komischer Situationen und Theaterscenen, die, wenn das Stück rasch und lebhaft gespielt wird, so ununterbrochen auf den Zuschauer einwirken, daß ihm die starken Blößen der Zusammensetzung leicht verborgen bleiben. Hiezu gehört, daß ein Vater, ungeachtet der schon gemachten Erfahrung, einen vergelaufenen Menschen, der nicht einmal einen Namen angeben kann, gleich in der ersten Unterredung seine Tochter zusagt und zur Entführung derselben winkt; daß einem eingesperrten Mädchen am hellen Tage auf offener Straße zum Fenster hinauf eine laute Liebeserklärung gemacht wird, die diese sofort beantworten soll, und auch — aber sub rosa beantwortet. So wenig Umstände der Ref. in der Verknüpfung der Situationen gemacht hat, so unverholen ist er auch im Dialog; —

„Brummochsen, Rindvieh!“ — angewöhnte Redensarten, wie: „verliert' er sich!“ — „wie es auch nicht anders ist.“ — gehören zu der Würze desselben. Doch ist er im Ganzen leicht und nicht ohne Leben — wenn auch nicht origineller Art. Wo übrigens Alles auf Situation berechnet ist, da kann von Charakteren nicht viel die Rede seyn. Der Charakter des eingebildeten Kranken, der überall Kranke sieht, würde noch mehr gewirkt haben, wenn er nicht mit zu starkem Pinsel gestrichen wäre, und sich einigermaßen in der Comödie wiederholte; die Aeußerungen desselben sind zu einförmig, als daß er Gegenstand einer komischen Charakterzeichnung werden könnte, leicht aber kann er widrig werden. Der junge Polterfeld, der die Intrigue anknüpft (Herr Stein gab ihn mit viel Lebendigkeit), spricht auch mehr von seinen tollen Streichen, als daß man sie sähe; sein Onkel erinnerte uns an viele ähnliche Theaterfiguren und in der Darstellung an den Herrn von Bose in Kotzebue's eifersüchtiger Frau. Die Mißverständnisse, auf welchen das Stück beruht, wurden bey der Darstellung mit Laune behandelt; Alles griff, besonders in der schweren Schlußscene, präcis und rasch ineinander. Geschrieen wurde aber auch heute wieder barbarisch; doch fange ich an zu glauben, daß dieses bey solchen Stücken so seyn müsse, und bin der Beystimmung aller „Gründlinge“ gewiß. Wahrscheinlich wirkte der Zufall den grellen Contrast, daß einige Tage vor der Aufführung des letzten Lustspiels auch Raupachs Trauerspiel die Fürsten Chawansky zum Erstenmale auf unsere Bühne kam. Doch davon will ich das nächste Mal sprechen. Ich bemerke nur noch, daß in diesem Monat auch der Jude (nach Cumberland) Cäsario (Lustspiel von Wolf) und die große Oper Fidelio von Beethoven neu einstudirt waren. Wem der zerstreute Anekdotenwitz in unsern neuen Lustspielen mißfällt, der findet in der im ersten Stücke aufgestellten Charakteristik einigen Ersatz, wenn sie von einem talentvollen Künstler ausgeführt wird. — Um Cäsario wieder zu beleben, bedarf es mehr als die Gewandtheit der Routine. Ref. hatte eine frühere ausgezeichnete Darstellung desselben noch in zu lebhafter Erinnerung, um mit dem gegenwärtigen zufrieden zu seyn — oder auch — sie unbefangen genug zu betrachten. Eben so ging es ihm mit Fidelio, den er ehemals nach der ursprünglichen, nach seiner Uebersetzung immer noch vorzuziehenden Bearbeitung hörte. Dreyerley scheint ihm vornehmlich bey einer Aufführung dieses genialen Musikwerks betrachtet werden zu müssen, wenn es vollkommen gelingen soll. Erstens, daß die Sänger den Text genau und deutlich aussprechen, damit der Zuhörer den großen Genuß nicht entbehre, den dichterischen Geist des Komponisten in der tiefen Auffassung der Situationen zu vernehmen; zweytens, daß die Sänger, indem sie durch die Beschaffenheit der Musik und durch die kolossale Auffassung des Ganzen zu großen Anstrengungen genöthigt, ja hingerissen werden, dennoch — ihren letzten Trumpf nicht auszuspielen scheinen — weil mit der Wahrnehmung der Kunstanstrengung der Kunstgenuß aufhört, und die materielle Veränderung, Mitleid oder dergleichen eintritt. Drittens muß das Orchester, besonders in den leichtern Stücken des ersten Akts, nicht alle Kräfte loslassen, wenn der Sänger gehört werden soll, und lieber dem Komponisten hier ein wenig unfolgsam seyn, der zuweilen die Rücksicht auf den Sänger überschritten hat.

Uebrigens haben die Musikfreunde in diesem Monat noch einen außerordentlichen Genuß durch das Concert gefunden, welches Herr Kapellmeister Schoberlechner hier veranstaltete. Die seltenste Verbindung von gefühlvollem Ausdruck und genialer Fertigkeit erheben ihn zu einem Klavierspieler ersten Ranges; wahrscheinlich ist sein zweyjähriger Aufenthalt in Italien der Grund, daß sein Ruf in Deutschland bis jetzt noch nicht ausgebreiteter war. Seine Kompositionen haben Originalität und zeigen große Gewandtheit in der Benutzung der Instrumente. Vornehmlich hat uns der erste Satz seines Pianofortecoucerts befriedigt, in welchem der Komponist durch gründliche und geistvolle Durchführung seines interessanten Thema alle Kenner bezauberte.

Ein merkwürdiges Produkt deutschen Kunstfleißes bietet unser Tauchnitz dem musikalischen Publikum dar — nämlich den vollständigen Klavierauszug von Mozarts Don Juan, neubearbeitet vom Kapellmeister Friedrich Schneider mit Stereotypen gedruckt. Dieses ist der erste und zwar glänzende Versuch der Anwendung der Stereotype auf Musikwerke. Man bezweifelte bisher selbst die Möglichkeit dieser Anwendung, da die Beschaffenheit der musikalischen Zeichen durchaus nicht für Stereotypie geeignet schien. Das Werk aber, welches aus der Tauchnitz'schen Officin hervorgegangen, zeichnet sich nicht blos durch Deutlichkeit und Correctheit, sondern auch durch einschmeichelnde Eleganz aus. Hbanst lobenswerth ist auch die Wahl jenes Musikwerks, da es, wie keines, über die Zeit erhaben ist.

Carlsruhe, 23. Oktober.

Auf meiner Reise hierher begegnete ich einem Theile des baden'schen Militärs, welches zu einem Herbstmanöver ausrückte. Diese Truppen gewähren einen schönen Anblick, und sie sollen auch trefflich eingeübt seyn. Der Großherzog, welcher seine Kriegsschule in der preußischen Armee, während der ersten Feldzüge gegen Frankreich machte, wird sie selbst kommandiren. — Die Stadt Carlsruhe hat sich seit wenigen Jahren sehr erweitert und verschönert. Einige der neuen Gebäude, wie das Rathhaus, das Gartenpalais der Markgräfin Friedrich ꝛc. würden auch eine größere Stadt zieren. Es hatte bisher an Quellenwasser zum Trinken gefehlt. Dieses wird nun von Durlach hergeleitet und auf den öffentlichen Plätzen stehen bereits die Brunnen. Auf der Stelle, wo der Erbauer der Residenz einst auf der Jagd ruhte und jezt begraben liegt, wird eine steinerne Pyramide errichtet, die bald vollendet ist. Im Theater konnte ich nur zwey Vorstellungen sehen; Sonntags den 19. Oktober den Schutzgeist, und Dienstags den 21. das Testament des Onkels und die zwey Worte im Walde. Im ersten Stücke trat eine junge Künstlerin (Dem. Gutb) zum Erstenmal in der Rolle des Guido auf, die sie sehr richtig aufgefaßt hatte und durchführte. Das Publikum schien ihr Spiel mit einiger Kälte aufzunehmen. Neben mir hörte ich einige Herrlein und Däulein flüstern: ach, die * war doch viel schöner! vom Spiel war keine Rede. In den beyden andern Stücken trat Mad. Neumann zum Erstenmal wieder nach dem Tode ihres Mannes auf. Seit ich sie in Hannover sah, hat sie etwas an Embonpoint, keineswegs aber an Kunst gewonnen. Daß sie den Schmerz über den erlittenen Verlust nicht zu unterdrücken vermochte, macht ihrem Herzen Ehre, daß sie aber diesen Schmerz das ganze Stück hindurch so auffallend zur Schau trug, kann ich nicht billigen. Er mußte ihr zu heilig seyn, um ihn auf die Bühne zu bringen. Das Publikum bezeugte seine Theilnahme mitunter auf eine etwas seltsame Weise. Neben mir stand ein ganz junger Mensch, der sein Bravo mit einer Cyclopenstimme brüllte, noch ehe der Vorhang ganz aufgezogen war, und auch jezt vernahm ich wieder die Exklamationen, o wie schön! Was soll da aus der Kunst werden, wo der Künstler nur durch seine Gestalt wirken kann? — Beyde Stücke, das Testament und die zwey Worte, gingen sehr mittelmäßig. Nur Mad. Mittel und Hr. Eduard Mayer zeigten künstlerische Haltung. Das Klopfen mit den Stöcken gilt hier für ein Zeichen des Beyfalls. Sonderbar!

Nro. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. November 1823.

Harren sehr ihr sie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergreift?
Flöte wird für Diese tönen,
Für die Andern Pans Gepfeife.

Goethe.

Der Janus-Tempel.

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ . . . So oft mein fünf-und-dreyßigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar närrisches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand gestützt; in der rechten Hand hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Viertviertel-Seufzer. — Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen. . . . Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. . . . Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine über einander, und strich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt, und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und im Sterben lebe ich noch neun-und-zwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwey Monate, vier Tage, ein-und-zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun-und-zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, sieben-und-zwanzig Tage, elf Stunden, zwey Minuten und dreyßig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber sey unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge seyn, über die ihr euch entzweyt! Das sind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben, die zwey Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingne Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offne Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwey Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine pa-

piernen Fabeln gibt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sey unser Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen.“ — Das hast du gut gemacht, Fritz. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwey Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann; und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Fritz? In der Kenntniß ihrer eignen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt.“ — Und was ist es, worüber sie jezt so hartnäckig zürnt? — „Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen.“ — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sey klug, Fritz, laß' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jezt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorn; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erstenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. . . .“ — War nicht an diesem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. . . . O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie Alles! Sie gibt mir Besseres, als den schönsten Rath: sie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme.“ — Fritz, das ist gerade keine große Zauberey. Solche Prophezeyungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!“ — Willst du mich zum Besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube, und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakespeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jezt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhizt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Gleben zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an der innern Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie mir schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber Sophie, wie konntest du um einer solchen Betteley willen mich und Shakespeare auf länger als zwey Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen.“ — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Fritz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunſt zu präſidiren.

(Fortſetzung.)

Der ſämmtliche Rath hat heute bey mir geſpeiſet. Wie die Rathsherren am Ende der Mahlzeit dem holländiſchen Genever zuſprachen, und wie ſie dabey meine Klugheit und Weisheit lobten und prieſen; wahrlich, ich bin noch ihr Schooskind!

*

Ich bin wieder, was ich vor ſechs Jahren war. Es gibt nichts Neues unter der Sonne; Alles muß beym Alten bleiben. Da hatten ſie, während meiner Abweſenheit, Leute in den Rath gezogen, die nicht zu den bevorrechteten, gefreyten Geſchlechtern gehören. Die muß man bey ſchicklichem Anlaſſe ausmuſtern oder ausſterben laſſen, und nicht mit Perſonen aus dem gemeinen Blute erſetzen.

Ein kleiner Knoben reicht nur für Wenige hin; ſonſt kann ſich Keiner daran ſatt eſſen.

*

Meine werthen Zunftbrüder, die Schneider, haben mir heute ihr Herzeleid geklagt. Statt, wie ehemals, bey den öffentlichen Feyerlichkeiten an der Spitze der Innungen zu gehen, müſſen ſie jezt der Gilde zum Affen oder den Barrſcheerern den Ehrenplatz einräumen.

*

Heute waren die meiſten Anhänger der Affenzunft auf der Haſen- oder Schnepfenjagd; andere in ihren Rebbergen, oder mit dem Einſammeln des Obſtes beſchäftigt. Ich brachte den Anſtand zwiſchen den Schneidern und Bartſcheerern wieder vor. Ich ſchilderte es in bunten, aber kräftigen Farben, wie eine ſchädliche Neuerung, welche für Religion und Staat und das Wohl des Landes höchſt gefährlich ſey. Meine Rede machte Eindruck, beſonders als ich hinzuſezte: „Wir müſſen beym Alten bleiben; nur im Alten finden wir unſer Heil; Gott behüte uns vor jeder Neuerung, ſonſt ſind wir unwiederbringlich und auf immer verloren!“

Hierauf nahm man den ärgerlichen Beſchluß zurück, und räumte den Schneidern den alten Ehrenplatz wieder ein.

Aus Erkenntlichkeit für den ihnen geleiſteten wichtigen Dienſt beſchenkten mich meine Zunftbrüder mit einem ſammetnen Staatsrocke.

*

Die Affenfreunde waren mit meiner Operation nicht zufrieden; allein ich beſtürmte ſie ſo mit Fragen über Jagd, Wein- und Obſtbau, daß ihre Anmerkungen nicht laut werden konnten. Auch bat ich ſie der Kehr nach zu Gaſte; und ſo war alles bald wieder ausgeglichen; denn ich habe das alte Recept noch nicht vergeſſen.

Nächſten Sommer will ich mein Haus neu bemahlen, und mit der Inſchrift: zum ewigen Frieden, verſehen laſſen.

Wenn man etwas durchſetzen will, ſo ſchwierig es Anfangs auch ſcheint, muß man nur einen günſtigen Augenblick ablauern, und ſtracks erhaſchen.

*

Heute iſt mir wahrlich die Galle in den Kopf geſtiegen, die Rathsherrn waren nicht ſo redſelig, wie gewöhnlich, und horchten aufmerkſam zu. Das ſchien abgekartet. Es betraf den Ankauf einer neuen Feuerſpritze, von der ich nichts hören wollte, weil mir der Sattler verſprochen hatte, die alte, gegen ein klein Douceur, die ich mir vorbehalten, zu verbeſſern. Einige Rathsherren ſprachen ſehr lang. Ich wurde ungeduldig; rückte auf dem Lehnſeſſel hin und her; redete für mich hin, und ſprach dann noch einmal ſo lang in einem fort. Die Berathung war beendigt. Ich fing ſie dreymal wieder an. Da ich voraus ſah, daß ich zu kurz komme, brummte ich von Praktiken, Intriguen, Ränken, Kniffen, Schlichen, Kabalen, Revolutionen, Evolutionen und dergleichen mehr; polterte; ward feuerroth, und eilte pfeilſchnell aus der Rathsſtube. Da ſaßen ſie nun verblüfft mit ellenlangen Naſen.

*

Einige Kollegen haben ſich bey einer Schlittenfahrt Huſten und Schnupfen zugezogen: dieſen Zeitpunkt will ich benutzen, um ihnen die projektirte neue Feuerſpritze in Brand zu ſtecken.

*

Es iſt gelungen. Die alte Feuerſpritze bleibt. Der Sattler hat mir für mein Reitpferd eine neue Halfter verehrt. Ich weiß nicht, woher der arme Schlucker das Leder genommen hat; — was kümmert mich das?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. Oktober.

Theaterneuigkeiten! — mögt als Briefſiegel vor meinem heutigen Berichte ſtehen, damit der Leſer, der vielleicht kritiſche Beurtheilungen in dieſen Blättern finden will, dieſe Zeilen raſch überſchlage, die Leſer aber — zu denen auch Schreiber gehören — die zu der hiſtoriſchen Fahne geſchworen, ſie nicht überſchlagen mögen. Unter der hiſtoriſchen Fahne fechten aber alle jene gewiegten Seelen, welche es apoſteriori erfahrt haben, daß alles apriori'ſche Denken, und alſo auch die eigentliche Kritik unheilbringende Schößlinge ſind des alten Giftbaums der Erkenntniß; ſelbſt ſchuldloſe Theaterkritiken nicht ausgenommen, welche Dichter, Schauſpieler und Publikum nur verwirren und faſeln machen. Zwar behaupten einige hartnäckige Selbſtdenker, daß jene hiſtoriſchen Seelen an der chroniſchen Krankheit der Chronikenſucht litten, die eben nur durch ein ausdauernd-fortgeſetztes kritiſches Denken zu heilen ſey — ich aber bekümmere mich, wenigſtens nicht heute, um dieſe altmodiſchen Leute und laſſe die Kritik Kritik ſeyn, indem ich aus der Tagegeſchronik des hieſigen Theaters einige reale Fakta zum Beſten gebe, wobey ich den großen Vortheils genieße, daß Jeder die

Sachen nehmen kann, wie er Lust hat. welches ja nicht möglich wäre, wenn ich den Hochmuth hätte, Gedanken vortragen zu wollen. Ich berichte demnach zuerst, daß in einem der Legion Taschenbücher, die in diesem Jahre 1823 für die Nachwelt 1824 erschienen sind, sich eines befindet, das Rheinblüthen heißt und daß in demselben eine Novelle von Tieck, unter dem Titel: Musikalische Leiden und Freuden, und in derselben ein zwar sehr zusammengedrängter, aber für den Kenner höchst interessanter geschichtlicher Ueberblick der neueren Musik zu finden ist. So weit ist das Faktum zwar historisch, doch nicht zugleich theatralisch. Das Theatralische aber an der Sache und überdieß das Berlinisch-Theatralische ist — daß unser Spontini in jener Novelle etwas — man verzeihe das neue Wort bey einem so neuen Komponisten! — entmimmst wird, und daß man gerade diese Stelle der Tieckschen Erzählung in unsre Vossische Zeitung abgedruckt hat, und noch dazu in so unschuldiger Form eines Citats, daß man wirklich glauben sollte, der alte Reineke Voß wäre noch Redakteur dieses Tagblatts. Ob dieser Reinekesche Kunstgriff nicht zu vermeiden war, das heißt, ob man den Tadel des erwähnten Musikers hier einschwärzen mußte, das kann nur der künftige Theatergeschichtschreiber ausmitteln; ob Tiecks Urtheil aber, welches ein Laye fällt, gegründet ist, oder nicht, darüber darf ich, der ich hier für die Historischen schreibe, nichts sagen, da ihnen ja jedes Urtheil zuwider seyn muß, indem es außerhalb der einzigen Wahrheitssphäre geschichtlicher Fakta liegt und in die heillose Region des frevelhaften kritischen Selbstdenkens gehört. — Fakta an Fakta zu reihen, ist mir aber historisch erlaubt, und so kann ich erzählen, daß unser General-Musik-Direktor, Herr Spontini, den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, zur Vermählungsfeyer unsers allgeliebten Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern eine große Oper anzufertigen; dieser gewissenhafte Künstler aber dargethan hat, wie er unmöglich in so kurzer Zeit ein der erhabenen Gelegenheit und seiner würdiges Werk zu vollbringen im Stande sey. Da nun diese bescheidne Selbstverläugnung höchst zart war, so ist ihm jezt die Aufgabe geworden, für den nächsten Karneval ein lyrisches Drama (wie man in Paris die Oper nennt) zu liefern. Und da nun Deutschland keinen Dichter besizt, der im Stande wäre, sich zu jener großartigen Heldenmuse emporzuschwingen, die sich mit der barbarischen, rüdesten Poesie durchaus nicht zu befassen vermag, überdieß Herr Spontini nicht deutsch versteht, so ist verschrieben und wird in wenigen Tagen hier ankommen Herr Telon *) ein Franzos und Poet, um auf unklassischem Boden ein klassisches Operngedicht zu schreiben, das, allen Forderungen der musikalischen Heldenmuse entsprechend, auch ihrer Schwester genügen wird: der sich mit rechtwinkeligen Beinen drehenden Terpsichore, und auch ihren Brüdern dem Decorateur, dem Kostümmacher, dem Flitterschläger, dem Sticker, dem Erleuchter, dem Maschinenmeister und den Komparsen. Sobald das italisch-französische Kunstwerk fertig ist, wird es ein zu beneidender deutscher Dichter für unsere vaterländische Bühne in unsere Muttersprache übersezen. Es ist ja selbst dem Chronikschreiber erlaubt, in seine Erzählung eine Bemerkung über ein Faktum einzuschieben und so sage ich bey diesem Anlasse: erstlich, es ist mehr als niederschlagend, daß man einen Pariser Poeten verschreibt, um in der bildungsreichsten Hauptstadt des deutschen Nordens ein Operngedicht für ein deutsches Publikum anzufertigen. Zweytens, es ist eine traurige Wahrheit, daß man genöthigt ist zu einem fremden Aushelfer; denn wo ist hier in Berlin, ja in unserm ganzen nördlichen Deutschland ein dramatischer Dichter, der — gesezt, daß er das Theater genau kenne und keine undarstellbare, sondern wirkliche Bühnenstücke schreiben könnte — wo ist ein solcher Dichter, der Selbstverläugnung genug besäße, um, nach mühseligem Studium der musikalisch-dramatischen Gesetze und Effekte, sich streng dem Tonkünstler unterzuordnen und ein Drama zu schreiben, dessen nothwendige Klarheit und unumgängliche Kürze schon allein die größte Ueberlegung und den besonnensten Fleiß erfordern? Drittens, haben es die Franzosen durch die That gezeigt, daß sie die Einzigen sind, die — wenigstens in Hinsicht der Bühnentechnik und musikalischen Anordnung — im Stande sind, ein musikalisches Drama zu schreiben. Ein musikalisches Drama aber ist himmelweit verschieden von einer italienischen großen Oper, die so durchaus nichts weiter als Konzert im Kostüm ist, daß man jezt in der größten deutschen Hauptstadt Wien den ersten Akt von Othello und den zweyten von Aschenbrödel an demselben Abend als ein musikalisch-dramatisches Ganzes aufführt; welcher Unsinn, durch seine großartige Konsequenz, gewissermaßen ehrwürdig wird. Deßhalb ist es gerecht und gut, daß einmal ein Franzose auf deutschem Boden ein Operngedicht schreibe. Vielleicht, wann unsere Dichter das Gefühl der Demüthigung erst verwunden haben, vielleicht lassen sie sich dann herab und sehen zu, wie man für dramatische Musik erfindet und aufführt, und lernen es; vorausgesezt, daß sie nicht hochmüthiger sind, als der rheinische Weinbauer, der die Burgunder Rebe in deutschen Landen anpflanzt, um den edlen Asmannshäuser zu gewinnen. Viertens ist es gut, daß man auch in Deutschland, bey dieser Gelegenheit, einen Operndichter zahlen und achten lernt. — Wir können nach dieser Abirrung von Thatsachen wieder zur Erzählung übergehen. Zu den Festlichkeiten der bevorstehenden höchsten Vermählungsfeyer wird, da die Spontinische Oper bis dahin nicht vollendet werden kann, eine andere gegeben, und zwar die in Wien bereits mit Beyfall aufgeführte Libussa von Conradin Kreutzer. Sie wird aber durch ein auf die allbeglückende Gelegenheit sich beziehendes Vorspiel eingeleitet werden, das von einem erlauchten Beschützer der Kunst erfunden seyn soll und in Pantomime, Tanz und Chören bestehen wird, deren Musik anzufertigen, dem Herrn Kapellmeister Seidel und Herrn Musikdirektor Schneider übertragen ist. — In lezter Zeit hat man auch eine von dem jezt hier anwesenden Musiker Herrn Klein komponirte und von Herrn Rellstab gedichtete Oper: Dido, gesehen. Dieses Werk ist unläugbar auf den großen einfachen Styl eines Gluck berechnet, so wie auf das bezaubernde Portamento einer Milder, welches lezteren auch die Oper tragen half. Ein Urtheil über Gedicht oder Musik steht uns, als geschichtlichem Geschichtschreiber hier nicht zu. — Aus eben der Ursache können wir nur erzählen, daß Herr Joseph Fischer, der Bassist, wieder um in derselben Oper, in der er aufhörte, im Figaro, die Bühne betreten hat, und daß dieses Mal die Menge der Beyfallklatscher siegte, so daß man sagt, Herr Fischer sey bereits hier wieder engagirt.

*) Ich finde so eben in der französischen Zeitschrift Pandore (ehemals le miroir), daß Herr Telon eigentlich Tyssaulon sich schreibt. Nun! die Franzosen verstümmeln ja berühmtere deutsche Namen. Jene Zeitschrift sagt: „Herr Tyssaulon ist „nach Berlin gereist, wo, sagt man, er zum Generaldirektor „der Feste ernannt ist, die bey Gelegenheit der Vermählung des „Kronprinzen gegeben werden.“ Und in einer folgenden Nummer heißt es: „Herr Tyssaulon ist bereits an der preußischen „Grenze angekommen, allwo er beglaubigt wurde. Dieser Briefmann, oder Schriftmensch (ich weiß nicht, wie ich „homme de lettre übersezen soll) hat eine Rede aus dem Stegreife gehalten, die wir uns noch nicht haben verschaffen können.“

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Nro. 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. November 1823.

Der erste Streit in einer neuen Ehe entscheidet meistens über ihr künftiges Glück. Wenn bey der Versöhnung der eine der beyden Gatten auch nur den kleinsten Theil der Achtung für den andern eingebüßt hat, so neigt sich das Glücksrad dem Abhange, und nur eine starke Hand kann es in seinem Unheil bringenden Lauf zurückhalten. Wessen Hand soll das seyn? Des Gatten? Der Gattin? — O hütet euch vor dem ersten Streit! denn ihr möchtet weder der Eine noch der Andere der Stärkere, nicht der Ueberwundene seyn.

Miß Sara Bidulph.

Der Janus-Tempel.

(Fortsetzung.)

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bey einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drey peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den lezten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen, und eine Viertelstunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postskriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bey offnen Thüren verhandelt. — „Beym Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sey ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janus-Tempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.“

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und sagte: Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrak aufs Heftigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Uebersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann: weil beyde in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseau's Heloise gestellt: weil beyde in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!“ — Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?“ — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! . . . Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!" — Alter, willst du sagen. — „Nun, meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!"

„Montag, den 14. Juli. . . ." — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht seyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbey, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie . . ." — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jezt kommen zwey Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl." — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freymaurer-Geheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun schon dreyßigstündigen Krieg veranlaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Fortsetzung.)

Eine andere Abtheilung von Wespen ist beauftragt, für reifere Maden festere Nahrung zu schaffen; diese wagt Krieg mit den Bienen und Mücken, geht selbst auf eine Fleischbank, kehrt vergnügt zum Nest zurück mit den wohlgefüllten Leibern der Erstern oder mit Fleischstücken von der Leztern, so groß als sie nur immer fortzubringen sind. Diese feste Nahrung theilen sie gleichförmig an die größern Maden aus, die man ihre Köpfe sehr geschwind aus den Zellen stoßen sieht, um das willkommene Mahl zu empfangen. Da die Wespen keinen Vorrath von Futter anlegen, so sind diese Anstrengungen das Geschäft eines jeden Tages während des Sommers, indem beständig frische Bruten denen folgen, welche Puppen oder vollkommene Fliegen geworden sind; und im Herbste, wenn sich die Kolonie auf zwanzig- oder dreyßigtausend vermehrt hat, und die Larven im Verhältniß, kann man leicht begreifen, welch ein Schauspiel und Gewühl sie darbieten. Die Liebe der Wespen zu ihren Jungen ist so groß, daß, wenn auch das Nest gänzlich in Stücken zerrissen ist, sie es doch nicht verlassen (Reaumur, VI. 174.); doch wenn das kalte Wetter sich nähert, tritt eine melancholische Stimmung ein, auf welche ein grausamer Auftritt folgt, nach welchem Sie glauben werden, er vertrage sich schlecht mit diesem liebevollen Charakter. Sobald der erste scharfe Oktoberfrost empfunden wird, wird das Aeußere des Wespennestes ein eigentliches Schauspiel von Schauder. Die alten Wespen ziehen aus den Zellen alle Maden, worden sie ohne Rast, und streuen ihre todten Leiber rings um den Eingang ihrer nun verödeten Wohnung. Welche Ungeheuer von Grausamkeit! hör' ich Sie ausrufen; welche verfluchten Barbaren! Seyen Sie aber nicht zu hastig. Wenn Sie ruhig die Umstände dieses Falls überlegen, werden Sie dieses scheinbar grausame Opfer in einem andern Lichte betrachten. Die alten Wespen haben keinen Vorrathsstock, die erstarrende Hand des Winters macht sie zu jedem Geschäfte unfähig, und die Jahreszeit selbst liefert nichts zum Unterhalt. Was für ein Mittel bleibt also übrig? Ihre Jungen müssen einige Zeit schmachten, Hunger und Todesangst ausstehen, und endlich sterben. Sie haben es wenigstens in ihrer Macht, das Ziel dieses Elends abzukürzen, ihre bittersten Augenblicke zu heben. Ein plötzlicher Tod durch ihre eigenen Hände ist, vergleichungsweise, ein verdienstlicher Schlag. Dieses ist die einzige Wahl; und so ist in der That diese anscheinende Rohheit die lezte Anstrengung zärtlicher Zuneigung, die sich thätig erhält bis zum Ende des Lebens. Ich will hiermit nicht sagen, daß diese Reihe von Schlüssen wirklich durch den Geist der Wespen gehe. Es ist richtiger, die Sache so zu betrachten, als habe der gütige Urheber den Instinkt so sonderbarlich eingerichtet und ohne Zweifel so weislich in Thätigkeit gesezt. Würde ein Wespennest den Winter überleben, so würden sie so schleunig sich vermehren, daß nicht nur Bienen, Mücken und andere Thiere, von denen sie leben, ausgerottet würden, sondern selbst der Mensch in ihnen eine beschwerliche Pest haben würde.

Es ist deßhalb nöthig, daß jährlich die große Masse zu Grunde gehe; damit sie aber so wenig als möglich leiden mögen, so hat der, auch auf die Glückseligkeit der kleinsten seiner Geschöpfe liebevoll bedachte, Schöpfer einen Theil der Gesellschaft zur bestimmten Zeit mit dem wundervollen Instinkt versehen, welcher vor dem eigenen Tode sie zu Scharfrichtern der Uebrigen macht.

Die Wespen haben bey dem Bau ihrer Nester nur deren Einrichtung für ihre Jungen zur Absicht; und diesen sind ihre Zellen ausschließlich gewidmet. Bienen dagegen (ich rede von der gemeinen Stockbiene) richten eine beträchtliche Zahl ihrer Zellen zur Aufnahme von Honig ein, zum Gebrauch der Gesellschaft; jedoch ist die Erziehung der jungen Brut ihr Hauptzweck, und dieser opfern

ſie beſtändig alle perſönlichen Rückſichten. In einem neuen Schwarm iſt die erſte Sorge, eine Reihe Zellen zu bauen, die als Wiegen dienen ſollen; und wenig oder gar kein Honig wird geſammelt, bis ein großer Vorrath von Bienenbrod, wie man es nennt, zu ihrem Futter aufgeſchüttet iſt. Dieſes Bienenbrod beſteht aus Blumenſtaub, welchen die Arbeiter unaufhörlich einſammeln, indem ſie von Blume zu Blume fliegen, ihre gelben Schätze von den Staubfäden abbürſten, und ſie in die kleinen Körbchen ſammeln, womit ihre hintern Füße ſo wunderbarlich verſehen ſind; dann eilen ſie zum Stocke, legen ihre Beute ab, und kehren zu einer neuen Ladung um.

Der ſo von einem Satz Arbeiter gelieferte Vorrath wird von einem andern ſorgfältig aufgeſchichtet, bis die Eyer, welche die Bienenkönigin gelegt hat, und welche durch eine leimige Hülle in dem Boden der Zelle, wohin ſie aufrecht gelegt ſind, ankleben, ausgeſchlüpft ſind. Mit dieſem Bienenbrod wird die junge Brut unmittelbar nach dem Ausſchlüpfen, und bis zu ihrer Verwandlung in Nymphen, von den andern Bienen fleißig gefüttert, welche ſehr ängſtlich darauf halten, und des Tages mehreremale friſche Nahrung bringen. Vorher erleidet aber das Bienenbrod eine Verwandlung in eine Art weißer Gallerte, indem es in der Bienen Magen verſchluckt, da wahrſcheinlich mit Honig vermiſcht, und wieder herausgewürgt wird. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in der Bienen Magen eine andere Umänderung vorgehen mag, und wahrſcheinlich eine beſondere Subſtanz darin abgeſondert wird, wie, nach John Hunters Entdeckung im Kropfe der Tauben. Man ſieht verſchiedene Bienen von Zeit zu Zeit die Köpfe in Madenzellen ſtecken, ein wenig in dieſer Lage bleiben, während welcher Zeit ſie die von ſich gegebene Nahrung ablegen, und dann wieder zu andern in der Nachbarſchaft gehen; andere folgen oft unmittelbar nach, und ſtecken auf gleiche Art die Köpfe hinein, gleichſam um zu ſehen, ob ein Junges etwas nöthig habe; iſt dieſes durch einen Blick bemerkt, ſo gehen ſie ohne Weiteres fort, und halten nur an, wenn ſie eine Zelle faſt von Futter leer finden. Man wird zugeben, daß das Geſchäft dieſer Verſorger nicht ſehr einfach iſt, wenn man erfährt, daß das Futter aller Maden nicht einerley iſt, ſondern verſchieden, nach ihrem Alter; geſchmacklos, wenn ſie noch jung ſind, mehr zuckrig und etwas ſäuerlich, wenn ſie faſt die Reife erhalten haben. Die zu Königinnen beſtimmten Maden fordern noch gar ein anderes Futter, als die von Drohnen und Arbeitern. Man erkennt es an ſeinem ſcharfen und ſtechenden Geſchmack.

So genau iſt der Vorrath von Futter mit den Bedürfniſſen der Larven in Verhältniß gebracht, daß, wenn ſie ihr volles Wachsthum erreicht, und ſo weit ſind, daß ſie Nymphen werden können, nicht ein Atom unverzehrt übrig bleibt. Zu dieſer Zeit, welche ihre unermüdlichen Pflegeltern inſtinktmäßig kennen, beſchließen ſie ihre Pflege durch Verſiegelung einer jeden Zelle mit einem Wachsdeckel, der gewölbt vor den Drohnenzellen, und faſt flach vor den Arbeiterzellen iſt, und hinter dem die verſchloſſenen Einwohner ihre Geſpinnſte machen. Um alle dieſe Arbeiten kümmern ſich weder Königin noch die Drohnen nur im Geringſten; alle fallen ausſchließlich den Arbeitern anheim, welche beſtändig friſche Brut zu warten bekommen, ſobald die zur Reife gebrachte auf die Seite geſchafft iſt, und ſo faſt ihr ganzes Daſeyn dieſen mütterlichen Pflichten widmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Phillis.

(Nach dem Magyariſchen.)

Auf meinen vollen Wangen glimmt
Ein Roſenknoſpenpaar,
Auf Alabaſter Achſeln ſchwimmt
Mein braungelocktes Haar.

Es blüht ein Paradies um mich,
Wo Alles roſig lacht,
Zur Freude bin geboren ich,
Und ſieh', mein Herz erwacht.

Es lächelt Liebe, lächelt Scherz,
Wohin den Blick ich richt',
Der Freud' entgegen ſchlägt mein Herz,
Doch Freude fühl' ich nicht.

Und athme ich den Aether auch
Der ſchönen Jugendzeit,,
Weht mir doch nicht der Balſamhauch,
Den uns die Freude leut.

Das Täubchen kann nur fröhlich ſeyn,
Wird wonnig nur gerührt,
Wenn in dem grünen duft'gen Hain
Der Täuber ſie umgirrt.

Daniel Berzſenyi.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, 30. Oktober.

Die mißvergnügten Freunden haben unſere Stadt wieder verlaſſen, und die fröhlichen Muſenſöhne ſind wieder eingewandert. Aeußerlich war es in der verfloſſenen Meſſe ziemlich lebhaft, und der Schauluſt der Einheimiſchen und Freunden wurde Manches dargeboten, was Auszeichnung verdiente, wenn es auch unter die gewöhnlichen Titel fällt, z. B. Menagerie (mit jungen in Deutſchland gebornen Löwen), Seemönch, Wach-

Kurrentkabinet, indianische Gaukler, Grimacier, Gemälde der Schlacht von Waterloo. Zwey französische Kunsthändler waren mit einer ziemlich ansehnlichen Sammlung von Gemälden, besonders Landschaften hier, wovon nur wenig, z. B. ein Waterloo hier geblieben ist. Die Ausstellung der sächsischen Leinwandfabrikate hat alle, die an vaterländischer Industrie Theil nehmen, erfreut. Die Ausstellung der hiesigen Akademie der zeichnenden Künste war zwar an Quantität nicht bedeutend, aber an Qualität schien sie uns ausgezeichneter als manche frühere zu seyn. Von den bedeutendsten Stücken ist indessen in den Berichten über die Dresdner Kunstausstellung die Rede gewesen. In der Gemäldegallerie, welche die Liberalität des Herrn Kaufmanns Speck hiesigen und fremden Kunstfreunden eröffnete, freuten wir uns, keine wesentliche Veränderung zu finden. Diese vortrefflich ausgewählte Sammlung erhöht sich im Werthe mit jeder Betrachtung. Die Kunstsammlung des Hrn. Geh. Finanzraths Campe aber hat mehrere wesentliche Bereicherungen empfangen; die letzte war ein höchst interessantes Bild, angeblich des Garofalo, die Königin von Arragonien mit einem Kinde vorstellend; ein Bild voll Grazie und Wahrheit.

Für die Freunde der Tonkunst gab es in dieser Zeit manchen ausgezeichneten Genuß. Am 24. September wurde das Abonnementskonzert im Saale des Gewandhauses wieder eröffnet, für welches in diesem Winter wieder Mad. Kraus-Wranitzky von Wien zur Freude der äußerst zahlreichen Theilnehmer angestellt ist. Sie trat, empfangen von dem gebührenden Beyfall, zuerst mit der schönen Scene von Mozart: Bella mia fiamma auf, und hat seitdem theils mehrere, schon im vorigen Winter vorgetragene Stücke auf Verlangen wiederholt, z. B. die Scenen von M. v. Weber und Beethoven, theils einige neue vorgetragen, wie die von Winter Dove sono? vivo ancora, welche sich sehr der Rossinischen Komposition nähert, eine von Sim. Mayer, eine von Rossini (Arie mit Chor aus Zelmira: Riedi al soglio etc.), ferner eine Scene von Spohrs Faust und eine einzelne Arie von Mozart, worin ihr schönes Portament, ihr herzliches mezza voce und ihr empfindungsvoller Ausdruck allgemein ansprechen mußte. In dem ersten dieser Concerte hörten wir auch den Virtuosen Forcol Mazas, welcher Variationen von seiner Komposition auf der Violine vortrug. Sein Ton hat etwas sehr Eigenthümliches; er kommt der Viole nah, ist auf der G-Saite, welche von den neuern Violinspielern fast zu sehr angegriffen wird, stark und voll, sein Spiel gewandt, sicher und mit einer Fertigkeit verbunden, die vorzüglich Reinheit, Eleganz und angenehme Wirkung für das Ohr beabsichtigt. Diese Verdienste, die sich mit der Lebhaftigkeit des französischen Charakters auch in seinem Vortrage verbinden, verschafften ihm Beyfall bey der zahlreichen Versammlung. — Ein glänzenderes Meteor erschien im dritten Abonnementsconcerte — nämlich Mad. Szymanofska, angekündigt als die erste Pianofortistin Ihrer Maj. der Kaiserin von Rußland, und Ref. muß wenigstens gestehen, daß er sie überhaupt für die erste Pianofortistin hält, die er gehört hat. Sie besitzt das, was man an dem weiblichen Klavierspiel sonst gewöhnlich vermißt, Kraft und Ausdauer derselben in einem sehr hohen Grade und weiß dieselbe durch die Macht des Genius mit Grazie, Eleganz und tiefem Ausdruck zu verbinden. So ist ihr Spiel das Geistreichste, was man auf diesem Instrumente hören kann. Sie führte ein Concert von Hummel trotz der durch Ueberfüllung des Saals entstandenen peinlichen Hitze mit einer Sicherheit und meisterhaften Leichtigkeit aus, daß der Wunsch, sie nochmals zu hören, allgemein entstand. Sie gab daher kurz darauf ein eignes Concert, in welchem sie eine zum Concert arrangirte Sonate von A. Klengel (Hoforganist in Dresden; schade, daß wir diesen großen Meister im Klavierspiel hier noch nicht öffentlich gehört haben), wahrscheinlich wegen des reizenden Rondo's, ferner ein eben erst (im bureau de musique bey Peters) erschienenes Rondo brillante von Hummel, in welches einige russische Volksmelodien mit großer Geschicklichkeit verwebt sind, und endlich ein Notturno von Field (Esdur) nebst einem Rondo von demselben spielte. Der Vortrag des einfachen Notturno war das Höchste unter diesen Leistungen, weil hier der Genius einen nachahmlichen Ausdruck aus der Tiefe ihrer Brust schöpfte; so wie denn überhaupt Rundung und ausdrucksvolle Vollendung des Einzelnen und Ganzen das Ziel zu seyn scheint, welchem diese Künstlerin siegreich zustrebt. Wir bemerken nur noch, daß in diesem außerordentlich zahlreich besuchten Extraconcert auch eine junge Sängerin Demois. Queck aus Gotha, Schülerin des Sängers Venelli in Dresden, zum Erstenmale öffentlich auftrat. Wir wünschen den reichen Mitteln, welche ihre Stimme darbietet, eine günstige Ausbildung, vornehmlich durch gute Muster. — Während der Messe gab auch unser ehemaliger Mitbürger, der Kapellmeister Friedrich Schneider aus Dessau, Concert im Saale des Gewandhauses. Seine Absicht war, uns einige neue Werke seiner Arbeit bekannt zu machen. Aber leider kam nur ein kleiner Kreis von Zuhörern dieser Absicht entgegen, wozu unter mehreren ungünstigen Umständen gewiß auch der Grund beytrug, daß man bey uns im Concertsaale nicht gern geistliche Musik hört. Man sollte aber das Vorurtheil überwinden, und das Gute in dieser Gattung nur unbefangen auf sich einwirken lassen, dann würde die Andacht dazu von selbst kommen. Obendieß hört man ja bey uns im Concerte die vollständigste Besetzung großer Musiken, folglich auch die Kirchenmusik in ihrer vortheilhaftesten Gestalt; da nun die geistlichen Musiken, welche in den hiesigen Hauptkirchen aufgeführt werden, von den Fremden und Kennern der Musik gerade am allerwenigsten gehört werden, weil die Aufführungen bey der gegenwärtigen Einrichtung unsers Gottesdienstes in die unbequemsten Stunden fallen, so hört man im Grunde wenig geistliche Musik, und dieß ist nachtheilig für die Bildung des musikalischen Geschmacks, denn es begründet eine Einseitigkeit, die gerade der höchsten und heiligsten Eindrücke jener Kunst verlustig geht. Der obengenannte Tonsetzer machte uns zuerst mit einer neuen Symphonie seiner Komposition bekannt, ein treffliches Werk in einem Gusse feurig gearbeitet und mit dem Glanze der ihm zu Gebote stehenden Instrumentation ohne Ueberladung des Ohrs ausgestattet. Darauf gab er uns zwey Psalmen nach Herders (etwas steifer) Uebersetzung, nämlich den XXIII. und den XXIV. Wenn der letzte sich durch Kraft und glänzende Behandlung der Stimmenmassen besonders da, wo die beyden Chöre sich vereinigen, hervorthut, so ist der idyllische Geist, in welchem der erstere gehalten ist, und die meisterhafte Lösung der schweren Aufgabe, eine großes geistliches Musikstück ohne weltliche Farben im herrschenden Sechsachtel-Takt (selbst in der Fuge) auszuführen, nicht minderer Anerkennung werth. Der Dessauer Marsch, als Ouverture für das ganze Orchester behandelt, hatte nicht die rechte Stelle vor dem David'schen Psalm eingenommen; aber davon abgesehen, ist es eine glänzende Arbeit des wackern Komponisten. Wir bemerken noch, daß der Conzertgeber auch ein geniales Pianoforte-Conzert von Beethoven (Esdur) klar und genau vortrug.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Nro. 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. November 1823.

Wer solche Herren duldet, der ist der Knechtschaft werth.
Der Renegat, ein altes Trauerspiel.

Die Kunst zu präsidiren.

(Fortsetzung.)

Unser alter, guter Stadtschreiber ist, leider! gestorben. Mit ihm konnt' ich machen, was ich wollte; denn ich bildete eigentlich mit ihm allein den Rath. Ich durfte nur wünschen, so schrieb er das Gegentheil von der Berathung, die freylich oft so bunt und kraus war, daß kein Mensch klug daraus werden konnte. Wenn man ihm Vorwürfe machte, was zuweilen geschah, so erwiederte er: „Ich hab's so verstanden; was geschrieben ist, bleibt geschrieben; quod scripsi, scripsi. (Joh. Kap. 18.)" — Was wollten sie sagen, sie mußten schweigen; denn ich verwirrte die Berathung oft so sehr, daß sie am Ende selbst nicht wußten, was beschlossen worden war, und da hütete ich mich wohl, das Resultat zu resumiren und zu proklamiren, was übrigens keine so leichte Sache ist. Wenn einer der Furchtsamern etwas sagte, das meiner Ansicht entgegengesezt war, so fiel ich ihm in die Rede, ließ ihn nicht wieder zu Worte kommen, oder sagte ihm geradezu Grobheiten. Die Ehrfurcht oder Schüchternheit verstopfte ihm den Mund. Mit Andern, die so 'was nicht geduldet hätten, benahm ich mich glimpflicher; ich bekämpfte ihre Meinung, und da ich den Vortheil hatte, der Lezte zu sprechen, sezte ich dann diese Meinung nicht in Berathung.

*

Oft und meistens lesen die Rathsherren in den Sitzungen die Zeitung, oder sprechen von ihren häuslichen Angelegenheiten, und zwar so laut, daß man sein eigenes Wort kaum hört. Es wäre unklug, sie in ihrer Unterhaltung zu stören, und ihnen die Freude an den konstantinopolitanischen Feuersbrünsten, oder an den Zubereitungen einer Kindstaufe zu verderben. Sie wissen freylich nicht, wovon die Rede ist, wenn sie aber nur die Hände aufheben, ist es mir schon recht.

Die Rathsstube kann füglich mit dem Sprachzimmer eines Nonnenklosters verglichen werden.

*

Der neue Stadtschreiber ist gewählt. Er ist ein feines, geschmeidiges Herrlein, das auf Reisen gewesen ist, und von dem man sagt:

Es flog eine Gans über'n Rhein,
Und kam ein Gickgack wieder heim.

Ich will ihm den Puls fühlen.

*

Prächtig, allerliebst, charmant und admirable!

Der kann stylisiren ad Cancellerariam, und zwar so meisterhaft, daß ich hier von der Geschicklichkeit des neuen Stadtschreibers ein Müsterchen aufnehmen will, nämlich ein Partizipations-Schreiben an den hochweisen Rath der Stadt Gänseberg.

„Unser freundlich willig Dienst, sammt was wir Ehren, Liebs und Guts vermögen zuvor: fromm, fürsichtig, ehrsam, weis', insonders gut' Freund', getreu', lieb' Mitburger, Hochansehnliche Nachbaren, und Hochpreißliche Brüder!

„Was Maßen und welcher Gestalten wir aus Euerer Communicatio sub dato primo currentis zu vernehmen gehabt, daß eine garstige Pestilenz, Hydrophobie oder Wasserscheu genannt, bey Eure Hochpreißliche Nachbaren ausgebrochen seye, und schon mehr als die Hälfte des Sexus feminini angegriffen, und pro salute aller gereinigten und gefegefeuerten Ehemänner aufgerieben und exterminirt habe, wofür wir Euer Hochpreißlichen Gnaden unsern devotesten Dank und eifrigste Gratulation abzustatten und zu bezeugen nicht unterlassen, ermangeln und aufschieben wollten, als haben wir die Ehre, Euer Gnaden und Hochdenen zu reciproziren und zu repartizipiren, daß wir, nach weise-reiflicher Erdaurung, Berathung, Deliberation und Abmehrung die Stadtthore haben verrammeln, oder versperren, und alle Hunde, Möpse, Katzen, Füchse und dergleichen vierfüßige Animalia strangiliren und decapitiren lassen.

„Wolle indessen der Allerhöchste diese entsetzliche und erschreckliche Plage von Euern und unsern Landen gnädiglich abwenden, und uns allseitig in seinem himmlischen Gnadenschutze allmögend und mild-väterlich erhalten, dem wir uns insgesammt, per Mariam, treu-eifrigst und gehorsamst empfehlen.

„Hasenthal, Actum in Coram Senatu 1mo Aprilis, im Jahr des Heils 1770."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen.

(Beschluß.)

Hummeln müssen, in Rücksicht auf ihr allgemeine Einrichtung verglichen mit Bienen und Wespen, als rohe und obrigkeitslose Dorfbewohner betrachtet werden; dennoch zeigen sie eben so starke Zuneigung zu ihren Jungen, als ihre mehr verfeinerten Nachbaren. Die Weibchen übernehmen, wie bey den Wespen, einen großen Theil der Erziehung. Wenn eines mit vieler Mühe eine bequeme Wachszelle gebaut hat, so versorgt es sie zunächst mit einem Vorrath von Blumenstaub, der mit Honig angefeuchtet wird, legt sechs oder sieben Eyer hinein, und verschließt die Mündung und die kleinsten Spalten mit Wachs. Aber das ist nicht ihr ganzes Geschäft. Durch einen sonderbaren Instinkt, der übrigens nöthig seyn mag, um die Vermehrung in den nöthigen Grenzen zu halten, suchen die Arbeiter, während das Weibchen mit Eyerlegen beschäftigt ist, ihm die Eyer zu nehmen, und sie, wenn es gelingt, gierig aufzufressen. Diese Gewaltthätigkeit zu verhindern, reicht kaum seine äußerste Anstrengung hin, und erst nachdem es wieder und wieder diese mörderischen Eindringlinge zurückgeschlagen, und sie zu dem entferntesten Winkel des Nestes verfolgt hat, kann es in seinem Geschäfte fortfahren. Ist dieses vollendet, so muß das Weibchen die Zelle immer sehr in der Nähe bewachen, sonst würden sie die schlemmerischen Arbeiter aufreißen, und die Eyer verschlingen. Diese Angelegenheit besorgt es sechs oder acht Stunden lang mit der Wachsamkeit eines Argus, nach welcher Zeit jene den Geschmack an diesem Futter verlieren, und es nicht mehr berühren, selbst wenn es ihnen angeboten wird. Sodann hört das Geschäft der Mutter auf, und wird von den Arbeitern übernommen; diese kennen genau die Stunde, wenn die Maden ihren Stock von Futter verbraucht haben, und von der Zeit an füttern sie dieselben bis zur Reifheit mit Honig oder Blüthenstaub, den sie in ihren Rüssel bringen durch ein kleines Loch in dem Deckel der Zelle, die für diesen Fall geöffnet und dann sorgfältig wieder verschlossen wird.

Sie sind bey andern Geschäften gleich ausdauernd. Da während des Wachsens der Maden die Zellen zu klein werden, so zersprengen sie ihre dünnen Wände, um sich bequemer regen zu können. Um diese Risse auszufüllen, eilen die Arbeiter so schnell als möglich mit einem Stück Wachs herbey, und geben beständig Acht, wo ihre Dienste nöthig seyn möchten; auf diese Art nehmen die Zellen täglich an Größe zu, was einem Beobachter, der nicht weiß, wie das zugeht, ganz außerordentlich vorkommen muß. Die lezte Obliegenheit dieser liebevollen Pflegeltern besteht darin, den jungen Bienen die Gespinnste, worin sie während des Puppenzustandes verschlossen liegen, öffnen zu helfen. Doch muß ein vorhergehendes Geschäft nicht übergangen werden. Die Arbeiter befolgen ähnliche Maßregeln, wie die Stockbiene, um die in den Gespinnsten verborgenen jungen Puppen in einer zuträglichen Temperatur zu erhalten. Bey kaltem Wetter und in der Nacht setzen sie sich in Häufchen darüber, um zu brüten und die nöthige Wärme zu ertheilen. Verbunden mit diesem Theil ihrer Haushaltung, führt P. Huber, ein würdiger Sprößling eines berühmten Geschlechtes, und ein Erbe der Wissenschaft und Verdienste des großen Hubers sowol, als seines Namens in seiner vortrefflichen Abhandlung über diese Insekten, in dem vierten Bande der Linn. Trans., woraus die meisten dieser Thatsachen genommen sind, eine besonders merkwürdige Geschichte an. In dem Verlauf seiner sinn- und zahlreichen Versuche setzte Huber ungefähr ein Dutzend Hummeln unter eine Glasglocke, ohne allen Vorrath von Wachs, mit einer Wabe von ungefähr zehn seidenen Gespinnsten, so ungleich in Höhe, daß die Masse unmöglich feststehen konnte. Dieses Wackeln beunruhigte die Hummeln aufs Aeußerste, ihre Zuneigung für die Jungen trieb sie auf die Gespinnste, um den eingeschlossenen Jungen Wärme mitzutheilen, aber indem sie dieß versuchten, wankte die Wabe so heftig, daß die Ausführung fast unmöglich war. Um dieser Unbequemlichkeit abzuhel-

fen, und die Wabe feststehend zu machen, griffen sie zu einem sehr sinnreichen Auskunftmittel. Zwey oder drey Bienen gingen auf die Wabe, streckten sich über ihren Rand, und mit ihren Köpfen nach unten geneigt, befestigten sie ihre Vorderfüße an den Tisch, worauf sie stand, während sie dieselbe mit den Hinterfüßen hielten, damit sie nicht falle; in dieser gezwungenen und lästigen Stellung lösten frische Bienen ihre Kameraden ab, wenn sie müde waren, und so erhielten diese liebevollen kleinen Insekten die Wabe fast drey Tage. Nach Verlauf dieser Zeit hatten sie hinlänglich Wachs hervorgebracht, woraus sie Pfeiler bauten, um die Wabe in einer festen Lage zu erhalten; aber durch einen Zufall wurde diese verrückt, und dann nahmen sie wieder Zuflucht zu ihrem ersten Kunststückchen; dieß setzten sie ununterbrochen fort, bis Huber, aus Mitleiden für ihren harten Stand, sie erlöste, indem er den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit fest an den Tisch befestigte. (Linn. Trans. VI. 217.).

Es ist unmöglich, sich hierbey der Betrachtung zu enthalten, daß diese äußerst sonderbare Thatsache unerklärlich ist, wenn man annimmt, diese Insekten seyen zu ihrem Verfahren durch einen blinden Instinkt allein angetrieben worden. Wie konnten bloße Maschinen so für einen Fall, welcher, im Zustande der Natur, wahrscheinlich nie zehn Nestern von Hummeln seit der Schöpfung begegnet, eingerichtet seyn? Wenn in diesem Falle diese kleinen Thierchen nicht durch Schlüsse geleitet wurden, wo liegt der Unterschied zwischen Instinkt und Vernunft? Wie könnte der tiefsinnigste Baumeister die Mittel dem Zweck besser angepaßt, wie geschickter ein wankendes Gebäude gestützt haben, bis Pallen und Zapfen in Bereitschaft wären?

In Betreff der Arbeiten der Termiten für ihre Jungen habe ich nicht viel zu bemerken; Alles, was man weiß, bestehet darin, daß sie bequeme Zellen zu ihrer Aufnahme bauen, in welche die Eyer der Königin von den Arbeitern geschafft werden, sobald als sie gelegt sind, und wo sie nach dem Ausschlüpfen von ihnen ununterbrochen gefüttert werden, bis sie im Stande sind, für sich selbst zu sorgen. Beym Beschluß dieses Gegenstandes mag es nicht überflüssig seyn, einem Einwurf zu begegnen, den man bisweilen in Rücksicht auf eine besondere Sympathie und auf die Liebe der niedern Thiere zu ihren Jungen gemacht hat, auf den Grund gestützt, daß dieses Gefühl in ihnen blos das Resultat körperlicher Empfindung sey, und gänzlich verschieden von der Liebe, welche Menschen für ihre Kinder fühlen. Es ist gewiß, daß die leztere moralische Rücksichten einschließt, welche in der Schöpfung der Thiere nicht Statt finden können; aber solche Streiter würden sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie erklären sollten, worin die Zuneigung, welche eine Mutter für ihr neugebornes Kind in dem Augenblick, als es das Licht erblickt, fühlt, sich unterscheidet von der eines Insektes für seine Brut. Die Zuneigung Beyder ist rein physisch, und entspringt in jedem Falle von den Gefühlen, welche der Schöpfer mit dem Wesen seiner Geschöpfe verwebt hat. Wenn die elterliche Liebe unserer zartesten Mitgefühle werth ist, so darf auch die leztere einen Theil davon in Anspruch nehmen.

Spaziergang in London.

Für den fühlenden Menschen ist eine Hauptquelle des Glücks das Aneinanderknüpfen freundlicher, gefälliger Vorstellungen und Bilder. Diese Quelle strömt um so reicher, je mehr sich die Masse unsrer Kenntnisse erweitert, je mehr wir Elend und Glückseligkeit von allen Seiten zu betrachten im Stande sind. Man wird nicht leicht durch St. Giles's Viertel gehen, ohne schmerzlich zu fühlen, wie unendlich ungleich die Loose des menschlichen Geschicks ausgetheilt worden; aber es sind auch heitere Bilder zur Hand, welche jenes schmerzliche Gefühl erleichtern, und Verzweiflung oder Hoffnungslosigkeit, denen man hier (in St. Giles's) so leicht begegnet, von uns wehren. Eine Bank mit schmutzigen alten Weibern besezt, spottet meiner und meines Freundes, indem wir durch die Gasse gehen; man ruft uns nach: Look, look, Tom and Jerry! Des Spottes Grund sind reine Wäsche und unzerrissene Kleider, Gegenstände, die den Bewohnern dieses Quartiers selten und immer lächerlich vorkommen. Sie sind glücklich in ihrem Schmutze. Machen mich die erbärmlichen Hütten oder Menschenställe in diesem Theile von London mißmuthig, verstimmt mich das Gezänke, das Geschrey in den Gassen und Häusern, so blick' ich zu dem Kirchthurm von St. Giles empor, der zu den schönern hier gehört und in dessen Nähe ich einen Flug Tauben gewahre, die am schönen Nachmittag um denselben flattern, während der Westwind den Rauch gegen die City hintreibt und das glänzende Weiß des Thurmes zeigt, der sich himmelan in die blauen Lüfte hebt.

Tausende wandeln oder leben in Borough, ohne zu wissen, wie klassisch dieser Grund ist. Da ist das Theater, the Globe benannt, dessen Eigenthümer Shakespeare war und für welches er seine Spiele schrieb. Globe-lane besteht noch unter diesem Namen. Wahrscheinlich wohnte dieser große Mann hier, gewiß besuchte er diese Straße oft. Hier, an der Themse, lebten Beaumont und Fletcher. In dem Borough, zu St. Saviour, liegen Fletcher und Massinger in einem Grabe; hier ist ferner Talbot-inn und über dem Eingange die Inschrift: This is the Inn, where Geoffrey Chaucer, knight, and nine-and-twenty pilgrims lodged in their journey to Canterbury, in 1383. (Das ist das Wirthshaus, wo Ritter Gottfried Chaucer und neun und zwanzig Pilger im Jahr 1383 auf ihrer Reise nach Canterbury wohnten.) Hier las ich die Canterbury Tales zu Ende, die ich zu Canterbury begonnen hatte.

Ich gehe über die Brücke. Auf East-Smithfield ward Spencer, in der Bowlane Pope und auf Cornhill Gray, in der Bread-street Milton geboren. Alle diese Straßen, Cornhill vielleicht ausgenommen, sind so unpoetisch wie die Judenstraße in Frankfurt. Ben Johnson war in einem Gäßchen bey Charing Cross geboren und leitete ein Theater in Barbican. Die Tavernen, genannt Sonne und Mond, das Meerweib und des Teufels Taverne, wo die geistreichen Zeitgenossen Shakespeare's sich versammelten, verdienen ja wohl Beachtung? In Gray's Inn lebte und in dessen Gärten meditirte der große Baco. In Button's Kaffeehaus versammelten sich zur Zeit der Königin Anna die schönen Geister und nahe dabey ist die Taverne, wo der Dichter Dryden regelmäßig am Abend seinen Armstuhl einnahm. Die ganze Umgebung von Coventgarden ist klas-

scher Boden; hier lebten die dramatischen Schriftsteller aus Pope's und Dryden's Zeiten, so wie Butler und Peter Pindar.

Wir gehen weiter nach Westen, und gelangen zu Leicester-Square. Hier und in der Umgegend wohnten die Sydney's, Dryden, Newton, Steele. Addison wohnte in Holland-House, wo nun der gelehrte Lord Holland lebt; seinen Spectator schrieb er in einem reizenden Häuschen auf dem Wege nach Hampstead. In Broolstreet lebte unser Händel, und Gibbon in der Nähe des Manchester-Squarre. — Lassen sich unbesuchte Straßen einer Stadt schöner beleben, und trübe Stunden leichter erheitern, als durch solche Erinnerungen, denen eine Fülle von Gedanken nachströmt? D. A.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 30. Oktober.

(Beschluß.)

Im vierten Abonnements-Concerte traten zwey Blinde, Schüler der Königl. Blindenanstalt in Dresden, auf, welche unter des D. Stockling sorgfältiger Leitung steht. Der eine spielte Variationen für die Pedalharfe; der andere mit demselben ein Duo für Flöte und Harfe. Dieselben traten dann auch in einem von sämmtlichen musikalischen Zöglingen der Anstalt gegebenen Concerte auf. Was dieselben leisten, verdient Anerkennung, wenn man die Hindernisse erwägt, die sich hier entgegensetzen, und die Bemühungen der Lehrer zu würdigen weiß. Dieses gilt wohl vor Allem dem mehrstimmigen Gesange, welche ich für das Vorzüglichste im Artistischen halte, was die Blinden leisteten, wiewohl sich die Eindrücke des Menschlichen und der Kunst hier nicht mehr trennen lassen. Der heitere 95ste Psalm von Naumann (in einigen Tempis etwas zu rasch) und einige Sätze aus Grauns Tod Jesu wurden gesungen. Darunter war die Arie: Singt dem göttlichen Propheten. Das blinde Mädchen, welches dieselbe vortrug, hat eine merkwürdige Stimme, an Stärke und Umfang ausgezeichnet; der Lehrer hat nur darauf zu sehen, daß die verschiedenen Register derselben sich mehr verbinden. Voraus ging der herrliche Choral, in welchem man den Text hörte:

Wie freu' ich mich der schönen Zeit,
Da ich werd' auferstehen,
Und in der ew'gen Herrlichkeit
Die Guten alle sehen!

Ich weiß nicht, ob Derjenige, welcher dem Choral diese Worte untergelegt hat, das „sehen" hat herausheben wollen; aber gewiß ist es, daß es des tiefsten Eindrucks nicht verfehlte. — „Da sah man kein Auge thräneleer!" — Die Wirkung dieses in das Innerste dringenden Gesanges sey von meiner Seite der Aufruf an alle die, welche dieses lesen, und sich des herrlichen Lichtes erfreuen, die Erhaltung jener wohlthätigen Blindenanstalt durch Einsendung milder Gaben an den Director D. Stockling in Dresden zu befördern!

Was die obengenannten Solospieler anbelangt, so war es dem Harfenspieler nicht vortheilhaft, daß er mit einem ihm fremden und ungewohnten Instrumente auftreten mußte, was auch vielleicht die Härte seines Anschlags veranlaßte. Der Flötist Stackelberg hat einen äußerst schönen Ton und natürlichen Geschmack und kann bey weiterer Ausbildung viel leisten. — Von neuen Stücken haben wir außerdem in den Abonnements-Concerten gehört: die originelle, aber fast zu schwierige und verwickelte Ouverture von Aloys Schmidt; die neue Symphonie von Ries (Nro. 5.), die uns durch eine zweyte Aufführung werther geworden; ganz neu war eine Ouverture von N. Hummel (bey Peters), welche eben so glänzend als interessant in der Harmonie ist. Ein effektvoll gearbeitetes Quintett für Singstimmen mit Chor aus der neu komponirten Oper das befreyte Jerusalem von Max Eberwein werden wir erst bey einer nochmaligen Aufführung vollkommen zu würdigen wissen.

Zum Schlusse dieses musikalischen Berichts will ich allen Musikfreunden Ludwig Tiecks neueste Novelle: musikalische Leiden und Freuden, welche in dem Taschenbuche: Rheinblüthen enthalten ist, empfohlen haben, über welche ich in dem hier erscheinenden literarischen Conversationsblatte (Nro. 257 — 259) ausführlicher gesprochen habe.

Ueber das Theater kann ich diesmal kurz seyn, da in der Messe natürlich meist nur Wiederholungen fallen. Die Darstellung der Fürsten Chawansky, welche heute zu des Dichters Ehren bey dessen Anwesenheit wiederholt werden wird, war, besonders von Seiten der Mad. Miedke und des Herrn Stein, eine sehr gelungene. Um mich nicht zu wiederholen, will ich die, welche es interessiren kann, auf einen kleinen Aufsatz verweisen, welchen ich in dem, unter Deucers und Schütze's Leitung recht fröhlich aufblühenden Weimar'schen Kunstjournal (Nro. 99 — 100) über diese Darstellung mitgetheilt habe. In demselben Journale habe ich auch (Nro. 101 — 103) über Kreuzers Libussa ausführlicher gesprochen, welche hier durch mehrere Aufführungen sich beliebt gemacht hat. Außer der letztgenannten Oper wurden vorzüglich Jokonda, Preziosa, Cortez, in welcher Oper Mad. Neumann's Sessi alle diejenigen befriedigt, welche einen großartigen Vortrag besonders im Recitativ zu schätzen wissen. Cäsario, den Bräutigam aus Merito u. a. mit Beyfall gesehen. Gegenwärtig hat der Schauspieler Jost (vom Danziger Stadttheater) in mehreren Gastrollen (Kammerrath Seeger in Iffands Erinnerung; der Geizige; der Baron in der beschämten Eifersucht und Schneider Fips Beyfall gefunden. Er ist ein Schauspieler, welcher eine gute Routine und viel Talent für ältere komische Rollen besitzt; Humor und innere Verbindung der komischen Momente haben wir hier und da vermißt. Nicht selten nimmt seine Darstellung etwas Gedehntes, auch durch die Art seiner komischen Sprache an; dagegen können wir auch nicht über Uebereilung klagen. Wenn ich in dem Charakter des Seeger nichts eigentlich Boshaftes finden kann, sondern den gemeinen Stolz eines seelenlosen Menschen mit cholerischem Temperament verbunden als Haupttriebfeder erkenne, so glaube ich mit Recht zu behaupten, daß in der Darstellung des Herrn Jost zu wenig Laune und noch zu viel bittrer Ernst (besonders in der ersten Scene mit dem Sekretär) zu finden war. Die Vorbereitung mit dem Einwickeln des Louisd'ors, welchen er seinem ihn um Hülfe anflehenden Freunde geben will, dauert zu lange, um an der Stelle richtig zu wirken. In dem Geizigen hat mir die Charakteristik des Herrn Jost am meisten gefallen; die Figur, welche er gab, war durchaus nicht widerlich, und die Lazzi's, welche er anbrachte, an rechter Stelle. Das Durchsuchen des Bedienten dauerte wieder zu lange. Komische Momente der Art muß man nicht lange festhalten. Am wenigsten hat mir die Darstellung des Baron Sturz zugesagt; der schadenfrohe Friedenstörer, glaub ich, muß regsamer seyn, als es Herr Jost war, und für einen familienstolzen Landedelmann würde ich denselben weniger als für einen pedantischen Amtmann angesehen haben, wenn ich ihn nicht immer hätte Baron tituliren hören. Der Schneider Fips hatte höchst ergötzliche Momente ohne Uebertreibung, ja in den Momenten, wo die Uebertreibung zu sehr nahe liegt (bey dem Erstaunen über die Erscheinung der angeblichen Fräulein, in welchen er seine Mündel erkennt) schien die Darstellung sogar hinter der Forderung der Situation zurückzubleiben. Uebrigens kann man nach einer solchen Aufgabe den Schauspieler nicht eben beneiden. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 93.

Nro. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. November 1823.

Die Dummen gelangen nicht bis zu dem, was wahr iſt, die Klugen aber ſpringen darüber hinweg.
Bemerkung des chineſiſchen Kaiſers Khanhy.

Der Janus-Tempel.

(Beſchluß.)

„Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabey, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bey ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſolchen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau v. Staël mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich, wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchafts-Bündniß gar nicht aufzulöſen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! . . . Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jezt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte bald bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freye Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich, wie ein Alp, auf meine Bruſt,

und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabey, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das lezte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber .... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre ich auch fähig, dich zu vergiften. Laß' dich von ihr scheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karl's V. peinliche Halsgerichts-Ordnung gelesen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdrosselt, gevierttheilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verbaten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freylich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfingen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu sezen, als Solon an den Elternmord gedacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verlezt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verlezt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwey Tagen allein gelassen hat." — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht sezen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sey nicht grob." — Laß' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen, oder du hast nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu sagen. Jezt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouverture zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er gilt Preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zu See, zu Land.
Ausharrt er Nächt' im Sturm, und Tag' im Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, saur,
Unfolgsam, selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie, als aufsäßige Rebellin,
Dankles und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Schaam, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyranney,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb' und Treu.
Warum ist euer Bau zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll stimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakespeare's Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

D. B.

Die Kunst zu präsidiren.

(Fortsezung.)

Das ist unerhört! Ein Epigramm auf mich, mit Schwabacher Schrift gedruckt, und an allen Stadtecken angeschlagen. Das höllische Unding muß vom Auslande kommen; denn bey uns hätte solches nicht gedruckt werden

können, da die Druckerey unter meiner Aufsicht steht, und ich Censor bin. Ich behalte das Spottgedicht auf.

„Bav meint, ich glaube nichts. Allein ist Bav wohl klug?
Ich glaube, daß mir Gott Brod, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Vorsteher gegeben:
So glaubt ein frommer Christ, und ich mit ihm genug.“

*

Ich habe der Sache reiflich nachgedacht: das kann nicht fehlen. Bav! A, V stehen nur zum Schein da, das B eigentlich soll gelten; denn ich heiße ja Baldus Zachäus von Bockshorn: also ist das verteufelte B nichts anders, als der Anfangsbuchstabe meines Familiennamens. Ich habe heimlich dem Angeber des Verfassers zehn Dukaten durch die dritte Hand versprechen lassen. Eben so viel kostete das Adelsdiplom meines gottseligen Großvaters. Er war Wirth auf der Schneiderzunft. Da kam einst ein fremder Maler, der die Honoratioren abkonterfeyte. Aber kaum hatte er einen Gulden im Sack, so verspielte er ihn, oder jagte ihn durch die Gurgel. Bey dieser saubern Wirthschaft blieb er am Ende die Zeche schuldig. Da er aber für den ..... Hof mit Adelsdiplomen handelte, wie ehemals der römische mit Ablaßzetteln, so gab der Maler meinem Großvater einen solchen in Bezahlung. Von daher schreibt sich der Adel der Familie von Bockshorn, und das ist gewiß ein sehr ehr- und verdienstvoller Adel, weil ihn mein erlauchter Ahnherr aufgeschöppelt hat, was gewiß eben so viel Mühe kostete, als eine Schanze zu erstürmen oder eine Festung zu ergeben.

*

Heute habe ich mein Namensfest gefeyert. Die Tafel hat über fünf Stunden gedauert. Seine Zeit kann man nicht nützlicher anwenden; auch sagen die Franzosen nicht vergebens: „On ne vieillit pas à table.“

Ein holdes Frauenzimmer hat mir ein Gedicht überreicht, betitelt: „Der höchst-erfreute Gedächtniß-Tag,“ das gar charmant ist. Auf rosenrothem Taffet mit goldenen Lettern gedruckt, fängt es so an:

„Wie herrlich blühet unser Reich?
Was für ein Segen wird verspühret?
Wir sind beglückt, weil uns zugleich
Ein fromm und tapfres Haupt regieret.
Da uns ein weiser Herr beschützt,
Da uns ein Starker unterstützt,
So steht das Glück uns stets zur Seiten.
So jauchzte man am Tiber-Strom;
So sang, so rief das Volk zu Rom
Zu August's und Trajanus Zeiten.“

So ein Gedicht wiegt alle Epigrammen auf. Ich habe es einfassen und neben meinem adelichen Stammbaume als Pendant aufhängen lassen.

*

Seit einiger Zeit treibt man ärgerlichen Spuck mit mir. Allerhand Spottgedichte werden des Nachts an meine Thüre geheftet. Ich habe zwar Polizeyschergen bey mir im Hause; allein aller Wachsamkeit ungeachtet, haben sie noch keinen solchen Spöttling erhaschen können. Es war die Rede davon, mich zum Präsidenten der Lesegesellschaft zur Nachteule zu erwählen. Da stand am andern Morgen schon an meiner Thüre geschrieben:

Wie? — Sollte sich Bombast
Für diese Rolle schicken?
„Gehört die schwerste Last
Nicht für des Esels Rücken?“

*

Ich habe dem Rathe angetragen zu dekretiren, daß bey anbeginnender Nacht sich Niemand öffentlich auf den Gassen sehen lassen dürfe, ohne mit einer brennenden Laterne versehen zu seyn, und zwar unter der Strafe von zwey Gulden zu Gunsten der Bettelvögte. Mein Antrag fand allgemeinen Beyfall.

*

Es werden zwar nur selten noch Zettel angeheftet; allein hin und wieder in verschiedenen Gassen während der Nacht, besonders in der Geisterstunde, Granaten abgebrannt, die einen fürchterlichen Knall verursachen, und alle friedlichen Leute vom Schlafe aufwecken. Meine Vettern und Neffen sagen mir täglich, das seyen die Vorboten einer Revolution; man wolle die alte, ehrwürdige Ordnung der Dinge umwerfen, u. s. w. Das wäre kein Spaß!

(Der Beschluß folgt.)

Novelle von Boccaccio.

Erzählt, wie Cato sich gegen das Glück beklaget.

Cato, ein Weltweiser und sehr großer Mann in Rom, war in Armuth und Gefängniß, und wandte sich zum Glück, beklagte sich sehr und sprach: „Warum hast du mir so viel genommen?“ — Dann aber antwortete er sich selbst statt des Glückes, und sprach also: „Mein Sohn, wie zärtlich habe ich dich gepflegt und genährt, und dir Alles gegeben, was du von mir gefordert hast, die Herrschaft über Rom habe ich dir gegeben, zum Herrn vieler Freuden habe ich dich gemacht, großer Schlösser und vielen Goldes, schöner Rosse und vielen Geräthes. Nun, mein Sohn, was betrübest du dich? Daß ich von dir lasse?“ — Und Cato antwortete: „Ja, darüber betrübe ich mich!“ — Und das Glück sprach: „Mein lieber Sohn, du bist sehr verständig, und bedenkest nicht, daß ich kleine Söhne habe, die ich nähren muß; soll ich diese verlassen? Solches würde nicht recht seyn. Ach, wie viel Söhnlein habe ich zu ernähren! Mein Sohn, mit dir kann ich

nicht mehr seyn. Betrübe dich nicht, denn ich habe dir nichts genommen; denn du weißt, daß es nicht dein war, was du verloren hast. Denn es ist nichts Eigenes, was man verlieren kann; und was nichts Eigenes ist, ist nicht das deinige.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. November.

Wenn zwischen zwey anonymen Personen eine Injurie überhaupt möglich wäre, so müßten wir dem Theaterrezensenten der hiesigen Spener'schen Zeitung einer solchen gegen uns zeihen. Denn nicht anders als literarische Injurie können wir es nennen, daß derselbe folgendes von uns zu behaupten sich erdreistet: „Er scheint es gar nicht verwinden zu „können (schreibt er), daß Goethe mit Wohlgefallen unsere „Anzeigen lieset, denn immer und immer wiederkäut er „es und möchte gern überreden, daß Goethe kraftlos, „kurzsichtig geworden." —

Wer die Stirn hat, ein solches von uns öffentlich zu behaupten, von uns, die wir uns rühmen, zu den hingegebensten Verehrern des größten und weisesten Dichters seines Jahrhunderts zu gehören, der hat auch die Verpflichtung, es zu beweisen, und wir fordern ihn hiemit auf, auch nur eine einzige Stelle aus unsern Berichten anzuführen, die ihn zu einer solchen Verläumdung hat berechtigen oder auch nur verleiten können. Dieser nicht sehr ritterliche Fechterstreich, sich hinter den großen Dichter zu verstecken und aus dem sichern Hinterhalte hervorzurufen: „Seht! da streitet Einer gegen Goethe den Unüberwindlichen!" dieser Fechterstreich soll dem Hrn. Referenten der Spener'schen Zeitung nicht gelingen, denn wir werden ihn aus seinem Schlupfwinkel hervorzuziehen wissen. Ja, der weise Mann im Morgenblatte. (So nennt uns nämlich der Spener'sche Zeitungsreferent mit höchst origineller Ironie und will durch diese feine und witzige Wendung zu verstehen geben, daß wir dumm. Er aber weise sey.) Ja, der Weise im Morgenblatte wird es nie und nimmer müde werden, ihn zu replizieren, zu duplizieren, seine Kritiken zu sezieren und sogar chemisch zu zersetzen, um sie von allen Gasarten des flüchtigen Enthusiasmus zu reinigen. Bey diesem Allen aber soll, wie bisher, der Ton des Anstandes und der ruhigen Auseinandersetzung beobachtet werden und unapetitliche Ausdrücke, wie „wiederkäuen" sollen uns selbst da nicht entschlüpfen, wo die Berichte der Spener'schen Zeitung immer und immer dasselbe schon zehn und zwanzig Mal Gesagte wiederholen. Zu diesen unaufhörlich und immer wieder gesagten Dingen gehört auch das, daß Goethe seine Anzeigen mit Wohlgefallen liest, obgleich er sich das Ansehen gibt, als wäre es ihm unlieb, daß auch wir es, in der Wette mit ihm, wiederholen. Nun, wir könnten ihm vielleicht versprechen, es nie wieder zu thun, besonders da uns von Weimar her die Sage zukommt, daß der eigentlich von Goethe belobte Kritiker der Spener'schen Zeitung seit langer Zeit keine Berichte in dieselbe habe einrücken lassen. Gesezt aber, diese Sage sey nur eine Sage und Herr v. G . . . (so wird uns von Weimar aus der besonders gelobte Kritiker bezeichnet), hätte auch diese lezte, gegen uns gerichtete Anzeige geschrieben, so werden wir doch ununterbrochen fortfahren, die erwähnten Theaterberichte zu beleuchten und glauben dadurch keineswegs unserer unbegrenzten Achtung vor Goethe zu widersprechen, indem dieser große Genius theils weit entfernt ist, einen blinden Autoritätsglauben zu verlangen; theils aber auch nicht die zu künftigen Berichte des besagten Kritikers pränumerando gepriesen hat. Daß dieser Leztere nun fürder keine Notiz von uns nehmen, und uns, wie er es auch schon diesmal that, Nichts erwiedern will, würde uns mit namenloser Trauer erfüllen, wenn er selbst nicht so edelmüthig gewesen wäre, uns über diesen herben Verlust zu trösten. Denn welche süßere Genugthuung könnten wir verlangen, als daß wir ihn zu dem naiven Selbstgeständnisse bewogen haben, daß — so steht es in dem 133. Stücke der Spener'schen Zeitung — „daß er weiß, wie alles eben von ihm Gesagte nicht ei„gentliche Kritik ist und daß er seine Urtheile für nichts „mehr gibt, als für eine eigene, durch freyes Nachdenken über „lange Erfahrungen wohlerworbene Meinung." Mehr können wir nicht verlangen, als daß er selbst seine Urtheile, im vollkommensten Widerspruch mit dem Begriff Urtheil, Meinungen nennt, und daß er durch freyes Nachdenken über lange Erfahrungen nicht zu einem Urtheile, sondern nur zu einer Meinung hat gelangen können. Er hat uns wirklich durch dieses Eingeständniß ein für allemal geantwortet und braucht es nicht fürder. Wir aber werden es nicht unterlassen, seine Kritiken fortwährend zu beleuchten und da, wo er zu ehren ist, auch den Enthusiasmus, ja selbst den Enthusiasten in Ehren halten, wenn er sich nur als ein Solcher erkennt und gibt.

Aus dieser Ursache verschieben wir unsern Bericht über das höchst gelungene Drama Herrmann und Dorothea vom Herrn Dr. Töpfer, bis die Spener'sche Zeitung darüber ihre Meinung gesagt hat.

Von neuen Stücken sind zwey Kleinigkeiten über unsere Bühne gegangen: Magister Dubrat, nach dem französischen Vaudeville: le précepteur, von unserm fleißigen und talentvollen Carl Blum bearbeitet, erregte Lust und Lachen. Nicht so ein Lustspiel in Einem Akt von Herrn L. Robert: Er wird zur Hochzeit gebeten, welches zu lauten Zeichen des Mißfallens Anlaß gab, und welches für den hier anwesenden Autor eben keine angenehme Hochzeitsmusik mag gewesen seyn. Ein Theil des Publikums sagt: dieß Stück beleidige den Bürgerstand, ein anderer Theil findet es langweilig und ein dritter hält es für fein. Wir sind mit allen dreyen einverstanden; es ist so fein, daß die Spize bricht, es ist so langweilig, daß man es wohl nicht wieder geben wird und es ist Thatsache, daß eine verhöhnte bürgerliche Person des Stücks zu gerechter Entrüstung Anlaß gab.

Auflösung der Charade in Nr. 274:
Machtwort.

Charade.

Das Erste macht das Leben trübe;
Doch sagt man wohl auch von der Liebe:
Sie leg' es je zuweilen ein;
Wenn's nicht lang dauert — so mag's seyn.
Viel besser ist das Zweyt' und Dritte,
Doch, als einst in der Götter Mitte
Aus Eris Hand das Ganze flog,
Es schnell das Erste nach sich zog.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Nro. 281.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. November 1823.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frey und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet,
Die vereint von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Schiller.

Neu-Rußland*).

1.

Es ist Vieles über die Krimm geschrieben worden. Eines der bedeutsamsten Werke ist das, kurze Zeit nach der russischen Besitznahme, durch den polnischen Gelehrten, Sisterenchovitch, ausgegebene. Herr Reviliy, welcher den Herrn v. Richelieu, als er zum Gouverneur der Krimm ernannt ward, begleitet hat, gab eine Beschreibung des Landes, zu der sein Freund, der Professor Pallas, Beyträge lieferte. Manches hat sich seither verändert, und Anderes war unbeachtet geblieben. Meine Absicht ist, die Lücken auszufüllen, und die neuen Verhältnisse darzustellen.

Neu-Rußland begreift die Gouvernements der Krimm, Katharinenstadt und Cherson; ostwärts gehört dazu die Landschaft Katharinodar, und westwärts Bessarabien, nebst dem russischen Theil der Moldau.

Vor der neuen Kolonisirung waren die ausgedehnten Ebenen der Gouvernements Cherson und Katharinenstadt von Nogaier-Tataren durchstreift. Jezt ist das Land von Bewohnern Klein-Rußlands, Groß-Rußlands, von Nogaier-Tataren, Griechen, Deutschen, Armeniern und Bulgaren besezt: die beyden iezten Abtheilungen von Kolonisten sind die mindest zahlreichen.

Mit Inbegriff von Bessarabien und der Moldau stellt sich ein dreymal weiteres Land, als Großbritannien, und zuverlässig auch ein dreymal fruchtbareres dar. Reiche Wiesengründe finden sich überall, und vom Donstrom bis zur Donau, von Polen bis zum schwarzen Meer, zeigt der Boden fast allenthalben eine tiefe und fruchtbare Pflanzenerde. Die größten Flüsse Europa's bewässern Neu-Rußland: die Donau, der Dniester, der Bog, der Dnieper, der Don und der Kuban, alle sind größer denn die Themse.

Den Feldmessern der Regierung ward bey der ersten Vertheilung des Landes die Weisung gegeben, die besten und wohlgelegensten Grundstücke für die Kronbauern inne zu behalten. Sie wählten dafür die beydseitigen Ufer längs den Flüssen, bis fünfzehn Millen breit, und der Umfang der an die Kolonisten vertheilten Loose muß außerordentlich erscheinen. So wurde der zu Odessa gehörige Landbezirk von fünf Millionen Acker (acres) auf nicht mehr denn einhundert und achtzig Loose vertheilt. Es gibt Dörfer, die hunderttausend Acker des fruchtbarsten Landes besitzen. Dieß ganze Land bestund aus Viehweiden von reichem Ertrag, deren Umwandlung in Ackerland keine Schwierigkeit darbot. Rechnet man zu diesen Vortheilen annoch hinzu die Flußschiffahrt, die Meeresnähe, die vortheilhaften und bequemen Kaufmärkte und das schöne Klima, so durften unstreitig große und schnelle Entwicklungen erwartet werden. Diese fanden sich jedoch durch

*) Im Auszuge der Reisebeschreibung New Russia von Maria Holderneß. London, 1823. 8.

die Anlage der Kolonien gehindert. Die Dörfer wurden massenweise, das will sagen, mit zusammenstoßenden Häusern (die erforderlichen Hofräume ausgenommen) erbaut. Dieß Verhältniß ist von Grund aus fehlerhaft. Die Arbeiter werden dadurch genöthigt, in der Zeit des Aussäens, so wie der Heu- und Getreide-Ernte, auf mehrere Tage und Wochen das Dorf zu verlassen, und in der Entfernung mehrerer Millen davon zu kampiren, bis ihre Arbeiten beendigt sind. Während dieser Zeit wird ihr gesammter Viehstand unter der Aufsicht des Dorfhirten zur Weide getrieben, und häufige Viehseuchen richten große Verheerungen an. Durch Feuersbrünste werden nicht selten in einer einzigen Nacht ganze Dörfer, zuweilen mit den Jahreserzeugnissen, eingeäschert.

Jede neue Volkszählung ist mit einer neuen Vertheilung des Landes begleitet, dessen Eigenthum oder Besitz nur von einer Zählung zur andern dauert. Man sollte glauben, alle Kolonie-Bauern wären gleich vermöglich: dem ist aber nicht also, weil Faulheit und Völlerey einen Theil derselben in Dürftigkeit und Armuth versetzen, wodurch sie von den Fleißigeren abhängig und ihnen dienstbar werden.

Die Einrichtung der also gruppirten Dörfer wird in ganz Rußland angetroffen, und steht mit der Verfassung des Reiches in Zusammenhang. Es ist gar viel leichter, die Leibeigenen zu ihrer Arbeitspflicht anzuhalten, wenn sie nahe beysammen wohnen, als wenn sie aus einer weiten Landschaft erst zusammengetrieben werden müßten; eben so verhält sichs mit der Rekrutenstellung, die schwieriger würde, wenn nicht jeder Bauer der Aufseher und Angeber seines Nachbars wäre; auch die Kopfsteuer wird mittelst der gruppirten Dörfer ungleich leichter verlegt und bezogen.

Die Kolonisten sind mancherley Bedrückungen von Seite der für ihre Aufsicht bestellten Beamten ausgesezt. Ihr Gehalt beträgt nur zwey bis vier Guineen jährlich, und sie brauchen demnach allerley List, um ihn zu verbessern. Unter dem Vorwand oft ganz unnöthiger Inspektionen, lassen sie sich von den Landbauern bewirthen, und mit Pferd und Fuhrwerk für sich, ihre Familien und Gepäcke versehen. Dieser nachtheiligen Umstände ungeachtet gedeihen die Kolonien, von Klima und Land begünstigt, nichts desto minder. Sie senden Getreide in ungeheurer Menge nach den Häfen des schwarzen Meers. Die Dörfer in der Krimm sind überhaupt bedeutend kleiner, als die nördlich von Perekop gelegenen; ihre Einrichtung aber ist die nämliche: in der Krimm finden sich weniger eigentliche Kolonisten der Krone, als im übrigen Neu-Rußland.

Der Statthalter der Krimm ist dem General-Statthalter von Neu-Rußland untergeordnet, an welchen jederzeit Rekurs genommen werden kann. Der Statthalter der Krimm hat seinen Wohnsitz entweder in Akmetchet, oder in Sompheropol. Unter ihm stehen die sogenannten Landgerichte und der Bezirkshof, vor welchem die den Adel betreffenden Streitfälle behandelt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst zu präsidiren.

(Beschluß.)

Bisher hörte ich recht gut, wie jezt noch; allein ich stelle mich taub: um zu präsidiren, ist dieß ein sehr großer Vortheil. Ich habe mir in den Kopf gesezt, eine neue Gilde, die Schornsteinfeger, meistens aus Italienern und Franzosen bestehend, einzuführen, weil wir bisher die Schornsteinfeger aus Savoyen kommen lassen mußten, und wir sie lieber bey der Hand haben möchten. Das verursachte viel Gerede und Lärmen. Die Einen fanden das Heil der Stadt nur in der Annahme dieser schwarzen Menschen, weil sie uns versprochen, unsere Schornsteine gratis zu fegen; die Andern hingegen behaupteten, es sey ein fremdes, zusammengelaufenes, unwissendes Gesindel, ein gefährliches Heuchler- und Räubervolk. Zu diesen Leztern gehörte auch, weil man ihn nicht vorläufig um seine Meinung befragt, der zweyte Ober-Bürgermeister, mein hochpreislicher Amts-Kollega. Als das Geschäft der Schornsteinfeger-Annahme in einer extra-ordinären Session vor Rath kam, so sprach er heftig dagegen. Ich ließ ihm während einiger Zeit volle Freyheit; da ich aber merkte, daß seine Einwendungen Gehör fanden und Eindruck machten, so fiel ich ihm in die Rede, kraft meiner fingirten Gehörlosigkeit, und verwirrte ihn dermaßen, daß er nicht wieder zu Worte kommen konnte. Nun wurde er böse, stand auf, nahm Hut und Stock, und drohete, die Rathsstube zu verlassen. Kaum hatte er einige Schritte gethan, so standen auch einige Rathsherren auf. Er ließ sich aber leicht wieder besänftigen, weil es ihm eigentlich nicht recht Ernst war, was ich schon Anfangs gemerkt hatte. Tiefgebeugt machte ich ihm daher meine gehorsamste Entschuldigung, sagend: „Wenn mir Ihro hochpreisliche Gnaden Hochdero feine Ohren hätten huldreich leihen wollen, so würde ich in Folge meiner höchst fatalen Gehörschwäche den so sehr bereueten und abgebetenen Fehler nicht begangen haben, den mir der hochweise Herr Stadtschreiber hätte ersparen können, wenn er mir gesagt hätte, daß Eure hochpreisliche Gnaden Hochdero gelahrte Rede noch nicht beendiget hätten."

Dieser Kniff ist wirklich salomonisch, und hat dermaßen gewirkt, daß die Schornsteinfeger nun schon einquartirt sind, und aller Opposition ungeachtet Posto gefaßt haben. Sie sollen als handfeste und wackere Gesellen im Finstern den Neuerungssüchtigen kräftig entgegenarbeiten,

unsere Kaste unterstützen, und unsere Schlote fleißig putzen und fegen, die es sehr oft bedürfen.

*

Mein Herr Kollega, der Ober-Bürgermeister, hat eine förmliche Protestation, was allerdings unerhört ist, gegen die Einführung und Aufnahme der Schornsteinfeger drucken lassen. Am gleichen Abend, wo das Libell, das er aber nicht verfaßt haben soll, erschienen und ausgebreitet worden ist, hat man ihm eine feyerliche Serenade gegeben, und ein wiederholtes „Vivat!" gebracht.

*

Die Sachen stehen mißlich. Meine geheimen Spione, die mich täglich zwanzig Kreuzer kosten, erzählen mir schauerliche Wunderdinge, die vorgehen. Alle Köpfe sind erhizt, alle Gemüther erbost.

Ich habe Magenkrämpfe, keinen Appetit und Schlaf mehr: mein Blut ist in Wallung und glühet; mein armes, gebrochenes Herz pocht unregelmäßig und krampfhaft. O, wär' ich doch in Holland geblieben!

*

Ich habe mein Testament gemacht, mein Haus bestellt, und von den ergebenen Zünften Adressen verfertigen und mir zustellen lassen, die ihren Dank und ihre Freude über die Annahme der neuen Schornsteinfeger bezeugen.

Das ist Gegengift.

. . . . . .

*

Ich bin wieder gesund und frohen Muthes. Die Neuerer waren nicht sehr gefährlich; denn es war ihnen um ihre Stellen bang. Auch habe ich sie von auswärts durch die dritte Hand warnen lassen, daß sie im Falle eines Bruches keine Unterstützung zu hoffen hätten. Das hat gewirkt. Nun ist wieder Alles ins alte Gleis getreten. Der gehabte Schreck hat mich doch ein wenig angegriffen und gealtert.

*

Wahrlich! ohne mich können meine Mitbürger nicht leben. Aus verschiedenen Beweggründen habe ich schon oft, bey mehrern Anlässen, meine Dimission mündlich und schriftlich eingegeben, und zwar auf eine feste und bestimmte Weise; allein stets haben sie mich durch förmliche Deputatschaften, die gar zierliche Reden hielten, wieder im Namen der Religion und des Vaterlandes bitten lassen, mein langes, rüstiges Leben, meine Kenntnisse, meine Weisheit, meine Einsichten und Erfahrungen noch ferner dem Heil und Wohl der Kirche und der Stadt zu weihen und zu widmen. Was war zu thun? — Ich wurde gerührt, vergoß Thränen, und ließ mich erbitten, weil ich nicht unerbittlich bin. Sogar bis aufs Land und bis ins Bad haben sie mich erbitten lassen!

*

Wenn unangenehme Geschäfte vorkommen, bey welchen der Sieg ungewiß ist, oder bey welchen nicht auf beyden Achseln getragen werden kann, muß man sein zu Hause bleiben, wirklich krank seyn, oder sich doch krank stellen, und die Andern machen lassen, die Diäten gehen am Ende des Jahrs doch fleißig ein. Diesen Kniff habe ich öfters mit glücklichem Erfolg versucht, und ihn eigentlich dem schönen Geschlechte abgelauert, das sich durch Kopfweh und Vapeurs aus mancher Verlegenheit trefflich zu helfen weiß.

Wenn die Männer nur nicht so einfältige Narren wären, Alles besser als die Weiber wissen zu wollen, durch Ablauern ihrer ächten Teufeleyen, wofür uns Gott behüte! könnten wir mit übrigens gesundem Mutterwitze weit in der Welt herumkommen, und manches zuwege bringen, das uns unmöglich scheint, oder das mißlingt. Deßwegen pflegte mein hochseliger Ahnherr zu sagen: „Wenn die Weiber regieren, so regieren die Männer," und Vice Versa.

*

Ha, ha, ha! Ich muß, ma foi, noch lachen. Da hatte man meinem lieben Vetterlein . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

*

So weit ging die Handschrift. Vorn und hinten waren, wie schon gesagt, mehrere Blätter abgerissen. Sollte ich so glücklich seyn, die gewiß sehr wichtige und lehrreiche Fortsetzung derselben zu entdecken, werde ich sie ungesäumt der Lesewelt mittheilen.

Klaus v. Mattenberg.

Bitte.

(Nach dem Magyarischen.)

Wenn du mich liebest, o Gattin, beweine mich nicht an dem Grabe.
Thränen bringen mich nicht dir, o Geliebte, zurück,
Und sie entreißen, zu mir eindringend, dem ewigen Schlaf mich.
Freudvoll lebt' ich mit dir; soll ich weinen im Grab?

Michael Vitsovits.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

Auf die prachtvolle Ausstellung der Fabrikmuster und der neuen Erfindungen hat Paris recht stolz zu seyn; nichts beweiset den Wohlstand und das fortschreitende Streben eines Volks nach Vervollkommnung so sehr, als eine so glänzende

Auslegung der vorzüglichsten Produkte seines Gewerbfleißes; man muß hinzusetzen: nichts beweiset so sehr den großen Nutzen einer völligen uneingeschränkten Gewerbfreyheit, als grade diese Darstellung. Vor der Abschaffung des Gilden- und Zunftzwanges würde eine ähnliche Vereinigung von so vielen sinnreichen Erfindungen und Vervollkommnungen schwerlich zu Stande gekommen seyn. Der Pastor Graf erzählt in seiner neulich erschienenen Geschichte der Stadt Mühlhausen, daß, als die ersten Zitz- und Bandfabriken, welche jezt der Stadt über eine Million einbringen, angelegt wurden, die alten Zünfte sich regten und es dahin brachten, daß der Magistrat verbot, es sollten in der Stadt keine neuen Fabriken angelegt werden. Nun bedenke man, was aus dem französischen Gewerbfleiße geworden wäre, wenn anstatt der, durch die Revolution bewirkten, wohlthätigen Gewerbfreyheit das hanseatische Verbot des Mühlhauser Rathes in ganz Frankreich als Gesez gegolten hätte! Einige recht zunftmäßige Fabrikherren würden sich auf ihre privilegirten alten Fabriken viel zu gute thun; aber das Land würde mit fremden Fabrikaten, besonders mit englischen, überschwemmt und das Geld in die Hände der ausländischen Manufakturisten gerathen seyn, und dennoch würde sich der Mühlhauser Rath einbilden, er habe den einheimischen Handel durch seine weisen Verordnungen beschüzt. Wie ganz anders sieht es seit 1790 in Frankreich aus! Nichts hindert den Bürger, seinem Gewerbfleiße nachzuhangen. Sobald als er sein Patent bezahlt hat, darf er ungestört sein Gewerbe treiben; liefert er gute Waare, so findet er Absaz; ist seine Waare schlecht, so bleibt sie liegen, indessen hundert andere Gewerbfleißige die ihrige absezen; keine Zunft, sondern seine Geschicklichkeit stempelt ihn zum Meister; dem Publikum ist nicht damit gedient, daß ein Meister das einmal in der Jugend erlernte Handwerk ausübe; es will es in aller der Vollkommenheit ausgeübt sehen, welche durch die beständige Konkurrenz und das daraus entstehende unaufhörliche Verbessern befördert wird. Daher ist auch gar kein Stillstand der mechanischen Künste mehr möglich; sie schreiten, wie die Vernunft, beständig vorwärts, seitdem keine Fesseln ihren Gang mehr hemmen. Ein einziges Beyspiel kann dieß bündig beweisen. Gesezt, zur Zeit als die indischen Shawls anfingen in Frankreich eine Modebracht der Reichen zu werden, hätte noch der alte Zunftzwang vorgewaltet; jemand, welcher unter diesen Umständen den Versuch gemacht hätte, die orientalischen Shawls nachzuahmen, würde die gesammte hochehrbare Tuchmacherzunft wider sich aufgebracht haben. Sie würden einen Augenblick ihre Prozesse und ihre Privatfeindseligkeiten bey Seite gelassen haben, um den kühnen Fremdling zu verpönen, weil er die Verwegenheit gehabt habe, etwas Tuchartiges zu weben, was keiner unter den Urvätern gewebt habe. Was ist dagegen unter ganz andern Umständen geschehen? Sobald als die französischen Fabrikanten und Spekulanten bemerkt haben, daß die indischen Shawls beynahe gegen Gold aufgewogen würden, haben sie beschlossen, diesen Gewerbzweig nachzuahmen; zehn, zwanzig, dreyßig bis vierzig Fabriken sind entstanden und emporgekommen; jedweder hat es besser machen wollen als seine Vorgänger; die reichern haben keine Kosten gespart, um das Shawlweben zur höchsten Vollendung zu treiben. Mehrere Jahre hindurch waren die Nachahmungen nur schwach und das Publikum forderte auch nicht mehr; allein allmählig sind einige Fabrikanten weiter geschritten; andere haben die einheimische Wolle zu verfeinern gesucht: Ternaux hat eine neue Ziegenart nach Frankreich verpflanzt; andere haben den Indiern das Verfahren ihrer Stickerey abgelernt und Schulen zum Erlernen dieses Verfahrens in ihren Fabrikanstalten angelegt. Auf diese Art haben die französischen Fabrikanten es dann so weit gebracht, daß bey der jezigen Ausstellung über ein Dutzend Fabrikanten ganz vollkommene Shawls haben liefern können, die in Hinsicht der Arbeit von den indischen nicht mehr zu unterscheiden sind. Diese prächtigen Gewebe, worin der französische Kunstgeschmack eine überaus große Mannigfaltigkeit hervorgebracht hat, gehen schon nach dem Orient, anstatt daß man sie sonst daher verschrieb. Ungeheure Summen Geldes kommen ins Land hinein, anstatt daß sie zuvor hinausgingen: eine Menge Feinweber und Mädchen finden ihren Unterhalt in den neuen Fabriken, die Wolle und Seidenhaar tragenden Thierarten werden veredelt, und der Landmann sezt ihre Wolle mit größerem Vortheil ab; das chemische Verfahren des Färbens der Wolle und Seide wird vervollkommnet; eben so das Spinnen; somit fangen auf einmal fünf bis sechs Gewerbe durch die Einführung eines einzigen Fabrikzweiges an, sich zu erheben und in größern Wohlstand zu gerathen. Noch einen andern sprechenden Beweis von dem großen Nutzen der Abschaffung des Zunftwesens in Frankreich hat die Ausstellung geliefert. Ternaux, welcher nicht vergessen hat, daß bey den vorigen Ausstellungen ein Preis für denjenigen Fabrikanten bestimmt war, welcher am wohlfeilsten gute Waaren liefern würde, hat, um diesen Preis jezt zu verdienen, in seinem Magazine eine besondere Ausstellung veranstaltet, worin er die feinsten Tuchsorten zu viel wohlfeileren Preisen ansezt, als sie bey andern Tuchfabrikanten und Tuchhändlern verkauft werden. Und um zu zeigen, daß dieß kein eitles Versprechen sey, verkauft er die Tücher auch im Einzelnen bey der Ausstellung selbst zu den angesezten Preisen. Dieß hat die kleinern Tuchmacher und Kaufleute so verdrossen, daß sie sich zu Dutzenden und Zwanzigen vereinigt haben, um in die Zeitungen Briefe wider Ternaux's vorgebliche Gewinnsucht einrücken zu lassen. Natürlich findet Ternaux seine Rechnung bey dieser Ausstellung: denn er sezt außerordentlich viel Tuch ab; allein das Publikum findet auch seine Rechnung dabey, und das ist die Hauptsache. Die unzufriedenen Tuchhändler behaupten, solch eine Ausstellung, wo beständig Tuch abgeschnitten wird, sey etwas Unanständiges und der Achtung gegen die andern Tuchhändler zuwider. Wenn diese Herren also noch eine Zunft ausmachten wie ehemals, so würden sie wahrscheinlich ihren Mitbruder Ternaux verhindert haben, die Ausstellung zu veranstalten, und das Publikum würde gezwungen seyn, das Tuch zu dem ihnen beliebigen hohen Preise anzukaufen. Daß dieß sehr vortheilhaft für sie seyn würde, leidet wohl keinen Zweifel; schon jezt, wiewohl die Gewerbe völlig frey sind, machen Kaufleute und Schneider vortreffliche Geschäfte mit Tüchern, da die wenigsten Käufer so bewandert sind, daß sie diejenigen Sorten Tücher, zwischen welchen die Preise um zehn oder zwölf Franken von einander abweichen, gehörig unterscheiden könnten. Schneider besonders, wenn sie nur in einigem Rufe bey den Pariser Stutzern sind, können bald in ihren Kabrioletts herumfahren und ihren Kunden im Wagen die verfertigten Kleider bringen. Der Schneider Stoup pflegt den Stutzern keinen Rock unter 160 Franken zu verfertigen, da nicht berühmte Schneider beynahe nur die Hälfte nehmen. Dafür hat dieser Herr Stoup auch neulich das ehemalige Hôtel der Königin Hortense für eher bis fünfhunderttausend Fr. angekauft. Daß ebenfalls ein Schneider Besizer des großen Hôtels Thelusson geworden sey, habe ich schon vor einigen Monaten erwähnt. Das prächtige Hôtel ist bereits niedergerissen, wie auch der breite, vor dem Hôtel stehende Triumphbogen, den der Marquis von Carracioli mit einem großen Munde verglich, der sich öffnet, um eine Albernheit zu sagen.

D a.

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Nro. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. November 1823.

Sey kalt wie Eis, sey rein wie Schnee — der Stachel der Verläumdung wird dich doch treffen.

Shakespeare's Hamlet.

Das Geheimniß.

Trüb' und düster, wie ein schwermüthiger Gebieter im Kreise seiner glücklichern Untergebenen, stand das alte, an steile, waldbekränzte Höhen gelehnte Schloß Felseneck unter den übrigen, mit hellen, rothen Dächern geschmückten, Häuschen der Gegend da; und ungefähr eben so, wie sein Aeußeres anzuschauen war, sah es für jetzt auch im Innern desselben aus. Der Schloßherr, sonst nur ringsum Graf Dietrich der Starke genannt, lag, von der Jahre Macht allmählig geschwächt, an Krankheit hart darnieder; und — zwar nicht Weib und Kind, denn deren milde Liebe hatt' er im langen Leben nicht gekannt — aber doch zwey andere bey ihm lebende Verwandte standen bekümmert an seinem Lager. Der eine war Graf Rudolph, sein Neffe, die andere Adelheid von Willbach, ein armes, dem Hause Felseneck nur sehr fern angehöriges Mädchen, deren Eltern der alte Graf lange großmüthig unterstützt, und nach ihrem Tode auch die verwaiſete Tochter bey sich aufgenommen hatte. Wer nun diese Beyden so neben einander erblickte, den mocht' es leicht gemahnen, als sehe er eine düstre Winterlandschaft neben einem milden, vom Strahl des dämmernden Mondes in stille Wehmuth gehüllten Frühlingsthal. Finster, wie sein ganzes Wesen, war auch Rudolphs Schmerz, und nur so konnte seine Sorge sich äußern für den Freund, welchen er zwar auch liebte, aber doch bey weitem nicht mit der warmen, innigen Liebe, wie Adelheid. Die Bande der Dankbarkeit erschienen hier mächtiger, als die näheren des Blutes; ja, gern hätte die zarte Jungfrau das eigene Leben geopfert, um nur das ihres Wohlthäters zu erhalten, und mit der kindlichsten Treue wandte sie jedes ersinnliche Mittel an, um wenigstens den Druck seiner Leiden zu erleichtern. Doch dieß hatte ihr am heutigen Tage noch auf keine Weise gelingen wollen; dem Kranken war kein einziger, linderer Augenblick zu Theil geworden, und erst jetzt, da es schon spät am Abend war, ließ endlich der brennende Schmerz in seiner Brust etwas nach, und ein leichter Schlummer schien ihm Erquickung zu verheißen. Graf Rudolph, welcher den größten Theil der vergangenen Nacht gewacht hatte, verließ nun das Zimmer, und Adelheid blieb allein am Lager des väterlichen Freundes zurück.

Mitternacht nahte heran; leise und vorsichtig trat sie an's Fenster; der Himmel, welcher bisher von trübem Gewölk umzogen gewesen war, hatte sich im östlichen Nachtwinde aufgehellt, und klar blickte der Vollmond über dem Gebirge hervor. Behutsam näherte sich nun Adelheid einem Schränkchen im Winkel des Zimmers, nahm ein schneeweißes Tuch und eben solchen Schleyer heraus, und ging dann, wie es schien, Jemand erwartend, an's Fenster zurück. Bald vernahm man leise Tritte auf dem Vorsaal, und eine hohe, dicht verhüllte weibliche Gestalt trat in's Zimmer, faltete schweigend die Hände, nahte dann mit feyerlichem Ernste Adelheiden, reichte ihr ein kleines Kruzifix und ein sorgsam zusammengefaltetes Papier, und nahm nun, ohne noch eine Sylbe

gesprochen zu haben, den Platz der Jungfrau am Lager des Kranken ein. Entschlossen, wiewol etwas erbleichend, empfing Adelheid das Dargereichte, nahm dann auch Schleyer und Tuch, warf noch einen ernst bittenden Blick auf die fremde Wächterin, und verschwand aus dem Zimmer. Das Schloßthor knarrte, und nach wenigen Augenblicken sah man schon die weiße verschleyerte Gestalt auf der gegenüberliegenden Höhe.

Sehnsuchtsvoll nach frischer, erquickender Luft das ängstliche Krankenzimmer verlassend, hatte Rudolph noch nicht sein Lager gesucht, sondern weilte, tiefsinnig in die Nacht hinausschauend, am offenen Fenster seines Gemachs, und erblickte nun staunend jene Erscheinung, welche langsam, doch rastlos, die Höhe hinanschwebte, und endlich in den nahen Ruinen einer alten, ehedem den Grafen von Felseneck gehörigen, Burg verschwand. Lange noch harrte er am Fenster, ob sie nicht wieder zum Vorschein komme: jedoch vergeblich. Die nahe Dorfuhr schlug eins, ohne daß etwas anders, als die dämmernden Nebel der Nacht für ihn sichtbar geworden wäre. Jezt endlich ward die Neugier durch Müdigkeit besiegt, und für den Augenblick das räthselhafte Gebild vergessend, warf er sich in die Arme des stärkenden Schlafs. Doch am andern Morgen, besonders da er den Grafen etwas besser fand, beschäftigte ihn die Erinnerung an jene seltsame Erscheinung wieder sehr lebhaft; und angelegentlich befragte er Adelheid, ob sie, im Krankenzimmer wachend, dieselbe vielleicht auch bemerkt habe? Sie verneinte es, allein ihr Erröthen, ihre Verlegenheit dabey entging seiner Aufmerksamkeit nicht, und genügte völlig, in seinem ohnehin mißtrauischen Gemüth Argwohn zu wecken. Finster und forschend blickte er sie einige Augenblicke an, brach dann das Gespräch ab, und beschloß, von nun an öfter in der Mitternachtsstunde am Fenster zu seyn.

Der nächste Abend war trübe, und nichts ließ sich blicken. Doch am zweyten, da der Vollmond wieder hell am Himmel leuchtete, ward auch mit dem Schlage zwölf die weiße Gestalt wieder sichtbar, und immer deutlicher glaubte nun der schon harrende Rudolph Adelheids Wuchs, Adelheids Bewegungen zu erkennen. In düsterer Unruhe eilte er hinab in's Krankenzimmer, wo die Jungfrau hatte wachen wollen, und fand — nicht sie, sondern jene Fremde, welche schon bey der ersten Wanderung ihre Stelle an des Grafen Krankenbett indeß einnahm. Eine Thalbewohnerin war sie nicht; Haltung und Tracht verriethen einen höhern Stand. Gleich bey Rudolphs Eintritt winkte sie, Stille gebietend, denn der Graf, dessen Zustand sich sichtlich besserte, war kurz vorher sanft eingeschlummert. Leise trat er nun näher, nach Adelheid fragend. Sie sey auf kurze Zeit durch Geschäfte abgerufen, erwiederte jene kurz. — „Und Ihr seyd indeß hier statt ihrer?“ — Sie bejahte, antwortete aber nun auf alle ferneren Fragen nur mit einem ernsten Deuten auf den Grafen, als wolle sie erinnern, ihn nicht durch unnöthiges Flüstern zu stören; und Rudolph mußte sie endlich verlassen, ohne um etwas reicher geworden zu seyn, als um die ihm nun entschiedene Gewißheit, daß Adelheid jene nächtliche Wanderin sey.

Und warum? und für wen? — Mit dem Grell der Eifersucht regten sich diese Fragen in seiner Brust: denn er liebte die Jungfrau, wie er lieben konnte, und auch sein Oheim hatte mehrmals den Wunsch geäußert, eine Verbindung zwischen Beyden zu Stande kommen zu sehen. Adelheid selbst schien hingegen günstiger für einen jungen fremden Edelmann gestimmt, welcher im leztvergangenen Sommer einige Zeit auf Graf Dietrichs Schlosse verweilte, und von den Thalbewohnern wegen der anmuthigen Weisen, in welchen er manche schöne, von ihm selbst gedichtete Lieder vorzutragen wußte, nur der heitre Sänger genannt ward. „Euer Bild bleibt treu in meiner Seele! so sprach er beym Abschied in einem unbemerkten Augenblick zu Adelheid: bewahrt auch Ihr mir ein freundlich Andenken, bis ich wiederkehre über's Jahr! Die Umstände werden sich mir indeß fügen; o laßt mich hoffen, daß dann auch Euer Herz mir nicht ungünstig seyn wird!“

Wohl gedachte nun auch Adelheid des Sängers und dieses Abschiedsworts, das er so innig gesprochen; und bald ward Graf Rudolph gewahr, wie sehr die Erinnerung an ihn seiner wilderen und stürmischern Neigung im Wege stehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neu-Rußland.

(Fortsetzung.)

2.

Ein russisches Sprichwort sagt: Die Richter lieben das Gold, und die Schreiber das Silber. Jemand, der weder Britte noch Russe war, wandte sich für seinen Freund an einen Gerichtsschreiber mit der Frage: Was er von dem Rechtsstreit des Ersteren halte, den derselbe nicht fortsetzen möchte, wofern er in seinen Ansprüchen nicht wahr und begründet seyn sollte? Der Schreiber antwortete: „Was will Ihr Freund zahlen, um der Sache gewiß zu seyn?“ Wie rechtschaffen und gewissenhaft der Statthalter auch seyn mag, seine allzu gering bezahlten Beamten suchen sich mittelst der ihnen eingeräumten großen Befugnisse zu entschädigen. „Ich kann für das, was ich thun werde, kein Geld von ihnen annehmen, sagte ein solcher Beamter zu Jemand, der ihm einen Zettel von fünf-und-zwanzig Rubel reichte; weil Sie mir aber ein Geschenk machen wollen . . . .“ Eine tiefe Verbeugung, mit Handreichung begleitet, endigte die Rede.

Der Jahresgehalt eines Espravneck beträgt 250 Rubel, und man versicherte mich, daß er auf angedeutetem Weg ein Einkommen von 10,000 Rubel erhalte. Ich möchte dieß nicht verbürgen; aber gewiß ist, daß große Mißbräuche statt finden.

Ein anderes im Lande gebräuchliches Sprichwort lautet also: Der Himmel ist hoch, und der Kaiser ist fern. Ein Bildniß Sr. Majestät ist in allen Gerichtssälen aufgestellt, und Jeder, der sich ihm nähert, entblößt sein Haupt; dieß hindert aber keineswegs, daß man der Entfernung des Kaisers eingedenk bleibt. Die äußerst niedrigen Gehalte aller Civilbeamten sind eine Ursache dieser Bestechlichkeit; eine zweyte findet sich in der Unwissenheit der Beamten, deren viele so schlecht erzogen sind, daß sie kaum Schreiberdienste leisten können.

In einem dermaßen weiten und ausgedehnten Lande mögen auch der beste Wille und die kräftigsten Anstrengungen des Herrschers nicht hindern, daß ihre Wirkungen in so großer Entfernung geschwächt erscheinen. Wenn gleich aber eine unmittelbare Aufsicht unmöglich wird, und daraus Mißbräuche in Menge entstehen, so ist der Name des Kaisers nichts desto minder überall verehrt und gesegnet.

Sein Besuch in der Krimm ward mit dem sehnlichsten Verlangen erwartet, und das liebreiche Betragen dieses mächtigen Herrschers hat ihm die Herzen aller seiner Unterthanen gewonnen. Die große Mehrzahl derselben genoß der Freude, ihn zu schauen, und sehr viele haben ihn auch gesprochen. Er reiste ohne militärische Bedeckung, und gewann das Vertrauen seiner Völker, indem er ihnen Vertrauen bewies. Des Kaisers Art zu reisen ist folgende:

Ehe er seine Hauptstadt verläßt, in der er nie einen gar langen Aufenthalt macht, bestimmt er seinen Reiseweg und die Orte, wo er sich aufhalten will. Die Tage der Ankunft und Abreise von jedem Orte sind voraus bezeichnet, und nur selten leiden sie Aenderung. Die Reiseroute wird gedruckt und an die Espravnecks übersandt; diesen liegt alsdann ob, für die auf jeder Station bey der Ankunft des Kaisers erforderlichen Pferde zu sorgen. Es gibt Bezirke von zwanzigtausend Seelen, die unter einem Beamten stehen, und sein Geschäft ist demnach nicht geringfügig. Die Reichen und die Edelleute befreyen sich von der Pferdestellung durch Geldleistung, welche der Beamte für sich behält, und den Abgang auf die Bauern vertheilt.

Im Gefolge des Kaisers fanden sich zwanzig Wagen zu acht, und drey zu sechs Pferden. Der Wagen eines Stabsoffiziers ging voraus, um pünktliche Bestellung zu machen, und das Wechseln der Pferde war die Sache eines Augenblicks, wo der Kaiser nicht verweilen wollte.

Die Edelleute dürfen Grundstücke an ihre Leibeigenen verkaufen, die auf diese Weise, durch kaiserliche Huld, zur Arbeit ermuthigt und durch Eigenthumsbesitz aufgemuntert werden. Diese allmähligen Fortschritte der Kultur bezeichnen auch Vorschritte zur Freyheit, und es liegt darin ein wahrhaft christliches Verdienst.

Ein Engländer hat Mühe, sich zu überzeugen, daß die Befreyung von Leibeigenschaft den Freygewordenen nicht unmittelbar beglücken sollte; dennoch aber ist es Thatsache, daß der russische Bauer glücklicher ist und weniger Entbehrung leidet, als der auf seine Freyheit so stolze brittische Landmann. Auf der Reise durch Rußland bin ich oftmals Zeuge gewesen, daß die Freyheit für diejenigen, welche sie nicht zu gebrauchen wissen, ein unnützes Geschenk ist, denn sie sogar auch selbst keinen Werth beylegen. „Nehmen Sie uns wieder als ihre Dienstleute an, sagten die befreyten Bauern eines seiner Dörfer zu einem polnischen Edelmann; zur Zeit, da wir ihre Leibeigenen waren, mangelte uns nichts; jezt, seit wir frey sind, leiden wir an Allem Mangel.“ Gewiß ist, daß der russische Bauer, der von Jugend an gewöhnt war, für seine Bedürfnisse gesorgt zu wissen, viel zu unbekümmert ist, um für die Bedürfnisse seiner Haushaltung zu sorgen.

Freylich ist es seine Unwissenheit und Mangel an Einsicht, die hieran Schuld sind, und gewiß ist er fähig, durch Gesittung einen höheren Platz auf der menschlichen Stufenleiter zu erreichen; allein dieser wünschenswerthe Wechsel kann und mag, aller Aufmunterungen seines Beherrschers ungeachtet, in dem weiten Reiche nur sehr langsam zu Stande kommen. Der begünstigte Handelsverkehr, die erleichterte Ansiedlung der Ausländer, die zur Aufnahme öffentlicher Anstalten verwandten Summen und die Errichtung von Manufakturen bezeugen ein thätiges Streben nach Verbesserung. Einsicht und Kenntnisse fangen an gewürdigt zu werden und sich auszubreiten; der Aberglaube wird seine Herrschaft verlieren; der Vortheil des Adels wird sich mit demjenigen des Volkes verschmelzen und der Gewerbfleiß wird die durch Freyheit erzeugten Bedürfnisse befriedigen. Es öffnen sich hiefür die frohesten Aussichten, wenn man die Bestrebungen des Monarchen, der angesehensten Männer des Reichs und der ersten Kronbeamten vereint dahin gerichtet sieht, die Erleuchtung des Christenthums über eine unwissende und annoch in Barbarey versunkene Bevölkerung zu verbreiten *).

Die Behörde, welche zum Behuf der Grenzbestimmung der Grundbesitzer in der Krimm aufgestellt ward, ist in ihren Verrichtungen nur noch wenig vorgerückt und es waltet viele Ungewißheit über die Ausdehnung der Staatsdomänen. Man kann sich in der Krimm, ohne naturalisirt zu seyn, ansiedeln.

*) Mehrere Missionarien befinden sich gegenwärtig bey diesen russischen Kolonisten und sie haben daselbst Schulen errichtet. Seit Madame Holberneß Rußland verlassen hat, haben sich etliche Missionare in der Krimm angesiedelt, und der Sultan Kate Ghery (ein Abstämmling des Krimm'schen Khans) hat seinen Wohnsitz im Lande gewählt. Er befördert die Bekehrung der Tataren zum Christenthum, von dem sich die schönsten Früchte hoffen lassen.

Der russische Kaufmannsstand steht zwischen dem Adel und den Bauern in der Mitte und er bildet eine doppelte Abtheilung; wer zur ersten gehört, hat Majorsrang im Civildienste; die zweyte Abtheilung begreift die sämmtlichen Krämer oder Kopetts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. Ende September.

Das große Herbstmanöver, welches den größten Theil dieses Monats hindurch viel Leben in der Residenz und deren Umgebungen verbreitete, ist nun zu Ende. Es waren bey dieser Gelegenheit mehrere fürstliche Herrschaften, über hundert Generale und viele angesehene Personen hier anwesend und glänzende Herren-Diners fanden in den ersten Zirkeln statt; die Kutschen, welche die Gäste vor dem Hause des Gastgebers erwarteten, füllten oft ganze Straßen. Das Kavallerielager bey Charlottenburg wurde häufig von den Berliner Einwohnern besucht. Die blendend weißen Zeltreihen, die aufgestellten Fahnen, Standarten, Trommeln, die schön dekorirten Feldstaagen, der Glanz der Waffen und die wogende Menge der Zuschauer bildeten einen imposanten, erheiternden Anblick. Auch das Infanterielager, noch anziehender durch ausgesuchte militärische Abendmusik nach der Retraite, wurde sehr besucht. Die neuen Zelte auf englische Art sind hoch und geräumig, in der Mitte durch eine Stange gestützt und gleichförmig nach allen Seiten ausgespannt. Für jedes Regiment waren zwey Brunnen gegraben worden, deren Ränder zierlich mit Steinen ausgelegt waren, und jede Kompagnie hatte ihren gemeinschaftlichen Heerd, auf dem große Holzkloben flammten, umgeben von den martialischen Köchen, welche unter fröhlichem Getümmel und Scherz ein Mahl bereiteten, welches freylich für Bonmwand wenig Reiz haben mochte. Eine imposante Feyerlichkeit gewährte der erste Gottesdienst im Freyen vor erhöhten Altären, die einfach und schön dekorirt waren. Der Feldprediger im geistlichen Ornate, hielt nach einem kurzen Gebet die Predigt. Während der Ceremonie war die ganze Truppenmasse so wie S. Maj. der König nebst Suite, welche im engern Kreise, unweit den Königl. Prinzessinnen, standen, unbedeckten Hauptes, der stillen Andacht hingegeben, welche durch einen tausendstimmigen Chor der Regimentssänger beschlossen wurde.

Während der ersten Hälfte des Septembers sahen wir Olimpia, Fernando Cortez und die Vestalin, sämmtlich Opern Spontini's, in ihrer ganzen musikalischen Potenz und spanischer Pracht mit der Kunstfertigkeit darstellen, welche das hiesige Theater auszeichnet; ein öffentliches Blatt sagt darüber: „Es gehört ein wohlgezogenes Ohr dazu, um die geheimen Schönheiten dieser Opern in den andringenden starken Massen gleichsam den Zephir in dem Orkan zu vernehmen.“ — An Schau- und Trauerspielen gab man Maria Stuart, in deren Darstellung Mad. Stich vielen Beyfall erntete; ein neues Melodrama aus dem Französischen, der Galeerensklave, und neben einer Menge kleinerer Stücke auch Romeo und Julie, so wie Heinrich IV. von Shakespeare. Im letzten Stück mußte man, obgleich Devrient den Falstaff vortrefflich spielt, doch bedauern, daß das Ganze so sehr zusammengestrichen ist und hier und da nur eine Skizze des großen Meisterwerkes zurückbleibt. Ueberhaupt scheint man jetzt in der dramatischen Kunst sowohl, wie in der Literatur, alles zu sehr auf Effekt zu berechnen. — Augenblickliche Unterhaltung, oft nur leerer Zeitvertreib. Ueberraschungen durch gehäufte Mannigfaltigkeit sind die Götzen, denen das Tiefe und Erhabene weichen muß; man will von Eindrücken zu Eindrücken fliegen, wie vor einem Guckkasten stehend und kein wie ein in Phantasie und Erinnerung dauerndes Gemälde in sich aufnehmen. — An Gästen erschienen auf unsrer Bühne Herr Weiß vom Hamburger Theater, der in der Rolle des Sarabäus in der unterbrochenen Whistpartie auftrat. — Herr Keller vom Theater zu Hannover spielte den Geizigen des Molière nach Iffland's Vorbild, jedoch mit weniger Lebhaftigkeit. Einige wollen indessen gerade Iffland's närrische Lebendigkeit, die er dieser Rolle lieh, tadeln und den Geizigen lieber mit einer gewissen Monotonie verwirklicht sehen, die dem Geizigen des Plautus, der nichts weiter als der ängstliche Hüter seines Schatzes ist, anstehen würde. — Iffland mochte aber doch wohl Recht haben, denn Molière legte dem Originale des Plautus den französischen Charakter bey seiner Uebertragung unter.

Von Paris kamen Mlle. Hülin und Hr. Richard auf ihrer Reise nach Moskau hieher; sie traten in mehreren Ballets auf und wurden rauschend applaudirt. Die Tanzkunst hat zwar in Paris ihren Thron aufgeschlagen, doch besteht sie dort mehr in Gewandtheit und Schnellkraft der Füße als in ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers.

Allgemeine Theilnahme erregte unter allen Klassen die frohe Nachricht der Verbindung unsers Kronprinzen mit der Prinzessin Elise Ludovike von Bayern; gleich nach aufgehobenem Lager eilte der Prinz nach München, wohin ihn Aller Segenswünsche begleiteten. Hr. Simoni, Bildhauer und akademischer Künstler, hat in einer Senatssitzung die sehr ähnliche Büste des Kronprinzen, dessen Züge das geliebte Bild seiner verklärten Mutter zurückrufen, vorgezeigt, worauf solche als Kunstwerk von der Akademie anerkannt und ihm das Recht des einzigen Debits derselben in den preußischen Staaten zugesichert wurde. Solchergestalt anerkannte Kunstwerke akademischer Künstler dürfen bey einer Geldstrafe von fünfzig Thalern nicht zum Verkauf nachgeformt werden. Die Statue Blüchers war in diesen letzten Tagen als Modell in Thon geformt, in Rauchs Atelier öffentlich ausgestellt. Rauch hat auch so eben eine Marmorbüste der verewigten Königin vollendet, die für die Großfürstin Charlotte in Petersburg bestimmt ist.

Die Taschenbücher kommen nach und nach hervor. In dem der Liebe und Freundschaft gewidmeten findet man, statt der sonstigen zwölf kleinen Monatskupfer, jetzt äußerst sorgfältig gearbeitete Kopien von Ramberg, im verjüngten Maaßstabe die Gemälde berühmter Meister darstellend. Eine Erzählung von Baron Miltitz „die Ferse des Achilles“ genannt, findet durch ihre treffende Schilderung der Wirklichkeit Beyfall, obgleich die religiös-mystische Tendenz derselben nicht ohne Widersacher bleibt. Ob das neue Taschenbuch „Orphea“ bey der großen Konkurrenz sich ein Publikum gewinnen wird, muß die Folge lehren; die darin enthaltenen Kupfer sind aus der beliebten Oper „der Freyschütz.“ Das Heidelberger Taschenbuch „Cornelia“ mit guten Kupfern ausgestattet, führt durch Romanzen und geschichtliche Darstellungen (worunter eine Erzählung von Elise von Hohenhausen aus der Zeit der alten Germanen, die ausgeführteste ist), in die Vorzeit zurück, ohne die Gegenwart zu vernachlässigen. Die darin befindlichen Erzählungen sind fast alle von Frauen geliefert, die, wie schon früher in England, jetzt auch in Deutschland die Unterhaltungsliteratur mehr in die Sphäre ihrer zarten und lebendigen Darstellungsgabe ziehen. Außer Obigem hat die Literatur wenig Neues hervorgebracht. Karl Immermanns König Periander und sein Haus ist zwar erschienen, aber noch nicht so hinlänglich besprochen, um ein hier zu erwähnendes Resultat zu liefern. Der Bau des Königstädtischen Theaters wird mit Eifer betrieben und man rechnet darauf, solches noch in diesem Winter zu Vorstellungen geöffnet zu sehen. E.

Beylage: Literaturblatt Nro. 93.

Nro. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. November 1823.

Horch! des Haines Wipfel rauschen,
Deutschlands Götter ziehn heran,
Ihrer Enkel That zu lauschen,
Thor und Aker und Freia nahn.
Hört ihr Wodans Wagen rollen?
Donnern der Walküren Huf
Ueber Winfelds blut'ge Schollen
Und der Barden Schlachtenruf?

Deutschlands Dichter.

Von Buchner.

Schallet wieder, Saitenspiele,
Schallet nah' der Harfenspiele!

I.

Eingang.

Die Barden.

Dort winken Eichenschatten
Sanft grüßend durch die Luft,
Und von den blüh'nden Matten
Steigt linder Blüthenduft.
Auf Klangen und auf Zweigen
Wiegt sich der Vöglein Schaar,
Und über'm bunten Reigen
Hochoben schwebt ein Aar.

Wollt ihr dem Sänger trauen,
Ihr wackern, deutschen Herrn,
Ihr holden, deutschen Frauen,
So folgt dem Sänger gern;
Er führt euch zu den Schatten
Und zu der Vöglein Schaar,
Er lockt auf blüh'nde Matten
Hoch aus der Luft den Aar.

Seht ihr den Regenbogen?
Er ist des Waldes Thor;
Auf grüner Blätter Wogen
Steigt prangend er empor,
Vermählt als Ring den Himmel
Der holden Erdenbraut,
Die leis' im Festgewimmel
Und schmachtend aufwärts schaut.

Hört ihr die Falken schwirren?
Zum Odin geht ihr Flug.
Hört ihr die Tauber girren?
Sie folgen Freias Zug.
Hört ihr den Hammer dröhnen?
Thor schwingt ihn mit der Hand.
Hört ihr die Klage tönen
Balders von Helas Strand?

Seht ihr die Aepfel glänzen?
Iduna reicht sie dar;
Des Waldes Blumen kränzen
Siöna's Hochaltar;
Vom eisbelegten Thale
Hallt Ullers Schlittschuhlauf;
Tyr kommt von Wingolfs Mahle,
Er tritt gewaltig auf.

Im Schatten alter Eichen
Stehn Barden, dicht umlaubt
Von Blüthen und von Zweigen
Das graue Lockenhaupt!
Mit goldner Sichel schnitten
Druiden jeden Zweig,
Und heil'ge Rosse schritten
Mit ihnen durch's Gesträuch.

Ihr greisen, würd'gen Sänger,
Mit liederreichem Mund,
O schweiget uns nicht länger,
Gebt Wort und Thaten kund,

Denn euer Wort sind Thaten,
Und eure That ist groß;
Sproßt auf, ihr Liedessaaten,
Liedquell, so fesselos!

Der Barden Harfen rauschen,
Den Zweigen angetraut,
Man hört sie Worte tauschen,
Wie Bräutigam und Braut,
Wenn er, vom Sturm getragen,
Hoch auf das Roß sich schwingt,
Wenn sie vom Sichelwagen
Als Todesgöttin blinkt.

Jezt, wie das Schlachtgewitter
In dichtern Wolken braust,
So tönt der Barden Zither,
Vom Eichenarm umsaust,
Nur einzig dem Getose
Ein süßer Ton entklingt,
Wie sich die eine Rose
Durch tausend Blätter schlingt.

Was uns die Sagen melden
Von Balders Ehegemahl,
Von Freia, von Thusnelden,
Es ist der lichte Strahl,
Der aus der Rose sprühet,
Der ihre Blätter schmückt,
Im Aug' der Barden glühet,
Und der auch uns entzückt.

Das Geheimniß.

(Fortsezung.)

Mit Unmuth erinnerte Graf Rudolph sich des fremden Edelmanns auch jezt; daß er von Wiederkehr gesprochen, war ihm nicht fremd, und Leidenschaft und Argwohn spiegelten ihm vor, er sey schon jezt zurück, und harre Adelheids dort oben in der verfallenen Burg. Immer tiefer dacht' er sich in diese Vorstellung hinein, und blinde Eifersucht ließ ihn nicht bemerken, wie wenig wahrscheinlich die Umstände sie machten. Forschte er nun bey Adelheid, was hatte er, nach seiner Ansicht, anders zu erwarten, als Falschheit und betrügerische Ausrede. So entschloß er sich denn, lieber schweigend zu handeln, ob die Gelegenheit, mit eigenen Augen klarer zu sehen, nicht noch einmal wiederkehren werde. Nach der Fremden erkundigte er sich indessen doch am andern Tage im Dorf, erfuhr aber nichts weiter, als daß eine solche sich ganz still und zurückgezogen eine kurze Zeit im lezten Häuschen des Thals aufgehalten habe, doch eben am heutigen Morgen wieder abgereist sey. —

Zu Adelheids freudigem Erstaunen blieben also, jenem Entschluß Rudolphs zu Folge, alle Stürme, welche sie, nach der Erzählung der Fremden, schon von ihm gefürchtet hatte, völlig aus; und sie achtete nicht genug auf ihn, um in seinen Mienen das noch drohende Ungewitter zu lesen. — Mehrere Abende hindurch ließ sich indessen nun die Wanderin nicht weiter sehen. Erst in der dritten Nacht schwebte sie wieder, wie immer, langsam und leise den Hügel hinan; und nun säumte Rudolph auch nicht lange, ihr heimlich und unbemerkt von fern zu folgen, bis er endlich dicht an den Ruinen im Gebüsch verweilte, um von dort aus ihr Thun zu beobachten.

Langsam faltete sie beym Schein des Mondes das weiße Tuch auseinander, breitete es auf den Rasen, und kniete unfern davon nieder, dem Anschein nach zum Gebet. Dann schlug sie den Schleyer zurück, und ganz zweifellos deutlich erkannte nun der Lauscher Adelheids Züge. Doch dieß war auch das lezte Licht, welches ihm leuchten sollte; denn ein jäher Sturm bedeckte plözlich den Mond mit dichtem Gewölk. Rudolph vermochte nun nichts mehr zu unterscheiden, und erst nach einiger Zeit verrieth ihm der Jungfrau weißes, im Gebüsch schimmerndes Gewand, daß sie jezt wieder den Rückweg suche.

Einen Augenblick stand er noch ungewiß zwischen den umhüllenden Zweigen, doch dann war sein Entschluß gefaßt; er wollte ihr nacheilen, und nun dennoch durch strenge, drohende Fragen von ihr selbst den Zweck dieser seltsamen Gänge erfahren. Allein indem er jezt mit Heftigkeit aus dem Gebüsch hervorschritt, verstrickte er sich in dicht verwachsenen Ranken, strauchelte, fiel, und verrenkte den rechten Fuß.

Unfähig, vorzuschreiten, lag er lange in heftigem Schmerz; die dichte Finsterniß kam hinzu, und erst als der Morgen graute, vermochte er mit genauer Noth an mühsam gefundenem Stabe das Schloß zu erreichen. Doch diese Anstrengung schadete seinem leidenden Fuß, Fieber gesellte sich hinzu, und er mußte mehrere Tage sein Lager hüten, wobey er geistig noch weit mehr als körperlich litt. Besonders wurden mondhelle Nächte seine Qual, und unaufhörlich malte ihm dann seine fieberhaft gereizte Phantasie das Bild der blühenden Adelheid, wie sie einsam in mitternächtiger Stunde die Höhe hinanschwebte; immer konnte er, trotz allem Anschein dagegen, den Argwohn nicht bezähmen, daß sie den Sänger dort oben erwartet habe in der mondbeleuchteten Burg.

Kaum genesen, eilte er, die Jungfrau aufzusuchen, und machte nun durch die bittersten Vorwürfe seinem lang verhaltenen Unmuth Luft, auch nicht verhehlend, daß er ihr heimlich gefolgt sey, sie in der Burg zu belauschen. Durch dieß Nachschleichen nun ward Adelheid fast noch mehr empört, als durch seine beleidigenden Worte. Von edelm Unwillen strahlend, wandte sich ihr sonst so sanftes Auge auf ihn, und mit aller Würde reiner Unschuld erklärte sie, daß sie ihn weder zu Vorwürfen, noch zum Bespähen und Belauschen ihrer Handlungen auf irgend eine Weise berechtigt finde. „Der Himmel selbst, fügte sie hinzu, und

höher glühte, indem sie sprach, ihre zarte Wange; der Himmel selbst wollte nicht, daß Euer unedler Blick mein harmloses Beginnen entweihe, darum sandte er Finsterniß statt Licht. Und wahrlich! wozu bedürftet Ihr auch des Lichts über mein Betragen? Seyd gewiß, daß ich nie, nie in näherem Verhältniß zu Euch stehen werde. Eine Liebe, die sich so verächtlich äußert, die so niedrig von der angeblich Geliebten denken kann, eine solche Liebe weiß ich nicht zu erwiedern. Muß ich gleich unter einem Dache mit Euch leben, doch seyd Ihr mir seit dieser Stunde völlig entfremdet; und ich bitt' Euch sehr, verschont mich mit allem vergeblichen Bemühen, meine Achtung wieder zu gewinnen. Und auch das noch bitt' ich: glaubt nicht, daß ich Euch fürchte. Wartet nur die völlige Genesung des Grafen ab; dann tretet immerhin als mein Ankläger auf. Ich stelle mich ohne Scheu Euch gegenüber."

Durch den edeln Stolz, mit welchem sie sprach, durch die Ruhe, mit der sie ihn an den Grafen verwies, ward Rudolph doch wieder irre an seiner frühern Meinung. Er begann von Neuem an ihre Unschuld zu glauben; es schmerzte ihn, sie in diesem Grade erzürnt zu haben, und er war nach seiner Weise angelegentlich bemüht um ihre Verzeihung. Allein — mochte nun Adelheiden der Anlaß willkommen seyn, ihm mit Recht entschiedene Abneigung zu zeigen, oder war sie wirklich so unversöhnlich — genug, es gelang ihm nicht, auch nur einen freundlichen Blick, ein zutrauliches Wort wieder von ihr zu erhalten. Im Gegentheil wiederholte sie mehrmals die schon früher gegebene Versicherung: er sey ihrem Herzen fremd, wie der Fremdeste, und nie habe er auf ein anderes Wort, einen mildern Ausspruch von ihr zu hoffen.

Das war nun zu viel für Rudolphs Stolz. Von einer verlassenen Waise sich geringschätzig behandelt zu sehen, ertrug er nicht, und seine nie geachtete, jetzt völlig verschmähte Liebe wandelte sich in Haß. Mit bitterer Heftigkeit schwur er der Jungfrau, wie sich selbst, er werde die düstern Stunden, die sie über sein Leben gebracht, ihr gedenken. Und schon allein die finstere, nie entschwindende Falte auf seiner Stirn, der harte, trotzige Ausdruck des Mundes ließ wohl glauben, er sey fähig, zu erfüllen, was er in der leidenschaftlichen Stunde gelobte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Novelle von Boccaccio.

Handelt von Messer Azzolino's Novellatoren.

Messer Azzolino hatte einen Novellatoren, den er ganze Winternächte durch erzählen ließ. Eines Nachts zeigte der Erzähler bedeutende Lust zum Schlafen, und Azzolino bat ihn, zu erzählen. Der Erzähler begann von einem Landmann zu erzählen, welcher hundert Goldstücke besaß. Dieser ging auf den Markt, Hammel einzukaufen, und bekam zwey für ein Goldstück. Auf der Rückkehr war ein Fluß, über den er gekommen war, durch einen starken Regenguß sehr angeschwollen. Wie er nun am Ufer stund, suchte er also damit durchzukommen, daß er einen armen Fischer mit seinem kleinen Nachen sah, welcher jedesmal nur einen Landmann mit einem Schafe faßte. Der Landmann begann mit einem Schafe überzuschiffen, und fing an zu rudern. Der Fluß war breit, er rudert und kommt hinüber. Hier hielt der Erzähler inne, Messer Azzolino aber sagte: „Was machst du? Weiter im Text!" — Der Erzähler antwortete: „Herr, laßt die Thiere überfahren, dann wollen wir die Geschichte erzählen. Denn die Schafe werden in einem Jahre noch nicht hinüber seyn, und unterdeß kann man sanftschlummern."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Oktober.

Die diesjährige Ausstellung der Produkte des franz. Gewerbfleißes ist allzuwichtig, als daß es nicht der Mühe werth seyn sollte, nochmals auf dieselbe zurückzukommen; auch sind seit einem Monate die Tagesblätter mit sehr interessanten Aufsätzen über die verschiedenen Fächer der Gewerbekunst angefüllt, die zur Geschichte der franz. Technologie und des Kunstgeschmackes wichtige Beyträge liefern. Da diese häufigen und sehr ausführlichen Aufsätze mich der Mühe überheben, mich hier in eine weitläufige Beschreibung der Ausstellung einzulassen, so bitte ich um Erlaubniß. Hier bloß bey einigen sonderlichen Dingen stehen zu bleiben und zu dem Endzwecke den aus der Provinz gekommenen Fremdling wieder vorzuführen, wovon in dem vorletzten Briefe die Rede war. Ich setze voraus, dieser Herr aus der Provinz hat vor Kurzem eine recht schöne und sehr junge Frau geheirathet und dieselbe zum Erstenmale nach Paris geführt. Diese junge und schöne Frau hat wie andere mit denselben Eigenschaften begabte Frauen den kleinen Fehler, daß sie gern Alles haben möchte, was ihr in die Augen sticht, und da der Mann nicht mehr in der Frühlingszeit seines Lebens ist, und daher weiß, daß ein bejahrter Ehemann gegen eine junge Frau im Verhältnisse seines Alters immer gefälliger werden muß, so läßt er ihr klüglich ihren Willen und spricht nur mit einigen unmaaßgeblichen halbgewagten Bemerkungen von Zeit zu Zeit darein. Während nun der Ehemann die neuen Erfindungen angestaunt hat, die er bey mir gesehen hat, ist seine Frau zur Ausstellung gefahren. Einige Stunden nachdem der Mann nach Hause gekommen ist, rollt der Wagen der Frau in den Hof des Hôtels; der Mann bemerkt durch das Fenster, daß eine Menge Sachen ausgepackt wird, und daß ein schwer beladener Karren langsam hinterher kömmt. Erstaunt, obschon sehr artig fragt er die ins Zimmer hüpfende Frau, der Kammerfrauen und Bedienten mit den Paqueten nachfolgen, ob sie alle diese Sachen angekauft habe. Die Frau ganz fröhlich: „Ou-

der Schatz, nun ist keine Frau glücklicher als ich! Sachen habe ich gekauft, wie sie keine Frau in der Provinz besitzt; nun mag die Frau Präsektin und die Frau Präsidentin und die Frau Oberkommandantin und die reiche Frau des Besitzers der Eisenhämmer in unserer Gegend sich mit ihrem Anzuge und Putze brüsten, ich werde sie doch alle ausstechen. Der Mann: So, so! nun laß einmal sehen, was du gekauft hast? — Die Frau (hastig eins nach dem andern hervorlangend): Da ist erstlich ein Shawl, den schönsten, den ich bey der Ausstellung habe finden können. — Ja es ist wahr, etwas Schöneres läßt sich nicht denken und den haben sie in Frankreich gemacht; wer sollte es glauben? aber vielleicht etwas theuer? — Die Frau: je nun, 6000 Fränkchen! — Der Mann erstaunt: wie, was? 6000 Franken? — Die Frau: aber bemerke doch, lieber Schatz, daß die Palmetten mit der übrigen Stickerey drey Handbreit sind, und daß jede dieser Palmetten eine andere Farbe hat; je nachdem ich den Shawl anders halte, erscheint er auch ganz verschieden; somit wird Jeder glauben, ich besäße mehrere solcher grossen Shawls. Da siehst du den Vortheil; mit einem Shawl bringe ich dieselbe Wirkung hervor, als ob ich drey oder vier solcher großen Shawls hätte. — Der Mann (etwas ironisch): ja, ja, der Vortheil ist handgreiflich; aber, nimm es mir nicht übel, nach einigen Tagen oder Wochen wird man es doch merken, daß du nur einen Shawl hast; die Weiber haben ein scharfes Gesicht; sie werden sagen: die Frau muß ihren Shawl umwenden, um neu geputzt zu erscheinen. — Die Frau: daran hast du völlig Recht, herzensliebes Männchen; auch habe ich mich dagegen verwahret und ein halb Dutzend kleinere Shawls gekauft, die mir eine Kleinigkeit kosten, jedweder 1500 Franken. — Der Mann (wieder erstaunt) ein halbes Dutzend? — Die Frau: aber jeden mit verschiedenem Grunde und anderer Stickerey. Was in diesem Päckchen für ein kostbarer Anzug ist, errathst du wohl nicht; wiege es in der Hand: gelt es wiegt keine drey Pfund und kostet doch 10,000 Franken. — Der Mann (weil die Hände zusammen schlagen, sie bleiben aber ausgebreitet). — Die Frau: ich muß dir doch die Geschichte meines Einkaufs erzählen. Wie ich einige Säle der Ausstellung durchgegangen war, trat ich in einen nicht sehr geräumigen Saal, wo die Damen gedrängt zusammen standen und sich einander ihre Verwunderung bezeigten. Ich frug, was da Merkwürdiges zu schauen sey und vernahm, es sey ein komplexer Anzug von Spitzen und Tulle ausgestellt und man habe nie etwas Schöneres gesehen. Sogleich fuhr mir der Gedanke durch die Seele: den Anzug mußt du haben; mit vieler Mühe dränge ich mich hinzu und sehe da einen Shawl, ein Frauenzimmerkleid und Strümpfe, alles aus Spitzen und Tulle. Mir war bange, man möge mir mit dem Einkaufe zuvorkommen, denn mehrere Damen erkundigten lebhaft sich nach dem Preise. Ich thue dasselbe und gebe sogleich 10,000 Franken her, damit niemand als ich diesen Schmuck besitzen möge; der soll aber für die grossen Feuerlichkeiten aufbehalten werden. Betrachte doch die unendliche Arbeit: zehn Mädchen sollen sich fast blind daran gearbeitet haben. Denk dir, wie alle Damen die Augen öffnen werden, wenn ich mit solch einem Putze auf einem großen Balle dir zur Seite erscheinen werde. — Der Mann: Ja, das ist wahr. Bedenke du aber auch, meine Liebe, daß eine Nadel dir das Spinnengewebe von oben bis unten aufreißen kann. — Die Frau: O dafür werde ich mich schon in Acht zu nehmen wissen und dann sind sie so geschickt in Paris, daß sie einem für einige hundert Franken die größte Spitze aufs sauberste wieder ausbessern. Man hat mir begreiflich gemacht, zu diesem Spitzenkleide gehöre ein schöngearbeiteter Fächer und da habe ich dann für 700 Franken den niedlichsten Fächer gekauft, der in der ganzen Ausstellung zu sehen war; sage mir, ob die eisenweis nernen und schildpatenen Stäbchen nicht eben so durchbrochen sind, wie die Spitzen am Kleide und an dem Shawl. — Der Mann: durchbrochen mir wohl; jedoch 700 Franken. . . . — Die Frau (unterbrechend): wie ich dich versichern kann, es war der schönste Fächer bey der ganzen Ausstellung. — Der Mann: was quäckt denn da in dem Pakete, das die Kammerjungfer aufhebt? hast du etwa auch ein Kind angekauft? — Die Frau (lachend): du weißt also noch nicht, daß in Paris die Puppen jetzt reden? — Der Mann: so, das wäre wahr? — Die Frau: Ja, ein deutscher Mechanikus, Namens Mälzel, lehrt sie Papa und Mama sagen, und da kaufen dann die Mütter solche redende Puppen aus seiner Fabrik für ihre Töchterchen. So habe ich's auch gemacht. — Der Mann: es muß ein köstlich Gemälde in Mälzels Werkstatt seyn, wenn einhundert Puppen, wie Papageyen, ihr Papa und Mama sagen. Was ist denn aber diese große Kugel von mattgeschliffenem Kristall, die oben so weit offen und mit einem vergoldeten Rande versehen ist, etwa ein Punschnapf? — Die Frau (wieder lachend): wie, du errathst also nicht, mein Schatz? es ist ein Topf, den man nicht bey Tage gebraucht. — Der Mann: ein Nachttopf? — Die Frau: errathen, ein Nachttopf der Leute von suprême bon ton. — Der Mann: aber liebe Frau! ein schlichterer könnte ja denselben Dienst thun. — Die Frau (etwas lebhaft): So bist du nun immer mein grämlicher Mann! Alles berechnest du aufs's genaueste und wittst nichts Schönes, Glänzendes haben. Nun sieh, auch ich bin haushälterisch, und aus diesem Grunde habe ich mehreres angekauft, das uns in der Wirthschaft vieles Ersparniß zuwege bringen wird. — Der Mann (neugierig): Ey, das möchte ich gern sehen! — Die Frau: Sie werdens nun wohl im Hofe abgeladen haben. Aber zuvor betrachte nur, was ich für deinen Anzug gekauft habe: einen Hut von Holzspänen, Halstücher von Baumbast, eine stählerne Weste und sieh durch's Fenster, eine Bettstelle von Blech; aber von schön lackirtem und vergoldetem Bleche. Siehst du, solch ein Bett wird nie wurmstichig. — Der Mann (sich verwundernd): Potz tausend, was für eine sonderbare eiserne Maschine wird da abgeladen! Sie ist ja so hoch wie unser großer Saal! — Die Frau (zufrieden) damit wollen wir recht ersparen! Es ist ein Ofen mit vierzig über und neben einander liegenden Röhren, die der Rauch alle erst durchziehen muß, ehe er in den Schornstein gelangen kann. Man versichert mich, daß dadurch auch nicht die geringste Hitze verfliegt. — Der Mann: bist du aber gewiß, meine Beste, daß in solch einem Ofen das Feuer auch brennen kann? — Die Frau (etwas verlegen): nun das muß doch wohl seyn. Aber sieh da, eine noch kostbarere Maschine. Das ist ein Kücheneerd, worauf man fünf Gerichte mit vier Pfennige Brennmaterial kochen kann; was sagst du dazu? — Der Mann: Und die Maschine kostet? — Die Frau: O, nur 300 Fränkchen! — Der Mann: und wenn etwas an der Maschine gebricht? — Die Frau: So brauchen wir sie nur nach Paris zu schicken und ausbessern zu lassen. — Der Mann (sachte): mir ist bange, wir werden mit diesem neuen Heerde und mit deinem Ofen nicht weit kommen; ich dächte, wir ließen diese Maschinen hier und kehrten alsbald wieder auf unser Schloß zurück, damit wir uns in Paris nicht aus Oekonomie zu Grunde richten. — Je nun, wie du willst! Auch möchte ich gern sehen, was meine Shawls und Spitzen für eine Wirkung in der Provinz hervorbringen werden. — Der Mann: gut, so reisen wir morgen ab.

D g.

Nro. 284.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. November 1823.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit lebendem Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Schiller.

Deutschlands Dichter.

2.

Die Minnesänger.

Weiter, weiter vorgedrungen,
Deutsche Frauen, deutsche Herrn!
Finsterm Waldesgrün entrungen,
Strahlt ein holder Himmelsstern,
Wie er vormals auf die Wiege
Bethlehems hernieder sah,
Als, in hell aufglüh'ndem Siege,
Unsrer Erde Heil geschah.

Drunter wehen Kreuzesfahnen,
Gläubig seht ihr manche Stadt
Durch des Waldes licht're Bahnen,
Wo der Herr geathmet hat;
Seines Grabes Palmenschatten
Kühlen eurer Seele Brand,
Fernher duften euch die Matten,
Wo er einstens auferstand.

Nieder setzt euch! Kühle Quellen
Rauschen munter um uns her,
Und der Sang der Waldgesellen
Wird zum Strome, wird zum Meer.
Aus der Kieselfassung springet
Mancher Brunnen in die Luft,
Mancher Regenbogen schwinget
Schaukelnd sich im Blüthenduft.

Unter dichten Epheuranken,
Auf dem sonnehellsten Raum,
Halb versunken in Gedanken,
Und versunken halb im Traum,
Lehnen würdig stolze Mannen,
In der Hand das Saitenspiel:
Frauenhuld, was sie gewannen,
Minnesang, ihr holdes Ziel.

Hundert-sechs-und-dreyßig glänzen
Solcher Herren durch den Wald,
Hundert-sechs-und-dreyßig Kränzen
Neigt sich ihre Hochgestalt:
Wie der Frühlingssproß sich neiget,
Wenn die Blüthe draus erkeimt,
Wie er lächelt, wie er schweiget,
Und aufs Neue weiter träumt.

Osterdingen, stark und innig,
Klingsor, reich begabt und kühn,
Vogelweide, mild und sinnig,
Wie des Waldes Rosen blühn,
Lichtenstein, der gute Ritter,
Veldeck, mit dem greisen Haar,
Kaiser Heinrich, der Gewitter
Auch beym Spiel der Harfe war;

König Kourad — durch's Geflechte
Blonder Locken bebt sein Kranz —
Eschenbach, der Kampfgerechte,
Strahlend in des Ruhmes Glanz,
Reimar Zweter, Hartmann Aue,
Gottfried, welcher Tristen sang,
Stehn, im lichten Morgenthaue,
Blüh'ndem Waldesrain entlang.

Goldgefranzte Wolken schweben
Duftend über'm Waldesrain,
Und in wunderbarem Weben
Zucken ros'ger Blitze Schein.

Namen klingen hell dazwischen,
Rossestritt und Schwertesschlag,
Schildersplitten, Lanzenzischen,
Und das Echo tönt es nach.

Minnesang, o süßes Singen,
Keusche, göttliche Gewalt,
Bald ein anmuthsvolles Ringen,
Eine lächelnde Gestalt,
Bald ein muthig freyes Werben,
Wie der Renner aufwärts steigt,
Bald ein blutig ernstes Sterben,
Wie des Kriegers Wange bleicht.

Hieroglyphen-Schrift und egyptische Alterthümer.

Wir haben in Nr. 225. des vorigen Jahres unsere Leser mit der Entdeckung des jüngern Herrn Champollion, rücksichtlich der in Egypten gebräuchlich gewesenen dreyerley Schriftzeichen der Hieroglyphen, bekannt gemacht. Unter diesen zog das Alphabet der phonetischen oder tonbezeichnenden Hieroglyphen ohne Zweifel die größte Aufmerksamkeit auf sich, da sie, in historischem Betracht, das Mittel zu sehr wichtigen Entdeckungen an die Hand zu geben schienen. Herr Champollion hat seine Entdeckung seitdem in einem Briefe an Herrn Dacier näher auseinandergesetzt, und indem er sie auf die Denkmale von Philä, Anbos, Theben u. s. w. anwendete, hat er die Namen mehrerer griechischer und römischer Herrscher auf ihnen erkannt, wodurch es klar ward, daß mehrere dieser Gebäude, namentlich die, in welchen sich die beyden Thierkreise befinden, der Zeit der Römerherrschaft in Egypten angehören. Alle egyptischen Denkmale, welche nach der Eroberung des Cambyses errichtet wurden, sind nun, vermöge des phonetischen Hieroglyphen-Alphabets, erkannt und geordnet. Der griechische und römische Zeitabschnitt der egyptischen Geschichte muß dadurch sehr viel Licht erhalten, allein die Zeit vor Cambyses und den Pharaonen bleibt deßhalb doch in Dunkelheit verhüllt, denn kein Forscher entzifferte noch die in sie gehörenden, in unendlicher Zahl die feyerlichen egyptischen Trümmer bedeckenden, Inschriften. Doch indem Herr Champollion das Ton-Alphabet auf die Hieroglyphen der griechischen und römischen Zeit anwendete, fand er, daß dieses nämliche Alphabet in der Zeit der Pharaonen in seiner eigenthümlichen Bedeutung ebenfalls gebräuchlich gewesen war. Diese Entdeckung hat er nun in einer weitläufigen Schrift, welche er in der Académie des belles lettres et des inscriptions vorlas, auseinandergesetzt, wodurch folgende Punkte ins Licht gestellt werden: 1) Das hieroglyphische Alphabet des Herrn Champollion, durch die Vergleichung mehrerer Monumente ansehnlich vermehrt, läßt sich mit gleichem Gelingen auf die königlichen Inschriften aller Zeiträume der egyptischen Geschichte anwenden; 2) die Egyptier hatten in allen Zeiträumen die Gewohnheit, die Töne ihrer üblichen Landessprache durch Buchstaben auszudrücken; 3) alle hieroglyphischen Inschriften sind wenigstens zu zwey Drittheilen aus Buchstabenschrift zusammengesetzt, und behalten den Ausdruck des Tones, der ihnen beygemessen ist; 4) dem zu Folge ist das Alphabet der phonetischen Hieroglyphen der eigentliche Schlüssel jedes hieroglyphischen Systems; endlich 5) enthalten beyde, die hieratische und epheusische Schrift, welche von jeher gleichzeitig im Gebrauch waren, mehr Tonzeichen, als eigentliche Hieroglyphen. Um nun aber diese Entdeckung ganz zu benutzen, muß'e man auch die andern nicht epheusischen Zeichen kennen lernen; Herr Champollion schmeichelt sich, daß ihm auch dieses gelungen. Er hat diese bildlichen Zeichen in zwey Klassen getheilt: in figürliche, welche den Gegenstand, dessen Begriff man darstellen wollte, abbildeten, und in symbolische, das heißt solche, welche nach den Begriffen des Egypters auf den gemeinten Gegenstand die meisten Beziehungen hatten. Die ersten sind leicht zu verstehen, die zweyten muß man durch fleißiges Studium der alten Inschriften kennen lernen. Das ist Herrn Champollion denn auch wirklich in so weit geglückt, daß er den Zeitpunkt, wo alle die mit dem Namen der königlichen bezeichnete Denkmale errichtet wurden, bestimmt hat; eben so hat er, mit Hülfe der, von Herrn Cailland in Abydos entdeckten, Genealogie, vierzig Namen von Pharaonen gefunden, die zwischen der dreyßigsten und vierzehnten Dynastie gelebt haben; wobey er jedoch immer das Alterthum aller bekannten egyptischen Denkmale nicht höher, als neunzehn Jahrhunderte vor Christus steigen läßt. Dasselbe Alphabet ist auch auf die nubischen und ethiopischen Tempel anzuwenden. Auf diese Weise füllen sich große Lücken in der Geschichte aus, und Manethons König-Verzeichnisse werden, während der bekannten Zeiten, bestätigt.

Indeß Herrn Champollion's Bemühung der Staaten-Geschichte von Egypten so vorzügliche Dienste verspricht, hat Herr Cailland einen Schatz von Gegenständen von seiner Reise in jenen Ländern mitgebracht, der zu der Geschichte ihrer Kultur und ihres häuslichen Lebens Belege bietet. Seine Sammlung besteht aus fast vierhundert Stücken, von denen unsere Leser gern einige werden nennen hören. Hierher gehören Toiletten-Kämme; solche, welche zum Kämmen des Flachses gebraucht werden; eine Menge kleine Männchen, Anderer vorstellend, deren Arme sich bewegen können; alle Farben und Geräthschaften zum Malen, die leztern von Holz, Schilf oder Elfenbein; Schraubenbohrer; ein Hebezeug (poulie) mit einer eisernen Achse; Körbe, Schemel, auf's Zierlichste von Schilf und Bast geflochten; ein Handbesen von den in Bündel gebundenen Blattfasern der Dattelpalme, welcher ganz dem Mokachen der Araber gleicht. Unter dem Töpfergeschirr befinden sich

viele Gefäße mit glänzenden Farben bemalt und in ihrer Gestalt den noch jezt in Egypten gebräuchlichen ähnlich; andere von Alabaster und hartem Stein, Siegel von gebrannter Siegelerde u. dgl. Leinwandstückchen von unglaublicher Feinheit, Haushaltsgeräth, noch erhaltenes Brod, Geschmeide von Gold und Bronze, auch Ringe von farbigem Thon, ein kleiner Apiskopf von sehr feinem Golde und von höchst zarter Arbeit; allerley Zierrathen von farbigen Glasperlen und Schmelz, in Gestalt von Blumen und Hieroglyphen, von sehr schöner Arbeit; schön eingelegte Gläser, bey denen die Zierrathen das ganze Glas durchdringen. Fußbekleidungen von Palmenfasern, Schilf, Papirus und Leder, sehr zierlich gemacht; vielerley reich vergoldete und gemalte Papparbeit, allerley Perücken mit geflochtenem und gekräuseltem Haar, ziemlich grob auf ein Netz befestigt. Eine lange Darmsaite, in der Dicke einer starken Quinte, mehrere wohlerhaltene Manuskripte auf Papyrus sowohl in hieroglyphischer als hieratischer Schrift mit Gemälden verziert; eines davon befindet sich in einer eisernen Kapsel, ein anderes versiegelt mit einem Namen auf dem äußern Rande, scheint eine Botschaft zu enthalten. Unter den Mumien befinden sich außer den gewöhnlichen Thiermumien von Krokodillen, Sperbern, Katzen und Ibis ein unbekanntes vierfüßiges Thier, und goldschuppige, sehr gut erhaltene Fische. Unter den Menschenmumien erkennt man auf's deutlichste einen Negerkopf. Eine unzweifelhaft griechische Mumie, welche dieser Sammlung der historischen Merkwürdigkeit wegen einen großen Werth gibt, ist von einer ganz besondern Schwere; die äußere Hülle zeigt außer andern Zierden eine Säule von Hieroglyphen, an deren Rand ein Name in gewöhnlicher griechischer Schrift steht; derselbe Name kommt auch in einer griechischen, auf dem Deckel des Mumienkastens befindlichen Schrift vor. Auf dem Kopf der Mumie ruht ein großer Kranz von vergoldeter Bronze, dessen Blätter dem Lorbeerreis gleichen; der Kasten ist von allen Seiten bemalt, im Boden mit einem auf zwey Parallel-Streifen gezeichneten Thierkreis, dessen Figuren denen des Zodiaks von Tentyre gleichen. — Diese Artikel geben der Einbildungskraft hinreichendes Material an die Hand, um sich die Menschen der frühesten Vorwelt in ihrem täglichen Leben, Streben und Sterben ausmalen zu können.

Novelle von Boccaccio.

Wird erzählet von einem Weltweisen gar leutselig die Wissenschaft gemein zu machen.

Es war ein Weltweiser höchst leutselig, die Wissenschaft gemein zu machen, um Herrschaften und andern Leuten höflich zu seyn. Eines Nachts hatte er eine Erscheinung, und glaubte die Göttinnen der Weisheit zu sehen, die, nach Art schöner Frauen, an üblem Orte standen, und sich Jedem gaben, der sie wollte. Und als er solches sah, wunderte er sich sehr und sprach: „Was ist das? Seyd ihr nicht die Göttinnen der Weisheit?" — Und sie antworteten: „Allerdings!" — „Wie geht es denn nun zu, daß ihr in schändlichem Hause seyd?" — Sie aber antworteten: „Es ist gewiß also, und du bist der, der uns hieher gebracht hat." Da wachte er auf und bedachte sich, daß es die Göttinnen verschimpfen heißt, die Weisheit gemein zu machen. Er ging in sich, und bereuete es sehr. Und wisset, daß jegliches Ding jeglicher Person nicht erlaubt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

Gleich zu Anfang dieses Monats wurde auf dem Burgtheater der Empfehlungsbrief von D. Karl Thyfer, Lustspiel in vier Aufzügen, dem Publikum übergeben. Das Stück hatte von Berlin aus guten Klang; auch diejenigen, die hier bereits damit vertraut geworden, hofften viel davon. Das Haus war voll. Die Anlage, wenn sich schon nichts Neues darin zeigt, verspricht doch etwas. Die Scenenreihe bis zur Verwandlung gefiel, wozu freylich Korns lebendige Darstellung des Fritz Vollerfeld vieles beytrug. In der zweyten Hälfte dieses Akts unterhielt nur die glückliche Individualisirung beyder Brüder, Tobias und Emanuel (Costenoble und Krüger). Im Uebrigen fand man eine Leere. Den folgenden Akt fand man zu gedehnt, und das Lustige sich dem Possenhaften näherad. Die Burlesken-Partheien des dritten und vierten verhinderten nicht, sie etwas langweilig zu finden, und als der Schluß besonders kein Ende nehmen wollte, wurden die Zuschauer etwas ungeduldig. Man klagte über Mangel an Zusammenhang, über Weitschweifigkeit, und das Nichtgefallen sprach sich ziemlich deutlich aus. Manche jedoch meinten, das Stück sey komisch genug. Das ist es nun wirklich auch zum Theil, aber das Komische wird häufig durch gewöhnlichen Komödienspaß ersezt. Es herrscht viele Verwirrung, man darf wohl sagen Wirrwar, darin, und Einige spaßten sogar selbst mit diesem Ausdruck, als mit einer Anspielung auf die Kotzebue'sche Posse dieses Titels. Schade wäre es, wenn der Verfasser sein unläugbares Talent für das Lustspiel, seitdem er vielleicht aus materiellern Gründen, als vorher, für die Bühne schreibt, vernachlässigen sollte!

Nicht besser ging es Tags zuvor im Opernhaus, wo bald nach der zwey und achtzigsten und lezten italienischen Vorstellung eine neue deutsche Oper zum Vorschein kam. Sgra. Jodor sang in den beyden lezten Vorstellungen nicht mit. Wahrhaft rührend war ihr Abschied, obgleich nur pantomimisch ausgedrückt. Es erhob sich ein solcher Orkan des Beyfalls, dem sie mehrmals entgegentreten mußte, daß einige Zuhörer sich nach Westindien versezt glaubten. Die Sängerin soll öffentlich geäußert haben, sie würde selbst Aufopferungen nicht achten, um nach dem geliebten Wien zurückzukehren, wo sie eine junge

Fälle des Beyfalls eingeerntet. (Also eine wahre Zuckerernte, wenn wir im Gleichniß bleiben wollen!) Nicht weniger enthusiastisch äußerte sich die Theilnahme für Sgnr. Lablache. Doch von der deutschen Oper wollte ich reden. Sie heißt: Euphemie von Avegara, in drey Akten. Musik vom Kapellmeister Riotte. Der Held Bayard tritt darin auf; er liebt die Tochter des Feindes der Franzosen, muß aber dem Herzog von Nemour weichen. Das Stück, nach einem älteren französischen bearbeitet, ist etwas leicht gehalten, aber kurz und einige Theater-Coups sind darin angebracht. Dessen ungeachtet wollte man diesem Ritter ohne Furcht und Tadel sein zweytes Prädikat nicht unangetastet lassen. Auch die Musik ist leicht genug. Der erste Akt gefiel so so. Es ist angenehmer Gesang, Lebendigkeit und Frische darin. Nachher klagte man über Einförmigkeit, Mangel an Ideen, Farbe und Ausführung; selbst die Explosion des Pallastes konnte der Oper keinen Ersatz verschaffen, deren zweyter Akt mißfiel; der dritte — fiel. Die Sänger thaten ihr Bestes. Dennoch fragten die Freunde des italienischen Gesanges: wo ist die Fodor? wo ist Lablache? — Und die Verehrer der deutschen Sänger erwiederten: da hört ihr's nun! immer nur die Fodor und der Lablache, immer nur dieser und jene! — Was sagen die Rezensenten dazu? — Was sie sagten? Sie halfen sich, so gut sie konnten. Mein Gott, ihr lieben Herren! das sind geplagte Leute, glaubt es nur, in solchen Fällen. — Bald nach der Oper kam ein neues Ballet zum Vorschein: der weiße Pilger, in drey Akten, von Gaetano Gioja, in die Scene gesezt von F. Gioja. Man hat ein franz. Melodram, le pélérin blanc betitelt, und von diesem ist vor einer Reihe von Jahren eine deutsche Bearbeitung auf dem Theater an der Wien gegeben. Dieses Ballet hat Handlung genug, die man jezt gewöhnlich zu vermissen pflegt. Der zweyte Akt enthält kein einziges Tanzstück. Es folgen eine Menge von Scenen aufeinander, aber wenig interessante Momente sind darin. Zwey kleine Savoyarden machen sich viel zu schaffen. Man konnte aus all dem Thun und Treiben nicht recht klug werden, da kein Programm zur Verständigung diente. Viel Unwahrscheinliches läuft mit unter, Manches fällt ohne Absicht in das Komische; somit sehnte man sich endlich nach dem dritten Akt, der größtentheils aus sehr anziehenden Tänzen besteht, worin die Tänzerinnen Millière, die ihrer Zierlichkeit und guten Schule wegen beliebte Perceval, die Ramacini, Vezier, Taglioni und Hr. Taglioni, Vater, einen Aufwand von Kunst und Grazie entwickelten. Die Musik ist von verschiedenen Meistern, recht gefällig und zweckmäßig. Sonst ist nichts in diesem Ballet, das ausgezeichnet zu werden verdiente, und die Wirkung war nicht sehr bedeutend. Herr und Madam Gioja nahmen an der Darstellung Theil. Vorher wurde der zweyte Akt von Tankred aufgeführt. Diese Vereinzelung ist jezt an der Tagesordnung, und macht mehr Glück, als die meisten kleinen Singspiele im Ganzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg.

In einem Aufsatze in Nro. 267. Nov. 1822 des Morgenblattes, der mir hier zufällig in die Hand fiel, wird in einem Schreiben aus Hamburg über die Unsittlichkeit daselbst geklagt, und gesagt, daß die niedere Volksklasse, mit einigen Ausnahmen, sehr verderbt sey; als Ursache wird das Einschmuggeln von Waaren zur Zeit der franz. Occupation angeführt.

Ich gestehe, daß ich der Meinung des Korrespondenten nicht ganz beypflichten kann. Jene Ursache mag von nachtheiligem Einflusse gewesen seyn; dennoch halte ich dafür, daß die Vernachlässigung der Jugendbildung am meisten zu dieser Verderbniß der niedern Volksklasse gewirkt hat und noch täglich dazu hinwirkt; eben darum glaube ich auch nicht, „daß Jahrhunderte vergehen werden, bis das, was durch die franz. Occupation in sittlicher Hinsicht verloren gegangen ist, wieder hergestellt seyn wird."

Möchte man nur die Jugendbildung recht ernstlich zu Herzen nehmen, so würde sich die niedere Volksklasse bald wieder heben. Hamburg könnte hierin Amsterdam zum Muster nehmen. In der Unglücksperiode Hollands, d. h. zur Zeit der französischen Occupation, traten dort edle Männer zusammen, und erbarmten sich der verwahrlosten und verwilderten Jugend. Man versuchte es zuerst mit einer Freyschule für 400 arme Kinder; man gab ihnen die tüchtigsten Lehrer, die man finden konnte und bezahlte sie gut — der erste Lehrer hatte, so viel ich mich erinnere, 1500 Gulden. Die Kinder kamen bald sehr regelmäßig zur Schule, ohne daß es des Zwanges bedurft hätte. Man verband damit einige Einrichtungen, die überall Nachahmung verdienen. Die Knaben nämlich wurden nach vollendetem vierzehnten Jahre zwar aus der Schule entlassen und bey Meistern zur Erlernung eines Handwerks untergebracht — allein es wurde diesen zur Bedingung gemacht, daß sie die Knaben noch zwey Jahre lang täglich zwey Stunden, Abends von 6 bis 8 Uhr zur Schule schicken mußten; wo sie dann noch manche Lücke ihrer Bildung für das bürgerliche Leben ausfüllen konnten. Sodann wurden die fähigsten und zugleich gesittetsten unter den Knaben zum Unterrichten jüngerer Kinder angeleitet, und allmählig zu Lehrern gebildet, und so bekam Amsterdam bald eine nicht unbeträchtliche Anzahl recht wackerer Lehrer. Bald vermehrte sich die Zahl dieser Schulen auf zwölf. — Ich habe mehrere derselben besucht und mich der Fortschritte der Kinder gefreut. Anstatt, daß Anfangs die rohere Klasse der Einwohner auf den Schullehrer geschimpft hatte, der ihre Kinder zur Zucht und Ordnung und zum Fleiße anhielt; so wurde er später ihnen sehr lieb und werth und Niemand durfte es wagen, etwas wider ihn zu sagen. Diese Schulen und die Wohnungen der Lehrer waren in eigends dazu angekauften und eingerichteten Häusern.

Möchte Hamburg, dessen Bewohner sich durch einen regen Sinn für alles Gute und Gemeinnützige seit langen Jahren so vortheilhaft auszeichnen, dieses Beyspiel nachahmen; möchte es auch sein übriges Schulwesen eben so ordnen, wie die Stadt Bremen gethan hat — bald würden die wohlthätigen Folgen sichtbar werden und man würde weniger Ursache haben, über die Verdorbenheit der niedern Volksklasse zu klagen. — Für die Physisch-Kranken hat die Stadt durch die Erbauung des neuen Krankenhauses musterhaft und reichlich gesorgt; es ist für 1000 Kranke bestimmt, und nichts ist versäumt, was den Zweck: Herstellung der Gesundheit, fördern kann; es sind keine Kosten gespart und Alles höchst zweckmäßig eingerichtet. Im Oktober d. J. soll es bezogen werden. Möchte die Stadt eben so sorgfältig und freygebig dahin wirken, die Zahl der Sittlich-Kranken zu vermindern, indem sie durch eine zweckmäßige Volksbildung dem sittlichen Verderben vorbeugte! Die Aufgabe ist unstreitig schwieriger, aber die Schwierigkeiten sind nicht unübersteiglich — es ist den Hamburgern schon viel Treffliches gelungen — es wird ihnen auch dieß gelingen, wenn sie es ernstlich wollen.

So.

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Nro. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. November 1823.

Ey, deutscher Sang, ey, deutscher Klang,
Nur muthiglich hervor!
Und schallt' euch tausend Jahre lang
Der überzarte Thor.
Gediegne Kunst und Wissenschaft,
Des Lebens Weh' und Lust,
In festes Männerwort gerafft,
Quillt tief aus deutscher Brust.

J. K. Wyß.

Deutschlands Dichter.

3.

Die Meistersänger.

Vorüber, alte Ritterzeit,
Vorüber, holder Sang!
Ihr Eichenschatten, dicht und breit,
Du quellig blüh'nder Gang!
Vorüber, Nachtigallenstreit,
Der Frühling ist entflohn,
Der Sänger ficht im Eisenkleid,
Und leer stand Deutschlands Thron.

Dort klafft ein städtisch hohes Thor,
Die Brücke sinkt hinab,
Und aus der Scharte sieht ein Rohr
Gar droh'nd auf uns herab,
Und aus der Mauer raget vor
Des Reiches Adlerbild,
Sein Auge hebt es kühn empor
Und schärft die Klauen wild.

Wenn auch des Reiches Adler dräut,
Ihr Frauen, nur hinein,
Auf allen Straßen, hell und breit,
Ruht milder Sonnenschein.
Vom Glockenthurme löst die Zeit
Sich in gedehntem Schlag,
Und mancher Knabe, manche Maid
Zählt ihren Klängen nach.

Von Sankt Kath'rinens Kirche gehn
Die Väter still einher,
Und ihre dunkeln Mäntel wehn
Weit schattend um sie her,
Die Mütter und die Knaben stehn
Von ihren Bänklein auf,
Die Mädchen aus dem Fenster sehn:
„Der Vater kommt! Herauf!"

Und in das Zimmer tritt er ein,
Ringsum er lächelnd grüßt,
Die Mutter geht, und jeden Schrein
Ihr Schlüssel heute schließt:
Singschule war, ein Kränzlein fein
Dem Vater ward als Dank,
Drum glüht die Küche, und der Wein
Strömt freudig wie Gesang.

„Ja, liebe Kinder, Meister Folz
Versteht sich auf den Kram,
Ihn freute nicht ein Wagen Gold's,
Da er das Kettlein nahm,
Veit Weber, wie ein Wagen rollt's,
Singt er euch ab sein Bar,
Der alte Sachs, wie fest und stolz
Er hemt' als Merker war."

So spricht der Meister Rosenblüt,
Und Alle horchen auf;
Als draußen man das Glöcklein zieht,
Die Treppe stürmt's herauf,
Und Frauenlob, den einst, umglüht
Von bunter Blumen Schein,
Die Frau'n begraben, als er schied,
Tritt zu dem Meister ein.

Welch holdes Grüßen! Ueber'm Thor
Grüßt so ein Taubenpaar,
Das Wasser aus dem Brunnenrohr
Grüßt so das Mägdlein klar.

Selbſt aus der Niſche tritt hervor
Theilnehmend manches Bild,
Indeß vom Gärtlein ſtill empor
Violenbalſam quillt.

Wer ſind die Bilder? Pfinzing prangt
In köſtlichem Ornat,
Den Theuerdank hat ihm gedankt
Wohl theuer Kirch' und Staat;
Der Andre, dran die Neſſel wankt,
Heinrich von Altmar heißt,
Ein Fuchs an ihm ſich aufwärts rankt
Und lächelnd um ſich beißt.

Lebt wohl, ihr Bilder! Sprudle fort,
Du Brunnen, hell und klar!
Du Taube, niſt' an ſicherm Ort!
Der euer Pfleger war,
Der Meiſter hat zum Himmelspfort
Längſt ſchon ſich hingewandt,
Doch lächelnd fort und immerfort
Euch ſeinen Gruß geſandt.

Literäriſche Unterhaltung Napoleons mit Herrn N. Lemercier.

Herr N. Lemercier, einer unſerer berühmten Akademiker, hat ſo eben ein Gedicht herausgegeben, deſſen Held Moſes iſt.

Das Buch ſchließt mit einer hiſtoriſchen Notiz, welche nicht ohne Intereſſe iſt, und die wir unſern Leſern mittheilen wollen.

„Es war im Jahr 1800, ſo erzählt der Verfaſſer, daß ich Napoleon ein Exemplar meines Homère et Alexandre überſandte. Sogleich erhielt ich eine Einladung, mich den folgenden Tag zum Mittageſſen in Malmaiſon bey ihm einzufinden. Ich traf dort viele der angeſehenſten Hof- und Staats-Beamten, von denen einige mit mir ein Geſpräch über die Verſchiedenheit des Epos und des didaktiſchen Gedichtes begannen.

Bonaparte kam und ging. Er nähert ſich, und einer dieſer Herren glaubt ihn auf folgende Art mit dem Gegenſtand unſers Geſpräches bekannt machen zu müſſen: „Es iſt hier die Streitfrage aufgeſtellt worden über den Vorzug des Epos vor dem didaktiſchen Gedichte.“ Bonaparte wendet ſich gegen mich und fragt: „Was denkt Lemercier über dieſen Gegenſtand?“ Alsbald bemerkt ihm derſelbe Herr, daß ich für das Epos wäre. „Er „hat Recht, antwortet Bonaparte, was erzählt wird, „hat immer mehr Ordnung, mehr dramatiſchen Werth. „Ueberdieß wird eine Dichtung, welche Handlung enthält, ſtets mehr überraſchen, als diejenige, die bloße „Lehren gibt. Sehen Sie, Alexander wählte Homer zu „ſeinem Lieblingsdichter, Auguſtus den Virgil, ſo, daß „mir nur Oſſian blieb, da alle andere ſchon gewählt wa„ren.“ Alles ſchwieg bey dieſen Worten. Ohne mich darüber auszuſprechen, dachte ich, daß die Wahl Milton's oder Taſſo's ſeinem Geſchmack mehr Ehre gebracht hätte.

In dem Augenblick, wo ſich die Geſellſchaft zurückzog, wollte auch ich mich mit des Uebrigen entfernen; allein Bonaparte behielt mich mit den Worten zurück: „Bleiben Sie, ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“ Nur noch zwey Generale blieben mit mir im Salon zurück, in welchem ſich auch Madame Bonaparte befand. Als der erſte Konſul ſich für einen Augenblick entfernt hatte, rufte mich Letztere zu ſich her, doch ihr Gemahl erſchien augenblicklich wieder, und zwar mit einem Buch in der Hand und lächelnd. Ich bemerkte, daß er die letzten Blätter deſſelben abgeriſſen hatte, welche nur Alexander betrafen.

„Nun, nun, die Eroberer gefallen Ihnen nicht, wie „mir ſcheint, aber doch laſſen Sie dem Schönen Gerechtig„keit widerfahren, das ihre Thaten auszeichnet. . . . . „Das Bild, das Sie von den Kriegern des Alterthums „und denen der neuern Zeit entworfen haben, iſt beleb„rend. . . . Laſſen Sie es uns mit einander durchgehen.“ Bey dieſen Worten machte er mir ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen.

Madame Bonaparte hatte ſich nahe bey unſerm Tiſche, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, niedergelaſſen, die ſie öfters in ihren Schoos ſinken ließ, um einen zugleich unruhigen und neugierigen Blick auf uns zu heften.

Die beyden anweſenden Generale aber nahmen ein Kanape ein, und blieben die Zeit unſerer Unterhaltung über, mit ausgeſtreckten Beinen und gekreuzten Armen, ohne auf unſere Worte zu hören, wie in einer Art von halbem Schlaf.

Ich nahm nun das Buch, um dem erſten Konſul von der bezeichneten Stelle an vorzuleſen; allein er entriß es ſchnell wieder meinen Händen mit den Worten: „Ich will ſelbſt leſen und ſehen.“

Folgen nun die einzelnen Stellen, bey denen er verweilte und ſeine Bemerkungen machte:

Et Salamine, écueil des flottes de Xercès,
D'un Ulysse nouveau signalant les essais. . . . .

„Was wollen Sie hiemit ſagen? Ach ja, Themiſto„kles; er war eben ſo voll Liſt und Kraft, wie Ulyſſes.“ Wiederum fuhr er nun fort zu leſen bis zu den Verſen über die Invaſion Aſiens, wo er bemerkte: „Ja, wenn „Alexander dieſe Eroberung nicht gemacht hätte, Griechen„land wäre am Ende verkauft worden; Aſien hätte ſelbſt „den König Philipp erkauft, der wiederum Republiken „zu kaufen wußte.“

De Darius qui fuit il tient le diadème.

„Dieſer Vers iſt gut, er gibt ein Bild.“

Je reconnais Memnon de qui l'art me ménace.

„Es iſt zu bezweifeln, ob Alexander, wenn Memnon gelebt hätte, mehr Glück gehabt haben würde, als Ageſilaus.“—

Derſelbe Gedanke, ſagte ich ihm, bewog mich, hier den Ruf dieſes Feldherrn Aſiens mit den Worten zu bezeichnen:

La cité qu'il fonda (Alexandre) fleurit sous les Lagides,
Son port reçoit un chef qu'en des vaisseaux rapides
Une tête à la main aborde un meurtrier:
C'était le grand César . . . .

„Nun, da wären wir ja!“ Jezt las er dieſe Stelle voll Aufmerkſamkeit, dann rief er aus: „Ja, ich werde „auch eines Tages meinen Kommentar ſchreiben. . . . . „Der kurze Inhalt des ſeinigen, den Sie hier in Ihren „Verſen geben, ſcheint mir das Gelungenſte. Fahren „wir weiter fort.“ Er fuhr nun fort zu leſen, indem er faſt bey jedem Wort anhielt, bis zur Schlacht von Cannä:

Quand l'habile ennemi, dont il sut triompher,
L'attendit dans ses bras qui devoient l'étouffer.

„Ganz gut. Er ließ ſein Centrum zurücktreten, um „die Römer mit dem linken und rechten Flügel zu umringen; ich bedaure, daß Sie nicht angedeutet haben, „wie dieß durch die Kavallerie geſchah.“ — Ich denke, ſo antwortete ich, dieß ſo gut ausgedrückt zu haben, als die poetiſche Kürze mir es erlaubte, indem ich die Worte: dans ses bras, gebrauchte, um die Bewegung der Flügel ſeines Heeres bildlich darzuſtellen. — „In dieſem Fall iſt „die gebrauchte Figur vollkommen gut, weil ſie zugleich „kurz und treffend iſt; Beſchreibungen in langen Tiraden „gefallen mir nicht.“

Il était temps enfin qu'un jeune homme invincible
Fit tomber à Zama ce Cyclope terrible.

„Hier ſprechen Sie von Scipio, der dieſen berühmten einäugigen Helden beſiegt hat? Er, den man den „Afrikaner nannte, wie mich den Italiener. . .“ — Ich ſehe voraus, antwortete ich hierauf, daß man Ihnen auch ſchon den Titel des Britannicers geben will, allein nehmen Sie ſich in Acht.

Ein Augenblick Stillſchweigens folgte nun, während deſſen wir uns in die Augen ſahen, welches er aber endlich mit der ernſten Frage unterbrach: „Wer von dieſen beyden „Männern des Alterthums ſcheint Ihnen der größte zu „ſeyn?“ — Hannibal, antwortete ich ohne Zaudern. — „Dieß iſt auch meine Meinung. Sie mußten in Ihrem „Werke die Größe des Einen die des Andern aufwägen „laſſen; allein ich vermuthete, Sie würden mir Cäſar „nennen, er iſt der Held der Dichter.“ — Nach meiner Anſicht iſt Cäſar nicht der erſte aller Krieger; ich ziehe ihm . . . . . — „Nun, wen ziehen Sie ihm vor? „Gewiß Brutus? den Helden der Volksfreunde . . . . . „Iſt das Ihre Parthie?“ — Nein, weder der Jüngling Brutus noch Julius Cäſar ſind meine Helden; ich hätte weder den Einen noch den Andern geliebt, und zwar aus Haß gegen alle Tyrannen und Mörder. — „Das ſind aber auch zwey ganz gute Gründe,“ ſagte Bonaparte, indem er mich mit ſchmeichelnden Augen anblickte und während eine leichte Röthe über ſein Geſicht ging. Dann fuhr er lebhaft und in dem entſchiedenſten, heftigſten Tone fort: „Sie haben in militäriſcher Bezie„hung richtig geurtheilt, Sie, der Sie nicht Soldat ſind . . . „Hannibal iſt der größte Feldherr der Welt! die Stelle, „die von ihm handelt, iſt vortrefflich . . . . er iſt der „größte Feldherr der Welt! Allein in was, und durch „was hat er ſich Ihnen als den Merkwürdigſten gezeigt?“ — Weil er von Carthago, dem er diente, verlaſſen und hintergangen, ſich durch ſelbſt geſchaffene Hülfsquellen in Feindesland aufrecht hielt, und weil er ſelbſt unter den fremden Völkern, die er durchzog, ſich neue Krieger zu werben wußte. Eine Note dieſes Gedichtes wird ihnen ſagen, daß ich ſelbſt die Meinung, die ihm den Fehler des Weichlichwerdens zu Capua vorwarf, nicht angenommen habe. —

„Das habe ich bemerkt und ich billige es. Die ſchwatz„haftigen Geſchichtſchreiber in ihren Gelehrtenſtuben ſpre„chen ſo leicht Urtheil in unſern Sachen.“

Wir kamen an die Kreuzzüge; öfter neigte er hier ſeinen Kopf zur Billigung und ſagte nur zwiſchen den Zähnen: „O wie thöricht ſind doch die Völker! . . Was woll„ten ſie denn? . . das heilige Grab? . . . Warum nicht „gar! den Handel der Levante, die Echellen wollten ſie, „und Königreiche von Jeruſalem und Antiochien . . .“

L'Arabe aux traits brulés, au sabre qui dévore,
Fond sur eux, se disperse et revient . . . fuir encore.

„Ja, ein arabiſcher Reiter iſt mehr werth als vier „unſerer Kavalleriſten; allein die europäiſche Kavallerie „iſt wiederum mehr als alle Reiterey Arabiens zuſammen.“

Als er die Details durchlief, welche die Artillerie, das Genie und die Fortifikation Vauban's betreffen, ſagte er: „Das ſind Materien, die wahrhaftig allen Schwung der „Poeſie unmöglich machen und doch haben Sie ſie vortrefflich „in Verſen beſchrieben.“

Même ardeur te poussant aux champs d'Arque et d'Ivri,
Met l'épée en la main adorable Henri! . . .

„Dieſer arme Heinrich IV. . . . . nun er hat ſeinem „armen Körper auch genug Bewegung gegeben . . . guter „tapferer Fürſt! die Jeſuiten nahmen dir das Leben.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, 20. November.

Unſere ſchöne und geiſtreiche Prinzeſſin Eliſe, nunmehr die Kronprinzeſſin von Preuſſen, hat heute Morgen unſere Stadt verlaſſen, um das Glück ihres hohen Gemahls und ihr eigenes zu erfüllen, und unſern preuſſiſchen Brüdern ihre dahingegangene Louiſe zu erſetzen. Ein Königsſohn, eine Königstochter, die ſich beyde unausſprechlich lieben, die ſich unter Tauſenden heraus einander gewählt hätten, ſie ſind vereinigt. Dieſe Gunſt des Schickſals, die im Privatſtande ſelten iſt, wiederholt ſich unter Königskindern vielleicht in einem Jahrhundert

nicht wieder. — Der Abschied der zärtlichen Tochter von den liebenden Eltern, deren häuslicher Kreis sich immer mehr verengt, wirkte selbst auf die Anwesenden erschütternd, und war ein Dämpfer in dem Ausdrucke des allgemeinen Entzückens. Wohl nur sehr selten hat eine Verbindung das Publikum in dem Grade enthusiasmirt. Der Jubel aller Klassen der hiesigen Einwohner ist in der That unbeschreiblich. Am auffallendsten zeigte sich die allgemeine Theilnahme an dem frohen Ereigniß bey der Stadtbeleuchtung am 17., der glänzendsten, der man sich hier erinnert, wo auch die Einwohner von Nymphenburg und der Dörfer um München unaufgefordert beleuchteten. Sie erlassen mir die Beschreibung der Hoffeste, die mit aller Förmlichkeit, die Hofsitte und Herkommen heischen, statt fanden. Die politischen Blätter haben sich bereits darüber verbreitet. Die Braut trug beym Trauungszuge ein reich mit Silber durchwirktes Kleid mit einer Einfassung von Orangenblüthen und einen gleichen Manteau; ihr Haupt strahlte von Diamanten, und zwischen ihnen ruhte der Myrthenkranz, den die königliche Mutter der geliebten Tochter selbst in die Locken gewunden. Ihre Brust war mit Reihen der größten und schönsten Perlen geschmückt, und ein zartes Bouquet von weißen und rothen Rosenknospen nebst dem Miniaturbildnisse Ihres künftigen Gemahls ruhte an der Seite Ihres Herzens. Ich schließe diese Abtheilung meines Berichts mit den Worten der Inschrift: die an unserm glänzend beleuchteten Rathhause in Flammenschrift zu lesen war:

Sey erhabner Bund gepriesen,
Der in Friedrich und Elisen
Zu der Völker Heil und Frieden
Eint den Norden mit dem Süden!

Ich war vorigen Monat gehindert, Ihnen Bericht zu erstatten; so muß ich denn, um keinen interessanten Moment in der Jahresgeschichte unsrer Stadt unerwähnt zu lassen, auf den Schluß des Schuljahres in den ersten Tagen des Septembers zurückgehen. Auch dieses Mal sprach bey dieser Gelegenheit der würdige Studien-Direktor Weiller einige Worte, die von Jünglingen und Erziehern beherziget zu werden verdienen, und zwar über die in unsrer Zeit hochwichtige Frage: „Wo steckt die Wurzel des Ungehorsams?“ Die verkehrten Ansichten aufdeckend und widerlegend, als stecke diese Wurzel im Willen und im Verstande, und als müßte der Mensch, und vorzüglich der jugendliche, alles eigenen Willens beraubt und sein Verstand gezügelt, zum Stillstehen gezwungen, ja sogar gelähmt werden, gibt der Redner vielmehr die Schwäche des Willens, die Ohnmacht des Menschen sich selbst zu bestimmen, als die Quelle an, woraus der Ungehorsam, die Widersetzlichkeit gegen Ordnung und Regel entspringt. Dem Uebermaß der Begierde muß widerstanden werden, wenn man dem Ungehorsam vorbeugen will. — Leider waren dieß die letzten Worte, die Weiller an dieser Stelle spricht, denn der freysinnige Hell-denker ist seinem Berufe entnommen und zum „beständigen Secretär“ (resp. Vorstand) der hiesigen Akademie der Wissenschaften mit dem Charakter eines wirklichen Geheimen-Raths ernannt worden. Besagte Akademie hat eine neue Organisation erhalten, die sie dem Leben näher bringen soll. Das dießfalls erschienene Reskript enthält ganz eigene Bestimmungen. So ist die Akademie fortan verpflichtet, eine Preisaufgabe, die dreymal wiederholt, nicht, oder nicht genügend gelöst worden, selbst zu lösen. Dieß möchte mitunter etwas schwer halten. Die letzte Aufgabe z. B., „über altdeutsche Rechtspflege im Mittelalter“ dürfte wohl von keinem (wirklichen) Akademiker so gründlich und umfassend gelöst werden seyn, als die gelehrten Nicht-Akademiker Maurer, Buchner und v. Freyberg sie zu lösen verstanden. — Bey unserer Akademie der bildenden Künste ist Schelling, der sich schon längst selbst zurückgezogen, nunmehr legal quiescirt und statt seiner Herr Wagner in Rom zum Generalsekretär ernannt worden; es ist dieß der bekannte Maler und Bildhauer Wagner, der die äginetischen Kunstwerke für unsern Kronprinzen besorgt und restaurirt hat. Mögen ihn die Zaubergärten Italiens weniger fesseln, als Hrn. Eberhardt, der seit zwey Jahren als wirklicher Professor der Sculptur in München angestellt und bezahlt ist, aber — in Rom lebt.

Auch unserm Hoftheater ist, wie Sie werden gelesen haben, eine Reform geworden. Der neue Vorstand, Freyherr v. Weichs zeigt sich überaus thätig, einsichtsvoll und vom besten Willen beseelt, er hat sich in den wenigen Monaten durch sein humanes Benehmen die Zuneigung des ganzen Personals in hohem Grade erworben. Rang und vornehme Verbindungen begünstigen und erleichtern sein Wirken. Möge er sich die Kardinaltugend eines Theater-Intendanten bewahren: Selbstständigkeit. Man entschuldigt recht gerne Mißgriffe, wenn sie aus irriger Ansicht des Verstandes selbst hervorgehen; man verzeiht sie aber nicht, wenn sie das Werk einer Parthey sind. Ich spreche hier im Allgemeinen und glaube nicht, daß es unter dem hiesigen sehr achtbaren Künstlerverein Individuen gibt, die mehr sich selbst, als das Beste der Anstalt im Auge haben. — Hr. und Mad. Werdy aus Frankfurt haben hier Gastrollen gegeben. Er ist als Oberförster, als Graf Essex (ebenso!) und als Shylok im Kaufmann von Venedig aufgetreten, und hat in letzter Rolle, um den theatralischen Ausdruck beyzubehalten, furor gemacht. Da dem Vernehmen nach nächstens unser Wespermann diese Rolle gibt, so werde ich vergleichend auf diese Leistung zurückkommen. — Die Ernennung des Freyherrn v. Poißl, als Komponist rühmlich bekannt, zum Assistenten des emeritirten Hof-Musik-Intendanten v. Rumling hat im Publikum viele Freude verursacht. Im musikalischen Gebiete hat sich uns Moscheles neuerdings denkwürdig gemacht, mehr aber noch der Wunderknabe Liszt, der den Erstern, nach dem Urtheil der Kenner, im Piano übertrifft, auch die Knaben Ebner, im Berliner Hoforchester angestellt, und die zehnjährige Schamroth haben das Publikum, erstere als gewandte Violinspieler, letztere am Klavier, in Erstaunen gesetzt. Es ist merkwürdig, wie weit man es in der Kunst gebracht hat, die mechanische Fertigkeit bey Kindern zu wecken. Es möchte nicht schwer halten, ein ganzes Orchester zwölfjähriger Virtuosen zusammenzubringen. Die Kunst sinkt aber dadurch nothwendig im Preise; es muß auch für manchen Künstler, der sich ein halbes Leben hindurch angestrengt hat, um es in der Kunst vorwärts zu bringen, ein unangenehmes Gefühl seyn, sich von Wesen übertroffen zu sehen, deren Organismus kaum erst zum Menschen gebildet ist. Ein sehr lieber Besuch war uns Herr und Mad. Weichselbaum aus Carlsruhe, die uns Beyde früher angehörten. Sie haben in den acht Jahren, wo wir sie nicht gehört, nach dem allgemeinen Urtheil, Beyde an Umfang der Stimme und Reinheit und Präzision des Vortrags gewonnen. Leider war es uns nur vergönnt, sie in einem Concerte und nicht von der Bühne herab zu hören, was wohl jeder Kunstfreund recht sehr gewünscht hat. — Unser herrliches, in seiner Art einziges Oktoberfest, hatte bey günstiger Witterung statt. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf meinen Oktoberbericht vom vorigen Jahr. Ein rührender Anblick war es, unsern guten König mit seinem geliebten, geschwerten Gäste, dem Kronprinzen von Preussen, der sich bey seinem Hierseyn alle Herzen gewonnen, in der Mitte der unermeßlichen jubelnden Menge zu erblicken, und zwar ohne alle andere Wache, als die seiner Bürger, die freylich mit allen seinen Unterthanen einen unübersteiglichen Damm um ihn bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 95.

Nro. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. November 1823.

Wo die Wahrheit ruft und das heil'ge Recht,
Wo die Männerkraft den Erhabenen
Bahn zu brechen — auch fruchtlos sich müht, da strebe
Kühn und mächtig, Fülle des Sanges.

C. Munch.

Deutschlands Dichter.

4.

Die geistlichen Liederdichter.

Orgelklänge ziehen uns von dannen,
Unsichtbaren Zuges, kaum gehört,
Und die leichten, leisen Töne bannen
Jeden Seufzer, der uns aufgestört,
Jeden zornig, heiß geweinten Tropfen,
Jeder Sorge Fels, der sich gethürmt,
Jede Freude, die der Pulse Klopfen
Allzu rasch und donnernd aufgestürmt.

Zur Kapelle gehn wir! Welche Kühle!
Welches milde, mondengleiche Licht!
In der Welt, in blätterloser Schwüle
Ahnet ihr solch eine Stelle nicht.
Um die reichgeschnitzte Kanzel hängen,
Um den Altar würd'ge Bilder hin,
Orgeltöne, mit den Festgesängen
Sanft verwebt, um jene Bilder ziehn.

Du Mann Gottes! Luther, Heldenseele,
Scharf und gut, tapfer und ungebeugt;
Wie des Auges Stern aus seiner Höhle
Durch den Rahmen blitzend aufwärts fleugt!
Würd'ger Gerhard, der einst seine Wege
Dem befohlen, der den Himmel lenkt,
Wie so still, entfremdet aller Pflege,
Dort dein Bild am alten Pfeiler hängt.

Und der Mann, der Gott gefürchtet — mahnend
Hat sein Vater also ihn genannt —
Und Andreas Kramer, liebend, ahnend
In sich selbst den Blick zurück gewandt,
Der einst sang: „Die auf der Erde wallen,"
Viele noch im Bilde sind zu schaun,
Deren Lieder Himmelsecho hallen,
Deren Lieder Himmel uns erbaun.

Draußen grünt der Kirchhof! Heil'ge Stätte,
Holde Insel, sichrer Tempelraum!
Ach, in christlich gläubigem Gebäte
Laßt uns nahn, und wie sich oft ein Traum
Um des Lebens strenge Wunden breitet,
Mögest, Kirchhof, lächelnd sie umziehn,
Lächelnder, weil, hoffnungshell gekleidet,
Dich umtönen jene Melodie'n.

Neu-Rußland.

(Fortsetzung.)

3.

Die Stadt Kaffa, auch Feodosia genannt, hier unter den Genuesern Stambul, das will sagen, das krimm'sche Konstantinopel. Noch heut zu Tage geben die Tataren ihr den Namen Klein-Konstantinopel. Einst stieg ihre Einwohnerzahl, die Vorstädte einbegriffen, auf 44,000. Jetzt ist sie sehr unbedeutend geworden; die Pest von 1812 hat 3000 ihrer Einwohner weggerafft, und im Jahr 1820 zählte sie nur noch 5000 Seelen*). Kaffa hat ein durch

*) Eine der Hauptursachen von Kaffa's Zerfall muß ohne Zweifel in der Concurrenz des günstiger gelegenen Odessa gesucht werden.

den Kaiser Alexander gestiftetes Kollegium, worin unentgeldlicher Unterricht ertheilt, und die russische, türkische, griechische, italienische, französische und slavonische Sprache gelehrt wird.

Die Kirchen in der Krimm sind sehr unansehnlich. In Sympheropol ward eine recht schöne zu bauen unternommen, aber es fehlte an Geld für ihre Vollendung. Getreide ist der Hauptgegenstand des Handels der Krimm, wobey auch Gerste und Roggen einbegriffen sind, und daneben etwas Wollmanufakturwaaren. Die Gegenstände der Einfuhr sind griechische Weine, trokne Früchte, türkische Stoffe, Seidenwaaren und rohe Baumwolle. Einige wenige Manufaktur-Erzeugnisse kommen aus Italien und Frankreich, aber fast Alles, was in den Krambuden feilgeboten wird, ist russische oder türkische Manufakturwaare; die leztere kommt von Trapezunt.

Drey Jahrhunderte vor Christi Geburt war die Getreideausfuhr von Feodosia nach Athen und andern Seehäfen vermuthlich zwanzigmal so groß, als jezt, und doch war dieß Getreide ausschließlich nur in der Halbinsel gewachsen; aber ihre Bewohner glichen auch keineswegs den sorglosen und trägen Tataren unserer Tage. Als ich Kaffa verließ, ward ein brittischer Konsul daselbst erwartet.

Wenn die Nogaier-Tataren nicht die ersten Bewohner der unermeßlichen Steppen von Neu-Rußland waren, so durchzogen sie das Land wenigstens mit ihren Streifhorden mehrere Jahrhunderte zuvor, ehe dasselbe durch die Russen erobert ward. Ihre Ueberreste leben jezt in Dörfern beysammen, und haben das frühere Vagabunden-Leben aufgegeben. Dennoch sind sie langsam und träge in ihren Arbeiten; sie ziehen die Viehzucht vor, und nur die hohen Preise der lezten Jahre vermochten sie zum Getreidebau anzureizen.

Die Nogaier sind gewandte Diebe, und sie stehlen insbesondere gern Pferde, welche sie in der Krimm verkaufen, wo sie alsdann wieder andere stehlen, und damit zurückkommen, um dieselben in der Nähe zu verkaufen. Obgleich dieser betrügliche Handel recht gut bekannt ist, so wissen sie doch auf hundert Arten die Aufmerksamkeit der Regierung zu täuschen. Ein angesehener Franzose ist gegenwärtig General-Direktor aller Niederlassungen der Nogaier-Tataren.

4.

Die griechischen Kolonisten sind an der Westküste des asow'schen Meeres angesiedelt; sie vertheilen sich auf vier-und-zwanzig Dörfer, die alle bedeutenden Wohlstand zeigen. Im Jahr 1778 begehrten sie russische Unterthanen zu werden, was ihnen im darauf folgenden Jahre bewilligt wurde. Bald nach der Abtretung der Krimm an Rußland mußten die Griechen die Halbinsel verlassen, weil man besorgte, sie möchten die Versuche der Tataren, wieder in den Besiz des Landes zu gelangen, begünstigen. Die gegenwärtigen griechischen Kolonisten stammen meist aus Natolien her. Sie trachten, sich ein kleines Vermögen zu erwerben, und damit wieder heimzukehren, indem die türkische Herrschaft ihre Liebe zum Geburtsland zu ersticken nicht vermocht hat.

Die Griechen sind ungemein prozeßsüchtig, gewinnsüchtig und eifersüchtig auf anderes Glück. Sie leben mit äußerster Sparsamkeit; manche, die doch fleißig arbeiten, beynahe einzig nur von Zwiebeln oder Knoblauch mit Brod. Das Fasten und die Festtage ihrer Religion beobachten sie genau, weniger regelmäßig hingegen nehmen sie am Kultus Theil. Man trifft Griechen von jedem Stande an; reiche Kaufleute, wie kleine Krämer und Fischer. Auffallend ist, daß, obgleich das schwarze Meer an vielen und vortrefflichen Fischen Reichthum hat, die Märkte dennoch schlecht damit versehen sind.

In Landwirthschaft und Viehzucht zeichnen sich die griechischen Kolonisten nicht eben vortheilhaft aus. Sie halten beträchtlich viel Hornvieh, trinken saure Milch wie die Tataren, verfertigen hingegen bessere Käse als diese. Ihre nicht sehr bedeutenden Schafheerden lassen sie durch Tataren besorgen. Tabak und Kohl sind Hauptstücke ihrer Kultur. Sie besizen Handwerker aller Art, zumal Zimmerleute und Maurer, die im Winter alle in den Städten arbeiten. Sie beschäftigen sich viel mit Strumpfstricken, was an den Abkömmlingen eines den athletischen Spielen leidenschaftlich ergebenen Volkes auffallend erscheinen muß. Die Weiber sind schmuzig in Kleidung und Wohnung. Ich habe nie eine Hütte dieser griechischen Kolonisten gesehen, wo die Hausfrau mich durch Reinlichkeit ihrer Person zum Eintritt veranlaßt hätte, was in den Hütten der Tataren hingegen öfters der Fall war. Jene sind inwendig schwarz von Rauch, und es können die Weiber mit den ungekämmten Haaren, schmuzigen Händen und unreinlichem Heerde ihren nach Hause kehrenden Männern wohl wenig Freude machen. Vielleicht aber hat Gewöhnung auch hier ihre Wirkung nicht verfehlt, und es fühlen sich dieselben darum nicht minder glücklich, wenn sie die, ihrer harrenden, Kinder, obgleich schmuzig und schlecht gekleidet, liebkosen und umarmen.

Die Frauen tragen türkische Kleidung und Schleyer. Sie haben ein dunkelbraunes Kolorit und schwarze, ausdrucksvolle Augen. Die Haare und die Augenbraunen färben sie schwarz, und tragen niederhängende Haarflechten, wie die tatarischen Frauen. Die Männer haben die alte griechische Kleidung beybehalten, wodurch sie sich von den Tataren völlig unterscheiden. Ihr Turban steht ihnen recht gut. Sie mögen ihn gern kostbar und schön haben, nicht selten wird ein türkischer Shawl dazu verwandt, während die übrige Kleidung sehr geringhaltig ist. Häufig

tragen sie auch einen Shawl als Leibbinde. Ueberhaupt bilden sie einen schönen und überaus kräftigen Menschenschlag. Ich sah griechische Kinder eine Leiter ansteigen und eine Steinlast auf dem Rücken tragen, welche unsere Lastträger sehr ansehnlich gefunden hätten.

Die Heirathen der griechischen Kolonisten geschehen sehr frühzeitig. Die Töchter verehelichen sich nicht selten im zwölften, und die Söhne im sechszehnten oder siebenzehnten Jahr. Ihre Hochzeitgebräuche sind ein Gemisch von griechischer und von tatarischer Sitte. Die Braut wird verschleyert in's Haus des Bräutigams unter möglichst zahlreichem Begleite geführt. Sie darf mit den sämmtlichen Hochzeitgästen tanzen. Am folgenden Tage kommen alle Nachbaren zum Besuch, nicht aus Theilnahme, sondern zu Befriedigung einer eiteln Neugierde. Ich kann nicht sagen, ob die Angabe von Doktor Hunt gegründet ist, nach der die junge Frau acht Tage lang zu gänzlichem Stillschweigen verpflichtet wird; gewiß hingegen ist, daß sie wie eine Bildsäule sich vor all jenen neugierigen Besuchern stellen muß. Der sogenannte Romaica-Tanz ist unstreitig der beste Theil von diesen Hochzeitgebräuchen.

Die fürdauernde Abneigung der griechischen Kolonisten gegen die Peckenimpfung ist ein Beyspiel eigensinnig-halsstarriger Vorurtheile. Die Vaccination hat gleiches Schicksal unter ihnen. Bösartige Pocken sind in ihren Dörfern nicht selten. In einem Weiler von zehn Häusern starben voriges Jahr zwey Kinder, und verschiedene wurden übel entstellt. Als ich mein jüngstes Kind vacciniren ließ, gab ich mir alle Mühe, einige Eltern zu bestimmen, auch ihre Kinder impfen zu lassen. Etliche Väter wären dazu geneigt gewesen, die Mütter hingegen machten den beharrlichsten Widerstand geltend. Ihr Glaube an die Verhängnißlehre ist das große Hinderniß. „Was Gott will, muß geschehen!" war jedesmal ihre Antwort: und diese irrige Ergebung hält sie vom Gebrauch der Mittel ab, die Gott zu Abwendung von Gefahr ihnen darbietet.

Bey aller Sorglosigkeit der Griechen ist jedoch ihre Wißbegierde lebhafter, als die der Tataren. Es wird möglich, ihnen Dinge begreiflich zu machen, die sie nie gesehen haben, und den Erzählungen von Sitten und Erzeugnissen anderer Länder horchen sie theilnehmend. Die türkische und tatarische Sprache sind den Griechen so geläufig, wie ihre eigene; manche aus ihnen sprechen auch russisch. Wir hatten Bediente, welche fünf Sprachen redeten. Die Weiber können nur griechisch, und die Bäuerinnen sind in ihrem Betragen nicht blos ungefällig, sondern vollends widerlich; die Städterinnen haben mit europäischer Kleidung auch europäische Sitten angenommen.

Auf unserer Reise nach Sondac, an der mittäglichen Küste, wohnten wir sehr angenehm bey einem Griechen, welcher öfters Gastfreundschaft gegen Reisende ausübt, die ohne dieß irdische Paradies im Fegfeuer übel mitgenommen würden; ich meine, in der elenden und schmutzigen Herberge, die von Deutschen in der Nähe des Schlosses gehalten wird. Dieser schätzbare Grieche und seine Gattin empfingen uns in einem reinlichen und bequemen Haus, das mit den vorhin erwähnten Wohnungen einen völligen Abstich bildet. Sie bewirtheten uns mit eingemachten Früchten, vortrefflichen Weinen und selbst bereiteten Likörs. Bey diesem Griechen sahen wir auch die bedeutsamste Anlage für die Zucht von Seidenwürmern, welche, meines Wissens, in der Krimm angetroffen wird. Die Aufmunterungen der Regierung zum Anbau des Maulbeerbaums waren unzureichend, und es sind diese Bäume meist wieder zu Grund gegangen. Die Tataren geben sich etwas weniger mit Seidenzucht ab, aber es wird kein Erzeugniß davon ausgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus England.

Es ist so eben in York eine sehr gute Uebersetzung vom Freyschütz erschienen; ob die Oper aber in London wird aufgeführt werden können, ist noch nicht entschieden. — Stadtler's befreytes Jerusalem ist gleichfalls übersetzt, und wird in der Fastenzeit (die Zeit der Oratorien) aufgeführt werden. — Auch eine Auswahl deutscher Lieder, von den besten Dichtern und Musiksetzern, wird eben übersetzt und nächstens erscheinen; eben so eine Uebersetzung der Schweizerfamilie, Fanchons des Leyermädchens, und einer Auswahl Kühreihen aus Professor Voß's Sammlung. — Eine Uebersetzung von Wilhelm Meister ist auch angekündigt.

*

Alle Nachrichten von Neu-Süd-Wallis bezeugen das schnelle Gedeihen der dortigen Kolonie, so wie der Niederlassung auf Van Diemens Land. Die Anzahl der bemittelten freyen Pflanzer vermehrt sich täglich, so wie die Erzeugnisse des Landes. Die Bienenzucht gedeihet eben so wie der Weinbau; Pomeranzen kaufte man nach den lezten Zeitungen zu 6 Pence das Dutzend, welches man vor wenigen Jahren noch für eine einzige hatte geben müssen. — Die neue Verbrecher-Kolonie zu Port Macquerie soll im vortrefflichsten Zustande seyn; die Gegend liefert Baumaterialien und Kohlen in Menge. Der neue Gouverneur stehet an der Spitze einer Ackerbaugesellschaft. Bey der ersten Mahlzeit derselben schlug er eine Subskription vor, welche sogleich 1500 Pfd. St. einbrachte.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 20. November.
(Fortsetzung.)

Nun zum lezten, schwierigen Theil meines Berichtes, zu unserer diesjährigen Kunstausstellung.

Die Theilnahme des Publikums an unserer Kunstausstellung war außerordentlich, und in den schönen Sälen des Akademie-Gebäudes, wo selbe statt fand, wogte die schaulustige Menge in bunten Massen auf und nieder, sich nach der Verschiedenheit ihrer Individualität und Ansicht aussprechend und mittheilend, wo dann dem ruhigen Beschauer nicht selten die sonderbarsten Urtheile zu Gehör kamen. Mag der geistreiche und gelehrte Kunstkenner in dem geschätzten Kunstblatte, als dem eigentlichen Forum, fortfahren, über die bedeutenden Arbeiten in höherer Instanz abzuurtheilen, hier sey es einem Kunstfreunde erlaubt, über einige Bilder einfach und anspruchlos seine Meinung auszusprechen. Es ist wohl hier am Platze, zunächst über die Leistungen der Schule und ihrer Meister, die bey weitem die zahlreichsten sind, ein würdigendes Wort zu sprechen. Vor Allem nun verdient ein herrliches Bild von Robert Langer, Professor der höhern Klasse der Akademie, eine genaue Beleuchtung. Dieses Bild, in seiner Anordnung vortrefflich, wird jeden unbefangenen Beschauer durch seinen hohen Ausdruck in den Köpfen ansprechen und erfüllen, um so mehr, da auch allen technischen Anforderungen darin in hohem Grade Genüge geleistet ist. Die Charakter-Zeichnung der in Andacht und Demuth versunkenen drey Weisen ist groß und edel; eben so spricht sich in den Zügen der beglückten Mutter, auf ihrem Schooße den Welterlöser in segnender Bewegung haltend, ein beseligendes Gefühl aus. Joseph, unmittelbar an diese Gruppe angeschlossen, ist eine ehrwürdig fromme Gestalt, welche vollkommen in diese hehre Handlung verwoben, und nicht wie gewöhnlich bey diesem Gegenstande, als blos ausfüllende Zugabe eingeschoben ist. Die Knaben im Gefolge der Könige sind lieblich und individuell gezeichnet, so nicht minder ist der Hirtenknabe, über ein altes Gemäuer herüber in die Sonne schauend und auf seiner Schalmey ein Loblied darbringend, eine sinnige Episode. Ueber die Vorzüglichkeit des Technischen an diesem Bilde kann, wie schon gesagt, nur Eine Stimme seyn. Von diesem Künstler sind ferner noch mehrere historische Zeichnungen ausgestellt, von welchen die zu „Dantes Hölle" ganz herrlich und dem hohen ernsten Geiste dieses hehren Werkes entsprechend, dargestellt sind, wodurch sie den auch wissenschaftlich gebildeten Künstler beurkunden. Von Langer dem Aeltern, Direktor der Akademie, sind ebenfalls mehrere Bilder in Oel, so wie historische Zeichnungen aufgestellt, von welchen das Oelgemälde, „die Lady Grey im Kerker vorstellend," durch seinen tiefen Ausdruck und herrliche Wirkung in der Beleuchtung ergreifend, eine auszeichnet rühmliche Erwähnung verdient. Von Joseph Hauber, ebenfalls Professor der Akademie, seien wir eine heilige Familie, die wohl in der Farbe nicht ganz wahr ist, doch viel Angenehmes hat, dagegen aber der hohen Bedeutung und Anmuth dieses Gegenstandes ganz entbehrt. Es würde unsern Bericht zu weit ausspinnen, über jedes Bild dieser zahlreichen 830 Nummern starken Ausstellung etwas sagen zu wollen, daher wir uns blos auf das Vorzüglichere derselben beschränken. Von den Leistungen der Zöglinge der Anstalt glauben wir ein Bild von Jakobs, (Sohn des geachteten Polygraphen in Gotha), weniger in Bezug auf Erfindung als in technischer Hinsicht, oben anstellen zu müssen. Dieses Bild ist im Katalog als „eine Scene der Sündfluth" aufgeführt. Zeichnung, Färbung und Haltung in der Austheilung von Licht und Schatten ist korrekt und effektvoll, welche Vorzüge vor Allem an der Gruppe: wie ein Mann ein ertrunkenes Weib aus den Fluthen trägt, sich bewähren. In Bezug auf Erfindung, und als inneres zusammenhängendes Ganzes hat dieses Bild, wie gesagt, weniger Interesse und Vorzügliches, indem man zu sehr das Studieren nach dem Modelle daran wahrnimmt, und man es daher eher als eine Zusammenstellung von akademischen Studien, die, wie gesagt, recht gut gemacht sind, zu beschauen sich geneigt fühlt. Man verstehe uns jedoch recht: wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß man nicht nach dem lebenden Modelle studieren solle, im Gegentheile, es geschehe dieses mit allem Fleiße, jedoch nur so, daß die hiedurch zu erlangende Kunstfertigkeit nur das Mittel bleibe, wodurch man in den Stand gesetzt wird, seine Ideen für die Anschauung zu fördern, und daß man nicht bey einem Bilde die Zusammensetzung von Naturstudien als die Hauptsache wahrnehme, welchen der eigentliche Gegenstand, das Wesen untergeordnet ist. Dieses ist leider eine Wirkung neuerer Zeit und vorzüglich der französischen Schule. Wir glauben hier eine kleine Bemerkung uns erlauben zu dürfen, nämlich den Wunsch, daß von Seiten des Instituts, dessen Vortrefflichkeit sich neuerdings bewährt hat, und das eine hohe Verehrung verdient, in Zukunft auch für die intellektuelle Bildung der Zöglinge etwas geschehen möge, damit der Sinn derselben für die Kunst in einer höhern Bedeutung geweckt und herangebildet werde, indem dieser Mangel an wissenschaftlicher Bildung an den Arbeiten vieler Zöglinge deutlich wahrzunehmen ist. Wir hoffen, daß diese unsre unbefangen ausgesprochene Meinung nicht mißdeutet werde; wir wünschen nur das Beste der Anstalt, und schließen uns auch willig einer bessern Ansicht an. Eine rühmliche Erwähnung verdienen noch die Arbeiten der Zöglinge Glink, Riedel, Weiß, Veit, Weller ꝛc. Von historischen Gemälden außer der Schule sind noch von Romberg mitunter gute zu schauen. — Nun wenden wir uns in einen andern Saal, wo ein Bild von Overbeck in Rom Gelegenheit zu den wunderlichsten Bemerkungen und verschiedensten Urtheilen gibt. Viele halten dieses Bild für das beste der Ausstellung, während es Andere für durchaus mißlungen erklären. Wir halten das Urtheil der Erstern und Letztern für irrig und befangen. Das Gemälde stellt ein Mädchen aus Albano vor, welches durch seine Schönheit ganz Rom in Bewunderung setzte. Eine Schönheit dieser Art wollte uns nun freylich darin nicht klar werden, im Gegentheile müssen wir gestehen, dieses Bild hat nebst einem flachen eintönigen Colorit und einer fehlerhaften Zeichnung, durch die Art, wie es dargestellt ist, für uns eher etwas Zurückstoßendes, allein der dieses Bild gemalt hat, ist ein Künstler, der zu malen versteht, und wir wünschten nur von Herrn Overbeck Mehreres zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 230:

Zankapfel.

Charade.

Wenn das, was noch kein Wörtchen nannte,
Ihr blaues Auge zu mir spricht,
Ist meine Freude groß und herrlich,
Doch ach! das Erste ist sie nicht.

Sie mir vom Schicksal zu erkämpfen,
Dazu hätt' ich das Zweyte wohl;
Doch müßt ich erst mit süßem Bangen
Sie fragen, ob ich darf und soll.

Das Ganze — ein Gemisch von Güte
Und Kraft — vergibt des Feindes Schuld;
Es ist der höchsten Tugend Blüthe,
Es ist — die himmlische Geduld.

M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Nro. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. December 1823.

Deutſches Volk, du konnteſt fallen,
Aber ſinken kannſt du nicht!

Theodor Körner.

Deutſchlands Dichter.

5.

Die verderbte Zeit deutſchen, poetiſchen Geſchmacks und franzöſiſcher Einwirkung.

Verſtummt, ihr Klänge, die von Leben ſprechen,
Verſtumme, Sang, der an das Leben ſpricht,
Daß Aug' und Herz in ſanften Thränen bricht,
Daß Aug' und Herz Welten in Trümmer brechen!
Vorbey, vorbey! Ihr Todtenglocken, ſtürmet
Auf bleiches Feld, es hüll' ein dunkler Flor
Die Bäume rings und rings der Vögel Chor, —
Ein Todtenmahl ſey ſchweigend aufgethürmet.

Solches geziemt! Denn Kraft und Lieb' und Wollen,
Der friſche Gang, der emſig heitre Fleiß
Sind eingeſargt im deutſchen Dichterkreis:
Nur Reime noch und nicht Gedanken rollen,
Nur Worte tönen, nicht das Heldenerze,
Nicht deine Sprache, Herrmanns Vaterland,
Drin er Thusnelden Liebe einſt geſtand,
Dran er entflammt der Römer Todtenkerze.

Wohin verirrt ihr, deutſche Sanggenoſſen?
Seht eure Wiegen, ſehet Berg und Thal,
Den alten Dom, o ſeht den Abendſtrahl,
Aus eures deutſchen Himmels Blau entſproſſen!
Gedenkt der Väter, denkt der Kindesträume!
Des blauen Auges denket eurer Braut!
Wie ſehnſuchtsvoll euch dieſe angeſchaut,
So ſchaun euch an die vaterländ'ſchen Räume!

Umſonſt, Germanien! Deine Söhne gehen!
Dorthin, nach Frankreich wenden ſie den Blick,
Dort winket ihnen Ziel und Heil und Glück,
Von dorten ſollen Kränze niederwehen!
Was edle Meiſter ihrem Ludwig ſangen
Was in ihr Volk ſie freudig eingelebt,
Was kühn aus ihrem Volke ſie erſtrebt,
Ein Gleiches wollen Deutſche jezt umfangen.

O hätten ſie dem Beſſern nachgerungen,
Der oft erprobten, echten Meiſterſchaft,
Auf eigner, freyer Bahn, mit eigner Kraft,
Sie wären Frankreichs Meiſtern vorgedrungen.
Doch Sklaven ſeyn, Nachahmer! Deutſchlands Söhne,
Auf euer Grab, von Wermuth dicht umhüllt,
Nehmet den Trank, der Lethes Becher füllt,
Nehmet des Kummers, nicht des Haſſes Thräne!

Neu-Rußland.

(Beſchluß.)

5.

Die Verwaltung der deutſchen Koloniſten iſt abgeſondert und begreift auch die Bulgaren; die Verwaltungs-Behörde hat ihren Sitz in Katharinenſtadt. Der Kaiſer hat den deutſchen Koloniſten mehr Berechtigung, als den übrigen ertheilt, der Erfolg aber war geringer. Man hat den Bauern fruchtbares Land ausgetheilt, und jede Haushaltung erhielt fünf- bis ſechshundert Rubel Vorſchuß,

ohne Zinsen auf zehn Jahre, um sich Wohnungen zu bauen und Vieh anzukaufen. Zwanzig Jahre blieben sie von Abgaben und Rekrutenstellung frey; hingegen ward der Fehler begangen, sie, gleich den russischen Kolonisten, in Dörfer zu vereinbaren. Die Vorschüsse wurden dem ganzen Dorfe solidarisch gemacht. In den ersten Jahren trat, durch veränderte Lebensart und Unmäßigkeit, große Sterblichkeit ein; die Pest richtete in der Krimm neue Verheerungen an. Die eingegangene Kronschuld fiel auf die Ueberlebenden zurück und ward ihnen allzulästig; dieß veranlaßte die Annahme von neuen deutschen Kolonisten. Die Verwaltungs-Behörde, von der Unmöglichkeit überzeugt, in der sich viele dieser Kolonisten befanden, ihre Schulden zu zahlen, bewilligte ihnen zeitlichen Urlaub, um durch Arbeitsverdienst sich auswärts Zahlungsmittel zu verschaffen. Fast alle diese Deutschen verstehen ein Handwerk und üben es in den Städten. Ueberhaupt sind sie bessere Handwerker, als Landbauer. Anfänglich ward ein höchst strenges und despotisches Verfahren gegen sie angewandt, wodurch ihnen vollends der Landbau verhaßt werden mußte. Ein in der zunächst gelegenen Stadt wohnender Kronbeamteter hatte den Dorfaufsehern Vollmacht ertheilt, träge oder trunksüchtige Kolonisten mit Ruthen streichen zu lassen. Diese strengen Maßnahmen haben jezt aufgehört, und die gegenwärtigen deutschen Kolonisten sind von besserem Schlage, als die anfänglichen.

Die in der Nähe von Perekop angesiedelten Mennoniten haben Vermögen und Arbeitslust eingebracht. Durch Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit sind sie zu bedeutendem Wohlstand gelangt. Sie haben schöne Pachthäuser erbaut, Baum- und Gemüsegärten angelegt, gute Viehracen eingeführt; daneben sind sie um ihrer Religiosität und Sittlichkeit willen, verdienter Weise, allgemein geachtet.

Die in der Nähe von Kaffa angesiedelten Kolonisten sind gutentheils aus Schwaben, auch Schweizer befinden sich unter ihnen. Sie verstehen den Gartenbau ausnehmend gut, und bringen täglich auf leichten Fuhrwerken Gemüse und Früchte in die Stadt. Eben so versehen sie den Markt mit Geflügel, Eyern und Butter; endlich bereiten sie ein vortreffliches Brod, und geben sich sehr verständig mit dem Anbau und der Zubereitung des Hopfens ab.

Die Wohnungen der deutschen Kolonisten sind von ungleich besserer Bauart und reinlicher, als die der übrigen Bewohner der Krimm. Jedes Dorf hat seine Kirche, worin der dazu fähigste Kirchgenosse am Sonntag zweymal die Gebete liest. Ein in Soudac wohnender lutheranischer Prediger macht jährlich zwey Besuche in den Kolonistendörfern, um Ehen einzusegnen, Kinder zu taufen und über den religiösen und sittlichen Zustand der Einwohner Erkundigung einzuziehen. Man hält diese Kolonisten für unfähig, eine andere als ihre eigene Sprache zu lernen, und sie gelten überhaupt für die mindest kultivirten Bewohner der Krimm.

Die Bulgaren sind weniger zahlreich, als die übrigen Kolonisten; durch Nüchternheit, Fleiß und Ordnungsliebe hingegen verdienen sie vielleicht den ersten Rang. Sie bestehen aus Familien, die, der tyrannischen Türkenherrschaft entflohen, in einem Wohlstande leben, wie anderswo selten gefunden werden mag. Außer großen Dörfern in der Krimm sind auch etliche sehr blühende nahe bey Odessa von ihnen bewohnt. Sie stehen unter gleichen Ordnungen, wie die deutschen Kolonisten, und genießen auch mit diesen gleiche Rechtsame und Begünstigungen. Verschiedene dieser Dorfschaften sind reicher, als ihre Einwohner sich nicht das Ansehen geben wollen. Sie haben die unter türkischer Herrschaft angewöhnte Sitte, ihr Geld zu verheimlichen, damit es ihnen nicht geraubt werde, beybehalten.

Der Luxus stellt sich zum Reichthum nur im Gefolge der Gesittung ein. Die reichen Bulgaren sind haushälterisch gewöhnt, und den Grad ihres Wohlstandes mag man nur durch die reichlichere einfache Nahrung, durch die bessere gleichfalls einfache Kleidung, und durch Zahl und Gehalt ihrer Heerden unterscheiden. Der Bulgare ist ein guter Hirt und Landbauer; er versteht sich auf alle Theile des Haushalts, und weiß sich vorsichtig gegen die herbe Jahreszeit zu schützen. Sein Viehstand ist verhältnißmäßig nur geringem Verluste ausgesezt; seine Schafe sind von der krimm'schen Race; das spanische Wollvieh ist Eigenthum der großen französischen Grundbesitzer.

Die bulgarischen Hirten führen ein unstetes Leben; sie ziehen ihren Viehweiden nach, und bauen sich leicht Wohnungen, bald im waldigen Bergland, bald auf der Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern. Die Hirten sind nie allein, sondern es ziehen allzeit zwey oder drey zusammen, die sich Hunde als Gehülfen halten. Auf tausend Stücke werden vier Hirten gerechnet; ihren Lohn empfangen sie in Wolle und Schafen; es gibt Hirten, die bis auf tausend Stück eigenthümlich besitzen. Die Ziegen, welche die Schafheerden allzeit begleiten, werden von diesen Hirten besser benuzt, als von den Tataren. Aus ihrer Milch bereiten sie vortreffliche Käse, die, in Blasen aufbewahrt, das ganze Jahr durch gut bleiben. Ich habe von einer Art aus geronnener Ziegenmilch bereitetem Pudding, den uns die Hirten im Agirmish-Walde vorsezten, gegessen, und ihn ausnehmend schmackhaft gefunden. Die Ziegenhaare werden zuweilen benuzt, und sie gehen als Handelswaare nach Konstantinopel. Sie halten Pferde, Zugochsen und Kühe in geringer Zahl; auch mästen sie Schweine, theils für eigenen Gebrauch, theils für den Stadtmarkt.

Die Bulgaren sind gute Schützen, besonders mit Stutzbüchsen. Türkische Waffen werden wohlfeil von ihnen ge-

kauft. Die Dammhirsche und Wildschweine, welche sie schießen, gehen nach Kaffa und andern Städten mehr. Die Bulgaren sind die sorgfältigsten Landbauer der Gegend. Sie sind behutsam in Auswahl des Samens, und lassen sich die Mühe nicht dauern, ihr Getreide zu gäten; wogegen die Tataren in beyder Hinsicht Alles vernachlässigen. Sie pflanzen Flachs für den Bedarf ihres Haushalts. Bey der Entfernung ihrer Grundstücke müssen sie unterwegs viele Zeit verlieren, und die Kultur wird dadurch erschwert. Die Ansiedler in der Nähe von Waldungen brennen Kohlen zum Bedarf der Städte. Ueberhaupt sind die Bulgaren äußerst gewerbsam, und benutzen alle Umstände, um ihren Gewinn zu mehren. Sie leben darum auch in Wohlstand, und scheinen glücklich. Ihre thätigen Weiber lieben die Reinlichkeit, besorgen alle Theile des Haushalts, und sind beynebens mit Spinnen und Weben der zur Kleidung der Familie erforderlichen Stoffe beschäftigt: die Bulgaren tragen nicht leicht andere, als selbst verfertigte Kleider. Auch ihr Hausgeräthe ist meist eigene Arbeit.

Ihre Statur ist von mittlerer Größe; sie haben feine Züge, vorspringende Backenbeine, glatte und lange Haare, eine hohe und kahle Stirne. Ueber der Weste tragen sie wollene Leibbinden, wie die Tataren. Die Frauen sind meist von angenehmer Bildung, sie haben braunes Kolorit und schwarze Augen. Ihre Wollröcke mit rother Einfassung sehen malerisch aus, und stehen ihnen recht gut. Ein rothes Unterröckchen reicht tiefer als der Rock. Der breite, mit Gold oder Seide gestickte Gürtel wird hinten zugeknüpft. Sie tragen einen weißen Mousselin-Schleyer, der zur übrigen Kleidung wohl paßt, und welcher nachlässig, aber zierlich, rückwärts fällt. Vormals trugen die Frauen goldene oder silberne Zierrathen auf der Brust; allein dieß Zeichen von Reichthum reizte die Gierlichkeit der Aga's, und die Mode ward aufgegeben.

An Festtagen nehmen sie Rundtänze vor, die dem Romaicatanze gleichen und vom Spiel des Dudelsacks und Tamburins aufgeführt werden. Ihre Wohnungen sind sehr reinlich gehalten, aber dunkel, indem das Licht nur durch ein kleines Fenster und durch ein weites Kamin Zugang hat. Die Bulgaren sind ungemein gastfreundlich, gegen Fremde zuvorkommend und gerne von Allem, was sie haben, mittheilend. Ihr Brod ist schwarz und grob; aber sie haben allzeit Käse und gesalzene Fische vorräthig.

Eine unter dem abergläubischen Volke der Krimm allgemein verbreitete Meinung behauptet, es sey während der Pest von 1812 ein ganzes Dorf durch die Gastfreundlichkeit einer seiner Bewohner verschont geblieben. Eines Abends spät gegen Mitternacht, so erzählen sie, habe ein Fremder an die Thüre einer Hütte des Dorfes geklopft, um Speise und Trank bittend. Ihm sey gereicht worden, was sich in der Hütte vorräthig fand. Nachdem er sich damit erquickt hätte, sey er mit dem Versprechen weiter gegangen, den ihm erwiesenen Dienst herrlich zu lohnen. Sein Name, hätte er hinzugefügt, heiße Pest; er sey gekommen, um das Land heimzusuchen; dieß Dorf aber soll von der Plage frey bleiben. Thatsache ist es, daß ein Dorf völlig verschont blieb, während die Pest überall in der Gegend herrschte. Die Bulgaren, welche gleich allen umherstreifenden Völkern abergläubisch sind, an Zauberey und Zauberer glauben, behaupten, ein Pferd- oder Ochsenschädel möge eine ganze Heerde gegen Bezauberung schützen.

Die Bulgaren bekennen sich zum griechischen Kultus und feyern die Festtage strenger als den Sonntag. Ihre Aeltesten besorgen die Angelegenheiten eines jeden Dorfes und die Geschäfte der Gerichtsdiener werden lehrweise übernommen. Ihre ursprüngliche slavische Sprache ist durch Vermengung mit der russischen bedeutsam verdorben worden.

Seltenes Beyspiel von Schlaftrunkenheit.

Vor einiger Zeit ereignete sich in einer der Vorstädte Londons ein merkwürdiges Beyspiel von Schlafwandlung. Ein Fleischerlehrling saß am Sonntag Abend auf einem Stuhle, den Kopf auf die Hand gelegt, und schlief. Auf einmal erhob er sich, nahm seinen Hut von der Wand, schnallte sich einen Sporn an, und ging in den Stall, um sein Pferd zu satteln, womit er, nach dortigem Gebrauche, das Fleisch auszutragen pflegt. Als er den Sattel nicht an der gewöhnlichen Stelle fand, kam er ins Haus zurück und verlangte darnach, und als man ihn fragte, was er damit wolle, erwiederte er, er wolle seine Runde machen (ausreiten, um bey den Kunden Bestellungen einzusammeln). Hierauf ging er wieder in den Stall und bestieg das Pferd ohne Sattel. Nur mit Mühe brachte ihn sein Meister von demselben herab und ins Haus. Der merkwürdige Träumer meinte, man hielte ihn an einem Schlagbaume an, und zog ein Stück Geld hervor, worauf er Münze zurückverlangte. Man gab ihm zum Scherze etwas weniger; aber er ward ärgerlich und sagte: man solle sich keinen Spaß mit ihm machen, er habe keine Zeit zu verlieren; und als man ihm die 4½ Pfennige gegeben, erklärte er sich zufrieden und wollte weiter reiten. Inzwischen hatte man einen Wundarzt herbeygerufen, welcher seinen Puls auf 120 fand, und ihm daher zur Ader ließ. Während der Operation sprach man von einem ähnlichen Verfalle, der sich vor einigen Jahren mit dem Sohne eines Optikers in London ereignet, welcher im Schlafe über die Dachmauer wegging. Der junge Mensch mischte sich ins Gespräch und sagte: er erinnere sich des Umstands noch gar wohl, indem er gerade in der Nachbarschaft gewohnt. Während alles diesen hatte er die Augen geschlossen, und sein Gesicht blieb unverändert. Mit dem Verlust des Blutes legte sich die Wallung allmählig, und als der Puls bis auf 80 herabgebracht war, erwachte er, und wunderte sich über das, was um ihn her vorging; — er erinnerte sich nicht des Geringsten von dem, was mit ihm geschehen war.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 20. November.

(Beschluß.)

Einer ergiebigen Ernte hatte sich die Bildniß- und Genre-Malerey zu erfreuen. Es scheint, daß dieses Kunstfeld in unsern Tagen das fruchtbarste geworden ist, und während die Historienmalerey spärlich von dem übrig gelassenen Samenkörnchen jenes klingenden Kunstbodens sich nährend, mit abgemagerter Gestalt einherschleicht, steht dieses in vollen, wenn auch nicht immer gehaltvollen Halmen da, und der kluge Säemann weiß seine Frucht im Preise so zu heben, daß selbst

ein Crösus darüber erschrecken dürfte; gleichviel auch! man bezahlt, und die Kunst lebt nicht von der Ehre allein, sondern auch vom Brode. — Wir sehen von Stieler mehrere Bildnisse, von welchen wir das, eine Dame in Lebensgröße, ganze Figur, in Bezug auf Aehnlichkeit und Wirkung, oben an stellen zu müssen glauben. So auch das Brustbild S. K. H. des Prinzen Karl hat in Hinsicht der Aehnlichkeit und einer praktisch verständigen Behandlung der Stoffe viel Verdienstliches. Das Bildniß des Herrn General Grafen von Pappenheim, ebenfalls ganze Figur, ist sprechend ähnlich, jedoch wollen uns die Umgebungen an demselben, welchen mehr Haltung und kunstgemäße Anordnung zu wünschen wäre, nicht ganz gefallen. Stieler hat viele Gewandtheit im glücklichen Auffassen der Aehnlichkeit, und ist von dieser Seite in seinem Fache ausgezeichnet zu nennen, doch wäre seinen Werken etwas mehr Fleiß und Tiefe zu wünschen, wodurch dieselben dann auch mehr objektiven Werth erhalten würden. — Von Kellerhofen, Professor der Akademie, sind drey Bildnisse, hiesige Domherren in ihrer Stiftskleidung, zu schauen, die nebst einer sprechenden Aehnlichkeit auch viele Wahrheit in der Farbe und Ausführung der Stoffe haben. — Hauber, ebenfalls Professor der Akademie, hat eben so in diesem Fache mehreres zur Schau gestellt; eine große Fertigkeit in der Behandlung des Technischen ist diesem Künstler nicht abzusprechen, doch wünschen wir, daß diese ihn nicht zu weit führe, oder wohl auch — verführe. Zimmermann, Professor der Akademie zu Augsburg, hat drey Bilder ausgestellt, die wir in Bezug auf Aehnlichkeit nicht beurtheilen können, indem uns die Urbilder nicht bekannt sind, es läßt sich übrigens aus ihrer charakteristischen Darstellung und Lebendigkeit, welches vorzüglich dem Kopfe eines ältern Mannes gilt, schließen, daß sie sehr ähnlich sind. Eine durchaus fleißige Ausführung, wie wir sie an diesem Künstler gewohnt sind, welcher jedoch hie und da ein wenig mehr Kraft zu wünschen wäre, zeichnet dieselben aus. — Nun zu einem Bildnisse, welches durch seine Darstellung viel Stoff zu verschiedenen Urtheilen und Bemerkungen gibt. Es ist dieß ein Frauenzimmer in tanzender Stellung, „ganze Figur und Lebensgröße von Lochschisler gemalt.“ — Diese Stellung, obwohl in der jetzigen Art zu tanzen begründet, ist keineswegs kunstgemäß, indem alle natürliche Grazie, durch diese übertriebene Körperbiegung verschwunden, und sich dem Beschauer eher ein Mißbehagen aufdringt, als er angenehm dadurch angesprochen wird. Das Bild ist übrigens ähnlich und hat in der Behandlung der Nebendinge manches Gute; doch will uns in der Zeichnung des Körpers nicht Alles klar werden, z. B. die unnatürlich lange obere Hälfte der Figur und das Zusammenhängen des rechten Arms mit der Achsel, auch erinnert die Färbung der beyden Arme an eine Transparentmalerey, und hat nicht die gehörige Kraft und Vollendung einer natürlichen Carnation. — Eine ganze Sammlung von Bildnissen, die fast alle sehr ähnlich sind, hat uns der k. Hofopernsänger Schimon in seinen Collegen zur Schau gestellt. Es gereicht demselben zur Ehre, daß er nebst seinem Berufe auch in dieser ernsteren Kunst, und zwar mit entschiedenem Glücke sich versucht, sein Horschelt und sein Wesstermann gehören zu den besten Bildnissen der Ausstellung. — Graf August Seinsheim gab uns auch in mehreren Portraits Beweise eines ungewöhnlichen Talents; so sind auch von mehreren Zöglingen der Akademie mehrere gelungene Arbeiten in diesem Kunstfache zu sehen. — Die Genre-Malerey lieferte, wie gesagt, eine große Ausbeute und die Meisterkünstler in diesem Fache: Peter Heß, Heidegger und Adam traten im Wettkampf miteinander auf. Es wäre schwer, zwischen ihnen eine Parallele ziehen zu wollen, denn jeder hat seine Eigenthümlichkeit. Heß spricht durch seine höchst charakteristische Auffassung der Natur und hohe Vollendung an [illegible] v. Heideggger (Major im Generalstab, Adjudant des Fürsten Wrede ꝛc.) vergnügt durch Wahrheit, Laune und eine klare natürliche Farbengebung; und Adam zeichnet sich durch ein treues Studium der Natur in allen ihren Theilen aus. Wir sehen von Ersterem, unter mehreren schönen Bildern einen Wallachen-Pferde-Fang, der wirklich in seiner Art einzig zu nennen ist. Man weiß nicht, soll man die herrliche Charakterzeichnung dieser Nation, oder die treffliche Ausführung in den Pferden, die dieses herrliche Bild zu einem vollkommenen Ganzen eignen, zuerst bewundern. Der zweyte war sehr fruchtbar und stellte uns zehn Bilder, die alle von einem hohen Kunsttalent belebt sind, vor Augen, von welchen wir glauben, den Postillon, den Stall und die Gebirgsgegend, wo man im Vorgrunde mit dem Umhauen eines Baumes beschäftigt ist, oben an stellen zu müssen. — Letzterer, Herr Adam, lieferte ebenfalls mehrere sehr gelungene Arbeiten, von welchen wir das Portrait eines Pferdes, das wirklich allen Anforderungen der Kunst in diesem Fache genügt, besonders rühmlich erwähnen müssen. — Von einem jungen Künstler, Namens Monten, sehen wir in einem Kavallerie-Attaque eine Arbeit, die großes Talent zeigt und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. — Im Fache der Landschaftmalerey wurde ebenfalls Herrliches geleistet und die Arbeiten der Künstler Dorner, Wagenbauer, Cogels, Conjola, Warenberger, Dominik und Lorenz Quaglio und Rottmann (letzterer in seiner trefflichen Landschaft: die Ramsau bey Berchtesgaden vorstellend) zeichneten sich rühmlich aus. Vor Allen lieferte uns Dorner in einer Gebirgsgegend, und Wagenbauer in einer Kupweite am Flusse Kammel gediegene Kunstarbeiten, die den ersten in diesem Fache würdig an die Seite zu stellen sind. Mehrere Dilettanten, worunter vor Allen die sehr talentvollen v. Schilcher und v. Sedtlkammer (beyde Oberlieutenants im k. Garderegiment), dann Hr. Heim, Hr. v. Völderndorf u. a. versuchten sich mit Glück in diesem Kunstzweige. — Die Miniatur-Malerey behauptet nicht minder einen ruhmwürdigen Platz, und die Arbeiten von Heigl, Kloz, Restelino ꝛc. sind ausgezeichnet durch ihre Ausführung, Wahrheit und Lieblichkeit. — Auch die Blumen-Malerey brachte einiges Beachtungswerthe zur Schau, worunter ein Blumenkranz von Mattenheimer in Bamberg sich vortheilhaft hervorhebt. Das Feld der Kupferstecherkunst scheint brach gelegen zu haben, daher wir uns auf einen bessern Jahrgang vertrösten wollen. — In der Plastik wurde vieles Gute, ja manches Ausgezeichnete geleistet. Dazu gehört vor Allem eine Charitas von Herrn Bandel, welcher junge Künstler wirklich zu hohen Erwartungen berechtigt, auch sein Faun und mehrere Büsten von ihm, so wie auch von Herrn Haller und einige Basrelief von Herrn Stiegelmaier sind als gelungene Kunstarbeiten zu betrachten; auch Herr Kiermaier stellte einige Büsten aus, und der talentvolle Schweizer Christen eine schön gearbeitete Venus von Alabaster. — Die Architektur unter der Leitung des geschickten Professors Gärtner, zeichnete sich auf eine ruhmvolle Weise aus, und die Arbeiten der Zöglinge nach gegebenen Programmen verdienen ermunternde Würdigung.

Dieß wäre nun in Kürze das Wesentliche der dießjährigen Ausstellung, wobey wir jedoch manches Gute, ja vielleicht Treffliche unerwähnt lassen mußten. Möge dieses Institut unter der kunstschirmenden Hand unsers allgeliebten Königs in seinem ferneren Fortwirken die nöthige Unterstützung und Anregung finden, damit das nun kräftig dastehende Fundament sich dereinst eines vollendeten Baues erfreue, der jedem in der Frivolität der Zeit sich hervorthuenden Sturme und Ungewitter mit Macht die Stirne bieten kann.

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Nro. 288.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. December 1823.

Aus reicher Fülle des Gemüths
Des Lebens Mangel frisch ergänzen,
Und mit den Lilien des Lieds
Und Rosen sich die Schläfe kränzen,
Wem solch ein Glück ein Gott beschert,
Das Schönste hat er ihm gewährt.

Conz.

Deutschlands Dichter.

6.

Die Wiederhersteller deutscher Poesie. Die Leipziger und andere Dichter jener Zeit.

Opitz und Flemming, männliche Gestalten,
Gewaltig, kühn, erhaben, groß und mild,
Schneeweißen Marmors hingestreute Falten
Umschließen festlich euer Ebenbild,
Ein Adler euch zu Füßen, Blitzesfeile
In eurer Hand, zum sichern Wurf gezückt,
Ein deutscher Meisel, eine deutsche Feile
Hat würdig Deutschlands Söhne so geschmückt.

Und welch ein Garten! Hunderte von Bäumen,
Auf blüh'nde Fluren blühend hingestreut,
Und grüne Halme, die vom Sommer träumen,
Und Klee, der sich der Sichel ahnend beut,
Und kleine Wellen, durch die Wiesen thauend,
Und Schmetterlinge, Blumenblättern gleich
In ihre goldgefüllten Kelche schaurend, —
O welch ein blüh'ndes, einfach blüh'ndes Reich!

Dort stehet Greif, der handelnd uns das Leben
In süßer Täuschung vor den Blick gebannt,
Varsdörfer, Günther, ach, ein irres Streben
Nährt' ihm schon früh des Todesbechers Rand!
Dietrich von Werder, Logau, reih'n sich munter,
Tscherning und Dach, der Schwabe Weckherlin
An ihre Seiten, welche bunt und bunter,
Seltsamer Mischung, durch den Garten ziehn.

Gottsched und Bodmer — auch im Steine hallet
Der alte Zwist noch, wie das Leben that —
Kleist, der im Frühling unter Blumen wallet
Und in der Schlacht auf blut'ger Kugelsaat,
Albrecht von Haller, der die Alpen dachte,
Der alte Gleim, Borussiens Grenadier,
Der lachend strafte und der strafend lachte,
Dein Rabener, o Sachsen, stehen hier.

Uz, der die Weisheit, Hagedorn, der Freude
Und Wein und Liebe tugendvoll besang,
Lessing, der Starke, der im Festgeläute
Deutschen Gedichts die vollste Glocke schwang,
Helvetien, dein Gesner, Lieder tönend
Gleich Mädchenkehlen, wonnevoll und rein,
Kästner, im Klang gespitzter Pfeile dröhnend,
Und Flaccus-Ramler, leben noch im Stein.

Ebert, des Young Vertrauter, Christian Weiße,
Der Kinderfreund, der Schlegel Brüderpaar,
Das auf der Dichtkunst blumigem Geleise
Noch größ'rer Brüder ahnend Vorbild war,
Des Schnupftuchs Sänger, Zachariä; Bienen
Von des Hymettus licht umgrüntem Plan,
Stehst du, Jacobi, lächelnd unter ihnen,
Und, Wieland, du, Vertrauter von Lucian.

„Bekränzt mit Laub!" tönet von Claudius Lippe,
Und tönet fort durch alle deutschen Gau'n!
Zürnst du noch Asberg, deiner Freyheit Klippe,
O tapfrer Huber, faltest ihm die Brau'n?
Denis, die Nebel Ossians tragen leise
Minona's Bild klagend vor deinen Blick!
Blumauer, seht, der schellenvolle Weise
Hält kaum im Stein das Lachen noch zurück!

Noch Andre seht ihr! Doch, wer zählt sie Alle?
Wer lauschet nicht andächtiger dem Ton,
Dem süßen Ton, aufrauschend nicht zum Schalle,
Geschiedner Dichter Gabe, ihrem Lohn?
Wer mag die Zeit nicht freudeglühend grüßen,
Als, welkes Gras, das keine Hand begoß,
Verachtet ruh'nd zu König Friedrichs Füßen,
Die deutsche Dichtkunst dennoch höher sproß?

Literärische Unterhaltung Napoleons mit Herrn M. Lemercier.

(Beschluß von Nr. 285.)

Napoleon fährt fort, das Heldengedicht: Alexandre, laut vorzulesen:

Le peuple sait ta gloire et te nomme son père (Heinrich IV.).

„Schön und wohl verdient."

Les secours des héros s'effacent dans les âges.

„Ich verstehe jezt Ihren Plan; Sie wollten nur die „Ersten und Größten anführen." Er liest weiter, bis zur Stelle von Gustav Adolph.

Et Lutzen, pour ce roi nouvelle Mantinée . . . .

„Zwischen Mantinea und Lützen, was finden Sie da „für einen Zusammenhang?" — Sie wissen, erwiederte ich, daß der König von Schweden, so wie der thebanische Feldherr, als Sieger fielen. — „Ganz recht! . . . Ich „muß einmal dieses Schlachtfeld von Lützen besuchen, es „ist der Ort großer Erinnerungen. . . . ." (Wie wenig ahnete ich damals, daß Bonaparte dort seine lezte entscheidende Schlacht kämpfen werde.)

Quoique aveugle, Zisca marchoit à la victoire.

„Der Böhme Zisca?" — Derselbe bekannte Anführer der Hussiten, welcher, nach dem Verlust beyder Augen, noch den Befehl über seine Armee beybehielt, und sie, obwol sehr bejahrt, noch mehrere Jahre von Sieg zu Sieg führte. — „Dieß ist mir leicht begreiflich, und die Ur„sache ist ganz einfach, denn man sieht nicht Alles mit den „Augen, man sieht und urtheilt noch mehr mit dem Kopfe."

Le fantassin en croupe au cavalier s'allie:
Ils s'élancent ensemble, et des chevaux fougueux
Roulent des chars tonnants qui volent avec eux.

Diese Stelle erinnerte Bonaparte, wie ich mir damals bemerkt habe, an den Umstand, daß der König von Preußen die fliegende Artillerie erfunden habe. „Ja, dieser „Friedrich II., den Voltaire und die Encyklopädisten groß „gemacht haben, weil er sie begünstigte." — Nach meiner Ansicht sind diese Herren nicht die Gründer seines Nachruhms, sondern der siebenjährige Krieg und die Beschreibung desselben, die er mit einer wahren Verachtung alles falschen Ruhmes geschrieben hat. Sein Land hat sich mit ihm gehoben, und mit ihm ist es wieder gesunken. Ihn zu bezeichnen wüßte ich keine bessere Benennung als — Epaminondas der Könige! — „Herrlicher Name! . . . . „Aber dennoch will ich sein Königreich aus der Landcharte „streichen." — Demungeachtet werden Sie uns die Erinnerung an den Philosophen auf dem Throne nicht nehmen können. Dieser Zufall ist allzu selten. — „O gewiß ist „dieß nicht meine Absicht, mein lieber Lemercier."

Jezt unterbrach er die Lektüre und fragte mich unversehens: „Sie sagten mir vorher, wem Sie unter den „Feldherren des Alterthums den Vorzug geben; sagen „Sie mir nun auch, wer Ihnen unter den neuern der „größte scheint?" — Welch schöne Gelegenheit bot sich mir durch diese Frage dar, ihm zu schmeicheln; allein weder er, noch ich, dachten an uns selbst. Wer mir von den Feldherren der neuern Zeit der größte scheine? Der Prinz Eugen, den Ludwig XIV. verkannte, und der ihm doch so furchtbar wurde. — „Ich erwartete, daß Sie mir Turenne „nennen würden. . . . Sie stellen ihn mit Condé eben „so in Kontrast, wie Hannibal und Fabius. . . . . Wie „Schade, daß Turenne gefallen ist, ehe er Montecuculi „die Schlacht liefern konnte! . . . . Der Kampf dieser „zwey Cunctators müßte schön gewesen seyn. . . . Zwey „wahrhafte Fabius einander gegenüber! Weiter oben be„zeichnen Sie Beyde . . . . sehen Sie . . ." Und nun blätterte er zurück.

Alors deux grands rivaux, envieux de s'abattre,
S'approchoient, s'assiégeoient sans pouvoir se combattre.

„Sie gehen nur leicht über Montecuculi hin. . . . . „Sein Name ist nicht wohllingend. . . . O über euch „Dichter! Man gelangt nicht zur Unsterblichkeit, wenn „man einen solchen Namen hat. . . . Diese Generale be„fehligten vierzig- bis fünfzigtausend Mann. . . . Hät„ten sie mit so großen Massen, wie die unsrigen, zu ar„beiten verstanden? Der Prinz Eugen allein hätte auf „meine Manier damit gemacht, was ihm beliebt hätte. „Er verdiente das Oberhaupt eines Reiches, und nicht „das Instrument der Oestreicher zu seyn." — Ich versicherte ihm nun, daß mir, nach Durchlesung der Memoiren und militärischen Schriften, nach Untersuchung der Charten, der Plane der Feldzüge, und nach Vergleichung der Feldherrn unter einander, der Prinz Eugen immer zugleich als der kühnste und klügste Feldherr erschienen sey. „Sie haben ganz recht, Eugen ist ein in seiner Art ganz ein„ziges Vorbild. . . ." — Am besten habe ich ihn durch Sie kennen und schätzen lernen. — „Wie so? Wir haben doch „noch nie über ihn gesprochen!" — Sie haben die Belagerung Mantua's aufgehoben und verlassen, um sich weiter hin auf die feindliche Armee zu werfen, welcher Sie zuvorgekommen sind und sie geschlagen haben; Sie sind also nicht in ihren Verschanzungen eingeschlossen geblieben, wie jener französische General der frühern Zeit, den Eugen so ge-

ſchickt in den ſeinigen überraſchte und darin erdrückte. Indem Sie alſo den Fehler des Einen vermieden haben, haben Sie zu gleicher Zeit das Genie des Andern gezeigt. Dieſe Lektion hat mich aufmerkſam gemacht und mir Licht gegeben. — „Ah! da bemerke ich nun, wie Sie nichts blos „zufällig ſchreiben; das ſind Dinge, welche die Meiſten „unter denjenigen nicht begreifen, die mich im Lager umgeben.“ Er kam auf den König von Preußen zurück.

Et reprend la balance et sa flûte et sa lyre,
Assis sous l'olivier conquis à son empire.

„Ja, Friedrich ſpielte die Flöte .... ich war auch „ſonſt muſikaliſch. ...“ — Wir waren an die Schlachten der franzöſiſchen Revolution gekommen, wo ſeine Aufmerkſamkeit ſich zu verdoppeln ſchien, in welcher er ſich nur bey folgenden Worten unterbrach:

Et ce réparateur savant et respecté,
Dont brille en tous les rangs la modeste fierté ....

„Wer ſoll das ſeyn?“ — Ich habe ihn weiter unten bey Gelegenheit der Schlacht von Hochſtädt bezeichnet, und wir verſtanden uns, auch ohne einen Namen zu nennen, daß Moreau gemeint ſey. Weiter unten hielt er bey der dem franzöſiſchen Volk gemachten Lobrede inne:

Inépuisable Antée, et vrai fils de la terre,
Pour vaincre en tous les temps, ne quitte point ta mère.

„Welcher Gedanke hat dieſem Vers zum Grunde gelegen?“ — Dieſer — ſagte ich lächelnd — iſt gegen Sie gerichtet. — „Und Warum?“ Weil man allgemein ſagt, daß Sie eine Landung in England im Sinne haben. Hierauf fing er an ganz heiter zu lachen.

Bey den folgenden Strophen erkannte er ſich in den von mir entworfenen Bildern. Die Namen von Arcole, Rivoli und Marengo ſchmeichelten ihm auf das Angenehmſte. „Hiefür muß ich Ihnen meinen Dank ſagen „und Sie zugleich zur Rede ſtellen. Sie behandeln mich „ganz ehrenvoll und bringen mich in gute Geſellſchaft würdiger Helden; allein Sie ſchließen mit zwey Verſen, die „man auffallend findet. ...“

Dieſe Worte ſagten mir, daß man mir durch irgend ein boshaftes Verläumden bey ihm geſchadet habe. Mein Buch war nur erſt ſeit dem Abend vorher zu ſeinem Geſichte gekommen.

„Sache combler l'espoir qu'ont donné tes hauts-faits

„Dieß iſt weniger Lob als Befehl von Ihrer Seite, und „dann fahren Sie fort:

„Moderne Miltiade, égale Périclès.“

Der zweyte Vers, ſagte ich, erklärt den erſten und ſpricht unſere Hoffnungen aus. Der Ruhm des Pericles iſt eng an die ſchönen Künſte, die Beredſamkeit und den Handel geknüpft, welche er unter ſeiner ſchützenden Regierung zur ſchönſten Blüthe heranreifen ließ. Sein Name bezeichnet ſein Jahrhundert, wie Auguſtus, die Mediceis und Ludwig XIV. ſich das ihrige zueignen. Iſt es demnach unpaſſend, den Namen des erſten Conſuls von Frankreich in Aehnlichkeits-Beziehung mit ihm zu ſetzen? —

„Wohl, wohl, aber warum Miltiades mit in Ver„bindung bringen? ...“ —

Pericles erwarb ſich keinen Waffenruhm, während Miltiades, wie Sie, demſelben ſeinen hohen Standpunkt in der Republik verdankte; und indem ich ſie Beyde mit Ihnen in Verbindung brachte, wollte ich ſagen, daß Sie die Eigenſchaften des Staatsmannes mit denen des Kriegers vereinigten. Beleidigt Sie dieſer Gedanke? — „Nicht Jedermann wird dabey gleiches denken; denn von „einer andern Seite betrachtet, ſagen dieſe Worte den „Athenienſern unſerer Tage, daß es politiſch wäre, die Miltiades in's Gefängniß zu werfen. .. Nicht wahr? Se„hen Sie, Sie erröthen.“ Und Sie werden blaß, es müſſen dieſe Farbenwechſel alſo jedem von uns für den Fall von der Natur gegeben ſeyn, daß uns etwas überraſcht; und dieß, ich geſtehe es, überraſcht mich. — „Dieſer Geſichtspunkt, der „Sie nun alſo überraſcht, iſt nicht der meinige; allein man „legt Ihre Worte ſo aus, wie mir M*** geſtern geſagt „hat.“ — Alsdann, antwortete ich heftig, klage ich ihn nur eines Irrthums über meine Abſicht an, weil ich ihn nicht im Verdacht einer elenden Bosheit haben will.

Der erſte Conſul ergriff jetzt freundlich meine Hand und wechſelte den Gegenſtand der Unterhaltung, indem er das Buch wieder zur Hand nahm: „Laſſen wir die „Schwätzer. ... Ihr Lob Deſſair's hat mich gerührt; „Ich habe Ihre Verſe zerſtückelt, um ſie zu ſtudieren: „jetzt aber leſen Sie mir ſie als Ganzes vor, damit ich „ſie genießen kann.“ Nun erhielt ich wieder das Buch und gehorchte. Kaum hatte ich es durchgeleſen, ſo erhob er ſich und bat mich, ihn bald wieder zu beſuchen. Eben im Begriff, Malmaiſon noch in derſelben Nacht zu verlaſſen, ließ er mich einladen, da zu ſchlafen. Den andern Morgen begegnete ich ihm in einem Saal des Schloſſes, in welchem ich einige Gemälde beſichtigte. „Sie ſe„hen da, ſagte er im Vorübergehen, die Portraits der „Egyptiſchen Cheifs, es ſind dieß die Biſchöfe von Cairo. „Leben Sie wohl.“

Dieß iſt der genaue Inhalt meiner Unterredung mit dem hiſtoriſchen Mann, der, indem er alle unſre Freyheiten umſtürzte, mich von dem Manne wegriß, der ſie rühmlich vertheidigt hatte. Denn es iſt allein Napoleon, der mich mit Bonaparte in Widerſpruch geſetzt hat.

Miscellen aus England.

Vergangenen September kam, nach langer Abweſenheit, ein Matroſe in ſeine Heimath, einem Städtchen bey Liverpool, an, und begab ſich in ſeine Wohnung zu ſeiner Frau, welcher er monatlich 30 Schilling von ſeinem Sold

hatte zukommen lassen. Er war ein wenig erstaunt, als er einen fremden Mann im Hause fand, als man ihm aber sagte, er habe sich blos da eingemiethet, ließ er sich's gefallen, und ein paar Tage lang ging Alles gut. Endlich aber fand er es doch anders. Dieß, meinte der ehrliche Matrose, sey doch zu arg; er prügelte den Hausfreund so wie die Frau tüchtig durch, und warf Beyde aus dem Hause. Und jezt fing ein Auftritt eigener Art an, welcher bald die ganze Nachbarschaft herbeyzog, die das Zerstörungswerk mit Erstaunen ansah. Der Matrose begann nämlich sofort alle Thüren, Fenster und Möbeln im Hause zu zerschlagen, und die Trümmer auf die Straße hinabzuwerfen. Er hatte sich mit Staffeln eine Art von Stiege gemacht, und wenn ihm ein Stück nicht zertrümmert genug schien, dem sprang er nach und zerschlug es vollends. Zwar wurde er dreymal durch die herbeyeilende Polizey gestört, aber er entwischte jedesmal; und sobald die Handlanger der Gerechtigkeit die Gegend verlassen hatten, kehrte er wieder zurück, und sezte sein Geschäft so lange fort, bis nichts mehr als die vier Wände übrig waren. Alsdann packte er seine Kiste und Hangmatte auf, und war in Kurzem wieder an Bord seines Schiffes, mit dem Troste, daß, wenn seine Frau ihm untreu seyn wolle, sie wenigstens nicht dabey auf seine Kosten leben solle.

•

Der gelehrte Mandarin, Sunk Tadjin von Pekin, hat dem Kaiser von China ein Werk über die neulich von den Chinesern besezten tartarischen Provinzen überreicht.

*

Der neue Fluß, der im vergangenen Dezember auf Neuholland entdeckt wurde, ist für jezt bis auf vierzig englische Meilen schiffbar gefunden worden. Er ergießt sich in die Bateman's Bucht, und man hat ihm den Namen Clyde gegeben.

*

Die Regierung von Columbia hat eine Verordnung erlassen, worin ausländische Bauern und Handwerker eingeladen werden, sich in der Republik niederzulassen. Zu diesem Ende sind drey Mil. Fanegas Land zum Verkauf ausgesezt, und die Regierung verheißt die vortheilhaftesten Bedingungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Beschluß.)

Auf dem Theater an der Wien kam wieder ein schauderhaftes Melodram zum Vorschein, angeblich „eine nordische Sage, nach Walter Scott bearbeitet.“ Sintram betitelt. Das Stück ist wahrscheinlich nach dem englischen Trauerspiel Bertram, von Mathurin, dann nach einem aus diesem entstandenen französischen Melodram zugestuzt. Es gibt sich ein grimmiges Ansehen, Sturm und Donner, Haß und Rache, eine verzweifelnde Frau, ein geächteter Liebling, ein holdseliges Theaterkind, Blutvergießen in Menge, eine Feuersbrunst und das Zusammenstürzen eines ganzen Gebäudes — was ist nicht Alles aufgeboten hier, um Furcht und Mitleid zu erregen! Aber es erfolgt nur Ueberdruß und Langeweile, trotz der hochtrabenden Sprache und langen Erzählungen. Nach der ersten Wiederholung wurden die Vorstellungen schon unterbrochen; ein schlimmes Zeichen, wenn kein besonderes Hinderniß eintritt! Diese Herrlichkeit wurde als Beneficestück vorgeführt, und zog eine zahlreiche Versammlung herbey. Das Publikum wird heute getäuscht, und läßt sich morgen wieder täuschen. Es folgt dem Reiz der Neuheit, und wenn ein Name, wie der des schottischen Dichters, gemißbraucht wird, so sind doch selbst die Zweifler begierig, zu wissen, was denn eigentlich dahinter sey.

Auf dem Theater in der Leopoldstadt erschien der Schutzgeist guter Frauen. Zauberposse mit Musik von Meisl. Ein eifersüchtiger Ehemann wird auf's Blut gereinigt, bis er zulezt bereut und zu Kreuze kriecht. Es ist schwer, aus dem Zaubertreis dieses Schutzgeistes sich herauszufinden, wenn man einmal hineingerathen ist. Ein kunterbuntes Durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht! Einige komische Züge laufen mitunter und empfehlen sich von selbst. Das Uebrige muß dem guten Schutzgeist dramatischer Autoren empfohlen werden. Dagegen hat derselbe Verfasser mit seiner neuen Arsene auf dem Theater in der Josephstadt alle Neune geschoben. Das Stück wurde einen ganzen Monat durch fast ganz allein gegeben, und war immer ziemlich gut besucht.

Auf dem Hoftheater wurde das alte gute Trauerspiel Essex, von Matthäus von Collin neu bearbeitet, wieder in die Scene gesezt. Eigentlich hat sich dieses Trauerspiel seit seiner Erscheinung im deutschen Gewand fast unverrückt auf dem hiesigen Repertoire erhalten. Seitdem der verdienstvolle tragische Künstler Lange in den Ruhestand getreten ist, würde das Stück wohl auch mit zur Ruhe gewandert seyn; Anschütz trat jedoch mit Glück in seines Vorgängers Fußstapfen, und da die Müller als Gastspielerin bereits in der Rolle der Ruttland einen wahren Triumph feyerte, so blieb es nach wie vor auf dem Repertoire. Eine erbarene Frau, die, während ihr Herz mit mütterlicher Milde der leidenden Menschheit sich erbarmt, mit eben so vielem Geist als Geschmack den Künsten und Wissenschaften ihre Aufmerksamkeit widmet, soll den Wunsch geäußert haben, den auf der Bühne so beliebten Essex in einem neuen Gewande zu erblicken, und glücklicher Weise fiel er einem würdigen Bearbeiter in die Hände, der mit Einsicht, Liebe und Geschmack das Werk vollführte. Die Handlung ist durchgängig motivirter, die Begebenheiten sind mehr begründet; Manches, was nur skizzirt war, ist mit größerer Sorgfalt ausgeführt. Eine der wesentlichsten Veränderungen ist die Umwandlung des allzu tückevollen Charakters der Nottingham in ein zwischen Liebe, Eifersucht und Reue schwankendes Weib, deren Rachsucht durch ihren Gatten, den Admiral, der mit Essex Feinden gemeinschaftliche Sache macht, immerfort gereizt wird. Die Königin, durch ein Zeichen ihrer Theilnahme für den Grafen verführt, sendet sie an ihren Liebling, um ihn zu irgend einem Schritt, der sein Leben retten könnte, zu bewegen. Des Ringes erinnert sie sich nicht mehr. Essex gedenkt desselben aber schon im zweyten Akt als eines nach einer glänzenden That erhaltenen Unterpfandes, das ihm über seine Feinde sichern Sieg in dringender Gefahr verleihen wird. Nachdem die Nottingham den Ring von ihm empfangen, und zweifelnd mit sich selbst zu Rathe geht, ob sie den Grafen jezt verderben oder retten soll, erscheinen seine Feinde und bestürmen sie so sehr, daß sie vor Zeugen die Erklärung gibt, es habe Essex gegen den Beschluß der Richter gar nichts eingewendet, worauf das Urtheil schnell an ihm vollzogen wird. Zugleich beschließt sie ihren eigenen Tod, stürzt von der Scene, um sich zu vergiften, und erscheint kurze Zeit nachher vor Elisabeth, der sie reuig das Verbrechen offenbart. — Der Dialog ist in leichten, größtentheils wohllingenden Jamben verfaßt. Gleich Anfangs wurde diese neue Bearbeitung mehrmals schnell nacheinander, und bey vollem Hause wiederholt. Es wird sich neuerdings auf dem Repertoire erhalten. Die Erscheinung der Schröder zum Erstenmal als Königin in diesem Trauerspiel erhöhte den Effekt. Auch auswärtige Bühnen sollten die Bekanntschaft mit dem alten, einst beliebten Helden jezt erneuern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 96. u. Monatsreg. November.

Nro. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3 December 1823.

Da senkte sie den Schwanenflug hernieder,
Ein freyes Land zu ihrem Sitz zu weihn;
Die Götter lebten im Gesange wieder,
Und freundlich kehrt die holde Charis ein;
Der Nachwelt hör' ich rauschen ihre Lieder —
Unsterblich soll der Ruhm der Sänger seyn;
Und sehn im Glanz der neuen Morgenröthe
Strahlt Wieland, Klopstock, Herder, Schiller, Goethe!

Erdenwallen der Poesie von C. Schreiber.

Deutschlands Dichter.

7.

Die neueren und heutigen deutschen Dichter.

Ach, immer neue, immer neue Töne,
Und immer neu gepflegtes Lorbeerreis!
Wie groß, mein Vaterland, sind deine Söhne,
Wie groß bist du in deiner Söhne Preis!
Ihm widm' ich, dir, die heiß geweinte Thräne, —
Die Freudenthräne, Vaterland, ist heiß, —
Ihm widm' ich, dir, mein heilig, bestes Streben,
Des Herzens Herz und meines Lebens Leben.

Hoch wölben sich der Hallen Marmorbogen,
Der Nebengänge buntes Labyrinth,
Des Menschen Blick hat nicht ihr Ziel erflogen,
Und ferne nur treibt aufgereater Wind,
Als wären's Blätter oder Meereswogen,
Tage und Jahre, welche noch nicht sind;
Zukünft'ger Lieder Geister, Thränenkeime,
Im bunten Reigen buntgefügter Reime.

Der heut'gen Dichtkunst Tempel ist's! Ihr Seelen,
Auch in dem Raume näher mir verwandt,
Ihr Festen, Starken, Treuen! Worte fehlen
Den armen Lippen! O mein Vaterland!
Ihr Guten, Milden, Zarten! Männer stählen
Zum strengen Kampf das Herz in strengem Brand,
Doch auch der Dichtkunst heilig hohes Wehen
Läßt muthig uns zum Kampf, zum Tode gehen.

Denkst du der Hermannsschlacht, Klopstock, Ueherzter?
Denkst du Messias? O Gewittertag,
Prophet'scher Weiser, ritterlich Beerzter,
Denkst „Auferstehen," du Mann Gottes, nach?
Lavater, sebt, von glüh'nder Tafel merzt er
Tyrannennamen, seines Landes Schmach,
Gräbt Rütli ein, und wo die Männer fochten,
Sich Speereskränze für den Busen flochten.

Du guter Hölty, denkst der Knabenzeiten,
Umwehet dich ein holdes Traumgebild?
Ein Frühlingsborn sind deiner Harfe Saiten,
Die Welle, Miller, hebt sich rein und mild!
Aufglüh'nder Schubart, willst für Freyheit streiten?
Drum funkelt so dein Auge, so dein Schild?
Bürger, du Mann des Volkes, von der Einen
Das hohe Lied gesellt dich zu den Reinen.

Ihr Brüder Stolberg! An der Pleiße Fluthen
Wie stark und groß, wie männlich! Ach, die Zeit
Ist ernst und strenge, alter Freundschaft Gluthen,
Wie allzu schnell von ihrem Sturm zerstreut!
Luisens Sänger, Voß! Heinse, dir bluten
Die Adern noch von der Gefühle Streit!
Du, Leisewitz, der ein Werk nur erschwungen,
Doch einen Löwen, stark und unbezwungen!

Du mächt'ger Klinger! Gerstenberg, vergebens
Starb Ugolino, ewig lebt er dir!
Frisch blüh'nder Thümmel! Salis, deines Strebens
Und Liedes Ziel, o wie gefällt es mir!
Du blinder Mann, du Pfeffel, ach des Lebens
Stechender Dorn ward deinem Haupte Zier!
Du Werner, groß, gewaltig im Entstehen,
Und klein — o weh, daß Männer so vergehen!

Noch klinget: „In der Abenddämmrung Schleyer," —
O Matthissen, vom Heidelberger Schloß;
Um Stubbenkammer kreiset noch der Geyer,
Alwinens Vater, wackrer Sanggenoß;

Urania naht in lächelnd-ernster Feyer,
Und winket Tiedgen; blüh'nder Epheusproß
Und Weinesbeer' und vaterländ'sche Eichen
Ziehn um dein Haar, o Tieck, den bunten Reigen!

Dort in der Halle — seht ihr's? Bäume drangen
Durch's offne Fenster, Vögel nisten drin,
Und süße Früchte mit verschämten Wangen
Sinken zum Boden, Düfte hauchend, hin!
Dort in der Halle seht die Bilder prangen
Richters und Wagners, die mit Kraft und Sinn
Ernst in den Scherz, Scherz in das Ernste rangen,
Fouqué's und Schulze's, die so lieblich sangen.

Bey Saitenspiel und wie der Saite Tönen
Verklang dein Leben, edler Novalis!
Callot'scher Meister, welchem Schmerz und Höhnen
Und Lieb' und Sehnsucht an dem Herzen riß!
Heinrich von Kleist, o, deines Käthchens Thränen,
Dein Homburg selbst, bebend der Finsterniß,
Sie leiten dich zu Nachruhms sichern Wegen,
Collin und Ifland treten dir entgegen.

Und in der Mitte! O wie hoch gestaltet,
Wie ernst nachsinnend, noch im Marmor bleich,
Der Sänger Deutschlands, Friedrich Schiller, waltet,
Und wie, an Größ' ihm und an Freundschaft gleich,
Altvater Goethe keck bequemlich schaltet,
So rüstig noch, so lebenvoll und reich!
Auf Herders Grabe steht: Licht, Liebe, Leben!
In seinen Zügen dort seht ihr sie weben.

So war's vor Kurzem. Doch im finstern Streite,
Im Volkeskrieg ist Neues aufgetaucht.
Drum stehen Jene in beerztem Kleide,
Von ros'gem Thau, von Freyheitsblut umhaucht:
Der Wandrer ist es, Seume! Aus der Scheide
Zuckt euer Schwert, von Pulverqualm umraucht,
Max Schenkendorf und Arndt, und deines, Körner,
Gefallen einst im Siegessturm der Hörner.

Noch Andre leben! Spätre Sänger bringen
Den Würdigen, Erprobten ihren Kranz.
Nur dir, mein Uhland, mag es grüßend klingen,
Sueviens Sohn, mehr noch des deutschen Land's,
Dir, Wilhelm Müller, der sich freut am Ringen,
Fernehin tosend längs Morea's Strand's:
Ihr seyd die weh'nden Banner dieser Zeiten,
Und dieß mein Lied mag euern Flug geleiten!

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Ein Tag nach dem andern war indessen vergangen, Graf Dietrich erholte sich immer mehr, und konnte nun schon wieder in den meisten Stunden sein Lager verlassen. Da ward eines Morgens noch in der Frühe Rudolph gerufen, weil der Graf sich mit ihm zu besprechen verlange. „Hört, Neffe, begann dieser sogleich, als der Erwartete eintrat, ich habe gestern Abend noch spät etwas erfahren, wodurch ich sehr beunruhigt bin. Der Pater Anselm nämlich sprach, von der Stadt heimkehrend, hier noch ein, mir zu sagen, wie das allgemeine Gerücht gehe, unser Land werde aufs Neue von Kriegsunruhen bedroht. Er hätte wohl damit warten können bis zum Morgen, denn mir hat es eine schlaflose Nacht gemacht; doch daran denken diese geschäftigen Neuigkeitsträger nicht. Ihr kennt mich, Rudolph! es war nicht um meinetwillen, daß die Kunde mich erschreckte. Beginnt gleich die Kraft zu weichen, so ist mein Muth doch noch der alte geblieben. Allein sollten wir hier aufs Neue Feindesübermuth zu fürchten haben, so würd' es schlimm um meine armen Unterthanen stehen, die vom früheren Kriegsdruck noch hart mitgenommen sind. Und indem ich nun so während der Nacht darüber hin und her sann, fiel mir's mit Schrecken aufs Herz, wie leicht ich hätte aus der Welt scheiden können, ohne daß ein bedeutendes, von mir sorgfältig bewahrtes, Hülfsmittel für schlimme Zeiten Euch bekannt geworden wäre. — Schließt die Thür, Neffe! Was ich Euch jezt zu sagen habe, braucht keine Zeugen."

In gespannter Erwartung that es Rudolph; und nun erfuhr er, daß in den Ruinen eben der Burg, welche das Ziel von Adelheids Wanderungen gewesen war, seit Jahren schon ein Schatz verborgen liege, welchen er, der Graf selbst, in frühern unruhigen Zeiten dort in Sicherheit gebracht, und noch nicht wieder zurückgenommen habe. „Es sind, fügte Dietrich hinzu, meistens seltne Edelsteine und andere Kostbarkeiten, welche zum Theil noch von alten, längst entschlafenen Ahnherren herstammen. Sie sind mir lieb als Erinnerung an diese, und ohne Noth würd' ich sie ungern in fremden Händen sehen. Wenn indessen meine Unterthanen ihrer bedürfen, so sollen meine Erben sie nicht schonen, so wenig als ich selbst dieß thun werde in solchem Fall, so lange ich dem wilden Treiben hier unten noch zusehen muß. — Doch davon noch künftig. Für jezt, Neffe, hab' ich Euch einen Auftrag zu geben. Hier sind noch einige Dinge, welche ich, da man uns wieder mit Kriegsunruhen droht, gern zu dem Uebrigen in Sicherheit gebracht wissen möchte. Der Ort, wo Ihr zu suchen habt, ist gerad am Eingang der Burg unter dem ersten Fensterbogen rechter Hand. Grabt dort etwa zwey Fuß tief, so werdet Ihr ein eisernes Kästchen finden, zu welchem ich Euch hier den Schlüssel übergebe. Ihr könnt nicht irren nach dieser Bezeichnung, und — nun, daß Ihr vorsichtig seyn sollt, brauche ich Euch wohl nicht erst zu empfehlen."

Man konnte nicht bereitwilliger seyn, diesen Auftrag zu übernehmen, als Rudolph, denn seine Stimmung war heiter geworden, durch die so eben erhaltene Nachricht. Ueberhaupt nicht gleichgültig gegen Gold und Goldeswerth, erschien beydes ihm jezt durch die Ueberraschung noch in zwiefacher Herrlichkeit. Gleich am nämlichen Abend, als die harmlosen Bewohner des Thals lange schon das Kleinod des süßen Schlafs gesucht und gefunden hatten, eilte er

zur Höhe hinan. Sein mitgenommenes Schwert sollte ihm zum Grabscheit dienen; der Mond leuchtete hell, und in kurzer Zeit hatte er die bezeichnete Stätte erreicht. Sonderbar! es war die nämliche, wo Adelheid, das weiße Tuch neben sich ausgebreitet, in jener Nacht verweilte, da sie von ihm belauscht ward. Ein beunruhigender Gedanke blizte durch seine Seele, und desto rascher und eifriger ging er nun an's Werk, um recht schnell den Schatz zu finden, von dessen möglichem Verlust ihm so eben schon geträumt hatte. — Aber ach, er arbeitete umsonst! Bald war der ganze Raum unter dem Fensterbogen mehr als zwey Fuß tief aufgegraben, ohne daß eine Spur des gehofften Kästchens sich finden wollte. Nach langer rastloser Anstrengung mußte er endlich nach Hause zurückkehren, ohne seine Absicht erreicht zu haben.

Adelheid, Niemand anders als Adelheid hatte den Schatz! das stand jezt klar vor seinem finstern Gemüth. Zwar, wie ihr das Geheimniß bekannt geworden sey, blieb noch ein Räthsel; allein zeigte nicht deutlich das ausgebreitete Tuch, sie sey gekommen, etwas von dort mit hinwegzunehmen? Wie war es ihm möglich gewesen, dieß bisher zu übersehen? — Und dann gerade die nämliche Stätte: und das sonst so schüchterne Mädchen ganz allein in der mitternächtigen Stunde! Nein, es war nicht mehr zu bezweifeln! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Roms ehemaliger Handel mit Ostindien.

Einige Worte über den ehemaligen Verkehr des alten Roms mit Ostindien werden vielleicht nicht unwillkommen seyn. Die Schiffahrt der Römer ging bekanntlich den arabischen Meerbusen nach dem Vorgebirge Fartak hinunter, von wo sie sich nach der Mündung des Indus erstreckte; und unter der Regierung von Claudius benuzte Hyppalis zuerst die Passatwinde, wodurch der Verkehr zwischen beyden Ländern erleichtert wurde.

Die nach Indien bestimmten Güter wurden zu Alexandria eingeschifft, von wo sie nach Julioroli, und von da den Nil aufwärts nach Coptus, eine Entfernung von 61 Meilen, gebracht wurden. Diese Stadt versezt Ptolomäus in 25° 20′ nördlicher Breite. Hier wurden die Güter entladen, und gingen in acht Tagreisen auf Kameelen nach Berenice, wo sie bis zu fernerer Versendung in Waarenhäusern aufgehäuft wurden. Von da kamen sie in die zu diesem Handel bestimmten Schiffe, gingen in dreyßig Tagen nach Oeilis an der arabischen Küste hinunter, welche, den Alten zu Folge, im zwölften Grade nördlicher Breite lag, jedoch aber allem Anscheine nach noch zu südlich angenommen wurde. Einige von den Schiffen gingen nach Cana, Musa und andern Häfen, um die daselbst wohnenden Handelsleute mit Waaren zu versehen, und nach Suetonius nahmen sie dagegen Weihrauch ein. Die Güter, welche die Römer dahin führten, bestanden aus Waffen, Messern, Glas und dergleichen.

Oeilis war jedoch die Hauptwaarenniederlage, denn hier kamen die Kaufleute aus Indien zusammen, und diese Stadt diente zugleich zu einem Ruhepunkt auf der Reise nach jenem Lande. Von hier erreichten sie den Hafen von Miziris in vierzig Tagen, welcher Ptolomäus zufolge im vierzehnten Grade nördlicher Breite liegt. Der häufigen Seeräubereyen wegen waren sie jedoch genöthigt, einen bessern Hafen zu suchen, wozu man Becava erwählte, und von hier gingen die Waaren auf sogenannten Pravs nach Madura, von wo die Handelsleute nach beendigten Geschäften mit den Passatwinden zurück kehrten und im Dezember oder Januar in Alexandrien eintrafen. Um diese Zeit lag gewöhnlich eine römische Flotte bereit, um die aus Indien angekommenen Güter einzunehmen, und sofort damit nach Rom zu segeln. Man nannte sie die jährliche Flotte, und sie verdankte ihre Einrichtung dem Kaiser Augustus.

Das Kapital, welches die Römer in diesem Handel stecken hatten, belief sich auf etwa 4,800,000 Gulden unserer Währung, und ihr Gewinn dabey soll sich auf jeder Reise auf hundert pCt. belaufen haben. Die Gegenstände, welche die Römer in Indien holten, waren so ziemlich dieselben, die man jezt zu holen pflegt. Zimmet war einer der gesuchtesten Gegenstände, und man verkaufte das Pfund zu Rom für neunzig bis hundert Gulden. Ueberdieß holten die Römer Edelsteine, Perlen, Smaragde, Opal, Rubine, Topasen und andere kostbare Steine; Gold, Ebenholz und andere reiche Hölzer; Weihrauch, Gummi, Elfenbein nebst einer Menge anderer ostindischer Erzeugnisse. (Asiatic Journal, Nro. XCIII.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Den fünf und zwanzigsten wurde unter Webers eigener Leitung dessen neue Oper Euryanthe (Text von Helmina v. Chezy), große romantische Oper in drey Aufzügen, zum ersten Mal auf dem Theater am Kärnthnerthor zur Aufführung gebracht. Von großen Erwartungen erfüllt und zur wärmsten Empfänglichkeit gestimmt — dieß ist reine Wahrheit — strömte die Menge herbey, so viel der weite Raum nur fassen konnte — welche schöne Gelegenheit wäre hier zu einem poetischen Ekel! — Schaaren von Kunstverständigen und Dilettanten, Neugierigen und Enthusiasten; das Haus war gestopft voll, und für die ersten drey Vorstellungen, deren Direktion der Tonsetzer selbst übernommen hatte, waren, dem Vernehmen nach, bereits alle geschlossenen Plätze in Beschlag genommen. Weber wurde mit Jubel empfangen, während der

Ouverture wagte kaum Jemand, dem Athem freyen Lauf zu lassen. Man war geneigt, sie wiederholen zu lassen, aber das Orchester eilte fort zur Introduction, die mit Beyfall aufgenommen wurde. Die erste Cavatine des ritterlich liebenden Adolar (Gérard de Nevers) im Romanzenton, wollte keinen rechten Eindruck machen, wahr ist jedoch, sie wurde sehr mittelmäßig, und man weiß nicht recht, woher es kam — mit ungewöhnlicher Beklommenheit vorgetragen. Von hier an erhielt manches Gesangstück lauten Beyfall, andere wurden kalt aufgenommen, einige mit Stillschweigen übergangen, hinsichtlich anderer äußerten sich verschiedene Meinungen; mit wenig Worten, man fing an, lauer und lauer zu werden, gerieth in Zweifel und Bedenklichkeiten, die Sängerin der Euryanthe (Sonntag) machte Furor. Sie und Weber wurden mehrmals gerufen — aber das Ganze brachte die erwünschte Wirkung nicht hervor, die große romantische Oper entsprach den Erwartungen nicht. Waren diese nun zu hoch gespannt, oder war das musikalische Kunstwerk zu hoch gestellt; meine Meinung soll hier für nichts gelten. Ich fliehe jeden Streit, und meine Ruhe ist mir endlich viel zu lieb geworden, um sie für das Theuerste sogar dahin zu geben, könnte ich sie dessenungeachtet immer nur behaupten! Ich will blos berichten. Man verließ das Schauspielhaus — und wenn ich sage man, so versteh' ich, mit dem Heitmann in Benjowsky zu reden, eine große Menge von Zuhörern — die bey weitem größere Zahl verließ das Haus in einer ganz andern Stimmung, als zum Anfang laut geworden war. Viele hatten viele Langeweile empfunden, Andere wußten nicht, was sie aus dieser Oper machen sollten, Einige schienen entzückt. Mancher stellte sich vielleicht nur so, um für einen Eingeweihten zu passieren; Alle kamen ohne Zweifel darin überein, daß dieses Tonwerk große technische Vorzüge besitze, einen Reichthum von harmonischen Constructionen, charakteristische Genauigkeit und sorgfältige Beachtung der Korrektheit; überall zeigt sich Streben nach Wahrheit. Fleiß und Verstand verläugnen sich nirgend, sagte man — aber es mangelt diesem Werk die Begeisterung, es fehlt an einer Fülle der Ideen, an Phantasie. Gesang und Melodie — behauptet die große Menge; überall verräth sich Zwang und eine allzuängstliche Berechnung, ein mühsames Streben nach Originalität, ein fühlbares Trachten, das Ungewöhnliche zu leisten, Schwierigkeiten zu überwinden — die Ausführung kostet den Sängern und dem Orchester ungemeinen Aufwand von Kräften — Aehnlichkeiten endlich und Reminiscenzen zu vermeiden. Es ist dennoch ein klassisches Werk! wiederholt man hier und dort. „Aber kein ästhetisches!" wird erwidert, oder etwas dergleichen. Es bringt keinen Totaleffekt hervor, es läßt im Gemüth keinen tief greifenden Eindruck zurück, der uns mit unwiderstehlichem Verlangen anlockt, den Genuß zu wiederholen, wie andere Kunstwerke, die sich in großen Tonmassen vor uns wundersam entfalten. Sachte, sachte! hört man wieder; ihr habt Manches dieser gewaltig ergreifenden Werke doch lange nicht begreifen und goutieren wollen. „Nun wir sie aber schon begriffen und goutirt haben, sind wir vorbereitet genug, auch neuere und ähnliche zu würdigen. Es muß also an etwas anderm liegen, daß dennoch dieses uns nicht völlig anspricht." — Worin dieses Andre nun bestehen kann, mag aus dem Vorigen erhellen; ich merke nur noch dieses an: Antriebe waren nicht im Spiel, Prädilektionen fanden nicht Statt, oder wurden wenigstens nicht vernommen. Ich will sogar rein und frey gestehen, daß man genug solche Zuhörer, die für gewisse cantable Opernprodukte fast leidenschaftlich eingenommen sind, auf ihren Plätzen ruhig sitzen und mit gespannter Aufmerksamkeit einmal um das andere gähnen sah. Dieß soll ja nichts gegen das Kunstwerk beweisen, blos allenfalls die Meinung widerlegen, daß die Partheylichkeit oder der Oppositionsgeist laut geworden wäre. Das Wiener Publikum zeigte sich vielmehr auch jetzt von einer Seite, die schon so oft gepriesen wurde und nicht leicht unbeachtet bleiben kann. Es beeiferte sich recht eigentlich dem Tonsetzer jeden Anlaß zum Mißvergnügen zu benehmen, ihn auf alle Art und Weise zu entschädigen, und jedes etwa allzustrenge Urtheil schnell zu mildern. Dieß geschah in der zweyten und dritten Vorstellung, wiewohl das Haus nicht mehr so gefüllt war, wie das erste Mal, obgleich die dritte Aufführung zum Vortheil der beliebten Sängerin der Euryanthe diente, die besonders in diesem Parth glänzende Auszeichnungen erwarb. Fast jedes Gesangstück wurde applaudirt, der Tonsetzer mehrmals gerufen, dennoch sah man nach dem ersten und zweyten Akt das Parterre immer lichter und gleich Anfangs mehrere geschlossene Sitze für die Stehenden geöffnet werden. Die Einnahme war garantirt und die Administration soll zugeschossen haben. Die Sänger boten alle ihre Kräfte auf und verdienen großes Lob. Vor Allen muß nochmals hier die Sonntag genannt werden. Sie sang mit ungemeiner Anmuth, überall mit charakteristischem Ausdruck und mit einer Kraftäußerung, die zu der Bemerkung Anlaß gab, es sey zum Vortheil ihrer Stimme, wenn diese Oper nicht so oft wiederholt würde, wie der Freyschütz. Der Tenorist war in dem Parth des Adolar nicht an seinem Platz; desto mehr leistete die Grünbaum als Eglantine, und Forti in der Rolle des Lysiart. Die Chöre gingen trefflich. Vorzüglich bedeckte sich das männliche Personal in dem neuen schönen Jagdchor, der immer noch bisher zweymal wiederholt werden mußte, mit Ruhm. Das Stück (Textbuch, wie man's nennt) mag sich als musikalisches Drama leicht den bessern an die Seite stellen. Dennoch hat es viele Mängel, worunter Dunkelheit und lockerer Zusammenhang die bedeutendsten sind. Die Verwicklung ist etwas schleppend, die dramatische Oekonomie wird häufig vermißt (sollte bey einer Dichterin gerade nicht seyn; die Verse sind hübsch, manche unsrer talentvollen jungen Dichter werden niemals halb so gute produziren; manches ist zu lang, manches wohl zu kurz. Das Buch ist mit einer eindringlichen Vorrede gedruckt. Außerdem versichert die Dichterin, daß sie die jetzt sehr bekannte Erzählung zu Paris selbst übersetzt, und A. W. Schlegel sie unter seinem Namen nur herausgegeben habe. Als Widerlegung gewisser Aeußerungen in verschiedenen Zeitschriften beruft sie sich auf die gesammelten Werke des oben erwähnten Gelehrten, worin die Gesänge des Gérard de Nevers und der holde Euryanthe nicht enthalten ist. Sie hätte dieses freylich in dem Vorwort zur eigenen Herausgabe anführen können. — Zu einem genauen Bericht gehört auch dieses, daß der Komponist noch außer dem Schauspiel Ehrenbezeugungen erhalten hat. In einer lustigen Abendgesellschaft, die Weber öfter zu besuchen pflegte, empfing man ihn nach der ersten Vorstellung mit Gedichten, ernsten und scherzhaften Inhalts, man hatte allegorische Zeichnungen verfertigt und sein Bild war mit Rosen und Lorbeern bekränzt. Auch sonst sind Carmina gedichtet worden. Die Dichterin hat die Sängerin besungen, in zierlichen Strophen, deutlicher gesprochen, die Sonntag gefeyert, um mich eines gewöhnlichen Recensenten-Termini zu bedienen. Vielleicht bringt irgend ein Sänger eine reglerte Huldigung dar. — Bis jetzt, „vierzehn Tage nach dem Ereigniß." ist die Oper viermal gegeben worden, das ist nicht oft. Hoffentlich gewinnt man diesem Kunstwerk in der Folge mehr Geschmack ab. Ich könnte leicht jedes einzelne Tonstück anführen und die eigenthümlichen Vorzüge bezeichnen; dazu gehört aber mehr Zeit und Raum, als diesen Notizen gestattet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Nro. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. December 1823.

— — — Unter Allen
Grünt ihr friſch und kühn mit ſtarkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in euerm Schatten nicht geruht.
Und wenn herbſtlich eure Blätter fallen,
Todt auch ſind ſie euch ein köſtlich Gut:
Denn, verweſend, werden eure Kinder
Eurer nächſten Frühlingspracht Begründer.

Die Eichen. Von Th. Körner.

Deutſchlands Dichter.

8.

Schluß-Lied.

Ihr Eichen, ihr Eichen,
Was rauſcht ihr ſo laut!
Ein tieferer Himmel
Hat niemals geblaut!
Ihr Sterne, wie glänzend!
Du Strom, wie ſo hell!
Ihr Blümlein, bekränzend
Den ſilbernſten Quell!

Was wollt ihr? Was ſollt ihr?
Ein Todtenmahl ſeyn?
Geſchiedene Sänger
Zu Lebenden weihn?
Zu lebenden Todten,
Die ferne uns ſtehn?
Gleich wanderndem Boten
Vorüber uns gehn?

Was wollt ihr? Was ſollt ihr?
Tief ſtärkende Kraft
Den Lebenden ſenden,
Die mählich erſchlafft?
Daß Wort und Gedanken,
Harmoniſchen Gangs,
Betreten die Schranken
Echt deutſchen Geſangs?

Das wollt ihr! Das ſollt ihr!
Euch lauſchet dieß Herz!
Verſunken in Andacht,
In Sehnen und Schmerz.
Es ſcheut nicht die Richter,
Es ſchlägt nicht mehr bang,
Daß kühn es die Dichter
Des Vaterlands ſang.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

Schon früh am andern Morgen trat Rudolph in des Oheims Zimmer, um ihn, den eben die Nachricht von der wahrſcheinlichen Falſchheit des Kriegsgerüchts erfreut hatte, gleich aufs Neue durch die unwillkommene Kunde zu beunruhigen, daß der Schatz, und auf die allerverdrießlichſte Weiſe, ſchon jezt in fremde Hände gerathen ſey. — „Unmöglich! rief der Graf, indem er dem finſtern Boten forſchend ins Auge blickte. Entweder Ihr ſcherzt, oder habt die rechte Stelle nicht gefunden.“ — „Keins von beyden! erwiederte Rudolph, noch einmal genau den angegebenen Platz bezeichnend. — Und unmöglich, ſagt Ihr? Ach! das iſt auch eins von den Wörtern, die man weit öfter braucht als man ſollte. Und nun vollends hier! wo wäre denn hier die Unmöglichkeit? Wenn nun, zum Beyſpiel, irgend ein Zufall einer eiteln, nach Glanz und Reichthum

verlangenden, Dirne Euer Geheimniß verrathen hätte: meint Ihr, sie werde sich besonnen haben, das Glück zu benutzen, das sich ihr bot? — Und wenn ich nun gar die kennte, welcher der Fund zu Theil ward; wenn ich sie Euch nennen könnte? Was sagtet Ihr dann?" — „Ich bitt' Euch, ermüdet mich nicht! rief der Graf verstimmt. Eure Räthselsprache ist schlecht gewählt für meine Laune. Sagt mir gerade heraus und ohne Umschweife, was Ihr wißt oder vermuthet." — „Nun denn, sprach Rudolph, so hört mich!" — Und jezt erzählte er von Adelheids seltsamen Gängen, welche sie im Einverständniß mit einer unbekannten, plötzlich verschwundenen Fremden unternommen; von jener Nacht, wo er sie belauscht, und gerade an der Stätte, wo das Kästchen verborgen gewesen, knieend gefunden hatte, dem Anschein nach die Hülfe über- oder unterirdischer Geister anrufend, und das Tuch zum Verhüllen der Beute schon neben sich ausgebreitet. — Kurz, was Haß und Mißtrauen vereint nur dem Gemälde Verdächtiges und Nachtheiliges für Adelheid geben konnte, das häufte er zusammen, ohne demungeachtet seine Absicht völlig zu erreichen. — „Ich meine doch, sprach Graf Dietrich gelassen, nachdem er sich vom ersten Erstaunen erholt hatte, die Saat, welche dort oben zu ernten war, hätte ihr gleich beym Erstenmale zu Theil werden können, und sie hätte nicht nöthig gehabt, deßhalb den ihr gewiß nicht leichten Weg in schauriger Nacht so oft zu machen. Ueberhaupt sieht die ganze Sache dem Mädchen wenig ähnlich. Sie ist nicht unternehmend genug zu Schatzgräbereyen in solcher Stunde, und vor Allem zu kindlich liebend gegen mich gesinnt, um, wäre etwas der Art geschehen, es mir nicht wenigstens jezt, da meine Kräfte sich mehren, offen zu gestehen. Konnte sie doch wissen, daß ein Schatz, in den Ruinen einer alten Burg des Hauses Felseneck gefunden, aller Wahrscheinlichkeit nach dem lezten Sprößling dieses Hauses rechtmäßig zukomme, und . . ." — „Und Ihr meint, erwiederte Rudolph mit Bitterkeit, das werde ein Bewggrund für sie gewesen seyn, Euch ihre Entdeckung mitzutheilen? Verzeiht mir, Oheim! Euer Kopf ist von der Krankheit noch angegriffen, sonst würdet Ihr nicht mehr zweifeln, nicht da noch vertrauen wollen, wo Vertrauen Schwäche und Verblendung wird. Allein, selbst wenn Ihr durchaus die natürlichste Erklärung verwerfen, durchaus annehmen wollt, das Kästchen sey auch von anderer fremder Hand auf schlau verborgene Weise entwendet: selbst dann, meine ich, möchten doch wohl diese seltsamen Wanderungen zur Nachtzeit eine strenge Untersuchung verdienen." — „Und wer sagt Euch, daß diese nicht statt finden soll? erwiederte der Graf sehr ernst. Für wie schwach Ihr mich auch halten mögt, dazu wenigstens fühle ich mich noch zu stark, mich durch Jünglingsübermuth gängeln zu lassen. Verlaßt mich jezt! Ich werde, nicht wie ihr, mit Bitterkeit, sondern gelassen und ruhig noch einmal alle Umstände erwägen, und dann handeln nach meiner besten Erkenntniß."

Rudolph fühlte, daß er zu weit gegangen sey. — „Oheim, begann er, es bedarf bey Euch wohl kaum der Entschuldigung, wenn Ihr mich streng findet gegen Falschheit und Unredlichkeit. Ich gesteh' Euch, es empört mich, Euch so vergolten zu sehen; nehmt es deßhalb mit einem im Eifer gesprochenen Worte nicht allzu genau. Was Eure lezte Aeußerung betrifft, so gebe ich Euch völlig Recht. Ueberlegt noch einmal Alles, durch keine Einrede von mir gestört, und entscheidet dann. Ich habe nun meine Meinung gesagt, und bescheide mich gern, daß mir weiter keine Stimme in dieser Angelegenheit zusteht." — Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ den Grafen in tiefem Nachsinnen zurück.

Es war weniger beleidigter Stolz, als der redliche Wunsch, unverblendet von Leidenschaft, gerecht und ohne Härte zu urtheilen, was den wackern Dietrich bewog, seinem Neffen ein zurückweisendes Wort zu sagen. Er fühlte wohl, daß dieser kein unvartheyischer Richter sey, daß er von ihm schon mehr als genug über die Sache gehört habe. — Allein als er nun still und ernst noch einmal Alles durchdachte, da geschah, was so oft geschieht: selt Niemand mehr eigensinnig strebte, ihn zu überzeugen, kam ihm die Ueberzeugung von selbst; wenigstens stand er ihr jezt bey weitem näher, als vorher. Mit dem Mißtrauen erwachte auch Unwillen gegen Adelheid in seiner Brust; konnten doch diese geheimnißvollen Gänge wohl in keinem Fall ganz schuldlos seyn! So beschloß er denn, die Jungfrau gleich beym Frühstück in Rudolphs Gegenwart scharf zu befragen; und ging in dieser Absicht heute zum Erstenmal nach seiner Krankheit wieder hinüber in das gemeinschaftliche Wohnzimmer. Seinen Neffen fand er schon dort, und bald erschien auch Adelheid, sich mit heiterer Unbefangenheit der Gegenwart des Genesenden erfreuend. Mit freundlich scherzenden Worten reichte sie ihm dann das sorgfältig für ihn bereitete stärkende Getränk; allein Graf Dietrich schaute finster drein, und die wohlschmeckende Labung wollte ihm nicht munden. „Erst gilt es hier ein ernstes Wort, rief er, fast ungeduldig den goldenen Becher zurückschiebend, und je länger ich damit zögere, desto schwerer lastet's mir auf dem Herzen. — Ist es wahr, Adelheid, was ich mit Befremdung und Unwillen von Euch hören muß, daß Ihr mehrmals zur Nachtzeit ganz allein dort hinauf zu den Ruinen der alten Burg Euch gewagt habt?" — Adelheid erbleichte; doch bald wandte sich ihr Blick frey und ruhig auf den Grafen, und sie erwiederte sanft: „Es ist wahr, edler Graf! ich bin dort gewesen." — „Und in welcher Absicht? forschte er in strengerem Tone weiter. Ich denke, Ihr werdet

fühlen, daß ich ein Recht habe, diese Frage ernst und beunruhigt an Euch zu richten.“ — „Ich fühl' es, erwiederte sie, jezt heiß erröthend; allein dennoch — ach, verzeiht mir! es steht jezt noch nicht in meiner Macht, sie Euch so wahr und redlich, wie Ihr's verlangen könnt, zu beantworten.

„Nicht wahr, Fräulein, begann jezt Rudolph mit Heftigkeit; die Antwort zu geben steht erst dann in Eurer Macht, wenn alle Edelsteine in Sicherheit gebracht sind, wenn jene Fremde, welche Euch bey Euerm seltsamen Geheimniß unterstüzte, auch wird Rath geschafft haben zu einer betrügerischen Ausrede? — O es ist empörend, es ist unverzeihlich, mit welchem Undank Ihr die väterlichste Güte belohnt!“

(Die Fortsezung folgt.)

Doktor Jenner, Entdecker der Einimpfung der Kuhpocken.

Nekrolog.

Den 26. Januar dieses Jahres starb Doktor Eduard Jenner, in seinem Hause zu Berkeley, im vier und siebzigsten Lebensjahre. Wenn irgend jemand einen gegründeten Anspruch auf den Namen eines Naturforschers und Physiologen machen konnte, so war es dieser Mann. Die Natur hatte ihm viel Genie, Scharfsinn und einen unvergleichlichen Eifer in der Verfolgung seiner naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Studien gegeben, und seine Forschungen waren gründlich und unter einander verbunden. In früher Jugend wurde er zum Studium der Wundarzneykunde bestimmt. Im Verfolge derselben trat er mit mehreren ausgezeichneten Männern, Doktor Parry von Bath, Doktor Hickes von Gloucester und Doktor Ludlow von Corsham in nähere Verbindung; und späterhin wurde er mit der besondern Freundschaft des verstorbenen Doktors Johann Hunter beehrt, dessen Name in den Annalen der chirurgischen und philosophischen Wissenschaften mit so vielem Rechte glänzt. Hunter, welcher die außerordentlichen Eigenschaften des jungen Jenner wohl kannte, bot ihm seine Unterstüzung zu seinen Forschungen an. Doktor Jenner zog es jedoch vor in seinem Geburtsorte Berkeley zu bleiben, wo er nicht nur einen sehr ausgebreiteten ärztlichen Ruf, sondern auch durch mehrere naturhistorische Abhandlungen große Achtung unter den Professoren der Medizin und andern wissenschaftlichen Männern gewann. Nachdem er der königlichen Gesellschaft in London, bey welcher er sehr frühe zum Mitglied erwählt wurde, mehrere unbedeutende Mittheilungen gemacht hatte, schrieb er eine vollständige Naturgeschichte des Kukuks, welche bis dahin unbekannt war. Der Scharfsinn, die Beobachtungsgabe, welche in dieser Arbeit hervorstrahlten, erhöheten Doktor Jenners Ruf ungemein. Späterhin theilte er seinem Jugendfreunde und Collegen, dem verstorbenen Doktor Parry von Bath, seine Entdeckung über den kranken Bau des Herzens mit, welcher die Brustbräune erzeuge, und worüber man zuvor im Dunkeln schwebte. Doktor Parry schrieb daher eine Abhandlung über diesen Gegenstand, und erwähnte nicht nur die Entdeckung seines Freundes auf eine sehr ehrenwerthe Weise, sondern bestärkte auch die Richtigkeit derselben durch nachfolgende sehr geistvolle Untersuchungen.

Nach langen und eifrigen Forschungen über die Natur der Kuhpocken, eine unter den Kühen in Gloucestershire und andern Grafschaften einheimische Krankheit, welche nach den ältesten Ueberlieferungen diejenigen vor den Blattern schüzen soll, welche sie beym Melken der Kühe bekommen, entschloß er sich, einen Versuch damit zu wagen, und impfte die Materie einigen jungen Personen im Jahre 1797 ein. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens veranlaßte ihn im Jahr 1798 öffentlich damit aufzutreten; und die Anspruchslosigkeit, womit es geschah, machen ihn höchst schätzenswerth. Die ersten Mediziner in der Hauptstadt Englands gestanden, daß wenn Doktor Jenner sein Verfahren geheim gehalten hätte, so würde er unermeßliche Summen damit verdient haben; allein seine reinen und freysinnigen Gefühle verhinderten ihn, an sich selbst zu denken, und obgleich das Parlament ihm späterhin mehrere Summen dekretirte, so war das Verdienst, das er sich um sein Vaterland und die ganze Menschheit erwarb, doch nicht damit bezahlt.

Die Sanftmuth, Artigkeit und Einfachheit seines Betragens bildeten den auffallendsten Kontrast mit der Selbstachtung, welche aus dem Gedanken der Wichtigkeit seiner Entdeckung hätte erwachsen können. Er war in seinem Herzen erkenntlich und dankbar dafür; allein für Stolz und leeren Ruhm war er nicht geschaffen. Kurz vor seinem Tode sagte er, als von seinen dem Menschengeschlechte geleisteten wichtigen Diensten die Rede war: „Ich wundere mich nicht, daß die Menschen nicht dankbar gegen mich sind; allein ich bin erstaunt, daß sie es nicht gegen Gott sind, welcher mich zum Werkzeuge des Guten benüzte.“ So war sein Gemüth immer beschaffen. Seines häufigen Umganges mit den Großen dieser Erde ungeachtet, zeigte er immer dieselbe Geradheit, Einfachheit und denselben Ernst, die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen zu befördern. Diese Eigenschaften erregten besonders die Aufmerksamkeit der vielen Fremden, welche ihn besuchten, und waren auch nicht weniger eine Quelle vielfacher Freuden für seine nächsten Freunde. Seine Herablassung, Artigkeit und Willfährigkeit, jeden Leidenden anzuhören, und die Freygebigkeit, womit er

den Bedürfnissen der ihn umgebenden Mitmenschen abhalf, werden niemals von denen vergessen werden, welche ihn in der Stunde der Noth geprüft haben. Für unterdrückten Werth und verlornes Genie war er immer lebhaft eingenommen, und weder Talente noch sonstige Anstrengungen stießen ihm in seinem Leben auf, ohne daß er davon Notiz genommen und sie aus allen Kräften unterstützt hätte. Eben so großmüthig theilte er auch die Schätze mit, welche in seiner Seele aufgehäuft waren. Ein langes Leben, unter beständigen Studien aller zu den Naturwissenschaften gehörigen Gegenstände zugebracht, hatte ihn mit einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Kenntnissen ausgerüstet; und hierin zeigte er auch, sowohl in seinen Handlungen als in der Unterredung, einen Scharfsinn und eine Eigenthümlichkeit der Ansichten, welche selbst dem unaufmerksamsten Beobachter nicht entgehen konnten.

Im Parlamente hat man den Vorschlag gemacht, diesem unvergleichlichen Wohlthäter der Menschheit einen Denkstein im Namen der Nation zu errichten, und in der Grafschaft, worin er lebte, hat man Beyträge gesammelt, um seinen Namen und seine Tugenden durch ein anderes Monument zu verewigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Beschluß.)

Lustig, Bajazzo, ein anderes schönes Stück! — Der Wolfsbrunnen (auf dem Theater an der Wien), Zauberspiel mit Gesang, Tanz, Dekorationen, Evolutionen ꝛc. von A. Gleich. Dieses Stück macht Halloh. Seit einigen Wochen kündigt der Theaterzettel jener Bühne Tag für Tag den Wolfsbrunnen an. Das Stück selbst freylich weniger, als die Zuthaten. Jenes ist nach einer Sage bearbeitet. Es handelt sich darin um die Erlösung einer verzauberten Zauberin, die verurtheilt ist, Nachts zuweilen in Wolfsgestalt umher zu irren, bis es ihr gelingt, ihren Geliebten zu zerreißen. Dieses wird mittelst Eifersucht und Verwechslung bewerkstelligt — denn die Zauberin Jetta hat zwey Liebhaber — und hochzeitlicher Jubel schließt die tragikomische Geschichte. Der Wolf, oder vielmehr die Wölfin, die es leicht mit jener berühmten Lupa des Alterthums wird aufnehmen können, macht das Meiste. Die Darstellung dieses Raubthiers wird von einem Künstler aufgeführt, der vormals, wie ich glaube, bey einer Gesellschaft von Kunstreutern seine mimische Virtuosität erworben hat. Das ist eine Darstellungsgabe! — Geniale Intentionen, Auffassungsvermögen, Anschauungskraft und Phantasie, Alles vereinigt sich hier. Schade, daß man nicht sagen kann, die Deklamation ist größtentheils richtig. Desto ausdrucksvoller zeigt sich die Geberdensprache. Wenn er z. B. gerufen wird, tritt er pathetisch vor der Höhle des Trophonio hin, horcht hinab, als wollte er den aufströmenden Wind erhaschen, öffnet dann den Rachen, schüttelt den Kopf und scheint sagen zu wollen: „Wahrer Dank ist stumm!“ — Dieses große tragikomische Genie wird endlich doch das berühmte künstlerische Thier des Audry vergessen machen!

Auf dem Volkstheater hat eine neue Piece: Der Sohn des Waldes, nach einem englischen Sujet (!) vom Herausgeber der Theaterzeitung, wenig Beyfall gefunden, wie man hört — ich sage, wie man hört; denn gesehen habe ich sie nicht, kann also nichts Ausführliches darüber sagen. Dieß ist auch eigentlich nicht nöthig, in Ansehung solcher Piecen, deren Werth in einer derben Erschütterung des Zwergfells besteht. Erfüllen sie ihre Bestimmung nicht — so ergibt sich das Uebrige von selbst.

Der Tonsetzer des Freyschützen hat für die Komposition der Euryanthe, wie ich jetzt durch sichere Mittheilung erfahren habe, zweyhundert und etliche vierzig Dukaten erhalten, die ihm vorher zugesichert waren. Dieses zur Berichtigung einer früheren Notiz. Die Steiner'sche Musikhandlung hat sich aber verbindlich gemacht, tausend für den Klavier-Auszug zu bezahlen.

Frau von Chezy arbeitet an einem neuen Operntext, den ein hiesiger junger Tonsetzer komponiren wird. Ein Schauspiel: Rosamunde, hat sie schon beendigt. Im Umgang zeigt sich diese gebildete Frau interessant, ungezwungen und natürlich; in literarischer Hinsicht bescheiden, wie sie wenigstens bey Gelegenheit der Rezensionen ihres Textbuchs zu Webers neuer Oper an den Tag gelegt hat, woraus erhellt, daß sie den Ton anständiger Kritiken von dem schonungslosen, unbevolfenen recht wohl zu unterscheiden weiß. — Grillparzer soll ein neues historisches Schauspiel: Ottokar, fertig haben. Es wäre Schade, wenn diese dramatische Dichtung, aus Gründen, auf auswärtigen Bühnen früher als hier gegeben würde, oder wenn der Dichter sie gar nicht zur Aufführung bestimmt hätte. — Castelli will ein „Taschenbuch aus der andern Welt“ herausgeben. Man sagt vielleicht: die Taschenbücher aus dieser Welt sind ohnehin schon Legion. „Desto interessanter wird Eins aus der andern seyn.“ — Auch hat sich Jemand vorgenommen, einen Sommer-Almanach herauszugeben, um dem Winter zu beweisen, daß er nicht ausschließlich das Privilegium auf solche Lieferungen habe.

Der pensionirte Hofschauspieler Ziegler gibt seine sämmtlichen dramatischen Werke in zwanzig Bänden heraus, wozu vielleicht noch einige Supplementbände kommen, solche Stücke enthaltend, die nicht zur Aufführung bestimmt waren. Der Veteran hat seine Laufbahn als Künstler und wahrscheinlich auch als dramatischer Schriftsteller nun beschlossen. Seine Schauspiele haben durch mehr als dreyßig Jahre allen deutschen Bühnen mehr oder weniger — Cassa gemacht. Einige, z. B. Liebhaber und Nebenbuhler ꝛc., der Lorbeerkranz sind mit großer Theilnahme aufgenommen worden. Er hängt immer noch mit Herz und Seele an der Kunst und beschäftigt sich mit der Ausarbeitung mehrerer dramaturgischen Werke, die das Resultat vierzigjähriger Forschung und Erfahrung sind. Sie dürfte ohne Zweifel eine neue Quelle der Belehrung für den mimischen Künstler, und manche Richtschnur für das Publikum enthalten.

Diesen Monat ist das erste Dampfschiff, unter dem Namen Franz (sub bonis auspiciis!), mit 1500 Centner Last beschwert, und von dem Pesther Aktien-Verein zur Beförderung der Dampfschiffahrt auf der Donau ausgerüstet, von hier nach Pesth gegangen und glücklich zurück gekommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Nro. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. December 1823.

O flüchtiger Glaube sterblicher Geschöpfe!
Shakespeare.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Herr Graf! erwiederte Adelheid dem Rudolph auf seine Beschuldigung sehr ernst; ich darf fordern, daß Ihr Euch mäßigt. Was ich von Euerm Oheim ertrüge, ertrag' ich nicht von Euch. Und wollt Ihr, daß ich mich vertheidige, so erklärt mir den Sinn Eurer beleidigenden Worte. Für mich sind sie Räthsel."

„Die Ihr doch vermuthlich zu deuten wißt! sprach Graf Dietrich finster: denn ihn dünkte in diesem Augenblick in Adelheids Betragen ein sträflicher Trotz zu liegen. Ihr irrt sehr, wenn Ihr glaubt, es sey hier mit dreisten Worten gethan. Doch — bleibe es für jezt nur bey der einfachen Frage: Weßhalb wart Ihr droben? Gebt Ihr mir aber nicht auf das Klarste und Genügendste hierüber Auskunft, so seh' ich mich gezwungen, von zwey Wahrscheinlichkeiten eine zu wählen, und mir in jedem Fall die Frage so zu beantworten, daß Euch meine Achtung, wie die aller rechtlich Gesinnten, auf immer verloren ist."

„O mein Gott! rief Adelheid im Ton der schmerzlichsten Ueberraschung: das hab' ich von Euch nicht erwartet!" — Sie hielt einen Augenblick inne, dem Anschein nach in hartem Kampf mit sich selbst. Doch dann sprach sie wehmüthig, aber entschieden: „Was auch geschehe — ich kann nicht! Wie Ihr auch über mich urtheilen, wie sehr Ihr mich auch verkennen mögt — ich will, ich darf Euch jezt die Aufklärung noch nicht geben, welche mich, und ich hoffe bald, in Euern Augen vollständig rechtfertigen wird."

„Ihr wollt nicht? rief Dietrich aufgebracht, und Röthe des Zorns färbte seine von der Krankheit gebleichten Wangen; wahrhaftig, Ihr wollt nicht? Nun denn, so bleibt eingeschlossen auf Euerm Zimmer, bis Ihr wollen lernt, was ich mit dem entschiedensten Recht von Euch fordere. Erfahrt endlich, daß auch die Geduld des Gelassensten zu ermüden ist!"

„O mein Freund, mein Vater! rief Adelheid in heißem Schmerz über die leidenschaftliche Bewegung des Grafen, und kniete nieder an seinem Sessel — habt Ihr denn gar keinen Glauben, gar kein Vertrauen mehr zu Euerm Kinde? — Baut doch nur dieß einzigemal noch auf mein Wort! Es ist ja wahrlich! wahrlich! nichts Böses, was ich jezt noch vor Euch verhehlen muß. Könnt Ihr mir aber gar nicht mehr vertrauen, o so beruhigt Euch nur, und erfüllt dann, wenn es seyn muß, Eure Drohung. Es wird mir wehe thun, aber doch lange, lange nicht so weh, als vorhin Euer strenger, strafender Blick, und ach! die Zornesflamme in Euerm bleichen, von hartem Körperschmerz noch so matten und leidenden Gesicht!"

Sie schwieg einige Augenblicke, in stiller Wehmuth das zarte Haupt auf seine Hand herabbeugend. Dann wandte sie das thränenfeuchte Auge wieder zu ihm empor, und fragte mit rührend ehrerbietigem Tone: „Habt Ihr es überlegt, lieber, edler Wohlthäter? Wollt Ihr es noch so, wie Ihr vorhin sagtet?"

Graf Dietrich ſchaute erſt vor ſich nieder, und inneres Schwanken beunruhigte ſeine Bruſt. Wäre der Jungfrau Blick, wie ihre Rede, nicht ganz Kindlichkeit und Unſchuld geweſen, er hätte bittern Spott geſehen in der Frage: „Lieber, edler Wohlthäter, wollt Ihr es ſo?“ — Das konnt' er jezt nicht; nur Liebe und Demuth ſprach aus ihren Worten; und auch in ſeinem Herzen kämpfte noch die frühere Liebe mit dem neugeweckten Mißtrauen. Doch durch Rudolphs beredte Blicke und durch den eigenen Unwillen über Adelheids beharrliches Schweigen verſtärkt, gewann das lezte den Sieg. „Es bleibt bey meinem Wort! ſprach er nach einer langen Pauſe mit beſtimmtem, doch nicht mehr zürnendem Ton, gleich als wolle er ſo die Strenge ſeines Ausſpruchs mildern. Tragt die Folgen eines Eigenſinns, der ſich ſelbſt vor dem ernſten Verlangen des Vaters nicht beugt; ſchon er allein macht Euch ſtrafbar. — Mein alter, treuer Konrad mag mir den Schlüſſel Eures Zimmers bringen; ihm und ſeinem Weibe ſoll auch die Sorge für Euch übertragen ſeyn. Uebrigens entſcheide ich noch nicht über Euch. Ich liebte Euch ja wie meine eigene Tochter; und mögt Ihr Euch bald, mögt Ihr Euch vollſtändig rechtfertigen können!“

Sanft drückte die Jungfrau des ernſten, für ſie jezt zum Erſtenmal ſtrafenden, Freundes Hand an ihre Lippen, erhob ſich dann mit Würde, und mit den ruhigen Worten an Rudolph: „Ich gehe auf mein Zimmer, Herr Graf! ſendet Jemanden, es zu verſchließen!“ war ſie verſchwunden. Doch noch ehe ſie die angewieſene Stätte erreichte, war ihr jener ſchnell gefolgt. „Fräulein! ſprach er mit einem Strahl glühenden Haſſes im Blick, mir gebührt es, jezt an der Stelle meines noch ſchwachen und kraftloſen Freundes zu handeln; und ich berg' es Euch nicht, es ruht ein Verdacht auf Euch, bey welchem mir die Haft auf Euerm Zimmer nicht ſicher genug ſcheint. Auch Graf Dietrich findet das auf mein Erinnern. Werdet Ihr nicht augenblicklich Alles offen bekennen, ſo möchte in dem alten verfallenen Thurm dort ein paſſenderer Aufenthalt für Euch ſeyn. Und ſollt' er Euch etwas finſter und ſchaurig vorkommen, ſezte er höhnend hinzu — ey nun! daß es Euch an Muth nicht gebricht, habt Ihr ja durch Eure geheimnißvollen Wanderungen gezeigt!“

Adelheid erbleichte. Ließ der alte Graf ſich wirklich in dieſem Grade lenken, ſo war ſie in der Gewalt eines erbitterten Feindes; das erkannte ſie wohl. — Einen Augenblick kämpfte die angeborne Frauenſchwäche mit der ſtillen Kraft des liebenden Gemüths; dann aber war ſie ſchnell wieder gefaßt. „Führt mich in den Thurm! ſprach ſie zu Rudolph, mit einem Blick, in welchem Muth und Ergebung vereint ſich ſpiegelten. Ich bin ohne Schuld; und dann iſt Gott mit mir, wo ich auch ſey!“

Des Grafen Auge flammte, allein ſeine feindliche Drohung auszuführen vermocht' er doch nicht, oder wagte es nicht vor dem Oheim; denn daß dieſer um dieſelbe wiſſe, war völlig erdichtet. „Ich wollte nur ſehen, wie weit Ihr's treiben könntet! ſprach er bitter lachend. Für jezt mögt Ihr noch auf Euerm Zimmer bleiben, doch kann in der Folge geſchehen, was jezt noch nicht geſchieht; und wahrlich! Ihr habt wohl Urſache, meines Freundes Geduld nicht auf das Aeußerſte zu verſuchen.“

So ſprechend wandt' er ihr den Rücken. Gleich darauf erſchien Konrad, ihr Zimmer zu verſchließen, lieferte den Schlüſſel in des Grafen eigene Hände, und nur ihm und ſeiner treuen Hausfrau ward er zu Adelheids Bedienung anvertraut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Für die, welche Italien zu bereiſen gedenken.

Man vermißt auch in den beſten Reiſehandbüchern ſo Vieles, daß man kaum Zeit hat, an die Mängel zu denken, welche durch den Wechſel der Zeit unaufhörlich in ihnen entſtehen müſſen. So iſt Jedem, welcher eine Wirthsrechnung zu bezahlen hat, wichtiger, zu wiſſen, daß der Italiener z wie ein kleines lateiniſches n, und ʒ wie ein griechiſches ζ ſchreibt, als wo eine weite Ausſicht ſich befinde, welche er wohl erblicken wird, falls es hell iſt, und auf welche jedes lange Steigen unwillkührlich vorbereitet. Ich habe Italien mehreremale durchreiſt, und erſt neuerlich wieder, einmal mit Vetturinis, das anderemal mit Extrapoſt, und gebe meine Erfahrungen zu Nutzen und Frommen meiner Landsleute, und zu beliebiger Benutzung in Reiſehandbüchern, hiemit Preis.

Wer einen eigenen Wagen und große Eile hat, der reiſe in Gottes Namen mit Extrapoſt, waffne ſich mit Kälte gegen die Forderungen der Stallieri und Poſtknechte, und mit vielem Gelde. Eine italieniſche Poſt beträgt ungefähr ⅔ einer deutſchen, und koſtet noch etwas mehr, nämlich 275 Centeſimi per Pferd in der Lombardey, 5 Paoli im Toskaniſchen, einen halben Scudo im Römiſchen. Hiezu kommt noch 1) das Recht der Poſtmeiſter bey ſehr vielen Poſten, ein drittes Pferd anzuſpannen; 2) die Unbeſtimmtheit des Tarifs, welcher die leichteſte Chaiſe, wenn ſie z. B. zu zwey Perſonen und einem Koffer noch anderes Gepäck enthält, zu den ſchwerbepackten, alſo dreyſpännigen, zu rechnen erlaubt; 3) daß, wenn man vier Pferde hat, man zwey Trinkgelder zahlen muß; 4) der Stalliere (Wagenmeiſter) mit einer Gebühr von 20 Centeſimi oder einem halben Paolo per Poſt. Alles zuſammengerechnet, verhält ſich der Preis der italieniſchen Poſt zur ſüd-deutſchen, à 1 fl. 15 kr., wie 5 zu 3, und zur franzöſiſchen, wie 4 zu 3. Die Poſtillone müſſen einen Theil des Trinkgeldes — ich glaube Alles, was man ihnen mit dem Poſtgelde gibt — in eine Maſſe werfen;

was sie nachher erbetteln, gehört ihnen. Daher darf man überzeugt seyn, daß sie auch mit einem Dukaten nicht zufrieden sind. Ihre Unverschämtheit kennt wirklich keine Grenzen. Sie fahren gut, gewöhnlich im Anfange wie toll, aber kaum hat man den Ort im Rücken, so wird abgestiegen, an den Strängen geknüpft u. dgl. m., denn das Zeug ist sehr nachlässig gehalten. Die Pferde sind meist mit irgend einer Unart behaftet, oft erscheint der Sattelgaul schon mit dem Postknecht im Sattel, um eingespannt zu werden. Mehr als einmal wurde ein Pferd von vier Menschen unter entsetzlichem Geheul eine Strecke weit fortgerissen, und ging dann mit Gottes Hülfe. Besonders schlecht sind jedoch die dritten Pferde welche man vorspannt, und besonders gefährlich durch die falsche Richtung, welche sie dem Wagen geben können. Die schlechtesten Pferde bekam ich zu Bologna. Zuerst, auf Vorausbestellung zwölf Stunden vorher, und mit einem Passe der Staatskanzley versehen, ein kolleriges Pferd, welches schlechterdings nicht in den Mondschein hinaus wollte, alsdann, nachdem ich erklärt hatte, daß ich mit diesem Pferde nicht abfahren werde, zwey andere Pferde mit einem abgelebten Greise. Ich brachte über drey Stunden auf der Post nach Pianoro zu, unter Gespött aller Bauern und Fuhrleute. Ich bin übrigens der römischen General-Direktion das Zeugniß schuldig, daß sie auf meine erhobene Klage dem Poststallmeister einen Verweis gegeben hat, welcher vielleicht meinen Nachfolgern frommen wird. — In der Nähe Roms, besonders von Nesti bis zur Storta, darf man sich der gröbsten Postillone gewärtigen. Es wird wenig mehr mit Extrapost gereist, daher ist der Verdienst schlecht, wenigstens acht Monate des Jahrs, die Pferde sind im Stalle verdummt, die Postknechte werden immer begehrlicher und unbescheidener, und man bekommt sicher, außer den Wochen des Gedränges, so viele Pferde vorgespannt, als der Buchstabe des Tarifs nur irgend entschuldigen kann. Hiezu kommt noch, daß oft fünf bis sechs Posten Einem Pächter hören. Auf der ersten erklärt der Wagenmeister höflich, er habe abgetriebene Pferde, um sie zu schonen spanne man ein drittes vor, was nichts koste. Läßt man sich bethören, so hat man dieses dritte Pferd ohne alle Noth, Gott weiß wie lange, zu bezahlen.

Hat man keinen eigenen Wagen aber Eile, so ist der Konrier von Bologna aus das beste, jedoch ziemlich unerfreuliche Auskunftsmittel. Er kostet ungefähr die Hälfte der Extrapost mit zwey Pferden. Jezt wird im Römischen an bester Einrichtung der Kourierwagen gearbeitet. Diligencen gibt es jenseits des Po nur auf kleinen Strecken, z. B. zwischen Florenz und Livorno, Rom und Viterbo, Rom und Justaco ꝛc. Leztere mahnten mich, verzeih' mir's Gott, an die gelbe Kutsche und Lichtenbergs Gottlosigkeiten über diesen Schandfleck, welchen der Süddeutsche dem Norddeutschen mit Recht vorzuwerfen hatte. Kapuziner oder andere Bettelmönche, und Ammen mit ihren Säuglingen, fehlen eben so wenig, als blinde Passagiere aller Art. Die Extrapost-Chaisen sind größtentheils offen, und nur für die höchste Noth.

Wer einen eigenen Wagen hat, aber keine Eile, der versuche von Genf, Inspruck ꝛc. aus einen Vetturino, und bedinge sich und Diener mit Essen und Nachtquartier ein. Wer aber nicht aus besondern Gründen einen eigenen Wagen mitnehmen muß, thut besser, geradezu eine Chaise mit zwey Pferden oder Maulthieren für sich zu nehmen. Mich kostete eine bequeme Chaise mit Wegzehrung von Rom nach Florenz sieben Karolin. Genau so viel beträgt Postgeld ohne die dritten Pferde und Tarif für Trinkgeld und Stallieri auf dem kürzesten Wege. Freylich muß man früher aufstehen, dafür aber hat man keinen Zank, und wenn sich vollends eine Gesellschaft von vier Personen zusammenfindet, und einen gemeinschaftlichen Johann vorn auf den Bock sezt, so reist man auf diese Art wahrhaft ergötzlich durch Italien, in siebenzehn Nachtlagern von Verona nach Neapel.

Die Cambiatura, von welcher Reinhardt spricht, ist ganz außer Uebung gekommen.

Im Allgemeinen sind noch dieselben Preise, wie sie in den Fragmenten über Italien verzeichnet stehen. Die Wagen werden von Jahr zu Jahr eleganter. Viele Engländer lassen ihre Reisewagen in Genf stehen, oder verkaufen sie, und nehmen von da aus Vetturini.

Ein weiterer Verdruß wird durch Reisen mit Vetturini's wenigstens vermindert. Es ist dieser dem Münzfuße zuzuschreiben. Franken sind in Oberitalien beynahe ganz außer Kurs, da erhält man denn jede Post beynahe andere Scheidemünze, eine scheußlicher als die andere, am Scheußlichsten die alt-venetianische, wo Streit und langweiliges Nachrechnen nicht immer vor Verlust sichert.

Also: wer keine große Eile hat, wer sich vor Umwerfen des Wagens oder Durchgehen der Pferde fürchtet, wer nicht liebt, jede Stunde Streit zu haben oder Unrecht zu dulden, wer sein Geld zu Rathe hält, der reise nicht mit Post in Italien. Wenn er es versucht hat, so wird er gewiß mit Freuden zu den Vetturini's sich wenden, und sich, wenn er das Gesindel, welches vor jeder Post den langen Tag über lärmt und Boccio spielt, aus seinem Wagen heraus erblickt, einer neckischen Freude und des Gedankens nicht erwehren können: Auch mich bekommt ihr nicht wieder daran! M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Oktober.

Nun soll es die arme Gasbeleuchtung gar entgelten, daß sie eine Gebrt dieses Jahrhunderts ist und sich nicht aus der Zeit herschreibt, als die wohlthätige spanische Inquisition erfunden wurde. Da zerplazte neulich eine durch Gas erleuchtete Kronlampe bey einem Restaurateur im Palais Royal. Sogleich erhoben die Ultrablätter ein Zettergeschrey über die vielen verwundeten Köpfe, die aus dem Restaurant davon getragen worden seyen. Die Freysinnigen hielten sich im Gewissen

für verbunden dazu, den Kronleuchter in Schutz zu nehmen, und versicherten, es sey nichts, oder fast gar nichts vorgefallen, als blos ein zufälliges unschädliches Zerplatzen. Der Restaurateur habe dadurch so wenig den Kopf verloren, daß er am folgenden Tage eben so gute Speisen zugerichtet habe, als am vorigen, und daß dieselben Gäste ohne Verband es sich bey ihm recht wohl hätten schmecken lassen. Da nun die eine Partey den Vorfall übertrieben und die andere denselben beschönigte, so ist das Publikum nicht hinter den eigentlichen Zustand gekommen. Aber nun fiel eine bedeutlichere Sache vor: eine Kompagnie hatte Erlaubniß erhalten, einen Gasofen in der Vorstadt Poissonière anzulegen. Diese Gesellschaft wollte die andern schon bestehenden übertreffen und richtete daher einen sehr großen Ofen zu, wodurch ein beträchtlicher Theil der Stadt erleuchtet werden konnte. Alsbald liefen allerley Gerüchte in der Nähe herum, es würde versichert, daß, wenn jener Ofen zerplatze, die ganze Vorstadt mit in die Luft springen würde, zufolge der außerordentlichen Kraft des sich entwickelnden Gases. Mehr bedurfte es nicht, um den Bewohnern dieser Vorstadt, worunter sich viele ansehnliche Familien befinden, die größte Furcht einzujagen; sie setzten alsbald eine Bittschrift an die Regierung wegen der dringenden Gefahr auf, worin die gesammte Vorstadt schwebe, und baten um schleunige Hülfe. Die herrschende Partey muß vielen Nachdruck auf die Vorstellung gelegt haben, denn es wurde sogleich ein Befehl ausgefertigt, wodurch die der Kompagnie ertheilte Erlaubniß widerrufen wurde. Was für Entschädigung die Unternehmer für ihre großen Kosten erhalten werden, darum scheint man sich wenig bekümmert zu haben. Da jedoch die Gasbeleuchtung schon so häufig eingeführt worden ist, daß man sie nicht füglich mehr unterdrücken kann, so soll jezt auf Befehl der Regierung eine Kommission der königlichen Akademie der Wissenschaften untersuchen, ob diese Beleuchtungsart nützlich oder schädlich sey, und wie man den Gefahren derselben vorbeugen könne. Hiemit hätte man eigentlich beginnen sollen. Ganz ungegründet ist die Furcht der ehrbaren Bewohner der Vorstadt Poissonière nun freylich nicht, besonders wenn sie die neulich in den englischen Blättern mitgetheilte Berechnung gelesen haben. Nach dieser kaltblütig verfertigten Berechnung würde die Explosion einer Mischung von 15,000 Kubikschuh Kohlengas und gewöhnlicher Luft dieselbe Wirkung hervorbringen, als die Explosion von sechs Kubikschuh oder vier Tonnen Pulvers, und wenn das erhizte Gas sich in einem Gebäude von 30,000 Kubikschuh verbreitete, so würde der Ausbruch eben so stark werden, als wenn zehn Tonnen Pulvers in die Luft flögen. Die zunächst stehenden Theile des Gebäudes würden 150 bis 300 Yards weit fortgeschleudert werden; berührten die Mauern unmittelbar den Gasometer, so würde die Wirkung doppelt so stark seyn. Wenn man so etwas ruhig bedenkt, so kann man es wahrlich keinem Vorstädter, der aus seinem Fenster den Gasometer vom Morgen bis zum Abende operiren sieht, verdenken, daß er, aus Furcht, in einem Augenblicke, wo er sich's am wenigsten versieht, 300 Yards weit weggeschleudert zu werden, den Notar ruft, um seinen lezten Willen aufzusetzen, und dann mit einer Bittschrift zur Obrigkeit eilt; man möchte wahrlich lieber einen Todtenacker als einen großen Gasofen zur Aussicht haben. Sogar in England, wo man das Gas doch schon sehr geschickt zu behandeln weiß, und wo die Unglücksfälle sehr selten sind, ist man nicht von aller Furcht frey; dieß sieht man aus einem, neulich von dem berühmten Congrève abgestatteten Berichte, worin gewisse Vorsichtsmaßregeln dringend empfohlen werden. Lächerlich und erbärmlich aber ist es, daß der Romanschreiber Charles Nodier sich von einem Oelhändler hat dazu brauchen lassen, um eine Schrift wider die Gasbeleuchtung drucken zu lassen, worin unter andern behauptet wird, die Gesichtszüge der Damen schienen bey jener Beleuchtungsart häßlich. In Paris, wo die Damen so großen Einfluß haben, könnte eine solche Behauptung oder Beschuldigung großen Eindruck machen und dem Gase gefährlich werden, wenn nicht zum Glück die tägliche Erfahrung das Gegentheil bewiese. Das neue Opernhaus ist ganz mit Gas beleuchtet; es läßt sich nichts Glänzenderes denken, als der lange Foyer oder Erholungssaal, wenn er bey den Aufführungen mit prächtigen Kronleuchtern erhellt ist. Hier und in den Logen nimmt sich die Schönheit vortrefflich aus, weil sie weit mehr im Lichte zu stehen kommt. Häßlichkeit wird freylich auch sichtbarer dadurch; allein die Gasbeleuchtung bringt sie ja nicht hervor, und dann wird es sich auch nicht leicht eine Dame überreden, daß sie Ursache hat, das Licht zu scheuen. Als neulich die Oper Lasthenie zum Erstenmale gegeben wurde, und alle Logen voll geschmückter Damen waren, machten die Gaslichter gewiß keine häßlicher als sie war, wogegen der Putz derselben aufs Glänzendste hervortrat. Diese neue Oper war nur ein kleines Stück in einem Aufzuge, halb ernsthaften, halb scherzenden Inhalts, wozu Herold die Musik komponirt hatte, der zum Erstenmale sich hier in der großen Oper versuchte, da er bisher sich blos mit der komischen Oper befaßt hatte. Daß er dazu ein kleines Stück gewählt hatte, war klug und bescheiden von dem jungen Tonkünstler; aber ein unglücklicher Einfall war es, Rossinische Musik geben zu wollen, wie die Romandichter jezt Walter Scott'sche Romane schreiben wollen. Den Rossini hat er nicht erreicht und beynahe hätte man auch den Herold nicht wieder erkannt. Da jedoch seine Musik immer gefällig und leicht faßlich ist, so wurde sie von der großen Menge auch ziemlich günstig aufgenommen. Nicht so zufrieden war man mit dem Dichter. Der Stoff, obwohl leicht und einfach, war jedoch nicht übel gewählt. Die Buhlerin Lasthenie zu Athen, um welche Alcibiades und Cleomedes beständig umherschweben, trifft im Haine neben dem Tempel des Gottes Hymeneos eine sich der Traurigkeit hingebende Athenienserin, erkundigt sich theilnehmend nach ihrem Kummer, und erfährt, daß diese Frau Alcibiades Gemahlin, und daß sie, Lasthenie, die Ursache des Kummers derselben ist. Ohne sich zu erkennen zu geben, verspricht sie, den treulosen Ehemann seiner betrübten Gattin wieder zuzuführen. Und dazu bedient sie sich folgender List. Sie überredet Alcibiades, sie wolle den Cleomedes mit seiner Gattin wieder aussöhnen, und er, Alcibiades, solle dazu behülflich seyn. Dazu läßt sich Alcibiades um so williger finden, weil er hiedurch des Nebenbuhlers los wird. Im Beyseyn eines Chors betritt er mit Cleomedes die Tempelstufen, legt die Hand auf den Altar und schwört, künftighin die eheliche Treue unverbrüchlich zu halten; diese Worte soll nämlich Cleomedes vor seiner verhüllten Frau hersagen. Allein sobald die Worte ausgesprochen sind, entschleyert sich diese, und siehe da, es ist Alcibiades eigene Frau; der Schwur ist von dem Volke gehört und auf eine so feverliche Art abgelegt worden, daß Alcibiades nicht umhin kann, ihn zu halten. Allein ich möchte auf Alcibiades Schwüre nicht viel bauen; auch mochte das Publikum nicht viel auf diese Art rechnen, den leichtsinnigen Ehemann an's Ehejoch zu binden; denn es war mit der Entwicklung der Handlung nicht sehr zufrieden. Solche Anekdoten aus dem Leben großer Männer sind auch schwer darzustellen, weil der Verfasser ihren Charakter nicht gehörig entwickeln, sondern ihn als allgemein bekannt voraussetzen muß; dieß ist doch aber bey einem großen Theil der Zuhörer, besonders bey demjenigen Theil, welchem, nach Charles Nodier, das Gaslicht so nachtheilig seyn soll, selten der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 97.

Nro. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. December 1823.

— Nur blinde Loose schalten
Jetzt, sie walten
Nur wiutührlich, treffen, zwingen.
Ueberwinden.
Und es hilft kein kämpfend Ringen.
Wen sie finden.
Werfen sie um's Haupt die Schlingen
Und er muß das Loos vollbringen,
Das ihm Schicksalsworte singen.

Koreff.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Einmal, und zwar gleich am folgenden Tage, ward Adelheid wieder zu dem Grafen gerufen, denn der wegen des Schatzkästleins nicht wenig besorgte Rudolph forderte ihn dringend auf, je eher je lieber eine bestimmte Frage, dieses betreffend, an sie zu richten. Das sollte jetzt geschehen, doch verlangte der Graf mit ihr allein zu seyn, und zeigte sich — gern der Stimme seines Herzens folgend, vielleicht auch in der Absicht, durch Sanftheit ihr Schweigen zu brechen — jetzt weit milder und gütiger gegen sie, als das Leztemal. Auch war sie sichtlich dadurch gerührt, allein ohne demungeachtet offener zu werden. Nur als der Graf nun des Kästchens erwähnte, wie es seit Kurzem seltsamer Weise aus den Ruinen verschwunden sey, da er doch, noch wenige Tage vor seiner Krankheit, mit dem Schwert tief in den Boden stoßend, dasselbe deutlich gefühlt habe; als er endlich mit bestimmten, doch väterlichen Worten sie ermahnte, sich nicht durch den Reiz des Goldes zu einer strafbaren Handlung verleiten zu lassen; und, im Fall sie den Schatz entdeckt, es ihm offen zu gestehen — nur da rief sie, in Thränen ausbrechend: „Ist's möglich? Ihr könnt glauben, ich habe das Kästchen, in Euerm Eigenthum gefunden, mir heimlich zueignen, ich habe es Euch entwenden wollen? Ach! ich dachte ja nur Euch etwas zu erhalten!" Dann schwieg sie wieder, wie es schien, schon über diese Worte erschreckend; und fügte nur später mit lebhaftem Unwillen hinzu: „O, ist denn Niemand, Niemand, der ein wohlwollendes Wort für mich spräche? der mich bey Euch in Schutz nehme gegen die Verleumdungen Eures Neffen? Von ihm, von ihm allein geht dieser unwürdige Verdacht aus! in Euerm biedern Herzen erwachte er nicht. Darum also sprach er von Edelsteinen, die erst in Sicherheit gebracht werden müßten; darum ... O ich bitte euch, laßt mich wieder zurück auf mein Zimmer! Was könnte ich noch sagen, da Worte, wie diese, bey Euch Eingang gefunden haben?" — „Mädchen! erwiederte der Graf gerührt — nun ja! ich läugne dir's nicht, es war Rudolph, welcher zuerst jenen Argwohn faßte. Mir wird es immer noch schwer, dir zu mißtrauen. Allein, bedenk' es selbst! was soll ich von diesem hartnäckigen Schweigen glauben? Bist du unschuldig, so bedarf es eines einzigen aufklärenden Worts, und du stehst rein und makellos vor mir und deinem Ankläger da." — „Es ist wahr! erwiederte Adelheid jetzt ruhiger; Ihr mahnt mich zu rechter Zeit. Dieser Augenblick wird ja kommen, wie trüb' und düster die Tage bis dahin auch seyn mögen. — Darf ich wieder auf mein Zimmer zurückgehn, Herr Graf?"

Jezt überzeugt, daß auch auf diese Weise nichts bey ihr auszurichten sey, entließ sie Dietrich, doch nicht ohne neue Aeußerungen von Unzufriedenheit. Auch Rudolph ward am Abend mit finsterer Schadenfreude in seinen Zügen den Ausdruck einer gereizten Stimmung gewahr, und strebte nun, diese nach bestem Vermögen zu nähren; wo-

bey er indessen jezt sorgfältig jede Heftigkeit vermied, nur benuzt, durch schlau berechnete Darstellung Adelheids Betragen auf alle Weise im nachtheiligsten Lichte zu zeigen.

Doch nicht so allein suchte er die Lage des einst so geliebten, jezt feindlich gehaßten, Mädchens zu erschweren. Absichtlich warf er auch im Gespräch mit dem treuen, aber geschwäzigen Konrad manche harte Drohung gegen sie hin, überzeugt, daß der eben so ängstliche als unbesonnene Aufseher ihr diese sogleich mittheilen werde. — Er hatte nicht geirrt, und sein Zweck, ihr Gemüth mit bangem Zagen zu erfüllen, ward mehrmals erreicht, besonders in den ersten Augenblicken, da dergleichen finstre Botschaft ihr zu Ohren kam. Nachher schien sie wieder Muth zu fassen, und fragte dann nur zuweilen unruhig und dringend, wie es mit der Gesundheit des Grafen stehe, und ob noch gar nicht die Rede davon gewesen sey, daß Hellang', sein treues Roß, einmal wieder für ihn gesattelt werden solle?

Dieß mußte nun Konrad, zum Theil wohl des ungünstigen Wetters wegen, immer noch verneinen; und wenn Adelheid, wie es räthselhafter Weise das Ansehen hatte, von solch' einem ersten Ausflug des Grafen eine günstigere Wendung ihrer Lage hoffte, so schien es fast, als ob der Himmel selbst gegen sie in den Bund getreten sey. Doch eben als sie dieß eines Morgens, wo sie Helle gehofft hatte und Trübe fand, in mißmuthiger Ungeduld dachte, ereignete sich auf andere Weise etwas für sie sehr Erfreuliches.

Gerade jezt nämlich, da die Geduld des alten Grafen beynahe völlig erschöpft war, und er schon immer mehr und mehr dem feindlichen Einflüstern Rudolphs Gehör zu geben begann, erschien ein junger, erst seit Kurzem im Thal wohnender, Gärtner im Schloß, mit einer Miene, die etwas Besonderes andeutete, nach dem Gebieter fragend; und kaum war er vorgelassen, als er mit den freundlichen Worten: „Hier wolle er dem Herrn Grafen etwas bringen!" das vermißte Käßchen vor ihm auf den Tisch stellte. Froh erstaunt empfing es der Graf, doch auch angelegentlich forschend, auf welche Weise es in die Hände des Ueberbringers gekommen? Dieser nun war nicht geheimnißvoll, sondern erzählte sogleich sehr offen und gesprächig: wie er entdeckt habe, daß auf der Höhe des Berges, und besonders im Innern der alten Ruine, eine sehr schöne und seltene Erdart zu finden sey, welche das Gedeihen schwacher und zarter Gewächse gar herrlich befördere. Da er nun den Werth derselben wohl kenne, habe er schon vor einiger Zeit mit großem Fleiß in der alten Burg einen ganzen Schubkarren voll davon aufgegraben, und bey dieser Gelegenheit das Käßchen entdeckt. „Ich wollte es Euch längst schon wiederbringen, da es auf Euerm Grund und Boden gefunden ist, fügte er entschuldigend hinzu: doch Anfangs hinderte mich die viele Arbeit, und nachher erfuhr ich, Ihr wäret krank geworden. Da ließ ich es denn stehen, bis Ihr wieder besser seyn würdet. War's doch im Grunde auch einerley, ob ich es indessen aufbewahrte, oder die junge Herrschaft hier im Schloß."

Der ehrliche Bursche zeigte auch nicht einmal die mindeste Neugier, zu erfahren, was das Käßchen enthalte. Als fremdes Eigenthum hatte er's mitgenommen, als solches lieferte er es jezt wieder ab, um alles Uebrige unbekümmert. Reichlich ward indessen seine Redlichkeit von dem Grafen belohnt, welches er gleichfalls nicht im Mindesten erwartet zu haben schien; und auf diese Weise fast eben so angenehm überrascht, als sein Gebieter, kehrte er nach kurzer Zeit sehr fröhlich in sein stilles Hüttchen zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die medizinischen und chirurgischen Kenntnisse der Hindus im Allgemeinen.

Die ungewöhnlichen Fortschritte, welche wir in der Heilkunst überhaupt in Europa gemacht haben, lassen uns wenig oder nichts von den Hindus zu erlernen übrig. Wir können indessen aus dem gegenwärtigen Zustande ihrer Kenntnisse nicht schließen, daß sie ehemals nicht besser unterrichtet waren; da man im Gegentheil alle Ursache zu glauben hat, daß sie in der Arzneykunde, Astronomie und Metaphysik gleichen Schritt mit den aufgeklärtesten Nationen des Alterthums gehalten haben. Die geduldige Beobachtungsgabe und der natürliche Scharfsinn, welche den Hindus eigenthümlich sind, machen sie für wissenschaftliche Forschungen besonders geschickt, während die Ausdehnung und Fruchtbarkeit Ostindiens ihnen eine Menge Heilmittel darbietet, welche ihnen alle möglichen Gelegenheiten zu Versuchen an die Hand geben. Ihre Nidan oder Unterscheidungslehre (Diagnosis) scheint die Symptome der Krankheiten mit großer Genauigkeit anzugeben, und ihre Druvyabhidana, oder Materia medica ist sehr reich. Auf Lebensordnung und Kost haben sie ebenfalls eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet, und sie besitzen eine Anzahl Werke über Nahrung und allgemeine Behandlung der Kranken, welche sehr schätzbar sind. Diesen Zweig nennen sie Pathapatdva. Ferner besitzen sie die sogenannte Chikitsa, oder medizinische Behandlung der Krankheiten, worüber sie eine Menge Kompositionen haben, welche theils absurd, theils von besonderem Werthe sind. In der Arzneybereitungskunst, oder Rasavidya, haben sie wenig Schätzbares aufzuweisen; und Alles zusammen, was sie in diesem Fache des menschlichen Wissens überhaupt besitzen, wird jezt so wenig benuzt und so selten verstanden, daß es auf den jetzigen Zustand der Wissenschaft nicht den mindesten Einfluß hat.

In diesen Abtheilungen der Arzneywissenschaft unter

den Hindus sind jedoch zwey wichtige Zweige derselben ganz ausgeschlossen, ohne welche das ganze System nicht anders als mangelhaft seyn kann, nämlich Anatomie und Chirurgie. Religiöse Vorurtheile und klimatische Verhältnisse standen indessen der Erlangung dieser Wissenschaften in Hindostan sehr im Wege, und obgleich hier und da etwas darin geschehen seyn mag, so war es doch nicht hinlänglich, die darauf Bezug habenden Kenntnisse wesentlich zu befördern; da selbst unter den Griechen zur Zeit des Aristoteles wenig darin geschehen ist. Es wäre indessen möglich, daß diese Meinung, wie so viele andere über die Kenntnisse der Alten, irrig wäre, da wir zu wenig von der medizinischen Literatur der Hindus kennen.

Die Ayur Veda ist eine Sammlung der ältesten medizinischen Schriften, und soll ein Theil der vierten oder Atharva Veda seyn, welche von Brahma herstammt. Dieser theilte sie dem Dacscha Prajapati mit, welcher die beyden Aswins oder Söhne der Surya (Sonne) darin unterrichtete, worauf sie als ärztliche Gehülfen bey den Göttern angestellt wurden; eine Genealogie, welche uns die beyden Söhne des Aeskulapius und ihre Abstammung von Apoll aufs Neue ins Gedächtniß ruft. Diese beyden Aswins sollen in der Chirurgie wunderbare Kuren gemacht haben. Als Brahma's fünfter Kopf durch Mudra abgeschlagen wurde, sollen sie ihn ihm wieder aufgesezt haben, woraus deutlich genug hervorgeht, daß sie in der Wundarzneykunst alle ihre Nachfolger übertroffen haben. So viel wenigstens geht aus diesen alternen Angaben hervor, daß sie in diesem Fache des Wissens nicht ungeschickt waren; und da die Chirurgie der Behandlung der Krankheiten im Innern des Körpers aller Wahrscheinlichkeit nach vorangeht, so kann man auch ohne Weiteres annehmen, daß die Hindus gewiß eben so weit darin gekommen waren, als andere Nationen.

Einigen guten Quellen zu Folge unterrichteten die Aswins Indra, und dieser war der Lehrer von Dhanwantari; wogegen Andere behaupten, daß Atreya, Bharadwaja und Charaka älter seyen. Das Werk des Leztern, welches seinen Namen führt, ist noch vorhanden. Dhanwantari heißt auch Kasiraja, Prinz von Kasi oder Benares. Sein Schüler war Suruta, der Sohn von Wiswamitra, und folglich ein Zeitgenosse Ramás. Das Werk von Dhanwantari ist ebenfalls noch vorhanden, und ist jezt die hauptsächlichste Quelle der hindostanischen Arzneykunde. Dieses Buch ist unstreitig ziemlich alt; allein man kann nichts mit Bestimmtheit darüber sagen. So viel ist indessen gewiß, daß es nicht so außerordentlich alt ist, als die Hindus behaupten. Ein Kommentar, welcher durch Ubhatta, einen Bewohner von Cashmir, über den Text des Buches gemacht wurde, fällt allem Anschein nach in das zwölfte oder dreyzehnte Jahrhundert zurück, und vor diesem wurden, wie man glaubt, noch andere Auslegungen darüber geschrieben. Dieses Werk zerfällt in sechs Theile, welche unter folgenden Benennungen vorkommen: Sutra St'hana, oder chirurgische Erklärungen; Nidana St'hana, oder Abschnitt über die Diagnosis; Sarira St'hana, oder Anatomie; Chikitsa St'hana, oder innere Anwendung der Medizin; Kalpa St'hana, oder Gegengifte; Uttara St'hana, oder ergänzende Abschnitte über verschiedene örtliche Krankheiten der Augen, Ohren u. s. w. In allen diesen Abschnitten ist Wundarzneykunde der hauptsächlichste Gegenstand der Sausruta.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Oktober.

(Fortsezung.)

Als nach der Vorstellung die eine Hälfte des Parterres die Verfasser zu kennen wünschte, indeß die andere Hälfte ein ausdrückliches Nein dawider sprach, so ging doch endlich der Vorhang zum Drittel wieder auf und ein Herr im schwarzen Kleide, der bey der vornehm thuenden Oper der Ceremonienmeister ist, kündigte an, der Verfasser des Textes wünsche unbekannt zu bleiben (daran thut er wohl, riefen lustige Leute aus dem Parterre), und der Verfasser der Musik sey Herr Herold; dieser wurde beklatscht, vermuthlich um desto mehr, je weniger man zu Gunsten des Dichters gestimmt war. Ich bemerke hier wieder, wie wenig dazu gehört, um ein Pariser Parterre in eine spöttische Laune zu bringen. Der Verfasser hatte eine Arie mit den Worten angefangen: Te souvient-il du jour etc. Unglücklicher Weise gibt es einen Gassenhauer, der ungefähr eben so beginnt: Te souvient-il de la Courtille (die Courtille ist eine Kneipe vor Paris). Mehr bedurfte es nicht, um sogleich ein spöttisches Lachen zu erregen, worauf ein eben so ironisches Beyfallklatschen über den schönen Text folgte. Bey der zweyten Vorstellung hatte der Dichter jedoch den kleinen Fehlern abgeholfen, und seitdem ist das Stück mit ziemlichem Beyfall schon zehnmal gegeben worden. Nach der ersten Vorstellung wurde das beliebte Ballet Nina gegeben, dessen Stoff sogar auch unter den Pirouetten und Tänzen rührend bleibt. Obschon Mlle. Bigottini jezt schon zu altern anfängt, so spielt sie doch die Rolle der Nina so leidenschaftlich, als ob sie erst zwanzig Jahr alt wäre. Welche Wirkung muß nicht ehemals Mlle. Dugazon in der Dalayracschen Oper Nina hervorgebracht haben, als die Geschichte, welche zu dem Stücke Anlaß gegeben hatte, noch in frischem Andenken war! Ich habe alte Leute in Paris von der wahren Nina sprechen hören, die sie noch gekannt hatten. Die unglückliche Närrin soll täglich, auch bey dem schlechtesten Wetter, auf dem Wege zwischen Rouen und Paris dem erwarteten Liebhaber entgegen gegangen, ihn in einem Wirthshause neben der Landstraße einige Stunden lang erwartet haben, und dann mit den Worten: heute kommt er nicht mehr, aber morgen wird er gewiß kommen, wieder nach Hause gegangen seyn, um am folgenden Tage gerade dieselbe Handlung zu begehen. So oft man die Oper oder das Ballet aufführen sieht, kömmt einem das unglückliche Mädchen lebhaft in den Sinn. Aber auf dem Theater ist der vergebens erwartete Liebhaber wenigstens nicht ungetreu; zulezt erscheint er doch wieder, die Narrheit hört auf, und das Stück endigt, wie alle Komödien, mit einer Heirath. Neulich ist auch die Oper Aline, Königin von Golconde, in ein Ballet umgeschaffen worden, wozu der Verfasser, Herr Aumer, auch Boufflers Erzählung, welche zur Oper Anlaß gege-

ben, benuzt hat. Das Publikum hat von der Pantomime darin nicht viel begriffen, obſchon die Oper ſehr bekannt iſt. Seitdem jedoch das Program gedruckt iſt, geht es beſſer damit. Dagegen hat das Porte St. Martin-Theater mit Beyfall ein Ballet von der mayländiſchen Bühne entlehnt, das Schweizeriſche Milchmädchen, das von einem Grafen während ihres Schlafes in ſein Schloß verſezt wird, ſich in ſeine neue Lage nicht finden kann, den Grafen anfangs verſtößt, aber zulezt doch in Gnaden aufnimmt und heirathet. Das reizende Spiel des Milchmädchens, hübſche Dekorationen und anderes Zubehör müſſen hier das beſte thun; und da es die Bühne jenes Theaters daran nicht hat mangeln laſſen, ſo ſieht das Publikum dieſem ausländiſchen Ballette mit Vergnügen zu, welches jedoch nicht verhindert, an andern Abenden in eben dieſem Theater den furchtbaren und beinbrechenden Sprüngen des ſo zu ſagen zergliederten Springers Mazurier mit eben ſo großem Vergnügen Beyfall zu klatſchen. Alle Boulevardstheater, die keine andere Stüze haben, als die Volksgunſt, blühen und arbeiten raſtlos fort, indeß die größern von der Regierung halb beſoldeten ſich immer in verwirrter Lage befinden, und dem Reiche ungeheure Summen koſten. Die komiſche Oper war neulich um 250,000 Franken verſchuldet und konnte nicht mehr fort. Die Schauſpieler hatten immer freye Hände gehabt und verwalteten das Theater in einem gemeinſchaftlichen Rathe. Es lag alſo blos an ihnen, ihrer Verwaltung eine gute und vortheilhafte Leitung zu geben; eben da ſteckte der Knoten. Das Intereſſe eines jedweden der vergeſellſchafteten Schauſpieler erheiſchte die beſtändige Anſtrengung aller zur Beförderung des gemeinſchaftlichen Wohles; allein es kamen ſtets Privatleidenſchaften dazwiſchen; dieſe oder jene Schauſpielerin freute ſich von ganzem Herzen, wenn ſie an den Abenden, da ſie nicht ſpielte, bemerkte, daß ihre Nebenbuhlerin nur wenige Zuhörer habe, wiewohl ſie ſelbſt darunter leiden mußte: die Eitelkeit war befriedigt und das war die Hauptſache. Da die Schauſpielerinnen nun, wie es ſcheint, darauf losarbeiteten, um ſich eine ſolche Freude oftmals zu verſchaffen, ſo blieb das Publikum aus, und weil die Koſten doch ſtets dieſelben ſind, ſo wurde dieſe Bühne immer mehr und mehr verſchuldet. Das Betragen der Schauſpieler iſt um ſo unverzeihlicher, da die komiſche Oper das einzige Theater dieſer Art in Paris iſt und ſie folglich keine Konkurrenz zu befürchten hat. Vielleicht iſt es eben dieſer Umſtand, der den Schauſpielern geſchadet hat; denn wo Konkurrenz iſt, da entſteht Wetteifer und Thätigkeit. Es iſt nun eine Kommiſſion angeordnet, um die komiſche Oper aus dem Schlamme zu ziehen; an der Spize ſteht der Intendant des menus plaisirs, der hier aber wahrſcheinlich nicht viel Plaiſir finden und es bald müde werden wird, ſich mit dem verworrenen Theaterregiment abzugeben. Vermuthlich wird die Nation die Schuldenlaſt des Theaters tragen müſſen. Mit der Odeonsbühne verhält es ſich umgekehrt; hier hatte ſich der Miniſter des königlichen Haushofwalts mit der Leitung oder Aufſicht befaßt; deſſen iſt er aber überdrüſſig geworden und dieſes Theater ſoll nun im Gegentheil von künftigen Oſtern an auf Rechnung eines Direktors, Namens Bernard, verwaltet werden, welchem als Unterſtüzung jährlich 70 bis 80,000 Fr. aus der Staatskaſſe gegeben werden ſollen. Dagegen ſoll dieſes Theater nicht mehr blos ein Théâtre français ſeyn, ſondern auch eine zweyte komiſche Oper werden. Einen Abend ſollen Luſt- und Trauerſpiele, und am andern Opereten aufgeführt werden, weßhalb der Direktor eine doppelte Truppe wird unterhalten müſſen. Da der Kontrakt wirklich ſchon unterzeichnet iſt, ſo fangen die jungen Tonkünſtler, die am Feydeautheater mit ihren häufigen Kompoſitionen bey Seite geſezt worden waren, ſchon an, ſich bey dem Herrn Direktor zu melden, und ihre Werke einzureichen. Wird nun einmal die neue Einrichtung ins Werk geſezt werden, ſo ſteht zu hoffen, daß es mit den beyden komiſchen Opern auch fröhlich vorangehen wird. Am Odeon hat man auch den Vorſaz, Mozarts Opereten aufzuführen, weßhalb der deutſche Text bereits ins Franzöſiſche übertragen iſt. Schon vor einigen Jahren hatte die große Oper denſelben Plan; allein da eine Menge Stimmen ſich dawider erhoben, unter dem Vorwande, es ſey ungereimt, auf einer für die franzöſiſche Oper beſtimmten Bühne fremde Stücke zu geben, und zwar zum Nachtheile der einheimiſchen Tonkünſtler, ſo wurde jener Vorſaz aufgegeben; vielleicht werden dieſelben Einwürfe vorgebracht werden, wenn das Odeon anfangen wird, Opereten aufzuführen. Neulich wurde auf dieſer Bühne eine Nachahmung von Goethe's Clavigo in vier Aufzügen von Merville mit ziemlichen Beyfall gegeben. Bekanntlich iſt der Stoff aus Beaumarchais Memoiren genommen, welcher die Geſchichte als wahr erzählt. Merville, um zu vermeiden, den noch in friſchem Andenken ſchwebenden Beaumarchais auf der Bühne darzuſtellen, hat die Namen verändert und die Handlung nach Rußland verlegt. Daran hat er um ſo klüger gethan, da Spanien während des Einſtudirens des Stückes ſein veraltetes Gewand wieder anlegte und man dem Verfaſſer hätte Schuld geben können, er wolle den Triumph der Ultras ſtören, und in Spanien etwas anderes erblicken, als lauter Freudenthränen und Schluchzen der Dankbarkeit und Hymnen des Entzückens. Da der Verfaſſer kein Trauerſpiel ſondern ein Schauſpiel ſchreiben wollte, ſo hat er dem Stücke einen guten Ausgang gegeben; das deutſche Muſter hat er in manchen Stellen abgekürzt, da die Franzoſen einen raſchen Gang der Sache lieben; im zweyten Aufzuge, wo er ſich dieſem Muſter am nächſten gehalten, hat er anfangs auch den wenigſten Beyfall bekommen, wie ein hieſiges Journal bemerkt; ein abermahliger Beweis, wie verſchieden das Publikum in Frankreich von dem deutſchen über dramatiſche Schönheiten urtheilt.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 286:
Langmuth.

Charade.

Eduards Abſchied von ſeiner Braut.

Wohl möcht' ich mich zu ihnen zählen,
Zu meiner Erſten hohen Ruhm.
Auch ich will mir den Buſen ſtählen,
Komm, Liebchen, gürt' das Schwerdt mir um!
Ich zieh' hinaus — noch einmal mich umſchlinge,
Daß ich der Erſten Lorbeer mir erringe.

Du weinſt? — Schreckt dich des Lezten Grauen?
Du ſchmiegſt ſo feſt dich an mich an? —
Ich will ihm feſt entgegen ſchauen.
Kommt er der offnen Bruſt heran.
So oder ſo — du bleibeſt doch die Meine —
Drum ſtill — und nicht dein Augenblau verweine!

Und ſind' ich in der Erſten Reihen
Das Ganze durch der Lezten Loos,
Dann magſt du mir die Thränen weihen,
Doch auch im Schmerze zeig' dich groß.
Dein Bräutigam, in Liedern wird er leben,
Das Ganze über's Lezte ihn erheben.

Guſtav Hänich.

Nro. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. December 1823.

Es blüht die Rose, es blüht das Glück
Einen Morgen nur, Einen Augenblick.

An meine Freundin.

(Nach dem Magyarischen.)

Pflücken wir Rosen, wo wir sie aufblühend
Finden im Leben, vielgeliebte Freundin.
Bis sie erschlossen von dem Dornenzwinge
Freundlich uns lächeln.

Die so uns heut' den Zauberbusen öffnet,
Welket bis Morgen. Nicht laß uns verschieben,
Besserer Zeiten harrend, was die Freude
Lächelnd uns bietet.

Unser ist immer nur das Gegenwärt'ge.
Linkischer Zufall herrschet in der Zukunft,
Welcher aus Neid oft Gift mit unsern höchsten
Freuden vermenget.

Franz Versegh.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Wenn von der einen Seite die Wiedererlangung des Kästchens den Grafen freute, so schmerzte es ihn von der andern beynahe nicht weniger, daß Adelheid jezt offenbar, mindestens in einer Rücksicht, durch ungerechten Argwohn gekränkt war. Das Verhältniß war nun geändert; sie erschien als eine voreilig Beleidigte und Verkannte. Tief empfand dieß der Graf, und säumte auch nicht, ihr durch den eben eintretenden Konrad sogleich die erfreuliche Nachricht mittheilen zu lassen, das Kästchen sey wiedergefunden. Allein die arme Gefangene jezt gleich von dem Druck der lästigen Beschränkung zu befreyen, dazu konnte er sich demungeachtet nicht entschließen. Sie müsse nachgeben, nicht er, das schien ihm, und vielleicht mit Recht, ein billiges Verlangen. Von diesem Nachgeben aber zeigte sie sich immer noch gleich weit entfernt, und so blieb denn, jene für sie doch sehr erfreuliche Veränderung abgerechnet, die Lage der Dinge ziemlich wie sie gewesen war.

Doch endlich nahte nun auch die Zeit heran, wo das seltsame Räthsel ihres Betragens sich lösen sollte. — Herrliche Sommertage kamen, und gern willigte jezt der Arzt in des Grafen Verlangen, die eigene Kraft zu prüfen, indem er nach gewohnter Weise die seines stolzen Rosses wieder zügelte. Mit freudeleuchtendem Auge sah Adelheid aus ihrem Zimmer den stattlichen Braunen vorführen, und als nun am Abend der ferne Hufschlag die Heimkehr des Reiters verkündete, da flog sie mehr, als sie ging, an das geöffnete Fenster, um jeden Zug, jede Miene des Grafen zu erlauschen. Erst als er mit dem begleitenden Rudolph in der Hausthür verschwand, trat sie vom Fenster zurück; Rührung und Sehnsucht verklärten das schöne Gesicht, und fast im nämlichen Augenblick vernahm man schnell und lebhaft ihre Klingel.

Der alte Konrad erschien, und ward sogleich mit dem Verlangen ins Wohnzimmer herabgesandt, daß ihr eine Unterredung mit dem Grafen verstattet seyn möge. Diese ward augenblicklich bewilligt, und mit lebhafter Erwartung

harrten nun Dietrich sowol als sein Neffe ihres Kommens. Mit sanftem, mild-heiterm Blick trat sie herein, drückte wehmüthig-froh des Grafen Hand an ihre Brust, und rief aus: „O Gottlob! jezt brauche ich Euch nichts mehr zu verhehlen, und wenigstens strafbar werde ich nicht vor Euch stehen, wenn Ihr gleich sonst über Manches anders denken mögt, als ich. Ach, es waren harte Tage, da ich Euch undankbar scheinen mußte, um, so viel ich's vermochte, dankbar gegen Euch zu seyn! — Wollt Ihr mir jezt vergönnen, Euch die früher geforderte Aufklärung zu geben?" — Froh erwartungsvoll bejahte dieß der Graf; und ganz allein zu ihm gewandt, ohne Rudolph auch nur eines Blickes zu würdigen, erzählte sie nun, wie folgt:

„Gerade an dem Tage, da Ihr zuerst erkranktet, doch noch Niemand unter uns eine Ahnung hatte von Gefahr, gerade an diesem Tage kam eine meiner liebsten Verwandtinnen, welche einst neben dem eigenen Säugling auch mir die erste Nahrung gereicht hatte, hieher in unser Thal, sich in der stärkenden Landluft von den Folgen eines bösen Fiebers zu erholen. Sie suchte vor Allem Ruhe und Stille, und da sie Euch ja doch nicht sehen konnte, erwähnte ich ihrer Ankunft weiter nicht. Doch glaubt Ihr wohl, daß ich mich dieses Wiedersehens herzlich freute, und mit liebender Offenheit jede Freude, jedes kleine Leid, wie beydes mir eben damals selbst zu Theil geworden, in ihre treue Brust niederlegte. So erfuhr sie denn auch von Eurer Krankheit, von meiner bald erwachenden Sorge um Euch. Und als ich nun nach zwey Tagen gar nicht mehr kommen konnte, als sie den Arzt immer öfter und eiliger den Weg zu Eurer Wohnung nehmen sah, da schloß sie wohl, auch ohne bestimmte Kunde, daß es schlimmer stehen müsse mit Euch, und kam nun, von Dienstfeifer und Theilnahme hergeführt, am Abend schon in tiefer Dämmerung aufs Schloß, nach mir zu fragen. Ich ward herausgerufen, und mit geheimnißvoller Miene begehrte sie, ganz allein, von Niemand gestört, mit mir zu sprechen. Ich führte sie auf das nämliche Stübchen, welches ich jezt seit einiger Zeit nicht verließ, und dort vertraute sie mir, wie sie seit lange schon bekannt sey mit verborgenen, geheimnißvollen Kräften der Natur, und besonders mit manchem heilbringenden Kraut, dessen Werth, durch Andacht und festes Hoffen erhöht, als Erhaltungsmittel schwacher, fast versiegender, Lebenskraft unglaublich groß werden könne. Auch hier am Berge, im Innern der alten verfallenen Burg, wachse solch ein wohlthätiges Kraut, und wenn eine fromme Jungfrau, wie ich Euch von Herzen ehrend und liebend, es unternehmen wolle, in drey hellen Vollmondnächten, gerade um die Mitternachtsstunde, einsam und allein die zartesten Zweiglein desselben dort oben zu brechen, so möge sie wohl hoffen, daß höhere Macht ihr verliehen werde, durch den Segen der reichbegabten, wunderkräftigen Pflanze die Erhalterin Eures Lebens zu seyn. — Lieber Herr, ich hab' es oft schon bemerkt, daß Ihr wenig Vertrauen zu dergleichen geheimnißvollen Mitteln habt: und auch mir regte sich Anfangs in der Brust der Zweifel: ob denn wohl wirklich der guten, doch sonst ganz einfach schlichten Frau so hohe Kenntniß zu Theil geworden seyn möchte? Ueberdieß, ich will's gestehen, bangte mir gar sehr vor dem einsamen Wege um Mitternacht. Aber ach! die Gefahr war so groß, vom Arzt ward Ihr fast aufgegeben, zu wagen hatt' ich ja nur für mich: da verhieß ich bald der treuen Maria, schon am folgenden Abend, wenn helles Vollmondlicht mir günstig sey, den Gang zu unternehmen. Und als ich mich nun wieder allein sah, und still für mich noch einmal Alles überlegte, da dünkte mich's doch auch: wenn ich mit Liebe und kindlichem Vertrauen das Höchste und Schwerste nicht scheute, was meine schwache Kraft für Euch zu leisten im Stande sey, dann möge ja vielleicht ein höherer himmlischer Segen auf meinem stillen Streben ruhn. Und in diesem Glauben trat ich nun auch die nächste Nacht, als Maria gekommen war, indessen an Euerm Lager zu wachen, meinen Weg an, mir Muth einsprechend so gut ich's vermochte. Das Kraut war mir genau bezeichnet, auch selbst ein Pröblein davon trug ich, sorgfältig in Papier verhüllt, bey mir. Ich fand der jungen Sprößlinge die Fülle, brachte sie, in schneeweißem Tuche wohl bewahrt, nach Hause, und gewiß! seit der Stunde, da ich für Euch Umschläge und Getränk daraus bereitete, nahm die Gewalt der Krankheit sichtlich ab. O mit welcher Freude wallfahrtete ich nun zum Zweyten- und Drittenmale die Höhe hinan! allein beym Drittenmal ward meine Absicht vereitelt, denn schweres Gewölk verdüsterte plötzlich den Himmel so sehr, daß ich kaum meinen Rückweg, geschweige denn das Hälmchen eines Krautes zu finden vermochte. Da ward mir sehr schwer und ängstlich zu Muthe; doch der Führer über mir, der Führer in jeder Nacht und Dunkelheit, leitete mich gnädig hinab. Ohne Unfall, wiewol etwas ermattet, erreichte ich das Schloß, und vollbrachte, da das Licht des Vollmonds sich zu Ende neigte, gleich am folgenden Abend von Neuem meine Wanderung, jezt mit besserem Glück, und nun auch zum Leztenmal. — Strenges Schweigen hatte Maria mir sogleich beym ersten Vorschlag auferlegt, mit ernsten — mir so furchtbaren — Worten versichernd, daß jedes Brechen dieses Schweigens die drohendste Gefahr eines Rückfalls für Euch herbeyführe. „Nur — so lautete ihre Rede — nur wenn der Graf, mit neubelebter Kraft sein edles Roß wieder zügelnd, sich zum Erstenmal am Anblick der freyen Natur erlabt, und dann heiterer und freudiger, als er das Schloß verließ, wieder heimkehrt: nur dann mögt Ihr, wenn es Euch und Andern nützen kann, des Gelübdes der Verschwiegenheit entbunden

seyn.“ — Diese Zeit ist nun da; ernst und gedankenvoll rittet Ihr hinweg, heitern, freundlichen Auges kamt Ihr zurück; und seht, lieber, streng rechtender Freund! nun säume ich ja auch keinen Augenblick länger, Euch Alles so offen und wahr zu bekennen, als Ihr's nur irgend wünschen oder fordern mögt. Doch vorher — hatte ich nicht mein Wort gegeben? Und dann — auch das darf ich noch wahrhaft sagen — immer war mir's, als verdiene ich, Euch durch einen Rückfall von Neuem am Rande des Grabes zu sehen, wenn ich zögern könnte, noch das eine Opfer zu bringen, welches die Umstände von mir forderten; wenn ich, blos um mir schmerzliche Stunden zu ersparen, vor der Zeit mein harmloses, mir immer lieberes Geheimniß enthüllte.“ —

Mit dem milden, still freudigen Blick verklärter Unschuld schaute sie bey diesen Worten zu dem Grafen empor, welcher ernst und gerührt ihrer Erzählung gehorcht hatte. „O armes, armes Mädchen, vergib mir! rief er, sie väterlich in seine Arme schließend. Vergib, daß ich deinem redlichen Herzen nicht mehr traute, als dem finstern Argwohn deines Anklägers. Nimm den seltsamen Schein, dein beharrliches Schweigen, nimm Alles, Alles zusammen, was mich entschuldigen kann! Und jezt sprich, du treues, kindlich liebendes Wesen! wie kann ich dir vergelten, was du für mich gethan, für mich gelitten? Fordre Etwas von mir, was es auch sey! und steht's in meiner Macht, es dir zu gewähren, so sey dessen im Voraus gewiß.“

„O lieber, theurer Vater! rief Adelheid gerührt, mir ist ja am schönsten vergolten durch Eure Genesung! Allein dennoch — eine Bitte hab' ich an Euch, und wahrlich! ich darf von Euerm edeln Sinn, Euerm liebenden Herzen wohl hoffen, Ihr werdet sie gewähren. Einst wünschtet Ihr, ich möge dem Manne, der mich jezt zweymal durch entehrenden Verdacht gekränkt, meine Hand am Altar reichen. O mein Freund! erlaßt mir's, diesen Wunsch als Gebot anzusehen, wie ich sonst bey Euch wohl sollte. Gewiß! Euer Neffe selbst wünscht meine Hand jezt nicht mehr; er wird sie hoffentlich nie wieder wünschen; doch — könnte er's auch, ich fühl' es tief im Innersten der Seele, ich habe mir selbst in meiner stillen Einsamkeit das Wort darauf gegeben: nie, nie kann ich die Seinige werden.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die medizinischen und chirurgischen Kenntnisse der Hindus im Allgemeinen.

(Beschluß.)

Die Ayur Veda, welche ursprünglich aus hundert Abschnitten, und jeder Abschnitt aus tausend Stanzen bestand, war in acht Haupttheile getheilt, deren Aufzählung uns einen genauen Begriff von der Heilkunde der Hindus geben wird. Sie sind folgendermaßen angegeben: 1) Saſlyá; 2) Salakya; 3) Kaya Chikitsa; 4) Bhutavidya; 5) Kaumarabhritya; 6) Agada; 7) Rasayana; 8) Vajikarana. Ihre Erklärung lautet also:

1) Salya ist die Kunst, Erde, Holz, Metall, Knochen und dergleichen, welche zufälliger und heftigerweise in den menschlichen Körper gerathen sind, auszuziehen; nebst der Behandlung der Entzündung und Eiterung, und analoger Weise die Behandlung aller bösartigen Geschwulsten und Geschwüre. Das Wort Salya bedeutet einen Wurfspieß oder Pfeil, und bezeichnet genau den Ursprung der Benennung dieses Theiles der Heilkunst. Eben so war das Wort Hiatros oder Arzt bey den Griechen, nach Sextus Empiricus, von Hios einem Pfeile abgeleitet.

2) Salakya begreift die Behandlung äußerlicher organischer Fehler der Augen, Ohren, Nase u. s. w. Diese Benennung kommt von Salaka her, worunter man ein dünnes und scharfes Instrument versteht, womit dergleichen kranke Theile operirt werden.

3) Kaya Chikitsa ist, wie der Name besagt, die Anwendung der Heilkunst auf den Körper im Allgemeinen, worunter man die eigentliche Medizin versteht; während die beyden vorhin genannten Abtheilungen die Wundarzneykunde in sich begreifen.

4) Bhutavidya ist die Wiederherstellung unserer geistigen Eigenschaften, wenn sie zerrüttet sind, oder wie man sonst zu sagen pflegte, wenn einer besessen ist. Ehemals war dieser Gegenstand ein wichtiger Zweig der medicinischen Praktik in den griechischen, arabischen und europäischen Schulen, wovon man noch Spuren in Burtons Anatomie der Melancholie findet.

5) Kaumarabhritya begreift die Pflege der Kinder, nicht allein von ihrer Geburt an, sondern auch wenn unregelmäßige Milchabsonderungen und Scharlachfieber bey den Müttern und Ammen vorkommen, und diese Gegenstände scheinen in Hindostan für eben so wichtig gehalten zu werden, als bey uns.

6) Agada ist die Anwendung von Gegengiften.

7) Rasayana ist Chemie, oder besser Alchemie; die Kunst, eine Universal-Medizin zu erzeugen, um die Gesundheit dauernd und das Leben unvergänglich zu machen.

8) Vajikarana, oder die lezte Abtheilung hatte zum Zwecke, die Menschen zu vermehren; ein täuschender Versuch, welcher nebst dem vorigen seinesgleichen in ältern und neuern Zeiten nicht aufzuweisen hat.

In diesem Werke sind demnach alle Zweige der Medizin enthalten. Susrikta beschränkte jedoch sein eigenes Werk auf die Abtheilungen Salya und Salakya, oder Wundarzneykunde insbesondere, obgleich er seine Arbeiten

zuweilen mit fremden Gegenständen überhäuft, mit welchen sie in Beziehung stehen. Reine Chirurgie bleibt indessen immer sein Zweck, was auch Dhanwantari anempfiehlt, wenn er sagt: „daß Salya die erste und beste aller medicinischen Wissenschaften sey, welche weniger als irgend eine andere auf Muthmaßungen beruhe. Sie sey rein in sich selbst, ewig oder fortdauernd in ihrer Anwendung, ein wahres Erzeugniß des Himmels und eine gewisse Quelle des Ruhms."

Es geht daher aus diesen Thatsachen hervor, daß die Wundarzneykunde nicht mit besonderer Sorgfalt von den Hindus behandelt wurde, obgleich nun keine Spuren mehr unter dem jetzigen Geschlechte davon zu finden sind; und es wäre vielleicht wohl der Mühe werth, das, was noch davon auf uns gekommen ist, näher zu untersuchen. (Orient. Mag. Februar 1823.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

Berlins schöne Welt hat sich nun allmählig von ihren Reisen oder von ihren Gütern hier eingefunden; auch viele Fremde kommen hieher, um den Feyerlichkeiten beyzuwohnen, die bey Gelegenheit der Vermählung unsers geliebten Kronprinzen statt finden werden. Das Bild der schönen Braut ist in allen Kupferstichläden zu sehen und die Seidenfabrikanten kündigten bereits eine étoffe d'Elise an. Am 29sten dieses wird die erhabene Braut von Charlottenburg her, wo sie Tags zuvor anlangt, durch das Brandenburger Thor ihren Einzug halten, und auf der, bisher allen Wagen und Pferden geschlossenen Promenade der Linden, zum königlichen Schloß fahren. Die Handwerkergilden, die der Schlächter zu Pferd an der Spitze, sollen ihr im höchsten Staat entgegen ziehen — alle Fenster, die nach den Linden gehen, sind bereits bestellt. Die Hauptfeyerlichkeiten zu Ehren der Vermählung sollen indessen in die Carnevalszeit verlegt worden seyn.

Das Theater wird, seitdem hier eine völlige Herbstregenzeit eingetreten ist, fleißig besucht. Dido, Oper von Ernst Klein komponirt, und von Ludwig Rellstab gedichtet, wurde am fünfzehnten Oktober, dem Geburtsfeste des Kronprinzen, zum Erstenmale gegeben. Die edle Einfachheit der durchaus kunstgerechten Musik, gefiel schon durch den Kontrast mit der dithyrambisch rauschenden Musiktraft unsrer Opern in der Mode. — Die Galeerensklaven, Melodram nach dem Französischen, eine stark reizende Kost, ist schon dreymal wiederholt. Herr Devrient spielt darin die Rolle des einen Galeerensklaven, der, ein satanischer Bösewicht, das Verbrechen um seiner selbst willen liebt; das treffliche Spiel des Künstlers wußte auch diese Rolle zu motiviren. — Herr Weiß vom Hamburger Theater, der hier mehrere Gastrollen gab, hat besonders in Molière's Tartüffe gefallen — so wie Herr Keller vom Hannöverischen Theater den Geizigen von demselben Dichter glücklich individualisirte. — Die reizende Madam Neumann wird im künftigen May zum drittenmal nach Berlin kommen. Das Königsstädter Theater ist im Bau, der aber noch lange nicht vollendet seyn wird, und soll zum dritten August künftigen Jahres, dem Geburtstage des Königes, eröffnet werden. Herr Berthmann, Direktor desselben, befindet sich jetzt in Wien, um Schauspieler dafür zu engagiren. — Freylich ist in jener Residenz die wahre Heimath des Volkstheaters, aber die dortigen Schauspieler sprechen im Wiener Dialekt und würden, in unsere Stadt versetzt, Mühe haben, ihre Rollen im Berliner Dialekt auszuführen, welches doch oftmals für die Volksthümlichkeit des Theaters unerläßlich ist. — Der geniale Künstler Fischer ist hier wieder und zwar in der Rolle aufgetreten, in der er vor einem Jahrzehend die Gunst des Publikums verloren hatte, und mußte die für ihn so verhängnißvolle Arie des Figaro da capo singen. Dieser ausgezeichnete Bassist wird hier zwölf Gastrollen geben. An bedeutenden Stücken kam in diesem Monat nichts vor; der Geschmack unserer Bühne wird immer mehr französisch und verlangt demnach von den Dramatikern genaue Beobachtung der drey Einheiten, wodurch aber die Meisterwerke der größten deutschen Dichter, so wie die Shakespeares immer mehr von unserer Bühne entfernt werden.

In der Literatur erhielten wir in diesem Monate zwey bedeutende wissenschaftliche Werke — Geschichte der Hohenstaufen von Friedrich von Raumer, im Verlage bey Dunker und Humblot, und von unserm würdigen Jubelgreis, Professor Bode, den ein und fünfzigsten Band seines astronomischen Jahrbuchs, der den Himmelslauf und eine reiche Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten enthält. Professor von Raumer eröffnete am Schlusse dieses Monates im großen Hauptsaal des Universitätsgebäudes die angesehene Versammlung zur statutenmäßigen Uebergabe des Rektorats als bisheriger Rektor mit einer lateinischen Rede, in welcher er von den wichtigsten, die Universität betreffenden Ereignissen Nachricht gab. Mit Unterhaltungsliteratur versehen uns die Taschenbücher reichlich. In allen Kunstläden prangen diese früh gebornen Kinder des künftigen Jahres mit aufgeschlagenen Titelkupfern, unter denen sich das der „Penelope" die reizende und amalkiatische Königin Karoline Mathilde von Dänemark vorstellend, durch rührende Züge der Schönheit und Anmuth auszeichnet. Eine geistvolle Uebersicht aller Taschenbücher findet man in einem hiesigen Blatte, „der Gesellschafter" genannt. Unter den Bildern der jüngsten Vergangenheit gewahrt man auch einen großen, von den Ufern der Seine hieher verpflanzten Kupferstich. Auf einem von Wellen umspülten Felsen erhebt sich ein Grab, zu dessen Füßen der Ring einer Kette und ein Ende derselben sichtbar wird, das andere Ende hängt aus dem Grabe heraus; auf der Kopfseite des Hügels liegt ein kleiner dreyeckiger, der Welt wohlbekannter Hut und ein Degen. Auf einer hervorragenden Felszacke sitzt ein französischer General in stille Trauer versunken; ein schönes Weib mit vier Kindern um sie her umarmt ihn mit der Geberde des tiefsten Schmerzes; ein anderer Krieger steht daneben mit verhülltem Angesicht. Das Meer wüthet im Sturm und seine Wellen spühlen Schiffstrümmer an den Felsen, auf denen die Namen der Schlachten, die der glückliche Sieger gewann, sichtbar werden. Nebel füllt den Hintergrund der Scene, in welcher man mit Lorbeer umkränzte verklärte Helden wie Schattengestalten erblickt. Kaum angedeutet gewahrt man auch die alten Garden in Schlachtordnung und über den Wolken schwebt ein Triumphwagen und die Muse der Geschichte mit der Harfe in ihren Händen. Das Stück zieht durch seine schauerlich-romantische Komposition an. Die Unterschrift mangelt gänzlich, es wird aber, obgleich an der Seine verboten, doch hier nicht angefochten.

C.

Beylage: Kunstblatt Nr. 98.

Nro. 294.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. December 1823.

Fleuch heran, du Kreuzessegel,
Und du Wind des guten Geistes
Weh's heran!

Herder.

Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel.

Der kürzlich erschienene und bis zum Mai 1823 reichende Jahresbericht dieser Gesellschaft eröffnet sich mit denjenigen Nachrichten, welche von den vier-und-zwanzig Zöglingen eingekommen sind, die bisher in der Baselschen Missionsschule gebildet, nunmehr sich im Dienste holländischer, brittischer und schottischer Missionsgesellschaften, oder auch im eigenen, der Baselschen, befinden. Gegenwärtig haben vier derselben auf den entferntern asiatischen Inseln, sieben in Unter-Asien, sieben in Ober-Asien, einer unter den Juden in Polen und Rußland, einer in den Ländern des Mittelmeers und vier auf der westlichen Küste von Afrika ihre Missionsstellen gefunden. Bey dem nur noch sehr kurzen Aufenthalt derselben waren bedeutsame Berichte von ihnen einstweilen nicht zu erwarten: sie sind meist auch mit Vorbereitungen ihres Wirkungskreises und mit Erwerbung unentbehrlicher Sprachkenntnisse beschäftigt. Von der Insel Buro und den Amboynen-Inseln Manipa und Buno schreibt der Missionar Bormeister unter anderm: „Die eingebornen Christen scheinen einem Teige ähnlich zu seyn, der mit schlechter Hefen angesezt ist, und der, trotz aller Wärme und Nachhülfe nicht aufgehen will. Sie haben im Allgemeinen zu nichts Lust, als ihren Siri (eine Gattung Blätter) mit Tabak zu kauen, und ihre schöne Lebenszeit zu verschlafen. Außer den Frohndiensten, zu denen sie genöthigt sind, thun sie nichts, weder zur Beförderung ihres eignen Wohlstandes, noch zur Handreichung Anderer. Wenn man von einem Handwerker oder Krämer unter ihnen etwas haben will, so findet man selten etwas bey ihnen, wohl aber zu jeder Zeit bey den Chinesen und Mohamedanern, welche hierin mit einander wetteifern, und die Christen beschämen. Dieß ist auch einer der hauptsächlichsten Gründe, warum viele Holländer allhier Alles, was geistlich zu seyn scheint und geistlich ist, hassen."

Der Missionar Kindlinger berichtet hinwieder aus Paliacatte bey Madras, auf der Küste Koromandel: „Er habe in den tiefen Verderbnissen sogenannter Christen unübersteigliche Hindernisse seiner Wirksamkeit gefunden; jedoch sey ihm gelungen, nicht nur für eine Anzahl Einwohner regelmäßigen Gottesdienst, sondern auch Schulen und Schulunterricht einzurichten; auch predigt er dreymal in der Woche tamulisch, hat die Oberaufsicht über eilf Schulen, versieht den regelmäßigen holländischen Gottesdienst, beschäftigt sich mit der Korrektur der tamulischen Bibel, die unter seiner Leitung in der Missionspresse gedruckt wird, besucht die Eingebornen in ihren Häusern, und knüpft Unterhaltungen über das Christenthum auf der offenen Straße an, wo er Gelegenheit dazu findet."

Aus Aurdwan schreibt der Missionar Dürr: „Ich wüßte nicht, wie glücklich ich wäre, wenn ich einmal dreyßig bis vierzig Heiden-Christen um mich her versammelt sehen dürfte. Meine ganze Gemeinde besteht aus zwey Hindus, die ich vor einigen Monaten taufte, einem Tauf-Candidaten und zwey Knaben, von denen ich einige Hoff-

nung haben darf. . . . Mein Missionsgeschäft ist hauptsächlich auf die Schulen beschränkt. Ich habe dreyzehn ziemlich besezte Hindu-Schulen unter meiner Leitung, welche von 1077 Knaben besucht werden. Ihre Fortschritte sind befriedigend. Zu meiner großen Freude wird das Neue Testament in den Schulen mit Nutzen gelesen. Mit manchen Büchern desselben sind die meisten Schüler so bekannt, daß sie fast jede Stelle, nach der ich frage, auswendig hersagen und mit Verstand erklären können."

Von der Mission am kaspischen Meere wird die Ankunft der Missionarien Dittrich, Hohenacker, Lang, Garemba und Benz, um die Mitte des vorigen Jahres, in Astrachan gemeldet. Sie legten sich daselbst zunächst auf Erwerbung der nöthigen Sprachkunde. „Die türkische Sprache (schreibt der erstgenannte) wird fast vom Terek an durch ganz Daghestan am kaspischen Meere hin, in Shirwan, Karabagh und dem ganzen nördlichen Persien bis nach Tebris als gemeine Volkssprache gesprochen, obwol der Dialekt einer Provinz von der andern abweicht, und demnach würde es jezt überflüssig seyn, wenn wir uns mit dem Rein-Tatarischen einlassen wollten, das diesseits des Terek nach der Krimm hin gesprochen wird. Aus dieser Ursache wendeten sich drey von uns gleich Anfangs zum Studium des Türkischen, und fanden durch die freundliche Vermittlung unserer schottischen Freunde einen Lehrer in Mirza Mehdi, einem Bruder des persischen Konsuls Abdullah, der ein sehr freundschaftlich gesinnter Mann ist. Zwey Andere von uns machten sich unverweilt zur Erlernung der persischen Sprache, worin ein sehr gelehrter Perser, Abu Theleb, dieselben unterrichtet. Nach dem Lesen persischer Bücher war mir das Erste und Wichtigste, im Sprechen dieser Sprache Fertigkeit zu gewinnen. Dieß habe ich auch bisher mit großem Nutzen für Sprache und Erkenntniß persischen Aber- und Unglaubens gethan, so weit es meine Gesundheitsumstände erlaubten." — Von den schottischen Missionarien freundlich empfangen, nahmen die Baselschen Ankömmlinge alsbald Theil an den Bemühungen der Erstern für Uebersetzungen und für den Druck christlicher Schriften in der persischen Sprache. „Ich bin beschäftigt (schreibt August Dittrich unter andern) eine neue Ausgabe der arabischen Uebersetzung von Grotius Schrift: „Ueber die Wahrheit der christlichen Religion," zu revidiren und in den Druck zu geben, wovon tausend Exemplare auf Kosten unserer Missionsgesellschaft verfertigt werden. Dieses Buch, von allgemein anerkanntem Werth, wird, nach der Erfahrung unserer schottischen Freunde, mit Beyfall von den Mahomedanern gelesen, und ist von so größerem Nutzen für die gelehrten Perser, je mehr sie gerade in gänzlicher Unwissenheit über die historischen Grundlagen der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion sind. Eben so haben wir Abrede getroffen, eine kurze Uebersicht der aus der abendländischen Christenheit hervorgegangenen Arbeiter zur Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden abzufassen, und dieselbe in der armenischen Sprache, nebst einer kleinen Charte, drucken zu lassen. Diese Schrift selbst liegt bereits fertig in unsern Händen, und wir erwarten nur noch die erzbischöflich-armenische Censur-Genehmigung, um sie dem Druck zu übergeben."

Ueber ihr Missionswerk selbst erklärt sich ein späteres Schreiben unter anderm also: „Die russischen Grenzländer gegen Persien, in welche wir ziehen, haben für den Anfang einer evangelischen Mission, in Vergleich mit den Ländern des Mittelmeers, ihre Vortheile und Nachtheile. Einzelne dieser Nachtheile liegen in dem aufgereizten Charakter des Mahomedanismus, und in der feindseligen Spannung, welche über alle Lebensverhältnisse der Mahomedaner mit den Christen sich ausgebreitet haben. Nicht weniger hemmend sind die engen Schranken, in welche, bey dem gereizten Zustand der orientalischen Kirche, die evangelische Preßfreyheit eingeschlossen ist. Allein da Christen im Orient überhaupt keinen Traktat zutrauensvoller annehmen, als den, der aus den alten Vätern der Kirche genommen ist, und da einen solchen kein Kirchenzwang aufhalten kann, so dürfte der leztere Umstand vielleicht von geringerem Einflusse auf das künftige Wirken seyn. Dagegen bieten diese Grenzgegenden am kaspischen Meere, unter allen ungünstigen Umständen, die bis jezt klar geworden sind, doch den überaus wichtigen Vortheil dar, daß von dieser einen Gegend aus ein christlicher Missionar eben so sehr auf Mahomedaner, als Christen und Juden seine Wirksamkeit richten kann. So wenig wir auch, nach dem, was wir bisher gesehen haben, zu glauben wagen dürfen, daß die Perser im Allgemeinen so sehr geneigt seyen, das Evangelium zu hören und zu lesen, als einzelne Erzählungen es im Occident glaublich gemacht haben, so ist und bleibt doch das gewiß, daß dieses Volk der bigottischen Vorurtheile viel weniger hat und geneigter ist zu hören, als der unwissende Türke. Und gerade von dieser Gegend aus ist es dann, daß in wenig Tagen Tebris und andere Oerter erreicht werden können, während auf der andern die reich von Christen bevölkerten Gegenden Armeniens und Curdistans in eben so nahem Bereiche liegen. Was in andern Gegenden völlig unmöglich ist, das ist hier von selbst gegeben, nämlich die Vereinigung einer zweyfachen Mission für Christen und Mahomedaner an einem Orte; und wenn gleich die Wirksamkeit unter beyden für den ersten Anfang sehr beschränkt ist, so kann sie sich in geographischer Beziehung desto weiter erstrecken. Vor menschlichen Augen scheinen alle die Gespräche, denen wir mit Persern beygewohnt haben, zu lehren, daß es noch nicht Zeit sey, besonders in mündlicher Unterredung, die Wahrheit ihnen darzulegen. Ihr leichtsinniges Verstandesspiel, das sie zu treiben gewohnt

sind, leitet den Missionar stets zu solchen Untersuchungen, die sich blos um äußere Wahrheiten drehen, und alle geistige Lebenskraft entfernen. Und auch in diesen kann er nicht vorwärts schreiten, da die historische Unwissenheit seines Gegners historische Gründe gar nicht versteht und ihre Kraft nicht fühlt, und er demnach immer zu den alten Vorurtheilen zurückkehrt."

(Der Beschluß folgt.)

Das Geheimniß.

(Beschluß.)

Indem Adelheid noch sprach, schritt still und träumend ein Wandersmann von fern daher, dessen Cither in Anfangs ernsten, dann immer bewegtern Klängen ertönte. Wie er näher und näher kam, vernahm man auch immer deutlicher den Ton einer reinen, melodischen Stimme, und endlich selbst folgende Worte des Liedes:

Treue Liebe, ächte Liebe
Ist vertrauend, klar und mild;
Nur im Quell, der selber trübe,
Malt sich trüb' ein reines Bild.

Treue Liebe, frohe Liebe,
Spende mir dein süßes Licht!
Himmelslächeln sonder Trübe
Sey der Liebsten Angesicht.

„Er ist's! Es ist seine Stimme!" rief die Jungfrau, unbewußt im mild bewegten Laut freudiger Ueberraschung. „Der Sänger kehrt wieder, der im vergangenen Herbst bey Euch verweilte! Wir werden gestört. Doch, Herr Graf, gedenkt Eures Wortes; laßt mir Freyheit!" — „Wenn Ihr sie noch habt!" sprach lächelnd der milde Alte nicht ohne einigen Spott, denn ihm schien's in diesem Augenblick, er durchschaue klar das Geheimniß der jungfräulichen Brust. — Die Citherklänge waren indessen verstummt; raschere Schritte drangen jezt zum Schlosse heran; noch wenige Augenblicke, und der vorjährige heitere Gast stand freudig und unruhig, hoffend und zweifelnd vor der Geliebten.

Allein bald sagte ihm der feuchte, bewegte Blick, die höher geröthete Wange der Jungfrau: du findest sie wieder, wie du sie verlassen; und aller Uebrigen wenig achtend, sprach nun auch sein Auge die beredte, wortlose Sprache der Liebe. — Allein wenn zwey liebende Augenpaare Gespräche führen, ist gewöhnlich der Antheil des Dritten dabey einige Langeweile. So war es auch hier. Graf Dietrich richtete umsonst bald heitere, bald ernste Worte an den zurückgekehrten Freund: er war und blieb einsylbig, und immer sichtlicher ward seine wie der Jungfrau Befangenheit. Da trat endlich lächelnd der alte Graf zu seiner Pflegetochter. „Die Freyheit ist hin, Adelheid! so sprach er mit freundlichem Scherz. Wie mögt Ihr von mir noch begehren, was Ihr wohl lange schon selber verschenktet? Lese ich recht in Euerm Blick, wie in dem unsers Freundes, so gilt es jezt, zu versuchen, ob sich Ersatz finden läßt für das verlorne Gut." — Hoch erröthete Adelheid bey diesen Worten; doch den Sinn der verwirrenden Rede halb ahnend, halb sie vernehmend, beugte ehrerbietig der Jüngling das Knie vor der sittsam schweigenden Geliebten und rief, ihre zitternde Hand fest an sein Herz drückend, mit innigem Tone: „O sprecht ein mildes freundliches Wort! Darf ich hoffen auf diese theure Hand? Wollt ihr mir vertrauen? Wollt Ihr glauben, der heitere Sänger verstehe den Werth so reicher, herrlicher Gabe zu schätzen?"

„Wahrlich, ich vertraue Euch! flüsterte die Jungfrau, sich sanft zu ihm herabbeugend, ich vertraue Euch, seit ich Euch kenne." — Doch indem nun diese Worte in leisem Zauberlaut schüchterner Liebe von ihren Lippen drangen, wurden dem finstern, zwischen Haß und Sehnsucht getheilten Rudolph der bittern Gefühle zu viel. „Lebt wohl, Oheim! sprach er mit düster flammendem Blick; laßt mich fortziehen auf Reisen, je weiter, je lieber! — Und wenn ich nicht heimkehre, so denkt nur, ich sey gefallen im Getümmel des Kriegs!" sezte er leiser hinzu. —

Ein ernster, still mahnender Blick des Grafen geleitete den Scheidenden; von jenen Beyden aber, welche er floh, blieb sein Verschwinden unbemerkt. Ungestört vom wilden Ausbruch stürmischer Leidenschaft ruhte ihr Blick auf dem schönen Morgenroth einer beglückenden Zukunft. Der ganze Himmel reiner Liebe und Freude war für sie herabgesunken, und er blieb ihnen auch treu für die Folge ihrer Tage, so weit der Himmel auf dieser armen Erde zu weilen vermag.

Caroline Stille.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. October.

(Beschluß.)

Der kleinern Theaterstücke sind in der lezten Zeit wiederum eine Menge vorgekommen; man kann sie mit den Blumen vergleichen, welche schnell blühen, und eben so schnell wieder verschwinden: erstens Die Fuchsjagd; ein Vaudeville von St. Hilaire. Ein munterer Gärtner liebt ein Mädchen, Namens Nicette, wird aber mit seiner Gegenliebe belohnt, weil Nicette den Pagen des Gutsherrn vorzieht. Auch dieser Gutsherr hat seine Anschläge auf Nicette; es wird vom Pagen ein Loch in der Hecke des Gartens gebrochen; der Gärtner glaubt, es sey ein Fuchs und stellt sich auf die Lauer; unterdessen streift auch der Gutsherr durch den Garten und zerbricht nun gar die gläsernen Glocken auf den Beeten; nun weiß der Gärt-

ner gar nicht mehr, wo alle die Verheerungen herrühren. Der Page und der Gutsherr treffen endlich zusammen. Lezterer will böse werden, muß aber nachgeben, weil das Stück zu Ende geht; der Gärtner erkennt, wer der Fuchs sey, der sich sein Mädchen stiehlt, und muß Amtshalber nachgeben, wie der Gutsherr Ehrenhalber. Fuchs und Rabe, ein anderes Vaudeville, ist die durch Personen und Handlung geschäzte Lafontainesche Fabel. Der Fuchs ist hier ein Gerichtsprokurator. In der neuern französischen Komödie müssen die Prokuratoren, die nun einmal in Frankreich im Rufe der Schreibseligkeit und Habsucht stehen, herhalten, wie die Aerzte in der Molièreschen Komödie. Das Lotterie-Komptoir am Gymnase dramatique ist ein leicht skizzirtes Gemälde aus der neugierigen Pariserwelt; es kommen hier Schuhflicker, Köchinnen und dergleichen vor, die ihr sicheres Geld in Hoffnung eines unsichern Gewinnstes hergeben. Es ist bereits in Frankreich und England über das Unmoralische des Lotteriezichens so viel und so nachdrücklich geredet und geschrieben worden, daß alle vernünftige Menschen das Lotto als eine wahre Betrügerey ansehen; wenn ich nicht irre, so hat die hiesige Gesellschaft der christlichen Moral einen Preis auf die beste Schrift gesezt, welche dem Volke hierüber die Augen werde öffnen können. Es ist traurig, wenn man hier am Abende vor der Ziehung das gemeine Volk sich vor den Lotterie-Komptoiren drängen sieht, um seinen mühsam erworbenen Sparpfennig in den Strudel zu werfen, der Alles verschlingt und nur einige Thaler wieder ergibt. Ein merkwürdiger Zug ist mir bey diesen Lotteriekomptoiren aufgefallen. Am Eingange derselben, so wie am Eingange der Schenken heften die Pfandnehmer ihre Adressen an. Also wer kein baares Geld besizt, um die Einsazwuth zu befriedigen, der braucht nur sein Hab und Gut zu versezen; alsdann verliert er zweymal; wie sollten sich arme Taglöhner und Dienstboten nicht durch diese doppelte Verführung zu Grunde richten? Wie mancher, der einmal den Weg des Versezens seiner Habe und des Einsezens in die Lotterie eingeschlagen hat, muß dadurch zu Verbrechen gereizt werden, wenn er nichts mehr hat und doch immer noch durch die Hoffnung eines Gewinnstes angespornt wird! Solch ein ernsthaftes Gemälde hätte der Dichter auf einer Volksbühne darstellen sollen; aber vermuthlich würde die Polizey, die aus dem Lotteriewesen großen Gewinnst zieht, dieses Gemälde zu bedenklich gefunden und zurückbehalten haben. Die unermüdlichen Theaterdichter Scribe und Melesville haben ihr bekanntes Vaudeville Frontin Mari-garçon zu einer Operette, betitelt: der Kammerdiener, umgemodelt, und der italienische Tonkünstler Caraffa hat die Musik dazu geschrieben. Dieses Stück hat eine Weile gefallen, oder wenigstens nicht mißfallen. Kleine Operetten müssen wie ein Diamant von allen Seiten glänzen, wenn sie in Paris ihr Glück machen wollen, sonst vergißt man sie bald über anderen Neuigkeiten. Bey der Ankunft der Nachricht der Staatsumwälzung in Spanien wurden von den Theaterdirektionen, um es mit den Ultras nicht zu verderben, die bereits halbvergessenen Theaterstücke, die zur Feyer des lezten Ludwigstages verfertigt worden waren, wieder hervorgezogen und aufgeführt. Die bezahlten Klatschertruppen im Parterre des Schauspielhauses jauchzten unkündigen Beyfall; von den Unabhängigen wurde gepfiffen; an mehreren Orten wurde das Schauspiel durch diesen Lärm unterbrochen. Eben so waren Leute in alle Häuser geschickt worden, um die Einwohner zum Illuminiren anzumahnen; die Abhängigen befolgten die Mahnung, die andern nicht; somit bewies die Illumination, was man auch ohne dieselbe gar wohl gewußt hatte, daß eine Partey jubelt und die andere nicht. Unter die öffentlichen Auftritte der lezten Zeit gehört das Wettreiten. Zuvor hatte das Wettreiten um die Preise spät im Oktober Statt; allein es war das leztemal auf eine unangenehme Art unterbrochen worden. Als nämlich an einem schönen Herbsttage des vorigen Jahres Groß und Klein, Reich und Arm sich zum Anschauen des Wettreitens im Marsfelde versammelt hatte, und die Damen im schönsten Schmucke glänzten, überzog sich plözlich der Himmel, und es fiel ein so starker Platzregen, daß das von einem Hügel umzäunte Marsfeld in wenig Minuten zu einem See wurde, worin die Stuzer und die schönen Damen mit ihren seidenen Schuhen herumplätscherten und vergebens nach Kutschen und Fiakern riefen. Seit langer Zeit hat Paris keinen solchen Wirrwarr gesehen; hier blieb ein Schuh stecken, dort wurde aus einem schön aufgestuzten Damenhute eine Schwimmerbedeckung. Manche Damen hatten es gar nicht gewagt, so, wie sie der Platzregen zugerichtet hatte, in die Stadt zurückzukehren, wo sie dann auch wirklich ein großes Aufsehen erregt haben würden, und man hatte eine große Menge Fiaker weit und breit herholen müssen, um die grotesk gewordenen Anzüge den Augen der Spötter zu entziehen. Daher hatte denn dießmal das Wettrennen früh im Herbste an einem schönen Sonntage statt. Einem Engländer muß das kalte Benehmen der Pariser bey solch einem Wettrennen, das seine Landsleute in Feuer sezt, recht auffallen. Hier ist keine Wette, kein Geschrey, keine Bewegung unter den Umstehenden. Das Schauspiel ist noch zu neu und hängt zu wenig mit den Nationalgebräuchen zusammen, als daß die Pariser lebhafte Theilnahme daran bezeugen könnten. Fast alle Jockeys, welche die Pferde ritten, waren Engländer, also hat man noch nicht einmal gute französische Jockeys, und sogar das Pferd, das den Preis davon trug, soll englischen Ursprungs seyn. Da sieht man, daß hier noch viel zu thun ist, ehe sich die Franzosen mit den Engländern im Reiten messen können; der Konkurrenten waren zehn; sie hatten das geräumige Marsfeld in fünf Minuten zweymal zu umrennen, welches wahrlich keine Kleinigkeit war. Mit ihren blau-, roth-, weiß- und rothseidenen Wämschen nehmen sich die Jockeys auf ihren schnellfüßigen Pferden recht hübsch aus; der ganze innere Raum des Marsfeldes stand allen Reitenden offen, die sich auch weidlich darin herumtummelten. Sogleich nach den ersten Sprüngen gewann das niedliche Pferdchen des Herzogs von Guiche den Vorzug, und behielt ihn auch beständig, ohne daß der Reiter nöthig hatte, dasselbe anzuspornen. Die andern peitschten, drückten und stießen ein uns anderemal ein kräftiges God dem aus; allein es wollte nicht helfen, sie blieben weit nach; ein weißer Jockey zog bey dem ersten Umritte ums Marsfeld erst spät nach dem andern vorüber; dieser wurde der Spott der Zuschauer, die ihn den verspäteten Patissier nannten; auch zog er sich nach diesem Umritte weislich aus der Bahn zurück. Das allerliebste Pferdchen gewann ohne große Anstrengung, wie es schien, den Preis; weil es aber keinen französischen Ursprung aufzuweisen hatte, wurde das Geld dem zweyten übergeben. So soll es der Herzog von Artois, der den Preis ertheilte, verordnet haben. Allein wenn das Pferd nicht französischen Ursprungs war, so hätte es gar nicht zugelassen werden sollen, selbst wenn es einem Hofmanne zugehörte; denn dieß ist ja eine ausdrückliche Bedingung des Wettrennens, das den Zweck hat, die Zucht einheimischer Pferde zu vervollkommnen. Jedoch hier, wie überall, müssen die bestehenden Einrichtungen ein wenig nachgeben, wenn ein Begünstigter im Spiele ist.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 98.

Nro. 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. December 1823.

Was brauſt du, alte Zauberin, in dem Meergrund,
Daß ziſchend an des Keſſels Rand der Schaum ſteigt
Und höher als des Felſens Spitz' am Strande,
Ja bis zur Wolke ſelbſt das Schiffſtein hebt? —
Schweig, arme Hexe! Sturm und Glut im Herzen
Sind fürchterlicher als dein furchtbar Wüthen.

Coopers Diamant III. Akt.

Erſtes Kapitel aus W. Scott's neueſtem Roman: Walladmor*).

Vielleicht erinnert ſich der Leſer noch folgenden Artikels aus den Times, welcher vor einigen Jahren lebhaftes Intereſſe in unſerer ſüdlichen Hauptſtadt erregte:

„Briſtol. Geſtern ſahen die Bewohner dieſer Stadt ein furchtbar ſchönes Schauſpiel von den hochgelegenen Strandgegenden aus. Das Dampfboot Halcyon, von der Inſel Wight nach der nördlichen Küſte von Wales ſteuernd, ward plötzlich auf der hohen See, ohne daß ein Windſtoß den Meeresſpiegel trübte, in unſern Buſen getrieben. Kaum aber hatte es die Spitze von Cardowa erreicht, als wir eine Rauchwolke an der Stelle des Schiffes erblickten. Bald verkündete uns ein von den Bergen wiederhallender Knall, daß die Dampfröhre geſprengt und die Pulverkammer aufgeflogen ſey. Die von allen Seiten herbeyeilenden Barken fanden nur Schiffstrümmer, und ſahen ſich, da ein heftiges Gewitter herannahte, bald genöthigt, umzukehren. Weder vom Schiffsvolke noch den ſechszig Paſſagieren, meiſt aus Frankreich heimkehrenden Engländern, iſt Jemand gerettet. Auch ſoll ein gefährlicher Verbrecher an Bord geweſen ſeyn. Wir erwarten die nähern Nachrichten über dieſen traurigen Vorfall."

Zum Schmerz der edelſten Familien des Landes beſtätigten ſich dieſe Nachrichten auf das Furchtbarſte. Auf den Klippen fand man nach einigen Tagen die Leichen eines Lord W***, eines Sir O***, ſo lange die Zierde des Hauſes der Gemeinen. Kaum waren ſie in ihrem zerſchmetterten Zuſtande zu erkennen. So hatte ſich Englands Meer an Englands Söhnen gerächt für die lange und freywillige Verbannung aus der Heimath.

Am Bord des Halcyon ſtand an jenem Tage ein junger Menſch, und blickte, wie es ſchien, ſehr bewegt nach den fernen Küſten von Wales. Aus dieſem träumenden Hinſtarren wurde er plötzlich erweckt, als das Schiff mit einem furchtbaren Ruck ſich umkehrte. Er blickte mit den Matroſen und Paſſagieren, welche der ſchöne Abend auf das Verdeck gelockt hatte, nach dem Steuermann hin. Dieſer aber ſtreckte ſprachlos ſeinen Arm nach der Mitte des Schiffs aus, wo der Dampf aus der Röhre in dicken Wolken emporqualmte. Die Reiſenden wurden bleich, die Matroſen fluchten:

„Der alte Niklas greift uns*). Kein Pardon von oben. Holla luſtig, ſo lang's geht!"

Unter verworrenem Geſchrey ſtürzte die Mehrzahl herunter, zerſchlug die Branntweinfäſſer, trank und genoß, was nur zu finden war, und hörte nur in ſo weit

*) Als Probe aus der nächſtens bey Herbig in Berlin erſcheinenden Ueberſetzung.

*) Old Nik, der Name des Teufels in der gemeinen, beſonders der Schifferſprache. A. d. Ueb.

auf den Zuruf der Passagiere: „Rettet, rettet!“ als einzelne Stimmen antworteten:

„'S gibt keine Rettung. Der alte Niklas schlürft uns Alle, und nun wollen wir's zuerst thun.“

Der Kapitän, am besonnensten von Allen, eilte nicht zu retten, sondern sprang mit gezogenem Säbel nach dem Boote, um das Seil zu kappen. Der junge Mann, als er die ersten Symptome des nahenden Untergangs wahrgenommen, hatte ein kleines Felleisen sich umgeschnallt, und stand bereit, in den Nachen zu springen, als der vorbeveilende Kapitän ihn mit der Faust über Bord stieß. Alles dieß geschah in wenigen Momenten. Kaum hatte eine Welle den Herabgestoßenen einige Schritte vom Schiffe fortgeschleudert, als dieses mit furchtbarem Krachen zersprang und in die Luft flog. Die Trümmer aber wurden weit über den Ohnmächtigen fortgeschleudert, so daß, als er seine Besinnung wieder erhielt, er auf der unruhigen Wasserfläche kein Schiff mehr, und nur in weiter Entfernung einiges Bretterwerk, als Spiel der Wellen, erblickte.

Die Noth führt allemal den Menschen zur Natur zurück. Wer von unsern weit hinausblickenden Reformern würde, wenn sein Dampfschiff gesprungen, noch ferner an der radikalen Ausbesserung des Staatsschiffes gedacht haben, sondern nicht viel lieber auf sein eigen Heil bedacht gewesen seyn! Auch der junge Mann vergaß alle die trüben oder lockenden Aussichten, welche ihm am Bord des Schiffes vorgeschwebt hatten, und strengte jezt alle Kräfte an, durch die hohen Wellen nach einer Tonne zu schwimmen, welche in geringer Entfernung von ihm bald aus dem Wasser hervorblickte, bald verschwand, je nachdem sie die Welle mit sich in die Höhe trug, oder beym Sturze mit sich hinunterriß. Endlich gelang es dem bereits Erschöpften, die Tonne zu erreichen. Kaum aber hatte er den äußersten Rand mit beyden Händen gefaßt, als auch von der andern Seite die Tonne niedergezogen wurde. Ein Schiffbrüchiger, dessen nasse lange Haare über sein Gesicht schlaff herabhingen, krallte sich, wie der Adler auf Schottlands Klippen das Lämmchen faßt, an den Reifen der Tonne an, und es schien aus seiner Gewaltanstrengung, als hätte er in das Holz selbst hineingreifen wollen. Als er den Nebenbuhler bemerkte, schüttelte er wild seinen Kopf, um die Haare aus den Augen zu schleudern, und öffnete den Mund, indem er dem Mitbewerber die zusammengepreßten Zähne wies.

„Wärst du Old Nick selber, du mußt ins Meer, denn uns Beyde trägt nicht die Tonne!“

Er rüttelte dabey so gewaltig, daß der jüngere Mann, wenn er nicht auch mit dem Tode gekämpft hätte, würde herabgestoßen worden seyn. So zerrten Beyde mehrere Minuten an der Tonne, ohne daß sich Einer hinaufschwingen konnte. Beym weitern Kampfe geriethen sie in Gefahr, herabzufallen, oder mit dem Gefäße unterzugehen. Deßhalb vereinigten sie sich zu einem Waffenstillstande. Jeder von ihnen hielt sich mit der rechten Hand fest, die linke aber hoben Beyde in die Höhe und riefen nach Rettung. Ihr Hülfsgeschrey blieb indessen fruchtlos, denn das Ungewitter zog, wie von der gewaltigen Erschütterung gerufen, heran, der Himmel wurde schwarz, Donner rollten über ihnen, und die Wogen, welche von der Explosion nur momentan konnten bewegt seyn, hoben sich, mit weißem Schaum bedeckt, immer höher und unruhiger.

„Es ist umsonst, sagte der zweyte Schiffbrüchige, Menschen und Himmel hören uns nicht; der unten ruft — Einen — oder Beyde. Willst du mitgehen, Brüderchen?“

„Der wilde Mensch ließ hier mit einemmale von der Tonne los, wodurch der Andere, welcher diese Wendung nicht vorausgesehen, das Gleichgewicht verlor und niedersank. Diesen Moment benuzte sein Gegner. Er packte nach seinem Kragen, um ihn völlig niederzuziehn, riß aber nur das Halstuch herunter. Der Angegriffene fand nun, auf einen Augenblick befreyt, Gelegenheit, sich auf die Tonne hinaufzuschwingen, und als der Andere einen neuen Angriff wagte, schlug er, im Todeskampf, ihn mit der Faust auf die Brust, daß Jener zurücksank und die Welle ihn verschlang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel.

(Beschluß.)

Von Astrachan sind die Missionare seither nach Tiflis abgereist. Die Gesellschaft in Basel hielt dafür, es dürfte eine lithographische Druckerpresse für orientalische Schriften das erste und wichtigste Bedürfniß derselben seyn. „Einer unserer Missionszöglinge (sagt der Bericht) übt sich daher mit anhaltendem Fleiße im Fache der orientalischen Lithographie, und es hat derselbe vorerst einige der vorzüglichsten Suren des Koraus, nach den besten arabischen Manuskripten, zum Behufe unserer Missions-Seminare, zu lithographiren begonnen. Sobald nun unsere wandernden Missionarien an den südwestlichen Ufern des kaspischen Meeres zur Anlegung einer bestehenden Missions-Niederlassung das zweckmäßige Lokal werden gefunden haben, so gedenkt unsere Comittée diese lithographische Anstalt mit den erforderlichen Verstärkungen unverweilt dorthin zu versetzen.“

Die Baselsche Missionsschule zählt gegenwärtig drey-und-dreyßig Zöglinge, wovon neun sich noch im Novizen- oder Probejahr befinden, sieben der Realklasse und siebenzehn der philologischen Klasse zugetheilt sind. Es

werden nämlich, „nach der Vollendung des Präparanden-Jahres, das ausschließend dem elementarischen Vorbereitungs-Unterrichte und der Erforschung der besondern Gaben jedes einzelnen Präparanden gewidmet ist, dieselben, nach Maßgabe ihres Alters, so wie ihrer intellektuellen Fähigkeiten und praktischen Fertigkeiten, entweder der Realklasse, zur weitern Vorbereitung für den Jugend-Unterricht und Missions-Katechetendienst, oder der philologischen Klasse zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung für den eigentlichen Missions-Predigerberuf zugewiesen."

Die eigentlichen Verhältnisse der evangelischen Missionsgesellschaft werden in dem Jahresbericht annoch umständlich erörtert. „Unsere evangelische Missionsgesellschaft (heißt es unter anderm) kennt keinen andern Zweck, als das einfache, christlich pflichtmäßige und gemeinsame Bestreben ihrer Verbindung, die praktische Erkenntniß Gottes und Christi Jesu, so wie dieselbe einfach und lauter aus der heiligen Schrift geschöpft wird, unter nicht-christlichen Völkern zur Förderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt auszubreiten. Mit Recht halten wir es für eine Sache von hoher Wichtigkeit, das lebhafte und klare Bewußtseyn dieses einfachen und heiligen Endzwecks, den die Vernunft und das Wort Gottes für allgemein verpflichtend und der reinen freudigen Theilnahme werth erklärt, nicht nur in unsern eigenen Herzen unverschrt und von jeder fremdartigen Einmischung frey zu bewahren, sondern auch in allen gemeinsamen Bestrebungen der evangelischen Missionssache rein und lauter im Leben durchzuführen. So wie der einfache und ehrwürdige Endzweck der Bibelgesellschaft kein anderer ist, als durch Uebersetzungen und Druckerpresse die Herausgabe der heiligen Schriften in verschiedenen Völkersprachen möglichst zu vervielfältigen, so kennt die evangelische Missionsgesellschaft keinen andern Plan, als die praktische Erkenntniß der einfachen und heilsamen Bibelwahrheiten unter allen Völkern der Erde auszubreiten. Fast möchte es für Ueberfluß erachtet werden, diese offenkundige Wahrheit, welche die evangelische Missionsgesellschaft für das Kleinod ihrer Vereinigung hält, mit dieser Umständlichkeit auseinanderzusetzen, wenn nicht die mannigfaltigen, der protestantischen Welt in jeder Hinsicht fremdartigen, Gestaltungen, welche in unsern Tagen in einigen christlichen Ländern der Name „Missionar" und „Missionen" angenommen hat, und die unglückseligen Mißverständnisse, welche diese Umtriebe veranlassen, eine laute und unumwundene Erklärung hierüber nothwendig machten. Die protestantische Missionsgesellschaft hat mit allen jenen Erscheinungen einer römischen Missionsgeschichte unserer Tage nichts zu thun, und bey der tiefen und schmachvollen Herabwürdigung, welche durch diese, dem Geiste der evangelischen Kirche völlig entfremdeten, Umtriebe auf den Namen und Charakter der christlichen Missionssache zurückfällt und zurückfallen muß, würde sie zur Vermeidung jeder anstößigen Verwechslung diese Benennung gerne in eine andere verwandeln, wenn nicht auf diesem Namen selbst ein alterthümlicher Adel und eine christliche Bedeutsamkeit ruhte, welche auch die finstern Verirrungen und Mißgriffe der neuesten Zeit nicht zu vertilgen vermögen. Um jedoch selbst der muthwilligen Verwechslung jeden Stachel der Verwundung zu nehmen, dürfte es genügen, diesem ehrwürdigen Namen durch das begleitende Beywort: „protestantisch" oder „evangelisch" eine kräftige Schutzwache beygesellt zu haben, um den Kontrast bestimmt genug dadurch zu bezeichnen, welcher zwischen der evangelischen Missionssache und jenen anderweitigen Missionen statt findet. Das Werk der evangelischen Missions-Gesellschaft im Allgemeinen ist keine abgerissene Parthey- oder Sekten-Angelegenheit, sondern ein heiliges Gemeingut der gesammten evangelischen Kirche. Aus diesem höhern Standpunkte hat unser Committee dasselbe von seinem ersten Beginnen angeschaut, und dieser Blick ist der Leitstern unserer bisherigen Handlungsweise gewesen. Wie sehr eben darum auch unser Committee die spezielle Verpflichtung auf sich zu haben überzeugt ist, für die Art und Weise ihres eignen Antheils an demselben Jedem Grund zu geben der Hoffnung, die in ihr ist, eben so sehr glaubt sie auch auf der andern Seite, in dem Geist und Wesen des Evangeliums, auf welches unsere Kirche sich allein gründet, die zureichende Vertheidigung des Daseyns und der Zwecke des evangelischen Missionswesens anzutreffen. Indeß die Ausflüsse der christlichen Privatwohlthätigkeit, welche der Ausbreitung christlicher Erkenntniß unter den Heiden geweiht sind, füglich in dem einfachen Gewande einer Privatanstalt dem Auge sich darstellen, besitzt diese zugleich eine Unterlage, die das Recht des Daseyns und der Gültigkeit im Leben mit der ganzen protestantischen Kirche gemein hat, weil sie in der Freyheit beruhet, damit uns Christus befreyet hat.

Am Schlusse des Berichts ist von den nähern sowol, als von den allgemeinen Verbindungen die Rede, welche die Baselsche mit zahlreichen andern Missionsgesellschaften unterhält, von denen die englisch-bischöfliche die erste Stelle einnimmt, und die jüngste, aber keineswegs unbedeutsamste, hinwieder die protestantische Missionsgesellschaft in Paris ist. Lithographirte Blätter, die als Handschrift dienen, erhalten vertrauliche Verbindungen zwischen den Missionsvereinen, und es wird der Wunsch ausgedrückt, daß dieselben durch den Druck nicht vervielfältigt werden mögen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, im September.

Während den achtzehn Tagen, in denen das Wunder des heil. Januars geschieht (welche diesesmal so stille und ruhig

hingingen, daß man sie kaum gewahr wurde), wo bekanntlich alle öffentliche Unterhaltungen geschlossen sind, fällt auch die Salerner, vordem so berühmte Messe. Kauf- und Handelsleute gehen ihrer Geschäfte wegen, Andere und manche Fremde darum hin, das Leben und Weben und die schönen Gegenden zu sehen. Die Messe selbst ist seit mehreren Jahren äußerst unbedeutend geworden, und wer diejenigen von Leipzig und Frankfurt a. M. kennt, wundert sich mit Recht, diesen kleinen Markt eine Messe nennen zu hören, indem man nicht viel mehr Treiben dort sieht, wie in lebhaften Handelsplätzen fast täglich statt findet.

Mit zwey Künstlern machte auch ich eine Ausflucht dahin, um über die weniger bekannten und noch seltner bereisten Städte Avellino und Benevent zurückzukehren. Ohngeachtet des trüben und zum Theil regnigten Tages, war unsere Fahrt durch die schönen Ebenen über Portici, Resina, Scafati, Nocera und Lava sehr angenehm, da das dieselben einschließende hohe Gebirge äußerst malerisch und die abwechselndsten Ansichten darbietet. Besonders zeichnet sich das über alle Vorstellung fruchtbare reiche Thal von Lava darin aus. Wer davon einen recht anschaulichen Begriff zu bekommen wünscht, sollte die Mühe nicht scheuen, den nahe bey Salerno, am Ende des Thales frey in der Mitte liegenden steilen, pyramidalisch sich erhebenden Berg Santo Liberatore zu besteigen. Die Höhe ist so bedeutend nicht; der schlechteste Fußgänger kann den Gipfel in einer starken Stunde oder fünf Viertelstunden auf ganz gebahnten, schöne Ueberblicke reichlich darbietenden, Wegen erreichen. Nur von dieser Spitze wird man die Fruchtbarkeit der umgebenden Landschaft ganz inne. Die Richtung des Thals ist ziemlich gerade nach Norden; das üppigste Grün bedeckt es bis zum äußersten Gesichtspunkt, und Flecken, Städte und Häuser blicken überall zwischen den größten Baumgruppen oder fleißig angebauten Feldern hervor. Wundersam ziehen sich die hohen Gebirgsreihen zu beyden Seiten in weiter Ferne hin, wo kaum bemerkbare hohe Berge den äußersten Horizont im blauen Nebel beschließen. Die Details und Ansichten im Thale selbst geben dem Landschafter die schönsten Motive zu immer neuen Bildern, deren er bey jedem Schritte antrifft. Auf dem Berge selbst bemerkten wir gewöhnliche und Steineichen von ungeheurer Größe, und wir wünschten alle die oberflächlichen Reisenden zu uns, welche immer von einer Hauptstadt zur andern eilend, zu behaupten sich erlauben, man habe keine große Bäume in Italien. Wir maßen deren zwey in Mannshöhe und fanden die größte von ein und zwanzig und die andere von neunzehn Fuß Umkreis. An der steilen Südwand des Berges, nahe unter dem Gipfel ist eine ziemlich geräumige, jetzt aber verlassene Einsiedeley, wo der Heilige zu seiner Zeit gewohnt haben soll. Gegen Nordwesten und Westen stehen die hohen Felsgebirge, hinter welchen Amalfi, Positano und andere Orte liegen, und deren fantastische zackige Formen und Gipfel hoch über die grün bewachsenen nähern Gebirge emporstreben und den schönsten Contrast bilden. Zu unsern Füßen nach Süden Vietri und das unabsehbare Meer; links freundlich hart an demselben Salerno, und im Südosten Gebirgsreihen von den schönsten Linien, welche sich hinter Pestum mit dem Vorgebirge Licosa endigen, und in größter Ferne immer hinter einander eingeschoben, die weitentferntesten Gebirgsspitzen Calabriens erblicken lassen.

Nach zwey Tagen Aufenthalt fuhren wir nach Avellino, 18 Meilen, in weniger als 5 Stunden auf der schönsten Chaussée, die erst seit einigen Jahren geendigt ist. Der Weg dahin, besonders bis San Severino, 10 Meilen, bietet die herrlichste Abwechselung. Nicht sehr hohe Berge, welche mit dichten Eichwäldern bedeckt, zur Rechten, führt man einen steilen Berg auf einem sich nach allen Richtungen um denselben hinaufziehenden Weg, unter dem üppigsten Grün; die Ansichten bey jeder Wendung verändert, hat man immer den Anblick der reichsten Thäler, mit kleinen Flüssen und Bächen, welche durch den Regen der letzten Tage ziemlich wasserreich waren; mehrere kleine freundliche Ortschaften lagen uns zu beyden Seiten, und wir fuhren nun in der Ebene, bis wir wieder einen hohen Berg erreichten, an welchem der Weg ebenfalls sich im Zickzack hinauf wand, und wir, vom Gipfel herab, denselben vier- bis fünfmal unter uns erblickten, und dabey der Uebersicht des ganzen, völlig flach liegenden sehr breiten und wenigstens zwey Stunden langen Thals genossen, dessen herrlicher Anbau und Felder uns von dieser Höhe herab durch die zum Theil herbstliche Farbe wie Gartenbeete erschienen. Diese Bergseite ist felsig und kahl und wir waren froh, wie wir beym Hinabfahren ins Thal von Avellino Bäume und Rebengehänge uns wieder zur Seite sahen.

Avellino ist eine artige offene Stadt von zehntausend Einwohnern, die mehrere breite Straßen und ein recht freundliches Ansehen, so wie sehr viel Verkehr und Lebhaftigkeit hat, welche durch ihre Lage befördert werden, da der Weg nach Apulien hindurch führt; wir sahen Züge von dreyßig bis vierzig Maulthieren mit Getreide beladen des Weges ziehen, und außerdem große zweyräderige Karren mit drey kräftigen Pferden von großer Race, die zum Fortschaffen der Produkte nach und von der Hauptstadt dienen, und auf deutsche Art mit Kumpen bespannt waren.

Die Stadt liegt zwar in der Ebene, aber in einem so hohen Thale, daß uns ein Unterschied in der Temperatur der Luft sehr bemerkbar ward, und wir es weit kühler, ja im Vergleich fast kalt fanden, da das Thal von zum Theil sehr hohen Bergen eingeschlossen ist. Demohngeachtet war Alles äußerst fleißig angebaut und nirgends in Italien sah ich noch so viele Apfelbäume aller Arten mit einer Unzahl Früchte behangen wie hier. Auch die Kirschbäume erreichen hier eine so bedeutende Größe, wie man sie selten findet. Besonders berühmt sind die Haselnüsse dieser Gegend. Wir fuhren durch ganze Anpflanzungen davon, welche zu einer solchen Größe herangewachsen waren, daß man sie wohl Waldungen nennen könnte. Die Frucht selbst ist von einer Größe, wie sie mir noch nirgends vorgekommen, und es ist auffallend, daß die Franzosen sie Avelines, so wie die Spanier Avellanas nennen.

Es ist hier auch ein artiges Theater, worin aber seit den letzten Vorfällen nicht gespielt worden. Die Menschen schienen uns hier von einem besonders kräftigen Schlage, und hatten ein bestimmtes Wesen, welches uns auffiel. Von der eigentlich hier angefangenen Revolution hätten wir uns wohl gerne unterhalten, allein es war nicht rathsam.

Wir machten einen Spaziergang durch den eine Meile entfernten Atribaldo, ein Städtchen von viertausend Einwohnern am Flüßchen Sabato, welches Eisenhämmer, Papiermühlen und andere Werke treibt, und verfolgten dann den Weg zu einer gewissen Höhe, die wegen der Uebersicht, welche man über dieses Thal hat, bekannt ist. Diese kleine Mühe wird vollkommen belohnt, indem der Anblick der so reichen Gegend, der Städtchen Atribaldo und Avellino im Westen durch den hohen Berg Monte vergine mit dem hoch an der steilen Felswand liegenden Kloster dieses Namens beschränkt, eine herrliche Uebersicht des Ganzen gewährt. Im Orte bemerkten wir eine Kirche mit zwölf bis vierzehn großen Linden umpflanzt, welches uns besonders merkwürdig war, weil man so allgemein als oberflächlich behaupten hört, diese schöne Gattung Bäume gedeihe in Italien nicht. Ein ziemlich leibliches, weit über unsere Erwartung — gutes — Nachtquartier ward uns in Avellino und die Rechnung billig.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. December 1823.

Ein glühend Herz zagt nicht beym wilden Rauschen
Feindseligen Geschicks, und wird sich halten,
Schlüg' über'm Haupt die Welt ihm auch zusammen.
A. W. Schlegel.

Erstes Kapitel aus W. Scott's neuestem Roman: Walladmor.

(Fortsetzung.)

Sollte ein Bewohner unseres glücklichen Eilandes noch nicht das Schauspiel eines Sturmes auf offener See gesehen, und noch nicht das Hülfsgeschrey der Unglücklichen, welche auf Bretern und Masten nach Rettung schwimmen, gehört haben, der wird doch mindestens aus Reisebeschreibungen die furchtbare Angst und die Hoffnung kennen, welche abwechselnd Herrschaft über den Geist der Gefährdeten ausüben. Wer hätte nie in dem Firth von Forth oder der Themse vom reich beladenen Kauffahrtheyschiffe Menschen herabstürzen und dann vom Ufer aus ihre Anstrengungen gesehen, über den Tod den Sieg zu gewinnen? Als neulich im Gedränge der Knabe von der Waterloo-Brücke herab in die Themse fiel, und Tausende von allen Seiten ihm zuriefen, wie er sich retten möge, ihm aber, durch die Umstände verhindert, Niemand thätig zu Hülfe eilte, wer bemerkte da nicht mit Bewunderung, wie der Knabe, taub gegen den Rath der Menge, immer die Mittel ergriff, welche ihn für den Augenblick über dem Wasser erhielten, bis er den, von mitleidiger Hand ihm zugeworfenen, Korb mit den Händen faßte? — Während die schwarzen Gewitterwolken sich immer tiefer herabsenkten, und die Wogen ihren Schaum an den Himmel warfen, klemmte der junge Mann sich, so fest er vermochte, an die Tonne, sprach ein kurzes Stoßgebet, und überließ sich den Elementen.

Im Augenblicke der Todesnoth hören die menschlichen Gesetze auf, da die Strafen ihre Schrecken verloren haben; auch die höhern Gesetze können alsdann schweigen; wenn aber die Ruhe zurückgekehrt ist, wird auch die Stimme des Gewissens wieder laut. Als der Schiffbrüchige, erstarrt am Leibe und starr im Geiste, bald unter bald hoch über dem Wasser fortgetrieben wurde, als Alles um ihn graüse Nacht war, und die unterweilen niederschlagenden Blitze ihm nur noch gräßlicher die Todesscene zeigten, da schwieg die innere Stimme doch nicht soweit, daß es ihm nicht wäre leid geworden, seinen Unglücksgefährten ermordet zu haben.

Es mochten nur wenige Minuten vergangen seyn, als der Schwimmende ein Stöhnen neben sich vernahm. Glücklicherweise erhellte ein Blitz in dem Augenblicke die Gegend, und er konnte sehen, wie sein Gegner noch immer mit den Wellen kämpfte, indem er sich an einem schwachen Brete festhielt. Das Bret konnte ihn indessen nicht tragen, sondern diente allein, ihn beym Schwimmen zu unterstützen. Die Kräfte schienen ihm auszugehen, als auch er seinen begünstigten Gegner erblickte. Er streckte die Hand nach ihm aus.

„Habe Barmherzigkeit! Mit mir ist's aus — gleich aus — nimm, wenn's dir besser geht, aus meiner Brieftasche — den Brief, und bringe ihn der Lady — wenn du selbst jemals geliebt hast, beschwöre ich dich, thu' es, und

sag' ihr, ich hätte beſtändig an ſie gedacht — treu gedacht, und 's wär' vielleicht das einzige Gute an mir geweſen. — Wenn's eine Hölle oder 'nen Himmel gibt, ſehn wir uns wieder!"

Mit großer Anſtrengung ſuchte hierauf der Mann mit der einen Hand ſeine Bruſttaſche aufzuknöpfen, welches ihm indeſſen nicht gelang. Der junge Menſch wurde wunderbar gerührt von dem bleichen Todesantlitz des Mannes, in deſſen Zügen man doch zugleich eine freche Wildheit auf den erſten Blick erkennen mußte. Er ſagte zu ihm:

„Du da unten! Geht's mir beſſer, ſo beſtell' ich deinen Auftrag. Aber ich kann ſchwimmen und habe mich jezt ausgeruht. Gib mir deine Hand. Du magſt nun auf die Tonne ſteigen, und ich will indeſſen ſchwimmen, bis ich wieder müde bin. So retten wir uns vielleicht Beyde."

„Biſt du wahnwitzig? rief der Andere; oder gibt's Menſchen auf Erden, wie ſie in Büchern ſtehen ſollen? — Es gibt kein Geſetz, das einem Schiffbrüchigen verwehrt, den Andern vom lezten Bret 'runter zu ſtoßen, aber ein ſolch Geſetz, das ihm befiehlt abzuſteigen, um den Andern heraufzulaſſen, kann ſelbſt unten Satan nicht machen."

„Das iſt ja einerley. — Gib mir die Hand. Steig' herauf. Ich halte mich feſt an der Tonne, wenn ich ſchwach werde."

Der Andere faßte die ihm dargebotene Hand, und ſtemmte ſich mit beyden Armen auf den andern Rand der Tonne. Dann blickte er ſeinen edelmüthigen Gegner groß an, ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Entweder biſt du Satan ſelber, und während du mir erlaubſt, auf einer Tonne meinen elenden Leib fortzutragen — kommt hinter mir ein Boot, um mich gewiß zu retten; oder du biſt Einer, der Gnade bringen ſoll von oben, und Erhaltung dem Sünder, damit er recht ordentlich geſtraft werden kann."

„Keines von Beyden. Bin auch nicht ſo edelmüthig, daß, wenn wir auf einem Brete lägen, ich ins Waſſer ſpränge, um zu ertrinken. Aber nimm du mein kleines Felleiſen, damit ich beſſer ſchwimmen kann, und nun — Glück zu!"

Er ließ die Hand los und verſank tief in die Welle. Eine andere aber brachte ihn wieder in die Höhe, und ein günſtiges Geſchick ließ ihn meiſtentheils die Oberfläche des Waſſers halten. Indeſſen hatte der Sturm fortgewährt, und die natürliche Dunkelheit ſich mit der Gewitternacht vereinigt. Nur die Blitze, welche das Meer bis auf den Grund zu ſpalten ſchienen, gaben auf Augenblicke Licht, um im nächſten die fürchterliche Nacht dem Unglücklichen noch ſchrecklicher zu machen. Nach mehreren Minuten fragte der Mann, welcher jezt im Beſitz der Tonne war:

„Lebſt du noch, du Thor, da unten?"

„Ja, aber ich werde ſchwach, und will die Tonne wieder anfaſſen."

„Faſſ' zu! — Kennſt du das Meer hier?"

„Nein! — Es war das Erſtemal, daß ich zu Schiffe das Meer befuhr."

Der Andere lachte:

„Nun ſieh! Wozu quälen wir uns, und ſtrengen das lezte bischen Kraft an, uns flott zu erhalten. Ich kenne das Meer hier, wie mein Vaterland, und weiß, daß gar keine Rettung möglich iſt. An kein Fleckchen Erde, nicht einmal an eine Klippe können wir treten, ſondern in die offene See, und 's kommt nur drauf an, ob wir lebendig oder todt den Fiſchen in den Rachen fallen."

„Noch iſt's möglich, ſagte der Andere, daß uns Mitbrüder zu Hülfe kommen."

Jener lachte abermals und fuhr fort:

„Menſchen? Mitbrüder? Du biſt wohl noch ein junges Blut und kennſt ſie wenig? In dieſer Nacht wagt ſich keine Seele heraus. Kein Menſch ſezt ſein Leben daran, um ein Paar Lumpenhunde willen, wie wir ſind. Und wenn ſie uns einholen, wer weiß, ob das nicht ſchlimmer wäre als Rettung. Aber ich weiß was Beſſeres."

„So ſprich!"

„Laß uns keine Narren länger ſeyn. In dem Faß worauf ich liege, iſt Rum oder Arrack. Wir können's wohl eindrücken. Dann trinken wir uns draus noch einmal luſtig, umarmen uns, und fallen zuſammen unten hinunter, von wo Niemand herauf kommt."

„Abſcheulich, das wäre Selbſtmord!"

„Haſt du ſo ein feines Gewiſſen? Meinethalben, ſo mag ein Seehund thun, was wir ſelber gut hätten thun können. Komm herauf, du zartes Herrchen, auf die Tonne! Ich will noch ein paar Minuten ſchwimmen, ſo lang es geht, und dich dann unten erwarten."

Beyde tauſchten ihre Plätze. Aber ſelbſt auf der Tonne fehlten bald dem jungen Manne die Kräfte. Er krallte ſich darauf feſt. Der Sturm wurde immer furchtbarer, und mehrmals verging ihm die Sinne, als er von den haushoben Wellen in den tiefen Abgrund geſchleudert wurde, bis er endlich, mitten im ſtillen Gebet, bey einem furchtbaren Stoße die Beſinnung verlor.

(Der Beſchluß folgt.)

Novelle von Boccaccio.

Wie drey Meiſter der Negromantie an Kaiſer Friedrichs Hof kamen.

Der Kaiſer Friedrich war ein ſehr edler Herr, und vorzügliche Leute kamen zu ihm von allen Seiten; denn er ſchenkte gern und machte freundliche Geſichter; und wer

irgend eine Fürtrefflichkeit beſaß, der kam zu ihm: Sänger, Spielleute, gute Redner, Kunſtfertige, Thierkämpfer, Fechter und alle Art Leute.

Als der Kaiſer eines Tages ſtund und Waſſer auf die Hände gießen ließ, die Tiſche gedeckt waren und ſie nur zu Tiſche zu gehen brauchten, kamen drey Meiſter der Negromantie mit drey Sklavinnen, begrüßten ihn ſo ohne Weiteres, und er fragte: „Wer iſt der Meiſter von euch Dreyen?“ — Der Eine trat vor und ſprach: „Herr, ich bin es!“ Und der Kaiſer bat ihn um ein artiges Spiel, und ſie begannen ihre Zaubereyen und machten ihre Künſte. Das Wetter begann zu ſtürmen, plötzlicher Regen, häufiger Donner und Blitz und Wetterleuchten, ſo daß die Welt unterzugehen ſchien. Die Kavaliere flohen durch die Zimmer, der eine nach dieſer, der andere nach jener Seite. Das Wetter erheiterte ſich, die Meiſter verlangten Entlaſſung und Lohn. Der Kaiſer ſprach: „Fordert!“ Jene fordern den Grafen von S. Bonifazio, der dem Kaiſer am nächſten war, und ſprachen: „Herr, befehlet ihm, daß er uns zu Hülfe komme gegen unſere Feinde!“ Der Kaiſer bat ihn freundlich darum. Der Graf machte ſich mit ihnen auf den Weg. Sie führten ihn in eine ſchöne Stadt, Kavaliere zeigten ihm große Pracht und ſchöne Pferde, und reichten ihm ſchöne Waffen und ſprachen: „Dieſe ſind dir geſchenkt!“ — Die Feinde kamen zur Schlacht, der Graf befreyte das Land und lieferte drey regelmäßige Feldſchlachten. Er beſiegte das Land, ſie gaben ihm eine Gemahlin, er hatte einen Sohn, und führte eine lange Regierung.

Nach ſehr langer Zeit kehrten ſie zurück. Der Sohn des Grafen hatte ſchon an die vierzig Jahre, der Graf war alt. Als die Meiſter zurückgekehrt waren, erkannten ſie ſich wieder. Die Meiſter ſagten: „Wollt Ihr zurückkehren, den Kaiſer zu ſehen?“ — Der Graf antwortete: „Die Regierung wird jezt ſchon oftmals gewechſelt haben, das Volk wird ein ganz neues ſeyn, wohin ſollte ich zurückkehren?“ — Und die Meiſter begannen zu lachen und ſprachen: „Wir wollen Euch aber durchaus zurückführen.“

Sie machten ſich auf die Reiſe, reiſeten lange, kamen an den Hof, fanden den Kaiſer und ſeine Barone, der noch dabey war, ſich mit dem Waſſer zu netzen, das er ſich aufgoß, als der Graf und die Meiſter weggingen. Der Kaiſer ließ ſich erzählen, was er gemacht habe. Jener erzählte alſo: „Ich, ſeit ich abgereist bin, habe Frau und Kinder gehabt, die jezt vierzig Jahre alt ſind, drey Feldſchlachten habe ich geliefert, die Welt iſt ganz umgekehrt und erneut, was ſoll das heißen?“ Der Kaiſer ließ ſich das zu großem Vergnügen erzählen und die Barone deßgleichen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Neapel, im September.

(Beſchluß.)

Am andern Morgen glaubten wir eine eben ſo leichte und bequeme als angenehme Fahrt nach Benevent zu haben. Aber da es in der Nacht ſtark geregnet hatte, war der kürzere Fahrweg nicht zu machen, und der längere, wo wir auf mehr wie dem halben Weg nach Neapel uns dieſer Hauptſtadt hätten nähern müſſen, gegen unſern Zweck. Es blieb uns demnach kein anderes Mittel, einen zwar für das Auge ſehr ſchönen, ſonſt aber ſchlechten Bergweg von 15 Meilen zu Pferde einzuſchlagen. Das alle Augenblicke beſtigen Regen drohende Wetter und die Erzählungen der Unſicherheit dieſer Gegend, machten uns einige Zeit unſchlüſſig. Aber da wir keinen andern Ausweg hatten, traten wir ihn ziemlich ſpät an. Nach einer guten Stunde ſehr beſchwerlichen Bergaufreitens auf böſen ſteinigten, vom ſtarken Regen ſehr kothigen Wege, erreichten wir einen majeſtätiſchen Kaſtanienwald von der größten Art dieſer Bäume, in welchen wir die maleriſchſten Durchblicke der auf beyden Seiten ſchön liegenden Gebirgsthäler hatten; und wäre der hellſte Sonnenſchein geweſen, der Ritt in dieſem Walde würde durch ſeinen dichten Schatten hinlänglich geſchützt geweſen ſeyn. Wir trafen nur einzelne Meiereien und ſtreckenweiſe auf Kornfelder, welche im Walde der Gegend ein faſt deutſches Anſehen überraſchend gaben, bis wir den Flecken Altavilla erreichten, welcher hoch an der ſteilen Kante des Gebirges lag, über welches wir geritten waren.

Dieſer nicht ſehr bedeutende Ort ſchien uns traurig und ſchmutzig, und wir eilten nach einer kleinen Stunde Erfriſchung unſerm Ziele zu, indem wir noch einen ſehr beſchwerlich ſteinigten und ſteilen Weg von etwa einer Meile bergabwärts gehen mußten und uns erſt dann auf unſre Pferde ſetzen und unſern Weg von nun an faſt ganz in der Ebne fortreiten konnten.

Die Straße geht immer am linken Ufer des Flüßchens Calore, iſt faſt nur einem breiten Fußſteige zu vergleichen, auf welchem man bequem fortkommen kann. Zu beyden Seiten ſind die Hügel weniger hoch und erweitern ſich immer mehr und obgleich auch hier Alles angebauet und mit Reben bepflanzt war, ſchien uns doch die Vegetation weniger üppig. Nahe vor Benevent ſahen wir viele Tabakspflanzungen, welches uns um ſo mehr auffiel, da im Neapolitaniſchen keiner gebaut werden darf, und dieſes, mitten darin liegende päpſtliche Ländchen dadurch zu manchen Contrebandhandel Gelegenheit geben dürfte.

Um drey Uhr erreichten wir, nach einer Reiſe von nicht völlig fünf Stunden, die dem Papſte gehörende Stadt Benevent. Sie hat dreyzehntauſend Einwohner, liegt ſehr angenehm in einem weiten fruchtbaren Thale, welches ſich nach und nach ſo ſanft erhebt, daß man dieſe Erhöhungen kaum Hügel nennen kann. Die weiten Kornfelder mit zerſtreuten Bäumen, die beyden Flüßchen Calore und Sabato, welche ſie umfließen und ſich dann unterhalb derſelben vereinigen und nicht weit von hier in den Vulturno fallen, zwiſchen denen ein niedliches Pappelhölzchen nahe vor dem Stadtthore liegt, überraſchten uns; wir glaubten eine kleine Stadt in einer Gegend Deutſchlands zu ſehen. Blos im Süden erhebt ſich ein einzelner hoher Felsberg der Appeninen und unterbricht die Linien ſehr ſchön. Alte hohe Stadtmauren mit vielen Thürmen umſchließen ſie, und drey große Brücken, von denen einige noch Bogen von den größten Quadern aus der alten ſoliden Bauzeit der Römer haben, beweiſen, daß ſie von dieſen vor langer Zeit erbaut, allein ſpäter hergeſtellt wurden.

Ein auffallender Unterſchied der Häuſer in der Stadt, mit dem eben verlaſſenen neapolitaniſchen war uns bemerkbar, und wir ſtimmten Alle darüber ein, daß ſie einen mehr römiſchen

Charakter hätten; welche Verschiedenheit in der Bauart wir auch schon an den Bauerwohnungen in den Umgebungen wahrgenommen hatten.

Der Dom ist ein im gemischtem Styl errichtetes Gebäude, welches nicht hinlänglich zu bestimmen ist, sich aber am meisten der byzantinischen Bauart zu nähern scheint. Die Vorderseite hat über den Thüren eine Reihe geschlossener Bögen, von farbigen kurzen Marmorsäulen gestützt, welche ins Porphyr zu seyn scheinen. Die Mittelthüre von Bronze stellt in kleinen Feldern die Geschichte des Inlandes und viele Portraits geistlicher Herren in Brustbildern unter vor. Die Arbeit schien unsern Künstlern mittelmäßig, allein an mehreren gefiel ihnen die Komposition. Das Innere hat eigentlich drey Schiffe, von denen die zu beyden Seiten durch eine Reihe Säulen in zwey kleinere oder Hälften getheilt werden, wodurch ein Haupt- und vier Nebenschiffe entstehen. Diese vier Säulenreihen bestehen aus zwey und fünfzig schönen gereifelten weißmarmornen Säulen, denen man ihr Alterthum ansieht, obgleich sie sehr wohl erhalten und überall, wo Brüche waren, mit Fleiß restaurirt sind. Sie gaben der Kirche das, diejenigen von Rom so sehr auszeichnende große Ansehen, und wir bemerkten auch gerne die in Neapels Kirchen so ungern vermißte größere Reinlichkeit und Anstand. Ein großes Fest, welches eben war, und die bunten Verzierungen von Seidenstoffen u. dgl. hielten uns ab, sie genauer und länger zu betrachten. Vor derselben steht ein kleiner egyptischer Obelisk mit Hieroglyphen. Am einfachen sehr hübschen Thurm war ein großes Basrelief eines fetten wahrscheinlich zum Opfer bestimmten Schweines, nach alter Art geschmückt, eingemauert, welches uns von ausgezeichneter Schönheit schien.

Eine andere kleine Kirche soll ein alter Tempel gewesen seyn. Sie ist rund gebaut wie St. Stefano rotondo in Rom und acht oder zehn Marmorsäulen von verschiedener Art tragen das obere Gewölbe. Ihre wenige Gleichheit scheint jedoch zu beweisen, daß sie nicht zu einem und demselben Gebäude gehört haben, sondern hier nur zusammengestellt aufgerichtet wurden. Das Stadtthor, porta aurea, ist das Merkwürdigste in Benevent, und es ist zu verwundern, daß von den tausend und aber tausend Reisenden, welche nach Neapel kommen, so wenige dieses Kunstwerk zu sehen suchen. Bekanntlich ist es ein Triumphbogen Trajan's. Man scheint jedoch darüber nicht einig, bey welcher Veranlassung er ihm errichtet worden. Er besteht aus einem einfachen Bogen, dessen noch sehr deutlich lesbare, auf beyden Seiten gleiche Inschrift folgende ist:

IMP. CAESARI. DIVI. NERVAE. FILIO.
NERVAE. TRAIANO. OPTIMO. AVG.
GERMANICO. DACICO. PONTIF. MAX. TRIB.
POTEST. XVIII. IMP. VII. COS. VI. P. P.
FORTISSIMO PRINCIPI. SENATVS. P. Q. R.

obgleich die eingelegten Bronzebuchstaben alle herausgebrochen sind.

Der Bogen ist so wohl erhalten, und übertrifft darin, so wie in der vollendetern Arbeit alle noch in Rom vorhandene, daß unsre Künstler in Verwunderung darüber geriethen. Zur Rechten und Linken der Inschriften sind an beyden Seiten, rechts Darstellungen aus seiner Regierung und links mehrere Götter in ganzen Figuren, worunter man Jupiter, Juno, Pallas und mehrere andere deutlich erkennt. Unterhalb derselben läuft eine schmale Cornische, seinen Triumphzug vorstellend. Dieser schien uns im Verhältniß des Ganzen ein wenig klein. Die untern Felder und die innern Seiten haben ebenfalls Bezug auf seine Regierung und Thaten, und es ist wahrlich zu bedauern, daß Abbildungen und Kupferstiche dieser schönen Arbeit aus der besten Zeit ganz fehlen und der Bogen überhaupt so wenig bekannt ist. Wir sahen jedoch ein hohes Gestell dabey stehen und man versicherte uns, ein Künstler sey mit der Zeichnung derselben beschäftigt. Die Arbeit wird dem Apollodorus zugeschrieben.

Ein angenehmer Spaziergang um die Stadt beschloß unsern Abend und den genußreichen Tag, und ein längerer Aufenthalt müßte überaus interessant seyn, da hier noch manche merkwürdige Alterthümer seyn sollen und deren von Zeit zu Zeit ausgegraben werden. Die Stadt ist lebhaft, soll mehrere nicht unbedeutende Fabriken besitzen und besonders gute Cervellatwürste u. dgl. liefern. Die Gartengewächse dieses Landstriches werden auch für sehr vorzüglich gehalten.

Auf unsrer Rückfahrt nach Neapel ließen wir zuerst rechts das am Fuße des gestern gesehenen hohen Felsberges sich schön zeigende Montefarchio mit seinem großen Castelle liegen, sahen dann weiterhin den Monte Taburno, den hiesigen Brocken, wo nach abergläubigen Erzählungen der Beneventaner eine jährliche Zusammenkunft von Hexen statt finden soll, und kamen dann durch Arpaja, das alte Caudium, in welcher Gegend die Samniter den berühmten Sieg über die Römer erfochten und Letztere zwangen unter dem Joche durchzugehen. Man behauptet, daß die eigentliche Stelle dieses merkwürdigen Vorfalls, eine Miglie von der Stadt entfernt, jetzo Forche d'Arpaja hieße. Wir hätten sie gerne besucht, mußten uns aber mit der Erinnerung begnügen, fuhren durch die bedeutende Stadt Arienzo und Acerra, welche als die Vaterstadt Pulcinella's bekannt ist, dann durch Casalnuaggiore, hatten den Vesuv immer zur Linken, ließen den wahren, fast ganz zerstörten Pallast der Königin Johanna, den man fehlerhaft auf den Posilippo versetzt, links liegen, und erreichten Neapel bey guter Zeit, wo wir durch den Porta Capuana hineinfuhren.

Die ganze Entfernung von Benevent nach Neapel ist 31 M., die man in sechs bis sieben Stunden bequem macht, eine fortdauernde Ebne des glücklichen Campaniens, die als solche zwar sehr fruchtbar ist, aber dem Reisenden, wenn er eben eine so schöne baumreiche Berggegend verlassen hat, dennoch etwas kahl und einförmig erscheint.

Sehr belohnend bleiben diese kleinen Ausflüge in den hiesigen Umgegenden jederzeit; immer kommt man durch Orte und Landstrecken, die durch Natur oder Geschichte irgend eine oder die andere Merkwürdigkeit darbieten, welche dem dafür Sinn habenden die größten Genüsse gewähren. Nur ist es unangenehm, daß man gewöhnlich zu schnell reist, und daher weder Zeit noch Gelegenheit hat, sich nach Allem genau genug zu erkundigen, und daß die Quellen, woraus man schöpft oder schöpfen könnte, so unlauter, unzuverlässig und schwer zu finden sind, daß mehrentheils der unterrichtete Reisende mehr weiß, wie der Einwohner selbst. Dazu haben sie für vieles Merkwürdige so eigne Benennungen, daß man oft nicht weiß, wie man sich verständlich machen soll, um an den erwünschten Ort zu gelangen. So z. B. kommt derjenige schlecht weg, welcher sich nach Capua's Amphitheater unter diesem Namen erkundigen wollte; wenn er aber nach dem Lorillaccio frägt, wird ein Jeder es wissen.

Ein längerer Aufenthalt wäre demnach an diesen Orten sehr nothwendig, um mit reicherer Ausbeute zurückzukehren; aber dann müßte man sich mit guten Empfehlungen zu versehen wissen, um die an kleinern Orten gar nicht seltene Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Denn so wenig schwer zu befriedigen der Reisende auch sey, so würde doch ein verlängertes Verweilen in den schlechten Wirthshäusern sehr viel von den Annehmlichkeiten der Reise vernichten, ohne einmal zu erwähnen, daß derjenige Fremde, dem man es ansieht, daß er nicht eingeboren ist, zwar nicht immer, aber doch oft übertheuert wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. December 1823.

Seine Liebe stirbt im Lethe nicht.

Des Sängers Liebe.

(Nach dem Magyarischen.)

Nicht irdisch Drängen, das sich selbst verzehrt,
Und selbst am Ziel in Zweifels Nebel sinkt,
Selbst im Besitz durch neue Wünsche stört,
Und Gift aus eigner Blumen Kelchen trinkt,
Bekümmert selbst noch dann die Sorge nährt,
Wenn schon ihr Glanz betrüglich nicht mehr winkt,
Die nun als Gluth des Ringers Brust durchtobt,
Statt jenes Glücks, das treulos sie gelobt.

Nicht was den Staub lockt, spielendes Begehren,
An dessen eiteln Rauch Gemeines hängt,
Des Großen, Schönen majestät'sches Ehren
Ist's, was des Sängers warmen Busen drängt.
Wer kann dem Blitz der Ahnungsseele wehren?
Er bricht die Nacht, die seine Zeit umengt,
Ihm beut des Liedes Pfeil die Himmelsmaid,
Und alle Gegend schmückt des Frühlings Kleid.

Hold lächelnd steiget auf sein Ideal,
Es heiligt ihre Nähe sein Empfinden,
Ihr Blick erschließt den Himmel ihm, das All,
Des Sternenreichs Geheimniß will sie künden.
Zu reinern Höhn zeigt sie den Pfad vom Thal,
Sie läßt ihn tausend frohe Bilder finden,
Doch sie nur ist es in den heil'gen Auen,
Zu der anbetend er vermag zu schauen.

Sein kindlich Trauen wird zum freud'gen Glauben,
Belebt sein Herz mit ew'ger Majestät.
Er liebt! Will gleich sein Loos ihm nichts erlauben,
Befiehlt's auch, daß er ewig ferne steht;
Ihm wird ein Lohn, den nichts vermag zu rauben:
Er opfert frey, was er sich heiß erfleht,
Und wie der Brust die Erdenwünsche starben,
Glänzt ihm das All in wundervollen Farben.

Und was die Brust am tiefsten hat verschlossen,
In seiner Lyra steigt es bebend auf.
Was er gehofft, als Flamm' ist es ergossen,
Die Woge des Gefühls eilt ihren Lauf.
Am Himmel sieht er Sie gleich Sternen sprossen,
Des Sanges Schwingen heben ihn hinauf.
Der Wald, der Hain tönt seine Zauberlieder,
Er singt, und Friede senkt auf ihn sich nieder.

Ein Bild umschmeichelt sein vertrauter Sang,
Anschließen sich verwandter Brust die Lieder,
Die Zeugen dessen, was ihn mild durchdrang,
Sie klingen an der Heimath Ufern wieder.
Ziehn dunkle Wolken gleich sein Haupt entlang,
Braust über ihm der Zeiten Sturmgefieder,
Er steht dem Wetter kühn, wie einer stand,
Lieb' in der Brust, die Leyer in der Hand.

Was schöpferisch der Gluthenstrom gesungen,
Was reizend auf den Mund haucht Phantasie,
Es ist an des Verdienstes Ziel gedrungen,
Glänzt in der Schönheit ewigen Magie.
Nicht sich hat er den Strahlenkranz errungen,
In seinem Lied lebt Er nicht, lebet Sie!
Als Göttin wird die künft'ge Zeit sie preisen,
Sein moosig Dornengrab, wer kann es weisen?

Karl Kisfaludi.

Erstes Kapitel aus W. Scott's neuestem Roman: Walladmor.

(Beschluß.)

Die Natur ist gütig auch in ihren Schreckuissen. Wenn sich das ihm Furchtbare so anhäuft, daß des Menschen Kraft es nicht mehr zu fassen vermag, so lindert eine Betäubung seinen Schmerz. Beym Erwachen treten alsdann zwar alle die schrecklichen Erscheinungen ihm wieder vor Augen, er hat aber neue Kraft gesammelt, und es ist ja des Menschen schöne Bestimmung, im Zustande der Besonnenheit durch den Geist über die Schrecken der Natur zu siegen.

Als der Schiffbrüchige aus der Betäubung erwachte, hörte er nicht mehr die See um sich toben, und fühlte sich nicht mehr von ihren Wellen geschaukelt. Es war noch finster um ihn, aber nicht jene große Nacht, welche die stürmenden Elemente gebildet hatten, sondern die Dunkelheit einer niedrigen Hütte begegnete zuerst seinem Auge. Lange Zeit blickte er stumpf und starr auf das Gebälk der Decke, an welchem einige Lumpen und Fische, vermuthlich um zu trocknen, aufgehängt waren, und von der Zugluft beständig geschaukelt wurden. Diese einförmige Bewegung, welche für Andere, gleich dem Ticken einer Wanduhr, zum Schlaflied hätte werden können, brachte ihn allmählig zu sich selbst zurück. Er verglich das traurige Schauspiel dicht über ihm mit dem schönen Momente auf dem Halcyon, wo er zuerst die Küsten von Wales im Sonnenscheine vor sich erblickt hatte; und bald ordneten sich ihm die Gedanken, obgleich der Zusammenhang zwischen der schwankenden Tonne, auf welcher er im Ocean geschwommen war, und dem feuchten Lehmboden, der jezt seine Lagerstätte bildete, so wie der furchtbaren Elementarnacht, und jezt den trocknenden Heringen und gestickten Schürzen über ihm, fehlte. Diese Gedanken beschäftigten ihn indessen weniger, als die Sorge um sein Felleisen. Zu seiner Freude entdeckte er aber bald, daß er mit dem Kopfe auf demselben ruhe, und jezt erst wandte er sein Auge zur Betrachtung der andern ihn umgebenden Gegenstände.

Es war eine so ärmliche, niedrige Hütte, wie man sie in diesem Königreiche nur noch auf den äußersten Spitzen der hochschottischen Halbinsel, deren Bewohner kümmerlich sich vom Strand-Fischfang nähren, vorfindet. Von kaum behauenen Fichtenstämmen war das Gestell der Hütte unregelmäßig zusammengezimmert, und ohne Zwischengebälk jede der vier Wände mit Lehm, Torf, Seegras, Muscheln und Feuersteinen ausgestopft. Zwar bildeten einige Balken das Grundgestell der Zimmerdecke, sie waren aber nicht mit Bretern belegt, so daß man die Aussicht bis an die Spitze des Daches hatte, durch dessen Schilf und Moos der Luft und dem Regen der außergewöhnliche Eintritt in die Hütte nicht verwehrt war. In dem kleinen innern Raume hing zwar mancherley Geräth, Alles aber so bunt durcheinander und in so ungewissem Lichte, daß der Fremde das Wenigste davon zu erkennen vermochte. Das einzige Licht in der Hütte ging von dem etwas erhöhten Kaminfeuer im Winkel der Stube aus. Es war aber so spärlich unterhalten, daß selten eine Flamme aus den glimmenden Kohlen emporloderte, und auch diese nur dann dunkelroth glühten, wenn die Zugluft durch die Wände strich, was indessen, bey der erwähnten Beschaffenheit derselben, häufig genug geschah. Ueber dem Brande hing überdieß ein großer, schwarzer Kessel, aus welchem ein nicht gerade unangenehmer, aber doch die Sinne einnehmender, Rauch ausströmte, und den Ausweg aus der Hütte seltener durch den Schornstein, als durch die Ritzen in der Lehmwand suchte, zuvor aber alle Gegenstände, und auch den Dahingestreckten, schwarz umzog, so daß die Nacht oft noch dunkler wurde. Es war ganz still in der Hütte, nur daß zuweilen mehrere Katzen ihre traurig langweiligen Stimmen hören ließen. Auch schien Niemand in der Hütte zu leben; nur wenn die Kohlen heller aufglimmten, sah der Fremde ein scharf markirtes altes Weibergesicht aus dem Rauche hervor-, und mit den dunkelgrauen, aber großen Augen unverwandten Blickes auf den Kessel hinblicken. Zuweilen, wenn der Rauch aus dem Kessel hinaufstieg, und in besondern Bildungen sich in die Winkel verzog, folgte sie ihm mit den Augen, und es schwebte auch wohl ein Lächeln auf ihren dürren Wangen; wenn sie ihm aber dringend bis in den äußersten Winkel des Zimmers gefolgt war, und er hier sich entweder verflüchtigte, oder durch die Ritzen hinausdrang, hörte man ein dumpfes Geheul oder ein tiefes Stöhnen, und der Blick der alten Frau kehrte auf die neu aufsteigenden Rauchsäulen zurück. Sie hatte, wie der Fremde beym Auflodern des Feuers bemerkte, zwischen den Füßen eine Spindel stehen; so mechanisch geschäftig aber auch ihre Hände dabey erschienen, so war doch nicht zu verkennen, daß sie eigentlich nichts, oder doch nur sehr wenig that. Wenn dagegen der Kessel überzulaufen drohte, sprang sie behend empor, ließ die Spindel fallen, und rührte sorgsam mit mehrern Kochlöffeln in dem dunkeln Gefäße. Auch sang sie mitunter, doch glich der Gesang mehr einem rhythmischen Brummen, als einem bestimmten Liede, wenigstens verstand der Fremde kein einziges Wort, wenn es Worte waren, welche ihrer Zunge entschlüpften.

Wie Jenem dabey zu Muthe gewesen, vermögen wir nicht zu sagen, da er selbst halb betäubt, halb geistig schlummernd, sich noch zu keinen bestimmten Gedanken und Vorstellungen über seinen neuen unheimlichen Zustand erheben konnte. Auch befand er sich für den Au

genblick körperlich nicht unwohl, und fühlte sich in dieser Apathie nicht gedrängt, eine Aufklärung zu suchen, welche ihn vielleicht neuen Unannehmlichkeiten aussetzen konnte. Dennoch sollte er bald auf's Neue geprüft werden. Nach einem längern Gesange erhob sich plötzlich die Alte von ihrem Sessel, sie rang die Hände über ihrem Kopfe, zog dann mit beyden seltsame Kreise in der Luft, und streute endlich eine Substanz in das Kohlenfeuer, wodurch dieses zu einer hellen Flamme auflohderte, welche, über dem Kessel zusammenschlagend, die ganze Hütte auf einige Momente erhellte, und dann flackernd durch den Schornstein verschwand, um die Hütte in noch größerer Finsterniß als vorher zurückzulassen. In diesem Momente hatte aber der Fremde Gelegenheit, die ganze furchtbare Gestalt der Alten genau zu betrachten. Sie mochte so groß wie ein ausgewachsener Mann seyn, ihre Glieder aber waren zu einer außerordentlichen Dürre zusammengeschrumpft, so daß der rothe Friesrock in tausend Falten auf ihrem Leibe zusammen fiel. Noch aber sah man in ihrem Gesichte die Spuren früherer Schönheit, so gräßlich auch dem feurigen Jünglinge auf den ersten Blick ihre scharfen Knochenzüge, ihr brennendes Auge und die lose umherfliegenden grauen Haare erscheinen mochten. Sie hob ihre Knochenarme wie flehend nach der Stelle, wo der Schiffbrüchige schlief; leicht aber konnte dieser bemerken, daß nicht er, sondern ein Gegenstand in seiner Nähe ihre Aufmerksamkeit reize. Bald erblickte er auch zu seinem Schrecken dicht neben sich einen Stuhl, den einzigen in der Hütte, und darauf sitzend ein Todtengerippe in der Stellung eines lebenden Menschen. Sie streckte die Hände immer weiter nach ihm aus, als erwarte sie ein Zeichen von demselben; als aber der Todte ruhig sitzen blieb, schlug sie erst die Hände über dem Kopfe zusammen, warf dann voll Ingrimm den Spinnrocken um, und fiel auf ihren Moossessel zurück. Wenn der junge Mann zuerst Mitleiden bey dem Ausdrucke des Schmerzes und der bangen Erwartung empfunden, so wurde dieses Gefühl bald ganz verscheucht durch den darauf folgenden Ausdruck des furchtbarsten Zornes. Er fühlte sich so beängstigt, daß er nicht reden mochte, aber er wollte versuchen, unbemerkt aus der Hütte zu entkommen, um seine völlige Besinnung in der freyen Luft wieder zu gewinnen und dann das weitere zu beschließen. Wie aber ein neuer Schreck ihn überwannte, kann nur der empfinden, welcher sich jemals in einem ähnlichen Zustande von Starrsucht befand. Er konnte weder den Arm noch den Fuß rühren, und auch nicht den Kopf frey bewegen. Nur das Auge war in seiner Macht geblieben, um ihn durch den Anblick dieser Schrecknisse noch mehr zu ängstigen. Fast hätte er gewünscht, wieder der Macht der wüthenden Elemente übergeben zu seyn, um aus dieser unheimlichen Lage zu entkommen. Wer möchte, wenn er auch lächelte, es dem jungen Mann zur Sünde anrechnen, wenn er momentan an eine medusenartige Bezauberung durch das alte Weib dachte? — Er hätte gewünscht, schlafen zu können; es war ihm aber unmöglich, bis es nach Verlauf zweyer langen Stunden an die Thür der Hütte pochte.

Uebersicht der Bestandtheile und der Temperatur verschiedener Blutarten, nebst der mittlern Anzahl der Pulsschläge und der Athemzüge in einer Minute bey verschiedenen Thieren und dem Menschen, nach J. L. Prevost und J. A. Dumas, in den Annal. de Chimie. XXII. 50.

Wie oft unser Puls in Einer Minute schlage, wie viel Athemzüge auf Eine Minute fallen? wer hat hierüber nicht schon nachgedacht und nachgezählt, in kranken und gesunden Tagen? Auch die Temperatur, die Bestandtheile der Blutarten sind so wichtige Theile des thierischen Organism, daß der denkende Mensch, der auch im scheinbar Kleinsten die größte Weisheit des Schöpfers erkennt, jeden Versuch, die Natur in ihre Werkstätte zu zu verfolgen, dankbar aufnimmt, und reichlichen Stoff zum Nachdenken findet. — Wir glauben daher, daß unsern Lesern folgende Uebersicht nicht unwillkommen seyn werde:

	Bestandtheile des Bluts.			Temperatur.	Puls	Athemzüge.
	Farbtheilchen.	Eyweiß und aufl. Salze.	Wasser.	Cent.		
Taube . . .	1557	409	7974	40°	136	34
Huhn . . .	1571	630	7799	41,5	140	30
Ente . . .	1501	847	7652	42,5	110	21
Rabe . . .	1466	564	7970			
Fischreiher .	1326	592	8082	41	200	22
Affe	1461	779	7760	35,5	90	30
Mensch . .	1292	869	7839	39	72	18
Schwein . .	1280	872	7848	38	140	36
Hund . . .	1238	655	8107	37,4	90	28
Katze . . .	1204	843	7953	38,5	100	24
Ziege . . .	1020	834	8146	39,2	84	24
Kalb . . .	912	828	8260			
Kaninchen .	938	683	8379	38	120	36
Pferd . . .	920	897	8183	36,8	56	16
Schaf . . .	900			38		
Forelle . . .	638	725	8636			
Gadus Lota .	481	657	8862			36
Frosch . . .	690	464	8846			20
Schildkröte .	1506	806	7688			5
Aal	600	940	8460			

(Temperatur: diese Thiere)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. November.

Es geht in unserm freundlichen Dresden so still und freundlich zu, daß ich füglich meinen Septemberbericht mit in den vom Oktober einschließen konnte, ohne Ihr Blatt durch irgend eine pikante, durch Neuheit reizende Erscheinung dadurch zu verkürzen. Nur das sehr glanzvoll und feyerlich abgehaltene Requiem für den Papst in der hiesigen katholischen Hofkirche zeichnete jenen Monat in öffentlicher Feyer aus, während sein Oktobervorläufer erfreulichere Festlichkeit in dem Te Deum brachte, das am 29sten desselben in derselben Kirche, so wie auch in den protestantischen wegen Befreyung der königlich Spanischen Familie gesungen ward. Während des katholischen Gottesdienstes donnerte 101 Kanonenschuß darein und eine dreymalige Salve aus kleinem Gewehre, die hier ein wahres Salve! war, schmetterte krachend darunter. Zwey Tage darauf ward auch in der Gegend des japanischen Palais ein schönes Feuerwerk zu Ehren dieses fröhlichen Ereignisses abgebrannt, welchem der Hof von einer gegenüberliegenden Terrasse an der Elbe zusah.

Lassen Sie mich nun gleich auf die bedeutenderen Erscheinungen am dramatischen Horizonte übergehen. Und hier zeichnete diesmal besonders die italienische Oper sich aus, denn sie gab in einem Zwischenraum von drey Wochen zwey neue große Darstellungen. Besonders die erste ward mit außerordentlichem Enthusiasmus aufgenommen und blieb durch fünf Vorstellungen ein Liebling des Publikums. Es war dieß die neue komische Oper unsers Kapellmeisters Morlacchi, La gioventù di Enrico V., die Jugendjahre Heinrichs V. Der Stoff zum Text der Oper ist aus dem bekannten französischen Vaudeville gleichen Namens, das Iffland und Th. Hell längst schon für die deutsche Bühne bearbeitet haben, entnommen, und folglich weit besser als gewöhnlich italienische Operntexte zu seyn pflegen. Der Tonsetzer hat ihm aber auch nicht nur alle seine komischen und freundlich-lieblichen Seiten abzugewinnen gewußt, sondern ist selbst Schöpfer mehrerer sehr belustigender Züge gewesen. Die Musik ist ungemein charakteristisch, melodiös und anmuthig, dabey aber zugleich regelrecht und ausdrucksvoll, so daß sie gewiß auch auf deutscher Bühne sehr günstige Wirkung hervorbringen würde, wie wir denn auch hören, daß bereits eine Uebertragung davon zu diesem Zwecke im Werke ist. Unser Rapp Benincasa verdiente als Kapitän Coop darin die seltene Auszeichnung des Vorrufens, die ihm zu Theil ward, aber auch die Damen Funk und Tibaldi, so wie der Bassist Jezi waren sehr brav und jedes Musikstück der Oper gewann sie, so vorgetragen, den lautesten Beyfall. Unser neuer Konzertmeister Rolla leitete das Orchester zu allgemeiner Zufriedenheit und dieses bewährte seinen wohlerworbenen Ruhm.

Die zweyte Oper war Mosè in Egitto, Moses in Egypten. Sie bleibt immer eine von Rossini's besten Arbeiten und hat treffliche und große Momente. Freylich sind auch die Flickstücke, welche diesem leichtsinnigen Genie nun einmal eigen sind, auch hier nicht geschont. Vor allen vortrefflich ist das Gebet, welches den dritten Akt ausmacht, wo Einfachheit, Wohllaut und Empfindung mit einander Hand in Hand gehen. Die Krone der Vorstellung ist Sgra. Funk als Elzia. Mit Freuden bemerkt man überhaupt seit einiger Zeit an ihr eine vorschreitende Kräftigung der Stimme, so wie ein immer lebendiger werdendes Spiel. Beydes zeigte sich in dieser Oper in vollem Glanze und besonders sang und spielte sie die leidenschaftlichen Stellen des zweyten Akts mit solcher Virtuosität, daß die ganze Versammlung davon hingerissen war. Fährt sie so fort, so besitzen wir bey dem seltenen Wohllaut ihrer Stimme eine Künstlerin in ihr, welche zu den ausgezeichnetsten gehört. Auch Mlle. Wertheim entfaltete den ganzen Umfang ihrer Stimme, die mit Leichtigkeit auch das Schwierigste besiegt. Mit Sgr. Jezi als Pharao konnte man sehr zufrieden seyn, dagegen Sgr. Boccacini durch das Linkische seines Benehmens und die sonderbare Anstrengung in seinem Gesange sich allgemeines Mißfallen zuzog. Die Chöre, welche sehr schwierig sind, sangen meisterhaft und eine allerliebste kleine Harfenspielerin im Orchester machte einen glücklichen Debüt.

Im deutschen Schauspiele war im September und Oktober folgendes neu. Erstens. Das ledige Ehepaar, ein Singspiel in zwey Akten. Ein englischer Baron mit dem klassischen Namen von Livius hatte Text und Musik dazu gedichtet und der als Dichter allgemein geachtete Freyherr v. Malsburg ersterm sehr glücklich ins Deutsche übertragen. Alles jedoch beruht auf der Gewandtheit des Kammerdieners Fertig, und dieser ward von Unzelmann so köstlich und lebendig gegeben, daß dadurch das kleine Stück wahrhaft unterhielt und belustigte. Auch sein Sächschen, Mad. Haase, war ganz allerliebst und neckte mit so vieler Schalkheit, daß besonders die Tischscene ein Zusammenklang ungemein ergötzlicher Situationen ward. Die Musik ist wenig originell, jedoch den Worten gut angepaßt und das artige Singspiel erfreute sich wiederholten Beyfalls. Zweytens. Fürst und Bürger. Drama in drey Akten von Houwald. Das Stück selbst ist bereits durch den Druck hinreichend bekannt. Hier war es, zum Theil selbst in Bezug auf das Fest, zu dessen Verherrlichung es eigentlich bestimmt war, mit sehr vielem Interesse aufgenommen, und dieses verdient es gewiß auch durch die ernstgehaltene Haltung der beyden letzten Akte, während wir aus dem ersten wohl gern das Häscherwesen verbannt wünschten. Am bravsten spielte darin Hr. Devrient, welcher den Richard von Franken mit ruhiger Haltung — etwas, das dem talentvollen Künstler sehr zu empfehlen ist — Innigkeit und sehr angenehmer Erscheinung gab. Auch Herr Pauli als Silber und Herr Burmeister als Bürgermeister waren lobenswerth. Herr Keller nahm seinen Saldenus zu komisch und Herr Wilhelmi seinen Dietrich im Sprechen zu wenig verständlich. Die lieben Häscher blieben beym Weine ganz stumm, so daß man fast erschrak, als sie ihr „Wein, Wein, Wein!" vernehmlich brüllten. Den fürstlichen Damen stand ihr Anzug nicht besonders. Drittens. Marie und Marlise, oder mehr Glück als Verstand. Das letztere konnte man vom Verfasser dieses vieraktigen Lustspiels nicht sagen, denn es fiel gänzlich durch, und das nicht mit Unrecht, da die Intrigue ganz verkehrt angelegt, und die Charaktere eben so wenig interessant als gehalten sind. Gewandt das fleißige Spiel der Darsteller, das wenigstens in den ersten Akten die zum Einreißen allgemeiner Langerweile zu bemerken war.

Neu einstudirt waren der Apotheker und Doktor, und Clavigo. Ein paar ächte Contraste, die doch auch jedes in seiner Art ansprachen.

Im September trieben die beyden Indianer, Gebrüder Samme, einigemale auf dem Theater am Lintescher Bade ihr Gaukelwesen, über das Hofrath Böttiger in der Abendzeitung sich des mehreren ausgelassen hat. Sie fanden vielen Zulauf. Eben so ist auch noch jetzt in zwey Buden ein sogenannter großer Saal von Paris, aus Wachsfiguren bestehend, und ein großes anatomisches Kunstkabinet, nebst Löwen, Panthern und Affen zu sehen. Die gefährliche Nachbarschaft veranlaßt die Eigenthümer zu gewaltigen Posaunenstößen in öffentlichen Anschlägen, während des Tags zu Ausstellung ihrer Figuren in mancherley Attitüden und des Abends zu großen Illuminationen der Eingänge für die Kasse, wodurch auf dem etwas einsamen Platz ein reges Getümmel herbeygezogen wird.

— n.

Beylage: Literaturblatt Nro. 99.

Nro. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. December 1823.

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gotteshaus, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus.

Schiller.

Römische Skizzen.

Von G. L. P. Sievers.

Man athmet hier in doppelter Hinsicht wieder: die päpstlichen Sterbe-, Wahl- und Krönungs-Feyerlichkeiten sind vorüber, und die Regenzeit ist eingetreten. Wird nun noch die Besitznahme des Papstes von der Lateran-Kirche statt gefunden haben; so kann man sich, ohne vom Himmel und den Menschen gleich sehr daran gehindert zu seyn, von Neuem dem Genusse der Künste hingeben, der einzigen wirklichen Unterhaltung, welche dem denkenden Fremden hier zu Gebote steht. Die Krönung hat Sonntags am 5. Okt. unter günstiger Vorbedeutung statt gefunden: das Wetter, welches während der lezten acht Tage, selbst am vorhergehenden Sonnabende, fortwährend regnerisch gewesen war, klärte sich am Sonntage Morgen, und zwar gerade im Augenblicke, als der Papst vom Monte Cavallo nach dem Vatikan abfuhr, dergestalt auf, daß die Sonne, freylich noch hin und wieder von Wolken umhüllt, aber um desto wohlthätiger, hellglänzend auf den Petersplatz herabschien. Es bedurfte dieses glücklichen Auguriums, um den Römern, die ihrer Natur nach etwas abergläubisch sind, wieder neuen Muth einzusprechen, da ihnen der alte einige Tage vorher, durch den Bruch der päpstlichen Staatskutsche, eines Inventariums aus, ich weiß nicht, welches Papstes Zeiten, benommen worden war. Der Papst ist wirklich, bey dem Mangel an Zeit, einen neuen Wagen verfertigen zu lassen, gezwungen gewesen, in einer ganz ordinären Kutsche nach dem Vatikan zu fahren. Ich weiß nicht, was Andern von dieser Beschränkung in der päpstlichen Haushaltung dünken mag; mir scheint sie erhaben, ich möchte sagen göttlich: die Päpste, welche die Peterskirche und den Vatikan erbaut, und das vatikanische Museum errichtet haben, besitzen keine Staatskutsche! Die Krönungs-Feyerlichkeit hat von Morgens um neun Uhr bis Nachmittags um zwey Uhr gedauert. Wenn der heilige Vater, welcher bereits zwey-und-sechszig Jahre alt ist, und leider keiner dauerhaften Gesundheit zu genießen scheint, eine solche Anstrengung, ohne nachtheilige Einwirkung auf dieselbe, ausgehalten hat, so muß man wirklich sagen, daß dieß außerordentlich viel war. Nüchtern, und während voller fünf Stunden einer fortwährenden Reihe der tiefergreifendsten Körper- und Geistesaffektionen hingegeben zu seyn, den materiellen Anstrengungen, welche die päpstliche Meßhaltung, besonders der Theil derselben, welcher gesungen wird, erfordert, Genüge zu leisten, und endlich diesen ganzen Akt in dem theils ungewöhnten, theils sehr beschwerlichen päpstlichen Ornate feyern zu müssen, wie viele Jünglinge möchten einem solchen innern und äußern Kraftaufwande gewachsen gewesen seyn? Was den Eindruck, den eine päpstliche Messe auf jedes fühlende Herz hervorbringen muß, betrifft; so hat sich schon Lessing, dem sicher keine mystische Tendenzen vorgeworfen werden können, darüber auf die unzweydeutigste Weise ausgesprochen. Besonders war dießmal der Augenblick, wo der Papst die heiligen Sakramente nach allen Seiten herumzeigte, (jeder

andere Priester muß sie bekanntlich unbeweglich über das Haupt emporhalten,) von gewaltigem Eindrucke. Man versinnliche sich folgende Scene: eine fast unzählbare Menschenmenge wirft sich plötzlich zur Erde, und läßt auf den bis dahin statt gefundenen Tumult (da in dem ungeheuern Raume der Kirche verhältnißmäßig doch nur eine sehr kleine Anzahl sehen und der Messe mit der gehörigen Andacht beywohnen konnte) die plötzlichste, feyerlichste und tiefste Stille folgen; die päpstlichen Sänger schweigen; aus dem entferntesten Theile der Kirche erhebt sich, in bloßen diatonischen Akkorden und langsamem Zeitmaße eine Trompeten- und Posaunen-Fanfare; Alles liegt beweglos am Boden, der Papst allein bewegt sich! Im ganzen Reiche der menschlichen Gefühle gibt es kein ergreifenderes. Leider habe ich es nur zur Hälfte genossen; denn sey es, daß die Trompeter und Posauner zu entfernt standen, und folglich den großen Altar nicht im Auge haben konnten, oder weil sie nicht Acht gegeben hatten, die Fanfare schwieg, als kaum der Papst die Hostie niedergelegt hatte, und das Publikum erhob sich von der Erde, ehe die Vorzeigung des Kelches statt gefunden hatte. Freylich warf sich ein Theil, als es den Irrthum bemerkte, wieder nieder; aber eben dieß vermehrte die Störung, und der feyerlichste Augenblick der Messe war verfehlt. Die unabsehbare Menschenmenge, welche auf dem Petersplatze versammelt war, gewährte, von den Stufen vor der Kirche herab gesehen, einen in seiner Art nicht minder interessanten Anblick: die Tausende von Köpfen, welche hier versammelt waren, schienen zu Millionen zu werden, dergestalt wimmelte und tummelte Alles durch einander. Am mahlerischsten nahmen sich die beyden großen Zelte aus, welche man, wie gewöhnlich, rechts und links auf den Säulenhallen des Platzes hatte aufschlagen lassen, und unter welchen eine Menge der glänzendsten Frauen saßen, um dem Krönungsakte zuzusehen. Dieser war, als Schauspiel genommen, der einzige Theil des Festes, welcher der allgemeinen Erwartung nicht zu entsprechen schien. Der Umfang des Balkonfensters, ob lezteres gleich la gran Loggia di S. Pietro genannt wird, ist zu beschränkt, und folglich die Umgebung des Papstes, welche kaum zehn oder zwölf Personen beträgt, die noch dazu im Hintergrunde des Fensters, neben dem Throne, stehen bleiben, zu wenig zahlreich, als daß die Ceremonie eine ihrer Weise und Erhabenheit angemessene äußere Haltung gewinnen konnte. Ueberdem nehmen sich die Personen, der bedeutenden Höhe wegen, und von den ungeheuern Massen der Riesenfaçade wie verschlungen, zu klein aus, und von dem berühmten: Accipe Thiaram tribus coronis ornatam etc., so wie von der Segensformel des Papstes: Sancti Apostoli tui . . . . . et Benedictio Dei Patris etc. verstand unten Keiner, selbst die am nächsten Stehenden, ein Wort. Die Illumination der Peterskirche, nebst ihrer Kuppel, so wie das Feuerwerk auf der Engelsburg, unter dem Namen Girandola bekannt, haben, auf ausdrücklichen Befehl des Papstes, nicht statt gefunden; ein Zug, der, als vorleuchtender Stern auf der künftigen erhabenen Bahn desselben, heller glänzen dürfte, als es die Raketen des erwähnten Kunstfeuers gethan haben würden. Die Ceremonie hat auf dieselbe Art statt gefunden, wie es in der Allgemeinen Zeitung beschrieben worden ist. Die Leser des Morgenblatts, welche über diese Feyerlichkeit ausführliche Details zu lesen wünschen möchten, werden daher auf jenes Blatt verwiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andreas Ridings Prozeß.

In Engländ, diesem Lande der Freyheit, gibt es manche Mißbräuche, die oft in den despotischsten Ländern nicht ihresgleichen haben, die vielleicht die Lage der Dinge nothwendig macht, und wohl deßwegen zu entschuldigen sind, aber dabey doch zeigen, daß, trotz aller Theorien und Grundgesetze, in menschlichen Dingen nichts vollkommen seyn kann, und man thue, was man wolle, der Reiche immer über den Armen herrschen werde. Zu diesen Mißbräuchen gehören die sogenannten Combinationsgesetze, welche es für den Manufaktur- oder andern Arbeiter zum schwer zu ahnenden Verbrechen machen, sich unter einander zu verbinden keine Arbeit zu thun, bis die Meister ihnen denjenigen Taglohn geben, den sie zu verdienen glauben; während es kein Gesetz gibt, das den Meistern verbietet, sich zur Verminderung des Taglohns gegen ihre Arbeiter zu verbinden, eine Sache, die doch täglich geschieht. Dabey sind die Meister oft selbst Friedensrichter, und üben entweder selbst, oder doch mittelst ihrer Freunde, die strengen Gesetze gegen ihre Arbeiter, manchmal mit drückender Härte, aus. Welche Eindrücke ein solcher Zustand der Dinge auf ein von den ewigen Grundsätzen des Rechten und Wahren durchdrungenes Gemüth haben müsse, besonders wenn ein solches zu der bedrückten Klasse selbst gehört, läßt sich denken.

Ein Baumwollenspinner, Namens Andreas Riding, von Preston, hatte ein solches Gemüth. Er, ein zwanzigjähriger Jüngling, hatte selbst unter Gesetzen gelitten, die ihm sein Herz barbarisch und eigenmächtig nannte; aber noch mehr, er hatte Kameraden darunter leiden gesehen, die er für ganz unschuldig hielt. Umsonst blickte er nach rechtlicher Hülfe, alle Tribunale waren ihm verschlossen — da setzte sich der Gedanke in seiner Seele fest, er müsse selbst das Recht der Wiedervergeltung üben, und denjenigen, den er für den Urheber des begangenen Unrechts hielt, eigenmächtig bestrafen, und stellte er auf

das Opfer seiner That werden. Ein gewisser Fabrikant, Namens Horrocks, war der Mann, den er seiner Rache opfern zu müssen glaubte — er griff ihn mit einem Handbeil an, aber ohne ihn schwer zu verwunden. Gleich darauf ward er ergriffen, und in der lezten Sitzung zu Lankaster vor Gericht gebracht. Das Resultat war eine Entscheidung der Jury: er sey während der That wahnsinnig gewesen; und er wurde auf Befehl des Richters als ein gefährlicher Mensch ins Tollhaus geschickt. Die Zeugen, die sein Advokat vorbrachte, sagten Mancherley, welches der gutmüthigen Jury zu einem solchen Schlusse zu kommen erlaubte, der einem Unglücklichen das Leben erhielt, besonders da kein Mord begangen worden war. Aber wir wollen die Rede des jungen Menschen anführen, die er selbst vor dem Richter hielt, die in vieler Hinsicht merkwürdig ist, und woraus der physiologische Leser am besten wird schließen können, ob er im eigentlichen Sinne wahnsinnig genannt werden könne.

Als die Anklage beschlossen war, sprach der Angeklagte wie folgt: „Das Erstemal, als mir der Gedanke ankam, dem Herrn Horrocks ein Leid zuzufügen, war während des lezten Austritts (der Arbeiter) vor zwey Jahren, und seitdem hat sich der Gedanke immer mehr bey mir festgesezt. Damals kannte ich den Herrn Horrocks und Herrn Miller nicht einmal persönlich, ich erkundigte mich aber nach ihnen, und erfuhr von Jedermann, daß sie die Ursache der Verminderung des Taglohns waren. Ich spann damals für Herrn Kay. Wir pflegten den Aufseher oft zu fragen, wer eigentlich den Taglohn um zehn Procente vermindert habe. Seine unveränderliche Antwort war: es sey Herr Horrocks gewesen, der es bey der Versammlung der Meister gethan; er behauptete, Herr Kay und Herr Paley hätten sich Beyde dem Vorschlage widersezt. Aber endlich wäre man doch übereingekommen, zu vermindern, wie er es thun würde, und ihm auch bey einer etwaigen Vermehrung zu folgen — ein Umstand, der, wie wir wohl wußten, niemals statt finden würde. Nachdem wir die Sache überlegt, beschlossen wir, gegen diese Entscheidung der Meister auszutreten, da wir sehr dadurch litten; und Herrn Horrocks Fabrik stand still, wie die übrigen, nicht eigentlich daß seine Leute ihn verlassen hätten, sondern weil sie nicht arbeiten wollten, d. h. sie wollten nicht an unserer Stelle in Herrn Kay's Fabrik arbeiten. Wir hatten zwey Zusammenkünfte im grünen Mann zu Preston, und wir beschlossen, nicht eher wieder zu arbeiten, als bis man uns die abgezogenen zehn Procente wiedergebe. Nach den Regeln in den Fabriken muß ein Mann einen Monat vorher aufkündigen, ehe er das Rad verläßt, und dennoch verabschiedete man bey Horrocks Leute ohne alle Aufkündigung, weil sie nicht in einer andern Fabrik arbeiten wollten; und weil sie das nicht thun wollten, sind einige dieser Leute in diesem Augenblick für zwey Monate lang eingekerkert. Die Leute hielten eine Zeitlang aus, und wollten nicht zur Arbeit zurückkehren. Dieß dauerte drey Wochen, und da wir fanden, daß Arbeiter aus andern Fabriken an unsere Stelle traten, so kehrten Mehrere von uns zu Herrn Kay zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 2. Dezember.

Der acht und zwanzigste November war der festliche Tag, an welchem unsere nunmehrige Kronprinzessin, Ihre Königl. Hoheit, die Prinzessin Elisabeth von Baiern, Ihren feyerlichen Einzug in die hiesige Residenz hielt. Es bliebe, ihrem Beruf gemäß, den politischen Zeitungen vorbehalten, von der eben so herzlichen als ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit unseres treuen Volkes an seine milde Herrscherfamilie einen ausführlichen Bericht zu erstatten; ihre Pflicht ist es zu erzählen — damit man ein Einsehen erlange in den deutschen Bürgersinn und ihm Gerechtigkeit wiederfahren lasse — wie alle Klassen der städtischen Einwohnerschaft wetteifernd sich bemühten, ihre Liebe und Treue für den König und sein erhabenes Haus thatsächlich zu bekunden; mit welchem Glanz der Tag begangen wurde, der dem verehrten Thronerben die Gattin seiner Wahl entgegenführte, und wie das ganze Land dieses glückliche Ereigniß als eine große allgemeine Familienangelegenheit betrachtete, hinschauend auf ein neues höchstes Musterbild ehelicher Neigung, die zu beibringenden Hoffnungen berechtigt. Jene Blätter mögen von dem Jubel, von der innigen Herzlichkeit des Volkes erzählen, worüber die hier anwesenden Nicht-Deutschen Fremden staunten; jene Blätter mögen das Volk von sich selbst ein thatsächliches Zeugniß seiner Gesinnung ablegen lassen, als Gegensatz unhaltbarer Urtheile, die bald die bald da über dasselbe gefällt werden. Dieser Zeitschrift aber liegt es einzig ob, über den ästhetischen Werth der stattgehabten Feyerlichkeiten einen unparteyischen Bericht zu erstatten, und freudig muß man eingestehen, daß Geschmack und allgemeiner Kunstsinn seit den zwey lezten Decennien beträchtlich vorgeschritten sind. So waren die berittenen Bürger-Korps, die in langen Reihen vor dem prächtigen Staatswagen der Prinzessin daherzogen, nicht wie ehemals überladen, oder militärisch, oder gar maskenartig phantastisch kostumirt, sondern man erkannte in ihnen Bürger, die zusammengetreten und übereingekommen waren, sich an diesem festlichen Tage feyerlich und gleichmäßig zu kleiden; die Kaufmannschaft z. B. auf schönen und ganz gleich gefarbten und fein gezäumten Pferden, einfach in Schwarz gekleidet; dreyeckige, innen befederte Hüte; kleine Degen mit goldenem Gefäße und um den linken Arm eine Binde in den Baierischen Farben. Eben so stattlich und einfach waren die andern berittenen Bürgerabtheilungen gekleidet, indessen Schimmer und Glanz auf die Trompeter-, Posaunenbläser und Paukenschläger verwendet war, die einem jeden der Züge voranritten, und Musikstücke von einer Schwierigkeit und mit einer Präcision ausführten, wie man es in frühern Zeiten von Blasinstrumenten wohl für unmöglich hielt. In dieser Hinsicht zeichneten sich ganz besonders die vierzig Postillone aus, die den Zug eröffneten, oder vielmehr die vierzig in der Postuniform gekleideten Musiker. Gleicherweise aber die — zuerst in Reihen aufgestellten und dann den Staatswagen der Kronprinzessin begleitenden Genereals ein

Bild des Wohlstandes und der Ehrbarkeit. Meister und Gesellen, mehrere tausend an der Zahl, diese in dunkelblaue Uniformröcke, jene in schwarze Fracks gekleidet, trugen nicht, wie ehemals, gleich Shakespeare's versponnener Bürgerwache, alte defekte Waffen; sondern ihre verschiedene Handwerksgeräthe, sinnig garnirt, die Insignien der Innungen, die Modelle, Zeichnungen und Meisterstücke, der Feyer des Tages gemäß mit den Baierischen Farben geschmückt. Ganz besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht das löbliche Tischlergewerk aus, dessen so mannigfaltiges Arbeitsgeräth mit einer wahrhaft reizenden Sauberkeit ausgestattet war; doch will man den andern ehrsamen Gewerken damit nicht zu nahe treten, indem die Zimmerleute mit ihren blanken Aexten, die Steinmetzen mit dem Modell eines Tempels, die Töpfer mit dem eines Ofens, die Schiffbauer mit dem eines Schiffes und die Säulenträger des Maurergewerks sich vortrefflich ausnahmen. Jede Innung hatte ihre Fahnen und ihr Musikchor und nach altem Gebrauch stattliche Herolde und lustige vorauftanzende Fahnenspieler. Die Anführer allein waren militärisch uniformirt, und um so weniger konnte dieß, auch bey dem ärgsten Spötter, ein Lächeln erregen, als ja gar Manche unter diesen Anführern mit dem eisernen Kreuze geschmückt war, das er sich in unserm Befreyungskriege erkämpft hatte. Zu dem Schönen und Großen, das bey diesem erhabenen Einzug den Kunstsinn befriedigte, gehört auch der Weg, den die hohe Neuvermählte durch unsere Stadt nahm, von dem schönen brandenburger Thor nämlich in gerader Linie nach dem Schlosse, durch die breite Lindenpromenade, vor dem prächtigen Opernhause, vor der Bibliothek, der Akademie, dem Zeughause, dem Opernhause, der katholischen Kirche, dem königlichen Pallaste vorbey über die neuerbaute Schlossbrücke und einem Theile des Lustgartens, unstreitig der schönste Theil der schönsten deutschen Stadt. Außerdem, daß dieser Weg von Fußgängern dicht gedrängt erfüllt war und alle Fenster und Balkone und Dächer von Menschen wimmelten und selbst die Aeste der Bäume besetzt waren, so erhoben sich auch, wo nur ein freyer Raum offen blieb, selbst auf den Schiffen, die nahe der Schlossbrücke lagen, Gerüste, Estraden und Triumphen mit dem Baierischen Wappen und seinen Farben geziert und von einer bunten, festlich gekleideten Menge bedeckt, so daß das Ganze einen wahrhaft imposanten Anblick gewährte. Vor Allem aber muß der kunstsinnige Geschmack gepriesen werden, der den Herrn Baurath Rector und Stadtrath Cantian bey Ausführung der Ehrenpforte leitete, die inmitten der größten und prächtigsten Gebäude Berlins, dicht vor der breiten Schlossbrücke errichtet war. Unsere Zeitung beschreibt dieses eben so anmuthige als erhabene Bauwerk folgendermaßen: „Es hatte eine von den bisher hier üblichen Ehrenpforten abweichende Gestalt erhalten. Sie bildet nämlich einen 65 Fuß im Durchmesser haltenden Säulen-Cirkus. Das Alterthum weihte schon ganz besonders den weiblichen Göttinnen die runde Tempelform, weil sie unläugbar auf eine angenehmere und lieblichere Weise den innern Raum umschließt und deshalb ist auch hier der Kreis zum Grunde gelegt worden. Die um beyde Hälften des amphitheatralisch erhöheten Fußbodens aufgestellten korinthischen Säulen reihen sich auf einem zehn Fuß hohen Unterbau dergestalt aneinander, daß zwischen ihnen eine hinlänglich breite Durchfahrt bleibt. Auf den 30 Fuß hohen Säulenstämmen, die durch Kränze und Wappenschilder geziert sind und durch Blumengewinde miteinander in Verbindung treten, sind auf fünf Fuß hohen Postamenten zwölf weibliche Statuen (jede acht Fuß hoch) aufgestellt, welche, mit Eichenkränzen und Rosenguirlanden, der einziehenden Fürstin huldigen. Mit Einschluß dieser Statuen erreicht der ganze Bau die Höhe von 53 Fuß. Zwischen den Säulen prangen auf dem Unterbau Gruppen von lebendigen Blumen und frischem Grün, die nach obenhin (der vorgerückten Jahreszeit unerachtet) ihre Krönung durch einen Orangen- oder Citronenbaum erhalten." — Wir seyen hinzu, daß die Ausführung des Ganzen einen Anblick gewährte, wie wir ihn bey mannigfachen ähnlichen Gelegenheiten nie so schön gesehen haben und daß die Bildhauer, Gebrüder Wiemann, sich allgemeines Lob durch die edeln und effektvollen Statuen erwarben. In diesem Cirkus (der, beyläufig gesagt, unsrer freygebigen Stadt zwölftausend Thaler gekostet haben soll) ward die ersehnte Fürstin von der Blüthe der Stadt, von 150 Bürgerjungfrauen, alle gleich in Weiß und Blau gekleidet, grüne Kränze im Haar, feyerlich bewillkommnet und Höchstderselben ein zartes und sinniges Gedicht (von dem Geheimen Staatsrath v. Stägemann verfaßt) überreicht und huldreich von der Holden aufgenommen. Mit eben der Huld erschien Ihre Königliche Hoheit an den Fenstern des Schlosses und dankten mit herablassender Freundlichkeit jedem einzelnen Gewerke, das nach althergebrachter Sitte sein Lebehoch darbrachte. — Abends war die Stadt auf das Glänzendste erleuchtet und hier zeigte sich die Ehrenpforte, die von Innen durch eine mit Sinnbildern verzierte Pyramide, von Außen durch hellflammende, im Kreise stehende Becken, erleuchtet war, in neuer magischer Schönheit. Nächstdem gewährte die Akademie der Künste einen höchst befriedigenden Anblick, nicht sowohl durch das transparente und allegorische Gemälde, das in dem Mittelfenster des ersten Stockwerks angebracht war, als durch die berühmtesten Statuen des Alterthums, deren Gipsabgüsse an den Fenstern des untern Stockwerks standen, hinter denselben schwarze Decken und die Figuren selbst hell und kunstgemäß beleuchtet, doch so, daß man keine Flamme gewahr wurde. Das Hôtel des Baier'schen Gesandten, die Börse, das Fürstenhaus und Rathhaus gehören zu den Gebäuden, die am geschmackvollsten und reich erglänzten. Unmöglich ist es aber, alle Privathäuser zu nennen, die sich hier durch Inschriften oder schöne Verzierungen auszeichneten. Wir werden aber, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubt, in einem nächsten Schreiben einige dieser Inschriften und die — unsrer Meinung nach, vorzüglichsten Gedichte mittheilen, die der verehrten Gattin unsers allgeliebten Kronprinzen überreicht wurden; indem wir alsdann auch von Höchstderselben feyerlichem Empfange im Theater berichten werden. Heute müssen wir aber noch erwähnen, daß gegen Abend die hier studirende Jugend, mit Bewilligung Sr. Majestät, der Prinzessin Braut durch einen fackeln Fackelzug ihre Huldigung bewies. Acht hundert Studenten, jeder eine Fackel tragend, zogen nach dem Schlosse, allwo ihre erwählte Deputation auf das huldvollste empfangen wurde.

Auflösung der Charade in Nr. 292:
Heldentod.

Räthsel.

Ich weiß ein Kaufgeld — Jeder zahlt's im Leben,
Und doch hat's Keiner wohl mit Freuden je gegeben,
Gilt's Waare gleich, die Jedem frommt.
Wie oft du's zahlst, du darbst darum nicht schneller;
Der Einkauf macht die Bahn dir hell und heller.
Doch seufzt oft, wer den Schatz bekommt.
Ja, was das Schlimmste ist, er läßt zu hundert Malen
Am Weg' ihn achtlos steh'n und muß das Geld doch zahlen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Nro. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. December 1823.

Kaum wollt' ich sie umfassen.
So stand ich schnell verlassen.
Sie flog das Thal dahin!
Noch viel hatt' ich zu sagen,
Noch viel ihr anzutragen.
Da flog sie schnell dahin!

Chr. Schreiber.

Das Herlein.

Nach Hebel.

Wenn ich auf meinem Stuhle sitz'
Zum Zeitvertreib, und Lichtspän' schnitz',
So kommt ein Herlein wohlgemuth,
Und fragt noch gar: „Schneid't's Messer gut?"

Und sagt mir gar noch: „Guten Tag!"
Und wenn ich schau' und wenn ich sag':
'S könnt' besser gehn!" und „großer Dank!"
So wird das Herz mir plötzlich krank.

Blitzschnell verschwindet, was ich sah,
Und blick' ich auf, ist's nicht mehr da;
Und ruf' ich: „Nun, du Herlein, hör'!"
Gibt mir's schon keine Antwort mehr.

Seitdem schmeckt mir nicht Speis' noch Trank,
Und Niemand macht mir 'was zu Dank:
Froh schläft ein Andrer bis zum Tag,
Ich höre jeden Glockenschlag.

Was ich beginn', mißlinget mir,
Und wandl' ich dort und wandl' ich hier,
So liegt das Herlein mir im Sinn,
Und meine Ruhe ist dahin.

So schöne Züge sah ich nie,
Fürwahr, ein Engel liebte sie:
Auch sprach sie mit so frevem Muth,
So lieb und süß: „Schneid't's Messer gut?"

Das hört' ich denn, zu meiner Qual,
Zum Ersten- und zum Leztenmal;
Sie eilte rasch das Thal entlang,
Verschwindend in des Waldes Gang.

Wer spähet mir mein Herlein aus?
Wer zeigt mir ihrer Mutter Haus?
Ich laufe, was ich laufen kann —
Vielleicht treff' ich sie doch noch an!

Ich suche alle Dörfer aus,
Ich frage nach, von Haus zu Haus,
Und wird mir nicht mein Herlein kund,
So werd' ich nimmermehr gesund.

Andreas Ridings Prozeß.

(Beschluß.)

„Als wir zu Herrn Kay zurückkamen, fuhr der Angeklagte in seiner Rede fort, sagte man uns, er wünsche Jeden von uns besonders zu verhören, wolle dabey aber keinen Vortheil von dem ziehen, was wir sagen möchten. Er that es aber nicht, sondern sprach mit uns Allen auf einmal. Zu einem Manne, Namens Naylor, sagte er: „Was habt Ihr nun für Eure Reise verdient, Naylor? Ihr seyd ein nichtswürdiger, besoffener Kerl, und sollt keine Arbeit hier haben!" Der Mann fing an zu weinen; aber Herr Kay fuhr fort: „Nicht wahr, Ihr gingt als Abgeordneter umher? Ihr betteltet Geld für diese Leute, und spracht überall Böses von mir? Nun sollt Ihr auch nicht hier arbeiten!" So wurde Naylor behandelt. Dann kam ein Mann Namens Wilsen. Herr Kay sprach eben so mit ihm, und versagte ihm die Arbeit,

Ein Dritter, Namens Hodgen, ward gleichfalls fortgeschickt, und ein Trunkenbold genannt, obgleich ich bey meiner Seele glaube, (wie es auch mit den Andern gewesen seyn möge,) daß er seit fünf Monaten keinen Branntwein versucht hatte. Ich will nicht sagen, daß er nicht ehemals gern getrunken hätte, aber die Methodisten (ich gehöre nicht zu ihnen) hatten ihn an sich gebracht, und er gab das Branntweintrinken auf; er sagte zu mir, er wolle es versuchen, ob er es ein Jahr lang würde aushalten können. Ich hatte ihn Monate lang keine Pinte Bier trinken sehen, und Branntwein hatte er nicht versucht. Ich trat also hervor, und sagte zu Herrn Kay, was ich von dem Manne wußte; aber Herr Kay schalt mich und sagte: „O ich vermuthe, er gab dir einen größern Antheil von dem gesammelten Gelde, oder vielleicht ein besonderes Glas bey euern Versammlungen.“ — Ich sagte: „Herr Kay, wie können Sie so reden? Verdien ich das von Ihnen? Ich glaube nicht, daß Hodgen fähig ist, Jemand zu bestechen, und wenn er es wäre, wie glauben Sie, daß ich mich würde durch solche Mittel gewinnen lassen?“ Ich sagte dieses, weil mir Herrn Kay's Aufseher oft gesagt hatte, ich sey der einzige ehrliche Spinner in der Fabrik, und pflegte mich seinen ehrlichen Mann zu nennen, obgleich ich noch nicht ein-und-zwanzig Jahr alt war. Auf diese Weise wollte Herr Kay Hodgen zum Trunkenbolde und mich zum Schurken machen; und dieß geschah zu einer Zeit, als die Meister selbst, obgleich sie sich über unsere Verbindung beschwerten, zusammengekommen waren und einen feyerlichen Eid geschworen hatten, zusammenzuhalten, wenigstens waren sie darüber übereingekommen, und hatten sich unter einer Buße von 300 Pfund dazu verpflichtet, (welche, wie ich höre, in einigen Fällen wirklich von Meistern bezahlt worden ist). Dieß beunruhigte und verwirrte mich — ich wußte nicht, wo ich das Recht finden sollte. Ich bat Gott zuweilen auf meinen Knien, ehe ich zu Bette ging, zuweilen im Bette, (ich bete alle Nacht auf die eine oder die andere Art,) mich zu leiten, wie ich in dieser Sache verfahren solle. Ich hatte nie einen Menschen beleidigt. Ich hatte keinen Wunsch, Jemand zu ermorden oder zu beschädigen, und hatte kein Verlangen, eine Ungerechtigkeit zu begehen; aber der Gedanke ließ mich kaum schlafen, und ich wachte um fünf Uhr des Morgens auf. Die Sache blieb mir im Kopfe. Ich habe nicht gesagt, ich wolle ihn erschießen, sondern ich könnte ihn erschießen. Mich dünkte, daß Leute, die ihre Arbeiter so behandeln, etwas verdienten. Dies war im April des Austretens (1821). Ich hatte damals schon einige Zeit für den Herrn Kay gearbeitet. Ich war auch ein Mitglied des Ausschusses des Prestoner Vereins; wir pflegten im grünen Manne zusammenzukommen, und bey einer dieser Versammlungen (aber merkt, ich war nicht dabey) kam Walton, der Kouskabler, plötzlich hinein, und bemächtigte sich der Bücher, ohne einen Befehl dazu vorzuzeigen. Ich wollte eben zu der Versammlung, und begegnete mehreren der Männer auf der Flucht; ich sagte: „Was thut ihr, ihr Memmen, daß ihr euch so behandeln laßt? Geht, und zwingt ihn, euch die Bücher wiederzugeben!“ Darauf gingen die Männer zurück und packten Walton bey der Gurgel; man rauste sich, und Walton warf dabey die Bücher zum Fenster hinaus. Dennoch ließ man ihn los, als er versprach, die Bücher sogleich wieder zurückzuschicken; er that es am folgenden Morgen. Dieß geschah im Juni. Anfangs Juli ließ mich Herr Kay rufen, warf mir vor, ich sey ein großer Mann unter den Webern, und beschuldigte mich, ich verderbe meine Arbeit. Die Wolle indessen, die er mir vorzeigte, war gar nicht von mir gesponnen; welches ich ihm auch sagte. Dennoch gab er mir auf der Stelle meinen Abschied. Ich ging nach Hause, und fand meine Mutter in großer Angst.“

Er beschrieb hierauf der Länge nach seine Wanderung in der Umgegend nach Arbeit, bis zur Zeit, wo er im Frühling dieses Jahres (1823) wieder nach Hause kam.

„Es ist wahr, ich bot bey einer Versteigerung auf Pistolen, warum aber, weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen. Ich kaufte sie nicht, weil mir's am Gelde fehlte, obgleich ich das Geld hätte bekommen können, wenn ich es wirklich bedurft hätte. Noch immer lag mir der Gedanke an die Mißhandlung der Arbeiter durch die Meister im Sinne; ich konnte denselben nicht los werden. Ich verdarb meine Arbeit dadurch; denn das Spinnen erfordert beständige Aufmerksamkeit. Wozu bedurfte ich der Pistolen? Ich wollte mich an den Meistern rächen, die die Unbill persönlich begangen; aber Mord, oder die Absicht zu morden, kam mir niemals in den Sinn. Ich muß Ihnen noch sagen, warum ich mich eigentlich rächen wollte. Die drey Männer, deren ich bereits erwähnt, wurden vor Gericht gebracht, zu einer zweymonatlichen Gefängnißstrafe, und (obgleich sehr arm) zu der Bezahlung von zwanzig bis dreißig Pfund Unkosten verurtheilt; und Einer von ihnen ist noch im Gefängniß. Es war mein Entschluß, nichts als ein Feigling zu thun. Was ich thun wollte, sollte am Tage und im Angesicht der Welt geschehen. Ich beschloß, Herrn Horrocks als die Ursache des Uebels anzugreifen; wie aber, war noch die Frage. Ich wollte ihn zuerst mit einem Stocke schlagen; aber dann würde man mich nur vor das Friedensgericht zu Preston gebracht haben, wo ich wußte, daß ich keine Gerechtigkeit finden würde, denn er ist ein reicher, und ich ein armer Mann. Dieser Gedanke bewog mich, ihn mit einem Werkzeug zu schlagen, welches ihn verwunden würde, ohne ihn zu tödten. Dann, wußte ich, würde ich vor der Grafschaft zu Lankaster gerichtet werden, wo man mir erlauben würde, die Ungerechtigkeit der Meister gegen die Arbeiter an den Tag zu bringen, und um zu sehen, ob die Regierung ihnen erlauben wolle.

ſich auf jedwede Weiſe gegen uns zu vereinigen, und uns nach Gelüſten zu beſtrafen, wenn wir eine einzige Zuſammenkunft haben."

Er fuhr nun zu erzählen fort, auf welche Weiſe die drey Männer behandelt worden; wie das auf ihn gewirkt; wie er Herrn Horrocks des Sonntags nach der Kirche aufgelauert, und ihn mit dem Beil verwundet habe, aber beſtimmt ohne alle Abſicht ihn zu ermorden. Am Schluſſe dankt er dem Richter und der Jury für ihr gütiges Anhören ſeiner langen Rede.

Einen ſolchen Menſchen für wahnſinnig zu erklären, war wenigſtens politiſch. Seine Eltern mußten natürlich eine ähnliche Entſcheidung wünſchen; denn nach den Geſetzen würde ein ſolcher Angriff mit dem Tode beſtraft worden ſeyn; aber ihn ſchien der Gedanke daran zu beleidigen. Er unterbrach ſeine Mutter, welche als Zeugin für ihn auftrat, und eine lange Geſchichte von ſeiner Geiſteszerrüttung erzählte, lebhaft, und drang darauf, trotz den Vorſtellungen ſeines Anwalds, daß ihr Zeugniß nicht angenommen würde, weil ſie falſch geſchworen habe. Ja ſelbſt der Richter rieth ihm, ſich der Leitung ſeines Anwalds anzuvertrauen; doch er antwortete gelaſſen, aber feſt: „Mylord, ich verlange nur Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich kümmere mich nicht um den Rath meines Anwalds, wenn er dieſen entgegen iſt." Man mußte ihm willfahren.

Römiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Einige bey der päpſtlichen Krönung ſtatt findende Formalitäten haben, hinſichtlich ihrer Bedeutung, unter den römiſchen Kritikern mündlich einen lebhaften Streit erregt. Dazu gehören insbeſondere die beyden ſogenannten Flabelli, welche bey jeder feyerlichen, vom Papſt verrichteten, Kirchenfunktion auf beyden Seiten neben demſelben hergetragen werden, und die Sitte, während der Krönung auf dem Wege aus der Clementiniſchen Kapelle nach dem großen Altare zu drey verſchiedenen Malen Angeſichts ſeiner ein Büſchel Heede zu verbrennen. Der Flabello, deſſen Figur ich nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich ſie mit einer großen Fliegenklappe vergleiche, beſteht aus Pfauenfedern. Er ſoll (ſo wird nämlich von allen den Schriftſtellern, welche ich darüber zu Rathe gezogen habe, beſonders von Macrus in ſeinem Hierolexicon, behauptet) auf die vielen Augen anſpielen, welche der Papſt beſitzen muß, um ſtets das Beſte der katholiſchen Kirche zu erzielen. Dagegen behaupten Andere, dieſe Erklärung ſey erſt ſpäter, und zwar gewaltſamer Weiſe, der wahren ſachlichen Bedeutung untergeſchoben worden: der Flabello (vom Lateiniſchen Flabellum, Fächer) habe bey ſeiner Entſtehung zu nichts anderm gedient, als dem Papſte (welchem, wenn eine ſolche Funktion im Sommer ſtatt findet, natürlich ſehr warm bey derſelben werden muß) Kühlung zuzuwehen und ihm die Fliegen abzuwehren. Der Einſetzer der Flabelle ſcheine es, meinen ſie, der Willkühr der Gläubigen anheim geſtellt zu haben, je nachdem ſie zu den Idealen oder Realen gehören, die eine oder die andere Erklärung zu wählen. Obgleich das Verbrennen der Heede dieſelbe Breite des Begriffs nicht zuläßt; ſo gibt es doch Zweifler, welche ſich eine wahre Marter anthun, um eine andere als die gewöhnlich angenommene Bedeutung hineinzulegen. Letztere dürfte, dem Scheine nach, gar keinem Zweifel unterworfen ſeyn: der Ceremonienmeiſter, welcher die ſilberne Keule mit der umwundenen Heede hält, fingt, indem letzte von dem neben ihm gehenden Clerico di Capella angezündet wird, vor dem Papſte niederknieend folgende bekannte Worte: Sancte Pater, sic transit gloria mundi! Was läßt ſich gegen eine ſo handgreifliche Bedeutung einwenden? fragen die Buchſtäblichen. Die Heterodoxen antworten: Die Schicklichkeit. Sie meinen, eine Feyerlichkeit, wie die Krönung des Papſtes, welche in ihrer Totalität eine fortlaufende Reihe von geiſtiger Symboliſtik der Verherrlichung deſſelben ſey, könne ſich unmöglich unterfangen, in einer einzigen Nebenſache und an einem unpaßlichern Orte, dem geiſtigen und weltlichen Oberhaupte der katholiſchen Chriſtenheit eine Lehre, in ſo grob materielle Verſinnlichung eingehüllt, zu ertheilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 20. Oktober.

Obgleich ſich die Scenen um mich her in jedem Augenblicke ändern, ſo war dieſes Aendern in den letzten acht Tagen doch viel auffallender als früher. Was man dull days hier nennt, hört zwar erſt im Februar auf, aber die rauhere Luft, der feuchte Nebel vertreiben doch nun manchem Großen das Landleben und, wenn er ſich der eigenſinnigen Stadt auch unterwerfen und die erſten Wintermonate auf dem Lande hinbringen muß, ſo kömmt er doch nur zuweilen auf Tage und Wochen in die Stadt und da nun rollen jetzt glänzendere Equipagen als früher durch die Straßen, und neben dem tiefſinnigen Spekulanten, dem ernſten Geſchäftsmanne und dem emſigen Commis bewegt ſich der reiche Lord, der braune Gentlemann aus dem weſtlichen London, der ſteife Militär in eleganter Civiltracht und der geputzte Dandy auf dem ſchönen Strande einher; die und da iſt eine Loge in den großen Theatern mit dem Reichſten, Glänzendſten und Schönſten ſtaffirt, was Weſtlondon aufzuweiſen hat und eine Lady aus der Neuſtadt rollt in ihrer offenen Kalesche mit vornehmer Verachtung an dem Wagen der Citydame vorüber, die Stickmuſter bey Nattermann einkauft, während jene ſich einen Shawl für 100 Pf. St. in der Fleetſtreet auf Rechnung ausſucht. Die Bazaars, die ſonſt Einöden glichen, ſind nun von ſchöner Welt erfüllt und die

Bondstreet (die eigentliche Modestraße von London) beginnt die Vorfrühlingstage ihres Glanzes zu feyern. Die leichte und fröhliche Welt nimmt nach und nach wieder Besitz von ihren Rechten; Heiterkeit und Lebenslust strahlt aus der Lustwandelnden Blicken; freundliche, bewillkommende Grüße fliegen von blühenden Lippen und schöne Hände winken sich aus den großen Reisewägen Welcome in London zu. Die Parks mit ihren immergrünen Wiesen und dem herbstlich bunt prangenden Gebüsche sind häufiger besucht und es ist, als dürfe man sich nicht schämen, das ahnungsvolle Schreiben der Natur zu fühlen und von den Stellen Abschied zu nehmen, wo man Monate lang unter Schatten, Duft und Blüthen gewandelt. Die Polizey trifft wieder hie und da auf einen Pickpocket und die Miethkutscher, die bisher müßig oder schlafend auf ihren hohen Böcken saßen, treiben ihre Pferde munter Straße auf und Straße ab. Auf den Höhen von Hamrystead und Highgate, wie auf Primrose-Hill drängen sich Besuchende und Lustwandelnde und die Themse ist bedeckt von buntbesetzten Schiffen und Booten. Das ist die Glanzseite des Londner Octobers, welcher, wie Alles, seine Schattenseite hat. Wenn man vergebens harrt, daß die Sonne um neun oder zehn Uhr durch die grauen Kohlendampfwolken durchbreche, wenn diese Wolken dichter werden und dumpf in den Straßen liegen, daß man kaum sechs Schritte vor sich sieht, oder wenn Regen und Koth die Straßen unzugänglich macht und die feuchte Luft außerhalb und der Geruch der Kohlen des Kamins innerhalb des Zimmers Ausgehen und Zuhausebleiben zumal verleiden, dann ist die Existenz hier nicht so sehr behaglich und man flüchtet am besten auf das Land hinaus, wo man doch noch eher „comfort" findet. Es ist unmöglich, sich an solchen Tagen einer, auf dem festen Lande geradezu unbekannten Art von Schwermuth und Dumpfheit des Geistes zu erwehren: diese „muggy days" (wie die Londner sie bezeichnend heißen) erreichen im Anfange des Novembers gewöhnlich ihren Culminationspunkt und dann fährt kein Wagen mehr in den Straßen, niemand verläßt seine Wohnung als der, den die Nothwendigkeit zwingt und dieser erreicht mit Noth sein, oft nahes, Ziel, so dick und schwarz liegt der Nebel in den Straßen; man verschließt dann die Fenster mit Läden und Vorhängen vor dem Andrang dieser geisttödtenden Luft und arbeitet den Tag durch bey Licht. In diese Zeit fallen die so häufigen Selbstmorde in London. Besonders sind dann die Sonntage für die Melancholiker wahre Pein- und Höllentage in London und die Redensart ist gäng und gebe: „A duller spectacle this earth of ours has not to shon than a muggy Sonday in London." Dagegen bietet ein schöner Sonntag Freuden die Fülle für Geist und Sinne dar. Nach zehn Uhr findet man Westminster-Abtey offen und bringt eine genußreiche Stunde in diesem herrlichsten aller Gottestempel hin. Der Poet's Corner ist dann zahlreich besucht und man wandelt mit Erhebung unter den Marmor-Statuen und Büsten eines Ben Johnson, Butler, Milton, Gray, Spencer, Prior, Rowe, Argyle, Shakespeare u. s. w., oder in der Kirche selbst unter den vielen Monumenten, welche eine dankbare Nation ihren Wohlthätern und Helden hier gesetzt hat. Leider muß ich hier bemerken, daß man alle diese Herrlichkeiten nur für Geld (die Person zahlt zwey einen halben Schilling, um Westminster zu sehen) sehen kann, statt daß man allen, besonders aber der Jugend den Zutritt zu einem Orte erleichtern sollte, der so sehr geeignet ist, das Herz zu erheben und die Seele zu großen Thaten zu beflügeln. Von Westminster führt mein Weg zu der sogenannten Bayerischen Kapelle, in der ich gegen einen Schilling Eintrittsgeld einem Hochamte beywohnen kann. Ich wunderte mich anfangs über die den Deutschen sehr fremde Sitte, fand aber, als ich so viele Eintretende das Geldstück ganz ruhig erlegen sah, diese ächt englische Spekulation lustig genug. Das Opfer ward auch so reichlich vergolten, daß ich seitdem fast jeden Sonntag wieder komme. Die Kirchenmusik ist nämlich nicht nur hier die auserwählteste, sondern sämmtliche Singparthien werden von den Mitgliedern der hiesigen italienischen Oper, also von den ausgezeichnetsten Künstlern und Künstlerinnen vorgetragen. So großmüthig nun der König von Baiern diese Kirche bedacht hat, so reicht diese Summe doch nicht hin, alle Ausgaben zu bestreiten, welche mit dem Bau der Kirche und der Unterhaltung der Künstler u. s. w. verbunden sind. Am Nachmittage strömt Alles in das Freye. Wer die Modewelt von London dann sehen will, der gehe nach Hyde-Park-Corner und folge dem großen Strom. Da fliegen weibliche Fashionables auf Wägen und zu Pferd auf und ab; da produzirt sich der junge Offizier zum Erstenmal in seiner glänzenden Uniform; da übt der werdende Dandy seinen Blick an Kleidung und Benehmen seiner Vorgänger in der edeln Dandykunst: da legt manches sittsame Kind, von Schmeichelworten und Blicken, die Anbetung auszusprechen scheinen, geirrt, nach und nach die höchst überflüssige Gewohnheit des Erröthens ab; da lauscht das herausgeputzte Bürgermädchen mit schlauem Blick auf das Benehmen der jungen Lady, um deren Anstand am Abend in ihrem Theezirkel zu reproduziren; zwischen allem dem drängen sich die Herausgeber modischer Blätter mit unstät umleuchtenden Blicken durch, um Stoff zu einem Artikel zu finden, oder ein Witzwort aufzufangen, denn selten wird hier ein guter oder schlechter Spaß ausgebracht, der nicht alsbald seinen Platz in irgend einer der hundert Zeitungen fände, die täglich und wöchentlich hier kreißen. — Neben diesen Neuigkeitspapieren sind hier, wie in Frankreich, auch Neuigkeitsmenschen beschäftigt, das Neueste in den Straßen auszuposaunen, nur mit dem Unterschied, daß in Frankreich nur Eine Stimme geduldet ist, während hier zwey oder drey zu hören sind. Ich glaube, daß besonders Frauen, die zarte Gehörnerven haben, während eines Kriegs wie der letzte spanische, die Stadt zu verlassen gezwungen sind, um das Gekreyey dieser Neuigkeitsmenschen nicht zu hören. Sobald nämlich eine Nachricht von den Armeen an das Gouvernement oder an Private kömmt, so ist der Schreyer einer Parthey zur Hand und entledigt sich auf Kosten seiner Lunge und unserer Ohren seines Auftrags; hat dann die Opposition nicht schnell einen Gegenschreyer zur Hand, so findet sich gewöhnlich ein Furioso von der Parthie, der gratis und als Dilettant die Rolle des Schreyers übernimmt; je lauter der Eine schreit, desto greller akkompagnirt ihm der Andere, und so durchziehen diese Antagonisten, oft nur zwey Schritte von einander getrennt, die Straßen, und man hört gewöhnlich weder was der Eine, noch was der Andere eigentlich will. — Nirgends liegen sich die Extreme so nahe wie in London. Mir fast gegenüber wohnt ein reicher Privatmann, der zuweilen Abendunterhaltungen gibt, welche ihm so viel kosten, als eine Familie brauchen würde, das ganze Jahr hindurch sorgenlos zu leben; während Nacht um Nacht ein wohlgekleideter, ungefähr sechzigjähriger Mann sich zwischen zehn und eilf auf den steinernen Stufen desselben Hauses niedersetzt und zusammengekauert die kalte, feuchte Nacht da hinbringt. Keine zehn Schritte davon ist das steinerne Nachtlager einer Frau, welche Zwillinge säugt!! Einen nicht weniger traurigen Anblick gewähren die armen halbnackten Menschen, welche bey schmutzigem Wetter den Fußgängern in der Nacht mit einem Stückchen brennenden Holzes über die Straßen leuchten, ferner die Schornsteinfegerjungen, deren gellendes Sweep! Sweep! zu jeder Stunde des Tags in den Straßen ertönt und an das Elend dieser armen Kinder erinnert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Nro. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. December 1823.

Rohen Händen hingegeben.
Mußte Schönheit so verderben.
Süße Anmuth welkend sterben.

Fr. Schlegel.

Lord Roland Cheyne.

Am 14. Juli dieses Jahrs befand ich mich spät am Nachmittage in dem kleinen hübschen Dorfe Chartsworth. Alles war hier Festlichkeit und Freude; das Volk tanzte und sang, und Alt und Jung drängte sich um die ungeheuern Rindsbraten, Kuchen und Fässer Bier her, die irgend eine freygebige Hand hier gespendet hatte. Vergebens suchte einer von den selbstberufenen Predigern, welche heut zu Tage unser Land durchstreifen, den halb oder ganz betrunkenen Landleuten die Sündlichkeit des Biertrinkens begreiflich zu machen; man fing ihm unter der Nase zu tanzen an; und wollte er selbst einer zweyten Taufe in einer nahen Pfütze entgehen, so mußte er sich bequemen, eine Kanne Bier zu leeren und ein Tänzchen mitzumachen. Nur mit Mühe brachte ich so viel heraus, (denn man weiß, wie ungern ein Volkshaufe bey solchen Gelegenheiten seine Zeit mit Antworten verliert,) daß diesen Abend der Erbe des Hauses Cheyne von Frankreich zurückkomme, der lang verschlossene Rittersitz heute wieder zum Erstenmale geöffnet werden solle, und der junge Lord es war, welcher seinen Pächtern auf diese Weise einen Vorgeschmack von seiner Freygebigkeit geben ließ. Indessen kam die Dunkelheit heran; alle Fenster füllten sich mit Lichtern, und Männer mit Fackeln durchzogen die Straßen; frische Fässer wurden angezapft, die Menge vermehrte sich, und der Lärm ward größer. Ich sah einige der gesetzteren Leute ihren Weg gegen ein prächtiges Haus einschlagen, welches in einer Wildniß von Bäumen, dicht beym Dorfe, beynahe vergraben lag. Ich folgte ihnen, und kam zu einer eisernen Thür, welche seit Jahren nicht geöffnet zu seyn schien; eine ungeheure Fackel brannte auf jedem der Pfosten, und warf einen langen Lichtstrom in eine verwilderte breite Allee hinein, die seit Menschengedenken kein Fuß betreten zu haben schien. Ein leichter Fußtritt zeigte, daß ein Weib es versucht hatte, dem erwarteten Erben die Thore seines väterlichen Hauses zu öffnen — aber die starken Riegel hatten ihrer Schwäche widerstanden. Sie saß jezt drinnen auf einem steinernen Sitz, wo sonst die Pförtner zu sitzen pflegten. Sie war jung und schön; aber ihr Haar hing verwirrt, und ihre Kleidung war in Unordnung. Sie hatte die Stirn auf die Hand gelehnt, und schien weder das auf sie herabfallende Licht, noch die erstaunte Menge zu bemerken, wovon Niemand sie zu kennen schien. Ja, hätte ihr Vater aus dem Grabe erstehen können, wohin ihr Unglück ihn gebracht, er würde kaum sein Kind erkannt haben. Als man das Rasseln eines Wagens vernahm, und die betrunkene Menge irriger Weise zu jauchzen anfing, da hob sie den Kopf in die Höhe, schüttelte ihre Locken zurück und horchte, ohne nach dem Thore hinzublicken — aber das Schlagen ihres Busens verrieth, wie nahe ihr die Rückkunft des neuen Erben am Herzen lag. Als sie die Hand vom Gesichte gezogen hatte, blickte ein nahe stehender Greis einen andern an und flüsterte ihm etwas zu; dann fuhr er, bey sich selbst murmelnd, fort: „Ach, armes Fräulein! Hätte ich doch nicht geglaubt, als ich dich

zum Leztenmal in prächtigem Geschmeide und in jugendlicher Schönheit glühen sah, daß ich dich sobald in Kummer und Elend erblicken würde. Oft habe ich dich in diesem Gebüsche lachen, und oft dich mit prächtigem Gespann durch dieses verödete Thor fahren sehen, vor welchem du jezt wie eine verworfene Bettlerin sitzest. Fluch der Ursache deines Falles!" Mit diesen Worten wandte er sich und ging. — Inzwischen saß das Mädchen, ohne auf irgend etwas zu merken, in Tiefsinn und Schmerz versenkt; von Zeit zu Zeit sang sie mit leiser Stimme abgebrochene Stücke aus alten Liedern, welche den Ruhm des Hauses Ebeyne zu verewigen suchten. Besonders ein Lied, welches auf die Abfahrt und Wiederkehr ihres Geliebten Bezug zu haben schien.

Sie hatte eben geendet, als die Dorfjugend mit einer Bande ohrzerreißender Musik herangezogen kam. Als die Burschen das Thor verschlossen fanden, fingen sie an, ihrem Unmuth durch Verwünschungen Luft zu machen. „Ah! sagte Einer, der geizige alte Lord hat das gethan; er hat uns so lieb, wie der Teufel das Taufwasser. Ich wollte, er benuzte dieses Fackellicht und die einladenden grünen Zweige hier, um den heutigen Spaß vollkommen zu machen. Hat er doch dieser zehn Jahre her das Schloß in Finsterniß gelassen, blos um das elende Fenstergeld zu sparen, und dafür seinem Enkel bey seiner Rückkehr die Gesellschaft von Eulen und Ratten zu geben." — „Still, rief ein Anderer, ich habe für gewiß gehört, daß es nicht Geiz ist, welches den alten Lord Roland zum Einsiedler gemacht. Es soll eine Prophezeyung in der Familie geben, daß er der Lezte seines Hauses seyn werde. Ja eine Erscheinung, oder sonst so etwas aus der andern Welt, soll ihm das Schicksal der Ebeyne's offenbart haben. Und das ist die Ursache, warum er seinen Bart und seine Nägel wachsen, seine Gärten verwildern, und sein Haus mit allem darin verfallen läßt. Man sagt auch, es spuke im Hause; ja, ich habe selbst Licht darin gesehen, und sonderbares Geräusch gehört; und ich möchte nicht um Mitternacht hineingehen, ohne vorher eine Pinte Branntwein zu mir zu nehmen." Einige Bauern hatten sich inzwischen mit ihrer ganzen Schwere gegen das Thor gelehnt, um es gewaltsam aufzubrechen. Schon zitterte das alte Gitterwerk in seinen Angeln, die Riegel bogen sich und gaben nach, als die Worte von einem Gespenste, das im Schlosse hausen solle, ihnen wie Blei in die Glieder fuhren. Sie fanden auf einmal, daß sie dem Werk nicht gewachsen wären, und beschlossen, es dem jungen Lord zu überlassen, sich das Thor zu seinem Schlosse zu öffnen, und zogen ab, um einstweilen auf sein Wohlseyn zu zechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belustigungen aus der deutschen Literatur-Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von Wilhelm Müller.

Der Trompeter Gabriel Voigtländer.

Der Name Gabriel Voigtländer wird selten in der Geschichte der deutschen Dichtkunst des siebenzehnten Jahrhunderts genannt, und wer seiner etwa gedenkt, wie z. B. Bouterwek in seinem literarischen Werke, thut es doch nur obenhin und ohne sich in eine Charakteristik dieses poetischen Trompeters einzulassen. Wir besitzen eine Sammlung von Voigtländers Liedern mit ihren musikalischen Weisen, welche zu Lübeck bey Michael Volcken im Jahr 1650 in Folio gedruckt worden ist und folgenden Titel führt: „Erster Theil, Allerhand Oden und Lieder, welche auff allerley, als Italiänische, Frantzösische, Englische und anderer Teutschen guten Componisten Melodien und Arien gerichtet, Hohen und Nieder Standes Personen zu sonderlicher Ergetzlichkeit, in vornehmen Convivis und Zusammenkunfften, bey Clavicymbalen, Lauten, Tiorben, Pandorn, Violen di Gamba, gantz bequemlich zu gebrauchen und zu singen, gestellet und in Druck gegeben durch Gabrielem Voigtländer, Ihrer Hoch Printzlichen Durchleuchtigkeit zu Dennemarck und Norwegen etc. wolbestelten Hoff-Feld Trompetern und Musico."

Dieser erste Theil von Voigtländers Gesängen, dem, so viel uns bekannt, kein zweyter nachgefolgt ist, obgleich der Trompeter in seiner Vorrede an den günstigen Leser verspricht, er wolle, wenn man so viel für seine Lieder, denen man seither so sehr nachgestanden habe, thun werde, wie er demnach wohl erwarten könne, eine Sammlung anderer Art hinterdrein schicken, enthält hundert Texte und nicht ganz so viele Melodien, von denen eine oft mehreren Liedern untergelegt ist. Was wir unsern Lesern über Voigtländers Leben und Treiben erzählen können, ist aus dieser einzigen Quelle geschöpft; denn Moller's trockene Notizen *), welche Jöcher aufgenommen hat, beschränken sich darauf, daß Voigtländer vor seiner Anstellung am dänischen Hofe Stadtpfeiffer zu Lübeck war, und im Jahr 1639 zu dem hohen Posten, dessen Titel er führt, befördert wurde. Das Privilegium gegen den Nachdruck, welches der König von Dänemark, Christian IV., der Voigtländer'schen Liedersammlung ertheilt hat, nennt ihn bestimmter einen Hof- und Feld-Trompeter des erwählten Prinzen von Dänemark, und aus der Zueignung Voigtländers, so wie auch aus

*) Hypomnemata ad libr. Alb. Bartholini de script. Danorum.

dem Datum des Privilegiums, geht hervor, daß unter diesem Prinzen der kränkliche Erstgeborne des Königs gemeint ist, welcher, wie sein Vater, Christian hieß, und im Jahre 1647 auf einer Reise nach Karlsbad starb. Ihm, seiner Gemahlin Magdalena Sibylla, einer Prinzessin von Churſachsen, und dem regierenden Könige von Dänemark hat Voigtländer sein Buch gewidmet, und da die Dedikation und das Privilegium vom Jahre 1642 datirt sind, der Kronprinz aber 1647, und der König ein Jahr später starb, so ist der vor uns liegende Druck von 1650 ohne Zweifel eine wiederholte Auflage.

Voigtländer stellt sich uns in der Vorrede seines Buches als einen unstudirten Poeten dar, welcher auch von Niemand die Poesie gelernt habe, sondern die guten Einfälle, die er von Natur gehabt, in so gute Verse, als er gekonnt, gebracht habe. Er habe lange angestanden, etwas von seinen Versen in Druck zu geben, obgleich viele hohe und gelehrte Personen ihn oft dazu aufgefordert hätten, „weil der vornehmen Poeten ihre Lieder und Schriften genugsam vorhanden, welche die seinigen weit überträfen. Dennoch," fährt er fort, „bin ich endlich aus wichtigen Ursachen, welche ich hier zu erwähnen Bedenken habe, bewogen worden, daß ich's nicht unterlassen können noch sollen. Er (der Leser) wolle auch nicht gedenken, daß ich meinen Gedichten sonderlich Lob zuschreibe, denn dieses halt' ich mir für eine hohe Gnad' und Ehr', daß, wo ich mich bey hohen Fürstlichen, Gräflichen, Adelichen, Gelehrten und sonst qualificirten Leuten habe damit hören lassen, sie (keine zu verachten) vor andern sind gerne und mit großer Lust angehört worden."

Die vornehmen und gelehrten Poeten, denen sich der bescheidene Trompeter entgegensezt, können keine andere seyn, als die Dichter der Opitz'schen oder Schlesischen Schule, mit deren Versen verglichen die Voigtländer'schen Arien freylich sehr unpolirt, holpericht, ja ungeschlacht erscheinen müssen. Wir könnten uns verleiten lassen, sie wohl um hundert Jahre zurückzuschieben, wenn wir sie ohne geschichtliche Data überkommen hätten, so sehr erinnern sie an die handwerksmäßige Derbheit der Meistersängerey und an die formlose Freyheit des Volksliedes, und eben dieses ihres eigenthümlichen und im siebenzehnten Jahrhunderts einzigen Charakters wegen verdienen sie unsere besondere Aufmerksamkeit. Sie sind alle für den Gesang geschrieben, und der musikalische Vortrag mag wohl viele von ihren Härten und Unebenheiten abschleifen und der sehr mangelhaften Prosodie nachhelfen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Shakespeare's kleineren Gedichten.

1.

Nimmer vertragen sich
Jugend- und Greisen-Zeit:
Diese ist voller Sorgen,
Jene voller Fröhlichkeit:
Jugend gleicht dem Sommermorgen,
Alter dem Herbste kahl:
Jugend ist frisch wie Frühlingsgabe,
Alter wie der Winter kahl:
Jugend ist voll Schmerz und Lust,
Alter athmet mit schwerer Brust:
Jugend ist schnell, Alter ist lahm,
Jugend ist heiß, voll Kraft,
Alter ist kalt und erschlafft;
Jugend ist wild und Alter ist zahm.
Alter, ich hasse dich!
Jugend, ich vergöttre dich!
O, jung ist mein Lieben, mein Lieben;
Alter, ich spreche dir Hohn!
Eile, mein Schäfer! zu lange schon
Bist du mir fern geblieben.

2.

Reiz ist ein eitles, ungewisses Gut,
Ein Firniß, glänzend und dann schnell erbleicht,
Ein Blümchen, welk in erster Mittagsglut,
Ein sprödes Glas, zerbrochen allzu leicht:
Ein eitles Gut, ein Firniß, Blümchen, Glas —
Im Nu entschwindet, bleicht, welkt, bricht euch das.

Und wie verlornes Gut fast nie sich fand,
Wie bleichen Firniß man erfrischet schwer,
Wie Frühlingsblumenglanz für immer schwand,
Kein Kitt zerbrochnes Glas vereinigt mehr —
So ist verwelkter Reiz für immer hin,
Trotz Farben und Arzney'n, trotz Gold und Mühn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Dezember.

Einer der namhaften Schauspieler der Berliner Bühne, Herr Gern, der Solm. erwarb sich in einer Reihe von Gastrollen den ungetheilten Beyfall des hiesigen Publikums. Herr Gern ist ein Schüler Iffland's, und hat sich die Manier des verstorbenen Künstlers mit Geist angeeignet. — In manchen seiner komischen Leistungen liefert er sogar eine bis in's Einzelne gehende treue Copie Ifflandischer Darstellungsart, in anderen dagegen läßt er seinen Genius wiederum freyer walten, behält jedoch stets den Grundton seines Originals bey, und beweist damit, daß er allerdings auch berufen sey, eigene Gebilde aufzustellen, und es ist vielleicht nur künstlerische Befangenheit und Mißtrauen in seine Kraft, die ihn zur Zeit noch abhält, von seinem mit Recht bewunderten Vorbilde sich zu entfernen. Ueberhaupt glauben wir die Richtung seines komischen

Talentes nicht zu mißkennen, wenn wir behaupten, daß dasselbe bey fortgesezter sorgfältiger Ausbildung ihn fähig machen würde, das Komische der Gattung darzustellen, während Iffland bekanntlich nur das Komische des Individuums wiederzugeben vermochte. — Nicht eben erfreulich war es uns, bey manchen seiner Darstellungen zu bemerken, daß er durch Verstärkung der Reizmittel allzu sichtbar nach dem lauten Beyfall haschte, ja diesem sogar in einigen Fällen die Wahrheit der Darstellung zum Opfer brachte. Wohin soll es endlich mit unserer Mimenkunst kommen, wenn sie immer mehr und mehr auf Effektmacherei hinarbeitet, und wenn selbst die bessern Darsteller in dem Irrthume sich befinden, daß kein Mittel zu drastisch sey, wenn es nur den rauschenden Beyfall der Menge zu erregen im Stande ist. — Wenn wir dem Gaste, dessen Talent ihn zum eigenen Schaffen auffordert, die sklavische Nachahmung Ifflands durchaus mißrathen möchten, so wollen wir ihn dennoch bitten, einzelne glückliche Züge des verstorbenen Meisters immer beyzubehalten; zu diesen rechnen wir unter andern auch die freudige Hastigkeit, mit welcher er den mit Sehnsucht erwarteten Brief im Amerikaner seinem alten Commis mit beyden Händen ans Herz drückt, diesen gleichsam auffordernd das theure Schreiben mit andern als leiblichen Augen zu lesen. — Als Franz Moor bestrebte sich der Komiker, eine, seinem Fache entfernter liegende, höhere Aufgabe zu lösen; doch vermochte er uns von seinem Berufe für dieselbe nicht vollkommen zu überzeugen. Das Wichtige der Aufgabe schien er zwar allerdings gefaßt zu haben, aber er bewegte sich nicht frey und ungezwungen genug in einer Sphäre, die ihm die Natur nun einmal nicht angewiesen zu haben scheint. Der verhärtete Bösewicht trat uns allerdings in der Darstellung des Gastes entgegen, nicht aber der doppelzüngige vielgewandte Heuchler. Die Behandlung der Monologe dagegen war dem Charakter vollkommen angemessen, und wir müssen den Vortrag derselben durchaus geistreich nennen. — Karl Moor, eines der Geschöpfe unsers Dichters, die mit der höchsten Glut der Phantasie empfangen werden, aber vielleicht eine zu üppige Kraftfülle zur Ausstattung erhielten, die sich trotz allem äußerlichen Brausen dennoch mehr nach Innen wendet, Karl Moor, wurde vom Herrn Maurer mit vieler Kunstfertigkeit und dem sichtbaren Streben, das Ideal des Dichters zu erreichen, dargestellt; das Publikum gab ihm auch durch Hervorrufen einen unzweydeutigen Beweis seiner Zufriedenheit. — Neuigkeiten sahen wir in den leztverflossenen Monaten mehrere auf unserer Bühne, von welchen wir diejenigen, welche einiger Auszeichnung werth sind, hier anführen wollen. Der Empfehlungsbrief von Töpfer, von einigen andern Bühnen her vortheilhaft bekannt, ist nicht so gut, wie sein Ruf. Es ist dem Verfasser zwar gelungen, einige recht ergötzliche Scenen zu entwerfen, aber das Ganze langweilt doch und ermangelt des wahren dramatischen Lebens, für welches Unruhe und Beweglichkeit, die sich allerdings in vollem Maße in diesem Lustspiele vorfinden, nur ein unzureichendes Surrogat sind. Die Charaktere sind größtentheils höchst oberflächlich gezeichnet und treten bey weitem nicht scharf genug hervor. Der Wirrwar gegen das Ende des Lustspiels ist für die Zuschauer eben so peinlich, wie für die Personen des Stücks, und überdieß höchst schwierig für die Darstellung. — Gänserich und Gänschen, nach Favart's chercheuse d'esprit von Blum bearbeitet, ist eine artige Bluette, um einen Lieblingsausdruck der französischen Kunstrichter beyzubehalten; und überdieß war die Frau v. Pistrich ein allerliebstes Gänschen. — Die umgeworfenen Wagen von Boildieu, dürften wohl nicht so heimisch auf unserer Bühne werden, wie dessen Johann von Paris. Das Stück ist als Oper zu viel Lustspiel, und als Lustspiel zu viel Oper. — Mozarts così fan tutte wurde in einer neuen metrischen Bearbeitung von Herklots auf die Bühne gebracht. Man erkannte in dieser Musik nur stellenweise den genialen Komponisten des Don Juan und Figaro wieder, und sie ließ daher, im Ganzen genommen, kalt. Orchester und Singpersonal waren übrigens ausgezeichnet. — Ueber den wahrhaften Lügner nach Scribe, von Thumb, müssen wir dem Korrespondenten aus Berlin im Morgenblatte beypflichten, „daß nämlich der Stoff nicht übel sey, daß er aber besser „hätte benuzt werden können." Die Herren Mevius und Maurer, als Lügner und Kammerdiener, waren lobenswerth. — Der neue Narciß der Frau von Chezi ist ein ganz artiger Stoff für eine poetische Erzählung, jedoch nicht für ein Bühnenstück. Weltlichtlein ist der etwas kostbare Name eines Schulmeisters in diesem Spiele, das zu einem Theaterlichtlein zu erheben, der Verfasserin keineswegs gelungen ist. — Die Griechen in Krähwinkel (Posse in drey Akten) sind das Erstlingsprodukt eines hier lebenden Schriftstellers. Es wurde von seinen Mitbürgern mit Wohlwollen aufgenommen, und das ist recht, denn ohne Wohlwollen vermag man nichts in diesem Fache zu leisten. — Zu den willkommenen Wiederholungen rechnen wir besonders Schröders Portrait der Mutter. Dieses alte gute Lustspiel verdiente es wirklich wieder einmal an die Reihe zu kommen. Es ist mit allen Vorzügen reichlich ausgestattet, die bey den meisten unsrer neuen Produkte vermißt werden. Ein kräftiger Dialog, feste Charakterzeichnung, klare und mit Verstand durchgeführte Verwicklung sind unverkennbare Verdienste desselben, und wenn es auch hie und da an das bey den Franzosen verrufene, und bey uns seit neuerer Zeit ebenfalls in Mißkredit gekommene weinerliche Lustspiel streift, so erkennen wir doch in der ganzen Anlage das fröhliche Prinzip als vorherrschend, dessen Repräsentant der vielgewandte Retau ist. Dieser, so wie der bühnenliebende gutmüthige Hofrath, der uns öfters ein mitleidiges Lächeln abnöthigt, und der schurkische Buchhalter, den der Verf. sehr charakteristisch in undeutschen Wortfügungen sprechen läßt, wurden von den Hrn. Mevius, Pauli und Genath beyfallswürdig dargestellt. — Der Grund mag in der sich neugestaltenden Zeit liegen, warum die Iffland'schen Dramen nicht mehr gerne gesehen werden; ein großer Theil der Kotzebue'schen Erzeugnisse sind Ephemeren, die ihren Tag mitgeflattert haben, und ebendeßwegen thut es wohl Noth, bey dem Mangel an gutem Neuen, die bessern ältern Stücke, und unter diesen besonders die Schröder'schen hervorzusuchen, die sich meist durch Eigenthümlichkeit und Nationalität auszeichnen, welche leztere dem Verf. um so größere Ehre macht, da er seine Stücke größtentheils englischen Originalen nachgebildet hat. — Zwey andere Wiederholungen kleiner Stücke: Sie müssen sich schlagen, Lustspiel von Thumb, und des Schiffskapitäns, Vaudeville nach dem Französischen von Blum, gedenken wir darum, weil das erstere durchaus nicht mehr anzusprechen schien; während es früher mit entschiedener Theilnahme aufgenommen wurde, und das zweyte, welches früher gänzlich mißfallen hatte, nunmehr, jedoch aber bey veränderter Besezung, sich eines ungetheilten Beyfalls erfreute. Das stößt freylich die Unfehlbarkeit des französischen Sprichworts: C'est le premier pas, qui coute, bey Theaterstücken wenigstens, über den Haufen. —

Beylage: Literaturblatt Nro. 100.

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. December 1823.

Aus den sittlichen Gebräuchen bey hohen Festen kann man den Charakter eines Volkes leicht kennen lernen.

M.

Weihnachten in den schottischen Hochlanden.

(Aus den Berichten eines Hochländers.)

Der Weihnachts-Abend wird größtentheils mit Vorbereitungen für die folgenden Tage hingebracht. Die Hausfrau ist geschäftig besorgt für das Anschaffen und Bereiten von Leckerbissen. Man hört den Dreschflegel in der Scheune klapven, damit es während der Feyertage nicht an dem nöthigen Futter fehle; auf dem Holzblock klingt das Beil eines der Knaben, während der Hausherr in Geschäften ausgegangen ist.

Dieses Geschäft bezweckt das Aufsuchen der Calluch Nollic, oder der Weihnachts-alten-Frau, ein unentbehrliches Requisit bey dieser Gelegenheit; vielleicht wundern sich einige unserer Leser, zu welchem Zwecke man der guten alten Frau bedarf. Wenn sie glauben, man bedürfe derselben, um die Heiterkeit der Gesellschaft in diesen Tagen zu erhöhen, oder bey der Zubereitung zu dem Feste Hülfe zu leisten, so ist dieser Gedanke nicht sehr irrig — das alte Weib thut das auf eine sehr wirksame Weise. Aber die, obgleich warme Art des Empfangs, welche ihr bevorsteht, wird von dem Leser nicht bewundert werden, wenn er hört, daß man sie ohne viele Zeremonie und Gefühl wie eine alte Hexe in einen Haufen brennenden Torfs sezt. Diesen Gebrauch, so wenig übereinstimmend mit der den Hochländer charakterisirenden Menschlichkeit, sieht sie nun aber nicht für eine große Strafe an, denn ihr Gefühl ist so feuerfest, wie das eines Salamanders. So sonderbar es seyn mag, so ist es doch nicht selten, eine solche gute Frau, welche sich dem nicht erfreulichen Prozeß unterworfen, das Weihnachtsfeuer eines Kreises gefühlloser Bursche zu seyn, in demselben Kreise an ihrem Rade spinnend sitzen zu sehen, und zu hören, wie sie gefällig die Umgebenden mit ihren wunderbaren Geschichten unterhält. Um jeder Art von Mißverständniß jedoch auszuweichen, welche unsere Aussage veranlassen könnte, wollen wir auseinandersetzen, wie wir die Sache verstanden wissen wollen.

Der Leser muß nämlich wissen, daß diese gute Frau diesen Prozeß nur durch Repräsentation besteht. Unter den Entdeckungen, welche frühere Zeiten auszeichnen, verdient die Erwähnung, welche zu diesem Gebrauche Veranlassung gab. Einige Thoren oder Narren entdeckten durch einen glücklichen Zufall, daß in dieser heiligen Jahreszeit selbst der rücksichtslose Tod, dessen rauher Charakter nun etwas gesänftiget ist, nach sehr vortheilhaften Bedingungen mit sich unterhandeln läßt. Dadurch, daß man eine alte Frau, oder irgend ein lebendiges Wesen, nach dem der Tod verlangt, opfert, sind dessen fernere Ansprüche auf lange Zeit befriedigt. Man geht diesen Abend also in den Wald, holt einen dürren Baumstumpen nach Hause, und stellt ihn an die Stelle einer Frau, von der wir gesprochen, in den lodernden Torfhaufen: diese selbst ist nun auf lange Zeit vor den Anfechtungen des Todes gesichert, und dieser Gebrauch ist überall hier heimisch, wie man auch hinsichtlich der Zweckmäßigkeit desselben heut zu Tage hie und da denken mag.

Doch um zu dem geschäftig umgebenden Heerde zurückzukehren, nehmen wir an, der Hausherr und die Kinder seyen mit den übrigen Gliedern der Familie nach Hause gekommen; es fragt sich nun, wie der übrige Theil der Nacht hingebracht werden soll. Der Charakter derselben fordert, daß es in Fröhlichkeit geschehe, und ein Kartenspiel, das Clodhan, oder der Sack füllen gewöhnlich die Zeit aus.

Das Clodhan (im Englischen Clod genannt) ist eine Lieblingsunterhaltung der Jugend in den Hochlanden. Eines aus der Gesellschaft geht mit einer Kugel oder irgend etwas der Art in dem Kreise herum, und greift in eines Jeden Tasche oder legt seine Hand in die der Andern, Einem aus der Gesellschaft die Kugel lassend. Die Gesellschaft muß nun rathen, wer die Kugel hat; die, welche fehl rathen, müssen ein Pfand geben, und zugleich einer Strafe sich unterziehen; die Auslösung der Pfänder ist lustig genug.

Das Spiel „Tho bay" (der Sack) genannt, ist nicht weniger unter dem Volke gemein. Jemand steckt seinen Kopf in einen Sack, und legt seine flache Hand auf den Rücken: ein Anderer schlägt darauf, und wenn der Erste rathen kann, wer ihn geschlagen, so muß dieser den Kopf in den Sack stecken.

Wenn die gewöhnliche Stunde gekommen ist, so geht Jedes, des frohen Morgens eingedenk, der nun bald erscheinen soll, zur Ruhe, und das Haus, bis jezt voller Geräusch und Unruhe, wird zu einer Scene stillen Friedens, wo man nichts hört, als das Schlummern der Bewohner und das Knurren des treuen Hundes im Hofe.

Die erste Röthe am östlichen Bergsaum verkündigt endlich der besorgten Hausmagd das Anbrechen des Christtags. Sie steht, ängstlich der Morgenarbeiten gedenkend, auf. Der erste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist das Mehl, das seit vierzehn Tagen in dem „Sowans bowie" lag, um daraus den „sauern Preebdachdan" zu machen. Der Rost wird an das Feuer gesezt, und dem sauern Kuchen folgen harte Kuchen, weiche Kuchen, Butterkuchen, Haferkuchen u. s. w. Wenn das Backen vorüber ist, macht der Haferbreytopf dem Roste Platz, und wenn das Lagan-le-vrich (Hefenbrod) fertig ist, wird der Haferbrey mit Zucker eingekocht und in so vielen hölzernen Schüsseln vertheilt, als Personen da sind, und sogleich Allen, alt und jung, in den Betten, wie es an diesem Tage gewöhnlich ist, vorgesezt. Es bedürfte nun der Feder eines Burns oder des Pinsels eines Hogarth, um die Scene zu malen, welche nun folgt. Die ambrosische Speise ist bald in gierigen Zügen verschlungen, und man hört deutliche Beweise von der belebenden Wirkung des Lagan-le-vrich. Sobald Jeder mit seiner Schüssel fertig ist, verläßt er das Bett — die Aelteren, um nach den vorbedeutungsvollen Zeichen des Tages zu sehen, („ein trüber Christtag macht einen fetten Kirchhof," und „ein windiger Christtag und ein ruhiges Neujahr sind Zeichen eines guten Jahres," sagen die Hochländer,) die Jüngern aber, ihre Vergnügungen zu beginnen. Man eilt zu der Schaukel, eine Lieblingsunterhaltung bey dieser Gelegenheit, und der Jüngste steigt zuerst auf, dann folgen ihm die Aelteren der Reihe nach. Bey dem Schaukeln necken sich der Schaukelnde und der Geschaukelte unaufhörlich. Wenn sich der Leztere dem Ersteren naht, ruft er: „Ni mi to chal (ich will deinen Kohl essen)!" Darauf erwiedert der Andere mit einem gewaltigern Zug am Seile: „Cha ni u mul chal (du sollst meinen Kohl nicht essen)!" Diese und ähnliche Drohungen werden oft so weit getrieben, daß der Drohende herunter muß, worauf der Streit endigt.

Wenn der Tag vorschreitet, endigt diese Vergnügungen ein Flintenschuß oder das Klappern der Kugelknüppel — der Schuß ladet die Schützen zu dem „Riavamuchd" (Preisschießen); das lezte zum „Luchd-vouil" (Kugelspiel): in beyden zeigt der Hochländer Geschicklichkeit und Kraft.

Diesen Vergnügungen folgen die wesentlicheren des Tisches. Die Tafel bedecken „son-sy naggis" und andere saftige Leckerbissen, seit zwölf Monaten nicht mehr gesehen, und das Vergnügen der Gesellschaft läßt sich eher denken, als beschreiben. Nach dem Essen erscheint die volle Bowle, und der schäumende Becher geht um wie ein Weberschiffchen. Je mehr er kreist, desto fröhlicher und glücklicher hebt sich der Geist der Gesellschaft. Das gebrechliche Alter vergißt seine Schmerzen, und, das Feuer der Jugend in dem Auge, hört die Gesellschaft zusammengedrängt seine Thaten in den Tagen von „auld langsyne," während die Jugend mit Herzen, begeistert von Liebe und Ruhm, nach den lebendigeren Scenen der Freude sich sehnt, um ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit zu erproben. Den Patriarchen überlassend, ihre Freundschaftsversicherungen zu endigen, in welchen sie so tief begriffen sind, zerstreut sich die jüngere Gesellschaft und sucht Unterhaltungen in Tanz und Spiel, und der übrige Theil des Abends wird in all der Lust hingebracht, deren eine glückliche Jugend nur empfänglich seyn kann. Dieser fröhliche Abend endigt die Feyer dieser Tage nicht. Der folgende Tag ruft die gesammte junge Schaar zu neuer Freude und neuen Genüssen. Gewöhnlich ist aber das Alter hier ausgeschlossen: der vorübergehende Glanz von Glückseligkeit, welcher des Greises Geister belebte, ist verschwunden, und eine den Freuden des vergangenen Tages verhältnißmäßig gleiche Düsternheit tritt an die Stelle. Die alten Wehen zeigen sich in mehr als gewöhnlicher Herbe. Er erwacht nur, um sein Haupt an ein Kissen des Schmerzes zu legen, und der Tage zu gedenken, die da vergangen sind.

Lord Roland Cheyne.

(Fortsetzung.)

Ich befand mich allein; und eine unüberwindliche Neugierde drängte mich, das verrufene Gebäude zu besuchen. Ich suchte einen niedrigen Theil der Mauer aus, welche das Schloß und die Gärten umgab, und befand mich bald auf dem Grasplatze vor dem Gebäude. Die Rosen und andere Blüthenhecken, so wie die Obstbäume hatten sich wild über die Pfade hinverbreitet — die unbeschnittenen Reben hatten sich aus dem Treibhause hervorgearbeitet und schossen längs des Bodens hin, oder hingen in reicher Fülle über die verfallenden Mauern oder die benachbarten Bäume herab. Das Haus selbst, obgleich von massiven Steinen, hatte von der Zeit und Vernachlässigung gleichfalls viel gelitten — Stürme hatten an vielen Stellen das Dach abgedeckt und der Blitz hatte eine Art von Kuppel, die sich in der Mitte erhob, getroffen, und sie so zerschmettert, daß man die Sterne hindurch schimmern sah. An vielen Orten hatten der Schnee und der Regen Eingang gefunden und hatten sich mit der Feuchtigkeit des Himmelsstriches und der Abwesenheit der Feuerung, zu dessen Zerstörung vereiniget. Ich fand die Hausthüre offen und mittelst des Mondlichtes, welches unbewölkt durch die Fenster hereinströmte, durchwanderte ich die Gemächer; und ich sah genug, um zu erkennen, daß dieselben einst prachtvoll gewesen und jezt verwüstet und in Trümmer lagen. Die Wände waren mit Gemälden aus den Zeiten des Vandyk bedeckt und viele waren, wie ich nachher erfuhr, von den größten Meistern jener Tage selbst — aber durch die Fäulniß zerstört, fielen sie stückweise aus den Rahmen. Die alten Tapeten, welche Festgelage und Jagden und Turniere und Lieblingsscenen darstellten und von den Händen der Frauen des Hauses Cheyne gewirkt waren, lagen wie die Blätter im November am Boden umher; und die Bücher, meistens Werke aus den Zeiten der Reformation, waren von den morschen Bretern herabgefallen. Ihre silberbeschlagenen Bände waren von tausend Würmern durchbohrt und ihre Blätter beschmuzt und zerrissen. Eine Eule hatte ihre Wohnung mitten unter diesen Schätzen alter Gottesgelahrtheit aufgeschlagen. In dem Prunkgemach waren die seidenen Vorhänge von dem Brautbette herabgefallen; das Bett mit seinen Pflaumenkissen, und seiner Leinwand und goldenen Kanten glich einem Misthaufen. Wohin ich mich wendete, fand ich Zerstörung.

Ich stand mitten in diesem Gemache und blickte mit Trauer und Unwillen auf diese muthwillige Verheerung. „Mußte denn alles dieses zu Grunde gehen?“ rief ich zulezt aus; „und zwar durch die Schuld des Besizers selbst — ein Mann, dessen Name einst unter den Gelehrten und Tapfern geglänzt. Er hat sich gegen seinen eignen Ruhm verschworen, und sich von einem bösen Geiste irre leiten lassen.“ — Eine menschliche Gestalt, welche sich unbeobachtet hereingeschlichen hatte, antwortete plözlich auf meinen laut gewordenen Gedanken. Es war ein Mann in einem weiten Rock und Gürtel, mit unbedecktem Haupt und bloßen Füßen, und sein grauer Bart wallte dick auf seine Brust hinab.

„Wer bist du, der es waget, einen Cheyne in seinem eigenen Hause zur Rechenschaft zu fordern? Muß ich mich gegen dich wegen meiner Thaten verantworten? Ich verachte deinen Unwillen und hasse dein Mitleiden. Entferne dich!“ — „Lord Cheyne, sagte ich, ich bin ein Fremder hier; aber man freut sich im Dorfe der Ankunft des Lord Roland, und ich [illegible]te mich in dieses Haus. Es war einst die Wohnung der Weisen und Edeln, und fordert meine Achtung, obgleich ich eine unzeitige Stunde gewählt, um solche zu zeigen.“ — Der neunzigjährige Greis lachte laut auf und sprach: „Lord Cheyne? Was gibt es in mir, das mich mehr zum Lord stempelte, als den gemeinsten Menschen, der jezt im Dorfe jauchzt? Ich heiße Roland Cheyne; ich habe den Lord weggeworfen. Der Titel schickt sich nicht mehr für den Edeln und Tapfern — man hat ihn an Schurken und Schmeichler verschwendet; an Kriecher vor dem Throne; an Speichellecker; an diejenigen, welche schöne Weiber und Schwestern haben. Es ist ein Aussatz in dem Namen; und das tapfere Haus Cheyne hat zu sinken angefangen, seitdem es durch diesen Titel entehrt worden.“

Wir standen eine Zeitlang stillschweigend gegen einander über. Endlich sagte ich: „Wenn Sie den Titel verschmähen, den sich die Cheyne durch ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe verdient, warum lassen Sie die Gemälde Ihrer Vorfahren, Ihre Bücher und Alles, was sie mit Recht geliebt, zu Grunde gehen?“ — Nach einer Pause erwiederte er: „Wenn ich Ihnen sage, daß ein weit edleres Denkmal unbemitleidet und unbeachtet in den Staub sinkt, so werden Sie mir antworten: es sey des Menschen Loos, zu sterben. Wenn ich sage, daß, wenn ich die Feuer in meinem Hause ausgehen ließ, einen müßigen Haufen Diener verabschiedete, und von meiner Hände Arbeit lebte, wie es einem Manne geziemt, der zu stolz ist, um sich von einem Sklaven füttern zu lassen, ich meinen Reichthum wieder zu den Armen und Dürftigen zurückfließen ließ, welchen unsere Großen ihnen auspressen — was werden Sie mir antworten? Werden Sie mir nicht von dem Rechte schwatzen, welchen das stärkere Gemüth über den Schwächeren hat? Von dem Guten, welches der Luxus über alle Menschenklassen verbreitet, und noch vieles mehr? Worauf ich antworte: daß Gott nicht die eine Hälfte der Menschen mit Zügeln in dem Maule und Sätteln auf den Rücken, und die andere mit Stiefeln und Sporen erschaffen hat, um auf ihnen zu reiten. Die Menschheit ist wie eine Flasche voll Heilstoffen, welche tüchtig gerüttelt werden muß; aber die Reichen und Verzärtelten sehen sie als ein Netz an, wovon sie die Korke seyn wollen, um es schwimmend zu erhalten, während die Gemeinen und Niederträchtigen die Gewichte bilden, die es zu Boden ziehen.“ (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf den hiesigen Bühnen bereitet man Neuigkeiten über Neuigkeiten, mit denen das Publikum nächstens überrascht werden soll. Ich hatte indessen seit meinem letzten Bericht alte Stücke gesehen, die immer und immer von neuen überboten werden, nämlich Hamlet zweymal in Coventgarden und einmal im Drury-Lane-Theater und in dem erstern Hause Macbeth. Kemble und Young traten als Macduff und Macbeth. Young als Hamlet in Coventgarden, Macready in derselben Rolle in Drurylane und Mrs. Ogilvie als Lady Macbeth in dem erstern Hause auf — vier Namen, die der Stolz der tragischen Bühne Englands sind und zu seyn verdienen. Von Charles Kemble habe ich in meinem letzten Berichte gesprochen; als Macduff rechtfertigte er jedes Lob, das man einem Künstler nur geben kann: die Glanzmomente dieser Rolle sind gegen das Ende des Trauerspiels koncentrirt und da blitzte aus jedem Worte, aus jeder Bewegung der genialische Flammenstrom der Begeisterung. Young's Triumph ist Hamlet. Selten möchte dieser tiefe und eigensinnige Charakter nach allen Seiten so befriedigend aufgefaßt worden seyn, wie Young that. Wo er den Geist seines Vaters zum Erstenmal sieht, stand Wilhelm Meister, wie Goethe ihn in diesem Moment schildert, lebendig vor uns. hinreißend ist seine Unterhaltung mit dem Schauspieler — so ganz Einfachheit und Copie der Natur und Shakespeare's; ferner die Scene in dem Gemache der Königin — die schwerste in dem ganzen Drama (Kemble's Hamlet übertrifft im Allgemeinen, nach dem Urtheile von Kennern, den von Young, und der Unterschied soll besonders in dem letztgenannten Momente auffallend seyn). Hier besonders rührt der Dichter alle Ströme des Gefühls und der Leidenschaften in dem innersten Busen eines schuldigen Weibes und des jungen Rächers auf. In der Schauspielerscene stand Young groß, in der letztern erhaben da. Aber er stand leider allein. Der König war ein ganz gewöhnlicher, die Königin wußte nicht, was sie mit sich anfangen sollte, den einzigen Moment ausgenommen, wo Hamlet ihr den Geist seines Vaters zeigt und wo sie hinblickend und nichts gewahrend sagt:

— I see
Nothing at all

Man muß freylich Hamlet hier sehen, um zu glauben, daß diese fünf Worte mit Effekt können gesprochen werden. — Laertes ist der bleiche Schatten des Shakespeare'schen: kurz es bleiben blos Polonius (Herr Blanchard) und Ophelia (Miß Trea), die Beyde ihre Rollen nicht verdarben. Hr. Blanchard zeigte, daß er ahne, was Shakespeare mit seinem Polonius wolle; aber wenn er die Idee dieses Charakters auch erfaßte, so hat er sie doch nur unvollkommen verkörpert reproduzirt. Polonius ist nämlich weder ein thörigter Spaßmacher (wie wir ihn in Drurylane, nicht zur Ehre des sonst so geschätzten Künstlers, der diese Rolle übernommen hatte, aufgefaßt und dargestellt sahen), noch der kamäleonartige Bösewicht, zu dem ihn einige englische Erklärer des Shakespeare machen. Er ist das Abstrakt der Charakterlosigkeit, Flachheit und moralischen Unbedeutenheit, während des Drama's von Stufe zu Stufe niedriger sinkend: erst zeigt sich der ehrgeizige Höfling, der seine Tochter im Purpur sehen möchte; der schwache Vater, der sich dem Willen seines Sohnes unterordnet und einem Bedienten den Auftrag gibt, seinen Sohn in Paris zu beobachten; dann der ehrlose Höfling, der seiner Tochter guten Namen opfert, um vor dem Könige nicht zweydeutig zu erscheinen; am Ende verliert er alle Besinnung, gibt sich dem scharfen Spotte Hamlets preis, macht den Botengänger, den Aushorcher, den Laufer und stirbt den Tod einer Ratte, wie einer meiner Nachbaren in Drurylane treffend bemerkte. — Die Rolle der Ophelia ist, zusammengeschritten, wie wir sie in dem für die Bühne bearbeiteten Hamlet finden, eine noch schwierigere Aufgabe, als wenn Alles im Zusammenhang könnte gegeben werden, wie das Original geschrieben ist. Wir sahen Ophelia kaum und nur für einen Moment als das Bild jugendlich eitler und liebenswürdig leichtsinniger Mädchennatur; der Zuschauer hat nicht Zeit, dieses Bild ganz in sich aufzunehmen, den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu ergründen und so der Quelle des Schmerzes und des Kontrastes in der Lage des Mädchens und in der Art, wie Hamlet es behandelt, gehörig inne zu werden. So konnte Miß Tree bey allem Talent und Geschick nur eine halbe Ophelia werden. — Macready hat bey weitem Shakespeare's Hamlet nicht so in sich aufgenommen, wie Young. Vor Allem glaube ich zu bemerken, daß er Alles ganz anders machen will als Young thut; dafür wurde er nun in der Darstellung, der ich beywohnte, billig und hart bestraft, denn wenn Young der Beyfall wie ein Strom übergoß, so floß er für Macready sparsam und tropfenweise. Es wär in dem ganzen Drama nicht Ein Moment, den er glänzend wiedergegeben hätte, wohl aber viele, wo er auf der Stufe des Mittelmäßigen stehen blieb. In den reinen Heldencharakteren steht Macready größer da; man muß ihn als Virginius donnern hören, um den Ruhm seines Namens und sein Verdienst gleichstellen zu können. Unter Donnern will ich jedoch nicht das himmelstürmende Geschrey verstanden wissen oder diese heillose Mode preisen, die uns nicht für den Helden, sondern blos für seine Lunge Besorgniß und Angst einflößt. Selbst Kemble und Young opfern diesem falschen Geschmacke zu sehr. Was hat da der Künstler vor jedem Schreier voraus? Aber das hiesige Publikum ist, wie manches andere; je mehr geschrieen wird, deste mehr wird geklatscht. Der Polonius dieses Theaters war noch ungenügender als der in Coventgarden, die Ophelia gar nicht zu ertragen. Nur der Geist (Hr. Wallack, der sich früher in Shakespeare's Heinrich IV. als talentvoller Künstler gezeigt hatte) ward befriedigend gegeben. Der Geist in Coventgarden war so eintönig und düster dumpf, daß er eher geist- und gefühllos schien; Hr. Wallack dagegen sprach, wie das zürnende, rächende Wesen, das wieder verkörpert, auch menschlich fühlt und sich menschlich bewegt. — Als Macbeth war Young nicht so in seiner Sphäre, denn als Hamlet. Ob es an der Eigenthümlichkeit des Künstlers oder an einer falschen Ansicht von dieser so bestimmt sich aussprechenden Rolle lag, daß ich sie für verfehlt ansehen muß, ist mir noch nicht klar. Mahlern würde ich empfehlen, jeden Moment in dem Gefecht zwischen Macbeth (Young) und Macduff (Kemble) aufzunehmen; der Effekt einer treuen Nachbildung dieser Scenen müßte erhabener und wahrer seyn als der, den Kean als Richard III. macht, wo er, auf dem Boden liegend, eher einem Geschöpf aus dem „wilden Walde" gleicht als einem, wenn auch noch so entarteten, menschlichen Wesen. — Als Neuigkeit erschien nun in Coventgarden The Beacon of Liberty, a new historical Romance with Music, d. h. Schillers Wilhelm Tell zu einem Spektakelstück eingerichtet und zugeschnitten. Ich kann dieses neue Erzeugniß für nichts anderes als für eine Parodie unsers Meisterwerks und die Aufführung höchstens für eine Satyre auf den guten Geschmack halten. Die Dekorationen sind dagegen so schön, daß man die Augenweide für den geistigen Genuß nicht ohne Dank hinnimmt. Und in jedem Fall ist ein verstümmeltes Werk von Schiller besser, als das Kunstgetändel mit der kleinen Fischer im Drury-Lane-Theater.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Nro. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. December 1823.

Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe es war Alles eitel und Jammer.

Der Prediger Salomo.

Lord Roland Cheyne.

(Beschluß.)

„Ich weiß sehr wohl, erwiederte ich dem alten Lord Roland Cheyne, daß die Adlichen und Hochgebornen in niedrige und verächtliche Menschen ausarten, und daß die Armen und Niedrigen sich durch Genie oder List zum Range und Ansehen erheben. Ich sehe die Abkömmlinge der größten Namen in England um Beystand flehen, und die Kinder unserer alten Prinzen ihr Brod betteln. Heute sehe ich einen neuen Lord wie einen neuen Schmetterling aus einem Neste von Mäklern, Wucherern und all dem Schwarm von Ungeziefern, die eine reiche Nation beschmeißen, hervorflattern; und morgen sehe ich einem weisen und wohlthätigen Menschen ein Geschöpf nachfolgen, in welchem Gottes Bild zur Schande wird — ein Gefährte für Verschwender und Trunkenbolde, der seine ganze Familie mit Schande beladet, der Schande unter unsere Söhne und ewige Schmach unter unsere Töchter bringt. Und wie sollte es anders seyn? So ist es ja immer gewesen: Gewalt und Mord beherrschte die Erde eine Zeitlang unter der Hand des Unrechts, und jezt sitzen die Niederträchtigen und Nichtswürdigen an den hohen Stellen und thun gleiches Uebel unter der Larve des Gesetzes.“ — „Ah! rief der alte Edelmann, ich sehe, Sie haben einen guten Begriff von dem Gange der Welt. Die Redlichen und Offenherzigen weigern sich, sich zu beugen und das Joch des Gehorsams und der Dienstbarkeit durch den politischen Schlamm der Verzweiflung zu schleppen; und die Schlechtherzigen und Schurkenseelen betrügen die Edeln um ihr Erbe. Sehen Sie, wie das Schicksal sein Gold vertheilet und seine Ehrenstellen ausgestreuet hat! . . . Sehen Sie sich um auf der Erde, und sehen Sie die Menge der Titel, der Schimpfnamen von Herren und Herzogen! Alle sieben Jahre geben einen siebenfachen Zuwachs dieser hochklingenden Namen; aber die wahrhaft würdigen Männer, diejenigen, die für das Wohl ihres Vaterlandes arbeiten, sind seltner als je. Die Tugend ist in eines jeden Munde, aber in Niemands Herz; und man lehrt mit wissenschaftlicher Sorgfalt den äußern Anstand und das Ansehen der Güte. Zartgefühl, Frömmigkeit und Bescheidenheit sind Ausdrücke, deren Meinung man wohl noch im Wörterbuche findet; aber sie sind die Losungswörter der Kupplerinnen und Ehebrecherinnen. London ist eine Stadt voller Bibelgesellschaften und Maitressen — voller borenden Lords und kutschirenden Grafen und Herzöge, die, wie der alte Feind, unter den Töchtern der Menschen umherwandern, zu sehen, wen sie verschlingen.“ — „Alles dieses, erwiederte ich, ist die Wahrheit selbst; dennoch kann ich kaum die Thorheiten und Sünden des Landes als eine gültige Ursache für die Zerstörung, die Sie haben über Ihr Eigenthum kommen lassen, annehmen. Nichts weniger als eine Stimme vom Himmel hätte mich bewegen können, ein solches Gut verfallen zu lassen.“ — Sein Gesicht verfinsterte sich, aber nicht vor Zorn; und er ergriff plözlich meine Hand, während die seinige wie Espen-

laub zitterte, und führte mich an ein Fenster, das er öffnete. Nachdem er auf einen steinernen Altan hinausgetreten, blieb er eine Zeitlang stillschweigend stehen, und blickte nach den Sternen, wie Einer, der in denselben lesen zu können glaubt, und deren Einfluß anzuerkennen scheint. Endlich sprach er mit leiser, fast unhörbarer Stimme:

„Sie haben gesagt, eine Stimme vom Himmel allein hätte Sie bewegen können, ein solches Gut verfallen zu lassen — was würden Sie gethan haben, hätte sich der himmlische Wille Ihnen in einer Erscheinung kund gethan? Ich weiß, Sie werden mir von einer kranken Einbildungskraft, fieberischen Träumen, starken Gefühlen und tausend andern Hirngespinnsten sprechen, womit der Mensch seine Furcht zu verhüllen und sich gegen den Glauben an solche überirdische Schrecknisse einzuschanzen sucht. Sie mögen wohl durch die gemeine Sage erfahren haben, daß unsere Familie im Besitz einer alten Warnung hinsichtlich der Dauer ihrer Größe und ihres Namens sey; von der Erscheinung aber, die sich mir offenbaret, und die ich mehrere Minuten lang so deutlich vor mir gesehen, als sich mir jezt diese Bäume im Mondschein zeigen, können Sie nicht gehört haben. — Es wird diese Nacht gerade zehn Jahre, als mein Enkel, mein Liebling Roland, der einzig Uebriggebliebene von vielen Söhnen, nach dem Auslande abgereist war. Der Haufen der Eiteln und Schönen, die gekommen waren, um ihm Lebewohl zu sagen, hatte sich entfernt. Ich stand an derselben Stelle, wie jezt, und horchte auf das Rasseln der enteilenden Wagen. Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, und der Mond und alle Sterne schienen helle, so daß ich in eine weite Ferne zu blicken vermochte. Plötzlich hörte ich ein Jauchzen wie von tausend bewillkommenden Stimmen, und sah einen dichten Strom von Fackeln sich schnell vorwärts bewegen. Die eisernen Thore am Ende der Allee, die Sie dort halb von den Aesten verborgen sehen können, flogen, wie von tausend Menschen aufgeborsten, gegen die Mauern, und ein Wagen mit sechs Pferden kam in vollem Gallop gegen mein Haus gerannt. Die Fackelträger — ich konnte ihre Gesichter sehen, und viele derselben waren mir bekannt — schienen mehr in der Luft zu fliegen, als zu laufen. Das Licht erfüllte den ganzen Vorplatz. Ich konnte nicht begreifen, was dieses bedeuten könne. Ich hörte die Dienerschaft im Hause scherzen und lachen. Ich sah den Thürsteher, einen kühnen, alten Soldaten, dessen Brust das Zeichen einer tiefen Wunde trug, die er in meinem Dienst empfangen hatte, ruhig auf seinem Posten, und Niemand schien die Gegenwart der lärmenden Gäste zu ahnen. Der Wagen erglänzte von Gold und Silber, und die Hufen der Pferde waren mit demselben Metall beschlagen; aber während ich darnach blickte, verwandelte sich der Wagen in einen Leichenwagen, die Pferde wurden schwarz wie die Nacht, und die Fackelträger senkten ihre Fackeln niederwärts. Die Federbüsche auf dem Trauerwagen bewegten sich, wie von einem starken Winde erschüttert, und vier schwarze Gestalten nahmen den Körper eines Jünglings heraus, und trugen ihn diese Stufen herauf meiner Hausthüre zu. „Halt! ich befehle es euch! rief ich; ich muß wissen, auf wessen Geheiß ihr kommt!“ Da fiel das Leichentuch, und ich erblickte das Gesicht meines Enkels — meines geliebten Roland — todtenbleich und in den letzten Zügen; die Träger sahen herauf und lächelten. Ich erinnere mich weiter nichts mehr, als bis ich mich am Morgen in meinem Zimmer wieder fand, wohin meine Diener mich, starr vor Kälte und blutend vom Falle, getragen hatten. Drey Jahre lang hatte mein Roland im Auslande bleiben sollen, ich verlängerte die Frist bis auf sechs, sieben und acht Jahre; üble Rathgeber bemächtigten sich dann des Jünglings, er murrte, er trozte, er machte mir Vorwürfe, er vergaß sich, er brachte Schmach auf meinen Namen, und beschloß, zurückzukehren; und als ich ihm sein Schicksal enthüllte, antwortete er mir mit Spott und sagte, ich wolle ihn um sein Erbe betrügen. Jezt kommt er, und das Gesicht wird erfüllt.“

Er hatte kaum ausgeredet, als das Frauenzimmer, das ich hatte am Thore sitzen sehen, aus dem dichten Gebüsche hervorkam, und sich mit langsamen, wankenden Schritten dem Hause näherte. Sie sezte sich auf einen Stein, auf welchem sonst eine Bildsäule gestanden hatte, und saß da blaß und bewegungslos, als wäre sie selbst eine Bildsäule. Der alte Edelmann sah sie eine Zeitlang mit ernsten Blicken an, endlich murmelte er: „Ja, zuerst die Betrogene, und dann der Betrüger! Es bedarf nicht der Sage des Sehers, noch der mitternächtlichen Erscheinung, um den Fall meines Hauses zu verkünden. Gebrochene Versprechungen, verrathene Unschuld, und Tugend und Schönheit in den Staub getreten: dieß waren die sichtbarsten Zeichen des Falles der Cheyne's. Schönes und unglückliches Mädchen, ich möchte gern zu dir hingehen und dich trösten, wenn ich es vermöchte! Aber dein Fall wird gerochen werden; und nach der Schande, die der, den ich so zärtlich geliebt, auf meinen Namen gebracht, ist es Thorheit, ein längeres Leben zu wünschen. Der Schurke wird mit dem Kopfe nicken, und feile Dirnen werden auf mich mit Fingern zeigen; der Verworfenste und Elendeste wird sich für edler halten, als Roland Cheyne. Das Gesicht ist seiner Erfüllung nahe, und ich wünsche es nicht anders.“

Ein allgemeines Jauchzen von dem Dorfe her unterbrach des Greises Rede, und ich vernahm den schweren Tritt vieler Füße, den Trab von Pferden und das Rasseln von Rädern, welches sich dem Thore näherte. „Lord Roland! Lord Roland!“ schallte es von allen Seiten. Die rauschende Gewalt der Menge, welcher die vermehrte Trum-

kenheit alle Gespensterfurcht benommen hatte, sprengte das Thor auf, und ein sechsspänniger, von Fackelschein umgebener, Wagen fuhr die Allee herauf. Das Licht war so groß, daß ich deutlich einen krankhaften, bleichen, jungen Mann erkennen konnte, welcher sich zur Rechten und Linken verbeugte und mit gefälligem Lächeln die Begrüßungen des Volkes erwiederte. Der Wagen erreichte den Vorplatz, und Lord Roland wandte sein Gesicht lächelnd gegen die Thürme seiner Väter. Sein Großvater starrte ihn an, während ihm die Thränen aus den Augen hervorbrachen und er am ganzen Leibe zitterte. Ein Freudenschrey entfuhr ihm, als er seinen Enkel lebendig sah, und er murmelte: „Hat die Hölle ihre Gesichter so gut wie der Himmel?" Und indem er mit taumelndem Schritte die Treppe hinabeilte, rief er mit ausgestreckten Armen: „Mein Sohn, mein Sohn!" Aber es war ihm nicht vergönnt, ihn im Leben zu umarmen; und ob die Erscheinung aus den Wohnungen des Friedens oder der Verdammniß gekommen, oder ob sie das Werk einer trübsinnigen, kranken Einbildungskraft gewesen — ihre Erfüllung war nahe. Als der Wagen anhielt, und der junge Lord mit einem durch Ausschweifungen erschöpften Körper noch einmal wieder die Schwelle seiner Vorfahren betreten wollte, sah ich das Frauenzimmer, deren Züge er nur zu bald erkannte, und für das an ihr verübte Unrecht er so schnell zur Rechenschaft ging, auf ihn zu eilen; sie warf die Locken von der Stirn, und stand vor ihm, und starrte ihm ins Gesicht, wie ein unerwarteter böser Engel, um ihn vor dem Throne des ewigen Richters anzuklagen. Nicht ein Wort ward gesprochen. Er sah sie einen Augenblick an, seine Lippen bewegten sich, er sank in seinen Wagen zurück, wandte sich mit einem gichtrischen Seufzer auf die Seite — und Roland Cheyne hatte zu leben aufgehört.

Belustigungen aus der deutschen Literatur-Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Der Trompeter Gabriel Voigtländer.

(Fortsetzung.)

Der Trompeter, welcher auch dem poetischen Hofnarren und musikalischen Lustigmacher am Hofe seines Prinzen abgab, trug seine Arien selbst bey Tafel, oder wo man sonst gern lachte, vor, und daneben scheint er auch andern hohen Herrschaften mit seinen närrischen Einfällen in Poesie und Prosa gern zu Diensten gestanden zu haben. Aber der arme Mann hatte, als Lustigmacher, einen übeln Stand; er mußte Spaß machen, und sein Zeitalter, wenigstens das Publikum des Hofes, verstand keinen Spaß mehr, und so theilt der lustige Trompeter das Schicksal der lezten lustigen Räthe oder Hofnarren: er wird endlich vom Hofe weggejagt und auf seine Trompete reducirt. Diese Verbannung erträgt Voigtländer mit ächtem Stoicismus und vergleicht sich mit dem Cato*):

Wenn mich Mancher höhnisch sticht,
Mir verweist, ja fragt und spricht,
Warum ich eben
Mich von Hof begeben hab',
Ohne Noth gedanket ab,
Dem muß ich geben
Unter viel anderm den Bericht,
Daß ohne Ursach nichts geschicht.
Was sonsten mehr
Zu sagen wär',
Das muß ich jezt verschweigen.
Wer fiedelt wahr,
Dem schlägt man gar
An seinen Kopf die Geigen.

Da liegt der Knoten: der Trompeter war in seinen Liedern und Einfällen etwas zu freymüthig oder übermüthig gewesen, auch zu laut und zu rauh für einen Hof-Trompeter; darum schickte man ihn hinaus, und er war nun Feld-Trompeter.

O glückseliger Cato, du
Weißt recht, wie in Frieden Ruh
Allein zu leben!
Und die weisen Leut' allzeit
Haben sich sonst gerne weit
Von Hof begeben.
Was aber ihre Ursach' war,
Das kann man lesen offenbar.
Wenn ich denn nun
In solchem Thun
Nachfolgte einem Weisen,
Wer doch, frag' ich,
Könnte wohl mich
Drum einen Thoren heißen?

Aber schon in der folgenden Strophe stimmt der weise Cato der zweyte einen andern Ton an und gibt seine Sehnsucht nach der verlornen Hofgunst deutlich zu erkennen.

Wenn ohne Scherz
Mir würd' ein Herz
Wieder gemacht von neuen.
So ging' ich dann
Noch einmal dran
Sollt' es mich auch gereuen.

Wir wissen nicht, ob es dem Hof-Trompeter gelungen, aus seiner weisen Zurückgezogenheit wieder in die Thorheiten und Qualen des Hofdienstes versezt zu werden; es scheint aber, daß er durch die Dedikation seiner Liedersammlung die Gunst seines Herrn habe fangen wollen, und die Lieder sollten dann, als alte Bekannte, die der König, der Prinz und vielleicht gar auch die Prinzessin vormals oft mit Lust und Lachen angehört, die hohen Leser an den verbannten Sänger erinnern. Er spricht diese Hoffnung ziemlich vernehmlich in der Dedikation selbst aus: er sagt, wie er vormals, da er noch der Gnade sich erfreut habe,

*) Im 98sten Liede.

diese Lieder vor den drey genannten hohen Personen zu singen, in seiner Einfalt verhofft und verspürt habe, daß sie denselben allerseits, wo nicht so gar angenehm, jedoch in Gnaden nicht zuwider gewesen u. s. w. Es ist aber höchst merkwürdig und charakteristisch für die Sitte der Zeit und des Hofes, daß ein Theil der Voigtländerschen Lieder, die der Verfasser einer Prinzessin dedizirt und sich dabey ihres Wohlgefallens an denselben rühmt, so unzüchtig und unfläthig ist, daß man heut zu Tage von einigen dieser Arien auch nicht eine Strophe in einer Zeitschrift für gebildete Leser mittheilen darf *). Und dennoch verwendete sich Prinz Christian bey seinem Vater für das Privilegium gegen den Nachdruck der Sammlung und gab dadurch seine Zufriedenheit mit der Dedikation zu erkennen.

*) Man sehe z. B. das bey Bouterwek mitgetheilte Bruchstück aus dem Liede: Lex, Ars, Mars.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. Oktober.

(Beschluß.)

Einer abentheuerlichen Produktion, welche ich auf dem Drury-Lane-Theater dargestellt sah, darf ich nicht vergessen: ich meine die „Favorita musica Extravaganza," wie sie auf den Anschlagzetteln benannt wird — „Giovanni in London" (Don Juan zu London.) Mad. Vestris vom Hay-Market-Theater trat als Gast in der Rolle des Giovanni auf und das Haus war gedrängt voll. Das Stück versetzt uns in die Hölle, wo der Juan aufkommt und damit debütirt, daß er Liebeshändel mit den — Furien anfängt, diese unter sich entzweyt und die Hölle zu einem Aufenthalt der Zwietracht zu machen droht. Die Teufel halten Rath, erklären Don Juan für unverträglich unter ihnen zu leben und verweisen ihn nach London. Wie er eben über den Styx zurück will, kommen drey Londner Frauen an, die er dem Charon entführt und mit sich nach London nimmt. Die Gatten der drey Frauen beginnen eben, sich des Lebens wieder zu erfreuen, da kommen die Frauen zurück! Don Juan führt noch etwas weniges in seinem vorigen Lebenswandel fort, wird aber endlich durch eine ernsthafte Liebe zu ernsthaften Grundsätzen und zu einer ernsthaften und soliden Ehe geführt. Abgesehen davon, daß eine Frau sich zu einer ähnlichen Rolle hergibt, ist Mad. Vestris gewandt, liebenswürdig, und weiß den Charakter so lange zu handhaben, als er der eines Wüstlings ist: in die Ehrbarkeit des spätern Don Juan findet sie sich nicht. Die Kritiken über Don Juan, welche ich in den hiesigen Zeitungen las, machten mich zuerst auf die Art und Weise aufmerksam, wie man im Allgemeinen hier kunstrichtert. Jede Zeitung muß Tag für Tag ihre Theaterartikel liefern; die Redaktoren danken gewöhnlich dem Himmel, wenn sie mit ihren Politicis im Reinen sind und haben weder Lust noch Zeit, die Theater zu besuchen, wenigstens nicht in der Absicht, Kritiken zu schreiben. Da übernehmen denn arme junge Leute (gewöhnlich Irländer, wie ich höre) für ein spärliches Honorar die Rolle der Kritiker und schreiben etwas weniges in's Blaue hinein. Des Lobens ist kein Ende; als ob der verständige Künstler sich an unverständigem Lob erfreuen könne! Wo Tadel ausgesprochen wird, fließt die Quelle gewöhnlich sehr unklar; von einem tiefeindringenden Studium in die schwierige Kunst der Schauspieler ist keine Rede. Ein Künstler, der Jahre hindurch, um einen Charakter von Shakespeare sich genügend aufzufassen und darzustellen (das ist der Fall bey Hrn. Charles Kemble), muß es schmerzlich fühlen, wenn der kritische Dilettant mit aller Anmaßung der Jugend und Unkunde von dem Dreyfuße seine Orakel in alle Welt ausposaunt und durch sein **we perceive, we fear, we wish** eine Stimme für die Stimme des Publikums abgibt, während das arme Ich überall heraus schaut. Sehr oft sollen den Tadel Persönlichkeiten, das Lob aber Bestechungen jeder Art leiten. Dieß ist in London um so niederschlagender für den Künstler, da die Zeitungen für die Mittelklasse der Bewohner eine Autorität haben, gegen die keine andere aufkömmt. Ich habe oft gehört, daß zwey oder mehrere Personen ihr Urtheil über einen Schauspieler, wenn sie nicht übereinstimmend dachten, suspendirten und der Zeitung des nächsten Morgens geradezu den Ausspruch überließen. Zur großen Schmach der Zeitungen, von denen hier geredet worden, ist das sogenannte Pfenningsblatt (Theaterzettel und kurze Kritik der am vorigen Tage aufgeführten Stücke) allgemein als das gediegenste betrachtet, was in dieser Beziehung erscheint. Das hiesige Theaterpublikum ist ein sehr achtungswerthes und (wenn man die Montage ausnimmt, an denen die Gallerien sehr laut zu seyn pflegen) ruhiges Publikum. Das Lob, welches es seinen Lieblingen spendet, ist zuweilen nicht gut angebracht, aber der Tadel, den es ausspricht, immer sehr gerecht und mild. Ungezogene Zischer oder Ruhestörer hinauszuschaffen, sind immer Leute bereit und im Nu ist eine solche Scene abgemacht. — Dekorationen und Maschinerien in Covent-Garden, von denen ich schon in einem meiner frühern Berichte mit verdienter Anerkennung sprach, werden von den Herren Bradwell, Vater und Sohn, geleitet. Das Dekorations- und Maschinenwesen auf den englischen Bühnen muß schon zu Shakespeare's Zeit in einem hohen Zustand der Vollendung gewesen seyn: wie viele Erfindungen fanden in den zwey Jahrhunderten statt, die zwischen seiner und unsrer Zeit liegen! Einfach und von einer herrlichen Wirkung sind die Vorrichtungen, wodurch einzelne Personen und ganze Gruppen sich in die Luft erheben; auf Wolken in der Höhe der Bühne aus dem Hintergrund in den Vordergrund schwebend getragen werden; wodurch mittelst der Bewegung eines einzigen Rades, eine Wüste, öde Waldgegend in ein üppig blühendes Eden verwandelt wird; wodurch die Beleuchtung von Mond und Sonne, vorzüglich der Widerschein im Wasser, auf das täuschendste nachgeahmt wird u. s. w. Ein Meisterwerk in dieser Beziehung ist in der Vision of the Sun, eine Sonne, deren Strahlen sich von dem Mittelpunkte ausdehnen, eine zweyte Sonne zeigen, in deren Glanz Genien und Kinder sichtbar werden, welche auf einem goldnen Thron von der Höhe des Hintergrundes der Bühne auf den Vordergrund niederschweben, sich dann in den Mittelpunkt der Sonne zurückbewegen, worauf die hundertstrahlige Sonne sich wieder schließt. Unter den Bühnen der zwey großen Theater sind die Vorrichtungen dergestalt, daß die Scene ganz von unten hinauf verwandelt werden kann. Unter den vielen Kunststücken, welche die Mechanik hier hervorbringt, will ich des einzigen gedenken, daß ein Mann sich der Länge nach auf den Boden wirft und in ihn verschwunden ist; es scheint, als ob der Boden ihn mit der Schnelle des Blitzes verschlungen hätte. Obgleich ich mehrere Male auf der Bühne während der Vorstellung die Einrichtung und Behandlung der sämmtlichen Maschinen mitansah und von dem Hrn. Bradwell eine vollständige Erklärung des Ganzen erhielt, halte ich Beschreibungen, welche eine Nachahmung möglich machten, doch für zu schwierig. — In literarischer Beziehung habe ich wenig Neues zu melden. Eine neue Zeitschrift nach Somerset-House betitelt und vorzüglich der englischen Kunst gewidmet, verspricht, nach dem Probeblatt zu urtheilen, etwas ausgezeichnetes. Das literärische Chit-chat sagt, der Freyschütz würde eben für Coventgarden bearbeitet und Walter Scott's nächster Roman habe den Titel: „Guy Fawkes." Das wäre also die Geschichte der Pulververschwörung; nach einer andern Nachricht spielt die Scene in Schottland und das Kind hat noch keinen Namen.

Nro. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. December 1823.

Meng' in weiseren Ernst einige Thorheit ein;
Süß ist albernes Thun zur Zeit!

H — z.

Belustigungen aus der deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Der Trompeter Gabriel Voigtländer.

(Beschluß.)

Die ersten Arien der Voigtländer'schen Sammlung geben uns ein Bild von dem gequälten Stande des Hofsängers, der es Allen recht machen sollte, ohne Einem zu nahe zu treten, über den Jeder lachen wollte, jedoch nicht zu laut, der endlich auch jedem Stande und jedem Alter, jedem Geschlecht und jedem Charakter etwas zum Lobe und zur besondern Beherzigung vortragen mußte, und bey allem Bemühen doch nur schlechten Dank und ärmlichen Lohn für seine Kunst erndtete.

Ich soll Lust machen
Und singen, drüber man
Was müsse lachen,
Und bringen auf die Bahn,
Was man verschweigt, doch denken kann.
Ich soll's nur rühren,
Daß es nicht möge gar
Der Bauer spüren,
Doch soll es seyn so klar,
Daß man es auch verstehe zwar.
Es soll artlich seyn, nicht melancholisch,
Nicht kalvinisch, luthrisch noch katholisch;
Ich soll kein grob Garn spinnen,
Nicht zu ehrbar seyn darinnen,
Ich soll lächerliche Possen reißen,
Nicht zu fromm, noch gottlos mich erweisen,
Niemand heucheln, Niemand strafen,
Beydes, Gutes und Böses schaffen.
Ich soll es stellen,
Daß es für Jungfern taugt,
Und den Gesellen
Nicht sey verdrießlich auch,
Doch gleichwohl nach der Welt Gebrauch.
Es soll nicht thörlich,
Noch weislich gar allein,
Nicht gar zu ehrlich,
Nicht schändlich, sondern fein
Zu hören und zu merken seyn.
Es soll riechen nicht nach Tugendlehre,
Auch nach Lastern stinken nicht zu sehre,
Ich soll's halb und halb und halb verstutzen,
Wie man Hunde pflegt zu putzen,
Ich soll, was ich meine, nicht 'raus sagen,
Gleichwohl, was seyn soll, recht vortragen,
So behobeln, so beschneiden,
Daß man's kann in Ohren leiden.

Könnt's möglich werden,
Zu thun, wie obgemeldt,
Würd' ich auf Erden
Und bey der eiteln Welt
Viel mehr verdienen Gunst und Geld,
Bey Gott dagegen
Zorn, Straf' und Ungenad';
Das zu erwägen
Ist wohl der beste Rath,
Weil viel Gefahr es auf sich hat,
Wenn man meint, nach solcher Lust auf Erden
Auch im Himmel dort erfreut zu werden.
Ich kann das in Kopf nicht bringen,
Darum muß man hier so singen,

Daß man chriſtlich nur ſein Brod erwerbe,
Aber dort nicht ewig Hungers ſterbe,
Daß man hier kann fröhlich leben,
Und auch dort in Freuden ſchweben*).

Auf Gott, ſein Gewiſſen und den Glauben an die ewige Gerechtigkeit geſtützt, mag denn unſer Hoftrompeter nicht ſelten die enge Schlangenbahn zwiſchen Warm und Kalt, Grob und Fein, Frech und Beſcheiden, Züchtig und Unzüchtig verlaſſen, und dem Hofe, der das Halbe liebte, etwas Ganzes gegeben haben; und dadurch erregte er Aergerniß, Neid, Mißgunſt und Haß, und verdarb es nach und nach mit dem ganzen Hofe. Wir ſehen jedoch aus den derben und unanſtändigen Späßen, welche der Trompeter ſich in mehreren ſeiner Lieder, die doch alle bey Hofe vorgetragen worden ſind, erlaubt hat, und die auch der höchſten Häupter nicht ſchonen, daß ſein Prinz, wenn er bey Laune und beym Becher war, es ſo ſtreng mit der goldnen Mittelſtraße nicht zu nehmen pflegte, wie Voigtländer uns möchte glauben machen. Aber derſelbe Wein, welcher den Prinzen bey guter Laune erhielt, machte den Trompeter wohl nicht ſelten zu gut gelaunt, und bey nüchternem Muthe vergibt ein Großer dem Spaßmacher nicht leicht, der ihn irgend einmal über etwas Unſchickliches unprinzlich lachen geſehen hat.

Es iſt ganz billig,
Sobald der Herr ſpricht,
Daß ich ſey willig
Nach Heiſchung meiner Pflicht,
Und ſing' ein angenehm Gedicht,
Das fröhlich klinge,
Vertreibe Traurigkeit,
Nicht Unluſt bringe,
Sondern Ergötzlichkeit,
Vornehmlich aber zu der Zeit,
Wenn man mit den Gläſern ſcharmuzirt,
Und dabey ein gutes Müthlein führet,
Daß auch ſagen alle Leute:
„Unſer Fürſt iſt luſtig heute,
„Darum will es ſich nicht anders reimen,
„Als daß wir mit ſaufen, ſchwärmen, leimen**)!“
Kommen wohl zu mir und ſprechen:
Ich ſoll auch eins mit 'rum zechen***).

Und das ließ ſich Voigtländer gewiß nicht zweymal ſagen. Denn eine Trompeterkehle will gut begoſſen ſeyn, wenn ſie gut ſchmettern ſoll.

Gibt uns Gott Wein,
So trinken wir fein,
Bis er vom Herzen
Treibt Sorg' und Schmerzen.
Wird doch geſpürt,
Daß unſer Herr Wirth
Selbſt hat befohlen,
Friſch Wein zu holen,
Und nimmt kein Geld.
Wem das nicht gefällt,
Der iſt hierinnen
Nicht recht bey Sinnen.
Trinkt friſch umher,
Die Läng' und die Quer',
Spület den Kragen
Und waſchet den Magen!

Thut auch allzeit
Fein redlich Beſcheid!
Kehrt's Unterſt' oben!
Das iſt zu loben;
So hatten's auch
Die Alten im Brauch,
Wenn ſie vor Jahren
Einſt luſtig waren:
Bey jedem Schmaus
Sie tranken rein aus,
Sind, wie zu leſen,
Doch klug geweſen.
Drum ohne Scherz
Trinkt auf ein friſch Herz!
Pommeriſche Trünke
Und gute Schlünke!

Bey Zeit und Fug
Da muß man ſeyn klug,
Ernſthaft und herriſch,
Bisweil mit närriſch;
Denn Scherz und Schimpf
Mit Ehren und Glimpf
Fein zu vertauſchen,
Kann wohl hinrauſchen.
Drum gilt es hin,
So viel iſt darin,
Von Saft der Trauben
Auf deutſchen Glauben!
Wem es im Kropf,
Im Magen und Kopf
Will Unluſt ſchaffen,
Der gehe ſchlafen.

So trinket man
Und füllet ſich an.
Ob an dem Allen
Gott hat Gefallen,
Ob auch der Leib'
Geſund dabey bleib,
Iſt nach den Jahren
Einſt zu erfahren.
Holla, was bin
Ich närriſch von Sinn,
Daß ich es wage,
Hiervon was ſage,
Weil ſolches auch
Beym Trinken nicht taug*).

. . . . .
. . . . .

Darum ſchweig' ich,
Es thu' das für mich
Doktor, Magiſter,
Paſtor und Prieſter,

*) 4tes Lied.
**) 4tes Lied.
***) D. h. ſchlemmen.

*) D. h. tauglich.

Die ihren Lohn
Doch haben davon.
Ich kann's verderben
Und bald verderben;
Mich, wie bewußt,
Braucht man zur Luft.
Wenn ich schon wüßte,
Wie es seyn müßte,
Muß ich doch dumm,
Ja albern und stumm
Mich oft erzeigen
Und stille schweigen*).

*) 94stes Lied.

Römische Skizzen.

(Fortsetzung.)

In einigen Dingen ist Rom die verkehrte Welt, wie z. B. in den Jahreszeiten. Während in andern Ländern der Sommer der ganzen Natur, also auch dem Menschen, Leben und Gedeihen gibt, nennt man ihn hier, wirklich nicht blos im merkantilischen Sinne, Stagione morta (die todte Jahreszeit); ja, der Frühling selbst verliert, wenn auch nicht seine natürliche, doch symbolische Bedeutung, da er der Bringer eben dieser todten Jahreszeit ist. Pflegt doch ein Theil des unangenehmen Eindrucks, welchen eine traurige Botschaft hervorbringt, auf den Verkünder derselben zurückzufallen. In demselben umgekehrten Verhältnisse stehen hier Hitze und Kälte mit einander: erstere tödtet, letztere belebt die Natur. So treten an die Stelle der beyden genannten Jahreszeiten der Herbst und der Winter. Im Herbste bekleidet sich die Natur, welche die verheerenden Sonnenstrahlen kahl und nackt gemacht haben, mit frischem Grün, die Menschen erwachen aus der Erstarrung, worin sie von der Hitze versenkt worden sind, und der Winter bringt endlich durch seine stärkende Kühle die geistigen und materiellen Früchte zur Reife, welche im Herbste zu blühen angefangen haben; ja, letzterer erhält dadurch einen neuen Reiz, daß er der Vorgänger des Frühlings ist. Als wäre es an der allgemeinen Erschlaffung, welche, als unmittelbare Folge, die Sonnengluth über die ganze Natur verbreitet, noch nicht genug; auch mittelbar wirkt sie noch verderblich durch den ausdünstenden Brodem der durch sie zum Kochen gebrachten Elemente. Oder sollte vielleicht die sogenannte cattiva aria nur in der Einbildung der Römer, welche sehr weichlich sind, vorhanden seyn? Ich wenigstens habe von der Hitze des dießjährigen hiesigen Sommers, welche sich, während voller drey Monate, zwischen drey-und-zwanzig und fünf-und-zwanzig Grad Reaumur erhalten hat, keine andere nachtheilige Wirkung verspürt, als jene Ermattung, welche eine Folge jedes heftigen Schwitzens zu seyn pflegt; ja, die Eßlust ist stärker in mir gewesen, als seit vielen Jahren. Erwäge ich, daß ich mich hier körperlich mehr bewegt habe, als irgend in einer frühern Zeit meines Lebens, daß eben diese Bewegung während eines Grades von Hitze, an deren Dauer meine Natur nicht gewöhnt war, statt gefunden, daß ich keine einzige der pedantischen Diätsregeln, welche hier als unerlaßlich vorgeschrieben werden, (z. B. nach Untergang der Sonne weder auf dem Pincio-Hügel, noch überall in der Nähe des Volksthors, welches besonders im Geruche der verpesteten Luft steht, oder neben der Fontaine von Treve, welche am Abend wegen ihrer Feuchtigkeit geflohen wird, spazieren zu gehen; im Freyen nicht mit unbedecktem Haupte zu sitzen u. s. w.) beobachtet, noch weniger irgend ein Abführungsmittel (der Römer muß in jedem Sommer dreymal purgiren, oder er glaubt nicht mit dem Leben davon zu kommen) genommen habe. Die Furcht vor der aria cattiva bringt hier eine andere Gewohnheit hervor, welche nicht minder verkehrt zu seyn scheint, als der Umsturz der Jahreszeiten. Statt daß man an andern Orten die freye, von menschlichen Ausdünstungen möglichst gereinigte Luft für die gesündeste hält, und in ihr zu leben sucht, ziehen die Römer die überfülltesten Stadtviertel allen andern vor und schichten sich hier wie Häringe aufeinander, weil sie glauben, daß die Bewegung, welche das menschliche Leben in der Luft hervorbringt, besonders aber das Feuer, letzterer das ihr innewohnende pestartige Miasma benehme. Wie dem auch mit der aria cattiva sey, das, in jedem Falle übertriebene, Geschrey, welches die Römer von derselben machen, steckt die Ausländer an: kaum läßt sich die erste Hitze verspüren; so fliehen diese, als wenn ihnen die Pest auf der Ferse säße. Ja, Rom würde schon zu Anfange des März eine Einöde werden, wirkte der Reiz der religiösen Festlichkeiten in der Charwoche nicht mächtiger auf die Neugierde als die Furcht vor der schlechten Luft auf die Einbildungskraft. Daher läßt sich auch die sonderbare Erscheinung erklären, daß sowohl die Begräbnißfeyer des verstorbenen Papstes (zu deren Beschlusse die Fremden aus Florenz und Neapel noch zeitig genug hätten eintreffen können), als die Wahl und Krönung des neuen Papstes wenig oder gar keine Fremde herbeygezogen hat. Der Abwesenheit der Fremden und aller bedeutenden einheimischen Familien während des Sommers muß auch der Mangel an allen öffentlichen Vergnügungen zugeschrieben werden, welcher in dieser Zeit in Rom zu herrschen pflegt. Es ist zwar von Ostern bis zur Advente (mit Ausschluß der beyden Monate Julius und September) ein Theater offen, im Mausoleum des August werden Feuerwerke und Stier- und Hundegefechte und in einem Graben der Vierfontainengasse (Via delle quattro Fontane) Ballspiele gegeben; aber alle diese Belustigungen (die Feuerwerke abgerechnet, auf welche ich in der Folge zurückkommen werde) sind zu italienisch, als daß ein Ausländer wahrhaften Geschmack daran finden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Ein Gegenstand großen Interesses sind seit einiger Zeit unsere Schnellposten. Das Reisen ist bekanntlich im Spätsommer für die Geschäftsleute an der Tagsordnung, und da ihre Börsen selten für die Extraposten gespickt sind, so recrutten diese Schnellposten sehr willkommen die Stelle von jenen. Das Publikum interessirt sich daher außerordentlich lebhaft für diese neuern öffentlichen Anstalten. Ich kann ihre Zweckmäßigkeit bereits aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen. Ich machte eine kleine Erholungsreise über Dessau, Aken, Schönebrück und zurück über Magdeburg, bey welcher Gelegenheit mich ein leider sehr fühlbarer Kontrast über die Nichtigkeit des Ausdruckes Schnellpost belehrte. Auf dem Wege nach Dessau (1½ Meile) brachte ich nämlich von Sonnabend zehn Uhr Abends bis Montag drey Uhr Morgens, also beynahe dreyßig Stunden zu, auf der um einige Meilen längeren Tour von Magdeburg bis Berlin (20 M.) aber kaum sechszehn Stunden; ich reiste also beynahe, oder genau gerechnet, wirklich noch einmal so schnell von Magdeburg nach Berlin zurück, als ich von hier nach Dessau gereist war. Uebrigens will ich sehr gerne glauben, daß die unverhältnißmäßig große, wahrhaft schneckenartige Langsamkeit der ersten Fahrt keineswegs auf Rechnung der obern Postbehörden, sondern lediglich auf die der Unterbehörden zu stellen ist. — Dagegen ist die wirklich bewundernswürdige Schnelligkeit der neueingerichteten Posten sonderlich für Geschäftsleute eine überaus angenehme Sache. Da der Wagen gegen sieben Uhr Morgens oft schon noch früher in Berlin ankommt und Abends um eben die Stunde wieder abgeht, so kann ein Magdeburger Kaufmann, der passende Geschäfte in Berlin abzumachen hat, selbige in der kurzen Frist von noch nicht völligen zweymal vier und zwanzig Stunden beendigt sehen. Ueberdieß hat man bey dem sehr mäßigen Postgelde (noch nicht ganz fünf Rthlr.) alle mögliche Bequemlichkeit, die man sich nur wünschen kann, und wird nicht ewig von gierigen Händen in Contribution gesetzt. Ja man bekommt sogar einen gedruckten Verhaltungszettel mit, worin ausdrücklich bemerkt ist, daß man reichlicher Weise von allen sogenannten Trinkgeldern frey gesprochen wird. Diese Einrichtung hat mindestens das Gute, daß die Postillions mit dem zufrieden seyn müssen, was man ihnen gibt und daß sie den Passagieren überall höflich und artig begegnen, in der Erwartung, wenigstens durch ihr Benehmen eine kleine Acquisition zu machen. Ueberhaupt wird jeder, der vor zehn, fünfzehn und mehreren Jahren mit der Post reiste, und neuerdings dieselbe Art des Fortkommens erwählte, einen sehr abstechenden Unterschied zwischen den ehemaligen und jetzigen Postoffizianten zum Vortheile der letztern bemerken. Sonderlich zeichnet sich Berlin selbst seit einigen Jahren dadurch aus, daß die Postoffizianten gegen Fremde und Einheimische in der Regel nicht blos höflich, sondern mitunter sogar mehrmals wirklich verbindlich und zuvorkommend sind. Etwas ist von dieser sehr merkbaren Veränderung allerdings auf den veränderten Geist der Zeit zu setzen, die Hauptsache aber verdankt man doch gewiß den hier mitwirkenden obern Behörden.

Der Hauptwagen dieser Schnellposten ist ganz nach englischer Art gebaut und es haben in ihm mehr Personen, als in einem gewöhnlichen Platz; dabey wird er gewöhnlich von drey Pferden gezogen, die aber sämmtlich nebeneinander hertraben. Sobald die Anzahl der Mitreisenden für einen Wagen zu groß wird, nimmt man sogleich einen oder mehrere Beywagen zu Hülfe, die aber alle bedeckt sind, und folglich eben so gut gegen Wind und Wetter schützen als der Hauptwagen. Bey aller Schnelligkeit, womit auf den einzelnen Stationen die Pferde gewechselt werden — die gewöhnlich schon vor der Ankunft der Post angeschirrt und gesattelt dastehen — hat man doch auch freundlich für die Restauration der Passagiere gesorgt. Gegen acht Uhr Abends kommt die Post von Magdeburg nach Gentin; und hier findet die Reisegesellschaft für den sehr billigen Preis von sechs Groschen Courant gewiß ein recht stattliches Abendbrod für sich bereit. Ich behaupte, wenn bey diesem Preise eine nicht schlecht bereitete Biersuppe sogar noch ein wenig Wein merken läßt, sie die Suppe aller Suppen genannt zu werden verdient. Und das war der Fall, als ich selbst von der Partie der Mitessenden war; dieß letztere ist aber durchaus nicht nothwendig, sondern man kann sich noch frugaler mit seiner eigenen kalten Küche abspeisen, ohne deßhalb unfreundliche Gesichter zu besorgen. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß bey dieser sechszehnstündigen Schnellfahrt eine ganze Stunde auf dieses gemächliche Gentinische Abendbrod und mitten in der Nacht noch eine halbe zu Brandenburg auf einen eben so gemächlichen Kaffee gut gethan wird. Das Restaurationsstädtchen Gentin zeichnet sich noch durch ein überaus köstliches, gehaltreiches und schmackhaftes Bier aus, das als ein vaterländisches Produkt hier ebenfalls einer Erwähnung verdient, um so mehr, da in der Hauptstadt selbst der innere Gehalt solcher Getränke meistens im umgekehrten Verhältnisse mit ihrem Wohlgeschmacke auf der Zunge steht.

Ich war von der erwähnten Reise kaum wieder nach Berlin zurück, als ich die Eilfertigkeit dieses öffentlichen Fuhrwerks noch durch einen zweyten Kontrast ins Licht gesetzt sah, der nur zweifelhaft ließ, ob ich ihn mehr belachen, oder mehr bemitleiden, oder am Ende gar beweinen sollte. Die Sache war diese: ein armer Unglücklicher, der an beyden Füßen gelähmt seyn mußte, war nämlich auf den in seiner Art gewiß sinnreichen Einfall gerathen, die Hinterfüße eines Stuhles zu den seinigen zu machen. Er ging sitzend mit dieser Vorrichtung zum Potsdammer Thore hinaus und zwar in dem nämlichen Augenblick, wo der Wagen dieser Magdeburgischen Schnellpost wie ein Pfeil bey ihm vorüber flog. Der mitleidswürdige Erdensohn schien über den ungeheuren Kontrast, der zwischen seiner Schneckenpost und der öffentlichen statt fand, selbst wie erschrocken zu seyn; mindestens sah er sich ängstlich um. Die Art seiner Fortbewegung kann man sich übrigens ziemlich leicht vorstellen, wenn man sich ein Paar über den Vorderfüßen des Stuhls angebrachte Handheben denkt, die er wie zwey Steuerruder gebrauchte. Vermittelst derselben hielt er nicht blos seine eigenen und jene Vorderfüße des Stuhls in schwebendem Gleichgewichte, sondern lenkte auch damit die beyden Hinterfüße seines sitzenden Fahrzeuges so, daß sie ihm die Stelle seines eigenen ersetzen mußten. Wahrlich, es war ein drolliger und dem zugleich herzzerreißender Anblick, ihn auf diese Weise mit ermüdender Langsamkeit vorwärts schleichen zu sehen. Ich sah schnell nach meiner Uhr, und berechnete nach der zurückgelegten Weite von fünfzig Schritten, daß er zu einer Viertelpostmeile mindestens anderthalb Stunden nöthig haben werde, um sie auf diese Weise zurückzulegen. Er würde also, da seine Art zu wandern höchst ermüdend seyn muß, und man ihn doch nur bey Tage reisen lassen kann, den nämlichen Weg, den die Schnellpost in vierzehn eine halbe Stunde vollendet, kaum in anderthalb Wochen beendigen. Der Himmel, der sich, nach einem freundlichen Glauben, aller seiner Lebendigen erbarmt, verleihe ihm übrigens die Gnade, daß er es entweder gar nicht nöthig hat, oder, wenn dieß der Fall seyn sollte, daß sich mitleidige Herzen unterwegens noch angelegentlicher mit ihm beschäftigen mögen, als hier ein — scherzhaft kalkulirender Kopf!

Ernst Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nro. 101.

Nro. 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. December 1823.

— Bey Juden. Heiden. Christen.
Darf das kleinste Buch sich brüsten.
Wenn ein großer Mann es schreibt.

Weisser.

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von Jean Paul.

Vorerinnerung für die Morgenblattleser.

Die nachfolgenden kleinen Aufsätze wurden im vorigen Frühling für ein neues Taschenbuch gemacht, das zu meiner Freude gar nicht zu Stande kam. Ich wollte, ich hätte eine ähnliche an mehr als einem für 1824 fortgesezten erlebt, da man mehr als einem, ja mehr als fünfen und sechsen, das seidne Achselband, womit sie aus der Kapsel in die Gesellschaft gezogen werden, besser abschnitte oder sie damit umgewandt ins Futteral-Gefängnis einstekte. Aber die Taschenbüchelchen sind, wenn dicke Oktavbände für Philosophie oder für deutsche Sprache schon nach der ersten besten Fortsetzung ausathmen und ausfunkeln, gar nicht umzubringen, so wenig als die Bücherlaus, die sich in den Blättern unter dem Pressen und Schlagen des Buchbinders ganz wohlbehalten erhält. Dabei hat jeder Almanach vollends das Böse an sich, daß er rezensirt wird in einer und der andern Zeitung. Indeß die astronomischen Ephemeriden der Literatur häufig über feste, wahrhaft himmlische Körper kein Wort der Beobachtung und Berechnung vorbringen, sind sie über die Nebensonnen und Sonnenhöfe des Phöbus desto vollständiger, und geben genaue Berichte von gerader Aufsteigung, von scheinbarem Rückgang, von Verfinsterung, Meridian und körperlichem Inhalt der verschwundenen Nebensonnen; und die Leser der Großquartalblätter werden im Namen der Leser der bloßen Duodezblätter gequält und belehrt. — Hier folgt endlich der Beitrag für das nicht herausgekommene Taschenbuch.

Vorerinnerung aus einem Briefe an den Herrn Herausgeber des Taschenbuchs.

Ich sollt' es freilich nie thun, und keinem von allen Taschenbüchern in der Welt — diesen Taschendieben der Zeit für freie Werke — etwas versprechen; denn das versprochene Etwas könnte sogar von einer ästhetischen Plaudertasche viel anders und besser, besonders in langen Erzählungen und Gedichten, geliefert werden, als ich es vermag. Daher ich will Ihnen denn auch nur mein Wort gegeben haben, aber nichts Längeres, und würd' ich hierüber von Ihnen oder der Lesewelt gerichtlich verfolgt, so wie man wol eine himmlische Sängerin und Nachtigall polizeilich einsperrt, wenn sie nicht singen, oder einen unersetzlichen Schauspieler ohne double, wenn er nicht darstellen will. — —

Man muß aber nur bedenken, was ich erstlich noch anzufangen, und zweitens, was noch fortzusetzen — in der That zusammen gerade acht Sachen, vier neue, vier alte. Unter den vier neuen steht zuerst das Buch über die Unsterblichkeit der Seele*), worin das frühere Kam-

*) Erscheint im künftigen Jahre unter dem Titel Selina u. s. w. in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

pauer Thal sich nach aufwärts fortziehen soll zu neuen Bergketten der Uebersicht, an denen Jahre und Bücher und Schmerzen höher aufgethürmt haben. — Zweitens muß doch so zeitig als möglich ein Werkchen wider das Ueberchristenthum der jetzigen Martinisten und Desupernaturalisten, und für das Urchristentum eines Herder, Jakobi u. s. w. fertig zu schreiben mir von Taschenbüchern verstattet werden. — Was soll man aber vollends sagen, frag' ich Sie, wenn man drittens schon für die Welt seinen eignen Lebens-Lauf unter der Feder hat, dessen Faden sich ohnehin immer länger ausspinnt, je länger man dessen Beschreibung aufzieht, da er eben mit ihr selber sich verlängert, was soll man da, frag' ich, sagen? Wenigstens in Taschenbüchern nichts, um nur Zeit zu behalten.

Viertens endlich muß durchaus mein „letztes Werk" geschrieben werden, das eben unter diesem Titel selber und unter dem andern vom „Kometen" angekündigten Papierdrache in der weiten Form einer Wochenschrift, wie etwa der englische Zuschauer, erscheinen, und von einer gewissen fruchtbringenden Palmgenossenschaft, die sich künftig näher selber schildert, verfaßt sein soll, weil in das letzte Buch oder den Papierdrachen oder die fruchtbringende Wochenschrift alles hinein geschrieben werden muß — damit nur einmal ein Ende wird mit mir und von mir — was ich nur von Einfällen, komischen Auftritten, Bemerkungen über Menschen und Sachen, und von allem Satan und seiner Großmutter, und von politischen und philosophischen Ansichten, ja von aufbewahrten Gefühlen und Rührungen nur im Pulte und im Kopfe vorräthig beherberge — ein wahres umgestürztes Fruchthorn, bei welchem das unter dem Schreiben und Erleben noch nachkommende Fallobst gar nicht einmal für etwas angeschlagen wird; — woraus allein auf eine Länge des Werks zu schließen, von dem der letzte Bogen kaum abzusehen — — — und dieses köstliche Alles, was gerade die Hauptsache ausmacht, ist nicht in Almanach-Duodez, sondern in Oktavformat, auf dessen Grundstücken keine Dienstbarkeit gegen zu zarte Taschenbücherl-Serinnen haftet, und wo man in der uneingeschränktesten Monarchie über Leser und Sachen regiert. . . . . .

Natürlich wird das Werk eine Generalsalve meines ganzen Kopfes, ein Allerheiligenfest aller Gedanken, ein Polterabend, Kehraus, Charivari aller Ideenhochzeiten. — —

Gleichwol sollen diese vier letzten Werke, — für mich wahre vier letzte Dinge — auf die Almanachliteratur zu warten haben? — Und doch was ist dieß gegen vier Fortsetzungen, auf deren vier letzte Dinge, nämlich Enden, die Welt selber so lange passen muß? Warten nicht Tausende erstlich auf den zweiten Band der biographischen Belustigungen unter der Hirnschale? Zweitens auf den dritten der unsichtbaren Loge? Drittens auf den vierten des Kometen? Und viertens auf den fünften der Flegeljahre? Letzte anlangend, so sieht ohnehin niemand einen Roman oder Menschen in ihnen lange stillstehen, wie denn manchem sogar an Napoleon die Apostoresis oder Abbrechung der Streitflegel-Jahre auf der zweiten Insel schlecht gefiel; und was den Kometen anlangt, so muß er noch durch einige Bändchen oder Sternbilder hindurch, um sich an der Sonnennähe einen außerordentlichen Schweif als Zornruthe zu binden.

Oder sollen diese armen vier Wesen oder Jupiters Monde allein nur als erste Viertel untergehen, indeß ihre Geschwistermonde als Vollichter über den Himmel gelaufen? — Gern verpflicht' ich mich ja, keine andern neuen frischen Welten mehr zu liefern und aus ihren Morgenröthen hinaus zu lassen, wenn nur die beyden letzten sich gleichsam zu zwei Saturnringen, die bekanntlich aus lauter Monden bestehen, zusammen reihen können durch die Menge ihrer Bände.

Deßhalb, Herr Herausgeber, will ich lieber, bevor ich den Bankabschluß solcher Handelbücher unterlasse, auch nicht eine einzige Zeile mehr für irgend ein Taschenbuch auf die Post geben; fange auch, um Wort zu halten, sogleich bey dem Ihrigen an und geb' ihm nichts, sondern mache mich in diesem lieber sogleich an die Fortsetzung meiner Vierfelder-Wirthschaft, und zwar liefere ich die Ausschweifungen aus ihnen, zu welchen sich mit der Zeit in den Werken schon Geschichten und Sachen, wovon man im Voraus abgeschweift, von selber finden müssen.

Dabei genieße ich noch die Nebenfreude, daß ich endlich, da ich sonst Taschenbüchern immer nur abgerissene Gedanken in allerlei verschabten Titelmänteln gab, dem Ihrigen doch etwas Ganzes zuwende, eigentlich vier Ganze als vierblätterigen Klee von Abschweifblättern aus den gedachten Fortsätzen, und so trag' ich denn sofort an der Spitze aus den fortgesetzten Flegeljahren Vults zerstreute und gesammelte Tischreden bei einem Doktorschmause auf. — Was übrigens den andern Punkt betrifft, bester Herr Herausgeber u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Römische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Im Theater (Teatro della Valle) werden Opern und Schauspiele gegeben; letztere wechseln alle Abends ab, die Oper aber wird, wenn sie bey der ersten Vorstellung gefallen hat, so lange abgedroschen, bis sie ungenießbar, wie Stroh, wird. Dieß ist eine Sitte, welche in ganz Italien herrscht: kein einziges Theater besitzt ein Opern-Repertoire. Scheint es doch wirklich, als wenn die Italiener (ich spreche hier ohne alle Ironie) bey der, wenigstens mate-

riell-leidenschaftlichen Innigkeit und Tiefe, mit welcher sie sich der Musik hingaben, vom Genusse mehrerer hinter einander gegebener Opern zu gewaltsam angegriffen werden würden, und sie sich deßhalb jährlich auf eine, oder höchstens zwey, beschränken müssen! Dießmal mußte, da sich die neue Oper (ein in jeder Hinsicht werthloses Produkt, von einem gänzlich unbekannten Komponisten) nur durch drey oder vier Vorstellungen hindurchschleppen konnte, der Inganno Felice von Rossini aushelfen, der, schon vor mehrern Jahren gegeben, von neuem einige zwanzig Vorstellungen erlebte und recht brav gegeben ward. Die Mombelli, mir schon von vorigem Jahre aus Wien her bekannt, erkannte ich nicht wieder, so ganz anders erschien sie hier: dort hatte sie sich vielleicht von dem ungeheuern Succeße verblüfft, den die Rossinische „Zehmire," nebst allen darin singenden Personen, sogar die Colbran, ja sogar David, erhalten, im Corradino von Rossini mit ihrem Stimmchen, wie mit ihrem Figürchen gleich sehr verlegen gezeigt, und noch dazu (vielleicht eine Folge dieser Verlegenheit) fast immer unrein intonirt; hier in Rom klang ihre Stimme (freylich ist diese unter den Stimmen, was das dünne Bier unter den Bieren ist) rein; was sie macht, ist von ungemeiner Deutlichkeit und Präzision, und ihr lebendiges Spiel verräth sogar hin und wieder Intentionen. Der Tenorist Monelli gehört zu den wenigen Sängern, welche Italien noch aus der guten Schule besizt. Trotz dem läßt er kalt, während der Tabdedl' David noch in diesem Jahre furore gemacht hat. So möge denn der Verkehrungsprozeß nur recht geschwind von statten gehen, damit die rechte Seite desto eher wieder zum Vorscheine komme! Tacci ist ein Busso, der den Namen nicht mit der That hat: man hört ihn sehr vernehmlich. Dabey hat er viel Spiel. Freylich ist über dem ganzen Individuum eine gewisse plastische Kälte verbreitet, die ihm aber wohl steht, weil Methode darin ist. Was soll ich von dem Busso Cantante Tamburini sagen? Man sollte wünschen, es gäbe eine Kunstpolizey, wie es eine Sittenpolizey gibt, um Leute, welche alle Anlagen besitzen, den rechten Weg zu gehen, vom linken abzuhalten. Dieser Sänger hat eine vortreffliche, obgleich von Natur wahrscheinlich unbeholfene Stimme; daher die künstliche Biegsamkeit, welche er derselben erworben hat, nur die Do- und Umanier ist, und eher für Karrikatur und Parodie, denn für wahren Gesang genommen werden kann. Die Darstellung des „Inganno Felice" bot übrigens eine Eigenthümlichkeit dar, welche die Kindlichkeit (wollte ich Kindischkeit sagen, so sagte ich's) der Römer, die darin besteht, sich da schlankweg zu amüsiren, wo die überbildeten Publica vor lauter Decenz nicht wissen, ob sie mit einem, oder mit beyden Backen lachen sollen, im hellsten Lichte zeigt. Der Bösewicht des Stücks hat nämlich zu seinem untergebenen Helfershelfer zu singen: „Mi pagherà tua vita (dein Leben soll es mir entgelten)!" und diese Worte mehrmals zu wiederholen. Schon bey der ersten Vorstellung vor mehrern Jahren hatte es einem Spaßmacher im Publikum gefallen, daraus „Mi paga l'acquavita (er traktirt mich mit einem Gläschen Branntwein)!" zu machen und laut mit einzustimmen. Seitdem singt das ganze, im Theater befindliche, Publikum, einige hocherleuchtete Logen abgerechnet, bey jeder Vorstellung und clara voce: „Mi paga l'acquavita!" wenn der Bösewicht sein: „Mi pagherà tua vita!" ertönen läßt. Ich möchte es der Direktion (das Gouvernement findet es, wie billig, unter seiner Würde, sich in den Spaß seiner Unterthanen zu mischen) nicht rathen, diese Stelle entweder ganz wegzulassen, oder die Worte zu verändern: das Publikum, sonst stumm wie ein Fisch, würde ein gewaltiges Geschrey erheben, wenn man seiner Laune an den Hals greifen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. November.

Es ist wirklich ein kluger Einfall des Pariser Präfekten gewesen, daß er statistische Nachforschungen über diese große Hauptstadt anstellen läßt und dieselben bekannt macht. Es kommen dadurch eine Menge von interessanten Resultaten zum Vorschein, die nicht allein den Statistiker, sondern auch jeden Bürger angehen und wovon man zuvor sehr wenig wußte. Publizität ist der Geist der neuen Verfassungen und der jetzigen Zeit. Die Völker zahlen hohe Auflagen; dafür wollen sie aber auch wissen, wie mit denselben gewirthschaftet und was dadurch Gutes oder Uebles bewirkt wird. Die Befriedigung dieser natürlichen Wißbegierde erkaufen sie zum Theil theuer genug. Aber nicht nur das Volk, sondern auch die Regierung gewinnt durch diese Bekanntmachung statistischer Tabellen, denn sie erfährt dadurch eine Menge Dinge, die ihr wahrscheinlich ganz neu sind. Ist Baron Fourrier der Urheber oder Veranlasser jener Sammlung, welche in der That nur unter Aufsicht eines tüchtigen Gelehrten und Staatsmannes veranstaltet werden konnte, so gebührt ihm dafür großer Dank; was er geleistet hat, ist Jahrhunderte lang unversucht geblieben. Obschon der Präfekt indessen bereits einen Oktav- und einen Quartband voller Tabellen hat erscheinen lassen, so bleibt dennoch sehr vieles zu berechnen übrig, und unter sechs Quartbänden wird er sich mit der Pariser Statistik schwerlich ganz abfinden können, zudem da die Sache einmal angefangen ist, so muß nun auch regelmäßig darin fortgefahren werden, damit man die Berechnung der folgenden Jahre mit derjenigen der verflossenen Jahre vergleichen könne. Möchten sich künftighin die Obrigkeiten aller Hauptstädte diese Tabellen zum Muster nehmen und ähnliche Forschungen gewissenhaft anstellen und freymüthig bekannt machen! Einige Angaben habe ich bereits in meinem vorigen Schreiben mitgetheilt: einige andere von allgemeinem Interesse will ich hier noch anheben, ohne mich jedoch an die strenge, in den lezten Quartbande beobachtete Ordnung zu halten. Der Ertrag der Pariser Briefpost übersteigt jährlich vier Millionen Franken. Im Durchschnitte werden täglich zehntausend Briefe auf die Post

post oder Petite poste gegeben, die hauptsächlich nur zum Verkehr der Pariser dient; 28.000 Briefe pflegen täglich in alle Welt verschickt zu werden. Mich dünkt, dieß beweist, daß es doch nicht wohl thunlich ist, die Briefe zu öffnen, wie man die Post in der Deputirtenkammer darüber beschuldigt hat; denn wo sollte sie Leute und Zeit genug hernehmen, um 28.000 Briefe zu untersuchen? In einzelnen Fällen mag jedoch wohl die Neugierde sie anfechten. Außer diesen 28.000 Briefen geben täglich 28.333 Tages- und Zeitblätter ab. Wahrscheinlich befinden sich hierunter 25.000 Zeitungsblätter; nimmt man nun an, daß ein Drittel aller Pariser Zeitungsblätter, etwa 8.000 in Paris bleiben, so beliefe sich also die Gesammtzahl der Exemplare der Pariser Zeitungen auf 33.000, wovon man dann etwa 12 — 14.000 auf den Constitutionel und eben so viel auf das Journal des Debats rechnen müßte. Die Regierung gewinnt davon erstlich das Postgeld und zweitens das Stempelgeld, das sich zufolge einer andern Tabelle im Jahre 1820 auf die Summe von ungefähr anderthalb Millionen Franken belief. Ich sollte meinen, so etwas verdiente wohl in Erwägung gezogen zu werden. Offenbar kömmt hier die Preßfreyheit den Staatsfinanzen zu Hülfe. Um sich davon zu überzeugen, beliebe man nur den Zeitungsbetrag in Ländern, die eben so groß als Frankreich, aber der Zeitungsfreyheit beraubt sind, mit dem Ertrage aus den Pariser Zeitungen zu vergleichen: da wird man einen gewaltig großen Unterschied finden. Wozu sollte man auch im Auslande Zeitungen halten, aus denen nichts zu lernen, als daß ein Fähnrich Lieutenant geworden ist, und daß man an diesem oder jenem Hofe getanzt hat! Merkwürdig ist es, wie sich aus dem Stempelbetrage der Gang der Zeitbegebenheiten beurkundet. In runden Zahlen sind für Zeitungen während sechs Jahren (nämlich von 1815 bis 1820) folgende Menge Rieß Papier gestempelt worden: 49.000 Rieß, 42, 38, 38, 42, 50. Warum im Jahr 1815 49.000 Rieß Zeitungspapier verbraucht worden ist, wird durch die beyden Staatsrevolutionen begreiflich, während welcher die Journalistik sehr geschäftig war. In den folgenden Jahren nahm, wie zum sieht, das Zeitungswesen beträchtlich ab; in diesen Jahren herrschte Censur. Nun kam Minister Decazes; die Censur wurde aufgehoben. Sogleich stieg der Verbrauch des Zeitungspapiers von 38: auf 42: und dann auf 50.000 Rieß. Der Betrag des Verbrauches im Jahr 1821 steht noch nicht in den Tabellen; ich wollte wetten, er ist in diesem Jahre wieder auf 38.000 gefallen, da einstweilen den Zeitungen die Censur wieder aufgelegt wurde; eben so wird man die endliche Aufhebung der Censur auch wieder aus dem vermehrten Verbrauch des Stempelpapiers abnehmen können. Die Tabelle der Briefpost bietet noch dieses Resultat dar, daß im Januar die meisten und im September die wenigsten Briefe geschrieben werden. Im Januar beläuft sich die tägliche Einnahme der Pariser Briefpost auf 15.000 Franken und im September nur auf 11.000; woher das? Der große Briefwechsel im ersten Monate des Jahres läßt sich wohl aus den vielen Glückwünschungen, redlichen und komplimentösen, zum neuen Jahre erklären; vermuthlich laufen auch manche Mahnbriefe zum Zahlen unter die Glückwünschungen. Die Abnahme des Briefwechsels im September kann ich nur dadurch erklären, daß um diese Zeit viele Pariser Familien aufs Land gehen und daß, der Vakanzzeit wegen, die Jugend im elterlichen Hause lebt. Zum Beweise, daß auch die Jugend das Ihrige zu dem Geldverkehr beyträgt, dient der Umstand, daß die Pariser Miethkutscher am Donnerstage mehr Geld heimbringen, als an andern Tagen, weil an demselben die Eltern ihre Kinder in den Erziehungsanstalten besuchen und umgekehrt. Die indirekten Steuern der Stadt Paris belaufen sich ins Ungeheure; im Jahr 1821 betrugen sie beynahe 23 Millionen Franken; diese gehen also aus der Tasche der Pariser in diejenigen der Regierung über, und müssen durch den Fleiß wieder ersetzt werden. Der Pariser Kunst- und Gewerbsfleiß bringt aber auch außerordentliche Geldsummen ein; dieß sieht man aus mehrern Tabellen, die wieder zu interessanten Bemerkungen Anlaß geben. Unter den aus Paris ins Ausland versendeten Waaren stehen die Modesachen ungefähr eben so hoch angegeben, als der Buchhandel; an Büchern ist nämlich in jedwedem der Jahre 1819, 20 und 21 über drittehalb Millionen Franken ausgeführt worden; an Modesachen belief sich die Ausfuhr im Jahr 1821 auf 2.600.000 Franken, wogegen sie zwey Jahr zuvor nur 1.984.000 Fr. betragen hatte. Es scheint also, daß Europa an Lust zu den Pariser Modesachen zunimmt und jährlich eine halbe Million Franken zulegt, um sich das Vergnügen zu verschaffen, mit Pariser Schmuck zu glänzen. Was von der Weisheit der andern europäischen Völker gerühmt worden ist, die sich eine Ehre daraus machten, mit einheimischen Dingen sich zu schmücken und den Pariser Tand entbehren zu lernen, ist eitle Prahlerey gewesen; nie hat Europa so viel Modezeug aus Paris verschrieben als jezt: die Summen stehen da in den Tabellen als ernsthafte Beschuldigungen. Wie interessant wäre es, zu erfahren, welche Klassen in Europa am meisten zu dieser fremden Mode-Konsumtion beytragen und ihr Geld nach Paris schicken! Die Bonbons aus Paris scheinen im Auslande nicht so sehr zu gefallen als die Moden, denn die Ausfuhr davon nimmt ab: im Jahr 1819 betrug sie beynahe 54.000 Fr., im folgenden Jahr 44.000 und im Jahr 1821 nur 30.000. Dagegen gefällt die Parfümerie immer mehr, vermuthlich weil sie zum Schmucke gehört. Im Jahr 1819 war nur für 901.000 Fr. ausgeführt worden, im folgenden für 963.000 und im Jahr 1821 schon über eine Million. Ein merkwürdiger Artikel findet sich in der Ausfuhr von Bildsäulen und erzenen Büsten der verschiedenen Jahre vor. Im Jahr 1819 waren für beynahe 48.000 Fr. ausgeführt worden. Im folgenden fiel die Ausfuhr auf 5.000 herab und stieg 1821 nur auf 12.000; vermuthlich hatte im ersten dieser Jahre irgend eine große Versteigerung statt gehabt. So viel lernt man aus der Tabelle, daß der Pariser Senf mehr Aufsehen erregt als die Pariser Bildsäulen; denn an Senf wird jährlich über 30.000 Fr. im Auslande eingelöst. Was jedoch diese Tabelle unsicher machen muß, ist, daß sie nur die an der Pariser Mauth angegebenen Waaren enthält; wie vieles aber wird von Reisenden in Paris angekauft, oder ohne Angabe versendet?

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 2035.
Kaufgeld der Erfahrung.

Charade.

Wenn dich die lezte Sylb' erreicht,
Und fürchterlich mit der Götter Grimme
Erhebt die donnergleiche Stimme,
Vor der erbleichend jede Lippe schweigt;
Dann sendest du die Späherblicke
Mit Sehnsucht nach der Ersten hin.
Sie kehren hoffnungslos zurücke.
Die Erste scheint vor dir zu fliehn. —
Oft für der ersten freyes Leben
— Wie's Muth und Liebe ihm gebot —
Stürzt sich das Ganze in den Tod.
So magst du denn den Schleyer des Räthsels heben.

Schweizersarth.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Nro. 305.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. December 1823.

O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!

Goethe.

Die Abenddämmerung.

(Nach dem Magyarischen.)

Erheb' dein Purpurangesicht,
Verleih' Ruhe der Natur;
Erstieh', du sanftes Abendlicht,
Erquick' mit Thau die Flur.

Dem Aug' des Müden spende Ruh',
Ein froher Traum sey sein;
Der Lieb' Geheimniß hülle du
In süßes Dunkel ein.

Des Lebens schönste Rose schließt
Sich nur verborgen auf,
Des Lebens schönste Stunde fließt
Verborgen ihren Lauf.

Auch ich nenn' ein Geheimniß mein,
Doch kündet's euch kein Wort!
Ich wahr's in meines Herzens Schrein,
Verschlossen ist es dort.

Zu sagen ist mir's nicht vergönnt,
Welch' schönes Glück mir blüht,
Nicht wie die Einzige sich nennt,
Für die mein Herz erglüht.

Dem stummen Mond nur ist's bewußt,
Was mich mit Wonne kränzt,
Wenn mir der Freudenthräne Lust
Im heißen Auge glänzt.

Daniel Berzsenyi.

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

(Fortsetzung.)

1.

Vults Tischreden bei einem medizinischen Doktorschmause. Abschweif aus dem 13ten Bändchen der Flegeljahre (ungefähr aus der Mitte).

— Und einen Doktorschmauß überhaupt, Herr Doktor, sagte Vult zum Gast- und Festgeber selber, möcht' ich einen Lichtbraten oder eine Lichtgans nennen, die im Herbste die Handwerker zur Feier geben, daß ihre Gesellen bei Licht zu arbeiten haben. . . . . .

— Gleichwol stell' ich den Zeitgeist hoch, und ganz der Luft gleich, theuerer Herr Polizeidirektor. — (So und auf diese Art glaubt der Beiträger zum Taschenbuch Vults auseinander springende Reden am leichtesten zusammen zu hesten, nämlich durch die Aufführung der verschiedenen von ihm angeredeten Personen, welche als so treffliche Leittone und Verbindartikel der Rede zu gebrauchen sind, daß dadurch ordentlich Zusammenhang in die hin- und hertanzenden Reden kommt.) — — Denn der Zeitgeist oder die öffentliche Meinung ist, von bloßen Staaten gesprochen, eben wie die Luft kräftiger und dichter als Gold, welche lezte nach Franklin der allerdichteste Körper ist,

weil man sie auf einem Grad zusammenpressen kann, daß das schwere Gold auf ihr nur schwimmen kann. —

— Wol gut, lieber Herr Professor, auch gestehe ich recht gern meine Fehler, sobald ich sie abgelegt, und lasse gern mein Hemd sehen, wenn ich nicht mehr darin stehe; aber ich könnte doch zehnmal berühmter sein, nämlich in meiner Vaterstadt, wenn der Ruhm nicht eine Pension wäre, welche man, gerade als Wiederspiel aller andern Pensionen, blos außer Landes erhebt und verzehrt. —

— Und allerdings haben Ihre Hochgeboren mehr Recht. Wol ist guter Ton in Gesellschaft nichts als leiser Ton; und die Frauen, als geborne Pianissimo's, haben ihn daher leichter. Die Weltleute der großen Welt sind goldne Dessertmesser, welche ohne alle Schärfe das Süße schneiden, das von ihnen nicht säuert, und deren Klinge, ungeachtet des Namens, noch weniger laut wird, als das Heft. Ich selber bin freilich lieber von Eisen und Stahl. . . .

— Dennoch sollen, hoff' ich, Herr Kommissär, der Bücher nicht zu viele werden; denn wird auch das Drucken derselben jetzo durch den Maschinendampf mehr vervielfältigt: so wird dafür ihrem Schreiben durch Polizei- und Zensur-Dampf wieder der nöthige Einhalt gethan. . . .

— Ei, mein warmer Herr Frühprediger, treu verliebt bin ich so gut als irgend einer, und sogar immer auf zwei Janus-Seiten hinaus, der längern Dauer wegen zugleich in meine zukünftige Geliebte und in meine vorige, da die fortflatternde Gegenwart viel zu kurz für ewige Liebe ist. Auch traf ich auf meinen musikalischen Reisen in großen Städten immer die vornehmsten jungen Herrn an, welche wahrhaft an der edelsten Liebe litten, Wochen und Monate lang; denen aber zum Glück gerathen wurde, wenn sie ihr Herz verbrannt hätten an irgend einer Schönheit, dasselbe zur Heilung der Brandwunde — wie man bei einer körperlichen thut — homöopatisch an die Hitze einer zweiten Schönheit zum Anbrennen zu halten; — und dieß half immer etwas, manchem zehnmal in einem Halbjahr. Sünden freylich begeht jeder, sogar der hohe Militär und Minister, im Lieben so gut wie im Hassen, und sein anziehender Magnetpol hat so gut seine wag- und seine steilrechten Abweichungen vom Sittlichen, als sein abstoßender. . . . . .

— Umgekehrt, Freund, das Gold ist das Schießpulver, das die Alten und Geizhälse leider auf die Kugel laden, die jungen Leute aber unter die Kugel bringen; und bloß bei diesen fliegt sie. —

— Gar nicht umgekehrt, mein Herr Domherr, eine Glatze, zumal eine willkührliche, ist die natürlichste, genaueste Tonsur von der Welt, und man wird enthaltsam durch sie; so wirkt eine Tonsur wieder wie der Haarbüschel, welchen die Mamen an ihren Köpfen unbeschoren lassen, damit die Gläubigen oder Türken sie an den Büscheln in das Paradies ziehen und heben. Was glauben Sie? Ich dächte. . . . .

— Daraus folgt denn nichts Geringeres, mein Herr Ordinarius, als daß man sich sehr irrt, wenn man Recht zu haben glaubt; denn man widerspricht mir und sich zugleich. Blos aus Sprachmuth sagt man, diese Poeten sitzen auf dem Musenpferd, so gut wie die Franzosen aus einer noch größern, da sie kein Wort für Reiten haben, sagen müssen, aller à cheval sur un âne. — Aber erwünscht ist es, guter Ordinarius, daß es uns gerade jetzo am wenigsten an wahren Freiheit- und Kraftmenschen und Rittern mangelt, sowol in Gedichten als in Romanen. Herrliche Männer — obgleich im Innern die Milde und die Mode selber sammt erlaubter Schwäche — so erscheinen sie typographisch und poetisch und in der Lesewelt wahrhaft ritterhaft, als wirkliche Vulkane, so wie mitten im ebnen Lande im Wörlitzer Garten ein Vulkan sich erhebt, welcher von außen allen nöthigen Schein und Schrecken gewährt, ob er gleich innen mit seinen bequemen Möbeln und netten Boudoirs artig genug eingerichtet ist für einen Feuerspeier. . . . . .

— Das glücklichste Volk bleibt daher doch wol das Holländische, in mehr als einer Rücksicht; aber vorzüglich auch in der, daß es jährlich wenigstens Einen Silberblick des Lebens erlebt, nämlich den Häringblick*). — Wie der Glanz des Härings, so gehört zu ihrem Geistes Glück auch der Glanz der Poesie, der Schimmer des Witzes, das Licht der Philosophie, welches alles sie Europa von jeher geschenkt in den schönsten Ausgaben sowol der Franzosen, als der Engländer, und kommen ihnen hierin, wenigstens in der Poesie, wol nur die Juristen**) gleich, welche durch das Finden, nicht Erfinden deutscher Dichtungen (bey ihnen schweben nicht Gedanken und Phantasie, sondern Prozesse) so viel geleistet haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*). So heißt der Glanz der Häringe in den Nächten des Frühlings.

**) Der Vorredner zur Manessischen Ausgabe der Minnesänger merkt an, daß wir die wichtigsten und altdeutschen Gedichte den alten Rechtsgelehrten verdanken, welche Gedichte fanden als sie Urkunden suchten. Einige neuere Geschichtschreiber werden auf umgekehrte Weise beglückt; sie suchen uns altdeutsche Gedichte zu geben, und bringen uns mehr die altdeutschen Urkunden, an denen sie sich begeistert hatten.

Römische Skizzen.

(Beschluß.)

Die Wiedereröffnung des Theaters della Valle, welche gewöhnlich am 1. September statt zu finden pflegt, erfolgte dießmal erst, wegen der Feyerlichkeiten, welche der

Tod des vorigen und die Krönung des neuen Papstes herbeygeführt hatten, am 7. Oktober, also unmittelbar nach lezterer. Die trüben Gemüther hatten zwar prophezeiht, es werde fortan im ganzen römischen Staate außer dem Karneval jede Theatervorstellung verboten seyn; aber der Erfolg hat gezeigt, daß die Gefühle der Liebe, (amorosi affetti, wie sich das Edikt, die Abschaffung der schreyendsten bisherigen Auflagen betreffend, ausdrückt,) welche das Herz des neuen Papstes beseelen, nicht allein für die Bedürfnisse, sondern auch für die Vergnügungen seiner Unterthanen zu sorgen bedacht sind. Um den deutschen Lesern von dem grundschlechten mechanischen Zustande der italienischen Opern-Theater einen Begriff zu verschaffen, wird es genügen, hier zu sagen, daß der Unternehmer in den 44 Vorstellungen, welche die Herbstzeit ausmachen werden, drey Opern (sage, drey Opern!) versprochen hat, und daß also jede derselben im Durchschnitte fünfzehnmal hintereinander dargestellt werden wird. Wo ist ein deutsches, wo ein französisches Publikum zu finden, welchem so viele Gleichgültigkeit, ich möchte sagen, so viele Verachtung gegen die dramatische und musikalische Kunst innewohnen möchte, um sich eine Uebervortheilung gefallen zu lassen, welche um desto verderblicher wirken muß, je vortrefflicher die darzustellenden Werke seyn dürften. Denn je kostbarer ein Gegenstand ist, desto mehr muß man mit demselben haushalten. Aber was sind das für Opern, welche der Unternehmer versprochen hat? Il Turco in Italia, von Rossini, eine alte Oper von Mercatombe, und ein neues Produkt von einem hiesigen, noch gänzlich unbekannten, Komponisten! Scheint es doch wirklich, als ob sich das italienische Publikum und die italienischen Opernunternehmer (denn hierin gleichen dem römischen Publikum alle übrigen durch ganz Italien) gegenseitig das Wort gegeben hätten, zu versuchen, wer es dem andern in gegenseitiger Geringschätzung zuvorthun könne! Während in Frankreich, nach Beseitigung der Lully- und Rameau'schen Werke, welche in der That nicht ferner mehr ansprechen konnten, alle übrigen ernsten und komischen Produkte, welche zu ihrer Zeit als vortreffliche, oder wenigstens als verdienstliche, Erscheinungen gefallen haben, auf dem Repertoire geblieben sind, daselbst fortwährend und abwechselnd gegeben und mit Freuden genossen, und von keinem neuen Komponisten, so sehr dieser auch gefallen möge, in Vergessenheit gebracht werden *); während sogar in Deutschland (die Hand zittert mir vor Unwillen, daß ich dieß sogar niederschreiben muß) die unverständige Menge, welche den neuen hohlen, mit Goldflitter ausstaffirten, Götzen anbetet, dem sinnigeren Theile der Nation seine Verehrung für das wahre Genie noch nicht hat rauben können, scheint Italien allein sich tief genug herabwürdigen zu wollen, um über den musikalischen Seiltänzer, der heuer daselbst seine Kunststückchen zeigt, die ganze Reihe älterer und neuerer Meister, welche Europa zu Lehrern gedient haben, zu vergessen! Von dieser Ausschweifung zurück zu dem Theater Valle. Die Anschlagezettel kündigten, am Tage der ersten Vorstellung, La Capricciosa Corretta von Rossini an. Es war mir zwar keine solche Oper von genanntem Komponisten bekannt. Da derselbe aber so geschwind schreibt, daß es selbst dem aufmerksamsten Musikfreunde schwer fällt, auch nur die Namen aller seiner Werke zu behalten; so glaubte ich, er habe seit seiner zu Anfange dieses Jahres in Venedig geschriebenen „Semiramis" schon wieder diese Capricciosa Corretta als triumphirende Anspielung auf das launische Glück geschrieben. Aber die Erwartung (jede Erwartung schließt ein Interesse in sich) hatte mich betrogen: es war der „Türk in Italien," dieser bereits vor Alter an Haupt und Bart gleich sehr verbleichte Muselmann. Die Aufführung, welche das Publikum unter dem Mittelmäßigen zu finden und, ein Paar Scenen ausgenommen, so wenig zu beachten schien, als wenn sie gar nicht statt fände, schien nur, da ich diese Oper in Paris vom dortigen Orchester sowol, wie von den Sängern in der Vollkommenheit hatte darstellen sehen, unter aller Kritik. Ich glaubte mich an dem Schauspiel entschädigen zu können, hatte aber wiederum die Rechnung ohne den Wirth gemacht: die Truppe Blanès, welche schon im Frühlinge hier gespielt hat, hernach aber, während der Theatersperre, in die Provinzen gewandert ist, war noch nicht zurückgekommen. Dieser Künstlerverein ist unter allen, welche ich bisher in Italien gefunden habe, bey weitem der beste. Die Vorstellungen werden mit seltenem Fleiße und mit einer Rundung und Lebendigkeit gegeben, welche mir Achtung, ich möchte fast sagen, Bewunderung, abnöthigen. Wie ungerecht die Meinung ist, welche man in Deutschland und auch in Frankreich von dem recitirten italienischen Schauspiele hat, habe ich schon zu mehreren Malen an einem andern Orte darzuthun Gelegenheit gehabt. Bedenkt man, daß in Italien das Schauspiel (la Prosa heißt der Kunstausdruck, so wie die Oper la Musica genannt wird), statt sich von Seiten des Publi-

*) Monsigny, Philidor, Rousseau u. s. w. haben weder von Gretry, noch dieser von Dalayrac und Gavaux, noch diese von Boyeldieu und Nicolo verdrängt werden können. Derselbe Fall ist auf dem großen Operntheater mit Piccini, Sacchini, Gluck, Spontini, Catel u. s. w. eingetreten, deren Werke sämmtlich abwechselnd, obgleich eins dann und wann mehr, wie das andere gegeben werden. Wenn Cherubini und Mehül ein anderes Schicksal erfahren haben; so liegt die Schuld außer an dem, vom guten Geschmacke in Frankreich absolut verworfenen, blos materiel-melodramischen Textes, auch daran, daß ersterer für den französischen Geschmack zu wenig, lezterer aber (denn man kann bekanntlich auch des Guten zu viel thun) zu viel plastisch-deklamatorisch gewesen ist.

kums der Unterſtützung, Aufmerkſamkeit und Kritik zu erfreuen, überall nur auf Vernachläſſigung, Armuth, ja Hohn und Spott ſtößt; ſo kann man den Beſtrebungen der italieniſchen Künſtler, welche ſich von ſo höchſt ungültigen Verhältniſſen nicht entmuthigen laſſen, gerechterweiſe nicht anders als das ungemeſſenſte Lob ertheilen.

Rom, am 8. Okt. 1823.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, 10. November.

(Beſchluß.)

Eine merkwürdige Tabelle iſt diejenige, welche die Verpfändungen und Einlöſungen am Rathhauſe ſeit mehreren Jahren angibt. Seit 1815 iſt der Betragsbetrag der Verpfändungen um zwey Millionen geſtiegen; dem Durchſchnitte nach beläuft ſich derſelbe jährlich auf 18,250,000 Franken. Alſo um ſo viel kommen die Pariſer in ihren jährlichen Ausgaben zu kurz; natürlich würde dieß nicht der Fall ſeyn, wenn die Steuern um die Hälfte vermindert wären. In dieſer Tabelle, ſo wie in mehreren andern fehlt ein wichtiger Punkt, den man doch kennen ſollte, nämlich den Gewinnſt, den die Regierung aus der Anſtalt zieht. Die Lotterietabelle iſt beynahe die einzige, wo der reine Gewinnſt angegeben iſt. Nach derſelben ſollen ſich die Einſätze im Jahr 1820 auf 29 Millionen, die Gewinnſte auf 19, der Ertrag für die Regierung auf 9 Millionen belaufen haben. Daß die Spieler 19 Millionen ſollten gewonnen haben, ſcheint mir nicht glaublich; ſo glücklich ſind ſie bey weitem nicht. Haben die Pariſer nun in einem einzigen Jahre 29 Millionen in die Lotterie geſetzt, ſo ſcheint dieß faſt die Regierung zu berechtigen, dieſelben mit ungeheuren Steuern zu belaſten; denn wenn eine Stadt 29 Millionen aufs Spiel ſetzen kann, ſo muß ſie doch wohl nicht wiſſen, was ſie mit dem Gelde anfangen ſoll und deſſelben zu viel haben. Die Spielwuth ſcheint leider beträchtlich zuzunehmen; denn im Jahr 1816 waren nur 19 Millionen eingeſetzt worden. Man denke, von 1816 — bis 1820 ſind von den Pariſern beynahe 127 Millionen in die Lotterie verſchwendet worden! Dazu müſſen nun noch die Einſätze in die Hazardſpiele gerechnet werden, deren Betrag aber nicht bekannt iſt; man erfährt blos aus den Tabellen, daß ſich die Regierung von den Inhabern der Spielhäuſer ſechshalb Millionen Franken zahlen läßt. Zu bemerken iſt es, daß die direkte Steuer in Paris ſich ungefähr auf dieſelbe Summe beläuft, welche die Pariſer in die Lotterie ſetzen, ſo daß ſie ſich mithin eine doppelte Grundſteuer auflegen; iſt das nicht närriſch! In einer beſondern Tabelle, die viele Mühe mag gekoſtet haben, ſind alle in Paris ſeit zehn Jahren gehaltenen Verſteigerungen aufgezählt mit Angabe des daraus gelösten Geldes. Im Durchſchnitte werden jährlich für 61,281,000 Franken Meubles, 6,670,000 Franken Kunſtſachen, 5,125,000 Fr. Bücher, 2,716,000 Fr. Handels-Fonds verſteigert, mit Ausſchluß der 48 Verſteigerungen am Leihhauſe, die ſich beynahe auf zwölf Millionen Fr. belaufen. Man hat aus dieſer Berechnung zwey Bemerkungen gezogen; erſtlich verliert man im Verkaufe der noch nicht abgenutzten Meublen ein Drittel des Werthes, und zweytens pflegt jedweder Hausherr an Meublen und Hausſachen den Werth ſeines jährlichen Einkommens zu beſitzen, wobey jedoch Bücher und Kunſtſammlungen nicht mitgerechnet werden dürfen. Die Berechnung des Einkommens, der Ausgabe und des Gewinnſtes der verſchiedenen Gewerbe in Paris iſt angefangen, aber bisher nur auf einige wenige Gewerbe angewandt worden; auch läßt ſich begreifen, daß es mit dieſer nützlichen Berechnung viele Schwierigkeiten haben muß. Unter den bereits fertigen Tabellen hebe ich blos diejenige aus, welche die Buchdruckerey betrifft. Achtzig Buchdrucker in Paris haben 600 Preſſen und beſchäftigen 3,010 Setzer, Korrektoren, Drucker und Lehrburſchen, die ihnen zuſammen jährlich 2,082,300 Franken koſten. Eine Druckerey wird zu dem Werthe von 70,000 Fr. angeſchlagen. Sie verbrauchen jährlich 280,800 Ries Papier und 20,571 Kilogram Schwärze. Ihre ſämmtliche Ausgabe beträgt 7,291,000 Fr. und ihre Einnahme 8,749,000. Papier, Satz und Abdruck eines Bogens zu 1,000 Exemplaren beträgt im Durchſchnitte 62 Franken. Unter hundert neuen franzöſiſchen Büchern handeln ſieben von Gottesgelahrtheit, fünf von Rechtsgelahrtheit, zwanzig von Wiſſenſchaften und Künſten, ſechszehn von Politik, acht und zwanzig von ſchönen Wiſſenſchaften (Belles Lettres), vier und zwanzig von Geſchichte. Die königliche Buchdruckerey, welche in obiger Berechnung nicht mit einbegriffen iſt, pflegt achtzig Preſſen und 295 Perſonen zu beſchäftigen; hievon beziehen fünfzig einen jährlichen Sold; ſie verbraucht 70 bis 80,000 Ries Papier. In einem andern Theile des Quartbandes ſind alle Feuersbrünſte berechnet worden, die ſich ſeit 16 Jahren in Paris ereignet haben, und die ſich insgeſammt auf 15,000 belaufen; Vierfünftel davon waren aber nur Kaminbrände, die beynahe ohne allen Schaden gelöſcht werden. Im Durchſchnitt muß man auf 585 ſolcher Unglücksfälle im Jahre rechnen, oder auf $2\frac{1}{10}$ Feuersbrünſte in 100 Häuſern. Der ganze, durch Feuersbrünſte in Paris verurſachte Schaden wird auf $\frac{1}{2700}$ des Werthes der vorhandenen Güter angeſchlagen; daß er nicht beträchtlicher iſt, verdankt man der Gewohnheit, die Häuſer ganz aus Stein zu bauen. Anſtatt aber abzunehmen, ſcheint die Zahl der Feuersbrünſte leider zuzunehmen; im Jahr 1811 war nur 340 Mal Feuer ausgebrochen, wogegen im Jahr 1820 über 800 ſolcher Unglücksfälle ſtatt hatten. Woran liegt dieß? etwa an der größern Feuerung, an Zunahme der Haushaltungen und Menſchenmenge? Darüber geben die Tabellen keine Auskunft, ſondern führen zum Troſte und zur Beruhigung der Pariſer 124 Springbrunnen und Quellen in Paris an; allein der Hr. Präfekt wird doch wohl wiſſen, daß von dieſen 124 Brunnen beynahe Zweydrittel acht bis zehn Monat im Jahre verſiegen und alſo in Feuersnoth keine Hülfe leiſten. Das beſte iſt, wie geſagt, die Bauart mit Steinen in Paris; dieß dient den Pariſern zur größern Sicherheit als die von der Polizey angelegten 124 Waſſerröhren, die ihr allzu oft den Gehorſam verſagen, wiewohl ſie in jedem Wegweiſer für die Stadt Paris mit wunderbarer Genauigkeit aufgeführt werden, unter andern auch in dem neulich bey dem deutſchen Buchhändler Heſſe erſchienenen nützlichen Handbüchelchen **Manuel de l'étranger dans Paris**, welches angibt, daß Paris täglich mit 304,000 Eimern Waſſers verſehen wird. Damit ließe ſich dann freylich wohl eine Feuersbrunſt löſchen; allein oft erfährt man in der neben gelegenen Gaſſe nicht einmal, daß Feuer ausgebrochen iſt. Man verläßt ſich ganz ruhig auf die Pompiers, und die Sorgloſigkeit geht ſo weit, daß einer meiner Bekannten, welcher aus einem Schornſtein eine dicke Rauchwolke aufſteigen ſah und den Pförtner des Hauſes davon benachrichtigte, zur Antwort bekam: „Herr, das geht mich nichts an, ich habe blos die Pforte zu beſorgen.“

D 9.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 102.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. December 1823.

Pilgrime sind wir alle, die durch Italien wallen:
Ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

Pilgerblätter.

I.

Pilger und Reisende.

Eben waren wir in das Posthaus von Terni zurückgekehrt; von der Herrlichkeit des benachbarten Wasserfalls erfüllt, hatten wir uns viel Schönes ins Gedächtniß zurückzurufen, und ließen uns im Speisesaal behaglich nieder. Jener Natureindruck war so großartig, der Himmel und der Oktober so schön, die Erwartung, morgen Rom zu sehen und wieder zu sehen so hoffnungsreich, endlich die nächste Umgebung so hülfreich, daß unsere Stimmung die heiterste seyn konnte.

Aber wie der Mund gar nicht immer überfließt, wenn das Herz voll ist, gab es auch unter uns eine lange Pause. Auch den heitersten Eindrücken des Augenblicks schließt sich wohl die ernstere Folie des gesammten Daseyns an. Alles, was wir kürzlich gesehen und genossen, der unverwüstliche Glanz der lombardischen Städte, die Anmuth der Mark und Romagna und ihrer Bewohner, die Schätze heiliger Kunst, die Perugia und seine Nachbarstädte uns aufgethan, die Süßigkeit des Landes, das wir zuletzt gesehen, und frisch ertönend das großartige Rauschen der Gewässer dieses Thales, hatten wir nur als Fremdlinge gesehen, und mußten bekennen, wie fremd alle diese Eindrücke unsern heimathlichen waren. Soll bey solcher Entfremdung ein so blutsverwandtes heimathliches Gut frischer nachblühen wie die Gesundheit? Soll der feste Gang des thätigen Lebens an solcher Aufregung einer Ferne scheitern, deren Menschenleben uns abstößt, während ihre Natur uns unwiderstehlich gefangen nimmt? Auf solche Gemeinplätze konnten oft lange Gespräche unsers kleinen Zirkels hinauslaufen. Die Gräfin hatte ein Recht, sie ernstlich zu nehmen; sie hatte nur ihrer Gesundheit zu Liebe eine längere Reise unternommen, und der Graf hatte sich nur seiner Gemahlin zu Gefallen aus der Mitte verschlungener Geschäfte losgerissen. Mir war es heimischer zu Muthe; wer Rom gesehen hat und wieder sieht, kann das Gefühl schwerlich bewältigen, daß dort ihm eine zweyte Heimath gegründet sey.

Indeß trug man uns auf, und die Mahlzeit löste das Drückende unsers Schweigens. Zu gleicher Zeit hielt eine Vetturin-Kutsche, kurz vorher eine andere, deren Reisende in lebhaftem Zwist sich unten zu verweilen schienen. Endlich schienen alle einen einzigen Zug abzugeben, und die Stimme des lebendigen Sprechers tönte voran, eine andere bedeutend tief gestimmte, allem Anschein nach eine männliche, ließ sich zwischen durch vernehmen. Ein junger Herr, von runden, gelenkigen Formen, mit zierlich gestutztem Haar, mit wohlgewichstem Bärtchen, einem Spazierstöckchen mit Mosaikknopf, und langer, durchs Knopfloch des kurzen Ueberrocks gezogenen Uhrkette, an der Kameen, Korallen und Muschelthiere zappelten, führte eine unverhältnißmäßig überlegene Dame ein, deren Juno'sche Gestalt auch ohne die markirten Züge ihres verschleyerten

Angesichts etwas Gebieterisches verkündete. Neben der Dame kam ein starker Herr, der es verdiente, ihr Gemahl zu seyn; ein Jäger oder Reitknecht folgte mit ein paar Hündchen. Man braucht nicht lange in Italien gereist zu seyn, um die Nationalgesichter zu unterscheiden. Unter zwey folgenden Figuren war die lange, hagere Gestalt durch ein höchst nüchternes englisches Gesicht gezeichnet, sein Nebenmann schien ein Deutscher zu seyn. Ein solcher war denn gewiß auch der ernste junge Mann altertümlich gekämmten Haares, der seinen ehrbaren Schritt einzeln ging, durch einen Feldstuhl und eine Mappe ziemlich sicher als Künstler bezeichnet. Ein französischer Seufzer und ein: „Je suis abimé moi!" ließ uns in dem kleinen Mann, der sich sofort aufs Sopha warf, einen Franzosen erkennen. Endlich fiel uns eine bekannte Figur auf, ein Mann, schwerlich mehr fern von den besten Jahren, länglichem, regelmäßigen Angesicht, mit hellbraunen Haaren, blauen Augen und starken Augenbrauen, mit weißem breiten Strohhut und Regenschirm. Die Kämmerer begrüßten ihn als wohlbekannten Signor Torquato, aber seine Züge waren durchaus deutsch, und als deutschen Kunstsammler hatten wir ihn in Rimini kennen gelernt.

„Ja, meine Gnädige, ließ sich der junge Herr vernehmen, diese nichtswürdige Populace wird Sie auf Ihrer Reise nicht wenig frappirt haben. Aber man muß sie behandeln, wie ich eben ein Exempel statuirt habe. Glauben Sie wohl, daß diese Bestie von Vetturin sich weigerte, uns nach der Kaskade zu fahren, als ob es sich nicht von selbst verstünde, daß man nicht über Terni reisen kann, ohne die Kaskade zu sehen? Aber ich habe auf der Stelle Post bestellt, die er bezahlen muß." — „Das werden Sie schwerlich durchsetzen," fiel Signor Torquato ein. — „Ey glauben Sie, daß es so schwer hält, mit den Italienern fertig zu werden?" antwortete der junge Herr. — „Das eben nicht, versetzte jener; aber man läßt Sie nur mit Postpferden hinausfahren. Der Vetturin dürfte nicht, wenn er auch wollte." — „Das will ich doch sehen, sagte der junge Herr. Ich hoffe Sie zu begleiten, meine Gnädige, Sie fahren doch auch hinaus?" — „Wir sind noch unschlüssig, erwiederte die Dame. Es scheint sehr umständlich zu seyn; und da wir, um nicht in der Räuber Hände zu fallen, mit dem Vetturin reisen, sind wir von Reisegefährten abhängig. Comptez vous voir la cascade, Monsieur?" wandte sie sich zu dem französischen Negozianten. — „Je suppose, que nous ne le pourrons pas, Madame, puisqu'il faut que nous soyons après demain midi a Rome. D'ailleurs qu'est ce que ça sera que cette cascade? Elle ne sera pas plus belle que la fameuse Pisse Vache, que j'ai remarqué souvent sur la route de Lausanne, très bien placée tout près du chemin." — „Il faut cependant, Monsieur, que Madame aille voir la cascade, parceque tout le monde y va, warf ihm der junge Herr ein, den wir nicht umhin konnten für einen vaterländischen Kriegsmann zu halten. — „Im schlimmsten Fall, sagte die Dame, müßten wir auf der Rückreise hinfahren." — „Wir haben ja so viel Wasserfälle gesehen, bemerkte ihr Gemahl, der bisher unruhig dem Tafeldecker zugesehen hatte; es ist wohl Zeit, daß wir einmal nach Rom kommen und dieser verwünschten Fahrt ein Ende machen, auf der man hungern und dursten muß." — „Geben Sie, sagte der junge Herr, nicht mit allzu günstigen Erwartungen nach Rom, mein theuerster Herr Baron. Leider lebt man in Rom schlechter, als dann und wann in der Kampagne. Fremde Weine sind kaum aufzutreiben, die inländischen sind Kräher, die Küche nichtswürdig schlecht, die Lokale unanständig; in ganz Rom ist man nicht im Stande, ein kleines Diner zu veranstalten." — „Hoffentlich, antwortete der Baron, wollen Sie nur meine Geduld auf die Probe stellen; finde ich es, wie Sie sagen, so soll mich auch die Liebe zu meiner Gemahlin, die mich allein zu dieser Reise bestimmt hat, nicht abhalten, am dritten Tage zurückzureisen, ohne das Kolosseum und den Papst gesehen zu haben." — „Ich kann Sie auf Ehre versichern, entgegnete der Lieutenant, daß ich's nicht übertreibe. Was meinen Sie, lieber Doktor, est il vrai, Monsieur, wandte er sich zu seinem Reisegefährten, dem Engländer und dessen Begleiter, est il vrai, que nous avons été beaucoup mieux avec notre cuisinier dans les deserts de Sicile que dans les restaurations de Rome? Ich bedaure, meine Gnädige, daß Sie wahrscheinlich nicht nach Sicilien gehen werden, ich könnte Ihnen ein ganz vorzügliches Subjekt empfehlen." — „Allerdings, sagte die Dame, wollen wir nach Sicilien gehen, ich denke, mein Gemahl wird sich, so wenig als ich, mit der gewöhnlichen Reiseroute begnügen, die jeder Mensch von der ordinärsten Bildung gemacht hat." — „Das muß man Alles in Rom überlegen," sagte der Baron.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von J. P. F. Richter.

(Fortsetzung.)

— Aber ist denn dieß gegen mich, Herr von Von? Vielmehr behaupt' ich ja selber, daß man ganz krumme Wege — nur zur Mittelmäßigkeit führen die geraden — einzuschlagen habe, wenn man im Staate gleich mir und jedem am Hofe und Throne hoch hinauf will, wie die auf der Ebene schnurgerade Kunststraße nicht genug Krümmungen annehmen kann, sobald sie eine steile Höhe hinanläuft. Leitern stellt man nicht gerade, sondern schief.

freilich stehen dem Geraden alle Thüren offen, aber blos zum Fortgehen. . . . . .

— Dabei ist freilich, mein theurer Herr Auskultator, das Uebel gar zu häufig, daß man fehlschießt; denn wirklich das Kozzlierwort Taubstumme ist in höherem Sinne so widerspenstig gemacht, daß gerade geistig Taube am wenigsten stumm sind, und geistig Stumme am wenigsten taub. Ja, verstopft man sich die Ohren: so (was im Geistigen wie im Körperlichen gilt) vernimmt und genießt man, indem die fremden Stimmen kleinlaut und wie von ferne klingen, die eigene ungemein verstärkt. —

Grillen sind indeß oft weniger zu vertreiben als Schmerzen; diese sterben an der Zeit, jene wachsen an ihr. Die beste Fliegenklatsche hilft gegen die schwarzen Mücken nichts, welche einen Fürsten unaufhörlich obgleich nicht stechen, doch umspielen, wenn dessen schwarzem Staare überall Revolutionen und Verschwörungen vorflattern. Ein Sterbender fängt unaufhörlich nach den Fliegen, welche blos in ihm sind. . . . . .

— Und doch ist Alles in der besten Welt so leidlich besser, Herr Pfarrer! Mehrere Todsünden feiern freilich bei uns ihre Geburtstage, aber vielleicht eben so viele Kardinaltugenden feiern ihre Namentage. . . . . .

— Das einzige, was ich fürchte, ist mein Feuer, mein verdammtes, weil es zu sehr gegen den gesellschaftlichen Stil verstößt. Ich sollte in Sozietät mehr einer silbernen Theekanne ähnlich sein, nämlich mehr hölzern am Griff. Welche Frau könnte die vom Thee geheizte Kanne halten, wenn nicht der Henkel aus Holz wäre und kühl? Wird nicht in der Welt, besonders in der feinen, vollends am Hofe, das Feuer in Eis verpackt und verschickt? Und müssen nicht die Feuermänner sich als anständige Schnee- und Strohmänner kleiden? Marmontel lehrt schon, daß der hohe Ton in Gesellschaft verbiete, ein Wort stärker als das andere zu betonen, mit Ausdruck und Gebehrde zu erzählen, anstatt eintönig über Alles wegzufließen. Und ich mag es selber wol leiden, daß eine Kraft sich höflich mäßigt; aber wild werde ich, wenn die natürliche Mattigkeit sich gar mit einer künstlichen schminken will, und ein Zwerg sich unter Ehrenpforten bückt, damit er nicht etwan anstoße! Himmel, den Tokaier füllt man wol mit Kieselsteinen auf, aber nicht den Landwein. — Ueberhaupt etwas anders ist der elende Kalk, den der Gichtbrüchige an seinen Beinen ansezt, um nur nothdürftig wieder aufzukommen, und der Kalk des Eies, womit der Vogel sein Junges umgibt. — Ich meines Orts bin daher so unbiegsam wie ein Adverbium. —

— Freilich, Herr Oberpfarrer, läßt sich eine höhere Vorsehung eben darin finden, daß — so wie die Klapperschlange mit jedem Jahre eine neue Klapper ansezt zum Warnen — daß gefährliche Giftmenschen, zumal hohen Standes, mit jedem Jahre eine Klapper abwerfen und so immer schwächer warnen und immer mehr verhehlen, je gefährlicher sie werden; nur daß freylich dort mehr auf der Seite des Opfers der Vortheil ist, hier aber auf der Seite der Schlange. . . . .

— Und, höchstgeschäzter Mann, was sind denn eigentlich Bücher- oder Sprechverbote? Am Ende nur Verstopfungen des Halses, die den Geist zum Schäumen verdoppeln. Und sollte der Geist gar zu heftig herbrausen: kann man denn, Lieber, ihn besser bewahren für Kenner und Zukunft als daß man von einem geschickten Kerker- oder Kellermeister ihn, wie oben die Champagnerflaschen, mit Ketten umlegen läßt. . . . .

— Und auf etwas anderes zu kommen, Herr Domherr, so ist man in N. nachsichtig, auch im Strafen. Nur Männer, die Verstand hätten haben sollen und doch in Ungnade fielen, wurden als Gefallene sonst zu Bibliothekaren gemacht und so zu sagen zu den Büchern (wie sonst Christen zu den Thieren) verdammt oder in die Bibliotheken, wie Christen in die Bergwerke. Hingegen Personen, die mehr aus Unwissenheit sündigten, wurden gerade mit Büchern verschont und dem Volke solche sogar verboten. . . . .

— „Ich komme außer mir. Sie bringen mich außer mich, versezte der eben angerredete Domherr." — „Und kann ich Sie, sagte Vult, an einen bessern Ort bringen, wo Sie mehr an Ihrem Platze sind? . . . .

*

Dieß mögen etwa Vults bessere Tischreden — denn, wie jezo schon zu merken, wurden Worte mit Tränken feuriger — bey dem Doktorschmause des jungen Arztes gewesen sein. Um aber sogar diesen mit etwas, was ihm zugleich anpaßte und wohlgefiel, zu überraschen, sagte er, er wolle sofort aus dem Kopfe von einem Aufsatz zum Lobe der Leib- und Hausärzte etwas vorlesen, und vorher blos eine Bemerkung über die verwandte Pünktlichkeit der Handwerker im Sargmachen vorausschicken. Er bemerkte: obgleich alle sowol in Holz als in Metall und Leder, sonst so außerordentlich saumselig und wortbrüchig in ihren Lieferungen wären, daß noch kein Mensch zur versprochenen Zeit je sein Kanapee, seinen Schrank, ja nur seinen Sessel bekommen hat für alles Geld, daß gleichwol die Tischler und Metallarbeiter pünktlich zur verlangten Stunde ihren — Sarg abliefern, mit allen Farben und Griffen. Und so gebrauchte er den lezten zum leichten Webrerschiffe oder Paquetboote, um zu den Leib- und Hausärzten zu gelangen, und ihr Lob ungezwungen einzuleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. November.

Die Literatur der Engländer gedeiht am besten im Freste; es ist daher jezt, wo zuweilen noch ein warmer oder doch leis-

terer Tag die Kohlendampfwolken der Hauptſtadt oder die herbſtlichen Nebelzüge auf dem Lande zerſtreut, ſtill und öde in dieſem Zweige von Neuigkeiten, denn mit Weihnachten und Neujahr erſt feyern die hieſigen Buchhändler ihre wahres Neujahrsfeſt. Daß dann auch ein Roman von Walter Scott erſcheint, betitelt: „der St. Ronaldsbrunnen," daß man ſchon die Quellen, woher der thätige Verfaſſer ſeinen Stoff genommen, weitläufig aufzählt und uns verſprezt, wie W. Scott anfängt und ſchließt; endlich, daß ſchon eine unglaubliche Anzahl von Exemplaren hier beſtellt ſeyn ſollen, während der Verf. in Edinburgh noch ſchwanken mag, wie er ſeinem Helden einen ordentlichen Tod oder eine geſezte Heirath bereite — das Alles werden Sie bereits erfahren haben. Nicht übergehen will ich aber eine eben angekündigte „Geſchichte der alten und neuen Weine" von Dr. Henderſon. Ein Hiſtoriographe des Bachus muß eine der ſchönſten Chargen auf Erden ſeyn, das würde vor hundert Jahren kein Deutſcher gelängnet haben. Das Studium der Botanik wird, nach der Menge neuer Erſcheinungen in dem Fache dieſer Wiſſenſchaft zu ſchließen, mit wahrem Feuereifer betrieben. — Wir wollen alſo die Literatur über ihren Eiern brütend ſitzen laſſen und uns zu den Theatricals wenden. Ein Hof, an dem nicht kabalirt, und eine Bühne, bey der nicht intriguirt wird, ſind bekanntlich bis jezt, wie Platons Staat, Ideale. In früherer Zeit wurden die Schauſpieler (wir ſprechen von den Koryphäen) der beyden großen Theater wöchentlich beſoldet und hatten dagegen eine beſtimmte Zahl von Abenden zu ſpielen. Im verfloſſenen Jahre führten die Eigenthümer von Drurylane es ein, daß den Schauſpielern eine gewiſſe Summe für jede Nacht, wo der Schauſpieler oder die Schauſpielerin auftritt, bezahlt wird. So wurde Hr. Young, deſſen wir in unſern frühern Berichten zum öftern mit der gebührenden Anerkennung gedacht haben, engagirt und hat zwanzig Pfund (gegen 230 Gulden) für jede Nacht zu empfangen, wo er auftritt, welches nicht weniger als dreymal die Woche ſtatt findet. Erhob ſich nun ein großes Geſchrey und gewaltige Eiferſucht unter den Koryphäen des dramatiſchen Korps zu Coventgarden und war jeder und jede hocherzürnt über ſolch ein Eingreifen in die bisher beſtehenden Rechte und Gewohnheiten und über den drohenden Verluſt ihres hiſtoriſchen Ruhmes: der Eine droht nun, nach Amerika, der Andere nach Liverpool und ein Dritter nach Drurylane zu gehen. Wenn kein ſolcher Deus ex machina in die Zwiſte dieſer reizbaren Theater-Helden und Heldinnen eingreift, ſo droht eine Kataſtrophe. Wir glauben jedoch, daß ſich Alles wieder ins's Geleiſe finden werde und daß auch Kean, der große Unzufriedenheit mit den Beſitzern von Drurylane äußerte, ſich nun endlich auf der Bühne zeigt. — Zu Southampton und in dem ſchönen Brighton iſt ein literäriſcher Froſch-Mäuſe-Krieg zwiſchen Theaterkritikern und Schauſpielern ausgebrochen, an denen ich jedoch nicht zum Homer werden möchte. Reizbarkeit und Unverſtand ſallungen die Wagſchaale nieder und die Kritiſchen ſind, wie gewöhnlich in Federkriegen, Sieger geblieben: der Redakteur des Southampton County Chronicle hat freylich ſeine Schläge weg. Nicht wahr, c'est tout comme chez nous? — Die liebenswürdige Miß Cheſter (Mitglied des Theaters von Coventgarden) iſt leider erkrankt und wird ſobald nicht wieder erſcheinen. Die Talente und die Schönheit dieſes jungen Weibes ſind mit Recht der Stolz und die ſchönſte Zierde dieſer Bühne: ihr Verluſt wäre unerſezlich. — Miß Paton, welcher wir in einem unſrer frühern Berichte gedacht haben, iſt aus Schottland zurückgekommen und in einem Melodram (oder wie man es ſonſt nennen will) „The Tadlock" (der Hauptſchlüſſel) zu Coventgarden als Leonora aufgetreten. Sie wurde mit dem Enthuſiasmus empfangen, den eine ſehr elegante Figur und eine niedliche Stimme bey viel Anſtand und nicht wenig Schauſpielertalent erwarten ließen. Nur wenige Zuſchauende fanden ſich im Parterre; es waren aber geübte Ziſcher; Ziſcher, die ſich auf ihr Recht und die engliſche Freyheit etwas zu gut thaten; Ziſcher, die, der engliſchen Freyheit unbeſchadet, faſt aus dem Parterre geworfen worden wären; beſonders ergözte mich ein halbengliſirter Franzoſe in der Loge, der beſtändig krähte: Fling them out! Out with the 'issers! Miß Paton war, wie man ſich denken kann, während dieſes langen Klatſchens und Ziſchens, das ſich ſtets wieder erneuerte, in einer nicht wenig peinlichen Lage: doch möchten Hunderte ſich ihrer Faſſung und, wie es faſt ſchien, Gleichgültigkeit nicht erfreuen. Mir ſchien, als wäre der Beyfall für Miß Patons Talent und ſchöne Formen geſpendet, zu groß, das Ziſchen aber als Folge eines möglichen Fehltritts bey einem ſchönen jungen Weibe eine zu harte Strafe oder doch eine große und unverzeihliche, dem Manne nie ziemende Unzartheit geweſen. Die Künſtlerin entzückte jedoch hernach, beſonders nach ihrem Lieblingslied: „Lo, hear the gentle lark," das ſie wiederholen mußte, den ungetheilteſten Beyfall und verdiente ihn: dieſes Lied hat etwas unbeſchreiblich Reizendes und Einfaches zugleich: Es ſpricht in einigen Stellen wie ſchottiſche Nationalmuſik an, in andern fordert es einen großen Reichthum und Umfang von Tönen. Miß Paton leiſtete die doppelte Aufgabe mit Geſchmack und Sicherheit. Das Stück ſelbſt iſt eine höchſt flache, fade Farze, wenn ich nicht irre, aus dem Franzöſiſchen überſezt. — Eine andere neue künſtleriſche (aber im ſchönſten Sinne des Worts) Erſcheinung iſt Miß F. H. Kelly. Sie deklamirt mit großer Präciſion, mit Ausdruck und Rundung; aber ihre Stimme hat, wenn ſie zum Ausdruck ſtarker Affekte ſich erhebt, kein Metall mehr und klingt unangenehm; auch hat ſie etwas Singendes in ihrer Deklamation, das mir in demſelben Grade bey Macready unangenehm auffiel. Dagegen dringt der Klang wunderbar zum Herzen, wenn ſie Töne der Wehmuth, der Liebe lispelt. Wenn ſie in der Rolle der Juliet ſich mit Romeo im Garten vom Balkon herab unterhält und die Worte flüſtert:

Do not swear at all;
Or, if thou will, swear by thy gracious self,
Which is the god of my idolatry,
And I'll believe thee —

ſo ſcheint wahrhaft ein Harfenton unausſprechlicher Liebe über das Blüthengebüſch des Gartens herüberzuwehen und die nervöſe Sprache erhält den Wohllaut der Liebe, wie er kaum zu Fieſole ſüßer gehaucht werden könnte. Man ſehe mir das Bild einer poetiſchen Floskeln nach; ich finde in der That keinen Ausdruck, um die herrlichen Liebesſcenen im Garten zu ſchildern, wo Romeo (Charles Kemble) und Juliet (Miß Kelly) die Blumenſeelenſprache der frommen, treuen, innigen Liebe ſprechen, voller Angſt und Entzücken der Gefahr, des anbrechenden Morgens, und der ganzen Welt um ſich vergeſſend. — In dem Drama: The Point of Honour, entfaltet Miß Kelly als Bertha gleichfalls ein ſchönes Talent. — Um noch einmal auf die Darſtellung von Romeo und Julie zu kommen, ſo war die Rolle des Romeo durch Hrn. Kemble, dieſem von Shakſpeare ſo glühend durchdrungenen Künſtler, zwar vortrefflich beſezt und wie geſagt, auch Juliet wurde durch Miß Kelly faſt durchweg anſtändig reproducirt; aber einmal hat man uns viel zu viel geſtrichen, (man ſollte in dem ganzen Stück nur ungefähr ſechs Zeilen ſtreichen,) und dann waren manche Rollen, für Shakſpeare's Rollen nämlich, doch gar zu arm beſezt. Eine ſo hochſinnige Bühnenverwaltung, wie die von Coventgarden, ſollte ihren Stolz darin ſuchen, ſolch ein Kunſtwerk nach allen Seiten vollendet zu geben. Drum ging's auch ſo ſchläfrig her, ſobald Romeo und Juliet nicht auf der Bühne waren.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. December 1823.

Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer.

Biblische Geschichten*).

1.

Die Erschaffung der Erde.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war nicht alsbald so schön, wie sie jezt ist, eingerichtet zur Wohnstätte der Menschen. Das Licht, die Luft, Gestein und Grund, die Keime aller Gewächse und aller lebendigen Wesen, lagen noch ohne Ordnung, eingehüllt in Wasser und wässerichte Dünste, und es gährte und bewegte sich Alles durch einander. Da scheidete sich zuerst allmählig das Licht oder die Helle von der bewegten Masse.

Es scheidete sich die Luft, und erhob sich und zog wässerichte Dünste mit sich in die Höhe. Also wölbte sich über der Erde der schöne hohe Himmelsbogen, und der Wolken-Himmel gestaltete sich, und die Luft dehnete sich aus zwischen Himmel und Erde.

Nach dem scheidete sich das Wasser und floß zusammen in das Meer, daß das Erdreich trocken wurde, und es thaten sich lebendige frische Wasserquellen in der Erde auf, die ergießen sich in die Bäche und Ströme und laufen in das Meer. Als aber die Wasser abgelaufen waren von dem Erdreich, gingen die Keime der Gewächse auf, und das Erdreich wurde geschmückt mit Gras und blumenreichen Kräutern und Frucht tragenden Bäumen, die blühen, und bringen ihren fruchtbaren Samen in sich selbst, jedes in seiner Art.

Nachdem klärte sich der Wolken-Himmel auf, und die Sonne erschien in ihrer Herrlichkeit am reinen blauen Firmament und leuchtete auf die stille Erde herab, und gleicherweise, als sie untergegangen war, der Mond und die Sterne.

Es war noch kein lebendiges Wesen vorhanden, das sich über die schönen Lichter hätte freuen können. Aber bald fing es an, sich im Wasser zu bewegen an großen und kleinen Fischen. Es flogen Vögel in der Luft umher und kamen immer mehr, und sezten sich auf die Zweige der Bäume in ihrem farbenreichen Gefieder, und freuten sich in tonreichen Weisen. Es kamen Thiere auf der Erde zum Vorschein, jegliches in seiner Art. Der Falter flatterte um die schönen Blumenhäupter. Das Lamm hüpfte und weidete auf dem Anger. Im Wald erging sich der prächtige Hirsch. Ueberall in allen Höhen und Tiefen bewegte sich ein fröhliches Leben. —

Dieß Alles ist so geworden durch Gottes allmächtigen Willen, durch sein lebendiges Wort. Gott sprach: „Es werde!“ — und es ward.

Herr! wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

*) Als Probe aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen: Biblische Geschichten für die Jugend von Hebel. Zwey Bändchen.

9.

Gott redete auch zu andern Zeiten mit dem frommen Abraham. Einmal sprach er zu ihm: „Fürchte dich nicht, Abraham! Ich bin dein Schild, und dein sehr großer Lohn.“ Das ist ein reicher Schatz für fromme Herzen, auch für bekümmerte Herzen, wenn sie fromm sind, daß Gott ihr Lohn seyn will. Das ist mehr als Dank und Lohn der Menschen, mehr als die Erde hat und geben kann.

Herr, wenn ich nur dich habe, so frag' ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, o Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.

Ein andermal sprach er zu ihm: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm.“ Das Nämliche sagt Gott gleicherweise allen Menschen, die es lesen und hören, sonderlich den Kindern. Denn er ist nicht nur dem Abraham, sondern allen Menschen ein allmächtiger Gott.

Nun denn, weil wir überall die Werke der göttlichen Allmacht vor den Augen haben, die Blumen, die Aehren, den Baum, die Sonne, den Mond, die Sterne, so wollen wir oft an seine Gegenwart denken, und seiner Ermahnung unsere Herzen aufthun: „Wandle vor mir und sey fromm.“ Solche Sprüchlein, wenn man oft daran denkt und sie befolgt, sind gleich, als leuchtende Sternlein, mit welchen wir auf guten Wegen bleiben und zu Gott kommen. Dein Wort, o Gott, ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen.

Wieder einmal wollte Gott das Vertrauen und den Gehorsam des Abrahams auf die Probe stellen, menschlicher Weise zu reden, ob er im Stande sey, sein Liebstes und Bestes und Einziges, seinen Sohn Isaak, Gott wieder zu geben. Ja das war Abrahams Gehorsam und Vertrauen im Stande. Er hätte es gethan, er hätte ihn geopfert, ohne Murren und ohne Widerrede. Diese fromme Ergebenheit gefiel Gott wohl, und er bekräftigte dem Abraham seine Verheißung: „Durch deine Nachkommenschaft sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.“

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von J. P. F. Richter.

(Fortsetzung.)

Lob der Leib- und Hausärzte.

Es ist etwas sehr erfreuliches, wenn rohe Gebräuche verwilderter Völker auf ihre gebildeten Nachkommen mit einer Verschönerung so gemildert übergehen, daß man sie nicht mehr erkennt. So haben unsere Seiten-Vorfahren, die Skandinavier, aus Scheu vor dem bloßen natürlichen Tode, stets Verkürzungen des Lebens durch fremde Hand gesucht, weil sie geglaubt, nach dem Zwangtode nicht in das Nebelheim der Vergessenheit, sondern in das Walhalla der Ehre und Freude zu kommen. Ja der berühmte Kämpfer Starkother wußte sich in seinem Alter nicht anders zu helfen, als daß er für Geld jemand gewann, der ihn des natürlichen Todes überhob*). — Aber welcher unbeschreibliche Unterschied zwischen unsern Vorfahren, die sich geradezu todtschlagen ließen, und zwischen uns, die wir nach den Aerzten schicken, und bei denen es in allen Familien von einigem Range — die tapfern Fürsten als tapfere Starkother müssen ohnehin ihre Leibärzte haben — zur Lebens Art, ja Pflicht gehört, auf dem Krankenbette ihren Arzt zu gebrauchen, der das sogenannte Sterben natürlichen Todes durch seine Mittel verhindert. Nur gemeinstes Gesindel macht sich keine Unehre daraus, die Seinigen ohne Doktor und daher ohne einen Tropfen Arznei dahin fahren zu lassen. Aber unglaublich wird der alte skandinavische Tödtens-Gebrauch durch die feineren Sitten gemildert! Zeitgemäß kleidet der Arzt vor der Familie, ja vor dem Pazienten das frühere Sterben in ein natürliches ein und versüßet wahrhaft. Auch der entfernteste Schein eines Kriegs und Todschlags wird so künstlich vermieden als nur thunlich. In der That werden nur kleine Schmerzen und Wunden gemacht, statt der Lanzen nur Lanzetten genommen oder statt der Streitärte Schneppen, statt der Feldschlangen Blutigel, — nur mit Kugeln wird Blut vergossen, denen die Hitze genommen, und die noch dazu nur in zwei Hälften auf die Haut eingeben, bekannt unter dem kürzeren Namen Schrötköpfe — ja die glühenden Eisen- und Stahlkugeln (globuli martiales) werden sogar erst in Wasser abgelöscht und dann doch nichts daran genommen als leztes zum Bade — das Feuern aus Mörsern unterhalten nur Stößer, aber mit leiseren als mit schießenden Pulvern, und statt der Batterien wird eine elektrische oder galvanische kaum gehört, so wie gezogne Röhre sich als ziehende unter dem Namen Klystiere milder ausnehmen. Und so wäre noch manches Andere beizubringen von dem kriegerisch-ärztlichen Abschneiden des Proviants, des Fleisches, des Bieres, des Kaffees, des Weines; welches Abschneiden der Lebens Mittel sich die Pazienten leicht gefallen lassen, da sie ohnehin keine Eß- und Trinklust haben.

Der Wechsel der verschiedenen ärztlichen Systeme thut dem Zwecke, das skandinavische Herkommen nach den Zeiten gemildert zu erhalten, statt irgend eines Eintrags vielmehr wahren Vorschub durch die Aufhebung der Einförmigkeit in Mitteln, so wie man schon in kleinern Ver-

*) Graters nordische Blumen; nach Saxo gramm. L. 8.

hältnissen dem Pazienten zu Gefallen dieselbe Arzenei bald in Pillenform, bald in Tropfen, bald in Einreibungen verwandelt. Daher bemerkte Hufeland mit Recht, daß Markus in Bamberg zwar nach drei ganz verschiednen Systemen, wovon das gastrische und das brownische einander gerade zu widersprechen, auf seiner medizinischen Laufbahn zu Werke gegangen, aber immer bei dem nämlichen Ziele angelangt*). Und noch neulich führte Lord Morgan, nachdem er in einem Anhange zur französischen Reise seiner Frau die Verschiedenheiten der Kurmethoden der englischen und der französischen Aerzte sehr kenntnisvoll auseinander gesezt und es dargethan, wie ausschließend man in England die stärkende und in Frankreich die ausleerende herrschen lasse, da fügte der Lord die unpartheiische Bemerkung hinzu, daß dessen ungeachtet in beiden Ländern die Sterblichkeit dieselbe bleibe. Auch wäre in der That das Gegentheil uns nicht sonderlich willkommen, denn wie könnten dann noch richtige Sterbe-Listen für Erdbeschreiber und Statistiker oder gar brauchbare für Kameralisten — welche hier auf ganz festen Tabellen den Wittwen Häuser, nämlich ihre Wittwenkassen, bauen müssen — geliefert werden, wenn die Sterblichkeit der Länder sich nach den verschiednen Heilmethoden der Aerzte richten wollte? Aber zum Glücke sind wir hierin geborgen." —

Als Vult so weit mit seiner Lobrede gekommen, wollte sich der neue Doktor des Schmauses halb krank, ja halb todt darüber lachen, und ließ ihn nicht einmal fortfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nur die neueste, aber noch wenig gangbare Kurart von Hahnemann — übrigens einem seltnen Doppelkopfe von Philosophie und Gelehrsamkeit — ziemlich vor dem skandinavischen Ziel vorbeischießend; aber glücklicher Weise wurde ein System, das am Ende den Ruin aller Apotheker und noch mehr der gemeinen Rezeptier Köpfe nach sich ziehen mußte, noch wenig von den Praktikern angenommen und fast mehr verabscheut als untersuchet.

Pilgerblätter.

I.

Pilger und Reisende.

(Fortsetzung.)

„Im Ganzen", fiel hier der deutsche Künstler ein, sollte doch wohl eine sicilische Reise ihre sehr großen Beschwerden nicht belohnen; der größte Theil des Weges geht durch Steppenland, und die Natur möchte eher üppig und ausgeartet, als schön zu nennen seyn, daher auch wenig dort für einen historischen Hintergrund zu entnehmen ist." — „Ich habe schon öfter unterwegs Gelegenheit gehabt, mein Herr, sagte der Lieutenant, mich über Ihre seltsamen Urtheile zu verwundern, und ich begreife wieder nicht, wie Sie über Sicilien reden können, da Sie doch nicht einmal in Neapel gewesen sind. Ich denke, Girgenti, Syrakus, Teuromenium und alle diese Sachen, und vor Allem der Aetna, wären es wohl werth, auch die größten Beschwerden zu bestehen, dagegen man mit einem Koch, Kammerdiener, guten Matratzen und einer tüchtigen Sänfte in den zwanzig Tagen wahrhaftig nicht so viel leidet, in denen man, einige Ruhetage einbegriffen, die ganze Reise wohl abmachen kann." — „Erlauben Sie, war die Antwort, daß ich Ihnen meine Rechtfertigung einstweilen schuldig bleibe, um dem Herrn Baron meine Verehrung zu bezeigen, der sich von Dresden her vielleicht meiner Person erinnert, und meinen Urtheilen früher Gerechtigkeit widerfahren ließ." — „Alle guten Geister loben ihren Meister, rief der Baron erfreut aus; soll ich meinen Augen trauen? Das freut mich ja außerordentlich, mein bester Herr Lukas, Sie wieder zu sehen. Wie doch die Zeit vergeht! Das ist nun schon über ein Jahr, daß ich Sie in der Dresdner Rüstkammer bey Ihren fleißigen Studien öfters überraschte." — „Seitdem, sagte Herr Lukas, habe ich auch meine italienische Reise und das Bild vollendet, für dessen gewissenhafte Ausführung ich damals arbeitete. Ich glaube, Sie haben eine Komposition, die Weibertreu oder die Weiber von Weinsberg darstellend, bereits damals gesehen; die gnädige Frau that mir auch die Ehre an." — „Es ist mir recht angenehm, lieber Herr Lukas, Ihrem schönen Talent zum Zweytenmale zu begegnen. Haben Sie wohl meinem Rathe gefolgt und den Kopfputz der Weinsberger Frauen ohne Schneppen gemacht?" — „An dem Bilde haben Sie Freude gehabt, Herr Lieutenant, wie schön waren die rothen Sammtkleider gemahlt, wie natürlich die Gruppen der treuen Frauen und ihrer rücklings umschlungenen Männer, wie grandios die Gruppe des Kaisers und seiner Begleitung, wie prächtig sein Thron, wie voll alterthümlicher Majestät der Hintergrund von Thor und Mauern, wie hell der Glanz der Rüstungen, wie wahr die Köpfe, für die Sie ja wohl sichere Portraits gefunden?" — „Für die Hauptpersonen wenigstens sind mir meine Nachforschungen geglückt," erwiederte der freye Künstler. — „Sagen Sie doch, mein bester Herr Lukas, fiel hier der junge Doktor der Medicin ein, ist es Täuschung oder irre ich mich nicht, daß einige weibliche Köpfe Ihres Bildes, dessen ich mich kürzlich in Rom erfreute, Portraite geschäzter Künstlerinnen unsers Nationaltheaters sind? Wenigstens glaube ich die dem Kaiser zunächst stehende Frau garantiren zu können und die nebenstehende ist wohl ein gewisses berühmtes Portrait der Gallerie Borghese, das unsrer herrlichen S. so ähnlich sieht, wenn es nicht ihr selbst nachgebildet ist. Aber sagen Sie mir das einzige, wer war der Glückliche, den ihr schöner

Rücken trug." — „Sie irren sich, erwiederte ihm der Künstler, wenn Sie in der Portraitähnlichkeit, durch die ich allerdings gesucht habe, die historische Wahrheit jener Komposition zu vermehren, bestimmte lebende Gesichter beabsichtigt gefunden haben, vielmehr habe ich mich eben so sehr vor der Nachbildung solcher als vor dem Gebrauch der Modelle gehütet. Meine Portraits gründen sich auf die Nachweisungen alter Portraitsammlungen, und wo diese fehlten, habe ich den Typus altdeutscher Köpfe aus dem Studium unserer vaterländischen Meisterwerke zu ergänzen gesucht, ohne andre Strenge, als die uns vor dem Eindringen fremder Nationalgesichter in eine so reindeutsche Komposition warnt. Doch Sie können sich selbst davon überzeugen, da ich genöthigt gewesen bin, den Karton des Bildes unter andern Zeichnungen außer meinem Koffer zu lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. November.

(Beschluß.)

Ein Singspiel: „Clari, or the Maid of Milan" ist gewissermaßen, wenigstens der ersten Abtheilung nach, der Schweizerfamilie nachgebildet; die Musik differirt aber bedeutend und das Ganze entwickelt sich anders. Clari nämlich, die ihres Vaters Haus und ihre Berge verlassen, einem Herzog Viraldi, den sie liebt, folgend, überzeugt sich, daß sie dieser nicht ehelichen wolle, flieht und kehrt in ihre Heimath zurück, wo ihr Vater sie eben verfluchen und verstoßen will, als der Herzog reuevoll zurückkehrend um ihre Hand bittet und sie erhält. Die Musik ist fast nicht der Rede werth. Clari wird durch Miß Tree anziehend dargestellt. Miß Love (als Vespina) hebt durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit und drollige Laune das Schleppende des Ganzen. Unnachahmlich spielt sie die Scene, wo sie einschläft: auch das Lauernde und Schnippische der Kammermädchennatur stellt sie höchst komisch dar. Wir sahen sie nie mehr an ihrem Platze als in dieser Rolle. Ernsthafte Darstellungen scheinen ihr immer zu ernsthaft und aufgezwungen zu seyn. — In „The Miller's Maid" feyert Miß Foote einen seltenen Triumph als Page. Von der Natur mit Allem ausgestattet, was auf der Bühne reizen, entzücken, hinreißen kann; mit einer zierlichen Gestalt und den glücklichsten Gesichtszügen (Jugend, blühende Gesundheit und Harmonie aller Theile) verbindet sie eine Leichtigkeit, Grazie und Liebenswürdigkeit, die sie zum Lieblinge des Publikums machen. Auch darf sie sich nur zeigen, um alle Hände — und wohl auch die meisten Herzen — in Bewegung zu seyen: das Klatschens ist dann kein Ende. — Was ein Kleid nicht thut! Gestern sahen wir Mrs. Vining als Koren in „The Vision of the Sun" von tausend Händen beklatscht auftreten, weil sie sich in dem knappen, zierlichen Jünglingskleide ganz allerliebst präsentirte; heute tritt sie in Frauenkleidern auf und es rührt sich keine Hand, sie scheint für das Publikum gar nicht da zu seyn: gestern war Alles entzückend, was sie sagte und that; heute plaudert man, während sie spricht. — Das Adelphi-Theater wurde, nachdem es fast zwey Monate geschlossen war, wieder geöffnet und es ist nun an den Abenden in diesem Theil des Strandes wieder lebendiger und bewegter. „Capers at Canterbury" ist ein gar altes Stück, das man aber wohl einmal sehen mag, denn es sind ergötzliche Scenen darin. Wilkinson weiß seinem Publikum immer Beyfall abzulocken: in dem kleinen Stücke „A Matter of Doubt" zeigt er sich als ächten Komiker, nur nicht in der edlen Gattung, welche Gattung man in England überhaupt nicht zu dem rechnen zu wollen scheint, was komisch heißt. Auch die Ballets, z. B. das „Oppositon" betitelte, sind recht artig: eine Mrs. Searle tanzt mit vieler Anmuth. Man darf freylich in dieses kleine Theater nicht mit vielen Ansprüchen kommen. — Auch das Olympische Theater hat sich wieder und zwar glänzend aufgethan. Vor seinem letzten Schluß standen seine Sachen sehr schlecht. Aufgewärmte Singspiele, verfuschter Weise dramatisirte Romane, scheußliche Räubergeschichten wurden bey halbleerem Hause gegeben und man sah den Schauspielern und Schauspielerinnen an, daß sie nicht spielten, sondern arbeiteten. Hoffentlich geht nun Alles besser. — Das Royalty oder East-London Theatre ist leider so aus dem, nun wohl so zu nennenden, Mittelpunkt der Stadt entlegen, daß wenige Fremde, die nicht lang in London verweilen, dasselbe zu sehen der Mühe werth halten. Auch mich kostete es Ueberwindung, bis ich mich entschloß, den Weg zu machen; denn man muß gut zu Fuß seyn, um in anderthalb Stunden vom Strand aus in der Wellstreet anzulangen und dann der grauenerregende Rückweg in dem Gewirre der hundert Gäßchen, Gassen und Straßen, an den Scenen des Elends, der Verworfenheit und der Armuth vorbey, der schneidenden Winternachtluft und der zu Hause ungeduldig Harrenden nicht zu gedenken. Einmal aber trete der Ausländer dennoch diese Reise in das Labyrinth des östlichen Londons nach Royalty an. Das Haus sieht ganz „comfortable" aus und ist äußerlich ziemlich geschmackvoll dekorirt. Die Gasbeleuchtung ist sehr glänzend. Die Familie Belinck eröffnete die Unterhaltung mit Reiterkünsten. Darauf ward ein Melodram „The Elshie" im Allgemeinen recht brav gegeben, wenn man einen Hrn. Watkins ausnimmt, der zu zufrieden mit sich selbst ist. Somersal trat als Elshie auf; er gehört zu den genialen Künstlern, deren Erscheinung, auch vernachlässigt, Interesse gewährt. „Frankenstein" machte den Schluß — eine schauderhafte Geschichte, welche gewiß ein deutscher Tragödie den Engländern aufdrängte: es geht darin her — um es nur kurz zu sagen — wie in unsern neuen deutschen Tragödien. — Auf dem Liebhaber-Theater in der Berwick-street, tritt in der neuesten Zeit ein sehr junges Mädchen (Miß Mordaunt) in tragischen Rollen auf und läßt hoffen, eine Zierde der englischen Bühne zu werden, wenn die äußern Mittel ihr schönes Talent ausbilden erlauben. Die Gesellschaft, welche sich hier versammelt, ist sehr glänzend. — Von den Mord- und Spektakelstücken dieser Häuser spreche ich nicht. — Einer Nachtscene, von der ich gestern zufällig Zeuge ward, werde schließlich gedacht. Ich ging von Drury-lane nach Haus: und hörte in einem Hause eine halb weinende, halb zürnende Mädchenstimme. Das Haus gehörte zu den verdächtigen, ist aber ein Speisehaus, wo Keinem der Eintritt versagt und keine Zudringlichkeit erlaubt ist. Als ich eintrat, sah ich ein junges, in jeder Rücksicht sehr schönes Mädchen sich mit Gewalt den Armen ihres Bruders entwinden, der die Schwester, welche heimlich der Eltern Haus verlassen und sich hier aufhielt, aus diesem Hause bringen wollte: er hatte die Langvermißte und Langgesuchte zufällig hier gefunden und wohl nichts weniger, als solchen thätlichen Widerstand gegen seine Bruderliebe erwartet: wir hoffen, er hat Mittel gefunden, dieses unglückliche verirrte Wesen in die Arme der Ihrigen zurückzuführen.

D. A.

Nro. 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. December 1823.

Christkindlein trägt die Sünden der Welt.
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält.
Sie haben es Beyde uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Goethe.

Die Weihnachtsfestlichkeiten in England.

(Aus Viktor, Graf von Soligny's Letters on England.)

(Diese vor Kurzem in London erschienenen Briefe haben durch ihre treffenden Bemerkungen über englische Sitten, Gebräuche und Anstalten, noch mehr aber durch ihre freymüthige kritische Musterung der berühmtesten lebenden englischen Dichter, allgemeines Aufsehen erregt. In der literarischen Welt wird es indessen als bekannt angenommen, daß das Werk keinen Franzosen, sondern einen Engländer zum Verfasser hat, und namentlich den Herrn Pattmoore, welcher bey dem Zweykampfe, in dem der arme Scott die Todeswunde empfing, eine so unglückliche Rolle gespielt, aber allgemein für einen sehr geschickten jungen Mann gehalten wird. In den Auszügen beschränken wir uns vorzüglich auf die Beschreibung der Thatsachen, und übergehen die meisten Bemerkungen, weil uns dieses sonst zu weit führen würde.)

*

. . . . Der einzige Zeitraum, wenn die Engländer im Allgemeinen von dem Fußgestell ihrer Weisheit herabsteigen, und sich herablassen, auf den Pfaden weiserer Thorheit zu wandern, ist um die Weihnachtszeit, d. h. während der zwölf Tage vom Weihnachts- bis zum Dreykönigstage, hier zwölfter Tag genannt, worunter der erste und lezte und der Neujahrstag besonders der Heiterkeit gewidmet sind; und diese (oder vielmehr der erste und lezte) sind die einzigen, wo man noch einige alte Gewohnheiten oder Gebräuche zuläßt.

Die Annäherung der Weihnachtszeit kündigt sich in London, und ich glaube auch in den andern Theilen Englands, auf eine sehr angenehme Art an. Vierzehn Tage lang vor dem Christtag wird man dann und wann mitten in der Nacht durch eine sanfte, leise Musik von mancherley Instrumenten geweckt. Die Wirkung davon ist von eigener Art. Da sie sich in der Entfernung unten auf der Straße befindet, und dabey in beständiger Bewegung ist, so ist sie kaum stark genug, einen gänzlich aufzuwecken, ehe sie sich im Gehöre verliert, so daß sie träumen macht ohne aufzuwecken. Diese Musik nennt man The Waits, und wird durch wandernde Musikantenbanden recht artig aufgeführt, welche nach Weihnachten in den verschiedenen Häusern, die in ihrem Bezirk liegen, um ein kleines Geschenk anhalten. Ein anderer Vorbereitungslaut, den man um diese Zeit vernimmt, ist nicht so angenehm, obgleich charakteristischer: dieser kommt von dem sogenannten Schellenmann. Dieß ist einer der Büttel des Kirchsprengels, welcher während der Nacht umhergeht und mit einer übeltönenden großen Schelle klingelt, wobey er mit einer noch übler klingenden Stimme gewisse, auf die herannahenden Feyertage Bezug habende, Knittelverse absingt. Auch er holt nach Weihnachten sein Trinkgeld, und läßt in jedwedem Hause ein Exemplar seiner Verse zurück. Man versicherte mich, daß es fast kein Haus gebe, wo man diesem Manne dafür, daß er die Leute mit seiner

klappernden Schelle und krächzenden Stimme aus dem süßen Schlummer weckt, nicht Etwas mittheile; aber den Waits, welche liebliche Musik und vielleicht noch süßere Träume bringen, nicht Einer unter Zwanzigen Etwas gebe. Durch Musik geweckt zu werden, welche nichts sagen will und zu nichts führet, ist eine Frechheit, die man nicht aufmuntern will; aber von dem Büttel geweckt zu werden, den man täglich auf der Straße sieht, erinnert einen an seine Geschäfte, seine Pflichten, seine Beschäftigungen; dieß geht den Engländern, wie einer ihrer besten Schriftsteller sagt, „an den Verkehr und ans Herz," demnach wird auch das Werkzeug davon gern belohnt.

Dieß sind die Anzeigen der Annäherung der Weihnachten. Deren Ankunft verkündigt sich in keiner weniger angenehmen Art, nämlich dadurch, daß das Innere eines jeden Hauses, besonders diejenigen Theile, wo das Gesinde sich befindet, überall mit Zweigen von jenen immergrünen Pflanzen geziert wird, welche in diesem Lande so häufig gezogen werden, und welche in manchen Gegenden in der Nähe von London einem schönen sonnhellen Tage im Winter das ganze Ansehen eines Sommermorgens geben. Wände und Fenster sind damit behangen, und in der Küche oder der Bedientenstube hängt ein Bündel Mistel von der Decke herab, unter welchem die Mägde sich küssen lassen müssen, wenn sie einer von den männlichen Dienstboten erhascht. Die steifen Sitten und der gezierte Geschmack des jetzigen Geschlechts der Engländer haben diesen nebst andern Weihnachtsgebräuchen aus der Hauptstadt und deren Nähe, außer bey der Dienerschaft, verbannt. In den fernern Theilen des Landes aber, glaube ich, herrscht derselbe noch bey der ganzen Familie, nebst andern zahlreichen Ueberbleibseln aus alten Zeiten, welche hier entweder ganz vergessen oder unbekannt sind. Auch in verschiedenen Theilen aller zur Nationalkirche gehörigen Gotteshäuser werden dergleichen Zweige aufgesteckt, welches dem sonst so kahlen und kalten Ansehen dieser Gebäude eine freundliche Gestalt gibt. Diese Verzierungen läßt man in den Häusern sowol als in den Kirchen noch eine lange Zeit nach Weihnachten hängen.

Gesellschaften und Besuche jeder Art und in jeder Klasse des Lebens sind zwar gewöhnlicher in der Weihnachtszeit, als in dem vorhergehenden Theile des Jahres; dennoch läßt sich nicht sagen, daß die Festlichkeiten der Periode vor dem eigentlichen Weihnachtstage anfangen. An diesem Tage versammeln sich die Gesellschaften vornehmlich in den Häusern der Familienhäupter, wohin alle die jüngern und Nebenzweige eingeladen werden, und im Allgemeinen zwar nur diese, obgleich zuweilen ein paar genaue Freunde, die wegen ihrer besondern Lage keine Familieneinladungen haben können, mit gebeten werden. Wir begleiteten M. zu einer solchen Gesellschaft in dem Hause eines Verwandten, und fanden es weit angenehmer, als irgend etwas der Art, dem wir vorher hier beygewohnt. Die Abwesenheit der gewöhnlichen Vermischung von genauen Freunden und bloßen Bekannten erzeugte auch eine Abwesenheit all des Zwanges, der Steifheit und Förmlichkeit, welche die Sünden der englischen Gesellschaft im Allgemeinen ausmachen. Die Gesellschaften an diesem Tage sind alle für's Mittagessen und gewöhnlich auf eine frühere Stunde anberaumt, als sonst, (welche jetzt äußerst spät ist,) um längere Zeit für die Belustigungen des Abends zu haben. Auch bleiben bey diesen Gelegenheiten die Frauenzimmer länger bey Tische und die Herrn begeben sich früher zu ihnen in den Prunksaal. Selbst Singen, welches längst aus den Privat-Tischgesellschaften als die tiefste Stufe des schlechten Geschmacks verbannt worden ist, ist nicht ganz verboten. . . . Auch der englische Gebrauch, Toaste und Gesundheiten zu trinken, welcher auch seit einiger Zeit in guter Gesellschaft aufgehört hat, wird bey diesen Gelegenheiten erneuert.

Nach Tische gehet es gewöhnlich noch lustiger her, als bey dem Essen selbst. Jetzt werden die Kinder der versammelten Familien, welche während der letzten Woche von der Schule gekommen waren, in den Saal gelassen; und während des ganzen Abends herrscht die herzlichste und ungebundenste Lustigkeit. Der Einfall dieser kleinen Gothen und Vandalen ist das Zeichen zum Umsturz aller noch übrigen Steifheit und Förmlichkeit, und zum Anfange allerley kleiner Spiele und Scherze, die ein Engländer bey einer anderen Gelegenheit für ganz thöricht — für etwas noch schlimmeres als bloßen Zeitverlust halten würde.

Und ich muß gestehen, daß diese im Allgemeinen es werth sind, daß man sich Mühe gebe, sie zu unterhalten, selbst wenn man dazu sich Zwang anthun müßte, denn in der That, die englischen Kinder sind mehr nach meinem Begriff, was Kinder seyn sollten, als alle, die ich je gesehen. Die unsrigen sind mit diesen verglichen Damen und Herrn: d. h. sie sind so weit wie möglich von dem wahren Begriffe entfernt. Nach dem siebenten oder achten Jahre ist ein französisches Kind ein kleiner Mann oder eine kleine Frau; ein kleiner Witzling oder Stutzer oder Philosoph; eine kleine Spröde oder Ziererye oder Kokette; Alles, nur kein Kind. Die englischen Kinder, selbst noch im dreyzehnten und vierzehnten Jahre, sind Kinder; sie sind junge, gedankenlose, unachtsame, ungelehrte, ungelehrige, unzähmbare Geschöpfe; so wild, als sie ihrer Natur nach seyn sollten, und so glücklich.

Der Weihnachtsabend wird auf eine ungezwungene und muntere Art zugebracht, und ist darin von den regelmäßigen Gesellschaften, zu denen ich hier eingeladen worden, gänzlich verschieden. Drey oder vier Zimmer stehen offen, und die verschiedenen Klassen der Gesellschaft schließen sich an einander an, und nehmen an denjenigen

Unterhaltungen Theil, zu welchen sie ihre Neigung führen mag. Die ältern Mitglieder der Gesellschaft schwatzen oder spielen Karte oder sitzen still und sehen zu; die jüngern spielen, singen oder tanzen zu dem Klavier, und die Kinder vereinigen sich zu solchen Spielen, welche Gelegenheit zu komischen Auftritten geben, z. B. Pfänderspiel, blinde Kuh u. s. w., wobey sie so vielen Lärm machen, und so vielen Unsinn schwatzen und treiben, als sie nur immer wollen. Inzwischen wird Thee, Kaffee u. s. w. umhergereicht, und gegen das Ende des Abends wird das Abendessen aufgetragen. Auch dieser Gebrauch ist, außer um diese Zeit, beynahe aus der Mode gekommen — hier aber wird derselbe wieder hervorgesucht, wahrscheinlich aus einem unbestimmten Gefühl, daß es wünschenswerth sey, vor der Trennung die Gesellschaft noch einmal um denselben Tisch her zu versammeln; so wie derselbe wahrscheinlich als ein allgemeiner Gebrauch aus dem gleichfalls unbestimmten Gefühl aufgegeben ward, daß er in jeder Hinsicht für die unzusammenhängende Masse von Personen, welche die Summe der englischen vermischten Gesellschaft ausmachen, unpassend sey. Hier werden, wie beym Mittagsmahle, Gesundheiten, Toaste und Lieder ausgebracht, und die Gesellschaft trennt sich etwas früh, um der gegenwärtigen Kinder willen, denen man bey dieser Gelegenheit dazubleiben erlaubt, bis die Uebrigen sich entfernen.

Ich hätte erwähnen sollen, daß man einige besondere Gerichte hat, welche bey jedem Mittagsmahle während der Weihnachtsperiode gewöhnlich, am Weihnachtstage selbst aber ganz unentbehrlich sind. Dieß ist ein ungeheures Stück Roast-beef am Ende des Tisches im ersten Gange, ein beynahe eben so ungeheurer Plum-pudding in der Mitte des lezten Ganges, und eine gewisse Art von Pastetchen, die man Mince-Pies nennt. Diese Pastetchen erscheinen nie bey einem englischen Mittagsmahle, außer um die besondere Zeit, und der Plum-pudding selten, obgleich dieser ohne Vergleich das beste Gericht dieser Art in der englischen Kochkunst ist. Wahrscheinlich wird am Weihnachtstage im ganzen Lande, vom Tische des Königs bis zum Tische des ärmsten Handwerkers, der nur so viel aufbringen kann, um ein Mittagsessen zusammenzutragen, kein Tisch gedeckt, auf welchem nicht Roast-beef und Plum-pudding erscheint. Und es gibt kaum eine Stadt oder ein Dorf im Lande, wo diese Gerichte nicht von irgend einem reichen Manne des Orts unentgeldlich für die Aermsten zubereitet werden, die keine andern Mittel haben, sich solche zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Moore's Irish Melodies.

1.

Die Abendglocken.

O höre fern die Abendglocken klingen!
O höre fern die Abendglocken singen
Von Jugend, Heimath und den süßen Thränen,
Die ich so oft geweint den trauten Tönen.

Die Jugend schwand, der sel'ge Traum entschwebte,
Und manches Herz, das damals froh erbebte,
Des Todes kalte Arme nun umschlingen:
Ihm tönt nicht mehr der Abendglocken Klingen!

Und so wird's seyn, wenn ich von hier geschieden!
Der süße Klang bringt Andern Rast und Frieden,
Und wo ich ihm gelauscht in Lust und Thränen,
Erfreuet Andere sein trautes Tönen.

2.

Die Sommer-Rose.

Sieh die lezte der Sommer-Rosen
Dort prangen und blüh'n!
All ihre lieblichen Schwestern
Verwelken, verglüh'n;
Keine Knosp' ist zu schauen,
Jede Blume verschwand,
Die ihr Erröthen widerstrahlte,
Die ihr Grüßen verstand.

An dem Stengel verwelken
Sollst du, Einsame, nie;
Da die Lieben all schlummern,
Geh' und schlummre wie sie!
Drum will ich eilig dich pflücken,
Deine Blätter zerstreun,
Wo deine duftlosen Schwestern
Blaß verwelken im Schrein.

So bald möcht' ich auch scheiden,
Wenn die Freunde dahin
Und ein Strahlenschmuck der Liebe
Die Perlen verglühn!
Wenn die treuen Herzen enteilen
Auf zum besseren Seyn,
O wer möchte dann noch weilen
Auf der Welt so allein?

3.

Der Scheidenden.

O Süße, wann die Sonne sinkt,
Harr' ich der Wiederkehr,
Wo sanft gewiegt die Gondel winkt
Auf Mondbeglänztem Meer,
Wann Lieb' und Freud' erwachend führen
Die Reih'n am Blüthenstrand;
Wann lockend sie die Harfe rühren,
Die manches Herz entbrannt, —
O Süße, wann die Sonne sinkt,
Harr' ich der Wiederkehr,
Wo sanft gewiegt die Gondel winkt
Auf Mondbeglänztem Meer.
O dann erblüht der Liebe Glück,
Wann Alles still und hehr,
Wann hell der Sterne Silberblick
Sich spiegelt in dem Meer;
Wann Mädchensang so süß erklinget,
Daß sich kein Lüftchen regt,
Und jeder Ton zum Herzen dringet,
Das treue Liebe schlägt.
Drum, Süße, wann die Sonne sinkt,
Harr' ich der Wiederkehr,
Wo sanft gewiegt die Gondel winkt
Auf Mondbeglänztem Meer.

Adrian.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Dezember.

In unserm lezten Schreiben vom 8ten November versprachen wir Ihnen eine Beurtheilung des Töpfer'schen Dramas: Hermann und Dorothea, sobald nämlich unser

anonymer Kollege in der Spener'schen Zeitung seine unmaßgebliche Meinung (gegen ein maßgebendes Urtheil protestirt er) würde ausgesprochen haben, denn wir meinten aus dieser Meinung, so manches Ungemeine zu erlernen, das uns über den Werth oder Unwerth dieses Stückes Aufschluß geben könnte. Allein unser verehrlicher Kollege will uns nun einmal nicht wohl und hat uns diese Hoffnung zu Wasser gemacht. So viele unterstrichene und wirklich äußerst schöne Wörter uns auch aus seinem Meinungsberichte entgegenglänzten, so sagten sie uns doch weiter nichts als daß: 1) „nicht allein die kompe„tentesten und kenntnißreichsten Kunstrichter, sondern mit ih„nen auch Goethe selbst sein größeres Gedicht: Hermann „und Dorothea zu einer gewissen Gattung poetischer „Formen, nämlich (!) zur epischen, zählen möchte." Hieraus folgt, daß man ein Gedicht zu einer Gattung poetischer Formen zählen kann, worüber sich die Nevenschüler, die mit benannten Zahlen addiren, höchlich verwundern werden. — 2) „Erfahren wir, daß der Minister Wilhelm von Hum„boldt ein besonderes Buch über dieses Gedicht geschrieben „hat." Oder wir erfahren dieses vielmehr nicht, da mit einer gewissen delikaten Amtsscheu der Name dieses berühmten Gelehrten verschwiegen und derselbe, mit parlamentarischer Würde und diplomatischer Enthaltsamkeit, nur mit den Worten: „ein „verehrter, unter uns lebender Staatsmann" bezeichnet wird. — 3) Erfahren wir, „daß es höchst bedenklich (?) scheinen (?) „möchte (?), daß ein Anderer es wagt, diese Form aufzu„heben und durch die Dramatisirung des Gegenstandes das Ge„dicht selbst in seinem innersten Wesen anzutasten." Diese hier gegebene warnende Kunstregel — wollte sagen: Meinung! — haben weder Sophokles noch Shakespeare bedacht. Auch gab Tieck über die Benutzung episch behandelter Stoffe für das Drama, jüngst in die Abendzeitung eine Abhandlung, die wir unsern verehrlichen Kollegen recht angelegentlich zu lesen bitten. — 3) Wird durch ein „Aber" jene Regel wieder aufgehoben, durch ein „Allerdings" wieder bestätigt und durch ein „Indeß" wiederum aufgehoben. „Aber, heißt es, über diese Bedenklichkeit mag uns Goethe „selbst hinweg helfen. Er sagt, daß oft in dem kleinsten Ge„dichte die verschiedensten Naturformen der Poesie beysammen „seyen und eben durch diese Vereinigung im engsten Raume „das herrlichste Gebild hervorbrächten." Wie dieser Ausspruch Goethe's unsern Herrn Kollegen über seine Bedenklichkeit, das Epos zum Drama zu benutzen, hinweggeholfen hat, begreifen wir durchaus nicht. Auch hebt er sogleich sein aufhebendes „Aber" durch ein Allerdings und ein Zwar wieder auf. Er sagt: „Allerdings zwar ist die epische Form dem Inhalt von Hermann und Dorothea, wie ihn Goethe behan„delt, so angemessen, so zu demselben gefügt und innig mit ihm verbunden, daß manches köstliche durch Auflösung dieser Form nothwendig verloren gehen muß u. s. w. „Und nun kommt „die dritte Aufhebung durch ein Indeß. Indeß, meint unser „Herr Kollege, ist des Trefflichen und für das Drama Tau„gen so viel in dem Gedichte, daß dem Herrn Töpfer ein „herzlicher Dank gebührt u. s. w." — Ueber die Darstellung des Dramas ist eben so Anschauliches und Lehrreiches gesagt. „Eine solche mimische Darstellung, heißt es, so genau und „trefflich, so wahr und lebendig im Einzelnen und fast über„all präcise und rasch im Ganzen konnte auch einem mittel„mäßigen Produkt (NB!) Beyfall erringen" — hierauf werden Herr und Mad. Wolff und Mad. Stich mit äußerst kurzem Lobe erwähnt und dieses Mal allen Dreyen versprochen, der Vortrefflichkeit aller Drey nächstens besonders zu gedenken, welches aber bis heute noch nicht geschehen ist. — Und dieses ist die Meinung unseres verehrlichen Herrn Kollegen über das Drama Hermann und Dorothea; eine Meinung, die durch unmaßgebliche Aber, Allerdings, Indeß, Fast u. dgl. aufhört selbst nur eine Meinung zu seyn. Wir können sie auch nicht, wie dieß unsere Absicht war, unserer Beurtheilung zum Grunde legen, welches uns um so mehr schmerzt, als wir Das, was wir über dieses Drama zu berichten haben, nicht für ein kritisches Urtheil, wenigstens nicht für das Unsere, ausgeben dürfen. Offenherzig gestehen wir, daß uns, längst vor der Aufführung, schon die Wahl des Stoffes mit freudiger Begeisterung erfüllte und daß wir gegen Diejenige vielleicht allzuheftig anstritten, welche eine ununterbrochene und materielle Handlung als absolut-Nothwendiges und Höchstes im Drama begehren und in diesem Sinne das Goethe'sche Gedicht für einen undramatischen Stoff erklärten. Wir sagten, daß dieses Gedicht in Grund und Boden ein deutsches sey, wie kein Anderes, ein aus ihr selbst emporgewachsenes Eigenthum der Nation, das sich zur historischen Wahrheit und Würde erhebe und also, wie die Geschichte selbst, zu dramatischen Gebilden sich eignete. Wir behaupteten, daß schon allein die Vorfabel des Gedichts den Stoff zu einem eigenen Drama darböte und daß es denkbar sey, eine dramatische Fortsetzung dieser epischen Rhapsodie zu erfinden, zu welcher in dem Gedichte selbst schon die nothwendigen Bedingungen, einem Keime gleich, vorhanden wären. So oft aber unsere Gegner immer wieder aufs neue von Mangel an dramatischer Handlung sprachen, so oft forderten wir eine Erklärung dieses Ausdrucks und da man uns immer eine andere und nie eine allgemein anwendbare gab, so erklärten wir, nicht ohne Leidenschaftlichkeit, daß wir auf dieses geheimnißvolle, Alles und nichts sagende Wort fürder keine Rücksicht nehmen könnten, und daß wir die Darstellung und ihre Wirkung abwarten wollten. Diesmal gab uns der Ausgang recht. Das dicht gedrängte Auditorium ward von der Wahrheit dieser Dichtung so ergriffen, so erschüttert, so hingerissen, wie es in langen Jahren nicht geschehen war; sämmtliche Schauspieler wurden hervorgerufen und bey jeder Wiederholung des Stücks war das Haus überfüllt. Hatte uns schon früher der Gedanke, dieses National-Gedicht auf die Bühne zu bringen, mächtig begeistert, so waren wir jetzt von der lebendigen Erscheinung der geliebten Dichtung so tief und ganz ergriffen, wir waren dem dramatischen Dichter so dankbar für seine sinnige Wahl und so entzückt von dem sieberellen Fleiß der Schauspieler und ihrer gelungenen Darstellung, daß jeder tadelnde Einwand gegen das Stück oder die Vorstellung uns nicht etwa verletzte, sondern gänzlich unberührt ließ. Hiemit haben wir das Bekenntniß abgelegt, daß wir für das erwähnte Drama enthusiastisch eingenommen sind; der Enthusiast aber, wenn er anders nicht aller Klarheit gänzlich ermangelt, wird eingestehen müssen, daß er eines eigentlichen Urtheils nicht fähig ist und dieses thaten wir bereits oben und bestätigen es hier. Das Mehrzahl Wir sollten wir eigentlich bey dieser Veranlassung nicht verrauchen; denn ob wir uns gleich dieser Form in unsern Berichten stets bedienten, so geschahe es doch nicht aus medischer Anmaßung, sondern weil die Bemerkungen, Ansichten und Urtheile, die wir mittheilten, Resultate waren, die in einem Kreise, den Prinzipien nach gleichgesinnter Kunstfreunde, meist nach langen Debatten sich ergaben und die der Schreiber dieser Zeilen nur redigirte. Diesmal aber ist es, wenigstens für diesen Letztern, zu keinem Resultate gekommen; er ist und bleibt von der hinreißenden Wirkung dieses Dramas bezaubert und nur, um in einem kritischen Blatte nicht als ein trockner und blinder Enthusiast zu erscheinen, will er die erheblichsten Einwürfe würdiger und verständiger Kunstfreunde weder verschweigen noch gar hartnäckig verdrehen und verkehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Nro. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. December 1823.

Nur Ein Leben leben wir aus in manchen Gestalten;
Unser Schauspiel, es ruft Scene nach Scenen hervor;
Und doch binden so selten in uns sich Alter und Scenen.
Neulinge sind wir als Kind, Neulinge gehn wir ins Grab.
Auch die uns hören und sehn, Neulinge gehn sie vorüber,
Also spiele kein Spiel; nicht für die Menge, für dich.

Herder.

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von J. P. F. Richter.

(Fortsetzung.)

Aus des Kandidaten Richter Tagebuch. (Abschweif oder Enklave aus dem vierten Bande des Kometen.)

Ueber Tagebücher überhaupt.

Schlag' ich den Kalender des künftigen Jahres zum ersten Male auf: welch' neue Welt von reichen 4 Welttheilen liegt vor mir, zumal da die unähnlichen Jahrzeiten und Festtage sich im Ueberblättern keck durcheinander mischen und an einander heben! — Man kann darin keinen Tag mit seinem magersten Heiligen ansehen, ohne zu denken: was wird nicht dieser Heilige bescheeren, z. B. der h. Benedikt. — Läuft man hingegen den alten durchlebten Kalender wieder durch: so stehen die meisten Tage wie die schwarzen Bäume im Winter da und man weiß kaum zu sagen, an welchen etwas Rothes gehangen, etwas Festlichrothes.

Wer vollends in mehre rückwärts hintereinander stehende Kalender schaut, findet darin, wie in einem Spiegel die absterbenden Abbildungen eines zweiten Spiegels, eine Reihe farbloser Verkleinerungen der Gegenwart, bis zuletzt die rothen Tage in ein dunkles Mitternachtroth verschwinden.

So steht die Sache auf der einen Seite, aber nicht auf der andern.

Jeder Tag, sagt man, hat seine eigne Plage, folglich auch seine Freude, und also die innern oder äussern Anlässe dazu. Es gibt kein so einförmiges Leben auf der Erde, wo auch nur Ein Tag einem zweiten ähnlich wäre, geschweige mehre Tage. Das Jahr besteht ganz aus 365 Schalttagen. Steigt zu dem Leuchtthurm der Klippe von Eddystone unweit der Plymouther Rhede, zu den zwei einsamen Männern*) hinauf, die erst nach mehren Monaten etwas Lebendiges besucht, wenn nicht etwan ein Seevogel sich auf ihr Gebäude setzt. So wie der eine aufsteht, kann ihn der andere mit den Winden, Wolken, Sternen, Schiffen der Nacht überraschen — Wellen ferner, Vögel, Wolken, Schiffe ziehen täglich anders — Frühstück, Mittag und Abendstück fallen schon durch neuen Hunger und frische Zubereitung jeden Tag neu aus — die Stiefel, an welchen die Leuchtthürmer zum Verkaufe arbeiten, bieten von Stunde zu Stunde im Fertigmachen lederne neue Seiten, neue Nähte dar — ihre Leuchtzurüstungen auf die Nacht, ihre täglich und stündlich verschiedenen Gespräche und ihre minutlich verschiednen Gedanken, die, wenn Erinnerungen darunter sind, oder auch Hoffnungen sie durch ganze Marktgassen voll wechselnder Auf-

*) Erst später wurde der Thurm mit drey Männern bevölkert, seitdem der eine Thürmer durch den Tod des zweiten zu viel Plage mit sich und mit diesem hatte, bis ein wahres Elmsfeuer Schiff für Beide anlaut.

tritte durchjagen: vollends aber die ankommenden Proviantschiffe mit ihren Lebensmitteln und Neuigkeiten, die Monate mit den ihrigen, und ihre ganz leuchtenden Nächte und Tage. — — In der That ein wahres Lebens Bunterley an einem Tage, so daß man auf dem Thurme leichter alles andere findet als Einförmigkeit! — Und doch, was ist das ganze Waarenlager von den täglichen Neuigkeiten der Leuchtthürmer gegen den Packhof davon, z. B. im Pfarrhofe eines Landpastors, der gar sein festes vielfarbiges Land hat bei wenigem Wasser — seine vierhundert Seelen von Bauern — vielleicht eben so viele Seelen und Geister im Bücherschranke — einen Garten — einige Felder — und nebenbei doch noch das Thürmerwarenlager dazu. — Aber man darf hier gar nicht mehr vergleichen; denn sonst wollt' ich mich anheischig machen, sogar den so festlich unterhaltenen Landpfarrer mit seinen 400 Seelen wieder zu nichts einzuschmelzen, bloß dadurch, daß ich ihn gegen seinen Superintendenten hielte oder gegen einen sonstigen Städter, der Hofleute gar nicht zu gedenken, denn das Messen ginge immer höher hinauf, bis man gerade — und zwar schon unterwegs — das Widerspiel anträfe, nämlich tägliches Leiden an der Einförmigkeit und Einschläfrigkeit des Lebens.

Aber woher kommt denn so unerwartet wieder dieses? Blos von dem auf irgend einer Zukunft fest klebenden Blicke, unter welchem die dahin führende Gegenwart nur farblos und unscheinbar wegläuft. Daher findet das Kind, das über keine tägliche Gegenwart wegsieht, in dieser lauter Abwechslung; der ältere Mann aber findet sogar seine Jahrzehende einander ähnlich.

Daher sollte man nur Tagbücher der Empfindungen schreiben, nicht der Begebenheiten, weil diese nur durch jene sich aus dem historischen Einerlei ihrer Menge erheben. So bricht dasselbe Mondlicht sich anders in den Augen des Dichters, der Liebenden, des Reisenden, des Sternsehers, des Jägers und des Diebs. Aber so wie nach Plutarch Kato der Aeltere eine römische Geschichte ohne Namen schrieb, so könnte man eine einzige aber sachvolle glaubwürdige Lebensgeschichte aufsetzen, welche ein ganzer Klub Menschen als die seinige gebrauchen könnte, blos indem jeder seinen Namen darüber setzte.

Das beste Tagebuch, wo Aeußeres und Inneres, Empfindungen und Begebenheiten von selber in einander fließen, ist überhaupt ein Buch, worüber es auch sey. Dem bloßen Gelehrten sind seine Exzerpten, seine Rezensionen, und die Werke die er theils macht, theils liest, peruvianische Knotenstricke seines Lebenfadens. Dem Geistlichen sind seine aufgeschriebnen Predigtjahrgänge, Selbstgedächtnispredigten und Denkschriften seiner Herzlagen. In dem begeisterten Geschichtschreiber werden fremde Geschichten zugleich die eigene seines innern Lebens unter dem Schaffen.

Aber — nicht einmal die Weiber ausgenommen, welche die Tag- und Abendbücher ihrer Gefühle auf feinem Postpapier unter dem Namen Briefe an eine Freundin oder gar an einen Freund weniger heraus als auf die Post geben — schreibt unter allen der Dichter sich selber das Tagebuch seines Herzens; seine ersten Darstellungen — weniger schon die spätern, wo er mehr in die Kunst zerrinnt und mehr aus seiner Vergangenheit als seiner Gegenwart holt — sind die mit Feuer eingebrannten Bilder seiner Jugendgefühle; durch sie hat er sein Leben, besonders das junge unwiederbringliche seines Innern, sich selber befestigt und verewigt. Goethe hat in seinem Werther seinem Jugendalter Unsterblichkeit, nicht blos dem Außen, auch seinem Innern gegeben; Blumen, die nur in einer einzigen warmen Zeit aufbrechen, und unter keiner spätern Sonne, diese hat er zu seinem Immergrün gemacht; und von seinem Werther wird sein Alter so gut wie fremde Jugend bereichert.

Nur unser Herz ist eigentlich unsere Selbstgeschichte; die Begebenheiten theilen wir mit Stadt und Land. Gleichwol überlassen wir die Aufbewahrung unsrer, das Leben befruchtenden Blüten dem Kräuterbuche der Erinnerung, das sie duftlos, platt und grau gedrückt zwischen seinen Blättern aufhebt. Denn obgleich die Erinnerung die frohen Minuten Eines Tags in den Brennpunkt einer einzigen Minute sammelt, so wirkt diese Verdichtung doch nur, wie die der Mondstralen, blos Licht, nicht Wärme. Nur die Kunst *), diese verklärende Wiederbringung aller Dinge, läßt die alten Gefühle lebendig aus der Vergangenheit aufersehen; indem sie auf ihre Weise ihnen Zeiten und Räume der Wiedergeburt bereitet. Aber wer es kann sollte eben sein eigner Dichter für seltene, einzige, durchgreifende Stunden — als die Stundenrufer des ganzen Lebens — werden durch ein Tagebuch, das vom äußern historischen Gerüste und Spalier blos so viel aufstellte, als zum Befestigen und Anknüpfen der lebendigen Blüten nöthig ist.

Und da hier natürlich nicht vom Gewöhnlichen die Rede ist, das sich durch sein Wiederkehren von selber verewigt — sonst verschlänge das Tagebuch die Tage und das Erleben würde bloßes Beschreiben, ja dieses unter der Hand wieder jenes — und da das Beste zugleich das Seltenste ist: so würden solche Fixsterne höherer Stunden, die sonst nur als wegfliegende Sternschnuppen oder Himmel-Erschrimungen vergangen wären, als Sternbilder des

*) Dieß wurde später im Aufsatze: Immergrün unserer Gefühle ausgeführt. Man erlaube einer kurzen Note, für die Leser dieses neuerdings im Widerdrucke erschienenen Aufsatzes wenigstens zwei starke Druckfehler anzuzeigen: S. 8. Zeile 10. statt lauter lies lauer; S. 9. Z. 6. st. Nachdenken l. Nachdenken.

Kreises, durch welchen das Leben gezogen, fortblichten und der Mensch könnte oft nach ihnen aufwärts blicken. — — Dergleichen wäre wol etwas für den armen Menschen, zumal da er eigentlich in der Leere seiner Gegenwart immer nach neuen und starken Gefühlen aufsieht und jagt, blos weil er die alten nur im Kopfe, nicht im Herzen behalten." — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weihnachtsfestlichkeiten in England.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach Weihnachten *) fangen eigentlich die Feyertage an. Dann, und mehrere Tage nachher, geschieht wenig oder keine Arbeit in dieser arbeitsamen Stadt; dann werden während des Morgens Weihnachtsgeschenke verlangt und gegeben, und dann wird das so erhaltene Geld, so wie es seyn sollte, in einer lustigen Nacht verschwendet, entweder in den Schauspielhäusern, welche die zwey vorhergehenden Abende geschlossen gewesen, oder in den verschiedenen Wirthshäusern, welche sich allenthalben für die Unterhaltung des gemeinen Volks finden.

Der gröste Fehler in der gesellschaftlichen Verfassung dieses Landes ist der Mangel an Unterhaltungsplätzen, welche den Gefühlen und Mitteln des gemeinen Volks angemessen wären. Die einzigen Oerter, wo sie etwas dergleichen finden könnten, sind die Schauspielhäuser, und diese sind so übertrieben theuer und in ihrer Einrichtung beynahe so ausschließlich auf die Bequemlichkeit der höhern und mittlern Klassen berechnet, daß jene Klasse durchaus gezwungen ist, zu ihrer eigenen Vertheidigung verderbt, verschwenderisch und ausschweifend zu seyn. Es bleibt ihr keine andere Wahl. Ein Mann, der den Tag hindurch zwölf Stunden lang unaufhörlich arbeitet, bedarf des Abends etwas mehr als bloße Ruhe; er bedarf der Unterhaltung und der Belustigung eben so sehr, als der Luft, welche er athmet, und der Nahrung, die er genießt. In England scheint man die Vorsorge für die Unterhaltung des gemeinen Volks gänzlich übersehen zu haben, und die Folge davon ist, daß in England mehr wie anderwärts, ungeachtet seiner freyen Verfassung, das gemeine Volk beynahe durchaus unruhig, unzufrieden und aufrührerisch ist, und die Vornehmen mit einer Heftigkeit hasset, welche in der Geschichte der Völker kein Beyspiel hat, und keine Gelegenheit verliert, diesen Haß zu zeigen und sich dessen zu rühmen. Und wie soll es auch anders seyn? Der englische Handwerker und Taglöhner hat nach vollbrachtem Tagwerk nichts anderes zu thun, als sich im Wirthshaus zu versammeln, beym Bier und Branntwein zu sitzen, und Vergleichungen über seine Lage und die Lage seiner Vorgesetzten anzustellen. (Eine Neigung, welche viele der Zeitungen noch entflammen, zum wenigsten doch nähren.). Das Tanzen ist unter einem gewissen Rang verboten; von den Schauspielhäusern sind sie vertrieben durch die hohen Preise sowol, als die Entfernung der wohlfeilsten Plätze von der Bühne; aus den Kaffeehäusern verbannen sie wieder die hohen Forderungen . . . Unter solchen Umständen muß man sich nur wundern, daß noch eine freye Regierung und ein großer Rangunterschied sich zu erhalten vermag. Während der Weihnachtszeit indessen findet das gemeine Volk doch Mittel, sich zu unterhalten, wo nicht so gut als es möchte und sollte, doch so gut als es kann. Inzwischen muß ich gestehen, daß die beste Unterhaltung, welche um diese Zeit die niedrigeren Volksklassen, und in der That jede Klasse von Engländern, hat, die Pantomimen sind, welche man gleich nach Weihnachten in jedem Theater findet. Die Entschuldigung dafür ist, wie gewöhnlich, die Kinder; für die aber, die glücklich genug sind, die Weisheit des Unsinns zu empfinden, bedarf es keiner Entschuldigung. Da wir auf dem Festlande schlechterdings nichts von der Art haben, will ich Ihnen eine allgemeine Beschreibung davon geben, die ich aber nicht hoffen darf halb so unterhaltend zu machen, als ein einziges Lachen des Hanswurfts (Clown), und ein einziger Sprung des Harlequin.

Eine englische Pantomime ist auf folgende Art gebildet: Zuerst wählt man irgend eine abenteuerliche Geschichte, entweder aus jener reichen Fundgrube der Tausend und Eine Nacht, oder von irgend einem Geschichtbuche, dergleichen jedes Land besitzt, die aber alle aus einer und derselben Quelle entsprungen zu seyn scheinen. Das einzige Mittel, welches ich habe, um Ihnen einen Begriff von den Einzelnheiten dieser Stücke zu geben, ist, Sie zu bitten, sich die Wirkung aller an ein Produkt dieser Art verschwendeten Hülfsmittel eines großen Nationaltheaters zu denken, wobey das Uebertriebene keine Greuzen hat, wenn es nur zum Spaßhaften führt, wo Alles zu Befehl steht, was je in der Welt gewesen, ist oder seyn könnte, und auch eine eben so endlose Masse dessen, was nie war noch seyn kann, und alles dieses unter der Voraussetzung, daß die Personen des Stücks alle mögliche, unmögliche Eigenschaften besitzen, die sich denken und nicht denken lassen, und vor Allem, ohne die Furcht vor den Kritikern vor Augen haben zu müssen: denn obgleich Jedermann hingeht, um diese Vorstellungen zu sehen, und solche demnach einträglicher sind, als alle andere, so sind sie doch dem Anscheine nach nur für Kinder und das gemeine Volk bestimmt, und folglich außer dem Bereiche des Krieges, der hier, wie bey uns, beständig

*) In Deutschland dem zweyten Feyertage.

A. d. Ues.

zwischen den dramatischen Schriftstellern und den Kritikern geführt wird. Wirklich ist eine englische Pantomime bey weitem das Beste, das ich hier gefunden und dem Lande eigenthümlich ist, und möchte vortheilhaft auf unsere eigene Bühne verpflanzt werden, und zwar als eine Entschädigung für die zahllosen Stücke, die die englischen Bühnen als kleine Lustspiele, Melodramen u. s. w. von unserm Theater borgen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gerechtigkeit.

(Nach dem Magyarischen.)

Wie eine liebende Mutter hielt einst die Gerechtigkeit in der
Hand die Waage, und wog Jedem Gerechtigkeit zu.
Jezt in der Zeit der vielen Gesetze entriß ihren Händen
Manch ein Richter sie: und was wäget er? — Gold.

Michael Vitsovits.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Dezember.

(Beschluß.)

Der Haupteinwand ist gegen das Stück im Allgemeinen gerichtet und behauptet, es sey das Ganze aus einer höheren poetischen Sphäre in eine niedere Region prosaischer Wirklichkeit herabgezogen. Aber gesezt, es wäre dem also; sollte nicht die wirkliche Erscheinung der Personen hiezu beytragen, die man bey Lesung des Gedichts in dem wohlgefälligen Halbdunkel der eigenen, stets genügenden Phantasie erblickt? Und würde die herrliche Gediegenheit der Charaktere nicht darunter gelitten haben, wenn man ihre festen Konture durch ein Bestreben nach dem Idealen verwischt und verblasen hätte? Eben diese Gediegenheit, entgegnete man, fehlt; selbst die Individualitäten sind da und dort in dem Bilde ausgelöscht. Der Wirth zum goldenen Löwen ist ein Herr Fallner geworden, nicht mehr der Mann, der manchen vornehmen Reisenden bey sich aufgenommen und von Welthändel und Weltsitte so manches erfahren, so manches sich angeeignet hat und gerne sähe, daß sein Sohn, den er deßhalb etwas lernen ließ, sich einverbrächte, wie er denn im Gedichte mit wohlgefälliger Eitelkeit von sich selbst sagt: daß, wenn er eine Erziehung wie sein Sohn erhalten hätte, er wahrlich nicht Wirth zum goldenen Löwen wäre. Gleicherweise ist der Apotheker kein Spießbürger, sondern ein erfahrener, weltkluger und dabey treuherziger Humorist. Der Pfarrherr, ein Jüngling, näher dem Mann und die Zierde der Stadt, hat sich zum Rektor verflucht und steht nun gar nicht mehr in dieser würdigen ja heiligen Beziehung zu der Familie. Dorothea wird uns nicht als die kräftige, hilfreiche, besonnene und stets Rath schaffende Jungfrau gezeigt; sie erscheint sehr spät in dem Drama und rein leidend, durchaus nicht in der Fülle weiblicher Thatkraft; eben so ist die Mutter durchaus nicht als die thätige Hausfrau gezeigt, die keine Schritte vergebens thut, nicht einmal das Verständige in ihrem Wesen, sondern nur ihre Weichmüthigkeit tritt hervor, so wie das Ganze überhaupt ins Sentimentale übersezt, alles Kräftige und Thätige verbannt und nicht ein einziger der vielen herrlichen Kernsprüche des Gedichtes benuzt ist. Was aber dem Drama nun vollends seine ganze Haltung, seinen nationalen und historischen Werth raubt und es in die Gattung prosaischer Familiengemälde hinabzieht; das ist der Mangel des geschichtlichen Hintergrundes, der das Goethe'sche Idyll zu der Würde eines Epos erhebt. Das Drama zeigt uns weder die Vertriebenen in ihrem hilflosen Zustande, noch sagt es uns, daß es Opfer der größten Begebenheit unserer Zeit, der französischen Umwälzung sind. Wir sehen die Unglücklichen nicht, kennen sie nicht, wissen nicht, woher sie kommen, noch wohin sie wollen, und indem wir kein Interesse für die Unsichtbaren nehmen können, fehlt uns der ganze Gegensatz des Stückes, der dunkle blutreiche französische Hintergrund, von dem sich das sittig beschränkte und verständige deutsche Familienleben, so herrlich in dem Gedichte abhebt. — Dieß die bedeutendsten Einwürfe unsrer Freunde. Ob es der Raum eines darstellbaren Dramas gestatte, allen diesen Forderungen Genüge zu leisten, mögen die praktischen Theaterdichter entscheiden, bis dahin sey es uns erlaubt daran zu zweifeln; gleicherweise daran, daß die verlangten kräftigen Charaktere dieselbe Wirkung hervorgebracht hätte, als die etwas weicher gehaltenen des Dramas. Dorotheas spätes Erscheinen gehört zu den Theatereffekten und wer diese vornehmerweise gänzlich verwirft, kennt entweder die Bretter nicht, oder verlangt ein Theaterpublikum, wie es — wenigstens bis heute — nicht existirt. So durfte auch die Geschichte des früheren Verlobungsringes nicht erwähnt werden, wenn anders Dorothea als eine konventionell-bühnenreiche Jungfrau erscheinen sollte. Das Einzige, was wir, bey der Vorliebe für dieses Stück, unsern Gegnern einräumen können, ist das Geständniß, daß je nach der verschiedenen Auffassung des inhaltreichen Gedichtes, es zu den verschiedenartigsten Dramen den Stoff darbieten kann; daß es aber einen deutschen Sophokles erforderte, um dem deutschen Homer gleich zu kommen. Was die Darstellung betrifft, so würden wir hinsichtlich ihrer nur wiederholen, was wir von dem Stücke selbst gesagt haben. Referent kann sich nichts vollkommneres denken, als das Spiel des Herrn und der Mad. Wolff und freut sich zum voraus auf dessen versprochener Auseinandersezung in der Spener'schen Zeitung. Mad. Stich nennen wir hinsichtlich ihrer lebendigen und fleißigen Darstellung nur deßhalb nach jenen beyden Künstlern, weil der Dichter ihre Rolle weniger hervorgehoben hat. Herr Revenstein war nicht nur eine angenehme Erscheinung, sondern nach dem allgemeinen wie nach unserm Urtheile, untadelhaft in seinem ganzen Wesen. Herr Beschort zeigte sich auch in seiner kleinen Rolle als Meister, so wie Herr Devrient und Herr Lemm das Ihrige zu dem Gelingen des Ganzen beytrugen. Dagegen behaupten unsere Gegner, daß auch die Darstellenden in ein prosaisches Gebiet hinabsanken und daß schon der Kleidung nach weder Mad. Wolff die thätige Hausfrau, noch Herr Wolff der Wirth zum goldenen Löwen war. Die hinreissende Wahrheit ihrer Darstellungen werden aber, selbst die erklärtesten Widersacher des Stückes nicht läugnen können, eben so wenig als den außerordentlichen Effekt, den diese Vorstellung hervorbrachte und der sich überall wiederholen muß, wo man dieses Drama mit Fleiß und Liebe auf die Bühne bringen wird.

Beylage: Literaturblatt Nro. 103.

Nro. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. December 1823.

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht, Verzweiflung ſperret
Ihre Rachen fluchend auf.
Hohl ſind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang nach des Kozytus Brücke,
Folgen thränend ſeinem Trauerlauf;
Fragen ſich einander ängſtlich leiſe:
Ob noch nicht Vollendung ſey? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kreiſe.
Bricht die Senſe des Saturn's entzwey.

Schiller.

Dante's Hölle.

Probe einer neuen Ueberſetzung von Karl Streckfuß.

Fünfter Geſang.

So ging's hinab vom erſten Kreis zum zweyten,
Der größern Schmerz verſchließt an kleinerm Ort,
Wo Wehgeheul und Winſeln ſich verbreiten.
Minos ſteht furchtbar zähneflettſchend dort,
Erforſcht hier alle Schuld, erkennt und ſendet
Dann, je nachdem er ſich umwindet, fort.
Ich ſage, wenn ein Sündenleben endet,
So kommt vor ihn, ſo beichtet ihm der Geiſt.
Der Sündenkenner, der, durch nichts geblendet,
Zum rechten Höllenplatze Jeden weiſt,
Schickt dann ihn ſo viel Grad' hinab zur Hölle,
Als oft er ſich mit ſeinem Schweif umkreiſt.
Von vielem Volk iſt ſtets beſetzt die Schwelle,
Und nach und nach kommt Jeder zum Gericht,
Spricht, hört und eilt zu der beſtimmten Stelle.
Du, der in dieſe Qualbehauſung bricht,
So rief mir Minos, als er mich erſehen,
Und ließ indeß die Uebung großer Pflicht;
Schau wem du traust! Leicht iſt's hineinzugehen,
Doch täuſche nicht dich ein verwegner Drang.
Mein Führer drauf: „Laß dir den Groll vergehen!
Nicht hindre den verhängnißvollen Gang!
Die wollen's dort, die können, was ſie wollen.
Nicht mehr gefragt, denn unſer Weg iſt lang.“
Bald hört' ich nun, wie Jammertön' erſchollen,
Denn ich gelangte nieder zu dem Haus,
Zur Klag' und zum Geheul der Unglücksrollen.
Jedwedes Licht verſtummt' im dunkeln Graus,
Das brüllte, wie, wenn ſich der Sturm erhoben,
Beym Kampf der Winde lautes Meergebraus.
Nie ruht der Höllenwirbelwind vom Toben,
Und reißt zu ihrer Qual die Geiſter fort,
Und dreht ſie um nach unten und nach oben.
Und ſind ſie nun am Rand des Abgrunds dort,
Da heulen ſie, da brüllen ſie und klagen,
Und fluchen Gott mit wildverruchtem Wort.
Und ich vernahm hier, daß zu ſolchen Plagen
Verdammt die fleiſchlichen Verbrecher ſind,
Die mit dem Triebe die Vernunft verjagen.
Wie, irren Fluges, wenn der Froſt beginnt,
Ein dichtgedrängter breiter Troß von Staaren,
So ſieht man ſie in jenem Wirbelwind
Hierhin und dort, hinauf, hinunter fahren,
Geſtärkt von keiner Hoffnung, mindres Leid,
Geſchweige jemals Ruhe zu erfahren.
Wie Kraniche, zum Streifen lang gereiht,
In hoher Luft die Klagelieder krächzen,
So ſah ich von des Sturms Gewaltſamkeit
Die Schatten hergeweht mit bangem Aechzen.
„Wer ſind die, Meiſter, welche her und hin
Der Sturmwind treibt, und die nach Ruhe lechzen?“
So ich. — Und er: Des Zuges Führerin,
Von welchem du gewünſcht Bericht zu hören,
War vieler Zungen große Kaiſerin.
Sie ließ von Wolluſt alſo ſich bethören,
Daß ſie für das Gelüſt Geſetz' erfand,
Um nur der tiefen Schmach ſich zu erwehren.
Sie iſt Semiramis, wie allbekannt,
Nachfolgerin des Ninus, ihres Gatten,
Einſt herrſchend in des Sultans Stadt und Land.
Dann ſie, die, ungetreu Sichäus Schatten,
Aus Liebe ſich dem Tode ſelbſt geweiht.
Sieh dann Kleopatra'n im Flug ermatten.“
Auch Helena, die Urſach böſer Zeit,
Achillen ſah ich ſich im Sturme heben,
Den Lieb' hinabgeſtürzt ins letzte Leid.

Den Paris sah ich dort, den Tristan schweben,
Und tausend Andre zeigt' und nannt' er dann,
Die Liebe fortgejagt aus unserm Leben.
Lang' hört' ich den Bericht des Lehrers an,
Von diesen Rittern und den Frau'n der Alten,
Voll Mitleid und voll Angst, bis ich begann:
Mit diesen Zwey'n, die sich zusammen halten,
Die, wie es scheint, so leicht im Sturme sind,
Möcht' ich, o Dichter, gern mich unterhalten.
Und er darauf: „Gib Achtung, wenn der Wind
Sie näher führt, dann bey der Liebe flehe,
Die Beyde führt, da kommen sie geschwind."
Kaum waren sie geweht in unsre Nähe,
Als ich begann: „Gequälte Geister, weilt,
Wenn's Niemand wehrt, und sagt uns euer Wehe."
Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte theilt,
Wenn's mit empor gehaltnen stäten Schwingen
Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt;
So sah ich sie dem Schwarme sich entringen,
Bewegt vom Ruf der heißen Ungeduld,
Und durch den Sturm sich zu uns niederschwingen.
„O du, der uns besucht voll Güt' und Huld
In purpurschwarzer Nacht, uns, die die Erde
Vordem mit Blut getüncht durch unsre Schuld,
Gern bäten wir, daß Fried' und Ruh dir werde,
Wär' uns der Fürst des Weltenalls geneigt,
Denn dich erbarmt der seltsamen Beschwerde.
Wie ihr zu Red' und Hören Lust bezeigt,
So reden wir; so leihn wir euch die Ohren,
Wenn nur, wie eben jetzt, der Sturmwind schweigt.
Ich ward am Meerstrand in der Stadt geboren,
Wo seinen Lauf der Po zur Ruhe lenkt,
Bald mit dem Flußgefolg' im Meer verloren.
Die Liebe, die in edles Herz sich senkt,
Fing diesen durch den Leib, den Liebreiz schmückte,
Der mir geraubt ward, wie's noch jetzt mich kränkt.
Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte.
Die Liebe hat uns in Ein Grab gesandt —
Kaina harret deß, der uns erschlagen."
Der Schatten sprach's, uns kläglich zugewandt.
Vernehmend der bedrängten Seelen Klagen,
Neigt' ich mein Angesicht und stand gebückt.
Was denkst du? hört' ich drauf den Dichter fragen.
Weh, sprach ich, welche Glut, die sie durchzückt,
Welch süßes Sinnen, liebliches Begehren,
Hat sie in dieses Qualenland entrückt?
Drauf säumt' ich nicht zu Jener mich zu kehren;
„Franziska! so begann ich nun, dein Leid
Drängt mir in's Aug' fromme Mitleidszähren.
Doch sage mir: In süßer Seufzer Zeit,
Wodurch und wie verrieth die Lieb' euch Beyden
Den zweifelhaften Wunsch der Zärtlichkeit?"
Und sie zu mir: „Gibts wohl ein größres Leiden;
Als schöner Zeit Erinn'rung bey der Wuth
Des Mißgeschicks? Dein Meister mag's entscheiden.
Doch forschest du dem Ursprung unsrer Glut
So eifrig nach, so sollst du ihn erfahren
Durch meine Red' und meine Thränenfluth.
Wir lasen einst zur Lust von den Gefahren
Des Lancilott und wie ihn Lieb' umwand,
Wobey wir einsam und ohn' Argwohn waren.
Oft war beym Lesen unser Blick entbrannt,
Und unsre Wang' entfärbt — doch eine Stelle,
Nur eine war es, die uns überwand.
Denn wie des heiß ersehnten Lächelns Quelle
Im Buche küßt der Buhle, stolz und hehr,
Da naht' auch mir mein ewiger Geselle,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er —
Galeotto war das Buch, und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr."
Der eine Schatten sprach's, der andre faßte
Sich kaum vor Weinen, und mir schwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

Die Weihnachtsfestlichkeiten in England.

(Beschluß.)

Die Zeit von Weihnachten bis zum neuen Jahr nennt man die Feyertagswoche. Die bessern Volksklassen bringen dieselbe mit gegenseitigen Besuchen zu, und die so gebildeten Gesellschaften, obgleich mehr vermischt, sind ziemlich von demselben Charakter, als wie an dem bereits beschriebenen Weihnachtstage selbst, d. h. sie sind meistens freyer und ungezwungener, und daher weit angenehmer, als die Gesellschaften, welche sonst im Jahre statt finden, wozu meistens die Gegenwart der Kinder ein Großes beyträgt. Bey dem gemeinen Volk ist diese Zeit gänzlich dem Vergnügen gewidmet, d. h. dem besten Stellvertreter desselben, den sie finden können, welches in der That wenig besser ist, als eine Reihe roher, toller und zweckloser Verschwendungen. In den Schauspielhäusern versammeln sie sich zu Haufen, und hier bildet sich der merkwürdigste Auftritt. An diesen Abenden gleicht das Theater mehr einem Bärengarten, als dem Schauplatz einer vernünftigen Unterhaltung. Vom Stillschweigen hat die Menge keinen Begriff; sie kommt, um die Pantomime zu sehen, und bis diese kommt, kümmert sie sich wenig um alles Andere, was man vor ihr aufführt, sondern unterhält sich durch Singen, Pfeifen, Schreyen, Boren, wirft Orangenschalen in das Parterre, und läßt Hüte und Mützen hinabfallen, blos um des Vergnügens willen, solche mittelst zwanzig aneinandergebundener schmutziger Taschentücher wieder heraufzuziehen, welches unter dem Beyfallrufen und Klatschen Aller geschieht, welche nicht nahe genug sind, um an der Operation Theil zu nehmen. Während der ersten drey oder vier Nächte nach Weihnachten ist es unmöglich, in der ersten halben Stunde ein Wort von der Bühne zu hören, und während des ganzen Abends vernimmt man höchstens ein Wort unter zehen, so groß ist der Lärm in den Gallerien, wo die Klassen, von denen ich hier rede, sich meistens versammeln.

Der Neujahrstag wird in England nicht weiter beachtet, sondern als einer der Tage in der Weihnachtszeit angesehen. Die Familie kommt dann gewöhnlich in dem Hause eines der jüngern Zweige zusammen, und die Un-

terhaltung ist eine bloße Wiederholung des Weihnachtsfestes, indem fast dieselben Personen wieder Theil daran nehmen.

Der lezte eigentliche Feyertag in dieser Zeit des Lustigmachens ist der zwölfte Tag, unser Dreykönigstag. Und, um die Wahrheit zu gestehen, derselbe wird auf eine angenehmere, und eines Namens würdigere Art gefeyert, als bey uns. Die Ursache davon ist wahrscheinlich die, daß er hier noch ausschließlicher den Kindern geweihet ist. Die Unterhaltungen fangen erst des Abends an, den man ein paar Stunden früher einbrechen läßt, damit die Kinder nicht zu spät aufbleiben. Sie fangen gewöhnlich mit Tanzen an. Nachdem dieß eine oder anderthalb Stunden gedauert, und man mehrere leichte Erfrischungen herumgereicht hat, fängt man verschiedene Spiele an, von der Art, daß alle Theil daran nehmen können. Nach einiger Zeit kommt das Abendessen, gewöhnlich kalt, woran die ältern Gäste Theil nehmen, und dann kommt der große Gegenstand der Versammlung: die Feyer des Gebrauchs, welcher ehemals in so vielen andern Theilen von Europa herrschte, der aber jezt beynahe überall aufgehört hat, oder doch in ein Kinderspiel verwandelt worden ist, obgleich es sonst eine Hoffeyerlichkeit war. Es ist dieß nämlich das Auftragen eines großen Königskuchen und das Ziehen von Loosen für die Namen und Personen, welche die Gesellschaft für den übrigen Theil des Abends zu spielen hat, und für die größern oder kleinern Stücke Kuchen, die mit jedem Loose, je nach dem Range, welchen es bezeichnet, verbunden sind. Die Erwartung dieses Augenblicks ist es, welche jedes gegenwärtige junge Herz erfüllt, nicht nur während dieses Abends, sondern Tage und Wochen lang vorher; es war das Bild dieses Auftritts, welches während aller vorhergehenden Spiele ihnen vor Augen schwebte, und der große Augenblick, wo ihre Hände in den Hut greifen, um das entscheidende Loos herauszuziehen, ist eine Periode in ihrem kleinen Leben. Während dieses Ziehens muß Alles stille seyn, und Niemand darf in sein Loos blicken, bis alle Uebrigen bereit sind die ihrigen zu öffnen; dann wird das Zeichen gegeben, und ein Jedes hat der Gesellschaft seinen ihm zugefallenen Titel bekannt zu machen, bey welchem er dann für den Abend genannt wird. Wenn dieser Gebrauch nicht so gut zur Unterhaltung benuzt wird, als er es werden könnte, so endigt er doch sehr angenehm den Abend, und ist oft die Gelegenheit, um recht interessante Entwicklungen des Charakters, der Gemüthsanlage und der Talente zu zeigen.

Die Untersuchung der Loose und die daraus entstehenden Scherze dauern ungefähr eine Stunde, und dann schließt gewöhnlich ein anderes Spiel den Abend, welches dieser Periode eigen ist, und mehr Gelächter erregt, als alles Vorhergehende. Dieses nennt man Snap-dragon. Man trägt eine große irdene Schüssel auf, welche zur Hälfte mit Arrak, in welchen Rosinen geweicht sind, angefüllt ist. Die Schüssel wird auf einen runden Tisch mitten im Zimmer gestellt, Feuer und Kerzen werden verdeckt, das Zimmer gänzlich verfinstert, und der Branntwein angezündet, und der Spaß besteht in dem drolligen Anblick, welchen das blaue Licht des brennenden Weingeistes denen gibt, welche die Rosinen aus der Schüssel herausholen und sie brennend verzehren. Wenn dieß vorüber ist, werden die Lichter wieder angezündet, und die kleinen Leute begeben sich nach Hause, um noch Wochen lang von ihrer Unterhaltung zu schwatzen und zu träumen.

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von J. P. F. Richter.

(Fortsetzung.)

So viel aus dem Eingange zu des Kandidaten Richter Tagebuch. Wie treu er sich darin selber Wort gehalten, ersieht die ganze Nachwelt aus seinen spätern Werken, in welchen er seine in Spiritus oder Geist aufbewahrten Empfindungen an seine verschiedenen Helden und Heldinnen vertheilt hat. Aber statt des Fruchtspeichers von den auf der Reise mit dem Fürsten Nikolaus aufgelesenen geographischen, historischen und andern Körnern geb' ich hier dem Leser des Taschenbuchs blos als Aehrenlese, einige seiner Bemerkungen über Fürsten und Höfe, welche er schon auf dem kurzen Wege bis nach Lukasstadt gemacht als Reisegesellschafter und Wetterprophet des Fürstapothekers, eines Herrn, dem und dessen Hofe dieser Schriftsteller die sonst unerklärliche Weltkenntnis in allen seinen spätern Werken allein verdankt. Hier z. B.

„Huldige als Mann lieber der Hofdame, als der schon verwöhnten Fürstin, jene wirkt für dich bey dieser."

„Fürsten schmeicheln selber, weil sie immer geschmeichelt werden."

„Viele Kabinet- und Hoffeinheiten borgen einen Schein ihres feinern Gewebes von der Größe der Zwecke und den Personen. Dieselben Feinheiten werden oft von niedrigen Personen für kleinere Verhältnisse angewandt, aber weniger geachtet."

„Fürsten gewöhnen sich durch ihre Hofleute eine glatte Kälte und eine Zurückhaltung auch gegen das Volk an, das sich aber schwerer in sie findet."

„Der äußere Hofmann wirkt auf die Fürsten nur als ein flüchtiges Reizmittel; der innere versteckte — der oft in einer bürgerlichen, rauhen, unhöflichen Schale stecken kann — wie ein unscheinbarer Zauberbrand. Die Hauptsache ist, sie mit sich selber zufrieden zu stellen, was nicht jedes Loben vermag, nur das eines von ihnen Geachteten oder Geglaubten."

„Ein Fürst, der sich regieren läßt, schafft gerade das, was er selber am wenigsten ist, Despoten und ungerechte Gewalthaber. Das Volk traut ihm stets mehr Liebe und Gerechtigkeit als seinem Stellvertreter zu, und sagt daher: „Käm' es nur vor unsern Herrn.“

„Wenn auch alles in den Großen und Fürsten durch Sättigung erstirbt und erstickt, so grünt doch die Eitelkeit noch fort.“

„Nach den hohen Ständen behaupten vielleicht nur die niedrigen den besten Anstand vor Fürsten, nicht so gut der mittlere Stand, zumal der gelehrte.“

„Der Fürst hat zum Glauben an viele Heuchler und Undankbare gar nicht Unglauben an die Menschheit, sondern nur seine Thronhöhe nöthig, von wo aus ihm die Mehrheit der Schuldigen nothwendig mit der Mehrheit der Abhängigen wachsen muß. Ein Privatmann aber kann das Glück haben, in seinem so engen Kreise mehr Gute als Böse, ja im engsten, in seinem Hause blos Gute anzutreffen, und darnach die Menschheit zu schätzen und zu überschätzen.“

Sogar eine Bemerkung fast ironischer Art kommt schon so früh bei Richter vor: „Fürsten können eigentlich nur ihres Gleichen, nicht einmal Hofleute — sonst würden sie diesen weniger trauen — sich recht vorstellen, und das Bürgerpack sammt dem Inhalte solcher kronunfähigen Köpfe können sie sich vollends nicht denken. Schon in dieser Hinsicht könnte man sie Stellvertreter und Ebenbilder der Gottheit nennen, weil nach dem großen Philosophen Duns Scotus — dessen Größe schon allein sein Hörsaal von 30,000 Mann Zuhörer ausspräche — Gott von gar keinem Dinge außer von sich Kenntnis besizt, da seine Unendlichkeit ihm das Denken jedes endlichen oder eingeschränkten Wesens unmöglich macht; welche Unwissenheit über lezte d. h. über die ganze Welt ihn, nach Scotus *) ihn gerade über alle Dinge erhebt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie. Bd. 4.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im November.

Das neue Thor, der kaiserlichen Burg gegenüber, naht sich seiner Vollendung. Dieses Gebäude, dorischer Ordnung, hat eine Länge von 38 Klaftern. Fünf Bogen zeigt der mittlere Theil desselben. Die mittelste Durchfahrt ist für den Hof bestimmt, die beyden nächsten für das Publikum, auf diese folgen rechts und links die Wege für Fußgänger. Zwölf Säulen tragen das Werk von der einen Seite. Zwey Flügeln sind zu Wachstuben auf beyden Enden eingerichtet. Dieß ist die Ansicht des Gebäudes von der Stadt her. Von Außen erblickt man keine Säulen, nur die einfachen doch starken, auf mächtigen Pfeilern ruhenden Bogen. Seitwärts zeigen sich zwey große, halbrunde Fenster. Das Ganze ist im edelsten Styl und in den schönsten Verhältnissen ausgeführt. Falsch ist die Nachricht, die sich hier und da verbreitet hat, daß es eine Nachahmung der berühmten Propyläen der Minervenstadt seyn soll. Außer dem Brandenburger Thor in Berlin hat Deutschland, wenn der Bau des hiesigen Burgthores beendigt ist, schwerlich ein drittes Gebäude dieser Art bis jezt noch aufzuweisen.

Zur Feyer des Namensfestes der Kaiserin wurde auf dem Hoftheater an der Burg Zaire, nach Peucers Uebersetzung gegeben. Das Stück war neu in die Scene gesezt und die Besetzung der Hauptrollen vorzüglich. Die Müller, im Charakter der Zaire, schien alle ihre bisherigen Leistungen zu überbieten. Diese Darstellung war ein gediegenes Ganze, voll schöner Einzelnheiten, die sich zur vollständigen Harmonie vereinigten. Ungetheilter Beyfall lohnte diese junge Künstlerin. Korn gab den Drosmann mit seiner kunstverständiger Entwickelung. Gemüth und Verstand hatten gleichen Antheil an der glücklichen Lösung dieser Aufgabe. Wir sahen früher eine Darstellung dieses Charakters, die an das Komische streifte, indessen war sie darum nicht weniger ernstlich gemeint, also nur verfehlt. Heurteur zeigte sich als Lusignan in seinem glänzenden Wirkungskreis. Dieser Künstler bringt in solchen Rollen mit scheinbar geringem Aufwand eine seltne Wirkung hervor. Jedes Wort dringt in das Gemüth der Zuschauer. Dieses Trauerspiel ist seitdem mehrmals wiederholt worden. —

Auf dem Hoftheater am Kärnthnerthor wurde an demselben Abend Mozarts Titus, neu in die Scene gesezt, aufgeführt. Die Versammlung war zahlreich und das Entzücken, dieses Kunstwerk zu hören, steigerte sich vom Anfang bis zum Ende. Hier ist Gesang und Deklamation, Charakteristik und Harmonie, Erhabenheit und Anmuth — und Alles, was eine Oper haben muß, um ein klassisches Werk genannt zu werden. Die Sängerin Waldmüller leistet Vorzügliches in dem Parth des Sextus. Sie war einige Zeit vom Theater entfernt, ist aber jezt wieder in Wirksamkeit getreten, seit dem Abgang der Schütz, die auf dem deutschen Theater in Amsterdam Furor machen soll. Man nennt sie dort — wenn ich mich nicht irre — die Wiener Catalani. Der Name thut nichts zur Sache. Es könnte aber doch zu einem fatalen Mißverständniß Anlaß geben, wenn eine gewisse lokale Posse dort gegeben würde, worin der wackere Komiker, J. Schuster, auch eine Catalani macht. — Früher als Titus wurde Rossinis Inganno Felice, zum Erstenmal in deutscher Sprache, unter dem Titel: „Glückliche Täuschung“ aufgeführt. Sonst hatte man es nur im Italienischen gehört. Mit dieser Oper begann Rossini seine musikalische Laufbahn. Sie wurde für eine akesische Familie um einen geringen Preis geschrieben. Seitdem läßt sich der Maestro besser honoriren und hat Recht. — Euryanthe ist seit meinem lezten Schreiben, bis zum heutigen Tag, nur einmal auf der Scene gewesen, an Sonntagen. Das Haus wurde immer lichtrer; man hat ihr den Freyschütz zur Begleitung gegeben, der Zauber will indessen keine Wirkung auf die fromme Schöne äußern. Das Werk ist ohne Zweifel eben so oft besungen als aufgeführt worden. Ein Beweis, daß Sang und Klang einem Kunstwerke den Werth nicht verleihen kann, der ihm zu mangeln scheint. „Laßt ruhen eure Harfen, ihr Barden in den Hallen und — den Hyksten!“ Ein Werk vorher zu krönen, bevor man es gehört hat, ist etwas übereilt. Wollte Gott, Euryanthe hätte recht sehr gefallen, wir hätten dann eine Oper, die man zehn, zwanzig Mal hören kann, und dann immer etwas wieder daraus — gleichsam einen frischen Trunk aus einer unerschöpflichen Quelle des Genusses. Nun muß man ewig Rossini, und nichts als Rossini hören, und ihr wißt, lieben Leute, daß man an diesem W. gar nichts hört. — „Che cosa? gar nix hör'! Ist freylich keine philosophische Musik, aber eine musikalische Musik — cospetto!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 304:

Landsturm.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Nro. 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. December 1823.

— — Verhängt ist Weh und Untergang der Stadt:
Ein brand'ger Dunst, gleich eines Tophofens Qualm
Verbreitet blau Gewölke. Fliehn wir ungesäumt,
Daß nicht die Raugluth Schuld'ge, als Unschuld'ge,
Ereilend All', in Ate's Todesnetz verstrickt!

S.....

Das verheerende Erdbeben in Ober-Syrien vom August 1822, beschrieben durch den französischen Vice-Konsul in Lattakieh, Herrn Ch. Ed. Guys.

Syrien ist ein Land der Vulkane und Erdbeben. Diese leztern zumal sind sehr häufig. Die Geschichte erwähnt mehrerer, welche in Antiochien, Laodicea, Tripolis, Beyrout, Seyda, Tyrus u. s. w. große Veränderungen herbeyführten. Zu den neuesten gehört dasjenige von 1759, welches sehr bedeutsame Verheerungen anrichtete, und im Gebirge des Libanon lange andauernd verspürt ward. — Im Jahr 1783 trat in Aleppo eine heftige Erschütterung ein; im April 1796 wurde die Stadt Lattakieh größtentheils verschüttet und über zweytausend ihrer Einwohner getödtet.

Seit dieser Zeit waren nur leichte Erdstöße verspürt worden. Ich erinnere mich zweyer im Jahr 1811 während meines damaligen Vice-Konsulats; vier oder fünf Jahre früher befand ich mich in Tripolis, während des Erdbebens, welches auch Kandia verschüttet hat *).

Zu Ende Julius 1822 war die Hitze außerordentlich, wie ich sie in solchem Grade während meines ersten Aufenthalts in Syrien nie erlitten zu haben glaube. Sie dauerte bis zum 11. August, wo frischer Seewind eintrat. Der Himmel überzog sich, für diese Jahrszeit ungewöhnlich, mit Wolken, gegen Abend sah man Wetterleuchten und es regnete öfters. So verhielt sich's am 12ten und 13ten. Gegen Abend des leztern Tags trat Windstille ein, und alsbald ward ein Beben gefühlt, worauf jedoch Niemand viele Acht legte. Eben so wenig schreckte dasjenige um neun Uhr, dem nun aber äußerst heftige Stöße folgten. Diese waren Anfangs wagerecht, nachher wurden sie senkrecht, und jezt stürzten die Häuser zusammen. Ich erwartete jeden Augenblick den Einsturz des Konsulat-Gebäudes, das jedoch den bey vierzig Sekunden andauernden vielfachen Bewegungen, mitten unter den ringsum sich bildenden Ruinen, Stand hielt. Ein Drittheil der Stadt ungefähr ward verschüttet; weil aber die Häuser niedrig und alle mit Höfen oder Gärten versehen sind; und auch ein großer Theil der Einwohner auf dem Lande lebte, so fanden sich der getödteten oder verwundeten Personen nur ungefähr zweyhundert.

In la Marine *) stürzte das (freylich längst baufällige) Schloß ein, und die Moschee sowol als der große Tabacks-Khan, welche beyde seit dem Erdbeben von 1796 neu erbaut waren, die Douane, die meisten Häuser und Magazine erlitten große Beschädigungen; Menschen kamen hier nur wenige um, da der Ort, seit der Hafen großentheils versandet ist, ziemlich unbewohnt bleibt.

Die Unglücks-Botschaften von außen folgten nun schnell auf einander. Aus Gibelette **) konnten nur wenige Be-

*) Diese Stadt ist auf der Insel Kandia gelegen.

*) Ein Marktflecken zunächst beym Hafen von Lattakieh, eine Viertelmeile von der Stadt.

**) Eine kleine Seestadt, fünf Meilen von Lattakieh.

wohner sich retten, um den Untergang der Stadt zu verkünden. Die große und schöne Moschee, worin Sultan Ibrahim's des ersten verehrtes Grabmal liegt, mochte den Erdstößen nicht widerstehen. Ein ganzer Flügel des von den Kreuzfahrern auf einem Hügel erbauten festen Schlosses Markab stürzte zusammen. In südlicher Richtung fortschreitend war das Erdbeben in Tortosa, Tripolis, am Libanon, in Seyda und Jerusalem verspürt worden.

Mehrere östlich und nördlich gelegene Dörfer wurden zerstört, wie auch Gisser-il-Chourl, eine kleine am Oronto und an der Straße von Lattakieh nach Aleppo gelegene Stadt. Auch diese leztgenannte große und schöne Stadt wurde verheert. Das Gerücht ging, ein Drittheil ihrer Bevölkerung sey um's Leben gekommen: nachher zeigte sich's, daß die Zahl der Todten nicht über 8000 betrug. Wenige Europäer sind verunglückt; unter den namhaften befindet sich der östreichische Konsul. Der französische General-Konsul, Herr Lesseps, versammelte bey Tagesanbruch die französischen Angehörigen und führte sie in einen Garten, wo Zelte aufgeschlagen wurden, an deren Stelle seither hölzerne Baracken gekommen sind.

Das Erdbeben hat Alexandrette noch vollends zerstört, und es ward dasselbe bis in die am nördlichen Ende Syriens gelegene Stadt Antab verspürt. Die Städtchen Jsip und Riba haben bedeutend gelitten.

Der große Erschütterungsheerd scheint zwischen Gisser-il-Chourl und Antiochien befindlich gewesen zu seyn. Man hat Flammen von einem zwischen diesen zwey Städten gelegenen Berge ausbrechen gesehen. Ein anderer stürzte ein und änderte durch Eindämmung seiner Gewässer das Bett vom Orontflusse. Wären die Häuser nicht eben so vertheilt gewesen, wie in Laodicea, so würde Niemand gerettet worden seyn. Die Verheerung war immerhin noch sehr groß, und Antiochien bedarf geraumer Zeit, um wieder seinen vormaligen Rang einzunehmen.

Mehrere Berge spalteten sich. Bäche vertrockneten und andere erhielten ansehnlichen Zuwachs. Allenthalben, wo heftige Stöße eintraten, ward unterirdisches Getöse bemerkt; an verschiedenen Orten sah man schwefelriechende Dünste aus dem Boden aufsteigen. Ein französisches Fahrzeug, das von der Jnsel Cypern nach Lattakieh überfuhr, und sich gerade in Mitte des Kanals befand, ward bey übrigens windstiller See in die Höhe gehoben. Wir vernahmen, die Erschütterung sey auch in Larnaca verspürt worden.

Jch hatte mich aus meiner Wohnung in den Garten, und von diesem in denjenigen der Väter des heiligen Landes begeben, welcher größer ist, und dessen anstoßendes Klostergebäude, obgleich ansehnlich beschädigt, doch weniger dem Einsturz drohte, als das höhere Konsulathaus. Noch in der Nacht des furchtbaren Ereignisses hatte ich meine Landsleute versammelt: kein Europäer ward vermißt. Es gereichte mir dieß zu vielem Troste, und ich umarmte sie alle mit ungemeinem Vergnügen.

Den gewaltsamen und regellosen Stößen folgten schwingende Bewegungen, die in halbstündigen Zwischenräumen bis an den Morgen dauerten. Sie kamen in der Richtung von Nordost, und sezten sich bis Markab fort.

Die Stadt Lattakieh ward gleich folgenden Tags völlig verlassen, mit Ausnahme derjenigen Personen, welche Nachsuchungen anstellen und die Todten wegbringen mußten, so wie einiger Tonfegis (Polizeydiener), welche dem Diebsgesindel, das sich den Anlaß zu Nuze machte, nachstellten. Die Einwohner errichteten Zelte in den umliegenden Ebenen. Das Gleiche thaten diejenigen von Alexandrette und Antiochien. Die Leztern führten alsdann, beym Eintritt des Winters, Baracken auf. Jene von Aleppo kehrten, wie ich höre, wieder in die Stadt zurück, um sich so gut möglich einzurichten. Die Lattakioten thun eben so. Die Kolonie und ich aber haben, wie auch die Franken in Aleppo, hölzerne Zimmer eingerichtet. Denn obgleich ich das Mittelstück des Konsulathauses, welches allein stehen blieb, herstellen ließ, so sind die Erschütterungen doch zu häufig, um dasselbe zu beziehen.

Es sind nämlich seit dem großen Erdbeben keine fünf oder sechs Tage ohne Erschütterungen vorbeygegangen, welche Mauerwände einstürzten. Es geschieht dieß meist zur Nachtzeit. Jch habe bemerkt, daß die auf den Antillen in den Jahren 1816, 1817 und 1819 statt gefundenen Erdbeben beynahe alle nach Sonnenuntergang erfolgten*).

Lattakieh, am 15. Oktober 1822.

*) Vergl. Annales maritimes, J. 1818. 2r Th. S. 618.

Pilgerblätter.

I.

Pilger und Reisende.

(Fortsezung.)

Signor Torquato, der bis jezt mit niedergeschlagenen Armen im Hintergrunde angelehnt stand, und auch uns wie Unbekannte nur obenhin begrüßt hatte, trat näher, als der junge Maler sein Portefeuille öffnete, und ein Quartblatt mit der Zeichnung der besprochenen Komposition hervorzog; eben so fühlte sich der Engländer, von dem, außer häufigem Gähnen, bisher nichts zu bemerken gewesen war, bedeutend aufgeregt, und wirklich wußten es beyde Stumme geschickt genug zu machen, daß sie, und nicht die eifrigen Stützen jenes Kunstgesprächs, das Blatt zuerst beschauten. „C'est très beau celà; combien ça coute, Monsieur!" ließ sich der Engländer sofort vernehmen, und trat beschei-

den zurück, indem er sich der übrigen Zeichnungen bemächtigte. — „C'est charmant en effet, vous avez bien de talent pour les beaux arts, Monsieur!" sagte der kleine Franzose, der eben auch herantrat. — „Das ist nun wirklich, fing der Lieutenant wieder an, etwas höchst Angenehmes, und kann dann und wann die großen Leiden einer italienischen Reise wohl vergessen machen, daß man aus dem Verkehr mit der Kunst und mit Künstlern gar nicht herauskommt; wie herrlich ist es, einen Genuß wie diesen im Posthause zu haben! Ich kann Sie auf Ehre versichern, meine Gnädige, daß sich dieß sogar bis auf Sicilien erstreckt; in Girgenti hatten wir einen Maler zum Cicerone, dem wir nachher etliche recht gute Bilder abkaufen konnten." — „Das mag denn wohl nur in Sicilien vorkommen," fiel ihm Herr Lukas in die Rede. — Diese Raumbenutzung bey einer so reichen Komposition, und diese so saubere als ausgeführte Zeichnung geben in der That ein vortreffliches Ganze; ich habe viel ähnliche Versuche gesehen, aber wenige, die es so weit gebracht." — „Sie überraschen mich, mein Herr, sagte die Baronin zu ihm, daß Sie über meinen kleinen Protegé so beyfällig sprechen; ich hätte in dem stummen Reisegefährten weder einen Landsmann noch einen Kunstfreund vermuthet, und habe mich überdieß etwas unbehaglich gefühlt, im Lande der Kunst so gar nicht von der Kunst sprechen zu können." — „Ich bin leider auch sehr ungeschickt, davon zu sprechen," antwortete ihr Signor Torquato. — „Mais dites donc, Monsieur le peintre, fiel hier der Franzose ein, vous ne croyez pas que ça fait peur, de voir ces Dames chargées du poids des hommes?" — „Mais vous ne savez donc pas, Monsieur, antwortete die Baronin zu des Malers Hülfe, der kein Französisch verstand, vous ne savez pas le fameux trait de l'histoire, qui est représentée par cette composition? Les femmes de la ville assiégée ayant eu permission d'emporter ce qu'elles auroient de plus precieux, emportent ses maris, sujet autant convenable pour les beaux arts que pour renforcer l'amour conjugal." — „Es ist überhaupt sehr moralisch, und müßte insonderheit zur Erweckung des vaterländischen Gefühls dem historisch-genealogischen Kalender höchst willkommen seyn," sagte Signor Torquato. — „Sehr wahr, daran habe ich wahrhaftig auch gedacht, mein werthester Herr, fiel ihm der Baron in die Rede, indem er aufstand. Das aber ist mein tägliches Bedauern, daß man unsere unerschöpfliche vaterländische Geschichte so wenig für die Kunst benutzt, und sich meistens lieber mit unwahren, oder doch unsichern Legenden behilft. Darum haben wir uns dieses Bildes so sehr erfreut, als wir zuerst die Skizze desselben in Dresden sahen; ja ich hatte gehofft, es zu acquiriren, wenn nicht, ehrlich gesagt, Herr Lukas, wie alle jungen Maler, denen Italien im Kopfe steckt, die Saiten etwas zu hoch gespannt hätte. Auch machten uns Dresdner Kunstrichter irre, denen der Zug der Weinsberger Frauen mit den Männern auf dem Rücken etwas einförmig schien." — „Etwas ungalant ist es doch wohl auch, sagte der Lieutenant, und deßhalb für ein Museum, das die Frau vom Hause betritt, nicht ganz passend." — „Darin muß man bey patriotischen Gegenständen nicht so streng seyn, lieber Lieutenant, sagte die Baronin. Habe ich mir doch Eginhard und Emma gefallen lassen wegen der wahren Liebe der Prinzessin und Kaiser Karls Großmuth, obwol die Geschichte etwas gewöhnlich wird. In weit mehrern Geschichten haben wir die Herren zu unsern Füßen; das ist dann wahre Satisfaktion." — „Das ist nicht mehr als unsere Schuldigkeit, meine Gnädige," erwiederte der Lieutenant. — „Ich hatte die Idee, eine Gruppe aus jenem Bilde zu entnehmen. Haben Sie wohl diese Figur bemerkt, deren Wuchs und Haltung man der meinigen vielleicht allzugütig verglichen hat?" — „Wahrhaftig, meine Gnädige, eine frappante Aehnlichkeit! Ganz Ihre königliche Gestalt!" — „Ich wollte uns in dieser Gruppe proträtiren und in der Komposition die Liebe zu meinem Gemahl symbolisch andeuten lassen, an die Stelle des Kaisers sollten, nach dem Rath eines erfahrnen Kunstfreundes, meine Verwandten kommen, die, unserer Verbindung entgegen, mein Vermögen an eine andere Person bringen wollten. Da wir deutschen Frauen es uns zum Ruhme rechnen, unsere Männer auf den Händen zu tragen, so können wir uns, um die vaterländische Geschichte zu benutzen, wohl auch einmal mit der Kraft unsers Rückens versuchen. Wollen Sie glauben, daß nicht ich dagegen protestirt habe, sondern mein Gemahl, der sich fürchtete, ohne seine Uniform gegen mein allerdings ganz hübsches Kostüm allzusehr abzustechen?" — „Dein Wort in Ehren, fiel dieser ein, dagegen kann Herr Lukas zeugen, der mich damals nicht wenig pikirte, weil er erklärte, keine Uniformen malen zu wollen." — „Dazu, mein bester Herr Baron, hatte ich sehr gute Gründe, versezte jener. Der Künstler kann unmöglich ....."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin im Dezember.

Der 1ste Dezember war für unsre Bühne der feyerliche Tag, an welchem Ihre Königl. Hoheit die Kronprinzessin das hiesige große Opernheater mit Ihrer höchsten Gegenwart beehrten. Der Saal war glänzend erleuchtet; die große Königl. Loge geschmackvoll mit Blumengewinden verziert; der erste Rang mit den fremden Gesandtschaften und den höchsten Staatsbeamten, die Herren im großen Kostüm, die Damen im festlichen Schmucke, besetzt und das ganze Haus überfüllt von den Ausgesuchteren der Hauptstadt. Früher als gewöhnlich hatten sich die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses und die hier anwesenden fremden Fürsten und Fürstinnen eingefunden. Diese hohe Herrschaften gingen sämmtlich, als die Ankunft der Kronprinzessin gemeldet wurde, bis in das Vorzimmer der Loge Ihrer Königl. Hoheit entgegen, welche von Sr. Maj. dem Könige eingeführt wurde. Jezt als die Trompeten und Pauken zu

schmettern und zu wirbeln begannen, blieben auch Allerhöchst Dieselben zurück und die Kronprinzessin, die allein bis an die Brüstung der Loge trat, empfing die jubelnden Huldigungen der großen glänzenden Versammlung, mit der Ihr eigenen Herzlichkeit und Grazie, so daß sich der laute Freudenruf der Begeisterung bey jeder Wiederholung, bey jedem huldreichen Gruße der verehrten Fürstin, mächtig verdoppelte. Der Muse des Tanzes war es vergönnt, die Gemahlin des Thronerben zuerst in den Hallen der Kunst zu begrüßen. Ein in vielen Beziehungen äußerst zarter Gedanke war in diesem Festtanze ausgedrückt. Die Rückkehr des Frühlings, die mit magischer Tänsmung auf der Bühne dargestellt wurde, erinnerte an den herrlichsten Schmuck des Throns und des Landes, den wir so lang entbehrt und der uns nun so freundlich wieder gegönnt ward. Die Siegesgöttin und die kriegerischen Kampfspiele führten uns die jüngstverflossene Zeit unsers militärischen Ruhmes vor und die Liebe, die den Anführer der Helden mit der Schönheit und Huld verbündet, war kaum eine Allegorie zu nennen, da es die Wahrheit selbst war. Als jezt zum Schlusse des sinnig erdachten Festspieles der Bogen des Friedens im Hintergrunde der Scene erschien und in demselben der hohe gefeyerte Name Elisabeth strahlte, erhob sich von neuem das ganze Auditorium, sich ehrfurchtsvoll und freudig gegen die erhabene Neuvermählte wendend und herzlich wieder ertönte der freudige Jubelruf, indessen sich die geliebte Fürstin huldvoll verneigte. Darauf hatte Herr Kreutzer die Ehre, daß die von demselben komponirte Oper Libussa dargestellt wurde. Daß nach dem festlichen Empfange Ihrer Königl. Hoheit an diesem Abend keine laute Beyfallsbezeugungen färder gespendet werden konnten, versteht sich von selbst und man würde sehr unrecht thun, hieraus zu schließen, daß die Oper nicht gefallen habe. Im Gegentheil das Finale des zweyten Aktes und überhaupt alle Ensemble-Stücke machten großen Eindruck, obgleich die allgemeine Aufmerksamkeit an diesem Tage nicht ausschließlich auf die Bühne gerichtet war. Auch spannte die Länge der Vorstellung vielleicht ab; obgleich dieses dem Komponisten nicht zugerechnet werden darf, da das Werk nicht auf die Ballette berechnet ist, die hier eingelegt wurden. Der Fackeltanz zu Ende der Oper, bey welcher wieder der Namenszug der Hochgefeyerten erschien, war das Signal zu neuen Freudenbezeugungen, und mit diesen endete die Festlichkeit des heutigen Tages. — Während das eben Angedeutete im großen Opernhause sich begab, ward im Schauspielhause eine der vortrefflichsten Darstellungen der hiesigen Bühne: Donna Diana gegeben und vorher von Mad. Stich eine Festrede, verfaßt von dem Hrn. Dr. Förster, gesprochen, die sich von Allem, was bisher in dieser Art gedichtet worden, auf eine glänzende Weise auszeichnet. Sie zeigt von einem eben so großartigen poetischen Talente, als von fester und treuvaterländischer Gesinnung und ist eben so gedrängt und konzis im Ausdruck, als überraschend hinsichtlich der Erfindung und eigenthümlich in der Form. Leider gestattet es der Raum dieser Blätter nicht, sie hier dem Leser mitzutheilen, den man auf die Berliner Zeitungen verweisen will, um ihm einen ächt-poetischen Genuß zu verschaffen. Wie Madame Stich diese schöne Rede gesprochen hat, braucht und vermag nicht gesagt zu werden, da sie nur das Vollendete vermag und dieses nicht beschrieben werden kann. Der lauteste Beyfall lohnte die darstellende Künstlerin wie den bewährten Dichter.

Wien, im November.

(Fortsetzung.)

Ein sogenanntes anakreontisches Ballet: der neue Narziß, hat kein Glück gemacht. Es ist so leer und hohl, wie der Kopf eines eitlen Gecken. Der Erfinder, Herr Taglioni, repräsentirte den Narciß. Solche Rollen sollte er sich jezt ersparen können. Dieser Narciß wird, seiner Verachtung der Liebe wegen, von Amor in ein Ungeheuer verwandelt — das macht sich. Der Administration des Theaters ist der Pacht aufgekündigt, nach der bestehenden Uebereinkunft, daß dieser Fall zu Ende des zweyten Jahres eintreten, und somit die Verwaltung am Schluß des dritten in andere Hände übergehen könne, sonst aber erst nach einer Dauer von zehn Jahren weitern Verfügungen unterliege. Viele Stimmen vereinigen sich in dem Wunsch (es ist nicht zu läugnen), daß dieses Theater, getrennt von dem großen Vorstadt-Theater, wieder an den Schutz einer Behörde kommen möge, die allein ein solches Institut auf einen der Kaiserstadt würdigen Standpunkt erheben und darauf erhalten kann.

In zwey Akademien, die kürzlich, statt der den Balletd gewöhnlich vorangehenden Singspiele gegeben wurden, hat sich der Virtuos auf dem Pianoforte, J. Moscheles, nach seiner Zurückkunft aus England, wieder hören lassen. Seine Erscheinung verursachte große Bewegung unter den Kunstfreunden, die hier in bedeutender Zahl versammelt sind. Man hörte an öffentlichen Orten überall von der bevorstehenden Akademie reden. „Heute werd ich einen Genuß haben, der wird einzig seyn!“ — Mir schmeckt heut kein Bissen, wenn's Rößratel und Schnecken mit Green wären, bis ich nit im Theater war.“ — Werden Sie den Moscheles hören? — werden Sie hören den Moscheles? — wann Sie werden gehört haben den M., werden Sie sagen: das ist ein Vertuos!“ — Und Alle haben Recht. M. ist wirklich ein Virtuos, der dem Kunstfreund einen Genuß bereitet, über den er wohl einmal Essen und Trinken vergessen mag. An Zartheit und Nettigkeit des Spiels soll der Künstler noch gewonnen haben. In der freyen Phantasie, im Ausdruck des Gefühles behauptet Hummel wohl den Vorrang, der mehr Erfindungskraft besitzt, überhaupt mehr Tondichter ist. In der ungehemmten Geläufigkeit der Finger und der damit verbundenen außerordentlichen Leichtigkeit darf M. schwerlich einen Nebenbuhler scheuen. Er macht mit beyden Händen zugleich Oktavengänge mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, als ob es halbe Töne wären. Auch seine eigenen Kompositionen haben gewonnen. Unter den israelitischen Dilettanti herrschte besonders große Lebendigkeit. Moscheles wird wieder nach London reisen, und seine Winter-Konzerte dort geben, die bedeutende Summen eintragen, aber auch mit außerordentlichen Kosten und Abgaben verbunden sind, daher nur ein sehr beliebter Künstler auf einen glücklichen Erfolg rechnen darf.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde neu gegeben: Sympathie, Lustspiel in zwey Aufzügen, von Lebrün. Das Stück ist weder kalt noch warm. Es hat wohl einige komische Züge, diese erregen Lachen, sie ergötzen aber nicht. Und was soll denn dargethan werden? Daß die Sympathie nicht Sympathie ist, oder daß ihre Wirkungen sich nicht berechnen lassen? Das Letztere versteht sich von selbst. Das Stück ist leer und weitschweifig: es wollte nicht behagen. — Dann kam der Großpapa in einem Aufzug, nach Scribe und Melesville, von Castelli. Der Charakter des Großpapa ist gut berechnet und wirksam nüancirt, wie sich's erwarten läßt. Die Erscheinung des Veterans Koch in dieser Rolle, worin man ihn, der Uebereinstimmung des Alters wegen, um so lieber sieht, interessirte besonders. Er gibt sie im deutschen Styl, er naturalisirt sie mit vieler Regsamkeit. Das ist zweckmäßig. Die französischen Künstler geben ihm wahrscheinlich einen andern Anstrich, der ist dort angemessen. — (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Nro. 312.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 30. December 1823.

So zeugen die Gräber der Todten für die Lebenden, wie die Dankbarkeit der Lebenden für die Tugend der Todten zeugt.

Bibliſche Geſchichten.

Von Hebel.

39.

Davids königliche Thaten.

Als die Philiſter die Leichname Sauls und ſeiner Söhne auf dem Schlachtfelde gefunden hatten, nahmen ſie ſelbige mit in ihre Heimath, und heften ſie zur Schmach außenwendig an eine ihrer Stadtmauern. Da gedachten die Männer von Jabes an das Heil, das einſt ihr tapferer König ihrer Stadt gebracht hatte, als ſie von den Ammonitern belagert waren, und holten in der Nacht mit eigener Lebensgefahr die theuren Leichname von den Mauern der feindlichen Stadt, und begruben ihre Gebeine in Jabes unter einem Baum.

Es iſt eine ſchöne Grabſtätte unter einem Baum, wie wenn ein müder Wandersmann unter einem ſchattenreichen Baume Kühlung und Erquickung ſucht. Er ſchläft ein Stündlein oder etwas, und ſteht alsdann wieder auf. Wiewol die Männer verbrannten zuerſt die Leichname, daß ihnen nie mehr eine Unehre widerfahren möchte.

Als aber David die ehrenwerthe That der Männer von Jabes erfahren hatte, ließ er ſie vor ſich kommen und ſegnete ſie dafür. — „Gott thue an euch Barmherzigkeit und Treue, ſo ſprach er zu ihnen, und ich will auch Gutes an euch thun, daß ihr ſolches gethan habt.“

Alſo ehren gute Menſchen das Andenken ihrer Verſtorbenen und denken noch an ihre Wohlthaten, aber nicht mehr an ihre Fehler.

Nach dieſem griff David die Feinde an, die noch von den Zeiten des Joſua her im Lande waren, und beſiegte ſie. Er zog vor die Stadt Jeruſalem und eroberte ihre Burg, Zion die feſte Burg. Von dieſer Zeit an wohnte er und ſeine Nachfolger in Jeruſalem in der Burg Zion. Es iſt dieſes die nämliche Stadt, in welcher einſt Melchiſedek ein König und Prieſter des höchſten Gottes war, welchem Abraham den Zehnden gab von ſeiner Beute. Alſo regierte jezt daſelbſt ein Abkömmling des Abrahams als König über das ſchöne Land, das Gott ſeinen Nachkommen verheißen hatte.

Daſelbſt errichtete er zwar auch die Stiftshütte, und brachte die heilige Bundeslade hinein, daß die ſchönen Gottesdienſte unter ſeinen Augen gehalten würden. Aber inwendig in ſeinem Herzen hatte er ſeinem Gott einen viel heiligern Tempel gebaut, in welchem er gar ſchöne Gebete und Kinderlehren hielt.

Denn Gott wohnt nicht in Tempeln von Menſchenhänden gebaut. Seiner wird auch nicht von Menſchenhänden gepflegt.

Folgendes ſind einige Gebete und Kinderlehren Davids:

„Herr, unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen! — Aus dem Munde der Kinder haſt du dir ein Lob bereitet. — Wann ich den Himmel ſehe, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du be-

reiteſt, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt?"

Ferner:

„Du warſt meine Zuverſicht, da ich noch an meiner Mutter Brüſten war. — Du biſt mein Gott von meiner Mutter Leibe an."

Ferner:

„Deinen Willen, mein Gott, thu' ich gerne, und dein Geſetz habe ich in meinem Herzen."

Ferner:

„Kommt her, Kinder, höret mir zu: ich will euch die Furcht des Herrn lehren. Wer iſt, der gut Leben begehret, und gerne gute Tage hätte? Behüte deine Zunge vor Böſem, und deine Lippen, daß ſie nicht falſch reden. Laß vom Böſen, thue Gutes, ſuche Frieden und jage ihm nach!"

David ermahnt auch die Kinder zu einem fleißigen Morgen- und Abendgebet:

„Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denk' ich an dich; wenn ich erwache, ſo rede ich von dir. Denn du biſt mein Helfer, und unter dem Schatten deiner Flügel rühme ich. Meine Seele hanget dir an; deine rechte Hand erhält mich."

So kann jeder Menſch ſein Inwendiges, ſein Herz zu einem Kirchlein Gottes machen, wenn er ſolche Gebete und Lehren in ſich hinein nimmt und daran denkt, und alſo lebt.

„Gib mir, mein Kind, dein Herz."

David ſprach: „Iſt auch noch Jemand übrig geblieben von dem Geſchlechte Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue, um Jonathans willen?" Es war noch ein Sohn des Jonathan übrig, mit Namen Mephiboſeth. Er wohnte in Lodebar, und war lahm an beyden Füßen. David gab ihm alle Aecker ſeines Großvaters Saul wieder. Mephiboſeth aber mußte nach Jeruſalem ziehen, und alle Tage an dem Tiſche Davids eſſen, wie ſeine eigenen Kinder, daß er den Sohn ſeines Freundes bey ſich hätte, und ihm eine königliche Ehre anthäte.

Pilgerblätter.

I.

Pilger und Reiſende.

(Fortſetzung.)

Herr Lukas ſchien ein eifriges Geſpräch zu eröffnen, das von dem Baron, dem Doktor und dem Lieutenant eben ſo eifrig unterhalten wurde. Aber wir hatten ſchon etwas zu lange die ſtummen Lauſcher gemacht, zumal wir die Nachgiebigkeit der Gräfin nicht mißbrauchen mochten. Signor Torquato ging im Zimmer auf und ab, ſeine Reiſegefährten ſchienen ihm nicht zu behagen, er drückte ſich endlich in ein Eckchen in unſerer Nähe, unſer Anblick ſchien ihn zu fixiren, ohne daß er uns zu kennen ſchien, oder doch deſſen verſichert war. Ich machte dieſem Zweifel ein Ende und fragte nach ſeinem Ergehen. „Es freut mich, ſagte er, wenn Sie ſich meiner erinnern; mein kurzes Geſicht hatte mir bis auf dieſen Augenblick Ihr Erſcheinen unſicher gemacht." — „Wir werden ja, ſagte ich, Ihren Johannes Bellin und Ihre geſchnittenen Steine nicht vergeſſen haben, die Sie uns ſo freundlich in Rimini mit genießen ließen." — „Das durfte ich frevlich wegen einiger vorzüglichen Stücke hoffen, verſetzte Signor Torquato, aber auch Ihres gerechten Tadels gewärtig ſeyn, daß meine Geſelligkeit Ihrer Theilnahme keineswegs entſprach, ſondern damals durch das Ballſpiel geſtört wurde, das Ihnen überdieß wenig Freude zu machen ſchien." — „Wir kamen als Zuſchauer zu einem Spiel, das in die Länge viel Einförmiges hat, verſetzte der Graf, und die Abreiſe nach Peſaro war bereits beſchloſſen." — „Ich kann nicht leugnen, erwiederte Signor Torquato, daß mich jenes Spiel außerordentlich anzieht, theils als ſchöne Leibesübung, theils als das ernſtlichſte Spiel der Italiener nächſt Lotto und Morra; an jenem Tage ſpielten zwey Ortſchaften, Rimini und S. Archangelo, in auserwählten Mitgliedern, gegen einander, ich hatte Rückſicht genug gegen einen guten Freund des leztern Ortes, um nicht zu fehlen. Wenn Sie nach Rom gehen, ſo werde ich Gelegenheit haben, meine Gefertigkeit wieder gut zu machen." — „Werden Sie lange in Rom bleiben?" fragte die Gräfin. — „Ich wohne in Rom," antwortete er. — „Man hat Sie uns für einen Einwohner von Rimini gegeben, fuhr ſie fort, obwol allerdings die Erſcheinung eines deutſchen Kunſtſammlers an jenem Orte uns befremdete." — „Ich wundere mich darüber nicht, bemerkte ich, vielmehr ſollte ich meynen, der längere Aufenthalt in jener Gegend, nahe an Bologna, nicht weit von Venedig, an den Grenzen der Mark und ſelbſt Umbriens, ſämmtlich kunſtgeſegnete Gegenden, müſſe Ihrem Geſchäft noch immer ſehr wohl zu Statten kommen." — „Ich habe kein eigentliches Geſchäft, antwortete er, und die mancherley Dinge, die ich mir zum Geſchäft mache, gedeihen in Italien faſt überall." — „Man hat uns doch wohl recht berichtet, fuhr ich fort, daß Sie ſich vorzugsweiſe mit dem Kunſthandel beſchäftigen?" — „Es iſt mir nicht unlieb, antwortete er lächelnd, den Cicerone von Rimini, meinen guten Freund, aus Ihnen reden zu hören. Seit den zwey Monaten, die ich in Rimini und in der Gegend verlebte, hat er die Erlaubniß gehabt, Fremden, die nicht franzöſiſch oder engliſch ſprechen, meine Sachen zu zeigen; als Italiener iſt er mit der Benennung des Beſitzers raſch fertig geweſen, der nicht wie ein Engländer gelebt, allerley Kunſtſachen gekauft, und einige ſogar nach

Deutschland geschickt hat. Ich habe meinen Kunstbesitz oft gewechselt, aber nur tauschweise, und habe, so lange ich mich für diese Gegenstände interessire, nur einige wenige Antiken verkauft, deren ich überdrüssig war. Mit Bildern bin ich vorsichtiger." — „Ich bedaure, sagte ich, der Beredsamkeit des Cicerone wieder einmal allzu leichtgläubig gefolgt zu seyn; wenigstens war es dießmal keine unrühmliche Ausnahme." — „Sagen Sie das nicht, erwiederte Torquato mit Eifer, die allerunrühmlichste von der Welt, die ich Ihnen übel nehmen könnte, hätte ich sie nicht so durchaus und schon öfters selbst veranlaßt; seit ich in Italien heimisch bin, ist es mir schrecklich, mich für einen Reisenden comme il faut zu geben, der Possidente nimmt Alles auf, von dem wieder der Negoziante nicht weit ist. Aber vom Kunsthandel werden Sie Ihre gute Meinung in Italien berichtigen müssen. Ja wenn er blos Kupferstichhandel wäre! Dieser verbreitet die edelsten Produktionen der Kunst, und verkauft der Hände Werk mit so vollem Recht, als es der beste Buchhandel kann. Wenn Sie aber dem Bilder- und Antikenschacher zusehen werden, der Krämerey mit Gegenständen, die nicht mehr der Hände Werk und keiner Tare mehr gewachsen sind, dem Ueberpinseln der Bilder, dem Ausflicken und Ueberarbeiten der Antiken, dem Jüdeln der Käufer, was bey Dingen so schwankender Geltung ganz unvermeidlich ist, dem Drange der kunstlustigen Schaar nach Mittelgut, ja sogar recht häufig und wissentlich nach dem Untergeschobenen, so werden Sie mich um den Verlust eines so vortrefflichen Metiers nicht bedauern. Ein Cicerone kann mir das Aergste bieten, weil ihm immer noch das Aergere zu Gebote steht, mich einen Mylord zu heißen; aber sonst, sage ich Ihnen, ehe Sie mich einen Kunsthändler nennen, mögen Sie mich einen Polizey- oder Finanz-Beamten heißen, da Sie doch von draußen kommen; ich habe wohl schon über hoher Herrschaften Gelder gewacht, und spüre noch öfters instinktmäßig den Schritten der Reisenden nach. Nennen Sie mich einen Glasergesellen, der herumwandert, Scherben zu suchen, einen Lastträger, der sein schweres Pack zu tragen hat, einen Knöchelspieler, der zerstreute Gebeine sammelt, einen verzweifelten Pharaospieler, der erst als Croupier für Gagne und Perd ein System auszuklügeln versucht, und nun mit unerhörten Sätzen sich unter die Spieler gemischt hat, daß die Croupiers nicht mehr mithalten mögen." — „Für ein einziges von so vielen schönen Dingen werden Sie sich doch wohl entscheiden müssen," sagte ich, und reichte ihm das Polizeyblatt, das der Kämmerer mir eben zugereicht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im November.

(Beschluß.)

Einige Zeit nachher erschien: Das Schloß Wiburg, Lustspiel in vier Aufzügen von Clauren. Ein Landökonom, der nach der Stadt kommt, wird von einem jungen Spaßmacher gefoppt — der erste Akt spielt in einer Apotheke — und statt in das Gasthaus, in des Ministers, Fürsten von Wiburg Palais gewiesen. Sobald die hohen Besitzer den Irrthum gewahr werden, suchen sie ihn zu unterhalten: spielen die Wirthsleute und setzen die Komödie fort. Dieß gibt vielen Spaß, wie man denken kann. Die Tochter des Fremden findet ihren Jugendfreund, das gibt zu einer Heirath Anlaß. Der Fürst begünstigt seinen Gast, das junge Paar. Jener erhält die Verdienstmedaille, und Alles nimmt ein frohes Ende. — Solche Mystifikationen sind nichts Neues. Die Begebenheiten reihen sich auf gut Glück aneinander; aber das Stück hat einige effektvolle Rollen, komische Scenen und wurde gut zusammengespielt, dieß brachte den meisten Vortheil. — Der Schauspieler Unzelmann vom Hoftheater in Dresden, der vorigen Sommer in seinen Gastspielen Beyfall erhielt, und dessen wahrscheinliche Anstellung damals erwähnt wurde, ist nun wirklich als engagirtes Mitglied aufgetreten. Seine Debüts waren Peter Selbert in Islands Herbsttag, Perin in Donna Diana und Johann in Maske für Maske. Nur die erste Darstellung war neu; die Farben wurden etwas stark aufgetragen.

Es hat Jemand die Behauptung aufgestellt: die Schauspieler hätten kein Recht auf die Benennung Künstler. Einige haben sich's recht angelegen seyn lassen, darauf zu antworten, weil sie nicht einsahen, daß es nur auf einen Spaß damit abgesehen war, der höchstens noch die Absicht haben konnte, eine Reaktion und etwas Aufmerksamkeit zu erregen. Seltsam genug, daß ein solcher Scherz in einem Blatt debitirt wurde, das vielmehr das Künstlerthum der Schauspieler vertheidigen sollte! — Wahr ist es, so wie nicht jeder Radoteur für einen Moses Mendelson, oder Engel passiren kann, nicht jeder Nachäffer eines vorzüglichen Dichters oder Schriftstellers (eines Schiller, Jean Pauls, Goethe's ꝛc.) ein Original ist; eben so wenig verdient jeder Schauspieler den Namen Künstler; so lange das Schauspielwesen aber kein Handwerk, sondern eine Kunst ist, so lange gebührt den verdienstlichen Darstellern, welche die höhern Bedingungen ihrer Kunst erfüllen, die Benennung Künstler. Es ist zwar mit der Berufung auf Autoritäten nichts gethan, in solchen Fällen, wo der Gegner seinen Beweis analytisch dargethan zu haben glaubt, von einem besondern Gewicht ist es aber doch, daß selbst unter den Römern, die sonst nicht viel aus den Mimen zu machen pflegten, der Fürst der Redner bey Gelegenheit des Todes seines Freundes, des „großen Roscius," wie er ihn nennt, unter andern Folgendes sagt: „Ein Mann, so außerordentlich in seiner Kunst, sollte billig frey seyn von dem gemeinen Loose der Sterblichkeit." — Also Kunst und folglich Künstler!

Auf dem Theater an der Wien sind die Thierstücke (in der lokalen Sprache Viechstücke) an der Tagesordnung. Der künstlerische Wolf, weiblichen Geschlechts, macht bis dato noch immer volles Haus, wenigstens in den obern Regionen. Auch er ist besungen worden, wenn auch nur indirekte. Zuerst erschien „des Wolfes Dank" — enthielt einen gewöhnlichen Ausfall

Hierauf folgte: „der Wolf an den Hund“ (oder Bär — ich weiß nicht mehr) — eine Art von Defension alles dessen, was gefällt. Schade, daß hier nicht der Fuchs als Schiedsrichter auftrat! Vielleicht würden sich die Partheyen naserümpfend gegen den „Kritiker Reinecke“ vereinigt haben. Unsre Reimer, Uebersezer, Bearbeiter, verunglückten Künstler u. dgl. pflegen sich zwar zum Theil selber gern mit Kritisiren zu befassen, wollen aber nicht den Anschein haben und nennen ihre Arbeiten Kunsturtheile, sich selbst für Kunstrichter haltend. Werden sie jedoch von Andern beurtheilt, so glauben sie den Tadel dadurch abzulehnen, daß sie mit dem Tone einer gewissen Geringschäzung den Beurtheiler mit dem Beywort Kritiker glattweg belegen, was doch schwerlich Einer ganz ausschließlich ist. Allerdings ist es eben so abgeschmackt, aus dem Kritisiren ein Gewerbe zu machen (wenn es Einem das grausame Schicksal nicht etwa als Strafe seiner Sünden aufgebürdet hat!), wie wenn sich Jemand tituliren wollte: Der Versifikator X., der Komödientranslator Y., der Farcenschreiber Z. ꝛc. Bald nachdem der Enthusiasmus, den die Erscheinung des Wolfs erregte, sich ein wenig gelegt hatte, erschien ein ähnliches Produkt: der Leopard und der Hund, romantisches Schauspiel in 3 Aufz., mit neuen Detorationen, Märschen, Gruppirungen, Musik, Tänzen ꝛc. Die Musik von Hrn. Rietti, die Maschinerien von Hrn. Dollinger, das Kostüm von Hrn. Lucca Piazza, die Tänze und Gruppirungen von Hrn. Minetti ꝛc. Die beyden Thiere stellen hier gewissermaßen das gute und das böse Schicksalsprinzip vor. Der Hund jenes, der Leopard dieses. Lezterer ist der treue Begleiter eines tyrannischen grausamen Grafen. Die Prädikate abgerechnet, findet man in einem wohlerhaltenen Zimmer der, in der romantischen Gegend der Brühl gelegenen, verfallenen Burg Lichtenstein unter andern Familiengemälden auch die Abbildung eines Edeln dieses fürstlichen Geschlechts, der einen zahmen Panther an der Kette mit sich führt. Etwas Aehnliches ist von einem indischen Herrscher bekannt. Der Hund ist ein treuer Begleiter seines geächteten, seit fünfzehn Jahren im Irrsal schmachtenden Herrn. Endlich kommt es zu einem Kampf zwischen dem Schicksalsbudel, dem abgemagerten und dem feisten Diener des Tyrannen, worin dieser erliegt. Die Idee ist nicht übel; hier aber kommt blos die Theaterwirkung in Betracht. Derselbe gymnastische Artiste, der als Wölfin excellirt, erscheint jezt auch im Leopardenfell; der Hund, eine wirkliche, natürliche Bestie, ist von diesem Meister in der Musik dressirt. Beyde machen ihre Sachen so vortrefflich, daß der Leopard gerufen wurde, und den vierfüßigen Kunstgenossen mitbringen sollte: er erschien jedoch allein, unter dem Beyfallssturm der entzückten Menge, ich weiß nicht warum. Dieses Stück soll von dem Verfasser des Wolfsbrunnens, dem rastlosen Theaterdichter Gleich, seyn. Es hat ebenfalls Furore gemacht. Fiasco dagegen machte Signna, ein nordisches Mährchen, in vier Aufzügen. Abentheuerliches Gaukelgatel von bösen und guten Geistern, hochtrabenden Deklamationen und albernen Phantastereyen — mit einem Wort, ein Venetianerstück. Die Ausstattung und die Detorationen scharmant. Die Musik (es ist ein Melodram mit Gesang) von Conradin Kreuzer, fleißig gearbeitet und mehrere vorzüglich gelungene Einzelnheiten enthaltend. Das Mährchen soll von demselben Autor seyn, der ein früheres auftischte. Den Namen (Schuhmacher) halte ich für einen erdichteten. Beyde sind wirklich über einen Leisten geschlagen. Das Publikum blieb am folgenden Tage aus, und das Mährchen ist verstummt. Noch schlimmer erging es einem Lustspiel in zwey Abtheilungen: „Das Mädchen von heute und nach dreyßig Jahren,“ vom Verfasser des unterbrochenen Konzerts; dieß ist das nicht unbekannte Stück von Jul. v. Voß: Die blühende und verblühte Jungfrau; keines wollte behagen. Die Beschauer kehrten ihnen gleich bey ihrer ersten Erscheinung mit nachdrücklichen Aeußerungen den Rüken zu. Auch der alte Apotheker und Doktor wurde wieder vorgeführt. Man hatte einige neue Gesangstücke eingelegt. Half nichts! man konnte dem alten Pumpernickel keinen Geschmack abgewinnen. Ein junger Tenorist trat zum erstenmal darin auf. Es hieß, er sey vom Pflug weg dem Musentempel zugeeilt — gleich den Söhnen jener mütterlichen Priesterin; vermuthlich um die Erscheinung desto interessanter zu machen. Das Erdreich muß noch tüchtig gepflügt und bearbeitet werden. Die Stimme verspricht etwas, Biegsamkeit und bedeutende Höhe sind da. Das Uebrige muß die Kunst thun. Grossen Erwartungen darf man sich mit Sicherheit nicht überlassen. Sie werden allzu oft getäuscht. Eine der vielversprechendsten Erscheinungen dieser Art war wohl der Tenorist Moser. Was ist er nun? — fast so gut wie schon vergessen. Hier war Stimme, Jugend, schöne Gestalt — leider möchte man hinzufügen! Sänger, wie Tucchinardi, widerstehen besser dem Sirenengesang der Bewunderung. Selten sah man eine gröbere Schüchternheit, als an jenem früher genannten Tenoristen (Kurz). Riego ist seinem erhabenen Ziele gewiß muthiger entgegen geschritten, als er den zum Applaus aufgehobenen Händen der neugierigen Zuhörer entgegen ging. Selbst der Sturm des Beyfalls erschreckte ihn, wie Einen, der Gespenster fürchtet, das Knistern und Knarren in Winkeln. Das alte Werk ist einigemal wiederholt worden; die Alten sagten: „das hat einmal sein Geld getragen;“ die Modernen versezten: „es thut's halt nit mehr.“

Bald nachher machte auf dem Operntheater in der Stadt ein junger Bassist seinen ersten Versuch, Namens Preisinger, früher Beamter. Es ist viel Fond da, ziemlich weit gediegene Bildung und der junge Mann scheint im Fache der Bussо's etwas leisten zu wollen. Gleich nach diesem erschien zum Erstenmal eine junge Sängerin, Mlle. Beisteiner, in der schönen Müllerin. Eine seltene Erscheinung! Ein Ton, der sogleich in's Herz dringt, ziemlich viel Umfang, die größte Leichtigkeit und ein Ausdruck, der Sprache der Natur ist; italienische Schule und bedeutende Bildung. Sie sang die Variationen mit Kunstfertigkeit und Seele. Daß sie am ersten Abend zuweilen etwas distonirte, ist sehr begreiflich. Das Benehmen ist gefällig und sicherer als man von Anfängerinnen gewöhnlich erwartet.

Die Thierstücke haben zu einer Parodie in der Josefstadt Anlaß gegeben: Die vierfüßigen Künstler betitelt. Ein Tanzmeister tritt auf mit Kindern, die Wolf, Bär, Hund, Leopard vorstellen. Es soll von Meisl seyn. Auf dem Zettel steht: von einem Kunstfreund eingesandt. Auf diesem Theater werden jezt auch größere Opern gegeben: Aschenbrödel, die schöne Müllerin ꝛc.

Ein Bauchredner, Schremser, macht seine Kunststücke öffentlich und privatim. Er singt in Baß und Distant, parlirt sich selbst, stellt zwey bellende Hunde vor, konversirt mit Jemand, der im Keller ist u. s. w., Alles mit besonderer Gewandtheit und Laune. Er ist ein Alexander — er ist größer als Alexander — der Bauchredner. Nennt sich auch Bauchsprachs-Künstler.

Nro. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 31. December 1823.

Was Lieben heißt.
Es heißt: aus Seufzern ganz bestehn und Thränen; —
Es heißt: aus Treue ganz bestehn und Eifer; —
Es heißt: aus nichts bestehn als Phantasie,
Aus nichts als Leidenschaft, aus nichts als Wünschen;
Ganz Anbetung, Ergebung, Unterthänigkeit,
Ganz Demuth, ganz Geduld und Ungeduld.
Ganz Reinheit, ganz Bewährung, ganz Gehorsam.
Shakespeare.

Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken.

Von J. P. F. Richter.

(Fortsetzung.)

Werk III.

Ueber und für Lieben.

(Erster Appendix zum zweiten Bändchen der biographischen Belustigungen.)

*

In der Sprache der Liebe gibt es keine Pleonasmen und keine Wiederholungen. Die Liebe ist nichts als ewige Neuheit; scheint sie alt, in Wort oder Gefühl, so ist sie schon todt vor Alter.

*

Mich freut Alles an dem Menschen, was auf sein Lieben hinweist, z. B. die einfache Erfahrung, daß sie wol zuweilen zürnen, aber nur um desto stärker zu lieben, hingegen nie lieben, um zu zürnen. Um so weniger freut mich die Bemerkung von Rochefaucault, daß Liebende blos darum ihrer Unterhaltung nie überdrüßig werden, weil sie immer von sich selber sprechen. Dieß mag richtiger für ein Paar Zankende gelten, wo jedes blos von sich und zwar das Beste spricht, vom andern aber, den man gar nicht hören will, blos das Schlimmste; welche beyde an ihrer Unterredung sich sogar auf der Gasse gar nicht sättigen können. Der liebende Mensch hingegen hört viel lieber den geliebten reden und ihn zwar über sich selber; und sein Antworten malt mehr nur das fremde Selbst und dessen Werth; und durch eigene Verkleinerung sucht er fremde Verherrlichung. Der Liebende wägt nicht Vorzüge ab, ausgenommen, um fremden so viel zuzulegen, daß er ihnen mit eigenen nicht gleichwiegen kann. Kurz Liebende lieben die Liebe und nicht sich, sondern (wenn auch unbewußt) hoch über sich hinaus. — — Ja der höchste Genuß der zärtesten Liebe fällt schon in die heilige Zeit, wo sie nur hofft und scheu achtet und blickt, ehe sie gesprochen hat; denn sie treibt, wie Südgewächse, die Blüten früher als die Blätter, die Blüten aber rauschen nicht, sondern nur das Laub.

*

Beglücke, denn du machst stets mit einem Menschen einige froh, die ihm angehören. Eben darum schone; denn einen allein kannst du nie verwunden, und du weist dann nicht bei deinem Pfeilschusse auf Ein Herz, wie viele Herzen hinter einander stehen und mit getroffen werden.

*

Wann vernehmen die Menschen meistens von einander die Vorwürfe? In der schlimmsten Tagzeit, nämlich Abends. Möge hierin die aufmerksamere Menschenliebe wenn nicht die ausserhäuslichen Klub- und Gastmenschen, wenigstens die Einheimischen, Kinder und Gatten, schonend ausnehmen, und ihnen nicht den Tadel wie ein Abführmittel, Abends geben, da er wie dieses Schlaf und Traum angreift, und in der Finsterniß unaufgehalten um

ſich frißt. Warum ſoll er von der Nacht als ein Abendnebel verdoppelt werden, indeß ihn als einen Morgennebel die Lichter des Tags gemildert hätten?

*

Warum ſoll ich nicht auch, da von Milderung des Sprechens die Rede iſt, noch von zwei Schärfen deſſelben abmahnen? Die erſte iſt, daß Gatten zuweilen den neugebornen großen Vorwürfen lang getragne, kleine — um deren willen man früher die Taufkoſten nicht aufwenden wollen — als Nachgeburten oder Zwillinge mitgeben. Dieſes Hereinziehen der Vergangenheit in die Gegenwart, dieſes Nachſchüren des Balkens mit aufgehobenen Splittern erbittert unſäglich durch den Schein, als habe man die kleinen Fehler, ob man ſie gleich bisher in milder Liebe getragen und kaum gefühlt, abſichtlich für dieſe Zorn-Minute im Eſſig des Haſſes aufbewahrt und eingeſäuert. Auch werden ſie in dieſer wirklich nicht mehr als verzeihliche erwogen, ſondern zum ganzen Sündenkapital vergrößernd geſchlagen — — und dann helfe der Himmel zu einem gütlichen Vergleich!

Eine verwandte Schärfung iſt die Uebereilung der Eltern, Kindern einen eben begangenen Fehler nicht als einen einzigen, ſondern als ein Glied eines langen Bandwurms vorzuhalten, und die ſchon gebüßten Sünden in jeder neuen wieder abzuſtrafen. Dem Kinde aber ſind alle Fehler und Fälle nur vereinzelte, bandloſe, augenblickliche, und ihm erblaßt neben der feurigen Gegenwart die kalte Vergangenheit. Daher hat es (wie ſogar oft der Erwachſene) von ſeinen Angewöhnungen gar keinen rechten Begriff, weil zu dieſem ein lebhafter von der Vergangenheit gehört.

Aber die Menſchen ſind wie durch Tadeln ſchwer abzuhalten, ſo vom Tadeln noch ſchwerer. Das Thätige dabei thut ihnen ſo wohl durch die Leichtigkeit der Anſtrengung und Unerſchöpflichkeit des Stoffs — faſt im doppelten Gegenſatze des Lebens. Daher überfällt ſie unter der Länge eines Tadels oft ein eigner Drang, ihm noch neue Schärfe zu geben, als ob nicht die Länge ſchon eine für den Hörer wäre. Aber unter dem Strafen wächſt die Strafluſt, und die vom Feuer abgeſchoſſene Kugel erhitzt ſich von ſelber durch den Flug unterwegs. Himmel! warum dachte denn niemand daran, daß ſich der leiſeſte Tadel im fremden Ohr zu Schreitönen verdoppelt, nicht etwa durch die Parteilichkeit des Getadelten gegen ſich ſelber, ſondern durch die Verſchiedenheit zwiſchen Ich und Du, welche verhindert, daß ein Ich einem Du nicht einmal die Zuneigung nachempfinden kann, welche es von dieſem empfängt, geſchweige die Abneigung.

*

Es gibt eine ſo innige Freundſchaft und Ineinanderſchmelzung, am meiſten zwiſchen Jünglingen, daß der eine gar nicht bemerkt, wenn der andere viel ſich ſpricht und erzählt; fremde Geſchichte erfreut ſo ſehr wie eigene. Wird ſpäte Eitelkeit wahrgenommen, zumal von beiden Seiten, dann iſt ſchon viel kalt geworden, wenn auch nicht das Beſte.

Pilgerblätter.

I.

Pilger und Reiſende.

(Beſchluß.)

Signor Torquato nahm raſch das Polizeiblatt. „Laſſen Sie doch ſehen! rief er aus. O weh! ſagte er dann, heute habe ich ja gar keine Geſellſchaft außer dem Négociant français. Alles Herrſchaften erſter Klaſſe, alles gediegene engliſche Waare, der Herr Baron iſt eben Baron, der Herr Engländer eben Anglais, der Lieutenant iſt baroniſirt, und der Doktor ein Gentilhomme. Die edle dritte Klaſſe iſt einmal untergegangen, und ich mag wollen oder nicht, ich muß mich zur zweiten hinaufſchwingen, die bis dato zum mindeſten unverdächtig geblieben iſt. Als ich vor fünfzehn Jahren zuerſt nach Rom zog, wurde ſparſam und übel gepilgert, nun iſt es gar ein gefährlich Ding geworden und der Rome ausgerettet. Der große Stab iſt eine gefährliche Waffe, daß wir einen Schirm haben darum wickeln müſſen; der Hut wird als independent obſervirt, wenn die Sorte dem alten Pilgerhut entfernt ähnelt; die Sandalſchuhe heißen unanſtändige Pantoffeln, die kein Menſch ohne geheime üble Abſicht mehr tragen würde; endlich iſt die Muſchel ein ſo ſicheres Abzeichen des alten Sauerteigs, daß man ſie kaum in Miniatur als altes Angedenken bey ſich tragen darf. Aber Etliche ziehen doch noch herum und halten über der nordſchen Sitte, heilige Oerter und zerſtreute Gebeine zu beſuchen. Darum halten wir ſo feſt an dieſem Lande und dem unverwüſtlichen Gerippe ſeiner Berge, Tempel, Schlöſſer, Städte und Völker. O du mächtige Schädelſtätte, wie die Natur und der Geiſt immer friſch emporkeimt aus dir! O ihr Doktoren der Medizin, ſolltet euch aufs Knöchelſpiel legen, das Gerippe zu ſehen, ſo ſich aus den Knöcheln zuſammenfügt! O ihr Schneider und Uhrmacher aus England, ihr Künſtler und Kunſtſtückler aus aller Welt, ſolltet Glaſergeſellen ſeyn, das Kunſtſtück des Glaſes zu bedenken, ſo man aus den Scherben zuſammenbläst! O ihr Viaggiatori, Baroni oder Jungleſi, laßt euch gefallen, possidenti zu heißen und für den Beſitz zu reiſen, wenn er auch nur in einer Muſchel beſteht! Kann ich denn keinen Proſelyten machen?“ — „Doch wohl nicht ohne die Mehrheit,“ fiel ich ein. — „Die könnt ihr ſehen, ſammt Pilgerblättern, in die ich ſie gewickelt. Ihr kommt morgen nach Rom, ich übermorgen, auf Seitenwegen. Als Neuangekommene werdet ihr im Muſeum ſeyn, und um halb drey-und-zwan-

zig zur großen Assemblee in Sankt Peter; ich komme von jener Seite hinein, und es wird ziemlich um jene Stunde seyn. Gute Nacht!"

„Das seltsame Gespräch war schnell abgebrochen," sagte der Graf, als Signor Torquato sich entfernt hatte. — „Es ist mir nicht wohl dabey zu Muthe gewesen, versetzte die Gräfin; ich möchte seine Geschichte wissen; einen Deutschen, der, ohne Künstler, Gelehrter oder eines bestimmten Geschäftes halber, ja nicht einmal unter den Weltleuten, fünfzehn Jahr in Italien zubringt, kann ich mir nur durch seltsames Unglück festgehalten denken." — „Er wäre wohl nicht der Einzige, erwiederte der Graf, der in den lezten Decennien Deutschland unerträglich gefunden hätte. Die bedeutenden Eindrücke Italiens können einen solchen Wahn auf etliche Zeit fixiren, unterdeß ist er ein alter Knabe geworden. Doch ist das Selbstverspielen eine Redensart, die wir öfter gehört haben, und die bey Manchem ihren guten Grund gehabt hat; der gewaltigen Bewegung der Zeit haben sie sich hingegeben, ihr ruhiges Daseyn geopfert, wenn es auch keinem Menschen genuzt hat." — „Solche allgemeine Betrachtungen sind sehr wahr und doch sehr trüglich," entgegnete die Gräfin. — „Es wird sich zeigen," sagte der Graf. — „Das will ich meinen, fügte ich hinzu; hat er mir doch seinen Muscheldiskurs sammt den Pilgerblättern versprochen."

Napoleon und Talma.

Oft ist es erzählt und wiederholt worden, daß sich Napoleon von Talma habe unterrichten lassen, wie er sich recht majestätisch zu benehmen habe. — Hier folgt eine Anekdote zum Beweis, daß dieser große Trauerspieler bey dem Rath des Kaisers sich sehr wohl befand.

Das Erstemal, als er in der Rolle des Nero bey Hof auftrat, (es war zu St. Cloud,) ließ ihm Napoleon eröffnen, daß er sich den andern Tag Morgens bey der Audienz einfinden solle. Talma stellte sich ein. Die Prinzen, die Minister, die hohen Hofchargen und die Gesandten aller Mächte warteten in der großen Gallerie. Die Thüren öffnen sich, der Kaiser erscheint; er läßt Talma sich nähern, und vor dem ganzen versammelten Hof, aber ohne verstanden zu werden, sagte er rasch zu ihm: „Nun, Sie glaubten vielleicht, gestern Nero gut gegeben zu haben. — Sie spielten abscheulich. — Ihr glaubt, ihr Andern, daß, weil man König, Kaiser seo, sey man nie Mensch, niemals natürlich; daß man immer in einer steifen, gezwungenen Lage stets auf Stelzen einherschreite und sich nie gehen lasse. Aber ihr andern Bürgerlichen, seyd ihr, wenn ihr Besuch bey euch habt, das, was ihr in enerm Familienkreise seyd, ihr selbst? Und wir, die wir uns mehr Zwang anthun müssen, als ihr, wir entschädigen uns desto mehr, wenn wir in unserm Hauszirkel sind.

„Wenn Nero allein mit seiner Mutter ist, glauben Sie, daß es das Gleiche wie im zweyten Akt sey? Lesen Sie Sueton. . . . Wir sind stets für die Geschichte da. Ich selbst, in diesem Augenblick, in dieser Unterredung mit Ihnen. Nun und was werden unsere Geschichtschreiber erzählen? Sie werden sagen, daß eines Tages, als mein ganzer Hof, meine Minister, meine Marschälle in meinem Vorzimmer waren, als die Gesandten aller Könige Europens, ja Könige selbst mich erwarteten, ich vor Allem einen Komödianten (histrion, dieß war das Wort, dessen sich Napoleon bediente, und das Talma bey Erzählung dieser Anekdote beybehalten) vor mich kommen ließ, ihn auf die Seite nahm, ja einen Komödianten, um diesem einen Rath zu ertheilen, wie er spielen sollte. Sprechen Sie mir nicht von Roscius, dem Freund Cicero's, der von Scylla vorgelassen wurde. Die Schauspieler waren ehemals in Rom anders angesehen, als heut zu Tage: ihr seyd exkommunizirt.

„Dieß ist's, was man von mir sagen wird, wenn man mich manchmal nach der Wahrheit und nicht immer mit dem Purpurmantel auf den Schultern schildern will."

„Nero ist mit seiner Mutter nicht mehr Kaiser: er ist ein Sohn, überdrüssig ihrer Vormundschaft und ihres Eides. Racine sagt ja selbst:

Neron commence à ne plus se contraindre.

„Nun geben Sie die Rolle wieder durch: Ich will Sie morgen wieder spielen sehen. (Talma wollte sich ein wenig mehr Zeit erbitten, um unter diesem neuen Gesichtspunkt sich in die Sache besser einzustudieren). Geben Sie, ich will es, so ist es mir bequem.

Talma eilte, seinen Racine vorzunehmen, und den andern Morgen spielte er die Rolle, vorzüglich in der Scene mit der Mutter, im vierten Akte, wie er sie gegenwärtig spielt, mit diesem familiären Ton und Ueberdruß, der weniger majestätisch aber natürlich ist.

So spielte er vorgestern (18. Dec.), indem er stets neue Vollkommenheiten entwickelt. Er zeigte keine Ermüdung vom vorigen Tage und der alte Damville hat dem jungen Kaiser in nichts geschadet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. November.

Neulich erzählte ein wenig verbreitetes Blatt Petit Courrier des Dames sehr umständlich die Feyer eines Bettlerfestes in Paris; ich möchte zwar die Wahrheit aller Umstände nicht verbürgen, und ich glaube nicht, daß in Paris die Bettler eine Zunft oder einen Klubb ausmachen, wie in London. Indessen wollen wir doch immer die Erzählung anhören; ganz erlogen oder, um höflicher zu reden, erdichtet wird sie doch wohl nicht seyn. Ein Familienfest, wobey ich zwey Musikanten brauchte, so erzählt der Ungenannte, hatte mich veranlaßt, mich zu dem Herrn M**, vormaligen Musikmeister im Baurhall zu begeben; ich hatte eben meine Uebereinkunft mit ihm getroffen, als die Schelle sachte gezogen wurde, und zwey zerlumpte Kerls, ein einäugiger und eines Arms beraubter, und ein Stelzfuß hereintraten. Ueber einen solchen Besuch erstaunt, bezeigte der Musikmeister seinen Unwillen, daß man ihn sogar auf seinem Zimmer plagen wollte; allein die Sache wurde bald auf's Reine gebracht. Es waren nämlich Leute aus der Bruderschaft St. Julians des Armen (St Julien le Pauvre), welche den Musikmeister aus der Bruderschaft St. Julian der Spielleute (St. Julien les ménétriers) baten, er möge ihnen helfen, das Fest ihres Patrons würdig zu feyern; man brauchte ein vollständiges Orchester, nämlich erste und zweyte Violine, einen Baß und ein Flageolet, alles gegen Bezahlung, wofern Herr M** aus brüderlicher Theilnahme nicht wollte so uneigennützig seyn und — Hr. M** wartete das Ende des Satzes nicht ab, sondern wollte sie mit einer Forderung von 60 Fr. die Gesellschaft vom Halse schaffen. Allein die Far-

derung wurde auf der Stelle angenommen; 20 Fr. wurden erlegt, und die beyden Gesandten zogen sich leichtfüßig zurück, nachdem sie den Musikmeister auf den folgenden Tag bey dem Traiteur P** in der Mouffetardstraße bestellt hatten. Das Ding hatte mich neugierig gemacht; ich erbot mich zum zweyten Violinspieler und zwar zu einem imentgeltlichen an, und wurde angenommen. Am folgenden Tage um sechs Uhr Nachmittags machten wir uns mit unsern Instrumenten auf den Weg. Beym Eintritten in das uns bezeichnete Haus sahen wir alle Bratspieße und Kasserole in Bewegung; wir meldeten uns beym Traiteur; er wartete schon auf uns und ließ uns in ein Zimmer führen, wo wir unsre Instrumenten niederlegen konnten; dieses Zimmer nannte er das Ankleidezimmer für die Männer. Nachdem wir durch einen großen Saal gegangen waren, wo ein Tisch mit 120 Gedecken stand, und mit dem gesammten Silberzeuge des Hauses prangte, traten wir in das Heiligthum hinein, wo die Ordensgeheimnisse ruhten. Eine lange Reihe Mantelstöcke war mit saubern vollständigen Kleidungen behangen, und ich vernahm von dem Aufseher in diesem Zimmer, er habe ein Trödlergewölbe neben dem großen Markte Des Innocens; seit langer Zeit habe seine Familie die Ehre, die Herrn Bettler bey Hochzeiten und sonstigen Gelagen zu bedienen; auch uns bot er seine Dienste an. Da wir etwas zu früh gekommen waren, so begaben wir uns in ein dem Traiteur gegenüber liegendes Kaffeehaus, um die Zeit zu vertreiben und Beobachtungen anzustellen. Bald langten nach der Reihe mehrere Fiacres an, worin sechs bis acht alte und junge Bettler und Bettlerinnen saßen, alle in zerlumpter Kleidung und mit allen möglichen Uebeln behaftet. Das Vorfahren und Aussteigen dauerte lange; endlich erschien keine Kutsche mehr, und es kam aus dem Restaurant ein fünfzigjähriger Herr in völlig schwarzer Kleidung, mit weißen Handschuhen und einem Blumenstrauße im Knopfloche auf das Kaffeehaus zu, um als Ceremonienmeister uns abzuholen, da wir zum Eintritte der Königin aufspielen sollten. Wie erstaunte ich, als ich in diesem Zeremonienmeister den Krüppel des vorigen Tages erkannte! Mein Erstaunen war noch größer, als wir in den Speisesaal traten. Die meisten Krüppel, Lahme, Blinde und Siechte, die wir aus der Miethkutsche hatten steigen sehen, standen hier ziemlich wohlgestaltet und nicht übel gekleidet, und harrten auf's Mittagsmahl; man wartete nur noch auf die Königin des Festes; sie wurde angemeldet, sie erschien, mit Bändern, Blumen und Perlen behangen; bey ihrem Erscheinen stimmten wir das Lied: que d'attraits, que de majesté! Man setzte sich, und da die Künste Schwestern sind, so nöthigte man uns, an dem Gastmale Theil zu nehmen. Man war lustig, aber doch anständig, man trank mit Mäßigkeit, man sang ziemlich richtig und einige Nacht-Virtuosen spielten ohne Schleyer auf der Harfe und Guitarre. Die Königin benahm sich mit Würde und Alles würde zu ihrem Vortheile gesprochen haben, wenn ihr rechter Arm nicht etwas zu kurz gewesen wäre, und ihre rechte Schulter nicht so hervorgeragt hätte; allein diese Fehler waren es eben, welche ihr den täglichen Unterhalt verschafften. Beym Nachtische erhob sich einer der Gäste und verlangte auf einem Beine stehend, gehört zu werden, welches ihm auch sogleich bewilligt wurde. Es war der Vater eines Jünglings, dessen blühende Gesichtsfarbe durch ein schwarzes, sein Auge bedeckendes Sammtband noch glänzender erschien; im Namen dieses lieben Sohnes bielt der auf einem Beine stehende Vater um die Hand der Königin an; diese erröthete vor Freude. Die Mutter der Schönen gab ihre Einwilligung; der Schreiber der Bruderschaft zog alsbald sein Dintenfaß hervor und setzte den Kontrakt auf, kraft welches Lazarus Julian D** seinem Sohne den Weihwasserkessel in der St. Eustache-Kirche abtrat, wogegen Françoise C** ihrer Tochter die Treppe vor der St. Rochs-Kirche zum Heirathsgut aussetzte. Man klatschte Beyfall, man trank, zuletzt wurde getanzt; bey den Quadrillen wurde ein wenig gesunkt, auch fehlte die erforderliche Anzahl von Armen und Beinen; allein Sprünge wurden in hinlänglicher Menge gethan. Zuletzt hörte das Fest auf; man begrüßte sich einander, kleidete sich an und aus, bezahlte seine Zeche, die sich auf 27 Fr. für den Kopf belief und ging auseinander. Auch ich ging von dannen, voller Verwunderung darüber, wie sich Bettler so königlich vergnügen können." So weit der Erzähler. Ich habe jedoch einige Zweifel gegen die Aechtheit seiner Geschichte. So lange als Adel und Mönche eine Menge Menschen ernährten, die sich lieber wie Hausvieh füttern ließen, als durch Arbeit ihr Brod zu erwerben und unabhängig zu leben, mögen die Bettler wohl eine zahlreiche Zunft in Paris und im übrigen Frankreich ausgemacht haben, und in jener Epoche mögen sie wohl Ursache gehabt haben, von Zeit zu Zeit dem heil. Julian zu Ehren weidlich zu schmausen. Allein jene Tage, wo einige Familien und Anstalten beynahe Alles und so manche Andere gar nichts hatten, sind gottlob vorüber. Die Güter sind weit besser vertheilt; es ist habsüchtigen, auf große Namen sich stützenden Familien nicht wohl mehr möglich, Alles an sich zu reißen; dafür bewahre uns die Gleichheit der gesammten Bürger in Hinsicht der Ausübung ihrer Rechte. Da jeder Franzose hoffen kann, durch Arbeit, gute Aufführung und Talente eben so reich und angesehen zu werden, als irgend einer seiner Mitbürger, so herrscht auch weit mehr Muth und und Wetteifer unter dem Volke, mithin ist die Zahl der Bettler geringer; die man auf den Gassen sieht, sind meistens solche, die wirklich verkrüppelt und verarmt sind. Eine Zunft und Bruderschaft von Leuten, die das Betteln nur als ein Handwerk treiben, und sich nach vollendetem Tagewerke auf Unkosten des gutherzigen Publikums belustigen, ist in Paris bey den jetzigen Umständen nicht wohl denkbar. Sollten aber privilegirte Kasten und Noteyen wieder entstehen, so würden auch vermuthlich die Bettlerbruderschaften wieder zu blühen beginnen, und Frankreich würde wie Spanien das Vergnügen genießen, die Bettlerscenen, die Lesage in einem seiner Romane so lebendig geschildert hat, vor Augen zu haben. Ein Bisaren Bettlerumzug hat sich jedoch immerfort in Paris aufrecht erhalten und ein neuerer Lesage könnte auch noch jetzt einige komische Züge von dieser Menschenklasse auffassen. Er müßte besonders die Eingänge der Kirchen besuchen, wo die Bettler ihre beständigen Sitze haben; es ließe sich da manche saubersame Unterhaltung belauschen. Folgendes Zwiegespräch habe ich selbst angehört: A. Wie du frisch und blühend aussiehst! B. Ja, das ist eben mein Unglück. A. Dein Unglück? B. Ey freylich; ein siechtes Gesicht würde ein Schatz für mich seyn. Wenn ich die Vorbeygehenden um Almosen anspreche, sehen sie mich an und gehen vorüber; es ist als ob sie sagten: dem muß wohl nichts fehlen, denn er sieht ja so gut aus. O Nachbar, wie beneide ich dich um dein gelbes Angesicht. Folgenden Auftritt hat einer meiner Bekannten erlebt. Bey einem dunkeln Winterabend ging er über eine Brücke in Paris und sah zwey Blinde, die auf dem Fußsteige knieeten und durch das Hersagen des katholischen Vater unsers die Vorübergehenden um Almosen anriefen. Sie hatten ihn nicht kommen hören, als sie an das Adveniat regnum tuum gelangt waren, stieß der Eine seinen Nachbar mit dem Ellbogen in die Rippen und sagte leise: Es kömmt ja keine Katze zum Vorschein. Ich hab's dir vorher gesagt, Kaspar; mit dem Vater unser will's nicht mehr gehen; ich dächte, wir griffen lieber zur Klarinette. — Husch, erwiederte Kaspar, da kömmt Jemand! Sogleich fuhren Beyde los: panem nostrum quotidianum etc. D g.

Beylage: Monatsregister December.

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Juli 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Meister Fuchs; oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau. Allerneuestes Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Kater- und Bocksprünge von Adolph v. Schaden. Dessau bey C. Schlieder (ohne Jahreszahl). 8. 352 S.

Herr von Schaden, froh, humoristisch wie er ist, hat durch den uns vorliegenden, ziemlich wohlbeleibten, Meister Fuchs seine Gallerie wieder um ein Gemälde vermehrt, welches, wie er in der Vorrede sagt, die vordergehenden übertrifft, mithin einen Beweis von seinen Fortschritten in der Kunst abgiebt. Um nun seinem Fuchs einen Kopf und, was die Hauptsache ist, Zähne zu geben, mit welchen er sich durch die Welt durchbeißen soll, hat er gleich nach der Vorrede einen „Schutz- und Trutzbrief" beygefügt. Hierauf folgt die 1. Abtheilung des Werkchens, d. h. das, was Meister Fuchs noch in Prag, besonders aber in Wien ausgewittert (um nicht zu sagen: ausgestänkert) hat, und dann theilt er in der 2. Abtheilung die Ausbeute mit, die ihm im Ländchen ob der Enns, in Linz und Passau, zu Theil ward. Damit aber doch dem Fuchs der Schwanz nicht fehle, folgt von S. 345 an, nachdem der Herr Verf. einen Ritt auf dem Pegasus gewagt hatte, ein Epilog, in welchem, als mit seinem Schwanze, Mstr. Fuchs manchem hie und da ausgespürten Feind giftig und tüchtig die Nase wischt. Auch hat sich Herr von Schaden, froh, humoristisch wie er ist, den Spaß gemacht, im Anhange eine Recension zu liefern, wie er sie ungefähr von einem Wiener Recensenten schon im Geiste schreiben sieht. Er scheint, wie aus dieser Recension hervorgeht, wohl selbst zu fühlen, daß Meister Fuchs doch wohl zu kräftig hie und da sich äußere. Seiner Art zu schreiben und zu persifliren, seiner ihm eigenthümlichen Manier bey seinen Gemälden, ist er auch im gegenwärtigen ganz treu geblieben, sie ist dieselbe, wie in seinem Kater- und Bocksprung, d. h. ziemlich derb und handfest.

Was nun seine Notizen über Böhmen, dessen Bewohner, über die Kaiserstadt selbst u. s. w. anbelangt, so mag Herr v. Schaden im Ganzen gar nicht so unrecht haben; denn Rec., der selbst einige (wenn auch kurze) Zeit Gelegenheit hatte, das Leben und Treiben in Wien zu beobachten, hat Manches im Meister Fuchs gefunden, was mit seinen Beobachtungen übereinstimmt. Auch ist die Umsicht und der schnelle Ueberblick des Hrn. von Schaden nicht zu verkennen, mit welchem er Alles auffaßt und in Alles eindringt, so wie auch sein guter Wille, hin und wieder Einfluß übende Männer auf Abstellung alter Mängel und Fehler aufmerksam zu machen; nur geschieht dieß gewöhnlich in einem Ton, der wahrlich! geeignet ist, ihm mehr Feinde, als Freunde, mehr Verachtung als Beachtung seiner Warnungen zuzuziehen. Seine historischen, topographischen und geographischen Berichte behaupten gleichfalls ihren Werth; was aber den Plan, **die Türken sicher aus Europa zu vertreiben**, anbelangt, so ist er recht gut gemeynt, doch scheint uns Hr. v. Schaden recht wohl daran zu thun, wenn er kein so großes Gewicht darauf legt und ihn nur eine Skizze nennt. Tapfer sieht er endlich gegen Methus. Müller und den Herrn Brockhaus in Leipzig, und wir wünschen nur, er möge, um seine Sache gut beweisen und sicher ausführen zu können, noch mehr Licht darüber erhalten. Billig überlassen wir diese Streitigkeiten der eignen Beurtheilung eines jeden Lesers, und bemerken nur noch, daß Meister Fuchs einem Jeden, der nicht allzu zärtlich gewöhnt ist und nicht blos feine und leckere Kost in der Lektüre verlangt, einige angenehme Stunden bereiten wird. Das Papier ist gut, der Druck ziemlich korrekt.

G. Th.

Dichtkunst.

Gedichte von L. Paulsen. Erster Band. Kiel in der akadem. Buchhandl. 1820. 208 S. 8.

Unde tam tarde? wird unser gestrenger Herr Präceptor bey dem Anblicke der drey Jahr alten Jahrzahl

fragen; aber er ſehe nur ſeine Austheilungsliſte nach; wenn ſie genau iſt, ſo wird er finden, daß er das Buch erſt im Nov. 1822 verſendet hat.*) Wenn Horaz den Dichtern das nonum prematur in annum zum Geſetz macht; ſo darf ja wohl auch der Rec. ein nonum prematur in mensem als Erlaubnißſchein in Anſpruch nehmen. Ihm waren dieſe Gedichte neu, obwohl ſie vielleicht ſchon vier Jahre lang die Preſſe verlaſſen haben, denn um Ein Jahr wird im Buchhandel gern vordatirt, ja ſie waren ihm überraſchend, und zwar angenehm. Es ſind keine Almanachs-Poeſien, keine Reimereyen ohne Gedanken, keine Empfindeleyen. Eine reife Weltanſicht ſpiegelt ſich in einer nicht immer ganz klaren, aber kühnen, ſtarken und maleriſchen Diction. Der Entdecker einer neuen Südſeeinſel z. B. feyert hier den Moment ſeiner Abreiſe mit folgenden Verſen:

Hemmet, leichte Morgenwinde!
Eurer Flügel raſches Wehn,
Sanft nur hauchet uns gelinde,
Laßt es langſam untergehn
In des Meeres grauer Oede,
Dies erhaltne Paradies;
Das Natur, wie Morgenröthe
Aus der Nacht, entſteigen hieß! —
Ach zu ſchnell von deiner Küſte
Treibſt du, Göttin! mich hinweg,
In des Meeres blaue Wüſte
Auf des Fahrzeugs Wandelſteg.
In des Schiffs geſpannte Flügel
Sauſt dein unſichtbarer Flug,
Und des Meers lebendge Hügel (bravo!)
Brauſen um des Fahrzeugs Bug.
Wie die Wälder und die Berge
Immer weiter mir entfliehn,
Wie ſie, Rieſen ſonſt, jetzt Zwerge,
Enger ſich zuſammenziehn!

Gewiß ſehr gelungen bis hieher — den Reim Oede und Röthe etwa abgerechnet —; wenn aber gleich darauf, nach dem die Bergrieſen ſich zuſammen gezogen haben, auch die hohen Uferpalmen ihre Blätter in die Fluth ſenken; ſo iſt das ſtörend, weil der Schiffer in einer Entfernung vom Ufer, wie das Zuſammenziehen der Berge ſie vorausſetzt, die Uferpalmen nebſt ihren Blättern nur durch ein gutes Fernrohr erkennen konnte. Das Gedicht, die ungeſtorbenen Todten, iſt vielleicht das vorzüglichſte der Sammlung. Es ſind die geiſtig Todten, die Pfleglinge eines Irrenhauſes, welche hier beſungen werden, und die Vergleichung ihres Aufenthaltsortes mit dem Orkus iſt mit Geiſt und Geſchmack durchgeführt. Der Dichter wandelt im Frühlingstage, er malt eine reizende Landſchaft.

Fern aus jenes Thals geſchweiftem Becher,
Randumgürtet von Pomona's Kranz,
Schimmern roſig maleriſche Dächer
Eines Landguts in der Sonne Glanz.
Lächelt dort der Ruhe ſüßen Frieden
In ein Herz nach manchem Wetterguß?
Ja dort wohnt, vom Aſterglück geſchieden,
Seligſeyend der Naturgenuß!

So wähnt der Wanderer, er nahet ſich dem freundlichen Aſyl, er tritt hinein, und es iſt der Wahnſinn, dem er hier antrifft.

Feſt verriegelt iſt des Hofes Pforte.
Seltſam aus des Hauſes Innern drang
Ein Geſchwirr' im Schlaf geſprochner Worte;
Zögernd öffnet ſich ein enger Gang.
In den Fenſtern ſtarren Eiſenſtäbe;
Des Gelächters und der Klage Schall
Wechſelt aus dem ehernen Gewebe;
Prüft man einer Wüſtung Wiederhall?
Ueberm Eingang reden aus dem Steine
Götterformen bandelnd zum Verſtand.
Mit der Fackel halbgewandtem Scheine
Steht ein Genius, der Parze Hand
Wehrt ihm; ſeitwärts mit gebrochner Klinge
Liegt der Scheere Kreuz; ein Sametterling
Dehnt vergeblich die gebundne Schwinge
In der Puppe halbgeſprungnem Ring.
Welchen Schrecken faßt dieß Nachtgebäude!
Furchtbar grenzt es an das Geiſterreich.
Liegt, des Lebens und des Todes Scheide,
In der Zeit und Ewigkeit zugleich. (bravo!)

Ergreifend und erhebend iſt der Zug im Gemälde des erſten Saales, wo der tolle Geiſtliche predigt, und —

Jetzt entſteigt zum hohen Thron der Sphären
Seiner Andacht Dämmrung im Gebet —
Hände falten ſich! Er nennt den hehren
Namen, nennt des Höchſten Majeſtät —
Und wie Zephyrhauch im Sonnenbrande
Kühlend beugt des Feldes welken Flor,
Thut der Feyerklang im Schattenlande
Häupter neigend durch der Manen Chor,
Himmelwärts in nachtumwölkten Augen
Scheint ein Sonnenblick, ein: Ich bin dein!
Aus des Wahnſinns Nebel aufzutauchen,
Hier und da, wie matter Abendſchein.

Auch der eingebildete Gott im zweyten Saale iſt zu erhebender Wirkung benuzt, und ſehr treffend ſagt der Aufſeher.

In's Unendliche reicht der Gedanke,
Und mit ihm des Wahnſinns Möglichkeit.

Wir müſſen an einem Dichter, welcher der Sprache ſo mächtig iſt, wie Herr P., den Unreim Stocken und zucken S. 153 rügen; auch können wir es nicht billigen, wenn es S. 158. von der Verführten heißt:

Auf das Haupt des theuren Jünglings ſezte
Sie der eignen Locken Tugendkranz.

Das klingt geſchraubt und iſt unlogiſch, der Verführer wurde ja nicht tugendhaft, indem ſie ihm ihre Tu-

*) Es iſt erſt im Herbſt 1822 zur Anzeige eingeſendet worden, und zwar mit der Bemerkung, daß die Einbüſung der in der Fremde gedruckten Exemplare erſt zwey Jahre nach dem Drucke durch obrigkeitliche Hülfe hat erzwungen werden müſſen. M.

geud opferte — ſie nahm den Kranz aus ihren Locken, aber ſie ſezt' ihn dem Jüngling nicht auf. Doch damit verſöhnt das gleich folgende, glückliche Bild:

Ach mit ihres reichen Werthes Fülle
Hatte ſie verſchwendend ihn bedeckt!
So umfängt der Lilien Blüthenhülle
Traulich ein zerſtörendes Inſekt.

Der graue Alte S. 151, der, von einer weiten Meerfahrt heimkehrend, ſein Vaterhaus und ſeine ganze Familie in den Wogen eines Bergſtromes untergehen ſah, iſt eine brav gezeichnete Figur, und ein prachtvolles Gleichniß erleuchtet ſie poetiſch.

Dem Verwaiſten ſchwand des Lebens Kunde,
Blieb des Unglücks heller Punkt; er ruft
Jezuweilen Jahr und Tag und Stunde,
Sonſt ſo ſtumm als eine Todtengruft.
Alſo ſteht an eines Erdfalls Schlunde
Noch ein Kirchenthurm im Schweizerthal.
Um ihn trank auf jezt verſunknem Grunde
Jüngſt ein Dorf der Sonne heitern Strahl;
Plötzlich nahmen hohle Abgrundsſchläuche
Und die Tiefe ſchlingt den Raub hinab,
Er allein beſteht, ein grauer Zeuge,
Unverſehrt der Gegend offnes Grab,
Aber noch im Haupte ſchweigt die Stimme,
Welche ſinnvoll durch die Lüfte klang.
Denn es ſtockt ſeit der Erſchütterung Grimme
Der zerſprungnen Uhr gemeßner Gang.
Auf der Stirne lebt des Jammers Kunde
Und dem Wandrer weiſt des Zeigers Hand
Ewig die verhängnißvolle Stunde. (bravissimo!)

Die beyden Feinde im Leben, die im Halbtode des Wahnwitzes das Bedürfniß des Zankes mit einander zu unzertrennlichen Freunden macht, geben Veranlaſſung zu einer nicht auf der Oberfläche liegenden Reflexion.

Was Verſöhnungspfänder nicht gewährten,
Schenkt der Groll: als ſeinen Pythias
Liebt den unzertrennlichen Gefährten
Des Verrückten weſenloſer Haß.

Das wird hinreichen, die Leſer zu überzeugen, daß Herr Vanlien ein geſundes Dichterblut in ſeinen Adern hat, und Sehnen in ſeinem Arm, um den Bogen Apolls zu ſpannen. Allein in dem Gedichte S. 51 hat er, um damit nach Napoleon zu ſchießen, hölzerne Kinderbolzen aufgelegt; auch zeigt das Vorhergehende auf die Flucht des Hauſes Braganza in die neue Welt, daß ſeine Anſicht der politiſchen Welt minder dichteriſch iſt, als ſeine Anſicht der Natur. Von Ritterthum, Feudalchriſtenthum, Myſticismus, Niebelungen und Nebelungen und all' dergleichen modernen, romantiſchen Dingen, iſt in dem Buche gar nichts anzutreffen. Das Verzeichniß der Druckfehler füllt fünf ganze enggedruckte Seiten, es ſind deren wenigſtens halb ſoviel, als der Subſcribenten. *)

*) Nach dem Einſendungsbriefe iſt das Buch in Leipzig bey einem Herrn Täubner oder Läubner gedruckt. M.

Länder-Kunde.

Die Schweiz. Nach Depping, Pictet, Lutz und den neueſten Quellen überhaupt bearbeitet; mit 16 Kupfern. 3 Th.; 1ſter Th. 172 S. 2ter Th. 246 S. 3ter Th. 171 S. Peſth in Hartlebens Verlag, 1823.

Die Römer, die der Schweiz ſo nahe waren, die ſich zu Cäſars Zeiten bereits zu Herren derſelben gemacht hatten, ſchrieben über die Schönheiten derſelben gar nichts. Wenn man die Commentarien Cäſars lieſt, der doch in Genf und Zürich wie zu Hauſe war, der ſo viele ſtatiſtiſche Notizen von ihr giebt — da ſollte man gar nicht glauben, daß die Natur hier ihre ganze pittoreske Malerkunſt *) entfaltet hätte. Woher dieſe Gleichgültigkeit bey ihnen gekommen ſeyn mag? Die Frage mag eine gelehrte Geſellſchaft beantworten — laſſen. Vielleicht war das Land ſo wenig angebaut, daß das Große und Erhabene, wie es ſich daſelbſt jezt darſtellt, ſich nur als Schreckliches, als Gräßliches zeigte, vielleicht hatte der römiſche Krieger in ſeinen Castris stativis mit ſoviel Mühſeligkeiten zu kämpfen, daß er an die Schönheiten der Natur gar nicht denken konnte. Was indeſſen die Alten von der Schweiz zu ſchreiben vergaßen, haben die Neuern reichlich nachgeholt. In und außer der Schweiz wird über die Schweiz alle Jahre geſchrieben, daß man glauben ſollte, es ließe ſich über dieſe große Felſenburg Europa's gar nichts mehr Neues und Anziehendes ſagen. Für ſolche, die das ſeit vielen Jahren Geſagte, in einer hübſchen, gedrängten Zuſammenſtellung leſen wollen, iſt erſt jezt wieder das 29ſte bis 32ſte Bändchen der Miniaturgemälde der Länder- und Völkerkunde unter dem Titel: Die Schweiz ꝛc. erſchienen. So weit ſich die Schönheit und Größe der Natur durch todte Buchſtaben der Phantaſie darſtellen läßt, ſo weit iſt es auch ihrem Verfaſſer gelungen, von ihr in den drey Bändchen ein Bild zu entwerfen. Er hat das Neueſte und Zuverläſſigſte aus den neueſten und zuverläſſigſten Schriftſtellern zuſammengetragen. Das erſte Bändchen wirft bis S. 90 einen allgemeinen Blick auf das Land und ſeine Bewohner. Von da an werden die einzelnen (22) Cantone geſchildert. Nach Cäſar hatte die Schweiz damals etwas über 300000 Einwohner, jezt zählt ſie wenigſtens 1800000. Der einzige Canton Bern hat jezt mehr Bewohner, als damals das ganze Land. Sieben Flüſſe ergießen ſich, um dann ein neues Bett zu finden, in eben ſo viele Seen, unter denen der Genferſee der ſchönſte und größte iſt. Mein See, ſagte Voltaire, als

*) Eine pittoreske Malerkunſt? Närriſches Ding! Ungefähr wie eine architektoniſche Baukunſt oder eine muſikaliſche Muſik. M.

er an seinen Ufern die Kabalen des Hofes und den Fanatismus der Pariser Sorbonne vergaß, mein See ist der schönste! 40 kleinere Gewässer fließen, außer der wilden Aare in ihn hinein. Dagegen ist der Vierwaldstätterſee der merkwürdigste für die Geschichte der Schweizerfreyheit. An ihn gränzen die Ufer von Schwitz, Uri und Unterwalden, die das Banner der Freyheit zuerst entfalteten. Und alle Seen, alle die Flüsse der Schweiz, bekommen ihre klaren Gewässer aus den unerschöpflichen Behältern der Gletscher, die sich, wie gefrorne Eismeere, über 400 an der Zahl in die Lüfte erheben und 1—400 Fuß in die Tiefe der Erde versenken. Aus ihren Eisgewölben ergießen sich im Sommer die reißenden Gießbäche und drohen, besonders nach Gewittern, Verderben der Gegend rings herum. Wind und Blitze und Donner gehen dann vorher. Dann brausen sie schäumend heraus und wälzen Felsentrümmern vor sich her, die den Weg verengten, und stürzen die Bäume in den Abgrund, die auf den Felsen standen. Oft deckt eine Schneedecke, eine Eisrinde, diese Eisgewölbe und wehe dem Wanderer, der sorglos über diese Decke eilt. Sie bricht unter ihm zusammen und er stürzt in den grausigen Schlund hinab, glücklich, wenn er den Tod auf der Stelle findet, denn nur ein halbes Wunder kann ihn aus solcher Tiefe wieder ans Licht bringen. Diese Gletscher haben den Schweizer-Gelehrten schon viel zu schaffen gemacht. Sie streiten sich schon seit Jahren, ob sie immer zunehmen und die Temperatur des Landes immer mehr abkühlen. Der Streit scheint aber unnütz. Giebt es hintereinander harte Winter und nicht bedeutend warme Sommer, so läßt sich annehmen, daß im Winter mehr Eis anschießt, als der Sommer verzehrt. Das umgekehrte Verhältniß wird das Gleichgewicht wiederherstellen. Rec. schließt dieß, ohne in der Schweiz gewesen zu seyn, aus einer Prophezeihung in Scheuchzers Alpenreisen von 1702. Der ehrliche Mann meynt: „Die Jahrszeiten würden immer kälter, die Winter länger, die Sommer kürzer, der Weinstock bringe schlechtern und weniger Wein, der Schnee nehme jedes Jahr in ungeheuern Massen zu.“ Und doch sind die Weine nicht herber geworden, die Menge des Weines ist nicht geringer, und der Schnee häuft sich nicht in größern Massen an, denn sonst müßte nicht erst ein Streit darüber statt finden können, ob die Gletscher wirklich zunehmen oder nicht. Freylich können die Schweizer nicht daran denken, ihr Clima durch — Ausbauen der dichten Wälder zu mildern. Hier müssen diese zum Schutz der Viehweiden und der Gebäude gegen die Lawinen stehen bleiben. Das Niederhauen eines Waldes ist hier so gefährlich als das Einreißen einer Mauer in einer belagerten Stadt. Hier muß sich der Mensch seine Hütte am Saume des Waldes bauen, damit dieser ihn decke, wenn ein Häufchen Schnee auf den höchsten Bergspitzen losgerissen wird, das sich um 3—6000 Fuß herabwälzend zu einem Balle vergrößert, der Dörfer und Flecken zertrümmert, Heerden bedeckt, Ströme aus ihrem Laufe verdrängt und Erde-Stein- und Felsenmassen herabstürzt. An so einem Walde mag sich seine Wuth brechen. Doch wo würde sie ihr Ziel finden, wenn er nicht seine Mauer entgegensetzte? Die zunehmende Menge der Menschen, die dort alle das Recht haben, das Wild, das ihnen die Saat wegfrißt, niederzuschießen, — das Jagdrecht; aber in dem entgegengesetzten Sinne, den das Wort bey uns hat! *) — hat das Wild in der Schweiz jezt sehr selten gemacht. Der Hirsch, der Luchs, der Steinbock, sind fast ganz verschwunden. Vor 200 Jahren gab es dagegen an Hasen und Hirschen und Rehen soviel, „daß man das Wild, sagt ein alter Schriftsteller, wie Ochsen- und Hammelfleisch aß und 50 Hasen in ein Haus hineintragen sah.“ Jezt ißt man statt der Hasen die Murmelthiere. Das kommt von solcher Jagdfreyheit, von solchem Jagdrechte. Wie gut ist es da in vielen andern Ländern bestellt! Da arbeitet der Bauer am Tage, und in der Nacht schüzt er die Arbeit des Tages gegen die Rudel Hirsche, Schweine u. s. f., die aus dem nahen Walde kommen, damit der gnädige Edelmann von Egidius an sein Jagdrecht zu üben vermag. **) Mit der Fischerey ist's dort auch so ein verkehrtes Wesen. Wer an einem See, an einem Flusse wohnt, darf darin fischen. Nun freylich, es fehlt nicht an Fischen. Aber die Forellen von 100 Pfund, die sonst gewesen seyn sollen, sind jezt auch nicht mehr zu finden. Man begnügt sich damit, nur eine Forelle von 20—30 Pf. zu verzehren. Wenn wir I. S. 65 lesen, der Schweizerhirt bleibe gleichgültig gegen alles, was außer seinen Alpen vorgehe, er liebe nichts, als seine Weiden und Trifften ꝛc., so scheint das eine Behauptung, die durch die Auswanderungen nach Amerika, durch die Kriegsdienste in allen Ländern, wo man Schweizer bezahlen wollte und will, auf eine grelle Weise widerlegt, während die warme Theilnahme, die hier die Griechen fanden, einen angenehmen Beweis vom Gegentheil giebt. Dort allein durfte für diese Söhne der Freyheit frey gesprochen und gesammelt werden, ohne daß man fürchten mußte, ins Zuchthaus zu kommen, wie in einem deutschen Lande gedroht ist! ***)

---

*) Im entgegengesetzten Sinne? Wie so? der Herr Rec. sagt oft nicht deutlich, was er denkt, oder umgekehrt: er denkt nicht deutlich, was er sagt. M.

**) Aha, nun begreif' ich; das soll das Jagdrecht im entgegengesetzten Sinne seyn. Aber wissenschaftlich stehen beyde Sinne keineswegs entgegen, obwohl einer den andern so ziemlich ausschließt. M.

***) Ist's möglich? O Christenthum! wie kreuziget dich die Politik. Wie beschmeisset diese Eintagsfliege den Spiegel der Ewigkeit! M.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag den 4. Juli 1823.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Sulla. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von A. Keſtner. Hannover in der Hahn'ſchen Hof-Buchhandlung 1822. VI und 214 S. gr. 8.

Der Stoff des Stückes iſt der Partheyenkampf des Marius und Sulla um die Feldherrnſtelle bey dem Heere, welches den Mithridat bekriegen ſoll. Die Handlung beginnt mit des Marius erſten, ſchleichenden Verſuchen, den Beſchluß des Senates zu untergraben, und endiget mit dem Aufbruche Sulla's aus dem Lager von Capua gegen Rom. Die hiſtoriſchen Züge ſind ziemlich treu, und meiſtentheils ſo gezeichnet, wie wir ſie in Vertot's Hist. des révolutions romaines liv. X. finden. Da der Kampf im Stücke unentſchieden bleibt, da derſelbe auch vermöge ſeines Gegenſtandes nicht geeignet iſt, eine lebhafte Theilnahme zu erregen, und da beyde Partheyhäupter weder im Guten noch im Böſen Größe zeigen; ſo iſt nicht wohl abzuſehen, wo das Tragiſche herkommen ſoll. Herr K. ſcheint es in der Ermordung des Q. Pompejus (Sulla's Eidam) geſucht zu haben. Er läßt über dieſes Unglück die Tochter Sulla's, des Pompejus Gattin, wahnſinnig werden, und im Lager von Capua, vor des Vaters Augen, mit deſſen Schwerte ſich erſtechen. Das iſt allenfalls eine tragiſche Epiſode, aber keine tragiſche Kataſtrophe, und es wird dadurch wenig mehr gewonnen, als ein wirkſamer Abgang für den Helden:

So fahret hin, ihr Trümmer meines Hauſes,
Mein Blut, mein Hoffen kommendes Geſchlechts. —
O Thränen, ſtürzet Thränen! — Weigert ihr's? —
Frohlockt denn, Augen, bald aus Feindeswimpern
Seh't ihr ſie quell'n in wildem Wehgeſchrey!

Hallt! ſchmetternde Trompeten, Tonneloſſe,
Ihr Boten vom Parnaß an Männerwuth!
Macht wieder ſtreng die weichgeklagten Ohren,
Wild meine Bruſt, die noch vom Jammer bebt!
Gebt meinen Schwertern Winterſturmes Flügel
Und ſchürt der hunderttauſend Brände Glut;
Daß Jeder, der gefrevelt, Strafe finde. —
Und ich — der Rache wilde Süßigkeit.

Die Diction iſt, wie man an dieſer kleinen Probe ſieht, nicht undichteriſch, aber oft ſchwerfällig, daß wir glauben möchten, der Verf., von dem wir hören, daß er in Rom lebte, habe ſeine Mutterſprache nicht mehr in der Uebung. Gleich in den erſten Zeilen ſagt Marius, Rom apoſtrophirend:

— — die ſchlaf-verwaiſ't e Seele
Beſpricht das Unrecht, das du ihm gethan.

Verwaiſ't für beraubt klingt hier ſehr geſucht, und was ſoll beſprechen heißen? Will Marius damit ankündigen, daß er über das Unrecht eben einen Monolog ſprechen werde? Der Vers S. 6:

Zu eig'nen Wunſch's Erfüllung ſie zu treiben,

iſt kaum auszuſprechen, und die Conſtruction S. 41:

Ja, des Getümmels Wogen dieſer Stadt
Verbergen das Geheimniß u. ſ. f.

iſt undeutſch ohn' alle Noth. Nur das Flickwort Ja durfte weggelaſſen werden, ſo paßte die natürliche Wortfolge:

Die Wogen des Getümmels dieſer Stadt —

in das Metrum. Auch iſt der Ausdruck S. 40:

Verwundet dieſer Lärm nicht Hauſes Ruh,

ſehr verfehlt. Lärm ſtört die Ruhe. Im Epilog, welchen Roma ſpricht, heißt es am Schluſſe:

Nicht mehr das Schwert erficht dem Haß die Ruh',
„Liebt eure Feinde!" ruft der Himmel zu.

Man ſieht, daß dieſer deutſche Sulla dem franzöſiſchen des Herrn Jouy nicht gewachſen iſt, und das beklagen wir. Die deutſche Dichtkunſt hätte hier ſo leicht die franzöſiſche überflügeln können, da ihr Gebiet nicht ſo eng eingehegt iſt. Es kam nur darauf an, für den Menſchen Sulla mehr zu intereſſiren, und das lag ſo nahe, es durften ihm nur größere, ediere Zwecke ſeines Kampfes gegen Marius untergelegt werden, als die Befrie-

digung des Ehrgeizes. Diese historische Untreue hätte die Poesie wohl entschuldigen mögen, auch Joup's Sulla ist nicht der geschichtliche Charakter. Der Druck ist reinlich und bequem.

Topographie.

A. W. Grieſels Gemälde von Prag. Prag in der Calveſchen Buchhandl. XVI und 236 S. 1823.

Wer die uralte, ſeit d. J. 723 ſtehende Hauptſtadt des Böhmer-Landes kennen lernen will, dem empfehlen wir dieſes ſauber gedruckte, mit trefflichen Kupfern, einem Plane und einer Karte der Umgegend gezierte Gemälde. Herr Grieſel hat damit nicht blos den Fremden, die nach Prag kommen, einen Dienſt erwieſen. Auch noch, ehe man Prag ſieht, kann man ſich, nach ſeiner Beſchreibung, nach dem Plane, eine deutliche Vorſtellung davon machen, wozu die von der raſch ſtrömenden Moldau in zwey Theile getrennte Häuſermaſſe, die dann wieder auf jedem Ufer, zwey Viertel bilden, ohnedieß die Hand bietet. Wenn es wahr iſt, daß der Verf. keine brauchbaren Vorgänger hatte, daß er alles aus eigner Anſchauung ſchöpfen mußte, wie er S. XI verſichert, ſo iſt ſein Verdienſt um ſo größer. Auch die Freymüthigkeit, mit der er die Mängel Prags rügt, wollen wir nicht vergeſſen, zu rühmen. Rec. hat eine ähnliche Arbeit unternommen gehabt und am beſten aus Erfahrung kennen gelernt, wie ſchwer es hält, richtige Nachweiſungen über Dinge zu bekommen, die, wie es ſcheint, jedem vor Augen liegen, und wie übel es gedeutet wird, wenn man ſchwarz nicht weiß nennen will. Herr Gr. ſchildert erſt Prag im Allgemeinen; ſeine Lage (50 Gr. Breite, 32 Gr. Länge), ſeine Größe, das Clima u. ſ. f. Wir erfahren, wie Prag eine der größten deutſchen Städte iſt. Es hat 4 Stunden im Umfange, 217 Gaſſen und 54 freye Plätze. Freylich ſind jene zum Theil ſehr häßlich, winklich, ungepflaſtert, und dieſe meiſtentheils unregelmäßig, klein, verbaut. Wären ſeit den 1100 Jahren, die Prags Annalen nachweiſen, nicht ſoviel Feuersbrünſte vorgefallen, die in neuern Zeiten beſſern, geſchmackvollern Aufbau zur Folge hatten — die ganze Stadt würde dann noch der Altſtadt gleichen, die den Anfang des Anbaues machte, die alſo der älteſte Theil der Stadt iſt und durch ein ſonderbares Geſchick von jenen Feuersbrünſten am wenigſten litt. Doch in dieſer Altſtadt zu wohnen, wo ſich alle Gewerbe zuſammendrängen, aber auch namentlich gegen 8000 Juden in einem beſondern Quartiere hauſen, möchte nicht Jedermanns Sache ſeyn. Beſonders jenes Judenquartier muß der Naſe von fern ſchon bemerklich werden. In 280 kleinen Häuſern wohnen alle iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen und alle fallen über den Wanderer her, der in ihren „Tandelmarkt," d. h. Trödelpaß geräth. Der große Ring mag in dieſem Stadtviertel der beſte freye Platz ſeyn und darum ſchmückt ihn auch wohl eine Mariensäule, die Ferdinand III. 1648 ſetzen ließ, als die Schweden aus dem Lande waren. Freylich an Größe ſteht er dem Viehmarkte in der daran gränzenden Neuſtadt gewiß nach, denn dieſer hat eine Länge von 280 Wiener Klaftern, und eine Breite von 80 dergleichen. Wenn man nun hier S. 22 lieſt, das Militärkrankenhaus nehme die eine ganze (Quer-) Seite dieſes Platzes ein: ſo könnte man auch daraus abnehmen, daß die Garniſon, die in 12 Kaſernen vertheilt iſt, bedeutend ſeyn müſſe. Allein man würde ſich irren. Sie beträgt nur 6500 Mann. Für die Hauptſtadt eines großen Landes, die zugleich Feſtung iſt, will das wenig ſagen. Das große Spital war ehemals ein Jeſuitenkollegium, daher das Mißverhältniß in der Größe zur Zahl der Aufzunehmenden. Die ſchönſten Plätze ſind indeſſen auf dem andern Ufer der Moldau, in der Kleinſeite und dem Hradſchin zu finden. Die Feuersbrünſte haben von den alten Kirchen nur zwey in ihrer urſprünglichen Form gelaſſen, unter welchen die Domkirche a. d. Schloßplatze im Hradſchin wieder den erſten Rang behauptet. Man muß die treffliche Abbildung davon ſehen, um ſich von den kühnen, in die Lüfte hinanſtrebenden Thürmen und Bogen und Spitzen ein entſprechendes Bild zu ſchaffen. Der eine Thurm hat eine Höhe von 314 Fuß. In der Nähe iſt die königliche Burg, ein Werk von Karl IV. nach dem Muſter des Louvre erbaut, denn ſchon damals hatte Paris das Recht, dem Geſchmacke der ausländiſchen Fürſten die Richtung zu geben. Ihre Gemächer ſind (S. 48) zahllos. Aus einem der Fenſter dieſes Schloſſes wurden die kaiſerlichen Statthalter herabgeſtürzt (1618) und damit war das Zeichen zum 30jährigen Krieg gegeben. Wie konnten die Böhmiſchen Herren zurücktreten, als ſie die kaiſerliche Majeſtät ſo beleidigt hatten? Nächſt dieſer Königsburg dürfte das größte öffentliche Gebäude das erzbiſchöfliche Seminarium ſeyn. Das große Waiſenhaus in Halle ſcheint dagegen eine Kleinigkeit. Hörſäle, Profeſſorwohnungen, Wohnungen für 3 — 400 Weltgeiſtliche, zwey Kirchen, Bibliothek, Buchhandlung u. a. Anſtalten ſind hier in einem Raum vereint, der ehemals — ein Jeſuitercollegium war. Die Jeſuiten müſſen doch reiche Leute geweſen ſeyn. Ob es ihnen denn wieder ſo glücken wird? *) Am Ende reſtituiren ſie. Das war ſonſt die Sprache des Clerus, wenn er ſich ungerechtes Gut aneignete. Dem Sinne nach iſt es mit Requiriren gleich bedeutend. Unter den vielen Palläſten auf der Kleinſeite und dem Hradſchin

*) Kaum zu bezweifeln! M.

behauptet der Wallenſteiniſche Coloß, 1630 gebaut, noch immer einen hohen Rang. Die Brücke über die Moldau, welche beyde Hälften der Stadt verbindet, iſt eine der älteſten (ſeit 1358), der ſchönſten und feſteſten. Da ſie aber freylich faſt den einzigen Uebergang gewährt, wird ſie manchem einen Seufzer auspreſſen, der erſt an dem einen Ufer heraufgehen muß, um dann, über ſie herunter, auf dem andern wieder herab zu traben. Ueber die 96000 Einwohner, die Prag hat, ſagt Herr Grieſel manches Erfreuliche, manches nicht Tröſtliche. Erfreulich iſt es, daß Deutſche und Böhmen faſt zu einem Volke geworden ſind; daß die Religion keine Vorrechte begründet; daß Reformirte und Lutheraner hier eines ſind; (S. 71.) daß für die Unterſtützung Armer, Unglücklicher, von Seiten der öffentlichen Behörden und von Privatvereinen ſo viel gethan wird, wie nur in irgend einer Stadt. Nicht erfreuend dagegen iſt es, daß der Prager verſchloſſen und einſylbig iſt, daß es an guten Privatgeſellſchaften faſt gänzlich fehlt, und an öffentlichen Orten alles kalt und fremdartig zugeht. Der Tanz und das Theater allein vereinen noch die Menſchen daſelbſt; aber nur für ſo lange, als zu ſchauen iſt und getanzt wird. (S. 75.) Seit 1783 ſind die Kirchhöfe außerhalb der Stadt angelegt. Das koſtete damals viel Mühe und erregte noch mehr Murren. Jezt hat Jedermann ſo wenig dagegen, daß es nirgend luſtiger zugeht, als in der Nähe der Kirchhöfe. Die Beluſtigungsörter des niedrigſten Pobels ſind in der Nähe. (S. 114.) Die Kirchhöfe ſelbſt ſehen ſehr unfreundlich aus, obſchon alle Inſchriften auf den Leichenſteinen — cenſirt werden müſſen! (S. 115) Spaziergänge hat der Prager in der Nähe nicht. Innerhalb der Stadt ſind nur einige kleine Inſeln der Moldau und zwey Gärten, welche den Genuß der freyen Natur erlauben. Die leztern ſelbſt ſtehen nur zweymal in der Woche offen. Auch die Umgegend iſt zu baumlos, um viel nahe Ausflüge zu geſtatten. In der Ferne dagegen, einige Stunden davon, locken mehrere Gebirgspartbien. Beſonders beſucht wird das Schloß Carlſtein, das König Karl IV. theils zur Aufbewahrung ſeiner Schätze, theils zur Erholung erbauen ließ. Wegen ſeiner Pracht, ſeiner Reichthümer, ward es ſonſt als ein Wunderwerk betrachtet. Es hatte, von ſolchem Tande, wie Gold, Silber, Juwelen ſind, nicht einmal zu ſprechen, 133 Heiligen-Bilder und zwey Kapellen voller — Reliquien. Wegen dieſer durfte im Schloſſe nicht einmal ſeine Gemahlin, geſchweige ein anderes Weib, übernachten. Jezt ſind die Reliquien, die Edelſteine, das Gold, die Perlen und die ſilbernen Gefäße zuſammen verſchwunden. Der 30jährige Krieg zerſtörte alle Pracht. *) Das Ganze iſt eine ſchöne Ruine, auf die man aber der Umgegend wegen um ſo lieber eilt, jemehr ſich die Erinnerung an Böhmens goldnes Zeitalter daran knüpft! Zu wünſchen wäre, daß die durch die Schlacht a. 8. November 1620 und 6. Mai 1757 merkwürdig gewordenen Punkte topographiſch und hiſtoriſch näher bezeichnet wären, als es in dem kurzen Abſchnitte: Geſchichte von Prag, geſchehen iſt.

*) Schon der Huſſitenkrieg unter Siegmund räumte alles auf, was von baarem Geldt und Reliquien da war. Auf die leztern borgte der Nürnberger Rath Geld. Jezt ziehen ſolche Hypotheken nicht mehr. D. Rez.

Dichtkunſt.

Merzblumen, eine Gabe der Freundſchaft. De tenero cingite flore caput. Ovid. fast. III. 254. Von J. H. von Weſſenberg, Conſtanz, gedruckt bey J. M. Bannhard. 1823. 84 S. 8.

Es ſind ein halbes Hundert kleine Gedichte, die dieſen Frühlingskranz bilden, welchen der ehrwürdige Bisthumsverweſer von Konſtanz ſeinen Freunden darreicht, die er von langem her an ſolche freundliche Gaben gewöhnt hatte: Dem Buchhandel bleibt die kleine Schrift fremd. Bald wird es jedoch Zeit, daß eine gewählte Sammlung der bereits zahlreichen, bisher durch ſolche Veranſtaltung nur als Handſchrift gedruckten Lieder und Dichtungen, auch einem größern Publikum Genuß und Theilnahme öffne. Ein künftiger Biographe des durch Verdienſt und Schickſale ausgezeichneten Mannes, wird manchen bedeutſamen Zug und merkwürdige Belege des reinen Gemüthes, des edlen Sinnes und des erleuchteten Geiſtes, eben dieſen Dichtungskränzen verdanken, von denen ein guter Theil beſondere Veranlaſſung in den jedesmaligen Beſchäftigungen, Verhältniſſen, Berührungen und Umgebungen des Dichters hatte, und ſomit Ausdruck und Zeugniß ſeines Charakters, ſeines Thuns und Laſſens geworden iſt.

Man will ein Paar Stücke der Sammlung als Proben ausheben: beyde gehören denkwürdigen Erinnerungen, theils einer längſt, theils einer jüngſt vergangenen Zeit an.

Der Traum.

(Am 14. October 1822.)

Acht Jahre ſind's, am Donauſtrand
Wie herrlich war des Tages Feyer,
Wie feyner dämmerte dem Land
Von Teut ſeit Hermann dem Befreyer!
Wie ſtrahlte da in Aller Blick
Das Morgenroth von goldnen Zeiten,
Wo, an der Freyheit Hand, zum Glück
Gerecht gleit und Tugend leiten.

O Freyheit! wie erſcheinſt du
Für Fürſt und Volk ein Bild der Gnade!
Wie geß dein Aug' voll Himmelsruh
Des Friedens Fülle auf ihre Pfade!

Die Kron', auf die dein Lächeln fiel,
Wie glänzte ſie von Freudenzähren,
Dir, o des Völkerkampfes Ziel!
Geweint an tauſend Dankaltären.

Und du, o ſanfte Menſchlichkeit!
Wie freundlich ludeſt du als Gäſte
Die Völker, ach ſo lang entzweyt!
Zur Brüderſchaft, zum Bundesfeſte.
„Daß nimmermehr der Klageton
Des einen unerhört verhalle.
Daß der Veredlung werd' ihr Lohn!"
So ſchwuren freudig ſie dir Alle.

Zu dir, Religion! dem Blick
Voll Huld, der Bruſt voll Liebe — kehrte
Mit Rührung jedes Herz zurück,
Zu dir, vom Völkerſieg verklärte!
Getobt ward dir, weil Gott allein
Den Sieg verlieh, ſo ſollten nimmer
Verdüſtern Wahn und Heuchelſchein
O Kind des Himmels, deinen Schimmer.

Welch' heitre Zukunft! Menſchenwohl
Sprach jedes Zeichen. Erd und Himmel
Umarmten ſich. Von Pol zu Pol
Erſcholl ein jubelndes Getümmel.
Doch plötzlich unterbrach's der Klang
Von neuen Geiſeln, neuen Ketten.
Und ach! der Griechen Jammer drang
Umſonſt zu Thronen, ſie zu retten.

Das Türkenjoch, das ſchmachvoll drückt
Der Chriſten Nacken, ward von Chriſten
So ſchnöd mit Blumen ausgeſchmückt,
Als ob ſie's dankbar küſſen müßten.
Der Feſſeln los, bedeckt mit Schaum
Sah' ich des falſchen Eifers Drachen . . .
War Alles denn ein flücht'ger Traum?
Wie ſchmerzlich ach! iſt das Erwachen.

Anna Boleyn,

zweyte Gemahlin Heinrichs VIII. von England, im Gefängniſſe.

Du haſt gerichtet, ſäumende, doch nie
Ausbleibende Vergelterin! Die Schuld,
Wovon des Königs Argwohn träumt, hat nie
Befleckt mein liebend treues Herz, und doch
Bekenn' ich demuthvoll mein Haupt dem Schwert
Verfallen, das du ſchwingſt. O hohe Frau, *)
Der ich gedient, eh' ſie der Fürſt, in mich
Entbrannt, verſtieß, wie oft den Blick
Voll Wehmuth, ſanft verweiſend, trat vor mich
Dein Bild, und bange Ahnung bleichte dann
Der Hoheit Glanz; doch, Frohſinn heuchelnd barg
Des Grams und ſtillgeweinter Thränen Spur
Vor dem Gebieter ich, der einſt die Magd
Zum Thron erhob, jetzt in den Kerker warf.
Nicht Gott hat mir die Kron auf's Haupt geſetzt.
Ein böſer Dämon that's. Wie könnt' ich Gott
Jetzt fleh'n, mir zu erhalten ſein Geſchenk?
Der Dämon, der die Krone gab, mag ſie
Nur wieder nehmen! Nicht beneid' ich dich,
Johanna *), der dort hinterm Blutgerüſt,
Wo morgen fällt mein Haupt, das Brautgemach
Geſchmückt wird. Gott vergeb' ihr, und auch ihm —
O richt' ihn mild, den nur Verblendeten —
Deß Gunſt blos eine Laune mir gewann,
Und gleich ſchnell eine Laune mir entriß.
Allſehender! blick in mein Herz! Auch jetzt
Miſcht ſich kein Tropfen Haß in mein Gefühl.
Das treu, obgleich mißkannt, ihm ſtets geglüht,
Der aus dem Stand zum höchſten Erdenglanz
Mich ſchwang, jetzt, weil der jüngern Leidenſchaft,
Die ſeine Bruſt bewegt, im Weg ich ſteh',
Auf höhre Stufe noch als Märtyrin
Zur Himmelskrone mich zu ſchwingen eilt. —
O du, der die gebeugte Blume mild
Mit Thau erquickſt, gieß deinen Frieden jetzt
In dieſe Bruſt, den nie die Welt ihr gab.
Gern, gern entſagt ſie ihr, gelänglet nur
Von dem Gedanken, deine Gaben, ach!
Geweiht zu haben ſchnöddem Götzendienſt
Der eitlen Luſt an nichtigem Erdenland.
Verzeih', verzeih' dem Wahn, der mich bethört!
Wie ein verlornes Kind, lang umgeirrt,
Das jetzt erblickt der Heimath theures Dach,
Wo ſeiner offnen Arms die Mutter harrt,
Laß heiter mich dem Tod in's Antlitz ſeh'n!

*) Katharina von Aragonien, deren Hofdame Anna Boleyn geweſen.

*) Johanna Seymour, der Königin Hofdame, mit welcher ſich Heinrich VIII. am Tage nach der Hinrichtung der Anna Boleyn trauen ließ.

Verbeſſerungen.

Der Kopf (Anfang) der Recenſion von Lindau's Eduard nach Scott, Nr. 42. S. 167. hat dadurch allen Verſtand verloren, daß der Setzer ſtatt: Bey der kritiſchen Anzeige, geleſen: Seit der kr. Anz. Dagegen gehört S. 166. Sp. 1. Z. 5. v. u. der Accusativus pro nominativo: den Göthe'ſchen Erlkönig, nicht auf des Setzers Rechnung.

In Nr. 47., Anz. von Hones Feyerabenden, Sp. 1. Z. 15. v. u. ſteht: die ſo häufig wiederkehrenden Worte. Ebendaſ., Anz. von Ernſt's Reiſen durch den geſtirnten Himmel, S. 188. Sp. 1. Z. 18. v. u. leſe man: vorlezte (ſtatt vorliegende) Siebenfüßler.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Juli 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Karl Reinhold. Tragödie in 5 Akten. Nach einer noch ungedruckten Novelle, von Moritz Kornfeld. Augsburg und Leipzig, in der Jenisch und Stageschen Buchhandlung 1823. 176 S. gr. 8.

Der Held dieses Trauerspiels ist ein Student, der eben im Begriff ist, sich den Doctorhut aufsetzen zu lassen. Der Verf. ist unfehlbar auch ein Student, welcher den Lorbeerkranz der Poeten begehrt. Wir wollen daher seine Tragödie als eine dissertationem inauguralem betrachten, und dem Candidaten ein wenig opponiren.

Wolfgang von Reinhold, der Vater des tragischen Heros, hat einen Bruder gehabt, der auf dem Todbette ihm sein ganzes Vermögen zugeeignet, und ihm dabey den Schwur abgenommen hat, seine Tochter Ida, die Mutterlose Waise, zu sich zu nehmen, und zur Gattin seines Sohnes Karl zu erziehen. Wolfgang hat sie zu sich genommen, erzogen, beyde Kinder aber in dem Wahne gelassen, daß sie Geschwister wären. Das hätt' er können bleiben lassen, eine solche Gesammterziehung führt selten zu einer Liebe, wie sie der Ehestand fordert. Aber halb ist ihm seine Absicht doch gelungen: Ida liebt Karl mehr als schwesterlich, obwohl sie nichts davon weiß. Karl hingegen hat auf der Universität eine Minna kennen lernen, die er auf die rechte Manier liebt. Er ladet Vater und Schwester zur Doctorpromotion ein, und als sie ankommen, stellt er ihnen seine Minna als Geliebte, und wenn der Vater will — als Braut vor. Ida wird fast ohnmächtig, der Vater erschrickt sehr, und als er mit dem Sohn' allein ist, entdeckt er ihm — zu spät — die wahre Bewandniß der Sache, welche bald darauf auch Ida von ihm erfährt, damit er sie von der Gewissensqual befreyen möge, einen Bruder mehr als schwesterlich zu lieben. Karl ist seiner Minna treu; Ida, nach einigen Seelenkämpfen, ermannt sich zu einer hochsinnigen Verzicht; der Vater scheint weit entfernt, um seines Schwures willen die Verlobten zu trennen: alles könnte daher noch gut werden, zumal da Karls Freund, der Student Julius, sich in Ida verliebt, welche ihn vor der Hand wenigstens sehr hochschätzt. Aber da hat der Teufel noch einen andern Studenten, Namens Schwalbe, in das Personenverzeichniß eingeschwärzt, und dieser schwarze Vogel — er sollte billig Rabe heißen, da er ganz schwarz ist — verdirbt die ganze Sache. Karl ist sein Lebensretter gewesen; aber er liebt Minna auch, mit häßlicher Brunst, und intriguirt nun auf das Allerinfamste, um die Vereinigung des Helden mit der Geliebten zu hintertreiben. Er sucht Karln auf Julius, Minna auf Ida eifersüchtig zu machen, und da das nicht gelingen will; so macht er durch anonyme Briefe den Vater glauben, daß Minna eine seines edlen Sohnes unwürdige Dirne sey. Der Vater glaubt den anonymen Briefen — man weiß, wie viel sidem sie auf Universitäten haben — und nimmt nun seinen Sohn ins's Gebet. Es entsteht eine Scene, wo der Vater die Geliebte des Sohnes „Metze" nennt, gleich dem Präsidenten in Kabale und Liebe, und Sohn und Vater gerathen dergestalt an einander, daß dem Vater flau wird. Der zärtliche Sohn holt ihm einen kühlenden Trank; das war wider alle Diätetik! Der Vater erkältet sich innerlich, und es rührt ihn so zu sagen der Schlag. Todt liegt er da, Karl schreit, daß er sein Mörder sey, daß er ihn mit der Zunge getödtet habe, und die oberste Gerichtsperson, Joseph Tham, nimmt ihn auf sein eignes Verlangen in Verhaft. Der verruchte Schwalbe hat wahrscheinlich jura studirt, und vom criminali soviel begriffen, daß man so einen Maulmörder nicht füglich hinrichten kann. Er sucht also auf anderem Wege Karln an das Leben zu kommen. Er wirft Arsenik in das Glas, aus welchem Karl seinem Vater hat zu trinken gegeben, und insinuirt der obersten Gerichtsperson abermals anonym, daß derselbe seinen Vater vergiftet habe. Hierauf geht er zu Karl in den Kerker und räth ihm an, die hämische Verläumdung dadurch gleich niederzuschlagen, daß er das Glas, welches ihm zur Recognition vorgezeigt werden wird, austrinke. Dictum factum! Herr Joseph Tham bringt das Glas, um es vor allen Dingen recognosciren zu lassen, und als er des Verdachtes erwähnt,

lert es Karl aus, und ist vergiftet. Herr Tham begeht hier ein venesicium culposum, das ist klar. Er hätte vor allen Dingen untersuchen sollen, ob der Trank vergiftet sey oder nicht; war er es nicht, so bedurfte es keiner Recognition, und war er es, so durfte er ihn dem Verbrecher nicht zu trinken geben. Ohne Cassation kann er unmöglich wegkommen, zumal wenn es am Ende herauskommt, was er sich doch *als möglich* hätte denken sollen: daß ein Anderer als Karl, Gift in das Glas geworfen, sey es vor des Vaters Trunke oder nachher. Aber was schadet die Cassation einer obersten Gerichtsperson, wenn nur die Tragödie zu Stande kommt, und sie kommt zu Stande. Der Vater des Helden, wie todt er auch schien, lebt wieder auf, und kommt eben zur rechten Zeit, den Sohn sterben zu sehn. Schwalbe gesteht und ersticht sich, Minna ersticht sich auch, alle übrigen bleiben am Leben, und Julius tröstet sie und die Zuschauer durch die Betrachtung des schönen Todes, den die Liebenden — Arm in Arm — gestorben sind. Schön mag er seyn, Minna's Seele geht voran, Karl's Seele folgt; aber Karl, wir können es nicht bergen, scheint uns ziemlich *verkehrt* zu verscheiden. Wer in der Begeisterung der Liebe stirbt, nachdem die Geliebte ihm vorangegangen, der pflegt den Himmel offen zu sehen, und fühlt sich gleichsam über die Erde empor gehoben. Nicht so unser Karl: Zwar stirbt er „röchelnd mit dem Blick nach oben," aber er sagt dabey, oder röchelt vielmehr:

Ich falle von
Der Erde — tief — sie flieht aufwärts — aufwärts —
Da oben rollt sie — glänzt sie — wie der Mond —
Ich — Nacht.

So möcht' allenfalls Schwalbe verscheiden, aber nicht Karl, es wäre denn etwa, daß er — wovon jedoch das Stück nichts sagt — in den lezten Tagen seines academischen Lebens astronomiam theoricam gehört hätte. Denn nur ein Astronom würde in dem Moment des Todes sich von der gewöhnlichen Vorstellungsweise des Emporfliegens der Seele (des Falters, welcher der Puppe sich entwindet) abweichen, und im Geiste die Erde zu einem Monde über seinem Haupte werden sehen, indem er selbst, gegen irgend einen andern Stern gravitirend, sich wie ein Fallender vorkäme.

Gegen diese Fabel opponiren wir nun hauptsächlich, daß sie in Vergleichung mit der *Sphäre* der Handlung an einer Unwahrscheinlichkeit laborirt: an dem Studenten Schwalbe. Wie kommt so ein Secretair Wurm unter die Studenten? Sicher nur dadurch, daß der Verf. mit seiner Phantasie aus dieser Lebensregion nicht heraus konnte, und das ist kein gutes Zeichen. Der Held ist makellos, welches bekanntlich dem Aristoteles zuwider läuft. Dagegen können wir den Antifatalisten das Stück empfehlen. Einige Ahndungen und Träume abgerechnet (Minna, namentlich träumt von einem Molch), kommt nichts von Schicksal darinne vor, Schwalbe allein bringt, wie man sieht, das ganze Unglück zu Wege, über welches die Liebenden der Blick nach Jenseits erhebt. Das ist denn immer eine *Erhebung*, woran es Schiller in Kabale und Liebe fehlen ließ.

Das Stück ist in freyen, meist gereimten Versen geschrieben. S. 28. steht *danzend* (tanzend), vermuthlich ein Druckfehler, wovon das Buch wimmelt. Minna's Mutter, eine sehr entbehrliche Person, drückt sich S. 32. höchst gezwungen aus:

Dem reinen Ehrer eines Künstlerwerks gefällt
Des Künstlers *Bewußtseyn* nicht, es kann ihn stören u. s. f.

S. 33. blüht der Himmel *silbern* und die Erde *goldgrün*. S. 65. sagt die halbwahnsinnige Ida:

Fort, Teufelsstraße! Ich bin ja unschuldig,
Nur die Natur, Natur —

und der Verf. sezt hinzu: „das lezte Natur murmelt sie leise." Schlecht scandirt Schwalbe S. 81:

Ich will schon den Idealismus ihm
Zum Indifferentismus klug umstempeln.

Der Setzer hat im gleich folgenden Verse einen uns ganz unbekannten —ismus hinzugesezt:

Was ist ihr weib'scher *Liebeheroismus*,

Soll vermuthlich heißen: Liebesheroismus, zu dem aber das Beywort *weiblich* besser als *weibisch* gepaßt haben würde. Auch Karl scandirt S. 92 und 111 miserabel.

Und denke daran mit derjenigen Gleichmuth —
Froh seyn, ist das Fazit (ω — ?) von allem diesen —

nicht zu gedenken, daß Gleichmuth gen. masc. ist. S. 131: „verbirgt er den Kopf in dem todten Vater."

Von Liebe, Freundschaft, Kindesliebe und anderen Tugenden wird in unermeßlichen Längen gesprochen, wovon jedoch der Vf. dasjenige, was ihm selbst ziemlich entbehrlich vorkam, parentheſirt hat. Im Ganzen der Ausführung unterscheidet sich Herr Kornfeld von den jüngsten Drang- und Kraft-Tragödien, als da sind: Wachter, Panse, Ernst Große u. a., dadurch, daß er mehr nach Schönheit als nach Stärke des Ausdruckes und der Gedanken ringt. So z. B. erklärt sich Karl S. 42 über Ehr' und Ruhm gegen die Geliebte und den Freund wie folgt:

Was meynt' ich denn mit Lieb' und Freundschaft, Ehr' und Ruhm?
Nicht ist mein kleines Ich allein gemeint,
Gedacht' ich, nicht wollt' ich mein Selbst blos mästen
Mit der Erhabenheit des Nachruhms. Nein.
Der nicht macht der Unsterblichkeit sich werth,
Der sie nur liebt und sich. Die Liebe nur,
Die heil'ge Menschenliebe, die uns flammend
Begeistert für das hohe Menschenall,
Und in uns Kräfte weckt, die selber wir
Bestaunen; die die großen Strapsschwingen

Weit, weit ausbreitet über Miriaden
Der Menschengeister, die im Leben Großes
Bewirkt, die schwächern Geister muthig aufsitzt
Vom Todesschlafe der Gemächlichkeit,
Und sie entflammt zu gleichem großen Streben;
Nur diese bringet wahrhaft Ehr' und Ruhm.
Nicht der verächtlich kleine Ruhm, daß unser
Gedacht wird oft und lang und überall.
Daß tausend müß'ge Lippen gaffend von uns schwatzen;
Nein! nur daß andre Herzen, andre Geister
Gleich uns entzündet werden, das ist Ruhm.
O der Gedanke machet wonnetrunken.
Und daß: wenn einstens diese Gliederpuppe
Nur Sand ist, und die Seele — hier nicht mehr ist,
Und andre Völker leben, andre Götter herrschen;
Wenn dann der Enkel-Enkel noch tieffühlend
Liest unsre Werke für das Menschenreich,
Und, fortgerafft von unsers Beyspiels Macht,
Vom Sitze aufspringt und bey seiner Kraft
Laut schwört: Auch ich will Liebethaten thun
Für die erhabne Menschheit; dieser Hochgedanken
Ist Götterseligkeit! *) Dann bin ich deiner
Werth, Liebe! deiner Freundschaft würdig, und —
Wir dauern ewig fort.
(er umarmt beyde zugleich.)

S. 19. malt Ida ihre Empfindungen für diesen Bruder mit ziemlich wohlklingenden Tönen:

Ach der Liebe Irisstrahl,
Den der Bruder glühend sendet,
Ist der Fremden nur gespendet,
Für die Schwester ist er fahl.
Wie der Sonne Gluthenschein
Ueberall und Allen glänzet,
Weithin, bis ihr Lichtreich gränzet,
Ist ihr Schimmer allgemein;
So gehört der Liebe Glut,
Die im Bruderherzen brennet,
Jedem, der sich Mensch nur nennet,
Jeder erbt an diesem Gut.

Doch der Liebe Irisschein,
Der sich um den Himmel windet,
Und ihn an die Erde bindet. (bravo!)
Ist für Eine nur allein.
Warum muß ich Schwester seyn?
Warum muß er Bruder heißen?
Tausendmal kannst du, Natur!
Um die Weltenaxe kreisen,
Eh' ein solcher Jüngling lebt.
Warum, Harte! diesen Einen
Mir stiefmütterlich verneinen?

Nein, nicht rechten, klagen nur
Will ich, seufzen, weinen.
Warum spanntest nahe du
Diesen Himmel meinen Augen,
Meiner Brust? Ich tret' hinzu,
Will in seinen Duft mich tauchen;

Aber ewig fern und ewig hoch
Schwindet er auf immer mir.
Drinnen seh' ich Engel spielen
Die nicht wissen und nicht fühlen,
Daß sie in dem Himmel spielen.

Mehrere dergleichen Stellen geben Hoffnung, daß Herr K. bey reiferer Ausbildung Erfreuliches leisten werde, wenn es auch eben nicht in der Region der Tragödie seyn sollte, wo allerdings das junge Talent sich gewöhnlich durch Orkan, Erdbeben und Weltenbrand ankündiget. Es hangen der Lorbeerkränze mehrere am Ziele, wir verargen es dem Jünglinge nicht, wenn er zuerst nach dem höchsten greift; aber dieser Inauguralschrift können wir ihn nicht gewähren. Zum Glück ist das weit weniger nachtheilig, als eine Verweigerung des Doctorhutes für den absolvirten Studiosus.

*) „Und daß: — wenn einstens — wenn dann" — hier ist der Poet aus der Construction gefallen, und bey dem daß auch aus der Interpunction. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom April 1823.

7. April. Der Gouverneur von Neu-Holland und Correspondent der Akademie, General Brisbane, übersendet die von ihm selbst und von Hrn. Rumker auf der Sternwarte von Paramatta gemachten Beobachtungen. Der Baron Blin bittet eine Abhandlung lesen zu dürfen, worin die Entdeckung des Wesens der Harmonie (la decouverte qu'il a fait du principe générateur de l'harmonie) dargestellt werden soll. Aus Auftrag der Frau Wittwe Berthollet überreicht Hr. Auger das höchst ähnliche und in natürlicher Größe durch Hr. Gayrard verfertigte Brustbild des Hrn. Berthollet, und die Akademie beschließt, der ehrwürdigen Frau ihren Dank und den Ausdruck des hohen Werthes, welchen sie auf das Gedächtnißzeichen des hochverdienten Mannes legt, schriftlich kund zu thun. Aus einem Briefe des Hrn. Duperrey, gegenwärtig auf einer Reise begriffen und auf der Corvette la Coquille eingeschifft, theilte Hr. Arago magnetische, theils zur See, theils auf der Insel St. Katharina gemachte Beobachtungen mit. Hr. Chevreul übergiebt eine versiegelte Schrift, um im Archiv der Akademie niedergelegt zu werden, und Hr. de la Borne überreicht eine Abhandlung mit der Aufschrift: „Thermal-Electrometer, mit den seine Wirkungen darstellenden Formeln."

14. April. Hr. Arago theilt die Ergebnisse der neuerlich in England gemachten Versuche mit, über die Flüssigmachung (liquefaction) einiger Gassubstanzen. Hr. Magendie erstattet Bericht über die pathologische Beobachtung an einem Manne, welcher die Bewegungskraft verloren, das Empfindungsvermögen hingegen beybehalten hatte, und dessen Vordertheil des Rückenmarks erweicht gefunden ward. Es bekräftigt diese Beobachtung die von Hrn. Magendie aus mancherley Versuchen gezogenen Folgerungen über die den vordern und hintern Nerven-

wurzeln eigenthümlichen abweichenden Functionen. Hr. Bory de Saint-Vincent liest einen neuen Abschnitt seiner physikalischen Erdbeschreibung von Spanien, und Hr. Duperit-Thouars überreicht eine Darstellung der Verschiedenheiten der Monocotyledonen und der Dicotyledonen. Durchs Scrutinium werden die Herren Desfontaines, Cuvier, Thenard, Lacépède und Magendie in eine Committé ernannt, welche eine naturhistorische Preisaufgabe vorschlagen soll. Hr. de la Borne meldet seine neuen Versuche über den Voltaismus, mit Hinweisung auf die in der am 10. März lezthin versiegelt deponirten Note bereits enthaltene Beschreibung derselben.

Hr. Dupin legt die Resultate seines Commissionalberichtes über die Dampfmaschinen mit einfachem und starkem Druck, hinsichtlich auf öffentliche Sicherheit, vor, wie solche durch die Mehrheit der Glieder der Committé gutgeheißen wurden. Es sind dieselben summarisch folgende: 1.) Es müssen zwey Klappen am Kessel der Dampfmaschine angebracht werden. Die eine derselben wird so eingerichtet, daß sie außer dem Bereiche des Arbeiters bleibt, welcher die Feurung und das Spiel der Maschine leitet. Die andere soll ihm zu Gebot stehen, damit er den Druck der Klappe nach Erforderniß mindern kann; wogegen er umsonst diesen Druck zu verstärken suchen würde, indem die außer seinem Bereich liegende Klappe dem Dampf Ausgang gewähren würde, bevor die unvorsichtig von ihm bezweckte Druckhöhe erreicht würde. 2.) Wird vorgeschlagen, die Stärke jedes Kessels mittelst der hydraulischen Presse zu erproben, indem ein vier- bis fünfmal stärkerer Druck auf ihn angewandt wird, als derjenige ist, welchen er beym gewohnten Spiel der Maschine erleiden muß, so lange der Druck zwischen zwey und vier Atmosphären begrenzt ist; über dieser Grenze hinaus aber soll der Probedruck um so viel Male stärker denn die habituelle Spannung des Dampfs beym Spiel der Maschine seyn, als diese habituelle Spannung den einfachen Druck der Atmosphäre übersteigt. 3.) Jeder Verfertiger von Dampfmaschinen soll gehalten seyn, seine Probiermittel und alles, was die Dauerhaftigkeit und Sicherheit der Maschine, insonderheit der Kessel und ihrer Anhängsel, gewährleisten kann, bekannt zu machen. Hinwieder soll jeder Fabrikant sowohl der dafür bestellten Behörde als dem Publikum den gewöhnlichen Druck, welcher beym Spiel seiner Maschinen statt findet, kund machen. 4.) Die Kessel der Dampfmaschinen, welche sich in der Nähe einer Wohnung befinden, sollen, im Fall diese Maschinen stark genug wären, um die Zwischenmauer, welche die Anstalt, worin die Maschine enthalten ist, von jener Wohnung trennt, einzustürzen, mit einer besonderen Maureinfassung versehen werden. Die Entfernung dieser lezteren von der Zwischenmauer darf, wie es scheint, in allen Fällen auf einen Meter beschränkt seyn; eben so hinwieder genügt ein Meter für die Dicke der Maureinfassung, und ein Meter reicht auch hin für die Entfernung dieser Mauer vom Kessel. Die Commission schlägt weiter vor, durch Veranstaltung der geeigneten Behörde, ein genaues Verzeichniß aller bey den Dampfmaschinen jedes Systemes sich ereigneten Zufälle führen, und diese nebst der Angabe ihrer Ursachen und Wirkungen bekannt machen zu lassen, mit Nennung der Manufacturen, worin die Zufälle geschahen, und nicht minder des Verfertigers der Maschine. Dieß dürfte, glaubt sie, ein eben so wirksames als einfaches Mittel seyn, zu Verminderung der Unglücksfälle, die vom Gebrauch der Dampfmaschinen mit einfachem, mittlerem und starkem Druck herrühren können. Die Commission schließt ihren Bericht mit der Bemerkung, sie sey bey der Prüfung dieser wichtigen, durch die Regierung der Akademie vorgelegten, Frage von dem Grundsatze ausgegangen, daß alle mechanischen Vorkehrungen ihre Gefahren haben, daß aber, so lange diese Gefahren einen geringen Wahrscheinlichkeitsgrad nicht überschreiten, die bloße Möglichkeit derselben ihre Anwendung für die Gewerbszweige, aus denen sie hervorgiengen nicht hindern darf. Die Commissarien, von denen dieser Bericht herrührt, waren die Herren Laplace, Prony, Ampère, Girard und Dupin. Hr. Gay-Lussac, dessen Meynung in verschiedenen Puncten von derjenigen seiner Collegen abwich, hatte aus der Committé entlassen zu werden verlangt.

21. April. Für die Lehrstelle der Pharmacie in Montpellier schlägt die chemische Section die Herren Bertin und Figuier vor, und die Akademie wählt mit 47 gegen 2 Stimmen den ersteren, als den dem Minister vorzuschlagenden Candidaten. Hr. Dutrochet sendet die Beschreibung seiner Versuche über die vegetabilische Reizbarkeit. Hr. Dumeril erstattet einen belobenden Bericht über das schöne in der Lasteyrie'schen Steindruckerey zu Paris erscheinende anatomische Werk des Hrn. Antommarchi. Hr. Coquebert de Montbret liest einen Commissionalbericht über Hrn. Bertrand's geologische Beschreibung von Puy-en-Velay. Dem Begehren des General-Directors der Brücken und Straßen, um Bezeichnung dreyer Commissarien zur Theilnahme an den Prüfungen der Arbeiten in der Applications-schule entsprechend, werden durchs Scrutinium die Herren Fourier, Girard und de Rossel ernannt. Aus einem durch Hrn. Molard erstatteten Commissionalbericht über Hrn. Turban's „Parafeu" erhellet, daß die von ihm vorgeschlagnen Rettungsmittel in Feuersgefahren unvollkommner und weniger anwendbar als die schon bekannten sind, deßhalb ihnen auch die Akademie ihren Beyfall versagt. Hr. Chevreul liest eine Abhandlung über die Ursachen der bey den Speiserarten vorkommenden Verschiedenheiten, hinsichtlich auf Härte und Weichheit sowohl als auf Geruch. Von der landwirthschaftlichen Section werden für eine erledigte Correspondentenstelle vorgeschlagen die Herren: Schwerz in Hohenheim bey Stuttgart, Sheval in München, Ammon in Rohrenfeld und Mundigt in München.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Juli 1823.

Dichtkunst.

Haine von J. M. Söltl, Professor im K. Erz. Inst. für Studierende in München. Augsb. und Leipzig in der Jenisch und Stageschen Bchhdl. 1823. 168 S. kl. 8.

Ein Eichenhain, ein Cypressenhain, ein Lindenhain und ein Hain der Sage. So wie Rec. in den Eichenhain trat, stolperte er bey'm ersten Schritte über eine unlogisch gewachsene Weinrebe.

Auf Hügeln glühet und sprosset der Wein.

Der Wein hätte besser gethan, erst zu sprossen und dann zu glühen, das Metrum würd' ihn nicht daran gehindert haben. Indessen Rec. schritt muthig weiter, fand einige (nach dem Verf. teutsche) Eichen, (vaterländische Lieder) wenn nicht von hohem, doch von ziemlich gradem Wuchse und von lenzesgrünem Laub, dazwischen aber mancherley anderes Gestrüpp. Er wand sich glücklich hindurch, aber S. 43. schlug ihn ein undeutscher Doppelast in's Gesicht:

Zugenickt und zugewunken (gewinkt)
Angeklingt (geklungen) und ausgetrunken.

S. 56. fand er eine Wunderblume, die auf erfreuliche Weise ihre Gestalt und ihre Namen wechselt, je nachdem der Gärtner ist. Volkes-Liebe, Volkes-Muth, Volkes Klage, Volkes-Sinn. Ein poetischer Gedanke kurz und glücklich ausgeführt. Der Cypressenhain ist der Prinzessin von Baiern, Max. Jos. Karoline, geheiligt, ihn soll die Kritik nicht entweihen. Im Lindenhaine blühn einige Bäume recht wohlriechend. Astronomie, Philosophie, Rhetorik, Physik, Botanik heißen die besten. Es ist Gedanke in dem Mark der kleinen Stämme, und anakreontische Lust duftet aus ihren Wipfeln. Aber was soll Rec. sagen von dem Distichon, Tag und Nacht:

Freundlich ist mir willkommen der Tag, er wecket zu Thaten;
Aber zur süßren Ruh ladet die liebliche Nacht.

Am Tage soll der Mensch arbeiten und des Nachts ruhen, das wissen wir auswendig, es bedarf keines versus memorialis dazu. Der Hain der Sage enthält wenig Bäume, aber sie sind leidlich gewachsen. Der Sänger-Baum jedoch ist ein wenig zu dunkel verzweigt, man sieht so zu sagen den Baum vor lauter Zweigen nicht.

Der Förster, welche diese vier Haine angepflanzt hat, ist allem Anscheine nach ein wackerer, wohldenkender und mit Empfindung begabter Mann; aber südländische Citronenwälder oder morgenländische Cedern- und Palmenwälder wird er im Reiche der Dichtkunst schwerlich anlegen.

Der Druck ist sündlich uncorrect. Raphael d'Urbind! (S. 139.) Sogar die Seitenzahlen sind von S. 155 an verdruckt. Titelkupfer und Vignette erbärmlich.

Zeitgeschichte.

An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.

Authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe, an der Miß Barbara O'connor, Nonne des Klosters New-Hall bey Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Sache im Umlauf waren. Von Dr. Johann Badeley, Protestant, Arzt im genannten Kloster. London 1823. (Ein Band in 8. in englischer Sprache.)

Das muß ein höchst vortreffliches Werk seyn, das schon auf dem Titelblatte belehrend ist! Aus diesem Titel aber ist einiges zu lernen. Erstens ersieht man daraus, daß das Wasser ein Wunderleiter ist, da der Fürst von Hohenlohe, ohne sich einer gefährlichen See-Reise auszu-

ſetzen, vermochte, ſeine Wunderthätigkeit nach Irland hinüber wirken zu laſſen. Dieſes führt zu dem Schluſſe, daß die Wunderheilkraft mit der Electrizität eine große Aehnlichkeit hat, eine Aehnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung berechtigt, daß, ſo wie es Elektriſir Maſchinen giebt, man auch einſt noch Wunder-Maſchinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienſte leiſten müſſen. Zweytens, zeigt der Titel, daß in Irland ein Proteſtant Arzt eines Nonnenkloſters iſt, welches auf Eintracht zwiſchen beyden Religions-Partheyen hinarbeitet. Was nun das Werk ſelbſt betrifft, ſo werde ich es nicht beurtheilen. Nicht darum enthalte ich mich deſſen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es alſo nicht habe leſen können — ein geübter Rezenſent muß auch Werke zu kritiſiren verſtehen, die er nicht geleſen — ſondern ich unterlaſſe es, weil es überflüſſig wäre, da ſich eine Kritik des Buches ſchon in einer franzöſiſchen Zeitſchrift findet, die ich alſo blos zu überſetzen brauche. Was könnte auch ein Deutſcher Beſſeres ſagen? In Sachen des Unglaubens muß man ſich mit keinem Franzoſen meſſen: darin ſind ſie Meiſter. Meiſter Franzoſe ſagt was folgt.

„Zu dieſer Zeit lebte nahe bey der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen böſen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menſchlichen Verderbniß bewahren. Miß Barbara O'connor (dieſes war auf Erden der Name der Heiligen) verſuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres, vergebens aus ihrem Finger das Uebel zu vertreiben, das ſich dort unverſehens eingeſchlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einſchnitte, Salben, Balſame, Elixire, Aufſchläge, Einſpritzungen — nichts ſchlug an. Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieſer traurigen Lage. Alle Apotheker des Shire's (des Cantons) unterſuchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Hr. Barlow ſetzte Blut-Igel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Hr. Carpue machte Einſchnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu laſſen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieſes ſo wirkſame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verſtrich. Der Finger Gottes ruhte ſchwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmliſche Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Kloſters, den guten Fürſten Hohenlohe, deſſen Wort ſchon ſo viel Gelähmte geheilt, und ſo vielen Blinden das Geſicht wieder gegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man ſchreibt, man giebt genaue Auskunft über das ſchreckliche Uebel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürſt am 3ten Mai, um acht Uhr, ihrem Verlangen gemäß für ihre Heilung beten werde. Um dieſelbe Stunde ſoll denn auch ſie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des beſtimmten Monates nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieſer Daumen oder Zeigefinger ſeine natürliche Geſundheit wieder. Kein Uebel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das iſt das wichtigſte von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, ſehr umſtändlich und ernſthaft berichtet werden. Das Buch iſt ohne Zweifel eines der merkwürdigſten, die in unſerer Zeit erſchienen ſind; nicht daß es mit Geiſt und Anmuth geſchrieben wäre, ſondern wegen des Intereſſe des Schauſpieles, und wegen der ſeltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die ſechs Apotheker des Cantons, ſich ſelbſt, und den Daumenheiler auftreten läßt. Es iſt jezt nur noch eines kleinen Neben-Umſtandes zu gedenken; daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht iſt, uns ſelbſt zu unterrichten, daß die Wahrheit der Thatſache ihm ganz unbekannt iſt. Dieſer treue, einfache und naive Schriftſteller (Schriftſteller wie man keinen mehr ſieht) geſteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erſt gegen die Mitte des Mai gezeigt worden iſt. Nun muß aber der gute und treuherzige Hr. Badeley bedenken, daß die plötzliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara ſelbſt, und kein anderes Zeugniß als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlaſſung giebt. Der geneigte Leſer kann alſo, ohne ſich um das Zeugniß des Hrn. Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Hr. Badeley hat ſich ſelbſt aus der Sache gezogen, indem er geſagt: Meine Herrn, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon.“

Die menſchliche Leichtgläubigkeit iſt eine reiche Mine, welche den geſchickten Leuten, die ſie bearbeiten wollen, immer offen ſteht. Von den ägyptiſchen Prieſtern bis Meßmer, von Apollonius von Thyana bis zu den hochſeligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieſelte, und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten, ſchrie: Herz-Papa, ich will Dodo machen, hat der Menſch immer das Unmögliche geliebt, und immer hatte man die Geſchicklichkeit jene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geſchichte von dem Daumen der Miß Barbara künſtlich verfertigt worden ſey; aber indem wir ihr Glück wünſchen, den Gebrauch ihrer drey koſtbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben,

laden wir sie ein, wenn ihr das nämliche Unglück an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reisen, und Seiner Durchlaucht ja durch den Doktor Dübas zu ersetzen.

D. B.

Staatswissenschaften.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

(Trümmer einer gescheiterten Kritik.)

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtseyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beybringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm seyn, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwey Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister **absetzen**. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreyßig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind, und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freylich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts **Neues** erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer genädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt seyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!" Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr **Bignon**, der lange Minister gewesen, und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzley-Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Hr. Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Congresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Congreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — Ließ't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Satiren des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Dr. **Börne**.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft in Paris, vom Mai 1823.

28. **April**. Hr. **Hurtrel** sendet eine Denkschrift über ein Werkzeug zum Behuf der Winkel- und Linien-Messungen; Hr. **John Walsh** eine Abhandlung über die binomische Größe; Hr. **Julia** eine Abhandlung vom Daseyn des Eisen-Hydrocianats im Urin, und Hr. d'**Hombres Firmas** seine in Alais gemachten meteorologischen Beobachtungen. In Gemäßheit eines durch Hrn. **Coquebert de Montbret** erstatteten Commissionalberichts über die geognostische Beschreibung von Puy-en-Velay und dem Thalgrund, worin diese Stadt gelegen ist, von Hrn. **Bertrand-Roux**, wird diese Arbeit belobt, und ihr Verfasser zur Bekanntmachung derselben von der Akademie eingeladen. Hr. **Geoffroy Saint-Hilaire** liest allgemeine Betrachtungen über die Geschlechtsorgane. Aus den in der lezten Sitzung vorgeschlagnen Candidaten für die erledigte Stelle eines Correspondenten der Agriculturfection wird Hr. **Schwerz** gewählt. Hr. **Desfontaines** erstattet einen Commissionalbericht über die von Hrn. **Paulet** handschriftlich eingereichte Synonimie der Pflanzen beym Theophrast, welche im ganzen belobt wird. Der Baron **Blin** liest eine Abhandlung über ein neues Princip der Harmonie.

5. **Mai**. Von Hrn. **Turban** erhält die Akademie eine Denkschrift über die Schiffahrt im Innern von Paris, und von Hrn. **Metternich** eine vollständige Theorie der Parallellinien. Hr. **Coquebert de Montbret**

erstattet den Commissionalbericht über die Prüfung der für den statistischen Jahrspreis eingelangten Concursschriften. Die zwey preiswürdig erfundenen Stücke sind, die handschriftliche Beschreibung vom Departement der Ober-Loire durch Hrn. de Ribier, und das Dictionaire hydrographique de la France von Hrn. Rapinet. An die Stelle des verstorbenen Bibliothekars der Akademie, Hrn. Charles, wird Hr. Feuillet gewählt.

Hr. Chaussier erstattet den Commissionalbericht über eine von Hrn. Larrey eingereichte Beschreibung eines merkwürdigen Krankheitsfalles. Einem 25- bis 26-jährigen Soldaten, in der königlichen Garde, drang ein von vorn nach hinten gehender Säbelhieb durch die ganze rechte Seite der Brust; in der Brusthöhle bildete sich eine ungeheure Blutergießung, die durch Oeffnung (mittelst der Operation des Empyems) mußte entleert werden: der Erfolg war unerwartet günstig. Die in dem geheilten Menschen statt gefundenen Veränderungen wurden erstaunenswerth gefunden. Die ganze verletzte Brustseite ist um die Hälfte kleiner geworden; die Rippen haben einen Theil ihrer Krümmung verloren und sie verbrechen sich. Das Herz ist der Ortsveränderung der Brustmittelhaut gefolgt, von der rechten zur Linken, so daß nunmehr der Herzschlag unter den Knorpeln der siebenten und achten Rippe der rechten Seite gefühlt wird. Die Substanz (parenchyme) des linken Lungenflügels scheint sich im Umfange verdoppelt zu haben. Das Athmen geschieht einzig nur durch diese Lunge. Die Commissarien halten dafür, es biete dieser Fall eine der merkwürdigsten Heilungen der neuern Chirurgie dar. Der Soldat war in der Sitzung zugegen, und nach Anhörung des Berichtes entkleidete er sich, um die Zuhörer augenfällig von der Richtigkeit des beschriebenen Thatverhalts zu überzeugen.

Hr. Brongniart erstattete einen Commissionalbericht über die Abhandlung des Hrn. Bequerel von der plastischen Thonerde von Autevil, welche die Akademie großer und ungetheilter Belobung werth hielt. Hr. Gaymard, einer der naturforschenden Begleiter des Hrn. Freycinet auf der Reise um die Welt, las eine Abhandlung über die Schädelform der Papos. Die HH. Pelletier und Dumas lasen eine Abhandlung über die Elementar-Bildung und einige charakteristische Eigenschaften der vegetabilischen Alkalien, und Hr. Caguiard de Latour überreichte eine Notiz über die Ergebnisse einer vereinbarten Anwendung der Hitze und des Drucks auf gewisse Flüssigkeiten.

Folgende Preisfragen hat die Akademie (in der Sitzung vom 2. Junius 1823) auszuschreiben beschlossen:

Physikalischer Preis für 1825. Die Mangelhaftigkeit des Verfahrens chemischer Untersuchungen hat bis dahin eine genaue und befriedigende Kenntniß der im Magen und Darmkanal und während der Verdauung statt findenden Erscheinungen nicht gestattet. Die Beobachtungen und Versuche, auch die am sorgfältigsten angestellten, haben über den so ungemein wichtigen Gegenstand nur noch oberflächliche Kenntnisse gewährt. Jetzt, bey wesentlich vervollkommnetem Verfahren der Analyse thierischer und vegetabilischer Substanzen, lassen sich genügende Resultate neuer Untersuchungen über das Verdauungsgeschäft hoffen. Die Akademie verlangt demnach: „Es sollen, mittelst einer „Reihe chemischer und physiologischer Versuche, die Erscheinungen ausgemittelt und dargestellt werden, welche „während der Verdauung in den Verdauungsorganen auf „einander folgen." Die Preiswerber sollen zunächst, die chymischen oder andern Modificationen erforschen, welche die unmittelbar organischen Grundtheile in den Verdauungsorganen erleiden, und dabey vorzügliche Rücksicht auf diejenigen nehmen, welche Bestandtheile der Nahrungsmittel bilden, wie der Gallert-, Eyweis-, Zuckerstoff u. s. w. Hernach sollen die Untersuchungen auf die Nahrungsmittel selbst gerichtet werden, in denen sich verschiedene unmittelbare Grundtheile vereinbart finden, und dabey soll man sorgfältig unterscheiden, was auf Getränke und hinwieder auf feste Speisen Bezug hat. Die Versuche mögen alle vier Klassen der Wirbelthiere umfassen. Der Preis ist eine Goldmedaille von 3000 Fr. Werth.

Mathematischer Preis für 1824 (gleichfalls von 3000 Fr.): Es soll durch zahlreiche Versuche die Dichtigkeit bestimmt werden, welche die Flüssigkeiten, und insbesondere das Quecksilber, das Wasser, der Alkohol und der Schwefeläther, durch einen dem Gewicht mehrerer Atmosphären gleichkommenden Druck erleiden; auch sollen die Wirkungen der durch diesen Druck erzeugten Wärme ausgemittelt werden.

Der Alhumbert'sche Stiftungspreis (von 300 Fr.) soll im Jahr 1824 der gelungensten vergleichenden anatomischen Darstellung eines Fisches und eines Reptils zuerkannt werden.

Den Montyon'schen Preis der Experimental-Physiologie (895 Fr.) will die Akademie im Jahr 1824 dem ihr bis zum 1. Januar handschriftlich oder gedruckt übersandten Werke zuerkennen, wodurch die Experimental-Physiologie den bedeutsamsten Fortschritt gemacht hat.

Weil für's Jahr 1823 keine der an die Akademie gelangten Maschinen oder Instrumente, des Montyon'schen Preises der Mechanik werth befunden ward, so soll im Jahr 1824 die doppelte Summe (2000 Fr.) der preiswürdig erachteten Erfindung zuerkannt werden.

Laland's astronomischer Preis (935 Fr.) wird der vorzüglichsten Beobachtung oder Abhandlung, wodurch die Astronomie neuen Zuwachs erhält, zuerkannt werden. Eben so verhält sich's mit dem Montyon'schen Preis für die lobwürdigst erachtete statistische Arbeit des Jahres.

Die erste in Palladium geprägte Schaumünze ward im Junius durch Hrn. Bréant, den Waradin bey der königl. Münze in Paris, Sr. Maj. dem Könige überreicht. Ihre Vorderseite zeigt das Brustbild von Ludwig XVIII, die Rückseite enthält folgende Inschrift:

1823
Sous le règne de Louis-le-Désiré
Protecteur des lettres, des sciences et des arts,
Pour la première fois le palladium purifié
Par M. Bréant
A servi à la fabrication des medailles.
Medaille en palladium présentée au Roi
par M. Bréant.

Bekanntlich ist das Palladium als neues Metall im Jahr 1803 von den Herren Ebenezir und Wollaston entdeckt worden, welcher letztere dasselbe zuerst nach dem fast zu gleicher Zeit von Olbers entdeckten Planeten Pallas benannt hat. Es findet sich in einzelnen Körnern unter der gediegenen Platina, und ist noch so selten als kostbar.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Mittwoch den 16. Juli 1823.

Geſchichte.

Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraume von achtzehn Monaten geſprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet iſt. Von dem Grafen von Las Caſes. Aus dem Franzöſiſchen überſezt. Siebenter Band. Stuttgart und Tübingen, 1823.

Wir beeilen uns um ſo mehr die baldige Erſcheinung der Fortſetzung dieſes höchſt merkwürdigen Werkes anzuzeigen, als deſſen Inhalt des ſeltenen Mannes und der Aeußerungen wegen, welche es von ihm enthält, von dem allgemeinſten Intereſſe iſt.

Statt eines literäriſchen Criterion, welches bey dieſem Werke keineswegs an ſeinem Orte ſeyn dürfte, geben wir unſern Leſern folgende Bruchſtücke aus dem alsbald die Preſſe verlaſſenden VII. Band.

•

Von mehreren, mir entfallenen Reden habe ich folgenden Ausſpruch über die Unſittlichkeit geſammelt. „Die „Unſittlichkeit, ſagte der Kaiſer, iſt ohne Widerrede die „verderblichſte Eigenſchaft, die an einem Souverän bemerkt werden kann; denn er bringt ſie ſogleich in Mode. „Man prahlt damit, um ihm zu gefallen; ſie verſtärkt „alle Laſter, vergiftet alle Tugenden, wird eine wahre „Peſt der Geſellſchaft, die Plage der Nation. Die öffentliche Moral dagegen wirkt als natürliche Vervollſtändigung der Geſetze; ſie iſt für ſich ein Geſetzbuch.“ Dabey behauptet er, daß die Revolution, troz allen ihren Greueln, gleichwohl die wahre Urſache der Wiedergeburt unſerer Sitten geworden ſey. „So erzeugt,“ fuhr er fort, „der ſchmuzigſte Dünger die ſchönſte Vegetation.“ Er ſagte gerade heraus: „daß ſeine Regierung in der Geſchichte die denkwürdige Epoche der Rückkehr zur Moral „bezeichnen würde. Wir ſteuerten dahin mit vollen Segeln; die folgenden Cataſtrophen werden unfehlbar alles „wieder zurückſchleudern. Denn wie ſollen die Menſchen, „mitten unter ſo viel Wechſel und Unordnung, den Verſuchen jeder Art, dem Reiz der Intrike, der Habgier, „den Gelüſten der Käuflichkeit widerſtehen? Indeſſen „kann man wohl die aufſteigende Bewegung zum Beſſern „hemmen; ſie ganz zu unterdrücken, iſt unmöglich. Die „öffentliche Moral hat ihre Heymath im Gebiete der Vernunft und der Aufklärung; ſie iſt ihr natürliches Reſultat; und Vernunft und Aufklärung rückgängig zu machen, wird man wohl bleiben laſſen müſſen. Um die „Skandale und Schändlichkeiten der alten Zeiten wieder „einzuführen, den doppelten Ehebruch wieder zu Ehren, „die Liederlichkeit der Regentſchaft, die Ausſchweifungen „der folgenden Regierung wieder in Mode zu bringen, „müßte man alle Eigenheiten und Verhältniſſe des vorigen Jahrhunderts wieder herſtellen, und dieß iſt unmöglich. Man müßte die vornehmen Leute wieder zu abſoluten Müßiggängern machen, die keine andere Beſchäftigung haben, als ſich mit zügelloſen Geſchlechtsverhältniſſen abzugeben. Man müßte in der Mittelklaſſe die „Lebenskraft des Gewerbfleißes unterdrücken, wodurch „heute alle Köpfe beſchäftigt, alle Ideen großgezogen, alle „Gemüther erhoben werden. Man müßte endlich das „Volk wieder in die Erniedrigung und Verworfenheit zurückſtürzen, wodurch es dahin gebracht wurde, nichts „mehr als ein wahres Laſtthier zu ſeyn. Dieß zu Stande „zu bringen kann Keinem gelingen. — Die öffentlichen „Sitten ſind alſo im Steigen, und es läßt ſich vorausſehen, daß ſie ſich unaufhaltſam auf der ganzen Erde „verbeſſern werden, u. ſ. w.

„So wie ich Italien betrat, ſagte der Kaiſer, habe „ich die Sitten, die Geſinnungen und die Sprache unſerer Revolution geändert. Ich ließ die Emigranten nicht „erſchießen, ich kam den Prieſtern zu Hülfe, und ſchaffte „Feſte und Inſtitutionen ab, die uns entehrten. Dabey „wurde ich wahrlich nicht von meiner Laune, ſondern „von Vernunft und Billigkeit geleitet, welche die beyden „Grundpfeiler der hohen Politik ſind. Wäre z. B. die „Feyer des Todes des Königs erhalten worden, ſo hätte Ihr, (ſagte er zu einem) Euch nie wieder vereinigen „können; ꝛc. ꝛc.

Der Kaiser bemerkte, er sey der erste gewesen, der Frankreich mit dem Namen der großen Nation begrüßt habe. „Und in der That," fuhr er fort, „ich habe sie als „solche der besiegten Welt gezeigt." Nach einer kurzen Unterbrechung, sagte er ferner: „Und die Nation wird wieder „groß seyn und es immer bleiben, wenn ihr Nationalcharakter sich in Uebereinstimmung sezt mit allen ihren physischen Vortheilen und ihren geistigen Mitteln, ꝛc. ꝛc."

In einem andern Augenblick sprach er von einem, den er sehr liebte, und sagte von ihm: „Er hat den Charakter einer Kuh; er ist sanft und zahm überall, ausgenommen wo es seine Kinder gilt; sobald man diese angreift, streckt er die Hörner vor; man könnte ihn wüthend machen, ꝛc. ꝛc."

In dem Gespräch von einem andern, der dreyßig Jahre alt war, erklärte er ihn für zu jung. „Gleichwohl," sagte er, „hatte ich in diesem Alter schon alle meine Eroberungen gemacht, und regierte die Welt; ich hatte den Sturm beschworen, die Parteyen verschmolzen, eine Nation wieder vereint, eine Regierung, ein Reich geschaffen; es fehlte mir nichts als der Titel eines Kaisers." Und indem er über denselben Gegenstand fortfuhr, sagte er: „Ich war verwöhnt, man muß es gestehen; ich habe immer kommandirt; seit meinem Eintritt in die Welt war ich der Macht verpfändet, und die Umstände und meine Gewalt waren der Art, daß von dem Augenblick an, wo ich das Kommando erhielt, ich keinen Herrn und keine Gesetze mehr gekannt habe."

*

Es war zufällig die Rede von dem Zustande unserer Gefangenen in England. Ich will hier zusammenstellen, was er jezt und früher über diesen Gegenstand gesagt hat.

Der schnelle Bruch des Friedens von Amiens, wobey unter so schlechten Vorwänden das englische Ministerium sich durchaus unredlich betragen hatte, reizte den ersten Konsul zum Zorn, indem er fühlte, daß man mit ihm gespielt hätte. Dieß wurde noch schlimmer, als, selbst vor der Kriegserklärung, mehrere unserer Kauffahrer genommen wurden. „Auf meine dringenden Vorstellungen, sagte der Kaiser, begnügten sie sich, kalt zu antworten, daß dieß ihr Gebrauch sey, und sie stets so gehandelt hätten. Dieß war allerdings wahr; aber die Zeiten hatten sich geändert, und Frankreich war nicht geneigt, weder eine solche Ungerechtigkeit, noch eine solche Demüthigung zu dulden. Ich war der Mann geworden, der Frankreichs Rechte und seinen Ruhm verbürgte, und war ganz in der Fassung, unsern Feinden zu zeigen, mit wem sie künftig zu thun hätten. Unglücklicher Weise erlaubte mir unsere gegenseitige Lage nicht, eine Gewaltthat anders, als durch eine noch größere Gewaltthat zu rächen. Es sind in der That die Repressalien nur ein trauriger Behelf, weil sie nur die Unschuldigen treffen; aber ich hatte keine Wahl."

„Nach Lesung der ironischen und unverschämten Antwort auf meine Klagen, erließ ich, mitten in der Nacht, den Befehl, in ganz Frankreich und in allen von unsern Armeen besezten Ländern, alle Engländer zu verhaften, und sie als Gefangene zu behalten, zur Vergeltung für unsere so ungerechter Weise weggenommenen Schiffe. Der größte Theil dieser Engländer bestand aus angesehenen, reichen und betitelten Leuten, die zu ihrem Vergnügen reisten. Je mehr dieses Verfahren neu, je mehr die Ungerechtigkeit eindringend war, desto mehr stand sie mir an. Ein allgemeines Geschrey erhob sich; alle Engländer wendeten sich an mich; ich wies sie an ihre Regierung: ihr Schicksal hänge nur von dieser ab, antwortete ich. Mehrere erboten sich, für die Erlaubniß nach Hause zu gehen, selbst den Betrag der angehaltenen Schiffe zu entrichten. Ich verlange kein Geld, ließ ich ihnen sagen; sondern die Befolgung der einfachen Moral, die Vergütung eines schändlichen Unrechts. Wird man es glauben, die englische Regierung, so arglistig, so hartnäckig in Behauptung ihrer Seerechte, als der römische Hof in seinen religiösen Ansprüchen, wollte lieber eine Menge ausgezeichneter Engländer zehn Jahre lang ungerechter Weise in Fesseln lassen, als öffentlich für die Zukunft auf eine elende seeräuberische Sitte verzichten.

„Bereits als ich an der Spitze der Consularregierung stand, hatte ich, der Gefangenen wegen, einen Streit mit der englischen Regierung, und trug damals den Sieg davon. Das Direktorium beging die Thorheit, sich zu einer Uebereinkunft zu verstehen, die uns sehr zum Schaden gereichte, und ganz den Engländern zu Gute kam.

„Die Engländer ernährten ihre Gefangenen in Frankreich, und uns lag es ob, die unsrigen in England zu ernähren. Wir hatten aber sehr wenige Engländer bey uns, während sie viele Franzosen bey sich hatten; in Frankreich kosteten die Lebensmittel fast nichts, dagegen sie in England in ungeheurem Preise standen. Die Engländer hatten daher nur sehr geringe Kosten: wir mußten große Summen in Feindes Land schicken, und wir waren arm. Rechnen Sie hierzu, daß Agenten in beyden Ländern gehalten werden mußten, und daß der englische Herr Kommissär nichts anders als ein Spion bey uns war, eine Maschine, die innere Komplotte in Verbindung mit den Emigranten im Auslande zu unterhalten. Kaum war dieser Zustand der Dinge zu meiner Kenntniß gekommen, als ich den Mißbrauch mit einem Federstrich ausmerzte. Es wurde der englischen Regierung angezeigt, daß fortan jede Nation die gemachten Gefangenen ernähren würde, wenn sie es anders nicht vorzöge, sie auszuwechseln. Man erhob ein großes Geschrey, und drohte, sie verhungern zu lassen. Ich traute dem englischen Ministern genug

„Härte und Egoismus zu, um zu glauben, daß sie Lust „hätten, die Drohung wahr zu machen; ich war aber zu„gleich sicher, daß die Humanität der englischen Nation sich „dagegen empören würde. Auch gaben die Minister nach. „Unsere unglücklichen Franzosen waren dabey weder besser „noch schlimmer daran; indessen erlangten wir große Vor„theile dadurch, und befreyten uns von einer Uebereinkunft, „die nur ein Joch und eine Art von Tribut für uns war.

„Während der ganzen Dauer des Krieges habe ich „nicht aufgehört, die Auswechselung der Gefangenen vor„zuschlagen; die englische Regierung aber, welche dieß vor„theilhaft für uns hielt, weigerte sich stets, bald unter „diesem bald unter jenem Vorwand, darein zu willigen. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden; die Politik hat „im Kriege den Vorzug vor dem Gefühl; warum aber „zeigt man sich ohne Noth barbarisch? Dieß haben sie ge„than, als sie die Zahl ihrer Gefangenen sich vergrößern „sahen. Jezt begann für unsere unglücklichen Landsleute „die Plage der Blockschiffe oder Pontons, womit die Alten „die Hölle bereichert haben würden, hätte ihre Einbildungs„kraft diese teuflische Erfindung sich vorstellen können. Wohl „glaube ich, daß die Franzosen, welche sich darüber beklag„ten, die Sache übertrieben haben; diejenigen aber, welche „sie vertheidigen, sind auch der Wahrheit nicht treu geblie„ben. Wir wissen, was ein Bericht an das Parlament „sagen will: hier können wir, ohne zu irren, darüber ur„theilen, wenn wir die Lügen und Verläumdungen lesen, „welche diese Gottlosen, die nicht erröthen, sich zu unsern „Henkern zu machen, öffentlich im vollen Parlamente vor„tragen. Die Blockschiffe sprechen für sich selbst deutlich „genug, die einfache Thatsache allein sagt Alles. Wenn „man die armen Soldaten, die nicht aus Meer gewöhnt „sind, dorthin schickt, sie in verpesteten Orten aufeinander „häuft, wo sie nicht einmal Raum genug haben; wenn „man sie zweymal in vier und zwanzig Stunden, während „der Ebbe, die giftigen Dünste des Meerschlamms einath„men läßt, und zehn Jahre lang die Plage fortsezt, — „sollte das nicht genug seyn, nur bey dem Anblick dieses „scheußlichen Schauspiels das Blut in Aufruhr zu brin„gen? Ich mache mir große Vorwürfe, daß ich in diesem „Punkte keine Repressalien gebraucht habe, daß ich nicht „die Engländer, und zwar nicht die armen Matrosen und „Soldaten, deren Stimme nicht gezählt wird, sondern „die Milords und vornehmen Herren in ähnliche Block„schiffe geworfen habe. Ich hätten ihn dabey erlaubt, frey „mit ihrem Lande und ihren Familien zu correspondiren, „und ihr Geschrey würde die Minister betäubt und sie „zum Nachgeben genöthigt haben. Freylich würden die „Pariser Salons, jeder Zeit treue Alliirte der Feinde, nicht „ermangelt haben, mich einen Tiger, einen Cannibalen „zu nennen; das hätte aber nichts zu bedeuten gehabt; „ich war diese Maasregel den Franzosen schuldig, welche „mich beauftragt hatten, sie zu beschützen und zu vertheidigen. Es hat mir dabey an Charakterstärke gefehlt; „die Pflicht gebot es."

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

In unserem lezten Schreiben im Morgenblatt Nro. 165 und 166 sagten wir, daß es nothwendig sey, über dieses neuste Buch des rühmlich bekannten Herrn Professors Steffens ein strenges und ernstes Wort ergehen zu lassen. — Es kann nicht unsere Absicht seyn, dieses Buch als eine theologische Schrift zu beleuchten: der Verfasser selbst erklärt sich S. 2 für einen Unkundigen in der theologischen Wissenschaft, und diese Zeitschrift ist für Controversen nicht bestimmt. Eben so wenig dürften wir hier ein philosophisches Werk zu beurtheilen haben, da der Autor dieses Buch nicht für ein solches ausgibt. Was könnte nun das für ein Buch seyn, welches den Glauben zu seinem Gegenstand hat und weder von einem Theologen, noch von einem Philosophen geschrieben seyn will? — Doch wohl nichts anders, als ein credo des Verfassers; und sollte zu diesem noch etwas hinzugesezt werden, was weder theologischen, noch philosophischen Inhalts wäre; so könnte dieses nur die reine Geschichtserzählung seyn: wie, durch Zweifel und Irrthum, durch Gnadenmittel und Erleuchtung, der Autor zu diesem credo gekommen sey. Eine solche einfache Erzählung innerlich erlebter Thatsachen könnte nun, nicht nur überhaupt erbaulich, sondern auch insbesondere sehr ersprießlich für diejenigen seyn, die sich zur Naturphilosophie, das heißt: zu demselben philosophischen Systeme bekennen, von welchem der Verfasser, nach seinem eigenen Geständnisse, sich ermüdet abgewendet hat. Aber das Buch, trotz dem es weder Theologie noch Philosophie seyn will, will dennoch die Thatsachen seines Glaubens nicht historisch erzählen, sondern beweisen, wodurch in die Wurzel der Schrift ein Widerspruch gelegt ist, der hundert und aber hundert Widersprüche auf jeder Seite des Buchs erzeugt. Diesen Widerspruch in der Wurzel findet man allgemein in einer ganzen Klasse moderner Schriften verbreitet, und es wird nothwendig, ihn aufzudecken. Wir bitten daher den Leser folgende Betrachtung mit uns anzustellen: „Ich denke nicht! ich glaube! Und fühle mich beseligt in „diesem Gefühl überschwänglicher Gewißheit." Gegen die Behauptung solcher Thatsache kann das Denken (der vernünftige sich selbst erkennende Verstand) durchaus nichts einwenden. So angegriffen muß es seine Waffen strecken, das heißt: schweigen; eben so schweigen, als ob behauptet würde: Schmerzen oder Lust zu empfinden. — Jeder andere Angriff auf das Denken (auf Vernunft und Verstand) der nicht vom Standpunkt des absoluten Glaubens, son-

dern vom Standpunkt des Denkens selbst (von Vernunft und Verstand) ausgeht, trägt einen uranfänglichen Widerspruch in seiner Wurzel und besiegt daher, selbst wenn er siegt, nur sich selbst. Denn gesetzt: das Denken bewiese (und beweisen kann einzig nur das Denken), daß es selbst unvollkommen unzulänglich, ohne Stoff, des Vorbildes bedürftig u. s. f. wäre, und daß es ruhe und gegründet sey auf einem Glauben an Offenbarung; so wäre dieser Glaube, wenn auch nicht ein vom Denken erschaffener, doch ein von demselben autorisirter und in seiner eigenthümlichen Sphäre anerkannter Glaube — Vernunftglaube; welchen Vernunftglauben aber die modernen Gegner des Denkens, und Hr. Steffens mit ihnen, von vorn herein als Unglaube verwerfen. Warum also sind sie so wenig folgerecht und bemühen sich durch Denken zu beweisen, was nach ihrem eigenen Geständniß doch außerhalb des Denkens liegt und also weder des Beweises noch der Autorität des Denkens bedarf? Warum sagen sie nicht einfach: Ich glaube! gegen welche Thatsache durchaus nichts einzuwenden ist. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich von selbst. Sie hätten, wenn sie allem Denken entsagen könnten, keinen Maßstab für den eigenen Glauben; sie könnten und müßten zwar, rein in der Sphäre ihres Glaubens verharrend, an diesen, als an den einzig wahren Glauben, glauben; aber sie hätten durchaus kein Mittel, kein Organ, keinen Boden, um gegen jeden disparat-andern individuellen und positiven Glauben etwas einzuwenden; und das will man doch nicht, eben so wenig als man den Vernunftglauben gestatten will, muß aber Eines von Beyden, kommt aus diesem Dilemma nicht heraus und wird demnach gezwungen sich selbst zu widersprechen. So muß der Verfasser (pag. 6) sagen: „Eine Vernunftreligion ist daher gar keine Religion," und (pag. 23) „denn der bedingte Glaube ist gar keiner," während er später (pag. 73), wo er seinen wahren Glauben über einen falschen und schwärmerischen setzen will, gezwungen wird, den ersten verständiges Christenthum zu nennen, welches ja, nach der früheren Behauptung, ein bedingtes, vernünftiges Glauben, und also gar kein Glauben wäre. So drängt sich (pag. 182) der Wurzelwiderspruch der ganzen Schrift in eine einzige Phrase hinein. Sie heißt: „Nun entstand aber im Verfolge der Zeiten die menschliche Ueberlegung, daß der Herr diese seine heilige Offenbarung nicht der willkührlichen Deutung der menschlichen Vernunft habe preisgeben können." Also die heilige Offenbarung bleibt deßhalb unangefochten stehn, weil die menschliche Ueberlegung (die nichts anders ist als die willkührlich-deutende Vernunft) sagt: die heilige Offenbarung sey nicht der willkührlichen Vernunft preisgegeben? Wenn Das kein Widerspruch der willkührlichen Vernunft ist, so giebt es keinen! — Aber wir würden die Hälfte des Buchs abschreiben müssen, wenn wir alle seine Widersprüche hier anzeigen wollten. Die Kundigen der Wissenschaft mögen, pag. 88, die Stelle von „Zwar — bis — ableiten können" nachlesen; und sie werden in derselben den Quell finden, dem alle Unphilosophie dieses Buchs entfließt; sie mögen sich überzeugen, wie von pag. 183 und noch schlagender von pag. 204 an diese Schrift eine disparat andere wird, weil nämlich in dem praktischen Theil der Philosophie die christlichen Philosophen einig sind, in dem theoretischen Theil (in der eigentlichen Wissenschaft) aber noch disseriren. — Wir kommen darauf zurück, daß der Verfasser, um ein heilsames und erbauliches Buch zu schreiben, sich damit hätte begnügen sollen, wie er es pag. 247 und an andern Stellen thut, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, seinen Freund und Lehrer Scheibel mit dankbarem Herzen zu ehren und zu preisen und — was wir leider in dem Buch vermissen — uns die Geschichte seiner früheren wissenschaftlichen Verirrungen und seiner späteren Erleuchtung getreulich zu erzählen. Ein solches innerliches und schlechthin individuelles Ereigniß aber zur Geschichte aller Menschen zu machen, von den verschiedensten, von Gott erschaffenen Individualitäten, dasselbe zu fordern, nicht zu berücksichtigen, daß die Kräfte und Gaben nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sind, das führt freylich zu jener „furchtbaren Konsequenz," von welcher der Verfasser selbst (pag. 138) sagt: „daß das tiefe Gefühl das reinste, das kindlichste, dessen Verwandschaft mit dem Gott der Liebe wir keineswegs abläugnen können, vor ihm, wie vor der fürchterlichsten Gotteslästerung zurückschaudert." — Wir setzen hinzu: Ja diese Konsequenz führt zu Religionskriegen, Autodafés und allem Gräuel eines unchristlichen Fanatismus! Und doch will der Verfasser die ihm unentbehrliche Intoleranz, dicht neben der nicht abzuweisenden Duldung, retten. Er sagt selbst, daß dieser Widerspruch nur durch ein Gleichniß zu lösen sey. — Ein Gleichniß aber löst keinen Widerspruch, am allerwenigsten aber hebt dieses Widerspruch das Mährchen des Herrn Steffens auf; es geht nichts aus demselben konsequenterweise hervor, als daß man die Ketzer mit Liebe verbrennen müsse, und dieses hat längst und immer die Inquisition behauptet. Wir sind vollkommen überzeugt, daß der Verfasser so es nicht gemeint hat; ja, daß er einen höchst edeln Zweck sich vorgesetzt, wenn er ihn gleich in dieser Schrift durchaus nicht erreicht hat. Aber — und deßwegen fanden wir es nothwendig vor einem großen Publikum davon zu sprechen — die Wirkung dieser Schrift ist unheilbringend. Denn aus ihren Widersprüchen kann sich nur der untersuchende Philosoph, oder der rein-Gläubige herausfinden; für keinen von Beyden aber ist das Buch geschrieben; keiner von Beyden bedarf es!

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Freitag den 18. Juli 1823.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Der Sylveſterabend, ein Trauerſpiel in zwey Aufzügen von Karl Panſe. Naumburg b. A. E. Bürger. 1823. XVII und 96 S. 8.

Nach dem Vorberichte hat der Verf. dieſes Stück für die Bühne geſchrieben; wir wollen uns alſo in Gedanken in das Parterre ſetzen, um es zu beurtheilen. Auf dem Theaterzettel haben wir geleſen, daß die Handlung auf dem Schloſſe Goſek im Jahre 1000 vorgeht, und ſich zwiſchen dem Grafen von Wanthur, ſeiner Gemahlin, deren Kindern Chlodwig und Loska, und dem Todtengräber Fulrad begeben ſoll. Der Vorhang geht auf, wir ſehen einen Saal mit Ahnenbildern, wir hören den Sturmwind an die Fenſter ſchlagen (sic); der Sylveſterabend (31. Decbr.) läßt uns vermuthen, daß auch Schneegeſtöber dabey iſt, und ſo ſind wir denn gleich durch den Theatermaſter auf ein Februarſtück à la Werner oder Müllner vorbereitet. Die junge Dame, die ſich im Saale befindet — Gräfin Loska unfehlbar — iſt im Begriff abzugehen, noch ehe das Stück angeht, begegnet aber — zum Glück, denn ſonſt gienge das Stück wirklich mit einem Abgange an — ihrem Bruder Chlodwig, der in einen Mantel gehüllt und gedankenvoll hereintritt. Er kann nicht zu voll ſeyn von Gedanken, denn er ſoll einen Dialog von 20 Seiten mit ſeiner Schweſter halten, in welchem er ihr nichts zu erzählen hat, als daß er eben auf dem Kirchhofe am Grabe ſeiner Mutter geweſen (wir rathen hier den Zuſchauern anzunehmen, daß die Gemahlin des Grafen Wanthur auf dem Zettel eine zweyte Gemahlin iſt, damit ſie die Ueberraſchung nicht einbüßen), daß ihm eine blutige Geſtalt gewinkt, daß der Todtengräber ihn am Saume des Kleides fortgezogen, und am Thore des Gottesackers ihm zugeflüſtert hat: Eure Mutter, Herr, hat keine Ruh' im Grabe. Da er eben von der hohen Schule zu Bologna zurückgekommen, und ſeine Mutter in ſeiner Abweſenheit an dem Sylveſterabende vor 4 Jahren geſtorben iſt; ſo will er von Loska wiſſen, wie; aber ſie weiß nichts davon zu ſagen, denn ſie hat jenen Abend im Zimmer gefangen geſeſſen, weil der Arzt die Lüge erſinnen müſſen, ſie ſey krank. Aber durch das Fenſter glaubt ſie bey Mondenlicht wahrgenommen zu haben, daß ihres Vaters Bruder mit der Amme davon gefahren, die ſie auch ſeitdem nicht wieder geſehen. Wer den Hamlet geleſen hat, den wird es nicht wundern, daß Chlodwig vom Kirchhofe die Ahndung mitbringt, ſeine Mutter ſey ermordet worden, und es iſt eigentlich die Mittheilung dieſer Ahndung an die Zuſchauer, wozu er den Dialog von 20 Seiten gebraucht, wobey ihn der Dichter mit einem tüchtigen Ahndungs-Hebel unterſtützt, mit Donner und Blitz. „Am Sylveſterabend?" Die Kritik wird ſich hüten, eine ſolche Frage aufzuwerfen, ſie hat das Schneegewitter im Yngurd erlebt, und hat im Lit. Bl. 1822. Nr. 36. S. 144. mit Schrecken geſehen, welch ein antikritiſches Donnerwetter dem Hamburgiſchen Dramaturgen auf den Pelz gefahren iſt, welcher dieſes Yngurdswetter für unnatürlich und unglaublich gehalten bis zum 26. Jan. 1822, wo er ſelbſt ein Schneegewitter in Hamburg erlebte. Genug, die Ahndung eines verborgenen Mordes wird dem Zuſchauer vollſtändig eingeflößt, und zugleich auch die eines künftigen Unglücks: denn während in dem, durch eine Ampel hell erleuchteten Saale der gedachte Dialog gehalten wird, bemerkt Loska, daß Chlodwigs Schatten kein Haupt hat, welches den Tod bedeuten ſoll. Das iſt keine leichte Aufgabe für den Theatermeiſter, und ſehen muß man es, ſonſt wird man es ſchwerlich glauben. Nachdem die Doppelahndung eines verübten Mordes und eines bevorſtehenden Todesfalles angeregt worden iſt, und Chlodwig nach Licht ſich ſehnt in dem Dunkel der vergangenen Dinge, hört man ein Geräuſch wie Tritte. Chlodwig ſcheint den Geiſt der Mutter zu erwarten, er bricht in folgende Beſchwörung aus:

Erde, ſpring' aus den Klammern
Oeffne die Kammern,
Speo die Verweſung aus,
Moderndes Leichenhaus!
Erſcheine, Geſpenſt der Nacht,
Das wimmernd auf ihrem Grabe wacht!
Was willſt du den Lebend'gen ſagen?
Antworte meine(n) Fragen!
Du kannſt nicht ſchlafen bey den Todten?
Erſcheine oder ſende deine Boten!

Da tritt herein der Todtengräber mit der Laterne (einem unentbehrlichen Februarstücken-Requisit), Loska wird auf sein Begehren entfernt, und unter mancherley Todtengräberwitz à la Shakspeare bringt er einen Schädel hervor. Der Blitz, erzählt er S. 34., ist am Kirchendache herabgefahren, und hat — ein Grab geöffnet, daraus hat dieser Schädel hervorgeschaut, der auch hinten ein Loch hat, also ein eingeschlagner Schädel ist. An der Hand der Leiche hat der Gräber auch einen Ring gefunden, den legt er, nachdem sein Witz 22 Seiten lang sich erschöpft hat, um Chlodwig in seiner Ahndung von der Mutter Ermordung zu bestärken, auf den Tisch und geht ab. Es ist der Ring der Mutter. Monolog, furchtbarer Eidschwur, den Mord zu rächen, Actus!

Im zweyten Akte brennt die Ampel immer matter (kein Wunder, da es im ersten nach des Todtengräbers Aeußerung S. 40 schon Mitternacht war), aus dem Nebenzimmer lezte, verklingende Lautentöne; aber über die Scene geht Todtenstille, nur von dem Pfeifen des Windes unterbrochen. Wieder ein Gespräch zwischen Loska und Chlodwig, aus dem nicht leicht klug zu werden ist. In einer Stunde schlägt die Mitternacht (der Todtengräber hat also im ersten Akte um mehr als eine Stunde sich verrechnet), und da soll's kommen, sagt Loska sehr freudig; aber sie weiß nicht, was. Von einem Besuche hat der Vater gesprochen, auf welchen Chlodwig sich vorbereiten soll. Alles gut, das kann Licht geben; aber schon im ersten Akte hat der Gräber auf einen Blutfleck im Saale gedeutet, und der Vater hat Loska vertraut, daß er hier einmal einen Menschen erschlagen. Mit dieser Eröffnung geht Loska ab, und Graf Wanthur tritt in Nachtkleidern ein, welches die Nachricht, daß um Mitternacht ein Besuch zu erwarten stehe, wieder sehr zweifelhaft macht. Der Sohn, schon halb überzeugt, daß der Vater die Mutter ermordet habe, dringt mit Fragen auf den Alten ein, so deutlich, daß dieser den Verdacht im Gehirne des Sohnes nothwendig wahrnehmen muß; aber dennoch bleibt er trocken dabey, daß sie gestorben ist. Er recognoscirt S. 65 den Ring, fragt aber nicht, woher ihn Chlodwig habe, und macht überhaupt nichts aus dessen Erscheinung. Mehr wirkt der Anblick des Schädels, er deutet auf „das (den) Fleck," den Blutfleck im Saale, klagt sich eines Mordes an, aber nicht an der Gattin, blos an der Amme. Die Gattin, erzählt er S. 76, hab' er blos verstoßen, und warum?

Heuer sind
Vier Jahre voll, als eure Mutter
Nach dem Befehl des Herren, ihres Gatten (also nach seinem Befehl)
Eilig dieses Schloß verlassen mußte.
Denn ich allein wollt' euch (die Kinder) und nur
Allein besitzen; für zwey Herzen
Kann nimmer sich die Liebe spalten
Du warst noch auf Bologna's hoher Schule (das weiß Chlodwig)
Und wolltest wiederkehren. (vor vier Jahren schon? was mag ihn so lang aufgehalten haben?) drum
Begann ich rasch, was ich beschlossen.

Also darum verstieß er die Gattin, weil er glaubte, die Kinder könnten nicht Mutter und Vater zugleich lieben? Ein wunderlicher Mann, der Graf! Und die Mutter mußte an dem Sylvesterabend vor 4 Jahren das Schloß Gosek verlassen, und starb doch darin an diesem Tage? wurde in Gosek begraben? Man sieht, daß der Sohn dem Vater unmöglich glauben kann, aber das soll er auch nicht nach des Poeten Absicht. Weiter erzählt er: Die Gattin forderte noch, Abschied von Loska zu nehmen, der Graf wollte nicht, er befürchtete Aufsehen, die Amme winselt (sic), will die Pforte zu Loska's Zimmer sprengen (wir wissen aus dem ersten Akte, daß Loska gleichsam gefangen saß wegen — Krankheit); da wird der Graf wild, und erschlägt die Amme mit dem Schwerte. Daher der Blutfleck. Mit dieser Erzählung bricht Inquisit das Verhör ab, und geht in sein Zimmer. Chlodwig bleibt zurück und hat einen Anfall von Wahnwitz. „Das Kind hat einen Wurm im Leibe," sagt er S. 80, er sieht den Wurm am Boden kriechen, will ihn todt schlagen u. s. w. Bald wird er aber wieder vernünftig, begreift, daß ihn der Vater belogen hat mit der Geschichte von der Amme, und sieht sich nun zwischen seinem Racheschwure und dem Verbote des Vatermordes in der Klemme. Er kämpft auf 5 Seiten einen schweren Kampf, dann stürzt er mit dem Schwerte in des Vaters Zimmer, man hört diesen aufschreyen, Chlodwig kommt mit blutiger Klinge zurück, es wird Lärm hinter der Scene, Loska tritt in einen Mantel gehüllt in den Saal, sieht sich um, erblickt aber Chlodwig nicht, der in einem Sessel liegt, und geht durch die Hinterpforte (sic) wieder ab, indem sie „Chlodwig!" ruft. Jezt hört man aus der Kirche der singen: Dies irae, dies illa etc. und nun stürzt Loska freudetrunken mit einer weiblichen Gestalt in Reisekleidern durch die Hinterpforte wieder herein. Chlodwig erkennt seine Mutter. Stumm deutet er auf des Vaters Zimmer, die Frauen eilen hinein, kommen verzweifelnd wieder heraus, man fragt nach der Ursache der That, Chlodwig zeigt Schädel und Ring; die Mutter sieht nun alles klar, den Ring hat sie der Amme gegeben, daß er den Kindern eine heilige Erinnerung an die fernverstoßene Mutter sey. Chlodwig erfleht eine Umarmung von Mutter und Schwester, dann ersticht er sich, und der ferne Kirchengesang schließt das Trauerspiel.

Es ist traurig genug, und würde höchst wahrscheinlich auch tragisch geworden seyn, wenn der Verf. seinen Stoff eben so gut zu benutzen gewußt hätte, als zu wählen. Der alte Graf wäre kein unedner, aristotelischer Held. Er hat den gehörigen Sündenkler an sich:

die unnatürliche Verstoßung der Gattin, für die sich leicht ein wahrscheinlicherer Grund hätte erfinden lassen, als die Thorheit des Gemahls, die Liebe der Kinder nicht mit ihr theilen zu wollen; und den hitzigen Schlag auf den Schädel der Amme, wozu auch eine bessere Veranlassung zu erdenken war. Beyde Uebelthaten bereut er; die erste kann er gut machen, hat es zum Theil gethan, hat die Gattin zurückgerufen, und sieht ihrer Ankunft entgegen. Die zweyte, die er unter dem erdichteten Tod der Gattin versteckt hat, ist leider nicht gut zu machen; er verschiebt die Entdeckung derselben gegen die Kinder bis zu der Ankunft der todtgeglaubten Mutter, er hofft, das Glück, womit er sie überraschen wird, werde sie nachsichtig machen gegen einen Mord, den er ohne directen Vorsatz beging. Aber furchtbar rächt sich die Blutschuld an ihm durch die Art, wie er sie verhehlt hatte. Daraus entspringt der Verdacht des Sohnes, wird durch Loska erregt — getheilt vielleicht, wird zur Gewißheit durch Schädel und Ring, und, geschworen oder nicht, der leidenschaftliche Schwärmer übt an ihm das Werk der Rache für den gewähnten Mord. Hat es vielleicht der Poet so gemeynt? Es ist kaum wahrscheinlich: denn wer wird dem Helden der Tragödie im ganzen Stücke nur eine einzige Scene zutheilen, während das Werkzeug seiner Bestrafung mit der ganz unthätigen Schwester fast nicht vom Platze kommt? Wer wird bis nach der Katastrophe für die Zuschauer im Dunkel lassen, was sie kennen müssen, um an dem Helden Antheil zu nehmen: seine Schuld und seine Reue? Wer wird ihnen die tragische Furcht ersparen, aus einem plausiblen Irrthume des schwärmerischen Sohnes die That des Schreckens entstehen zu sehen?

Der Verf. ist nicht Herr genug über seinen Stoff gewesen, um einzusehen, was hier zu exponiren war. Er wollte den Zuschauern alle Wahrheit bis zulezt aufheben, und für dieselben einen Fettbissen der Ueberraschung daraus machen. Er bedachte nicht, daß dadurch die Handlung fast eben soviel an tragischer Wirkung verlor, als z. B. Werner's Februar verlieren würde, wenn nicht blos Kunz in der Person des Gastes sich irrte, sondern auch die Zuschauer über dieselbe ungewiß wären, und erst mit den Eltern zugleich erführen, daß er deren Sohn sey. Er verstand sich noch nicht auf die Kunst, durch die Handelnden den Zuschauern verrathen zu lassen, was sie einander selbst verhehlen. Er ahndete nicht, daß die Agnition, besonders die nach der Katastrophe, ihre erschütternde Kraft auf die Zuschauer nicht unmittelbar (durch Ueberraschung) sondern sympathetisch äußern soll. Das hätt' er aber ahnden, wissen müssen: denn es ist klar, nur allzuklar, daß er, wenn nicht die alten Tragöden, doch die neuesten, und namentlich Müllnern fleißig gelesen hat, der in einem fast verzweifelten Falle, in der Agnitionsscene der Albaneserin Akt IV, alle Hülfsmittel der Kunst erschöpft hat, um die Zuschauer, die er vor dieser Scene nicht von Fernando's Schicksalen und Leben unterrichten durfte, doch vor der wirklichen Agnition vollständig damit bekannt zu machen, und sie den Schlag fürchten zu lassen, welcher die Handelnden treffen soll. Oder wollt' er absichtlich einen andern Weg gehen? Davon hätt' ihn der Oedip des Sophokles schon abhalten sollen, wo wir ebenfalls die schreckliche Wahrheit früher erkennen, als der unglückliche König. Kurz, es ist ein dramaturgischer Hauptbock, daß er das Leben der von den Kindern todt geglaubten Mutter den Zuschauern so sorgfältig verhehlt, daß sie es selbst aus Loska's Erwähnung eines bevorstehenden mitternächtlichen Besuches im lezten Akte, nur mit Hülfe des Theaterzettels errathen können, der eine Gemahlin ankündiget.

Nicht besser, als auf die Wirkung der Agnition, und der Herbeyführung einer wirksamen Peripetie, hat er sich auf den Gebrauch des Wetters verstanden. Sturm, Regen, Donner, Blitz — wir haben nichts darwider in der Tragödie; aber sie dürfen nicht blos dazu gebraucht werden, den Moment grausender zu machen, sie müssen zur Handlung gehören, wie der Hexensturm im Macbeth, wie das Unwetter im Lear, oder zur Situation, wie der gefährliche Föhn in Werners Februar, wie der Schneesturm in der Schuld und im Yngurd; alles auch Wetter, schlechtes Wetter; aber es wäre unzeitig, wenn es als bloße tragische Musik, als leeres Accompagnement der Reden erschiene, wenn es nicht Bedeutung hätte in dem Gemälde der Situation, nicht die Angst der Anwesenden um die Abwesenden motivirte oder steigerte. Unser Verf. hat es offenbar blos als Ouvertüre, und einen Blitz davon statt eines Todtengräberspatens gebraucht, um den Schädel der Amme an das Tageslicht zu fördern. Wie nun aber, wenn Chlodwig auf den Einfall käme, das unnatürliche „Hinterfenster" im Schädel könnte gar füglich eine Wirkung des Blitzes seyn? Hätte dann dieser Blitz nicht die ganze Tragödie erschlagen?

Im Vorbericht S. XII macht der Verf., indem er den Mangel der Charakterzeichnung zugesteht, Anspruch auf Einfachheit des Planes, und sagt u. a.: „Das Einfache ist nicht das Erhabene, aber gewiß das Erhabene ewig das Einfache." Ein wenig oder nichts sagender Gemeinplatz mit seiner Erlaubniß. Er lese nur, was Aristoteles über die einfache und verwickelte Tragödie sagt, indem er der lezt genannten den Vorzug giebt. Wären Hamlet und Othello, Maria Stuart und Don Carlos nicht erhaben, weil Intrigue darin ist?

Die Diction hat mehr Feuer als Farbe, und artet oft in Bombast aus, z. B. S. 9., wo Chlodwig während der Donner-Ouvertüre zu Loska sagt:

Das Weltgericht beginnt, die Donner rütteln
Die tausendjähr'gen Schläfer munter.
Und Blitze, brennende Trümmer von
Zerrißnen Sonnen, leuchten dem
Erschrocknen Todtenzuge.

Der Versbau ist regellos und selten schön. Der Todtengräber treibt den Witz bis zum Räthsel. Auf die Frage z. B.: Hast du noch eine Mutter? antwortet er S. 38:

Noch just soviel davon, daß mein Vetter,
Der Wurm, mich nicht Stiefsohn schimpfen kann.

Soll das heißen: sie lebt, sie ist dem Wurm noch nicht vermählt? Wie kommt der Todtengräber zu diesem überkünstelten Einfall, und was soll der Vetter?

Wir haben diesem Jugendproducte viel Raum gewidmet. Herr P. sehe darin einen Beweis, daß wir Anlagen in ihm vermuthen, denen wir Richtung und Ausbildung wünschen.

Topographie.

Alterthümlichkeit der Residenz Darmstadt, nebst einem Anhange für Reisende in die Bergstraße und den Odenwald. Von Heinrich Zehfuß, großherzogl. Hess. Hofkammer-Registrator. Darmstadt, 1822, gedruckt in der Will'schen Buchdruckerey. gr. 8.

Der Verf. hat durch dieses Buch eine der vielen Lücken, die hinsichtlich des alterthümlichen Darmstadts in den seit mehrern Jahren über diesen Ort herausgekommenen, historischen und topographischen Schriften sich finden, auszufüllen sich bemüht, und er scheint auch diesen löblichen Zweck, durch genaue Untersuchung der Gegenstände an Ort und Stelle, so wie durch viele Auszüge aus gedruckten Werken und Handschriften, besonders aus dem großherzoglichen Staatsarchive, erreicht zu haben. Die Entstehung Darmstadts verliert sich im Dunkel der Zeiten, und erst um d. J. 1014 geschieht dessen als eines Dörfchens „Darmundestadt" Erwähnung. Die Grafen von Katzenelnbogen besaßen es schon frühe, und machten es im 14ten Jahrhunderte zur Stadt und Residenz. Im J. 1403 hielt der Rheinländische Adel, laut den Turnierbüchern, das 23ste Turnier bey Darmstadt, über das der Verf. ausführlich spricht, und von dem sich der alte Reim erhalten hat:

„Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebzehn Franken."

Ein Beweis, daß sich bey diesen, ursprünglich französischen, kriegerischen Spielen, wie im Lande ihrer Entstehung (in einem Turniere zu Nuits 1240 blieben sechzig Ritter und Knappen, theils erschlagen, theils zertreten und theils erstickt), auch in Deutschland, trotz aller Vorsicht, Unglücksfälle ereigneten. — Als 1479 der lezte Graf von Katzenelnbogen starb, kam Darmstadt an Hessen. Das Geschichtliche in Beziehung der Beherrscher Darmstadts bis 1790 hat der wackere Verf. körnig beschrieben, und man verweilt gern bey diesen einfachen, zu mancherley Betrachtungen veranlassenden, Lebensumrissen Hessischer Regenten, welche meistens gute Fürsten waren. Der topographische Theil dieser Schrift ist eben so zweckmäßig, als ihr Anhang, der besonders die Schönheiten der Natur berücksichtigt und wißbegierigen Reisenden vorzüglich willkommen seyn wird.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, von Professor Steffens.

(Beschluß.)

In den Händen der Halb-Denker und Fanatiker aber wird ein solches Werk, von solchem berühmten Schriftsteller, ein unerschöpflicher Quell anderer verwirrender und aufreizender Schriften, die ihr unduldsames Prinzip, ihr fanatisches Gift bis in die untersten Klassen des Volks tragen. Ist die jüngste Erfahrung nicht Zeuge dieser Behauptung? Sollen wir Beyspiele anführen, was in der Schweiz, im südlichen Frankreich und Deutschland sich Schauderhaftes zugetragen? oder was noch vor wenigen Wochen, gegen das bestehende Gesetz, im Hannöverischen, von einem Theologen gedruckt erschien? oder was der Gesellschafter in einem seiner lezten Blätter erzählt? — Die Sünden, die aus Duldung entstehen sollen, kann die Menschheit tragen, wird Gott verzeihen; von dem Blut aber, das die Intoleranz vergießt, hat sie Rechenschaft zu geben. Dieses anzudeuten, auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, war der Zweck dieser Betrachtungen, die keineswegs Anspruch machen, eine erschöpfende Kritik zu seyn. Die Kritik oder vielmehr die Rezension dieses Buchs findet man (wie überhaupt vielerley) in dem Buche selbst, und wir schreiben sie hier zum Schlusse ab, wie sie pag. 206 und 207 zu lesen steht: „Entweder „du entdeckest, daß dir die geistige Fähigkeit nicht gegeben „ist, die nothwendig erfordert wird, um die Erzeugnisse „der Kunst und Wissenschaft richtig zu würdigen, und „entsagst dem, was dir nicht gegeben ist — eine schöne „Reue zeigt dir deine ursprünglichen Grenzen. Dieß demüthige Bekenntnis kann nun nie mit einem Richten über „Kunst und Wissenschaft verbunden seyn; daß manche Irrthümer, viel dem Glauben Gefährliches in beyden verborgen sey, das magst du zwar ahnen; aber du bist „nicht berufen, das Böse von dem Guten, das Heilsame „von dem Schädlichen zu scheiden. Deine freywillige, bescheidne Selbstbeschränkung ist eine wahre Erleuchtung, „ja deine schöne Einfalt ist so tief, ist so heilsam, wie die „höchste Gabe, sie ist selbst die schönste. — Oder du traust „dir geistige Fähigkeit zu; und willst fliehen? — Jezt da „der Geist so vernehmlich spricht, jezt da er dir den Feind „gezeigt hat, da du ihn erkennst, willst du den Dir — „ja Dir unläugbar angewiesenen Kampfplatz verlassen? „jezt da du mit erneuter Liebe, mit Erhebung und Zuversicht reinigend für ihn streiten sollst? — Eine fortgesezte wahre Selbstprüfung wird dir dann zeigen, wie „vieles, was Dich zum Hochmuth, zur Sinnlichkeit verleitete, keineswegs in der Wissenschaft oder Kunst, sondern in Dir lag. Selbst durch die Hülfe des Geistes „gereinigt, wird dir das Bemühen großer Geister reiner, „besser, belehrender erscheinen, und wo der Irrthum „liegt, wird er sich dir nicht verbergen können." —l—

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 22. Juli 1823.

Reise-Literatur.

Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz (1791.) Ouvrage de Louis XVIII., Roi de France. Leipsic, chez Ernst Fleischer. 1823. 120 S. 8.

Es giebt unzählige Bücher, die Königen zugeeignet sind von ihren Unterthanen; hier ist der Fall einmal umgekehrt; ein König widmet seine Schrift dem Unterthan (dem Grafen d'Avaray) als ein öffentliches Denkmal der Dankbarkeit, die er für den unternehmenden Befreyer empfindet. Der Ausdruck dieser Dankbarkeit ist nicht auf die voranstehende Zueignung beschränkt, er ist der Grundgedanke der ganzen Schrift, und der gewählte Stoff entspricht diesem Zwecke. Sie enthält eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Beschreibung der Vorbereitungen zur Flucht des Prinzen aus Frankreich, der Flucht selbst, und der Reise nach den, auf dem Titel genannten Orten. *)

Der Einfall, einem rettenden Freunde auf diese Weise zu danken — wir würden ihn königlich nennen, wenn dieses Beywort nicht so oft entweiht würde durch den Curialstil der Monarchien, der damit die unwürdigsten Personen und Sachen im Staate zu heiligen sucht, und durch die Usurpation einer hämischen Parthey, welche sich königlich-gesinnt nennt, während sie nur selbstisch gesinnt und herrschsüchtig ist. Nennen wir ihn also nicht königlich: denn in der That, er ist mehr, er ist moralisch schön, und hat selbst einen gewissen ästhetischen Reiz. Ein Monarch steigt hier gleichsam von seinem Throne herab, und betritt das Gebiet des einzigen irdischen Freystaates, wo Gleichheit ist zwischen Königen und Bettlern: das Gebiet des literarischen Freystaates. Hier, wo die Empfindung, wie der Gedanke, und der Ausdruck von beyden, aller äußeren Sanction entbehren, und nur durch ihren moralischen oder poetischen Werth um den Beyfall des Publikums werben können — hier will er dem Freunde danken; hier ihm ein Denkmal setzen, welches öffentlich sey in einem weit ausgedehnteren Sinne, als jedes andere herkömmliche Zeichen königlicher Gnade, und unverdächtiger, unzweydeutiger, als alles andere, was in monarchischen Staaten den Namen der Auszeichnung zu führen pflegt. Um diesen Preis stellt er seine geistige Persönlichkeit, sein schriftstellerisches Talent, dem freyen (gleichviel ob lauten oder stillen) Urtheile der Kenner und des Publikums blos, und zwar zunächst dem Urtheile eines französischen Publikums, welches seine Schriftsteller nach strengen und engen Regeln zu messen gewohnt ist. Wer möchte da nicht im voraus (vor der Lesung der Schrift) wünschen, daß der Roi-auteur ein Autor-Fürst, ein Dichter-König, ein König der redenden Künste sey?

Es ziemt der Kritik nicht, die Frage, welche aus diesem Wunsche nothwendig entspringen muß, bey dem Leben dieses Verfassers vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Warum nicht? wird der liebe Liberalismus fragen. Weil die literarische Republik mitten unter Monarchien existirt, und mit ihnen eng genug in Wechselwirkung steht. Das bindet sie an das Urgesetz alles Rechts: den Königen, welche ihr Gebiet betreten, die nämliche Achtung zu erweisen, welche sie von ihnen für ihre geistige Freyheit begehrt. Weil sie es ungern erträgt, daß die Monarchie die Geister ächte, welche sie (die literarische Republik) für ihre Choriphäen erkennt; daß sie deren Werke confiscire oder vom Fanatismus der Obscuranten verbrennen lasse; daß sie dem freyen Streben der Künst' und Wissenschaften die Schlagbäume einer ängstlichen oder lichtscheuen Polizey entgegen stelle: eben darum muß sie, begabt vor allen Staaten mit dem großen Vorrechte, über die Todten sowohl als über die Lebendigen zu richten, Verzicht leisten

*) Im Morgenblatte soll stückweise eine Uebersetzung des ganzen Buches erschienen seyn. So versichert wenigstens der Hesperus Nr. 128, ich selbst habe sie wahrscheinlich überschlagen, wie fast alles Zerstückelte in den Zeitblättern. M.

Die vollständige Uebersetzung findet sich in Nr. 85—99. Red. d. Bl.

auf das Recht, die Schriften lebender Monarchen in eine Unterſuchung zu ziehen, bey welcher ſie gänzlich vom poſitiven Range abſehen müßte, und nur allzu leicht eine Achtung ſchmälern könnte, welche der irdiſchen Majeſtät ein weſentliches Bedürfniß iſt. Man wird dagegen nicht auf ein Repreſſalienrecht ſich berufen wollen, wenn man bedenkt, daß von allen Unbilden, worüber die literar. Republik zu klagen hat, kaum der tauſendſte Theil von den Perſonen der Könige ausgeht.

Inzwiſchen darf uns obiges Rechtsgeſetz nicht abhalten, hier ein ſchriftſtelleriſches Verdienſt anzuerkennen, welches recht eigentlich dem Könige angehört. Es iſt das unverkennbare Talent des Verfaſſers, den König ſchmucklos in das einfache Gewand der Menſchheit zu kleiden, mit den Leſern genau wie ihres Gleichen zu ſprechen, (z. B. S. 8: Je crois, avant de pousser plus loin ce récit, devoir prévenir un reproche que mes lecteurs sont en droit de me faire), und mit feinem Takte die zu nahe Berührung von Materien zu vermeiden, worüber die Zeit in fortwährender partheyſüchtiger Bewegung iſt.

Es iſt, mit einem Worte, lediglich die Dankbarkeit für den rettenden Freund, welche in dem ganze Buche ſpricht, wie in dem, gewiß jedes unbefangene Gemüth anſprechenden Schluße: J'ignore quel sera le sort de ma patrie et le mien; mais quel que soit celui, que la Providence me destine, elle ne pourra jamais m'ôter autant qu' elle m'a donné, en m'accordant un ami comme mon cher d'Averay. Der vor uns liegende Nachdruck (rechtmäßig bey ausländiſchen Werken) iſt ziemlich gut. In der Phraſe S. 12: Cela ne laissait pas que de nous embarrasser, iſt das que wahrſcheinlich Druckfehler.

Müllner.

Periodiſche Literatur.

Vorzeit und Gegenwart.

So lautet der Titel eines neuen Journals „für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Dichtung,“ das Herr Julius Max Schottky, Prof. in Poſen, mit dem Jahre 1823, im Verlage von J. A. Munk begonnen und welches den Zweck hat, Süd- und Norddeutſchland und die ſlaviſchen Gebiete in literariſcher Hinſicht näher mit einander zu verbinden. Herr Schottky hat gegen ſechs Jahre in Wien und dem ſüdlichen Deutſchland gelebt und vieles geſammelt, was er hier niederlegen will, indem er zugleich annimmt, was ihm in der Art Andere ſchenken wollen. Die zwey erſten Hefte, Januar und Februar, 106 und 216 S. entſprechen dem angedeuteten Zwecke vollkommen. So ſchildert er im erſten das Leben der deutſchen Vorzeit in Wäldern und auf Bergen, ſo weit ſolches aus den ihr am nächſten ſtehenden deutſchen Dichtern und Schriftſtellern ſelbſt hervorgeht, und mit Vergnügen findet man hier manche noch jetzt übliche Sitte ſchon im hohen Alterthume, z. B. den Kilpgang in den Alpen, der die Befreyung der Schweiz herbeyführen half. Wie wäre ohne die Dirne, die Melchthal'n hold war, der Roßberg ſo leicht eingenommen worden? — Die Sucht mancher Gelehrten, ihre Mutterſprache zu einer Urſprache zu ſtempeln, veranlaßte 1633 einen polniſchen Franziskaner, in einem Werke voll Scharfſinn und ſpottender Laune zu beweiſen, die ſlaviſche Sprache ſey die Erſtſprache der ganzen Welt. Davon nimmt Herr Schottky im 2ten Aufſ. Gelegenheit, ſich über den Prof. Bernd in Bonn luſtig zu machen, der 1820 ein Werk: „die deutſche Sprache im Großherzogth. Poſen“ herausgab, woraus hervorgehen ſollte, die meiſten polniſchen Wörter ſeyen urſprünglich deutſche. Einige Dichtungen, theils vom Herausgeber, theils von einem ſich ſo nennenden Kaſtor, bilden den III. und IV. Abſchnitt. Mehrere ſind aus Minneſängern aufgenommen oder ihnen nachgebildet. Der erprobte Liebeszauber nach einer altdeutſchen Dichtung des XIII. Jahrh. dürfte den Kranz unter den leztern davon tragen. Die Sonette und Lieder des Herrn Kaſtor würden jedem Taſchenbuche willkommen geweſen ſeyn. Aber man weiß nicht recht, wie ſie hieher kommen. In Nr. V. wird Polens ehemalige Wohlhabenheit geſchildert. Ein Krakauer Bürger bewirthete den Kaiſer Karl IV., als er die Enkelin des polniſchen Königs heimführte, nebſt vier andern Königen, und theilte beym Nachtiſche Geſchenke aus, deren Werth 100000 Dukaten betrug. Dem König Siegmund lieh ein anderer Bürger in Krakau 26000 Dukaten baar. Und das war zu einer Zeit, wo Peru Schätze Europa noch nicht reich gemacht hatten. (Jene Dukaten ſind für uns mit dieſen Schätzen zugleich verſchwunden. Dafür haben wir Papiere!). VI. iſt ein Verſuch die Stätte des Ubier-Altares auszumitteln. Er ſoll außer den Ringmauern von Cöln zu ſuchen ſeyn. In VII. ſchildert der Herausgeber die öſterreichiſchen Archive und Landesmuſeen. Sie verdanken ihre Stiftung Maximilian I. Jetzt begünſtigt ſie vornehmlich der Erzherzog Johann. Ihre Benutzung wird dem Forſcher nicht erſchwert. — Das Februarheft giebt in VIII. in Briefen an A. Oedlenſchläger manche Winke über Wiens Entſtehung und Umgegend. Wien iſt wohl eine der älteſten deutſchen Städte. In Vindobona ſtarb der Kaiſer Aurel 180 J. nach Chr. Der Uebergangspunkt über die Donau wurde von den Römern durch ein feſtes Lager gedeckt, und ſo bildete ſich bald eine Stadt. Vielleicht wurde hier im 12ten Jahrh. das Nibelungenlied gedichtet. Zu Ende dieſes Jahrhunderts vertheilte hier der Herzog Leopold von Oeſterreich das Silber zu dreyßig Pfunden, die Streitroſſe, als wären es Lämmer. (Jetzt

ist davon keine Spur!) Es giebt in IX. Gedankensprünge zum Besten. Er ärgert sich, daß die Latino- und Gräcomanie immer noch in Deutschland vorherrschend ist. Auf den gelehrten Schulen lernt der Schüler auf D'anvilles Karten jedes Dorf in Attika und um Rom herum kennen und weiß nicht Berlin auf einer Hofmannischen Karte zu finden. Der Professor der Geschichte fertigt den siebenjährigen Krieg in einer Stunde ab, aber für den peloponnesischen muß er mehrere Wochen haben. (Ist denn das wirklich noch so? —) Aus dem nämlichen Grunde wird der Steindrucker zum Lithographen, der Geschwindschreiber zum Tachygraphen, wer Wachsfiguren macht, heißt Keroplastiker und wer in Kork modellirt, ein Phelloplastiker. In X. theilt Herr von Hagen den Anfang der Uebersetzung einer Reise des Grafen Eduard Raczynski von Warschau nach Konstantinopel, 1812 und 1813, mit. Sie ist in polnischer Sprache und ein Prachtwerk, dessen Druck 20000 Thaler kostete. Dieser Anfang macht nach dem Ganzen lüstern. Odessa war, als der Graf hinkam, ungemein von der Pest entvölkert. Die letztere wurde durch einen Offizier eingebracht. Er mußte der Quarantaine einen Shawl zu entziehen, den er, für eine Schauspielerin, in Konstantinopel gekauft hatte. Sie war das erste Opfer der Seuche, die 2623 Menschen hinraffte. Man sieht, daß man die Unmöglichkeit des Erscheinens dieser Plage in Europa gar nicht verbürgen kann. In Nr. XI. setzt der Herausgeber seine Nachrichten über Oesterreichs Archive ꝛc. fort, und in XII. giebt ein Dr. Povendra Kunde von den Alterthümern in Gnesens Umgegend. Er hat bereits 1500 alte Münzen aus allen Gegenden ringsumher zusammengebracht. Ein Beweis, wie bedeutend die Stadt seit Jahrhunderten seyn muß. Das Culmer Stadtrecht macht in Nr. XIII. den Schluß. Die Urkunde ist deutsch und lateinisch mitgetheilt und vom deutschen Hochmeister 1251 ausgefertigt. Wer nach solchen Proben behauptete, der Zweck des Herausgebers sey unbrachtet geblieben, thäte unrecht. Mögen ihn recht viele fassen und fördern!

Bade-Literatur.

Die Insel Norderney und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. F. W. v. Halem, Königl. Großbrittan. Hannöv. Medizinalrathe. Mit 3 Kupfern. Hannover, bey Hahn, 1822. 240 S.

Auf der deutschen Küste giebt es jezt mehrere, mehr oder weniger gut eingerichtete Seebad-Anstalten, nämlich, so viel deren dem Verf. bekannt sind, an der Ostsee: Travemünde, Doberan, Warnemünde, Putbus auf der Insel Rügen, Schwinemünde auf der Insel Usedom, Colberg, Rügenwalde und Zoppot bey Danzig; — an der Nordsee: Cuxhaven und die Inseln Wangerooge und Norderney. Die Einrichtung der Anstalt auf Norderney beschrieb der Hr. Dr. Halem bereits 1801 und 1815; von der gegenwärtigen Beschaffenheit giebt er in vorliegendem Buche Nachricht. Dieses macht, wie er sagt, keine andere Ansprüche, als auf eine möglichst einfache Weise denen, welche Norderney besuchen, und den Aerzten, auf deren Rath solches geschieht, einige Anleitung zur Uebersicht des Ganzen der Anstalt zu geben. Wirklich lernt man daraus recht gut die Eigenthümlichkeiten der Insel und ihres Seebads kennen, wenn auch eben nicht auf die einfachste Weise, indem sehr füglich manches, z. B. der Aufsatz über die Winde, Franklins Schreiben über das Schwimmen ꝛc. hätte weggelassen, dem Inhalte überhaupt das fragmentarische Ansehen benommen, und eine bessere Ordnung gegeben werden können. Zuförderst spricht der V. von dem Ursprunge der Anstalt, und den Bewegungsgründen, warum man sie nicht an der Küste des festen Landes, sondern auf der nicht weit (etwa 1800 rh. Ruthen) davon entfernten Insel angelegt habe. Hierauf folgt eine chemische Analyse des Nordsee-Wassers, und eine Vergleichung desselben mit dem Ostsee-Wasser, woraus sich ergiebt, daß ersteres einen stärkern Gehalt an salzartigen Stoffen hat.

Zu den Vorzügen der Nordsee-Bäder rechnet Hr. v. Halem den Umstand, daß sie täglich zweymal das große Schauspiel der Ebbe und Fluth darbieten, welches der Ostsee fehlt. Mit Recht sucht er die heilsamen Wirkungen der Seebäder nicht blos in dem kalten gesalznen Wasser. Die kalten Bäder von Seewasser in der Wanne bekommen selten, und sind, bevor man sich an sie gewöhnt hat, widerlich. Von der reinen Seeluft und dem beständigen Wellenschlage hängen wohl hauptsächlich die wohlthätigen Wirkungen der Seebäder ab. Diesen Ursachen ist es wahrscheinlich auch zuzuschreiben, daß das Baden in der See zur Zeit der Ebbe, und bey stillem Wetter und Sonnenschein, nicht so erquickend und erwärmend ist, als bey gedeckter, stürmischer Luft, und bey stark steigender Fluth, welche Douche und Spritzbad in sich vereiniget. Unser V. jedoch und andere finden diese Ursachen nicht hinreichend, und führen noch mehrere auf. Hufeland z. B., electrische und magnetische Strömungen, ein, ich weiß nicht was für ein äußeres und inneres Leben des Meeres, und animalische, flüchtige Stoffe, die durch das Leben und Absterben zahlloser organischer Wesen entwickelt, und dem Wasser mitgetheilt werden. Unsers Bs. Muthmaßung dagegen nimmt Millionen lebender Insecten und Mollusken des Ozeans in Anspruch, die, aufgeregt,

Lebensluft entwickeln ſollen. Dieſe braucht aber wohl nicht erſt durch Inſekten und Würmer hervorgebracht zu werden, ſondern iſt ſchon in gehöriger Quantität vorhanden, und wird blos durch Ebbe und Fluth, Wellenſchlag, Strömungen, Winde und Stürme von den faulenden Theilen, die ſie etwa von der Oberfläche des ruhigen Meeres aufgenommen hat, befreyet.

Nachdem ferner der V. einiges über die Inſel ſelbſt, ihre Geſchichte, geographiſche Lage und phyſikaliſche Beſchaffenheit, ingleichen über die Gewächſe derſelben, (nach Martens und Jürgens,) ſo wie über die Krankheiten, gegen welche das Seebad zu brauchen iſt, (nach Hufeland) beygebracht hat, ſo geht er zu den Anſtalten zum Baden auf Norderney über. Dieſer Abſchnitt des Buchs iſt unſtreitig der intereſſanteſte, und die Liſte der Quartiere nach den Hausnummern des Grundriſſes wird jedem, der dieſes Seebad beſuchen will, willkommen ſeyn. Den Beſchluß macht die Beſchreibung der Reiſe von der Küſte des feſten Landes nach der Inſel; (man kann nämlich die Reiſe zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße, zu Pferde, und im Wagen machen—) nebſt einer Fluthtafel für die Jahre 1822, 1823 und 1824. In dem Franklinſchen Briefe über das Schwimmen ſind drey ſinnwidrige Druckfehler ſtehen geblieben, nämlich S. 165. Z. 7 und 16, Augen ſtatt Lungen, und S. 166. Z. 11, Waſſers ſtatt Körpers.

S.

Bock.

In der Wiener Zeitſchrift (Modenzeitung) Nr. 49 oder 50 1823, befindet ſich ein ſehr ſchätzbarer Aufſatz eines Herrn Dr. Krüger: Von der Satyre. Aber je ſchätzbarer er iſt, je mehr Kenntniſſe er verräth, um ſo auffallender iſt es, S. 406 unter dem Worte tragoedis die erklärende Anmerkung zu finden:

> „Die an Bachusfeſten ſangen, wo dieſem (dem Bachus will Herr K. ſagen) ein Bock (tragus) geſchlachtet, oder auch ein Bock als Preis des Geſanges verſchenkt wurde.“

Dieſer Bock iſt ein Converſationsbock, das heißt einer von den unzähligen Böcken der Unwiſſenheit, welchen das wohlfeile Converſations-Lexikon, dieſes Magazin der populären, deutſchen Halb- und After-Weisheit, ſelbſt unter den Gelehrten fortgepflanzt hat.*) Im Artikel Schauſpiel, Vierte Original-Auflage, Bd. 8. 1817. S. 686 heißt es: „Urſprünglich waren die Tragödien gemiſchte lyriſche und erzählende Geſänge zur Ehre des „Bachus bey dem Feſte der Weinleſe, und erhielten ihren Namen zuerſt von Tragos, Bock, und Ode, Geſang, weil derjenige, welcher am beſten geſungen oder „geſpielt hatte, einen Bock zum Preiſe bekam, oder auch, „weil man dem Bachus einen Bock opferte.“

Der Bock iſt freylich ein alter Bock, man findet ihn u. a. auch bey Corn. Schrevelio s. v. Τραγικός: „ὁ τραγος, et ἀοιδή, utpote qui cantando caprum mereretur.“ Aber Adelung hat ihn ja längſt geſchlachtet, und ihm das Fell abgezogen, s. v. Tragödie, wo er ſagt:

„Es iſt eine alte, aber um deßwillen nicht minder alberne (ja wohl alberne!) Meynung, die erſte Hälfte dieſes Wortes für das Hauptwort τραγος, ein Bock, zu halten, und es bald durch einen Geſang zu erklären, welcher dem Bachus bey dem Opfer eines Bockes geſungen wurde, bald durch ein Schauſpiel, welches dem Erfinder mit einem Bocke belohnt worden; eine Ableitung, welche ſich blos darauf gründet, weil jedermann wußte, daß τραγος im Griechiſchen einen Bock bedeutete, aber nicht, daß es auch traurig bezeichnete, wovon das Lat. tragicus ein deutlicher Beweis iſt, welches ſonſt eigentlich böckiſch heißen müßte. Heſychius erklärt ακτραγωδεῖ, ausdrücklich durch απομαζει, αποθρηνει, er weinet. Selbſt im alten Oberdeutſchen iſt Trego der Schmerz, im Niederſ. träge, matt, traurig, und im Schwediſchen träga, trauern und Träge, Gram, welche alle mit dem Griech. τραγικος oder τραγος verwandt ſind.“

So weit Adelung. Wer etwa noch zweifelt, der erinnere ſich nur an die Acharner des Ariſtophanes v. 106, wo der Diener des Euripides von ſeinem Herrn ſagt, er mache eben eine Trygödie, i. e. einen Hefengeſang, ein Trauerſpiel im gemeinen Tone der Comödie, wo man ſich mit Hefen ſchminkte, nach heutiger Art zu reden, eins für die Hefe des Volks, für die Gallerie. Dieſer Bedientenwitz würde allen Sinn verlieren, wenn die Griechen ſchon bey dem Worte Tragödie, welches der Diener zur Trygödie verhunzt, an etwas ſo Niedriges, als der Bock iſt, hätten denken können.

Den griechiſchen Bock, τραγος, leiteten die alten Lexicographen ab von τραγειν (s. z. B. τρώγω, ich nage), „quia arbores rodit;“ ich ſehe nicht ein, warum ſie nicht gleich unmittelbar das Tragiſche von jenem τραγειν abgeleitet haben, als von einem Schmerze, der am Gemüthe nagt?

*) Es war opinio communis. Freylich, communis opinio, ergo falsa, ſagte Jaſius; aber wohin würde ſo ein Converſationslexikon gerathen, wenn es — zumal in der Etymologie — auf die gelehrten Abweichungen von der gemeinen Meynung ſich einlaſſen wollte?

M.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Juli 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Federstiche von Martin Cunow. Erste Sendung XXIV und 212 S. Berl. bey H. Ph. Petri, 1822.

Federstriche, las ich bey dem ersten Blicke auf dem Titel; striche statt Zeichnungen; der Theil für das Ganze genommen. Aber es sind in der That nur Stiche, mit der Feder denjenigen beygebracht, die sich vor ihr mehr, als selbst vor dem Schwerte fürchten und daher die Feder am liebsten verurtheilt sähen, nur Koch- und Gebetbücher zu schreiben. Auch solche werden diese Federstiche fürchten, die ihre Thorheiten gern für Weisheit verkaufen möchten. Zwölfmal hat Herr Cunow die Feder angesezt, solche Stiche beyzubringen. Das erstemal that er es, die Vorzüge unedirter Werke vor den gedruckten zu zeigen. Solche unedirte Werke sind a) Manuscripte. Welchen Werth haben sie in den Augen ihrer Schöpfer, und wie schwindet er oft, wenn sie gedruckt erscheinen! b) Briefe; welchen Werth haben sie, Inhalt und Form kann oft seyn, wie der Schreiber will! c) Lettres de cachet; wie wichtig sind sie! d) Akten. Was bringt ihr Stempel dem Staate und das Schreiben derselben dem Advokaten ein! Drum schreiben die leztern auch ganze Berge voll. Den Schluß solcher geschriebenen unedirten Werke machen e) die Rechnungen. Da ist ein Bogen von einem Liferanten oft mehr werth, als alle Werke von Goethe und Schiller. Wir haben aber auch unedirte Werke, die nur gesprochen werden und dennoch hohen Werth vor den gedruckten haben, z. B. a) Predigten, b) Bewillkommungsreden, mit denen man die Fürsten empfängt, wenn sie eine Reise durch ihr Land machen; c) die Gespräche in den Cirkeln der grand und beau monde, aus Lügen, Verläumdungen, Neuigkeiten, Prahlereyen ꝛc. bestehend; d) die Gedanken, diese schont selbst der ärgste Despot, und erlaubt, daß man wenigstens dem Nachbar dieselben durch Anstoßen — mit dem Ellbogen andeuten kann. Was darf man nicht über Staat und Religion denken! Das Vernünftigste, was mancher Schöppenstuhl mit Zuchthaus belegte, passirt auf diese Weise. Auch e) und f) Träume und Wünsche gehören hieher. An diese Darstellung reiht sich 2) eine Eröffnungsrede vom Bachusclub in der Reichsstadt Gimpelsbagen, die indessen weniger anziehen dürfte, als 3) der Pferdetriumph; die humoristische Schilderung der feyerlichen Einhohlung der siegreich heimkehrenden Schaaren des Freystaates N. N., der aus einem Städtchen und einigen Dörfern besteht. Statt der Schaaren, die vom Branntwein benebelt zur Unzeit Halt gemacht hatten, kam aber das von Hunger getriebene Pferd des Majors herein und erndete die Ehre des Triumphs allein. Der 4te Stich ist gegen die Rezensenten, aber auch vice versa gegen manche Autoren gerichtet, und hierauf folgt 5) eine Rede über das Studium der Geschichte, gehalten auf einer Poststation. Die alte Geschichte hat keinen Werth; man schläft bey der Nomenklatur der gekrönten Häupter so fest ein, wie diese selbst schlafen. Aber die neueste Geschichte ist wichtig, und die einzelnen Begebenheiten, die sie mittheilt, interessiren uns alle, wie sie mit dem Quadrat ihrer Entfernung an Unerhörtheit und Schrecklichkeit wachsen. Ein recht derber Stich ist 6) die Dorfrevue. Der Schulze sammelt den Landsturm aus den Greisen, Krüppeln und Jungen des Dorfes zu einem Banner Füßler und einem Fähnlein Reisige. Die Reisigen sollten die Füßler angreifen, welche die enge Gasse des Dorfes zu ihren Thermopylän machten. Der Mundpfiff als Signal erscholl. Nicht Roß und Mann stürzte, wohl aber fielen die Reisigen von den Rossen und die Füßler unter die Rosse, und Reisige und Füßler wären einander in die Haare gekommen, wenn nicht der Generalissimus das Schwert mit dem Stocke des Schulzens vertauscht und bey einem Glase Branntwein den innern Frieden in der Schenke vermittelt hätte. Pater Schalks Predigt über die Legende vom Manne ohne Kamm (Nr. 7.) soll doch nicht ein Stich gegen die Herrn seyn, die über nichts auf der Kanzel eine ganze Stunde zu reden wissen, weil sie, wie man sagt, „aus den Aermeln schütteln?" Des Schulkollegen Zachäus Storch Ferienreise (8) werden die Leser des Merkurs hier als eine angenehme Be-

kanntschaft wieder finden, aber nun auch gleich mit dem Doctor Frey befreundet werden, dessen Memorabilia Zachäus Storch auf der gelehrten Erholungsreise mit ihrem Verfasser zugleich kennen lernte. Es enthalten diese Memorabilia viele Ketzereyen und Paradoxen. So meynt der häßliche Mann, die Menschen ließen sich durch die Kleidung nicht zur Eitelkeit verleiten, denn sonst würde nicht die häßlichste Mode die liebste seyn, wenn sie nur die neueste wäre; der sogenannte gute Gesellschafter könne als ein Automat betrachtet werden, das eine Art Wind, guter Ton genannt, in Bewegung setze. Dem Staate aber schlägt er vor, sich aller Kinder anzunehmen; die männlichen zu Soldaten, die Mädchen aber zu Arbeiten zu erziehen, die jezt noch Männer verrichten, dann könnten die leztern auch noch etwas Besseres thun, nämlich alle marschiren und rechts und links schwenken. Solche Ketzereyen und Paradoxen finden auch in X und XI, die Schilderung einer Seereise, die Dr. Frey auf der Ostsee machte, und Ansätze zu philosophischen Vorlesungen, die er auf dem Schiffe entwarf. Die Dissertation eines Doctorhuts der philosophischen Facultät macht den Schluß und giebt eine Kritik der Hände und der Köpfe, mit welchen ein solcher Hut zu thun hat. Die leeren Hände sind gleich den kräftigen und dürfen nicht nach diesem Hute greifen, bis sie kurirt, d. h. gefüllt worden sind. Ist mit gefüllten Händen aber ein leerer Kopf verbunden, so kann der von diesem Hute sich treffliche Wirkung versprechen. Nun mancher Doctor Philosophiae wird den Stich fühlen; damit aber auch Herr Cunow einen fühle, will Recens. bemerken, daß die (XXII. S.) Vorvorrede, Vorrede und Nachvorrede doch etwas zu lang ist.

Sprachkunde.

Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet von Friedrich Schmitthenner, Prorector an dem Herzogl. Nassauischen Pädagogium in Dillenburg. Herborn b. Krieger. 1822. XX und 340 S. 8.

„Um eine Sprache vollständig zu kennen," sagt der Verf. S. VI, und dieselbe mit Gewandtheit zu gebrauchen, ist vorab (?) die Kenntniß der allgemeinen Gesetze vonnöthen, die gewisser Maßen das Gerüste sind, auf welchem jegliches besondere Sprachgebäude ruht." — Wir müssen ihn hier unterbrechen, um ihn zu fragen, ob man bey ihm zu Lande die Gebäude auf Gerüste bauet. Auf den Rost sezt man sie in weichem, sumpfigen Boden, das ist bekannt, und wir mögen nicht in Abrede stellen, daß der Grund und Boden, auf welchem die deutschen Grammatiker zu bauen haben, weich und sumpfig genug ist, um das Einrammen tüchtiger Gedankenpfähle nothwendig zu machen, wenn das Sprachgebäude einige Festigkeit erlangen soll. Das scheint denn auch unser V. zu meinen, denn er fährt fort: „Diese Gesetze sind die Gesetze des menschlichen Verstandes, nach ihnen gebraucht, wenn auch ihrer unbewußt, Jeder seine Muttersprache. Da nun alles Handeln, das nur nach dem Gefühl, nicht nach dem klaren Gedanken des Gesetzes geschieht, vor Irrthum nicht sicher ist und im Zweifel der Entscheidungsgründe entbehrt; so ist es erste Aufgabe des Unterrichts in der Muttersprache, dem Schüler die unbewußten Gesetze, nach welchen er dieselbe gebraucht, zum Bewußtseyn zu bringen. Wenn aber die Gesetze der Sprache die Gesetze unseres Verstandes sind, und die Wissenschaft von den Gesetzen unseres Verstandes Logik heißt; so folgt, daß aller verständige Unterricht in der Sprache Unterweisung in der Logik seyn muß." Das läßt sich hören. Kein Mensch spricht gut, wenn er nicht zu denken versteht; das ist so wahr, daß man es in der Regel auch umkehren, und vom Ungeschick im Gebrauche der Sprache auf Mängel am Denkvermögen schließen kann. Man muß also diese beheben, um jenes zu entfernen, und wir sehen nicht, was sich gegen die Grundidee des Vfs. einwenden ließe, zumahl da er sie cum grano salis verstanden wissen will. Es ist in den Vorschulen kein collegium logicum, etwa gar nach den Grundsätzen eines besonderen Systems, gehalten (gelesen) werden; nein, aber der denkende Lehrer soll an den gegebenen Spracherscheinungen dem Schüler die Gesetze seines Verstandes aufzeigen. Und dazu hat hier der V. eine Anleitung geliefert, die der Beachtung werth ist. Er macht S. XI. aufmerksam auf die große Schwierigkeit, welche seinem Unternehmen entgegen stand in der Beschaffenheit unserer Logik, welche in der That auf den Luftfahrten, welche sie von Kant bis Hegel mit unseren speculativen Philosophen hat machen müssen, das Feststehen und Sichergehen verlernt zu haben scheint, welches ihr die Alten durch Mathematik so vortrefflich beyzubringen wußten. Als Wissenschaft betrachtet, ist sie in der That sehr in Verwirrung, und durch Hegel insonderheit (sagt der Verf.) in den Zustand der Verrücktheit gerathen, wobey er jedoch erläuternd hinzusezt: „aus ihren Gränzen." Der V. mußte daher seiner logischen Sprachlehre seine eignen Grundsätze der Denklehre zum Grunde legen, und es ist daher befremdend, daß er nach S. XII. dieselben erst in einem künftigen Werke umfänglich (ausführlich?) darstellen will. Inzwischen hat er S. 50—58. in einer Anmerkung eine Quintessenz davon, eine Kategorien-Tafel gegeben, die nothdürftig hinreichen wird, ihn zu verstehen, wo er neue

grammatische Ansichten vorträgt, und ihr zu rechtfertigen, wo er in der Anordnung von dem lieben Herkommen abweichet.

Zu einem kritischen Grundrisse des neuen Baues mangelt hier der Raum, wir können nur durch Einzelnes zum Studium des Werkes einladen.

Wie mancher, der die deutsche Sprache ganz in seiner Gewalt zu haben glaubt, hat vielleicht nie daran gedacht, was der V. S. 59. in Bezug auf die Urwörter und Urlaute anmerkt: daß der W—laut unter andern die Kraft zu fragen hat: Wer? Was? Wann? Wo? Welcher? Lat. Quis? Quid? Quando? Quo (loco)? Qualis? wo nur dem W—laute ein „Gaumenstoß" vorangeht. Wie manchem ist es entgangen, daß man von dem Worte Schlange nur den Zisch- oder auch Scheuch-Laut (sch) hinweg nehmen darf, um wahrzunehmen, wie bezeichnend hier die Sprache die gefürchtete Lange andeutet. Auf ähnliche Art ist aus dem altschwedischen rifwa, einschneiden, unser reiben und sch—reiben, aus dem Wanken das Sch—wanken, aus dem Wind das gesch—wind und das schw—winden (im Winde dahin fahren), aus Wulst die Sch—wulst, aus der Wehr das Sch—wert hervorgegangen. Das altdeutsche Ak (Feuer, Licht) hat uns b—acken (an's Feuer bringen) gelehrt, und wie der T—ag das Daseyn, so bezeichnet die N—acht die Abwesenheit des Ak, des Lichtes. Es bleibt in solchen Ableitungen immer viel Problematisches; aber wenn man nur nicht durch das Ak sich verleiten läßt, neue Wörter ohne Noth zu backen, oder den alten neue Bedeutungen anzuschwindeln (auch ein Sprößling aus der Wurzel Wind); so sind dergleichen Wagspiele der Forschung nicht zu tadeln, und mögen wohl den Blick des Schülers auf den Canevas des Sprachgewebes schärfen.

Es ist unfehlbar der große Feldzug eines beliebten Humoristen gegen das kleine s, welcher Herrn S. veranlaßt hat, S. 84—93. die Lehre von den Sammwörtern (obwohl er diesen Namen vermeidet, und überall von der Zusammensetzung zweyer oder mehrerer Wörter zu einem Worte spricht) mit mehr Ausführlichkeit abzuhandeln, als die meisten seiner Vorgänger. Sein Verstand und seine Kenntniß der Sprachquellen haben ihn dabey weit richtiger geführt, als den Obergeneral der Anti-Essisten sein Witz, und seine Freywilligen (worunter sich beyläufig mehr Schriftsetzer als gute Schriftsteller zu befinden scheinen) ihr Neuerungseifer oder ihr Affenthum.

Tadeln müssen wir an dem Buche hauptsächlich zwey Dinge. Einmal den leidigen, deutschen Purismus in der Terminologie der Grammatik. Das Zeitwort (passend genug für ein Wort, dessen Hauptbeugung nach Zeiten geschieht) wird hier zum Meldeworte, das Fürwort (pronomen) zum Denteworte, und die Partikeln werden durch Halbwörter (warum gerade halb?) verdrängt. Wir halten die Sprachreinigung in Ehren; aber in der Kunstsprache der Grammatik verwirrt sie die Schüler. Wir möchten fast behaupten, es sey damit so weit gekommen, daß Deutsche ihre Muttersprache besser aus solchen deutschen Grammatiken lernen können, welche in einer fremden Sprache geschrieben sind, als aus deutschgeschriebenen, vorausgesetzt, daß sie die fremde Sprache hinlänglich verstehen. Doch vielleicht gehören überhaupt wenigstens zwey Sprachen dazu, um irgend jemanden Eine systematisch beyzubringen, und da wir todte Sprachen nicht durch den Gebrauch, sondern nur nach der Grammatik lernen können; so scheint ihre grammatische Terminologie am meisten dazu geeignet für die Grammatik lebender Sprachen.

Das zweyte Hauptgebrechen ist Mangel des alphabetischen Index. Der logische ist zwar sehr vollständig, aber er citirt nur die Paragraphen, die nicht so leicht als die Seitenzahlen aufzuschlagen sind, und wer des Verfs. Ordnung sich noch nicht eingeprägt hat, muß ihn oft ganz durchlaufen, um das Gesuchte nur erst im Verzeichnisse zu finden. Daß die in der Setzersprache sogenannten Columnen-Titel aus der Mode gekommen sind, ist bey solchen Lehrbüchern mit weit mehrerem Grunde zu beklagen, als es einst ein ungeduldiger Recensent des ästhetischen Faches im Lit. Bl. in Ansehung der Almanachs-Erzählungen beklagte, deren Ende er nicht finden konnte, ohne Blatt vor Blatt umzuschlagen.

Dramatische Dichtkunst.

Eugenie oder die falsche Ehe. Schauspiel in fünf Aufzügen nach Beaumarchais neu bearbeitet von C. Ph. Bonafont. Brandenburg b. Wiesike 1823. 143 S. 8.

Ein schuldloses Mädchen, das, durch den schändlichen Betrug eines vornehmen Verführers hintergangen, sich dessen rechtmäßige Gattin glaubt, hat soviel Anspruch auf unsere Theilnahme, daß man glauben sollte, es könne kaum eine schicklichere Heldin für das bürgerliche Rührspiel geben. Gleichwohl hat solch ein Drama, um auf der deutschen Bühne Posto zu fassen, große Schwierigkeiten zu überwinden. Es gilt, einen tragisch geschlungenen Knoten erfreulich aufzulösen, und das scheint fast unmöglich. Enttäuscht muß die Hintergangene werden, das giebt eine stark erschütternde Peripetie; aber was weiter? Heilt die Entdeckung des Betrugs sie von ihrer Liebe zu dem Betrüger; so verliert sie ihr Hauptinteresse, welches immer der betrogenen Liebe galt. Sie steht entehrt da, und

wir sind nicht befriediget. Macht hingegen der Betrüger die falsche Ehre zur wahren; so ist die Liebende immer mit einem Betrüger vermählt, und wir können sie nicht so glücklich schätzen, als sie früher in der Einbildung war, weil wir für die Besserung des Verführers keine Bürgschaft haben.

Sehr richtig hat Herr B. den erstgedachten Weg verschmäht. Auf dem zweyten hat er redlich mit den Schwierigkeiten gerungen; ob aber eben so glücklich, müssen wir bezweifeln. Sein Lord Clarendon scheint zwar am Ende aufrichtig sich zu bessern, scheint Eugenien wahrhaft zu lieben; aber er tritt als Bösewicht, als ein Lovelace auf, er ist entschlossen, aus Ehrgeiz mit einer Anderen sich zu verbinden, er hofft, die falsche Ehe heimlich fortzusetzen neben der wahren; kurz, er zeigt sich uns als Buben, den wir verachten müssen. Dieser erste Eindruck ist unauslöschlich, und macht seine Sinnesänderung um so unwirksamer, da sie natürlich nicht eher erfolgen kann, bis Eugenie enttäuscht ist, welches nicht durch ihn geschieht, welches zu vermeiden er vielmehr das niedrige Mittel der Briefunterschlagung anwendet. Wir würden Herrn B. gerathen haben, die Sachen anders zu stellen. Clarendon war ein Verführer, ein Wollüstling, der, erzogen in der Sittenverderbniß der großen Welt, den Betrug einer falschen Trauung verübte, unbekümmert um den Ausgang des nur allzugewöhnlichen Abentheuers. Aber in der falschen Ehe mit Eugenien lernt er die Schönheit eines reinen weiblichen Herzens kennen; er erwartete Befriedigung seiner Begierden, rechnete auf das Erlöschen der Flamme im Genuß; aber der Besitz eines solchen Herzens entzündete in ihm ein anderes Feuer, das einer geistigeren Liebe einer Sehnsucht nach unvergänglicher Gegenliebe, die er zwar besitzt, aber nur durch einen Betrug, durch dessen Entdeckung er sie nothwendig verlieren muß. So hat er die Frauen, so das Glück der Ehe nicht gekannt; und er selbst hat durch den schändlichen Weg, auf welchem er es zufällig kennen lernte, die Aussicht sich verschlossen, desselben wahrhaft theilhaftig zu werden, es zu genießen mit derselben Reinheit des Bewußtseyns, womit es ihm, dem Unwürdigen, dargeboten wird. So tret' er auf, Verführer, Betrüger zwar, aber auch schon bestraft, und darum unserer Theilnahme gewiß. So tret' er wieder zurück in die große Welt, die er nicht mehr achtet, die er haßt, und der er seine Stellung zu Eugenien verhehlen muß, damit die Geliebte sein Verbrechen nicht erfahre. In diesem Zustande dräng' ihn seine Familie, ein Oheim, ein Vater, der König selbst, zu einer standesmäßigen Vermählung, die ihn von der Bahn des Leichtsinns zu dem der Tugend zurückführen soll; man schneid' ihm jede Ausflucht ab, man verwickl' ihn in die Schlingen der Hofconventionen, man überrasch' ihn mit einer Erklärung der Verbindung, die er nicht Lügen zu strafen wagen kann, man dicht' ihm ein Jawort an, das er für gegeben achten muß, weil er es gegeben zu haben scheint. So treibe man ihn auf den Punct, wo er keine Zuflucht mehr hat, als bey Eugenien selbst, wo er in Verzweiflung zu ihren Füßen sich stürzt, seinen Betrug bekennt, und zitternd den Ausspruch über das Schicksal seiner Liebe erwartet. Jetzt, sollten wir denken, ist das Interesse gleich stark angezogen auf beyden Seiten, und alles hangt ab von der Frage, ob Eugeniens Liebe zu dem Reingeglaubten diesen gewaltigen Anstoß aushalten wird oder nicht. Die Liebe hält' ihn aus; aber die Ehre, von Vater und Bruder unterstützt, tritt gegen sie in die Schranken, und bereit' Eugenien einen harten Kampf. Er ende mit ihrem Entschlusse, das zweifelhaft gewordene Glück ihres Herzens der Würde der Tugend aufzuopfern; aber anders entscheide, ohn' es zu wollen, ihres Vaters Ehrgefühl den Conflict. Er entdecke dem Könige, was geschehen ist, und fordere Gerechtigkeit gegen den Verführer, fordere seine entehrende Bestrafung. So erfahre Clarendons Vater (der Oheim reicht hier kaum hin) die Sache; sein Zorn entlade sich gegen den Sohn, der einer solchen That fähig war; des Sohnes trostloser Zustand entwaffne ihn, die Verzweiflung des von Eugenien Verstoßenen laß' ihn erkennen, daß des Sohnes Herz durch Eugeniens Tugend von dem Verderbniß vornehmer Sittenlosigkeit geheilt, bey der Trennung aber sein Leben in Gefahr ist. Er selbst vernimmt nun von Eugenien, daß sie den Sohn, den er verflucht haben würde, wenn er dessen That früher gekannt hätte, und welchen sie, ihm wie ihr selbst unbewußt, dem väterlichen Herzen gerettet — daß sie diesen Sohn ihm auch erhalte. Er flehe für ihn um ihre Hand, und schwerlich wird es die Zuschauer unbefriediget lassen, wenn Eugenie und ihre Familie diesem Andringen nachgeben, und so nun die falsche Ehe zu einer wahren wird, für deren dauerndes Glück die falsche selbst eine annehmliche Bürgschaft leistet. Daß auf diese Art die leidige, mit der Bühnendezenz schwer zu vereinbarende Schwangerschaft entbehrlich wird, indem es des Muttergefühls nicht mehr bedarf, um dem Verführer das Wort zu reden, das ist vielleicht der kleinste Vortheil, den diese Leitung der Handlung gewährt hätte.

Freylich würde das kaum mehr die Eugenie des Beaumarchais seyn; aber was thäte das, wenn es eine bessere wäre? Götter und Sonnleithner waren mehr deren Uebersetzer als Bearbeiter. Bearbeitung soll ihr Vorbild zu übertreffen suchen, nicht blos durch Zurichtung für das Theater, auch in Hinsicht auf die Ansprüche dramaturgischer Kritik. Herr B. hat, wie gesagt, darnach gestrebt; er prüfe selbst, ob der hier flüchtig gezeichnete Weg ihn nicht näher an das Ziel gebracht haben würde. Obwohl unseres Wissens kein Deutscher von Geburt, hat er doch unsere Sprache genug in der Gewalt, um damit im bürgerlichen Drama zweckmäßig auf das Gefühl zu wirken.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Juli 1823.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben frommer Personen der Vorwelt, deren Namen im Kalender stehen. Von M. J. S. Grobe, Senior des königl. protestantischen Dekanats, Pfarrer und Lokalschulen-Inspektor in Maslach. Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung, 1823. 8.

„Der Betrag dieses Buchs" — heißt es am Schlusse „der Vorrede — ist für zwey Brüder bestimmt, welche sich „dem Studiren widmeten, und deren Vater, ohne Ver„mögen, nicht im Stande ist, die talentvollen Jünglinge „gehörig zu unterstützen." Dieser Grund mag wohl die nicht unbedeutende Anzahl der Subscribenten veranlaßt haben, diesen guten Zweck mit befördern zu helfen; und das findet man auch gewiß billig und lobenswerth. Ohne die Berücksichtigung dieses Zwecks würde Referent — er gesteht es aufrichtig — schwerlich zum Ankaufe dieses Werkchens zu bewegen seyn. Da der Verfasser von jeder im Kalender vorkommenden Person Etwas sagen mußte und wollte: so konnten seine geschichtlichen Nachrichten, deren Richtigkeit sich übrigens wohl nicht immer verbürgen lassen mag, da die Quellen, aus denen sie geschöpft, nicht angegeben worden sind, über Manche nur dürftig ausfallen. Der Gelehrte wird in diesem Buche keine Belehrung, der Laie — für den es zunächst bestimmt ist —, keine Unterhaltung finden: beyde werden also wohl, obgleich aus verschiedenen Gründen, dasselbe thun; sie werden die Schrift wegzulegen. Wer wird z. B. über Salomo, Nestorius, Rufinus u. A. nicht etwas mehr, als das Beygebrachte, zu lesen wünschen? — Unser Heiland, Jesus, macht den Anfang (S. 1—3.); aber hier vermißt man schon eine planmäßige Ordnung: denn anstatt einige biographische Nachrichten von ihm zu geben, spricht der Verfasser ohne alle Ordnung und innern Zusammenhang, aber in echtem Predigertone, über das Verdienst Jesu und über das Streben, ihm ähnlich zu werden. Daß man sich, wie von jeher, auch jezt nicht über seine Person völlig vereinigt habe, scheint der Verfasser mit den Worten (S. 2.) ausdrücken zu wollen: „Mögen auch die Menschen noch so getrennt „und verschieden seyn in ihren religiösen Meynungen, da„rinnen stimmen sie alle überein: Jesus hat sich große und „bleibende Verdienste um die Menschheit erworben." Ein sehr wichtiges Resultat! Dadurch werden die Gegner schwerlich vereinigt. Gegen das Ende wird der Verfasser ganz rhetorisch und declamatorisch. Eine nähere Erklärung des Namens „Jesus" und vieler anderer wäre sehr erwünscht gewesen. — Man begnüge sich an diesem einen Beyspiele, um die andern nach ihm zu beurtheilen, und erlaube Referenten nur noch in einige Einzelheiten einzugehen. Der Styl ist herzlich schlecht; und von Druckfehlern wimmelt das Buch. Zum Beweise stehe hier die erste beste Stelle, aus der sich des Verfassers graphisches Talent, sein wohlklingender Periodenbau und seine correcte Construction hinlänglich ergeben. S. 4: „Das Glück des „sanften und zufriedenen Abels, der vielleicht auch von „den Aeltern vorzüglich begünstigt wurde, erregte den Neid „in dem Herzen Kains, besonders wenn er, in der Son„nenhitze dem harten Boden bearbeitend, erblickte den „Bruder im kühlen Schatten der Bäume, bey seiner „Heerde hingestreckt. Abel, der Günstling der Aeltern, „war, nach dem Urtheile des Kains, auch ein Günstling „der Gottheit, die sein Glück und seine Lage so auffallend „beförderte. Hierin wurde Kain noch mehr gestärkt, als „er mit dem Bruder der Gottheit Geschenke weihete und „durch Opfer die Gefühle der Dankbarkeit aussprach. Der „ruhige und bedachtsame Abel hatte alles so gut eingerich„tet, Holz und Opfer so gelegt, daß das Feuer geschwind „auflohderte und die helle Flamme schön und strahlend gen „Himmel auflohderte. Kain aber, die Leidenschaft des „Neides, der böse Argwohn und seine Unzufriedenheit „hatten ihn verdrossen und mürrisch gemacht, war mit „weniger Ordnung bey der Errichtung des Opferaltars zu „Werke gegangen." Wer dieß liest, sehnt sich schwerlich nach mehrerm Genuß. Es fehlt auch nicht an übermäßiger Breite, wie (S. 42): „seines Lebens grausam beraubt,"

für umgebracht. Provinziel (S. 52): „der Augustin; nicht Deutsch (S. 51): „Emanuel. Gott mit uns! Ein Name, der aus dem Propheten Jesaias auf Jesum angedeutet worden.“ Eben so (S. 68): „in den Kirchen von Occident.“ Von den vielen mit der oberflächlichsten Seichtheit und tadelnswerthesten Kürze abgefaßten Artikeln mögen hier nur einige stehen:

(S. 46.) „Den 14. März.
„Ernestus.
„Ein gelehrter und frommer Bischof, der bey allem „Reichthum, den er hatte, sehr dürftig lebte und den h. „Aposteln zu Ehren eine schöne Kirche zu Mans bauete.“

(S. 63.) „Den 14. April.
„Tiburtius.
„Aus der Stadt Tibur. Er besiegelte das Bekennt„niß des Christenthums durch den Märtyrertod.“

(S. 102.) „Den 21. Junk.
„Albanus.
„Ein Bürger in England von vornehmem Geschlecht, „wurde ein Bekenner des Christenthums und erduldete „den Märtyrertod.“ *)

(S. 115.) „Den 12. Julius.
Heinrich.
„Ein Eremit in England. Er erwarb sich große Ver„dienste durch Heilung der Kranken.“ **)

(S. 124) „Den 3. August.
„Augustus.
„Ein Bekenner des Christenthums, der auch den „Märtyrertod erduldete.“ ***)

(S. 159.) „Den 24. September.
„Robertus.
„Ein Abt in Campanien. Er begab sich in eine Ere„mitage, Cistertium genannt, in Burgund, und stiftete „den Orden der Cisterzienser.“ †)

Wie bey diesen Beyspielen, fehlt bey sehr vielen die Chronologie, die bey so kurzen Nachrichten unumgänglich nöthig ist, damit doch nur Etwas wenigstens dastehe. Manches ist auch historisch unrichtig. So heißt es (S. 70.) vom Marcus: „Er stand den Aposteln Petrus, Paulus „und Barnabas treulich bey,“ da wir doch aus der Geschichte wissen, daß er besonders der Gefährte des Petrus war, so wie Lucas der des Paulus. Die Eigennamen sind mitunter ganz eigen geschrieben, wie: Emanuel, Mardochai, Ausdeim u. m. a. Im Subscribenten-Verzeichniß steht (XV): „Condidor“ für Conditor. Einigen Artikeln sind zum Theil wäßrige, oft peinlich gereimte Verse angefügt. Auch legt der Verfasser ein deutliches Zeugniß ab, daß er mit unserm Zeitalter gleichen Schritt gehalten hat: denn er sagt (S. 6.): „Ehemals glaubte man, Gott habe den Enoch, ohne ihn sterben zu lassen, zu sich genommen.“ Den Anhang des Buches — über das Referent schon zu viel gesagt hat — macht (S. 209—214) ein Kirchen-Kalender aus, der kürzlich die Entstehung der Feste angiebt; aber dieser Gegenstand ist bereits öfters und besser abgehandelt worden als hier. ††)

*) Kurz und trocken genug; aber doch besser, als bey Böhme über den Ursprung und die Benennung aller Sonn- Fest- und anderer Tage. Zwickau b. Schumann. 1817. wo von Albanus blos der Name, Ernestus und Tiburtius aber unter'm 13. März und 14. April gar nicht angegeben sind. M.

**) Böhme giebt hier zwey andere Heinriche an: den röm. Kaiser und den Erzbischoff zu Upsal. M.

***) Böhme hält's da wiederum mit dem Kaiser Augustus. M.

†) Böhme wiederum ganz anders, und zwar unter'm 27. März. M.

††) Ist er denn nicht irgendwo so abgehandelt, daß man sieht, wie und wann die Kalender-Namen aufgekommen, und nach welchen Regeln die Kalendermacher bey den veränderlichen Tagesnamen verfahren. Bey Böhme fehlt gerade diese Hauptsache. M.

Erbauungs-Literatur.

Hausaltar, oder Morgen- und Abendgebete auf alle Tage des Jahres von M. Georg Hieronymus Rosenmüller, Pfarrer in Oelzschau bey Leipzig. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1822. Vier Bände in gr. 8., deren jeder die Gebete auf ein Vierteljahr enthält.

Seit einigen Jahren ist das Feld der Ascetik mit neuem Fleiß angebauet, und dem Publikum sind eine Menge von Andachtsbüchern in jeder Art und Form dargeboten worden, die, ohnerachtet ihres sehr ungleichen Werthes, doch größtentheils guten Absatz zu haben scheinen. Auf der einen Seite ist dieß ein erfreulicher Beweis des wieder erwachten, immer weiter sich verbreitenden religiösen Geistes; auf der andern aber auch ein Zeichen, daß sich die Mehrzahl unsrer Zeitgenossen, trotz der höhern Stufe von Bildung, auf der sie steht, doch nicht auf eigenen Schwingen der Andacht und ohne fremde Beyhülfe ins Reich des Uebersinnlichen zu erheben vermag. Ob hievon der Grund mehr in einer gewissen Geistesarmuth, Beschränktheit religiöser Ideen, Bequemlichkeitsliebe, oder in einer löblichen Schüchternheit und Mißtrauen gegen eigene Kräfte zu suchen sey, wollen wir hier nicht weiter erörtern. Genug, wenn nur das Rechte und Gute geschieht, sey auch

die Art, wie es geschieht, für's Erste noch mangelhaft. Fortgesezte Uebung führt auch hier allmälig zum Vollkommnern. Was das hier benannte Gebetbuch betrifft, so verdient es unter den neuern Erscheinungen dieser Art ehrenvolle Auszeichnung. Es enthält Gebete, welche vorzüglich für das große Publikum, den Bürger und Landmann bestimmt sind. Die Einleitung handelt zweckmäßig und mit practischer Umsicht von dem rechten Gebrauche eines solchen Gebetbuches. Jedem Gebete ist eine Stelle der heiligen Schrift zum Grunde gelegt und so in dasselbe verwebt, daß sie näher erklärt, und, was sie zur Belehrung, Besserung und Beruhigung Fruchtbares enthält, hervorgehoben wird. Dadurch ist ermüdende Einförmigkeit vermieden, jedem Gebete ein bestimmter Charakter gegeben und, da über 700 Bibelsprüche auf diese Weise behandelt sind, nützliches Verständniß der Kernsprüche unsrer heiligen Schriften befördert worden. Diese Gründung des Ganzen auf die Bibel gereicht hauptsächlich, nach unserm Dafürhalten, dem Werke zur Empfehlung. Denn wenn sich der Leser — was auch in der Einleitung ausdrücklich angerathen wird — den ihm bey seiner Morgenandacht näher erklärten und an's Herz gelegten Bibelspruch in's Gedächtniß prägt und zum Leitstern seines Denkens und Handelns für den Tag über erwählt: so kann dieß einen sehr heilsamen Einfluß auf sein Herz und sein Leben haben. Wenn sich hingegen besonders der gemeine Mann eines Gebetbuches bedient, worin, ohne Text und Grund, gleichsam ins Blaue hinein gebetet wird: so ist mit dem Weglegen des Buches auch gemeiniglich das Gelesene aus dem Gedächtnisse hinweg, und die ganze Andacht war, wenn nicht ein unnützer Zeitvertreib, doch ein fruchtloses Opus operatum. Es sind daher in diesem Andachtsbuche besonders die Schriftstellen zu den Morgengebeten mit vieler Sorgfalt und Umsicht ausgewählt. Uebrigens herrscht in den Gebeten kein steifer, gezwungener Lehrton. Sie sind sämmtlich in die Form wirklicher Anreden an Gott eingekleidet und in einer einfach-deutlichen, herzlichen Sprache gehalten, die fern von breiter Redseligkeit dem Geiste heilbringende Nahrung giebt und das Gemüth wohlthätig anspricht. Ueberall ist auf die kirchlichen Festzeiten Bedacht genommen und auch in Hinsicht der Länge und Kürze der Gebete das rechte Maß getroffen. In der Klarheit und Einfalt des Vortrags zeigt sich der Verf. als glücklicher Nachfolger seines verewigten Vaters, dessen ascetische Arbeiten bekanntlich Muster einer edlen Popularität sind. In der Einleitung wird ein Register versprochen, welches dem Werke beygefügt werden und dazu dienen sollte, dem Leser die Auffindung solcher Gebete zu erleichtern, welche für seine jedesmalige Gemüthsstimmung passen; allein es ist weggelassen worden. In der That scheint es auch überflüssig, weil schon ein flüchtiger Blick auf den jedem Gebete voranstehenden Bibelspruch den Inhalt des erstern errathen läßt, und ein solches Register das Werk nur vertheuert haben würde. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

Von demselben Verf. ist herausgekommen:

Mitgabe für das ganze Leben, am Tage der Confirmation der Jugend geheiliget. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 1823. 8.

Ebenfalls ein recht nützliches Buch, dessen Brauchbarkeit auch bereits, wie die schnell auf einander gefolgten Auflagen beweisen, von dem Publikum anerkannt worden ist. In einer Reihe moralischer Aufsätze werden den jungen Leuten, die im Begriffe sind, aus der Schule in das bürgerliche Leben zu treten, Lehren zur Einrichtung ihres künftigen Verhaltens mitgetheilt, welche die bey der Confirmation gegebenen Ermahnungen theils vervollständigen, theils tiefer begründen, theils von Zeit zu Zeit in das Gedächtniß zurückrufen sollen. Die Wahl der Materien ist zweckmäßig, die Ausführung gründlich und bündig, der Vortrag klar, einfach, herzlich. Es ist nach des Referenten Ansicht ganz verkehrt, wenn man, wie in unsern Tagen immer mehr Mode wird, in den eigentlichen Confirmationsunterricht zu Vieles zusammendrängt, die Kinder gleichsam mit einer Fluth von Ermahnungen überschüttet, und dabey Alles darauf anlegt, ungewöhnliche Rührungen zu erregen und Thränen zu erpressen. Die Folge davon kann der Natur der Sache nach keine andere seyn, als daß das Gedächtniß einen großen Theil des Stoffes, mit welchem es überladen wurde, bey Zeiten wieder von sich giebt, und daß die gewaltsame Anstrengung des sittlichen Gefühls desto größere Erschlaffung zurück läßt. Besser möchte es seyn, wenn man in jener Vorbereitungszeit neben der Wiederholung und tiefern Begründung des bisherigen Religionsunterrichts hauptsächlich dahin arbeitete, die Kinder so viel als möglich zu eigenem, selbstständigen Denken, Urtheilen und Wählen zu gewöhnen, und wenn man ihnen dann für die Zukunft ein solches Buch, wie diese Mitgabe, gleichsam als Wegweiser zugesellt. Dazu eignet es sich auch vollkommen, und gewährt, ohnerachtet der großen Verständlichkeit seines Inhalts, doch eine kräftige, gesunde Geistesnahrung, welche selbst für viele Erwachsene weder zu leicht, noch undienlich seyn möchte. Daß auf dem lithographirten Titel, welcher dieser dritten Auflage, so wie ein eben nicht besonders ausgeführter Steindruck, als Titelkupfer beygefügt ist, Confirmation und Hieronymus stedt, ist ein großer Uebelstand des sonst auch äußerlich guten Buchs.

Archäologie.

Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. Frankfurt a. Mayn. Gedruckt und verlegt bey Sauerländer. 1822. 136 S. 8.

Mit vieler Gelehrsamkeit und vielem Geschmack erörtert der Verf. dieser kleinen Schrift einen sehr interessanten Punkt der Alterthumskunde, und zeigt sich dadurch als einen glücklichen Nachfolger Böttigers, der, so viel uns bekannt, zuerst in Deutschland die Archäologie auf eine Art behandelt hat, welche auch Ungelehrte dafür zu gewinnen wohl im Stande seyn möchte. *) Ja wir dürfen behaupten, daß die von Herrn Dr. A. gewählte Behandlungsart sich vor der seines Musters durch größere Einfachheit und weniger Künsteley im Styl und Vortrag empfehle. Wer sich noch des Streites erinnert, der sich auf Veranlassung eines Aufsatzes in der Zeit. f. d. eleg. Welt (Jahrg. 1818.) Ueber die Hierodulen zwischen dem Verf. desselben und Herrn Hofr. Hirt zu Berlin erhob, der durch seine Behandlung der genannten Tempeldienerin bey einem Maskenaufzuge am Hofe dazu Veranlassung gegeben hatte, dem muß diese Schrift besonders interessant werden. Herr Dr. Adrian entscheidet sich für Herrn Hofr. Hirt, und behauptet mit diesem, daß die Hierodulen keinesweges öffentliche, der Lust geweihte Dirnen gewesen. Ja zum Schlusse der ganzen Schrift sagt er: „Im Allgemeinen, sey bemerkt, haben die alten Völker, von den rohesten bis zu den gebildetsten, so weit nähere Nachrichten auf uns gekommen sind, die Würde reiner Weiblichkeit, den unmittelbaren Einfluß ihres Wesens auf Geist und Gemüth anerkannt, indem sie vorzugsweise den Frauen die Leitung und Pflege derjenigen gottesdienstlichen Anstalten vertrauten, welche mehr oder weniger auf Begründung häuslichen Glückes und gesellschaftlicher Verbindungen, auf Veredlung der Sitten und Kräftigung und Heiligung des Lebens in jeder Hinsicht berechnet waren. Es würde schon aus dem Zwecke der Religionsstifter Griechenlands hervorgehen, daß nur Frauen im edelsten Sinne des Wortes jenen hohen Absichten (Familienglück, Staatsglück, Menschenglück) entsprechen konnten; die Kunde aber, welche uns aus dem größten Theile der griechischen Schriftsteller über diesen Gegenstand geworden, beweist hinlänglich, wie streng man aller Orten in Griechenland auf die Reinheit und Unbeflecktheit der Götterdienerinnen gehalten, so wie es klar ist, daß nur der blinde Eifer und der rücksichtslose Spott ihren Tadel auf Institute werfen konnten, welche, wenigstens vor der Ueberbildung der Menschen, durch die reinsten und erhabensten Zwecke geheiligt waren." X. r.

*) S. Lit. Bl. 1821. Nr. 27. S. 106. u. 1822. Nr. 71. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Novellen von Luise Brachmann. Nürnberg bey Schrag. 244 S. 8.

Die Verfasserin vorliegender Erzählungen war eine so durchaus lyrische Dichternatur, daß ihr jeder Versuch, aus dem ihr von der Natur angewiesenen Kreise heraus zu treten, und in einer andern Sphäre bildend zu werden, mißlingen mußte. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaas verbunden mit einer, wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, setzten sie in den Stand, ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende, oder sanft Anziehende und Gewinnende zu geben, wodurch sie so viel Beyfall und Theilnahme bey verwandten Seelen (und das waren ihrer Natur alle ächt Deutschen) — erwerben mußten. Allein dagegen fehlte es ihr ganz an einer sichern, festen, selbstständigen Weltanschauung, an dem Talent aus sich selbst herauszugehen, und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, — denn dieser Gegenstand blieb nur immer sie selbst mit ihrem, ewig bewegten, meist exaltirten Gemüthe — so wie jene heitere Ruhe des Geistes, ohne welche keine objective Gestaltung gelingen kann. Einen Beweis davon geben auch die hier anzuzeigenden Erzählungen. Nicht nur daß sie in Hinsicht auf Erfindung sehr beschränkt erscheinen, indem sie fast sämmtlich dasselbe Thema, Liebe in sehnsüchtig elegischer Stimmung behandeln, sondern die Darstellung trägt auch überall das Gepräge von Mangel an plastischer Ordnungskraft, und man erkennt es deutlich, wie sich die Verfasserin freut, wenn sie in dem Gange der Darstellung auf Situationen trifft, die ihr gestatten, sich wieder in sich selbst zu versenken, und gleichsam in den Empfindungen zu schwelgen, die der behandelte Stoff in ihr erregt hat. Die ganze Welt um sie her bekommt, ohne daß sie es beabsichtigt, die Farbe ihres Innern, und man kann ihre Gemälde am besten wohl mit Mondscheinlandschaften vergleichen, welche gerade durch das Verschwimmen der Umrisse jenen phantastischen, zauberähnlichen Anstrich erhalten, der ein schwärmerisches Gemüth so vorzüglich anzutreiben. Dazu kommt, daß das vorherrschend Elegische im Ton und der Behandlungsart an sich schon eine schwer zu beschränkende Herrschaft über Gemüther ausübt, die man wohl eigentlich weibliche nennen kann, wenn sie schon in äußerer Männergestalt erscheinen, und welche bey weitem die größere Anzahl derer ausmachen, die sich jetzt für Kunst und Literatur noch interessiren. Im Uebrigen gewähren diese Novellen immer eine unterhaltende Lektüre, in so fern das Eigenthümliche einer so schönen Seele, wie die verewigte Dichterin war, unter allen Formen ein edleres Gemüth ansprechen muß. Jede derselben einer besondern Prüfung zu unterwerfen, scheint hier um so überflüssiger, da die Verf. selbst dieselbe nicht mehr beachten kann, ob sie gleich in ihrem Leben für milden Tadel nichts weniger als unempfänglich war.

Druck und Papier sind sehr gut. X. r.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. August 1823.

Jugend-Literatur.

Der kleine Freyschütz. Ein Singspiel in drey Aufzügen, nach Kind's „Freyschütz" und mit Rücksicht auf C. M. v. Webers Composition für die Jugend bearbeitet von Moritz Thieme. Leipzig in Commission b. Leich. 1823. XIV u. 80 S. 8.

Der Verf., der, wenn wir nicht irren, auch ein Bändchen Kinderschauspiele herausgegeben hat, *) glaubte der Welt der Kleinen nebst ihren Aeltern und Erziehern sich angenehm zu machen, wenn er den allbeliebten Freyschützen für die Kinderbühne bearbeitete. Aus diesem Einfalle, der insoferne an den unvergeßlichen Kinderfreund Weiße erinnert, als auch dieser Gegenstände, welche eben die Neugier des großen Publikums beschäftiget hatten und zum Gespräche des Tages geworden waren, oft zu belehrender Ergötzung der Kinderwelt zu benutzen pflegte — aus diesem glücklichen Einfalle, sagen wir, ist eine unwillkührliche und eben deßhalb nur um so anziehendere Parodie des Kind'schen Freyschützen hervorgegangen, der mit Hülfe einer glücklichen, populären Musik die großen Kinder entzückt hat, welche man — die deutsche Nation zu nennen pflegt, obwohl außer der Kindheit ihres Geschmackes, der Kindlichkeit ihres Gemüthes, und dem kindischen Wesen ihrer gesellschaftlichen Institute, im Durchschnitt an ihnen nicht viel Nationelles sich offenbart. Herr Th. wollte der lieben Jugend das Vergnügen schaffen, ein Schützenfest zu spielen und dabey nach den, ihr schon geläufig gewordenen Weisen des Jägerchors, des Kranzliedes u. s. w. vernünftige Kinderlieder zu singen. Was den Aberglauben nähren und das Reich der Unvernunft erweitern könnte, das glaubte er mit Recht aus seiner Nachbildung entfernen zu müssen, und daraus insonderheit ist das Parodistische seiner Arbeit hervorgegangen, welches mehr, als alle Kritik es vermöchte, die Schwäche des Kind'schen Opertextes in's Licht zu setzen geeignet ist. Ein Ahnherr des Grafen Ottokar hat ein Schulfest gestiftet zum Andenken der That eines Schulknaben, der ein Kind von ihm durch einen glücklichen Schuß mit der Armbrust von dem Anfalle eines bis zur Wuth gereizten Schwanes rettete. Der V. zeigt S. XIII gewissenhaft an, daß er diese Anecdote aus den Erheiterungen 1822. Bd. 2. S. 105. entlehnt hat. Das Fest besteht in einem Vogelschießen, welchem ein Probeschießen nach der Scheibe vorangeht; zu den Kosten hat der Ahnherr eine Summe legirt, und der jedesmalige Besitzer des Schlosses ist verpflichtet, dem kleinen Vogelkönig nach seinem Ermessen irgend eine, demselben nützliche Gnade angedeihen zu lassen. Eine spätere Stiftung hat ein Kapital zu Schulprämien ausgesetzt, und die Bestimmung hinzugefügt, daß das Vogelschießen nicht eher, als nach gehaltener Schulprüfung gehalten werden soll. Die Schülerin, welche am besten bestanden hat, wird von den übrigen Mädchen mit einem Rosenkranze gekrönt, und der jedesmalige Schützenkönig eröffnet mit der Rosenkönigin den kindlichen Ball. Agathe, die Tochter des Försters, welcher das Amt eines Vogenspanners (Schützenmeisters) verwaltet, hat in der Schulprüfung das Recht des Rosenkranzes sich erworben. Max, der fleißige Sohn einer armen Wittwe, hat bereits die Examen-Prämie erhalten, und möchte nun auch gern Vogelkönig werden um Agathens willen. Wie? Liebt das Büblein etwa schon? Ja, aber in Ehren, wie Kinder wohl dürfen. Er wünscht, ihr näher, wünscht um sie zu seyn, er hat Neigung zum Waidwerk, er möchte gern des Försters Lehrling werden, wozu ihm die Mittel fehlen, und als Vogelkönig hätt' er Hoffnung, diesen Weg zu einer künftigen Lebens-Bestimmung durch die Gnade, welche der Graf dem glücklichsten Schützen zu erweisen pflegt, sich eröffnet zu sehen.

Wie viel zarter und dichterischer sind hier die Sachen gestellt, als im großen Freyschützen. Die plumpe Art, womit dort die Heimführung einer Geliebten, die sich schon als Braut geschmückt hat, von dem Gelingen eines (immer ungewissen) Probeschusses abhängig gemacht worden (sie ist im Lit. Bl. 1822. Nr. 56. Sp. 2. und S. 223. Sp. 2. oben, sehr schonend gerügt worden),

*) Wir irren nicht. „Almanach dramat. Spiele f. d. Jugend," angezeigt Lit. Bl. 1823. Nr. 5. M.

bleibt immer ein dramaturgiſcher Bock, der hart auf den Geſchmack ſtößt, und dieſen Bock ſezt unſer kleiner Freyſchütz hier in das beſte kritiſche Licht, indem er zeigt, wie kinderleicht er zu vermeiden war. Freylich durfte dort die Liebe cum spe possidendi nicht fehlen; aber konnte denn Herr F. Kind die spem possidendi nicht feiner mit dem Probeſchuſſe verweben. Schon das, einem nur halbweg gewandten Operdichter ſo nahe liegende Bedürfniß, dem rauhen Jägerfeſte ein Blumenfeſt der Jungfrauen an die Seite zu ſtellen, hätte den Jagdhund ſeiner Erfindungskraft auf die rechte Spur leiten müſſen. Kam er denn nicht eben ſo weit mit ſeinem Max (nämlich in die Wolfsſchlucht, den Culminationspunkt ſeiner deutſchthümlichen Superſtitions-Romantik), wenn er einen heftig Liebenden, von Eiferſucht oder wenigſtens von dem Unglauben an Gegenliebe gequälten Jäger darſtellte, der es wagte, mit dem Teufel ſich einzulaſſen, um an dem feſtlichen Tage die Geliebte, die Königin der Blumenjungfrauen zur Tänzerin zu erhalten? In Wahrheit, hier hat der kleine Freyſchütz (Herr Thieme) den großen (Herrn Kind) in aller Unſchuld ſeiner Kinderpoeſie ſo unbezweifelt abgeſchoſſen, wie ein Centralſchuß einen Streifer. Doch weiter im kleinen Freyſchützen.

Max ſchießt fehl bey'm Scheibenſchießen, ein Anderer (auch ein Kilian) wird Scheibenkönig, Max wird ausgelacht. Caſpar, ein bösartiger und alberner Knabe, räth ihm an, ſich bey dem alten, hinkenden Jäger im Vogelbeerde (Samiel) einen Freykugeln geben zu laſſen, und da dieſer ſich weigert, mit dem alten Teufelsbanner in Verbindung zu treten, beſchließt Caſpar, ſich ſelbſt einen zu holen, um den Königsſchuß zu thun. Dazu ermuthigt er ſich durch folgendes allerliebſt traveſtirte Caſparliedchen:

In der Schule Jammerthal
Giebt es Nichts, als Plack und Qual!
Immer ſoll man lernen!
Doch, was kümmert mich das Viel!
Treibe oft manch tolles Spiel,
Schmiſſe oft mit Kernen!
Eins iſt eins und drey ſind drey!
Drum addirt noch Zweyerley
Zu dem tollen Spaße:
Vogelfang und Fiſcherey,
Und bisweilen Prügeley
Hilft zur blut'gen Naſe!
Ohne dieß Trifolium
Gäb's kein wahres Gaudium,
Gäb' es nichts zu lachen!
Scheer' mich viel um die Cenſur!
Fleißig ſind die Dummen nur:
Ich will Streiche machen!

Die beyden Mädchen, Agathe und ihre Freundin Aennchen, hören S. 53. auch von dem Freykugeln, erklären ſich die Sache aus den Freykugeln des großen Freyſchützen, den Aennchen in der Stadt geſehen hat, ohne in dem Glauben zu wanken, daß das alles dummes Zeug und Alfanzerey ſey. Der Freykugeln iſt eine ſo treffende Parodie des Freykugelweſens, daß er höchſtens einem Frey-Veiſt (bekanntlich eine befiederte Schuſterzwecke, womit man aus dem Blaſerohre ſchießt) zu überbieten ſeyn würde. Max ſtößt nun auf einen frommen Eremiten, dem er ſeine Noth klagt, und ſeinen Wunſch vertraut. Auf Gott zu bauen, räth ihm dieſer, zu ihm zu beten. Er habe den Gegenſtand für zu kleinlich dazu gehalten, ſagt Max, der Eremit bedeutet ihn, auch das Spiel froher Knaben ſey vor dem Herrn des Himmels und der Erde nicht zu klein, um wichtige, heilſame Folgen für ihr Leben daran zu knüpfen; und zum Gebet nimmt er ihn mit ſich in ſeine Klauſe. Caſpar kommt mit ſeinem Freykugeln aus der Wolfsſchlucht, beſchreibt kurz den langen Hexenlärm daſelbſt, hört einen Donnerſchlag aus heitrer Luft, und wundert ſich ein wenig über den Schlag. Da ſchlägt die Dorfuhr zwölf. „So, das hör' ich lieber; das iſt die Tiſchglocke, und die Mutter wird hoffentlich was Gutes aufgetiſcht haben.“ Mit dieſem Geißelſchlage auf die Buckel der Geſpenſter- und Mitternachts-Dramatiker ſchließt der zweyte Akt. Der dritte zeigt uns das Vogelſchießen. Bey'm Schuß auf den Rumpf legt Caſpar, der noch nichts getroffen hat, den Freikugeln auf, und fehlt. „Samiel, du erbärmlicher Schuft!“ ruft er aus, und verſucht nun, den zielenden Max durch Stoßen am Treffen zu hindern. Der Förſter Schützenmeiſter zieht ihn zurück, den „Neidhammel,“ und Max ſchießt den Vogel herunter. Von Caſpar erfahren wir nun weiter nichts, als daß ſein Vater den albernen Jungen, der ſich von einem alten Vogelſteller anführen ließ, erbärmlich bey den Ohren nach Hauſe gezerrt habe; aber des fleißigen, auf Gott vertrauenden Max vernünftige Wünſche gehen in Erfüllung, und das vereinigte Schützen- und Roſenfeſt ſchließt die Handlung. Da der Rec. des großen Freyſchützen in der angez. Nr. des Lit. Bl. gefragt hat: „Könnte denn in dem Brautjungfernliede nicht auch ein zuſammenhängender Sinn ſeyn, der veilchenblauen Seide unbeſchadet?“ ſo leſ' er dagegen hier die artige Traveſtie S. 73, er wird weder Sinn noch Zuſammenhang vermiſſen, ſo wenig als in der des Schlußchors S. 76.

Was gleicht wohl auf Erden der Jugend Vergnügen?
Wo iſt noch das Leben ſo fröhlich, ſo reich?
Wir trinken die Freude mit mächtigen Zügen!
Wir Knaben ſind alle einander noch gleich!
Uns fröhlich zu tummeln iſt unſer Verlangen;
Das ſtärket die Glieder und würzet das Mahl;
Soldaten zu ſpielen und Bälle zu fangen,
Iſt luſtigen Knaben die luſtigſte Wahl!
Jo hoho! Drallara!

Die Sorge der Aeltern, den Weg zu erhellen,
Uns Blumen zu ſtreuen, wird nimmer gefühlt! (?)
Wer hätte nicht ſchon in unendlichen Fällen
Der Aeltern unendliche Liebe gefühlt?

Uns fröhlich zu tummeln iſt ſelbſt ihr Verlangen;
Das ſtärket die Glieder und würzet das Mahl;
Soldaten zu ſpielen und Bälle zu fangen,
Iſt luſtigen Knaben die luſtigſte Wahl!
Jo hoho! Drallara!

Daß die Moral des kleinen Freyſchützen beſſer als die des großen, und auch abgeſehen von dem Moraliſchen, in der Grundidee mehr Klarheit und Verſtand iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Genug, das harmloſe Kinderſtück iſt nicht blos den Kindern, ſondern auch Herrn Kind zu empfehlen, und allen denjenigen, die der Erfolg von Weber's Freyſchützen (der Muſik) in den Elementarbegriffen der dramatiſchen Dichtkunſt irre gemacht hat. Sie ſuchen den Grund des Erfolgs in der Volksthümlichkeit eines verſchollenen Aberglaubens. Sie halten Spukgeſchichten, die in der Romanze von guter Wirkung ſind, für Freyboltzen, um vor dem deutſchen Volke auch ohne Opernmuſik den dramatiſchen Vogel abzuſchießen. Sie legen eine bürger'ſche Eleonore, eine Schön Ella auf den, nicht muſikaliſch beſaiteten Bogen, und Puff! ſchießen ſie daneben. Es geht ihnen ziemlich genau, wie dem Knaben Caſpar: der alte Vogelſteller Samiel (Weber sans comparaison) hat ſie mit dem Freyboltzen angeführt, und Vater Criticus muß für ihre Leichtgläubigkeit ſie abſtrafen.

Das Buch iſt ziemlich nett und correct gedruckt; doch ſollten S. 70. die Worte: mit inniger Bewegung, parentheſirt oder kleiner gedruckt ſeyn, damit der kleinen Agathe nicht begegne, was Rec. einmal auf einem Wandertheater von einem Franz Moor erlebt hat, welcher mit den Worten auftrat: Franz erſcheint im Hintergrunde.

Schul-Literatur.

Hülfsbuch der deutſchen Stylübungen für die Schüler der mittleren und höheren Klaſſen ꝛc. von Ch. F. Falkmann, fürſtl. Lipp. Rath und Lehrer am Gymnaſium zu Detmold. Hannover b. Hahn 1822. XLVI und 546 S. gr. 8.

„Ich wünſche nicht," ſagt der Vf. in der Vorrede S. XXVIII., „daß Jemand den Vortrag des Buches an einzelnen Stellen zu breit oder zu weitläuftig fände." Offen muß Rec. bekennen, daß er ein ſolcher Jemand iſt; ein Jemand, der nicht nur den Vortrag an einzelnen Stellen zu breit und zu weitläuftig findet, ſondern das ganze Buch mit Einſchluß der ganzen Vorrede, die ſelbſt ein kleines Buch iſt. Dieſen Tadel reichhaltig belegen, hieße ſelbſt weitläuftig werden, die vier erſten Sätze der Schrift werden hinreichen.

1. Wenn der Menſch von einer Kraft (einem Vermögen, einer Anlage) wiederholt Gebrauch macht, ſo ſagen wir, daß er ſie übe.

2. Je mehr der Menſch eine Kraft übt, deſto mehr Fertigkeit erhält er in ihrer Anwendung. Eine unbedeutende Kraft wird oft dadurch bis zum Erſtaunen erhöhet und vervollkommnet.

3. Je mehr Kräfte der Menſch bey (?) ſich geübt hat, deſto mehr vermag er, deſto vollkommener iſt er: daher muß er vorſätzlich, planmäßig, alle üben.

4. Eine der wichtigſten Kräfte oder Fähigkeiten, die der Menſch beſitzt, iſt die Sprachfähigkeit, oder die Fähigkeit, ſeine Gedanken durch artikulirte Laute von ſich zu geben.

Wer ſo anfängt, wo will der enden? Und wer ſo verkehrt ausholt, wie will er treffen? Hat denn der Verf. nicht gefühlt, daß er, um vom Allgemeinen auf das Beſondere zu kommen, offenbare Unwahrheiten ſagte? Er hätte nur daran denken dürfen, daß es Kräfte im Menſchen giebt, die durch den wiederholten Gebrauch ſich ſelbſt zerſtören können; ſo würd' er die drey erſten Sätze gewiß weggelaſſen haben. Und von Einer Kraft wenigſtens mußte ihm doch bekannt ſeyn, daß ſie am meiſten vermag, wenn ſie noch gar nicht geübt worden iſt.

Der Zweck des Buches iſt, Anleitung zu Stylübungen zu geben für möglichſt viele Arten von ſchriftlichen Aufſätzen. Wie weit der Verf. darin geht, beweiſet unter andern der Umſtand, daß er S. 110—119. lehrt, aus Pfeffels Gedichte Ibrahim eine Erzählung, und S. 92—98. aus Gellerts Amynt ein Drama zu machen. Das ſind nicht Stylübungen, das ſind Talentübungen, und darin Unterricht zu geben, muß man ſelbſt Talent (Kunſttalent) beſitzen. Dem Verf. aber ſcheint es daran wenigſtens für das Drama zu fehlen, das beweiſen außer der unglücklichen Wahl des Stoffes ſchon die Vorſchläge, die er S. 96. thut, um dem Amynt, der ungeachtet ſeiner drückenden Armuth den für ein falſches Zeugniß ihm gebotenen Lohn ausſchlug, den Lohn ſeiner Redlichkeit zu Hauſe finden zu laſſen. Nach ſeiner Anweiſung ſoll dieſer Lohn gleichſam vom Himmel fallen; nach geſunder Dramaturgie aber müßte er in Cauſalitätsverbindung mit der redlichen Handlung ſtehen, und wenn der V. Talent für das Drama beſäße; ſo müßte er das gefühlt haben, wenn er es auch nie gehört oder geleſen hätte. Gott gnade unſerer ſchönen Literatur, wenn die Schüler ſchon auf den Gymnaſien ſolchen Unterricht in der Fabrikation von Schauſpielen und Erzählungen erhalten! Das kommt wohl ohn' unſer Gebet. Man lehre ſie denken durch Unterricht in der Mathematik; man lehre ſie ihre Mutterſprache richtig, leicht und angenehm gebrauchen (und das kann Herr Falkmann, ſeiner Weitſchweifigkeit, die eigentlich mehr Denkfehler iſt, ungeachtet): dann findet ſich das übrige von ſelbſt.

Eben ſo ungebührlich überſchreitet der V. die Grän-

ten des Schulunterrichts außerhalb der Sphäre der Schöngeisterey. S. 142 — 148. ertheilt er Anweisung zu einem Berichtschreiben, in welchem ein Beamter auf dem Lande vorläufige Meldung thut von einem vorgefallenen Brande, und giebt als Muster einen ausgearbeiteten Beamtenbericht über eine Ueberschwemmung, die in Folge eines Wolkenbruches statt gefunden. „Das Ritterguth Thalheim hat nämlich durch eine, in Folge des gestern im Gebirge unweit Warmbrunn Statt gehabten Wolkenbruchs, eingetretene Ueberschwemmung an verschiedenen Punkten Schaden gelitten.“ Wer wird Schülern, welche sich einen guten Styl anüben sollen, die barbarischen Partizipialhaufen des Beamtenstyls als Muster vorlegen! Der Muster-Beamte erzählt, wie er auf die Meldung des Müllers, daß der Fluß gewaltig anschwelle, sich benommen habe. „Ich eilte sofort mit einigen Knechten nach der Mühle, in deren Nähe uns ein gewaltiges Brausen das immer stärkere Anschwellen des Flusses verkündigte.“ Was kümmert es den Berichtsempfänger (vermuthlich den Eigenthümer von Thalheim), ob sein Beamter das Brausen der Ueberschwemmung gehört? Ref. hat in seinem Leben unzählige solcher albernen Einstreuungen in Geschäftsberichten lesen müssen; aber von dem Kopfe des Berichtserstatters hat er daraus niemals eine vortheilhafte Meinung geschöpft. Ein solches Muster ist ihm noch heute lächerlich. Es war eben auch ein Bericht über eine Wassersnoth, worinnen der Berichtserstatter sorgfältig referirte, daß er auf das Geschrey der Leute in der Ufervorstadt seine Pantoffeln aus und seine Stiefeln angezogen; hierauf beschrieb er ausführlich alle Anordnungen, die er zu Vermeidung der Dieberey an den geretteten Sachen getroffen, und schloß mit der Versicherung, daß er bey'm Auskleiden seine Strümpfe so naß gefunden, als ob sie eben aus der Waschkufe gekommen wären. Der weitläuftige Mann belustigte das Collegium, welchem Ref. den Bericht stückweise vorlas, so, daß ein junger Beysitzer ein Belobungsdekret wegen der polizeylichen Auffalten, jedoch mit der Weisung in Vorschlag brachte, in ähnlichen Fällen die Stiefeln tüchtig mit Fischthran einzuschmieren. Der Vorschlag wurde natürlich verworfen, man wollte den guten Alten nicht verspotten; aber wenn Schüler dergleichen Berichte zur Uebung entwerfen, so möchte ein gutmüthiger Spott gar wohl am Platze seyn.

Wir wollen unseren Verf. aus Rücksicht auf seinen löblichen Zweck damit verschonen; müssen ihn aber erinnern, daß auch diejenigen Bücher, welche man Eselsbrücken zu nennen pflegt, keine Ausnahme von der Baurregel machen: Je kürzer die Brücke, desto sicherer. S. XXIV. sezt er die Idee eines „rhetorischen Wörterbuches“ auseinander, welches er sich zu der Rhetorik in dasselbe Verhältniß denkt, wie etwa die gewöhnlichen Wörterbücher der deutschen Sprache zu der Grammatik oder (setzen wir erläuternd hinzu) wie der gradus ad parnassum zur Poesie. Es ist der Grundriß zu einer Brücke, deren Länge der vor einigen Jahren begonnenen encyclopädischen von Halle wenig nachgeben würde. Man höre nur:

„Es enthielte eine Uebersicht, wie bis dahin in einer gewissen Sprache die wichtigsten Gegenstände der Menschheit sowohl Körper als Ideen dargestellt worden sind, oder welche Hauptwörter, Beywörter, Zeitwörter (denn diese drey kämen hier vorzüglich in Betracht), welche Bilder, welche Vergleichungen die vorzüglichsten Schriftsteller dazu angewandt haben. Vom „Meere“ fände man z. B. die Haupterscheinungen, die es darbietet, nebst den Hauptbeywörtern, die man leztern oder jenem zugesellt, erwähnt; von den Flüssen, den Bergen, den Bäumen dasselbe. Vor Allem müßte diese Uebersicht aber raisonnirend (wenn auch nicht kritisirend) und höchst geordnet seyn; die einzelnen Ausdrücke müßten nach den verschiedenen Hauptbeziehungen, z. B. der geringern oder größern Bestimmtheit, Bildlichkeit, Würde ꝛc. zusammengestellt, der Uebergang der einen Ausdrucksform zur andern bemerklich gemacht, und, wo möglich, selbst die komischen, die wunderlichen, die verkehrten Bezeichnungen nicht vergessen werden. Das höchste Interesse würde endlich das Werk erhalten, wenn darin auf die Sprachen sämmtlicher gebildeten Völker der Erde Rücksicht genommen, und also auf wenigen Seiten die Art erblickt würde, wie sich ein Gegenstand im Gemüthe der Menschheit abgespiegelt hat. Es würde freylich schwer seyn, hier Prosa und Poesie scharf zu trennen, jedoch käme gar Viel auf den Hauptgesichtspunkt an. Vielleicht verhindert mich die Kürze, meine Idee deutlicher auszusprechen; aber ich dächte, ein solches Werk müßte, gehörig ausgeführt, ein wundersames Licht über alle „Darstellung“ verbreiten, Gelegenheit geben zu den allerinteressantesten Bemerkungen, und vor Allem einen sichern Maaßstab darbieten, den Reichthum oder den Geist zweyer Sprachen mit einander zu vergleichen. Indessen gestehe ich gern, daß die Ausführung einen Aufwand von Geisteskraft, Zeit und Mühe erfordere, dessen ein Einzelner kaum fähig ist.“

Das ist ein Glück; die Brücke wird ungebaut bleiben, und es wird für die Halbkultur und die Talentlosigkeit einen Weg weniger geben, in das Gebiet der schönen Künste einzudringen.

Uebrigens wollen wir nicht in Abrede stellen, daß dieses Hülfsbuch, unter Anleitung geschickter Lehrer, auf Schulen Nutzen stiften kann. Der Druck ist reinlich und bequem, auch ziemlich correct bis auf die Stelle S. 531, wo die ersten Wörter der 4ten Zeile an das Ende derselben gehören. Ein doppeltes Register erleichtert den Gebrauch des Buchs und verbessert so gut als möglich den Mangel aller systematischen Anordnung.

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. August 1823.

Gewerbkunde.

Beantwortung und Widerlegung der von Herrn Professor Christoph Bernoulli im Druck und zu öffentlichem Verkauf herausgegebenen Schrift: Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie, mit besonderer Hinsicht auf Basel, von Joh. Jakob Vest, Notar und Bürger zu Basel. Basel in der Schweighauserschen Buchhandlung. 1823. 147 S. 8.

Bey der Anzeige der gründlichen Schrift, wodurch der Professor Bernoulli in Basel den nachtheiligen Einfluß eines engherzigen Handwerkszwanges auf den Wohlstand seiner Vaterstadt einleuchtend darstellt, hatten wir bereits auch (Lit. Blatt, 1823, Nr. 5.) der Klage gedacht, welche ein Mitglied des souverainen Rathes von Basel, dieser Behörde gegen die Schrift einreichte, um ein Verbot derselben auszuwirken, worüber die einsichtsvolle Versammlung zur Tagesordnung schritt, indem die Kanzleysprache ihres Protocolls sich ausdrückt: „Ist dieser Anzug dahingestellt." Sein Urheber aber, der Notar Vest, appellirt nun vom souverainen Rath an das Publikum, von den Stellvertretern des Volks an das Volk selbst, von den Verständigen an die Menge.

Die sachwalterische Denkschrift gegen den Hrn. Professor Bernoulli übergab er in Handschrift seinen Committenten, dem Handwerksstande, und dieser säumte nicht darüber ein Expertenzeugniß auszustellen und die Anordnung ihres Drucks zu beschließen; beyde Urkunden sind der Schrift des Hrn. Vest angehängt, und sie lassen sich unter anderm also vernehmen: „Die Antwort und Widerlegung zeigt in allen Theilen deutlich und klar, wie nachtheilig eine Gewerbsfreyheit für Basel, und sonderheitlich für dessen gewerbtreibende Mittelklasse seyn würde; es bleibt dem Handwerksmann nichts mehr darüber zu sagen übrig, als es mit dem Wunsche zu begleiten, daß es beytragen möge den Gemeingeist unsrer lieben Vaterstadt zu befördern und gegenseitiges Wohlwollen in allen Ständen zu begründen, als wodurch hauptsächlich und mehr als durch die angepriesene Industrie Basels Wohlstand und Ruhe erhalten werden kann. Mögen dann immer unsere Schlosser noch wie vor Jahrhunderten sich des Hammers, der Feilen und des Amboses bedienen; bedienen sich ja doch auch die Herrn Professoren der Gegenwart, wie jene der Vorwelt, noch der lieben Gänsekiele. Das Manuscript der Antwort und Widerlegung, welches der Herr Verfasser zu unsern Handen (dem Handwerksstand) gefälligst übergab, übergeben Wir hiemit dem Druck zur öffentlichen Kunde."

Des Buches Geist und Schreibart sind dieses darüber ausgestellten Zeugnisses völlig werth, und von Ordnung ist dann vollends so gar keine Spur darin zu finden, daß es ganz auf eines heraus kommt, ob man seine Abschnitte von hinten oder von vorn herein zu lesen anfängt. Etliche kleinere Stellen mögen zur Probe dienen. „Wolle der Himmel (ruft Hr. Vest bald anfangs aus) den Industrie-, Fabrik- und Maschinengeist, für Basel in Gnaden abwenden! Wir können aber auch nach der gesunden Vernunft beweisen und behaupten, daß die Industrie nicht den Fabriken ihr Entstehen zu verdanken hat (da er doch beyde zusammen verwünscht, so sollte man denken, ihm wäre an der Berichtigung ihrer Herkunft wenig gelegen), sondern dem Handwerks- und Gewerbsmann und dem Künstler selbst, die, wenn ihnen die Nachmachung und das Geheimniß abgelockt worden sind, oft mit dem größten Undank, ja sogar mit ihrem Untergang bezahlt werden. Daher sollten diese sich wohl hüten, zu keinen Zeiten ihre Kunstgeheimnisse an eine Fabrike zu verkaufen, sondern entweder in ihren eignen Werkstätten oder in Gemeinschaft kleiner Werkstätten sie in Ausübung zu setzen: was dann für sie den überwiegenden Nutzen hätte, daß sie den Gewinn in eigenen Sack stecken und nicht andere sich damit bereichern ließen."

Diesem ersten verständigen Rathe für Herstellung des Wohlstands der Bürgerschaft von Basel, dem nach jeder Handwerker seine Geheimnisse für sich bewahren soll, reiht sich ein zweyter an, dem nach man die Gewerbsleute von Basel wegweisen und statt ihrer Neu-

tiers anziehen soll. Das Leztere wird leicht seyn, wenn man die Einladungen so fein macht, wie Hr. Vest bereits es in eignem Namen zu thun angefangen hat. „Es wäre (sagt er S. 19.) besonders für Basel bey dem Uebersatz der Handwerker zu wünschen, daß viele Rentiers oder Kapitalisten, wie wir sie hier nennen, sich um die Ehre bewürben, das Bürgerrecht von Basel zu erkaufen, oder sich in der Stadt anzusiedeln, wenn sie auch gleichwohl im Ausland ihre Gelder angelegt hätten, und kaum den vierten Theil ihrer Zinsen verzehrten, dagegen aber nur soviel von ihren Einkünften ausgeben, als sie für karglosen Lebens- und Verpflegungsbedarf und für ihr Vergnügen auszugeben nöthig haben: denn mehr darf man ja von ihnen nicht fordern." Wer hätte dem Handwerksstande von Basel so großmüthige Gesinnungen zugetraut, daß er nicht mehr forderte, und welcher reiche Rentierer sollte sich einer solchen Einladung nicht freuen?

Der Professor Bernoulli hatte berechnet, wie sehr die Milch durch die Taren vertheuert wird, und wie viel wohlfeiler sie ohne diese beschränkte Concurrenz wäre. Man kann nicht naiver antworten als Herr Vest, der Sachwalter der Taren, thut. „Es hat hierbey (sagt er) der Herr Professor weder bedacht noch überlegt, daß auch gerade darum eine Milchtare aufgestellt seyn muß, damit der Werth der Güter und selbst der Landbau aufrecht und in seiner Thätigkeit erhalten wird. Wäre der Herr Bernoulli ein Güterbesitzer, so würde er sicher hierüber eine andere Saite aufgezogen, und mit klaren Augen eingesehen haben, daß blos durch den Bestand dieser Taren, die Güter gehörig bebaut und der Lehenherr doch auch einen mit dem Kapitalwerth seines Guts etwas verhältnißmäßigen Zins beziehen kann, den er sonst nicht beziehen könnte, weil alle Lehnleute, bey einer deshalb zugelassenen Willkürlichkeit, sich selbst unter einander zu Grunde richten würden."

Die Summe alles dessen aber, worauf Basel's Wohlstand für alle Zukunft gegründet werden mag, wird (S. 41) in folgendem Satze ausgesprochen „Für den jungen Menschen, der sich einem Berufe widmen will, geziemt sich weiter nichts, als fertig lesen, geläufig schreiben, richtig rechnen und französisch sprechen und allenfalls zeichnen zu können, und wenn er nebenbey auch so weit in der Geographie unterrichtet würde, daß er weiß, unter welchem Himmelsstrich die bekanntesten Länder u. s. w. liegen, so mag es noch mitgehen; besonders und hauptsächlich aber, daß er einen treuen und gewissenhaften Unterricht in der Religion genieße, worauf Eltern und Vormünder die größte Sorgfalt und Achtsamkeit verwenden sollten." Wenn die Universität Basel sich nicht beeilt, ihrem Mitbürger das Doctorat der Philosophie darzubringen und genehm zu machen, so steht zu erwarten, daß er sie nächstens mit den Gewerbsleuten wegweisen und gegen einen Schock Rentiers vertauschen wird.

Unterhaltungs-Literatur.

Calthorpe oder gesunkenes Glück, ein Roman. Frey nach dem Englischen des Verf. der Lollharden von Georg Lotz. Leipzig. Kollmann. Erster Thl. 246 S. Zweyter Th. 254 S. 8.

Mit diesem Romane hat der Verf. und Uebersetzer eine Schüssel auf die Tafel gesezt, woran das leselustige Publikum seinen immer regen Appetit zu stillen pflegt, welche gewiß den meisten Gästen recht sehr munden wird, denn sie enthält alle Ingredienzen, die der Lesehunger liebt, und auf eine Art gemischt und verarbeitet, welche das Ganze nur noch pikanter machen muß. Mannichfache, bunt in einander verschlungene Begebenheiten, geheimnißvolle Erfahrungen, Verbrechen, Unglück und Elend verbunden mit öfterer Abwechselung des Schauplatzes — die Geschichte spielt nämlich in England, Amerika, selbst in der Gegend von Leipzig nahe an dem grimmaischen Thore während der Vorbereitungen zu der großen Völkerschlacht im Jahre 1813. — Charaktere, welche bald anziehen bald abstoßen, genug das Meiste von dem, was Unterhaltung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu gewähren vermag. Allein, wie sieht es denn mit den Entdeckungen aus, die der Verf. in dem auch dem hellesten Blicke immer, wenigstens zum Theil, unbekannt bleibenden Lande macht, das man mit der Hand bedecken kann, dem menschlichen Herzen? Nun, wenn er auch hier gerade nicht Entdeckungen macht, so deckt er doch manche Gegend dieses Landes auf, die den Blick des Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist, wohl zu fesseln vermag; auch weiß er sie immer in einem solchen Lichte zu zeigen, daß selbst bekannte Gegenstände auf eine anziehende Weise hervortreten. Kurz die ganze Komposition zeugt von Menschenkenntniß, und der Kunst, das dem Herzen näher zu bringen, was seine Saiten harmonisch zu berühren geeignet ist. Die Darstellung ist nicht ohne Leben, der Styl hat Anmuth und Leichtigkeit. Wie viel davon auf Rechnung des Uebers. zu schreiben, läßt sich nicht bestimmen, da meistens bey solchen Producten es nicht darauf ankommt, alle feineren Schattirungen zu erhalten und wieder zu geben, sondern die Bearbeiter sich die Freyheit nehmen, Vieles auf ihre Weise zu gestalten oder zu behandeln.

Das Aeußere ist empfehlenswerth.

T. r.

Dramatische Dichtkunst.

Dramatische Spiele von Pius Alexander Wolff. Erster Band. Pflicht um Pflicht. Preziosa. Cäsario. Adele von Budoy. Berlin b. Duncker und Humblot. 1823. 343 S. 8.

Schauspieler schreiben gewöhnlich die Theaterstücke, wie sie dieselben zu spielen pflegen: unbekümmert um ein poetisches Ganzbild, um Grundidee, Anlage der Fabel, Leitung der Handlung, Gestaltung und Gruppirung der Charaktere und überhaupt um dramaturgische Haltung, arbeiten sie auf eine Rolle hin (oder allenfalls auf ein Paar, für sich und die liebe Frau), und statten diese mit frappanten Zügen, mit Schlag-Momenten aus, von denen sie aus Erfahrung wissen, daß sie die Gründlinge des Parterres zum Händellatschen aufzuregen pflegen.

Herr W., als sein kleines Drama Pflicht um Pflicht zuerst in Müllner's Almanach erschien, begründete die Vermuthung, daß er eine Ausnahme von der Regel machen wolle. Obschon die Handlung dieses Stücks, innerer Kampf zwischen orientalisch-sinnlicher Liebe und inniger Männerfreundschaft, nicht von großem dramatischen Gewicht' ist, zumal da beyde Liebenden ohne Gegenliebe glühen, und folglich ihre Entsagung bey allem moralischen Werthe dramatisch leer ist; so sind doch die Charaktere und die Situationen sehr glücklich gezeichnet; die Treue der Liebe auf der einen, und die Treue der Freundschaft auf der anderen Seite, jene von der milden Sonne des Occidents, diese von dem feurigen Titan des Orients beleuchtet, stehen einander anziehend gegen über; die ruhige und sichere Tugend, und die mit dem wilden Naturtriebe kräftig ringende, machen einen feingedachten Contrast, und der edle Sinn aller Handelnden (der Jude handelt nur im kaufmännischen, nicht im dramaturgischen Sinne) löset den leicht geschürzten Knoten auf ungesuchte und moralisch befriedigende Weise. Die Sprache ist dichterisch, durchaus correct, und die Reminiscenzen (besonders aus Göthe) stören wenig, weil sie nicht abstechen gegen das, was dem Dichter eigenthümlich anzugehören scheint.

Ganz anders, weit weniger künstlerisch und viel handwerksmäßiger ist Preciosa gearbeitet. Alles beruht hier auf dieser einzigen Rolle, sie ist ein Paradepferd für die erste Liebhaberin der Truppe, und ihr Heil beruht wesentlich auf Bestechung der Sinne durch Declamation, Gesang und Tanz. Das Zigeunermädchen tritt auf, wie eine Gastspielerin, der ein unbändiger Ruf vorangeht, und die, von lauter unbedeutenden und langweiligen, albernen oder häßlichen Figuren umgeben, nur halbweg ihr Handwerk zu verstehen braucht, um denselben zu rechtfertigen bey dem schaulustigen großen Haufen. Trotz der interessanten Situation eines geraubten Kindes von edlen Anlagen, die selbst die Erziehung unter einer Zigeunerhorde nicht an ihrer Entwickelung hindern konnte, spricht sie das Gemüth nicht an, und ihre, mit den ganz gewöhnlichen plumpen Zügen der Theatermalerey dargestellte Agnition und Wiedererhebung zu den Rechten ihrer Geburt, gewährt statt alles echt dramatischen Genusses nur ein theatralisches Schlußspektakel. Der V. hat sie mit so viel Schmelz behangen und mit soviel Theaterlichtern umgeben, daß selbst die Fackel des Liebesgottes, welche unser Gemüth zum Antheil erwärmen möchte, nur wie eine gemalte Flamme sich ausnimmt. Die Sprache ist ungleich, und die poetischen Farben, welche den auf der deutschen Bühne neuerdings versuchten spanischen Stücken abgeborgt sind, stechen störend ab gegen den übrigen Maueranstrich eines handwerksmäßig geführten Pinsels. Das Stück ist mit einem Worte, Theaterwaare. Auf den Bretern gilt sie ihr Geld; aber die Literatur wird sie — zu den übrigen legen müssen. Schad' um den Stoff der zum Grunde liegenden, bekannten spanischen Novelle, der sich zur dramatischen Behandlung gar wohl eignet, wenn der Bearbeiter sich darauf versteht, die psychologischen und moralischen Triebfedern gehörig spielen zu lassen.

Cäsario ist ein durchaus prosaisch gedachtes, und eben so ausgeführtes Verkleidungs- und Intriguenstück. Alles ist mit der Art, ohne Hobel gearbeitet, und eine einzige lächerliche Situation sammt den possenhaften Anstalten zu einem Zweykampfe sind es unstreitig, was dieses abgeschmackte Product seit 6 — 8 Jahren auf der deutschen Bühne erhalten haben mag.

Adele von Budoy endlich ist das tragische Ende einer durch Unglück und Verbrechen wahnsinnig gewordenen Frau, in einem einaktigen Singspiele dargestellt. Den Stoff hat, wie der V. sagt, das Morgenblatt als eine wahre Begebenheit geliefert, und das Singspiel ist für eine berühmte deutsche Sängerin geschrieben, welche wir, wenn Kreuzers Composition nicht poetischer ist, als der Text, um diese Gabe nicht beneiden.

Herr W. scheint sonach von der erfreulichen Ausnahme, womit er begann, in die Eingangserwähnte unerfreuliche Regel zurück gefallen zu seyn. Wir befürchten, es fehlt ihm die Kraft der Phantasie und des Gemüthes zu beyden, und eine leidige Mosaik aus Erinnerungen von dem, was er als Einzelheit vom Theater herab hat wirken gesehen, scheint uns die natürliche Schranke seines Berufs zum dramatischen Schriftsteller. Das Buch ist einfach, aber fein und geschmackvoll costumirt.

Dichtkunst.

Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller dédiés au Roi Frédéric-Guillaume III par C. Bonafont. Halle chez Eduard Anton, 1823. 19 pag. 8.

Fünf Gedichte von Schiller: das Mädchen aus der Fremde, die Theilung der Erde, das Geheimniß, die Begegnung, und Würde der Frauen, sind hier à la française zugerichtet. Das erste ist eine ziemlich treue wohllautende Uebersetzung.

Dans un riant vallon, chez de pauvres bergers
Chaque nouveau printems avec l'hilomèle etc.

Der zweyte Vers hat eine Sylbe zu wenig, und läßt fast vermuthen, daß der V. ein Gascogner sey, gewohnt das Wort avec wie das veraltete und nur im style Marotique brauchbare avecque auszusprechen. Die Verse:

Doch schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

sind übersezt:

Et jamais à leurs yeux sa fuite sans détour
Ne décolait les pas, qui l'avait enlevée.

Daran erkennen wir den gebornen Franzosen, der seine Muttersprache nach dem Ohre schreibt, welchem avaient und avait einerley klingen. Wir würden einen Druckfehler annehmen, wenn der böse singularis pro plurali nicht S. 15. wiederkehrte:

Dégagé des liens qui l'avait enchainé.

Die Theilung der Erde giebt Herr B. doppelt zum Besten. Zuerst in einer geschwänzten Nachbildung und dann in einer verschnittenen. Schiller schließt bekanntlich sein Gedicht einfach und überraschend:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Herr B. läßt den Zevs sagen:

Accepte dès ce jour, en dédommagement,
Un libre accès dans ma cour (!) immortelle,

und dann erbaulich weiter reden, wie folgt:

Ainsi toutes les fois qu' avec ravissement
Tu viendras écouter la divine harmonie,
Qui part du sanctuaire où regnent nos concerts;
A ton zèle immortel les cieux seront ouverts;
Et te plaçant moi-même aux côtés d'Uranie
Dans nos banquets délicieux,
Tu boiras à longs traits la céleste ambroisie,
Et tu pourras prétendre au rang sacré des Dieux.

Hätte Schiller nicht auch auf diesen glücklichen Einfall kommen? und den Jupiter fortfahren lassen können:

So oft du also kommen willst zu hören
Entzückten Ohrs die trefflichen Concerts,
Wie sie erschallen in der Götter Sphren;
Tritt frey herein nur, keine Wache wehrt's.

Ja will dich an Uraniens Seite setzen
Bey unserm leckerhaften Freudenmahl;
Da trinkst du Götterbrot (tu boiras la céleste ambroisie), kannst dich dran letzen,
Wirst mitgezählt selbst zu der Götter Zahl.

Im Anfange des Gedichts hat Herr B. sowohl den Junker als den Abt weggelassen, vermuthlich um weder dem Adel noch der Geistlichkeit zu nahe zu treten; was ihn aber abgehalten haben mag, den Poeten, der Ambrosia zu trinken bekommt, nicht auch Nectar zu essen zu geben, das können wir uns nicht enträthseln.

Hierauf folgt nun „autre imitation de la même poésie," in eilf Zeilen. Jupiter wies den Talenten unter den Menschen ihren Rang an, die Poesie blieb in einer Ecke (étoit demeurée en un coin) und wurde vergessen. Als Jupiter — Jupin heißt er hier (marotiquement doch wohl, da der Name wie ein neugeschmiedetes Diminutivum von jupe — Unterrock — klingt?) — Als Jupiter es bemerkt, sagt er: Bleibe bey mir, du sollst meine Gefährtin seyn, und den Werth des Olymps steigern, wo du stets wohl aufgenommen werden sollst. Darauf möchte die Poesie, zum Theil mit Herrn B's. eignen Worten ergegnen:

Mais oui, Jupin a pris le soin
De m'assigner mon rang, et je l'en remercie,
Vous cependant, Monsieur, avez la poésie
Laisse où elle étoit: au coin.

Im folgenden Gedichte: le secret, kriecht sie aus dem Winkel wieder hervor, die Uebersetzung ist über alle Erwartung gelungen. Hier die lezte Strophe:

C'est en secret que le plaisir s'avance,
Il marche seul, entouré de la nuit;
Que le soupçon le suive ou le dévance,
Dès lors soudain il s'échappe et s'enfuit.
O frais ruisseau, source limpide et pure!
Forme un torrent menaçant, furieux,
Qui, repoussant la cruelle imposture,
Ferme à jamais l'enceinte de ces lieux.

In der Begegnung hingegen begegnen wir einem tüchtigen Bocke. Schillers Worte:

Die Seele war's, die Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jezt auf einmal brach.

werden so übersezt:

Plein de vagues désirs, mon cœur comme égaré
Soudain brisa les fers d'une longue apathie.

Apathie heißt indolence, insensibilité pour toute sorte de choses, und davon spricht Schiller hier nicht.

Im lezten Gedichte hat der Verf. die lezte Strophe des Originals ganz weggelassen; sie ist aber unentbehrlich, nicht der Tadel der Männer, sondern das Lob der Frauen muß den Wechselgesang schließen.

S. 10. nimmt Herr B. sich die Freyheit, den Olymp (l'olympe), um auf industrie ihn zu reimen, l'Olympie zu nennen, eine Reimindustrie, die mehrmals wiederkehrt. Das dünne Büchlein ist sehr splendid gedruckt, und sowohl das voranstehende: au Roi, als das Schlußgedicht an die Dankbarkeit, geben zu erkennen, daß es geschrieben ist, dem Könige von Preußen für die Huld der Aufnahme in seinen Staaten Dank zu sagen. In dieser Beziehung ist die Wahl des Stoffes glücklich: einem deutschen Könige kann der Ausländer nicht seiner huldigen, als wenn er ihm zeigt, daß er die Könige der deutschen Literatur zu ehren weiß.

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. August 1823.

Dichtkunst.

Gedichte von J. C. Stosberg. Aachen 1823. (Selbstverlag) 188 S. 8.

Belehrende Winke will der Verf. mit Dank aufnehmen und gerne befolgen; hämische Kritiken aber mit Stillschweigen übergehen, und von der günstigen Aufnahme dieser Auswahl soll es abhangen, ob er einen zweyten Theil und drey fertig liegende Schauspiele folgen lasse. Es wäre sonach eine Art von Unglück, wenn diese Auswahl keine günstige Aufnahme fände; aber wir rufen dem Verf. mit seinen eignen Worten (pag. 181.) zu:

Mag dir Unglück auch bedroh'n,
Zage nicht, du Göttersohn,
Gehe furchtlos weiter!

womit wir zugleich den belehrenden Wink verbinden, daß dir der Dativ ist, bedrohen aber den Accusativ regiert, welcher dich heißt. Der Druck wimmelt von Böcken, die am Schlusse auf zwey Seiten verzeichnet sind.

Liederspiele von Justus Breithaupt. Braunschweig bey Lucius 1823. 48 S. 8.

Ein junges Vögelein aus dem Neste probirt seine Flügel, ist aber vorsichtig genug, sich nicht gleich in die hohe Luft zu wagen, sondern schaukelt sich vor der Hand nur auf den Aesten des Nestbaumes und schwingt sich ziemlich leicht und angenehm von einem auf den andern. Wir wünschen Wachsthum und Gedeihen.

Rechtswissenschaft.

I. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen C. F. Griesinger von Dr. Karl Ernst Schmid. Jena b. Frommann 1823. 168 S. 8.

II. Schriftstellerey, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beym Bundestage. Vom Prof. Krug in Leipzig. Lpz. b. Brockhaus. 1823. 123 S. 8.

Beyde Schriften stehen in nahem Bezuge mit den jüngsten Verhandlungen des Hohen Bundestages über die auf den Titeln genannten Gegenstände, obwohl Dr. Schmid diese Verhandlungen nur beyläufig erwähnt, und seine Waffen hauptsächlich gegen einen einzelnen advocatum diaboli richtet; während Krug die Sache umkehrt, das jüngste Bundestags-Votum von allen Seiten beleuchtet, und den Nachdrucksadvokaten blos im Anhange widerlegt. Schmid geht tiefer ein in die Geschichte des Streitgegenstandes und in die Elemente des Rechts. Krug ist populärer, obschon er seinen Stoff mit mehr wissenschaftlicher Methode behandelt. Beyde übertreffen die Vertheidigung des schriftstellerischen Erwerbsrechtes von einem Ungenannten im literar. Conversationsblatte vom Mai 1823., die ohne alle Methode geschrieben ist, ihren Gegenstand durch Casuistik verdunkelt, und den Leser durch eine widrige, anzügliche Höflichkeit gegen ihren vornehmen Widerpart verwundet. In der Hauptsache haben alle drey Verfasser unserer Ueberzeugung nach Recht. Hier sind in nuce die Gründe unserer Ueberzeugung.

Der Schriftsteller, welcher mit Anwendung seiner Geisteskräfte ein Buch als Manuscript producirt, ist unstreitig dessen Eigenthümer, und niemand hat noch sein Recht bezweifelt, mit diesem seinem Eigenthume Geld oder Geldeswerth zu erwerben. Nun giebt es dermalen zur Ausübung dieses Rechts nur einen, allgemein practicablen Weg: den Verlag, i. e. die Vervielfältigung durch den Druck, und den Handel mit den Exemplaren. Denkt man sich die Nachdruckerey nicht nur als unbedingt erlaubt, sondern auch als ein allgemein im Schwange gehendes Gewerbe; so ist dieser Erwerbsweg so gut als verschlossen. Der Schriftsteller kann als Selbstverleger nichts mit seinem Manuscripte erwerben; denn er kann nicht Preis halten mit der Nachdruckerey, die das nämliche Geisteswerk materiell herstellt, ohne den nämlichen geistigen Fleiß, die nämliche Zeit darauf zu verwenden. Will er Preis halten mit der Nachdruckerey, so kann er auf dem Wege des Selbstverlags keinen Ersatz für den Aufwand an Kraft und an Zeit hoffen, d. h. er kann, mit diesem Aufwande, auf diesem Wege

nichts erwerben an Geld oder Geldeswerth, an dem, was in den Rechten Vermögen genannt wird. Er kann es aber auch nicht durch Verlagscontract, mit einem Andern: denn dem Begriffe dieses Contractes liegt der Gedanke zum Grunde, daß der höflich sogenannte Ehrenfold dem Schriftsteller seinen Aufwand an Kraft und Zeit bezahle. Dadurch tritt der Verleger in des Schriftstellers Verhältniß zum Handel: zahlt er Ehrensold, so kann er nicht Preis halten mit dem Nachdruckereygewerbe, welches keinen zahlt; und will er Preis halten, so kann er keinen zahlen, der Schriftsteller keinen bekommen, es wäre denn etwa eine unbedeutende Kleinigkeit, die sich für den Vortheil des Etrennirens, des Erstgebrauchs geben ließe. Kurz, wie der allgemeine Gebrauch des Druckes bereits wirklich denjenigen Erwerb abgeschnitten hat, welcher vor dieser Erfindung mit dem Abschreiben von Büchern zu machen war — auch für den Autor oder für den Besitzer der Urschrift, durch Verstattung des Collationirens —; so hebt die Nachdruckerey, als allgemeines und freyes Gewerbe gedacht, auch denjenigen Erwerb auf, den der Schriftsteller durch den Druck machen könnte. Verlag und Nachdruckerey verhalten sich ungefähr — ungefähr sagen wir — wie Handfabrik und Maschinenfabrik. A. fabricirt Knöpfe durch Arbeit menschlicher Hände. Sobald eine Maschine erfunden und wohlfeil genug herzustellen ist, die, zumal in kürzerer Zeit, die nämliche Art von Knöpfen genau eben so gut hervorbringt; so muß A. aufhören, Knöpfe zu machen, oder er muß sich dieselbe Maschine anschaffen, womit B, C, D, u. s. f. Knöpfe fabriciren. Der Schriftsteller aber kann das nicht; es giebt keine Maschine, womit Geisteswerke hervorgebracht werden können. Die Presse kann sie nur materiell nachmachen. Wird eine solche — wird z. B. ein Clavier erfunden, welches selbst componirt, eine Feder, oder gar eine Presse, welche ganz allein dichtet, philosophirt, Geschichte schreibt u. ff.; dann freylich muß der Tonsetzer, muß der Schriftsteller auf allen Erwerb mit seiner geistigen Menschenarbeit Verzicht leisten. Aber bis dahin scheint es, muß ihm jener einzige, allgemein practicable Erwerbsweg offen gelassen werden, d. h. der Staat darf das Gewerbe der Nachdruckerey nicht gestatten, welches ihm diesen Erwerbsweg verschließt.

Aber das will man ja nicht! Man will nur den Gebrauch dieses Weges der Zeit nach beschränken: sechs Jahre lang soll er offen, dann aber in alle Ewigkeit (für ein gegebenes Geisterwerk 1) verschlossen seyn. Wenn man, das Man par préférence, das allmächtige Man des Staates, etwas will; so ist das übrige, ohnmächtige, individuelle Man seit Jahrtausenden schon daran gewöhnt, nicht viel darnach fragen zu dürfen, wo der Staat das Recht dazu bernimmt. Aber warum der Staat es will, darnach darf man ja wohl fragen.

Er will, daß die Bücher, die gedruckten, wohlfeiler werden, ohne das bedenkliche, schwierige, fast unausführbare Mittel einer Taxe. Nun fürwahr, da ist er auf ein höchst wunderliches Mittel verfallen, welches in 100 Fällen gegen Einen menschlicher Wahrscheinlichkeit nach das Gegentheil bewirken muß, und ad absurdum führt. Theilen wir alle denkbaren Bücher, die erscheinen können, in zwey Classen ein; in solche, von denen der Staat vernünftiger Weise wollen kann, daß sie in den ersten 6 Jahren nach ihrer Erscheinung recht wohlfeil zu haben seyn; und solche, von denen er das erst für die Zeit nach dem 6ten Jahre ihre Erscheinung wollen kann. Dem einen wie dem anderen Willen kann nur die Voraussetzung zum Grunde liegen, daß, je nach Beschaffenheit des Buches, das Publikum dasselbe vor oder nach dem termino fatali eifrig suche, weil es dasselbe braucht, sey es zum Nutzen oder zum Vergnügen: denn bey Büchern, welche gar nicht eifrig gesucht werden, weil man sie nicht braucht, fällt der Nachdruck wohl von selbst weg. In Bezug auf die erste Classe aber ist jenes Mittel zweckdienig: ist der Verleger in den ersten 6 Jahren sicher, wirklich sicher vor Nachdruck; wie könnte ihn der Nachdruck hindern, diese 6 Jahre eben durch den möglich-höchsten Preis des eifrig gesuchten Buches zu nutzen? In Hinsicht der zweyten Classe aber gewährt jenes Mittel den Verlegern gar keinen Vortheil; sie verlieren den Erwerb genau für die Zeit, in welcher er voraussetzlich statt hat. Was den Nachdruck beschränken zu wollen scheint, begünstiget ihn, und ihn allein.

Nimmt man nun hierzu noch, daß die Nachdruckerey von allen rechtlichen und sittlichen Menschen, welche dieselbe kennen, allgemein für ein schändliches Gewerbe gehalten wird; wo wäre da wohl in der gesunden Staatskunst das haltbare Warum, das Schändliche nach Ablauf einer sechsjährigen Frist von dem Eintritte seiner Möglichkeit an gesetzlich zu autorisiren? Wenn der Staat überhaupt das Schändliche zuläßt, vielleicht gar begünstiget; so kann ihn nichts rechtfertigen, als die Noth, die unumgängliche Wahl zwischen einem größeren und einem kleineren Uebel. So duldet er B....le, um die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes minder zerstörend zu machen. So verpachtet er das Hazardspiel, um es unter seine Aufsicht zu stellen, und das heimliche, viel gefährlichere Hazardspiel zu verdrängen. Aber wie lassen diese Fälle mit dem vorliegenden sich vergleichen? Sind theure Bücher ein Uebel, welches groß genug wäre, um ein unmoralisches und schändliches Gewerbe dagegen loszulassen? Ein Gewerbe, welches den schriftstellerischen Gebrauch der Zeit und Geisteskraft auf ein Nichts oder auf ein Blutwenig des bürgerlichen Er-

werbes reducirt? Ein Gewerbe, welches, nach dem termino fatali allgemein erlaubt, selbst den Buchhandel zu einem bello omnium contra omnes machen würde?

Auf diese Resultate führen die Betrachtungen beyder obgenannten Schriftsteller, obschon auf verschiedenen Wegen. Beyde drücken mehr oder minder deutlich die Besorgniß aus, daß der Hohe Bundestag durch die Scheingründe der Teufelsadvokaten irre geleitet werden könnte. Diese Besorgniß theilen wir nicht. Es giebt bereits Gesetzgebungen in Deutschland, Gesetzgebungen großer und mächtiger Staaten, welche die Nachdruckerey verdammt haben. Ihre Völker sind stolz auf dieses legislatorische Zeichen ihrer Civilisation, ihres Gleichranges mit den benachbarten großen Nationen. Werden diese Staaten sich zu einem Rückschritte verstehen um einiger kleinerer willen? Werden sie nicht vielmehr alle gegentheiligen Vorschläge mit dem Einwande abweisen, daß die Bundesacte die Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck einmal anerkannt habe? Daß nur von ihrer Sicherstellung noch die Rede seyn könne? Und daß mithin diejenigen Gesetzgebungen, welche sie noch nicht in demselben Umfange anerkannt haben, entweder sich ihren Einrichtungen anschließen, oder doch wenigstens Verzicht darauf leisten müßten, durch ein Bundesgesetz ihren, für die Rechte der Schriftsteller und Verleger günstigeren Landesgesetzen zu derogiren? Ueber diesen letztgedachten Punkt verbreitet sich Schmid auf eine sehr scharfsinnige Weise; er zeigt, wie bey'm schlimmsten Gange der bundestäglichen Discussion die gedachten Staaten Schriftstellern und Verlegern wenigstens die Vortheile retten können, welche sie ihnen vor der Bundesacte schon zugestanden, und, soweit dem Einzelstaate möglich war, gesichert hatten. Möcht' es nie zu diesem trostlosen Behelfe kommen!

Jugend-Literatur.

Altes verjüngt. Der Jugend gewidmet von Karl Lappe. Erster Theil. Die Insel Felsenburg. Mit einem Plan der Insel. Nürnberg 1823, bey Haubenstr. 272 S. groß 12.

In mehr als einer neueren Selbstbiographie, deren Verfasser seiner ersten Unterhaltungslectüre gedenkt, findet man die Insel Felsenburg unter den Büchern genannt, die ihn vorzüglich angezogen. Das Buch ist in der deutschen Literatur berühmt; aber jezt den meisten Zeitgenossen nur dem Namen nach bekannt. Wenige, bemerkt unser V. sehr richtig, haben es gelesen. Ihm selbst ist es erst in spätern Jahren gelungen, dieses Schatzes, nach dem er schmachtete, habhaft zu werden. Dem Ref. ist es gewissermaßen noch schlimmer gegangen: er hat den Schatz von Jugend auf besessen, ohn' ihn zu kennen, und ihn erst entdeckt, als die schöne Zeit vorüber war, wo ihn dieser Reise-Roman hätte ergötzen können. Damit das den Lesern nicht auch begegne, bemerkt er hier, daß der erste Theil den Titel führt:

> Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, Welcher in seinem 18ten Jahre zu Schiffe ꝛc. ꝛc. entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, Mons. Eberhard Julio, Curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüths-Vergnügen ausgefertiget, auch par Commission dem Drucke übergeben von Gisandern. Nordhausen, Bey Joh. Heinrich Groß, privil. Buchhändlern. Anno 1736.

Erst der zweyte Theil (1737) erwähnt auf dem Titel der Insel Felsenburg und seiner (des Alberti Julii) dort errichteten Colonien, und eben so der dritte, welcher der lezte ist in dieser ersten Ausgabe; Herr K. Lappe's Schatz ist unfehlbar eine spätere, da er von vier dicken Bänden spricht. Der Roman ist ein Zeitgenosse und Rival des allbekannten Robinson Crusoe von de Foe (vergl. Lit. Bl. 1822. Nr. 13.), steht aber dem Geiste nach weit unter dem philosophisch politischen des Veiras d'Allais (Histoire des Severambes), obwohl er mit diesem die Fiction eines irdischen Paradieses auf dem Ocean, und der glückseeligen Regierung eines tugendhaften Volkes gemein hat. Der Staat der Severamben ist ein platonisch-kühner Traum von einer Volksglückseeligkeit, die auf der gesetzlichen Aufhebung alles Privateigenthums, des Quelles von allem Eigennutz' und folglich auch von den meisten Lastern ruhet. Felsenburg hingegen ist eine rein patriarchalische Colonie, von verschlagenen Schiffbrüchigen gegründet, und verschwenderisch mit angeborner Tugend gesegnet. Es ist hier auf kein künstliches Ideal einer bürgerlichen Gesellschaft abgesehen, sondern auf ein natürliches, welches, unbekümmert um die Ansprüche des philosophir-lustigen Verstandes, blos die Phantasie auf eine ganz bequeme Reise führt, und, wie der Titel ankündiget, ein Gemüths-Vergnügen gewährt. Die Insel Felsenburg ist die Poesie in ihrer Kindheit, und in unserem Zeitalter der Gemüthlichkeit war sie demnach in doppeltem Betracht dazu tauglich, Auszugsweise für die Jugend bearbeitet zu werden. Zu diesem Behuf hat unser Bearbeiter die mäßig verwickelte Anlage des Originals noch mehr vereinfacht, die episodischen Erzählungen von Reisen und Abentheuern größtentheils weggelassen, und ist selbst über die reinsten Liebesangelegenheiten mit bloßer Erzählung des Resultats vorsichtig hinweggegangen, wie es Jugendschriftstellern gar wohl ansteht. Freylich hat dadurch die, nicht für Kinder ersonnene Dichtung viel verloren. Die Ermordung des van Leuven durch den grau-

lichen Lomelie, welche dessen Wittwe Concordia und den Albert Julius in das interessante Verhältniß des Selbanderlebens auf unbewohnter Insel sezt; der zarte Uebergang von Freundschaft zur Liebe, von Liebe zur Ehe; das und vieles Andere, nicht minder Anziehende fehlt hier, um der lieben Jugend willen. Schade darum! Herr K. Lappe, der Sänger des trefflichen Liedes „So oder so," welches Bethoven so einfach als schön componirt hat, wäre wohl der Mann gewesen, des Albertus Julius veraltete Liebesklage zu verjüngen:

Soll meiner Jugend beste Kraft
In dieser Einsamkeit ersterben?
Ist das der Keuschheit Eigenschaft?
Will mich die Tugend selbst verderben?
So weiß ich nicht, wie man die lasterhaften Seelen
Mit größrer Grausamkeit und Marter sollte quälen.

Ich liebe was und sag' es nicht.
Denn Eyd und Tugend heißt mich schweigen.
Mein ganz verdecktes Liebeslicht
Darf seine Flamme gar nicht zeigen.
Dem Himmel selbsten ist mein Lieben nicht zuwider.
Doch Schwur und Treue schlägt den Hoffnungsbau darnieder.

Concordia du Wunderbild,
Man lernt an dir die Eintracht kennen.
Doch was in meinem Herzen quillt
Muß ich in Wahrheit Zwietracht nennen.
Ach ließe mich das Glück mit dir vereinigt leben.
Wir würden nimmermehr in Haß und Zwietracht schweben.

Und wie wird er den Brief (Th. 1. S. 261.) verjüngt haben, in welchem Concordia, nachdem sie dieses Lied belauscht hat, dem liebenden Herzensfreunde, der ihr, als betrübter Wittwe, keusche Freundschaft zugeschworen hatte, selbst ihre Hand anträgt, und welcher mit den Worten schließt:

> Nach Verlesung dieses, werdet ihr mich bey dem Damme des Flusses ziemlich verschämt finden, und ein mehreres mündlich mit mir überlegen können, allwo zugleich den Glückwunsch zu eurem Geburtstage abstatten wird, die euch aufrichtig ergebene
>
> Concordia van Louvens.

d. 7. Jan. 1648.

Zur Entschädigung für diese und ähnliche Situationen bietet Herr L. der Jugend am Schlusse einen Krieg der Felsenburger gegen die Seeräuber, welche die Insel im Namen des Königs von Portugal in Besitz nehmen wollen, wobey die Frauen als Amazonen, zeitgemäß und geschmackvoll uniformirt, zur Musterung erscheinen. Ein männlicher Held spottet ihrer, und der Altvater Albertus verurtheilt ihn, unter den Streichen ihrer Strumpfbänder Gassen zu laufen. Alles recht anmuthig für die liebe Jugend; warum aber hat der V. die Affen nicht besser benuzt, die bey Gisander im Beginn der Colonie Gesindedienste leisten, und zu mancher interessanten Reflexion über Menschen anregen? Das wäre für die Jugend gewiß sehr ansprechend gewesen.

Am Schlusse schließt er die, zwar verjüngte, aber — um der lieben Jugend willen — entkräftete Dichtung eng an unsere Zeitläufte an: „Seit dieser Zeit hat man von den Felsenburgern nichts mehr gesehen, so oft auch Schiffe bey ihnen vorbeysegelten oder an ihren Küsten anlegen wollten. Sich selbst genug und das Fremde weislich verschmähend, haben sie allen Verkehr mit der übrigen Welt abgebrochen und mögen nicht einmal wissen, welch ein merkwürdiger Gast sich in unseren Tagen, in ihrer Nachbarschaft, auf St. Helena ansiedelte."

Herr L. hat die Absicht, auch noch aus einigen anderen, vormals berühmten, aber jezt verschollenen Lesereyen Auszüge nach seinem Sinne zu versuchen. Er führe sie aus; aber — rein heraus gesagt — er verjünge in einem besseren Sinne des Wortes! Er gebe nicht blos die Originale im verjüngten Maaßstabe, nicht blos als Spielzeug für die Kinder; er richte zugleich seinen Sinn auf Verjüngung der poetischen Kraft, die in der verrosteten Form unwirksam geworden ist. Er nehme Musäus zum Vorbild, welcher auch die Kinder vergnügt, aber ohne den Erwachsenen Langeweile zu machen. Das Buch ist nicht von brillantem, aber sehr angenehmem Aeußeren. Der Druck sehr bequem und correct.

Jury.

Der Gründe gegen dieses Institut werden in Deutschland immer weniger. Ein wichtiger war der, daß die öffentliche Auseinandersetzung schändlicher Dinge vor den Ohren des Volkes der Sittlichkeit Nachtheil bringen werde. Der fällt aber weg, seitdem die ästhetisch seyn wollenden deutschen Unterhaltungsblätter keine Scheu mehr tragen, ausländische Criminalgeschichten der scandalösesten Art zur Vollmachung ihrer Bogen zu benutzen. Die Winkler'sche Abendzeitung tischt in Nr. 135. ff. aus den Verhandlungen des Pariser Assisenhofes vom Mon. April die Geschichte des blutschänderischen Mörders Heinrich Feldtmanns (eines deutschen, in Paris etablirten Schneiders) auf; nun, was wir, trotz des moralischen Ekels, in der vielbelieften Abend-Zeitung lesen müssen, *) warum sollen wir das nicht auch in deutschen Assisen mit anhören dürfen? G.

*) Haben wir's nicht längst (freylich viel schöner) im Dolf, in der Fabel von Cyniras und Myrrha gelesen? Man wolle die Kunst nicht mit der Decenz chicaniren! Hat die Abendzeitung von Feldtmanns mörderischer Tochterliebe artistischen Gebrauch gemacht (ich habe sie in diesem Augenblick nicht zur Hand); so ist gegen die Wahl des Stoffes wahrhaftig kein seichterer Grund aufzutreiben, als bey obige, es ist ein wahrer Jurygrund. Hat sie aber diesen psychologisch interessanten Stoff blos nach Art der Volkszeitungen als ein leidiges Tagesfactum erzählt, wo es nur empören, durchaus keinen Genuß gewähren kann; dann hat sie allerdings gefehlt, wie — so andere ästherische Tageblätter. M.

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. August 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Anecdotes, Biographical Sketches, and Memoirs; collected by Lætitia Matilda Hawkins. Vol. 1. 8. London, Rivingtons etc. 1822.

Es giebt nur eine Methode, literarische und biographische Anekdoten, wie der vor uns liegende Band sie enthält, zu beurtheilen: man muß untersuchen, welche Mittel der Belehrung ihr Sammler hatte, und darnach den Grad von Glaubwürdigkeit ermessen, welche sich nach dem Charakter und der Lage des Individuums an seine Compilation anschließt; dann, sehe man wie der Verfasser seinen Stoff geordnet und behandelt hat, und endlich gebe man dem Leser zu seiner Belehrung und Unterhaltung einige bemerkenswerthe Stellen, in denen sich der Charakter des Ganzen so viel möglich getreu abspiegelt. Wir sind gesonnen, dieser Methode bey der Beurtheilung der Anekdoten der Miß H. zu folgen und weiden vor allem dem Leben der schönen Schriftstellerin einige Zeilen.

Miß Hawkins ist die Tochter des Sir John Hawkins, befreundet mit Johnson, und den meisten berühmten Literatoren, welche seit 30 Jahren mit untergeordnetem Glanze um den großen Lichtpunkt seines Zeitalters sich bewegten. Miß Hawkins ist, scheint es, alt genug — wir zittern, zu der Unart, darauf anzuspielen, gezwungen zu seyn —, sich der häufigen Versammlungen jener würdigen Männer in dem Hause ihres Vaters zu erinnern; ihre Kindheit und Jugend floß in einer geistigen Atmosphäre hin. Sie selbst zählt die vorzüglichsten Individuen auf, welche den Kreis der Bekanntschaften ihres Vaters bildeten: manche derselben nennt sie freylich unverdient berühmt und andere sind, wie groß auch ihre Berühmtheit gewesen seyn mag,

> Quique sacerdotes casti, dum vita manebat,
> Quique pii vates, et Phœbo digna locuti
> (die reine Priester waren, so lang sie lebten,
> und fromme Seher und des Phöbus Würdiges sagten
> Virg. Aen. VI, 661.)

fast vergessen. — John Hawkins selbst war eher dadurch ausgezeichnet, daß er in Gesellschaft talentvoller Männer lebte, denn daß er die Talente seiner Freunde getheilt hätte. Er war ein thätiger Mann von gewöhnlichem Verstande, dessen man gedenken wird, (wenn man seiner überhaupt nur gedenkt) als des Verfassers einer unbedeutenden Biographie Johnsons und einer noch schlechtern Geschichte der Musik. Aber sein Gedächtniß mußte eine reiche Fundgrube literarischer und biographischer Belehrung werden durch den vertrauten Umgang mit Männern von Ruf. Er konnte nicht lang in ihrer Gesellschaft leben, ohne die anziehendsten Anekdoten aus ihrem Leben, ihrem Charakter und ihren Schriften zu sammeln und die bedeutendsten Einzelnheiten in Betreff der Literar-Geschichte der lezten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auszuheben. Alle diese Schätze des „gelehrten Gellatsches" mußten durch Mittheilung oder Vererbung auf seine Tochter gekommen seyn. Wir bedauern mit Miß Hawkins, daß sie, wie sie sich launig ausdrückt, nicht früher auf die Welt kam, denn wir hätten dann alles, was wir nun aus der zweyten Hand erhalten, aus der ersten. Wenn man aber bedenkt, daß ihre frühesten Jahre in der Gesellschaft so anziehender Männer hinflossen, und daß sie aus ihres Vaters Unterhaltung in der leztern Zeit, wo sie seine vertraute Lebensgefährtin war, alles das, was sie gesehen und beobachtet, ergänzen und berichtigen konnte, und wieder umgekehrt ihre Ansichten und Erfahrungen dem Urtheile ihres Vaters zur Berichtigung zu übergeben im Stande war; so muß man bekennen, daß ihre Lage eine günstige war, ein Werk wie das vorliegende der Welt zu überliefern. Ihre Ueberlieferungen sind dadurch gleichsam das Werk zweyer Generationen geworden, die sie zu einem einzigen verschmilzt.

In dem Gesagten spricht sich die historische Glaubwürdigkeit dieser Memoiren und Charakterskizzen hinlänglich aus; wir geben daher zur Untersuchung über, ob die Verfasserin befähigt gewesen, den Versuch zu wagen, als Schriftstellerin in diesem Zweige der Literatur aufzutreten. Wir wollen schnell über diesen Theil unserer Aufgabe weggehen, denn wenn die Untersuchung tief ginge, so

möchte man uns vielleicht nicht für einen Richter halten, der ganz befähigt wäre, über die Leistungen „schöner Frauen“ zu urtheilen. Mit möglichster Zurückhaltung bemerken wir daher blos, daß wir gegen die Qualität mancher Anekdoten in dieser Sammlung Einwendungen zu machen hätten. Lustige Scherze, wie wir deren hie und da finden, läßt man sich wohl erzählen, aber niemand — besonders keine Dame — schreibt sie auf oder läßt sie gern drucken: sie gehören in die Reihe gewöhnlicher Anekdoten, wie man sie höchstens in den Landkalendern abdruckt. Die schöne Verfass. ist, wie sie selbst bekennt, „in ihrer Vorliebe für das Lächerliche ganz Kind“; sie „kann nicht schreiben, ohne sich mancher launigen Incidenzien zu erinnern,“ u. s. w. Es ist betrübt, daß Leser (Kritiker wenigstens) nicht immer so fröhlichen Humors sind, oder Scharfsinn genug haben, die Spitze des Witzes zu fassen. Was uns betrifft, so bekennen wir, daß unsere schwerfällige Geisteskonstitution uns dieses Ungemach mehrere Male bereitete. Die Sache ist die, daß Miß H. ihre Materialien nicht auszuwählen verstand. Sie scheint von dem Entschluß ausgegangen zu seyn, alles was in ihrem Besitze war, ohne Ordnung und Auswahl drucken zu lassen; daher ist der größere Theil ihrer Sammlung werth- und gehaltlos. Wir bedauern, Krankheit vorgeschützt zu finden als Entschuldigung für die mangelhafte Anordnung; aber wir wünschen, sie hätte die Bekanntmachung des Werkes verzögert, bis ihre wiederhergestellte Gesundheit sie in den Stand gesezt hätte, die Blüthen ihrer Sammlung von dem Unkraut und den Disteln zu sondern. Wir wissen nicht, auf wie viele Bände sich dieses Werk erstrecken mag, wenn es vollendet seyn wird; nach dem Verhältniß der Materialen von Werth aber in dem vor uns liegenden Bande dürften die drey oder vier Theile, welche noch folgen, in einem leidlich dicken Octavband zusammenzufassen seyn: dieses Zusammenfassen rathen wir auch ernstlich, so wie die Zurathziehung unterrichteter Freunde und das Ausbessern des Stils und der Sprache, um so mehr, da wir finden, (pag. 277) daß Miß Hawkins nur wenig Englisch liest.

Wir freuen uns, hiermit unsrem kritischen Gewissen Genüge gethan zu haben und theilen nun einige der anziehendern Bruchstücke aus dem Werke mit. Von Johnson redend erzählt sie folgendermaßen:

„Die Frauen fühlten sich damals geehrt, wenn Johnson sie bemerkte und waren stolz darauf, ihm vorgestellt worden zu seyn: ich bekenne, daß ich nie begreifen konnte, worin diese Ehre bestehe. Mich betreffend kann ich wahrhaft sagen, daß es immer eine wahre Strafe für mich war, wenn ich meinen Vater zu ihm begleiten mußte und daß ich bey keinem Besuche sechs Worte von ihm hörte, welche mich für den Verdruß getröstet hätten, in seine Höhle eintreten zu müssen und die Unreinlichkeit seiner Wohnung zu ertragen, die ich nirgends größer sah.

Meine Mutter rühmte sich lange Zeit, daß er gegen sie nie unhöflich gewesen wäre, — bis sie ihn einst unglücklicher Weise an unserm Tische sehr zuvorkommend fragte, ob er nicht ein wenig Wein trinken wolle: da er ihr keine Antwort gab, schloß sie natürlich, daß er sie nicht gehört habe und wiederholte ihre Worte: da brach er donnernd aus: „Ich trinke keinen Wein! Warum quälen Sie mich?“ Da hörte sie denn auf, sich zu rühmen und blieb im Rang und Auszeichnung im Gleichgewicht mit den achtzehn Nymphen, welche so unvorsichtig waren, ihm in corpore ihre Aufwartung machen zu wollen. Ich kann mir das anderthalb Dutzend Frauen denken, welche sich aufschickten, auf dem Teppich so zerrissen und räucherig er war, sich hinzustrecken und Guirlanden aller Arten von Blumen zu seinen Füßen niederzulegen, als er die Treppe herab und in das andere Sprachzimmer kam und ausrief: „hätt' ich gewußt, daß ihrer so viele wären, ich wäre nicht gekommen.“ Der ersten — der Sprecherin, die eine Anrede bereit hielt, ersparte er die Mühe des Hersagens derselben, indem er sagte: „Fidel di di dum, mein Schatz!“

Diese fanden ihren Lohn und zwar, meiner Meynung nach, ihren verdienten Lohn; — als aber Miß Knight, deren Ansprüche auf Achtung gegründet waren, durch den Gedanken, der ihrem Werke Dinarbas zum Grunde lag und den auszuführen sie nur zu träg war; sie, die Marcus Flaminius und das wahrhaft nützliche Werk „die Campagne von Rom“ hervorgebracht hatte, — als diese ihm ihren Abschiedsbesuch machte in dem Augenblicke, wo sie England verließ und er sie mit den Worten verabschiedete: „Gehen Sie, meine Liebe! denn Sie sind zu dick für eine Insel“ — so war das doch eine rohe Ungezogenheit.

Von Händel erzählt Miß Hawkins zwey Geschichten, deren keine, mit geringer Veränderung, den Lesern ganz unbekannt ist. Die erste ist auf John Hawkins Autorität erzählt.

„Als Händels Verhältnisse nicht mehr sehr glücklich waren, lud er Gouvy zum Mittagessen ein. Das Mahl war klein und frugal, wie er seinem Gaste vorher angedeutet hatte. Nach dem Essen verließ Händel die Tafel und blieb so lang entfernt, daß Gouvy endlich aus Mangel anderer Unterhaltung in die nahen Hinterzimmer ging und an ein kleines Fenster trat, welches auf ein schmutziges Kämmerchen ging; in diesem sah er Händel an einem mit den besten Speisen bedeckten Tische sitzen und für sich allein verzehren, was er als unfähig aufzubringen seinem Freunde gelehrt hatte. Gouvy, dem diese Leckerbissen eben so gut schmunden hatten, wie seinem Wirthe, wurde wüthend und verließ ohne weiteres das Haus; bald darauf erschien der Kurfürst, auf welchem Händel in einer thierischen Gestalt mitten unter Leckerbissen dargestellt ist.“

Dieſes iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Wiederholung der alten Geſchichte, der zufolge Händel mitten in einer Unterhaltung in ſeinem Hauſe aufſprang und ausrief: Ich habe eine Idee! worauf er als wollte er ſie zu Papier bringen, in ein nahes Zimmer eilte, daſelbſt heimlich ein Glas Liqueur oder einen feinern Wein hinunter ſchluckte, als er ſeinen Gäſten gab, und dann wieder auf ſeinen Sitz zurückkehrte. Der Miß H. andere Anekdote iſt folgende:

„Als man Händel über ſeine Gefühle und Ideen während ſeiner Compoſition des Halleluja-Chores befragte, ſagte er in ſeinem gebrochenen Engliſch: „Mir war, als hätt' ich den ganzen Himmel und den großen Gott ſelbſt vor Augen."

Die unterhaltendſten Anekdoten dieſes Bandes ſind die von Aerzten, und wir würden einige derſelben zum Beſchluß bieher ſetzen, wenn wir nicht verhältnißmäßig ſchon zu viel Raum für ein Buch dieſer Art hier in Anſpruch genommen hätten. X. Y. Z.

Reiſe-Literatur.

Tagebücher aus Venedig. Von M. Frhr. von Freyberg. München 1823, bey F. Seraph Hübſchmann. 79 S. 8.

Der Verf. ſchildert in einer begeiſterten, blumenreichen Sprache die Eindrücke, welche Venedig in hiſtoriſcher und künſtleriſcher Hinſicht auf ſein Gemüth hervorbrachte. Enthuſiaſtiſch für alles eingenommen, was an die ehemalige Größe der Venezianer erinnert, vertraut mit der Geſchichte ihres Staates und ihrer Kunſt, und in letzterer Beziehung ſehr bekannt, wie uns ſcheint, mit dem Beſten, was der ſchöne Italieniſche Himmel erzeugt hat, und daher im Stand, Vergleichungen anzuſtellen, beſitzt er zugleich das Talent, mit warmen Farben ſeine innige Empfindungsweiſe auf dem Papiere feſtzuhalten. Die Freunde Italiens und beſonders Italieniſcher Kunſt werden dieſe Tagebücher mit Genuß durchgehen. — Wir ſetzen als Probe einige Stellen aus des Hrn. Verf. Abſchied von Venedig her.

„Heute fuhr ich nach dem Lido und gieng über die Sandbänke an den Strand des Meeres wandeln. Ich wollte zum Abſchiede noch ein recht großes Bild der Natur in meine Seele faſſen, damit ich dir würdig mitzutheilen hätte. Es iſt mir auch geworden, noch mehr als ich erwartete. Der Himmel war klar wie ein Spiegel, der in vollem Feuer ſtrahlt; nur im Süden ſtand ein leichtes Gewölke. Bey friſcher Oſt-Luft trieb die ſteigende See in freudiger Eile die tiefblauen Wogen nach dem Strande, wo ſie in rauſchende Perlen zerſtieben. Ein unbeſchreiblicher Glanz war durch die unendlichen Räume verbreitet, die ein mächtiges Walten und Weben mit Geiſt und Leben erfüllte. Ich hatte beym Genuſſe dieſes unendlich großen Schauſpieles eine Empfindung, die der innigen Seelen-Freude ähnlich war, welche wir bey dem Anblicke eines recht herrlich ſchönen Menſchen empfinden. Es war im großen Maaßſtabe all' dieß ſanfte Verſchweben der Linien, dieſe Fülle blühender Formen, dieſer ununterbrochene Strom von Bewegungen, dieſer Geiſt und Athem des friſcheſten kräftigſten Lebens. Ja dieſer friſche Geiſt der Jugend beſonders entzückte mich. Meine Blicke ſchwelgten an dem Bilde der Schöpfung, die ſo wie ſie aus Gottes Hand hervorgegangen, in ihrer wunderbaren Schönheit in mein Auge ſtrahlte. O wie herrlich iſt das Auge, das ſich in der großen Schöpfung ergehen und im Fluge des Blickes berühren kann den höchſten Gipfel, den glänzenden Strahl, die farbigen Wolken, die duftigen Fernen. In jedem Sinn hat Gott ſeine Allmacht kund gegeben, daß der Menſch ſich berufen fühle ihn zu heiligen. So gab mir denn dieſer herrliche Erguß von Leben und Jugend, der das ganze Bild durchſtrömte, ein unausſprechlich ſeliges Gefühl des Daſeyns, das ſich in beflügelten Pulſen nach Jenſeits erhob.

Auf dem Rückwege beſuchte ich das Kloſter der Armenier auf einſamer Inſel der Lagunen. Der Prieſter, welcher mich empfing, ein ernſter, bedächtiger, doch milder und freundlicher Mann, der ganz in ſeiner Wiſſenſchaft — der Aſtronomie — zu leben ſchien, war mir eine jener perſönlichen Erſcheinungen, die uns ſo ganz mit dem Leben verſöhnen. Ich fühlte in dem Tone ſeines Weſens, daß ſeinem Auge, während es die Bahnen der Geſtirne gemeſſen, wohl ſchon viele Thränen der Bewunderung und Andacht entſtürzt, und daß er ſchon lange die Eitelkeit des Wiſſens durch die Demuth des Glaubens und der Anbetung überwunden. Dieſes Bild einer ſo gottſeligen Ruhe, das er mir abſtrahlte, erhob ſich zu noch höherer Klarheit und Bedeutung, als ich darauf bey St. Markus zu Land geſtiegen, und mich nun die rauſchende Menge des Vergnügens-ſüchtigen Volkes aufnahm. Ich eilte mich dem zerſtreuenden Gedränge zu entwinden, um das Gefühl und die Sammlung unverletzt zu bewahren, die mir dort im ſtillen Kloſter zu Theil geworden.

Und nun in meiner ruhigen Wohnung hatte ich wieder einen ſo ſchönen Augenblick heiliger Einſamkeit, daß mich ein Gefühl anwandelte, jenem des Kindes ähnlich, das in ſeiner Wiege liegt, und dem die trauliche Lampe, welche die ſtille Kammer beleuchtet, die ganze Welt abſpiegelt, und das, während es dem Schlafe entgegenträumet, doch auch ſchon ein ſüßes Ahnden kindlicher Liebe empfindet.

Lieber — geliebter Freund! wie wohl iſt mir, daß ich hier im Gedränge dieſer geſchäftigen Menſchen, beym Abſchiede, des ſtillen Segens einer ſolchen Einſamkeit

genieße, und den tiefen, heiligen Ernſt im Herzen fühle, welcher ein Band zwiſchen Gott und den Menſchen iſt. Möge ich immer ſo ruhigen Blickes in den hellen reinen Spiegel der Natur ſchauen können, und mir ſo unbefangen aneignen, was der Genius des Menſchen in der Kraft ſeiner Begeiſterung ſchuf — möge der tiefe Sinn des Lebens, ſich mir immer ſo erhebend, in dem milden Geiſte der Liebe und Andacht erſchließen.

Es iſt ſo ſtille um mich her. Tauſend Sterne, und des Mondes Sichel glänzen am dunkeln Himmel, deſſen Pracht unendliche Hoffnungen in der Seele erwecket; die kühle Nachtluft webt aus dem Meere herein, die Geſänge der Schiffer verſtummen, die Lampen ihrer Gondeln ſind gelöſcht. So ſenke ich denn mit dieſen Sternen einen tiefen Blick auf Eure Ruhe nieder, aus der noch tauſend Zweige des ſchönſten Lebens ergrünen ſollen.

Dichtkunſt.

Merope. Trauerſpiel in fünf Akten von Victor Alfieri. Metriſch überſezt von F. L. Gr. W. Göttingen b. Vandenhöck und Ruprecht. 1823. 87 S. 8.

Der Ueberſetzer dieſes Trauerſpiels iſt allem Anſchein nach ein junger Mann, der ſich hier zum erſten Mal in der, nicht ganz leichten Kunſt, ein fremdes Meiſterwerk in unſre Sprache zu übertragen, verſucht hat. Wir müſſen dieſen Verſuch in vielfacher Beziehung mißlungen nennen. Der Hr. Ueberſetzer iſt der deutſchen Sprache noch nicht hinlänglich Meiſter und in der Proſodie derſelben hat er ſich nicht hinlänglich unterrichtet, noch lange genug geübt. Der Leſer mag das kleine Heft aufſchlagen, wo er will, ſo wird er Anſtöße gegen Sprach- und Versbau finden. Wir wollen blos den Monolog Polyphont's (S. 11.) als Beleg unſeres Urtheils anführen und das verfehlte durch größere Schrift bezeichnen.

Umſonſt, du Schlaue; du biſt Mutter; einſt
Wirſt ſelbſt aus deinem Buſen das Geheimniß
Du ziehn . . . Ach ja! Ihr Sohn, er athmet noch.
Warum ſonſt lebte ſie? Glaubt' ich auch todt ihn,
Muß doch bey ihr ich mich verſtellen. Sorglos
Kann ich vielleicht die ſchlaue Mutter machen,
Indem aufmerkſam ich beſtändig laure . . .
Jedoch was frommt mein Lauern mir? bis jezt
Fing ich noch keine Botſchaft von ihm auf,
Auch konnt' ich ſeine Freyſtatt nicht entdecken.
Ob fern er ſey, ob nah; drum kann zu nichts
Ich mich entſchließen . . . . Ich ſah Meropen
Manch Jahr, zwar fröhlich nicht, doch ihren Schmerz
Verſchließend, einer gleich, die hohe Rache
In ihrem Buſen kocht, die nun allmählig
Zum Ausbruch reift. Vor einem Jahre wohl
Ward ſie bekommner und der Kummer, den
Sie in den Herzen barg, lockt' manche Thräne
Aus ihrem Aug . . . des Sohnes Tod vielleicht? . . .
In der Meſſener Herz lebt noch der Vater,
Und niemals werde ich ſie ganz gewinnen,
Wenn ich mit Merope den Thron nicht theile . . .
Wie ſchwer biſt du, o Krone, zu erhalten.

Das Original iſt hier zwar treu wieder gegeben, aber man hört, daß der Ueberſetzer die Sylben eher an den Fingern, als mit dem Ohre gemeſſen hat; der Inverſionen ſind zu viele; von einer, bey Alfieri ſo kunſtreich ausgebildeten Cäſur iſt in der Uebertragung nirgends eine Spur: ganz bekannte Grundſätze hinſichtlich des Hiatus, der Monoſyllaben, der Scheidung der Verſe u. ſ. w. ſcheinen dem Ueberſetzer unbekannt. Sollte derſelbe fortfahren wollen, Alfieri'ſche Stücke zu übertragen — eine Unternehmung, die unſern völligen Beyfall hätte, wenn die Ausführung deſſelben werth würde — ſo rathen wir ihm, den Geiſt ſeines Originals tiefer zu erfaſſen, unſere beſſern Dichter mit geſchärfterem Ohre zu leſen und ſeine Arbeiten ſorgfältiger zu feilen, eh' er ſie in die oft zu gefälligen Druckereyen ſendet.

Quadratur des Kreiſes.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne; und nichts kann erfunden werden, daß nicht ein älterer Erfinder ſich finde, der die erſte Entdeckung vindicirt. Wir haben im Lit. Bl. 1823. Nr. 18. über Herrn Wanſchaff's Erfindung der Kreis-Quadratur geſprochen. Herr C. A. von Gaupp in Pforzheim hat uns eine Vindication eingeſendet. Er hat, ſchreibt er, dieſe Erfindung bereits in einer zu Tübingen bey Fues 1813 gedruckten Schrift von 46 Seiten bekannt gemacht. Wir kennen ſie nicht, und er beilegt nicht mit eingeſendet. Aber in der Vindication beſchreibt er ſeine Quadratur ausführlich genug. Wir können den ganzen Aufſatz nicht mittheilen, unſer Raum iſt zu eng, und unſer mathematiſches Publikum zu klein. Aber das Reſultat ſeines Nachdenkens, ſo viel die Quadratur ſelbſt (nicht die Rectification des Bogens) anlangt, trifft allerdings mit Wanſchaff's Quadratur zuſammen. Dieſelbe Figur, wie im Lit. Bl. S. 71; und Herr v. Gaupp will unter Anwendung der Flurionen-Lehre gefunden haben, daß wirklich die Quadrateken extra circulum den Kreis-Segmenten extra quadratum gleich ſind, daß $qmfq = p \cdot qp$. Zur Herausgabe ſeiner Theorie ſucht er Subſcriptien.

Die Redaction hat in der Note S. 71. Sp. 2. angemerkt, daß das Wanſchaff'ſche Quadrat nichts anderes iſt, als die Quadratur des regulären Zwölfecks im Kreiſe, folglich nicht die des Kreiſes ſelbſt. Den Beweis hat ſie nicht mitgetheilt; aber Herr v. G. kann ihn in der, von Kotzebue's Schatten redigirten Hekate 1823. Nr. 20. finden. Da führt ihn Pythagoras ſelbſt im Kotzebue'ſchen Muſeum zu Tenare, und zwar mit Hülfe ſeines berühmten Theorems, magister Matheseos genannt. Wir halten ihn für ein unumſtößliches Gebäude, und glauben nicht, daß des Herrn v. G. Flurionen daſſelbe zu untergraben im Stande ſeyn werden.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. August 1823.

Dichtkunst.

Loves of the Angels (Liebe der Engel.) A Poem. By Thomas Moore. 8. 1823. London.

Heaven and Earth (Himmel und Erde.) A Mystery. By Lord Byron. 8. 1823. London.

Es ist seltsam, daß zwey so reichbegabte und zu gleicher Zeit so charakteristisch verschiedene Dichter wie Moore und Byron denselben ungewöhnlichen und, wie man versucht seyn möchte anzunehmen, fast unbehandelbaren Stoff zu poetischen Darstellungen wählten. Aber der Geist weiß sich jedes Stoffes zu bemächtigen und ihn in das Gebiet der Dichtkunst herein zu ziehen. Wir dürfen den Leser im Voraus versichern, daß von dem speculativen Umgreifen, welches in dem Mysterium, Kain überschrieben, so vielen Anstoß und Aergerniß gab, in dem vorliegenden Erzeugniß Lord Byron's nichts oder doch fast nichts zu finden ist; und daß Thomas Moore in seinem neuesten Gedichte sich in den strengsten Grenzen des Schicklichen gehalten hat. Es ist nichts zweydeutiges darin, als der Titel. Die erste dieser zwey ungewöhnlichen Erscheinungen wird gelesen werden, ohne daß der oder die Frömmste auch nur Ein Mal Ursache hätte, die Stirne zu falten, und die zweyte, ohne die Wange der Bescheidenheit zu röthen. In Betracht der Natur des Gegenstandes und des Charakters der beyden Dichter ist dieß ein großes und seltenes Verdienst. Vielleicht saben sie sich dem Rande des Abgrundes so nah, daß sie fürchteten, in den „zehn tausend Klaftern tiefen" Schlund zu stürzen, wenn sie auch nur Einen falschen Schritt thäten. Welcher Ursache aber diese vorsichtige Zurückhaltung und Selbstverläugnung zugeschrieben werden muß; wir wissen es ihnen Dank, uns eine moralische Abhandlung erspart zu haben, die man in kritischen Darstellungen nicht liebt und den Kathedern und Kanzeln der Moral-Philosophen überläßt.

Moore unterrichtet uns in seiner Vorrede, daß er die Erscheinung seines Gedichtes einigermaßen beschleunigt habe, um dem Nachtheil auszuweichen, mit seinem Werke nach dem seines Freundes Lord Byron zu kommen, oder, wie er sinnreich sagt, „durch eine frühere Erscheinung am literarischen Horizonte sich dem gleich zu stellen, was die Astronomen einen Heliacal-Aufgang nennen, bevor der Sonnenkörper, in dessen Licht er sich verlieren müßte, erscheint." — Das ist nun eine freundschaftliche, aber keineswegs vernünftige Bescheidenheit. Die Strahlen, welche Moore's Verse umfließen, zart, glänzend, oft prachtvoll, sind nicht in Gefahr, durch das fieberhafte Feuer des Byron'schen Genius verlöscht zu werden, so wenig, als ein Ausbruch des Vesuvs den Glanz einer Morgenröthe in den Polar-Ländern verlöschen kann. Sie sind beyde helle Sterne an dem Firmament der neuern Poesie, aber unter sich so entfernt und unähnlich, wie der Saturn und Merkur. Sie mögen wohl in derselben Zeit aufgehen, aber sie bewegen sich nicht in demselben Kreise, noch treffen oder berühren sie sich in „dem weiten pfadlosen Wege" der Phantäsie und Erfindung.

Wir begreifen, obgleich diese zwey berühmten Schriftsteller gewissermaßen das poetische Publikum unter einander theilen, daß es nicht ein und dasselbe Publikum ist, dessen Gunst sich jeder einzelne derselben in dem höchsten Grad erfreut. Man liest und bewundert beyde, ohne allen Zweifel, in denselben ausgedehnten Kreisen, die auf Geschmack und Mode Anspruch machen: aber jeder ist der Günstling einer ganz verschiedenen Gattung von Lesern. Ein Liebhaber mag auf gleiche Weise zwey verschiedenen Frauen äußerliche Aufmerksamkeit weihen; eigentlich aber scherzt er blos mit der einen, während die andere die Gebieterin seines Herzens ist. Die Fröhlichen, Schönen, Witzigen, Glücklichen vergöttern Moore's liebliche Muse auf ihrem Piedestal leichten Lächelns oder vorübergehender Thränen. Lord Byron's ernstere Verse werden in den Herzen derer verehrt, deren heitere Laune sich in Bitterkeit verwandelte, deren schönes Aeußere einen Krebs im Innern birgt, deren Freude man für Wahnsinn erklärt hat und von denen das Glück gleich einem Traume geflohen ist. Fernere Unterschiede zwischen beyden Dichtern sind folgende: Moore's Poesie ist wesentlich die der Phantasie; die Poesie Byron's die der

Leidenschaft. Wenn der erstere Leidenschaften zu malen hat, so ist die Phantasie, welche dieselben darstellt, über dieselben vorherrschend: ruft der andere die Phantasie zu Hülfe, so ist sie stets der Leidenschaft dienstbar. Lord Byron's Scherze sind durchaus ernsthaft; wenn Moore ganz ernsthaft ist, scheint er halb zu scherzen. Der leztere spielt und tändelt mit seinem Gegenstand, scheint ihn zu liebkosen, in ihn verliebt zu seyn; der erstere reißt ihn ungestümm an seine Brust, haucht ihm den Tod ein und wendet sich von ihm mit Widerwillen oder Verachtung. Der liebliche Duft, der den Blüthen der Poesie entströmt, ist überall in Moore's Gedichten fühlbar. Byron will nur Gift aus ihren Kelchen pressen. Moore ist kein Glied der Rosenkreuzer Gesellschaft, und freut sich seiner luftigen Existenz unter Schaaren von Sylphen und Genien und in einer steten Vision von Schwingen, Blüthen, Regenbogen, Lächeln, Erröthen, Thränen und Küssen. Jede Seite seiner Werke ist eine Vignette; jede Zeile, die er schreibt, glüht oder sprüht Funken, und es scheint (so sagen wenigstens einige, die ihn genau kennen und sehr lieben) „als ob sein luftiger Geist, aus der Sonne niedergezogen, stets in diesem geistigen Elemente lebe und nach dieser Quelle des Lichts und Feuers zurückstrebe." Schade, daß unseres Dichters Gemüth zu lebendig, zu thätig ist, um sich eines Augenblickes Ruhe zu vergönnen. Wir sind von Süßigkeit überschwemmt und von Glanz geblendet. Jedes Bild muß „himmlisches Rosenroth widerstrahlen, der Liebe eigenthümliche Farbe" —, jede Sylbe muß einen Seufzer aushauchen: — jedes Gefühl verliert sich in ein Gleichniß — das Gleichniß ist mit Epitheten überladen. Nichts Zufälliges, kein kräftiger Kontrast, keine Moral, nichts von den gewöhnlichen Details des Menschenlebens (alles ist ätherisch!), keine seiner bittern Unfälle; wo diese aber unvermeidlich eintreten, zieht seine Muse einen weichen, reizenden Schleier über dieselben,

Wie Mondlicht auf getrübten Wassern liegt.
Den Sturm, den es nicht zügeln kann, umglänzend.

Wir glauben nicht, daß Moore jemals eine Zeile schreibt, die nicht an sich selbst für Poesie gelten könnte, die nicht wenigstens ein lebendiger, harmonischer — Gemeinplatz wäre. Lord Byron schreibt ganze Seiten mürrischer kalttrockener Prosa, einem langen holprigen Wege vergleichbar, der entweder zu düstern Schatten oder zu Palästen der Seligen führt. Kurz, Moore's Parnaß ist ein blühendes Eden, der Byron's eine rauhe Wildniß voll Schmach und Kummer. An dem Baum der Erkenntniß des erstern sieht man nichts als ewige Blüthen, ewiges Grün, an dem des leztern den nackten Stamm und die entblößten Wurzeln: aber er bewegt sich in Zwischenräumen mit unartikulirtem Stöhnen und man hört den Klagelaut menschlicher Stimmen darin.

Kritisch zu sprechen, macht sich Moore's Poesie zweyer nicht lobenswerther Eigenthümlichkeiten schuldig. Erstens: das Vergnügen oder Interesse, welches er uns einflößt, entspringt fast immer aus den ersten Eindrücken oder physischen Eigenschaften der Gegenstände und nicht aus ihrer Verbindung mit Leidenschaften u. s. w. Sein Licht blendet die Augen, seine Düfte schmeicheln dem Sinne, seine Klänge bezaubern das Ohr: aber sie thun alles das von und für sich selbst und zu allen Zeiten, an allen Orten auf gleiche Weise — denn das Herz kömmt dabey nicht in das Spiel. Daher wird den Meisten eine Art ekler Uebertreibung in Moore's ernsten Gedichten auffallen. Jedes Einzelne muß schön, zart, auserwählt an sich seyn, denn es ist nie durch Reflexion oder Contraste hingestellt. Er unterhält uns zu oft mit Kleinigkeiten, welche er mit den reichen Farben seiner Phantasie umhüllt, die er mit dem Schleier der schönsten poetischen Diction umkleidet. Die Poesie wird in seinen Händen zu einer Art von kosmetischer Kunst — es ist die Poesie der Toilette. Dadurch geht nun nicht nur gewöhnlich das dramatische Interesse verloren, sondern man vermißt auch das Wirken der Einbildungskraft; denn der kleinste Vorfall oder Gegenstand erhält Licht und Bedeutung dadurch, daß er mit andern Gegenständen und mit dem menschlichen Gemüth in Berührung gebracht wird, und die so geschaffene Mannigfaltigkeit ist endlos wie sie anziehend und ergreifend ist. Wenn wir aber beginnen und enden mit solchen Gegenständen, welche schön an sich und in jedem Augenblicke gleich vorzüglich sind, so werden wir bald in einen schmalen Kreis stehender Bilder eingeschlossen seyn und der Oberflächlichkeit überdrüssig werden.

Zweytens: Wir haben bemerkt, daß Moore niemals oder doch sehr selten ganze Gegenstände beschreibt, sondern abstrakte Eigenschaften der Gegenstände. Wir wollen dadurch sagen, daß er kein Gemälde, sondern ein Verzeichniß von Schönheiten giebt. Er nimmt ein Erröthen, ein Lächeln, und jagt ihm nun ganze Seiten lang in begeistert lobendem Entzücken nach, so daß die Sache und der Leser abgehezt am Ziele anlangen. Was er beschreibt — sey es nun das Licht des Himmels, oder die Stimme des Widerhalls u. s. w. — wir haben nichts Objectives vor uns, keine menschliche Gestalt, keine antastbare Wirklichkeit, einer existirenden Form des Daseyns in der Natur entsprechend. Daher mag es denn auch erklärt werden, warum dieser Dichter so wenig malerischen Effekt hat, bey aller Lebendigkeit der Gedanken, bey allem Schmuck der Rede und bey dem unerschöpflichen und reizenden Spiele der Phantasie. Moore ist ein Kolorist in der Poesie, er ist musikalisch, er hat ein Herz voller Zärtlichkeit und Empfänglichkeit für alles, was lieblich und schön an sich ist. Und darin besteht der Reiz seiner Poesie, welchen jeder fühlen kann, der aber für den Kritiker so schwer zu erklären ist.

Die Ausführung ist weich, zart und überaus glänzend. Da ist kein Schatten, kein Auswuchs auf der schimmernden Oberfläche; der Reiz entsteht aus dem Verlangen, stets zu gefallen und aus der Eigenthümlichkeit des Dichters, das Talent des Gefälligen in so hohem Grad in sich zu vereinigen. Ohne je grob sinnlich zu seyn, ist er üppig im höchsten Grade. Es ist eine Art solphengleicher, vergeistigter Sinnlichkeit. Er gleicht in den Huldigungen, die er den Musen weiht, einem Liebhaber, der seiner Geliebten stets die angenehmsten Dinge sagt, der mit unwiderstehlicher guter Laune über sein Glück scherzt und lächelt, der Qual, Sorge und Elend verbannt, sobald er erscheint und das Vergnügen, welches er in sich und andern unbewußt, fühlt, der Geliebten mittheilt. Moore's Poesie ist die dornenlose Rosenknospe; die von Byron ein nackter Baum, dessen Wurzeln in den Spalten der Felsen eingezwängt sind, dessen Wipfel des Himmels spottet, um den laute Wasserfälle donnern und der mit Sturm und Blitzstrahl kämpft.

Die Leser mögen nach dem Gesagten selbst über die zwey neuen Werke der Dichter, welche wir eben charakterisirten, ihr Urtheil bilden: wir haben die Grundzüge dazu angedeutet. Lord Byron's „Himmel und Erde" hat eine dramatische Form; Moore's „Liebe der Engel" ist in erzählender Form gedichtet. Beyde haben eine Verschiedenheit des Charakters der Engel zu zeichnen versucht und die Züge der von den Engeln geliebten Frauen nüanzirt. Lord Byron hat seine Liebespaare kontrastirend dargestellt und den sanftesten Engel dem männlichsten Weibe gegeben: Moore stellt die Seinigen gleich und giebt ein hochstrebendes Weib als Gebieterin dem würdigsten und heldenmüthigsten Engel, dem Jupiter eine Semele. Jeder folgt dem Zug seines Genius in dem Weg, den er erwählt hat; der eine schwebt mild und sanft, der andere schreitet kräftig einher.

Lord Byron's Mystery hat, bey aller Herbe oder Fehlerhaftigkeit, die ihm anhängt, gewiß mehr Poesie und Musik als eines seiner dramatischen Erzeugnisse seit Manfred —: es hat auch das seltene Verdienst, daß es uns in hohem Grad in die wunderbare Vorzeit versezt, in welcher die Handlung vorgeht. Es ist ein wahres Gemälde und in jedem Sinne des Wortes ein Begegnen von „Himmel und Erde": — man sieht Engel auf- und niedersteigen und die Thore des Himmels sind geöffnet, die Oberfläche der Erde zu überschwemmen. Wir haben ein leidenschaftliches Gemälde der starken und innigen Anhänglichkeit, welche die englischen Gestalten den Töchtern der Menschen einflößen. Die Leidenschaften sind hier eben so im Kampfe, wie die Elemente — alles wild, chaotisch, verhängnißvoll, unwiderstehlich — aber es weht ein harmonischer Geist durch die entschiedensten Gegenklänge — die Färbung ist so gut gehalten wie die Zeit. Der Styl ist nicht geglättet und verfeinert, wie dieß in Don Juan zum Theil der Fall ist. In dem Ausdruck der irdischen Gestalten lesen wir die leichten luftigen Träume, welche das Auge der Schönheit zu dem Himmel zu erheben hießen: in dem der himmlischen Gestalten walten die menschlichen Leidenschaften vor, welche Engel zur Erde niederzogen. Die Verzweiflung der sterblichen Liebenden um den Verlust ihrer sterblichen Freundinnen ist wahr und leidenschaftlich ausgedrückt. In seiner Beschreibung der Sündfluth — ein eben so mannigfaltig gestaltetes als lebendiges Meistergemälde (wir hören sie vorherverkündigt, wir sehen sie nahen und sehen sie eintreten) — scheint Lord Byron Poussin's berühmtes Gemälde vor Augen gehabt zu haben, mit dem gleich einem Bleigewicht über den Wassern hängenden Himmel, der trüben, wasserumhüllten Sonne, den Felsen und Bäumen, die düster ihres Schicksals harren und den wenigen, fruchtlos mit den heranstürmenden Wogen kämpfenden Figuren. X. Y. Z.

Unterhaltungs-Literatur.

Quentin Durward. By the Author of Waverley, etc. 3 Vols. Edinburgh, Constable and Comp. London, Hurst and Comp. 1823. 12.

Gewiß haben bereits alle literarischen Schildwachen Deutschlands das Gewehr präsentirt vor dem neuen Kinde der Walter Scott'schen Muse; wenigstens sind unsre Englischen Blätter voll von seinen Vorzüglichkeiten und auch der, nun heimgegangene, Miroir spricht mit Entzücken von ihm — oder, um die Wahrheit zu sagen, von einer sehr eiligen französischen Uebersetzung.

Man wird vor allem fragen, was ist denn die Idee dieses neuen Werkes des vielschreibenden Verfassers? und wir antworten: er will die Zeit Ludwigs XI. von Frankreich schildern. Aber, hören wir sagen, die Geschichte geht ja, wenigstens zum größern Theil, nicht in Frankreich vor? Der Held ist kein Franzose? — Thut nichts zur Sache; die Heldin ist eine Französin; Ludwig XI. spielt vom Anfang bis zum Ende des Stückes mit; der Onkel des Helden, der fast mehr Aufmerksamkeit verdient, als sein Neffe, ist in französischen Diensten; die Oberhenker, Unterhenker, Henkerstrabanten und Henkersknechte, deren genaueste Bekanntschaft wir machen müssen, wir mögen wollen oder nicht, sind billiger Maßen Franzosen, Lüttich und was zu Lüttich vorgeht, geschieht theilweise durch Einfluß der französischen Politik — also haben wir ein Sittengemälde Frankreichs unter Ludwig XI. vor uns und bitten, uns diese Freude zu lassen — denn was hätten

wir sonst? — das sind triftige Gründe, gegen die sich nichts einwenden läßt. Gehen wir also zu dem Plane über. Ein junger ganz hübscher und nichts weniger als geistloser Schotte kömmt nach Frankreich, um Dienste zu suchen, macht sich dem König vortheilhaft bekannt, verliebt sich in eine schöne junge Gräfin, in die alle Welt verliebt ist, von der alle Welt geheirathet seyn will, und weiß sich so zu wenden und zu drehen, daß er sein Schätzchen nach Hause führt, d. h. sie am Ende des Romans heirathet. — Man wird nicht absprechen, daß dieser Plan, einen armen Schottischen Edelmann mit einem reichen, altadeligen französischen Fräulein zu verheirathen, originel ist und daß nicht jeder Romanschreiber so abentheuerliche Situationen hätte erfinden können, wie die sind, in welche Walter Scott die schöne, arme Gräfin Isabelle mit ihrem Geliebten versezt. Bald droht ein Herzog, die zarten Bande zu trennen; bald ein Zigeuner, bald ein Räuberhauptmann, bald — ein Hofnarr. Wie ist der heutigen Lesewelt besser zu dienen? Rec., der wenig Romane liest, glaubte sich in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts versezt, wo ein Rinaldo Rinaldini das Entzücken der deutschen Lesewelt ausmachte.

Gegen den Charakter dieses Quentin Durward etwas zu sagen, würde eben so ungerecht und eben so aus der Mode seyn, als jeder andere Tadel, der gegen diesen neuen Stern des Walter Scott'schen Himmels, gegen „dieses glücklichste Erzeugniß des Verfassers!" — erhoben werden dürfte. — Ludwig XI. ist karrikirt, Ludovic Leslie nicht weniger; der Held wird, wie die Helden der meisten Walter Scott'schen Romane, wie ein Kind behandelt, dem der edle Verfasser nicht einmal die Ehre gönnt, seinen Feind selbst zu erlegen, selbst den Preis des Kampfes gegen den bis zum Ekel verzerrten Wilhelm von der Mark zu gewinnen (der Preis ist nämlich — die Hand der schönen Gräfin Isabelle!); die fein abgestuften Charaktere der Schindersknechte (nach Memoiren jener Zeit kopirt, wie der Verf. zu verstehen gibt) haben mehr von Bluthunden, als von Menschen, und die Späße eines Trois-Echelles und Petit-André, so traditionsmäßig sie seyn mögen, sind abgeschmackt und abstoßend: — aber das alles beweist nichts gegen einen Roman, der jezt schon in aller Welt Händen ist, den jeder Fashionable gelesen haben und bewundern muß und dessen Beurtheilung ein hiesiges kritisches Blatt folgender Maßen schließt: „Was im Allgemeinen den Cha„rakter und die reine (!) Entwicklung der menschlichen „Natur betrifft, ferner was dramatische Schürzung des „Knotens, Beschreibungen und die feinern Züge eines „scharfsinnigen und geübten Geistes angeht, so scheint „uns dieser Roman auf einem fremden Boden spielend, „fast den glücklichsten Bemühungen unseres Schottländers auf dem heimathlichen Boden gleichgesezt werden „zu dürfen." Ob das deutsche Leser glauben, lassen wir hingestellt seyn.

London im Juli 1823.

Vermischte Schriften.

Der Herr und seine Apostel, in bildlichen Darstellungen von J. P. von Langer, mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823. 48 S. 4.

Herr von Langer, welcher die dreyzehn hier erscheinenden, in hohem Grade vollendeten Umrisse, welche den Heiland und die zwölf Apostel darstellen, entwarf und ausführte, darf unseres Dankes für diese schöne Gabe um so eher versichert seyn, als eben der seltene Werth dieser Umrisse H. v. Freyberg veranlaßte, seine den bildlichen Darstellungen so angepaßte und entsprechende Erklärungen niederzuschreiben und sie mit jenen hier erscheinen zu lassen. Ueber den Zweck dieser so anziehenden Zugaben des Hrn. v. F. spricht sich derselbe S. 4. folgendermaßen aus:

„Wie die Einheit der göttlichen Lehre allen Zeiten und allen Völkern zum Heile gediehen ist; wie des Gnadenschatzes der Erbarmungen noch immer kein Maas ist; wie das aus der Ewigkeit stammende Licht in die Ewigkeit zurückströmt und alle Finsterniß zu Schanden macht, indem es alle Herzen, die Liebe und Demuth haben, erleuchtet und beseligt — das lehrt dich die Geschichte und die Gegenwart. Den Wandel, die Thaten, die Leiden und die Blutzeugschaft der Zwölfe, welche durch Worte des Lebens und der Wahrheit, durch Kräfte und Gaben des Himmels, durch ein anhaltendes Wunder ihrer Erscheinung, durch ihren Sieg über alle Macht, die nicht mit Gott streitet, durch ihren Tod endlich, mit welchem sie die Aechtheit ihres Berufes und heiligen Amtes besiegelt — alle Welt umgestaltet, ihren Stolz überwunden, ihren Hochmuth zu Schanden gemacht, und das Zeichen des Kreuzes in seinem vollen Triumphe auf jenem Felsen befestigt haben, den die Pforten der Hölle nimmer überwinden werden — sollen diese Blätter in dein Andenken zurückrufen."

Der Verf. hat, wie man sieht, sich ein schönes und würdiges Ziel gesteckt. Mit einer Einfachheit und Innigkeit, die wir allen religiösen Geschichts- und Erbauungs-Werken neuerer Zeit wünschen möchten, erzählt er die Lebensgeschichte der zwölf Apostel. Seine Sprache verschmäht jeden Schmuck — und bedarf die Sprache eines frommen, treu an seinem Glauben und seiner Ueberzeugung hängenden Herzens eines andern Schmuckes als dessen, der aus diesem Glauben, dieser Ueberzeugung und einer tiefen Gemüthlichkeit stammt? Wir fanden in dieser kurzen Geschichte der Apostel die Grundlagen des ganzen christlichen Glaubens rein historisch entwickelt und fühlten uns durch den kindlich begeisterten Sinn des Darstellers gestärkt und erhoben. Kein Leser möchte — welcher Kirche er auch zugethan ist — dieses Büchlein ohne Erbauung aus der Hand legen. Der Druck des Textes ist sehr bequem, das Papier schön.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Mittwoch den 20. August 1823.

Physische Geographie.

Umriß eines Elementar-Lehrcursus der physischen Geographie, für den Unterricht in diesem Theile der Naturgeschichte von J. B. F. Lamouroux, Professor der Naturgeschichte bey der K. Akademie von Caen, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Aus dem Französischen übersezt von Professor Dr. le Bret. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Die physische Geographie ist die Wissenschaft, welche die astronomischen, physischen und naturhistorischen Erscheinungen kennen lehrt, die in unmittelbarer Beziehung zu dem Erdball stehen.

Ein vollständiges Werk über einen so wichtigen Gegenstand würde eine vieljährige Arbeit erfordern, und mehrere Bände ausfüllen. Dieses Ziel hat der Verf. bey diesem Werke nicht vor Augen gehabt; es soll blos den Umriß der Lehrcurse über die Elemente der physischen Geographie darstellen.

Sein Werk zerfällt in vier Abtheilungen: die erste enthält in einer sehr gedrängten Uebersicht einige allgemeine Grundsätze der Astronomie. Er glaubte sich hier nur auf das beschränken zu müssen, was in wesentlicher Beziehung zum Erdball, als planetarischer Körper betrachtet, steht. Die zweyte, mit der Ueberschrift Aërographie, enthält die Beschreibung aller Phänomene, welche die Luft und die Atmosphäre darbieten; dahin gehören auch die Meteore. Die dritte, die Hydrographie, handelt von dem Wasser, in allen seinen Zuständen auf unserm Sphäroid betrachtet. Die vierte endlich, die Geognosie, liefert einen kurzen Abriß dieser fast neuen Wissenschaft, in welchem man gesucht hat die verschiedenen Erdstriche, die so mannigfaltigen Formen der festen Oberfläche der Erde, ihre Klimate, so wie die großen Gesetze zu erläutern, die bey der Vertheilung der organischen Geschöpfe auf unserem Planeten geherrscht zu haben scheinen. Dem Ende des Werks ist eine kurze Geschichte der Vulkane und der Versteinerungen beygefügt.

Wir geben nun aus diesem interessanten Werke noch folgendes Bruchstück:

Die Mastodolithen oder die fossilen Säugethiere sind gewöhnlicher, als die der drey vorhergehenden Klassen. Sie zeigen sich isolirt und zerstreut, oder in Familien vertheilt, oder unter einander gemischt. Einige haben nur Abdrücke hinterlassen, und diese sind die seltenern, die andern sind petrificirt. Bey einigen sind die Skelette so unverlezt, wie wenn sie auf den anatomischen Theatern zubereitet worden wären, während die Knochen an andern Stellen zerbrochen und durch die Gewässer abgerollt worden sind.

Die Revolutionen, welche der Oberfläche des Erdballs eine andere Gestalt gegeben haben, sind zuweilen so augenblicklich eingetreten, daß große Thiere, wie Elephanten und Rhinoceros, von Sand und Lehm überdeckt, und von der Kälte mit dem sie umschließenden Erdreich in ganz kurzer Zeit ergriffen worden sind. Dieß ist die einzige Art, wie man sich erklären kann, daß diese Geschöpfe, als Zeitgenossen der lezten Katastrophen, sich bis auf unsere Tage haben erhalten können, ohne daß irgend eines ihrer Organe auch nur einen Anfang von Fäulniß verkündigte. Die Bewohner dieser Eisregionen glauben, diese Thiere leben in der Erde; sie nähren sich davon, so oft sie das Glück haben, dieselben zu finden, und häufig theilten sie dieses sonderbare Mahl mit dem reisenden Naturforscher, mit dem Jäger; diese leztern schäzten sich glücklich, Mittel zu besitzen, ihre Lebensvorräthe in einem ganz öden und unwirthbaren Lande zu erneuern. Zu wie vielen Betrachtungen giebt aber nicht die Gegenwart dieser Thiere und der Zustand ihrer Frischheit Veranlassung!

Man hat für das Museum der Naturgeschichte in St. Petersburg glücklicherweise ganze Theile dieser Säugethiere geliefert, als kostbare Denkmäler der alten Revolutionen des Erdballs, welche der Sand des Wilhoui, die eisigen Ufer des Lena, in großer Menge umschließen.

Fossile Trümmer von Säugethieren sind in allen neueren sekundären Erdstrichen, und in denen des aufgeschwemmten Landes enthalten. Große Höhlen sind damit angefüllt,

und zuweilen sieht man sie auf der Oberfläche des Bodens zerstreut.

Herr Cuvier hat 68 Gattungen von fossilen Quadrupeden in seinem schönen Werke über diesen Gegenstand der Naturgeschichte beschrieben.

Neun und vierzig Gattungen sind unbekannt; 16 — 18 haben sehr große Aehnlichkeit mit einigen Thieren, die noch auf verschiedenen Theilen der Erde vorhanden sind; 11 — 12 unterscheiden sich von den unsern gar nicht.

Unter den 49 unbekannten Gattungen gehören 27 zu 7 neuen Geschlechtern, und 22 zu 16 bekannten Geschlechtern. Unter den 68 Gattungen sind 15 vierfüßige everlegende in 11 Geschlechter abgetheilt. Diese muß man mit den Erpetholithen vereinigen.

Es ist zu bemerken, daß die ältesten Mastodolithen wenig zahlreich sind, und auf sehr enge Gränzen beschränkt scheinen. Man findet häufig in einer großen Strecke nur eine einzige Gattung, ein einziges Geschlecht, wie wenn diese Thiere auf eine Insel gebannt gewesen wären, die ihre Welt gebildet hätte; während die neuern Mastodolithen auf große Räume und in verschiedenen Himmelsstrichen verbreitet sind.

Herr Cuvier erklärt diesen Umstand in seinem Werke mit ebensoviel Genie als Klarheit; er schreibt ihn der Isolirung der ersten von den Thieren bewohnten Landstriche zu. Dieß waren öfters sehr kleine Inseln, die durch große Zwischenräume von einander getrennt waren; jede Insel hatte eine ihr eigenthümliche Bevölkerung u. s. w. Man kann nicht umhin, dieser Ansicht beizupflichten, da sie mit den großen Gesetzen, welche die geographische Vertheilung der Geschöpfe auf der Erde bestimmt zu haben scheinen, in Uebereinstimmung ist.

Die Thiere von allen Klassen, so wie die Pflanzen, haben daher in allen Erdstrichen Beweise ihres alten Daseyns hinterlassen, und nirgends findet man die geringste Spur von Anthropolithen, d. h. von Versteinerungen, die zum Menschen gehörten. Alles vereinigt sich für die Ansicht, daß er zuletzt geschaffen wurde, nachdem die Katastrophen und Revolutionen aufgehört haben, die Rinde unseres kleinen Planeten zu umwälzen. Der Schöpfer scheint das Ende der großen Revolution abgewartet zu haben, um dann den Menschen, als seine vollkommenste Schöpfung, darauf zu pflanzen.

Man behauptet, daß zu Guadeloupe, auf einem Seestrich unter dem Winde, Namens la Moule, in der Nähe des eigentlichen Landes, fossile Skelette vorkommen, die von den Eingebornen der Insel Gakibis genannt werden. Dieß sind ganze Skelette, die auf den Felsen hervorspringende Blöcke bilden, die um so härter sind, je näher der Stein bey den Knochen liegt. Diese inkrustirten und in den Stein eingehüllten Skelette liegen immer unter der Linie der Fluth. Die Gebirgsart löst sich ganz in Salpetersäure auf; sie besteht aus Bruchstücken von dichtem kohlensauren Kalk, Muscheln und Polypengehäusen, die durch ein thonigkalkerdiges Bindemittel mit einander vereinigt sind, und außerdem phosphorsauren Kalk, besonders in der Nähe der Knochen, enthalten. Herr Leman sieht diese Gebirgsart als eine Art von Pudding, den Steinmassen der Meerenge von Messina ähnlich, an. Die Knochen sind in dem Augenblick, wo man sie von dem Steine ablöst, sehr zerreiblich; sie erhärten an der Luft, und enthalten nach der von Herr Davy vorgenommenen Analyse, ebenso viel phosphorsauren Kalk und Gallerte, als die frischen Knochen.

Der letztere Charakter, die Gegenwart der Phosphorsäure in dem die Knochen umhüllenden Stein, der Zustand der Skelette, die Caraibische Rasse, der sie angehören, die Thätigkeit der Vulkane, in deren Mitte der Fels liegt, und vielleicht jene unbekannte Ursache, welche den beweglichen Sand der Meerenge von Messina in eine Masse vereinigt, und die Bäume, welche die Ufer eines Theils der südlichen Küste von Neuholland bedecken, in Wälder von Stein umändert; alle diese Thatsachen im Verein, die bey andern Versteinerungen niemals vorkommen, lassen die Bildung dieser vorgegebenen Anthropolithen als sehr neu betrachten. Es bleiben demnach wahre menschliche Versteinerungen noch zu entdecken übrig, und wir glauben wenigstens bis zu dem Augenblick, wo man sie etwa gefunden hätte, sagen zu können: Der Mensch ist erst nach den Katastrophen, welche die Oberfläche der Erde umgewälzt haben, erschaffen, und auf die Erde gesetzt worden. *)

Wenn man die lebenden und die fossilen Thiere in Beziehung auf die zwischen ihnen stattfindende Analogie betrachtet, so kann ich nur das wiederholen, was bereits an mehreren Stellen dieses Werks ausgesprochen wurde; doch will ich einen kurzen Abriß darüber liefern.

Es ist durch Thatsachen entschieden, daß je älter die Versteinerungen sind, sie sich auch um so mehr von den auf der Erde vorhandenen organisirten Geschöpfen unterscheiden. Die erstern sind an Individuen, an Gattungen, an Geschlechtern arm, und scheinen nur beschränkte und eigenthümliche Räume einzunehmen, wie wenn sie in Buchten, Seen oder Inseln von der übrigen Welt isolirt gelebt hätten. Je mehr man sich der gegenwärtigen Epoche nähert, um so mehr vermehren sich allmählig die Versteinerungen, und bedecken die Erde mit ihren Trümmern. Die Haufen oder Geschlechter sind gleichförmiger verbreitet,

*) In den Annalen der Chemie und Physik ist angegeben, man hätte in Sachsen wahre menschliche Versteinerungen in einem thonigen Erdstrich gefunden, der Spalten einer Gypsformation ausgefüllt habe, die einem alten secundären Kalk untergeordnet wäre. Diese Thatsache verdient aber erst durch große Anatomen constatirt zu werden.

und nähern sich keinen unserer Tage mehr; die neuesten haben ihre Analoge um sich her, und scheinen unter dem Einfluß der gleichen athmosphärischen Agentien gelebt zu haben. Die ältern lebten in einem heißern Klima als das unsere ist, und ihre Analoge finden sich unter dem Himmelsstrich der brennenden Zone. Unter den leztern scheinen viele Gattungen ganz ausgestorben zu seyn. Endlich haben uns die alten Erdstriche nur solche Geschöpfe gezeigt, die von den uns umgebenden verschieden sind. Es sind demnach Rassen verschwunden, und andere haben sich gebildet. Die Zahl derjenigen, die nicht mehr vorhanden sind, und derer, die vielleicht bald aussterben werden, muß vermöge der Erkältung und allmähligen Austrocknung unseres Planeten schnell zunehmen; vorzüglich aber auch durch die Macht des Menschen, die mit der Civilisation zunimmt. Er sucht immer die für sein Daseyn gefährlichen Geschöpfe zu vertilgen, und diejenigen zu entfernen, von denen er keinen Vortheil, keinen Dienst erzielen kann. Somit beherrscht der Mensch, den Befehlen des Ewigen gehorchend, die ganze Natur. Er sollte daher auch sich bestreben, den Umfang seines Gebiets, die großen Erscheinungen, die ihn zu regieren scheinen, oder die ihm untergeordnet sind, so wie die Geschöpfe, welche die Erde bewohnen, kennen zu lernen.

Unterhaltungs-Literatur.

Amelie ou le Manuscrit de Therese de L. par Madame Martinetti, née Comtesse Rolli. Rome 1823.

Ein Roman aus Italien ist an sich schon eine Seltenheit, ein französischer von einer italienischen Dame geschrieben, eine doppelte. Er ist als Handschrift für Freunde gedruckt, Einsender des Gegenwärtigen hat jedoch von der geistreichen Verfasserin die Erlaubniß erhalten, in diesen Blättern Erwähnung von denselben zu thun, und einige Stellen zu übersetzen.

Die Verfasserin hat mehrere Jahre ihres Lebens in Paris zugebracht, und viele der ausgezeichnetsten Männer aus allen Nationen haben die Erinnerung an die angenehmsten Stunden ihres Lebens aus dem Kreise der, in jeder Beziehung seltenen und ausgezeichneten Frau mitgenommen, von der ich gerne noch mehr reden würde, wenn nicht die einfachste Wahrheit jedem, welcher sie nicht kennt, als parteyisches Lob klingen müßte. Gerard hat das Motiv zum Kopfe seiner Corinna ihrem Bilde entnommen —

Das Buch, von welchem ich zu reden habe, gehört zur gemischten Gattung; zuerst malt Therese de L. das Bild ihrer verewigten Freundin, dann folgt das Tagebuch der leztern, endlich wird ihr Tod in einer Nachschrift Theresens erzählt. Amelie unterliegt dem Schmerz, über den Verlust eines einzigen Kindes. An diesen Faden, mit welchem nur wenige Zwischenbegebenheiten und Individualisirungen verbunden sind, reihen sich die feinsten Bemerkungen über Welt und Schicksal, Gesellschaft und Religion, und mehrere Bildnisse, deren Urbilder im Kreise der Verfasserin theilweise gefunden werden dürften. Man könnte dieses Buch in einer Hinsicht ein Gegenstück zu Werther nennen, der Mann will das Unerreichbare, und erschießt sich, die Frau betrauert das Unabwendbare, und verzehrt sich.

Einige Stellen, aus welchen das Gemüth der Verfasserin, wie aus klaren Augen herausblickt, mögen hier ihre Stelle finden. Das Buch selbst wird hoffentlich der deutschen Lesewelt durch eine Uebersetzung bekannt werden, welcher wir den reinen Styl und das ausgezeichnet schöne Aeußere des Originals anwünschen.

1.

Nicht sowohl die Kunst gefällt und rührt in der Ausführung der Musik, als die Empfindung, das Herz wird nur vom Herzen fortgezogen.

2.

Eine reine Seele blickt nie in den gestirnten Himmel, ohne von ihm wenigstens Einen Gedanken herabzuholen.

3.

Die Blumen sind ein Geschenk, welches der Himmel der Erde reichte, um sie zu schmücken, und zu verschönern. Ein arabischer Schriftsteller sagte, daß die Sonne an dem Tage, als sie sich mit der Erde vermählte, die Blumen auf dem Busen der Braut aufschießen ließ.

Die Blumen erweckten im Menschenherzen jedes sanfte und zärtliche Gefühl, ihr Duft ist ein Ruf an die Liebe, die Sprache der unbelebten Natur, eine Sprache, welche überredet, berauscht, hinreißt. Hier erinnert er den Liebenden an süße Augenblicke, welche seine Vergangenheit verschönt haben, dort erfüllt er ein unschuldiges Herz mit der unbestimmten Sehnsucht, den gewissen Vorläufer einer Leidenschaft, die da kommen soll.

Die Alten, welche die Gottheit so schön zu ehren verstanden, hätten geglaubt sie zu entweihen, wenn sie sie mit dem Geschmeide der Erdkönige gekrönt hätten. Sie wähnten mit Recht, daß ein Blumenkranz himmlische Stirnen würdiger ziere. Die Unschuld opferte den Göttern ein Rosengewinde, dessen süßer Duft, sagten sie, den Göttern angenehmer ist, als der dicke schwarze Rauch, welcher sich aus den Scheiterhaufen einer Hekatombe erhebt.

4.

Der Himmel hatte Mitleid mit dem Menschen, er ließ einen göttlichen Strahl mitten in sein dunkles Verhängniß fallen. Dieser Strahl ist das Gefühl des Erhabenen und Schönen, welche sein Gemüth erwärmen, seinen Geist erleuchten. Das Erhabene kömmt von Oben, wie aus den Wolken der Blitz. Das Schöne ist ein Ge-

ſchenk der Einbildungskraft, es giebt die Natur wieder, geſchmückt mit allen ihren Reizen. Der Menſch, entzückt von der Kraft der Schöpfung, ſang des Himmels Lob, welcher ſo viele Reichthümer ihm geſchenkt hatte. Begeiſterung und Dankbarkeit erzeugten da Dichtkunſt. Das Jauchzen der noch wilden ungebändigten Natur wurde zum wohllingenden Liede der Liebe, der erſten Beförderin der Sittigung. Der Tanz entſtand plötzlich, mitten in der Freude beym Schalle der Muſik. Um höhere Weſen zu ehren, um ihr Bild auf die Nachwelt zu bringen, ſind Malerey und Bildnerey erfunden worden. Zur Tugend getrieben durch Gedicht, Tonkunſt und Liebe, haben die Menſchen den Tod verachtet, und große, edle, aufopfernde Thaten verrichtet. Alle Künſte ſind gemacht, um zu unſerem Glücke beyzutragen, ohne ſie hätte das Leben nur Eine Geſtalt, Eine Farbe. —

Dichtkunſt.

Poetiſche Betrachtungen von Alphons de Lamartine. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von J. B. Schaul. Gmünd, in der Ritterſchen Buchh. 1823. 160 S. 12.

Die Méditations poétiques des Hrn. de Lamartine, welche in kurzer Zeit ſechs Auflagen erlebten, haben allerdings im Vergleich mit ſo vielen neuen poetiſchen Productionen der Franzoſen entſchiedene Vorzüge, unter denen Gedankentiefe, einiges dichteriſche Gefühl und eine ſchöne korrecte Sprache hervorſtechen. Hr. de Lamartine iſt dem Geiſte ſeiner Poeſien nach eher ein Engländer, denn ein Franzoſe zu nennen: eine oft düſtere Schwermuth, ein in wehmüthiger Ahnung ſich verlierendes Sehnen, ein Hinneigen zu dem Ueberſinnlichen, und große Vorliebe für poetiſche Landſchaftsmalerey — das alles ſind mehr oder weniger beſtimmt ausgeſprochene Eigenthümlichkeiten unſeres Dichters, aber gewiß nicht der franzöſiſchen Poeſie, die fortfährt, auf der Oberfläche zu bleiben oder doch nur auf Augenblicke in die Tiefe zu gehen. Die bezeichneten Eigenthümlichkeiten gaben zugleich zu den Fehlern Veranlaſſung, welche wir in de Ls. Gedichten bemerken: ſeine Schwermuth iſt oft erkünſtelt, gezwungen: er macht ſich, wie man im gewöhnlichen Leben ſagt, breit damit, wenigſtens wird er manchmal ſehr breit; dieſes Gezwungene iſt häufig auf ſeine Bilder und Vergleichungen übergegangen. Seine Sehnſucht ſchweift oft ſo weit aus, daß man gar nicht recht weiß, was er eigentlich erſehnt. Die Vorliebe zur poetiſchen Landſchaftsmalerey nimmt die Geduld der Leſer zu oft in Anſpruch und der Dichter vergißt, daß die ſchönſte Landſchaft, das Gemüth nicht anſpricht, wenn nichts Belebtes darauf zu finden iſt. In ſeinen didactiſchen Gedichten iſt Hr. de L. viel zu vage (s. v. v.); er vergißt die Idee, die er ſich zu Grund gelegt hat, holt ſeine Stoffe aus weiter Ferne, und, den Zuſammenhang herzuſtellen, zerreißt er zuweilen den ohnedieß nur locker geknüpften Gedankenfaden ganz und gar. — Wir ſahen Franzoſen, die ganz petrifizirt waren vor Staunen und Bewunderung über die „correction sublime," die er aus dem Lord Byron in ſeiner Ode, „L'Homme" überſchrieben, gegeben haben ſoll. Wir finden in dieſer Ode weder viel Wahres, noch viel Neues, ſondern nur eine Sammlung von Antithesen, Sinn- und Sittenſ-, und oft Gemeinſprüchen, die loſe zu einem Ganzen verbunden ſind.

Hr. Schaul, der Klopſtock und Schiller ſchulmeiſterte, hat die ſtrengſte Kritik über jenes ſein verdienter Maßen vergeſſenes Opusculum geſchrieben, indem er dieſen jungen, zwar talentvollen, aber noch ſehr unreifen Poeten überhaupt nur einer deutſchen Ueberſetzung werth finden konnte: wer aber Schiller tadeln und verbeſſern zu wollen wagen konnte, der ſollte doch geſchmackvoller überſetzen, wenn er auch nicht geſchmackvoller zu urtheilen im Stande iſt, als er that. Der Reim iſt bequemerweiſe ganz aus dem überſezten Buche verbannt; den Sinn betreffend, ſo kömmt es Hrn. Sch. auf ein paar Umſchreibungen mehr oder weniger nicht an, zuweilen läuft auch etwas Unſinn mit unter, für den der franzöſiſche Dichter nicht verantwortlich gemacht werden darf. Wir wollen einige Stellen zur Vergleichung herſetzen:

S. 115 der achten Ausgabe des Originals heißt es:

Horace dans ce frais séjour,
Dans une retraite embellie
Par les plaisirs et le génie
Fuyait les pompes de la cour;
Properce y visitait Cynthie
Et sous les regards de Délie
Tibulle y modulait les soupirs de l'amour.
Plus loin, voici l'asile où vint chanter le Tasse,
Quand, victime à la fois du génie et du sort,
Errant dans l'univers, sans refuge et sans port,
La pitié recueillit son illustre disgrâce.

Hr. Sch. überſezt hoch poetiſch folgendergeſtalt (S. 104 u. 105)

Horaz an dieſer kühlen Stätte.
In einer Einſamkeit, die Vergnügen (!)
Und hoher Geiſt verſchönerten.
Entfloh er (!!) dem Gepränge des Hofes.
Da beſuchte Properz die Göttin (!!!) Cinthia (!)
Und Tibull ſang unter Delia's Augen
Der Liebe ſchmachtende Seufzer.
In weiterer Ferne iſt der Zufluchtsort, wo Taſſo ſang,
Als er, ein Opfer des Genie's und des Geſchicks zugleich
Ohne Aufnahme und Aufenthalt umher irrte
Und das Mitleid ſich ſeines berühmten Unglücks erbarmte.

Jede Bemerkung über dieſe exemplariſch poetiſche Uebertragung kann unterbleiben, da die Vorzüge zu ſehr in das Auge ſpringen.

S. 116 heißt es ferner:

Ainsi tout change, ainsi tout passe;
Ainsi nous-mêmes nous passons,
Hélas! sans laisser plus de trace
Que cette barque où nous glissons
Sur cette mer où tout s'efface.

Der Ueberſetzende überſezt:

So ändert, ſo vergehet alles
Und ſo vergehn wir ſelbſt. (,)
Ach! ohne eine größere Spur zurück zu laſſen
Als den Nachen (!!!) worauf wir über das Meer
Hingleiten wo alles ausliſcht (!!).

Wir ſind fernerer Beyſpiele müde und die Leſer dürften unſer Gefühl leicht theilen.

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. August 1823.

Geschichte.

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Erstes Heft. Mit einer Höhenkarte. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Diese Jahrbücher fahren mit dem vorliegenden Hefte fort, nicht allein ein würtembergisches, sondern ein allgemeines Interesse zu gewähren. Ihr Inhalt als: Chronik, besondere Denkwürdigkeiten, Nekrologe verstorbener berühmter Würtemberger, und andere Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten, ist diesesmal durch eine interessante Beylage, eine Höhenkarte Würtembergs und der benachbarten Gegenden, bereichert, welche eine höchst verdienstliche und belehrende Zusammenstellung darbietet. Neben einer äußerst klaren Darstellung der Gebirgshöhen des höchsten und mittlern Schwarzwaldes, der schwäbischen Alp und der Gebirge des würtemb. Unterlandes vom Schönbuch bis an den Kocher, enthält sie auch den Lauf des Neckars, der Donau und des Rheines sammt ihren Strom-Gebieten und Einflusse, dann Bemerkungen über die mittlere Temperatur, den Druck und Sauerstoffgehalt der Luft, die Hauptgebirgs- und Bodenarten, die Versteinerungen, die klimatischen und Vegetations-Verhältnisse,

In das mannichfaltige Einzelne einzugeben erlaubt uns der Raum nicht, wir geben nur einen kurzen Theil von dem über Neue Entdeckungen von Alterthümern Gesagten, was die allgemeine Aufmerksamkeit verdient:

„Wir kommen nun auf die zweyte Entdeckung, die Entdeckung von Alterthümern im Schönbuch. Man verdankt dieselbe vornämlich dem K. Revierförster Bechtner in Weil im Schönbuch. Dieser Mann, den die Geschichte und die Ueberreste des Alterthums, wie jeden gebildeten Menschen, in hohem Grade anzogen, wurde bald auf mehrere Hügel, die er innerhalb seines Bezirks beobachtete, aufmerksam gemacht. Er nahm wahr, daß dieselben nicht von der Natur, sondern durch Menschenhände gebaut seyen, und schloß daraus auf Grabhügel. Die Vermuthung bestätigte sich auch vollkommen, als Herr Bechtner einen der Hügel eröffnen ließ. Es fanden sich darin Urnen, welche theils mit Asche und Knochen gefüllt, theils davon umgeben waren, und einzelne Ueberreste von Waffen. Nachdem der Entdecker davon seiner Behörde die nöthige Anzeige gemacht hatte, gab er Veranlassung zur Bildung eines Privat-Vereins, der die erforderlichen Kosten zur weitern Untersuchung der Hügel zusammenschoß, welche sodann im Sommer 1821 unter seiner Leitung begann, und folgendes Ergebniß liefert.

„Die Hügel, deren sieben untersucht wurden, stellten sich in verschiedener Größe und bald mehr, bald weniger zerstreut dar. Die größten hatten einen Umfang von etwa 50 Fuß, die kleinern ungefähr von der Hälfte oder auch nur von einem Drittheil. Ihre Höhe war verschieden, und betrug bey einigen in senkrechter Richtung noch etwa 10—12 Fuß. Sie bestanden durchgängig aus reinem Sande, der wie gesiebt sich zeigte. In einigen fand man große Steine, von welchen zu vermuthen ist, daß sie zum Einschließen ihres Inhalts gedient haben.

„Dieser Inhalt bestand gemeiniglich in einem oder mehreren Aschenkrügen, um diese herum befand sich eine Lage von Kohlen und verbrannten Gebeinen, Schaalen und Scherben von irdenen Gefäßen; auch wurden Ueberreste von Waffen, Ringe von Metall, und in einem auch kleine goldene Ohrenringe gefunden.

„Die Urnen oder Aschenkrüge waren sämmtlich mit Erde, Asche und angebrannten Knochen gefüllt. Ihre Größe zeigte sich verschieden, 1 bis 1½ Fuß hoch, oben und unten gemeiniglich etwas weniges verengt, und in der Mitte von einem Durchmesser von ungefähr 8 Zoll. Eine davon war fast ganz cylindrisch geformt. Die Masse war ganz gemeiner und roher Thon, der entweder blos getrocknet oder nur sehr leicht gebrannt wurde. Aus diesem Grunde brachte man auch nicht eine einzige Urne ganz aus ihrem Lager. Oben fand man einige mit dün-

nen metallenen Platten bedeckt, welche aber so zerfressen waren, daß sie wie Staub zusammenfielen.

„Gemeiniglich fand man die Urnen von Steinen umgeben, welche aber ganz unbehauen waren, und in bunter Unordnung durcheinander lagen. In einem der Hügel waren Steine von dem südlichen Ende desselben an bis in den Mittelpunkt, wo sich die beygesezten Ueberreste befanden, aufgestellt.

„Wie die Urnen, so waren auch die Schaalen, deren man zwey in einem der größern Hügel zu beyden Seiten einer Urne fand, von ganz gemeiner Art. Sie bestanden aus einer schwarzen, nur leicht geformten Thonmasse, hatten eine Tiefe von etwa 3 Zoll und einen Durchmesser von 6 Zoll, und waren gleichfalls mit Erde, Asche und Knochen angefüllt. Die schwarze Farbe hatten sie ohne Zweifel von dem Feuer und den Kohlen erhalten.

„An Ueberresten von Waffen fand man Pfeile und Wurfspieße, ein säbel- oder vielmehr sichelartiges Stück, Alles aber vom Roste so zerfressen, daß sich die ursprüngliche Form und Bestimmung schwer erkennen läßt.

„Besser erhalten zeigten sich die Ringe von Bronze. Diese waren von verschiedener Art und Größe, und theils geschlossen, theils geöffnet. Sie hatten eine Größe von 3 bis 6 Zoll im Durchmesser, und lagen gewöhnlich paarweise in der Nähe der Urnen beysammen. Einmal fanden sich auch zwey auf der Urne selbst liegend. Die geöffneten waren etwas feinerer Art, als die geschlossenen, und auf der Oberfläche häufig verziert, besonders aber mit Knoten oder Querringen versehen. Außer diesem fand man in den kleinern Grabhügeln noch zwey ganz hohle, aus dünnem Blech verfertigte Ringe von 4½ Zoll Durchmesser, und zwey ovale, platte Ringe von 2 Zoll Länge und ½ Zoll breite, beyde Gattungen übrigens wieder von Bronze. An ihrer offenen Stelle endigen sie sich in zwey ausgehöhlten Knöpfen, welche sich einander anschließen.

„Die goldenen Ohrenringe, welche sich zu beyden Seiten der cylindrisch geformten Urne fanden, bilden zwey kleine, sich in den Schwanz beißende Schlangen. Sie sind aber nicht massiv, sondern aus Goldblech geformt, übrigens vollkommen gut erhalten. Ein ähnliches kleines, goldenes Ringchen fand sich in der Nähe einer andern Urne, jedoch sehr verdorben.

„In demselben Grabhügel, in welchem sich die goldenen Ohrenringe befanden, entdeckte man auch noch eine Kette von kleinen durchlöcherten Kügelchen aus Gagat oder sogenanntem schwarzen Bernstein, und in einem andern endlich auch noch einen durch Kunst geformten eyförmigen Schleifstein aus einem feinkörnigen Sandstein, ferner verschiedene kleine Ringe, platte Knöpfe, gewundene Dräthe und mancherley kleine Verzierungen, sämmtlich aus Bronze.

„Es entsteht nun die Frage: sind diese Gegenstände und Grabhügel Römische oder Deutsche Denkmäler? Wie gewöhnlich, hat man sich auch bey ihrer Entdeckung sogleich für das Erstere entschieden; allein theils die schlechte Beschaffenheit der Urnen, theils der Umstand, daß durchaus weder Münzen noch eine Spur von dem edlern Röm. Geschirre, das man sonst in Röm. Gräbern findet, entdeckt wurden, lassen sehr daran zweifeln, und in diesen Grabhügeln vielmehr die Ruhestätte alter Deutschen vermuthen. Daß die Leichname verbrannt wurden, kann keineswegs als Beweis dagegen angeführt werden. Ergingen ja noch im sechsten und siebenten Jahrhunderte unter unsern zum Christenthum bekehrten Vorfahren Verbote gegen das Verbrennen. Zwar haben die gefundenen Gegenstände in ihrer Form zum Theil viel Aehnliches mit denjenigen, welche neuerlich zu Canstatt und früher schon auch anderwärts ausgegraben wurden, und auffallend ist besonders die Entdeckung der Ringe, welche fast ganz ähnlich mit denjenigen sind, die in dem Grabhügel in der Nähe des Rotenbergs neuerlich (man vergl. das Würt. Jahrbuch von 1820) ausgegraben wurden; aber wie leicht lassen sich diese Erscheinungen einmal durch Nachahmung und dann durch gemachte Beute oder durch andere Erwerbsart erklären?

„Auch der Umstand, von dem wir jezt noch Nachricht zu geben haben, daß sich diese Grabhügel an so vielen Orten und so zerstreut finden, möchte gegen ihre Röm. Abkunft zeugen. Herr Bechtner beobachtete sie nämlich nicht nur in dem Weil im Schönbucher Revier, sondern auch in den benachbarten Revieren von Waldenbuch, Einsiedel, Plattenhardt, und besonders im Untern Wald, zwischen Weil und Waldenbuch bey der sogenannten Todtenbachmühle in großer Anzahl, und an lezterm Ort wurden auch schon früher beym Graben nach Waldboden Urnen aufgedeckt. So zerstreut aber haben die Römer weder gelebt, noch ihre Todten beerdigt, wohl aber die alten Deutschen."

Anthropologie.

Die Anthropologie als Wissenschaft. Von Joseph Hillebrand, Doctor und ordentl. Professor der Philosophie an der Universität in Heidelberg. 3 Theile. Mainz bey Flor. Kupferberg. 1822 und 1823. 8.

Es darf wohl als ein gutes Zeichen im Gebiete der deutschen Philosophie angesehen werden, daß seit einigen Jahren das Feld der Anthropologie mit besonderm Fleiße von den verschiedensten Seiten her angebauet wird. Mit Recht sagt der Verfasser des obigen Werks: „Unter allen Gegenständen, welche sich dem Menschen zur Erkenntniß darbieten, bleibt er sich selber der wichtigste, in gewisser Hinsicht der erste und lezte. So weit auch seines for-

schenden Geistes Blick in der Natur der Dinge umherschweift, immer kehrt er zurück, von wannen er ausgesandt ward — zum Menschen." — Weiter heißt es: „Kaum möchte es ein Gebiet des Wissens geben, welches, aller Bearbeitung ungeachtet, der wiederholten Berücksichtigung so sehr bedarf, als das der Menschenkunde. Mit jedem Vorschritte der Zeit bieten sich dafür neue Erfahrungen, von jedem gewonnenen Resultate der Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie empfängt es hellere Beleuchtung. Schon deßwegen muß die Aufmerksamkeit sich stets und vorzüglich dorthin wenden."

Daß nun die verschiedenen Versuche in dieser Hinsicht von verschiedenen Stand- und Gesichtspunkten aus unternommen wurden, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, wie mannigfach die Philosophie in Deutschland sich gegenwärtig darstellt, trotz der Forderung, welche eine Partey von ihrem Olymp herab an alle Denker ergehen läßt, nur unter ihre Fahne sich zu sammeln, weil allein in ihrem Zeichen, dem absoluten, sich selbst begreifenden Begriffe, der Sieg der Wahrheit möglich sey. Besonders gehen die Meinungen in zwey Punkten auseinander, einmal nämlich in der Frage, wie bey der Anthropologie Empirie und Speculation sich verhalten müssen, und dann, welcher Umfang dem Begriffe dieser Wissenschaft gebühre. Referent gesteht, daß ihm in beyderley Hinsicht kein Werk so genügend geschienen, als obiges, dessen Verfasser seinen Beruf für ein solches Unternehmen sowohl durch seine vielseitigen ästhetischen und philosophischen Schriften, wie auch durch sein lebendiges Wirken als Lehrer der Philosophie hinlänglich beurkundet hat. Erfahrung mit rationaler Forschung innigst verbindend, auf dem Wege der Analyse und Synthese zugleich die mannigfaltigen Erscheinungen im Reiche des menschlichen Seyns betrachtend und erklärend, das natürliche Gegebenseyn desselben, wie seine nothwendige geschichtliche Entwickelung nach Bedingung und Gesetzmäßigkeit darlegend, hat er ein schönes Totalgemälde des Menschen aus dem Gesichtspunkte der Menschheit entfaltet, in welchem kein wesentlicher Zug mangelt. Dabey muß noch mit Beziehung auf die gewöhnliche Darstellungsweise in den meisten deutschen philosophischen Werken an dem vorliegenden als ein nicht unbedeutender Vorzug gerühmt werden, daß es bey aller wissenschaftlichen Haltung dennoch durch seine klare und anziehende Sprache auch demjenigen eine willkommene Lektüre bietet, welcher gerade nicht Philosoph von Profession ist. Der Verfasser ist bey der Entwickelung seines Gegenstandes keiner sogenannten philosophischen Schule gefolgt, — (obwohl er in seinen früheren philosophischen Schriften in dieser Hinsicht noch oft befangen erschien) sondern hat sich, die eigenthümliche Natur der Aufgabe streng im Gesichte behaltend, seinen Weg selbst und nicht ohne Glück gewählt; besonders in der Psychologie, in welcher man auf manche selbstständige, fruchtbare Ansichten trifft. Außerdem zeigt eine vielseitige Belesenheit, daß dem Verfasser nichts bedeutendes, das anthropologische Gebiet auch nur von ferne berührendes, fremd geblieben ist.

Muß nun Ref. obiges Werk nach Begriff, Plan, Anordnung und Ausführung im Allgemeinen als den ersten vollständigen Versuch der Anthropologie anerkennen, und somit für eine wirkliche Bereicherung der betreffenden Literatur halten; so sieht er sich andererseits zu der Erklärung gedrungen, daß im Besondern mit Recht manche Ausstellung gemacht werden kann. Vieles erscheint zu wenig geprüft; mehr als ein wichtiger Punkt ist unerschöpft geblieben; oft ist der Gang der Untersuchung zu rasch und flüchtig. Namentlich finden wir wesentliches zu erinnern gegen die Ansicht von dem physischen Reproduktionsvermögen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß der Verfasser hierbey das Moment des eigentlichen Denkens mehr hervorgehoben hat, als gewöhnlich geschieht; allein andererseits ist der Zusammenhang dieser Seelenthätigkeit mit dem organischen Leben gar zu wenig berücksichtiget, und die Nachweisungen der betreffenden Gesetze und Bedingungen fast ganz vernachlässiget worden. Ebenso scheint uns das Wesen der Gefühle nicht mit dem gehörigen psychologischen Scharfsinne erörtert zu seyn. Die Lehre über den Somnambulismus und thierischen Magnetismus ist zu flüchtig dargelegt, obwohl es Ref. gefreut hat, den Verfasser hinsichtlich der Erklärung dieser Phänomene aus dem Instinkte (Thl. II. S. 160.) mit einem andern geachteten Philosophen, Köppen, (siehe dessen vertraute Briefe über Bücher und Welt Thl. II.) auf gleichem Wege zu finden, ohne daß der Eine des Andern Ansicht aus ihren fast ganz gleichzeitig erscheinenden Schriften erkannt haben könnte. Eine allseitigere Erforschung endlich, als man sie hier findet, hätte noch die Theorie der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele gefordert. Jüngst hat darüber Nasse in seiner Zeitschrift für Anthropologie (1stes und 2tes Quartalheft) recht gute Entwickelungen geliefert. Dieses und noch manches Andere weitläuftig nachzuweisen, zu beleuchten, zu berichtigen, oder zu widerlegen, möchte schwerlich der Bestimmung dieser Blätter angemessen seyn.

Um indessen unser allgemeines beyfälliges Urtheil einigermaßen zu rechtfertigen, und zugleich dem Leser eine Ansicht von dem Werke selbst zu geben, wollen wir in aller Kürze den Inhalt und eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. liefern.

Das Ganze zerfällt in drey Theile, von denen im 1sten die allgemeine Naturlehre des Menschen, oder die Begründung des menschlichen Seyns in dem Naturseyn überhaupt dargelegt wird.

Nach einer zweckmäßigen Einleitung und einer etwas zu weit ausgedehnten Literatur-Angabe wird im 1sten Buche von der Natur überhaupt gehandelt (ihrem Begriffe, ihren allgemeinen Erscheinungen, Kräften und Gesetzen), im 2ten von der erdlichen Natur (ihrer Begründung, Ausbildung, der Abstufung ihrer Geschöpfe bis zum Menschen), im dritten endlich von der menschlichen Natur im Allgemeinen. Der 2te Theil giebt die besondere Naturlehre des Menschen (den gewöhnlichen Inbegriff der Anthropologie) in zwey Abtheilungen, von welchen die 1ste die Somatologie, die 2te die Psychologie enthält. Jene befaßt in drey Büchern das Wichtigste über das menschlich-leibliche Leben nach den vorzüglichsten Resultaten der Anatomie, Physiologie und der Naturgeschichte des menschlichen Körpers. Die Psychologie zerfällt dem vorzüglichsten Theile nach in die psychologische Analistik (worin die Entwickelung des Seelenlebens nach den einzelnen Thätigkeitssphären dargelegt wird) und die psychologische Synthetik, (welche die gesetzmäßige Begründung und Verbindung der verschiedenen Thätigkeiten unter den Aufschriften „Theorie der Seele," Theorie der Sinnlichkeit, Theorie des Gemüths, Theorie des Geistes, endlich Theorie der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, versucht), darauf folgt eine Phänomenologie oder Lehre von den hauptsächlichsten außerordentlichen Seelenerscheinungen, (z. B. von den Träumen, dem Somnambulismus und den Seelenkrankheiten;) den Beschluß macht die psychologische Charakteristik (Ursachen der Seelenverschiedenheiten, Charakteristik des Persönlichen, des Geschlechts, der Alter, des Nationalen).

Der 3te Theil liefert die pragmatische Anthropologie, oder die anthropologische Kulturlehre, und zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste die allgemeine Kulturlehre darstellt (Wesen und Bedingungen der menschlichen Kultur, die verschiedenen Beziehungen des Menschen, die allgemeinsten Förderungsmittel und Hindernisse der Kultur, die hauptsächlichsten Seiten derselben), die zweyte Abtheilung umfaßt die besondern Momente der Kultur, und hat vorzüglich das betreffende Geschichtliche zum Gegenstande, (Ursprung und Anfang aller Kultur, allgemeine kulturhistorische Einwirkungen, Uebersicht der Geschichte der Menschheit nach den hauptsächlichsten Völkern; orientalische, europäische Kultur, antik- und modern-europäische; Bemerkungen über außerasiatische und außereuropäische Kultur, allgemeine historisch-philosophische Resultate über die Menschheit. —) Offenbar hat der Verfasser durch die anthropologische Kulturlehre dem Gebiete der Anthropologie als einer eigenen, in sich abgeschlossenen Wissenschaft, zuerst die ihm gebührende Ausdehnung und Vollständigkeit gegeben. Wer wollte bey einem so umfassenden Geschäfte wegen Mangels im Einzelnen das wesenhafte Verdienst im Ganzen nicht anerkennen? Immer gebührt dem Verfasser der Dank des Freundes dieser wichtigen Wissenschaft, und sein Werk darf neben die vorzüglichsten in diesem Fache gestellt werden. Möge er nur bey einer zweyten Ausgabe, welche Ref. dem Buche wegen seiner Einrichtung und des darin waltenden Geistes aufrichtig wünscht, auch viele einzelne Seiten *genauer* entwickeln, und *tiefer* erschöpfen. —

Zum Schlusse eine kurze Probe des Vortrags Wir wählen dazu aus dem dritten Theile den Anfang des Kapitels. S. 289.

„Eine neue Periode für den modernen Europäismus trat mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts ein, die Periode seiner männlichen Reife und Vollendung. Wie die Jugend auf dem Scheidewege hingestellt, stand Europa in den nächsten Vordecennien dieser neuen Zeit. Der wilde Kampf ungeregelter Triebe hatte ausgetobt, die Gährung unbeherrschter Kräfte sich zu ernster Gediegenheit entwickelt, die zuchtlose Willkühr neigte sicherer Ordnung zu, der Geist sehnte sich nach höherer Thätigkeit. Da erschien die Wahrheit und der alte Wahn, jene ernstmahnend, Anstrengung und Gefahren zeigend, aber im Hintergrunde die ewige Freyheit mit ihrem unsterblichen Kranze; dieser schmeichlerisch lockend, durch bunten Trug bethörend, und leichte Bahn zum Heile weisend, in der Ferne aber schimmerte die Fessel, bereit, That und Kraft zu lähmen. Es wankte einige Augenblicke die hohe Gestalt, allein die Rüstigkeit und der Stärke Selbstbewußtseyn entschied die Wahl. Europa wandte sich der Wahrheit, mit ihr der Freyheit zu."

„In Deutschland war es, wo die Entscheidung fiel; in Deutschland hatte Europa seinen Geist versammelt, und seine Lebensrichtungen zur großen That vereint. Was hier beschlossen und begonnen worden, verbreitete sich durch tausend Adern über die nahen und fernen Länder, hier offen, dort verborgen, bald in neuer Gestalt erscheinend, bald in der alten verschleiert wirkend. Wo das Herz gesund ist, stirbt des ganzen Körpers Leben nicht. Europa ward durch Deutschland frey im Denken wie im Leben, früher oder später, vor Jahrhunderten, wie heute.

„Reformation nennt die Geschichte diese Wahl der Wahrheit. Obgleich zunächst in Deutschland, und durch einen deutschen Mann entschieden, gehört sie doch Europa an, und tausend und abermals tausend edlern Denkern und Streitern für Licht und Freyheit in der Vor- und Nachzeit. Nichts ereignet sich in der Welt in der Form absoluter Allgemeinheit. Still und weit umher sammelt und bildet sich das Allgemeine — aus verborgenen Elementen, und tritt, reif zu einem großen Resultate, unvermuthet in einem Punkte hervor, aus welchem es dann, einer Sonne gleich seines innern Reichthums Seegen spendet. Das ist auch der Weg der Menschengeschichte. Jahrhunderte und in diesen Jahrhunderten Millionen thätiger Menschen ringen zum Bessern hin, unvermerkt gestaltet sich das Ungemeine, welches in einer reichen Individualität, in einer Nation zur bestimmten Wirksamkeit lebendig koncentrirt hervortritt. — Gleiches geschah mit der Reformation, welche, durch lange Zeiten vorbereitet, aus vielfachen Elementen zusammengreift, von manchem hellen Geiste vorgeahnt, endlich durch Luther, den Mann des Muths und persönlicher Kraft, zur konkreten Erscheinung kam. U. s. w."

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. August 1823.

Alterthumskunde.

Su i dodici Obelischi Egizj che adornano la citta' di Roma. Ragionamento di Giov. Battista Cipriani, corredato di quattordici tavole etc. 4. Roma 1823. 25 pag.

Nach einer kurzen und nicht sehr genügenden Uebersicht über die Geschichte der Obelisken im Allgemeinen und deren mannigfaltiger Bestimmung in den ältern Zeiten geht der Herr Verfasser S. 12. auf die zwölf in Rom befindlichen Obelisken über, weist, wenn historische Andeutungen über diese Monumente aus ältern oder neuern Schriftstellern beyzubringen sind, dieselben nach, bestimmt die Höhen und fügt hier und da einige (jedoch sparsame) Bemerkungen über den künstlerischen Werth dieser Denkmäler bey. Wir wollen das, was Hr. Cipriani über den größten und kleinsten dieser Obelisken zu Rom beybringt, als Probe hierher setzen und einige Bemerkungen hinzufügen.

„Der Lateranische Obelisk, so genannt von dem alten Pallast des Plauzio Laterane in dessen Nähe, ist der erste hinsichtlich der Höhe, welche erstaunenswerth ist. Er wurde von Constantius (dem zweyten) nach Rom und auf den großen Circus gebracht, wo ihn Sixtus der Fünfte ausgraben, wieder herstellen und auf dem Platze zum h. Johannes vom Lateran aufstellen ließ. Nach Einigen soll er auf Befehl des jungen Rameses ausgehauen und dem Ammon zu Theben geweiht worden seyn; Cambyses, heißt es weiter, habe ihn in Ehren gehalten und nicht erlaubt, daß er beschädigt oder umgeworfen werde: später sey er von Constantin dem Großen nach Alexandria gebracht und für Constantinopel bestimmt worden, Constantius II. habe ihn aber nach Rom gebracht.

Die Säule selbst, welche aus drey Stücken besteht und wegen ihrer Ungleichheit auf der Basis, wo sie vielfach beschädigt gewesen, um vier Fuß verkürzt werden mußte, ist nun noch 144 Fuß, das Ganze aber 204 Fuß hoch."

Wir vermissen hier mancherley Andeutungen über diesen Obelisk, welche in Zoega's Werk über die Obelisken und an vielen andern Orten zu finden gewesen wären, wenn es dem Hrn. Verf. um Vollständigkeit seiner Notizen wäre zu thun gewesen. Dahin gehört z. B. daß der lateranische Obelisk in dem fünften Jahrhundert von den barbarischen Völkern umgeworfen worden, daß er in drey Stücke zerbrochen, wovon zwey lange Zeit von Schutt bedeckt gelegen, bis Sixtus V. sie 1589 ausgraben und den Obelisk wieder aufrichten ließ. Von der Arbeit an diesem Denkmal, die ihrer Schönheit wegen berühmt ist, spricht H. C. gar nicht. Dahingegen scheint uns die Höhe richtiger angegeben zu seyn, als dieß sonst der Fall war.

„Der kleinste Obelisk zu Rom, Matteiano genannt, befindet sich auf der Villa Mattei auf dem Celischen Hügel; früher war er auf dem kleinen Platze des Capitoliums aufgestellt, wurde aber von dem römischen Senate den 11. Sept. 1582 dem Herzog Ciriaco Mattei, einem Liebhaber und Sammler alter Monumente geschenkt. Der Friedensfürst D. Emanuel Godoi, dem nun die vorgenannte Villa gehört, stellte sie 1817 auf einem andern (günstigen) Platz in derselben Villa auf: der spanische Architect D. Antonio Celles leitete die Veränderungen, welche damit vorgenommen wurden. Um die sehr kurze Säule zu erheben, wurde an das Fußgestell ein Stück Granit angefügt. Dieser Obelisk ist mit Hieroglyphen geziert. Die Säule ist zwölf Fuß hoch; mit dem Fußgestell beträgt die Höhe 54½ Fuß." Wir bemerken, daß dieser Obelisk mit dem neuen, nicht sehr geschmackvollen Aufsatz nun ohne das Fußgestell 34 bis 36 Fuß Höhe hat.

Die vierzehn beygefügten Platten sind sehr schön gearbeitet und in allen Theilen mit der größten Sorgfalt ausgeführt.

Sprachenkunde.

Diccionario de las Lenguas Española y Alemana. Por el Baron D. Tereso Seckendorff etc. Tomo 1. A — E. Hamburgo, Perthes y Besser. Nurenberga, Riegel y Wiessner. 1823. 832 pp. 8.

Bey der Liebe und dem Eifer, mit welchem seit ungefähr zehn Jahren das Studium der spanischen Literatur und deren Erzeugnisse betrieben wird, war es zu wundern, daß sich kein Gelehrter gefunden, welcher dem Bedürfnisse eines guten und vollständigen spanisch-deutschen Lexicons abgeholfen hätte. Das von J. D. Wagener, welches 1800, dessen Hülfswörterbuch und das 1808 zu Berlin erschienene Taschenwörterbuch der spanischen Sprache — sämmtlich Arbeiten, von denen Hr. v. Seckendorf mit einiger Achtung hätte sprechen dürfen, da sie den Pfad ebneten, auf dem er nun bequemer wandelt — waren unvollständig und ließen Ref. fast immer da, wo er ihres Rathes am bedürftigsten war, im Stiche; daher wir bemerkten, daß die meisten Freunde der spanischen Literatur zu den weit zweckmäßiger abgefaßten Wörterbüchern der spanischen Sprache, welche in Frankreich erschienen sind, ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen waren. Wenn uns daher das schon vor mehreren Jahren durch einen Freund des H. v. Seckendorf — (H. v. Soden in dessen Uebersetzung der Schauspiele des Lope de Vega), und dann durch den Verf. selbst angekündigte neue spanisch-deutsche und deutsch-spanische Wörterbuch den lebhaften Wunsch einflößte es recht bald erscheinen zu sehen, so freuten wir uns doppelt, unsere Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen zu sehen. Nicht nur hat die Lexicographie seit den lezten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, sondern die Spanier haben nach dem Beyspiele der französischen Akademie, an ihrem Wörterbuch der Akademie bis zum Jahre 1815, wo die neueste Auflage desselben erschien, mit Fleiß und Gründlichkeit fortgearbeitet und so dem Hrn. Verfasser es möglich gemacht, auch in diesem Fache der Literatur ein des deutschen Namens und des deutschen Fleißes würdiges Werk zu liefern.

Die erste, vor uns liegende Hälfte des spanisch-deutschen Wörterbuchs bot, von dem Sprichwort „Aller Anfang ist schwer" abgesehen, bey weitem die größten Schwierigkeiten, da sich hier, besonders in den mit A und B beginnenden Wörtern die größte Reichhaltigkeit und die meisten eigenthümlichen Redensarten der Spanier zusammen finden. (Man sehe z. B. nur die S. 65 — 106 dieses Werkes enthaltenen Wörter, die mit Al — beginnen). Diesem Umstand muß man es auch zuschreiben, daß des Wörterbuches erste Hälfte nur fünf Buchstaben umfaßt. H. v. Seckendorf gibt als Verhältniß dieser fünf Buchstaben zu den sämmtlichen folgenden des Alphabets an wie 485 : 515. Wir haben dasselbe Verhältniß nach einem, jedoch schon ältern, spanischen Wörterbuch berechnet und gefunden, daß es eher wie 493 : 485 ist.

Es kann hier nicht der Ort seyn, mit dem Verf. über das und jenes Verfehlte oder Uebergangene zu rechten; auch ist dessen nur äußerst wenig und bezieht sich größerntheils auf die spanischen Sprüchwörter, deren Reichthum freylich überschwänglich zu nennen ist und mit denen man fast nur in Spanien selbst und aus dem Munde des Volkes sich bekannt machen kann. Es ist derselbe Fall mit vielen einzelnen Wörtern, welche, im Süden von Spanien vorzüglich, noch aus der Zeit der Mauren im Munde des Volkes und in dessen köstlichen kleinen Liedern fortleben, und welche wir hier vergeblich nachsuchten; H. v. S. hatte in dieser Rücksicht im Adolph Wagner, der neuerdings Bailey-Fahrenkrügers Englisches Wörterbuch neu bearbeitete, ein vortreffliches Vorbild, denn in diesem Werke finden sich eine Menge von Wörtern, welche nur in einzelnen Landstrichen und selten in der Schriftsprache vorkommen.

Das Verdienst der Einfachheit, Klarheit und Ordnung, das Lob des Fleißes, der möglichen Vollständigkeit und einer sehr zweckmäßigen und dabey sparsamen Einrichtung dem geschäzten Verfasser zugestehend, ermuntern wir ihn zugleich, auf dem betretenen Pfad, von dessen Schwierigkeit wir uns überzeugten, rüstig zum Ziele zu schreyen und uns recht bald die Früchte seines Fleißes vollständig in die Hand zu geben. Sollte der Sohn des verstorbenen J. D. Wagener durch den Erfolg des Nebenbuhlers seines Vaters den Muth nicht verlieren, mit welchem er anfangs mit Hrn. v. Seckendorf in die Schranken treten zu wollen schien, so könnten bey einem so lobenswerthen Wettstreite (aus dem jedoch Persönlichkeiten und verächtliche Seitenblicke entfernt bleiben können) die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur nur gewinnen.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Gräfin von Fargy. Ein Roman nach dem Französischen der Frau von Souza, Verf. der Adele von Senange von K. L. Methusalem Müller. Erster Th. IV und 268 S. Zweyter Th. 254 S. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandl. 1823.

Der Uebersetzer vergleicht diesen Roman einem Gemälde in einer Gallerie, das, anspruchslos, ohne vielen Farbenschmuck, anfangs übersehen wird. Fesselte es aber nur erst für einen Augenblick das Auge, so kehrt dieß, ersättigt von den übrigen, immer öfterer und lieber auf

daſſelbe zurück und ſehnt ſich nach der ſtillen Bedeutſamkeit und unerkünſtelten Anmuth. Daß ein Ueberſetzer ſein Original gern hoch anſchlägt, iſt bekannt. Indeſſen Herr Müller dürfte bey dieſer Vergleichung nicht zu viel Gutes geſagt haben. Keine raſche Handlung, keiner der glänzenden, kräftigen Charaktere, wie ſie ſich in Walter Scotts Phantaſiegemälde geſtalten, keine künſtliche Verwickelung der Begebenheiten zeichnen dieſen Roman aus. Hier ſehen wir nur ein Opfer der unerſättlichen Ehrſucht, und der Habſucht, welche der erſtern zum Hebel dienen ſoll, in dem Grafen von Fargy. Um jener zu genügen, will er den einzigen Sohn, den ſeine herrliche duldende Gemahlin bis zum Jünglingsalter gebildet hat, aus ihrem Umgange entfernen, ihn in die große Welt einführen. Er hat das ganze Vermögen in Laws Papieren verloren. Damit iſt jeder Plan der Ehrſucht in der Habſucht untergegangen. Arm und verlaſſen vom Hofe des Regenten v. Orleans, verſpottet von den Speichelleckern, wird er wahnſinnig und der Sohn, der Liebling ſeiner Mutter, ſchwört, ſie nie wieder zu ſehn, bis ſie mit dem Vater, der durch ihren Anblick ſtets wilder wird, aus deſſen Nähe ſie fliehn muß, wieder verſöhnt ſeyn werde. Sie hatte das ihr zuſtehende Vermögen, aus Liebe zu dieſem Sohn, nicht opfern wollen, den haſſenswerthen Gatten zu retten. Sie flüchtet ſich verzweifelnd in ein Kloſter; der Sohn durchſtreift Frankreich und Italien und rettet hier der Frau von Limours das Leben, als dieſe in einem vom Feuer ergriffenen Hauſe umzukommen fürchten muß. Mit ihr kehrt er nach Frankreich zurück. Hier lernt er das Fräulein von Nançai kennen, die, ſo jung ſie iſt, die Vertraute ſeiner tief gebeugten Mutter geworden war, da ſie in dem Kloſter, wo jene Ruhe zu finden ſuchte, erzogen wurde. Er gewinnt ihre Liebe und beyde werden, als der Graf von Fargy durch die Bemühungen des berühmten Arztes Chirac wieder zu Sinnen gekommen und mit ſeiner Gemahlin ausgeſöhnt iſt, ein Paar, ein ſo glückliches Paar, wie Fargys Eltern ſtets geweſen ſeyn würden, wenn die Klippe nicht geweſen wäre, woran der Graf ſcheiterte. Dieß iſt die ganze Fabel des Romans. Daß ſie nun zwey Bände zu füllen, die über 500 Seiten halten, ziemlich ausgeſponnen werden mußte, wär' das Einzige, was ſich etwa tadeln ließe. Zum Theil liegt dieß Ausſpinnen in der häufig verwaltenden Briefform, zum Theil in der, den Frauen ſo gewöhnlichen Breite, die ſie auch als Schriftſtellerinnen nicht verläßt. Sie wollen auch den kleinſten Umſtand nicht im Dunkeln laſſen, obſchon jeder wiſſen würde, wie es damit ſtände. Dann könnte man wohl auch die Lobſprüche angreifen, die dem verrufenen Prinzen Regenten von Orleans, dem Verderber Ludwigs XV., gezollt werden. Der Ueberſetzer hätte dieſe Schmeicheley des Originals billig unterdrücken können. Dagegen werden dieſe kleinen Mängel durch die Treue, die Wahrheit vergütet, mit welcher uns die Charaktere des zwiſchen Vater und Mutter ſchwankenden Sohnes, der leidenden Gräfin, die aus Liebe zu dieſem Sohne nicht in die Abtretung ihres Vermögens willigt, um die tollen Mißgriffe des Vaters auszugleichen; des Herrn von Entragues, der den Vermittler zwiſchen allen Partheyen macht, beſonders aber des liebenswürdigen Arztes Chirac, entgegen treten. Gewandter, theilnehmender, mit tieferer Menſchenkenntniß ausgerüſtet, mit mehr Willen zu helfen, zu tröſten, kann kein Arzt handeln, als dieſer, der daher in dem ganzen Roman als der rettende Engel erſcheint und deſſen Kunſt den geſchürzten Knoten am Ende aufs glücklichſte zu löſen vermag. Der Ueberſetzung iſt, als ſolcher, das größte Lob zu zollen. Es wird Niemand finden, daß ſie Ueberſetzung iſt. S. 38 im 2ten Th. muß die oſtindiſche Compagnie wohl zu einer weſtindiſchen werden, inſofern von Laws Schwindeleyen die Rede iſt.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die beyden Bräute. Trauerſpiel in fünf Akten, von Julius Körner. Leipzig b. Hartmann 1823. 164 S. 8.

Ein Roman von Auguſt Lafontaine heißt bekanntlich ebenfalls die beyden Bräute. Die Fabel dieſes Trauerſpiels hat nichts Weſentliches damit gemein, und der Verf. hätte, um alle Verwechſelung zu vermeiden, wohl gethan, einen andern Titel zu erwählen, z. B. den: Anderthalber Bräutigam; denn in der That, wenn man es mit dem Begriffe eines Bräutigams nicht allzugenau nimmt, ſo hat jede der zwey Bräute anderthalben. Eduard und Emma lieben einander. Der Vater der Emma iſt gegen die Verbindung, die Tochter will aus Liebe zum Vater derſelben entſagen, will ſogar dem Maler Franzesko die Hand geben, und die Sache ſtößt ſich nur daran, daß dieſer die Hand ohne das Herz nicht mag. Da nun der Vater S. 18. meint, das werde ſich ſchon geben; ſo kann dieſer Franzesko wohl für einen halben Bräutigam paſſiren. Bald darauf aber wirbt Eduard um Emma's Hand, und auf ihr dringendes Bitten willigt — obwohl ziemlich unwillig — der Vater ein. Das wäre denn ein ganzer Bräutigam. Aber auch Adelma, ein vornehmes Fräulein, liebt den Eduard, und da ſie früher ſchon einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht hat; ſo gelingt es ihr mit Hülfe eines vertrauten Cicisbeo (Fereskaldi), den Eduard glauben zu machen, daß Emma ihm untreu geworden ſey und den Maler zu ihrem ganzen Bräuti-

gam erkoren habe. Das bestimmt ihn denn, die Adelma zu seiner ganzen Braut zu machen, und diese hat also nun auch einen ganzen Bräutigam. Bald aber entdeckt der ganze Bräutigam zweyer Bräute (man könnt' ihn auch wohl einen Doppelbräutigam nennen), daß die zweyte Braut ihn überlistet hat, und diese (die Adelma) verspricht nun dem Cicisbeo Fereskaldi ihre Hand unter der Bedingung, daß er den Eduard umbringe. Ein solcher bedingter Bräutigam kann nicht für mehr, als für einen halben gelten, und so kommt denn auch auf sie anderthalber. Dieser arithmetische Tragödienknoten löset sich nun folgendergestalt. Anstatt daß Adelma's halber Bräutigam, Fereskaldi, ihren gewesenen ganzen umbringen soll, kehrt das Schicksal den Spieß um: Fereskaldi wird von Eduard im Zweykampfe erstochen. Während dessen aber hat die Erbraut Adelma ihre glückliche Nebenbuhlerin zum Thee eingeladen, und mit einem Pulver vergiftet, welches ihr die Zigeunerin Martha zu diesem Behufe gegeben, und S. 135. mit dem Zauberspruche gekräftiget hat:

Eule mag schrei'n,
Unke soll stöhnen,
Mitternacht dröhnen (!)
Todtenuhr tönen:
Gräber, nehmt ein!

Der ganze Ex-Bräutigam, Eduard, nebst Emma's Vater kommen noch eben recht, die Vergiftete sterben zu sehen, und die Erbraut, Adelma, übergibt sich als Mörderin der eintretenden Wache. Vorausgesezt, daß das Criminalgericht zu Rom, welches der V. S. 164. santa Inquisitione nennt, an der Giftmischerin Gerechtigkeit übt; so kommen demnach zwey ganze Bräute, aber nur ein halber Bräutigam um. An der einen ganzen Braut und an ihrem halben Bräutigam ist nichts gelegen, beyde sind schlechte Subjecte, wie im Leben, so in der Tragödie. Aber daß auch die zweyte Braut, die ganz unschuldig und tugendhaft ist, den Tod leiden muß, das läuft gegen die bekannte Regel des Aristoteles, der am tragischen Helden einen Schuldfleck verlangt. Weit eher verdient Eduard den Tod, denn er, mit seiner Doppel- oder Wechsel-Liebe zu zwey Bräuten, ist ein ziemlicher Sünder, seiner albernen Leichtgläubigkeit gar nicht einmal zu gedenken.

Ey, wird man sagen, was kümmert der Aristoteles einen modernen Tragöden? Wir bemerken gegen diesen Einwand, daß Herr Julius Körner eine Stelle aus der Poetik des Stagyriten als Motto auf den Titel gesezt, mithin dessen Poetik anerkannt hat. Er hätt' also auch jene Regel befolgen, oder — die Ausnahme durch die That rechtfertigen müssen. Das hat er nicht bewerkstelliget; denn sein Trauerspiel ist ohne tragische Wirkung, wovon die Ursache weit mehr in der Fabel und in den Charakteren; als in der Flachheit der Diction und in der Abgeschmacktheit vieler einzelnen Stellen zu suchen ist.

Gleich auf der ersten Seite muß Emma die Blüthen zum Brautkranze mit ihren Thränen groß ziehen. Von Bäumen allenfalls läßt sich das sagen, aber nicht von Blüthen. S. 15. versinkt sie in wehmüthiges Denken. S. 20. sagt Eduard zu ihr: Bald sind wir unser. Das zeugt von einem betrübten Denken, von einer betrübten Sprachlogik.

Emma hat sich eine Phrase der Dienstfertigkeit angewöhnt, die auf's wenigste sehr unpoetisch ist. Als S. 46. Adelma eine Anwandlung von Eifersucht hat, die sie verbergen will, fragt Emma:

Was ist euch zugestoßen?
Kann ich euch nichts besorgen? sagt doch, Fräulein!

Und als S. 55. ihr Vater eben schreibt, und sie ihm gegenüber nähet, eröffnet sie das Gespräch mit den Worten:

Kann ich euch nichts besorgen, lieber Vater?

Dagegen macht sie S. 57. eine sehr poetische Anwendung von dem Sprichworte: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Und ob ein Sohn den Vater auch verließe,
Der Tochter treu'res Herz vermöcht' es nicht.
Fremd ist die Unnatur des Weibes Seele.
So hält der Apfel an dem Zweige fest.
Und ob des Himmels Stürm' ihn weg dort rissen,
Er fällt ganz nah am Vaterstamme nieder,
Wo er entstand, will er vergehen wieder.

Schade daß das Sprichwort nicht von der Birne spricht! Dann hätte sich das Gleichniß viel besser ausführen lassen, z. Beyspiel:

So, wenn der Sturm den Apfel reißt vom Zweige,
Rollt er, der runde, weit oft weg vom Stamm',
Allein die länglich schön geformte Birne
Bleibt liegen dicht dabey, bis sie verfault.

Daß der Ausdruck S. 134:

Von dir zu sterben, sagen nichts die Sterne —

undeutsch ist, ließe sich allenfalls der Zigeunerin Martha zu gute halten; aber S. 151. sagt Eduard, als er den Fereskaldi erlegt hat:

So sterb' ein jeder, der ein solches thut —

und bald darauf:

Todt liegt der Feind, nun gilt's hinweg zu eilen.
Sonst möchte mir das heilige Gericht
Ein Haus anweisen, wo nicht gut zu wohnen.
Doch, Emma — bey Adelma ist sie jezt.
Erst noch zu ihr, sie muß mein Fortgehn wissen.

Das Fortgehn ist auch unserm Poeten unbenommen; aber das Fortfahren (auf der tragischen Dichtbahn) müssen wir ihm widerrathen.

Sein Drama wird vergehn im Krämerladen.
So stirbt ein jedes, das ein solches ist.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 30. August 1823.

Geschichte.

Aelteste Geschichte von Tegernsee aus den Quellen bearbeitet von Max Freyherrn von Freyberg. München, 1822, bey Karl Thienemann. 292 S. 8.

Die Geschichte dieser uralten, an dem stillen See von himmelansteigenden Bergen umgebne, so malerisch gelegenen Abtey, jezt ein Lieblings-Aufenthalt S. M. des Königs von Bayern, wird schon der neuen Bedeutung des Ortes wegen eine erwünschte Erscheinung seyn. Doch nicht minder als den mit Treue und Liebe an seinem allverehrten Könige hängenden Bayern wird dieses kleine Werk den Freund des Alterthums, den gründlichen Forscher der Geschichte erfreuen.

Der Verfasser, der sich ganz neuerdings durch seine gekrönte Preisschrift über Bayerns ältere Rechtsgeschichte für dieses Fach rühmlichst legitimirt hat, erzählt uns hier in 7 Capiteln die Geschichte der Familie des heiligen Quirins, welche den Inbegriff sämmtlicher zur Abtey gehörigen Personen bildete. Die fünf ersteren derselben enthalten die Geschichte Tegernsee's von seiner ersten Gründung in grauer Vorzeit des Licht und Heil bringenden Christenthums, dann unter seinen verschiedenen Aebten bis in den Anfang des 14ten Jahrhunderts; das 6te beschreibt Tegernsee unter den Carolingern und das 7te die Verfassung des Klosters nach seiner Wiederherstellung.

Angehängt ist eine interessante Sammlung von Beylagen, 1) über Stamm und Geschlecht der Stifter von Tegernsee, 2) Mortylogium antiquissimum, 3) Urbarium antiquissimum, 4) Codex epistolarum.

Nur kurze Zeit ist seit Aufhebung der Klöster verflossen, und schon fühlt man, daß um dem Uebel ihrer zu großen Anzahl abzuhelfen, ein anderer Fehler begangen worden, ich meine ihre gänzliche Aufhebung, wenigstens in so vielen Staaten. Die Bedürfnisse des Tages können nicht alles entschuldigen; die Institute aber, die zum meisten Theil mitgewirkt haben, den Zustand der Kultur herbeyzuführen, dessen die Menschheit sich jezt erfreut, hätten dennoch mehr Anerkennung, oder wenigstens Benützung ihres gleichzeitigen Strebens nach einem höheren Ziele, verdient und erheischen sollen. Allein der Zeitgeist hatte ihnen den Stab gebrochen, man sollte nichts wie Ausartung in denselben erkennen.

Der parteylose Leser erfreut sich in den ersteren Kapiteln dieser Geschichte mit Bewunderung der patriarchalischen Verwaltung des Gotteshauses und der frühesten Lebensordnung seiner Mönche von St. Benedikts Regel, der Regsamkeit ihrer Künstler-Stätten, ihres Fleißes und ihres lebendigen Verkehrs großer Ideen und fruchtbarer Entdeckungen im Gebiete des Wissens. Schon in grauer Vorzeit war Tegernsee die Wiege der geistigen Kultur in jenen Bergen und rief so manches in's Leben, was, wenn gleich oft unterbrochen, doch immer wieder mit neuer Kraft erblühte und schöne Früchte bringen mußte. In Beziehung auf Personen-, Adels- und Kloster-Recht sind besonders die lezteren Kapitel, so wie der Anhang interessant. Der pragmatische Theil ist von dem Verfasser, dem die Quellen alle zu Gebot standen, mit Urkunden belegt.

Zum Schlusse giebt sich Referent das Vergnügen, seine Leser mit beyfolgendem Auszug einen Blick in das Kloster und seine Einrichtung werfen zu lassen:

„Die Pflichten des Abtes — in geistlicher Führung des Hauses und der Seelen — waren in der Regel des Ordens verzeichnet. In weltlicher Führung dieser großen Gesammtheit von Gütern und Personen wurde nicht minder von demselben gefordert, was ein guter Haus-Vater seiner Familie schuldig ist. Dazu gehörte viele Klugheit, Weisheit und Kraft, in einer Zeit, die so vieles der Tüchtigkeit der Person anheim gab. Welchen Fleiß erforderte nicht schon der Haushalt; und wie vieler Freunde bedurfte man nicht, um hier den Eingriffen roher Gewalt die Spitze zu bieten; besonders da St. Quirins Patrimonium an der Etsch, der Donau und Isar — umgeben von gefährlichen Nachbarn — zerstreut lag. Was gaben überdieß selbst die eigenen Vögte nicht zu schaffen. Welche schwere Pflichten hatte der Abt als Hirte der Seelen, als Vater der Mönche. Und wie oft entrissen ihn nicht die Geschäfte der Kirche und des Staates, die ihn über die Alpen oder an das Hof-Lager riefen, aus der Mitte seiner Familie, wo so vieles zu besorgen war.

Wie dringend war also die Bestellung der Aemter mit tüchtigen Leuten. Diese aber übte der Abt nach dem Vorschlage der Brüder. Unter seiner Aufsicht verwalteten die Pröbste ihr geistliches Amt, so wie die Aufsicht über die Güter. Diese überkamen ihre Würde, auf Vorschlag des Abtes, durch das Kapitel. Die äußern Provisoren und Dekane standen unter ihnen. Nach der Aernte ritten sie hinaus, die Vorräthe auf den Speichern und in den Kellern zu besehen. Was über den Verbrauch des Ortes, über Abzug dessen erübrigt, was der Gastfreundschaft gewidmet war, sendeten sie in das Kloster an den Kämmerer, welcher der eigentliche Verwalter der Vorräthe und Gelder war. Von diesem empfiengen die Offizialen, was zum täglichen Verbrauche nothwendig war; und so war der Kämmerer in der Uebersicht der jährlichen Ausgaben sowohl, als der Einkünfte des Hauses. Auch die Geschenke der Freunde des Klosters, und Alles, was die Novizen mit dahin gebracht, hat er in Empfang genommen. Nur was unter einem Solidus war, wurde sogleich an den Kellerer zur Unterstützung der schwächern Mönche (delicatos) abgegeben: geopfertes Kirchen-Geräthe verblieb der Sakristey. Wohl mochte der Kämmerer Geschenke und Früchte auch für Geld verwehrten, doch war er verpflichtet, immer ein Stück des Kauf-Schillings wieder hinzugeben, damit St. Benedikts Regel „ut res nostræ semper vilius vendantur" in Erfüllung komme. In Benehmen mit Kämmerer und Prior, besorgte der Kellerer den Tisch. Unter seinem Schlüssel stand all in den Maierhöfen und Ställen befindliches Vieh und Geflügel, und aller Speise-Vorrath überhaupt; der Obst-Garten aber gemeinschaftlich mit dem Hospitar. Auch über das Gesinde übte er die Disciplin, und schwang wohl selbst oft die Geisel, jedoch nicht ohne nach der Buße dem Reuigen Wein und Brod zu reichen. Pater Congregationis, so nannten sie ihn; er führte den Hammer zur Glocke, die die Brüder an ihr Tagewerk rief. Der Granatarius, Custos vini, der Gärtner und Fisch-Meister waren seine Untergebenen. Dem Granatar hinwiederum gehorchten die Bäcker, Last-Thier-Treiber, der Wäscher und der Refectorarius. Der Custos vini wachte über den Keller, der auch seine Schlafstätte war. Der Refectorar sorgte für die Bekleidung des Tisches, und gab das Zeichen zum Anrichten. Dann kam der Abt in die Küche, um nachzusehen, ob die Portionen ohne Ansehung der Person vertheilt worden.

Der Hospitar war der Spender gastfreundlicher Gaben. Doch wurden nur reisende Brüder im Refectorium gespeist. Kamen der Gäste nur zwölf bis fünfzehn, so erhielten sie auf des Klosters Villen Quartier, und jedem wurde Brod und Bier, auch Wein einzeln zugemessen; waren ihrer aber 50—100, so wurde überhaupt eine Quantität an sie vertheilt. Bey reisenden Brüdern des Ordens hatte der Hospitar auch für die Diener und Pferde zu sorgen; und sonderbar! auch für die Todten, die zum Kloster gebracht wurden fürzusehen, war seines Amtes. Jeder, der den Abt sprechen wollte, konnte dieses nur durch ihn. Er schloß nach dem Completorium die Abtey und öffnete sie des Morgens. Kam da nun ein Fremder, so führte er ihn ein, vor allem aber vor das Bild des Kreuzes, um den Besuch mit Gebet zu beginnen. Griff der Pilger gesättigt wieder nach dem Stabe, so stimmte der Hospitar das Miserere mit ihm an, und geleitete ihn betend an das Thor. Kleriker führte er in den Speise-Saal, nachdem er ihnen Kappe und Ueberkleid gereicht. Für hohe Gäste versäumte er nicht, sich bey dem Sacristan mit Wachskerzen und Nacht-Lichtern zu versehen. Neben dem Hospital hatte auch der Elemosinar für die Aufnahme der zu Fuße Reisenden zu sorgen. Er war es, der ihnen den ersten Tag ein Pfund Brod nebst Wein, den andern Tag ½ Pf. Brod und einen Denar zu reichen hatte. Die für Armen-Spenden bestimmten Naturalien; alle jene, von so vielen frommen Stiftern hiefür ausgeworfenen Gaben; auch was vermögliche Reisende an Geschenken zurückgelassen, stand unter seiner Verwaltung; eben so der für die Hülfsbedürftigen gesetzlich bestimmte zehnte Theil aller Renten der Kirche. Es lag in der Pflicht des Elemosinars wöchentlich hinauszugeben in die Hütten des Landes, um armen Erkrankten eine Gabe von Wein, Brod und Fleisch zu überbringen; Weibern ward diese Erquickung durch dritte gereicht. An dem Thore der Abtey wachte ein ernster, zum Lachen nicht geneigter Mann. Nie durfte dieser ein Pferd besteigen. Er empfing die in seiner Zelle absteigenden Gäste, wenn sie zu Pferde kamen, oder Brüder des Ordens waren, oder Weiber der Leute des Klosters. Sofort, nachdem sie von dem Connestabulus, der ihre Pferde besorgte, den Gruß empfangen, wurden sie zur Kirche geführt; indeß — zu Zeit des Winters — der Hospitar für warmes Fußbad besorgt war.

War einer erkrankt, so lag dem Infirmarius die schöne Fürsorge seiner Pflege ob. Besonders zugetheilte Diener giengen ihm hierin zur Hand; ein eigener Koch stand ihm zu Gebote.

Ueber des Klosters Bauten waren der Carpentarius und Aedituus bestellt. Der Schatz der Kirche wurde durch den Apocrisiarius gehütet. Doch war es der Elemosinar, der in der Kirche schlief, um hier Obhut zu pflegen. Was bey jenem von frommen Schenkern an Brod und Geld niedergelegt wurde, übergab er dem Elemosinar; Eyer und Käse dem Kellerer; einiges jedoch mochte er selbst für den Schmuck und die Beleuchtung des Tempels verwenden. Auch lag ihm ob, die Lichter für das Refectorium und die Kranken zu besorgen, und zu Zeit der Nocturn das Zeichen mit der Glocke zu geben. Der Armarius war totius scripturæ magister et provisor. Je

in quadragesimâ wurden den Brüdern die zu lesenden Bücher vertheilt, die unter des Armars Verwahrung standen. Die Besorgung der Abschriften stand unter des Abtes eigener Revision. Regent des Chors- und Kirchen-Gesangs war nicht minder der Armarius. Sein Suffragan unterrichtete die Knaben unter seiner Aufsicht in der Musik. Aber die Sorge für die Sterbenden — das war sein ernsteres Geschäft. Auch für strenge Erfüllung der Jahres-Tage hatte er zu wachen.

Solches also war die Turne der Kleriker und Brüder, welche mit jener der Laven die Familie St. Quirins gebildet. Paßlich griff die Stellung, Eigenschaft, Thätigkeit und Würde aller einzelner Glieder in das gesammte Leben des Vereines ein. An feverlichen Tagen traten sie alle zusammen; und in vielen Dingen wurden sie alle gehört, oder zur Zeugschaft gerufen. An solchen Tagen durfte der Abt nicht versäumen, am Hoch-Altare zu stehen, und im Refectorium zu erscheinen. Für Empfang, Bewirthung andächtiger Gäste und ihres Gefolges gebrach es dann nie an der freundschaftlichsten Fürsorge, und zu ihrer Gesellschaft wurden die Beredtesten gewählet."

Naturgeschichte.

Die Wunder des Mikroscops oder Darstellung der Weisheit des Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen für Freunde des Wissens. Mit 9 Kupfern (Steinabdrücken!) Leipzig im Industrie-Comptoir, 1813. VIII und 125 S.

Eigentlich eine Uebersetzung von einem englischen Werkchen: The Wonders of the microscope. Herr D. Bergk hat dazu manche Zusätze gemacht, wie uns S. V des Vorworts lehrt, und so wurden aus 5 Kupfern des Originals neun Steinabdrücke. Es geht dem Menschen eine neue Welt auf, „wenn er sich, heißt es S. III. des Vergrößerungsglases bedient und damit die Milbe, wie den Elephanten, betrachtet." Den Elephanten möchte Ref. wohl einmal unter dem Mikroscop sehen, zweifelt aber sehr, daß ein zu diesem Behufe taugliches zu finden sey, es wäre denn etwa bey dem Riesenvolke in Gullivirs Reisen. Was aber die hier in dieser Schrift geschilderten kleinen Gegenstände anbetrifft, wie sie sich dem Auge unter dem Mikroscope darstellen, so wird jeder, der nicht schon damit bekannt ist, eben so unterhalten, als belehrt werden. Die Abbildungen sind reinlich und geben die Gestalt, wie sie sich, mehrere tausendmal vergrößert, zeigt. Eine Abhandlung über den Bau der Mikroscope und die dadurch gemachten Entdeckungen macht den Anfang. Dann folgt die Schilderung einer Nähnadelspitze, der Schneeflocken, des Punktes. Hierauf erscheint der größte Springer unter allen Geschöpfen, und gleich nach ihm tritt das sechsbeinige, langsam einherschreitende Ungeheuer des Hauptes einher. Fliegen und Infusionsthierchen machen mit den Mücken und Polypen nicht weniger Aufmerksamkeit rege und so folgen noch eine Menge Gegenstände. Besonders spricht der Schluß an: Vergleichung der Werke der Kunst und der Natur, durchs Mikroscop betrachtet. Dort alles rauh, uneben, voller Furchen; die feinste Nadel gleicht einer Eisenstange. Hier alles im schönsten Glanze, im größten Ebenmaaße, ohne Miß und Ungleichheit vollendet. Die ganze Parallele empfiehlt sich besonders dadurch, daß die verglichenen Gegenstände fast alle bey der Hand sind und also, was der Verf. von ihnen sagt, unter dem Mikroscop nachgesehen werden kann.

Dichtkunst.

Dichtungen von A. C. Lindenhan. Schleswig im Taubstummen-Institut. 1822. 202 S. gr. 8.

Dichtungen und Gedichte sind nach dem herrschenden Sprachgebrauche zwey sehr verschiedene Dinge. Erzählungen z. B. (wie wir sie alljährlich Schockweise in Toiletten-Kalendern und ästhetischen Tageblättern finden), Novellen, Romane, Theaterstücke, werden häufig — zumal von den Verfassern und ihren befreundeten Recensenten — Dichtungen genannt, wie prosaisch sie auch immer gedacht und ausgeführt seyn mögen. Dagegen versteht man unter Gedichten gewöhnlich solche Erzeugnisse, welche poetisch sind in der Erfindung, oder in der Form, oder in beyden zugleich; und meistentheils giebt man diesen Collectivnamen den Musenproducten kleineren Umfanges, als da sind Lieder, Balladen, Romanzen u. s. w. In beyderley Rücksicht hätte der Verf. die vorliegende Sammlung Gedichte nennen sollen, obwohl ihre poetische Kraft eben nicht vom ersten Range ist.

Herr L., obschon durch manche Beyträge zu Winfrieds nordischem Musenalmanache bekannt, scheint ein reifer, ernster und classisch gebildeter Geschäftsmann *) zu seyn, von hellem Verstande, klarer Weltanschauung und empfänglichem Gemüthe, geübt im Technischen der Poesie, fähig, seinen Stoff dichterisch zu gestalten; aber nicht reich genug begabt mit Phantasie, um überall den Leser zu ergreifen, festzuhalten, zu erwärmen, und mit bleibenden Eindrücken zu entlassen. Der Charakter seiner Gedichte ist Ernst und Würde; Feuer, Kühnheit, Erhabenheit gehen ihnen größtentheils ab.

*) Rec. hat eine feine Nase. Herr L. ist in der That Burgemeister in Hadersleben. M.

Das Gedicht S. 36 ff., die Sprache des Menschen, Herder's Macht des Menschen im dritten Bande der Adraſtea geſtändlich nachgebildet, iſt wohl gelungen. Doch hat uns in der 10ten Strophe das Knittern der Blitze Anſtoß gegeben, und der Ausdruck S. 43: „das Frühlicht wendet" (ſtatt kehret wieder) iſt undeutſch. Die Vaterrache S. 89 ff., in der Fabel dem Julius von Tarent ähnlich, iſt in ſorgfältig gebauten achtzeiligen Stanzen geſchrieben; aber die Ausführung iſt zu gedehnt. Wenn S. 98. der meuchleriſche Brudermörder daſteht „mit mordbegier'gen Tigerblicken, in der Bruſt die Hand;" ſo malt das zwar, aber nicht klar genug, weil die Hand in der Bruſt nicht ſo verſtändlich iſt, als die Hand im Buſen (an dem Griffe des im Buſen verborgenen Dolches) ſeyn würde.

Nicht peint ihn mehr der grimme Schmerz der Wunden,

heißt es S. 102. Warum nicht peiniget? Das Beywort grimme durfte nur wegfallen, ſo war das undeutſche Zeitwort peinen (peiner) vermieden unbeſchadet des Metrum.

Der Herameterausgang S. 77: „namenloſeſte Wonne" verſtößt gegen die Sprachlogik: das Namenloſe läßt nach der Natur des Begriffes weder einen Comparativ noch einen Superlativ zu, weniger als gar keinen Namen kann ein Ding unmöglich haben. Der Sechsfüßler S. 192.

Freu dich | und ſey ge | troſt! in | dir iſt | Gott du biſt | in ihm —

iſt eine Mißgeburt: das ſey im dritten Fuße iſt eine Länge und das in im ſechſten eine Kürze. Aber —

Leicht iſt es Fehler zu ſehn, doch ſchwer, ſie ſelbſt zu vermeiden.

ſagt der V. 177. Es mag daher bey obigen Rügen bewenden. Schließen wir lieber unſere Anzeige mit der Winterlandſchaft, die uns, den Hiatus im erſten Verſe der zweyten und neunten Strophe ausgenommen, dergleichen Anſtöße nicht hat finden laſſen, und die wir für geeignet halten, den Verfaſſer denjenigen Leſern zu empfehlen, welche die Decorationsmalerey der Modepoeſie nicht unfähig gemacht hat, an Matthiſſon'ſcher Landſchaftsmalerey ſich zu ergötzen:

Es hüllt in einem weißen Todtenſchleier
Ihr Antlitz die erbleichende Natur;
Allüberall herrſcht tiefe, ernſte Feyer
Und düſt'res, wehmuthsvolles Schweigen nur.

Verheerend ſtreifte über grüne Matten
Der rauhe Nord, es fiel das Prachtgewand
Des Waldes, wo in den verſchwiegnen Schatten
Die bange Lieb' einſt Gegenliebe fand.

Vom Berge rauſcht nicht mehr die Kaskatelle
Ins ſtille Thal mit lautem Sprudelklang;
Es ſteht, vom Froſt erſtarrt, die Silberquelle
Um welche Flora Blumenketten ſchlang.

Und doch, wie reitzend, o Natur! Es ſchauet
Mein Aug' entzückt das helle Schneegefild,
Den Berg, der dort in weiter Ferne blauet
Und rings Geſtalten regellos und wild.

An Baumeszweigen prangen weiße Flocken,
Wie einſt im Wonnelenz ihr Blüthenkranz.
Ein Weſtbauch fächelt und die krauſen Locken
Erzittern, ſchillernd in der Sonne Glanz.

Wie roſig ſtrahlt die Flur im Wiederſcheine!
Wie laut erklingt des glatten Stroms Kriſtall.
Wie färben ſich mit Purpurgluth die Haine!
Wie funkelt, leuchtet, glänzt das weite All!

Im Schooß des ſtillen Thales ruht, umwallet
Vom zarten Nebeldunſt, die Stadt wie ſchön!
Und durch die jauchzende Natur erſchallet
Der Silberſchellen fliegendes Getön.

Die Sonne ſank! Ein dichter Schleier umwebet
Mit Finſterniß das ſchimmernde Gefild,
Und in der Nacht, die ſchwarz hernieder ſchwebet,
Erblick' auffauernd ich des Grabes Bild.

Doch ſiehe! am azurnen Himmelsbogen
Hellleuchtend dort des Mondes Angeſicht.
Er kommt mit Siegesglanz herangeflogen
Und rings verklärt die Flur ein mildes Licht.

O Zauberſchein! du ſtrömeſt ſanft und leiſe
Ins ſtille Herz Gefühl der höhern Welt,
Du lächelſt freundlich, wie im Tod der Weiſe,
Wenn dieſes Lebens Dunkel ihm ſich hellt.

Ein gottgeſandtes wunderſüßes Ahnen
Ergreift den Geiſt, der frey den Fittig regt,
Und uns, entzückt, auf lichtumſtrahlten Bahnen
Zur ſchönern, heißerſehnten Heimath trägt.

So kann Natur! dein Reiz uns nimmer alten (?).
So rührſt du ſtets mit mächtiger Magie,
Und in den raſtlos wechſelnden Geſtalten
Erkennen wir nur Ordnung, Harmonie.

Ja! dieſe öde, nackte Leichenhülle,
Die ringsumher jetzt die Gefilde deckt,
Sie birgt die Kraft, die einſt in reicher Fülle
Zu ſüßem Duft die Lebensblüthe weckt.

Druckfehler.

In Nr. 52 des Lit. Bl. in d. Anz. v. d. Schweiz. S. 208, Sp. 2. erſte Zeile, muß nun ſtatt: um u. a. d. 3ſten Zeile nach: widerlegt — wird eingeſchoben werden.

Nr. 59, in d. Anz. v. Cunows Federſtichen S. 234, erſte Sp. Zeile 17, muß nach: finden ſich eingeſchoben werden.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. September 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Renegat. Aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt in das Deutsche übergetragen von Theodor Hell. Erster Band. Dresden 1823. in der Arnoldischen Buchhandl. 207 S. 8.

Wo der Roman in die Geschichte geräth, da läuft die Geschichte Gefahr, zur Fabel zu werden, an die man nicht glaubt; und oft wird dann das Wesen der Form, spielender Unterhaltung kritischer Ernst weichen. Dieß gilt auch von diesem Romane, welcher in die Periode des Untergangs der Merovinger verlegt ist, und in dem Sevenner-Gebirge seinen lebenvollen Spielraum hat. Abgegangen von dieser Ansicht, wird man sich auch hier des muntern Colorits erfreuen, welches die ähnlichen Producte eines Florian, Chateaubriand und Andrer vorzüglich auszeichnet. Man weiß es schon, daß es dabey nicht grade so auf correcte Zeichnung, als auf Effect, nicht so auf Anspruchlosigkeit der Einfalt, als auf Glanz der Schilderung abgesehn ist. Und da nun der Verfasser die Saracenen ihren zweyten Einfall machen läßt, kann es an tüchtigem Rumor und Unfug nicht fehlen. Indessen wird aus einem, in den Sevennen liegenden Schlosse, Luteve (S. 3.), die Fürstentochter Ezilde hervorgerufen, um von Gondair, dem Manne vom schwarzen Felsen, zur Volksretterin geweiht zu werden (S. 85.). Ihr gegenüber steht Agobar, der Renegat — ein zweyter Abbällino, hier abscheulich, wie die Hölle (S. 22.), dort vollkommen, wie ein Halbgott (S. 72. 26.). Hart wird ihm ins Gewissen geredet, sich zu bekehren (z. B. S. 80.), und der Felsenmann selbst erschöpft sich gegen ihn unter andern in folgenden „erbaulichen" Reimen:

„Vergebens hat das Waffenglück
Des Feindes ihn mit Ruhm gekrönet;
Sein wahres Heil kehrt nie zurück.
Nie wird der Himmel ausgesöhnet:
Gäb' ihm auch Gott zur Buße Zeit,
Hat ihn sein Blitz noch nicht getroffen,
Das Strafgericht ist doch nicht weit,
Und keine Rettung mehr zu hoffen:
Es bricht herein die Todesnacht,
Dort an den fernen Seegestaden
Zerfleischen Raben nach der Schlacht
Den blutgen Leib des Renegaten."

die zur Harfe besonders gut geklungen haben müssen, da sie Agobar in höchsten Harnisch zu bringen vermochten (S. 30.). Wer hätte nun gemeynt, daß diesem König des Verderbens die niedre Blume des Feldes, die Jungfrau von Luteve, so viel zu schaffen machen, ja daß am Ende sie in ihm den ihr im zehnten Lebenslenze verlobten Königssohn Clodimir (S. 14.), dem Goldschmidt und den von ihm gearbeiteten Ringen seys gedankt! (S. 130.) erkennen, und dem gefangnen Feinde die Flucht auf dem seiner harrenden Rosse befehlen sollte (S. 140)? Aber was vermag nicht Körperkraft mit Seelenstärke, physische Ausdauer und Geistesgegenwart; Gewandtheit der Glieder und Schärfblick, Engelschönheit und Himmelstugend, wenn das Glück die Unternehmungen begünstigt, die Natur alle Hülfsmittel darbietet? Und dieß ist mit wenigen Zügen der Inhalt von Ezildens Lebensgeschichte. War sie um Rath und Auskunft verlegen, so stellte sich der Mann vom Felsen ein. (S. 45. 51. 85 ꝛc.) Bedurfte ihr Geist einer bestimmten Richtung; so tönte ihr's im Traume vom Himmel (S. 49.). Nachdruck wünschte sie ihren Volksreden, und die Donner des Himmels begleiteten sie (S. 99.). Mit Amalbergers Klosterfrauen flüchtet sie ohne Kenntniß einer sichern Freystatt, und es eröffnen sich jene unterirdischen Hallen, die Vercingetorix seinem Heer vor Jahrhunderten bereitet (S. 97.). Sie sucht geheimen Ausgang durch morastige Untiefen und Abgründe, und sie umfängt ein Pallast. (S. 55. 57.) Sie will bey Agobar um Gnade und Abzug für die Nonnen flehn, und ihr kommt selbst die Gelegenheit, Agobar's Leben zu retten, Augenblicks vorher in die Hände (S. 70.). Von der Feste Segorum (S. 108.) geht ihr Plan aus, das wankelmüthige Bergvolk, das zum Theil erschreckt schon den Turban ergriffen, (S. 6. 98.) zurückzubringen zum christlichen Muthe, zu dämmen dem Vordringen der Saracenen. Und sie siegt nicht allein durch Kunde der Gegend, namentlich der verborgenen Treppe zur Feste, (S. 110.) sondern auch durch ihre Schönheit. Der Saracen fällt ihr zu Füßen: „himm-

lisches Wesen, was willst du „von mir?“ Und die Nacht, bestimmt zum entscheidenden Ueberfall, erscheint selbst (S. 112.) wie im Brautbunde der sich ihr anschmiegenden Natur. Wie hier das Glück, so hat bey Agobar die Verzweiflung den Muth gesteigert. Zurückgewiesen von Land und Krone, bahnt ihm aus der Werkstätte des Verraths, dem fälschlich zur Freystatt gewählten Kloster, Dagoberts gerettetes, blutiges Schwert (S. 171.) den Weg zu neuem Jammer in dem Verlust des Freundes und der zweyten Braut, Anathildē (S. 197.), und empört gegen sein Schicksal, reicht er den ihn allein aus dem Meere glücklich rettenden Saracenen die meineidige Hand, welche mit der verschmachteten Geliebten den Himmel, den Glauben und Gott verlor (S. 201.). Ob nun der Renegat es bleiben, und der Barde prophetisch gesungen haben, oder, ob Eins werden wird, was sich entgegenstand, muß der zu erwartende zweyte Band sagen. — In der fließenden Uebertragung des Werks würden wir S. 13. 134. das Wort Franzósinn wegen der Nebenbedeutung tilgen; S. 28. statt: „dem Genius verzeih' ich Alles“ „dem Genie“ (von ingenium) setzen, auch S. 16. eher dem Herzen, als dem Geiste, tiefe Falten beylegen. — Bey dem sonst richtigen Druck muß S. 3. Gevaudam statt Gorandam, S. 93. Sapphiren statt Saphyren, S. 97. Vereingetorte statt: Vereingintorte, S. 187. Fußboden st. Fußboten, S. 202. dem Muth verbürgt die Ausführung, statt verbirgt, S. 204. Novempopulanium statt Norempoputorium gerügt werden. Auch muß es wohl S. 25. statt: nichts kommt der Mißgestalt seiner Seele gleich, als der Schönheit seines Aeußern — so heißen: nichts kommt der Mißgestalt seiner Seele weniger gleich u. s. w.

Dichtkunst.

Ländliche Gedichte von J. J. Rütlinger in Wildhaus im Obertoggenburg. Erstes Bändchen. Ebnat, Kanton St. Gallen, Verlag der A. Kellerischen Buchhandlung. 1823. XXIV und 144 S. 8.

Wie er zum Dichter ward, erzählt der Verfasser ungefähr also: In einem hochgelegenen Bergthale der östlichen Schweiz, zu oberst im Toggenburg, auf dem nämlichen Wiesengrunde, wo die Geburtshütte des Reformators Ulrich Zwingli noch zu sehen ist, genoß ich meine einfache Erziehung, neben noch fünf andern Geschwistern, im Schoße armer, aber redlicher Eltern. Mein Vater war mehr als dreißig Jahre Schulmeister von 50 bis 60 Kindern. Für die elende Besoldung von 18 bis 20 Gulden ertheilte er alle Winter 20 bis 22 Wochen seinen, freylich auch einfachen und ärmlichen Unterricht. In dieser Schule konnte ich also nichts lernen, als eine mechanische Handschrift zeichnen und oberflächlich lesen. Das war alles. Der Vater wollte mich nun auch zum Schulmeister haben. Das neue Schulwesen hatte so eben in unserm Kanton den Anfang genommen. Hr. Pfarrer Steinmüller in Rheineck eröffnete Lehrcurse zur Bildung neuer Schullehrer. Mit der fast ökonomisch erschöpfenden Anstrengung meines Vaters konnte ich einen derselben besuchen. Etwa 47 Zöglinge befanden sich auf diesem Institut. Der Curs dauerte neun Wochen. Ich war 17 Jahre alt und fing nun an Schule zu halten. Wollte ich den Platz eines Schulmanns behaupten, so war es schlechterdings nöthig, mich durch eigne Anstrengung weiter zu bilden, das fühlte ich wohl. Ich fing an zu lesen, wo ich etwas erhaschen konnte, denn eigene Bücher hatten weder ich noch mein Vater. Mitunter kamen mir auch etwa Gedichte zu Handen, und diese zogen mich fast am meisten an. Die Winterabende waren mir sehr lang. Diese ununterbrochen mit Lesen zuzubringen, wollte mir endlich nicht mehr so ganz behagen. Abwechslung schien mir dieselben zu würzen und zu verkürzen. Verse machen, dachte ich, das wäre doch eine herrliche Beschäftigung mitunter. Ich probirte. Das Ding aber war nicht so leicht, wie ich mir's vorstellte. Wohl kamen Verse zum Vorschein, aber ich merkte, daß gar vieles ihnen mangelte, was ich mir nicht zu erklären wußte, wenn ich wieder andere Gedichte zu lesen bekam. Dieses schreckte mich dennoch nicht ab; ich machte und versuchte immer wieder. Einst bekam ich Hebel's allemanische Gedichte zum Lesen. Was war natürlicher, als daß ich auch versuchte, in der Volkssprache zu dichten, weil ich mir's so leicht vorgestellt. Aber, ach Gott, auch hierin täuschte ich mich eben so sehr, wie in der ersten Art zu dichten. Nun trieb ich die Sache so fort, ohne alle poetische Regel und Kenntniß, wie mich die Laune ankam. Auf diese Weise sind die vorliegenden Gedichte entstanden.

Und warum sie gedruckt wurden? Des kärglichen Schulmeisterdienstes müde, von einem Freunde, der sich in Amerika glücklich angesiedelt hatte, ermuthigt und von einer Lebensgefährtin begleitet, die ihm über Land und Meer zu folgen entschlossen ist, verläßt der Naturdichter sein Vaterland und wollte gern den Freunden und Bekannten ein Andenken hinterlassen.

Mit dem vorstehenden ist der Standpunkt für die Kritik gegeben. Von Regeln der Sprache oder der Dichtkunst kann hier die Rede nicht seyn und die mancherley Fehler gegen beyde müssen nicht anstoßen. Will man sich darüber wegsetzen, so findet man in dem Schullehrer aus dem Toggenburg einen wahrhaft poetischen Geist, und in seinen Liedern nicht etwa Reminiscenzen von Gelesenem, sondern eigenthümliche, starke und kräftige Bilder, wie sie ein reines und edles, für alles Wahre, Schöne und Gute empfängliches Gemüth in den vaterländischen Gefilden erfaßt, mit regsamer Phantasie verbunden hat und mit

offener Herzlichkeit ausspricht. Als Belege dieses Urtheils mögen die Erinnerungen dienen, welchen die Aufschrift gegeben ist:

Aus meiner frohen Kinderwelt.

Wie murmeln — ach! die Silberwellen
Des Bächleins mir so heimisch nah,
Wo ich als kleiner Knab' im hellen
Gewässer froh das Fischlein sah.

Mit Einmal stellen sich die Scenen
Der eignen Kinderwelt mir dar.
Und jedes Plätzchen könnt ich nennen,
Das mir ein Paradies einst war.

Ich flog so oft auf leichten Füßen
An dieses Bächleins grünen Rand,
Wo tief und still die Wasser fließen,
Mit Fischerangeln in der Hand.

Zog ich ein Fischlein, — welche Freuden
Durchhüpften dann mein junges Blut;
Ich trug an einem Zweig von Weiden
Es stolz nach Haus, das reiche Gut.

An diesem kleinen Flüßchen weilte
Ich oft als Schiffer, stundenlang.
Ich warf ein Hölzchen ein und eilte
Ihm nach, und lenkte seinen Gang.

Und oft schnitt ich mir Weidenflöten,
Wohl auch an diesem Silberbach;
Da mochten kaum sich Berge röthen,
Blies ich der Amsel Töne nach.

Wann nun der Sommer Beeren reifte,
Ward mir so wohl, so innig wohl;
Mit meinem kleinen Körbchen streifte
Ich durch's Gebüsch, und pflückt es voll.

Oft schnitt ich eine bunte Heerde,
Aus Apfelmästen, Kühe mir;
Da hätte wohl die ganze Erde
Mir lange nicht genügt dafür.

Erwacht ich morgens früh vom Schlafe,
Trieb ich vor mir — ich kleiner Hirt —
Ein weißes Trüppchen holder Schaafe,
Mit einem Stabe ausstafirt.

Da jauchzte ich auf grüner Heide
Und sprang mit leichtem frohem Sinn.
In hoch entzückter Jugendfreude,
Mit muntern Lämmern her und hin.

Oft ließ ich dann auf ferne Fluren
Die lieben Schäfchen weidend geh'n;
Da mußten mancherley Figuren,
Aus wachsem Leim geformt, entstehn.

Bald klomm ich auf zum höchsten Wipfel
Im dicht bewachsnen Tannenhain,
Und wähnte über alle Gipfel
Der Berge, himmelnah zu seyn.

Noch öfter jagt auf Alpenpfaden
Ich wie die Gemsen her und hin,
Mit Sennten oder Milch beladen —
Des Rindviehs herrlichstem Gewinn.

Da war mir wohl — o! diese Zeiten
Vergeß ich nimmer, nimmermehr!
Ein neues Reich von Fröhlichkeiten
Mit Glanz und Klang war um mich her.

Auf meinen freudgebahnten Wegen
Da glänzte mir auf einer Höh',
Im Silberscheine klar entgegen,
Ein waldbegränzter Alpensee.

Hier sah mit Wunder und Vergnügen
Ich Wasserlilien schwimmend blühn,
Und Pfeilen gleich, in schnellen Zügen
Der Fischlein Heer vorüberziehn.

Mir galt es gleich im Gras zu liegen,
Zu hüpfen auf der glatten Bahn,
Zu klettern, wie die jungen Ziegen
Den steilen Felsengang hinan.

Ich jauchzte laut in blauen Lüften,
Und horchte dann dem Wiederhall;
Den Stein rollt' ich in tiefe Klüften
Und hört ihn donnern Fall auf Fall.

Die goldenen Auricln pflückte
Ich oft von glatter Felsenwand
Und nach der Orchis nigra rückte
Gefahrvoll ich die kleine Hand.

Wenn schon die kalte Nacht bereifte
Das Alpenland, wie Silberglanz —
Mein kleiner nackter Fuß bestreifte
Es dennoch unter munterm Tanz.

Oft hört ich schon das Heerdgeläute
Mir klingeln, lieblich nah und fern,
Wenn kaum in himmelsblauer Weite
Erloschen war der letzte Stern.

Wie wohl ward mir im duft'gen Morgen
Im sonnengoldnen Alpenroth!
Noch kannt' ich keine ernste Sorgen,
Noch wußt' ich nichts von Leid und Noth.

O! manche wüßt' ich noch zu sagen,
Der Freuden, die ich einst empfand,
Die in der Unschuld Rosentagen
Sich reihten an das Blumenband.

Nun sind sie weg, die holden Stunden;
Vorbey ist sie, die gold'ne Zeit.
Nun ist des Lebens Kranz gewunden
Mit Scherz und Ernst, mit Freud und Leid.

Doch findet sich im Kranz die Blume,
Die mir noch schöner blühet als je.
Dies sag' ich ihr zum ew'gen Ruhme —
Und wenn ich tausend Blumen seh'.

Jener, durch die allemanischen Gedichte angeregten Lieder im Landesdialecte sind neun und sie gereichen der Sammlung zur Zierde. Es waltet in ihnen Innigkeit, Leben und Wahrheit, daneben zeigt sich der Dichter mit dieser Sprache vertrauter. Ob es gut gethan war, zwey Bändchen der Gedichte zu geben, und ob, wenn bey nochmaliger Sichtung nur das Gelungenste für ein Bändchen wäre beybehalten worden, das Andenken nicht werthvoller geworden wäre, mögen wir, in Unkenntniß dessen, was der zweyten Hälfte aufbewahrt geblieben ist, nicht entscheiden.

Gedichte von August Hagen. Königsberg 1822. bey den Gebrüdern Borntträger. 8.

Der Vf. ist vermuthlich ein alter Mann: denn bey der Hälfte dieser Gedichte ließe es sich nachweisen, daß sie Dichtern des vorigen Jahrhunderts nachgesungen sind. Wenn z. B. dem Referenten Jemand die „Einladung auf's Land im Winter" (S. 10) als einen Spätling von Klamer Schmidt, die Erzählung „Omar" (S. 13) als ein Opus posthumum Gleim's, „Die Weiber von Kulm" (S. 26) als einen Pult-Gründling Bürger's, „An die Erinnerung" (S. 33) als ein poetisches Exercitium von Salis, den „Aufruf" (S. 36) und „Die Schwäne" (S. 38) als verhaute Griffe in die Mathisson'sche Leyer ausgegeben hätte: er gesteht ehrlich, daß von seinem Bischen Scharfsinn der Betrug nicht entdeckt worden wäre. Der Vf. ist übrigens im Verfolge seiner dichterischen Anstrengungen, so zu sagen, wieder jung geworden. So schmeckt z. B. „Geduld" (S. 72) fast nach der B*** Schule:

„Wie sonst dem Dornenkranze
Die Röslein roth entblühn,
Seht hier im Purpurglanze
Die Todesröslein glühn."

So ist in der „Elbjungfrau" (S. 83) die erste und dritte Zeile jeder Strophe eine Assonanz auf O: Strome, Sonne, Sommer, Wonne, u. s. w., was sich schlechter lies't als die schlechtesten Reime. — Aber nicht allein im Lyrischen, auch im Epigrammatischen hat sich Hr. A. H. versucht; ob mit Glück, ob mit Unglück? entscheide der Leser selbst. Wir wählen als Proben aus den Sinngedichten drey, die uns am besten, und drey, die uns am wenigsten gefallen haben.

Die Besseren:

An einen Besungenen.

Ein Dichter macht ein Lobgedicht
Auf Dich, das macht ihm Ehre.
Denn wahrlich, Freund, er könnt' es nicht
Wenn er kein Dichter wäre.

Die Erbschaft.

Geld, theures Geld, die Götter gaben
Ein Schicksal dir voll Leid und Noth.
Einst hatte dich der Ohm begraben.
Nun schlägt dich noch der Neffe todt.

Grabrede.

O tröstet Euch bey Harpar Sterben
Und trocknet Eure Thränen ab.
Sein bester Theil entgeht dem Grab —
Es bleibt sein schweres Geld den Erben.

Die Schlechten:

Der Betrogene.

Du glaubest armer Theophane,
Dein Weib sey keusch und rein;
Doch liebt Endymion Diane,
Du mußt Aktäon seyn.

Der schlechte Wirth.

Bav ruft mich, um Wein mir aufzutischen,
Und tischt dabey mir auch sein Weinlied auf.
Nicht folg ich mehr dem Ruf, ich schwöre drauf!
Wer läßt den Wein mit Wasser sich vermischen?

Der Verläumder.

Er schmäht auf Lydien und pocht,
Er macht zur Dummen sie und Trägen.
Doch klug vergißt er zu erwägen,
Wie fleißig sie ihm Körbe flocht.

Papier und Druck sind sehr gut; aber S. 19 steht „Tugend" statt „Jugend," und S. 28 „Wie Pilzen" statt „Wie Pilze," welches doch wohl auch ein Druckfehler seyn wird.

Vergleichende Kritik.

Nur eine Angst vergällt den Ruhm,
Den ich mir phantasire,
Daß einst nicht, wie Horatium,
Mich Hans und Kunz vertire.

Bürger.

In der Ode des Horaz an Barine (L. II. O. 8.), wo der Dichter über die Liebesmeineidigkeit der Schönen scherzt, heißt es bekanntlich:

Ridet hoc, inquam, Venus ipsa, rident
Simplices Nymphæ, ferus et Cupido
Semper ardentes acuens sagittas
Cote cruenta.

Man sollte denken, E. Günther in seinem übersezten Horaz (Leipzig 1822.) hätte diese Strophe sehr schön überdichtet:

Venus selbst, die Nymphen scheinen
Sich zu freu'n, Cupido lacht,
Er, der gern auf blut'gen Steinen
Seine Pfeile glühend macht.

Aber wie unermeßlich weit hat ihn, in den Hamburgischen Originalien 1823. Nr. 69, Herr Nürnberger übertroffen!

Nun, Venus, denk' ich, lacht dazu, — der Nymphen Chor
Nimmt's eben auch nicht streng; — und unser Cypripor
Der hat zu thun mit seinen Sachen,
Muß Pfeile machen.

Wie schlau macht dieser Uebersetzer seine Sachen, um in Betreff der Streitfrage, wo das Blut an Amors Wetzsteine herkomme, weder für Gesner noch für Jani sich zu erklären: er läßt das ganze Bild weg!

Nun, die Kritik, nimmt's eben auch nicht streng;
Hat sie zu thun mit solchen Sachen,
Muß sie nur lachen.

St.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. September 1823.

Lebensbeschreibung.

Ulrich von Hutten nach seinem Leben, seinem Karakter und seinen Schriften geschildert von C. J. Wagenseil, Königl. Baiersch. Regierungsrathe zu Augsburg. Mit Huttens (treffli-chem) Bildniß (e) (von Fleischmann in Nürnberg.) Nürnberg, bey Fr. Campe, 1823. XXXII und 294 S.

Huttens Schriften sind fast eben so viel Commentare zu denen von Luther. Er begann die Reformation vor ihm, insofern er Deutschland vom Drucke Roms frey machen wollte. Allen Deutschen rief er zu, es könne nicht eher besser werden, bis Rom gestürzt sey, und bewies aus der Geschichte, daß Rom seit Jahrhunderten Betrug und Tyranney geübt, systematisch geübt habe. Was auch Luther dem „Antichrist" vorwarf, mehr und öfter hat er es nicht gethan, als Hutten. Beyde gingen, ohne sich persönlich kennen zu lernen, einem Ziele nach und aus allem, was sie schrieben, ist, wie aus den Schriften ihrer Zeitgenossen, klar, daß eine Verbesserung der Kirche nöthig war, diese aber nicht, wie Schmidt und seine jetzigen Nachbeter wollen, durch — erweichende Mittel, sondern wie jeder fressende Krebs schaden, durch einen tüchtigen Schnitt geheilt werden mußte. — In der Hinsicht sind Huttens Schriften die wichtigsten aus jener Periode; das Leben des kühnen Mannes, der die Feder als tüchtiger Gelehrter, feuriger Redner, origineller Dichter, bitterer Spötter, und das Schwert wie ein tapferer Ritter führte, ist so anziehend, wie das von Luther. Nun haben wir zwar von Schröckh, Herder, Meiners, Becker u. m. a. sehr gute Schilderungen von ihm, aber hier tritt ein Mann auf, der ihnen, nach des Rec. Meynung, allen den Preis abgewinnt. Ueber 40 Jahre hat Herr Wagenseil Huttens Arbeiten und alles studiert, was über ihn gesagt worden ist und eine Frucht dieser Jahre liegt in dieser Biographie vor uns. Sie beginnt mit einer Einleitung, die den Karakter der Zeit malt, welcher Hutten angehörte. Dann kommt im I. Abschn. die Schilderung vom Leben des Ritters ohne Furcht, wenn wir ihn auch nicht als den ohne Tadel bezeichnen wollen. Hutten, geb. 1488, stammte aus einem alten fränkischen Geschlechte und war zunächst für das Klosterleben bestimmt. Allein aus dem berühmten Kloster in Fulda, wo er zu dem Zwecke erzogen wurde, entfloh er, der Einsperrung müde, 1504 und wanderte muthig nach Erfurt, wo ihn der freysinnige Crotus Rubianus und Eoban Heß aufnahm. Eine ansteckende Krankheit vertrieb den erstern und damit auch Hutten nach Köln, wo die größten Finsterlinge jener Zeit solchen unbefangenen Köpfen Stoff genug zum Lachen gaben und beyde wahrscheinlich schon damals den Grund zu ihren berühmten Epistolis virorum obscurorum legten. Von da wanderte Hutten nach Frankfurt an die Ufer des lachenden Mains, kehrte aber von dort wieder nach Deutschlands Norden: nach Greifswalde, nach Rostock, nach Wittenberg; meist immer ohne Geld, dem Glück vertrauend, das ihm oft hämisch den Rücken kehrte, ausgeplündert, zerschlagen von Räubern, aber nie den Muth verlierend und selbst im Fluge Treffliches schreibend. Der Vater wollte höchstens nur dann wieder etwas von ihm wissen, wenn er ein tüchtiger Rechtsgelehrter würde und so vertauschte er den Norden Deutschlands mit Italien. Doch nur kurze Zeit hielt er in Pavia aus, wo ihn die Franzosen als Deutschen, und die eindringenden Schweizer, die es für Maximilian eroberten, als Franzosen mißhandelten. In Bologna blieb er eben so wenig lange. Er trat, da ihn das Studium des Rechtes langweilte, in Maximilians Kriegsdienste und ging dann nach Ems, seiner Gesundheit wegen, ins Bad, wo er eine traurige Gelegenheit erhielt, die Augen von ganz Deutschland auf sich zu ziehn. Der Herzog von Würtemberg meuchelmordete einen von Huttens Brüdern aus Eifersucht. Ganz Deutschland erfuhr die schändliche That und Hutten stand nicht an, laut gegen den fürstlichen Mörder aufzutreten. Er schadete ihm mit der Feder mehr, als zwanzig Fehde ansagende Ritter. Damit war die Wirksamkeit von Huttens Schriften entschieden. Sein Wort hatte gute Währung im

Lande und es ertönte hinfort nicht mehr in eigner, sondern in allgemeiner deutscher Sache. An Gelegenheit, seine Stimme laut werden zu lassen, fehlte es zu einer Zeit, wo die geblendeten Eulen das aufgehende Licht wieder verdrängen wollten, wahrlich nicht. Die Händel, welche Reuchlin mit den Dominikanern bekommen hatte, als diese alle hebräischen Bücher verbrennen wollten und er sie beym Kaiser vertheidigte, gaben 1515 dazu die erste Gelegenheit. Bald folgten die berühmten Epistolae virorum obscurorum, die das Wesen der Bettelmönche dem Spotte der ganzen Welt preisgaben. Auf einer Reise nach Rom, wo er sich allein gegen fünf Franzosen herumschlug und als Sieger davon ging, lernte er das ungeistliche Leben der Geistlichkeit selbst kennen und in seiner Stimmung mußte dieß, nach der bald erfolgten Rückkehr, Stoff zu neuen Satyren geben. Schon war er so berühmt, daß ihn Maximilian 1517 selbst den Dichterkranz aufsetzte und ihn zum Reichsritter schlug. Die erste Arbeit, die er nun, einstweilen auf seiner Burg hausend, herausgab, war die Schrift des Laurentius Valla de falso credita et ementita donatione Constantini. Er eignete sie dem Pabst Leo X. selbst zu. Das war, sagt Herder, ein wahrer Helden- oder Eulenspiegelstreich. Das leztere in keinem Falle! Wahrscheinlich hielt er den jungen, hochgebildeten, feinsinnigen Pabst für ein Ideal, von dem er die Abhülfe der Mißbräuche hoffte, welche die frühern nur gemehrt hatten. Hoffte doch der Gute so sehr gern das Gute von jedem, besonders aber von einem eben den Thron besteigenden Fürsten! Leo war auch in der That klug genug, die Zueignung freundlich aufzunehmen und die bittern Wahrheiten in der Epistola dedicatoria, die selbst Luther drey Jahre nachher zu stark fand, ohne Bücherverbot in alle Welt ausgehn zu lassen. Im nächsten Jahre trat er in die Dienste des Erzbischofs Albert von Mainz, ging in dessen Geschäften nach Paris und von da mit dem Erzbischof nach Augsburg, wo Luther dem Cardinal Kajetan Rede und Antwort geben sollte. Der Bettelmönch und sein Gezänk war Hutten jezt noch zu unbedeutend, als daß er sich Mühe gegeben hätte, ihn persönlich kennen zu lernen. Das müßige Hofleben war ihm aber bald eine Last. Lieber trat er in Kriegsdienste beym schwäbischen Bund, der gegen seinen Erbfeind Ulrich von Würtemberg ins Feld zog, und schlug, so oft sichs traf, tapfer mit dem Schwerte darein. Hier lernte er den biedern Franz von Sickingen kennen, der die Schaaren des Bundes anführte. Durch ihn rettete er dem alten Reuchlin, der in Stuttgart war, Leben und Eigenthum. Marcellus befahl, als Syracus gestürmt wurde, des weisen Archimedes zu schonen und Sickingen machte einen gleichen Befehl in Betreff des ehrwürdigen Literators kund. Rings um sein Häuslein herum tobten und plünderten die Landsknechte. Er zitterte. Da aber trat Hutten herein und sprach ihm Muth zu, wie schon einmal gegen die Mönche in Köln! Kaum war der Krieg geendet und neue Schriften gingen wie neue Schaaren, gegen die Hierarchie, in die Welt aus. Die ärgste war seine Trias Romana, davon so benannt, daß immer drey Dinge zusammengestellt waren, die Rom gern hatte oder nicht liebte. (Eine Trias politica der Art müßte in unsern Tagen nicht schwerer zu schreiben seyn, als jene Romana damals!) Sie wurde, wie man sagt, in Deutschland verschlungen. Ein Breve an den Erzbischof von Mainz drang auf Verbot, auf Strafe. Beyde erfolgten nicht, wohl aber ließ Hutten noch einige derbe Ladungen nachfolgen, und als Albert darum endlich doch mit Ungnade drohte, empfahl sich der Ritter, und knüpfte nun einen Briefwechsel mit dem indeß berühmt gewordenen Luther an. „Dein Werk, schrieb er in wahrer Demuth, ist aus Gott und wird bleiben; meines ist menschlich und wird untergehn!“ Seine Absicht, sich dem kaiserlichen Hoflager in Brüssel anzuschließen, mißlang. Er hörte, wie Karl V. sehr ungnädig gegen ihn gesinnt sey; wie man aus Rom Meuchelmörder gedungen habe. So eilte er bald wieder fort und fand auf der Straße den berüchtigten Ketzermeister Hoogstraten, den er erst niederstoßen wollte. Dann besann er sich, daß dieß sein Schwert entweihen hieß und so ließ er den Schächer ziehn. Mit Staunen sah er Hutten, wie sich seine Freunde überall zurückzogen, als er wieder nach Frankfurt kam. Sie fürchteten in die Händel des muthigen Ritters verwickelt zu werden. Der Pabst drang auf seine Auslieferung. „Welch unerhörtes Verlangen, schrieb Hutten an Karl V., einen deutschen Ritter gebunden nach Rom führen zu lassen, der nichts gethan hat, als was er seinem unterdrückten Vaterlande schuldig zu seyn glaubte!“ Er floh zu seinem Sickingen nach Ebernburg, trat sein Erbe an die Brüder ab, damit eine etwaige Aechtung sie nicht treffen konnte und schrieb nun — in deutscher Sprache, Luthers Sache, der jezt in Worms erscheinen sollte, kräftiger zu fördern. Karl V. hielt es für klüger, dem Ritter Dienste anzubieten und Hutten war so klug, sie wenigstens für einige Monate anzunehmen. Dann machte er die Fehde mit, die Sickingen gegen den Erzbischof von Trier angefangen hatte. Sie endete mit Sickingens Untergang und damit war Huttens lezte Stütze dahin. Er wanderte nach der Schweiz und ward bey Erasmus, dem — Schleicher, nicht vorgelassen, bey ihm, der stets sein Freund gewesen war! Der Rath wies ihn aus der Stadt. Auf Nebenwegen ging er nach Mühlhausen und fand hier schon eine Flugschrift, mit der ihn Erasmus in ganz Deutschland niederzudrücken, das eigne unedle Benehmen zu rechtfertigen suchte. Der Ritter schrieb seine „Expostula-

tion" dagegen, die schnell dreymal gedruckt wurde, und mußte dann auch aus dieser Stadt fort, weil er — zur Kirchenverbesserung rieth. Zwingli lud ihn nach Zürich ein. Hier brach sein altes Uebel mit neuer Wuth aus. Er ging nach Ufnau im Zürcher See zu einem Pastor und fand hier 1523, 36 Jahr alt, die ewige Ruhe. Er hinterließ so viel, daß seine Schulden bezahlt werden konnten! — Der II. Abschnitt zeichnet Huttens Karakter. Er stellt sich wohl jedem, der selbst nur diese Skizze las, lebendig dar. Glühende Freyheits- und Wahrheitsliebe, Muth und Kühnheit, Haß des Unrechts, der Tyrannen, möchten die Hauptzüge seyn. Auch Leichtsinn, wie Herr W. will? (S. 151.) Rec. würde eher den leichten Sinn in ihm finden, der die äußern Verhältnisse nur nach ihrem innern Werthe nimmt und also oft darum für gering achtet. Sein Wahlspruch: Jacta est alea! (es sey gewagt!) zeugt für den erstern nicht, wohl aber für Prüfung und Wahl und dann, wo solche Verhältnisse zurücktreten mußten, für den leichten Sinn, den wir andeuteten. Uebrigens ist die ganze Charakteristik herrlich geschrieben. — An sie schließt sich im III. Abschn. ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften von Hutten. Sie werden nach der Zeitfolge vorgeführt. Die besten Ausgaben und der Werth der Einzelnen sind genau angegeben. Dem Wunsche Herrn W's, sie in einer Sammlung vereint zu sehn, wird jezt durch Münch und Reimer entsprochen. Er hat ihn früher selbst zu verwirklichen gesucht, ohne daß es ihm gelungen wäre. Hat es ihm doch selbst ungemeine Mühe gekostet, nur für die Lebensbeschreibung einen Verleger zu finden. Ei, was sind die Deutschen für Männer! Wie viele Biographien haben die Engländer von ihren berühmten Staatsmännern und Gelehrten, und jede neue findet doch neue Käufer! In Frankreich ist dieß derselbe Fall. — In einem Anhange sind Briefe und Sendschreiben von Hutten, Sickingen und Erasmus. Druck und Papier ist sehr gut, der erstere sehr korrekt. Einmal steht 1812 statt 1512. (S. 33.) Des trefflichen Bildnisses ist schon gedacht. Und so mögen das Buch recht viele lieb gewinnen. Unsere Zeit bedarf Männer, wie Hutten und Luther waren.

Unterhaltungs-Literatur.

Schottische Erzählungen von Allan Cunningham, aus dem Englischen übersezt von W. A. Lindau. 1ster Th. Leipz. bey W. Rein 1823. VI und 186 S.

Cunningham ist ein Freund von Walter Scott, und ist, was bey diesen Erzählungen in Betracht kommt, von dem Verfasser des Waverley als Erzähler und Dichter geachtet. Scott hat seiner in der Einleitung zu Nigels Schicksalen rühmend gedacht. Doch wäre er auch weder Freund des berühmten Schriftstellers, noch von diesem empfohlen, seine Erzählungen verdienten mitgetheilt zu werden. Es sind treue Darstellungen der schottischen Sitten; sie sind im Kleinen, was die Romane Walter Scotts im Großen sind. Er hat sie zum Theil aus dem Munde der wandernden Sänger, die zur Zeit seiner Jugend noch in den Hütten und am Kaminfeuer des Landmanns einsprachen. Wir haben vier solcher Sagen in diesem Bändchen. Eine komische macht den Anfang: Hans Ochiltree, wie er zu einem Weibe zu kommen sucht und überall einen Korb bekommt, bis es ihm am Ende doch gelingt. Dann kommt der Geist mit dem goldnen Kästchen. Ein Mährchen, das den Stempel der Heimath, der kaledonischen Küste nicht verläugnen kann. Ein Fischer hatte eine Strandende ermordet, sich ihres Kästchens mit Gold zu bemächtigen. Aber das Gewissen ließ ihm nicht Ruhe. Es jagte ihn in die Fluthen, denn aus ihnen tauchte immer der Geist der Ermordeten hervor und hatte erst Ruhe, als er im nassen Grabe lag. Der nun folgende König von Felseuland ist eine hübsche Rittergeschichte, anziehend durch jene treue Darstellung des alten Hochlandes. Wer die Bürgersche Ballade: Knapp, sattle mir mein Dänenroß! kennt, weiß so ziemlich den Inhalt davon. Der Seemann macht den Beschluß. Er kann als die Perle unter allen gelten. An Schottlands Küste läßt er sich nieder, nachdem ihm von Schleichhändlern sein Weib ermordet ist. Er hat Rache ihnen, Haß dem Menschengeschlechte geschworen. Die Schleichhändler überfallen auch hier ihn, den Einsiedler. Aber ein schottischer Landmann kommt zu Hülfe, rettet ihn und seine Tochter und von ihm haben wir die Sage. Lindau ist ein trefflicher Uebersetzer. Die Balladen und andern Gesänge, die hier vorkommen, wird ihm so leicht keiner so gut nachbilden. Nur eine kleine Probe davon:

Ein Edelmad hob jüngstens an:
„Ich grüß Euch, edler Ritterkmann!
Um Mitternacht ist Mondenschein
Und einsam wird die Laube seyn.
Es zieht der Herr dem Rehe nach,
Doch bleibt die schöne Tochter wach;
Wie Lilien schön und hold zu sehn: —
Auf, Ritter, Ihr sollt mit mir gehn!

Nur S. 97. finden wir eine Härte, die leicht hätte vermieden werden können.

Biographie.

Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfaſſer des Lebens-Abriſſes F. L. Zacharias Werners. Zwey Theile. Berlin bey Dümmler 1823. XIV. 336 und 380 S. 8. Mit einem Kupfer, vier Steindrücken und Muſik.

Seit geraumer Zeit hat Ref. keine Lebensbeſchreibung mit ſo viel Befriedigung geleſen, als die vorliegende. Der ungenannte Verfaſſer — mehrere Umſtände laſſen vermuthen, daß es der Criminalrath Hitzig in Berlin iſt, der mit dem verſtorbenen Hoffmann im vertrauten Umgange geſtanden — hat nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung im Vorberichte hauptſächlich nach demjenigen Verdienſte geſtrebt, welches im Lit. Bl. 1822. Nr. 81. an Schillers Leben von Döring geprieſen worden iſt: nach dem Verdienſte, den Verewigten ſo oft als möglich ſelbſt reden zu laſſen, und den Leſer ſelten in dem angenehmen Geſchäft zu ſtören, das Bild des Helden der Geſchichte aus den gegebenen Zügen ſelbſtthätig ſich zuſammen zu ſetzen. Dieſen Zweck hat er vollkommen erreicht durch ein ſehr einfaches Mittel. In zehn Abſchnitten erzählt er raſch und gedrängt Hoffmanns Leben, wie er es aus ſeinen Werken, ſeinen Privatbriefen, ſeinem Munde, ſeinem Tagebuche und ſeinem übrigen literariſchen und künſtleriſchen Nachlaſſe aufgefaßt hat, und jedem Abſchnitte ſind die ſchriftlichen Belege des Erzählten aus Hoffmanns eigner Feder oder aus deſſen Zeichenſtifte vollſtändig beygefügt. Die ſchriftlichen Belege hätten indeſſen öfter, als geſchehen, im Auszuge, oder ſonſt in zweckmäßiger Abkürzung gegeben werden ſollen. Den Schluß machen (von S. 296. Theil 2. an) einzelne Züge zur Charakteriſtik Hoffmann's, die eben ſo viel Menſchenkenntniß, als Darſtellungsgabe und Unbefangenheit verrathen.

Die meiſten Biographien verſtorbener Männer von Ruf ſind Lobreden, oder Partheyſchriften, aus denen ſich ſelten eine Anſchauung entnehmen, auf welche ſich ſelten ein Urtheil über den Verſtorbenen bauen, in denen ſich ſelten eine Belehrung von Werth für des Leſers eigne Anſicht des menſchlichen Lebens finden läßt. Unſer Verf. legt es weder auf Lob noch auf Tadel an, er malt die unlöblichen Eigenſchaften und Handlungen ſeines Helden eben ſo ſorgfältig ab, als die Vorzüge und Verdienſte deſſelben, und gerade durch dieſe unbefangene Treue hat er ein Werk hervorgebracht, welches eben ſo nützlich werden kann, als es anziehend iſt.

Aber war denn Hoffmann in der That ein ſo bedeutender Menſch, ein ſo hervorſtechendes Talent, ein ſo merkwürdiger Mann in der Sphäre der Kunſt und Wiſſenſchaft, daß er ein ſolches biographiſches Monument verdiente? — Wir leben in einer wunderlichen Literaturperiode — wunderlich beſonders im Fache der Biographie — in einer Periode, wo eine reine Buchhandels-Spekulation anfängt, die Kronen des literariſchen und künſtlichen Verdienſtes und die Fahnen des Ruhmes in der Welt der Publicität, nach eignem, unverſtändigen Belieben auszutheilen; wo die Gewinnſucht, um Käufer anzulocken, uns mit alphabetiſchen, biographiſch ausſtaffirten Verzeichniſſen berühmter Zeitgenoſſen verſorgt, welche vor der Erſcheinung dieſer Verzeichniſſe nicht nur unberühmt, ſondern in der literariſchen Welt kaum dem Namen nach bekannt waren; und wo Unterhaltungsblätter und kritiſirende Zeitſchriften es darauf anzulegen ſcheinen, durch Lobhudeleyen mittelmäßiger oder gar talentloſer Köpfe, Gönner, Mitarbeiter, Verbreiter und Beyfallſchreiber zu gewinnen. Dieſe Induſtrie der niedern Literatur, indem ſie diejenigen Kritiker mit Unwillen erfüllt, welche mit Bürger fühlen:

> Es iſt ein Ding, das mich verdreußt,
> Wenn Sawinbel- oder Schmeichel-Geiſt
> Gemeines Maaß für Großes preißt —

Dieſe Induſtrie, ſagen wir, rechtfertiget die oben aufgeworfene Frage. Hoffmann war, als phantaſtiſch-humoriſtiſcher Erzähler und Romanſchreiber, mehr der Leſewelt bekannt, als groß in der wiſſenſchaftlichen und künſtlichen Republik. Aber ſo ſtellt ihn auch unſer V. nicht dar, und ſein unverkennbarer Zweck nimmt ihn gegen den Vorwurf jener Frage in ſichern Schutz. Große Männer, im vollen Sinne des Wortes, ſind nicht immer die intereſſanteſten für das Fach der Biographie. Es iſt damit ungefähr, wie mit den Helden der Tragödie, nach der bekannten Anſicht des Stagyriten: der Antheil wird lebhafter, wenn ſie durch verzeihliche Fehler im Denken, Empfinden oder Handeln der Linie ſich nähern, auf welcher die Mehrzahl der gebrechlichen Menſchheit ſteht. Ein Mann von bedeutenden Anlagen, deren Entwicklung bis zu einer glänzenden Eminenz, bis zu einer ſiegreichen Wirkung auf die Literatur oder die Kunſt ſeiner Nation und ſeiner Zeit, theils durch innere Urſachen zurückgehalten, theils durch äußere Verhältniſſe gehindert wird, iſt nicht ſelten ein mehr anziehender und mehr belehrender Gegenſtand, als ein Schiller, ein Leſſing, ein Winkelmann, ein Raphael, ein Mozart in ihrer entſchiedenen Größe, in ihrer geſicherten Unſterblichkeit. Ein ſolcher Mann aber war ſowohl Hoffmann, als Zacharias Werner (als deſſen Biographen unſer V. auf den Titel ſich ankündiget), und in der näheren Bekanntſchaft mit der innern Natur und mit den Schickſalen dieſer Männer lag für den Lebensbeſchreiber ein gültiger Beruf zu ſeinem Geſchäft, den das Talent einer anſpruchloſen, hiſtoriſchen Darſtellung und die Ausſicht unterſtützen, von Vielen geleſen zu werden, weil Hoffmann ſowohl als Werner für ihre Werke, wie mangelhaft ſie auch immer ſeyn mochten, Viele zu intereſſiren gewußt hatten. Um dieſe Vielheit, ſo viel an uns iſt, zu vermehren, theilen wir aus dem Buche mit, was uns am meiſten intereſſirt hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. September 1823.

Biographie.

Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses F. L. Zacharias Werners. Zwey Theile. Berlin bey Dümmler 1823. XIV. 336 und 380 S. 8. Mit einem Kupfer, vier Steindrücken und Musik.

(Fortsetzung.)

Hoffmann, 1776 zu Königsberg in Preußen geboren, hieß mit seinem Vornamen nicht Ernst Theodor Amadeus, sondern E. Th. Wilhelm. Durch einen Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte war das W. mit einem A. verwechselt worden, und Hoffmann mochte in der Folge den Namen nicht ändern, unter welchem seine literarische Münze einmal in Umlauf gekommen war. Er war sehr klein und nicht von einnehmendem Aeußeren. Seine erste Liebe — Knabenliebe nennt sie der Verf., obwohl er sie in dessen 16tes oder 17tes Jahr sezt, blieb ohne Gegenliebe und ohne merklichen Einfluß auf sein Gemüth, und der Verfasser gedenkt ihrer nur, weil sie Hoffmann zu einer charakteristischen Aeußerung über die Gleichgültigkeit der Geliebten veranlaßte.

„Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessiren kann," sagte er oft mit Heftigkeit zu seinem Freunde, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre," — und er gefiel sich darin, dieß Bild auszumalen, — „damit ich ihr auffiele, und sie mich wenigstens ansähe!"

In der lezten Zeit seiner Universitätsjahre traf Amor ihn mit einem schärferen, widerhakigen Pfeile. „Ein reizendes weibliches Wesen, voll Sinn und Gefühl für die Kunst, aber in äußern Verhältnissen, die eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigte, schenkte ihm ihre Neigung, und er gab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend hin. Als ihr Musiklehrer hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und dabey ihr Herz gewonnen, das er sein nennen, und doch nie besitzen durfte; im täglichen Wiedersehen lag das tägliche Scheiden, und in die Fülle des Genusses mischte sich die Gewißheit des sichern Verlustes. Er fühlte tief, wie sehr dieß Mißverhältniß an seinen edelsten Kräften zehre, und, verdankte er dieser Zeit gleich die vertraute Bekanntschaft mit der Tiefe des menschlichen Herzens, die sich in seinen Schriften wiederfindet, und den feinen Sinn, der weibliche Schönheit von weiblicher Reinheit so richtig zu unterscheiden wußte, und der ihn im Leben sogar dann nicht verließ, als er sich selbst für gefallen erkannte; so brachte doch das Bewußtseyn seiner Lage, wenn er dazu gelangte, eine Zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren."

Diese Liebe ohne Hoffnung des legitimen Besitzes (zu dem er nie gelangte, indem er weit später mit einer Anderen sich vermählte) weckte in ihm die Sehnsucht nach einer höheren Liebe, nach einem Ideale von Freundschaft. Eine Sehnsucht, die Hippel am meisten befriediget zu haben scheint.

Der ersten mächtigen Versuchung zum Hazardspiele widerstand er mit einer Seelenstärke, die für den Beweis der Anlage gelten kann, welche die Natur bei ihm auf einen großen Charakter gemacht hatte. Er gewann unmäßig. Den Eindruck, den dieß auf ihn gemacht, hat er in den Serapionsbrüdern selbst geschildert, und unser Biograph hat wohl gethan, sie hier wörtlich einzuschalten; sie gewinnt unendlich an ihrer Wirkung auf junge Gemüther durch die Verbürgung der Wahrheit, welche der Verf. beygefügt hat, und wir glauben, um dieser Bürgschaft willen, deren Schluß hier wiederholen zu müssen.

„Mir taumeln die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir als läg' ich im Traum, und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwey Uhr wurde, wie gewöhnlich, das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bey der Schulter, und sprach, mich mit ernstem strengen Blick durchbohrend: junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwiedern werde.

Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam, und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, sich in dem Besitz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Aengstigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf, in der entsetzlichsten Bedeutung. Mir war es, als sey das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe schien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich in's Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, ward' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseligende Gefühl der Kraft, jeder Verlockung zu widerstehen, und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sey' es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das Heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dieß Gelübde streng gehalten."

Gehet hin, ihr Jünglinge — oder besser: gehet so hinweg von den Spielbanken, und thuet desgleichen!

Hoffmann hatte die Rechte studiert, und trat 1796 in den preußischen Staatsdienst ein. Bey dem Versetzungssysteme, welches in diesem Lande herrscht, kann es nicht befremden, daß er in dem kurzen Zeitraume von 8 Jahren bey den Gerichtshöfen von Glogau, Berlin, Posen, Plozk und Warschau angestellt war, ohne eigentlich, was man sagt, Carriere zu machen. Wenigstens spricht es nicht gegen dessen Brauchbarkeit in dem gedachten Fache, welche freylich aber in Preußen auch ohne eigentliche gründliche Kenntniß der gesammten Rechtswissenschaften (besonders der sogenannten eleganten Jurisprudenz) gedacht werden kann. Ob H. diese besessen oder nicht, darüber findet sich hier keine genügende Auskunft. Die Geschäfte zogen ihn aber weit minder an, als die schönen Künste, besonders die Musik und die Malerey; und es war eine Ungunst des Schicksals, daß er (i. J. 1800) in Posen angestellt wurde.

„Die Anstellung bey einem Collegio in den ehemaligen polnischen Provinzen (sagt unser Biograph) war, für jeden jungen Mann von nicht ganz festen Grundsätzen, eine ungeheuere Klippe. Man arbeitete dort viel, verdiente aber auch viel, durch nicht eigentliche gerichtliche Geschäfte, die bey den Gerichten in den ältern Provinzen entweder nicht vorfielen, oder, wofür man nicht besonders remunerirt wurde, und, weil man wenig Zeit hatte, dem Vergnügen zu widmen, und gar keine Gelegenheit zu feineren Genüssen, so suchte man so rasch als möglich zu leben, und verlernte es, an den Freuden, die man sich für das Erworbene zu verschaffen im Stande war, ängstlich zu mäkeln. Dazu kam die Landesart, das Trinken-müssen, überall, wo man den Fuß hinsetzte, und zwar das Trinken des stärksten Weines, des Ungars, den kein Pole entbehren kann, und den die in seinem Lande lebenden Deutschen sich nur zu leicht angewöhnten, die freye Sitte, und zugleich die Anmuth der Polnischen Frauen u. s. w. Mancher Jüngling von minderer Empfänglichkeit für solche Lockungen, als Hoffmann, hat nicht widerstehen können; wie wäre es ihm zu verargen, daß er sich in diesem Strudel nicht oben zu erhalten vermochte, und, wie er es selbst unumwunden ausspricht, liederlich, und zwar in dem Maaße wurde, Ausschweifungen aus Grundsatz zu begehen."

Von Posen wurde er nach Plozk, sprichwörtlich zu reden: auf eine Pönitenzpiarre versetzt, und zwar in Folge eines Muthwillens, den er mit Hülfe seines Talentes zur Carricatur-Malerey ausgeführt hatte. Monate lang hatte er sich damit beschäftiget, in Farben sauber ausgeführte Blätter zu entwerfen, welche die handgreiflichsten und beißendsten Anspielungen auf, in Posen allgemein bekannte, Verhältnisse enthielten, und deren überaus witzige Unterschriften so wenig, als das Treffende in der Zeichnung, einen Zweifel über die dargestellten Personen ließen. Kein Stand, keine Stellung zum Publikum, oder zu ihm selbst, war hierbey von ihm verschont worden. Einer seiner Freunde, — sein nachmaliger Schwager, C. R. G. — hatte es übernommen, diese Carricaturen zu verbreiten, und bewirkte dieß auf eine höchst geschickte Weise. Er erschien nämlich auf einem Maskenballe als italienischer Bilderkrämer, und theilte, nach seiner Lokal-Kenntniß, aus einer großen Bildermappe Jedem ein Blatt zu, auf welchem ein anderer vorgestellt war, von welchem es sich voraussetzen ließ, daß es ihn freuen würde, ihn lächerlich gemacht zu sehen. Darum, — im ersten Augenblicke, — allgemeiner Jubel im Saale, über den herrlichen Spaß. Aber nur zu bald fand sich jeder Lacher in den Händen eines dritten wieder! Nun verwandelte sich das Lachen in Unmuth, der sich zuerst gegen den Colporteur Luft machen wollte. Dieser war aber mittlerweile aus dem Saale spurlos verschwunden, um sich in einer andern Verkleidung wieder einzufinden, und an dem großen Lärm Theil zu nehmen. Man konnte nicht lange

über den Zeichner der Carricaturen in Zweifel seyn. Nur ein Mensch in Posen wußte so zu treffen, und dieser eine war Hoffmann. Ein Mann von hohem Stande, schwer gekränkt durch mehrere ihn betreffende Blätter, soll noch in der nämlichen Nacht eine Estaffette mit dem Bericht über den Vorfall nach Berlin gesandt haben; gewiß ist wenigstens, daß der Erfolg der unbesonnenen Handlung nicht ausblieb. Hoffmanns Patent, als Rath bey der Regierung zu Posen, dem Collegio, bey welchem er als Assessor stand, lag eben zur Unterschrift vor; es war die Gelegenheit da, es mit dem eines nach Plozk als Rath bestimmten Assessors zu verwechseln, diese wurde bereitwillig ergriffen, und, „wie Kotzebue sein merkwürdigstes Jahr mit einer Befreyung, so habe ich meines mit einer Verbannung beschlossen," — schreibt Hoffmann in seinem ersten Briefe aus Plozk an Hippel.

In diesem Exil mußte er ungefähr ein Jahr ausharren, und natürlich wurde dadurch sein Wunsch gesteigert, in eine Lage zu kommen, in welcher er ganz den schönen Künsten leben könnte. Er wurde 1803 nach Warschau versetzt, und hier trafen ihn die Folgen der Schlacht von Jena: er theilte das traurige Loos der preußischen Beamten in Polen, ohn' es — wie so viele — verdient zu haben, durch den Kastenhochmuth, wodurch diese Ausländer den Polen sich verhaßt gemacht hatten; aber er ertrug es auch, wenn nicht mit Stärke, doch mit Sorglosigkeit, man möchte sagen mit Leichtsinn.

Im Sommer 1807 verließ er Warschau und gieng nach Berlin zurück. In drückender Geldnoth und ohne Aussicht auf eine Anstellung in seinem zeitherigen Brodfache suchte er durch öffentliche Bekanntmachung die Stelle eines Musikdirectors bey irgend einem Theater zu erlangen. So kam er, als Hausvater, der eine Gattin zu ernähren hatte, nach Bamberg, und mit dem dortigen Theater (unter einem gewissen Cuno) verfiel sehr bald auch sein kleines Glück. Er griff zur Autorfeder, knüpfte eine Verbindung mit Rochlitz an, und schrieb für die musikalische Zeitung, welche dieser redigirte. Zu Bamberg begann er die Phantasiestücke in Callots Manier, wodurch er bekanntlich den Grundstein seines literarischen Rufes legte. Als Holbein das dortige Theater übernahm, wurde er wieder Arbeiter in dem bretternen Weinberge; aber i. J. 1812 gab Holbein das Unternehmen auf, Hoffmann war wieder ohne festes Einkommen, und eine Bemerkung in seinem Tagebuche schildert seine damalige Lage mit den Worten: „Am 26. November (1812) den alten Rock verkauft, um nur essen zu können." Im Febr. 1813 trug ihm Joseph Seconda unerwartet die Musikdirektorstelle bey dem Dresdner Theater an, und im April des ged. Jahres verließ er Bamberg in einem Gemüthszustande, der viele Züge in seinen Schriften erklärt, besonders eine gewisse, ursprünglich gegen ihn selbst gerichtete Ironie, von welcher er nur allzuhäufig spricht, und die der Quell eines Humors gewesen zu seyn scheint, an welchem die Spuren einer unwillkührlichen inneren Gewaltsamkeit nicht leicht zu verkennen sind. Die Ursache dieser Stimmung berührt unser V. S. 42. Theil 2. mit discreter Hand.

„Es war eine, ob wahre, ob eingebildete, — wer sollte dieß zu entscheiden wagen, da er es selbst nicht vermochte, — unwiderstehliche Leidenschaft für eine seiner Schülerinnen im Gesange, die er in seinem Aufsatze, ombra adorata, in dem Berganza, und an mehreren Orten, als Cäzilie u. s. w., sich zu verherrlichen bemüht hat. Das interessante Mädchen wurde einem, ihrer durchaus unwürdigen Gatten zu Theil, und dieß, indem es seine Neigung mit Eifersucht, — bey seinem Charakter ein doppelt fressendes Gift, — versetzte, fachte die Glut in seinem Innern zu einer wahren Hölle an. Seine Tagebücher sind voll der extravagantesten Selbstanschauung und Selbstquälereyen aus dieser Zeit; vorzüglich schien er, in manchen Augenblicken, sich selbst völlig objectiv geworden, das Lächerliche tief zu fühlen, welches in dem Contraste seiner ganzen Erscheinung mit der Rolle eines unerhört schmachtenden Anbeters einer Schönheit im ersten jugendlichen Alter liegen mußte. Fast alle seine Notaten aus dieser Periode beweisen, wie schwer er an dem Joche trug, welches ihm eine, ihm sonst so verhaßte, Sentimentalität auflegte; z. B.: „sehr komische Stimmung; Ironie, über mich selbst, ungefähr, wie im Shakespear, wo die Menschen um ihr offenes Grab tanzen." — „Am 11ten März, Punkt 8½ Uhr, war ich ein Esel;" — „ganz schrecklich gestimmt, weil ich mich zu überzeugen glaubte, daß ich am 21sten, 26sten, 27sten, 28sten, 30sten, 31sten und 1sten ein großer Affe gewesen;" — „ich fühle mich kindisch und eselhaft, und das von Rechts wegen;" — „göttliche Ironie, herrliches Mittel, Verrücktheit zu bemänteln und zu vertreiben, siehe mir bey! Jetzt wird es Zeit, in literis zu arbeiten!" — „Abends mich mit Mühe heraufgeschraubt durch Wein und Punsch; es ist merkwürdig, daß beständig sich K. und Musik im Kopfe dreh'n." — „Wenn ich mich selbst fantasmatisire, so hat Niemand 'was drein zu reden." — „Innerer Wurmfraß u. s. w." — „Exaltirte Stimmung — Ahndungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben, oder — es enden. Incrustirter Gedanke, — eine Pistole." (diese ist dabey gezeichnet). — „Ich habe Ursache mit mir zufrieden zu seyn, indem ich planmäßig, mit Ueberlegung gegen eine Stimmung ankämpfe, die nichts als Verderbliches herbeyführen kann, u. s. w."

Acht Jahre später, zwey Jahre vor seinem Tode, als Hoffmann von der gränzenlos unglücklichen, damals in der Auflösung begriffenen Ehe dieser Schülerin gehört hatte, schrieb er an einen Freund, der sie sehen sollte. „Sagen

Sie ihr in einem Augenblick des heitern Sonnenscheins, daß ihr Andenken in mir lebt; darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was, im geheimnißvollen Regen des höher'n Geistes, uns die schönen Träume bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten, vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth wahrhaft weiblichen Sinn's, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acherontischer Finsterniß, mich nicht verlassen kann, bey'm lezten Hauch des Lebens; ja, daß dann erst die entfaltete Psyche jenes Wesen, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Seyn!"

Die ästhetische Philisterschaft, zumal die weibliche, kann über diesen Zug in dem Leben eines Ehemannes ein wenig die Nase rümpfen; wer aber die Reizbarkeit der Künstlernatur und deren Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke kennt, wird nachsichtiger urtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Die Entsagung. Schauspiel in drey Aufzügen. Berlin b. Reimer 1823. 106 S. 8.

Die Entsagung ist für die Kenner der dramatischen Kunst kein sonderlich einladender Titel. Warum nicht? könnte man fragen, und die Frage mit den Worten aus Müllner's angolischem Kater motiviren:

— — — aus Lieben und Verlassen
Schuf ja Racine's Geist ein ganzes Trauerspiel.

Aber dieses Trauerspiel — die Bérénice — ist eben darum matt, weil alles auf eine wechselseitige Entsagung zweyer Liebenden hinaus läuft; und ein Schauspiel, welches auf eben dieses moralische Element gebaut ist, verspricht fast noch weniger Wirkung. Inzwischen macht hier nicht die Entsagung, sondern die Heirath den Beschluß, wie es im Lustspiel sich gebührt, und die edelmüthige Entsagung geht derselben nur voran, um das Lustspiel zum Rührspiele zu machen. Zwey Liebende, die sich beyde für bürgerlich halten, werden in ihren Hoffnungen durch die Entdeckung gestört, daß der Jüngling gräflichen Standes ist. Das entdeckt sich nun zwar später auch in Hinsicht der Jungfrau; aber der Vater des Jünglings ist ein Feind von der Mutter der Jungfrau, wird von ihr wenigstens dafür gehalten, weil er ihren Gatten gestürzt hat. Die edle Willfährigkeit der Liebenden, ihre Neigung der Pflicht, gegen Vater und Mutter resp., aufzuopfern, wird belohnt durch eine Versöhnung der Eltern, welche das Verhängniß schon in der Vorfabel glücklich vorbereitet hat.

Wenn wir ein:s Lieblingsausdrucks von Göthe uns bedienen dürfen; so möchten wir das Stück ein Gemälde nennen, das durchaus reinlich gedacht und eben so ausgeführt ist. Es kommt nicht nur kein böser Charakter in dem Stücke vor, sondern nicht einmal ein böser Gedanke. Alles bewegt sich, selbst die Leidenschaft nicht ausgenommen, in den Schranken der Vernunft, der Moral, der Tugend, man müßte denn etwa dem liebenden Eduard es von Seiten des deutschen Adels verargen, daß er im Gespräche mit dem Vater S. 81 ff. das Geburtsvorrecht ein wenig lästert.

Eduard.

O Unsinn, Irrwahn, Aberwitz!
Verderblich, wie der rasche Blitz.
Wirft Augenblicks die blinde Kraft
Der aufgeregten Leidenschaft,
Und kühlet sich im blut'gen Mord;
Doch wie die Seuche, fort und fort
Schleicht lustverpestend böser Wahn;
Des Blutes Schärfe steckt er an,
Des Lebens Nerven frißt sein Gift,
Ihn heiligt selbst Gesez und Schrift,
Die Sitte wird von ihm verkehrt,
Des Volkes Lebensgeist zerstört: *)
Und so verderblich irrem Wahn
Ihm ist ein Freier unterthan?

Der Graf.

Mein Sohn! das Leben hat gar manche Schranken,
Die ein gesunder Geist klug hingestellt:
Daß diese Sitt' entsprang aus einem kranken,
Will ich gestehn; doch krank ist noch die Welt. **)
Willst du ihr Arzt seyn, schone ihre Schwächen;
Sey Führer erst, dann kannst du Bahnen brechen!

Eduard.

O Vater! ein frischer gesunder Geist,
Er spottet aller verderblichen Schranken!
Es webt sein belebender Hauch, sie wanken,
Sie stürzen, da niemand sie niederreißt.
Von unten steigen sie kräftig auf,
Die Helden des Volkes, die Geisterfürsten:
Laß, Vater mich enden meinen Lauf,
Selbst seyen der Ehrensäule den Knauf!
Nach solchem Ruhme fühl' ich mir dürsten
Den jugendlich froh aufstrebenden Geist.
Hab' ich Mathilden an meiner Seite,
Dann ist mir der Ruhm die sichre Beute,
Die keine Gewalt mir je entreißt.

Diese Stelle zeigt zugleich, daß auch die Sprache und die Verskunst des ungenannten Verfs. reinlich sind, und das macht, daß man das Stück mit weit mehr Vergnügen lies't, als man es sehen würde auf der Bühne, wo nun einmal eine durchgängige, moralische Reinlichkeit der Entschlüsse und Handlungen wenig wirkt, weil sie die Leidenschaften wenig beweget. Man will da schlechterdings das gute und das böse Princip in der menschlichen Natur sich einander reiben sehen, und wenn der ungenannte Dichter (dafür halten wir ihn der Anlage nach, obwohl ihn der durchgeführte Reim in manche prosaische Breite geführt hat) — wenn er dem Drama sein Talent mit Erfolge widmen will; so wird er auf Mittel denken müssen, dem guten Prinzip den Sieg schwerer zu machen. Daß S. 19. die Eifersucht der Liebe bittre Frucht trübt, ist nicht passend; sie verbittert vielmehr die süße Frucht. S. 24. genirt der Reim die consecutio temporum ein wenig. Der Druck ist ungewöhnlich correct.

*) Brav gesagt! M.

**) Ach ja! So krank, daß sie mit Müh' sich auf den Beinen hält. M.

Nro. 73.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. September 1823.

Goethe's Faust in einer französischen Uebersetzung.

Unsere Landessprache, die Lessings Normalfranzose: Riccaut, noch vor fünfzig Jahren eine plumpe Sprak nannte, genießt heute namhafter Auszeichnung in Frankreich. Fast ununterbrochen erscheinen dort Uebersetzungen aus dem Deutschen — und zwar aus einem Gebiete, dessen Daseyn ein recht ächt beschränkter Franzose eigentlich läugnen muß; aus dem Gebiete der deutschen schönen Literatur. Ob diese Uebersetzungen ein Produkt der herrschenden Mode oder der besseren Einsicht oder einer politischen Reaktion sind, läßt sich nicht leicht ermitteln. Wir glauben sogar, daß man sie keiner dieser Ursachen ausschließlich und allein zuschreiben darf, ohne in einen Irrthum zu gerathen. Die bessere Einsicht sparsam zerstreuter Kenner der deutschen Sprache ist wohl der erste und reine Bewegungsgrund gewesen, und sodann, in einer Zeit und in einem Lande, wo die Schriftsteller aller Fächer Partey ergreifen und entweder zu den Altgläubigen oder zu den Reformatoren gehören, mag auch mancher politische Bewegungsgrund mitgewirkt und die Schutzgöttin Frankreichs: die allgebietende Mode, für sich gewonnen haben. Betrachtet man aber, außer dem Widerwillen der neuerungsfeindlichen Masse, auch die heimliche Scheu selbst der Uebersetzer, die unsern größten Dichtern, neben mancher Anerkennung, doch immer den stillen, sich von selbst verstehenden Vorwurf der Halbbarbarey machen; so ergeben sich diese vielfältigen Bemühungen, deutsche Dichterwerke ins Französische zu übersetzen, als unabweisbar-nothwendig, ja als unwillkührlich von der Gewalt der Dinge herbeygeführt. — Unter Gewalt der Dinge verstehen wir hier die naturgemäße fortschreitende Entwickelung der französischen Sprache, an welcher der ausländische Halbkenner, wie der altgläubige Franzose, noch fortwährend zweifelt. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß in dieser Entwickelung ein mehr als hundertjähriger Stillstand eintrat, indem man das Zeitalter Ludwigs des vierzehnten für das goldene der gesammten europäischen Literatur erklärte; nur zu bekannt ist es, welche enge Grenzen, der Poesie wie der Prosa, abgesteckt wurden und wie Alles, was über jenem kleinen Zauberkreis hinaus lag, barbarisch und unheilig gescholten wurde. Aber schon Voltaire beklagte sich über die drückenden Fesseln, über die einengende Konvention seiner Sprache, schon er bereicherte sie, schon ihm warf man Neuerungssucht vor. Späterhin wirkten die Fortschritte exakter Wissenschaften (Mathematik und Chemie) bildsam auf die Sprache, bis endlich die große politische Umwälzung, durch Begriffe, die sie aus dem Gebiete der Theorie in das praktische Leben der Nation einführte, durch die Rhetorik der Volkstribune und der Schlachtfelder und durch die gesteigerte Kunst der Publicisten, einen so mächtigen Einfluß auf die Prosa gewann, daß selbst die orthodoxen Grammatiker diesem strömenden Fortschreiten wider Willen folgen mußten. Es ward der Beweis geliefert, daß eine lebende Sprache dadurch keine todte wird, daß irgend eine gelehrte Kaste (Akademie) oder ein Zeitalter sie für todt erklärt, d. h. für vollendet, geschlossen und der weitern Ausbildung unfähig; sondern daß, so lange sie lebendig ist, auch das Maximum ihrer Vollendung eine unendliche Größe bleibt, eben weil Wissenschaft und Kunst, deren Werkzeug sie ist, unendlich sind. Dem Gange der äußeren politischen Erscheinungen mag es nun zuzuschreiben seyn, daß bey den bewunderungswürdigen Fortschritten der französischen Prosa die Sprache der Poesie dennoch regungslos zurückblieb. Das Zeitalter war zu ernst mit den Einrichtungen der Gesellschaft beschäftigt, um — wenn wir so sagen dürfen — über die Prosa hinauszukommen, deren Fesseln überdieß bey weitem nicht so festgeschmiedet waren, als die der Poesie, welche überall, wo man vornehmerweise die provenzalischen Vorbilder verlassen hatte, in eine konventionelle und stereotype Rhetorik ausgeartet war. Unmöglich aber ist es — und das zeugt augenscheinlich von der Gewalt der Dinge — daß, bey so fortschreitender Prosa, die Poesie so weit zurückbleibe. Wo nur ein Ruhepunkt der politischen Anstrengung, ein Zwischenakt der großen Ereignisse eintrat, gewahrt man Bemühungen des jungen Geschlechtes, um das eng eingepferchte Gebiet der französischen Dichtkunst zu erweitern, gewahrt man auch hier, wie in der Politik, den Kampf des starren Autoritätsglaubens

mit dem geiſtigen, von ihrem Schöpfer in die Menſchheit eingepflanzten Triebe zum Weiterſchreiten — ein Kampf, der, beyläufig geſagt, nichts anderes iſt, als eben die abſolut-nothwendige Geſchichte der Menſchheit, d. h. deren Entwickelung in der Zeit. Aber ſo wie in der großen Geſchichte der Menſchheit ein Volk, das durch willkührlich geiſtige Abſchließung (wie z. B. der Chineſe) den Keim ſeines Todes nährt und pflegt, nur dadurch wieder aus dem lethargiſchen Schlafe erwachen, nur dadurch wieder zu neuer Entwickelung erſtehen kann, daß es mit dem friſchen Jugendleben eines fremden Volkes in Konflikt geräth; ſo auch in der Literaturgeſchichte, kann die willkührlich abgeſtorbene Dichtkunſt eines einzelnen Volkes nur durch die jugendkräftigen Poeſieen fremder Nationen wieder befruchtet und ins Leben gerufen werden. Deßhalb die Bemühung der heutigen Franzoſen, Dichterwerke aller Welttheile und mit einer Treue zu überſetzen, die ihre frühere Eitelkeit, unter dem Mantel einer konventionellen Kunſtkeuſchheit, nicht duldete; deßhalb die Ueberſetzungen ſelbſt aus der, ihrer Anſicht nach, plumpen und holperigten deutſchen Sprache, deren Dichter für ſie höchſtens genialiſche Halb-Barbaren ſind und deßhalb das unabweisbar-Nothwendige, das Unwillkührliche in allen dieſen Unternehmungen. So ſtrömt auch die Maſſe unwillkührlich, wider Willen und gegen die ſogenannte beſſere Ueberzeugung nach den Schaubühnen der Melodramen, ergözt ſich dort an den Zerrbildern der romantiſchen Kunſt, und freut ſich heimlich dem engen Einerley des théâtre français überhoben zu ſeyn, während man öffentlich nicht wagt, daſſelbe mit orthodoxen Lobpreiſungen zu überſchütten. Und auch das Allerheiligſte der franzöſiſch-poetiſchen Altgläubigkeit, das théâtre français ſelbſt, iſt bereits durch ausländiſche Barbarey entweiht worden. Man hat eine deutſche Tragödie: Schillers Maria Stuart, auf demſelben dargeſtellt, und das Trauerſpiel gefiel, einige enracinirte Raciniſten ausgenommen, allgemein. Entfernter aber als Maria Stuart, ja als es Schillers geſammte Werke von dem Geſchmack der Franzoſen ſind, ſteht ihnen wohl Goethe in deutſcher wie in perſönlicher Individualität; und am allermeiſten entfernt die genialſte Schöpfung dieſes Meiſters: ſein Fauſt. Dennoch iſt auch dieſes Werk ganz kürzlich in einer franzöſiſchen Ueberſetzung erſchienen *), und wir dürfen ſie wohl, als den Gipfel aller jener löblichen Bemühungen, näher betrachten, ohne jedoch ihre Wirkung zu berückſichtigen, welche der Zeit und ſogar dem Widerſtande anheim fällt, den dieſe, aller Konvention Trotz bietende, Dichtung nothwendigerweiſe in Frankreich finden muß.

Wenn man die Vorrede des Ueberſetzers lieſt, die eben ſo kurz und flach, als das deutſche, zwey Bände dicke Buch eines Herrn Schubarth über den Goetheſchen Fauſt breit und bodenlos iſt, ſo gewinnt man die Ueberzeugung, daß es nur die ſchönen Einzelnheiten des Originals waren, die den Franzoſen zu dieſer Ueberſetzung anreizten, und daß er ſich keineswegs zur Ueberſicht des Ganzen emporſchwang. Wie hätte er es ſonſt unterlaſſen können, ſeine Landsleute auf dieſen höheren Standpunkt zu führen, und ihnen ſowohl die rieſige Conſtruktion des erhabenen Kunſtgebäudes, als auch ſeine religiöſen und philoſophiſchen Grundpfeiler zu zeigen? Von allem dem iſt in der Vorrede nichts zu finden; die franzöſiſche Welt erfährt nur, daß dieſe Tragödie eigentlich keine Tragödie, ſondern ein dialogiſirtes Gedicht ſey; daß dieſes ſich in zwey beſtimmt verſchiedene Theile, in einen ganz dramatiſchen und einen ganz lyriſchen, ſpaltet; daß in dem dramatiſchen Theile ſich der Styl je nach den Perſonen und Situationen ändert und bald erhaben, bald familiär, bald trivial (!) iſt; daß dieſer abwechſelnd und oft gewaltſam (brusquement) bald vom Ernſthaften zum Spaßigen, bald vom Pathetiſchen zum Poſſenreißenden (bouffon) überſpringt; daß aber der Styl ſelten aufhört (!) einfach zu ſeyn, und daß der Ton (!) eigentlich immer derſelbe bleibt, nämlich der des gemeinen (?) Lebens, und daß deßhalb der Ueberſetzer es für thunlich gehalten, dieſen Theil des Gedichts in Proſa zu übertragen, indem es ihm ſchwerer geworden wäre, franzöſiſche Verſe nach dem vulgären Ton gewiſſer Stellen ſeines Originals einzurichten, als die Proſa zu dem poetiſchen Ton gewiſſer anderer zu erheben. Von dem lyriſchen Theile der Dichtung wird geſagt, daß man darin Chanſons, Romanzen, Geſänge himmliſcher und hölliſcher Geiſter, Heren-Chöre, magiſche Formeln fände, daß dieſes lauter Stücke in kondenzirter Poeſie wären, deren Hauptreiz in der Wahl der Rhythmen und des Reims beſtände, und daß der Verfaſſer hier, auch der Form nach, treu überſetzt habe, wo dann eine Lobpreiſung der Tournuren, des Dialogs und wiederum des Styls kommt, die ihren höchſten Kulminationspunkt am Ende der Vorrede erreicht, wo es alſo heißt: „Noch muß ich gegen Diejenige „proteſtiren, die ſich, nachdem ſie dieſe Ueberſetzung ge„leſen, vielleicht einbilden ſollten, eine vollkommene Idee „von dem Original erlangt zu haben..... Man ſtelle „ſich den völligen Liebreiz des Molière'ſchen Amphi„tryon vor, vereint mit allen Dem, was Parny's „Poeſieen Anmuthiges darbieten; dann nur dürfte man „ſich entbunden glauben, es zu leſen."

Von der innern Konſtruktion wird gar nichts erwähnt, hinſichtlich des Stoffes das bekannte Buch Widmann's als Quelle angeführt, und dann geſagt, daß ſolche fabelhafte Erzählung, um daß ſie heut zu Tag gontirt würde, alles Geiſtes und aller Einbildungskraft Goethe's bedürfe, und daß er ſich derſelben nur als

*) Oeuvres dramatiques de J. W. Gœthe. Tome IV. à Paris 1823.

einen Grund bedient habe, auf den man eben aufträgt, was man will (!). Deßhalb gehöre die Konception auch ihm allein; es wäre niemals etwas Außerordentlicheres erdacht worden; die Fictionen wären bis zu einem Uebermaaß fieberischer Phantasie (délire) getrieben, das alle Vorstellung übersteige. Dessen ungeachtet, wenn Goethe das Uebernatürliche gebraucht, und bey mehr als einer Gelegenheit vielleicht mißbraucht habe, so müßte man doch gesteh'n, daß sein Stoff diese Licenz entschuldige, ja bis auf einen gewissen Punkt erheische; und daß übrigens, wie hoch er sich auch in die Region der Träume und Chimären erhöbe, wie leer und extravagant auch die Welten, in welchen er umherschwebt, er doch immer von der Erde ausginge und immer auf die Realität des Lebens sich stütze. Was man aber, nach der Meinung des Uebersetzers, bey Lesung des Faust nie aus den Augen verlieren muß, weil es das Verständniß so mancher Stelle erleichtern wird, das ist der Zeitraum, die Epoche, in welcher die Dichtung entstand, damals nämlich, als die Illuminaten in Europa und besonders in Deutschland ihr Wesen trieben. Der Uebersetzer hält also den Faust für ein polemisches Gelegenheitsgedicht gegen die Illuminaten; und wer darüber lächeln, oder gar den Franzosen auslachen sollte, der lese das lezte deutsche Buch, das über den Faust erschien, eben das schon angeführte von Hrn. Schubarth, oder blättre wenigstens darin, denn es durchzulesen ist zu viel verlangt, und er wird finden, daß der untiefsinnige Deutsche in einem Wust von Worten gerade dasselbe behauptet, was der Franzose in einer kurzen und deutlichen Phrase ausdrückt, nur daß der Deutsche sagt: der Faust sey gegen die Philosophie überhaupt gerichtet, die gar nichts werth sey und eben so wenig verdiene, eine wahrhafte Wissenschaft genannt zu werden, als die Schlegel, Kritiker; Wolff, ein Kenner des Homers; und das Volk, Menschen. — Doch wir kehren zu dem französischen Werke zurück. Nach dem, was aus der Vorrede sich ergiebt, ist es klar, daß der Uebersetzer nicht zum eigentlichen Verständnisse seines Originals gekommen ist; daß ihm sogar darin so Manches anstößig war, was den französischen goût verlezt, oder daß er dieses seinen Landsleuten, als unvermeidliche Uebelstände, rücksichtsvoll, wenigstens anzeigen mußte. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daß ihm die Großartigkeit der Dichtung imponirt, und die hohe Vollendung der äußern Form sogar begeistert hat. Daß der prosaische Theil seiner Uebersetzung das Vorbild durchaus nicht erreicht, ja keine Vorstellung davon gibt, gesteht er selbst ein; dennoch ist auch dieser Theil äußerst bewerkenswerth und die verschiedenartigen Töne wenigstens eben so gut wiedergegeben, als wenn das Gedicht von einem einsichtigen Sprachkenner in deutsche Prosa aufgelöst wäre; und das will viel sagen, und ist für das erste materielle Verständniß genügend. Wir müssen den Leser auf die empfehlenswerthe Uebersetzung hinweisen, da es der Raum dieser Blätter nicht gestattet, bedeutende Auszüge zu geben. Aber der in Versen übertragene Theil derselben ist mit so lobenswerthem Fleiße, mit so wahrhafter Liebe und oft mit so großer Treue gearbeitet, daß wir es uns nicht versagen können, Einiges davon auszuziehen, damit das Werk seinen Meister lobe. Schade, daß wir nicht gleich mit der in italiänische Stanzen übersezten Zueignung, welches ein neuer und gelungener Versuch ist, oder mit dem Chor der Engel: Christ ist erstanden u. s. w., beginnen können, der meisterhaft übersezt ist, aber zu viel Raum wegnehmen würde. Dennoch wollen wir wenigstens den Anfang hieher setzen:

Christ est ressuscité.
Paix à l'ame immortelle
Qui garde encore en elle
La marque originelle
De son iniquité!

Eben so treu und einfach sind die Lieder des Bettlers, der Soldaten nnd der tanzenden Bauern mit ihren verschiedenen Formen und Farben übertragen; dann der spätere Geisterchor:

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Aether herein! u. s. w.

Arcs surbaissées,
Voûtes antiques,
Sombres portiques,
Disparaissez!
Laissez, laissez
Le soleil luire
Et nous sourire
Avec l'amour!.. etc.

Als ein wahres Meisterstück der Uebersetzungskunst müssen wir aber das bekannte Lied anführen: „Es war ein Mal ein König, der hatt' einen großen Floh"

Advint que chez un prince
Une puce logeait.
D'une faveur peu mince
Le Roi la protégeait.
Par son tailleur Cassandre,
Du gentil damoiseau
La mesure il fit prendre
Pour culotte et manteau.

De velours et de soie
Le voilà donc couvert,
Qui tout fièr se déploie
Dans son justeaucorps vert.
La sainte croix y brille.
Et, ministre du jour,
Tous ceux de sa famille
Il les place à la cour.

Le seigneurs et les dames
S'irritent vainement.
Pour la reine et ses femmes,
Juste Dieu, quel tourment!
Etre mordue sans cesse,
Ne se gratter jamais....
Nous, dès qu'une nous blesse,
L'écrasons sans procès.

Eben so das berühmte: „Es war ein König in Thule“ bis auf die vorlezte Zeile des Gedichts, die dem Reim zur Liebe da ist.

Il fut un roi fidèle,
Jadis au Labrador,
A qui, mourant, sa belle
Remit un vase d'or.

Il y trouva cent charmes,
Aux festins le vidait;
Ses yeux brillaient de larmes,
Alors qu'il y buvait.

De mourir quand vint l'âge,
Ses villes il compta,
Et de son héritage
Le seul vase excepta.

A la table royale
Il fait seoir tous ces Pairs,
En une antique salle
Au bord des flots amers.

Le vieux buveur se lève,
Pousse quelques sanglots,
Le saint vase soulève,
Puis l'abandonne aux flots.

Il le vit tomber, boire,
S'enfoncer pour jamais.
Et si l'on croit l'histoire,
Onc ne but désormais.

Gerne schrieben wir noch das schöne Lied: „Meine Ruh' ist hin,“ und das, welches Gretchen im Kerker singt: „Meine Mutter,“ hier auf. Aber wie gesagt, der Raum dieser Blätter gestattet es nicht. Wir können zum Schluß nur noch sagen: Wäre der dramatische Theil des Fausts, wie der lyrische, übertragen, so besäßen die Franzosen eine vortreffliche Uebersetzung des deutschen Meisterwerkes. Um dieses aber vorzubereiten, muß die französische Poesie vielleicht aus ihrem eigenen Reichthum so manches schöpfen, was die goldne Zeit Ludwigs des XIV. als barbarisch oder kindisch verpönte. Der bescheidene Uebersetzer des Faust nennt sich Albert S... Schubarth heißt er gewiß nicht. —

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom Mai und Junius 1823.

12. Mai. Der Minister des Innern übermacht der Akademie einen Bericht des Präfecten vom Vardepartement über die Wirkungen der Abholzungen (déboisements). An die Stelle des Akademikers Charles wird Hr. Fresnel durch ungetheilte Stimmen gewählt. Die Commissarien, welche die Preisschriften über die thierische Wärme zu würdigen hatten, erklären, daß sie derjenigen des Hrn. Despretz, Repetitoren der Chemie an der polytechnischen Schule, den Preis zuerkannt haben. Hinwieder berichten die Commissarien für Ertheilung des montyonischen physiologischen Preises, daß sie denselben zwischen Hrn. Fodera, Verfasser einer Abhandlung über die Einsaugung, und Hr. Floureus, Verfasser einer Schrift über die Verrichtungen des Nervensystems, zu theilen für angemessen erachtet haben. Hr. Edwards liest eine Abhandlung über die Erzeugung der Kohlensäure beym Athmen. Hr. D'bombres-Firmas gibt die Beschreibung einer natürlichen Brücke des Ardecheflusses. Dem Antrage der astronomischen Section gemäß beschließt die Akademie, in diesem Jahr zwey Ehrenschaumünzen von Lalande's Stiftung zu ertheilen, die eine an Hrn. Rumker, die andere an Hrn. Gambart Sohn.

19. Mai. Die Akademie erhält eine königliche Ordonnanz, welche die Wahl des Doctor William Hyde Wollaston zum auswärtigen Akademiker bekräftigt. Hr. Hill sendet eine Abhandlung über neue Mittel der Tonerzeugung, und Hr. Marcel de Serres eine Denkschrift, betitelt: Beobachtungen über die in Spalten der Secondargebirgsarten und vor allen in der Höhle von Durfort im Gardepartement vorkommenden Menschenknochen. Die Herren Prevost und Dumas geben vorläufige Kenntniß von den Resultaten ihrer Versuche für die Auflösung der Harnblasensteine in lebenden Thieren, mittelst der voltaischen Säule. „Ein schmelzbarer Blasenstein ward zwölf Stunden anhaltend der Wirkung einer Säule von 120 Scheibenpaaren ausgesezt, welche von Stund zu Stund neu geladen ward. Die als Pole gebrauchten Platinadräthe, welche den Stein berührten, stunden sechs bis acht Linien von einander und tauchten, gleich dem Steine selbst, in ein mit reinem Wasser gefülltes Gefäß. Während der galvanischen Thätigkeit gelangten die Basen und die Phosphorsäure erst nach ihren respektiven Polen, alsdann vereinbarten sie sich wieder, und das veränderte Salz schlug auf den Boden des Gefäßes nieder, als ein feiner Staub, demjenigen ähnlich, der sich jedesmal darstellt, wie ein unauflösliches Salz erzeugt wird. Der Blasenstein wog vor dem Versuch 92, nach demselben aber nur noch 80 Gran. Bey wiederholtem Versuch schritt seine Auflösung weiter vor, und nach sechszehn Stunden fernerer Anwendung der Säule war er in eine zerreibliche Masse verwandelt, die beym gelindesten Druck in kleine crystallinische Körner zerbröckelte, deren keines Linsengröße hatte, und welche aber leicht die Harnröhre passiren konnten.“ Die zu dieser Auflösung erforderliche Vorkehrung läßt sich nun ohne besondere Schwierigkeit und ungefährlich im lebenden Körper anwenden, und sie ist wirklich auch bey Hunden angewendet worden. Diese Versuche werden fortgesezt, indem zuerst Steine in die Blase gebracht werden, und nach Heilung der Wunden galvanische Auflösung erzielt werden soll. Dabey muß dann auch näher ausgemittelt werden, welche Art von Flüssigkeit in die Blase zu bringen ist, um die Auflösung am besten zu befördern, indem wohl unstreitig das bisher gebrauchte reine Wasser nicht das vorzüglichste seyn dürfte. Endlich ist unumgängliches Erforderniß, daß ausgemittelt werde, wie man die Eigenschaften und die Natur der in der Blase enthaltenen Steine ausmitteln und erkennen kann, um die Kranken nicht vergeblichen Versuchen auszusetzen; denn wie zuversichtlich das Verfahren bey den zahlreichen auf salinischen Verbindungen beruhenden Steinen angewandt werden mag, so kann hingegen sein Gelingen nicht erwartet werden bey jenen Blasensteinen, welche ausschließlich oder vorherrschend nur Harnsäure enthalten. — Hr. Poinsot liest eine Abhandlung über die Analyse der Winkelsectionen. Hr. Gay-Lussac trägt Bemerkungen über die Verhältnisse der Vulkane vor, und Hr. Vauquelin wird dadurch veranlaßt zu erklären, daß er in der beym jüngsten Ausbruch des Vesuvs ausgeworfenen Asche Kohle gefunden hat. (Der Beschluß folgt.)

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. September 1823.

Biographie.

Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses F. L. Zacharias Werners. Zwey Theile. Berlin bey Dümmler 1823. XIV. 336 und 380 S. 8. Mit einem Kupfer, vier Steindrücken und Musik.

(Beschluß.)

Als Musikdirektor des Herrn J. Seconda brachte Hoffmann die verhängnißvolle Periode der Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig in den leztgenannten zwey Städten zu, und sein, hier mitgetheiltes Tagebuch vom 15. bis zum 29. August schildert anschaulich die Gefahren, in deren Mitte er sich befand während des Angriffs der Alliirten auf die Hauptstadt Sachsens. Am 26. August sah er aus dem Fenster, wie eine Granate auf dem Markte zwey Menschen tödtete. Fünf Minuten später ritt Napoleon über denselben Platz. (S. 91. Theil 2.) Zwey spätere Notizen aus seinem Tagebuche lauten so:

„Den 22. Oktober. Der Kaiser ist geschlagen, und retirirt nach Erfurt u. s. w. So habe ich gegründete Hoffnung zum besten, fröhlichsten Leben in der Kunst, und alle Noth wird geendet seyn."

„Den 22. November. Heut Nachmittag einen österreichischen und russischen Offizier in vollem Galla gesehen; ganz eig'nes herrliches Gefühl. Ja, es ist wahr, — Freyheit!"

Es war natürlich, daß H., der während der Franzosenherrschaft so viel gelitten hatte, die Meinung der Menge theilte, den Begriff der Befreyung (vom Drucke des Krieges) mit dem der Freyheit verwechselte, und dem geschlagenen Helden seines Jahrhunderts, dem Europa die Befreyung von so manchem Vorurtheile zu verdanken hatte, um schnöden Händlersold Karicaturen nachsendete, wie sie S. 103. beschrieben werden.

Eine Mißhelligkeit mit Seconda bewog ihn zur Niederlegung seines Musikdirektorats, und im September 1814 wurde er wieder in Berlin bey'm Kammergericht angestellt. Dieser Rücktritt aus der Künstlersphäre in die bürgerliche gereichte zu seinem Unglück, dessen Hauptgrund der Biograph in dem Verhältnisse von Hs. Ansprüchen an das gesellige Leben zu den sogenannten gebildeten (oder ästhetischen) Kreisen Berlins sucht. Unser Verf. schildert diese Kreise von S. 116. an mit treffenden Zügen, und fährt dann (S. 118.) also fort:

„Hoffmann schien nun für Zirkel dieser Gattung ein unerhörter Fund. Was konnte der Mann nicht Alles! — Bücher schreiben, die ganz Deutschland von sich reden machten, auf dem Piano fantasiren, Opern komponiren, Karicaturen zeichnen, Witz sprudeln, wie er den Mund öffnete; der Ruf war ihm vorangegangen, und mit Recht erwartete man nun von ihm, daß er, dankbar für die gütigen Einladungen, erst der Gesellschaft ein noch ungedrucktes Manuscript vorlesen, dann die Tochter vom Hause accompagniren, dann eine alte Großmutter, oder einen vornehmen Beschützer der Künste, mit schönen Redensarten unterhalten werde, u. s. w., worauf man Gäste genug geboten und vorbereitet hatte. — Aber wie sah' man sich getäuscht, wenn er die furchtbarsten Gesichter zu schneiden anfing, sobald er sich langweilte, und dieß geschah immer, wenn sich nicht wenigstens ein ihn anregendes Prinzip in der Gesellschaft entdecken ließ; wenn er laut zu sprechen begann, während man sich mit Musikstücken abquälte, die man sorgfältig ausgesucht, weil er sich in seinen Schriften darüber ausgesprochen; wenn er endlich plötzlich und absichtlich das unsinnigste Zeug redete, so wie er merkte, daß man es darauf angelegt, etwas von ihm abzubekommen."

„Wie mochte es aber, bey einer Natur wie Hoffmann's, sich auch anders gestalten! Um mit dem Strome eines so nichtigen Treibens, als das dargestellte, schwimmen zu können, muß man entweder eine sehr kleinliche Eitelkeit, die mit Weihrauch jeglicher Gattung zufrieden ist, oder eine Art von Gutmüthigkeit besitzen, die sich an einigem guten Willen, der doch hie und da nicht fehlt, genügen läßt, und, bey der einem, indem man sieht, daß man Wohlgefallen um sich verbreitet, selbst am Ende wohl, und bis auf einen gewissen Punkt gemüthlich wird. Von bey-

den, ſowohl von jener Eitelkeit der kleinen Sorte, als von der beſchriebenen Gutmüthigkeit, war aber Niemand ferner, als eben Hoffmann. Wie alles, ſo war auch die Eitelkeit, bey ihm in großem Stol; er ſtrebte überall, wo es Genuß galt, — und Eitelkeit gab ihm den höchſten, — nach dem Vollen, Ganzen; abgeſtandene Beyfallsphraſen, wie ſie die feine Societät, heute über einen neuen Tänzer, morgen über das neueſte Werk von Göthe, und übermorgen etwa über den blutigen Kampf einer unterdrückten Nation, aus einem Beutel auszugeben pflegt, konnten ihm keine Freude machen; dabey forderte er, wenn er unterhalten ſollte, daß man ſich von nichts anderm unterhalten laſſen ſollte, als von ihm, und daß man ihm nicht allein ausſchließlich zuhören, ſondern mit Geiſt zuhören ſollte, und zwar nicht nur mit eig'nem Geiſt, ſondern mit ſeinem Geiſt, das heißt, mit einem, der entweder fantaſtiſch fliegen, oder witzig nachſpringen könnte, wie er mit der Taktrolle des ſchnell dahinſprudelnden Wortes den Ton angab. Welche Anſprüche an einen armen Berliner Thee! Und war dieſer nur wenigſtens nicht an Allem arm; fand ſich irgend etwas, was ihn ſchadlos halten konnte; zwar dumme Männer, aber hübſche Frauen; oder dumme Männer und häßliche Frauen, aber ausgeſuchter Wein; ungemüthliche Stimmung der Geſellſchaft, aber eine fratzenhafte Erſcheinung, die ihm Stoff zu irgend einer poetiſchen Figur gab; ſo ging es noch an mit ihm; fehlte es aber an alle dem, und hielt ſich das Ganze in den Gränzen der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit, von der die Meiſten eben meinen: je ne demande pas mieux, ſo war es mit ſeiner Laune nicht auszuhalten. Hier erſchien denn auch der Mangel an geſelliger Gutmüthigkeit, von welchem oben geſprochen worden, im vollſten Lichte. War einmal, durch das Alltägliche, der Dämon der Langeweile, — für ihn die furchtbarſte der Plagen, — in ihm erwacht, ſo bemeiſterte ſich ſeiner, ohne alle Uebertreibung geſprochen, eine wahre Wuth, die characteriſtiſch in ſeinen Geſichtsmuskeln ſpielte, und die er, wenn er nicht die Gelegenheit fand, ihr in der Geſellſchaft noch Luft zu machen, entweder durch einige gallbittere Sarkasmen, oder durch Aeußerungen, die er wie Wahnwitz geſtaltete, um verlegene Geſichter um ſich her zu ſehen, auch ſelbſt dann nicht verläugnen konnte, wenn er ſchon wieder heimgekehrt war, wo er in ſein Tagebuch niederzuſchreiben pflegte: „ſchändlich cumulirt," u. dergl.; ja, die ihn oft nach mehreren Tagen noch erfaßte, wenn er ſeinen Freunden die ausgeſtandene Qual ſchilderte. Einmal auf dieſem Wege, konnte er nicht zurückgebracht werden, mochten Wirth und Wirthin, oder Gäſte mit ſeinem Blick, aus dem beſten Herzen, Alles aufbieten, ihn umzuſtimmen; vielmehr reizte jeder Verſuch, ihn in die allgemeine Fröhlichkeit hineinzuziehen, wenn ſich eine ſolche entwickelt hatte, zu größer'm Unmuth, und in der Regel wandte er ſich dann nicht zu Einem, der ihn freundlich angeredet, ſondern zu einem Dritten, um dieſem eine Art Antwort auf die Frage des Anredenden zu ſagen."

„Daß nun die zahme Societät, wo ſolche Erſcheinungen nicht häufig vorgekommen ſeyn mochten, und in der jeder ſeine Rechnung für einen verlorenen Abend vollſtändig ſaldirt zu haben glaubt, wenn es ihm verſtattet geweſen, die Langeweile, welche er empfunden, mit der, die von ihm ausgegangen, zu bezahlen, wenig Behagen an einem ſo ſtachelichen Mitgliede fand, iſt leicht zu begreifen, und nur ſehr ſelten iſt der Fall vorgekommen, daß Hoffmann mehr als ein-, höchſtens einigemal, in dieſe Art von anſtändigen Theegeſellſchaften gebeten wurde."

„Nunmehr dieſer Art der Zerſtreuung ledig, wäre er vielleicht gern in den beſcheidenen Kreis ſeiner alten Freunde zurückgekehrt, die, an ein häusliches, zurückgezogenes Leben gewöhnt, doch Jahr aus, Jahr ein, in einem lebendigen und gedeihlichen geiſtigen Verkehr ſtanden; der eine, ergänzend, wo es dem Andern fehlte, und der andere, dankbar dafür, und liebevoll-empfänglich. Aber, — mochte es ſeyn, daß die Freunde ſich verletzt fühlten durch die Leichtigkeit, mit welcher Hoffmann ſie, auf die erſte Lockung der Welteitelkeit der eiteln Welt verlaſſen; oder, ſey es, daß er blos aus dem Gleiſe geklommen; oder endlich, daß ihm, bey glücklich veränderten äußern Umſtänden, die frühern mäßigen Genüſſe mit den Freunden nicht mehr ausreichend ſchienen; — kurz, es machte ſich nicht mehr, wie ſonſt, und Freund aller Extreme, ging er aus der Geſellſchaft wohlerzogener Leute, welche, Krämer in Kunſt und Leben, beyde in kleinen Portionen vertreiben, recta unter die Schaar der Großhändler, die, auf die Gefahr des Bankerott's hin, den Genuß des Lebens-Capitals allein in deſſen möglichſt ſchnellem Umſchwung ſuchen, — aus den Theeſalons in das Weinhaus, wo er ſein Hauptquartier definitiv aufſchlug, ſich den Grundſatz aufſtellend, daß, wenn man Kunſtgenüſſe haben wolle, man ſie an öffentlichen Orten für ſein Geld beſſer finde, als in Privatzirkeln für beſchwerliche Kratzfüße, und daß die Geſellſchaft in der Weinſtube vor allen übrigen den Vorzug habe, daß, wenn ſie einem nicht gefiele, man weggehen könne, wenn man wolle, ohne daß es der Wirth übel nehme; — Argumente, gegen welche, wenn man an eine gewiſſe Freyheit gewöhnt iſt, wirklich eben nicht viel möchte zu erinnern ſeyn. So wäre denn der Punkt bezeichnet, von welchem aus Hoffmann's Verſinken begann, und, nach den mechaniſchen Geſetzen des Falles, am Ende leider mit furchtbarer Schnelle."

Der Biograph nennt dieſe Epoche bezeichnend genug das wüſte Weinleben, ſetzt aber hinzu: „Man denke hierbey nicht etwa an einen gemeinen Trinker, der trinkt und trinkt, aus Wohlgeſchmack, bis er lallt und ſchläft;

gerade das Umgekehrte war Hoffmann's Fall. Er trank, um sich zu montiren; dazu gehörte Anfangs, wie er noch kräftiger war, weniger; später natürlich mehr; — aber, war er einmal montirt; wie er es nannte, in erotischer Stimmung, die, oft bey einer halben Flasche Wein, auch nur ein gemüthlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres, als das Feuerwerk von Witz und Glut der Fantasie, das er dann unanshaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ."

Inzwischen war es immer dieses Weinhausleben, welches ihn, vom Jahre 1816 ab, nach und nach zu Grunde richtete. Nach und nach, sagen wir; denn 1819 wurde H. (s. S. 141.) in ein ihm wieder ganz neues Feld der Thätigkeit berufen, nämlich zum Mitgliede einer Immediat-Untersuchungs-Commission zur Ermittelung geheimer, Staatsgefährlicher, Verbindungen ernannt, und soll auch hier sehr brauchbare, und vorzüglich elegant redigirte, Arbeiten geliefert haben.

Daß man zu solch einem Geschäft wissentlich einen Wein-Lebemann, wie Hoffmann endlich wurde, berufen haben sollte, ist nicht vorauszusetzen, und es ist Schade, daß der Biograph sich nicht in dem Stande befunden oder es vielleicht für noch zu früh gehalten hat, Hoffmannische Arbeiten dieser Art dem Publikum mitzutheilen.

Diejenigen Leser, welche sich an Hs. Kater Murr ergözt haben, werden es mit Interesse lesen, daß dieser Kater ein wirklicher, leibhaftiger Kater war.

Am 30. November 1821, erhielt der Herausgeber, früh am Morgen, folgende Karte:

„In der Nacht vom 29sten zum 30sten November „entschlief, nach kurzem, aber schwerem Leiden, zu ei„nem bessern Daseyn, mein geliebter Zögling, der Ka„ter Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen „Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern und Freun„den ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermangle. Wer „den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen „Schmerz gerecht finden, und ihn — durch Schweigen „ehren."

„Hoffmann."

Dieser Spaß konnte dem auffallen, der Hoffmann nicht kannte; nicht ahnete, wie nahe oft bey ihm Scherz an Schmerz zu gränzen pflegte. Der Herausgeber wußte, wie er es zu nehmen hatte. Am Abende führte ihn ein Geschäft aus seinem Hause, und an der Weinstube vorbey, in welcher Hoffmann seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wenige Schritte davon gewahrte er diesen, langsam, und gebückten Hauptes einhergehend. Hoffmann ward auch seiner im Augenblicke ansichtig, und: „haben Sie meine Karte erhalten?" fragte er mit Heftigkeit. Es wurde bejah't. „Nun, so thun Sie mir die einzige Liebe," so fuhr er fort, „und treten mit mir in dies Kaffehaus, (vor dem sie eben standen,) wir können da ungestört mit einander sprechen." Es geschah, wie er gesagt, er riß den Freund mit Ungestüm in ein Hinterzimmer, sah sich um, ob sie auch allein wären, und nun begann er, mit vorausgeschickter Bitte, ihn nicht zu verkennen; aber es sey doch nun einmal so, — das Bekenntniß, wie ihn der Tod des Thieres ergriffen, (welches zu retten, er Aerzte aus der Thierarzneischule hatte holen lassen,) zugleich aber auch eine Schilderung der Qual des Sterbens, daß sich dem entsezten Zuhörer die Haare in die Höhe richteten. „In der Nacht," so erzählte er unter andern, „winselte der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bittend, daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf, zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen läse. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch in's Bett zurück. Gegen Morgen starb er, und nun ist mir das Haus so leer, und auch meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen sprechenden Papagei kaufen; aber sie will keinen Ersaz, und ich auch nicht. Nicht wahr, Freund, Sie halten auch nichts von Surrogaten für geliebte Gegenstände? u. s. w."

Der Freund war so ergriffen von der Stimmung, in welcher er Hoffmann fand, und so gerührt von seinem Vertrauen, da er, der jeden Anstrich von Sentimentalität auf das Höchste scheute, sich gewiß nur gegen ihn, den seit langen Jahren mit seinen innersten Gefühlen Bekannten, so auszusprechen wagte, daß er seine Hand ergriff, und ihm sagte: „Ihre Karte liegt schon bey den Papieren, die ich über Sie gesammelt, und auch diese Herzens-Ergiessung soll unvergessen seyn. Wenn ich Sie überlebe, so schreib' ich Ihre Biographie, und beides soll darin nicht fehlen." „„Ach! Sie werden mich gewiß überleben,"" erwiederte er wehmüthig, und tief erschüttert schieden die Freunde.

Wie hätte es aber der Ueberlebende damals ahnen sollen, daß er sein Versprechen so bald werde zu lösen haben! Noch stand Hoffmann in völliger Kraft der Gesundheit vor ihm; aber bald darauf befiel ihn die Krankheit, die, eine gänzliche Erschöpfung der Lebenskraft, und zulezt eine Lähmung der Extremitäten herbeyführend, ihn, in dem reifsten Mannesalter, unerbittlich dahinraffte.

Was der Biograph aus den lezten Tagen seines Helden mittheilt, ist für den Menschenbeobachter von Bedeutung. An seinem lezten Geburtstage (24. Jan. 1822.) fiel das Gespräch auf den Tod. Der Herausgeber, mit unter den Geladenen, warf, vielleicht ihm selbst unbewußt,

ein Wort dazwiſchen, deſſen Sinn ungefähr das bekannte, „das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,“ war; aber Hoffmann fuhr ihm, mit einer Heftigkeit, die ſo den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben, — unter welcher Bedingung es auch ſeyn möge?“ Es lag etwas Entſetzliches in der Art, wie er dieſe Worte herausſtieß, und ſein Wunſch iſt ſpäter auf eine furchtbare Weiſe in Erfüllung gegangen.

Denn er lebte zwar, von da ab, wirklich noch fünf Monate; — aber, unter welchen Bedingungen! Mit jedem Tage, möchte man ſagen, verſagte ein oder das andere Glied ſeines Körpers mehr und mehr den Dienſt; Füße und Hände, Folge der ſich ausbildenden Rückenmarksdarre, (tabes dorsalis) ſtarben ganz ab, eben ſo einzelne Theile des innern Organismus, und, den Tag vor ſeinem Tode, wo die Lähmung bis hinauf an den Hals getreten war, glaubte er ſich völlig geneſen, weil er nirgend Schmerz mehr fühlte.

In dieſem, über allen Begriff jammervollen Zuſtande, der jedem, der ihn ſah, durch die Seele ging, verläugneten ſich bey ihm keinen Augenblick die höchſte Liebe zu dem Leben, der unerſchütterliche Glaube, daß es ihn nicht laſſen könne, und eine, in Vergleichung mit ſeinen geſunden Tagen, faſt noch geſteigerte, Heiterkeit, ja großentheils Ausgelaſſenheit. Der ernſte Richter, der es ihm zum Verbrechen machen mag, daß er über manche Staats-Einrichtungen, oder ähnliche Gegenſtände, ſeinem Scherz freyen Lauf gelaſſen, hätte nur einmal Zeuge ſeyn ſollen, welch' eine unerſchöpfliche Quelle der launigſten Einfälle er ſich ſelbſt in ſeiner Hülfsloſigkeit wurde. Daß ſein Stiefelputzer ihn mit nervigten Fäuſten in's Bad warf, wie man ein Stück Holz in's Waſſer ſchleudert; daß eine ſorgſame Magd ihn dann, wenn er wieder angekleidet, — was leider bey ſeiner Zuſammengeſchrumpftheit leicht möglich war, — oft, wie ein Kind, auf die Arme nahm und ihn in's Bette trug, und tauſend kleine Ereigniſſe dieſer Gattung, wurden ihm zu Feſten, und er fühlte ſich glücklich, wenn er ſeinen Freunden täglich Neues in dieſem Geſchmack erzählen und ausmahlen konnte.

Etwa vier Wochen vor ſeinem Tode wurde der entſetzliche Verſuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eiſen, an beyden Seiten des Rückgrats herunter, die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre. Hitzig, durch unabwendbare Geſchäfte verhindert, der Operation beyzuwohnen, eilte, nach deren Beendigung, voller Angſt zu dem Patienten, und kam etwa eine halbe Stunde nachher an. „Riechen Sie nicht noch den Braten-Geruch?“ rief ihm Hoffmann entgegen, erzählte, mit der umſtändlichſten Genauigkeit, die fürchterliche Procedur, fand es ganz natürlich, daß, bey einem ſo erotiſchen Subjecte wie er, die Aerzte auch die erotiſcheſten Mittel verſuchten, und ſezte hinzu: „während des Brennens ſey ihm eingefallen, daß der *** ihn plombiren laſſe, damit er nicht als Contrebande durchſchlüpfe.“

Züge der Art beweiſen zur Gnüge, was wir ſchon oben erwähnt haben: Anlage zum großen Charakter, die in ungünſtigen Lebensverhältniſſen und in einem ſchwächlichen, durch wüſte Lebensweiſe zerſtörten leiblichen Gehäuſe verloren ging. Die ungemeſſene Liebe zum Leben ſpricht keineswegs dagegen, ſie iſt eben in dem Mißverhältniſſe zwiſchen Leib und Geiſt gegründet, und, in ſo ferne wenigſtens, hat L. Tieck an Heinrichs von Kleiſt vielbeſprochenem Prinzen von Homburg dieſen Zug mit Grund als natürlich geprieſen, obſchon er in dem genannten Drama verkehrt wirkt, weil er nicht am rechten Orte ſteht.

Hs. lezter Humor — wir möchten ſagen ſein Todeshumor — hat mit dem ſeines Lebens offenbar die Eigenſchaft einer gewiſſen Gewaltſamkeit gemein, deren wir oben ſchon gedacht haben. Den Moment des Todes erzählt der Biograph ſo:

„Am frühen Morgen des 25ſten Juny fingen die Wunden ſeines zerfleiſchten Rückens an, heftig zu bluten. Seine Umgebungen ahneten, was bevorſtehe. Er rief den Schreiber und Wärter, und ſagte ihm etwas, was dieſer nicht mehr verſtand. Darauf trat die Frau an das Bette; er forderte, daß ſie ihm die gelähmten Hände in einander legen ſollte, und ſie will ihn dabey die Blicke gen Himmel richten geſehen, und gehört haben, daß er die Worte geſprochen: „man muß doch auch an Gott denken!“ Alles erwartete jezt ſeine Auflöſung; aber noch einmal flammten die Lebensgeiſter auf; er ſagte ſpäter noch, er fühle ſich wohl, wolle heut Abend an der Erzählung, der Feind, weiter dictiren, was er ſeit mehreren Tagen nicht gethan, und verlangte, man ſolle ihm die Stelle vorleſen, wo er ſteh'n geblieben.“

„Seine Frau ſuchte es ihm auszureden, er ließ ſich im Bette umdreben, mit dem Geſichte gegen die Wand gekehrt, verfiel in Todesröcheln, und, als zwiſchen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geſchickt wurde, der ſich in der Gerichtsſitzung befand, und dieſer herbeyſtürzte, — fand er ſchon den Freund nicht mehr!“

Die Erbaulichkeit dieſes Verſcheidens wird den Frömmlern unſerer Zeit ziemlich problematiſch vorkommen; aber der Biograph verdient Lob, daß er hier ungeſchmückt mittheilte, was ſich durch Folgerichtigkeit als Wahrheit zu erkennen giebt.

Wie das Buch geſchrieben iſt, zeigen die angeführten Stellen zur Gnüge, und wie es geleſen werden muß, giebt unſer Auszug des Inhalts an die Hand: nicht zur bloßen Unterhaltung, ſondern mit ſteter Richtung der Reflexion auf die Lage des künſtleriſchen Talentes in dem realen Elemente des bürgerlichen Lebens, und auf die Gefahren, welche aus dem Conflicte der Anſprüche des einen mit der Armuth des andern hervorgehen. Es iſt der Fall, der Untergang einer Künſtlernatur im Kampfe mit jenem Elemente, welchen unſer V. dargeſtellt hat, und wodurch er ſolchen Naturen vielfältig nützen kann.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 20. September 1823.

Reisebeschreibungen.

Tagebuch meiner Wanderungen durch die Schweiz, von Starklof.

Ist die Landschaftmalerey ein Kind oder eine Wärterin unseres Sinnes für Naturschönheiten? — Wahrscheinlich beydes, und ohne daß eins mit dem andern in Widerspruch geräth, da jede Kunst ihren Ursprung dem menschlichen Geiste verdankt und wiederum bildend auf ihn zurückwirkt. Man sagt, antiken Künstlern sey sie ziemlich fremd geblieben, und erst seit Umwandlung römischer Kultur durch die nordischen Völker erwachsen und ausgebildet. Das mag geschichtlich seyn. Ob sie aber nicht, andern Erfindungen gleich, eben so gut bey den Griechen als unter germanischen Nationen entstehen konnte, oder als reines Produkt moderner Sinnesart betrachtet werden muß, das fragt sich noch immer.

Unstreitig wurde der Nordländer nicht wenig von den Genüssen der Sinne angezogen, die der Süden bot. Wer aber das Reizende besizt, weiß es weniger zu schätzen, als wer es nur ersehnen darf und in der Fantasie anschaut. Je mehr also die Nordländer ihre geistigen Genüsse verfeinerten, desto mehr mag die Neigung zum Süden künstlerischer Art geworden seyn, sowohl im Nachbilden als im Bewundern; und vielleicht hat auch die Landschaftmalerey darin ihren Ursprung. Mancher behauptet, man möge den Natursinn der alten Welt rühmen so viel man wolle, so sey doch die neuere Zeit inniger mit der Natur vertraut geworden. Mancher denkt auch an den oft besprochenen Gegensatz, der in der heidnischen und christlichen Kunst, in der Plastik und Romantik, im Formen- und Farbenreiche, in der Objectivirungs- und Gefühlsweise sich offenbart; und es steht jedem die Annahme frey, daß der moderne Europäer in der angeblich seelenlosen Natur weit mehr eine zarte mitempfindende Freundin gefunden habe, als der antike.

Unsre Leser mögen diese fraglichen Punkte zur Untersuchung und Entscheidung vorlegen. Wir freuen uns einstweilen, daß die heutige Kunst ein Feld vor der antiken voraus, und unsre Reisen ein Ziel mehr haben, indem sich Tausende von Postpferden und Wanderfüßen jährlich in Bewegung setzen, damit Wasserspiegel durchrudert, Berge bestiegen und Aussichten bewundert werden. Und welches Land wäre für solche Vergnügungen reicher ausgestattet, als die Schweiz mit ihrer nächsten Nachbarschaft? Der Reisen dahin und der Wünsche und Projekte zu solchen Reisen werden unzählige gemacht; und an Charten und Büchern zu einer tauglichen Vorbereitung ist kein Mangel. Ein Bücherfreund müßte sich auf eine stattliche Bibliothek gefaßt machen, wollte er nur, historische Werke abgerechnet, alle sonstigen Schriften über die Schweiz von den delices de la Suisse und Keyßlers Reisen bis zu den neuesten lexikalischen Bänden des Lutz beisammen haben. Kein Wunder, daß dieß beglückte Land so viele Köpfe und Federn beschäftigt hat, denn sein politisches Leben war groß, und seine Natur ist's noch.

Der Abglanz früherer Heldenherrlichkeit und freyen tüchtigen Lebens ist noch jezt in den bürgerlichen Einrichtungen der meisten Kantone sichtbar, und der Stolz jedes ächten Schweizerherzens. Darum hat Joh. Müllers historisches Talent zu einem großen ihn und Deutschlands Literatur ehrendem Werke sich begeistert gefühlt; und der in Zürich eingebürgerte Norddeutsche Arzt Ebel uns in seiner Anleitung, die Schweiz zu bereisen, ein Buch geschenkt, wie kein anderes Volk ein ähnliches aufzuweisen vermag.

Eine Ilias post Homerum, heißt es, sey ein bedenkliches Ding. Und gewiß, denn seine helleniſch-troiſche Welt beruht allein auf sich selbst. Hätten wir indeß noch eine Sammlung mannigfacher Sagen und Urkunden aus jener Zeit, die in den Rhapsodien des Mäoniden nur poetisch vorhanden ist, so dürfte auch ein späterer Homer sie auf seine Weise zu besingen und ein Herodot sie geschichtlich zu behandeln unternehmen. Mit der Schweizergeschichte steht es anders. Sie liegt nicht in Joh. Müllers Werke allein, sondern außer ihm; und jedes historische Genie kann ihren Schatz zu neuen Compositionen benutzen. Ein Gleiches ist es mit den Thälern und Bergen, mit den Ufern der Seen, mit den Matten und

Gletſchern. Sie ſind in ewiger Herrlichkeit vorhanden. Keine Farbenkunſt wird ſich in ihrer Darſtellung erſchöpfen, und jeder Betrachter ſich gereizt fühlen, ihren Anblick mit Worten zu bezeichnen, die noch nicht eben ſo ausgeſprochen, noch nicht auf gleiche Weiſe niedergeſchrieben wurden. Jeder neue Spiegel, der ihre Schönheiten aus der wirklichen in die literariſche Welt zu reflectiren unternimmt, wofern er Klarheit genug hat, um für einen Spiegel gelten zu können, iſt uns willkommen, und zwar dreyfach willkommen wegen der Seltenheit. Denn ſolche Briefe, wie wir ſie von Goethe und Heinſe beſitzen, mögen nicht oft aus der Schweiz geſchrieben ſeyn, und den Wuſt von pittoresken Reiſewerken, deren Beſchreibungen und Sentimentalität längſt dem Leſer ſchal und widrig geworden, ſind wir nicht gemeint hieher zu rechnen. Unzählige halten ſich für berufen, Scenen der Natur und des menſchlichen Lebens mit Feder und Pinſel aufzufaſſen; wenige nur ſind auserwählt. Die ſcheindare Leichtigkeit etwas hervorzubringen, das keine innere Anſtrengung des Geiſtes zu erfordern ſcheint, ſondern von außen den Sinnen nur zur Nachbildung geboten wird, iſt verführeriſch; und doch kommt auch hier alles auf individuelle Tüchtigkeit an. Der Rheinſtrom wird gegenwärtig mehr als je bereiſt und beſchrieben, und muß zu Kupferwerken und Gemälden dienen. Wie wenig naturgetreue Bilder ſeiner ſchönen Ufer wird man aber in Kabinetten und Kunſtläden antreffen! Das meiſte iſt Gepinſel, wo höchſtens die richtigen Dimenſionen des Oertlichen zu loben ſind. Das römiſche Carneval haben viele mit angeſehen und auch zu beſchreiben verſucht. Jedoch nur Goethe hat es vermocht, lebhaft und mit geſchickter Anordnung ein treues Bild davon zu liefern, das von allen Kennern für unübertrefflich wahr gehalten wird, und in der Literatur als Meiſterſtück geltend bleibt. So iſt am Walter Scott neben andern auch das Talent hoch zu ehren, daß er als ein geliebter Jünger der Natur ihre Werke mit poetiſcher Feder zu malen verſteht, und nicht blos copirt, ſondern gerade von den Empfindungen und Gedanken durchdrungen ſcheint, welche bey der Schöpfung der ſeinen Dichtungen zur Baſis dienenden Oertlichkeit können vorgewaltet haben. Von einem ſolchen Manne laſſen wir uns Landſchaften, in blos gedruckten Worten dargeſtellt, gern gefallen, und gäb' er ſie auch in Ueberfülle.

Man leg' es aber dem Schreiber dieſes nicht für Verwegenheit aus, wenn er von dem großen Schotten auf ein kleines deutſches Buch übergeht, das zu dieſen Bemerkungen Anlaß gegeben hat, der Sprung iſt keineswegs ſo groß, als man glauben möchte. Denn in Wahrheit, es iſt uns lange keine Schrift vorgekommen, wo Reiſevorfälle und mannigfaltige Naturſchönheiten auf eine mehr lebhafte und anſchaulichere Art erzählt und beſchrieben würden. Jede Seite faſt iſt ein ſprechender Beweis davon; und wäre uns der Verfaſſer deſſelben nicht ſchon aus ſeinem Romane Olaf als ein Mann von reicher Fantaſie, kräftiger Charakterdarſtellung und hinreißender Sprache bekannt, ſo müßten wir umgekehrt ſeinen dichteriſchen Beruf aus dem Umgange ſchließen, den er hier, wenn gleich nicht als Dichter, ſondern als Betrachter, mit der ſchweizeriſchen Gebirgsnatur gepflogen.

Er reist in keiner andern Abſicht, als um das Land zu ſehen; die Alpenwelt will er durchſtreifen. Zeichner iſt er obenein. Beruf für ſein Geſchäft, täglich das Geſehene in einem Tagebuche niederzuſchreiben, um es ſeinen Freunden und zuletzt dem Publikum mitzutheilen, bringt er unſtreitig mit. Alſo hat er ein Recht, die Vorrede ſeines Buchs mit den Worten zu ſchließen: „Ich ſteige eben über die Rheinbrücke nach Baſel hinein und will treulich erzählen, wie es mir dort und von da weiter ergieng. Die reiche Fundgrube aller Herrlichkeiten der Schweiz liegt offen vor uns da; es kommt nur darauf an, ob man etwas herauszuholen weiß."

Er hat wirklich verſtanden etwas herauszuholen. Wie man Aug' und Ohr anwenden müſſe, um in wenig Zeit viel wahrzunehmen, darin könnt' er Lehrmeiſter ſeyn. Sein Marſch durch die Schweiz ähnelt deßhalb dem vierzehntägigen erſten Aufenthalt Goethe's in Venedig. Man laſſe den ſuperklugen Hauptmann der Pſendo-Wanderjahre ſammt ſeinem Schöpfer zu Lieme nicht 14 Tage, ſondern 14 Wochen auf den Gondeln zu Venedig herumfahren und dann ihre Beute auskramen — et l'on verra! — Der Genius ſteckt nicht in den Stelzen, die Jemand unter die Füße nimmt, um einen Kopf höher zu ſeyn als die Nachbarsleute; auch nicht in dem Gänſekiele, womit er ſich vornimmt, einmal pathetiſch und moraliſirend über Welt, Kunſt und Literatur hinzufahren; eher leuchtet er aus den klaren Geiſtesaugen, welche von wirklichen oder nur im Geiſt geſchaffenen Weſen und Verfällen ein reines Bild aufnehmen und ihrem Regenten, dem Verſtande, zu beliebigem Gebrauche überliefern. Ein ſolches Augenpaar muß man nun unſerm Wanderer zugeſtehen. Zudem iſt ſeine Beweglichkeit nicht gewöhnlicher Art. Er macht Märſche, daß ſelbſt ein Alpenſchütz ſich über ihn verwundert, z. B. in einem Tage von Realp über die Furka, Maienwand und Grimſel bis Meyringen, oder von Prieuré de Chamouny auf den Mont Anvert, zum Eismeer und über den Col de Balme nach Martinach. Und daß ihm nicht die ganze Kraft im Zuſetzen der Füße aufgegangen, ſondern rechts und links und vor und zurück der Verkehr ſeiner Sinne mit den großen Umgebungen eben ſo lebhaft, ja noch lebhafter geweſen iſt, als habs er gewöhnlich von einem Maulthiere herabgeſchaut, davon kann der Leſer ſich leicht überzeugen. Er verliert

und verliert nirgend seine Zeit. Wer ihn liest, fasse den Entschluß, seine Lebenskraft so viel möglich anzuspannen, um die kurzen köstlichen Tage des Lebens gleich ihm doppelt zu genießen.

Wir wundern uns nur, auf dem Titelblatt des Büchleins die Jahrzahl 1819 zu sehen, während uns ein Kenner der Journalistik versichern will, es existire nirgend eine gebührende öffentliche Anzeige davon. Vielleicht daß der Verleger nicht die nöthigen Anstalten getroffen, oder vor seinen eignen Druckfehlern sich scheuend nur dem berühmten Erratensammler Quintus Firlein eine gewiß willkommene Nachricht darüber gegeben hat. Uebrigens sind auf dem literarischen Markte der Ausstellungen so viele, daß mitunter eine gute Schrift unbesehen liegen bleibt, bis sich nach einiger Zeit ihr Werth Anerkennung verschafft.

Zu dieser Anerkennung das Unsrige beyzutragen, müßten wir nun freylich aus allgemeinen Bemerkungen ins Buch selber, und mit dem Buche in die Schweiz hineingehen, um zu beurtheilen, wie der Verfasser seinen sechswöchentlichen Marsch eingerichtet, was er gesehen und was er nicht gesehen, und in welchen Erzählungen und Schilderein er besonders trefflich die Feder geführt habe. Eine Sünde gegen die Regeln der feinen Conversation wäre es wohl nicht, wenn wir, statt über ein winzig Werklein des Redens kein Ende zu finden, lieber eine Reihe seiner gelungensten und anziehendsten Sätze und Seiten herrecitirten. Nur wäre zu fürchten, der Verfasser möchte uns einer Art von Nachdruck und die Redaktion dieser Blätter der Verschwendung mit ihren Columnen beschuldigen, indem ja dem verehrlichen Publikum die Schrift selber auf Borg und Kauf zu Gebot stehe.

Dagegen ist nichts einzuwenden. Wir begnügen uns also, dem Leser einige ausgezeichnete Partien zu empfehlen. Er mag S. 153. aufschlagen, wo er eben zu Domo d'Ossola unseren Wanderer in interessanter Gesellschaft antreffen und bis zur Isola della begleiten kann. Was sich auf der Insel zuträgt, und selbst der bedenkliche Handel mit habsüchtigem Schiffervolk, woraus er sich standhaft und mit Entschlossenheit zu ziehen weiß, mag allenfalls überschlagen werden, um S. 178. den Lago Maggiore in Abendbeleuchtung zu sehen, und an Intra vorbey nach Canobbio zu schiffen. Der Verfasser versucht am andern Tage seinen Weg zu Fuß am gebirgigen Ufer fortzusetzen. In welche Irrsale und Lebensgefahr ihn dieser Marsch bringt, ist umständlich und so lebendig erzählt, daß der Leser statt jenes Abschnitts auch diesen wählen könnte; und wäre auf längere Theilnahme zu rechnen, so dürften von S. 198. noch mehrere Blätter vorzunehmen seyn, wo der Wanderer auf dem Gottbard erscheint, zu Realp bey den Kapuzinern einen angenehmen Abend verbringt und den vorhin erwähnten großen Marsch nach Meyringen ausführt.

Literarische Nachrichten aus England.

In der Sitzung vom 22. April 1822 ward bey der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta ein Gesuch eingereicht, eine Grammatik von der Pali-Sprache drucken zu lassen, eine uralte Mundart, welche ehemals in Boudha gesprochen wurde, und jezt auf Ceylon, in Indien bis jenseits des Ganges, wie in Europa das Lateinische, bekannt ist.

In der Sitzung vom 29. August wurde ein Aufsatz von dem Major Harriot über die Zingari oder Zigeuner vorgelesen, nebst einem Wörterverzeichniß, worin die Sprache dieses Volks mit dem Hindi, dem Persischen und Sanskrit verglichen wird. — Dieser Aufsatz enthält auch mehrere merkwürdige Thatsachen über die Stämme dieser Völkerschaft, welche in Asien zerstreut sind. Auch meint der Verfasser, daß sie erst um das Jahr 1400 in Europa erschienen seyen.

Ein Brief von Ceylon vom 25. Aug. 1822 meldet: „Herr Rask, der berühmte dänische Reisende, dessen Ankunft in diesem Lande das Morgenblatt erwähnte, hat sich, nachdem er auf seiner lezten Reise an der Südseite dieser Insel Schiffbruch gelitten, nach Colombo begeben, und benuzte die Zeit, die er hier warten mußte, um eine Abhandlung im Dänischen über die Aussprache des Cingalesischen und Pali drucken zu lassen. Dieser Aufsatz hätte nirgends gedruckt werden können, als in Colombo, indem dieß die einzige Stadt ist, wo sich Buchstaben von diesen beyden Sprachen befinden. Dieses Werk gibt auch ein Muster der indisch-lateinischen Rechtschreibung, die Herr Rask zum Vergleichungsmittel der indischen Sprachen mit den europäischen erfunden hat. Diese Erfindung hat in Ceylon so vielen Beyfall gefunden, daß man bereits die neue Druckschrift (römische Buchstaben mit Accenten) hat gießen lassen, und diese neue Schreibart in den Schulen einzuführen gedenkt, da solche weit einfacher, als die Schreibart in der cingalesischen Sprache ist.

*

Herr Julius Klaproth hat so eben in London ein großes Werk (in 2 Quartbänden) über China im Druck, welches in englischer Sprache bey HH. Treuttel und Würz erscheinen wird. Herrn Klaproth's Kenntniß der Sprache, nach einem vieljährigen Studium, und die des Landes, die er auf seiner Reise durch jenes Land im Gefolge der russischen Gesandtschaft im Jahr 1805 und 1806 erlangt hat, machen ihn vielleicht zum geschicktesten Schriftsteller, der in der jetzigen Zeit über jenes interessante Reich schreiben könnte. Die Charten, welche das interessante Wer

begleiten werden, sind vom Verfasser selbst gezeichnet, und geben der geographischen Eintheilung des himmlischen Reiches eine neue Gestalt. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Kap. I. Physische Landesbeschreibung von China: Berge, Meere, Seen, Flüsse und Kanäle, Landstraßen, Posten. — Kap. II. Allgemeiner Ueberblick auf die chinesische Regierung, in bürgerlicher und militärischer Hinsicht. — Kap. III. Beschreibung von Pecking. — Kap. IV. bis XXI. Achtzehn Provinzen (deren Hernennung man Ref. erlassen wolle). — Kap. XXII. Unabhängige Gebirgsbewohner im eigentlichen China. — Kap. XXIII. Vier andere Provinzen. — Kap. XXIV. Mongolen unter chinesischer Obrigkeit. — Kap. XXV. Neue Provinzen an der nordwestlichen Grenze von China in Klein-Bucharia, und das Land der Eleuths-Dhungars, bis zu den Quellen des Orus und Jarartes. — Kap. XXVI. bis XXVIII. Beschreibungen von Thibet, Corea, Tunquin oder Annam. — Kap. XXIX. Binnenhandel von China. — Kap. XXX. Auswärtiger Handel zu Canton. — Kap. XXXI. Handel und Handelsvertrag zwischen Rußland und China. — Kap. XXXII. Handel zwischen China und Japan. — Alles aus neuen chinesischen Dokumenten zusammengetragen. Für dieses prachtvolle Werk, das aber nicht über fünf Guineen kommen soll, nehmen die Herausgeber Pränumeranten an.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom Mai und Junius 1823.

(Beschluß.)

26. Mai. Hr. Benoiston de Chateauneuf sendet eine Abhandlung über den Zustand und die Behandlung der Findelkinder in den europäischen Hauptstädten. Hr. Cauchy liest eine Abhandlung über die Determination der bestimmten Integralen. Hr. Prony erstattet einen Commissionalbericht über die Arbeit der Herren Clapeyron und Lamé, betreffend die Theorie der Dauerhaftigkeit der Gewölbe. Es ist, wie aus dem Berichte erhellet, den zwey jungen Ingenieurs, in Entdeckung der Grundlagen dieser Theorie, der Bataillonschef vom Geniewesen, Hr. Andoy, zuvorgekommen; ihre Arbeit wird dadurch inzwischen gar nicht werthlos: Die geometrische Construction, welche sie vom Rupturpunkt geben, verdient Aufmerksamkeit; die Analyse und Darstellung zeugen von großer Einsicht und Gewandtheit. Als Candidaten für eine in ihrer Mitte erledigte Correspondenzstelle schlägt die physikalische Section vor: die Herren Oersted in Kopenhagen, Chladni in Wittenberg, Seebeck in Berlin, Brenester in Edinburg, Amici in Modena, Gilbert in Leipzig.

2. Jun. In dieser öffentlichen Sitzung wurden die Denkreden auf Delambre von Hrn. Fourier und auf Haüy von Hrn. Cuvier vorgetragen. Hr. Magendie las eine Abhandlung über verschiedene neuere, die Verrichtungen des Nervensystems betreffende Entdeckungen und Hr. Dupin vergleichende Betrachtungen über den Handelsverkehr und die öffentlichen Arbeiten in Frankreich und England.

9. Jun. Der Minister des Innern wünscht die beförderliche Abfassung einer von der Akademie verlangten Instruktion, über die Einrichtungen und Unterhaltung der Blitzableiter. Hr. John Walsh sendet neue Bemerkungen über die mathematische Analyse. Hr. Cuvier liest eine Abhandlung über ein fossiles Nagelgelenk, das einem noch unbekannten zahnlosen Thier angehört, vermuthlich einem riesenhaften Schuppenthier. Von 52 Stimmen vereinbarten sich 51, um den Hrn. Oersted zum Correspondenten der physikalischen Klasse zu wählen. Hr. Auguste Saint-Hilaire liest eine Abhandlung sur le Ginobase. Zur Unterbibliothekarstelle, welche durch Hrn. Feuillets Beförderung erledigt worden ist, werden die Herren Audouin, Landresse und Farey vorgeschlagen.

Bitte.

Obschon man nach Verfluß von beynahe vier Jahren überall wissen könnte, daß ich nicht Redacteur des Morgenblattes, sondern blos Mitredacteur des gegenwärtigen Literaturblattes bin; so werden doch oft noch belletristische Aufsätze, Gedichte, Correspondenznachrichten u. s. f. an mich eingesendet. Da ich nichts thun kann, als daß ich sie in meinem Postpakete weiter sende; so wolle man mich damit entweder ganz verschonen, oder wenigstens von mir keine Antwort und keine Auskunft wegen ihres Schicksals erwarten, welches lediglich von der verehrl. Redaction des Morgenblattes abhangt und gar nicht weiter zu meiner Kenntniß gelangt.

Müllner.

Druckfehler.

Nr. 62. S. 248. Sp. 2. Z. 16. lese man laissée statt laisse. Nr. 63. S. 251. Sp. 1. Z. 16. lese man kleineren st. kleinerer. S. 252. Sp. 2. Z. 25. l. angenehmen st. angenehmem.

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. September 1823.

Die Wahl des wissenschaftliche Bildung heischenden Berufes.

Im Auszuge einer Gymnasialschrift des Professors Emanuel Linder in Basel. 1823.

Von der Wahl der Berufsart, welche von dem Jünglinge selbst, oder für ihn von andern in der ersten Blüthe seiner Jahre getroffen werden muß, hängt häufig genug das Schicksal des ganzen Lebens ab. Kluge Wahl krönt mit Gedeihen jede Arbeit und verbreitet frohen Sinn über die Bahn des Lebens; den unweise Wählenden straft hingegen kränkender Unmuth, öfteres Mißlingen seiner Arbeit, und das quälende Bewußtseyn, seine Bestimmung verfehlt zu haben. Dennoch geschieht vielfältig mit unbegreiflich sorglosem Leichtsinn, was allezeit nur Ergebniß gründlicher Selbsterkenntniß und tiefer Einsicht seyn sollte.

Zu jeder Zeit empfahlen weise Männer ihren Mitmenschen, sich die Erkenntniß ihrer selbst höchst angelegen seyn zu lassen. Sokrates gründete auf diese Erkenntniß sein ganzes System, und am Tempel zu Delphi lehrte eine goldene Inschrift: „Erkenne dich selbst.“ Die meisten Menschen kennen aber, selbst am Ende ihrer Laufbahn, fast alles besser als sich selbst; wie viel mehr ist der Jüngling der Gefahr ausgesezt, durch Leidenschaft, Vorurtheil und Eigenliebe geblendet zu werden?

Eine gründliche Kenntniß des zu wählenden Berufs, welche ebenfalls die Wahl bestimmen sollte, kann vom unerfahrenen Jüngling auch nicht erwartet werden. Solons Geständniß, „daß er über dem Lernen grau werde,“ ist jeder Mensch im Fall abzulegen, in welchem Berufe er auch sein Leben verbringe; wie kann aber ein junger Mensch irgend eine Berufsart zu beurtheilen im Stande seyn, welche er entweder gänzlich nicht kennt, oder erst zu erlernen anfängt?

Wenn er auch von einer Lebensart sich eine gründliche Kenntniß zu erwerben sucht, so geschieht es oft, daß er dieselbe nur von einer Seite betrachtet, nur das Angenehme, nur das Glänzende derselben ins Auge faßt; daß ihn nur der von derselben zu hoffende Gewinn oder einzuerndende Ruhm anlockt, und daß er darüber das Wichtige, das Vielumfassende, das Beschwerliche übersieht. Auf der entgegengesezten Seite aber denkt sich auch mancher einen Stand, zu dem er ganz vorzüglich geeignet wäre, aus unvollkommner Kenntniß desselben und oft zu bescheidener Würdigung seiner Kräfte, zu schwer, oder läßt sich durch Hindernisse, die wohl zu bekämpfen wären, niederschlagen. Beydes entwickelt sehr schön und lehrreich Xenophon in seinen sokratischen Denkwürdigkeiten. Er läßt den Sokrates einen, durch Eigenliebe und stolze Selbstzuversicht geblendeten Euthydem und Glaukon abrathen, sich den Staatsgeschäften zu widmen, an welchen er den bescheidenen Charmides mit eben dem Ernste aufmuntert Theil zu nehmen.

Wenn also der Jüngling, auch der talentvolle, sich zu einer Lebensart entscheiden soll, ist ihm eine weise Leitung sehr wünschbar, welche ihm aber sogar auch treue Elternliebe und warme Freundschaft nicht immer gewähren kann. Oft sind Eltern und Freunde nicht im Falle, von dem Berufe, den der Jüngling wählen soll, hinreichende Kenntniß zu haben, um darauf einen sichern Rath begründen zu können; oft blendet Eitelkeit und sie wünschen sich in ihrem Sohne oder Freunde selbst geehrt zu sehen; oft täuscht sie zu weit getriebene Liebe und aus mittelmäßigen Fähigkeiten schließen sie auf einen großen Geist, oder erheben gar Mängel zu Tugenden; ja lassen sich oft durch selbst noch minder edle Nebenabsichten bestimmen. Nur sachverständige, durch lange Erfahrung geprüfte Männer, gereift in Weltkenntniß und edlen, menschenfreundlichen Sinnes, sind im Stande, in diesen wichtigen Angelegenheiten heilsamen Rath zu ertheilen. Daher weiset der Vater des Dichters dem verständigen, doch aber noch unerfahrenen Sohne des Odysseus in der Person der Göttin der Weisheit den kundigen Mentor, dem jungen Achilles den klugen und erfahrenen Phönix zu Führern und Rathgebern ihrer Jugend an.

Unter den Verhältnissen, welche bey der Wahl des Berufes vorzüglich berücksichtigt werden müssen, wird, und nicht mit Unrecht, der Neigung eine erste Stelle eingeräumt. Wo Neigung zu einer Sache fehlt, ist gemeiniglich auch kein Eifer und keine Angelegenheit. Man

arbeitet mit Unluſt. Man entzieht jede Stunde, die man immer kann, ſeinem eigentlichen Berufe, um ſie zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu benutzen, und leiſtet daher auch bey weitem nicht alles, was man leiſten könnte. Wie gut es indeſſen iſt, wenn Neigung und Pflicht zuſammen treffen, ſind doch nicht alle Jünglinge ſo glücklich, eine ſo gute Wahl treffen zu können. Oft geſchieht es, daß äußere Verhältniſſe gebieteriſch der Neigung Schweigen auflegen und ernſter Pflicht zu gehorchen hinweiſen. In ſolchen Fällen wird es väterlichen Freunden hinwieder heilige Pflicht, dem Jünglinge zu ſeinem ernſten Lebensgange Muth einzuſprechen, ihm in der Ferne das hohe Vergnügen zu zeigen, das eine durch Pflichttreue bedingte Selbſtüberwindung gewährt, und mit der Hoffnung zu beleben, daß demuthsvoller Pflichteifer, wenn nicht ſchon in dieſem Leben, doch jenſeits des Grabes, herrlich ſolle belohnt werden.

Der Zuſtand des Körpers iſt bey Erwählung eines wiſſenſchaftlichen Berufes keineswegs gleichgültig. Zu eng ſind Körper und Geiſt mit einander verbunden, als daß nicht der Körper auf geiſtige Beſchäftigung ſehr vielen Einfluß haben müßte. Zu große Anſtrengung des Geiſtes durch allzuvieles oder allzutiefes Nachdenken und anhaltende Gedächtnißübungen wirken nachtheilig auf die Körperkräfte und ſchwächen das Nervenſyſtem oft ungleich mehr als körperliche Arbeiten. Es iſt alſo bey einem allzuſchwachen und zärtlichen Körper wohl zu bedenken, ob das Subject ſich zu einem gelehrten Berufe, und zu welchem er ſich eigne. Daß übrigens bey guten Körperkräften doch auch auf äußere Fehler und Gebrechen müſſe Rückſicht genommen werden, verſteht ſich von ſelbſt. Einem Jünglinge, der durch Mißgeſtalt des Körpers ſich auszeichnet, oder eine ſtammelnde Zunge hat, wird wohl ſchwerlich jemand zu einem Berufe rathen, in welchem er oft in den Fall käme, öffentlich als Redner aufzutreten; und ein Arzt, der zu ſehr am Geſichte oder Gehör leidet, wäre auch kaum im Stande, ſeine Patienten befriedigend zu beſorgen und ihren Zuſtand gründlich zu beurtheilen.

In jedem Berufe ſind zwar Fähigkeiten des Geiſtes nothwendig; die Kräfte der Seele aber, welche bey einem künftigen Gelehrten in beſonderer Vollkommenheit müſſen vorhanden ſeyn, ſind: ſchnelle Faſſungskraft, richtiges Urtheil, reiche Imagination, gutes Gedächtniß. Keine dieſer Kräfte darf einem Muſenſohne mangeln. Um ſo fähiger iſt jeder, je mehrere, und je in einem höheren Grade er ſie alle beſitzt: glücklich, wem ſie alle beſchieden ſind!

Dürfte man jedoch der einen Gabe vor der andern einen Vorzug einräumen, ſo ſcheint denſelben vorzüglich das richtige Urtheil zu verdienen. Schnelle Faſſungskraft ohne wohlgeordnetes Urtheilsvermögen fängt Irrthum ſo leicht als Wahrheit auf; ſie ſammelt wohl reichlichen Stoff, aber ſie ordnet und bearbeitet denſelben nicht immer; fähiger zum Lernen als zum Selbſtdenken bleibt ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, immer höchſt mangelhaft. Wohl ſchafft eine reiche Imagination eine große Mannigfaltigkeit neuer Ideen. Sie iſt jene Schöpfungskraft, welche die Produkte der Dichter und Künſtler hervorbringt; aber ſie ſchweift auch oft über die Gränzen der Wahrheit hinaus und dichtet, wo ſie beſcheiden an Wirklichkeit ſich halten ſollte; nicht ſelten iſt ſie ſogar ein Spiel der Laune und mithin zu ernſter und ruhiger Ueberlegung nicht zum Beſten geeignet.

Die Urtheilskraft iſt minder raſch in ihren Wirkungen und ruhiger in ihrem Verfahren. In ihrer Bedachtſamkeit ſcheint ſie oft blöde; aber ſie führt richtig zum Ziele und gründlich ſind ihre Schlüſſe. So ſtellt uns der Dichter der Iliade den weiſen Odyſſeus vor, wie er, weiſen Rath in der Verſammlung der Heerführer ertheilend, das Anſehen eines unbedeutenden Mannes hatte. Mit dem richtigen Urtheil iſt das Gefühl für das Wahre, Große, Schöne in enger Verbindung, und wo dieſes an einem Jüngling bemerkt wird, gewährt er die ſchönſten Hoffnungen, einſt in einer wiſſenſchaftlichen Berufsart wohlthätig für die Menſchheit wirken zu können. Daß Lehrer des Alterthums es ſich aus edlem Gemeinſinn angelegen ſeyn ließen, ſolche Jünglinge hervorzuziehen, und die Hinderniſſe, die ihnen etwa entgegenſtanden, aus dem Wege zu räumen, beweiſen mehrere Beyſpiele. Sokrates verdankt dem vom Glücke begünſtigten Philoſophen Crito ſeine erſte Bildung und die thätige Unterſtützung, deren der unbemittelte Bildhauersſohn ſehr bedurfte. Als Herodot am olympiſchen Feſte bemerkte, daß die Vorleſung ſeiner Geſchichtbücher dem jungen Thukydides Thränen tiefer Empfindung und edlen Selbſtgefühls hervorlockte, eilte er ungeſäumt zu deſſen Vater, um von ihm den hoffnungsvollen Jüngling für die Muſen zu gewinnen.

Noch darf aber bey der Würdigung der natürlichen Fähigkeiten junger Leute auch ein gutes Gedächtniß nicht unbeachtet bleiben. Als Theuth ſich gegen den ägyptiſchen König Thamus ſeiner Erfindung der Buchſtaben rühmte, machte dieſer die treffende Bemerkung, daß er durch dieſe Erfindung ſeiner wohlwollenden Abſicht gerade entgegen gearbeitet habe: „Wohl werde dadurch dem Gebrauche des Gedächtniſſes nachgeholfen, aber eben dieſe Bequemlichkeit veranlaſſe, daß man die Uebung des Gedächtniſſes unterlaſſe, und daher dieſe ſo nothwendige Kraft ſchwäche.“

So wie in allen Ständen, ſo wird aber beſonders die Wirkſamkeit eines Gelehrten erweitert, wenn er von Fleiß, Eifer und Thätigkeit immer beſeelt iſt. Dadurch können oft größere Gaben erſetzt, ja gewiſſermaß

ten die Natur selbst besiegt werden; da im Gegentheil durch Mangel an Fleiß oft große Talente unbenützt vergraben bleiben, und Kräfte, welche weit und breit wirken sollten, in einem schlafenden Zustand erhalten werden.

Neben den körperlichen und intellectuellen Fähigkeiten des Jünglings oder auch vor ihnen aus noch, sollen hinwieder bey der Wahl des Berufes, sein moralischer Charakter, die Absicht seines Strebens und die religiöse Stimmung seines Herzens in vorzügliche Betrachtung gezogen werden.

Wenn aller Studien Zweck in der Begründung des eigenen Glücks durch Beförderung des Gemeinwohls der Menschen zu suchen ist, so reicht dafür das bloße Wissen nicht hin. Denn edles Streben nach wahrem Menschenglücke, die Grundlage aller eigenen Zufriedenheit ist nur da denkbar, wo ächte Tugendliebe ist, nämlich der lebendige, kräftige, von Glaube und Vernunft erzeugte Vorsatz, überall aus liebevollem und ehrerbietigem Gehorsam gegen Gott, den allmächtigen Herren der Schöpfung, gut und menschlicher Bestimmung gemäß zu handeln. Nur bey diesem Vorsatze, bey diesem Gefühle wird alles, wird besonders jedes wissenschaftliche Studium für die Menschheit segenbringend; und Veredlung des Herzens ist ein viel höherer und beseligenderer Zweck für einen Studierenden, als bloßes Erwerben von allerley Kenntnissen.

Schon die Weisen des Alterthums priesen die Philosophie als die Summe und Krone aller Gelehrsamkeit. Ihnen war aber Philosophie nichts weniger als ein bloßes System abstracter Kenntnisse, eitler auf das Herz fruchtloser Speculationen. Sie war ihnen die Wissenschaft des Schönen und Guten. Sie lehrte die Gottheit verehren, die Eltern lieben, das Alter hochachten, den Gesetzen und Obrigkeiten gehorchen u. s. w. Darauf beschränkten sich die Lehre und die practischen Anweisungen des Sokrates. Er wies seine Schüler allezeit darauf hin, daß der kräftigste und erhabenste Grund jeder wahren Tugend, ein fester und ehrerbietiger Glaube an Gott, den Allsehenden, Allgegenwärtigen sey. (Xenoph. memorab. L. 1, c. 4; L. 4. c. 3.)

Ein Jüngling ohne Religion und Tugend, wird der jemals ein rechtschaffner Rechtsgelehrter werden können? wird er nicht vielmehr ein Unterdrücker der Gerechtigkeit seyn, der er als Stütze dienen sollte? Ein selbstsüchtiger gefühlloser Mensch, wird der künftig als Arzt der leidenden Menschheit Hülfe und Linderung zu gewähren sich gewissenhaft bemühen? Ein Studierender, der sich dem Staate widmet, aber von Leidenschaften beherrscht und von eitlem Wissen aufgeblähet, sich über alles Göttliche und Menschliche erhebt, wird der einst als Staatsmann seine Mitbürger beglücken? wird er nicht vielmehr eigensüchtigem Ehrgeize und niedrigem Eigennutze fröhnend, und Eifer für Verbreitung allgemeiner Freyheit heuchelnd, seine Mitbürger zu unterdrücken sich kein Gewissen machen?

Soll also ein Jüngling in dem entscheidenden Zeitpunkte seines Lebens eine für sich glückliche, für seine Mitmenschen segensvolle Wahl eines Berufes treffen, so muß frühe schon wohlthätig auf sein Herz gewirkt, und ächt religiöser Sinn, ächte Liebe zur Tugend und Abscheu vor allem Unsittlichen in ihm erweckt werden.

Auch von dieser Sorgfalt für die Jugend geben uns die Alten rühmliche Beyspiele. Gewissenhaft entfernten die Perser den Augen und den Ohren alles, was die jugendliche Sittsamkeit auch nur im Mindesten gefährden konnte. Auch die hellenischen Weisen duldeten an ihren Zöglingen nicht die geringste Unsittlichkeit. Schon von Jünglingen forderten sie männlichen Ernst. In der Akademie zu Athen ward schon bloßes Lachen geahndet. Diesem den ernsten Betrachtungen geweihten Musensitze sollte weder muthwilliger Scherz noch erschlaffende Trägheit sich nahen.

Wir erinnern noch endlich an eine angelegentliche Pflicht, die ja wohl bey keiner wichtigen Berathung darf versäumt werden, am wenigsten bey der, welche auf das ganze Leben, auf das gesammte Wirken eines Menschen, den entscheidendsten Einfluß hat. Es ist die Bitte um höhere Erleuchtung.

Den Gedanken, daß eine gütige Gottheit über alles walte, das tiefe Bewußtseyn, daß menschliche Klugheit sehr oft unzureichend sey, und ein Streben nach etwas Höherem findet man bey allen nur einigermaßen cultivirten Völkern der Vorwelt. „Mit Gott wollen wir anfangen;" war nicht nur Sprache der Dichter; es war Sprache der ganzen Nation. Die vielen Augurien und andere Divinationsarten sowohl, als auch das häufige Rathfragen bey Orakeln zeugen deutlich von einer Sehnsucht nach höherer Leitung und eine tiefe Empfindung von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einsicht und Klugheit. Obgleich oft durch schlaue oder selbst betrogene Priester getäuscht, kamen sie doch immer darauf zurück, auf solche Art sich Rath zu erholen. So sehr war jene Sehnsucht, jene Empfindung in ihr ganzes Wesen verwebt.

Vor solchen Täuschungen sind wir gesichert. Wir wissen, was wir anbeten; und wir haben am Worte der Wahrheit ein Orakel, das niemals täuscht. Es belehret uns: „So jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte Gott darum, so wird sie ihm gegeben werden: er bitt aber im Glauben und zweifle nicht." Und dieses sey darum auch unsere Richtschnur und unser Leitstern in jeder wichtigen Angelegenheit. Daß mancher aus Leichtsinn dieses versäumt, oder aus Stolz seinen eigenen Einsichten zu viel vertraut, ist gewiß sehr oft die Ursache, daß manche Wahl des künftigen Berufes unglücklich ausfällt. Beginnt man dagegen jedes Werk mit Gott, und

sezt es fort mit redlichem Herzen und unverwandtem Blicke auf Ihn: alsdann wird jedem gewiß auch immer so viele Weisheit gegeben werden, als er bedarf, um andern nützlich und für sich selbst glücklich zu seyn.

Unterhaltungs-Literatur.

Bunte Reihe. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von Juliens Briefen. Erster Band. Magdeburg in der Creutz'schen Buchhandlung. 1823. 366 S. 8.

Unter einer bunten Reihe versteht man gewöhnlich eine sitzende Reihe, in welcher Männer und Frauen regelmäßig mit einander abwechseln. In diesem Sinne ist der Titel nicht zu verstehen, die Erzählungen (ein halbes Dutzend) sind meistentheils, wie weiblichen Ursprungs, so auch weiblicher Natur, allenfalls die erste, Die lebendige Todte und todte Lebende, ausgenommen, welche für eine wahre Begebenheit ausgegeben wird, und kurz, kräftig, männlich erzählt ist. Die morgenländische Erzählung Schach Nadir hat zu viel westliche (abendländische) Breite, wir meinen sie ist zu gedehnt, und dem Vortrage fehlt die morgenländische Farbe. Der Brief ist eine artige Anecdote. Sophie schreibt hinter der Mutter Rücken Romane, und nennt den Helden ihres neuesten Werkes Schönthal. So heißt auch ein liederlicher Student, der gegenüber wohnt. Man findet einen Liebesbrief an Schönthal, aus dem Romane; Verdacht, Aufklärung. Das Romanschreiben hinter der Mutter Rücken entschuldiget Sophie mit den Ansichten ihres Vaters, und zwar in Versen, von denen einer wenigstens (S. 215.) ganz undeutsch ist:

Es giebt da ein gewalt'gen (einen gewalt'gen) Unterschied.

Der Hypochonder. Die Krankheit ist sehr kurz geschildert, die Heilung ausführlicher. Es versteht sich, daß Liebe die Kur vollendet. Das Ballkleid. Die arme Henriette opfert einen Louisd'or auf, den sie zu einem Ballkleide bestimmt hatte, um eine arme Judenfrau vom Hunger zu retten. Der stille Edelmuth wird bekannt, und trägt der Edelmüthigen einen Oberforstmeister ein. Die Reise in's Bad endlich schafft der Heldinn ihren bürgerlichen Geliebten wieder, und einen gräflichen Liebhaber obendrein, der jedoch edelmüthig vor der älteren Liebe zurücktritt, und sich mit Freundschaft begnügt. Die Geschichte ist gemüthanregend erzählt, sie würde die rührbare Lesewelt rühren, wenn auch nicht zwey Ohnmachten und eine halbe darin vorkämen. Die Verfasserin hat Darstellungsgabe, denkt klar, empfindet rein, und schreibt angenehm.

Nöthige Erörterung.

Dem sceptisirenden Hrn. Recensenten der in Nr. 62 des Lit. Blatts vom 5. August sehr strenge kritisirten „Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller" dient zur berichtenden Nachricht, daß ihr Herausgeber weder ein Gascogner, noch ein gebornet Franzoße, sondern ein Deutscher, und vielleicht ein besserer Deutscher ist, als der Hr. Recensent ein französischer Sprachkundiger seyn dürfte. — Dieser Erklärung möge sich, für die etwaigen Leser jener poetischen Versuche, die Bitte anschließen, die, vom Recensenten gerügten Sing. pro plurali, als das, was sie in der That sind, nämlich: als Druckfehler, betrachten zu wollen.

C. Bonafont.

Antwort.

Ist Hr. B. kein Franzose, sondern ein Deutscher; so ist zu wünschen, daß er ein besserer Deutscher werde, als er ist: denn wer wirklich Deutsch versteht, der wird nicht leicht eine „berichtende Nachricht" geben statt einer berichtigenden, und eben so wenig die Franzosen zu „Franzossen" machen, wie in obiger höchst unnöthiger Erörterung geschehen ist. Der Rec.

Rechtfertigung.

Das Literaturblatt Nr. 52. Jahrg. 1823 liefert eine Kritik über L. Paulsen Gedichte. Erster Band. Kiel, in der akadem. Buchhandl. 1820. und fügt am Schlusse folgende Bemerkung bey. „Das Verzeichniß der Druckfehler füllt fünf enggedruckte Seiten, es sind deren wenigstens halb so viel, als der Subscribenten." Als Note: (Nach dem Einsendungsbriefe ist das Buch bey einem Herrn Täubner oder Läubner gedruckt.) — Gegen diese unrichtige Angabe des Einsenders muß ich, aus mehr als einem Grunde, hiemit durch die Versicherung protestiren: daß das fragliche Werk nicht in meiner Offizin gedruckt worden ist. Der Druck wurde mir zwar vor vier Jahren übertragen, ich mußte ihn jedoch wegen andern überhäuften Arbeiten ablehnen und ihn einer andern hiesigen Buchdruckerey überlassen. In ähnlichen Fällen möchte dem Herrn Herausgeber des Literaturblattes wohl größere Vorsicht anzurathen seyn, in Beyspielen, wie das vorliegende, wo es vorzüglich darauf ankömmt, das Renomée einer Anstalt zu beeinträchtigen, welche sich stets beeifert, das zu leisten, was man mit Recht von einem Institute der Art erwarten oder verlangen kann. Leipzig, den 16. July 1823.

B. G. Teubner,
Buchdruckerey-Inhaber.

Antwort.

Gegen des Herrn Buchdruckerey-Inhabers „Renomée" haben wir gar nichts einzuwenden, als daß sie ein m zu wenig hat, und zur Ungebühr generis neutrius ist. Darauf hinzuwirken, daß in Deutschland der Druck correcter werde, ist die Pflicht kritischer Institute. Dazu dient die Nennung des Druckers, und da der Verfasser uns Herrn T. als solchen ausdrücklich genannt hatte; so bemerkten wir das in der Note, damit der Vorwurf einer so außerordentlichen Fehlerhaftigkeit nicht die Verlagshandlung treffen möchte. Daß der Verfasser wisse, wer sein Buch gedruckt hat, mußten wir voraussetzen. In ihn hatte Herr T., etwaigen Irrthums halber, sich zu halten. Daß er uns den Rath größerer Vorsicht ertheilt, ist eine unziemliche Anmaßung, um derentwillen wir ihm jedoch den Raum zu seiner Rechtfertigung gegen den Herrn Verfasser nicht haben versagen mögen.

Die Redaction des Lit. Bl.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. September 1823.

Geschichte.

Albrecht der Bär, Eroberer oder Erbe der Mark Brandenburg? Eine historisch-kritische Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Löbell über den Ursprung der Mark Brandenburg, von Valentin Heinrich Schmidt, Dr. der Philosophie und Professor. Berlin i. d. Naukschen Buchhandl. VIII und 46 S.

Albrecht der Bär spielt in der Geschichte des preußischen Hauses, oder besser des brandenburgischen, eine wichtige Rolle. Berlin wurde von ihm angelegt. Kolonisten aus den Niederlanden cultivirten, von ihm begünstigt, das noch wüste Land. Längs der Elbe hin eroberte er die von den Slaven besezten Gegenden. Darüber sind alle Angaben einig. Die an der Havel gelegenen, die an der Spree befindlichen Ortschaften aber eroberte er nach einigen Schriftstellern, nach andern erbte er sie vom slavischen Fürsten Pribislav, der schon einen Theil seinem Sohne Otto zum Pathengeschenk gegeben haben soll. Die Geschichtschreiber, welche sich für die Erbschaft entscheiden, berufen sich auf den böhmischen Schriftsteller Pulkava, der auf Karls IV. Befehl eine Chronik von Böhmen schrieb, die bis zum Jahr 1330 geht. Er nahm auch zum Theil das mit darin auf, was auswärtige Länder betraf, insofern sie mit Böhmen in Berührung gekommen waren, und legte nur Archivnachrichten und Handschriften zum Grunde. Er erzählt denn nun auch beyläufig, wie Pribislav sein Reich an Albrecht vererbt habe, und zwar soll sich seine Angabe auf eine nicht mehr vorhandene brandenburgische Chronik gründen. J. J. 1820 schrieb Herr Dr. Löbell eine Commentatio de origine Marchiæ Brandenburg. und fand in dieser Stelle des Pulkava einen genügenden Beweis für die Ererbung, zumal da ein altes Bruchstück von einer Genealogie der Herzoge von Braunschweig und Lüneburg dasselbe bestätigt. Daß außer beyden Quellen auch spätere Schriftsteller so erzählen, ist von Hrn. Dr. Löbell ebenfalls bemerkt und als Nebengrund benuzt worden. Jezt tritt nun Hr. Dr. Schmidt als sein Gegner auf, und stimmt für Eroberung. Die Gründe, die er anführt, sind theils aus Gerkens Untersuchungen genommen, theils gründen sie sich auf das Schweigen anderer Zeitgenossen, theils sind sie gegen Pulkavas Glaubwürdigkeit gerichtet. Wenn er die Nachrichten Pulkavas dadurch verdächtig machen will, daß der Böhme so manche Wundergeschichten treuherzig erzählt, (S. 43.) so vergißt er da wohl, daß dann nicht ein alter Chronikenschreiber wahr geschrieben hat. Wenn er ihm darum die Glaubwürdigkeit rauben will, weil die von ihm als Quelle benuzte brandenburgische Chronik unter drey bis vier verschiedenen Titeln vorkommt, so ist auch dieß allenfalls aus eben so vielen Handschriften zu erklären, welche der Böhme zur Vergleichung vor sich hatte, und wo die Titel verschieden seyn konnten. Herr Dr. L. baute vielleicht auf den alten Chronikenschreiber zu viel, Herr Dr. Schmidt traut ihm zu wenig zu. Am besten thun wir daher, die Sache mit Pölitz u. a. unentschieden zu lassen. Dieser spricht auch in seinem neuesten Werke über die preußische Geschichte, welche Herr Dr. S. nicht vor sich gehabt zu haben scheint, (Gesch. d. preuß. Monarchie I. S. 41. 1818) nur von Erwerbung, scheint aber doch sie der Eroberung streng entgegenzusetzen, denn, sagt er S. 42., „das nach Heinrichs (Pribislav nahm, als er getauft war, den Namen Heinrich an;) Tode erworbene Brandenburg vereinigte Albrecht als ein deutsches Fürstenthum zu einem politischen Ganzen. Die eroberten Slavenländer an der Mittelelbe hingegen betrachtete er als Vergrößerungen seiner anhaltischen Besitzungen.“ Daß Pölitz noch deutlicher hätte schreiben können, ist klar, aber der Unterschied, den er macht, auch unverkennbar. Friedrich II. spricht auch von der Erbschaft. Sie macht dem rauben tapfern Albrecht mehr Ehre. Welches Recht hatte er denn auf Brandenburg? Keines. Wenn es galt, Heiden mit Krieg zu überziehen, fragte man damals nicht darnach, und so wird er auch sich nicht darum bekümmert haben. Vielleicht aber ersparte ihm die Großmuth des kinderlosen Pribislav eine Ungerechtigkeit. Er hatte deren schon genug an

der Mittelelbe begangen. Druck und Papier der kleinen Schrift sind nett, aber an Erratis fehlt es nicht ganz. S. 17 und 29 sind die ärgsten.

Dramatische Dichtkunst.

Petrarca. Dramatisches Gedicht in drey Aufzügen von Ludwig Halirsch. Leipzig bey Wiendrack 1823. 90 S. 8.

Im vorigen Jahre erschien ein Trauerspiel Petrarca von Karl Immermann. Der Inhalt desselben ist im Lit. Bl. 1822. Nr. 90. angegeben, und die Composition als eine schwache getadelt worden. Ist die vorliegende kräftiger? Nein; aber dennoch gebührt ihr der Vorzug, weil sie reiner und edler ist. Bey Immermann schürzt Petrarca's Irrthum, womit er Laura's Mitleid für Gegenliebe nimmt, und der Leichtsinn, womit er zur Nachtzeit in ihr Gemach dringen will, den dramatischen Knoten, und die Katastrophe liegt eigentlich in dem Korbe, welchen Laura ihm ertheilt. Bey Halirsch liebt Petrarca des Freundes Gattin als eine Reine, welcher er seine Leidenschaft tief verbergen zu müssen glaubt. Da kommt Boccaccio an, ein Gespräch zwischen ihm und Laura, worinnen von dessen Liebe zu der Prinzessin von Neapel die Rede ist, führt den Petrarca, der dessen Ende hört, in den Irrthum, daß zwischen Laura und Boccaccio ein Liebesverständniß statt finde. Im Sturme der Eifersucht enthüllt sich seine Leidenschaft, und das führt zu einer Selbstverbannung, welche befriedigend wirkt durch die Erhebung, womit der Dichter sie vollzieht.

So scheid' ich denn von Dir, Du holdes Weib,
Du Engelsbild auf meines Lebens Grund,
Das ich hienieden nimmer werde schau'n!
Hab' Dank! Nun fühl' ich's erst, was Du mir warst.
Nun, da ich jede Hoffnung schwinden sah,
Bist Du die Hand, die aufwärts mich erhebt,
Und nach dem Ziele weist, das ich vergaß!
Die buntbewegten Morgennebel flieh'n,
Die Lebenssonne steht in Osten auf,
Und was ein Grab in trüber Dämm'rung schien,
Strahlt hoch als Siegesdenkmal jetzt empor,
So schwing' ich aus dem Flammenbade mich
Geläutert in den vollen Thatenhimmel.
Verwundet zwar und matt noch von dem Kampf;
Doch bald kommt die Gesundheit mit der Kraft!
Darum hab' Dank und nahe Dir einst die Kunde:
Petrarca hätte Tüchtiges vollbracht;
So denk' an diese schwere Trennungsstunde,
Und wie zum Licht gestaltet Du die Nacht.
Ja, mächtig spricht's in mir, es heilt die Wunde,
Schön ist die Welt noch und das Leben lacht,
Sey glücklich, und auch ich will glücklich seyn —
Dazu ward Kraft und Geist und Wille mein!

(Er drückt einen Kuß auf ihre Stirn und eilt fort.)

Man wird aus dem Gesagten leicht abnehmen, daß das Gedicht im Geiste des Göthe'schen Tasso gehalten ist. Daß die eigentliche dramatische Wirkung eben so schwach ist, als bey diesem, liegt in der Natur des geschichtlichen Stoffes, der es nicht zuläßt, daß wechselseitige, heftige Leidenschaften, im Kampfe unter einander und mit dem Verhängniß, die Handlung beleben.

Wie sich die Ausführung im Einzelnen zu der Immermann'schen verhalte, wird am Besten die Vergleichung eines und desselben Momentes zeigen, des Momentes, wo den Dichter Amors Pfeil trifft.

Bey Immermann.

In einem Betstuhl, züchtig hingegossen,
Lag auf den Knien meine Würdige.
Glück lächelte den Augen deines Freundes.
Sie durften, auf ihr rastend, sich berauschen.
Und wie der weiße Atlas und der Gürtel,
Der goldne, innig ihren Leib umschloß.
So hing mein Blick an der Erscheinung brünstig:
Was ich entdeckt in diesem Land des Reizes.
Ich weiß es wohl, doch kann ich dir's nicht sagen.
Verzückt beweg' ich mich, der Lorbeer fällt.
Der mitgenommene, von des Chores Brüstung —
Es leitet ihn der Genius hinab
Grad' auf das Betpult, auf der Schönen Hand;
Sie schrickt zusammen — blicket auf — o Gott,
Da trifft aus einem sanften Sonnenpaar
Mich der verbundnen Strahlen ganze Fülle.
Ich schwank' und neige mich — es weicht der Sinn:
Wie über Edens Flur zwey kleine Engel
Mit leisen Füßchen gleiten, Hand in Hand, *)
So gleitet über ihre sel'gen Wangen
Ein holdes Lächeln und ein sanftes Roth.
Sie scheinet überrascht, doch nicht bestürzt —
Sie neigt sich auch, unmerklich jedem Andern,
Doch wohl bemerkt von mir — Sie nimmt den Lorbeer,
Betrachtet sinnend ihn — sie stehet auf —
In jenem Augenblicke
Begann ein ew'ges Wunder die Entfaltung!
Denn wie sie steht, den Lorbeer in der Hand,
Verwandelt sich der Betstuhl:
Es keimen aus dem Täfelwerk des Bodens
Der Frühlingsblumen fröhliche Geschlechter;
Die Anemone sprießt, ihr folgt Narzisse,
Die Tulpe hebt das buntgemahlte Haupt,
Schneeglöckchen guckt hervor, das Veilchen kommt,
Die feuerfarbne Iris bleibt nicht nach!
Auf dieses vollen Beetes reichem Schmelz
Ruht nun der Fuß der wunderbaren Frau,
Zu der empor die sanften Kelche blicken,
Umschwärmt von sonnentrunknen Schmetterlingen —
O Paradiesische! Die Seitenpfeiler
Erwärmt ein Lebensblut, sie schlagen aus,
Die Rinde grünet, breite Blätter wachsen;
Zwey Palmen wölben ihre stolzen Wipfel
Hoch ob der Schläfen Haupt zur frischen Laube.
Es löst sich das Gesicht vom Grunde ab,
Das Blumenstück, die Laube, steigt und steigt.

*) Tändelnd Gleichniß! M.

Von hellen Wolken jugendlich getragen,
Von hellen Wolken zauberisch umflossen,
Umrütten meine Göttin mit dem Lorbeer;
Bis durch der Kirche aufgethane Kuppel
Das hehre Bild in blaue Lüfte schwindet! —

Bey Halirsch.

Dicht neben mir ruht betend hingegossen
Ein Weib, wie die lebend'ge Kunst, so schön;
Ihr Aug' — ein Strahl vom Himmel ausgegossen;
Ihr Leib — ein Bild, ihr Antlitz ein Gedicht;
Halb kniete sie, und hob sich halb empor,
Bey Menschen halb, und halb im Engelchor;
So hebt die Lilie durch Morgengluth
Das helle Antlitz zu den hellen Sonnen,
So strahlt die Perle aus der Silberfluth
Ein Diamant im diamantnen Bronnen; — *)
Mich traf ihr lichtes Aug', ein Sternenblick
In meines Lebens glanzentblößte Nacht,
Der ewig sie durchflimmern wird; ihr Odem
Umwehte mich wie stilles Liebesäuseln,
Ihr Schleier barg und lüftete den Himmel:
Da schwor ich zu der heiligen Madonna,
Ich schwor es zu dem gold'nen Frühlingstag,
Dem Engelsbilde ewig treu zu dienen
Und mit der reinsten Minne sie zu minnen!

(Pauſe.)

Boccaccio, wir sollten niemals schwören,
Ein Schwur reicht der Unendlichkeit die Hand,
Und wir, wir reichen sie der Gegenwart! —
Wohl sollt' ich meine Huldin wiedersehn,
Doch hör' es — faß' es und bewahr' es wohl,
Vergraben in dem Grabe Deiner Brust:

(mit gedämpfter Stimme.)

Sie, die ich mehr als dieses Leben liebe —
Sie ist schon eines Andern Weib, ist — — Laura!

Dort ist unstreitig mehr Keckheit — um nicht zu sagen ausschweifende Ueppigkeit — der Phantasie; hier mehr Gemüth, mehr Innigkeit der Empfindung, mehr Würde. Und wie diese beyden Momente, so verhalten sich auch die Charaktere der beyden Petrarca's, und die ganze Haltung beyder Gedichte.

Einige harte Anstöße, die uns Herr Halirsch gegeben, müssen wir rügen, um dem auftretenden Dichter die Aufmerksamkeit der Achtung zu erweisen. S. 14. sagt Boccaccio mitten im Flusse einer begeisterten Landschaftsmalerey:

Me (eine) hehre Sphinx scheint ring's um die Natur.

S. 26. scheint uns im Dialog ein Unzusammenhang zu seyn, den wir für die Folge eines groben Druckfehlers, vielleicht der Weglassung eines ganzen Satzes halten, zumal da auch das Metrum verletzt ist in der Zeile: Also das? u. s. f. S. 62. steht, um des Metrums willen: faß'st du sie. Dieser Gebrauch des Apostrophs ist fast schlimmer, als Nürnbergerisch, (Lit. Bl. 1822. Nr. 41. S. 163. Sp. 2. f. d. Mitte) und rechtfertiget den Witz eines Hekatisten, der den Apostroph das poetische Noth- oder Jammerhäkchen nannte. S. 86. endlich ist der Ausdruck in Laura's Munde:

Das Scheiden ist ein bittres Muß —

zu niedrig, ja er könnte wohl gar zu der Lächerlichkeit führen, daß einmal eine Schauspielerin oder Vorleserin den Vokal im Muß (oportet) dehnte, als ob von bitterer Marmelade die Rede wäre.

Der Druck fällt, auf dem guten Papier, angenehm in's Auge, ist aber voller Böcke.

*) Bravo! M.

Dichtku.

Poetische Versuche von Amalie Louise. Braunschweig b. Vieweg 1823. 256 S. 8. (Auf Subscription herausgegeben. Ladenpreis 1 Thlr. 16 Gr.)

Unter den jezt so zahlreichen Singvögeln weiblichen Geschlechts ist diese Amalie Louise eine ungewöhnliche und beachtenswerthe Erscheinung. Bey weitem die meisten sind Empfindungs-Sängerinnen; arm an Gedanken, schwach im Empfinden, mehr Gemüth als schöpferische Phantasie, überall mehr Form als Stoff, Weichlichkeit statt Zartheit, Convenienz statt Natur, Phrase statt Leidenschaft, Farbe statt Mark und Kraft. Unsere Verfasserin scheint von ihrer Neigung hingezogen zu werden zu Versuchen, die mehr Plan und mehr Ausdauer verlangen, als die Frauen gewöhnlich besitzen. Sie tritt hier nicht mit einem Kranze von Sonetten, Liederchen, Romanzen, Balladen u. s. w. auf. Die ganze Sammlung enthält noch nicht ein Dutzend Gedichte; aber es sind zwey Epopöen darunter, von deren einer Semiramis die Heldin ist. Freylich steigt die epische Kunst der Sängerin erst aus der Wiege, wagt noch keinen Sprung in medias res, und hält sich etwas ängstlich am Treppengeländer der chronologischen Ordnung an. Aber sie ringt doch kräftig mit ihrem Stoffe, und bearbeitet ihn mit fester Hand. Sie verweilt sich nicht mit Vorliebe bey der Hirtin und liebenden Jungfrau Semiramis; sie eilt rüstig zum Gemälde der Heldin und Königin, und schließt nicht ohne Würde mit der Erbauung Babylons, mit der Schöpfung der hängenden Gärten. Schade, daß sie — allem Anschein nach — Calderons Tochter der Luft nicht gekannt hat; sie würde aus dieser Dichtung gelernt haben, ihrer Heldin mehr Interesse zu geben. Wir geben aus diesem Gedichte — die Verfasserin hat es nicht ganz passend ein romantisches Heldengedicht genannt — eine Probe S. 144 ff.

Kaum warf am blaugewölbten Himmelsbogen
Der Morgenröthe Glanz den ersten Strahl.
Da sieht man in der Ferne links ein Wogen,

Und hört ein wildes, lautes Schrein im Thal.
Der Meder muth'ge Schaar zu Rosse zogen
Her aus Ekbatana, der festen Stadt.
Sie kamen gleich dem Adler hergeflogen
Von dem Gebürg', das Cederbäume hat. *)

Man sah's, wie Wolken, schwer herüber dampfen,
Und hörte ihrer Hörner lauten Klang.
Und weit umher der Rosse wildes Stampfen.
Denn als die Kunde in ihr Lager drang:
„Semiramis hab' seit so wenig Tagen
Den Feind Assyriens, des Parnus Schaar,
Das große Heer der Bactrier geschlagen."
Da däucht Verzug den Feinden wohl Gefahr.

Sie ordnen sich, und stehn mit ihrem Schilde
So hier, wie dort. Schon bricht der Sonne Strahl
Durch des Gewölkes schwebendes Gebilde,
Und spiegelt sich im blank geschliff'nen Stahl,
Der neuen Rüstung silberhellem Glanze.
Assyriens Heer, das Muth mit Kraft vereint,
Harrt nur des Winks. Gleichwie im Kranze,
Hat es umzingelt schon den mächt'gen Feind. —

Wie durch die Lüfte hoch in weitem Bogen
Die gift'gen Pfeil' aus des Geschosses Rohr (???)
Auch kamen immer häufiger geflogen.
Sie prasselten ab. Nun drang man stärker vor.
Und wie im Takt dröhnt vom Galopp die Erde,
Und dicht gedrängt sind Reiter Knie an Knie;
Es schnauben muthentbrannt die hohen Pferde,
Als siegten ewig sie, und wichen nie.

Das zweyte epische Gedicht, genannt das Zauberschloß, könnte eher romantisch genannt werden. Es hat mehr Fehler im Technischen, der Stoff zieht aber mehr an. Ein drittes Gedicht in drey Gesängen, Robert und Anna oder die Entdeckung von Madera, ist in Hexametern geschrieben, die im Durchschnitt Lob verdienen. Die Anlage aber ist zu flach, und der dritte Gesang überflüssig, weil das Interesse an den Liebenden schon im zweyten zu Ende geht. Die Schöpfungs-Ode S. 177. zeigt von Kenntniß der Newton'schen Hypothesen, die hier nicht unpoetisch verarbeitet sind. Z. B.:

Längst war gewunden der strahlende Kranz,
Sonnensysteme, im lichtesten Glanz.
Da erst wallte im Raum
Dunkel erkennbar noch kaum
Im Sternengefilde
Der Erde Gebilde.
Zitternd wogt es am Himmelsgezelt;
Schranken nun wurden dem Laufe gestellt. —

Gleich wie die Brut der Adler bedeckt,
Flügelbreitend, erwärmend sie weckt,
Schwebte brütend und hehr,
Weise, über dem Meer,
Der großen Quelle,
Heilig und helle,
Eloims Odem — er hauchte das Seyn,
Entströmend der Kräfte mächt'gen Verein.

Dunkel noch schlief die Erde in Nacht.
Wachsend, daß als ein Gestirn sie erwacht, (erwache)
Zog das Innere an
Aeuß'res. Schwere gewann.
Es fing sie auf.
Schnell im Lauf.
Der Sonne festhaltend anziehende Kraft,
Die uns durch Licht nun die Wärme verschafft.

Minne-Tändeley, Ritter-Wesen, Glaubens-Wunder und all' der Apparat der lieben Moderomantik scheint dieser Sängerin, der Neigung nach, völlig fremd zu seyn, und eben darauf bauen wir gute Hoffnungen für die Zeit, wo dieselbe eine größere Herrschaft über Sprache und Verskunst erlangt haben, und aus guten Mustern die Regeln für die Handhabung umfangsreicher Stoffe sich abstrahirt haben wird. Von dem Vielen, was im Einzelnen zu rügen wäre, hier nur Weniges.

Im Eingange des Gedichtes Semiramis heißt es S. 96.

Wie weit sie einst gedehnt des Reiches Fluren
Von Ost bis wo der sanfte Westwind weht.

Die Winde erhalten bekanntlich ihre Namen von der Himmelsgegend, wo sie herkommen, und der Westwind weht auch in östlichen Ländern. „Dem Hirt"(en) S. 101. ist gegen die Sprachlehre, und daß der Hirt a. a. O. Terift genannt wird, ist insoferne zu tadeln, als man bald merkt, er heiße nur so, um auf Trift zu reimen. Der Vers S. 130:

Und heller nun beginnt es an zu Tagen.

ist vielleicht Schreibfehler, die Verfasserin wird wohl Anfangs geschrieben haben: fängt es an, dann hat sie für fängt gesezt: beginnt, und das an aus Versehen stehen lassen. Man sagt wohl: von Anbeginn, aber uns ist keine Provinz bekannt, wo das Zeitwort anbeginnen üblich wäre. Beginnet es zu tagen, wird wohl die richtige Lesart seyn. S. 133. wird eine Mordthat vollbracht.

Nach des Tyrannen blöd' umschlung'nem Willen.

Die Verfasserin scheint sagen zu wollen: nach dem scheuen und mit dunklen Worten ausgesprochenen Willen des Tyrannen, etwa wie bey Schiller Elisabeth dem Mortimer die Ermordung der Maria gebietet. Der Hexameterausgang S. 214: nicht seine Ahnen, ist falsch, seine ist ein Trochäus. S. 241. nahen die Männer der abzubauenden Eiche mit Aren statt mit Aexten. Die Axe ist ganz ein anderes Ding, als die Art.

Im Allgemeinen braucht die Sängerin den Apostroph zu oft à la Nürnberger, als bloßen Nothbehelf, um eine Sylbe los zu werden, z. B.: Daß sie den Angriff leit' bey Bactria. Der Druck ist nett und scharf: aber weit fehlerhafter, als man von Vieweg gewohnt ist. S. 113. steht Abenedschein st. Abendschein, und S. 154. Liebebund statt liebend.

*) Lies trägt statt hat,
Denn hat ist matt. M.

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. September 1823.

Periodische Literatur.

Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Erstes Stück. Berlin b. Dunker und Humblot. 1823. XII und 318 S. gr. 8.

Wie hart es auch klingt, so wissen wir doch den Inhalt dieses Buches nicht kürzer und richtiger zu bezeichnen, als mit dem Ausdrucke goethliches Kunstgeschwätz. Herr Schubarth, unfehlbar der Nämliche, welcher ein dickes Buch über Goethe geschrieben hat — wir wissen nicht, ob er irgendwo Professor der Aesthetik ist; aber sicher ist er ein ästhetischer Professor, d. h. ein Kathedermann, welcher sich gern als Schöngeist geltend machen möchte auf dem Wege einer didactischen Kennerschaft, in Ermangelung eigner, künstlerischer Schöpferkraft. Der Wagen, in welchem man auf diesem Wege zu reisen pflegt, heißt Kritik; aber unser V. hat sich auf einen Drehschlitten, oder wenn man lieber will, auf ein Carroussel-Pferd gesetzt, womit er immer und ewig um Goethe sich herumdreht. Es gab eine Zeit, wo wahrhaft geistreiche Männer, wie die Schlegel und Ludwig Tieck, etwas Aehnliches thaten; aber sie merkten bald, daß dieses Spiel zu nichts dienen könnte, als sich und andern Schwindel zu machen, und ließen davon ab. Sie begriffen unfehlbar, daß die ganze Poetik, oder gar die gesammte Kunstphilosophie, eine zu geräumige Sphäre ist, als daß ein einziger Künstlergeist sie ganz ausfüllen und darin überall als Mustergeist gelten könnte. Sie begriffen, daß Aristoteles nicht durch das vorliebige Studium Eines Dichters, sondern durch die unbefangene und scharfsinnige Vergleichung vieler Poeten zu den Resultaten gelangte, die wir als einen Codex der Poetik verehren. Und sie schlugen daher den nämlichen Weg ein, unbekümmert, wenn der Kohlendampf ihrer unausgelöschten goethistischen Räucherfässer Kopfweh machen möchte. Goethe selbst betrat, als die poetische Schöpferkraft dem Gesetze der irdischen Endlichkeit sich zu beugen anfing, das Gebiet der Kunstphilosophie, und da es das Schicksal aller eminenten Geister ist, in den Schwachen den Nachahmungstrieb aufzuwecken; so brachte er dadurch goethliche Aesthetiker hervor, wie er durch seine großentheils meisterhaften Dichtungen göthliche Poeten hervorgebracht hatte. Diejenigen, welche bey aller Prädilection für das erwählte Vorbild noch etwas von eigner Geisteskraft in sich verspürten, verhehlten ihr Nachtreten so gut sie konnten. Die Schwächeren machten Parade damit, wie die Lakeyen mit der Livree ihres Herrn; und zu dieser Classe müssen wir leider unseren Herausgeber zählen. Man darf nur den Titel des Buches ansehen, der einer didactischen*) Dichtung Goethe's abgeborgt ist; man darf nur die Ueberschriften der Abschnitte: „Antikes, Modernes, Allgemeines" betrachten; man darf nur im Inhaltsverzeichnisse lesen: „1. Ueber Achill. 2. Fortgehende Erwägung" (ungesucht: Fortsetzung); so weiß man im voraus, daß man einen servilen und gedankenlosen Nachtreter vor sich hat.

Zum Beleg des hier eingerückten Urtheils stehe hier der kurze Aufsatz S. 145: Metempsychose der Poesie.

„Metamorphose der Poesie ist das erste und natürlichste, wodurch die Poesie, indem sie herankommt, ihren Gang vollendet. Ist dieser gesetzmäßige Kreis durchgemacht (sic!), dann tritt die Metempsychose der Poesie ein."

„Bey ihr ist es hauptsächlich auf eine Regeneration, eine Fortpflanzung der Poesie abgesehn."

„Es handelt sich nicht darum, daß Stoff, Gehalt, Behandlung nach einem großen Gesetz sich zum erstenmale zusammenfinden, durchdringen und dadurch das herrlichste Phänomen hervorbringen. Es ist vielmehr von einer beliebigen Anwendung geistig ausgearbeiteter, selbstständiger Formen die Rede. Der Stoff, der untergelegt wird, spielt hierbey eine Hauptrolle, und es gilt hauptsächlich,

*) Didactisch? Wenigstens ihrem Zwecke nach ist sie das nicht; sie ist ein geistreiches Hof-Fest-Spiel.

M.

ihn so geschickt zu appretiren, daß es für ein Urgewirke genommen werden kann."

„Alle neuere Poesie, im Verhältniß zur antiken, ist Metempsychose."

„Doch besteht auch sie noch eine Art von Metamorphose vorher, ehe die vollendete Metempsychose eintritt."

„Goethe's erste dichterische Jugendleistungen, die reifsten Arbeiten aus seinem Mannsalter, können unter dem Begriff einer, wenn auch freyen und losen, Metamorphose gefaßt werden. Hingegen ist die Poesie, vom Divan an, reine Metempsychose;*) wie dieses schon aus den bloßen Rubriken: „west-östlich, neugriechisch-epirotisch, irisch, altböhmisch u. s. w." erhellt, daß hier an dem Stoff eine bequeme, leichte, eingeübte Behandlung sich forterhält und fortpflanzt."

Wer daran noch nicht genug hat, den verweisen wir auf den, in nicht numerirten Paragraphen geschriebenen Aufsatz über Religion, Kunst und Wissenschaft, worinnen es S. 189. unter andern heißt:

§.

Der ganzen Allmacht Gottes und der ihm inwohnenden Natur unaufhörliches Bemühn ist, ein Gleichniß ihrer selbst, ein ihnen Verwandtes hervorzubringen, wo nicht in Einem, doch in Vielen.

§.

Mit der Natur, die erscheint, ist das Gleichniß noch nicht erreicht. Hier ist erst der Weg, die Bahn, die Richtung, ja die Vorrichtung dazu.

§.

Die Gottheit will also mit allen den natürlichen Erscheinungen, und mit dem Menschen ihr nichts Fremdes.

Sie liebt sich, sie hegt sich, sie lebt in und mit allen diesen Erscheinungen.**)

§.

Ihr Bemühn ist, ein Gleichniß ihrer selbst hervorzubringen, in welchem sie die ganze Tiefe ihres Daseyns aufschließe, wenn schon freylich sie ihre Macht und Gewalt darauf nicht übertragen kann.

§.

Die Natur ist mächtiger als der Mensch, und steht daher in so weit der Gottheit näher; der Mensch ist schwächer, auf sich gewiesener, Gott und der Natur ferner, aber darum vollkommener. Auf gleiche Art ist ein ausgeführtes Kunstwerk vollkommener, als ein Kunstwerk, dessen Idee erst concipirt wird, dessen Elemente zusammengetragen werden, obwohl die Kunst, die das Werk fördert, jene Elemente, die sie bearbeitet, ein höchst Machtvolles, und das Mittel sind, durch welches das Kunstwerk aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit tritt.*)

§.

Die Natur ist noch ein Schaffendes und Geschaffenes in Gott, der Mensch aus beyden.

Mit ihm sind die Operationen von Natur und Gott so weit fortgerückt, daß ein Gegenüberstellen und Bestehn möglich ist, nicht der Macht, der Gewalt, der Wirklichkeit nach, sondern der Idee nach.

§.

Denn worin besteht die größte Tugend des Menschen, als daß er in der größten Beschränkung das Ganze aufnimmt, und zwar, indem er diese Beschränkung lieb gewinnen, und sie als das einzige Bedingniß ansehen mag, wodurch er allein zum unabhängigen Daseyn gelangen, und zu dem von Gott und Natur würdigst Geschaffenen werden konnte.

§.

Die drey großen Wege, auf welchen Gott und Natur am Menschen das Ziel, sich außer sich selbst zu setzen, d. i. ein Gleichniß ihrer zu stiften, hauptsächlich zu erreichen und immer mehr zu vervollständigen suchen, sind Religion (Glaube), Kunst (Liebe), Wissenschaft (Hoffnung).

§.

Religion ist das Fundament, in sofern in der Anbetung Gottes die Trennung von Geschöpf und Geschaffenem, als die höchste Idee Gottes und der durch ihn wirkenden Natur, in ihrer ersten ursprünglichen Einfachheit ausgesprochen, und zugleich alle Wendungen schon vorgezeichnet sind, welche die Idee sonst noch (durch Kunst und Wissenschaft) zu nehmen vermag.

Die Natur betet Gott nicht an, und kann es nicht thun.

§.

Kunst, als zweytes, stellt den Gipfel der Umwendung**) des bisherigen Weges dar.

---

*) Was in aller Welt mag Herr S. dabey sich gedacht haben. Von allem, was je über Seelenwanderung (das heißt bekanntlich Metempsychose) geträumt worden ist, scheint mir nichts auf den Unterschied zwischen der früh-goetheschen und spät-goetheschen Dichtweise zu passen, auch nicht als Gleichniß. Ist denn etwa mit dem Divan die Seele irgend eines persischen Dichters in Göthe gefahren? Oder meint Herr S. umgekehrt: Goethe's Seele habe mit dem Divan angefangen, in die Leiber (Formen) der Poeten anderer Völker zu fahren? Das wär' ein ächter Nebel-Schwebel-Gedanke. Dergleichen Seelenwanderung wäre für eine wahre Dichterseele, nach der Lehre der Manichäer, nur als Bußmittel zu betrachten. M.

**) Eine eitle Gottheit, die Gottheit des Herrn Schubarth! M.

*) Schreibt Herr S. überall einen so brouillirten Styl? Dann hat er von Goethe wenig gelernt. M.

**) Der Gipfel der Umwendung eines Weges? O Gipfel der Untereinanderwirrung der Begriffe, in dem Topfe der sich selbst außer sich setzenden Katheder-Mode-Sprache. M.

Wenn nämlich Gott und Natur sich bemühen, ein Gleichniß aus ihnen zu erschaffen, wo im höchsten Augenblick des Gelingens die Anbetung erfolgt; so bringt der Mensch jezt sie selbst nach seinem Gleichniß, aus sich wieder hervor, indem er die ganze Welt anthropomorphisirt und theomorphosirt. Er betrachtet sich als ein kleines geschaffenes All, das, selbst schaffend, eine ihm unentbehrliche Natur und Gottheit herzustellen und zu gewinnen sucht. U. s. f.

Genug des Galimathias de haute volée, in welchem nichts klar ist, als daß der Verf. nicht klar denkt. Daß er unbeholfen schreibt, wird dem Leser schon im Vorberichte klar, wo S. V. eine „Einsicht über (in) das ästhetische Gebiet" vorkommt. Leider wird aber auch gleich auf der folgenden Seite klar, daß er Mitarbeiter hat, die eben so unbeholfen schreiben; denn er führt dort einen redend ein, welcher zu einer tüchtigen Existenz (für ein Volk, meint er) unter andern auch eine „mäßige, (gemäßigte) freythätige Verfassung" fordert.

Die Verfassung des Literaturstaates ist von allen denkbaren Verfassungen die unmäßigste: jeder Schriftsteller ist sein eigner Gesetzgeber, hat das Recht, einen beliebigen Abgott anzubeten, und nach Gefallen einen Repräsentanten für die ganze Nation zu erwählen. Zum Glück ist die Wahl des Herrn S. auf ein würdiges Haupt gefallen, und über die Art seiner Anbetung hat sich im Grunde nur sein Abgott zu beklagen.

Dichtkunst.

Neueste Gedichte von Karl Baldamus. Hamburg bey Nestler. 1823. 317 S. 8.

Diese Musenkinder scheinen größtentheils derjenigen Gattung anzugehören, welche wir Erholungs-Gedichte nennen möchten, wenn wir nicht fürchten müßten, mißverstanden zu werden. Es sind gewöhnlich Producte eines talentlosen Dilettantismus, was den Lesern mit der Entschuldigung geboten wird, daß der Verfasser nur zur Erholung von seinen Berufsarbeiten, nur in den Stunden der Muße gedichtet habe. Aber Talent fehlt Herrn B. nicht. Ein dichterischer Geist, welcher im Geschäftsjoche zu ziehen gewohnt und resignirt ist, scheint hier sich zu erholen, indem er auf den Wogen des Rhythmus sich schaukelt. Mit Wohlgefallen mag man ihm zuschauen; aber man darf nicht mit der Erwartung kommen, ein Schiff mit vollen Seegeln nach der Zauberinsel des Ideales zusteuern zu sehen. Es sind der Lieder zu viel, und sie sind ihrem Inhalte nach zu verschieden, als daß wir hier über diese allgemeinste Andeutung ihres Charakters hinausgehen könnten. Also nur noch einige Bemerkungen über Einzelnheiten derselben.

Herr B. zeigt zu viel Gewandtheit im Technischen, als daß wir ihm den Pentameterausgang S. 31.

— — — wie die Lenz- (— ∪ ∪) Sonne das Eis

und das Nothhäckchen an der Liebe S. 32.:

Aber die Gaben der Lieb' bringen sie nimmer an's Licht,

ungerügt nachsehen könnten. Wäre denn nicht statt der Gaben ein Geschenk anwendbar gewesen, z. B.:

Aber der Liebe Geschenk bringen sie nimmer an's Licht?

Auch das Perlein S. 56. will uns nicht gefallen, wir würden ein Perlchen vorgezogen haben, wenn einmal die Perle, welche a. a. O. Zebaoth über das Leiden der Menschen geweint haben soll, verkleinert werden sollte.

Der Gang zur Freyheit S. 71. dagegen hat uns, ungeachtet des kleinen Vögeleins in der lezten Strophe, angesprochen, und die Kritik der zahmen Xenien S. 124. unterschreiben wir gern.

Würdiger Meister, nicht so gelind, dir ziemet das Dräuen,
Sprich dein lezwilliges Wort, daß es den Eutel noch schreckt.

Nur sind die fünf Xenien an die zahmen Xenien a. a. O. selbst allzuzahm. Des Krieges Stufenalter S. 159. ist ein gelungenes Gedicht bis an die lezte Strophe, welche dadurch stört, daß hier der Krieger als Todter noch singt. Statt der Worte: „Und schlief nun heiter ein," diese: Nun schlaf' ich heiter ein; so war der Uebelstand vermieden. Eben so leicht war der Hiatus: „Ich eilte in die Schlacht," Strophe 5. zu umgehen, z. B. Nun eilt' ich ꝛc. Die Romanze S. 209. ist gut versificirt, nur kann am Schlusse der Sterbende nicht in des Grabes Armen gelegt werden, weder nach der Grammatik, welche hier den Accusativ (Arme) fordert, noch nach der Poetik, welche das Bild der Grabesarme verbietet. Das Grab umarmt nicht, es thut mehr: es umfängt, von allen Seiten. Auch gegen die Ueberschrift S. 251.: „An einen Advokat" (en!) muß die Declinationslehre protestiren.

Es fehlt in der Sammlung nicht an Griechen liedern, und manches andere Gedicht berührt freysinnig die Erscheinungen der laufenden Zeit. Von den Blättern aus dem Buche des Unmuths, die in den neuesten Gedichten eines deutschen Dichters nicht fehlen konnten, ist S. 295. das schwärzeste zu finden, und S. 252. das am meisten poetische. Z. B.:

Manch kühnes Lied hab ich der Zeit gesungen,
Und muthig griff ich in das Saitenspiel;

Ob spurlos auch die Reime schon verklungen,
Dem Aug' entrückt der heil'gen Fehde Ziel,
Laß ich nicht ab vom ritterlichen Fechten,
Und mit des Wahnes Teufel will ich rechten.

Verdunkelt ist das göttliche Gebilde,
Des Truges Wolken lagern sich ihm vor:
Doch bald erscheint's in Waffen, Helm und Schilde,
Und wenn es jüngst dem Völkerbunde schwor,
So fordert es mit strafender Geberde
Sein altes Recht von der entführten Erde.

Bin ich nicht würdig solcher schönen Zeiten,
Spart sie der Herr dem besseren Geschlecht,
Will ich mich doch an diesem Traume weiden,
Es zeigte Gott ja Moses, seinem Knecht,
Das schöne Reich von Horeb's Nebelzinnen,
Der Deutsche wird sein Kanaan gewinnen.

So führe, Phantasus, mich nach den Bergen,
Zeig' mir das Land, das ich so brünstig sang, u. s. f.

Der Druck ist splendid, aber sehr ungelesen; selbst in den hier angeführten Versen steht Trüfel statt Teufel, und Herob statt Horeb.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, im Junius 1823.

16. Jun. Hr. Lambert sendet einen handschriftlichen Aufsatz über die symmetrischen Polyedren. Hr. Vequerel liest eine Abhandlung über die Entwicklung der Electricität durch Berührung zweyer Portionen des nämlichen Metalls in hinlänglich verschiedenem Zustand ihrer Temperatur. Hr. Cuvier liest Beobachtungen über eine sonderbare krankhafte Mißbildung des menschlichen Kopfes, und Hr. Pelletan bemerkt, daß sich wirklich im Spital der Ecole de Medecine ein mit der nämlichen Krankheit befallener junger Mensch befindet. Hr. Ampère überreicht ein Instrument zur Messung der Stärke der electro-dynamischen Kraft. Hr. Cauchy erstattet einen neuen Bericht über die letzte Eingabe des Hrn. Walsh, von dem was er vorhin die Binominal-Rechnung (calcul binominal), jezt hingegen die irländische Rechnung (Hr. Walsh ist aus Irland gebürtig) nennen möchte. Der neue Bericht fällt aber für die Arbeit nicht günstiger aus als die vorhergehenden. Hr. Lassaigne liest Beobachtungen über das Daseyn vom oxide cystique im Blasenstein eines Hundes, mit einem analytischen Versuch über die Elementarbildung eben dieser Substanz.

23. Jun. Hr. von Humbold erstattet einen ausführlichen Bericht über das neue Werk, welches Hr. Monticelly, gemeinsam mit Hrn. Covelly, über den neuesten Ausbruch des Vesuvs bekannt gemacht hat. Nebst Angaben der Messungen, welche der Berichterstatter selbst kurz nach dem Ereignisse vorgenommen hatte. Hr. Blin sendet einen Nachtrag zu seiner ersten Arbeit über die Resonanzen. Hr. von Freycinet theilt ein Schreiben des Hrn. Duperrey aus Conception in Chili vom 24. Jänner 1823 mit, worin die Sendung der magnetischen und Pendulbeobachtungen angekündigt wird, die der Reisende an seinen bisherigen Aufenthaltsorten zu machen im Fall war. Im Namen der physikalischen Section erstattet Hr. Gay-Lussac den vom Minister des Innern verlangten Bericht, mit umständlicher Anleitung zu Verfertigung von Blitzableitern, die man an den Glockenthürmen der bedeutsameren Kirchen in Frankreich zu errichten gesinnt ist.

30. Jun. Hr. Gaillon aus Dieppe übersendet seine mit einer See-Conferve angestellten microscopischen und physiologischen Beobachtungen und Versuche, und Hr. Arnoul eine Abhandlung über die Aequationen dreyfacher Größen. Hr. Lefaure bittet um Untersuchung eines von ihm verfertigten Schießgewehrs. Die Herren Cauchy und Ampère erstatten Bericht über eine Abhandlung des Hrn. Terier de Montainville über die Einzeichnung des Kubus in's Octaedron. Hr. Bougon liest eine Abhandlung über einen Fall des chronischen Wasserkopfs, indem er den damit behafteten Kranken der Akademie zugleich vorstellt, und Hr. Patrix weiset bey diesem Anlaß einem Schädel mit außerordentlich dichten Knochenwänden vor. Hr. Arago erstattet Bericht von den neuen durch Hrn. Whenstone in England gemachten Versuchen über die schallenden Schwingungen. Hr. Girard liest eine dritte Abhandlung über die Schiffahrtskanäle, hinsichtlich auf den Fall und die Vertheilung der Schleussen. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Notiz über das Athemholen des Fötus. Hr. Longchamp überreicht die Analyse der Phosphorsäure und der Phosphaten. Hr. Mongez liest eine Notiz über eine optische Erscheinung, die er noch nirgends erwähnt fand. In dem Augenblick, wo die Schatten zweyer Körper sich bald zu berühren im Falle sind, scheinen sie plötzlich sich einander zu nähern, als würden sie gegenseitig angezogen. Diese Bewegung veranlaßt, unter gewissen Umständen, merkwürdige Veränderungen in den Schattenformen. Hr. Mongez beschreibt dieselben umständlich und er bringt dieselben auf Rechnung der partiellen Penetration der Halbschatten, welche die Schatten leuchtenden Körper von einiger Ausdehnung allezeit begleiten.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. Oktober 1823.

Medicina forensis.

Die gerichtlich-medicinischen Gutachten in dem Criminalproceſſe gegen den Kaufmann Fonk zu Cölln

hat der Hr. Profeſſor Henke zu Erlangen in dem erſten Ergänzungsheſte ſeiner Zeitſchrift für die Staatsarzneykunde (Erlangen 1823, 347 S. 8.) zuſammengeſtellt, und mit einigen Anmerkungen und Nachträgen ausgeſtattet.

An der Spitze dieſer ſchriftlichen und mündlichen Gutachten ſteht das Beſichtigungsprotocoll vom 21ſten (N. I.), und das Obductionsprotocoll vom 24ſten Dec. 1816 (N. II.) Auf beyde einzig und allein, als auf eine feſte Grundlage, hatte der Kreisphyſicus D. Servaes ſein Gutachten vom 12ten Jan. 1817 (N. III.), über den Thatbeſtand der Tödtung, und im Fall dieſer feſtgeſtellt war, über den ſogenannten Grad der Tödtlichkeit, zu bauen. Es fragt ſich daher zuvörderſt, ob ein guter feſter Grund gelegt worden ſey.

Dieſe Frage wollen wir nun zwar nicht verneinen, denn dasjenige, was ein kunſtverſtändiger Zeuge, ein ſogenannter Phyſicus, an einem Leichname ꝛc. geſehen und bemerkt hat, darf nicht bezweifelt werden. Inzwiſchen müſſen denn doch der Phyſicus ſowohl als das Beſichtigungs- und Obductionsprotocoll Zutrauen auf ihre Glaubwürdigkeit einflößen, inſonderheit leztere von Kunſtverſtand zeugen, ſich nicht widerſprechen, nichts verſchweigen, was in die Sinne fallen mußte, aber auch das in die Sinne Gefallene nicht wegen vorgefaßter Meinung entſtellen und verfälſchen. Die Glaubwürdigkeit eines kunſtverſtändigen Zeugen iſt ſonach *bedingt*, und es iſt nicht zu läugnen, daß im vorliegenden Falle ihr einiger Abbruch gethan wird, und zwar durch folgende Umſtände:

1) wurde die Section des Leichnams, welchen der Rhein bereits 40 Tage mit ſich geführt, und am 19. Dec. ausgeworfen hatte, nicht etwa den 20ſten oder 21ſten, ſondern erſt den 24ſten Dec. vorgenommen. — Welche Gründe können wohl den Polizey-Inſpector Gniſez bewogen haben, dieſen Aufſchub zu verlangen? Oder warum haben die Obducenten, da der verlangte Aufſchub nicht *ihnen* zur Laſt fällt, ſtatt dem Anſinnen des Polizey-Inſpectors ſich zu fügen, nicht vielmehr Vorſtellungen *dagegen* gemacht?

2) ſchweigt das Beſichtigungsprotocoll von der im Obductionsprotocolle sub N. 9 erwähnten, 7 Linien im Durchmeſſer haltenden, gequetſchten Wunde, und von der ebendaſelbſt sub N. 23 erwähnten Anſchwellung und dunkeln Farbe der untern Gegend des Halſes, gänzlich. Des Kreisphyſicus D. Servaes nachmalige Entſchuldigung, — die Beſichtigung ſey durch den Polizey-Inſpector unterbrochen worden, — iſt von keinem Gewicht. Denn nicht die äußere Beſichtigung des Leichnams, wobey man ſogar ein kleines Muttermal und eine Oeffnung am praeputio von der Größe eines Nadelkopfs nicht überſehen hatte, wurde unterbrochen, ſondern blos die Section, welche man den 21ſten zu machen willens geweſen war;

3) ſoll nach N. 14 des Obductionsprotocolls das Hinterhauptbein ſtark geröthet geweſen ſeyn. —, Hr. Profeſſor v. Walter fand aber bey der Trierſchen Aſſiſe im Jahr 1822 daſſelbe gar nicht einmal bloßgelegt, ſondern noch von der Beinhaut und von andern ſehnigten und musculöſen Theilen bedeckt;

4) ſoll die im Obductionsprotocolle mit N. 8 bezeichnete Wunde in ihrem untern Winkel eine etwas ungleiche runde *geriſſene oder gequetſchte* Oeffnung gebildet haben. — Iſt das Wörtchen *oder* hier die conjunctio disjunctiva oder die conjunctio copulativa? In erſterem Falle läßt der Berichterſtatter eine Wahl, ungefähr wie zwiſchen Gehauen und Geſtochen; im zweyten hält er irriger Weiſe *geriſſen* und *gequetſcht* für gleichbedeutende Ausdrücke;

5) iſt im Obductionsprotocoll nicht angegeben, ob die großen Blutgefäße mit Blut angefüllt oder leer, *) ob das

*) Anmerk. Im Gutachten ſteht zwar, die Blutleere ſämmtlicher Herzhöhlen und *der gröſſern davon ausgehenden Gefäße* ſey von der Art geweſen, als ob ſie nie einen Tropfen Blut enthalten hätten. Bekanntlich ſind aber dergleichen *Nachträge neuer* und *weſentlicher Umſtände* nicht erlaubt. Referent erweiterte oder erläuterte einſt in einem Obductionsberichte eine Stelle des

Blut darinnen und in den Blutunterlaufungen flüssig oder geronnen gewesen.

Stehe aber auch das Besichtigungs- und Obductionsprotocoll über allen Tadel erhaben, sey die Glaubwürdigkeit des Kreisphysicus, als eines sachverständigen Zeugen, nicht zu bezweifeln, so verhält es sich doch ganz anders mit dem auf jene Protocolle angeblich gebauten Gutachten vom 12ten Jan. 1817 (N. III.), und mit der Glaubwürdigkeit des nämlichen Kreisphysicus, insofern er meinte und urtheilte. Dem Zeugnisse eines einzelnen Menschen muß geglaubt werden, wenn er ein sachverständiger und rechtschaffner Mann ist, wiewohl mehrere Zeugen, die nur nicht immer zu finden sind, auch größern Werth haben als ein einziger. Das Gutachten aber und Urtheil eines einzelnen Sachverständigen kann irren, und es ist weder recht noch billig, daß ein solches Gutachten in dunkeln und verwickelten Fällen über Freyheit, Ehre und Leben entscheide, wenn die Urtheile und Gutachten anderer Sachverständigen (der medicinischen Facultäten, der Medicinalbehörden) amtlich eingeholt werden können, oder, wie bey der Trierschen Assise der Fall war, wohl gar schon vorhanden sind. Sprechen ja doch in wohleingerichteten Staaten nicht einzelne Richter Urtheile, sondern, wenn Eigenthum, Ehre, Freyheit und Leben davon abhängt, ganze Collegia; eben so wenig sollte man sich in wichtigen Fällen bey dem Gutachten eines einzelnen, obschon vereideten und sachverständigen Arztes beruhigen, und nach demselben die Schuld und Strafe eines Angeklagten abmessen, zumal wenn es aus problematischen Thatsachen und Sätzen unrichtige Folgerungen gezogen hat, und deßhalb mit Grund angegriffen und verdächtig gemacht worden ist. Man kann hier einwenden, ein Collegium von Aerzten, nämlich der Kreisphysicus Servaes, die Doctoren Schneider und Riedel, und der Wundarzt Lerour, habe das Gutachten N. III. abgegeben. Allein diese Herren haben dem Gutachten des Kreisphysicus blos beygeflichtet und ihre Unterschriften beygefügt; sie scheinen, wie das nun so zu geben pflegt, überall keine eigne Meinung gehabt zu haben, und blos das Echo des Kreisphysicus gewesen zu seyn; welches schon daraus ersichtlich ist, daß so wie sich bey den mündlichen Verhandlungen in der Trierschen Assise die Meinung des Kreisphysicus änderte, auch diese Herren die ihrige änderten. Man kann ferner einwenden, nach französischem Rechte hange es vom Gerichtshofe ab, ob und von wem er eine weitere Beurtheilung über einen schwierigen Fall einholen, und welchen Werth er den gerichtlich-medicinischen Entscheidungen einzelner Aerzte, oder auch ganzer medicinischer Facultäten und Collegien beylegen wolle. Im Foulschen Processe habe demnach das Gericht suo jure überall den Ausspruch der Obducenten als gültig und entschieden angenommen, und nicht nöthig gehabt, denselben von einer höhern medicinischen Behörde berichtigen und bestätigen zu lassen, oder die dagegen vom Professor v. Walter und der Marburger medicinischen Facultät *) gemachten Einwürfe zu berücksichtigen. Dieser Gebrauch ist nun allerdings schlimm, sehr schlimm, und wirft ein übles Licht mehr auf den französischen Proceß; denn auf diese Weise hängt ja von eines einzigen Arztes Meinung Ehre, Freyheit und Leben eines Angeklagten ab, und das Gericht maßt sich Sach- und Kunstkenntniß an, die ihm doch nothwendig abgehen müssen. Je schlimmer aber dieser Gebrauch ist, um so mehr ist es Pflicht des öffentlichen Arztes auf seiner Hut zu seyn, und, damit er die Richter nicht irre führe, die Gewißheit des Thatbestandes der Tödtung und der unbedingten oder bedingten Tödtlichkeit blos dann auszusprechen, wenn sie sich aus der Leichenöffnung wirklich ergiebt.

War denn aber der Kreisphysicus D. Servaes auf seiner Hut? Das Gutachten eines ungenannten Arztes, (N. V. der Henkschen Sammlung,) das Gutachten des Medicinalraths und Professors v. Walter zu Bonn, und dessen bey der Trierschen Assise gehaltene Vorträge, (N. VI. XI und XIII.) ingleichen das Responsum der Marburger medicinischen Facultät (N. VII.), welche sämmtlich der Sachwalter des Beklagten eingeholt hatte, zeigen offenbar und unwidersprechlich, daß er nicht auf seiner Hut war. Seine Meinung, „daß der im Rheine todt gefundne Cönen theils und vorzüglich durch die mit den Kopfverletzungen verbundene (?) Hirnerschütterung, theils durch die von der Halsverletzung unzertrennliche (?) Erstickung, insbesondere aber durch das gleichzeitige Zusammentreffen dieser beyden tödtlichen Gewal-

---

Obductionsprotocolls. Im Protocoll hieß es nämlich: auf dem Rücken befanden sich die gewöhnlichen Todtenflecke —; im Berichte aber war der Zusatz gemacht: wovon wir uns durch in dieselben gemachten Einschnitte überzeugten.

Dieser Zusatz, sollte man glauben, trage nichts einseitig nach, gebe keine neuen und wesentlichen Umstände an; denn die Aussage, daß die Flecke Todtenflecke gewesen, setzt schon voraus, daß die Obducenten sich durch gemachte Einschnitte in die Haut davon überzeugt hatten. Possunt, sagt Brendel (medic. legal. p. 5. in viso reperto quodam specialius determinari. Specialiora non contradicunt generalioribus, eoque nomine nil objici medico potest. Gleichwohl erhielt Referent von der ihm vorgesetzten Regierung, d. i. dem Medicinalrath in derselben, einen Verweis wegen dieses Zusatzes.

Was für Mängel erst würde der gestrenge Medicinalrath an dem Obductionsberichte des Hrn. D. Servaes entdeckt haben!

D. Red.

*) Anmerk. Nichts von diesem Marburger Gutachten, rief der Präsident der Assise, als es vorgelesen werden sollte.

D. Red.

ten (?) plötzlich getödtet worden sey, folglich den Tod nicht erst im Wasser gefunden habe," ist nicht auf das Obductionsprotocoll gebaut, und der Behauptung, „daß diese Verletzungen (welche? die beschriebenen Kopfwunden und Blutergießungen am Halse, oder die hypothetisch angenommene Hirnerschütterung und Erstickung?) zu den ganz unbedingt tödtlichen gehören," kann kein mit den Grundsätzen der gerichtlichen Arzneykunde vertrauter Arzt beypflichten. Woher hatte denn der D. Servaes die Nachricht, daß die Gewalt oder Ursache, von welcher die nach seinem eignen Ausspruche an sich gar nicht gefährliche Wunde N. 8 bewirkt worden war, nothwendig eine, noch dazu tödtliche, Hirnerschütterung zur Folge gehabt habe? Die Blutunterlaufung N. 12, 17 und 20 des Obductionsprotocolls war ja nicht um die Wunde N. 8, sondern um die Stichwunde N. 10 verbreitet, und diese Stichwunde, deren im Gutachten nur beyläufig und ganz oberflächlich Erwähnung geschieht, konnte doch die Hirnerschütterung nicht veranlaßt haben. Woher hatte er ferner die Nachricht, oder woraus schloß er, daß die der Blutunterlaufung am untern Theile des Halses zum Grunde gelegene Ursache eine tödtliche Erstickung bewirkt habe, und nothwendig habe bewirken müssen, da doch im Leichname nichts auf Erstickung hinwies. Wie konnte er endlich behaupten, daß die von ihm hypothetisch angenommene Hirnerschütterung eine Hirnerschütterung vom höchsten Grade, und unbedingt tödtlich gewesen, ja daß beynahe jede Erschütterung des Gehirns, wegen seiner Zartheit, dem Leben gefährlich sey, — da selbst hohe Grade wirklicher sogenannter Hirnerschütterungen, der Erfahrung zufolge, nicht immer tödtlich ausfallen. Kurz das Gutachten des Hrn. D. Servaes N. III. würde C. Platnern, wenn er noch lebte, Stoff zu einem vierten Programm über die judicia medicorum publicorum gegeben haben.

Darüber, ob der Leichenbefund und das Gutachten der Obducenten mit dem Geständnisse Hamachers übereinstimme, zog der würdige Untersuchungsrichter Hofmann zu Trier, an welchen die Fortstellung der zu Cölln begonnenen Untersuchung verwiesen worden war, gleichfalls ein Gutachten (N. IV. der Henkschen Sammlung) von zwey Trierschen Aerzten, den Doctoren Seibold und Graach ein. Ungeachtet nun diese Trierschen Sachverständigen die Vergleichung des unter den Untersuchungsstücken befindlichen Band- und angeblichen Mordmessers mit den Wunden an Cönens in Spiritus gesetzten Kopfe nicht mehr für thunlich erklärten, so behaupteten sie doch mit großer Zuversicht, die im Obductionsprotocolle beschriebenen Wunden könnten, mit Ausnahme der Stichwunde N. 10, allerdings mit der Rückseite eines Bandmessers geschlagen worden seyn, auch stimme die Erdrosselung und der Fall Cönens auf einen harten stumpfen Körper, so wie erstern und letztern Hamacher beschrieben habe, mit dem Leichenbefunde überein; die Beschreibung mehrerer Wunden im Obductionsprotocolle lasse sich hingegen nicht mit dem Umstande vereinigen, daß Cönen blos einen Schlag solle bekommen haben. Dieses Gutachten der Trierschen Sachverständigen (N. IV.) sowohl, als das Obductionsprotocoll und Gutachten der Cöllner Obducenten (N. II. und III.), hat ein ungenannter Arzt in N. V., der Hr. Professor v. Walter zu Bonn in dem Gutachten N. VI., und die medicinische Facultät zu Marburg in dem Responso N. VII. von allen Seiten beleuchtet. Ihre Gutachten sind den Grundsätzen der gerichtlichen Medicin ganz gemäß, und stimmen sämmtlich darinnen überein, 1) daß der Thatbestand der gewaltsamen Tödtung Cönens zweifelhaft sey, 2) daß die nothwendige Tödtlichkeit der Verletzungen, deren dem lebenden Cönen geschehene Zufügung nur bey einigen für wahrscheinlich, keinesweges aber als erwiesen zu betrachten sey, auf keine Weise unzweifelhaft fest stehe, 3) daß der Befund an der Leiche auf keine Weise in voller Uebereinstimmung mit dem Geständniß Hamachers stehe, vielmehr die Entstehung mehrerer Verletzungen durchaus nicht damit zu vereinbaren sey. Das Marburger Responsum enthält noch überdem die Resultate der Versuche, welche von der Facultät bey mehrern frischen Leichen mit einem Bandmesser angestellt worden waren. Es hatte sich bey diesen Versuchen ergeben, daß eine so tief eindringende Wunde, wie die sub N. 8 des Obductionsprotocolls beschriebene, nie ohne Verletzung des Schädels entstehen könne.

Daß bey den mündlichen Erörterungen vor dem Assisenhofe zu Trier im Jahr 1822 die Obducenten und Trierschen Sachverständigen ihre frühern Ansichten vertheidigen, der Professor v. Walter sie widerlegen, und beyde Theile dabey, ohne irgend einen Nutzen für die Untersuchung (denn die Geschwornen konnten doch nicht entscheiden, wer Recht habe,) hart an einander gerathen würden, ließ sich voraussehen, und es ist geschehen. Auf die Frage des Präsidenten, ob die Obducenten und Trierschen Sachverständigen ihrem Wundberichte und Gutachten noch etwas beyzufügen, oder an denselben etwas zu ändern hätten, gaben die Herren Doctoren Servaes, Seibold und Burkard mündlich ihre Gutachten ab, (bey Henke N. VIII., IX. und X.,) worinnen sie von der Erlaubniß des Präsidenten, ihrem Wundberichte und Gutachten noch etwas zuzusetzen oder an denselben zu ändern, Gebrauch machten. Hr. Professor v. Walter widerlegte sie in einer 3 Stunden lang dauernden, die Aufmerksamkeit aller Zuhörer fesselnden Rede (N. XI.), auf welche Hr. D. Servaes in einer 5 Stunden lang dauernden (N. XII.) antwortete. „Ich bin fest überzeugt," rief der Hr. D. Servaes in dieser Rede aus, „daß die Wunde N. 8 mit diesem hier vorliegenden Bandmesser oder einem der Form desselben ähnlichen Instru-

mente beygefügt worden sey und erkläre die dagegen erhobenen Zweifel für ungegründet." Der Hr. Professor v. Walter hielt hierauf seinen lezten recapitulirenden Vortrag N. XIII., und empfahl sich dem hohen Gerichtshofe, die Herren Doctoren Servaes und Seibold behielten daher das lezte Wort (s. N. XIV.).

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir auf eine, selbst extractartige Darstellung dieser mündlichen Verhandlungen eingehen wollten. Was jedoch Hr. Prof. v. Walter über die Erklärungssucht mancher gerichtlichen Aerzte in seinem lezten Vortrage bemerkte, möge hier stehen, damit es sich einer oder der andere ad notam nehme. „Man fordert häufig," sagt er, „von dem gerichtlichen Arzt zu viel. Er soll mehr ausmitteln und erklären, als die enge gesteckten Gränzen seiner Wissenschaft erlauben. Dadurch werden nun häufig Gerichtsärzte verleitet, auch mehr zu erklären, als sie wirklich zu erklären vermögen. Ohnehin gewöhnt sich der gerichtliche Arzt, der meistens zugleich practischer Arzt ist, durch die Zudringlichkeit der Kranken, welche von jeder Krankheitserscheinung und von der Wirkungsart jedes Arzneymittels eine Erklärung verlangen, nur zu leicht an eine gewisse Art von geschwäziger Popularität, wobey er höchst oberflächlich die unbestimmtesten und schwankendsten Erklärungen als positive und zuverlässige aussprechen lernt."

Die Anmerkungen und Nachträge des Hrn. Herausgebers enthalten theils seine Ansichten über einige vom Hrn. Prof. v. Walter zur Sprache gebrachten Gegenstände, theils Erläuterungen über das Verhältniß der gerichtlichen Medicin zur deutschen und zur französischen Rechtspflege überhaupt, theils endlich Bemerkungen über die Richtung und den Erfolg, welche die gerichtsärztlichen Untersuchungen in diesem so wichtigen Criminalprozesse gehabt haben. Auch er ist der allgemeinen Meinung, daß das Geständniß Hamachers die Ansichten der Obducenten und der Trierschen Aerzte bestimmt habe. Wie konnten doch die Obducenten sich den Geschwornen gleich stellen, und was an sichern physischen Merkmalen für die Gewißheit einer Statt gefundenen gewaltsamen Tödtung beym Leichenbefunde abging, durch andere Verdachtsgründe zu ergänzen suchen! Ein Geschworner, bemerkt Hr. Prof. Henke sehr richtig, konnte und durfte seine subjective Ueberzeugung aussprechen; der gerichtliche Arzt aber mußte dasjenige, was aus dem Leichenbefunde mit Gewißheit zu entnehmen war, streng von dem scheiden, was nur das Geständniß als möglich oder wahrscheinlich darstellte. Ueberhaupt hätten die Fragen über den Thatbestand der Tödtung, so wie über die Tödtlichkeit der Verletzungen lediglich nach dem Inhalte des Obductionsbefundes, und ohne alle Rücksicht auf das zweifelhafte Geständniß Hamachers beantwortet werden sollen. Erst nachdem ausgemittelt worden, was lediglich auf den Grund des Obductionsbefundes über die beyden Hauptpunkte als gewiß oder nichtgewiß sich ergab, wäre dann zu prüfen gewesen, in wiefern aus der Vergleichung des Geständnisses eine Bestätigung oder eine größere Gewißheit zu erlangen war. Diese eventuelle Gewißheit würde aber immer nur eine bezügliche und bedingte gewesen seyn, die von der, nach Rechtsregeln zu beurtheilenden Glaubwürdigkeit und Beweiskraft des widerrufenen Geständnisses überhaupt abhing.

Bekanntlich hat auch des Königs von Preußen Majestät gefunden, daß der Thatbestand der Tödtung nicht feststehe, und auf diesen triftigen Grund, dem noch zwey andre nicht minder triftige zur Seite stehen, den von den Trierschen Geschwornen zum Tode verurtheilten Fonk zugleich mit Hamachern in Freyheit setzen lassen. Wir hoffen, daß dieser merkwürdige Criminalproceß Gelegenheit geben werde, in den Provinzen, wo französische Rechtspflege Statt findet, den Gang und Zug der gerichtsärztlichen Untersuchungen durch mehrere Instanzen hindurch besser zu ordnen, und den Einfluß, den die Aussage und das Gutachten der gerichtlichen Medicinalpersonen auf die Rechtsfrage in Criminalfällen haben kann und muß, durch das Gesetz hinlänglich zu sichern und zu bestimmen.

Militär-Literatur.

Entwurf einer Kriegs-Verfassung für die Staaten des deutschen Bundes zunächst in Beziehung auf Würtemberg dargestellt und den deutschen Ständeversammlungen gewidmet von Th*. Stuttgart bey Franckh 1823. 30 S. 8.**

Das Vorwort hebt mit der anscheinlich höchst unbescheidenen Aeußerung an: „Würtemberg erscheint hier gewissermaßen als Musterstaat für das übrige Deutschland." Der Verfasser will aber damit weiter nichts sagen, als daß seine Vorschläge auch für andere, und besonders für die konstitutionellen Staaten Deutschlands, mutatis mutandis gelten sollen. Die Vorschläge sind im Durchschnitt der Beherzigung werth, und haben wenigstens mehr Grund und Consequenz, als die Grammatik des Verfassers, der gleich Anfangs von drey Abtheilungen (der Infanterie), unmittelbar darauf aber von dem ersten, zweyten und dritten Abtheil spricht. Zu der Wortbildung: Abtheil, hat ihm vermuthlich Wolke's Anleit Anleitung gegeben.

Seine Darstellungsform ist die eines organischen Gesetzes. Die darauf folgende Rechtfertigung (ratio legis) zeugt von Verstand und Menschlichkeit; doch werden auf die Thätigkeit moralischer Triebfedern im Menschen, auf die practische Wirksamkeit der Ideen in der Collectivperson eines Heeres, ein wenig mehr sanguinische Hoffnungen gebaut, als die Erfahrung rechtfertigen kann. Napoleons Aussprüche über die Einrichtung des Kriegswesens (aus den Mémoires de Nap. par Montholon) machen den Beschluß sehr zweckmäßig.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 7. Oktober 1823.

Vermischte Schriften.

Asia Polyglotta, von Julius Klaproth. Paris bey A. Schubart, Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 432 S. 4. Begleitet von einem Sprach-Atlas. 89 S. Fol. mit einer wohlgestochenen Karte von Asien.

Irthum wäre es, hier ein trockenes Wortregister zu vermuthen. Eingeschaltete Abhandlungen geben der Klaproth'schen Polyglotte ein höchst mannigfaltiges Interesse. Diese Abhandlungen enthalten einen großen Schatz trefflicher Beobachtungen, neuer historisch, geographisch und philosophisch wichtiger Thatsachen. Im Vortrage sind sie klar, lebendig, geschmackvoll, und es gewährt Vergnügen, einen schwer beladenen Gelehrten sich mit so vieler Leichtigkeit unter seiner Last von Reichthümern bewegen zu sehen.

Die erste Abhandlung des Werkes beschäftigt sich mit Würdigung der asiatischen Geschichtsschreiber. Die historischen Zeiten der Völker werden hier grausam gekürzt. Hr. Klaproth läßt die zuverlässige Geschichte der Chinesen nicht über das neunte Jahrhundert vor Christo hinausreichen. Die der Hindu geht gar nur bis in das zwölfte Jahrhundert nach Christo zurück, und doch ist die Civilisation der Hindu uralt. Ihre Religion betrachtet aber die menschlichen Dinge als Erbärmlichkeiten, und so haben sie es nicht der Mühe werth gehalten, die Begebenheiten der Welt und die Thaten sterblicher Helden aufzuzeichnen. — Die zweyte Abhandlung trachtet den Zeitpunkt der letzten großen Fluth zu bestimmen, welche wir unter dem Namen der Noachischen kennen. Durch sie empfing die Erdrinde einen Theil ihrer gegenwärtigen Gestaltung; von ihr finden sich Sagen bey allen Völkern der alten Hemisphäre. Sehr verschieden sind darüber die biblischen Angaben, je nachdem man sich an den hebräischen oder an den samaritanischen Text des Pentateuchs oder an die griechische Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher hält.

Der samaritanische Text macht die Begebenheiten um 696 Jahre, die Septuaginta um 1368 Jahre älter, als der hebräische Text. Hr. Klaproth, nachdem er die Ursache dieser auffallenden Verschiedenheit erläutert, und die mosaischen Sagen gegen die indischen und chinesischen abgewogen, gewinnt ein der samaritanischen Zeitrechnung günstiges Resultat, das von dieser nur um 32 Jahre abweicht.

Ferner bestimmt er die Epochen einiger minder allgemeinen Ueberschwemmungen. Seine dritte Abhandlung ist die vielumfassendste; in ihr ist eigentlich das Werk enthalten. Sie ordnet die Völker Asiens nach ihren Sprachen. Stammverwandschaft wird von Sprachverwandschaft unterschieden. Die erstere gibt sich durch den gramaticalischen Bau zu erkennen, doch nicht immer, wie das Beyspiel der englischen und der deutschen Sprache zeigt. Sprachverwandschaft besteht dem Verfasser darin, daß er den Sprachen der verschiedensten Völker, bey denen der Bau des Schädels merkliche Abweichungen zeigt, sich dennoch häufig Worte finden, die den Laut und der Bedeutung nach übereinstimmen. Diese Verwandtschaft scheint antidiluvianisch und Ueberbleibsel einer gemeinschaftlichen Ursprache. Die Indo-Germanen sind der am meisten verbreitete Stamm. Seine Wohnsitze fangen in Zeilon an, gehen durch Vorder-Indien und Persien über den Kaukasus nach Europa bis zu den Schettlandsinseln, dem Nordkap, Island. Hindu, Perser, Afgahnen, Kurden, Meder, Osseten oder Alanen, Armenier, Deutsche, Griechen, Lateiner, gehören zu diesem Stamme, der sich in dem westlichen Europa mit Celten, im Industan mit den Urbewohnern vermischt hat, die sich wahrscheinlich zur Zeit der großen Fluth auf die hohen Gebirge von Malabar flüchteten. Dieser Stamm, der von den Gebirgen des Himlaya und des Kaukasus herzustammen scheint, war entweder schon vor der großen Fluth sehr verbreitet, oder hat weniger von ihr zu befürchten gehabt, als die Bewohner der Niederungen. Lächerlich findet Hr. Klaproth, die Deutschen aus Zeilon herzuholen. Daß sich unsere Sprache von der nämlichen Wurzel ableiten läßt, als das Sanskrit, ist kein Grund, jene andere Abstammung zu folgern. Auf seinem Zug durch Asien untersucht der

Verfasser die Frage, was sind Tartaren, was sind Bucharen, und macht uns dann mit allen Horden des innern Asiens, so wie mit den Polar-Amerikanern in Asien bekannt.

Dem überaus wichtigen Werke, welches deutlich zeigt was schon Leibnitz geurtheilt hat, daß nichts mehr geeignet sey die Verwandtschaft und den Ursprung der verschiedenen Völker der Erde zu bestimmen, als die Vergleichung ihrer Sprachen, ist noch, aus mongolischen Quellen geschöpft, das Leben des Budda angeschlossen, diesen Religionsstifter in einem ganz neuen Lichte darstellend.

Hr. Schubart, dem die französische Literatur mehrere sehr schätzbare Werke verdankt, (unter andern die Collection des Memoires relatifs à la revolution française) hat bey diesen hier für typographische Schönheit gesorgt. Auch ist ein ausführliches Sach- und Namen-Register zugefügt, wobey ich nicht unbemerkt lassen kann, daß in Deutschland, wo so viele Bücher gedruckt werden, dieser wesentliche Bestandtheil eines brauchbaren Buches, auf eine unverzeihliche Weise oft vernachlässigt wird.

Seit der Beendigung der Polyglotte hat Herr Klaproth die Ausarbeitung eines historischen Werkes über Asien in französischer Sprache unternommen, welches er unter dem Titel: Tableaux historiques de l'Asie depuis la Monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, in einem Bande 4to Text nebst Atlas von fünf und zwanzig Karten folio, die verschiedenen politisch-geographischen Revolutionen Asiens seit Cyrus bis auf unsere Zeiten darstellend, herausgeben wird.

Die erste Lieferung wird im December d. J. in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu haben seyn.

Geschichte.

Memoires d'un officier français prisonnier en Espagne. Par un officier de la garde royale. à Paris, 1823. (X u. 333 S.)

Der Mann, der das Buch geschrieben hat, ist nicht mein Mann. Er macht den Speichellecker. Das darf kein Soldat, am wenigsten einer, der unter Napoleons Adlern focht. Aber das hindert mich nicht den Werth seines Buches anzuerkennen, und dem gebe ich mit Vergnügen das Zeugniß, daß es, die gehässigen Complimente abgerechnet, die den jetzigen Machthabern in Frankreich jeden Augenblick dargebracht werden, eine Menge anziehender Beyträge zur Zeitgeschichte, zur Charakteristik des spanischen Volkes enthält. Wie der Verfasser diese geben konnte, zeigt schon der kurze Titel des Buchs. Er war Offizier im Corps des tapfern Generals Dupont, das bey Baylen gefangen wurde, um dann die schrecklichsten Leiden zu erfahren, wovor die Phantasie zurückbebt. Zuerst schildert der Verfasser die Ereignisse, welche dem Aufstande in Madrid am 2ten Mai 1808 vorausgingen, und diesen selbst. Mord auf Mord an Einzelnen verübt machte die Einleitung. Endlich brach das Wetter so unvermuthet aus, daß Murat erst durch einen Adjutanten benachrichtigt wurde, der die Königin von Etrurien, welche eben abreiste, und damit das Zeichen zum Blutbade gab, bekomplimentirt hatte, und kaum in Murats Quartier zurückkonnte. Hunderte von Franzosen bluteten. Einige Tausend Spanier büßten es bis zum Abend mit dem Tode. Am 21sten Mai ging der Verfasser nach Toledo. Ueberall bemerkte er den Eindruck, den das Blutbad in Madrid gemacht hatte. Nirgends war ein Franzose sicher. Am 30sten kam er in Andujar an. Beynahe alle Einwohner hatten die kleine Stadt verlassen. Die Zahl der Kranken nahm alle Tage zu. Den Uebergang über den Guadalquivir machten 25000 Bauern mit 5000 Linientruppen streitig, allein die Brücke von Alkolea ward in einer Viertelstunde mit Sturm genommen. Nachmittags am 7ten Junius wurden die Thore von Cordova eingeschossen. Aus den Fenstern, auf den Straßen regnete es Flintenschüsse auf die einmarschirenden Franzosen. Allgemeine Plünderung war der Lohn dafür. Aber schon ward eine Zufuhr in der Sierra Morena weggenommen. Alle Tage erhoben sich neue Bauernschaaren. Dupont wollte sich mit der nachrückenden Division Wedel bey Andujar vereinen. Er ward umringt. Hitze und Hunger nöthigten, das Gewehr zu strecken. Die ganze Division sollte, so lautete die Kapitulation, nach Frankreich, von Cadix aus gebracht werden, und nicht wieder gegen Spanien dienen. Der mit in die Kapitulation eingeschlossenen Wedelschen Division, der aber der Rückweg nach Madrid offen gewesen wäre, ward ihr ganzes Gepäck und Geschütz zugesichert. Insofern wäre das Geschick noch leidlich genug gewesen, das die Krieger traf. Aber wie bald sollte sich alles ändern! Durch alle Städte und Dörfer, welche sie durchziehen mußten, spie man ihnen ins Gesicht, mordete man einzelne mit Dolchstößen. Bey Lebrija ward Halt gemacht. Die Vorbereitungen zur Einschiffung in Cadix sollten getroffen werden. Als eine solche Vorbereitung konnte man es aber freylich nicht ansehen, als nach dem Einmarsch in San Lucar die Offiziere von den Soldaten getrennt wurden; als ein Verzeichniß von der ganzen Habe der Offiziere aufgenommen wurde, als sie und die Soldaten nicht mehr ausgehen durften. Selbst an den Gitterfenstern konnte sich keiner sehen lassen. Es regnete Steine. Die Weiber reizten die Männer auf. Sie sangen Spottlieder. Auf

alle Klagen der Gefangenen war die Antwort der Junta in San Lucar: No podemos remediar; el pueblo es el dueño! (Wir können es nicht ändern; das Volk iſt Herr!) Am Ende verbat ſie ſich alle ſolche Klagen, und meinte, die Franzoſen könnten ſich glücklich preiſen, daß man nicht noch ſchlimmer verfahre; der General Dupont mit ſeinem Stabe war, nach den ärgſten Mißhandlungen, aus der Bai von Cadix nach Frankreich abgegangen. Am 27. Auguſt ſchiffte man auch die Aerzte, Commiſſäre ꝛc. des ganzen Corps ein. So ſchien die Hoffnung da, bald auf gleiche Weiſe erlöſet zu werden. Die wohlfeilen Lebensmittel verſüßten das Elend der Gefangenſchaft auch um vieles. Aber ein Tag folgte dem andern, und das Ende derſelben erfolgte nicht. Im Gegentheil erfuhren ſie, daß das Volk ſie zu Ende des Decembers alle zu ermorden den Plan habe, und daß der Gouverneur Morla die Ausführung deſſelben nur mit der größten Mühe verhüten konnte. In Lebrija hatte dieß Geſchick eine ganze Abtheilung der Gefangenen betroffen, und die Einwohner jener Stadt eilten nach San Lucar, um mit dem dortigen Pöbel gleiche Wuth zu üben. Immer hörten die Franzoſen unter ihren Fenſtern das ſchreckliche Matar los! (Nieder mit ihnen!) Am ärgſten tobte der Pöbel gegen die Kaſernen der Offiziere. Endlich am 17ten December 1808 erhielten dieſe die Weiſung, nach Cadix abzugehen, was mit der größten Lebensgefahr und nur inſofern verwirklicht wurde, als der Gouverneur die Mörder und Plünderer ſelbſt zurückjagte. Den 18. December langten ſie auf der Inſel Leon an, und hier nahm man ihnen — ihre Degen, ihre Effekten ab. Es war das Zeichen zum Transport — nicht nach Frankreich, ſondern auf die Pontons und ſo zum größten Elend, das ein Menſch dulden kann. Auf ihnen fehlte es an Allem. Das Waſſer lief, wenn es, wie alle Tage der Fall war, regnete, durchs Verdeck. Von einer andern Lagerſtätte, als die Bretter des Schiffsbodens gewährten, war keine Rede. Das Trinkwaſſer wurde knapp zugemeſſen, wie vielmehr alles andere! So war das Geſchick der Offiziere, wie das der Gemeinen! 400 derſelben lagen am Bord des Pontons, auf dem unſer Verfaſſer ſeufzte. Bald riſſen Krankheiten ein. Der Tod hielt ſeine Ernte. Neue Gefangene füllten die Lücken. Umſonſt flehten die Geſunden, daß man die Kranken in ein Spital ſchaffe, die nur, im Sterben, umſonſt, nach einem Tropfen Waſſer lechzten! Aus Cadix kamen täglich Boote mit Neugierigen, ſich an dem Elend zu weiden. „Habt Geduld! riefen ſie hinauf, wenn man euch nicht verhungern und verdurſten läßt, ſo wird ſchon einmal fürs Schiff in der Nacht ein Schwefelhemdchen da ſeyn!“ Ein junger Offizier ſtürzte ſich mitten aus dem Kreiſe ſeiner Freunde in die Fluthen. In dieſen ſchwammen die Todten herum, die Niemand wegſchaffte. Endlich ward auf einer alten Fregatte ein ſogenanntes Spital angelegt, das 300 ſogenannte Betten hatte! — Vom 9. März an kam etwas mehr Ordnung und Reinlichkeit in dieſe Gemächer des Jammers. Aber zu Ende deſſelben Monats ward ein großer Theil der Gefangenen nach den baleariſchen Inſeln gebracht. Auf ihnen verhungerten im eigentlichen Sinne Hunderte, andere wurden von den wüthenden Einwohnern ermordet, zum Theil wurden ſie nach Urtheil und Recht (!!) erſchoſſen, weil ſie die Verzweiflung zur Empörung trieb. Ein Pfarrer wollte zu Oſtern 1810 ſogar alle Gefangene zur Beichte gezwungen wiſſen. Was von Offizieren übrig blieb, ward endlich nach England eingeſchifft. Wie viel mag übrig geblieben ſeyn! Sieben Tage waren die gefangenen Gemeinen, deren Lage nun gränzenlos elend wurde, ohne alle Lebensmittel. Dann blieben dieſe wieder einmal neun Tage aus! Dann brachte die Barke Brod, das mit fingerdickem Schimmel bedeckt war. Das ſchien ein Labſal, nachdem man ſo lange wilde rohe Kräuter genoſſen, oder ſich, wie das Loos traf, ermordet hatte, um das rohe Menſchenfleiſch zu verzehren. (Nun ſpreche man noch von Humanität unſerer Tage! Nun frage man den Lord Ermouth, was er wollte, als er den Raubſtaaten das Verſprechen abzwang, die Sklaverey in Kriegsgefangenſchaft zu verwandeln? Sind etwa die Algierer moraliſch beſſer, als die Europäer?) Daß das Geſchick der auf den Pontons gebliebenen im Ganzen nicht beſſer war, kann man ſich vorſtellen. Es tobten Stürme, die alle Schiffe zu vernichten drohten, und alſo alle Barken abhielten, Brod und Waſſer zu bringen. Hunger und Durſt würbeten in Folge davon fünf Tage um die Wette mit dem Sturme. Auf dem Souverain, der die meiſten Gefangenen am Bord hatte, ſtarben da alle Tage 15 — 20 vor Hunger, und 25 ſtürzten ſich in die ſchäumenden Fluthen! Endlich warf ſich ein Matroſe, ein Neger, hinein, und ſchwamm nach einem engliſchen Admiralſchiff, den Jammer, die Verzweiflung zu ſchildern! Der Engländer war nicht taub. Er ließ ſogleich das Nöthigſte herbeyſchaffen. Da ſtarben wieder, ach, wie viele Unglückliche, die zu ſchnell zulangten! Endlich brachten auch die Spanier die elende Gefangnenkoſt. Der Verfaſſer klagt über ſie, die mehr Gift, als Speiſe war. „Es bastante bueno per los perros de Francos!“ war die Antwort. (Für die franzöſiſchen Hunde iſt es gut genug!) Unzählige Verſuche wurden gemacht, dem Elend zu entfliehen. An der Küſte lagen ja die franzöſiſchen Waffenbrüder. Bald ſchwammen einzelne hinüber. Bald ſuchten ſich einzelne an den Bord der engliſchen Kauffahrer zu retten. Eine Verſchwörung brachte ſogar einen ganzen Ponton glücklich ans Ufer unter den Schutz der franzöſiſchen Batterien. Aber um ſo härter wurden die übrigen gehalten, und

die, welchen der Versuch mißlang, gemißhandelt. Doch genug über dieß Gemälde des Jammers! Zum Schlusse giebt der Verfasser die mit Dupont und Wedel abgeschlossene und so schändlich gebrochene Kapitulation bey Bayleu und einen damals in ganz Spanien von den Cortes ausgebreitete Catecismo civil de las obligaciones de todo Español. Dieser predigte den wüthendsten und unsinnigsten Haß gegen Napoleon. So lautet z. B. die Antwort auf die Frage: Wie viel Naturen hat Napoleon? (Quantas naturale ças tiene Nap.?): Zwey; eine teuflische und — eine unmenschliche. (Dos; una diabolica y otra inhumana.) Ferner findet sich die Frage: Wie viel Kaiser giebt es? Und die Antwort ist: Einer in drey Personen. — Die Namen dieser drey Personen sind: Napoleon, Mürat und Godoy. Schon dieses Katechismus wegen muß man das Buch lesen. Er ist gar zu originell, wie diese zwey Proben zeigen. Mitunter enthält er über Vertheidigung des Vaterlandes die trefflichsten Maximen. Eine Ansicht der Bai von Cadix und der Insel Cabrera (einer der Balearen) ist angenehme Zugabe und gut gearbeitet.

Chronologismen der neuesten europäischen Staatengeschichte der ersten beyden Dezennien des XIX. Jahrhunderts. Nebst einer publicistischen Uebersicht der in Europa gegenwärtig bestehenden Regentenhäuser, ihre Abstammung und Besitzungen, in Tabellen, von Joseph Max Freyherrn von Lichtenstern. Leipzig. Weygandsche Buchhandlung. 1822. 198 S. in 8.

Erfüllt von ernstwehmüthigen Gefühlen und Betrachtungen hat Ref. dieses Buch, nachdem er es in einigen Stunden durchlesen, aus der Hand gelegt, denn der Inhaltschwere Zeitraum von zwanzig und einigen Jahren, den Ref. selbst als theilnehmender Weltbürger und als Bürger eines besondern Staates, und zwar dessen, der fast immer der Schauplatz der bedeutendsten Katastrophen war, mit durchlebt hat, ging in jener kurzen Zeit wieder an seiner Seele vorüber. Er sah und hörte abermals, was Fürsten und Völker litten, thaten und redeten, welche Hoffnungen sie dem Menschenfreunde erweckten und nicht erfüllten, welche Zusicherungen sie gaben, und nicht in Ausübung brachten, wie mit Redlichkeit und Treue, mit Religion und Tugend, mit Eid und Gewissen freventlich gespielt wurde, wie der Freyheit heiliges Panier oft nur Frevlerrotten unter sich sammelte, und der furchtbarste Despotismus ungescheut den Platz entweihte, zu dem die Völker vertrauensvoll als zum Sitze der Vaterliebe aufblickten; er sah und hörte, wie dieselben Menschen in einer so kurzen Zeit, so oft Gesinnung und Ueberzeugung wechselten, wie sie, was sie erst als Heilig und Unverletzlich proclamirt hatten, bald darauf höhnend in den Staub traten; wie große Geister und Talente auf den Schauplatz der Welt traten, und Schöpfungen in das Daseyn riefen, die nach wenig Jahren spurlos wieder verschwanden. Spurlos? Nein! nur dem menschlichen Auge nicht sichtbar blieben wohl die Früchte, die der gestreute Saame trug, oder die Vorsicht entrückte weise jene der Gegenwart, die sie nicht benutzen konnte, um sie spätern Zeiten als nützliche und willkommene Gaben zu reichen. Mit einem Worte das Buch vermag Jedem, der es liebt, über die großen Weltbegebenheiten zu reflectiren, eine sehr anziehende Unterhaltung zu gewähren, wenn gleich das Verdienst des Verfassers dabey kein anderes ist, als daß er die Begebenheiten der Zeit nur kurz andeutend zusammengestellt hat. Die angehängten synchronistischen Tabellen scheinen recht brauchbar. Zu loben ist auch, daß sich der Verfasser überall eines kurzen, lichten und einfachen Styls befleißigt. X. r.

Dichtkunst.

Liederkränze von Julius von der Heyden. Erste Kranzlieder aus dem Zeitraume der Schmach. Berlin in Commission bey Boicke. 88 S. 16.

Wenn das bekannte Ex ungue leonem auch auf die Erzeugnisse der Künstler anzuwenden ist, so kann Ref. aus diesen Liedern gerade auf keinen Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes schließen, denn zu einem solchen gehört weit mehr, als aus jenen hervorgeht, indem eine gewisse Wärme der Empfindung, verbunden mit einzelnen glücklichen Gedanken, lange noch nicht genug ist, um den, der Verse macht, zum Poeten zu erheben. Klarheit der Ideen, nebst Tiefe derselben, freye und leichte Gestaltung vermittelst des Zaubers einer belebenden Phantasie, so wie anmuthsvolle Anregung der Sprache unter den Fesseln des Sylbenmaaßes und Reimes sucht man in den vorliegenden Liedern vergebens. Meistens ist ein mißlungenes Streben nach Bedeutsamkeit vorherrschend, das um so unangenehmer wird, je matter und weitschweifiger der Verf. nicht selten wird, wie in der Romanze: Der Franke als Freund. Das Beste dünkt Ref. Dolch und Schwert, wenn es gleich nur wenige Zeilen enthält. Der erste Aufzug eines historischen Trauerspiels, die Königsbrüder, ist gleichfalls voll geschraubten Pathos, und mehr overnhaft gehalten. Ein gründliches und anhaltendes Studium klassischer Dichterwerke alter und neuer Zeit könnte vielleicht den Verf. lehren, wie es das Talent zu machen habe, um Werke zu erzeugen, die mehr als Reime und Verse enthalten. Die zweyte Sammlung ist vielleicht besser als die erste, dann wünscht Ref. diese Anzeige bey dem Leser in Vergessenheit gebracht zu sehen, wenn auch nicht bey dem Verfasser, dem sie doch vielleicht ein Freundesruf beym Einherschreiten auf glattem Boden seyn kann. X. r.

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. Oktober 1823.

Dichtkunst.

Christian Daniel Erhards, Königl. Sächs. Oberhofgerichtsrathes u. s. f. nachgelassene Gedichte. Ein Vermächtniß für Erhards Freunde und Verehrer nebst dessen Bildnisse und biographischer Skizze, herausgegeben von D. C. G. E. Friederici, K. S. Oberhofgerichts-Advokaten ꝛc. Gera in der Heinfussischen Buchhandlung 1823. 256 S. 8.

Der Verstorbene, den Rec. persönlich gekannt hat, war ein Mann von vielem Geist, von ausgezeichneten Kenntnissen, von vielseitiger Bildung; ein philosophischer Jurist, und dabey ein höchst anziehender Gesellschafter. Aber Dichter? Bey seinen Lebzeiten hat Rec. ihn nie dafür gehalten, so oft er auch Verse aus seiner Feder gelesen, und der vorliegende Nachlaß hat seine Ueberzeugung nicht geändert. Gewandt im Gebrauche der Sprache und im Technischen der Poesie, wußte er seinen Gedanken leicht eine gefällige poetische Form zu geben, und er benutzte dieses Talent häufig, bald zu artigem Scherz, bald bey feyerlichen Gelegenheiten. Aber was den Dichter macht: zusammentreffende und bis zur Begeisterung oder zur überraschend klaren Beleuchtung der Gegenstände sich entzündende Wechselwirkung von Geist und Gemüth, das schien ihm zu fehlen. Die Außenwelt machte ihre Eindrücke schnell auf ihn, aber nicht tief; seine Weltansicht war verständig und klar, aber sie erhob sich nicht zu einer lebendigen Anschauung. Der geistige Bildungstrieb war nicht stark genug, einen Stoff selbst zu erschaffen, um ihn poetisch zu gestalten und das Ideal der Phantasie daran auszuführen; die Gelegenheit mußt' ihn geben, und der Bildungstrieb erschöpfte sich an der technischen Form. Selbst die Leidenschaft der Liebe scheint in Erhard nie mächtig genug gewesen zu seyn, um ihn zu einem Gedicht zu begeistern: denn die Verse an die Geliebte S. 202 ff. sind ohne Leben und ohne Wärme, sie geben kein Bild und erregen keine Mitempfindung.

Ist es wahr, was der Herausgeber in der Vorrede sagt: daß E. die Absicht gehabt hat, seine Poesien im höheren Alter selbst zu sammeln und drucken zu lassen; so spricht schon diese Absicht gewissermaßen wider seinen Dichterberuf. Der wahre Künstler sucht ein großes Publikum, er will wirken auf den möglich-weitesten Kreis, sein Ziel ist der Beyfall der Nation, und der Genius bringt ihm mit der Gabe zugleich den Muth und den Drang, sie auszustellen zum Mitgenuß seiner Zeitgenossen. Der Mangel dieses Dranges ist in tausend Fällen gegen einen ein Zeichen des Mangels an Beruf, und der Gedanke, was man gedichtet als Jüngling und Mann, im Alter zur Erholung zu sammeln und herauszugeben, verkündiget gewöhnlich einen von denjenigen Poeten, welche, wie sie selbst zu sagen pflegen, „zur Erholung von ernsthaften Berufsgeschäften dichten." Das Dichten ist ein hoher hinreißender Genuß; aber zugleich eine Anstrengung aller Seelenkräfte, die oft bis zur Erschöpfung geht. Und was so hervorgebracht worden ist, wie könnt' es den Hervorbringer auf den Gedanken bringen, es hinzulegen, um es als Greis zur Erholung zu lesen und zu redigiren?

Doch der Herausgeber will mit dieser Absicht, die er aus einem vorgefundenen Hefte geschlossen, wohl nur die seinige rechtfertigen, welche nach S. III. hauptsächlich dahin gieng: Erhards Freunden und Bekannten eine frohe Erinnerung an eine vergangene glückliche Zeit zu bereiten. E. selbst, indem er ein Sammlungsheft anlegte, hat schwerlich eine andere gehabt, und der Herausgeber hat vielleicht nur darinne gefehlt, daß er von dem Dichterruhme des Verfassers spricht, und dadurch im Leser Erwartungen erregt, die der Nachlaß nicht befriedigen kann. Den Freunden und Bekannten des Verstorbenen wird das „Vermächtniß" (wie es der Herausgeber in Bezug auf Es. vermuthliche Absicht ganz passend nennt) allerdings willkommen seyn, Rec. selbst hat es, als Erinnerungsmittel betrachtet, mit Vergnügen gelesen. Aber für Kunstfreunde, die den Verstorbenen und den Kreis, in welchem er lebte, nicht gekannt haben, ist es kein Buch zum Lesen, sondern höchstens zum Auslesen — zum Auslesen desjenigen, was etwa allgemein ansprechen, und — wenn nicht dem Kunstsinne

wahren Genuß — doch dem Geiste eine angenehme Beschäftigung gewähren könnte. In dieser Beziehung will Rec., da das Auslesen solcher Dinge aus einer Masse von Gelegenheitsversen und Artigkeits-Gedichten nicht jedermanns Sache ist, hier einiges auszeichnen.

Erhard war Maurer, Meister vom Stuhl', und, vermöge seines Local-Dichter-Ruhmes, Logenpoet. Unter den maurerischen Gedichten befindet sich eines vom Jahr' 1803: Ueber das Studium der Maurerey, und in folgender Stelle Ansichten, welche durch ihre reine Vernunftmäßigkeit anziehen werden.

Ihr suchet sie, die alte Maurerey,
Ihr sucht den hochgerühmten Bund der Treue;
was man euch längst verhieß, wollt ihr auch finden.
Ihr lechzet heiß nach Licht in dieser Nacht
des bangen Zweifels und des falschen Scheins.
Rings um euch her kaufst Thorheit und Betrug.
hier rast ein Schwärmer, dort ein Wundermann,
und da ein Kraftgenie, hier stellt ein andrer
mit gier'gem Habichtsblick dem Golde Fallen,
und ködert schlau mit Worten eure Neugier;
der giebt euch Trug, ein andrer giebt euch Nichts,
und preis't sich redlich, weil er nichts euch giebt,
das Lüge wäre. — Ganze Bücherjahrhte
erfüllen sich mit dem gepriesnen Nichts,
das man für gutes Geld euch lächelnd reicht! —
Ihr sehet mag'sche Zirkel, seht Adepten,
arm an Verstand, doch reich an Wunderglauben —
seht Kreuze, Dolche, goldne Kronen, Sterne,
Tonsur und Ritterstrikel und Barett,
im komischen Gemisch vor euch erscheinen.
Der sagt euch das, und der erklärt's euch so,
und schilt den andern, oder lachet seiner;
der klagt den andern an des Hochverraths,
und dieser jenen der Verfinstrungswuth.
Ihr lest und lest, es schwindelt euch der Kopf,
und Alles endet sich mit Narrheit oder Kälte —!
Den schwachen Kopf benebelt eins der tausend
Systeme das Gehirn, der heller (?) wähnt,
der ganze Bund sey nur Betrug und Wahn.
Vor beyden schützt das ächte Forschen euch —
doch, Bruder, eh' du forschest, halte wohl
und unbefangen mit dir selber Rath,
ob dich der reine Sinn für Wahrheit nur,
nicht Eitelkeit und vorgefaßter Wahn,
dich leite, ob du stark genug dich fühlst,
zu prüfen kalt und ernst, von Leidenschaft
befreyt, und stark verpanzert gegen Vorurtheile!
Fühlst du dich so, — dann lege Hand ans Werk! —
Erst sey dein Blick gerichtet auf Geschichte,
nur sie führt sicher und nur sie verwahrt
dich vor den heil'gen Lügen mancher Thoren.
Verfolge mit des Forschers festem Blick
des Ordens Gang, doch glaube nichts aufs Wort;
geh, schöpf' aus der Geschichte reinen Quellen,
doch kenne die Legend' und Lügen auch. —
O! dann beschämst du leicht manch blöden Prahler!
Wenn dann der Gang der Weltgeschichte dich
den Zeiten zuführt, wo der heil'ge Bund
der Väter allen Arten des Betrugs
und allen schlauen Plänen des Verbrechens
zur Decke diente; dann verfolge sie
mit Falkenblicke, alle die Systeme,
die unsers heil'gen Punktes Einkeit störten.
Nichts sey dir fremd, nichts scheine dir zu klein,
den Lauf der Narrheit klüglich auszuspähn.
Nur dies erhält uns auf der Weisheit Pfade;
So stierest du dich selbst vor Traum und Wahn.
So lernst du würdigen, was man dir rühmt,
So lernst du schätzen, was man frech dir tadelt:
So lernst du scheiden von der Schale ihn,
den reinen Kern des ächten Maurerbundes.
So findest du den wahren Schlüssel nur
zu den geheimen Gängen manches Plans —!

Auch ein späteres v. J. 1807: Der Orden, Zufluchtsort der Weisen, hat eine reine Farbe, und ist frey von allen den nichtssagenden Phrasen, welche die Geistesbeschränktheit und der falsche Eifer immer im Munde führen. Nur die Eine Sentenz:

Der ächte Maurer ist der ächte Mensch,

hätte der geistreiche Redner besser weggelassen, weil sie klingt, als ob nur der ächte Maurer ächter Mensch seyn könne, ein Gedanke, so anmaassend, als der eines alleinseeligmachenden Glaubens, und schon darum dem ächten Maurer ewig fremd.

In dem scherzhaften Geburtstagsgedichte, der moderne Janusköpf, v. J. 1806 reat sich ergötzliche Satyre auf eine Literatur- und Kunst-Periode, die leider noch nicht geschlossen zu seyn scheint.

Jan der Alte.

Hier steh' ich nun seit tausend Jahren.
Und kann doch selten was Neues erfahren.
Das ist nur hinten dem Laffen erlaubt.
Der mir an den Schädel ist angeschraubt.
Und dabey — 's ist straf mich Jupiter! dumm —
Bleibt der Narr für mich oft Jahre lang stumm.
Nur dann und wann zu den hohen Festen
Giebt er mir manchmal was Neues zum Besten.
Weil also das Schicksal zu dieser Stund'
Ihm geöffnet hat den stummen Mund,
So thu' Er mir doch offenbaren,
Was sich begab in den neuesten Jahren.

Jan der Junge.

Das Neue ist jezt nicht mehr neu,
Das Neuste nur ist richtig,
Das Neuste nur gewichtig!
Das Neueste nur kann bestehn.
Das Alte aber muß vergehn
gar flüchtig! —

Jan der Alte.

Wie kommt Er mir denn vor? Er spricht ja wie ein Narr!

Jan der Junge.

Was sonst ein Narr war, ist's nicht mehr: ist Dichter,
Was sonst ein Kind war, ist's nicht mehr, ist Richter.
Ja aus der blöden Kindlichkeit
Da schneidet uns die Göttlichkeit —
Gesichter.

Von dem Gedichte S. 184., Der Rath an die Denker, v. J. 1789, soll nach dem Vorberichte Wieland gesagt haben: „Liefert Erhard noch sechs solcher Gedichte, so stehe ich in alle Ewigkeit für seinen Nachruhm.“ Ein wunderliches Compliment, in welches Rec. nicht einstimmen kann. Indessen hat das Gedicht kernhafte Stellen, z. B.:

Der Nutzen (der Weisheit) für die Welt? — O!
der ist wahrlich klein,
so klein an Umfang als an Dauer.
Regiert ein Salomon und führet Duldung ein:
so ziehn schon Priesterwuth und Dummheit auf der Lauer,
und setzen sich, sobald der Salomon
die Augen schließt, geschwind auf seinen Thron! —
Was nutzt die Welt der Antoninen
Exempel? O zu nichts, bey Gott!
als daß sie in der größten Noth
einmal dem Schriftsteller in einer Ehrfurcht dienen! —
Die Confutsen, die Solons, die Socraten,
o sagt mir doch, was haben sie gethan?
Läßt sich das Menschenthier wohl weisen oder rathen? —
Der Sieg im Kampfe gegen Wahn
und Wetterdünkel, sagt, wem ist er je gelungen,
und wem gelang er ganz und dauerhaft? — Nein, nein!
Die Menschen wollen Thoren seyn.
Ists ihnen nicht gesagt und nicht gesungen,
Jahrtausende hindurch das ew'ge Einerley
von Weisheit und Natur, und was die Tugend sey,
Und von dem Tand der Titel und der Ahnen,
und von den Resten mehr der alten Barbarey,
die neuer Barbarey den Weg zum Fortschritt bahnen? —
Was ist dadurch bewirkt? — Der Pfaff ist Pfaff geblieben,
der Junker stolz und grob, der Pöbel faul und dumm;
die heilige Justiz theilt immer noch mit Dieben,
und macht gerade oft noch krumm.

Unter den epigrammatischen Einfällen zeichnet sich nur einer aus. Ein Luftschiffer ließ einen kleinen Ballon als Vorläufer aufsteigen, folgte aber nicht, wie er angekündiget hatte — wenigstens an diesem Tage nicht — in dem großen nach. E. sagte:

Die Frage tönt in jedes Ohr:
„Was wird es heute werden?“
Der kleine Windsack steigt empor;
Der große bleibt auf Erden!

Das Studentenlied an Platner S. 152. hat ächte Gemüthlichkeit und ist durch den Schlußgedanken erhebend:

Wir wollen nicht lärmen, nicht renommiren,
Doch lassen wir uns auch nicht blamiren —
Gefällt's uns nicht mehr an hiesigem Ort,
Muß man uns doch Testimonia geben:
Dann wandern wir fort ins ewige Leben,
Dort setzen wir unsere Studia fort.
Und so mag's, wie es nur will, sich wenden,
Wir bleiben auf immer und ewig Studenten!

Die Biographie ist, in Ermangelung interessanter Schicksale, trocken, das Buch nett, aber uncorrect gedruckt, das Bildniß sehr getroffen.

Gedichte der blinden Luise Egloff. Zum Besten der Badarmen. Baden im Aargau, bey Jacob Diebold. 1823. 165 S. 8. (mit dem sehr ähnlichen, von Brodtmann gezeichneten und lithographirten Brustbild der Dichterin.)

Die Vorrede des Hrn. Professors Feberer in Baden macht den Leser mit den Verhältnissen der Verfasserin und mit dem, was die Sammlung und Herausgabe ihrer Gedichte veranlaßt hat, bekannt. Luise Egloff, die Tochter eines angesehenen Gastgebers und Eigenthümers der Bäder vom Strandhofe zu Baden im Aargau, erblindete sehr frühe, erhielt im Blindeninstitute zu Zürich Unterricht und Bildung, und das Mädchen hat jezt ihr zwanzigstes Jahr erreicht. Ihr freundliches, tief fühlendes und still frohes Gemüth ersezte durch innere lebendige Erscheinungen die ihr durch den mangelnden Sinn geraubten äußeren, und die im Gefühl ergriffenen Anschauungen giengen in Gefühlspoesie über, angeregt durch den Genuß, welchen die Lieder von Pfeffel, Schiller und andern vorzüglichen Dichtern mehr, der Sängerin verschafft hatten. Kleine Gelegenheitsgedichte, worin dankbare und fromme Empfindungen sich ausdrückten, erfreuten die Eltern und die Freunde, sie wurden von ihnen niedergeschrieben und allmählig gesammelt; ihre Bekanntmachung ist ein Opfer kindlichen Gehorsams, durch den Gedanken erleichtert, daß der Ertrag dürftigen Badkranken zu gut komme. Diese wenigen und einfachen Züge bezeichnen die Natur der Ergießungen einer schönen und religiösen Seele, welche mit heiterer Ergebung in Glaube, Liebe und Hoffnung eigne Entbehrungen trägt und fremde Leiden zu mildern bestrebt ist. Mit den Worten der Dichterin selbst finden sie sich gutentheils wieder in der Zueignung der kleinen Liedersammlung an die Eltern (S. 133), die passender vorangestellt worden wäre: sie ist am Vorabend des Neujahrstags 1823 geschrieben:

Nehmt, theure Eltern, meines Herzens Triebe
Mit Zärtlichkeit und stiller Nachsicht hin!
Süß ist die Pflicht, die ich mit Freuden übe;
Doch schlachtern weiht euch treuer Kindersinn
Die Lieder hier zum Denkmal seiner Liebe.

Wird mir der Himmel Kraft und Hülfe senden,
Mit Blumen zu bestreuen eure Bahn,
Nicht saubner kann ich dann das Jahr vollenden;
Und wünschenswerther tret ich keines an,
Ist's mir vergönnt euch Freuden auszuspenden.

Und jene Wonne, die mich sanft durchglühte,
Wenn ich ein Lied mit voller Rührung schuf,
O daß sie auch in eurem Busen blühte!
Dann töne mir der segenvolle Ruf:
„Unendlich groß ist Gottes Vatergüte!“

Ihr dank' ich Trost in trüben Lebenstagen,
Sie giebt der Seele Heiterkeit und Ruh;
Durch sie gestärkt der Leiden Last zu tragen,
Geh' fröhlich ich dem festen Ziele zu,
Und meine Schritte lenk' ich ohne Zagen.

Sie ist es, die mir jeden Gram versüßet,
Durch ein Gefühl, das himmlisch mich durchdringt,
Wenn Segen sie auf Euch hernieder gießet:
Das ist mein Wunsch, der oft empor sich schwingt,
Und mein Gebet, das aus dem Herzen fließet.

Des Schöpfers Huld wird meine Wünsche krönen,
Sie wird dem schwachen Mädchen Kraft verleih'n,
Wird Wärme geben meinen Saitentönen;
Und immer soll mein größtes Glück es seyn,
Den Pfad der Eltern liebend zu verschönen.

„Was übrigens unsere Egloff nicht geben wollte (sagt Hr. Federer in seinem Vorworte), suche der Leser nicht in ihren Liedern. Nenne man Poesie, was und wie man will; die Anklänge der frommen Dichterin, welcher ein höherer innerer Sinn hier schon eine Stellung zwischen Menschen und seligen Geistern scheint angewiesen zu haben, sind immerhin mehr als die Prosa, an welche das zerstreute Auge der Sehenden sich gewöhnt hat. Das öftere Wiederkehren einzelner Bilder ist in den psychologischen Verhältnissen der Blinden gegründet. Wenn aber das Mädchen, das von den ersten Wochen nach seiner Geburt bis auf diese Stunde kaum einen hellen Schimmer ohne alle Umrisse, mit seinem einen Auge nur, zu bemerken vermochte, dennoch in seinen poetischen Gemälden den Pinsel vorzugsweise in die Farben der Lichtwelt taucht; so ist auch dieses eine Eigenthümlichkeit, die die Aufmerksamkeit des Beobachters verdient. Ist es ja auch uns Sehenden Bedürfniß, mit den Hoffnungen auf das Unbekannte die Leere des unbefriedigten Lebens auszufüllen."

Billig sind einige, von achtungswürdigen Dichtern der Liedergenossin gewidmete Begrüßungen, nebst den gerührten Erwiederungen der Begrüßten, in die Sammlung aufgenommen. Johannes Hanhart in Winterthur gab seinem Gruße zur Aufschrift: „Die innere Welt" und er drückt sich in den Schlußstrophen also aus:

„Und was im innern Herzen lebet,
Und was der Töne Reich enthält,
Und was zu Gott die Seele hebet,
Das ist dir deine eigne Welt.

Und wie mit sanft bewegter Welle
Der Wiesenbach die Blüthen tränkt,
So schöpfest du aus eigner Quelle
Was dich zum stillen Frieden lenkt.

Gefühl ist unser innres Leben,
Ein Ton, aus dem die Seele spricht,
Ein Herz, wo rein die Saiten beben,
Und dieß sey deiner Tage Licht."

Hinwieder grüßt am Luisetag Frau Sophie Richard-Schilling ihre blinde Geistesverwandtin also:

„Den Blüthenmond — die Blumenauen,
Kannst du, Luise, nicht beschauen;
Du fühlest nur des Lenzes Spur.
Und suchest dir im Flammenworte,
Und im melodischen Akkorde
Die reine Sprache der Natur.

Denn eigne Welten, eignes Leben,
Versteht dein Geist sich selbst zu geben,
Du reiche, blinde Seherinn!
Er webe stets mit seinen Mächten,
In deines Lebens dunkeln Nächten
Dir Liederstoff — du Sängerinn!"

Aber auch von den eignen Liedern der blinden Luise wählen wir zur Probe eines: Das Mitleid.

Es schwebt eine Göttinn im himmlischen Glanz
Dem Dulder so tröstend zur Seite;
Den schmückt sie mit lieblichem, rosigem Kranz,
Der je ihrer Milde sich freute.

Es wandeln an ihrer belebenden Hand
Die fühlenden Seelen so gerne;
Sie nahet sich ihnen aus besserem Land,
Gleich einem erfreulichen Sterne.

Und wo auf verödeter Flur sie erscheint,
Da blühen ihr Rosen zu Füßen:
Das Auge, das Thränen des Kummers geweint,
Wird heiter die Holde begrüßen.

Schnell eilet der niederen Hütte sie zu,
Das menschliche Elend zu stillen;
Wohlthätig will sie mit erhabener Ruh
Die trauernden Herzen erfüllen.

Und wenn an dem Lager des Kranken sie weilt,
Wo trostlos der Leidende schmachtet,
Und wenn sie mit stärkendem Balsam ihn heilt,
Daß nimmer der Schmerzen er achtet;

Dann preist er den Schöpfer, es hebt sich die Brust,
Voll heiliger Rührung zum Himmel,
Und mit der erhöhten, beseligten Lust
Entfliegt er dem Erdengetümmel.

O! was auch hienieden das Leben oft trübt,
Nichts kenn' ich, das sie nicht versüßet,
Wer zeiget ein Glück mir, das sie uns nicht giebt,
Und Wenne, die ihr nicht entfließet.

Denn nicht nur, wenn uns ihre Theilnahm' entzückt,
Sind immer wir glücklich zu nennen,
Auch dann, wenn mit höheren Reizen geschmückt
Wir nie ihre Würde verkennen.

Wenn von ihrem freundlichen Licht wir umstrahlt
Die Freuden des Wohlthuns empfinden,
Wenn Liebe auf unsern Schritten sich mahlt,
Und segnende Kränze wir winden;

Dann fühlen wir ganz, was die Göttinn vermag:
Wir heißen sie Mitleid und Milde.
Den edleren Seelen glänzt heiterer Tag
Aus ihrem verklärten Gefilde.

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. Oktober 1823.

Physicalische Vorwelt.

Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. Vom Grafen Caspar Sternberg. Drittes Heft. Regensburg gedruckt bey Christoph Ernst Brencks Wittwe. 1823. 40 Folioseiten Text und 12 colorirte Kupfertafeln.

Wie wir vor einiger Zeit (Lit. Blatt, 1821, Nr. 28) aus dem ersten Heft dieses wichtigen und kostbaren Werks die Hauptmomente der Geschichte der Flora der Vorwelt ausgehoben haben, so wollen wir jezt dem vorliegenden dritten Heft die allgemeinen Betrachtungen: „Ueber die climatischen Verhältnisse der Vorwelt", als einen Vorwurf allgemeiner Theilnahme entheben.

Die meisten Geognosten kommen darin überein, daß sie der Vorwelt eine höhere, die Vegetation begünstigende, Temperatur zugestehen und einen höhern Wasserspiegel annehmen; dann aber eine plötzliche Revolution eintreten lassen, welche das Sinken der Wasser und eine rasche Veränderung der Temperatur zur Folge hatte. Diese allgemeine Annahme ist indessen nicht mit hinreichender Bestimmtheit auf die, fossile Pflanzen führende, Formation zurückgeführt worden. Bevor wir uns jedoch auf eine solche Entwicklung einlassen, müssen wir einige Worte über eine besondere Ansicht der climatischen Umänderung im Norden unserer Erde von dem Hrn. Akademiker Nau in München (Denkschr. der k. Akademie für 1822) beybringen.

Der Verfasser nimmt, gleich andern Geognosten, einen höheren Wasserspiegel an, in welchem das trockene Land als Inselgruppe nur sparsam vertheilt war. Die innere Wärme des Erdballs, die zu der ersten Vegetation dieser Gegenden die nächste Veranlassung gab, war zwar schon abgekühlt; aber weder die Eismassen im Norden, noch die Gletscher der Alpen konnten sich gebildet haben.

Von den großen Wasserspiegeln wurde weit mehr Licht verschlungen, folglich im gleichen Verhältniß Wärmestoff frey, der dem trockenen Lande zugeführt wurde. Die Inseln waren nur das erhabene, oder dem Wasserspiegel flach vorstehende Land; Gebirge, im eigentlichen Sinne, zeigten sich nicht; denn die Thäler waren mit Wasser erfüllt. Die Witterung war auf dem trocknen Lande und auf dem Meere sich gleich, und überall gleich warm. Als aber die Meere ihre Dämme durchbrachen, und die Wasser entwichen, mußte überall unser kälteres Klima sich einstellen, unter dessen Einflüssen nicht alle jene Thiere und Pflanzen gedeihen konnten, von welchen wir einen Theil aus jenen frühern Zeiten in ihren Gräbern antreffen. Sie wanderten in die südlichen Länder: ein kleiner Theil ertrug das veränderte Klima und blieb seinem frühern Standorte getreu.

Gegen diese Ansicht haben wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen die folgende: „Gewässer, Winde und Vögel haben die Gewächse in weite Entfernung fortgeführt und über Meere verpflanzt. Aber auch ohne solche gewaltsame Veranlassungen des Klima's verlassen Thiere und Pflanzen ihre ältere Wohnorte und suchen sich neue. Ganze Pflanzenfamilien, die geselligen am merkbarsten, verlassen, nach längerer oder kürzerer Zeit, den ursprünglichen Boden. Sie werden meistens von andern verdrängt. Ihr Weichen liegt in der Natur der Verhältnisse. Der Boden ist durch den vieljährigen Wachsthum einer und derselben Pflanzengattung ausgesogen, obgleich für andere nicht erschöpft. Diese wuchsen sich ein und entziehen jener die lezten Lebenskräfte, welche die Atmosphäre ihr zur kümmerlichen Nahrung allein noch darreichen konnte. So bereitet die sich nun ansiedelnde Pflanzengattung der früher bestandenen den Untergang. So starben Urwälder aus und andere wechselten mit ihrer Stelle."

Dem Verfasser scheint begegnet zu seyn, was auch andern widerfahren ist, daß er aus der cultivirten Jetztwelt abgezogene Begriffe auf die Urwelt übertrug, auf die sie sich nicht anwenden lassen. Der Urboden, den noch nie der Fuß eines Wanderers berührt hat, wird durch die Vegetation nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr verbessert, indem die Abfälle der Bäume und Sträucher, die Blätter und Stengel der Pflanzen, da sie an

Ort und Stelle verwesen, von Jahr zu Jahr die Dammerde vermehren. Man untersuche einen Buchenwald in weniger bevölkerten Gegenden der Bukowina; man wird über die Tiefe der Dammerde erstaunen. Welche Pflanze wird es versuchen, diese alten Bewohner, die dem Lande den Namen gegeben haben, zu verdrängen, wenn der Mensch mit der Art nicht vorantritt, um ihr Eingang zu verschaffen? In einem Urwald giebt es keine dürftige Ackerkrume, wie in der Nähe von Städten und Dörfern, wo man zum Behufe des Ackerbaues Streue rechet und den Gang der Natur stört. Urwälder, wenn sie von keinem Orkan umgeworfen werden, was bey so geschlossenem, durch Lianen verbundenem Gehölz selten der Fall seyn mag, sterben nie zugleich, sondern einzeln aus, weil sie aus Bäumen, Sträuchern und Pflanzen verschiedenen Alters bestehen; der Ersatz ist im Unterwuchs früher vorhanden, als ihm durch das Umfallen älterer Bäume Raum gegeben wird. In solchen Gegenden ist auch an kein Anpflanzen durch Winde und Vögel zu denken. Wälder von Mangle oder ähnlichen Bäumen, die nasse überschwemmte Gegenden lieben, können aussterben und durch andere ersezt werden, wenn sich die Wasser zurückziehen, und trockenes Land an die Stelle tritt. Deutschlands Eichenwälder haben sich vor der Art der Menschen zurückgezogen. Ja unsere, auf trockenen Hutweiden als gutes Schaffutter bekannte Festuca ovina weicht keinem neuen Ankömmling und grünet alle Jahre an derselben Stelle; eben so wenig lassen sich die Saxifragen, die man, mehr oder weniger auf allen Alpen, nahe an der Schneelinie, und fast in allen Zonen unter denselben climatischen Verhältnissen antrifft, ihren Platz rauben: um wie viel weniger konnte dieß der Fall in jener Zeit seyn, in welche das Ergebniß der Pflanzenwanderungen über die Meere verlegt wird, die die besten Schnellsegler kaum binnen drey Monaten zu durchschneiden vermögen?

Wir kehren nun wieder zu dem Zustand der Erde zurück, als der Wasserspiegel eine Höhe von 1500 Schuh behauptete; und Böhmen zum Beyspiel wählend, wollen wir versuchen, uns ein Bild dieses Landes in jener Zeit zu entwerfen.

Die Urgebirgskette, welche Böhmen ringsum umfrieder, steht zwischen 3000 bis 5000 Fuß Höhe. Diese Gebirgsketten stehen im Zusammenhang mit dem Donaugebirge, welches von Passau herauf durch die Oberpfalz die Rückwand des Böhmerwaldes bildet, mit dem Ochsenkopf im Baireuthischen, mit dem Erzgebirge, den schlesisch- mährisch- und oberösterreichischen Gebirgen. Jenseits lagen hinwieder große Seen, die Altbaiern, Sachsen überschwemmten; so, daß ungefähr 500 Quadratmeilen festes Land gegen 2000 Quadratmeilen Wasser gerechnet werden können, wenn man die innere Gebirgskette des Mittelgebirges, die eine ausgedehnte Inselgruppe bildete, und alle über 1500 Fuß hohe Berge im Innern dieser Länder, als einzelne Inseln mit in Anschlag bringt. Die tiefen Thäler, die man jezt in den Gebirgen antrifft, mögen damals noch nicht so tief gewesen, sondern erst durch das Fluthen der Wasser nach und nach ausgespült worden seyn. Es war demnach eine hinreichende Oberfläche von hohem Ufer- und Inselland vorhanden, um eine bedeutende Menge von Pflanzen hervorzubringen. Die Temperatur, wie die meisten Naturforscher annehmen, war bedeutend erhöht; daher eine stärkere Verdünstung, und folglich hinreichende Feuchtigkeit in der Atmosphäre, die mit Wärme gepaart, wie bekannt, die Vegetation mächtig fördert, anderseits auch der Verwitterung der Gebirgskette günstig ist. Auf den verwitterten Gebirgen bildete sich also Erde für Pflanzenwuchs empfänglich, und es erschienen Pflanzen, so wie sie auf höheren Gebirgen schon früher vorhanden waren. Da die Vegetation durch nichts gestört wurde, die Pflanzen folglich, nicht durch Heerden abgeweidet, ihre Abfälle der Erde zurückgaben, mußte der Humus schnell zunehmen, und der Pflanzenwuchs immer üppiger werden. Was aber von diesen Pflanzen durch Winde umgerissen oder durch Wassergüsse abgeschwemmt wurde, konnte schlechterdings nur in die vorhandenen Seen abgeschwemmt werden, wo sie von Winden und Wellen eine Zeitlang herumgetrieben, von den Strömungen fortgeführt, nach und nach immer mehr aufgelöst in einzelne Vertiefungen versanken. Die an den hohen Ufern und zwischen den Inseln herrschenden Brandungen mochten die Ufer an manchen Stellen tief unterwühlt, vulkanische Ausbrüche, Erdbeben zur Folge haben; es stürzten ganze Uferstrecken mit ihrer gesammten Vegetation in die Seen und wurden theils aufrecht stehend, theils verworren durcheinander liegend, in den Fluthen begraben.

Die von der Vegetation entblößte Oberfläche wurde aber, bis nach einem bedeutenden Zwischenraume neue Wälder sich bilden konnten, auch abgespült, und in der nämlichen Richtung fortgeführt, und so bildeten sich Zwischen-Schichten mit Trümmern von Vegetabilien, oder das Dach der Kohle mit den Abdrücken der Bäume, deren Holzfaser bereits ganz aufgelöst, die Rinde aber, die der Auflösung länger widersteht, noch erhalten war. Diese Periode muß so lange gedauert haben, bis die Donau am südwestlichen Abhange des Böhmerwaldes, und die Elbe am nördlichen Gebirge gegen Sachsen, die Dämme, die sie gefesselt hielten, gesprengt hatten. So wie diese beyden Flüsse nur um 300 Fuß herabsanken, änderte sich die ganze Gestalt der Länder. Aus einem großen See entstanden deren mehrere; in Baiern der Inn-, der Iser-, der Ampersee, in Böhmen der Eger-, der Moldau-, der Adlersee u. s. w. Aus Inseln wurden zusammenhängende Festländer; es bildete sich ein Binnenland.

Die Verhältniſſe der Atmoſphäre wurden geändert, es trat eine reichere, eine mehr gemiſchte, Vegetation an die Stelle der frühern und einfachern. Die von den Gebirgen herabfallenden kleineren Flüſſe hatten durch einen längern Lauf an Gewalt zugenommen, die durch die kleinern Seen nicht abgeſtumpft werden konnte; ſie ſuchten ihrerſeits auch ihre Feſſeln zu durchbrechen, um ſich mit den Hauptſtrömen zu vereinigen, wozu ihnen zum Theil ſchon bey dem Rückzug die Waſſer den Weg gebahnt hatten. In dieſer Periode wurden aus der neuen Vegetation die Thonkohle gebildet, die in dem tiefſten Thale Böhmens, dem Egerthale abgelagert iſt, das damals wahrſcheinlich durch das Töplitzer-Thal der Elbe entgegen gieng, welches mehr als 300 Fuß tiefer liegen dürfte, als die Sohle der Porphyrkohle.

Als endlich die Flüſſe ſich alle mit der Elbe und der Donau vereinigt hatten, und dieſe nach und nach zu ihrem jetzigen Niveau herabſanken, ſo wurde Böhmen, Baiern und Sachſen ein trockenes Land. Dort iſt unermeßlich tiefes Gerölle und Lehm; hier eine Decke von Sandmergel und Plänerkalk mit Abdrücken von Pflanzen der Jetztwelt, mit Blumen und Staubfäden von ſeltener Vollkommenheit, aus den meiſten noch hier lebenden Gattungen, nebſt zahlreichen Verſteinerungen von Schalthieren, über einen großen Theil des Landes verbreitet, den augenſcheinlichen Zeugen der lezten Waſſerbedeckung. Was hier Beyſpiels halber von zwey Ländern geſagt wurde, läßt ſich mehr oder weniger deutlich in allen Ländern nachweiſen, wie denn auch irgend eine Art von Steinkohle faſt in jedem Lande nicht nach der politiſchen, ſondern nach der natürlichen Gränze betrachtet, vorkömmt. Ob nun, während des Zeitraums dieſer Periode, noch ein- oder mehrmal geſalzene Waſſer hereingetreten, und über Flußwaſſerſchalthiere wieder Meerſchalthiere abgeſezt haben, wie dieß in der Umgegend von Paris der Fall iſt, wollen wir hier unberührt laſſen, da in unſerer Kohle gar kein Schalthier vorkömmt. Was aber für Pflanzen, unter den vorausgeſezten Verhältniſſen, damals vorhanden ſeyn konnten, wollen wir genauer erwägen. Eine höhere Temperatur haben wir mit vielen andern Naturforſchern angenommen, doch möchten wir ſie für die Zeit nach der ſekundären Gebirgsbildung nicht höher anſchlagen, als nöthig war, Palmen hervorzubringen, deren einige auch jezt noch, wie Coreoxylon andicola, in höhern Regionen und weniger hoher Temperatur angetroffen werden.

Bey dem dreymal größern Waſſerſpiegel als der Kontinent, haben wir auch eine feuchtere Atmoſphäre annehmen müſſen, ſo wie ſich denn auch bey vielen Ufern und Inſeln viele moorige oder den Ueberſchwemmungen mehr ausgeſezte Gegenden denken laſſen. Die Vegetation möchte daher zum großen Theil aus Gras- und Rohrarten, aus Pflanzen, die in feuchter Atmoſphäre gut gedeihen, beſtanden haben, die höhern Bergſpitzen ausgenommen, die wohl auch andere Pflanzen beherbergen konnten. Ob wir aber aus der Jetztwelt, die ſich unter ganz andern Verhältniſſen befindet, die Vergleichungspunkte abziehen können, iſt uns nicht ganz einleuchtend, da zwiſchen dem damaligen und dem gegenwärtigen Zuſtande des Erdkörpers ein ſo großer Unterſchied obwaltet, daß ſich eigentlich kein beſtimmter Bezug ausmitteln läßt.

Die Formen der Pflanzen, welche uns die Beſtimmungscharaktere darbieten, ſind doch wohl durch das Miſchungsverhältniß ihrer Beſtandtheile und die Verbindung mit Licht und Wärme bedingt. Wenn daher, wie höchſt wahrſcheinlich, damals andere Verhältniſſe der Miſchung des Stoffes und der Verbindung mit Licht und Wärme herrſchen mußten; ſo darf es uns nicht wundern, wenn wir unter den foſſilen Pflanzen neue Gattungen und unbekannte Arten antreffen, ſo wie wir auch jezt auf den Alpen der Cordilleren, unter gleichern Verhältniſſen, neben Saxifragen, Cerastien, Gentianen wie auf Deutſchlands Alpen, doch der Art nach verſchieden, ganz neue Gattungen finden, die uns bisher unbekannt geblieben waren.

Das Vorkommen von Cactus, Euphorbien, Ficoideen, überhaupt von Fettpflanzen, auf muthmaßlich naſſen Gründen, in einer feuchten Atmoſphäre, hat uns am meiſten befremdet. Wir theilten unſere Zweifel hierüber dem Hrn. Akademiker von Martius mit, der eben aus den Regionen zurückgekommen war, wo die urweltlichen Formen ſich noch erhalten zu haben ſcheinen. Die Antwort, die er uns hierauf ertheilte, enthält eine ſo lebhafte Schilderung jener Gegenden, daß wir uns nicht entbrechen können, ſie hier mitzutheilen.

„Die Cactus bilden in den Gegenden von Caracas und Cumana, von Pernambuco, Pianchis, dem Innern von Bahia, und, wenn ich nicht irre, auch von einem großen Theile des Patagonenlandes ſehr häufig dichte undurchdringliche Wäldchen, welche dem Europäer eben ſo auffallend ſind durch ihre Formen, als furchtbar durch ihre Stacheln, und die Näbe vieler Klapperſchlangen. Zugleich mit dieſen Formen finden wir in jenen Blumenländern mehrere Arten von Yucca, Agave, Bromelia, näher oder ferner, an den Plätzen der Cactus wachſen. Die einzige baumartige Euphorbie, welche ich in Braſilien gefunden habe, ein bis jezt unbekannter Strauch, den die Einwohner als phosphoreſcirend angeben, kömmt in den trocknen, während des Winters blattloſen Wäldern (Catingas) am Rio de S. Francisco ſehr häufig mit Cactus hexagonus und pentagonus vor. Eine Art der Gattung Pedilanthus habe ich um Pará und auf der Inſel Marajo häufig unter Cactus tuna gefunden. Eine gewiſſe Verwandtſchaft und

Wechselbeziehung dieser Formen findet sich also gegenwärtig als Abdruck einer ähnlichen Organisation und ähnlicher Lebensbedürfnisse. Noch viel merkwürdiger aber ist es mir, daß in dem Diamantendistrict von Brasilien fast alle von mir unter den Pflanzen der Vorwelt erkannte Formen ihre lebendigen Repräsentanten haben. Von Cactus findet man hier eine Art Melocactus häufig an den Felsen sitzend, welche von einer Anzahl niedlicher Farrenkräuter umkränzt sind. Die grotesken, dichotomisch getheilten Stämme mehrerer Arten von Velosia und die niedrigern Gebilde der Gattung Barbacenia bilden an einigen Stellen, wie z. B. am Morro de Gravie bey Villa-Rica, einen lichten Wald; jene oft fußdicken Stämme verleihen der Landschaft einen höchst frappanten Charakter, und nur die Formen einer Gattung Lychnophora, niedrige Bäume mit gabelichen oder besenförmigen Aesten, bilden einen eben so eigenthümlichen Zug in der Physiognomie jener Gegenden. Im Aufsteigen auf den Berg Itambe, im Diamantendistrict habe ich endlich ein baumartiges Rohr von 5 bis 8 Fuß Höhe in sehr dichten und weit verbreiteten Gebüschen wachsend gefunden."

Bey dieser Aufzählung kommt uns eine doppelte Bemerkung entgegen: einmal, daß in einem nicht sehr ausgedehnten Raume die Grundformen jener untergegangenen Pflanzen nebeneinanderlebend erscheinen; dann, daß in jener Region, welche den rein krystallisirten Kohlenstoff beherbergt, gerade jene Pflanzenformen leben, deren Gattungs- und Ordnungsverwandten wir vorzugsweise die Erzeugung der vegetabilischen Schwarzkohle zuschreiben. Ohne es wagen zu wollen, aus diesen vielleicht ganz zufälligen Verhältnissen eine Beziehung jener Pflanzenformen auf gewisse Epochen unserer Erde geltend zu machen, in welcher diese auf die eine oder andere Weise vorzüglich zur Kohlenstoffbildung veranlaßt war, glaube ich doch so viel davon ableiten zu dürfen, daß Cactus, succenartige Gewächse, baumartige Gräser und Farrenkräuter, in der Periode, welche durch die Bildung der Schwarzkohlenformation characterisirt ist, in großen Massen, ja in Waldungen zusammen gelebt haben. Warum sollten ferner jene Formen in der Urzeit nicht gerade so ihre Riesen gehabt haben, wie die Gruppe der Faulthiere das Megatherion, die der Schweine, der antidiluvianischen Elephanten u. s. w. Ist nicht der Drachenbaum von Orotava — vielleicht die älteste Urkunde der Vegetabilien auf unserm Planeten — ein Verwandter jener Urpflanzen, welche ich in den böhmischen Steinkohlen zu finden glaube?

Warum sollten wir unsere Phantasie nicht zu einem vielästigen, weit verbreiteten ungeheuern Cactusstamm, zur riesenförmigen Agave oder Yucca erheben können, wenn wir in den ellenbreiten Abdrücken von Farrenkräutern, in den Gruben zu St. Ingbert, einen unläugbaren Beweis für die gigantische Bildung antediluvianischer Farren finden? Oder sollte die Erde in jenen schöpferischen, lebenskräftigen Epochen nicht die riesengroßen Formen jener Pflanzengruppen haben erzeugen können, da sie doch jezt noch den ungeheuren Stamm einer unbeschriebenen Pourretia in den Wäldern von Rio de S. Francisco faßförmig, 80 Fuß in die Höhe und 30 Fuß in die Breite auszudehnen sich gefällt? Sind die Stämme von Jubäa, mehrere Arten von Iriarteen, sind die mächtigen Adamsonien nicht redende Beweise von einer phantastischen Bildungskraft unsers Planeten noch bis auf den heutigen Tag? Und sollte sich in jener geburtsschwer bewegten Zeit das Große, Ungeheure nicht viel leichter aus dem Schoße der gebährenden Elemente entwickelt haben, als jezt?

Daß noch jezt gigantische Cactusstämme in Brasilien vorkommen, davon werden wir durch die Schilderungen des Prinzen von Neuwied, so wie über die Art ihres Vorkommens, unterrichtet.

Weder Größe noch Standort, noch die mit vorkommenden Pflanzen widersprechen der Möglichkeit ihres frühern Vorkommens in unsrer Zone, zu jener Zeit, als die klimatischen Verhältnisse jenen von Brasilien sich anzeigten; darum ist es jedoch noch nicht erwiesen, daß sie wirklich unter unsern fossilen Pflanzen vorgefunden werden. Denn wenn mit vollem Rechte Hr. Professor Rhode den Grundsaz aufstellt, daß man unter den fossilen Pflanzen keine neue Gattung annehmen könne, so lange es nicht erwiesen ist, daß sich unter den bekannten Gattungen keine Analoge finden; so darf man mit gleichem Recht ihm auch diesen Grundsaz zugesellen, daß keine lebende Pflanze für eine analoge oder fossile Pflanze angenommen werden könne, so lange die Identität des Familien- oder Gattungs-Characters nicht wenigstens durch vollkommene Uebereinstimmung der Organisation erwiesen ist.

Der Cyclus der Beobachtungen ist eröffnet, nicht geschlossen; bestimmtere Schlußfolgen werden sich nach häufigeren, allgemeinern und wiederholten Untersuchungen ergeben.

Druckfehler.

In Nr. 71. S. 284. Z. 3. hat sich ein Sinn-entstellender Druckfehler eingeschlichen: künstlichen Verdienstes. statt künstlerischen. Weiter unten, Z. 14. hingegen hat der Seyer statt Beyfallschreier gesezt Beyfallschreiber, und daß ist nicht übel, da am angezogenen Orte lsaupt-sächlich von dem Manus manum lavat der Tageblättler und ihrer Notizenschreiber die Rede ist. Aber noch weiter unten, Z. 24. kommt leider statt der künstlerischen Republik wieder eine künstliche vor. Z. 11. v. u. steht auf den (dem) Titel.

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. Oktober 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Phaethon von F. W. Waiblinger. Zwey Theile. Stuttgart bey Franky 1823. 157 und 160 S. gr. 8.

Ein tragischer Roman, sehr arm an Begebenheiten, an Handlung, an Charakteren, aber voll von überschwenglichen und unaussprechlichen Empfindungen, die hier ausgesprochen werden, so gut es sich bey unaussprechlichen Dingen thun läßt. Der Held, Phaethon, ist ein junger, schwärmerischer Bildhauer. Als er eben einen Amor fertig hat, von welchem er S. 8. noch während der Arbeit an einen Freund schreibt: „Meine Arbeit ist mir über den „Kopf gewachsen. Mit jedem Meisselschlag ist sie weni„ger mein. Sie ist mein Schöpfer, nicht ich der ihre. „Mir wird's oft wunderbar. Ich weiß nicht, woher ich „sie habe, diese quellenden trunkenen Augen, diese sanft„geblasenen Formen an der weichlich üppigen Gestalt. „Als hätt' es mir ein Gott eingegeben!" — als er diesen Amor fertig hat, fängt er Feuer für eine lebendige Venus Urania, für eine junge Griechin Atalanta. Die jungen Griechinnen sind jezt sehr in der Mode, man denke nur an Theodora, die Leipziger Jungemagd, oder an die jeune Grecque Pauline von Marseille. Aber von dieser Lezteren ist Atalanta der diametrale Gegensatz. Ihre Liebe ist so rein, so fromm, so himmlisch, daß die Liebe zu Gott eins ist in ihr mit der Liebe zu ihrem Jünglinge. Dieser schwimmt nun zwar in einem Meere von Seeligkeit ob einer solchen Gegenliebe; aber es walten in ihm dunkle, ziel- und maaßlose Triebe, welche in diesem Wasser nicht gestillt werden zu können scheinen: denn sans trop de raison — blos um bey einem entfernten Fürsten eine Bildner-Arbeit auszuführen — trennt er sich von seiner ätherischen Braut, und geräth, wie der Verf. dunkel andeutet, in den Strudel der Welt. Auf einmal schreibt er an seinen Freund (der ganze Roman ist größtentheils in Briefen geschrieben), seine Unschuld sey befleckt. Auf welche Weise, wird nicht gesagt; aber es muß eine sehr entschiedene Weise seyn, denn von diesem Zeitpunkte an schreibt er nicht mehr blos wie ein Schwärmer, sondern wie ein Tollhäusler, und als er bald darauf von der, in heiler Haut sterbenden Atalanta einen Abschiedsbrief erhält (ungefähr wie Herrn Hölderlins Hyperion), verfällt er wirklich in einen Wahnsinn, der am Sterbebette der Geliebten sich in ihm festsezt, und den Beschluß der ganzen Geschichte macht. Der Freund, welcher auf dieser Reise zur sterbenden Braut ihn begleitete, schildert diese Scene in einem Briefe an einen dritten Freund auf eine so ergreifende Weise, daß wir ungefähr die Hälfte seines Briefes hier mittheilen wollen, als Beleg für die Darstellungsgabe des Verfassers.

„Atalanta ergriff halbzitternd (warum nicht ganz?) Phaethons Hand. Eine Thräne glänzt' in ihrem Auge. Der junge zarte Busen hob sich, voll Lieb' anschwellend, unter den Tüchern. Sie sagte mit einem tiefen Seufzer: ach warum bist du so gefallen? O das sagte sie so unendlich traurig, so zerflossen in Wehmuth, und doch so ganz voll Liebe! Er aber raste. Mit einem gräßlichen Oh! stürzt' er von neuem über sie. Seine Lippen brannten auf den ihren. Wir hörten sie weinen. Sie konnte sich nicht los machen. Wir richteten den Wahnsinnigen auf. Wie sie sich wieder frey sah, weinte sie noch stärker. Dann lispelte sie wieder wie betend: Ach! warum muß ich ihn so wieder sehen! Sie schien sich wieder zu sammeln. Wieder ergriff sie seine Hand und sagte: auch so bist du noch mein! Dann verschwamm ihr Blick in den Wogen des Abendroths durch die hohen offenen Bogenfenster. Sie ward verklärt. Dahinein, sagte sie mit einer Engelsstimme, dahinein werd' ich tauchen, ein unsterblicher Geist, mich baden im ewigen Licht. Auch du, ... ihr Auge blickte schmerzlich-liebend auf den Unglücklichen .... auch du wirst einst wieder im Licht walten, wenn deine Seele zu Gott schwebet. Sie sank in seine Arme, die Liebende! Blumen und Locken ruhten auf ihm. Noch einmal blickte sie auf, und sah den Vater an und die weinende Cäcilie! Dann sank sie wieder an Phaethons Brust, seufzte nur noch in einem namenlosen Tone: Nein ...! Lange blieben sie anein-

ander. Er hielt sie, küßte sie: ihr Auge war geschlossen, ihre Wangen fühlten seine Küsse nicht mehr; ihren Busen füllte nicht mehr das warme jugendliche Leben. Wir alle schluchzten laut. Phaethon hielt knieend die todte Braut an Mund und Brust. Wir wollten ihn losmachen. Er blickt' uns rasend an, mit funkelndem Auge. Wir ließen ihn. Erstarrt blieben wir stehen. Er legte sie wieder auf das Kissen, so sanft, so zärtlich! und kniete neben sie hin! Ich trat der Abgeschiedenen nahe. Mich überwallte die unaussprechliche Schöne. Wie Milch war ihr ganzes Angesicht. Und diese Lippen! wie noch warm von den Küssen, die Phaethon auf die Weichen*) gedrückt hatte! Caton schien gefaßt. Cäcilie war untröstlich. Atalanta's Tod, Phaethons Wahnsinn hatten zu sehr auf sie gewirkt. Man mußte sie ohnmächtig wegtragen. Phaethon wollte das Zimmer durchaus nicht verlassen. Er sprach kein vernünftiges Wort mehr. Die ganze Nacht soll er im Zimmer auf- und abgegangen seyn, ohne ein Wort zu sprechen. Am nächsten Morgen dankte mir Caton freundlich für meine Begleitung. Wir giengen auf das Zimmer, wo die Todte lag. Phaethon war nicht da. Wir erschracken. Aber bald that sich die Thüre auf und Phaethon trat herein mit allerley Blumen, Jaßminen, Lavendel, Ringelblumen, Tulpen, Rosen, Lilien, Narcissen, Nelken, Tremsen, Akazienzweigen und rothen und blauen Kornblumen. Er hatte ein langes rothes Tuch um sich geworfen, in dem er die Blumen zum Theile trug. Uns schien er gar nicht zu bemerken. Er trat auf das Bett zu, legte seine (dessen) Hülle zurück, küßte die bleichen schönen Wangen der Geliebten, und bedeckte sie ganz mit Blumen. Dann knieet' er wieder vor sie hin, schlang seine Arme um sie, und regte sich nicht weiter. Wir wagten ihn nicht (nicht ihn) zu stören. Die Heilung schien unmöglich**). Die Diener, welche die Nacht durch wachen mußten, sagten, er habe nur wenig geschlummert, viel im Schlaf gesprochen, sie hätten dem Bette durchaus nicht nahe kommen dürfen. Den ganzen Tag nahm er nichts zu sich. Mit uns sprach er kein Wort mehr. Die Nacht hindurch blieb er wieder neben ihrem Bette sitzen."

„Am andern Morgen sollte sie begraben werden. Man wollt' ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bringen. Er wehrte sich verzweifelt, schlug einen der Männer zu Boden. Dann verhielt er sich ruhiger. Man brachte den Sarg herein. Da riß er sich wieder los. Kein Arm war nun stark genug, den Rasenden zu halten. Seine Kraft war riesenmäßig. Er kniete vor das Mädchen, weinte laut, küßte sie auf Mund und Stirne, löste ihre Locken auf, faßte sie dann um den Leib, legte ihr wankendes Haupt an seinen Busen und trug sie zum Sarg. Keine fremde Hand durfte sie anrühren. Er legte sie selbst hinein. Bey all' dem sprach er nichts. Caton führte Cäcilien herein. Sie war entkräftet und lehnte sich an Catons Brust. Sie zerfloß in Thränen, wie sie das junge geliebte Mädchen im Sarge sah, und die vielen Blumen auf ihr, und den wahnsinnigen Jüngling daneben knieend. Auch Catons männliches Auge war voll Thränen. Auf einmal schlug Phaethon den Sargdeckel zu. Cäcilie sank mit einem lauten Schrey zu Boden. Man brachte sie weg. Phaethon lächelte. Der Sarg ward in ein Gewölbe des Mausoleums getragen. Phaethon folgte. Gegen Abend bracht' ihn Caton wieder herauf. Nun erst nahm er wieder etwas zu sich."

„Am vierten Morgen nahm ich Abschied. Phaethon wollte durchaus nicht mit mir. Er schien mich kaum zu kennen. Wie ich ihm um den Hals fiel, weint' er auch und sprach lauter seltsame Worte: Was ich denn von ihm wolle? . . . Er sey ja unsichtbar — er habe längst schon keinen Körper mehr . . . ich solle nur ruhig seyn, er wolle mir schon auch blaue Tremsen bringen . . . . Gott liebe ja seine Menschen . . . . ob ich's denn nicht gesehen, wie der Mond sein Auge zugedrückt habe . . . . er sey sehr gern im Himmel, werde sich nächstens auch einen Regenbogen machen und für das Uebrige werd' er schon sorgen."

So weit der Brief des Freundes Theodor. Nachdem der Verfasser seinen Helden auf diese Weise glücklich bis zum Wahnwitz gebracht hat, wozu derselbe gleich bey seinem Auftritte eine tüchtige Anlage mitbrachte, scheint er sich darin zu gefallen, diese Seelensituation auszumahlen; darin aber ist er nicht sonderlich glücklich, wenigstens nicht in den Aufsätzen, die er aus den Papieren des Irrsinnigen mittheilt. Hier einer zum Beleg.

„In lieblicher Bläue blühet mit dem metallenen Dache der Kirchthurm. Den umschwebet Geschrey der Schwalben, den umgiebt die rührendste Bläue. Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben stille krähet die Fahne. Wenn einer unter der Glocke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgesondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen*). Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Thore an Schönheit. Nämlich, weil noch der Natur nach sind die Thore, haben diese die Aehnlichkeit von Bäumen des Walds. Reinheit aber ist auch Schönheit. Innen aus Verschiedenem entsteht ein ernster Geist. So sehr einfältig

*) Male! Die Weichen mahnen an etwas anderes, als an die weichen Lippen.

M.

**) Schon jetzt? Der Briefsteller wär' ein schlechter Arzt.

M.

*) Für einen irrsinnigen Bildhauer nicht übel.

M.

aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben. Die Himmlischen aber, die immer gut sind, alles zumal, wie Reiche, haben diese Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch aufschauen und sagen: so will ich auch seyn? Ja. So lange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? dieses glaub' ich eher. Des Menschen Maaß ist's. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnet der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißet ein Bild der Gottheit."

Wir glauben nicht, daß ein Wahnsinniger so moderirt mystisch schreiben könne, wie dieser Aufsatz schließt, noch auch so parodistisch, wie derselbe anfangt. Man glaubt da einen unserer transscendentalen Modepoeten zu hören. Indessen ist nicht zu läugnen, daß Phaethon selbst in gesunden Tagen, in seinen Briefen an Theodor und Atalanta, einen starken Hang zu dieser Art Poesie an den Tag gelegt hat, und in so ferne ließe sich der Anfang psychologisch rechtfertigen.

Das Buch ist Matthisson zugeeignet. Es sind Stellen in der Dedication, welche leider besorgen lassen, daß Herr Waiblinger selbst eine Art von Phaethon sey. Z. B. die, wo er sagt:

„Er (Gott) ist die schrankenlose Freyheit. Ihn ahnt der Mensch, aber er gehorcht ihm; wehe ihm, wenn er mehr will! Wahnsinn fällt auf ihn! So entstand dieß Gebilde, meine Welt! (Eine wunderliche Welt!) O Freund! sie ist mein, ich bin nur in ihr, durch sie. Phaethon hat mich geschaffen. (Wie in der oben angeführten Stelle Amor den Phaethon?) Betrachten Sie so diese Blätter! Streben nach Jugend in einer veralteten Zeit. (An Jugend scheint es Herrn W. nicht zu fehlen.) Nur so werden Sie mich nicht mißverstehen! Wenn ich weniger sagte, als ich wollte, vergeben Sie mir; es ist mein Erstes."

Das merkt man. Soll das Zweyte besser, soll es dem guten Geschmacke, dem geläuterten Kunstsinne genießbarer werden; so wird Herr W. aus dieser seiner Welt, die „ihn geschaffen" hat, heraustreten, die wirkliche Welt betrachten, und in poetischem Einklange mit ihr seine künftigen Welten schaffen müssen.

In dem langen Verzeichnisse der Druckböcke vermissen wir den in der Aufschrift der Dedication: Herrn geheimer (geheimen) Legationsrath. Statt bälder (S. 8.) schreibe Herr W. lieber: eher, oder früher. Statt: mir ist bang darauf, schreib' er: davor, so oft wieder, wie S. 69, von der Bangigkeit vor einer bevorstehenden Abreise die Rede ist. Und wenn er verliebt ist, und eben in den tief-gestirnten Himmel hineingeschaut hat, so schreib' er an seine Geliebte nicht, wie S. 96. Phaethon an Atalanta:

„Und dann die Welten, wie sie wandeln in ihrem Riesengange, zusammenschwimmen, wie bleiche Milch, wie unaussprechliche zerfließende Regungen unserer Sehnsucht .... Ein blasser Nebel die unendlichen Körper der Schöpfung ... dämmernd, wie Träume von Blumen .... in ewigem, unveränderlichen Schwung ... alle, alle! schneller als Gedanken, geworfen und geschleudert aus der Hand des ordnenden allwaltenden Geistes .... Kinder des Unermeßlichen ... diese Fülle, diese Größe, und doch diese Ahnung ....!"

„Atalanta, da weiß ich mich nicht zu fassen. Ich verliere mich selbst: ich kann die Ordnung der Welten nicht begreifen ... sie wirbeln unter einander ... Millionen und wieder Millionen Sonnen ... ich höre das Sausen und Dröhnen ihres Schwunges, das Donnern ihres Zusammenstoßens .... alle wanken und zittern, erlöschen, zertrümmern sich .... alles, alles im Wirbel .... alles aus Schranken und Fugen ... die ganze Schöpfung ... Ein Klang, Ein Krachen, Ein Knarren .... über mir! unter mir!"

„Wo bin ich, Atalanta, du Ueberschwängliche? ich bin nicht mehr, ich fühle nicht mehr; aus .... aus! die Schöpfung, das Daseyn aus! ... Das All ein Nichts ....!"

Das ist Nichts! Er riffirt dabey, daß eine vernünftige Geliebte ihn entweder für toll hält, oder glaubt, er habe seinen Briefstyl in Celle bestreichen lassen, wie es bey Lichtenberg beschrieben steht; eine Stelle, die in diesem Literaturblatte schon mehr als einmal, unter andern in Nr. 27. S. 108. angeführt worden ist.

Dichtkunst.

Lieder der Griechen. Von F. W. Waiblinger. Stuttgart bey Frankh. 1823. 58 S. 8.

Wenn eine junge Phantasie ausfliegen will; so sucht sie billig, wohin sie fliege, und wenn sie vor allen Dingen nach Griechenland fliegt; so darf man schließen, daß sie in guter Schule erzogen ist. Aber das entbindet die Kritik nicht von ihrem leidigen Amte, der Fliegenden die Federn zu besehen, und diese finden wir hier noch nicht so gewachsen, daß sie zu hohem Fluge tauglich schienen. Das Mädchen auf dem Eurotas singt ein Lied an die Natur, welches auf die neugriechische Sache eben so wenig Bezug hat, als auf Altgriechenland, es wäre denn etwa ein geographischer. Sie singt u. a.:

Was ich ahnte, was ich fühlte
Noch als kaum entwölktes Kind
Was mir meine Wange kühlte,
Ach so oft, und doch so lind!

Nur von den Musenkindern, den Versen, läßt sich allenfalls sagen, daß sie entquellen, weil es ihre Bestimmung ist, zu fließen; aber auf leibliche Menschenkinder paßt das Wort nicht recht. Noch weniger taugt, im vierten Verse, das doch, es steht nicht viel logischer da, als in dem Anfange jener Leichenrede: „Bey diesem zwar traurigen, aber doch plötzlichen Todesfalle.“ Die Gelindigkeit der Kühlung steht in keinerley scheinbarem Gegensatze mit dem Begriffe der Wiederholung, welcher durch das Wörtchen oft angeregt wird.

Was mir zart, wie Mondlicht, webend
Oft in's nasse Auge kam,
Und wie Lindenblüthe, bebend
Durch den offnen Busen schwamm, u. s. f.

Was doch bey den jungen Poeten nicht alles webt! Und wie sie die Reime weben! daß die Lindenblüthe bebt, ist wahr, aber wir sahen es nur, so lange sie noch am Baume hing. Wenn sie einmal schwimmt, thut sie es nicht mehr. Aber was war es denn, das dem Mädchen webend in's Auge kam und bebend durch dessen Busen schwamm? Nun, das Ahnen, das Vorgefühl des Naturgenusses, und diesen Genuß spricht die lezte Strophe recht gut aus, ohne Webung und ohne Bebung.

Diese Ruhe, diese Stille!
Ja du bist es! Welche Lust!
Welche zarte Liebesfülle
An der warmen Mutterbrust!
Wie ein ausgehaucht Verlangen,
Liegt vor mir die volle Flur!
Daß ich könnte dich umfangen,
Ew'ge, heilige Natur!

Die Mahnung an Stolbergs süße, heilige Natur ist kein störender Fehler.

In der pomphaften Hymne S. 35. kommt der schielende Satz vor:

Alle Werke,
Die der Mensch schuf,
Sind nicht ewig.

Kein's ist ewig, will der Poet sagen, oder alle sind vergänglich. In dem Duett S. 43. hebt sich die Sonne aus den Wellen, und man sieht, „wie alles jung am Kuß der Mutter webt.“ Reim' dich, oder ich freß' dich, hieß sonst das Spottsprüchlein auf die Reimnoth der Dichter; jetzt möchte man eben so wohl sagen: Reim dich, oder ich web' dich. Das Vaterlandslied des (vermuthlich neugriechischen) Mädchens S. 47. verheißt dem Vaterland u. a.

Ach hätt' ich Stärke, hätt' ich Kraft,
Wie wollt' ich dich erretten!

Der Schlachtgesang S. 31 — 35. kritisirt sich selbst am Schlusse:

Es flammt! es blaft! (bläst)
Es lodert und rast!

Im Freyheitslied endlich quillet der lautere Himmel auf das heitere Menschengewimmel, und —

Wir schlagen die Türken,
Und schaffen und wirken!

Hier wäre das beliebte Weben auch anzubringen gewesen, z. B. so:

Die Türken erbeben,
Wir schaffen und weben!

Diese Bemerkungen werden hinreichen, die Stufe der Ausbildung für die Poesie anzudeuten, auf welcher Herr W. steht. Gegen seine Anlage dazu sollen sie nichts beweisen.

Alterthumskunde.

Etymologisch-mythologische Andeutungen von Konrad Schwenk, nebst einem Anhange von Professor Fr. Gottl. Welker. Elberfeld. 1823. Büschlersche Verl. Buchhandl. S. 366 nebst Register.

Nachdem der Verf. des vorliegenden Buchs in einer kurzen Einleitung sich über die Art und Weise ausgesprochen hat, wie der menschliche Geist ohne Beyhülfe der Offenbarung sich sein Verhältniß zu einer übersinnlichen Weltordnung und die jene beherrschende Wesen — in so fern er sich noch nicht zu dem erhabenen Begriff eines einzigen Gottes erhoben hat — klar zu machen suchen — wobey er jedoch weder neue noch eben tiefgreifende Ideen entwickelt hat — geht er zu einer etymologischen Erklärung der Namen und Beynamen der Gottheiten über, unter deren Macht die alte vorchristliche Welt gleichsam die Herrschaft der Welt getheilt hatte, und bemüht sich in den Benennungen selbst den Grund aufzufinden, warum diese Götter so und nicht anders verehrt, und warum ihnen diese oder jene Eigenschaften zugeschrieben werden. Er verfährt dabey nicht etwa willkührlich, wie es wohl Manche neuere sogenannte Alterthumsforscher gethan haben, sondern stützt seine Ansichten und Meynungen immer auf Stellen, die in den classischen Schriftstellern der alten Welt aufgefunden worden, oder auf Denkmale der bildenden Kunst — welche der Phantasie aber freylich einen sehr großen Spielraum zu willkührlicher Deutung gestatten. — Man muß gestehen, daß der Verf. bey diesem Verfahren einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn, und eine seltene Combinations- und Divinationsgabe entfaltet hat, allein wir möchten deßhalb nicht behaupten, daß seine Meynungen über allen Widerspruch erhaben wären, und sein Scharfblick immer den richtigen Punkt getroffen haben mag, daß er sich nicht gerade durch seine ungemeine Divinationsgabe auf Abwege habe verlocken lassen; wie er z. B. irgendwo das deutsche Wort lieben, von dem griechischen Φιλεῖν ableitet. Auf diese Art sollten wir meinen, müsse sich eine Verwandtschaft unter allen Sprachen der Erde nachweisen lassen. Demungeachtet aber gewährt die Lektüre dieses geistreichen Werkes nicht nur dem denkenden Leser eine sehr anziehende Unterhaltung, sondern er wird auch durch manche Belehrung erfreut werden, die er vielleicht in andern mythologischen Werken vergebens gesucht haben möchte.

Die Zuschrift an den Verfasser von dem Prof. Welker berührt auch die von dem Verf. vielleicht zu weit getriebene Aufsuchung der Verwandtschaft verschiedener Sprachen, besonders der ältern und neuern, so wie die oft zu freye Anwendung der Divinationsgabe, allein sie läßt den verdienstlichen Bemühungen des Verf. im Ganzen volle Gerechtigkeit widerfahren. Tiefere Kenner der griechischen Sprache möchten hier wohl ein weites Feld zu neuen Erörterungen finden, und ihnen bleibe solches denn auch ausschließlich vorbehalten, da die griechische Mythologie der Hauptgegenstand des Werkes ist. X. r.

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. Oktober 1823.

Periodische Literatur.

Zeitschrift für Studierende. Herausgegeben von K. F. Loose und J. M. Waldhauser. I. Heft. Passau b. Pustet. 96 S. gr. 8.

Wir haben von dieser Zeitschrift nur das erste Heft zu Gesicht bekommen, dessen lezte Nummer vom 10. Februar ist. Sollte dieselbe schon in's Stocken gerathen seyn, so wär' es zu beklagen; denn für alle Welt giebt es Zeitschriften, warum nicht auch für Studenten? Freylich eine Zeitschrift voller Burschen-Lieder, Studenten-Streiche, Collegien-Anecdoten und dergleichen, so wahrscheinlich sie auch eines guten Absatzes sich erfreuen möchte, wär' es eben nicht, was wir der studierenden Jugend zu ihrer Unterhaltung wünschen möchten; aber davon ist auch hier nicht die Rede. Zwar finden sich hin und wieder Universitäts-Anecdoten, z. B. S. 16.:

Ein Bursche kam zur Bücher-Auction
Mit bloßer Brust und ohne Weste.
Darob empört, fuhr gleich in derbem Ton
Der Auctionator Kieste:
„Mein Herr! hier giebt es Bücher nur;
„Gilet's verkauft der Mäckler Schnur!"

aber sie sind selten. Die meisten Aufsätze sind darauf berechnet, dem Geist' und dem Herzen der Jugend nützlich zu werden. Die Sylvesterrede S. 2 ff. spricht es als Hauptzweck der Zeitschrift aus, eine würdige Ansicht des Himmels und der Erde, des Ewigen und Vergänglichen, der Religion und der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst nach und nach in diesen Blättern zu entwickeln. Der Verf. dieser Rede, Herr Waldhauser, scheint dergleichen würdige Ansicht, besonders was die Religion betrifft, selbst zu besitzen; aber über seinen Neujahrwunsch S. 5. dürften poetische Studenten leicht ein wenig lachen.

Allen deutschen Musensöhnen.
Allen Freunden der Kamönen
Werde Segen, Glück und Heil
Vom Unendlichen zu Theil!
Reine Sprache, reine Sitte,
Und die Tugend in der Mitte;
Weisheit, Kunst und Wissenschaft,
Edelmuth und Willenskraft!
Wenn Sie dieses sich erstreben,
Dann krönt ein beglücktes Leben,
Freunde, Sie durch Gottes Hand,
Und durch Sie das Vaterland!

Das alles ist zwar recht gut; aber — die Tugend in der Mitte ist nicht an ihrem Platze, der leidige Reim hat sie in die Mitte gebracht. Daß die reine Sprache vorn steht, dawider wäre wenig zu sagen; aber leider steht sie im Buche nicht vorn. Die erste Zeile auf der Rückseite des Titelblattes enthält einen Sprachfehler, nämlich eine „Bitte an unsere geneigte (geneigten) Leser."

Von der Sucht, die griechischen und römischen Dichter in deutsche Reime zu bringen, scheinen mehrere producirende Theilnehmer an der Zeitschrift behaftet. Sie beginnen hier, die Iliade, ja sogar — ungewarnt durch das Schicksal des „übersetzenden Dichters" von Soran — die Aeneide einzustanzen, und die erste Ode des Horaz (an Mäcenas), welche S. 23. Herr Scheller reimlos im Versmaaße des Originals übertragen hat, verbessert Herr Büeren auf der folgenden Seite durch das angehängte poetische Schellengeläute. Exempli gratia:

O Mäzenas, entstammt älterem Königthum!
Bist mir schützender Hort, Wonne mir, Glanz und Ruhm.
Dem dort haget der Staub Pythischer Wagenspiel':
O wenn's fliegende Rad glühend entweicht dem Ziel,
Macht die edele Palm', herrlicher Sieger Lohn,
Sie zu Herren der Welt, hebt sie zum Götter-Thron'.
Selig priset sich der, den bis zum Konsulat
Roms unstätiges Volk dreymal erhoben hat;
Selig jener gewiß, welcher die Ernt' allein,
Die ganz Libyen trug, sammelt in eig'ne Scheun'.
Aber welcher vergnügt hacket sein eig'nes Feld,
Nicht um Attalus Schätz', wär es der Schatz der Welt,
Wird er lassen die Flur, pflügen mit Zyper-Schiff
Das Myrtoische Meer, bange vor Sturm und Riff. ꝛc.

Es mag schwer genug seyn, auf diese Weise die Schellen an das Metrum des Originals zu heften; aber was wird denn damit gewonnen? Klingen diese Verse nicht genau wie die Hinkverse des Hypponax? Der Grund da-

von scheint uns darinne zu liegen, daß der Reim einen einfacheren Rhythmus fordert.

Besser klingen die Stanzen nach Homer und Virgil. Wir sagen: nach, denn Uebersetzung kann man es doch nicht füglich nennen, wenn z. B. zwischen die Gedanken des Virgil: Quidve dolens regina etc. — Sturm und Hagelwetter eingeschoben werden, blos um des lieben Reimes willen.

Was wüthete die Königin der Götter
So hart, so unbarmherzig wider ihn,
Daß alle Stürme, alle Hagelwetter
Auf ihn allein sie auszugießen schien?
Wie konnte doch der frömmste Mann auf Erden
Das Ziel der gräulichsten Verfolgung werden?
Ergrimmen denn auch himmlische Gemüther
So unversöhnlich und so bitter? (Ein bittrer Reim!)

Oder wenn gar, um des Metrums willen, das Gegentheil von dem gesagt wird, was — wahrscheinlich gedacht worden ist. Z. B.:

Auf! laß es los der Stürme wildes Heer,
Versenke ihre Schiffe in das Meer!
Wo nicht? So wirf sie wenigst weit umher.
Kein Teukrer finde einen Teukrer mehr.

Wenigst weit heißt ja: so wenig weit als möglich. Der „übersetzende Poet" hat sagen wollen: wenigstens weit, und das paßt nicht in den jambischen Rhythmus. Gelungener ist die 2te Ode Anakreons S. 73.

Natur gab allen Thieren
Die Waffen, die sie führen;
Sein Hörnerpaar dem Stiere;
Dem Furchtsamsten der Thiere
Schnellfüßigkeit; dem Rosse
Den Huf; dem Fisch die Flosse;
Dem Vogel Flug; dem Leuen
Der Zähne wilde Reihen. (?)
Dem Manne Muth. Dem Weibe — —
Was gab sie doch dem Weibe?
Der Schönheit holde Wehre!
Schönheit wird gegen Speere,
Wird gegen Flamm' und Eisen
Stets siegreich sich beweisen. *)

Indessen hätten wir den allgemeinen Satz, den die zwey ersten Verse ausdrücken, hinweggewünscht, und die Paraphrase des Hasen dazu, wär' es auch nur, weil sie sich schlecht standirt.

Die Auferstehung Griechenlands von Büeren, griechisch und lateinisch gereimt, deutsch aber nur halbgereimt, hat Herrn Waldhauser S. 77. in Versuchung geführt, auch den deutschen Gesang vollständig zu reimen. Wie viel dabey besonders der Schluß verloren hat, zeigt folgende Nebeneinanderstellung.

Φεῦγε νῦν πέραν θαλάσσης
Μάψ μέγας καλούμενος,
Ἑλλάδος σεῆς ἀνάσσης
Οὐχέτ' ἔσθ' ὁ κοίρανος.

Stulte, magnum te vocato,
Ast fuge trans æquora;
Nunc tua est regina fato,
Serva quondam, Græcia.

Fleuch, o Thor, genannt der Große,
Ueber Meeres Wogen hin.
Nimmermehr wirst du gebiethen
Hellas, deiner Königin.

Fleuch, o Halbmond, vor der Zythen
Ueber Meeres-Wogen hin!
Nimmermehr wirst du Gebiethen
Hellas, deiner Königinn!

Was sollen solche Kunststückchen den Studierenden nützen? Sollen sie sich zu übersetzenden Dichtern bilden?

Doch wir schließen die Anzeige einer neuen Zeitschrift gern mit dem Besten, was wir darinne gefunden haben, und das ist ein Gedicht des wackern Tiedge S. 57. so einfach-schön, und zugleich so echt christlich, daß es Kirchenlied zu werden verdiente.

Licht und Recht.

Nein, keine neue Finsterniß
Soll Gottes Reich umnachten!
Wir trau'n auf Gott, sie kommt gewiß,
Die Zeit, nach der wir schmachten;
Die Zeit der heitrer Zuversicht,
Daß, die sich Christen nennen,
In frommer Eintracht sich im Licht,
Das Christus heißt, erkennen.

Der Held des Herrn, der mächtiglich
Betrug und Wahn verscheuchte,
Der hohe Lehrer nannte sich
Selbst unsres Pfades Leuchte.
Er kam in eine düstre Zeit,
Die Nacht hinwegzuräumen,
Licht wollt' er, Licht! nicht Dunkelheit,
Wie finstre Nächtler *) träumen.

Sein heilig Wort ist wahr und klar,
Und kein geheimes Wesen;
Und Recht und Pflicht sind offenbar
Und rein darin zu lesen.
Dieß Wort ist unsres Herzens Licht,
Was Kinder glauben sollen,
Das konnte ja der Vater nicht
Mit Nacht verhüllen wollen?

Doch schleicht ein finstrer Geist umher,
Uns Gottes Licht zu rauben.
Die Welt ist krank. Sie leidet schwer
An ungewissem Glauben.

*) W. Gerhards Nachbildung (Anakreon und Sappho. Leipzig 1818.) ist freylich um 10 Verse länger; aber wenn einmal modernisirt werden soll, so zieh' ich sie doch vor. M.

*) Ich lese Nächtler, aber das Wort sieht fast aus wie Mächtler. M.

Vom frechen Dünkel wankte sie
Zum blinden Wahn hinüber.
Wer rettet sie? Wer heilet sie
Von diesem Wechselfieber?*)

Der Arzt, der einst vom Himmel kam,
Wird länger nicht verweilen,
Die Zeit, die kranke, wundersam
Und kräftiglich zu heilen.
O komm herab, Du Geist des Herrn,
Und laß Dein Heil uns sehen!
Laß nicht den heitern Morgenstern
Der Wahrheit untergehen!

Ja, Licht und Recht sind stark genug,
Die Nacht zu überwinden;
Dann werden Wahn und Heuchel-Trug
Und frecher Dünkel schwinden.
Dann werden Christen fort und fort
Zu einem Altar treten,
Und: — Halt uns, Herr, bey Deinem Wort!
In heller Andacht beten.

Dann wird ein jeder still sein Licht
Und Gott im Herzen tragen,
Beym Bruder nach dem Glauben nicht,
Nur nach dem Leben fragen.
Das Leben, das im Dunkel irrt,
Wird klarer sich gestalten.
Nicht Meinung, Bruder-Liebe wird
Als Engel Gottes walten.

Dramatische Dichtkunst.

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Karl von Holtei. Zweyter Jahrgang. 1823. VI und 316 S. 8. Breslau bey Graß und Comp. Leipzig bey Barth. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Auf Druck, Papier und eleganten Umschlag ist viel verwendet worden, sie gewähren ein sehr befriedigendes Aeußere; indessen weicht dieser zweyte Jahrgang an Gehalt dem ersten. Herr von Holtei tritt als sein eigner Mäcen und als Patron derjenigen Dichter auf, deren Schöpfungen keine Gnade gefunden haben vor dem illegitimen Throne der Theaterregenten. Vornehmthuerey und Dünkel, sagt man, gepaart mit Willkühr und Eigensinn, hätten sich bedeutenden Einfluß bey den Theatercabinetten zu verschaffen gewußt, und übten wahre Cabinetsjustiz aus, wofür uns außerhalb der Breter Gott in Gnaden bewahren wolle! Mag es nun auch löblich seyn, das Talent dem Druck der Willkühr zu entziehen, und mögen die Schützlinge preisen den neuen Mäcen, so erscheint ein solches Unternehmen doch auch gewagt, denn — nur das Mittelmäßige wird vom gebotenen Auswege Gebrauch machen.

Sechs Nachspiele tischt uns der gastfreye H. v. H. hier auf, deren erstes, Stanislaus, (August König von Polen) er selbst, und man muß es gestehen, nicht unschmackhaft zubereitet hat. Es ist indessen kein Drama, stellt aber allerdings „eine Scenenreihe effectvoller Bilder" auf, worau dem Verfasser, wie er in der Vorrede versichert, ausschließlich gelegen war. Er hat sich also selbst genug gethan; Talent und der beste Wille sind ihm längst zugesprochen, was brauchen wir weiter Zeugniß? — Wagt er es späterhin, „in's Innere der noch nicht ganz enthüllten, uns immer noch „zu nahe liegenden Geschichte einzugehen," so kann es ihm an wahrhaft dramatischem Stoffe nicht fehlen, den er gehörig zu verarbeiten wissen, und uns damit erfreuen wird.

Das zweyte Nachspiel, Herr Peter Squenz, nennt sich eine Posse. Wie es der achtbare Dichter der „Lieder der Griechen," wie es der uns durch sie lieb gewordene Wilhelm Müller über sich gewinnen konnte, etwas so Barockes, und wo nicht Sinn- doch Geschmackloses zu liefern, als diese verunglückte Nachbildung eines Theils des unerreichten Sommernachtstraums und warum er diesen Wechselbalg nicht lieber im Pulte vergrub oder vernichtete, begreifen wir, zur Ehre des Dichters, durchaus nicht.

Dagegen müssen wir mit verdientem Lobe erwähnen, die Theaterprobe, das dritte dieser Nachspiele. Der Verfasser, H. Oswald, nehme von uns die Versicherung, daß dieses sein ergötzliches Nachspiel, welches nach dem französischen bearbeitet ist, uns als deutsch und vollkommen acclimatisirt angesprochen hat. Wohlthätige Erschütterung des Zwerchfells, als der Endzweck dieser Probe, wird unfehlbar durch ihre Darstellung vollkommen bewerkstelliget, und wir können nicht glauben, daß irgend ein Bühnenvorstand, wenn ihn nicht der Spleen plagt, dieses gelungen zu nennende Nachspiel von der Hand weisen würde.

„Was dir die dunkle Nacht versprach,
„Erkennet nicht mehr an der Tag,"

ist der Titel des vierten Nachspiels, welches dessen Verfasser, Wilhelm von Studnitz, ein nach einer arabischen Anecdote bearbeitetes Schauspiel in Versen nennt.

Jammerschade fürwahr! um die schönen fließenden Alexandriner und um den Wohllaut, der bey ihnen verschwendet ist! Sie sind nicht im Stande, die abgesag-

---

*) Gäb's für des Willens Schlaffheit und Verhärtung,
Der Leidenschaften fieberische Glut
Und des Gewissens Krämpfe, Tränke, Pillen,
Latwerg' und Pulver in der Offizin;
Wie leicht alsdann wär's für den guten Willen,
Zur guten That zu werden, und die Welt,
Die oft mit Müh' sich auf den Beinen hält,
Mit strotzender Gesundheit zu erfüllen.
Berwolio i. d. Alba-reserva.

teste Feindin aller Bühnenspiele, die Langeweile, zu bannen. Ein Dutzend Hiatus, einige Dutzend regelwidrige Reime und aus ihnen entstandene Härten thun den belobten fließenden, sich gut lesen lassenden Alexandrinern keinen Eintrag, da wir es unter Kleinigkeiten rechnen, wenn Stelle auf Hölle, *) Zobride auf gebiete, erröthen auf getreten, Fisch auf Gebüsch, geprellt auf Held **) u. s. w. gereimt wird, endlich sogar, daß der Brunnen ein „Bronnen" seyn muß, weil er sich sonst nicht mit „unbesonnen reimen würde.

Aber warum hat Herr v. H. die, seinen Namen an der Stirn tragende, das fünfte Nachspiel repräsentirende Posse, „der Solosänger" drucken lassen? Die „academischen Freunde," welchen sie gewidmet ist, (man sieht nicht recht ein, warum? Vielleicht weil Schul- und Universitätsfreunde keine Kostverächter sind, sondern vorlieb nehmen?) hätten sie gewiß eben so gern und wohl noch lieber im Manuscript mit den nöthigen Marginalbemerkungen gelesen. Das funfzehn bis zwanzigmal gesagte, „Ich weiß nicht wie ich mir dabey benehmen soll," womit das non plus ultra eines Dümmlings seine Verlegenheit zu erkennen giebt und zu bemänteln glaubt, und der von ihm gemachte Schreibfehler „Solosänger" anstatt „Solosänger" sind wahrhaftig nicht im Stande, das Kindlein über dem Wasser zu erhalten. Wenden wir uns daher lieber zu Nr. 6. dem „freywilligen Landsturm" von Carl Lebrün. Der Verfasser, bekanntlich selbst Schauspieler, (wenn wir nicht irren, ist Herr Lebrün ein gebornet Berliner, und zur Zeit bey dem Hamburger Stadttheater engagirt,) hat diesen seinen Landsturm gar wohl berechnet auf Theatereffect, womit er sich als vertraut auch hier zeigt. Es giebt der glücklich aufgefaßten Scenen ächt komischer Natur und Wirkung mehrere darin; lebendig und beweglich ist der Dialog, abgerechnet, daß Manches gar zu grell aufgetragen seyn dürfte. Langweilig ist der zehnte, kurz und erbaulich der letzte Auftritt. — —ig.

Leonidas bey Thermopylä, dramatisches Gedicht in vier Aufzügen, und Todtenfeyer für Leonidas, in einem Aufzuge von Karl von Toussaint. Darmstadt bey Leske 1822. 92 S. 8.

Wenn es auch nur zu gewiß seyn möchte, daß die hohe Vaterlandsliebe, wodurch sich mehrere Völker des Alterthums auszeichneten, schwerlich unserer Zeit durch künstlerische Darstellungen aus jener alten Welt wieder eingeimpft werden könne, indem der jetzt allgemein herrschende Grundsatz patria est ubi bene est, und das heißt wo es viel zu gewinnen giebt, damit im directen Widerspruche zu stehen scheint, so wollen wir doch die Künstler, welche jenes versuchen, darum nicht tadeln, da sie doch, wenn ihre Darstellungen nur aus einem edlen für das Sittlich-Schöne und Große begeisterten Gemüthe stammen, und in der Ausführung das Künstlertalent nicht vermissen lassen, dem edlern Theile der Mitwelt den Genuß einer Gemüthserhebung gewähren, der ihr sonst so selten zu Theil wird. Wir glauben daher dem Verfasser vorliegenden Gedichtes im Namen dieses Theils seiner Zeitgenossen danken zu dürfen, da wirklich sein Gedicht der Tiefe einer für das Erhabene begeisterten Brust entstammt, und in der Ausführung wenigstens nicht mißlungen ist. In ruhiger Hoheit tritt hier die Gestalt des Helden hervor, der aus Gehorsam gegen die Götter und aus Liebe zu seinem Volke sich dem Tode opfert, in der Blüthe seiner Kraft, und dem Vollgenusse eines schönen Lebens. Der Dichter hat die einfache Handlung durch keine Episode verwickelter zu machen gesucht, wohl aber die Umgebungen so zu behandeln gewußt, daß sie den beabsichtigten Eindruck des Ganzen unterstützen müssen. Das Stück zerfällt natürlich und ungezwungen in vier Abtheilungen, deren keine man zu gedehnt finden wird. Die Reden Einzelner hätten vielleicht hier und da mehr zusammen gehalten werden können, indessen sind sie doch nicht matt oder leer geworden. Vielleicht hätten die Charaktere etwas bestimmter gezeichnet werden können, wiewohl eine solche Individualität, wie sie das moderne Drama erfordert, in dem antiken, oder das Antike versinnlichenden nicht an ihrer Stelle seyn möchte. Die Sprache ist gebildet und edel, und meistens in dem Grade belebt, wie es die Situation erfordert. Bey mancher Stelle fühlt man sich unwillkührlich veranlaßt, an unsere Zeit zu denken, und Manches möchte man den Herrschenden, wie den Gehorchenden als Gedenkspruch zurufen. Seltsam ist es Ref. jedoch vorgekommen, daß der Verf. S. 54. der neuesten Landwehr gedenkt, indem er den Griechen Arses sagen läßt:

So geben wir das erste Vorbild
Wie man sich zu der Landwehr rüster? —

Das zweyte Gedicht: Die Todtenfeyer des Leonidas, ist dem ersten im Tone, und auch an innerm Gehalte gleich. Ref. hat es gleichfalls mit Antheil gelesen. Mit einem Worte: Zeugen auch beyde Gedichte nicht von vorzüglichem poetischen Talent, so sind sie doch schätzbar als Beweise einer dichterischen Auffassungs- und Darstellungsgabe, welche, die ihr von der Natur gesetzten Schranken erkennend, Nichts versucht, dem ihre Kräfte nicht gewachsen sind. X. r.

---

a) Findet sich bey den besten Dichtern. M.

b) Dito, dito! Unreine Reime sind an sich keine Fehler, und dem Ohre erträglicher, als übereine. Reine und unreine Reime, laute und gedämpfte. Assonanzen und Alliterationen, das sind alles Töne Einer Scala. M.

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. Oktober 1823.

Periodische Literatur.

Indische Bibliothek von A. W. Schlegel. Ersten Bandes viertes Heft. Bonn bey Weber 1823. 95 S.

Nach einer Pause von mehr als Jahresfrist ist den drey Heften, die wir in Nr. 19. anzeigten, das vorliegende gefolgt. Es enthält zwey Aufsätze von bedeutendem Umfange: Mittheilungen der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, und eine grammatische Abhandlung über Sanscrit-Verbalformen, durch Suffixa gebildet, vom Staatsminister von Humboldt.

Jene Mittheilungen sind ein interessanter Auszug aus dem dreyzehnten Bande der Asiatischen Untersuchungen. Die Gegenstände gehören zwar größtentheils den Naturwissenschaften an, und scheinen daher einer Zeitschrift fremd, welche mit Indiens Literatur und Alterthumskunde sich beschäftigen will; aber der geistreiche Herausgeber weiß sie mit seinem Hauptstoffe in anziehende Verbindung zu setzen. Zuerst spricht er von dem Himalaya, den die alten Sänger Indiens den König der Berge genannt haben. Dieses ungeheure Gebirge verdient jenen Titel, nicht blos wegen der geometrischen Größe, sondern auch wegen des weltberühmten Ganges, von welchem nun ausgemittelt zu seyn scheint, daß er hier seinen Ursprung nehme.

Schon vor einer Anzahl Jahren berichtigte Colebrooke zuerst im 11ten Bande der Asiatischen Untersuchungen einen großen geographischen Irrthum, und sprach dem Ganges seinen seit Danville auf allen Charten verzeichneten langen Lauf von Osten nach Westen auf der Bergfläche von Tibet ab, worauf man ihn erst nach einem weiten Umschweif und Durchbruch durch einen Paß des Himalaya bis Gangavatari gelangen ließ. Diese irrige Annahme der Europäischen Geographen gründete sich auf den Bericht zweyer Lama's, welche der Kaiser von China Kang-Hi nach Tibet gesendet hatte. Die Reise des Hrn. Webb wurde zum Theil unternommen, um die Sache zur Gewißheit zu bringen; sie erreichte aber in dieser Hinsicht ihren Zweck nicht ganz. Herr Moorcroft war durch einen etwas ostwärts gelegenen Paß nach Tibet gelangt, er sah dort jenseits der höchsten Gebirskette den bisher blos fabelhaft berühmten See Manasarovara, aus welchem der Sage nach der Ganges seinen Ursprung haben sollte, versicherte sich aber, daß dieser See ohne irgend einen Ausfluß sey. Den Satadru hingegen sah er wirklich aus dem daneben liegenden See Ravana-Hrada nach Westen fließen. Hiedurch wurde der Bericht jener Lama's erklärt, und gewissermaßen entschuldigt. Sie hatten von diesem aus einem See entsprungenen Flusse gehört, und in dem Glauben gestanden, es könne kein anderer als der Ganges seyn.

Zu dieser negativen Bestätigung dessen, was Colebrooke nach allgemeinen Gründen behauptet hatte, kommt nun die positive hinzu. Hr. Fraser ist entschieden der Meinung, daß der Ganges seine Quelle am Fuß einer großen Schneemasse habe, welche in einer durch die von Gangavatari aus erblickten Berggipfel gebildeten halbzirkelförmigen Höhlung hoch aufgethürmt liegt. Der Bericht eines alten Pilgers, des einzigen Menschen, den man damals über Gangavatari zu befragen wußte, worauf sich, in Ermangelung eines andern Zeugnisses, noch Colebrooke berief, erleidet zwar einige Berichtigung. Er hatte gesagt, der Fluß sey dort so klein, daß man hinüberspringen könne. Hievon kann freylich nach der vorliegenden Beschreibung nicht die Rede seyn. Indessen ist es sehr begreiflich, daß die an dem Himalaya-Gebirge entsprungenen Flüsse nach einem kurzen Laufe schon mächtig anwachsen, weil die Sonne zum Schmelzen des Schnees dort weit mächtiger wirkt, als unter der Breite unserer Alpen.

Hr. Hodgson endlich, dessen Reise nicht eine bloße Privatunternehmung war, den als Ingenieur die Regierung beauftragt und mit Hülfsmitteln ausgerüstet hatte, ist mit preiswürdiger Beharrlichkeit und Entschlossenheit längs dem Bett des schon theilweise unter einer Schneedecke verborgenen Flusses noch 11 englische Meilen weiter vorgedrungen. Hier sah er ihn unter einem vorn senkrecht abgeschnittenen, 300 Fuß hohen Schneelager halb so klein wie bey Gangavatari hervorströmen. Ueber dem

Ausfluß hatte sich durch das wechselnde Aufthauen und Gefrieren eine niedrige Wölbung gebildet, woran große Eiszapfen herabhingen. Der bey Gangavatari angestellte Brahmane, welcher denn doch gewagt hatte den englischen Wanderer zu begleiten, meinte, diese Eiszapfen könnten nichts anders seyn, als die Haare des Sivas, aus welchen, nach der Sage, die Ganga so viel Mühe gehabt sich loszuwinden. Hr. Hodgson aber glaubte, in diesem Platze das viel besprochene, jedoch von Niemanden gesehene, ja zuweilen (selbst von dem Brahmanen, den Hr. Fraser zu Gangavatari befragte) ganz abgeläugnete Gomukha, das Kuhmaul, zu erkennen, welches man sich bisher immer wie einen Wassersturz zwischen Felsen gedacht hatte. Er nimmt nämlich an, die Ueberlieferung rühre von Wanderern her, welche vor Alters wirklich so weit gekommen. Dieses muß nun ohne Bedenken für die Quelle des Ganges anerkannt werden, da kaum glaublich ist, daß das unter dem ungeheuern Schneelager hinfließende Wasser irgendwo früher zu Tage komme. Läßt sich doch auch von den meisten Strömen in unsern Alpen keine andere Quelle nachweisen, als ihr Ausfluß unter einem Gletscher, und auch dort bilden sich solche Eisgrotten wie die hier beschriebene: namentlich am Fuße des Montanvert, und an dem großen Gletscher in Grindelwald.

Von diesem Ursprunge des berühmten Flusses läßt sich wohl mit Recht der französische Ausdruck gebrauchen, qu'il prête à la poésie, so wie vom Gebirge überhaupt. Der dichterische Herausgeber scheint in dieser Hinsicht nicht ganz zufrieden mit der Schilderung, welche die englischen Reisenden, Fraser und Hodgson, von der malerischen Wirkung der erhabenen Naturscenen machen. Er tadelt, daß sie es nicht in Vergleichung mit uns bekannten Gegenständen, mit den Savoyischen, Schweizerischen und Tyroler Alpen gethan haben.

Die Alpen, fährt er fort, sind freylich zu Hügeln geworden: aber über ein gewisses Maaß hinaus erhöht die Größe der Massen den sinnlichen Eindruck nicht mehr. Ich glaube daher allerdings, bis mir ein doppelt erfahrner Augenzeuge widerspricht, daß die Majestät der Alpenkette, aus der Ferne von der Höhe des Jura oder Rigi überschaut, die Wildheit der Thäler, Schluchten und Pässe, das Toben der Bergströme und der dumpfe Donner der Schnee- und Felsenlawinen, das Grausen der erstorbenen Natur in den obern Regionen, der schwindelnde Thurmbau der nackten Granitspitzen und Nadeln, das Riesenhafte der Gletscher und Schneekuppen, uns einigermaßen ein Bild von dem geben können, was die beyden Reisenden in den Himalaya bewunderten. Namentlich hat die Beschreibung vom Zusammenfluß des Jahnavi und Bhagirathi mich an das tiefe Felsenbett und die unaufhörlichen Kataraften der Aar auf dem Grimsel erinnert, wo ich einst, als die Sonne gerade in die Kluft hineinschien, tief unter meinen Füßen einen in den zerstäubten Wogen auf- und abwallenden Regenbogen bewunderte.

In Einem Stücke müssen die Indischen Gebirge entschieden den Sieg davon tragen: in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses so nahe an der Grenze des ewigen Schnees. Es überrascht schon rührend, nur bescheidene Wiesenblümchen neben dem Eise hervorsprießen zu sehn: wie vielmehr denn Stauden und Blumen von wunderbarer Pracht und Schönheit! Eine solche fand Hr. Fraser auf dem hohen Berge zwischen dem Yamuna und Bhagirathi; die Einwohner nannten sie den göttlichen Lotus (Brahma-Kamala), wiewohl es nach der Beschreibung kein wahrer Lotus gewesen seyn kann. Sie übertrugen, wie es scheint, in Ermangelung der heiligen Blume, den Namen auf das edelste Erzeugniß ihrer Pflanzenwelt.

Auch in den Alpen giebt es genug halsbrechende Pfade, drohende Lawinen, und grause Abgründe, sobald man sich von der alltäglichen Bahn entfernt, wo alles sorgfältig erleichtert und geebnet ist. Aber die englischen Wanderer in den Himalaya-Thälern und Pässen haben weit größere Schwierigkeiten und Gefahren zu bestehen gehabt, eben weil sie die ersten waren. Dazu kam die Verödung des Landes, verursacht durch die Tyrannen der Napalischen Beherrscher aus der Dynastie von Gorkha, mit deren Vernichtung nach einer kurzen Dauer die Wirkungen noch nicht zugleich aufgehoben sind. Gänzlicher Mangel an allen Lebensbequemlichkeiten, wenige armselige Hütten, in diesen nur Schmutz und Ungeziefer: solches menschliche Elend macht einen seltsamen Gegensatz mit den Seligkeiten des Götterlebens, welche die Indische Dichtung auf eben diesen Schauplatz verlegt. Jene Reisenden haben doch die Berge Meru und Kailasa (freylich allgemeine Namen, die diesem oder jenem Theil der Schneegebirge mit einer gewissen Willkühr zugeschrieben werden) gleichsam von Angesicht geschaut. Dort also, wo unter der nie aufgehobenen Winterhülle alles Leben erstirbt, wo in der verdünnten Luft eine irdische Brust kaum noch zu athmen vermag, liegen die Wunderpaläste und Zaubergärten von Alaka, wie der verbannte Genius im Meghaduta sie schildert: wo die ambrosiaduftenden Gebüsche von den Gesängen des Kokilas und den Seufzern zärtlichen Entzückens widerhallen; wo jeden Morgen welke Kränze und zerstreute Perlen auf dem Rasen die buhlerischen Geheimnisse der Nacht verrathen! Ueberall hat der Mensch versucht, eine Leiter von der Erde zum Himmel zu bauen, indem er den Göttern auf Berggipfeln ihre Wohnung anwies: in Indien war diese Leiter majestätischer, höher, unerklimmbarer als irgendwo sonst: darum hatte die Einbildung freyeres Spiel.

Die nun folgende botanische Mittheilung ist so dürftig als kurz, und scheint nur dazustehen, damit sich

Schlegels Wunsch daran lehnen könne, daß ein Kenner des Sanskrit mit einem Botaniker sich verbinden möchte, um uns Europäern eine Indische Dichterbotanik zu geben. Er meint, da die Dichter dieses Landes sich so sehr in Erwähnungen der Pflanzenwelt gefallen, so mannigfaltig darauf anspielen, so würde es den Genuß ungemein erhöhen, ein anschauliches Bild von den Blumen, Stauden und Bäumen zu haben, die von ihnen gepriesen werden. Wissenschaftliche Werke helfen diesem Bedürfniß nicht ab, weil man sich darin begnügt, die physiologisch bedeutenden Theile der Pflanzen abzubilden, während wir sie vollständig, nach den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung, und in der ganzen Pracht und Herrlichkeit ihres freyen Wuchses, der auch in keinem Treibhause zu erreichen steht, ja mit ihrer natürlichen Umgebung vor Augen sehen möchten. Die Kupferblätter zu den in den Asiat. Research. vorliegenden Pflanzenbeschreibungen des Dr. Wallich, von einheimischen Künstlern gezeichnet und gestochen, beweisen ihren Fleiß und ihren Sinn für das Charakteristische. Das Colorieren der Blätter, bey einem solchen Werke ein unerläßliches Erforderniß, könnte man ihnen vollends mit dem größten Zutrauen überlassen, da lebhafte und treue Färbung, bey manchen andern Mängeln, eine allgemeine Tugend der fein ausgeführten Indischen Bilder ist. Nur wo eine landschaftliche Wirkung bezweckt würde, hätte etwa eine europäische Künstlerhand nachzuhelfen. Die Geschlechter des Lotus, dem Indier wie dem Aegypter ein heiliges Sinnbild der aus dem Schooß der Gewässer entfalteten Lebensfülle, möchten die Reihe eröffnen; die blühende Staude Asoka, so genannt, weil ihr Anblick jeden Kummer verscheucht; der duftende Champaka, der mächtige Mango, die mancherley Palmen, die Waldungen im Ganzen mit ihrem üppigen Rankengewebe, würden uns unter jenen Himmelsstrich versetzen, uns gleichsam die balsamische Luft athmen lassen, welche den Dichter berauschte; Kränze und Blumenketten, der Lieblingsschmuck der Götter und der Menschen, dürften endlich auch nicht fehlen.

In der That solch eine Indische Dichterbotanik wäre auch um der Deutschen Dichterbotanik willen zu wünschen, und könnte unsere abgedroschene Titelbotanik, unsere getrockneten Vergißmeinnicht, Lindenblüthen, östlichen Rosen u. s. w. ablösen.

Ueber den Asiatischen Tapir, den man bisher nur in Amerika zu Hause glaubte, wo er das größte Landthier ist, wird hier ein Brief des Herrn d'Alton an den Herausgeber mitgetheilt, der weniger von dem Thiere selbst, als von der Gemeinschaft der Thiere der alten und neuen Welt handelt. Unter der Rubrik Ethnographie ist die Rede von den Phansigars. Es sind Räuberbanden, welche hauptsächlich in Mysore ihren Sitz haben. Sie bestehen meistens aus Mahomedanern, sind aber nichts desto weniger dem Dienst der Göttin Durga, die sie wegen ihrer Kämpfe mit den Riesen und Ungöttern zur Beschützerin ihres Gewerbes umdeuten, und dem Aberglauben des Vogelflugs sehr ergeben. Sie ziehen jährlich aus, zum Theil in entfernte Gegenden; unter der Gestalt harmloser Wanderer wissen sie das Vertrauen wirklicher Reisenden durch allerley Gefälligkeiten und einschmeichelnde Gespräche zu gewinnen; und sobald Ort und Zeit günstig ist, werfen sie dem Betrogenen hinterrücks eine Schlinge um den Hals, erdrosseln ihn, bergen seine Leiche, scheußlich verstümmelt, damit sie desto weniger Raum einnehme und nicht etwa durch Anschwellen sich verrathe, in eine Grube, und verschwinden mit ihrer Beute wieder aus der Gegend, wo sie den Frevel verübt haben. Jede Spur ist weggeschafft, der Reisende, oft aus einer entfernten Landschaft, wird dort auch nicht vermißt, und so mochten ihre Mordthaten selbst einer wachsamen Polizey entgehen. An Europäische Reisende wagen sie sich niemals, weil sie in diesem Falle die Thätigkeit der gerichtlichen Nachforschungen allzu sehr fürchten. Nach ihren Streifzügen kehren sie wieder in die Heimath zurück, wo sie friedlich mit ihren Nachbarn leben, und wo sie bisher, wenn ihr Gewerbe auch nicht unbekannt war, an bestochenen Obrigkeiten, besonders auf Gränzgebieten, Beschützer und Hehler fanden. Da die Englische Oberherrschaft jezt in diesen Gegenden allgemein verbreitet worden, so hofft man sie ganzlich auszurotten, wiewohl es wegen ihrer unglaublichen List und tiefen Verstellung kein leichtes Unternehmen ist. Diese Räuberbanden sind gewissermaßen erblich, und die Kunst, womit die Väter ihre Knaben zu dem grausamen Handwerk abhärten, und allmählich in ihre Gräuel-Geheimnisse einweihen, ist wahrhaft teuflisch. Die Phansigars haben eine Gaunersprache, aus verblümten Redensarten bestehend, vermittelst deren sie einander erkennen, und sich in Gegenwart von Fremden, ohne Argwohn zu erregen, verständigen. Dieß giebt ihnen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zigeunern, wiewohl man diese eher der Diebereyen als Mordthaten beschuldigt hat. Nach den neuerdings erworbenen großen Erweiterungen unserer Kenntniß von Indischen Völkern, Sitten und Sprachen wäre es wohl an der Zeit, auf die Untersuchung über den Ursprung und die Schicksale jenes Volkes zurückzukommen. Zwar die allgemeine Thatsache, daß die Zigeuner aus Indien herstammen; diese zuerst durch Sprachvergleichung ausgemittelte, dann in der Schrift von Grellmann durch mancherley andere Gründe bestätigte Thatsache, steht vollkommen fest, aber im einzelnen bleibt noch vieles zu berichtigen oder näher zu bestimmen übrig.

Von dem zweyten Aufsatze, dem grammatischen von Humboldt, können wir hier keinen Abriß geben. Ohne die Indischen Lettern von Bonn läßt sich kaum der Ge-

genſtand ausdrücken, unſere Leſer müſſen ſich begnügen, zu erfahren, daß von Sprachformen, ungefähr wie dieſe, die Rede iſt: „Hiranvakas, nach dem eine Höhle-Machen, bewohnt ſie.“ Sie werden denen, die Franzöſiſch verſtehen, ſo wenig befremdlich erſcheinen, als ein: après avoir fait etc., inzwiſchen iſt hier eine ſprachphiloſophiſche Analyſe geliefert, die von Wichtigkeit iſt in Bezug auf eine, noch ſo wenig ergründete Sprache, wie das Sanskrit, wo der Ueberſetzer ſo leicht fehlen kann, wenn er blos an die Analogie anderer bekannten Sprachen ſich hält. Denn ſehr befriedigend hat v. Humboldt an vielen Beyſpielen nachgewieſen, daß von dergleichen ſätzeverbindenden Verbalformen keine der gewöhnlichen, bekannten morgen- und abendländiſchen Sprachen einen ſo viel umfaſſenden Gebrauch macht. Der Aufſatz iſt übrigens in dieſem Hefte noch nicht geendiget.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Julius 1823.

7. Jul. Hr. Becquey, General-Direktor der Brücken und Straßen, übermacht der Akademie die Arbeit zweyer einſtweilen in k. ruſſiſchem Dienſte ſtehenden Ingenieure, der Herren Lamé und Clapeyron, über die uniforme Bewegung der incompreſſiblen und homogenen Flüſſigkeiten. Hr. Arnoul der ältere ſendet eine neue Denkſchrift über die Equationen vom zweyten Grad zu drey Größen. Hr. Moreau de Jonnès lieſt eine der Geographie der amerikaniſchen Pflanzen angehörende Abhandlung, worin diejenigen Bedingungen der vegetabiliſchen Organiſation erörtert werden, welche zur geographiſchen Verpflanzung der Gewächſe durch Thiere und Menſchen erforderlich ſind. Herr Gay-Luſſac lieſt eine Denkſchrift der Herren Bouſſingault und Rivero, über die chemiſche Analoſe des Milchſafts vom Kuhbaum. Die Herren von Humboldt und Arago zeigen an, es ſeyen von den eben genannten zwey Profeſſoren der Chemie in Santa-Fé de Bogota, kürzlich auch intereſſante Beobachtungen über die mittlere Barometerhöhe auf der Meeresfläche zwiſchen den Wendekreiſen; über die Horar-Variationen; über die Thermalquellen der Kordillereu; über die geographiſche Lage mehrerer Orte u.ſ.w. eingeſandt worden. Hr. Becquerel lieſt eine Abhandlung über die electriſchen Wirkungen, die ſich während der verſchiedenen chemiſchen Vorgänge entwickeln, und Hr. Henri Milne Edwards theilt Betrachtungen über die Elementar-Bildung der wichtigſten organiſchen Gewebe (tissus) des thieriſchen Körpers mit.

14. Juli. Der General-Direktor der Bergwerke ſendet Muſter von dem in Lothringen entdeckten Steinſalz, und verlangt eine durch die Akademie zu veranſtaltende Prüfung deſſelben, wovon alsdann der Bericht ſoll bekannt gemacht werden. Hr. Arago theilt neue Angaben des Hrn. Becquerel über ſeine electro-magnetiſchen Verſuche mit. Hr. von Féruſſac lieſt eine Notiz über die von Hrn. Caillaud im Nil gefundenen Schaalthiere, welche irriger Weiſe für Auſtern gehalten wurden, da ſie vielmehr zu den Lamarkſchen Heterien gehören. Hr. Quoy lieſt Betrachtungen über die Steingebäude der Zoophiten-Polypen, deren geologiſche Wichtigkeit allzuhoch iſt angeſchlagen worden, und Hr. von Juſſieu der Sohn lieſt eine Denkſchrift über die Familie der Euphorbiaceen.

21. Jul. Hr. Arago erſtattet der Akademie Bericht über die Verhältniſſe der Exploſion einer Dampfmaſchine, die vor etlichen Tagen in einer Spinnerey auf dem Boulevard vom Mont-Parnaſſe ſtatt gefunden, und nun auch einen vor dem Richter ſchwebenden Prozeß veranlaßt hat. Hr. von Prony erſtattet Bericht über eine Flinte des Hrn. Faure, die mit Pulver aus orizinirter ſalzſaurer Pottaſche abgefeuert wird. Der Bericht hält dafür, es verdienen die von dieſem Büchſenmacher an dem unter dem Namen fusil à percussion bekannten Schießgewehr angebrachten Verbeſſerungen, den Beyfall der Akademie. Hr. Cauchy lieſt eine Abhandlung, worin verſchiedene Theoreme erörtert werden, welche denen durch Hrn. Fourier mitgetheilten analog ſind und die Ausgleichung der auf die Bewegung der Wärme bezüglichen Equationen betreffen. Es wird eine Abhandlung des Hrn. Gaillon aus Dieppe verleſen, welche ſeine mikroſcopiſchen und phyſiologiſchen Verſuche über eine Art See-Conferve beſchreibt und Betrachtungen über verſchiedene bisher für vegetabiliſch geachtete, animaliſche fadenartige Erzeugniſſe enthält.

28. Jul. Die Herren Dietz, Holtz und Huk erſuchen die Akademie für Veranſtaltung der Prüfung einer von ihnen erfundenen neuen Dampfmaſchine, welche ihre Rotationsbewegung durch direlte Wirkung des Dampfes empfängt. Hr. Bowditch überſendet Zeichnungen der von ihm auf der Inſel Madera beobachteten Thiere. Hr. Payen zeigt an, er habe in den Blumenblättern der Dahlien einen, eigenthümliche Eigenſchaften beſitzenden, Färbeſtoff gefunden. Hr. Magendie erſtattet Bericht über Hrn. Girard's Werk von den Harnſteinen der Pferde. Es wird eine wichtige Abhandlung des Herrn Dr. Liebig über das Knallſilber und das Knall-Queckſilber geleſen. Hr. Ampère erſtattet Bericht über ein eingereichtes Werk der Madame Dubreuil, das jedoch keine Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint. Ebenfalls Hr. Ampère legt der Akademie neue von Hrn. Savary aus ſeinen Berechnungen über die electro-magnetiſchen Erſcheinungen gezogene Reſultate vor. Hr. Gabriel Prelletan der Sohn beſchreibt ein neues Verfahren bey Anwendung des ſalpeterſauren Silbers als Aetzmittel und Hr. Julia lieſt eine Abhandlung über die Weingährung.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. Oktober 1823.

Dramatische Dichtkunst.

König Periander und sein Haus. Ein Trauerspiel von Karl Immermann. Elberfeld, Büschler'sche Buchhandlung 1823. 112 S. 8.

Das Haus dieses Königs (von Korinth, wie man weiß) besteht hier aus ihm, seinen zwey Söhnen Lycophron und Thrasyll, und deren Schwester Melissa. Auf den Untergang dieses Hauses hat es der Dichter natürlich abgesehen, und in der einfachen Vorfabel hat er den Grundstein desselben tüchtig untergraben. Periander hat nämlich seine Gemahlin umgebracht „aus Zorn und Eifersucht" (S. 25.) und dem Bruder derselben, dem König Procles in Epidaurus, seine beyden Söhne zur Erziehung übergeben auf dessen Verlangen. Für jenes Verbrechen, obschon er es längst bereut hat, und für diese Unweisheit, hat er wohl verdient, daß die poetische Gerechtigkeit ihn züchtige, und das thut sie denn durch seine Söhne. Als diese erwachsen sind, giebt Procles auf sein Begehren ihm dieselben zurück, aber in einem Zustande, der den Vater tief verwunden muß. Thrasyll nämlich ist ein geist- und gefühlloser Klotz geworden, Lycophrons Herz aber ist mit Trotz, Groll und Haß gegen den Vater erfüllt, weil Procles beyden Kindern entdeckt hat, daß ihre Mutter von ihres Vaters Hand getödtet worden ist. Mit dem Klotze ist natürlich gar nichts anzufangen, weder für den Vater, noch für den Dichter; aber was fängt der Vater mit dem Lycophron an? Er kommt in seinem Herrscherstolze auf den tollen Einfall, einen Groll, der auf so gutem Grunde ruht, durch Strenge auszurotten. Er verbietet, daß der widerspenstige Sohn in sein Haus trete, und sezt Todesstrafe *) für jeden Bewohner von Korinth darauf, dem ohne Dach und Fach umherirrenden Jünglinge Nahrung, Unterstützung oder sonst irgend einen „Vorschub" (S. 41.) zu gewähren. So unvernünftig dieses Verfahren auch ist, und so deutlich ihm auch S. 45. der Diener Rhadamist erklärt, daß er sich dadurch schände; so weiß er es doch auf eine nicht unpoetische Art zu rechtfertigen, die wir monarchisch-patriarchalisch nennen möchten:

Weil ich der König, der nicht dulden darf,
Daß Einer sich in dieser weiten Stadt
Hart, störrig und empörerisch betrage:
Weil ich ein Vater, welcher fordern kann,
Daß seine Söhne freundlich und gehorsam
Sich ihm bezeigen, was auch sey geschehn.
Es ziemt mir nicht, als wie ein sieches Mädchen
Um seine Liebe buhlen. Thät' ich das,
Verlör' ich vor mir selbst und vor der Welt,
Und meine Feinde würden's mir gedenken.
Der Sohn muß zu dem Vater kommen, ganz
Und unbedingt sich ihm ergeben, still
Erwarten, was des Vaters Gnad' ihm läßt.

Wohl weiß ich, Eltern dieser weichen Zeit
Freun sich der Kindlein, die mit ihnen rechten,
Der jungen Klüglinge. Es wird sie reun.
Der Mund, im sechsten Jahre widersprechend,
Wird lästern in dem zwanzigsten, und Sclaven
Zu seines Vaters Tode dingen. Alles,
Was groß und fest ist, ruht auf Unterwerfung,
Verehrung, Ordnung hält ein Haus zusammen,
Und viele Häuser bilden eine Stadt.
Wer einen Grundstein dieser Welt verrückt,
Der hüte sich, daß ihn das stürzende
Gemäuer nicht erschlage.

Auf jeden Fall gewinnt der Poet eine mitleidswürdige Situation für den zweyten Heros des Stückes, für Lycophron, die er denn auch S. 41. bis 52. ausmalt, aber leider auf eine Weise, die — wenn Herr Immermann ein Euripides wäre — einem Aristophanes weit mehr Stoff zur Satyre geben würde, als die Bettlerkleider des Mysiers Telephus in den Acharnern. (V. 430.) Der hungrige Lycophron, vom Instinkte ganz richtig geführt, geht zuerst in Perianders Küche, wo ein betrunkener Koch mit den Sclaven schmauset. Er bittet um Speise, der Sauf-Koch aber schlägt sie ihm ab, weil er nicht lustig aussieht, und erfüllt auf diese Art den Befehl des Kö-

*) Das thut er zwar S. 41; aber er scheint hinter der Scene sich eines Besseren besonnen zu haben, denn S. 49. verkündiget der Ausrufer (Herold ist er hier genannt) blos eine Geldstrafe, von 100 Minen.

M.

nigs unwiſſend, in der Beſoffenheit. In dieſer Scene ſingen die Sclaven unter andern:

Weiber-Tugend, Märzen-Eis,
Königsgnad' und Schranzenfleiß
Sind ſehr faule Dinge!
So, ſo, ſo,
Geht es immer ſo!

und der Koch ſchließt den Auftritt ſo:

Die Erd' iſt rugelrund,
Es freut ſich mancher Lumpenhund.
Kommt zu Bette!

Hat Herr J. hier den Shakeſpeare vor Augen gehabt? den König Lear, der in ſeinem Elende den Narren zur Seite hat, und mit verſtelltem Aberwitze zuſammentrifft? Da hat er ſehr weit bey'm Ziele vorbeygeſchoſſen, und wird den brittiſchen Tragöden beſſer ſtudieren müſſen, um ſich die Bedingungen zu abſtrahiren, unter welchen das Komiſche, Widerſinnige und Abgeſchmackte dazu gebraucht werden kann, die Wirkung tragiſcher Situationen zu verſtärken. Wie wird' es wohl Herrn J. gefallen, wenn in den Perſern des Aiſchylus der geſchlagene Xerres, im zerriſſenen, durchſtochenen, zerhauenen Gewande nach Hauſe kommend, auf einen beſoffenen Schneider ſtieße, welcher dem gedemüthigten Könige die Bitte abſchlüge, ihm das Kleid zu flicken, etwa in der Manier des Periander'ſchen Koches, mit den Worten: Beßre erſt deine Geſichtsfarbe (S. 42.), dann will ich dir den Rock ausbeſſern —?

Lycophron hat hierauf eine Scene mit einem Bürger, die weit gelungener iſt. Aber unglücklicher Weiſe führt ihn des Bürgers Aeußerung, daß ſeine Mutter züchtig geweſen, wenigſtens aller Welt ſo geſchienen habe, auf eine Betrachtung über das Seyn und Scheinen, und er zerſtört die Wirkung dieſer Scene durch einen Monolog, der zu deutlich an Hamlets Seyn oder Nichtſeyn erinnert, als daß er uns nicht ein Lächeln über den Nachahmer abnöthigen ſollte.

Seyn und Scheinen!
Das ſind die Schranken, zwiſchen welchen uns
Wie keuchend Wild das Leben hetzt zu Tode.
Mit allem, was das Herz des Menſchen regt,
Als Liebe, Freundſchaft, Kunſt — und Wiſſenstrieb,
Als Götterglaube und als Thatendurſt,
Sucht er doch nur das letzte wahre Seyn!
Und gräbt und gräbt, und findet nichts als Schein.
Wir ſehn den Regenbogen vor uns ſtrahlen,
Der Iris bunte Brücke. Trägt ſie uns
Auch zum Olymp, zum hohen Sitz des Lichtes?
Nein, über Wolken führt ſie uns in Wolken!

O wem's gelänge, aus der wüſten Schaale
Aus all dem krausgewachſ'nen Blätterwerk
Den tiefen Kern zu ſchälen, dem wär' wohl!
Er fände Wahrheit und er ruht' in Wahrheit.
Allein du Thor, wer ſagt dir, daß ſie ſüß?
Nein, Wahrheit iſt das ungeheure Schreckniß.
Die Welt vernichtend, träte ſie zu Tage.
Drum haben ſie die Götter, die aus Muthwill
Dem ſchmutz'gen Spielball, den wir Erde nennen,
Noch ein'ge matte Tage friſten wollen,
In holdes Blendwerk ſcherzend eingeſponnen.

Wer vom Verhängniß iſt zum Leid bezeichnet,
Dem lüften ſie den Schleyer der Meduſa,
Ein wenig nur — doch ſah er ſchon zu viel.
Die Kraft iſt hin, die Haß und Liebe zeugt.
Aſcheuliches, ſich ewig wiederholend
Vor ſeinem innern Auge, zehrt ihn aus,
Und ſenkt ihn in ſein Grab. Und gebe Lethe,
Daß er's nur drüben mag vergeſſen können!

Zulezt endlich, wir meinen nicht am Schluſſe des Stückes, ſondern blos am Schluſſe der Hunger- und Kummer-Situation, tritt Lycophron „zerlumpt und abgefallen" auf, und uneingedenk der Warnung Hamlets an den Schauſpieler, die Leidenſchaft nicht in Fetzen zu zerreißen, zerfezt er ſo zu ſagen das Angeſicht ſeines Schmerzes, um uns mit aller Gewalt zum Mitleid zu bewegen.

Der Mann, der ſich läßt nennen meinen Vater,
Hat, ſcheint es, Eile, dieſen ſchwachen Leib,
Aus Fleiſch und Blut geronnen, zu zerſtören!
O wehe! wehe!
Hunger, du Unthier, laß vom Magen ab!
Durſt, glühend Eiſen, brenne nicht zu Pulver
Das ſchauernde, empörte Eingeweide!
O Sonn', entſetzlich Scheuſal, lecke nicht
Mit deiner Feuerzunge mir das Fleiſch
Ganz von den Knochen! Wehe! Wehe! Wehe!
O ich Gequälter, unbillig Gequälter!
Ach alles rauh und blutig, zitternd, dampfend!
Ach alles Riß und Wunde! Beul' und Eiter!
(Er ſinkt nieder.)

Herr J. hat nicht bedacht, daß das Mitleid verſchwindet, ſobald das Leiden Ekel erregt, weil dann die abſtoßende Kraft die anziehende überwiegt.

Periander findet nun den Sohn in dieſer Lage, er erwartet deſſen Unterwerfung; aber der beharrlich Haſſende verläßt ihn mit Spott, und der König befiehlt dem Diener, ihn nach Corcyra in die Verbannung zu führen.

Wir ſind hier am Schluſſe des zweyten Aktes. Als der dritte beginnt, hat mancherley Epiſodiſches, auf die Spannung zwiſchen Vater und Sohn nicht Bezügliches ſich begeben. Periander iſt kriegeriſch ausgezogen, um ſich an Procles zu rächen, welcher den Keim des Vaterhaſſes in des Sohnes Bruſt gepflanzt hat. Er kommt ſiegreich mit dem gefangenen Feinde heim, inzwiſchen iſt aber in Korinth Rebellion ausgebrochen, und der König muß ſeine eigne Hauptſtadt erſt erobern, um daſelbſt im Triumph einzuziehen. Er verdammt den Procles zu ewiger Gefangenſchaft und dafür legt Procles „dieſen Fluch auf ſeine Seele:"

Du wirſt dein Haus nur immer mehr zerſtören.
Und hätteſt du aus ſteyerwachſe den,
Der jetzt verbannt iſt, nimmer kehrt er hin.
Und räumteſt du ihm Alles ein, und gäbeſt
Ihm deinen goldnen Thron, verbannteſt du
Er wird die doch nicht ſtören, und vergnügend
Fühlſt du zum Grabe, ſeine deiner Kinder
Iſt hier im Sterben mehr, empfängt den Hauch:
Ein Frevel war's, daß du ſie mir gegeben.
Ein Frevel war's, daß ich ſie dir genommen.
Die Götter rächten ihn an uns beyde.
Geſchehen iſt es ſchon, und ſchlimmer wird es noch.

In der That wird es nun immer ſchlimmer mit der Wendung, die Herr Immermann der Handlung giebt. Periander hat bereits das Bedürfniß gefühlt, ſeinen Sohn Lycophron zurückzurufen; er hat einen Boten nach Corcyra geſendet, dieſer aber kommt mit der Nachricht zurück, daß derſelbe, obwohl er dort ein glendes Leben unter mißtrauiſchen Bürgern führe, die ihn für einen heimlichen Geſandten des herrſchſüchtigen Periander halten — daß derſelbe, ſagen wir, dennoch die Rückkehr zum gebaßten Vater mit Verachtung verweigert. Der König ſucht nun Befriedigung ſeines verwaiſten Herzens bey der Tochter Meliſſa; aber dieſe hat ihn, den Mörder ihrer Mutter, nie geliebt, ſie hat — wie ſie S. 70. ſelbſt ſagt — kein Herz zu ihm, noch zu den Brüdern, und nur auf ſeinen Befehl verſteht ſie ſich dazu, ſelbſt nach Corcyra zu gehen, um den Lycophron zur Heimkehr zu bewegen.

Sie findet den Verbannten in der troſtloſen Stimmung eines Menſchen, der mit ſich ſelbſt, wie mit ſeiner Familie innerlich zerfallen iſt. Die Erſcheinung einer Schweſter, die er nie gekannt, verſetzt den melancholiſchen Vaterhaſſer in einen Freudenrauſch, den der Dichter mit kräftigem Pinſel und mit wahrhaft dichteriſchen Farben dargeſtellt hat. Er ſcheint es hier darauf angelegt zu haben, ſelbſt den Freudentaumel des Curio in der Albaneſerin zu überbieten, und wenn ſchon hier die Veranlaſſung zu ſo ausſchweifender Freude weit geringer iſt; ſo würden wir doch ſagen müſſen, das Ueberbieten, in der Stärke des Ausdrucks ſowohl als in deſſen rührender Eindringlichkeit, ſey ihm wirklich gelungen, wenn er nicht im Längenmaaße die Schranken überſchritten, und dadurch der Wirkung geſchadet hätte. Aber dieſe Freude ruht einzig auf der Vorausſetzung, daß die Schweſter freywillig komme, ihm Geſellſchaft zu leiſten in der Einſamkeit ſeiner tief verletzten Seele. Sobald er hört, ſie komme als Botin des Vaters, iſt der Freudenrauſch verflogen, und macht einem Ausbruche des Grolles Platz, der bis zur Mißhandlung der Schweſter, bis zum Wahnwitz, bis zur Ermordung des treuen Dieners Rhadamiſt und endlich bis zu dem Entſchluſſe geht, nach Korinth zu ſegeln, den Vater zur Unterwerfung zu zwingen, und ihn in ein gnädiges Exil nach Corcyra zu ſenden. In dieſem Zuſtande wird er von zwey Bürgern Corcyra's, weil ſie Periandern Joch fürchten, hinterliſtig ermordet. Meliſſa bringt dem Vater die traurige Botſchaft, worauf er abgeht, ungefähr wie Oedip (an welchen auch ausdrücklich gemahnt wird) zur Verklärung der Söhne im Furienhaine. Von dem Kluge Thraſyll iſt billig nicht weiter die Rede.

Man erkennt in dieſer Compoſition ſowohl als in ihrer einzelnen Ausführung hin und wieder ein achtungswerthes Dichtertalent; aber man vermißt das ſtetige Zuſammenhalten der pſychologiſchen Fäden. Es iſt ein Fehler, daß Periander, den der ariſtoteliſche Zweck (der Mord) als den erſten Helden des Stückes bezeichnet, von der Kataſtrophe entfernt gehalten iſt; daß dieſe in pſychologiſcher Hinſicht lediglich aus dem Innern des zweyten Helden ſich entwickelt, und endlich materiell ganz von außerhalb des Hauptconflictes kommt. Es verräth Unkenntniß der dramatiſchen Oeconomie, daß eine und dieſelbe Erzählung kurz aufeinander wiederholt wird (S. 25 und 35). Der Ausdruck S. 21: „dann füllt die wundernd ein," iſt undeutſch, die Contraction S. 42: „werd't" für werdet ſehr hart, u. dergl. mehr. Der Styl (im dramaturgiſchen, nicht im grammatikaliſchen Sinne) iſt bunt, bald antik, bald modern, ja nicht ſelten hyperromantiſch. Alles ſcheint anzudeuten, daß das Talent des Verfaſſers in einer Kriſis der Entwickelung liegt, daß ſein Geſchmack der Reifung bedarf, und daß ſeine Erfindungskraft noch mit bald erſchloſſenen Augen im Labyrinthe poetiſcher Reminiscenzen herumirrt. Inzwiſchen, da ſie jetzt in die claſſiſche Partie des großen Parts gerathen iſt, da die Tragödien der Alten auf den Dichter zu wirken angefangen haben; ſo dürfen wir hoffen, daß die halberſchloſſenen Augen ſich ganz erſchließen werden.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Spende, eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen, Anekdoten, Bemerkungen u. ſ. w. Mit einer Vorrede von Dr. Börne. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. 8. Offenbach bey Brede 1823.

Leſer, kennt den Herrn nicht, der hier ſpendet, er hat nur gelieſen, was er geſpendet hat, und geſteht, daß ſchon nach Durchleſung der Vorrede, aus welcher er erfahren, daß der Herausgeber dieſes Werkes in die Sammlung fremder auch ſeine eignen Gedanken gemiſcht habe, daß er ſie veranſtaltet, um mit dem Gelderträgniſſe derſelben den Armen ſeines Wohnorts beyzuſtehn, wo

nach denn Börne, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, der Klingelbeutel habe ſeyn wollen, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert, daß er, Referent, ſchon hienach einen bedeutenden Antrieb verſpürt habe, dieſes Buch käuflich an ſich zu bringen. Gewiß hätte er dieſem ihm aus den Börne'ſchen Worten gewordenen Anſinnen Folge geleiſtet, hätte er nicht fürchten müſſen, dadurch mit dem Sinne des Verfaſſers in den gröbſten Widerſpruch zu treten, ja noch viel ärger, Börne ſelbſt, deſſen großer Verehrer er iſt, ad absurdum zu führen. Denn hätte er dieß nicht gethan, indem er die Spende mit Geld zu lohnen ſich unterfangen? Oder war es denn ganz klar, daß hier geſpendet worden, auf daß wieder geſpendet werde? Die Beantwortung dieſer Frage war nicht leicht (Börne mochte ſagen was er wollte) und um ſie ſich zu ſuchen, mußte wenigſtens die ganze Auswahl durchgeleſen werden. Es geſchah. Und ſiehe da, es fand ſich, was bey allen Auswahlen der Fall iſt, ſie war wohl im Geſchmack des Auswählenden gemacht, allein da dieſer, wie ich nun beſtimmt wußte, einen andern Geſchmack hat, wie ich, ſo war auch ſeine Auswahl nicht nach dem meinigen, obwohl ſich Manches recht gute in derſelben vorfand!

Ich ſchloß hieraus, daß, da es ſo viele Auswahlen als Wähler giebt, die reiche Fundgrube deutſcher Claſſiker immerhin ohne Furcht ſeyn kann, durch eine oder die andere der aus ihr gemachten Auswahlen verdrängt zu werden. Eine gute, oder wenn man will ſchlimme Eigenſchaft, die auch der vorliegenden Auswahl durchaus nicht abgeſprochen werden kann.

L'expiation.

Im Lit. Bl. Nr. 37. S. 147. iſt des Herrn von Döbrentei ungriſche Ueberſetzung der Schuld mit verdientem Lobe angezeigt worden. Allein bey Gelegenheit der Zweifel, welche der Ungar wegen der Uebertragung des Titels hegte, wird von dem Herrn Recenſenten behauptet, eine franzöſiſche Ueberſetzung des Trauerſpiels ſey noch nicht verſucht worden, blos den Titel habe man verſucht, durch le crime wiederzugeben. Beydes iſt irrig. Der Graf St. Aulaire hat die ganze Tragödie ſehr ſchön und — in Bezug auf die engen Schranken der franzöſiſchen Tragik — ſehr kühn, wenn ſchon in ungebundener Rede, in ſeine Mutterſprache überſetzt. Der XVII. Band von den Chefs d'oeuvre des théatres étrangers enthält: Luther, Vingt-quatre fevrier und l'expiation. „Le sujet de cette dernière pièce, heißt es daſelbſt, est pris dans un ordre plus élévé que celui de la première, et tend à un but bien plus moral. C'est un dévelopement de cette maxime de l'antiquité: Antecedentem scelestum non deserit pede poena claudo.“*) Die Expiation aber iſt eben die Schuld. Als Döbrentei ſein Werk herausgab, exiſtirte freylich das des Grafen St. Aulaire noch nicht; aber zur Zeit der Recenſion war es bereits bekannt, und da der Herr Redacteur des Lit. Bl. — obwohl ſelbſt der Autor des Originals — den Irrthum des Herrn Rec. nicht in calce berichtiget hat, ſo ſcheint ihm ſelbſt die Exiſtenz der franzöſiſchen Ueberſetzung noch unbekannt geweſen zu ſeyn.**) Gleichwohl würde ſowohl dem Grafen St. Aulaire, als vielen andern Kunſtfreunden in Frankreich und Deutſchland eine Beurtheilung der Ueberſetzung von dem Dichter des Originals gewiß um ſo angenehmer ſeyn, da derſelbe beyder Sprachen vollkommen mächtig iſt, und Einſender dieſes glaubt ihn dazu auffordern zu dürfen.***)

—ld—

---

*) Der Graf hat ſich geirrt. Wären dieſe Worte des Horaz das Thema des Stücks; ſo müßte Hugo durch die Folgen eines längſt verübten, verjährten Verbrechens untergehn. Aber ich leſe eben in einem Dresdener Zeitblatte, daß St. Aulaire auch ſage: „Le titre de la pièce de Mullner ne signifie seulement la faute ou le crime, mais aussi la dette: et peut-être cette acception du mot Schuld est celle qui repond le mieux à la pensée de l'auteur. En effet tout homme, qui commet un crime, contracte une dette envers la justice divine; dès-lors il est poursuivi par la Providence visible ou invisible, manifestée aux hommes ou cachée dans l'âme du coupable, il est poursuivi par les évènemens qui le frappent ou par le cri de sa conscience, qui l'avertit que cette justice l'atteindra pendant sa vie, au-delà de sa vie, jusqu'à ce qu'il ait payé la dernière obole et reçu la paix en échange du repentir. Da hat er meine Gedanken vollkommen getroffen, um nicht mit Goethe zu ſagen: „er hat das Proviſem meines Lebens klar und rein aufgelöſt.“

M.

**) Die Exiſtenz? Nein, ich hatte davon gehört, aber das Buch nicht geſehen.

M.

***) Ich habe das Buch noch bis jetzt nicht geſehen. Ueberdieß verſteh' ich zwar Franzöſiſch; aber es fehlt viel, daß ich deſſen vollkommen mächtig wäre, und eine Ueberſetzung des eignen Werkes zu recenſiren, das hat ſeine großen Bedenklichkeiten. Lobt man den Ueberſetzer; ſo ſchreyt der tagblättreinde Jammagel: Seht, er lobt ſich! Tadelt man ihn; ſo ſchreyt er: Seht ihr, dem kann es niemand recht machen mit ſeinen Producten! Man mag die Schuld meinetwegen ins Türkiſche überſetzen, ich kann's nicht weiren; aber mir iſt ſie in dem vorher ſo ſtillen und freundlichen Laufe meines Privatlebens, in jedem Sinne des Wortes ſo fatal geworden, daß ich fürchte, ſie wird mir fatal bleiben in allen Sprachen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo anders iſt; aber in Deutſchland iſt all' ſolche Celebrität ein Fluch, der für fremde Augen ausſieht wie Segen.

M.

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. Oktober 1823.

Unterhaltungsliteratur.

Die verhängnißvolle Nacht, u. s. w. Der Jäger. — Die Zweiflerin. Drey Originalromane von Adolph von Schaden. Neue Ausgabe. Leipzig 1823 bey Kollmann. — 264 S. 8.

Der erste dieser kleinen Originalromane spielt sonderbar genug, auf eine nicht undeutlich zu erkennen gegebene Weise — im Berliner Schlosse, „hier in der alten Königsburg zu B....." (Berlin.) Ein angehender Theolog bringt eine Nacht darin zu — wie er hinein kam, ist ein wenig bey den Haaren hergezogen, — und in dieser ersten und einzigen Nacht erscheint dem halb Berauschten „die weiße Frau," fordert ihn zum Kriegsdienste auf, hat ihn zu etwas Großem ausersehen, verspricht ihm glänzenden Lohn durch das Glück der Minne, und verschwindet. Der Held der Geschichte studiert demnächst fleißig, folgt dem bekannten Aufrufe (1813) als Freywilliger, rettet Se. Majestät den König aus fast unvermeidlicher Gefahr der Gefangenschaft durch Hülfe — der weißen Frau, kehrt nach dem Frieden in seine Heimath zurück, heirathet eine junge Gräfin von Sch*****u, (Schmettau?) die ihm und der weißen Frau früher ihre Lebensrettung aus Feuersgefahr verdankt, bekömmt die Stelle seines Vaters, eines Dorfpredigers, baut seiner Gemeinde „einen lichten Gottestempel und „von seinen gläubigen Kindern allen sieht er so sich verehrt, wie die ersten Väter der alten Kirche!!!" Wer das nicht schön erfunden, wahrscheinlich und wahrhaft erbaulich findet, — nun der hat in seinem Leben kein Ammenmährchen unterhaltend gefunden. Am meisten wird das Ganze den cidevant Freywilligen von 1813 gefallen; sie erscheinen in besonderer Glorie.

Der „Jäger" kündigt sich als si Diis placet, psychologische Würdigung des edlen Waidwerks an, während dem er nichts gewährt, als die traurigen Resultate vernachlässigter Erziehung, das noch traurigere Bild eines leidenschaftlichen, ganz eigentlich dem wüthenden Heere angehörenden wilden Jägers, das scheußliche Bild eines teuflischen Rathgebers, das Portrait eines vegetirenden Edelmanns, und die mitleiderweckende Schilderung der betrübten Lage einer jungen, gebildeten, feinen Frau, die an einen Wüstling verkuppelt ist, der für seine Gotteslästerung oder „Tempelschändung" poetisch gerecht bestraft wird.

Siehe da den — „Psychologen!" —

In der Zweiflerin soll eine Warnungstafel aufgestellt seyn, sich zu hüten vor Zweifeln zur unrechten Zeit, und am unrechten Orte. Dieser weibliche Antipode der Leichtgläubigen büßt denn auch seinen wirklichen Mangel an Vertrauen, seine oft aus der Luft gegriffenen Zweifel, seine argwöhnische Schwergläubigkeit hart genug mit einem freudenlosen und kummervollen Leben, an der Hand eines rohen; den Verlust des Geliebten nur immer fühlbarer machenden Mannes, der sich indessen noch zeitig genug durch Unmäßigkeit den Tod giebt. Die Zweiflerin ohne Ende bringt aber auch alsdann noch den immer noch hoffenden, durch diesen Tod a tempo neu belebten Geliebten zu dem verzweifelten Entschluß, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, den er rasch genug ausführt.

Die schwergläubigen Damen aber, (man sagt, es gebe deren eine große Zahl im Monde,) sollen hieraus lernen, was folgt: „Nahet Ihnen auf der Lebensbahn ein Sau„sewind mit blassen Wangen und mattem Auge, (sic!) „und spricht Ihnen der Fant Süßigkeiten vor, von wel„chen sein Herz nichts weiß, dann wird ein richtiger Takt „Ihnen von selber sagen, daß Sie hier mehr als zwei„feln müssen; wenden sie in sothanem Falle", (H. v. S. liebt das Wörtlein sothan; er schreibt: „sothane „Leidenschaft, sothane Lüge, sothane Stadt"!! S. „184 u. s. w.) nur schnell gefaßt, dem eiteln Thoren „den schmalen zierlichen Rücken zu. Tritt Ihnen aber, „(so lautet der Schluß,) ein blühender, braver Jüngling" (die nicht gerade blühenden taugen also insgesammt nichts,) „entgegen, aus dessen Blicken eine Seele spricht, „und dringen diese Blicke in Ihre zarten Herzen, so prüfen Sie zwar vorsichtig noch des Werbenden Treue und „Aufrichtigkeit" (in möglichster Geschwindigkeit) „allein

„beſteht er in der Probe, dann quälen ſie den armen „Jungen mit unnützen Zweifeln nicht länger (gequält aber muß er werden, jedoch nur auf kurze Zeit; man legt ihm blos die Daumenſchrauben an, mit dem Mantel, der Leiter, den Stiefeln u. ſ. w. wird er billig verſchont), „ſondern reichen Sie getroſt und ohne Ziererey „dem Jüngling, als Preis ſeiner Treue, Mund, Herz „und Hand.“

Ohe, jam satis est! hör' ich rufen. Das meint Rec. auch, und deßhalb giebt er nur ſeine Verwunderung darüber zu erkennen, daß die Verlagshandlung von dieſen drey Romanen, welche ſchon zur Oſtermeſſe 1820 unter dem Titel: Düſter und munter, und als ein Sträußchen gewunden von A. v. Schaden und J. v. Voß erſchienen, eine neue Ausgabe veranſtaltet, von ihr aber das Voſſiſche Produkt, ſeiner Schlüpfrigkeit wegen, entfernt hat. Es iſt doch wahrhaftig kaum begreiflich, wie dergleichen Operationen zu Nutz und Frommen einer ſoliden Verlagshandlung gereichen können!*) Druck und Papier ſind mittelmäßig.

—ig.

Schulliteratur.

Das Erſte und Nöthigſte einer jeden Elementar-Claſſe, in Hinſicht auf Religion und Verſtandesbildung. In Lectionen vertheilt und ſocratiſch bearbeitet von Carl Philipp Staufenau, Privatgelehrten (m) und ehemaligem Lehrer am Weißenfelſer Seminario. Leipzig b. Muller 1823. VIII. und 189 S. in 8.

Hr. St. wurde nach ſeinem Uebertritte vom Judenthume zu der proteſtantiſchen Kirche Zögling des Schulmeiſter-Seminars in Dresden, kam dann als Schreib- und Rechenmeiſter an das Seminar zu Weißenfels, von wo er als Lehrer an das Soldatenknaben-Inſtitut zu Annaburg verſetzt wurde, und hat ſpäter das Amt eines Mädchenſchulmeiſters in Delitzſch erlangt, welches er aber auch nicht mehr verwaltet.

So viel zur Berichtigung der Titel, welche er ſich ſelbſt hier beylegt, wahrſcheinlich, um ſeinem Büchlein eine beſondere Empfehlung mitzugeben. Es hat aber damit nichts gewonnen, denn von Sokratik findet ſich in den darin enthaltenen 51 Lectionen keine Spur. Die Gegenſtände, über welche der Lehrer und Schüler wechſelnd nach einander ſprechen, folgen ſich in dem bunteſten Gemiſch. Pflicht, Abſicht, Zweck, Endzweck, Urſache, Wirkung fangen an; die 11 — 16te Lection handeln von Verſtand, Vernunft, Gewiſſen, das auch noch einmal in der 50ſten Lection vorgenommen wird, Inſtinct, Denken und freyem Willen, die 32 — 35ſte von Leib, Seele, Himmel und Erde. Nicht beſſer, als um die Ordnung in der Folge der Gegenſtände, ſtehet es auch um die Richtigkeit und Beſtimmtheit der Begriffe, welche nach dem Titel ſokratiſch bearbeitet ſeyn ſollen. S. 2. ſagt der Lehrer: „Das Recht, was (sic) der Menſch zu thun, und das „Unrecht, was er zu unterlaſſen ſchuldig iſt, heißt „Pflicht“, S. 9. „Alles, was wir durch unſere Abſicht „erreichen, heißt Zweck“, S. 52. „Abergläubiſch „ſind die Menſchen, welche etwas für wahr annehmen, „wozu ſie nicht den geringſten Grund, nicht den ſchwächſten Beweis haben.“ Von der Art, wie Hr. St. die Begriffe ſokratiſch bearbeitet hat, ſollen nur zwey Beyſpiele angeführt werden. Um den Begriff der Pflicht S. 1. zu entwickeln, läßt er ſeine Kinder antworten, daß die Katze, welche der Mutter das Fleiſch aufgefreſſen (sic) hat, und der Hund, welcher das Haus bewachen ſollte und weggelaufen iſt, unrecht gehandelt haben, und fährt dann ſo fort: „L. Wie kam es aber, daß deine guten Eltern „Hund und Katze nicht beſtraft haben? A. Weil die „Thiere nicht wiſſen, was Recht oder Unrecht iſt.“ Die Entwickelung deſſen, was Verſtand genennt wird S. 30. iſt ſo kurz, daß ſie hier ganz ſtehen kann. Nachdem der Lehrer den Kindern geſagt hat, daß die Thiere, wenn man ihnen ſchon ſagt, iß das Fleiſch, das Brodt nicht, es doch thun, weil ſie uns nicht verſtehen, fährt er ſo fort. „L. Warum verſtehen uns die Thiere nicht? D. „Weil ſie keinen Verſtand haben. L. Was iſt Verſtand? „D. (ſchweigt.) L. Wo hat der Menſch ſeinen Verſtand? „D. Im Kopfe. L. Der Todte hat auch einen Kopf, „kann man aber ſagen, der Todte hat Verſtand? D. „Nein. L. Wo iſt alſo der Verſtand, im Rücken, im „Bauche oder im Kopfe? D. (ſchweigt.) L. Beſteht der „Menſch aus dem Leibe allein? D. Nein, er beſteht auch „aus einer Seele. L. Wo befindet ſich demnach der Verſtand? D. Im der Seele. L. Richtig, der Leib iſt „nicht verſtändig, ſondern die Seele. Die Seele kann „lernen und das Gelernte verſtehen. Was wird demnach Verſtand ſeyn? D. Das Vermögen der Seele, vieles „zu lernen und zu verſtehen. L. Wer alſo wenig gelernt „hat, alſo auch wenig verſteht, wie kann man von einem „ſolchen ſagen? D. Er habe wenig Verſtand.“ — Unter der großen Zahl der lehrenden Brüder des Hrn. St. dürften jetzt wenige ſeyn, die nicht aus dem Stegreife noch etwas beſſer katechiſiren würden.

---

*) Kennt Rec. das Publikum ſo wenig? Es will ſich unterhalten, und unterhält ſich am beſten mit Seinesgleichen. Nach echten Kunſtwerken wird weder in den Leihbibliotheken noch auf den Jahrmärkten gefragt.

M.

Der berühmte Theolog, dem diese Schrift gewidmet iſt, weil ſich deſſen hochſel. Vater Hrn. St's. früher angenommen hat, wird es höchſt mißbilligen, daß Hr. St. die Stelle Joh. XIV, 13. gemißbraucht hat, um die öffentlichen Aeußerungen ſeiner Dankbarkeit als Pflicht zu begründen und ſubmiſſeſt darzubringen.

Hr.

Dichtkunſt.

Harfengröße aus Deutſchland und der Schweiz durch H. L. Zollen. Zürich, Geßnerſche Buchhandlung 1823. 182 S. 4.

Eine Sammlung von Gedichten, die meiſten vom genannten Herausgeber, die übrigen von fünf Freunden, genannt Fritz Heiſemer, Karl Rudolf Tanner, Hulbreich Gall, Karl Heinrich Hofmann und Roſſlied Wackernagel. Angehängt ſind ein Minnelied von 1371 aus dem Helfenſteinſchen Liederbuche und drey ſchweizeriſche Schlachtlieder des 14ten Jahrhunderts aus Gilg Tſchudi's Zeitbuch. Obſchon der Herausgeber nach S. 132. bereits Profeſſor iſt, ſo möchten wir doch alle ſechs Poeten, nach dem Grundtone ihrer Lieder zu urtheilen, für mittelalte — oder wenn man lieber will, mittelalterthümliche — Jünglinge halten.

Das Mittelalter hat unſtreitig ſeine poetiſchen Schätze; aber dieſe Schätze haben weniger Werth für die Dichtkunſt, als für ihre Geſchichte, namentlich für den Erfahrungsbeweis, daß die Poeſie auch im Gewand' einer noch rohen, unausgebildeten Sprache Poeſie war. So ſind die Münzen des grauen Alterthums immer Metall, trotz ihres groben Gepräges, und der ſammelnde Archäolog hat Grund, ſie den neueren von gleichem Metallwerthe weit vorzuziehen. Aber was würden wir zu einem Münzmeiſter ſagen, der in den Münzen, die für den Cours unter der Mitwelt und Nachwelt geſchlagen werden, ſich befleißen wollte, das alte Gepräge, das Product einer rohen, unausgebildeten Technik nachzuahmen? Schwerlich viel Löbliches. Gleichwohl ſind ſolchen Münzmeiſtern diejenigen unſerer Dichter zu vergleichen, welche in der Wahl ihrer Stoffe ſowohl als in den techniſchen Formen ihre antiquariſche Vorliebe für das Mittelalter herrſchen laſſen, und den reiferen Kunſtſinn ihrer Zeitgenoſſen zu der Kindheit verjungener Jahrhunderte zurückzuführen ſuchen. Ihre Anzahl iſt groß, beſonders ſeit dem ſogenannten Befreyungskriege und der ſchnell abgefallenen Blüthe des Turnweſens. Die Urſache mag wohl zum Theil in dem Mangel an Studium des klaſſiſchen Alterthums liegen; aber zum größeren Theile gewiß in einer Art von literariſcher Vaterlandsliebe, die mit dem Mißkennen eines neugebornen Nationalſtolzes nennen möchten.

Dieſes Wiegenkind gehen zu lehren, iſt Sache der Zeit; aber gehen muß es erſt gelernt haben, ehe ſich hoffen läßt, daß es die Bahn zum Ziel einer eigenthümlichen Nationalpoeſie breche.

Unſere ſechs Poeten ſind ſämmtlich nicht ohne Talent; ſie haben Phantaſie und Gemüth in hinreichendem, obwohl letzteres in überwiegendem Maaße. Aber ſie ſind behaftet mit jener Mittelalterthümlichkeit des Geſchmacks, verwechſeln Ungelenkigkeit und Rohheit des Ausdruckes mit der Kraft der Gedanken und Bilder, mit der Stärke der Empfindungen, vernachläſſigen den äußerlichen Dienſt im Tempel der Schönheit, und ermüden das Muſenroß, indem ſie es in den Schranken von Freyheitskieg, Schwert- und Kreuz-Glauben, Volksthum, Deutſchthum, Lieb' und Naturgenuß herumreiten.

Das reine Deutſch unſerer Zeit ſchreibt keiner, Herr Zollen aber ein Schweizer-deutſch, welches ihn für deutſche Leſer auch da leicht ungenießbar machen dürfte, wo ſeine Begeiſterung für die Freyheitshelden ſeines Vaterlandes (er iſt ohne Zweifel ein Schweizer von Geburt) dieſelben anziehen könnte. In Hinſicht der Sprache enthalten wir uns daher aller ſpeciellen Rügen. Das Aeußere des Buches macht dem Geſchmacke der Verlagshandlung Ehre.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Der Sieg des Glaubens, ein romantiſches Schauſpiel in fünf Akten, von Georg Chr. Braun, Prof. am Großherzogl. Gymnaſium zu Mainz. Mainz bey Joſeph Kienz 1823. 126 S. 8.

Der Glaube, in ſo fern ihm ein Sieg zugeſchrieben werden kann, iſt nichts anders als die Erbeutung eines kräftigen Geiſtes zu einer überſinnlichen Weltordnung, deren Prinzipien er als die leitenden des ganzen Univerſums anerkennen muß, wenn er nicht mit ſich ſelbſt zerfallen, und ſich ein ewiges unerforſchliches Räthſel bleiben will. Zu dieſer Erbeutung führt und ermuthigt ihn die Stimme des Gewiſſens oder der Ruf zur Tugend. Das was ihm gewiß, allein gewiß iſt, hört auf, es für ihn zu ſeyn, ſobald er jenem Glauben aufgeben muß, und er ſinkt unter ſich ſelbſt herab, indem ihm nun der Maasſtab ſittlicher Achtung fehlt, womit er ſich und die Welt zu meſſen gewohnt und genöthigt war. Der Zuſtand eines ſolchen Menſchen iſt, wie man ſieht, etwas Furchtbares, daher die Gefahr den Glauben zu verlieren des angeſtrengteſten Kampfes werth, womit er ſich und die Sieg, den der Gläubige erringt, etwas iſt, woran jedes Menſchenherz den lebhafteſten Antheil nehmen muß. Die Auf-

gabe alſo in einem dramatiſchen Werke den Sieg des Glaubens zu verherrlichen, erſcheint als ein der bedeutendſten und lohnendſten, die ſich der dichteriſche Genius ſchaffen kann, denn er muß auf der einen Seite eine Gelegenheit finden, alle Tiefen des menſchlichen Gemüthes zu eröffnen, und ſie, wenn er es vermag, dem Auge des überraſchten Zuſchauers oder Leſers aufzudecken; ſo wie er dabey die erhabenſten Anſichten von der Welt und dem Leben darzulegen ſich aufgefordert finden wird; auf der andern Seite aber darf er ſich, wenn er ſeine Aufgabe glücklich und befriedigend gelöst hat, des Beyfalls der ganzen höheren Menſchheit verſichert halten, indem er ihre heiligſte Angelegenheit im edelſten Kampfe gerettet hat. Aber dieſen Kampf muß uns der Dichter auch ſehen laſſen. Der Zweifel, ſo wie die Lockungen der Sinnlichkeit müſſen auf den erſchütternden Geiſt einſtürmen und wir müſſen zittern im Gefühl des möglichen Untergangs eines *geiſtigen* Lebens; ein Gefühl, das um ſo tiefer greifen wird, je höher in der Achtung aller Gebildeten der Geiſt über den Körper ſteht. Von dem Allen aber findet ſich in dem vorliegenden Drama Nichts, denn es handelt ſich hier nicht um die Rettung des Glaubens, als eines Seelenzuſtandes, als des geiſtigen Adels der Menſchheit überhaupt, ſondern um den Triumph des chriſtlichen Glaubens nach dem Siege über den muhamedaniſchen. Nun, auch dieſes Thema hätte einen ſehr intereſſanten Stoff zu einem dramatiſchen Gedichte abgeben können, allein nur unter denſelben Bedingungen, die wir vorher dargelegt haben. Es mußten die Hoheit und Würde, die Vernunftmäßigkeit und Göttlichkeit des chriſtlichen Glaubens in ein ſtrahlendes Licht geſtellt, dann die Lockungen und Verführungen des muhamedaniſchen nicht minder bedeutend geſchildert, und ſo der Kampf des Chriſten dagegen, ſo wie ſein endlicher Sieg der Theilnahme der Leſer oder Zuſchauer empfohlen werden. Auch dieß geſchieht hier nicht, ſondern wir ſehen blos die Chriſten gegen die Mauren kämpfen und ſiegen, und zwar weil von dem Zeichen des Kreuzes eine gewiſſe magiſche Kraft auszugehen ſcheint, und ein Erzbiſchof gleichſam als ſichtbarer Repräſentant des Göttlichen mittelbar auf den Kampf einwirkt. Das iſt nun zwar recht gut gemeint, und wir ſind weit entfernt zu läugnen, daß nicht durch die ſichtbaren Zeichen einer Religion Etwas dem Wunder Aehnliches in entzündbaren Gemüthern bewirkt werden könne, allein ächt künſtleriſch können wir es nicht finden, zu dergleichen Erſcheinungen ſeine Zuflucht zu nehmen, da wo man, um die Theilnahme des denkenden Leſers zu erregen, tiefer motiviren mußte. *Denkende* Leſer muß aber jeder dramatiſche Dichter vorausſetzen und wünſchen, denn er will uns als ſolcher eben von der Oberfläche der Erſcheinungen in die geheime Werkſtätte des menſchlichen Geiſtes und Herzens führen. Wir wollen die Fabel des vorliegenden Drama's hier nicht umſtändlich wieder erzählen, denn ſie iſt durch nichts ausgezeichnet. Man hat ähnliche Situationen ſchon häufig dargeſtellt geſehen. Keine einzige iſt Ref. durch Anlage oder Ausführung als vorzüglich erſchienen. Was die Charakterzeichnung betrifft, ſo gebricht es dieſer, ſo wie der Sprache, an Individualität. Weder unter den Chriſten noch den Mauren findet ſich eine Perſon, die man für mehr als einen ſprechenden Begriff halten könnte. Man ſieht, es liegt dem Ganzen keine recht künſtleriſche Anſchauung zu Grunde, ſondern es iſt Alles aus dem Verſtande hervorgegangen. Daher denn auch der Eindruck, den das Gedicht hinterläßt, faſt null iſt, wenn man ſchon nicht läugnen kann, daß Manches einzelne darin recht erfreulich anſpricht, und daß überall ſich eine treue, edle Geſinnung offenbart, die denn doch auch Etwas werth iſt. Zum *dramatiſchen* Dichter hat der Verf. ſeinen Beruf durch dieſes Werk auf keine Weiſe bewährt.

F. I.

Vermiſchte Schriften.

Darſtellung der zu unſerer Zeit hauptſächlich mitwirkenden Urſachen der Verarmung und der zweckmäßigſten Vorbeugungs-Mittel derſelben. Nebſt zwey, die Errichtung einer Verſorgungs-Anſtalt für Dienſtboten, und einer Gewitterſchaden-Verſicherungs-Anſtalt, beabſichtigenden Planen. Allen Menſchen und Deutſchen Vaterlands-Freunden geeignet, von Dr. J. G. B. Härlin, genannt Teiſchler, penſionirter Ober-Appellations-Tribunalrath. Stuttgart in der J. D. Sattler'ſchen Buchhandlung. 1822.

Auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe ſucht der Verfaſſer dieſer kleinen, aber gehaltreichen Schrift zuerſt die Quellen des gegenwärtigen, leider! ſo weit verbreiteten Verfalls von Familien-Haushaltungen auf, lehrt dieſelben näher kennen, und theilt ſodann Vorſchläge mit, wie dieſem Uebel vorgebeugt werden kann. Beſonders beherzigungswerth iſt dasjenige, was der Herr Verfaſſer, ein vieljähriger in Rechtsgeſchäften geübter Mann, in Hinſicht der Verbeſſerung des Juſtizweſens ſagt. Der bezweckte Plan zu Errichtung einer Verſorgungs-Anſtalt für Dienſtboten verdiene, nach dem Urtheile von Sachverſtändigen, welche denſelben einer genauen Prüfung unterworfen haben, wirklich in Ausführung gebracht zu werden, da derſelbe durchaus auf das praktiſche Leben gegründet und ſo angelegt iſt, daß hiebey keine weſentliche Schwierigkeiten im Wege ſtehen; wie dann auch die darauf ſich beziehende Tabelle eine deutliche Ueberſicht gewährt.

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 4. November 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Die genialischen Frauen oder die Geheimnisse liebender Herzen. Nach dem Englischen frey bearbeitet von C. v. S. Erster Th. IV u. 240 S. Zweyter Th. 280 S. Leipz. 1823. In der Reinschen Buchhandl.

Der deutsche Herausgeber dieses Romans versichert, das Original habe in England großes Glück gemacht; es sey mit Walter Scotts unnachahmlichem Geiste geschrieben. Was das Erstere, das Glück in England anbetrifft, so kann Recensent darüber nicht urtheilen. In Betreff des Lezteren dagegen kann er dem Uebersezter nicht beypflichten. Walter Scotts Romane zeichnen sich dadurch aus, daß eine historische Grundlage da ist. Mit derselben, durch sie, bekommen seine Gestalten ein um so größeres Interesse, je mehr sie, an sich oft aus einer idealen Welt, in die wirkliche gezogen werden und diese, in sein Phantasiegemälde verschmolzen, wieder einen eigenthümlichen, aus dem Alltäglichen herausgehenden Charakter annimmt. Von einer solchen Eigenthümlichkeit hat dieser Roman keine Spur. Auch findet sich bey Walter Scott nie die Weitschweifigkeit, das Preciöse (S. III. und IV.), welche beyde Fehler der Uebersezter bey diesem Romane nach Kräften zu verschneiden bemüht seyn mußte. Selbst den Titel: genialische Frauen, würde Rec. nicht billigen. Eine einzige ausgenommen, die Heldin des Romans, sind die Frauen alle sehr gewöhnliche, aus dem ländlichen Leben gegriffene Charaktere. Davon aber abgesehen, ist die Schilderung der Charaktere trefflich, die Erwartung wird immer gespannt und auf eine originelle, aber die Wahrscheinlichkeit nicht störende Weise der Knoten gelöst. Wir finden uns hier in eine anziehende englische Familie auf einem großen Pächterhofe versezt, wo die hofmeisternde Anna, die phlegmatische Johanna, die sanfte Marie, die flüchtige Margarethe mit ihrem leichten Sinne uns so lange beschäftigen, bis die Heldin des Romans mit ihren, in ihr Schicksal verflochtenen Umgebungen auftritt, und nun unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt. Es ist Editha Avondel, die die Grazie der Aspasia mit der Einfachheit einer Cornelia verbindet; die Geliebte des Adelmar Fitzelm. Er hatte sie in Athen kennen gelernt. Er hatte ihr heiße Liebe geschworen, sie ihm. Aber da versicherte ihm die boshafte Lady Athol, die sich ebenfalls zu gleicher Zeit in Athen aufhielt und den Lord an ihren Triumphwagen gefesselt glaubte, die Herkunft von Editha Avondel sey sehr zweydeutig. Er verlangt von der Geliebten Aufschluß. Sie ist zu stolz, diesen zu geben. Der Engländer wandelt düster auf den Ruinen des Parthenons herum. Da steht der Jude Zimri vor ihm, einer der originellsten Charaktere, wie sie sich nur in Shakespeares Schylock oder in Rebeckens Vater, (in Walter Scotts Ivanhoe,) vorfinden, und sagt ihm: er sey Editha's Vater. „Auf ihr, ruft er aus, ruht Schande und Verbrechen; der Fluch eines gebrochenen Heirathgelübdes!“ Fitzelm nimmt ihn, um Gewißheit zu erlangen, mit zu Editha. Sie erblickt den Juden; da schreyt sie laut auf, und mit todtenbleichem Antlitze steht sie gleich einem Marmorbilde da. „Bin ich nicht dein Vater?“ fragt der Jude mit drohender Miene. „Editha — nur ein Wort!“ bittet der Geliebte. — „Lassen Sie mich einen Schleyer über den furchtbaren Moment werfen!“ ist ihre ausweichende Antwort. Umsonst sind neue Bemühungen, Aufschluß zu erhalten. Plözlich verläßt sie mit Lady Athol Athen. Er erfährt von dieser, wohin sie gegangen sind und eilt ihnen, noch einmal vom furchtbaren Juden gepeinigt, nach, findet sie aber nicht mehr. Er glaubt, in Rom müsse sie seyn. Sie ist nicht da, wohl aber tritt ihm der schreckliche Jude auch hier in der Peterskirche in den Weg. Er sagt mit gräßlichem Lachen: Editha sey todt! Verzweiflungsvoll eilt der Liebende nach England. Hierhin ist Editha mit Lady Athol gegangen. Hier findet er sie in der Wohnung eines rechtlichen gebildeten Landgeistlichen. Schon wollen sich die Liebenden einander nähern, als in einer Vorstellung des Kaufmanns von Venedig, der beyde in der Behausung der Pächterfamilie bewohnen, der Jude erscheint. Editha entfernt sich, als die erste Kraft wiederkehrt. Doch

bald kommt die Nachricht: sie sey verschwunden — entführt vom Juden! Fitzelm läßt sogleich nachsetzen. Das Pferd des Juden wird niedergestoßen, Editha, nach heftigem Kampfe mit dem Juden, befreyt, der Jude selbst schwer verwundet heimgebracht. Jezt, dem Tode nahe, löst er das schreckliche Geheimniß. Editha Avondel war die Tochter des Engländers Avondels, die er aber mit einer schönen, zum Christenthume übergetretenen, Jüdin in Griechenland erzeugt hatte, welche dieser Jude mit Inbrunst liebte. Rache, Wuth, sich so zurückgesezt zu sehen, der Umstand, daß Editha's Vater und Mutter früh starben, während sie in Griechenland lebten, die Ränke der Lady Athol, die, blieb Editha's Herkunft unbekannt, alles erbte, hatten ihn den Plan entwerfen lassen, sich für ihren Vater auszugeben und zu behaupten, er habe sie im unkeuschen Ehebette erzeugt. Dieß als Umriß des ungemein lebendigen Gemäldes, das, im zweyten Theile besonders, die Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch nimmt. Im Ganzen ist die Bearbeitung gut, könnte aber im ersten Theil doch Kürze vermissen lassen. Hier und da sind auch Nachlässigkeiten des Styls. So I. S. 86 und 87, wo drey Perioden hintereinander mit Ueber anfangen. Wegen ist mit dem Dativ verbunden. I. S. 62 findet sich das Wort bemuttern, statt etwa hofmeistern. Da das leztere aber doch schon das ausdrückt, was jenes sagen soll,*) so würde Rec. dasselbe nicht gebildet haben. Wenn zur Bezeichnung eines Begriffs schon ein allgemein bekanntes Wort da ist, warum ein neues schaffen, das keiner kennt?

Dramatische Dichtkunst.

Pflicht und Gewissen, ein Trauerspiel in 4 Aufzügen von Adolph Freyherrn von Seckendorf, auf Zingst. Leipzig im Comptoir für Literatur. 70 S. 8. und Schach Lala, eine Posse in 2 Aufzügen, ebendaselbst. 46 S. 8. (laut Angabe eines dem ersten Stücke angehängten Verzeichnisses der Werke des Herrn von S. auch von ihm.)

Der Verfasser dieser dramatischen Dichtungen scheint seines Berufes, dieses Feld der Dichtkunst besonders zu cultiviren, sehr gewiß zu seyn, denn er hat dem vorhin angeführten Verzeichnisse seiner Schriften zu Folge eine ansehnliche Menge dramatischer Arbeiten ans Licht treten lassen, ohne daß je eine derselben, so viel wenigstens dem Rec. bekannt geworden, auf eine der zahlreichen deutschen Bühnen erschienen ist, folglich ohne Aufmunterung seine gewiß nicht leichte Thätigkeit muthvoll fortgesezt. Der lezterwähnte Umstand würde nun freylich gegen die Güte der Arbeiten unsers Dichters eben nicht viel beweisen, wenn man bedenkt, welche Dinge jezt auf der Bühne vorgestellt, und nicht vorgestellt zu werden pflegen; wenn sie nur unglücklicher Weise nicht selbst diesen Beweis gar zu sichtlich führten, denn man müßte auch bey dem besten Willen ganz und gar kein Recensentengewissen haben, wenn man ihnen nicht etwa einen bedeutenden, sondern überhaupt einen Rang unter den bessern Erscheinungen dieser Art in Deutschland zugestehen wollte. Der Verf. scheint, wenigstens nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, gar keine Idee zu haben von dem, was ein dramatischer Dichter, um seinen Namen nur einigermaßen zu rechtfertigen, leisten muß, sondern völlig ins Blaue hinein zu schreiben und sich einzubilden, ein in Akte und Scenen abgetheiltes, im sogenannten Dialog abgefaßtes Uebungsstück sey ein dramatisches Gedicht. Da ist keine Spur von einer wohlerkennenen, zweckmäßig zur Einheit verknüpften Handlung, von individueller Charakter-Zeichnung, so wie von einer dem Redenden in den verschiedenen Situationen angemessenen Sprache. Alles kommt und steht da, wie es dem Verf. gerade einfällt, ja er selbst spricht deutlich durch alle Personen, was ihm eben behagte und gut dünkt. Er genirt sich nicht und scheint, wenn man so sagen darf, seinen Dienst als Kammerherr an Apollo's Hofe im Schlafrocke zu versehen. Man wird sich darüber auch ganz und gar nicht wundern, wenn man das naive Geständniß gelesen hat, welches er dem oben genannten Trauerspiele in Beziehung auf seine Art zu dichten beyfügt. Hier sagt er unter andern ganz unumwunden, daß er sich aus der Charakter-Zeichnung (der eigentlichen Seele des Drama) gar nichts mache, sondern in dieser Rücksicht, so wie in Ansehung des Schlusses der Trauerspiele, seinen eigenen Weg gegangen sey, indem er jenen nie von dem Charakter der handelnden Personen, sondern vom bloßen Zufalle abhangen lasse. Dieses ist auch wirklich sehr aufrichtig, und wenn nur alle Schriftsteller ihren Werken dergleichen Selbstgeständnisse beyfügten, so könnte wohl keiner über Ungerechtigkeit von Seiten des Rec. sich beschweren, in so fern ihn dieser nach dem von ihm selbst aufgestellten Maaßstabe beurtheilt hätte, welches wir in dieser Anzeige gewissenhaft gethan haben. Sollte denn aber, könnte man den Rec. fragen, nach deiner Ansicht gar nichts lebenswerthes an den oben genannten beyden dra-

---

*) Keineswegs. Bemuttern, freylich wohl nur im ganz familiären Style zulässig, heißt: statt einer Mutter mütterliche Aufsicht führen. Einen hofmeistern hingegen heißt: ihn tadeln, sein Benehmen ihm in's Angesicht mißbilligen, verlangen, daß er sich bessern solle u. s. w.

M.

matischen Dichtungen zu finden seyn? O Ja! An dem Trauerspiele die Kürze, und an dem Lustspiele eine nicht zu verkennende satyrische Laune, welche vielleicht nur einer sorgfältigen Bildung bedürfte, um etwas wahrhaft Ergötzliches hervorzubringen. Dieses Lustspiel nämlich behandelt zwar das alte Thema von schlechten Regenten, die durch noch schlechtere Minister regieren, und schildert in dem Schach-Lala eine Caricatur, dergleichen es vielleicht nur in der Türkey und ähnlichen Staaten gegeben hat, allein es finden sich hier der pikanten Züge mehrere, welche selbst in einem guten, oder wahren Lustspiele an ihrer Stelle seyn würden. Hierher scheint Rec. unter andern der zu gehören, daß ein Hofmann dem gnädigen Herrn seinen eigenen Sohn statt des zu prellenden Fuchses anbietet, da dieser nicht mehr prellbar ist. Auch weiß der Verfasser seiner caricaturartigen Zeichnung eine gewisse Frische zu verleihen, welche das Auffassen mancher Züge aus dem Leben zu verrathen scheint. In dem Trauerspiele spukt dagegen der reine Jammer. Ein Vater hat die Geliebte oder Gattin seines Sohnes unwissend geheirathet, das macht denn alle drey dergestalt unglücklich, daß sie sich sämmtlich entleiben, der Vater und seine Gattin durch Gift, das der Sohn sich selbst gemischt hatte, dieser aber springt zum Fenster hinaus. Hierbey macht jedoch der Verf. folgenden Nachtrag (sic!) „Es liegt „in meinem Plane, jedes meiner Trauerspiele auf eine „andere als gewöhnliche Weise (welches ist denn die ge„wöhnliche? der Verf. meynt vermuthlich das Erstechen) „endigen zu lassen, wenn aber Direktionen es gemessener „finden, das aus dem Fenster stürzen nicht vorzustellen, „(wir wüßten nicht warum sie es nicht thun sollten, es „ist ja eine höchst decente Todesart) so ist die Aenderung „sehr leicht. Er (der Sohn nämlich) eilt von den Eltern „hinweg, ergreift seinen Degen, zieht ihn aus der Scheide „(wie sich von selbst versteht), kommt alter Freund in so „mancher Noth und Gefahr, jetzt hilf mir auch zum Tode „(er ersticht sich.)" Das ist aber ein schlimmer Ausweg für den Verf., denn er widerstrebt ja seinem eigenen Grundsatze; wie? wenn nun der Sohn den Athem so lange anhielte, bis er todt wäre? Das scheint anständig und originell zugleich.

Doch genug von diesen Arbeiten eines Gutsbesitzers, der sich offenbar in der Art des Feldbau's vergriffen zu haben scheint, indem er in das Feld der Poesie gerathen ist.

F. r.

Als einen Nachtrag will Rec. noch bemerken, daß das genannte Trauerspiel auch von einem H. D. metrisch bearbeitet worden ist, wodurch es länger geworden, auch im Ausdruck gewonnen hat, denn dieser H. D. schreibt doch gebildet und kann Verse machen, nämlich reimlose Jamben. Wären sie ungereimt, so könnte man ihn deßhalb allein nicht zur Rechenschaft ziehen.

Dichtkunst.

Kraft und That freyer Hellenen. Von Christian Bork. Dessau b. Ackermann 1823. 64 S. 8.

Die Kraft, die moralische Kraft der Hellenen, läßt sich nicht wohl mehr bezweifeln; aber sie scheint weit kräftiger auf die Köpfe der Türken, als auf die Köpfe der deutschen Poeten zu wirken. In den vorliegenden, neugriechenthümlichen Gedichten heißt es u. a. S. 21:

Für den Griechen ist
Gefahr und Tod ein sinnloser Schall.

Seitdem Wilhelm Müllern einige Dutzend Griechenlieder gelungen sind, überhäufen uns die jungen Dichter mit einem trostlosen Schwalle mißlungener Versuche, denselben Stoff zu besingen. Der leidlichste unseres Verfassers möcht' etwa „die Vernichtung der Türkenflotte bey Scio" seyn. Aber folgende Explosion:

Ha, da bebt die ganze Flotte,
Hoch erheben sich die Wellen;
Wie des Donners dumpfes Sausen
Tönt es in der weiten Ferne,
Und der ganze Himmelsbogen
Scheint zum hellen Tag gelichtet.

Gott sey Dank, es ist geschehen!
Furchtbar leuchtend, wie ein großer,
Allgewaltiger Feuerklumpen
Schwebt die ganze Türkenflotte
Auf den glutgefärbten Wogen,
Der Vernichtung schauervolle
Feierstunde zu begehen.

Also liegt die Abendsonne
Feuersprühend auf dem Meere,
Eh' sie in das nächtlich stille
Dunkel ihre Strahlen birgt —

diese Explosion, sagen wir, ist das Maaß der Dichtkraft des Herrn Bork.

Reinecke der Fuchs, von Dietrich Wilhelm Soltau. In vier Büchern und zwölf Gesängen, mit einem Bildnisse des Reinecke in Steindruck nach Wilhelm Tischbein. Braunschweig 1823. gedruckt auf Kosten des Verfassers. 260 S. 8.

Obgleich, sagt der Verfasser in dem Vorwort, der eigentliche Zeitpunkt und der Ort der ersten Erscheinung dieses uralten satyrischen Gedichts sich nicht mit Gewißheit ausmitteln lasse, so sey es doch sehr wahrscheinlich,

daß das Gedicht von einem gewiſſen Nikolaus Baumann um das Jahr 1526 verfaßt und zum Drucke befördert worden ſey.[a]) Daß die Begebenheiten eines gewiſſen Grafen Reinhard in Lothringen den erſten Stoff zu der Fabel hergegeben haben, laſſe ſich nicht mit Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Wie dem aber auch ſey, das alte Gedicht verdiente ſeines innern Gehalts wegen allerdings eine ſolche Bearbeitung, daß es von der jetzigen Generation genoſſen werden konnte, denn es zeichnet ſich durch treffende ſatyriſche Züge nicht minder als durch eine ächt poetiſche Geſtaltung aus. Vorzüglich iſt die Charakterzeichnung tief gegriffen, und höchſt lebendig ausgeführt. Bekanntlich enthält das Gedicht den Prozeß, den faſt das ganze Thierreich gegen den liſtigen und verſchlagenen Reinecke bey dem König der Thiere anhängig machte, und aus dem ſich dieſer, trotz aller gegen ihn zeugenden Beweiſe, trotz aller angewandten Ueberführungsmittel der Ankläger ſich geſchickt zu ſichern wußte. Man könnte meynen, daß gerade in dieſem Ausgange Etwas Unpoetiſches in ſo ferne liege, als der Dichter damit gewiſſermaßen der Bosheit und Liſt das Wort zu reden ſcheine, folglich eine kleinliche Anſicht von der Menſchheit offenbare, allein man wird bey genauerer Betrachtung wohl finden, daß ſich darinnen des Dichters edler Geiſt verkünder, denn dieſer Ausgang zeigt eben die ſatyriſche Tendenz des Ganzen gegen die mangelhaften Anſtalten der Menſchheit, wodurch es allein möglich wird, daß Liſt und Verſchmitztheit über Unſchuld und Wahrheit ſiegen können.[b]) Der Schluß des Dichters in folgenden Verſen:

Alſo ward Reinecke hoch geehrt;
Und hiermit haben wir gelehret,
Daß man ſich ſoll zu Ehren kehren,
Das Laſter fliehen, die Tugend lehren.
— — Dieſe Fabel und andere mehr
Erzählen Warnung mir und Lehr,
Daß wir das Böſe fliehen meiden,
Und lernen klug ſeyn und beſcheiden;

und dann die Aeußerung

Dieß Büchlein geht um guten Kauf
Die Welt und ihren kurzen Lauf.
Wer's ſtiehlt oder nicht und wer's verkehrt,
Eckt wer's in allen Ständen gern —

wird durch die Compoſition des Gedichtes überall gerechtfertigt. Die vorliegende Verdeutſchung iſt in gereimten Verſen, da hingegen die von Goethe in Hexameter abgefaßt iſt. Uns ſcheint der Reim, ſo wie der kurze Vers — dem Hr. S. — bey dieſem Gedicht gewählt, viel zu Hervorhebung ſeines nationellen Charakters beyzutragen,[c]) auch hat Hr. S. beides mit vieler Geſchicklichkeit zu behandeln gewußt, ſo daß man mit Leichtigkeit und Anmuth den humoriſtiſchen Erzählungston ſich entfalten ſieht.

Das Aeußere iſt ſehr ſauber, und macht der treffliche Vieweg'ſche Oefizin zu Braunſchweig alle Ehre.

F. L.

---

a) Mit Erlaubniß, das ſagt er nicht, und ſo iſt's auch nicht. Die älteſte Ausgabe unſers Reinecke de Vos iſt, wie er ſagt, von 1498, und da heißt der Verfaſſer Hinrek von Alkmar, Sweterſlêr und Tuchtmeiſter des Herzogs von Lothringen. Nikolaus Baumann gab zwey neue Ausgaben davon 1517 und 1522 heraus. Darüber, ob Hinrek und Baumann eine und dieſelbe Perſon — ob jener Name nur eine interpolirte Maske geweſen, iſt von jener viel geſtritten worden. Ich beſitze ſelbſt einen Reinecke der Zunft, hochdeutſch und plattdeutſch, Leipzig bey Breitkopf 1752, den Kennern der leztern Kunſt unſtreitbar bekannt durch die vortrefflichen Kupfer — vortrefflich beſonders wegen des, mit der Dichtung harmonirenden Ausdrucks in den Phyſiognomien und Stellungen der Thiere. In der Vorrede dieſer Ausgabe wird die Behauptung Rollenhagens in der Vorrede zu ſeinem Froſchmäuſeler (1596), daß Baumann der Verfaſſer geweſen, mit ſehr ſcheinbaren Gründen beſtritten, obſchon Mothof in ſeinem Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie (1682) Cap. VII. S. 366. dieſelbe adoptirt hatte. Hartzheim in Helmſtädt, der die älteſte Ausgabe von 1498 aufgefunden hatte, behauptete in einem Programm vom 1. Nov. 1709, daß der Verfaſſer wirklich Hinrik von Alkmar geweſen, Schulmeiſter und Tugendlehrer (Hofmeiſter) eines Prinzen von Lothringen. In meiner Ausgabe wird vermuthet, daß Antonius, der 1508 zur Regierung gekommen, Hinrik Zholing geweſen, und das Buch für ihn geſchrieben worden, umgefähr wie Fenelon Telemach für den Herzog von Bourgogne. Wahrſcheinlich ſind alle dieſe Dinge unſerem Bearbeiter beſſer bekannt als mir, und er wird ihrer wohl in der Vorrede zu ſeiner früheren Bearbeitung gedacht haben, auf welche er S. V. ſich beziehet.

F.

b) N. Baumann ſpricht ſich in einer plattdeutſchen Ausgabe von 1549 über dieſe Tendenz ſehr ausführlich aus. u. a. ſo: „denn ob es ſich gleich oft zuträgt, daß ein Fürſt oder regierender Herr, mit allerley Thorheit und fürſtlicher Unart, den Gott dem Menſchenkinde beſcheret und zugetheilet werden — ; denn werden ſolche Fürſten und Regenten durch Verleitung der unverſtändigen, falſchen und untreuen Räthe, ſammt andern Augendienern, dahin gebracht, daß ſie die Furcht des Herrn ins Vergeſſen ſtellen u. ſ. f. Damit aber nicht allein ſolche Fürſten und Regenten, ſondern auch alle andere gute treuherzige Menſchen, vor ſolchen liſtigen, untreuen Räthen, Hofſchmeichlern und Spitzbuben gewarnet werden, ſich auch davor hüten lernen mögen: ſo iſt dieß folgende herrliche Fabel, von Reinekken dem Fuchſe, auf fernere Wohlmeinung, jedermann zu Dienſt, offenbar ans Licht gegeben."

c) Allerdings, es iſt der Originalität des Originals:

Dat is nu Reynke hoch geeret,
So hyr mit Recht is geleret.
Dun vlot ſchal ſyt vor wyſheyt leren.
Dat quade to weren, un de dögde leren.

D.

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Freitag den 7. November 1823.

Biographie.

Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Beylage zu der dritten Ausgabe der Söhne des Thals. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß. Berlin bey Sander. 1823. 164 S. 8.

Der Verfaſſer, ungenannt zwar, aber durch die Beſchaffenheit der in dem Buche enthaltenen Mittheilungen als ein vertrauter Freund des Verewigten hinreichend legitimirt, hat unverkennbar zum Thema ſeiner Arbeit die Frage gewählt: Iſt Werner wahr oder ein Heuchler geweſen? Es galt alſo weniger eine Biographie, als eine biographiſche Charakteriſtik, und die vorliegende, wie mancherley auch gegen ihre Form einzuwenden ſeyn möchte, iſt dem Weſen nach meiſterhaft gelungen. Wie in Hoffmanns Biographie, ſo iſt der V. auch hier zu Werke gegangen: er läßt den Verſtorbenen größtentheils ſich ſelbſt charakteriſiren durch vertraute Briefe, die theils an ihn (den Verf.), theils an den Verleger der Söhne des Thales geſchrieben ſind, und alle Kennzeichen der Aechtheit tragen. Er begleitet dieſelben mit Anmerkungen unter dem Texte, die — wenn ſchon oft unbequem wegen ihrer Länge — doch immer den Zweck verfolgen, durch Hinweiſungen auf andere Aeußerungen Werners den Text zu erläutern, und die Aufmerkſamkeit des Leſers auf diejenigen Umſtände zu lenken, aus denen ſich der darzuſtellende Charakter gleichſam von ſelbſt conſtruirt.

Werner erlangte Ruhm durch ſeine Dichtungen; aber was ihn zum ſogenannten öffentlichen Charakter machte, war ſeine Religionsveränderung nach erlangtem Dichterruhme. Dieſe Handlung hat in der unbefangenen moraliſchen Schätzung immer eine Art von levis nota macula an ſich, und ſo ſehr das die Gewiſſensfreyheit zu beſchränken ſcheint; ſo dünkt es uns doch ganz in der Natur der Sache gegründet. Zwar giebt es keinen legitimen, angebornen, unveräußerlichen Glauben; aber der erſte Glaube wird gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen, wir empfangen ſeinen Keim aus dem Munde der Eltern, der Jugendlehrer, der Perſonen unſerer erſten Liebe und Verehrung; er wächſt mit uns auf, er wird eine Gewohnheit, eine andere Natur. Einen Glauben erwählen, bleibt immer ein höchſt problematiſcher Begriff; denn man kennt ihn im vollſten Sinne des Wortes einen Glauben nicht eher, bis man ihn ſchon wirklich hat, und es kann von einer Wahl kaum eher die Rede ſeyn, als bis ſie ſchon geſchehen, und alſo innerlich unſere geſchehen iſt, weil nur die Erkenntniß moraliſch frey, d. h. vernunftmäßig wählen kann. Daher die Gemeinheit der Welt, bey dem Uebertritt von einem anerzogenen Glauben zu einem andern, erlernten, ſtudierten, irgend einen unlauteren Antrieb des Egoismus vorauszuſetzen. Wo aber die Welt einmal Egoismus vorausſetzt, da ſetzt ſie gern einen der begreiflichſten, der handgreiflichſten, der gröbſten Art voraus: den Trieb nach äußerlichem irdiſchen Vortheil. Sie nimmt das neue Glaubensbekenntniß für Heuchley. Will nun der Charakteriſtiker ſeinen Helden gegen dieſe Präſumtion vertreten; ſo hat er kaum ein anderes Mittel, als daß er uns einen feineren, unſchuldigeren Egoismus nachweiſe, der die verdächtige Erſcheinung pſychologiſch befriedigend erklärt. Und das hat unſer V. gethan.

Werner ſang kurz vor ſeinem Ende, in den Balſaminen für 1823, von ſeinem eignen Herzen: Es —

> Kreiſt ſo in bunten Trieben,
> Daß der, Natur, wohl ſelten eins
> Hold ſo herumgetrieben.
> Da altes Kind — — —
> Muß Kreuz und Quer zur Liebe!

Dieſe Selbſtbeurtheilung ſtellt der V. an die Spitze ſeiner Charakteriſtik, und lebt an:

Das alte Kind, der unſtäte Kreuz- und Querfahrer zur Liebe, F. L. Z. Werner, ward zu Königsberg in Preußen den 18ten November 1768 geboren. Sein Vater, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit an der dortigen Univerſität, und vermöge dieſes Amts auch Theater-Cenſor, ſtarb ſchon im vierzehnten Jahre des einzigen Sohnes, und dieſer blieb nach ſeinem Tode,

bis zu ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, bey der Mutter, einer Nichte des Dichters Valentin Pietſch. Werner ſelbſt nennt ſie in einem, 1804, wo ſie am 24ſten Februar ſtarb, an den Verfaſſer geſchriebenen Briefe, „eine reine heilige Kunſtſeele und Märtyrerin;“ Hippel, der große Dichter der Lebensläufe in aufſteigender Linie, pflegte von ihr zu ſagen, „daß ſie jeden Gegenſtand mit Adlersblicken durchſchaue,“ und auch Hoffmann, der mit Werner in einem Hauſe erzogen wurde, aber, wegen Ungleichheit des Alters, — er war acht Jahre jünger als Werner, — damals wenig Umgang mit ihm hatte, giebt ihr das Zeugniß, „daß ſie hoch begabt mit Geiſt und Fantaſie geweſen“. In ihrem reifern Alter verfiel ſie aber in eine Gemüthskrankheit, von welcher ſie bis an ihr Ende nicht völlig genas, und worin, wenn Hoffmanns Angabe hierüber richtig iſt, ſich der fixe Wahn in ihr ausbildete, ſie ſey die Jungfrau Maria, ihr Sohn aber der Heiland der Welt. Gewiß iſt es, daß der Geiſteszuſtand der Mutter, in welcher Art ſich deſſen Zerrüttung auch möge ausgeſprochen haben, nicht ohne einen tiefen Einfluß auf das höchſt empfängliche Gemüth Werners geblieben iſt, doch zeigten ſich die Folgen erſt in ſpätern Jahren; denn als Student, — er wurde 1784 in Königsberg immatrikulirt, hörte juriſtiſche und cameraliſtiſche Vorleſungen und auch Philoſophie bey Kant, — ſoll er ein ſehr ausgelaſſenes Leben geführt haben, und auch in ſeinen Jugendgedichten, die er im ein und zwanzigſten Jahre herausgab, findet ſich keine Spur von irgend einer, am wenigſten von religiöſer, Schwärmerey; vielmehr gerade vom Gegentheil.

Hier theilt er als Beleg (Belag ſteht im Buche) ein Gedicht Werners von 1789 (aus ſeinen Gedichten, Königsberg bey Hartung) mit, welches in der That beweiſt, was es ſoll. W. wurde 1793 preußiſcher Kammerſecretair, arbeitete nach und nach bey mehreren Domänenkammern, am längſten aber bey der in Warſchau, wo der Verf. 1799 ihn kennen lernte und ſein Vertrauter wurde.

Damals, in ſeinem 31ſten Jahre, war Werner, der „Kreuz- und Queerjäger zur Liebe,“ im Begriff, ſchon eine zweyte Ehe, mit Uebereinſtimmung beyder Theile, und mit großen Aufopferungen von ſeiner Seite, aufzulöſen, weil er in ſeiner Wahl einen Mißgriff gethan hatte. Bis auf dieſen häuslichen Uebelſtand, den er ſich aber nicht ſonderlich zu Herzen gehen ließ, lebte er in Warſchau ein ſehr gemüthliches Leben. Der Ort, ſich einer ſchöneren Lage erfreuend, als viele andere Hauptſtädte, bot, bey verhältnißmäßiger Wohlfeilheit, Gelegenheit in Fülle zu Genüſſen aller Art, und, wenn man, nach Umgange mit gebildeten Deutſchen ſuchend, auch zu einer ecclesia pressa ſeine Zuflucht nehmen mußte; ſo hatte doch eben dieſer Umſtand die Folge, daß die, welche ſich fanden, ſich viel enger an einander ſchloſſen, als es wohl im Vaterlande geſchehen wäre, wo keinem unabweisliche Beziehungen zu ſolchen, die ſeinem Innern weniger nahe, gefehlt haben würden.

Unter denen, welche den entſchiedenſten Einfluß auf die jungen Preußen, die ihr Beruf in jene entfernte Provinz führte, äußerten, ragte aber, wie ein Coloß, hervor, Johann Jakob Mnioch; ein Mann, den ſeine Zeit nicht genug erkannt hat, weil ſein Schickſal wollte, daß überall, wo er ſeine Stimme erhob, Größere als er gleichzeitig das Aehnliche auszuſprechen ſuchten. An ihn ſchloß ſich Werner, der nächſt der verwandten Individualität auch noch die damals in ihm vorherrſchende Richtung auf maleriſche Gegenſtände mit ihm gemein hatte, hauptſächlich an, und, nächſt Mnioch, an den Verfaſſer, der zu jener Zeit ein neunzehnjähriger Jüngling, ihm nichts bieten konnte, als ein Herz voll Liebe und eine jugendlich friſche Achtung, ja Ehrfurcht, vor dem ſchönen Talente, welches ſich unverkennbar in den erſten Anfängen der Söhne des Thales offenbarte. Dieſe entſtanden in dem Jahre 1800, und die Art, wie, wird von dem Verfaſſer anziehend beſchrieben.

Einige Stunden von Warſchau liegt, wahrhaft zauberiſch, in einem dichten Walde, hart an der von hohen Ufern begränzten Weichſel, die Camalduleuſer Abtey Bielany, bewohnt von Mönchen einer ſo ſtrengen Regel, daß nur die Trappiſten nach einer noch härtern leben. In dieſe klöſterliche Einſamkeit wanderte Werner mit ſeinem Freunde jeden ſchönen Sonnabend des Sommers 1800, wenn ihre Geſchäfte in der Stadt beendigt waren; in Ermangelung eines förmlichen Gaſthauſes wurde im Walde bivouacquirt, höchſtens unter einem in der Nähe aufgeſchlagenen Zelte geſchlafen, und der Sonntag dann durchweg im Freyen, auf Streifereyen im Walde, Waſſerfahrten auf der Weichſel und dergleichen, zugebracht, bis der ſpäte Abend nach der Stadt zurückrief. Hier fand nun der ſtrebende Jüngling reiche Gelegenheit, vor dem ſchon reiferen Manne ſein ganzes Innere zu entfalten, ihm ſeine Zweifel und Einwürfe gegen manche, ſchon damals von Werner aufgeſtellte, Lieblingstheorien vorzutragen, und dieſen, ihn zum Widerſpruche reizend, ſich ſelbſt klarer zu machen. In jeder Woche ſchrieb Werner neue Scenen ſeines Stücks, legte die damalige Sinnesart ſeines jungen Freundes, wie ſie ſich in ihm abſpiegelte, dem darin auftretenden ein und zwanzigjährigen Schottiſchen Tempelritter Robert d'Heredon bey, in welchem er den Freund zeichnete, und am Sonntage wurde das neu Entſtandene vorgeleſen, wieder diſputirt und dadurch ferneren Stoff verbreitet.

Im Jahr 1801 rief die zunehmende Krankheit ſeiner

Mutter ihn nach Königsberg zurück, wohin seine dritte Gattin ihn begleitete, eine reizende junge Polin, von der liebenswürdigsten Persönlichkeit, die aber kein Wort Deutsch, wie er kaum ein Wort Polnisch, verstand.

Von da aus schrieb er an unseren Verf. und an seinen nachmaligen Verleger eine Reihe von Briefen, aus welchen hier auf das überzeugendste nachgewiesen wird, wie er damals war, und wie sich in ihm vorbereitete, was er später wurde.

Er war nämlich phantasiereich, schwärmerisch, charakterschwach, unselbstständig. Das pflegt zur Sehnsucht nach brüderschaftlichen, moralischen Verbindungen zu treiben, und W. hatte sich der Maurerey ergeben mit voller Seele. Er hoffte in und mit dem Orden moralische Wirkungen im Großen auf die Menschheit hervorzubringen, und indem er in seinen Söhnen des Thales die Hypothese der historia ordinis ausführte, daß die Maurer ursprünglich Templer wären, gedachte er durch die darin niedergelegten Ansichten der moralischen Welt zugleich auf den Orden und auf die Nation zu wirken und sie für diese Ideen zu begeistern. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als — die Grundlage zu einer neuen Religion, (vergl. S. 53) oder wenigstens zu einer neuen Maurerey von rein-religiöser Tendenz, und scheint erst später eingesehn zu haben, daß auf der schriftstellerischen Bahn zu diesem Ziele seiner — sein egoistischen — Sehnsucht nicht füglich zu gelangen sey. Die Stellen S. 28. 32. 34. 36. 41. 45. 52. u. 64. lassen darüber keinen Zweifel. Dieses Streben, diese Sehnsucht nach einer edlen und großartigen Wirksamkeit, setzte sein poetisches Talent als Hebel, als Mittel zum Zweck in Bewegung, und man könnte daher wohl sagen, er sey ein allzuwahrer Poet gewesen; er glaubte, was er dichtete, und dichtete, was er glaubte. Ob diese Sehnsucht nach einer Wiedergeburt der Religion mit der fixen Idee seiner Mutter, daß sie Maria und er der Weltheiland sey, in irgend einem psychologischen Zusammenhange gestanden haben mag? Unser Verf. berührt diese Frage nirgends; aber er hat jenen Umstand vielleicht absichtlich an die Spitze seiner Erzählung gestellt, um den Leser darauf zu führen, und wir sind in der That geneigt, eins von den zwey Dingen zu glauben: entweder daß seine Ideen von Religionswiedergeburt im Wahnsinne der Mutter sich als Karikatur abspiegelten, oder daß umgekehrt ihre fixe Idee, Jahre lang gehegt und ausgesprochen, seiner Sehnsucht nach großartiger Wirksamkeit diese abentheuerliche Richtung gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

Die Bekehrung in den Bädern von Lucca, vom Professor L. Kruse. — Die drey Postmeister, ein Schwank von Georg Loh. Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung 1823. 280 S. 8.

Die erste dieser beyden, in einem Bande vereinigten Darstellungen gehört in die Klasse des eigentlich Interessanten, in so fern es dem Schönen entgegen steht, denn es ist nicht sowohl, oder vielmehr weit weniger die gediegene klassische, überall gleichgehaltene, und so durch ein wohlberechnetes Ebenmaas anziehende Darstellung, was diesem kleinen Roman Reiz giebt, als vielmehr die zu Erweckung des lebhaftesten Antheils wohl ersonnene Fabel, das Pikante der daraus hervorgehenden Situationen, das Geheimnißvolle, welches über dem Ganzen schwebt und die Aufmerksamkeit nur um so stärker fesselt, je weniger es absichtlich dazu verwandt oder herbeygeführt scheint; so wie die durch den Contrast zum Theil sich gegenseitig hebenden Charaktere an sich schon des innigern Antheils des Lesers sich erfreuen dürfen. In den Bädern von Lucca nämlich erscheinen zwey Männer, welche durch ihr Aeußeres sowohl, als durch ihr gegenseitiges Benehmen zu dem Verdachte Veranlassung geben, sie seyen ein Liebespaar. Es ist aber Vater und Sohn. In ihren Charakteren stellt sich der entschiedenste Gegensatz dar, denn der Vater, ein Mann, der noch nicht ganz über die Blüthe des Lebens hinaus ist, wird als ein leichtsinniger, lebenslustiger, darum nicht eben gewissenhafter, der Sinnlichkeit besonders ergebener Mensch, ein Roué im Sinne der Franzosen, geschildert, der Sohn dagegen tritt als eine sehr edle Natur auf. In einem Kloster streng erzogen, hat er sich die strengsten Grundsätze zu eigen gemacht, und mit einem feurigen Gefühle begabt — er ist ein Spanier — hat er dieses nur auf das Edle und Schöne gerichtet, und verabscheut den gewissenlosen Weltgenuß eben so sehr als ihn der Vater aufsucht und sich gern ihm hingiebt. Das Auftreten eines alten Mannes mit seiner jugendlichen, überaus reizenden Gattin bringt Vater und Sohn in ein Verhältniß, das wie Nebenbuhlerschaft aussieht, aber nicht ist, denn der Vater liebt bald mit sinnlicher Glut die schöne Fremde, zu der sich der Sohn zwar auch hingezogen fühlt, die er aber nur wie ein seinen Wünschen zu hoch stehendes, und vor gemeiner Leidenschaft, ja vor der edlern Liebe selbst durch ihr eheliches Verhältniß geschütztes Wesen verehrend betrachtet. Dem Sohne können des Vaters Wünsche und Absichten nicht lange verborgen bleiben, ja dieser entdeckt sie jenem selbst, und der Sohn beschließt nun, als rettender Schutzgeist sich auf die Seite der vom Vater mit unreinen Flammen Verfolgten zu stellen. Nun wird das

Verhältniß zwischen Sohn und Vater feindlich, und zwar im höchsten Grade. Der Versuch, den der Vater macht, die schöne Gattin des Marchese — denn dafür wird sie allgemein gehalten — durch Gewalt sich zuzueignen, und den der Sohn in der edelsten Absicht vereitelt, trennt Beyde. Der Vater wird zu einem Aufenthalte in tiefer Abgeschiedenheit genöthigt, der Sohn aber kommt durch seltenes Zusammentreffen von Umständen in das Haus des Marchese selbst. Hier lernt er, als Dame durch die Noth gedrungen verkleidet, auch jene Leidenschaft kennen, welche seinen Vater für die junge Schönheit entflammte. Er beurtheilt nun jenen nachsichtiger. Die Reue bemächtigt sich seines Herzens, und so wird, da auch der Vater in der Einsamkeit freylich wohl etwas schnell, und vielleicht nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem Charakter, den er früher enthüllte, zur Einsicht seines Unrechts gelangt, die Annäherung und endliche Versöhnung Beyder vorbereitet, und durch die Umstände erleichtert herbeygeführt. Wie sich das Ganze schließt und entwickelt, wollen wir dem Leser nicht verrathen, aber versichern können wir ihn, daß er sich durch die Entwickelung befriedigt finden wird. Der Gang der Erzählung ist ziemlich verwickelt, und wir sind auf viele Stellen gestoßen, wo uns die Wahrscheinlichkeit fast verletzt schien. Indessen wollen wir deßhalb eben nicht mit dem Verfasser rechten, denn die äußere Wahrscheinlichkeit oder diejenige, welche sich auf den Gang und Zusammenhang der Begebenheiten und Schicksale bezieht, scheint fast unbestimmbar, indem der Mensch selten tief genug in die Verkettung der Ereignisse schauen kann, um genau zu bestimmen, was zu vermuthen sey, was nicht; auch der kleinere oder größere Kreis der Beobachtung jedes Einzelnen seinen Maasstab des Wahrscheinlichen sehr ändern muß. Allein die innere Wahrscheinlichkeit oder diejenige, die sich auf Handlungen und Thaten bezieht, und aus den Charakteren hervorgeht, muß der Dichter desto fester im Auge haben, denn diese gründet sich auf die Gesetzmäßigkeit der innern Welt, welche zu enthüllen stets die Hauptaufgabe des Darstellers bleibt. Wenn er sich hier einen Eingriff erlaubt, so hebt er die Täuschung selbst auf, die er beabsichtigt, und die Menschen, welche wir als selbstständige Wesen denken sollen, erscheinen wie Puppen, die er lenkt, um uns einen Spaß vorzumachen. Was die Darstellung anbetrifft, so muß man diese belebt und gewandt nennen. Die Bildung des Styls ließe wohl noch Verbesserungen zu; oft glaubt man den Fremden zu vernehmen, der sich nur das deutsche Idiom angebildet hat. Doch läßt sich Alles ohne Bedenklichkeit, der Absicht des Verf. gemäß, verstehen. Ref. ist überzeugt, daß das Buch dem jezt eben herrschenden Geschmacke der Lesewelt sehr zusagen wird.

Der Schwank von Herrn Lotz, der mit der vorhergehenden Erzählung in ganz und gar keinem Zusammenhange steht, ist an sich recht ergötzlich, auch nicht zu weit ausgesponnen, um durchaus zu belustigen. In der Idee selbst liegt sogar Etwas originell zu nennendes.

Druck und Papier sind sehr gut, und schwachen Augen besonders wohlthuend.

X. r.

Friedchen. Eine wahre Geschichte. Herausgegeben von der Verfasserin der Marie Müller, Erna, u. s. w. Altona bey J. F. Hammerich. 1823. VI und 254 S. 8.

Eine kinderlose Ehe, aus Convenienz geschlossen; Ueberdruß des einen Ehegatten am andern, der am — Krebs leidet; strafbare Liebe des Mannes zu einem hübschen Mädchen, Namens: Friedchen; (der lieber mit einem etwas poetischer klingenden hätte vertauscht werden sollen;) Vergiftung der kranken Frau, scheinbar unentdeckt; Heirath des geliebten Friedchens; Geburt eines Söhnleins; die rächende Nemesis in der Gestalt der wahnsinnig gewordenen ehemaligen Krankenwärterin der vergifteten, längst vergessenen ersten Frau; Friedchens durch heftigen Schreck herbeygeführter und ihres Felix aus Gram erfolgter Tod: das sind die realistischen Stoffe, aus welchen vorliegender Roman, der kein Roman seyn soll, als solcher füglich auch nicht gelten kann, gewebt wurde. Die Verfasserin der Marie Müller hat schon Besseres geliefert, und hätte auch hieraus Besseres produciren können, wenn sie das poetische Gewand besser hätte drapiren wollen. Eine Alltagsgeschichte aber — denn als etwas Anderes kann man sie nicht ansprechen.*) wird immer eine Alltagsgeschichte bleiben. Für die Lesewelt, besonders für diejenigen, welche früher Geschmack gefunden haben an den besseren Producten der Verfasserin, wird indessen Friedchen befriedigend seyn, und wir können sogar nicht umhin, es ihnen zu empfehlen. Auch ein Spiegel kann Friedchen seyn für manchen Mann von schwankenden Grundsätzen und in ähnlicher Lage; eine Warnungstafel für Jünglinge und Mädchen, nicht aus Convenienz zu heirathen; Alles, nur kein Roman, auch keine wahre Geschichte in romantischem Gewande.

Der bequeme und correcte Druck und das weiße Papier geben dem Buche ein empfehlendes Aeußere.

— i g.

*) Ey, warum nicht gar! Solche Gräuel passiren Gottlob nicht alle Tage.

M.

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 11. November 1823.

Biographie.

Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Beylage zu der dritten Ausgabe der Söhne des Thal's. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß. Berlin bey Sander. 1823. 164 S. 8.

(Beschluß.)

Es war wohl ursprünglich ein idealisirter Katholicismus, auf welchen W. es anlegte, und sein späterer Versuch, von der Bühne herab — durch seinen Luther — auf die Protestanten zu wirken, stand damit um so weniger im Widerspruche, als er hier mittelst des Mysticismus den ihm kalt erscheinenden evangelischen Glauben zu erwärmen und mit seinem Ideale zu verschmelzen trachtete. Sobald er nun zu der Erfahrung gelangt war, daß mit der Dichtkunst nichts zu wirken war für seinen realistischen Zweck; stand er auch schon auf dem Punkte, von wo aus er bey seiner Individualität schwerlich einen andern Weg von dem Gipfel seiner Träume herab nehmen konnte, als den, welchen er wirklich nahm. Der katholische Cultus stand seinem idealisirten Katholicismus am nächsten, er wirkte mächtig auf sein Religionsgefühl, ohne den Kunstsinn gänzlich darben zu lassen. Hier, wo auf ihn gewirkt wurde, glaubte er ebenfalls wirken, und die Gemüther für das Uebersinnliche, Heilige dauernd begeistern zu können. Hier war für den vormals Ausschweifenden, den die Reue quälte, wenn nicht mehr Trost und wohlfeilere Vergebung, doch mehr Beschwichtigung der peinlichen Gefühle durch angenehme, mehr Betäubung der schmerzlichen Erinnerungen zu erwarten; und so gieng es wohl ohne grobegoistischen Antrieb zu, daß sein Gemüth sich losriß vom anerzogenen Glauben, daß er ihn abschwor, und daß er die Laufbahn betrat, welche ihn endlich als Weltgeistlichen auf die Kanzeln von Wien trieb. Und so ist denn wohl zu glauben, daß sein Glaube, wie er ihn 1801 (S. 16.) aussprach: „Ich glaube, daß mich Gott vor kopfhängender, heuchlerischer, abergläubischer Frömmeley zeitlebens behüten wird," trotz allem Anscheine vom Gegentheile wirklich in Erfüllung gegangen.

Schon damals schrieb er (S. 22 ff.) an den Verfasser: „Sieh, lieber, edler Freund, du lebst in Berlin. Gott hat, nach seinem unerforschlichen Rathschluß, diesen Sammelplatz alles Staubes und aller Schaalheit, gleich einem andern Bethlehem, gewürdiget, in ihm ein neues Licht, — nicht aufgehn; aufgegangen ist es schon lange, schon vor hundert Jahren und länger; aber in einem Brennpunkte concentriren, oder besser, den Scheffel wegnehmen zu lassen, womit es, biblischer Weise zu reden, noch bedeckt war."

Und nun weiter unten, S. 24:

„Ich habe hier in Königsberg Gelegenheit gehabt, nur ein Bändchen der, wie ich höre, zahlreichen, Schriften des alten Jakob Böhme zu erschnappen, habe dieses Bändchen mit frommer unschuldiger Andacht; — denn anders kann man keinen geweihten Schriftsteller oder Dichter, wie Du selbst weißt, lesen — gelesen, und habe gefunden; nicht nur, daß er das Original oder Vorbild der jezt Mode werdenden Dichtkunst, — was noch nicht gar zu viel wäre, — wirklich ist; sondern auch, daß er eine artem poeticam für den Künstler enthält, wie sie wohl die bisherigen Geschmackslehrer, von Horaz bis Heydenreich, nicht geliefert haben möchten. Mehr aber als alles, gießt dieser fromme Geist Oel in die verwundeten Herzen. O, lieber, lieber Freund! daß ich Dich doch bekehren, doch überzeugen könnte, daß uns nichts zu trösten vermag, als Kunst und Religion; (warum haben wir doch noch nicht einen Namen für diese beyden Synonyma!) das lebendige Gefühl der großen Naturnähe, und das unbefangene anspruchlose Ergiessen einer reinen Seele in dieses reine Meer, — was kann der Mensch Tröstenderes haben? — Ich will nicht ganz Jakob Böhme seyn; ja, ich lasse Dir sogar Deinen Unglauben an Unsterblichkeit; ja viel mehr, ich mache mir, unter uns gesagt, nicht mehr viel aus dieser Unsterblichkeit, und fühle wohl, warum der Glaube an sie, — sey er auch gegründet, — in den Reden über die Religion, irreligiös genannt wird; aber baden möchte ich mich, auf-

löſen und verfließen, in dieſem unendlichen See, und das mußt und kannſt Du auch!"

Kann es den Menſchenkenner Wunder nehmen, wenn in dieſem Bade der Seele ſein Dichtergenius ertrank?

Um eben die Zeit (S. 37.) nannte er ſich ſchon überzeugt, „daß, die Sache poetiſch angeſehen, der Katholicismus nicht nur das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, ſondern auch, auf ſeine Urform zurückgeführt, allen übrigen chriſtlichen und unchriſtlichen Religionsformen, für ein Zeitalter, welches den Sinn der ſchönen Griechheit auf immer verloren hat, vorzuziehen iſt; daß unter allen Erzeugniſſen der Chriſtus-Religion Katholicismus die beſte, und der, Gottlob nun ſchon ſelig entſchlafene neue Theophilanthropismus die jämmerlichſte iſt, und daß allen Europäiſchen Kunſtgenius und Kunſtgeſchmack allmählig der Teufel holt, wenn wir nicht zu einem geläuterten (N. B. nicht metamorphoſirten) Katholicismus wiederkehren, von dem wir ausgegangen ſind."

Ein Jahr ſpäter ungefähr ſchwärmte er dem flackernden Lichte ſchon näher. „Es thut mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menſchen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher, u. ſ. w. verſchwendet, den einen eine Comödie, den andern ein Journal, den dritten romantiſche Dichtungen, Sonnetts und Gott weiß was, liefern ſehe, ſie von großen Zwecken, wie die Franzoſen von der Landung in England, prahlen höre, und doch keine ernſte Tendenz, keine verbundene Harmonie, zu dem großen Ziele, keine Realiſirung der göttlichen Idee einer geſelligen Verbindung edler Freunde zum höchſten Zwecke, erblicke, wie Schlegel ſie im erſten Hefte ſeiner Europa ſo ſchön andeutet. Ich bin überzeugt, wäre ich mit dieſen Menſchen einen Tag zuſammen; ſie müßten mich entweder in ihren Bund aufnehmen und ſich zu einer kräftigeren Wirkſamkeit entſchließen; oder mich für einen incurablen Narren erklären. Alles poetiſche Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröthe u. ſ. w. kann nichts helfen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen von Gott entfremdeten Welt, das Beyſpiel einer ſolchen Verbindung, in Proſa, in Natura; ſie mag Sekte, Orden, wie ſie will, getauft werden, und, kann ich zu einem ſolchen Zwecke mitwirken; ſo will ich gern meine poetiſche Feder, die mir nur dazu Vehikel iſt, niederlegen auf ewig, dann erſt werde ich ſagen können, ich lebe! —"

„Ich bitte Dich alſo, ſuche jene homines novos auf. Aſſocire Dich ihnen bonis modis. Iſt dieſer oder jener ein Narr; thut nichts, wenn er nur ächten Sinn hat für das, was dem Menſchen Noth thut, und das iſt: Verbindung einiger in ſolchem Sinne begabten Menſchen zur Erwärmung der Menſchheit, die weniger durch Bücher, als durch eine mündliche Communikation erreicht wird."

„Kunſtwerke ſind Vorarbeiten zu der neuen Religion, die der Menſchheit gegeben werden muß; Bücher wirken, in dieſer Rückſicht, wenig oder nichts. Wir brauchen Apoſtel, (N. B. in modernem Geſchmack) die auf einen Zweck hinwirken, und Proſelyten! Großer Gott, warum kann ich den Wallenroder nicht aus der Erde kratzen; gegen dieſen religiöſen Coloß ſind alle neue Kunſtmenſchen noch Neorboten."

Deutlicher, als durch dieſe Briefe, konnte wohl nicht gezeigt werden, was der Schwärmer wollte, und es braucht nur, daß man ſich in die Lage eines Schwärmers ſetze, welchem ſolche Zwecke fehl ſchlagen, um ihn — 15 Jahre ſpäter — ohne Verwunderung als entſchiedenen Feind des Proteſtantismus wiederzufinden, wie er ſich S. 95. zeigt.

„Du weißt, daß dumme Lügner von mir erzählt haben, ich ſey wieder Proteſtant geworden. Hierauf betheure ich Dir nicht nur vor dem Gott, der ſich meiner erbarmt, und mich nicht vor ſeinen Richterſtuhl gerufen hat; ich betheure Dir nicht nur, ſondern ich bitte Dich, Jedermann es zu ſagen, daß, wenn Gott mir ſein Gnadenlicht jemals ſo entzöge, daß ich aufhörte Katholik zu ſeyn, ich tauſendmal eher zum Judenthum, oder zu den Braminen am Ganges; aber nie, nie, zu der ſchalſten, ſchlechteſten, widerſprechendſten, nichtigſten Nichtigkeit des Proteſtantismus übergehen könnte!"

„Dixi, ob, et animam ſalvavi, weiß ich nicht; aber rette Du Deine Seele; ich beſchwöre Dich darum auf meinen Knieen, weil es noch Zeit iſt."

„O wüßten wir," ſo ſage ich in einem meiner Sonnette:

„O wüßten wir, was an der Zeit gelegen,
Wir ſprächen nie von ungelegner Zeit:
Die Brücke Zeit, bald iſt ſie abgeſchlagen;
Sie bricht. — es brauſt dem Säumigen entgegen
Das Meer der ungelegnen Ewigkeit!"

Es gehörte nicht in den Plan unſers Verfaſſers, die Dichtungen Werners hier näher zu beleuchten, doch deutet er S. 156. in der Note ihre allgemeinſten Mängel richtig an, und ſpricht nur allenfalls den 24. Februar von dem Vorwurf grober Geſchmackloſigkeit frey.

Bereits i. J. 1815 iſt dieſe Dichtung in der Leipz. Lit. Zeit. gründlich beleuchtet, und der darin ſo geſchickt verborgene Kalender-Myſticismus vollſtändig entwickelt worden. Man weiß, wie dieſes ganze, myſtiſche Gebäude auf dem Tage ruht, der den Sonnencyclus des Verbrechens endigte, auf dem Schalttage 1804. Das war der Todestag von Werners irrſinniger Mutter, und zugleich von ſeinem Freunde Mnioch. Das deutet auf noch anderen, möglichen Zuſammenhang dieſer genialen Dich-

tung mit des Dichters Leben hin, und es iſt zu beklagen, daß darüber hier keine weitere Aufklärung anzutreffen iſt. Vielleicht findet ſich ein ſpäterer Vertrauter des katholiſchen Werner (unſer Verf. hat nach dem Uebertritt wenig mit ihm verkehrt), welcher im Stand' iſt, ſie zu geben. Von keiner von ſeinen Tragödien hat W. ſo lange mit der Herausgabe gezögert, als von dieſer, und wir wiſſen auch aus ſicherer Quelle, daß erſt Müllners letzter Februar ihn dazu beſtimmte. Er' er ihm geleſen hatte, entwarf er eine bekannte Vorrede zu ſeinem Werke, die er unterdrückte, nachdem er die Anſichten kennen gelernt hatte, die Müllner in der ſeinigen ausſprach.

Die Schrift iſt ſehr nett gedruckt, und nach einer Anmerkung auf dem Titel beſonders abgedruckt für die Beſitzer der beiden erſten Auflagen von den Sitten des Tages.

Unterhaltungs-Literatur.

Der luſtige Reiſegeſellſchafter. Eine Sammlung ſpaßhafter Anekdoten zur Vertreibung der langweiligen Stunden auf Reiſen. Zweyte, vermehrte Auflage. Leipzig bey Immanuel Müller 1823. 77 S. 8.

Da man auf kurzweiligen Reiſen die Zeitung für die elegante Welt, die Abendzeitung, den Geſellſchafter und alle die Zeitſchriften, welche die Anekdoten als Lückenbüßer gebrauchen, nicht füglich mit ſich führen kann; ſo hat der unbenannte Verfaſſer wohlgethan, deren hier eine Anzahl zu ſammeln. Er hat 161 Stück geſammelt; wir wollen eben nicht behaupten, daß er ſie beſſer hätte auswählen ſollen, denn der guten giebt es nicht viel: aber manche der gezählten wäre leicht zu verbeſſern geweſen. S. 14. z. B. ſteht eine, die Ref. vor 4 — 5 Jahren in der Abendzeitung geleſen hat. Zu einem Kinde ſagt jemand: du haſt die Züge deiner Mutter, und das Kind antwortet: Die Ziege iſt im Garten, ſie frißt Gras. So, wie das ſchlechte Wortſpiel hier abgeſondert ſteht (und ſo ſtand es leider auch in der Abendzeitung) erzeigt es durchaus nicht; aber wenn der Mißverſtand des Kindes auf die fehlerhafte Ausſprache des Fragenden (ü wie i) berechnet worden wäre, ſo hätt' es als ein coup de pote, auf den oberſächſiſchen Dialect z. B., einen Reiſenden wohl beluſtigen können. S. 22. wird von dem Paſſiſten Herrn Fiſcher erzählt, er habe in Berlin einen tiefen Triller geſchlagen, wovon das Haus gedröhnet. Den Morgen darauf habe man das Fundament des Hauſes beſichtiget, und ein gutes Stück eingefallen gefunden, wovon die Reparaturkoſten 3 Thlr. 21 Gr. 8 Pf. betragen. Warum hier nicht lieber der Einfall über einen berühmten Orgelſpieler: er habe ein Gewitter ſo täuſchend nachgeahmt, daß in der ganzen Stadt die Milch davon geronnen ſey — ? S. 29. antwortet ein Knabe auf die Frage, wie viel es Sacramente gebe: Das weiß ich nicht gewiß, meine Mutter ſagt immer Hundert — der Vater aber immer Tauſend-ſacrament.- Hundertſacrament hat Ref. niemals ſagen hören, beſſer wär' alſo die Mutter weggeblieben. Der Knabe mußte antworten: Tauſend, denn mein Vater ſagt ſtets u. ſ. f. Statt der abgedroſchenen Anecdote von dem Quakſalber S. 37. würde die von dem Glücksritter wirkſamer geweſen ſeyn, welcher mit Bauern Kopf oben Kopf unten ſpielte. „Wenn der Kopf (des Fürſten auf dem an Kotzard geworfenen Geldſtücke) oben liegt," hatte er ihnen wiederholt erklärt, „ſo gewinn' ich; liegt er unten, ſo verliert ihr. Nachdem die Bauern eine Weile geſpielt hatten, rief der Geſchundene: Aber, Herr, wie er will, da können wir ja all mein Lebstage nicht gewinnen! „Das ſollt ihr auch nicht," ſagte der Spieler gelaſſen, und die Bauern ſpielten fort, bis ſie nichts mehr hatten. S. 47. hätte die Antwort des, auf einem Balle in Streit gerathenen Juden kürzer gefaßt werden ſollen. Herr, (ſagt ſein Gegner) hier mag ich kein Aufſehen machen, aber kommen Sie heraus, Sie ſollen ein Paar Ohrfeigen haben, die — „Was? (antwortet der Jude) dafür ſoll ich noch herausgeben? Bilden Sie mir zwanzig, ich gebe nicht! Der Verf. hat dieſe Antwort gewaltig gedehnt.

Inzwiſchen werden die meiſten Anekdoten der Sammlung ihre Wirkung nicht verfehlen, zumal da gleich die erſte geeignet iſt, den Leſer in gute Stimmung zu verſetzen. Hier iſt ſie.

Der bekannte Gelehrte, Sulzer, begegnete in einer Allee einem Menſchen mit einem verhungerten Hunde, der faſt nur ein Gerippe zu ſeyn ſchien.

Der Hund jammerte den weichmüthigen Mann. „Warum", fragte er, „ſieht denn der Hund ſo erbärmlich aus?"

„Hi frißt nischt!" war die Antwort.

„Warum frißt er denn nichts?"

„Mir gän (geben) em (ihm) nischt."

„Aber warum gebt ihr denn dem armen Thiere auch nichts?"

„Mir han nöschts!"

Zu loben iſt, daß der Sammler die unzüchtigen Anekdoten, worin die recueils facétieux der Franzoſen wimmeln, und alle diejenigen entfernt gehalten hat, welche auf Koſten der Geiſtlichkeit oder der Kirchengebräuche beluſtigen wollen; man müßte denn eine dahin ziehen — nach des Ref. Anſicht ſehr unſchuldige — rechnen, in denen vom Kirchenſchlafe die Rede iſt. Der Druck iſt bequem genug, um im Wagen geleſen werden zu können.

Taschenliteratur.

Friedrich Raßmann's

Rheinisch-Westphälischer Musenalmanach (sonst bey Schulz und Wundermann in Hamm) hat für das Jahr 1823 (sein drittes Lebensjahr) seinen Titel, seinen Verleger und seine Kleidung geändert. Musenalmanach aus Rheinland und Westphalen heißt er nun, ist bey Du-Mont-Schauberg in Cöln am Rhein erschienen, und dieser neue Pfleger hat ihn mit einfacher Eleganz ausgestattet. Auch an Inhalt scheint er uns gegen die früheren Jahrgänge gewonnen zu haben, und der gereifte Geschmack des Herausgebers läßt hoffen, daß er seinen Rang auch in Zukunft behaupten, und sich den Beyfall derer erhalten werde, die nicht durch modische Afterkunst verwöhnt sind. — Statt desselben ist aber, ebenfalls für 1823, bey dem vorigen Verleger, Schulz und Wundermann, ein

Westteutscher Musenalmanach

unter Redaction von Joh. Bapt. Rousseau erschienen, der zwar manches Gute und Genießbare enthält; aber was Herr Rousseau beygetragen hat, daran können wir nichts loben. Seine frischen Lieder in gutem Tone sind in folgendem Tone gesungen, den wir unmöglich gut finden können:

Der größte Beutelschneider
Ist Amor wohl, der Gott;
Auch mich hat leider, leider
Der Schuft gemacht zu Spott:
Drey Mägdlein schlank und hübsch
Verhieß er mir als Räuber:
Jezt pfeift und höhnt er: rirsch! (!!!)
Der schlechte Seelenräuber.

Madam heißt schon die eine,
Mama die andre gar.
Die Dritt' die Kleine, Feine,
Trägt Hochzeitschmuck im Haar.
Der vierte der bin ich,
Belogen und betrogen.
Nest meiner Lieb', zerbrich!
Die Weibchen sind verflogen.

Soll das etwa anakreontisch seyn?

Besser sind die Lieder von H. Heine S. 148 ff.; aber an diesen müssen wir tadeln, daß sie gar zu wenig frisch sind: denn mehrere davon, wo nicht alle, sind schon in Heine's „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (Berlin bey Dümler 1823, angezeigt im Lit. Bl. 1823. Nr. 50.) gedruckt erschienen. S. 149. finden wir namentlich dasselbe unzüchtige Liedchen wieder, welches Kotzebue's Schatten in der Hekate Nr. 50. S. 402. angeführt und mit den Worten gerügt hat: „Ich weiß es wohl, daß die freye Kunst auch die Freyheit haben muß, la bête à deux de dos zu malen; aber entweder muß der Zweck das Mittel adeln, wie z. B. im Othello, oder das Gemälde muß einen grünseidnen Vorhang haben, darf nicht nackt in der Gallerie hängen." Wir halten dafür, in Toilettenbüchern lassen sich auch mit dieser Kotzebue'schen Kunstphilosophie dergleichen Dinge nicht rechtfertigen. Das dritte dieser Heine'schen Liederchen lautet von Ort zu Ende so:

Die Mitternacht war kalt und stumm,
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

Das war denn doch ein gar zu armseliger Einfall, um ein Liedchen daraus zu machen. Das Aeußere des Almanachs ist dürftig —

Ganz anders dagegen präsentirt sich

Orphea,

ein neues Taschenbuch für 1824, Leipzig bey Ernst Fleischer. Der Titel wird die Mythologen befremden, eine Orphea hat es nicht gegeben, man müßte denn etwa die Gattin des Orpheus, Eurydice, so nennen wollen. Inzwischen erklärt sich der Verleger (der auch wohl zugleich Redacteur ist) darüber zur Nothdurft. Jeder Jahrgang dieses Taschenbuchs soll Kupfer aus den gangbarsten Opern liefern. Dabey dachte der Herausgeber an Orpheus, den „Vater der Musik, dessen Namen das Buch mit einigem Rechte geführt haben würde." Da aber unsere Taschenbücher sich gewöhnlich nach Damen nennen, so hat er eine Orphea creirt, und bittet, es deshalb nicht streng mit ihm zu nehmen. Das wollen wir nicht, da der Inhalt, sechs Erzählungen von beliebten Schriftstellern (z. B. Fouqué, Kind, Prätzel) und ein Lustspiel der Frau v. Chezy, wirklich sehr anziehend und unterhaltend ist. Das leztgenannte ist freylich mehr ein Idyll, und wird blos durch die Einwebung eines abgeschmackten Schulmeisters zum Lustspiel vel quasi.

Die 8 Kupfer nach Ramberg, besser gestochen als erfunden, sind sämmtlich aus dem Freyschützen, das ist Alles gesagt!

Uebrigens ist dieser Rekrut von der Aushebung des Jahres 1824 der erste, welcher auf unserem Musterplatze erscheint, und wir glauben kaum, daß irgend ein anderer seine Uniform ausstechen werde. Sie ist was man sagt brillant, und da er überdieß Freykugeln in der Patrontasche führt; so tragen wir kein Bedenken, ihn der Garde zuzutheilen, der Garde von der alles beherrschenden Kaiserin Mode.

Daß der Inhalt keine Beziehung auf die Kupfer hat, ist zu loben. Zwar ließ uns der Titel der Prätzel'schen Erzählung: Fiedelfritz, dergleichen vermuthen, aber die Vermuthung war irrig.

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Freitag den 14. November 1823.

Jugendliteratur.

Waldemar's Vermächtniß an ſeinen Sohn. Ein Buch für Jünglinge, zur Bildung und Veredlung ihres Geiſtes und Herzens. Von Jakob Glatz, k. k. Konſiſtorialrath in Wien. Zweyte verbeſſerte Original-Auflage. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1823. 308 S. 8.

Der Name des Verfaſſers, der ſchon durch Roſaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda und durch Roſaliens Erinnerungen rühmlich bekannt iſt, empfiehlt dieſe Schrift denen, die ſie nicht bereits kennen, zur Genüge; aber Bücher von ſolcher Tendenz und Beſchaffenheit können nicht genug empfohlen werden. Die Baſis der Schrift iſt eine ſehr einfache Fiction. Ein edler Mann, der mit reinem Herzen und klarem Geiſte durch die Schule der Lebenserfahrung gegangen, fühlt um die Zeit, wo ſein Sohn in das Jünglingsalter tritt, daß es ihm, dem Vater, nicht beſchieden ſeyn wird, zum Greiſenalter zu gelangen. Was er gelegentlich an ſeines Sohnes Herz geſprochen, und was er ihm noch ſagen möchte, ſchreibt er nieder in ſtillen Stunden, und als der Genius des Todes ſeine Fackel ſenkt, übergiebt er das moraliſche Vermächtniß den Händen des weinenden Sohnes. Es iſt nicht leicht, eine ſo angelegte Fiction durchzuführen, wir meinen ein ſolches Vermächtniß zu ſchreiben, das wirklich aus dem Herzen eines edlen und beſonnenden Vaters zu kommen ſcheine. Es ſcheint kaum möglich, wenn man nicht der Mann iſt, den man ſprechen läßt über ſo viele, faſt über alle moraliſchen Verhältniſſe des menſchlichen Lebens: denn obwohl der Dichter, der dramatiſche zumal, von den Flügeln der Phantaſie gar oft in der Zeichnung eines edlen Charakters weit über die Region ſeines eignen perſönlichen moraliſchen Werthes hinausgehoben wird; ſo möchte es doch wohl dem didactiſchen Schriftſteller ſchwer werden, durch ſo eine ganze Schrift hindurch ſeine eigne Denkungsart zu veredeln, und ohne die Hülfe dichteriſcher Exaltation ſein moraliſches Ich zu überragen. Man würde da immer ein Wanken auf der rechten Bahn, ein Herabſinken aus der ſittlichen Höhe wahrnehmen, ſich dadurch bald verſtimmt fühlen, und den Eindruck der Ermahnungen geſtört ſehen.

Ref. muß bekennen, daß ihm das hier nirgends begegnet iſt, und daß er in dem Waldemar, der das Vermächtniß hinterlaſſen haben ſoll, den Verfaſſer aufrichtig lieb gewonnen hat. Der Inhalt läßt begreiflich keinen Auszug zu. Wir wollen hier nur auf einige Stellen aufmerkſam machen, die vorzugsweiſe ein Wort für viele, und ein Wort zu ſeiner Zeit genannt werden können. In dem Abſchnitte, Bildung des Geſchmackes, heißt es unter andern:

„Dein Gefühl fürs Schöne und Erhabene iſt rein, mein Sohn! Erhalte es immerfort rein, und übe es immer mehr aus. Unterſcheide ſtets das Schickliche vom Unſchicklichen, und befleißige dich allezeit eines wohlanſtändigen Betragens und feiner Sitten. So lange dein Schönheitsſinn rein und rege bleibt, wirſt du in demſelben eine lebendige Quelle vieler und edler Freuden finden.“

„Es giebt indeß einen unläuterten, falſchen Geſchmack; möchteſt du dich allezeit vor demſelben ſorgfältig verwahren. So findet mancher Jüngling in dem Abentheuerlichen und Grotesken Erhabenheit und Genialität, und labt ſich an Ritter- und Feengeſchichten; mancher verwechſelt eitele Empfindeley mit edler Sentimentalität, ſüßliches, frömmelndes Geſchwätz mit dem erhabenen Geiſte wahrer Religioſität, beleidigende Plumpheiten mit Satyre, und niedrige Scherze mit Witz. Auf manchen deutſchen Univerſitäten ſingt oder brüllt noch mancher deutſche Jüngling ſogenannte Burſchenlieder, die eine Verhöhnung der edleren Dichtkunſt und eine Beleidigung des beſſeren Geſchmacks ſind, und wähnt dann doch als Muſenſohn den neun Göttinnen zu huldigen. Mancher ſteigt in einem Sturmhute und in ſogenannten Kanonenſtiefeln, ein anderer Goliath nach Claudius, einher, und glaubt, gerade in dieſem grauſen Coſtüme ein ächter Muſenſohn zu ſeyn.“

„In die Claſſe dieſer geſchmackloſen Thoren gehöre du nie, mein Sohn! fliehe vielmehr ihren Umgang, und ſetze dich mit ihnen auch nicht in das loſeſte Verhältniß. Sie gleichen dem Peche, das leicht anklebt und ſchmutzig macht.“

„Nur das reine, edlere Schöne und Erhabene liebe allezeit. Kräftige beſonders deinen Sinn fürs Hohe und Heilige. Auch in dieſer Hinſicht kann ich dir nicht genug die poetiſchen Werke der Alten empfehlen. In ihnen lebt und blüht ein reiner Geiſt, herrſcht ein gediegener, geläuterter Geſchmack. Man ſage, was man will: die Alten ſind im reinen Auffaſſen und Nachbilden der ſchönen und erhabenen Natur nicht übertroffen, und ewig werden ſie hierin unſere und unſerer Nachkommen Lehrmeiſter ſeyn. Das Studium der griechiſchen und römiſchen Dichter laß dir daher aufs beſte empfohlen ſeyn. Seitdem der kraftvolle, ehrwürdige Voß die vorzüglichſten derſelben auf eine ſo muſterhafte, nicht leicht zu übertreffende Weiſe in unſere Mutterſprache übertragen hat, ſind ſie für jeden gebildeten Deutſchen zugänglich, auch wenn er mit dem Griechiſchen und Römiſchen nicht vertraut iſt.“

„Schnell hat ſich in Deutſchland der Geſchmack gehoben. Es iſt bey weitem noch kein Jahrhundert verfloſſen, ſeitdem vaterländiſche Dichter ihrer Nation und dem Geſchmacke derſelben einen höheren Schwung zu geben verſuchten, und welche Meiſterwerke der Dichtkunſt ſind in dieſem kurzen Zeitraume zum Vorſcheine gekommen! Faſt könnte man behaupten, Deutſchland habe in dieſer Hinſicht alle übrigen gebildeten Völker Europa's überflügelt.“

„Leider ſcheint gegenwärtig im Fache der ſchönen redenden Künſte ein trauriger Stillſtand eintreten zu wollen. Ein trefflicher Geiſt tritt nach dem andern von dieſem Schauplatze ab, und unter unſern neuern Dichtern ſcheinen nur wenige zu der Hoffnung zu berechtigen, daß ſie einſt die großen Verluſte erſetzen dürften, die das Vaterland in dieſer Hinſicht während eines kurzen Zeitraumes gelitten hat. Uz, Geßner, Kleiſt, Ramler, Pfeffel, Leſſing, Gleim, Weiße, Herder, Klopſtock, Wieland, Schiller ſind abgetreten. Wie lange wird es währen und Goethe iſt auch nicht mehr. Ein großer Theil der neueſten Dichter, in dem Wahne, einen neuen höheren Geſchmack zu ſchaffen, ſind auf Abwege gerathen, und hätten vielleicht ſchon viel geſchadet, wenn ihre Gebilde nicht zu offenbar das Gepräge der Verſchrobenheit und der epileptiſchen Schwäche an ſich trügen. Von ihrem Wortgeklingel und ihren frommen Tändeleyen wirſt du dich zuverſichtlich nie betäuben und bethören laſſen: du müßteſt denn ganz zum Kindiſchen herabſinken, du, den ein ſo lebendiger Sinn fürs Große und Gediegene beſeelt!“

Woldemar beſchließt dieſen Abſchnitt mit dem Wunſche, daß ſein Sohn unter allen deutſchen Dichtern vor der Hand Schillern zum leitenden Liebling wählen möge. „Iſt einſt dein Geiſt vollkommener ausgebildet, dein Charakter feſter, und deine Anſicht von der Welt durch Lebenserfahrung ganz erhellt und feſte, dann wirſt du leicht ſelbſt entſcheiden, welche Geiſter du Schillern noch beygeſellen ſollſt. Dann werden — ſo hoffe, ſo wünſche ich — auch Friedrich Jakobi und einige andere Edle, die ihm geiſtig verwandt ſind, deinen Geiſt und dein Gemüth ergreifen, und ihre Werke die Bücher deines Herzens werden.“

Nicht minder beherzigenswerth iſt der Abſchnitt, Lectüre, und namentlich folgende Stellen daraus.

„Das Leſen hat des Anziehenden und Angenehmen ſo viel, daß man ſich von demſelben leicht zu ſehr einnehmen läßt, dabey das Handeln oft vergißt, das Selbſtdenken verlernt, und dann immer nur das iſt, was der Verfaſſer des Werkes, das wir leſen, aus uns macht. Auch iſt es nicht ſelten der Fall, daß unhaltbare, ſchiefe Ideen durch Lectüre in den Kopf des Leſers und arge Geſinnungen in das Herz deſſelben kommen.“

„Dagegen läßt ſich nicht ſtreiten. Der Querköpfe wandeln genug auf Erden herum, die ihren ſchlichten, geraden Verſtand durch viele Lectüre verloren haben. Aber das Gute wird nicht ſchlecht, weil es durch Mißbrauch oft entheiligt wird.“

„Dieſen Mißbrauch zu vermeiden, darauf kommt Alles an. Vernimm darüber, lieber Theodor, meine Meinung und meinen Rath.“

„Nicht alles was gedruckt iſt, verdient unſere Aufmerkſamkeit. Deutſchland erhält jährlich drey bis vier tauſend neue Schriften von ſeinen zwölf bis funfzehn tauſend lebenden Schriftſtellern. Aber wie wenig verdient davon geleſen zu werden! Das meiſte iſt ſchlechte, höchſtens mittelmäßige Waare. Die laſſe allezeit ungeleſen. Wer ſich an Cramerſchen Romanen und an Räubergeſchichten von Rinaldo Rinaldinis Art erfreut, dem laſſe ſein Vergnügen; du aber ſuche das Beſſere auf. Wünſcheſt du bisweilen eine leichtere Erholung, dann durchblättre immerhin einen von den beſſeren Romanen und theatraliſchen Stücken. In Lafontaine's, Kotzebue's, und ähnlicher Autoren Schriften wirſt du eine ſolche leichte Unterhaltung finden. Außerdem beſeitige die Romanen-Lectüre.“

„In unſern Zeiten hat beſonders das Journalen-Unweſen um ſich gegriffen, und man würde in der That um nichts mehr verlegen ſeyn, als um Zeit, wenn man all' unſere Zeitſchriften auch nur durchblättern wollte. Vieler Lectüre beſteht jetzt auch wirklich nur in einem ſolchen Durchblättern. Daher die Seichtigkeit und

Oberflächlichkeit ſo vieler Köpfe*). Geſelle dich ihnen nicht bey, mein Sohn!“

Wenn ſchon die Empfehlung der Kotzebue'ſchen Schriften bey gar manchem Moraliſten Widerſpruch finden möchte; ſo fallen doch gewiß die meiſten Erzieher der Ermahnung von der jetzt herrſchenden Flug-Lectüre der Unterhaltungs-Journale bey, und man möchte wünſchen, daß der würdige Verfaſſer die Nachtheile derſelben für den Geſchmack der Jugend hier entwickelt hätte, ſtatt ſie nur leicht zu berühren.

Endlich enthält auch das Kapitel, Vaterlandsliebe, Worte voll Gewicht, zumal für junge Deutſche.

„Deutſchland behauptet in dem Syſteme der Europäiſchen Staaten unſtreitig einen der erſten Plätze, daher es auch von jeher der Schauplatz blutiger Kriege geweſen iſt. Wenn gleich zum Theil unter dem nordiſchen Himmel liegend, hat es ſich doch im Ganzen einer hinlänglichen Freyzebigkeit der Natur zu erfreuen. Und wie ſehr zeichnet es ſich durch ſeine Bewohner aus! Wenn dieſe gleich beſcheiden genug ſind, ſich nicht über andere Völker zu erheben, wenn ſie gleich ihre Beſcheidenheit ſo weit ausdehnen, daß ſie ſich andern Nationen nicht einmal gleichſtellen: ſo bleibt es doch wahr, daß die Deutſchen in Wiſſenſchaft und Tugend keinem Volke auf Erden nachſtehen, die meiſten aber darin übertreffen. Wie oft geboten ſie auch als Krieger Ehrfurcht! Roms drückende Weltherrſchaft ward durch Germaniſche Tapferkeit geſtürzt, und in den letzten Jahrhunderten wie häufig gaben die Deutſchen ausgezeichnete Beweiſe von militäriſcher Kraft und Geſchicklichkeit!“

„Man durchſehe die Geſchichte der Künſte und Erfindungen. Deutſche waren es, welche Wichtiges erfanden. Deutſche, denen wir Buchdruckerkunſt, das Pulver u. ſ. w. verdanken. Sie ſtehen in dieſem Punkte ſelbſt den erfindungsreichſten Nationen nicht nach.“

„Und was iſt eine Wiſſenſchaft, die von den Deutſchen nicht getrieben und nicht erweitert worden wäre, wenn ihnen gleich dabey die und da von einzelnen geiſtesarmen, oder durch ſchlechte Rathgeber irre geführten Machthabern manche Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden? Wo es auf Gründlichkeit, Tiefſinn, unparteyiſches, allſeitiges Forſchen und raſtloſen Fleiß ankommt, wer könnte ſich da mit den Deutſchen vergleichen! Sie ſind in der That die Großhändler der Gelehrſamkeit, und die treuen Bewahrer des entſchloſſenen, freyeren und tieferen Forſchens. Sie haben Werke der Kunſt hervorgebracht, wie ſie ſelbſt die gebildetſten Völker nicht beſitzen. Von Deutſchland aus verbreitete ſich über ganz Europa ein freyer Schwung des Geiſtes, Muth im Denken und Schreiben, höhere Aufklärung!“

„Und was ſoll ich von den moraliſchen Eigenſchaften ſagen, durch welche die Deutſchen einen ſo hohen Rang unter allen Völkern der Erde behaupten. Gehe nach Rußland, nach England, nach Amerika und in andere Welttheile: wo du Deutſche findeſt, überall wirſt du von ihnen rühmen hören, daß ſie arbeitſam und raſtlos thätig, induſtriös, bieder, treu, zuverläſſig, beſcheiden und genügſam ſind. Eine Ehrlichkeit, eine Treuherzigkeit, Treu und Glauben, wie ſie unter den Deutſchen anzutreffen ſind, findeſt du nur bey wenigen andern Nationen der Erde.“

„Es iſt traurig“ — fährt er weiter unten fort, „daß dieſes Land, das durch ſeine mannigfaltigen Vorzüge und Kräfte dazu geeignet wäre, Andern zu gebieten, ſo wie es wirklich nicht ohne Herrſchaft über den Geiſt mehrerer benachbarten Nationen iſt, durch inneren Zwieſpalt, und durch einen Mangel an einem großen Vereinigungs-Punkte, auf welchem ſich alle Nationalkräfte concentriren, ſchon mehrmals der Gefahr ausgeſetzt war, unterjocht, gedrückt, ausgeſogen und ſelbſt in dem Edelſten und Koſtbarſten, was es beſitzt, in ſeiner moraliſchen Güte herabgewürdigt, und des hohen Rangs, den es in Hinſicht höherer Geiſtesbildung behauptet, beraubt zu werden. Es wäre höchſt betrübt, wenn einmal Deutſchland fiele. Sein Fall würde ganz Europa erſchüttern, viele Staatsſyſteme auflöſen, und Millionen vielleicht ſogar in ihrer höhern Cultur um Jahrhunderte zurückwerfen.“

„Heilige Eintracht, o umſchlinge und verbinde ſtets aufs innigſte die Fürſten, die für Deutſchlands Glück zu ſorgen und zu wachen haben, damit ſie, im feſten, redlichen Verein, kräftig und ſelbſt mit größter Gefahr und Aufopferung abwehren alles, was dem Vaterlande ſeine Selbſtſtändigkeit, Bildung und Denkfreyheit, ſeine Ehre und die deutſche Treue und Redlichkeit antaſten und rauben will! Um die Thronen eurer biedern, gerechten deutſchen Fürſten verſammelt euch, ihr Deutſchen, und kämpfet mit unerſchütterlichem Muthe für ihre Erhaltung. Euer wahres Leben, das Koſtbarſte, was ihr beſitzt, geht verloren, wenn ihr nicht, voll feurigen Patriotismus, eure politiſche, geiſtige und moraliſche Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit kräftig ſchützet.“

Amen! Amen! Amen! rufen hier gewiß alle Beſſern der Nation aus.

Der Verf. nennt dieſe zweyte Auflage eine verbeſſerte; wir können den Wunſch nicht unterdrücken, daß die dritte eine vermehrte ſeyn möge. Allzuſächtig — allzu diſcret vielleicht — iſt das wichtige Kapitel der Liebe behandelt. Wieviel läßt ſich darüber einem Jünglinge ſagen, was ihn vor den Verführungen der Sinne, vor Verirrungen der Triebe ſchützen kann, ohne voreilig den

*) Ja wohl, ach ja wohl!

M.

Schleyer des Myſteriums zu lüften. Ganz unberührt geblieben iſt die Klippe der geheimen, ſich moraliſch oder gar heilig nennenden Ordensverbindungen, an denen (wie wir neuerlich aus Werners Leben zu erſehen gehabt haben) ſo leicht die innere Freyheit und Selbſtſtändigkeit eines jungen Mannes ſcheitert, und zu denen die Phantaſie des Jünglings oft mit unwiderſtehlichem Reize hingezogen wird. Auch über die Partheyungen des Zeitgeiſtes, über die Selbſtbewahrung gegen allzulebhafte Theilnahme an den vielbeſprochenen, ſogenannten großen, Intereſſen der Menſchheit, und über ähnliche Dinge mehr, würd' ein Woldemar der Jugend nur Gutes, Wahres, Nützliches ſagen.*)

Unterhaltungsliteratur.

Quentin Durward. Aus dem Engliſchen des Walter Scott von K. L. Methuſalem Müller. Drey Theile (gegen 1000 S. 8.) Leipzig bey Herbig 1823.

Das Original dieſes Romans iſt in Nr. 65. S. 259 ff. des Lit. Bl. angezeigt. „Alle literariſchen Schildwachen Deutſchlands" — meinte der dortige, engliſch coſtumirte Recenſent — „werden bereits das Gewehr präſentirt haben vor dem neuen Kinde der Walter-Scott'ſchen Muſe." Das iſt ſchon nicht mehr Mode bey uns, es paſſiren dieſer Kinder zu viele das Leſethor, als daß die kritiſchen Wachen vor ihnen unter das Gewehr treten ſollten. Aber die Werber ſind ſehr hinter ihnen her, um ihnen eiligſt die deutſche Nationaluniform anzuziehen, und ſie einzuſtellen in die Reihen der Tapfern, welche ſtündlich aus den Leihbibliotheken ausziehen, um den ewigen Feind der Leſewelt, die Langeweile zu bekämpfen. Inzwiſchen der gegenwärtige junge Militär, ein Conſcribirter von 1823, hat mehr das Anſehen eines Arztes, welcher die Langeweile als eine Krankheit behandeln will, und zwar nach der Mode, homöopathiſch. Ref. hat freylich überhaupt noch keinen Scott'ſchen Roman geleſen, bey deſſen Anfange er nicht ſehnlich gewünſcht hätte, ſchon in der Mitte zu ſeyn; aber eine ſolche unausſtehliche Breite im Einleiten und Vorbereiten, eine ſolche Ausführlichkeit im Beſchreiben und Ausmalen, wie im Eingange dieſes Quentin Durward, hat er noch in keinem gefunden. Bey ihm hat die homöopathiſche Kur augenblicklich angeſchlagen: nicht die Hälfte der 56 Seiten langen Einleitung, worinnen der Verf. ſeinen Beſuch in der Schloßbibliothek eines wieder eingewanderten altfranzöſiſchen Marquis beſchreibt, hatte Ref. geleſen, als die Langeweile, die auf ihm laſtete, der lebhafteſten Ungeduld Platz machte, der Ungeduld, zu erfahren, wovon denn eigentlich hier die Rede ſeyn ſollte. Es wurd' ihm gleich hier unmöglich gemacht, den Roman — was man ſagt — durchzuleſen; er mußt' ihn durchfliegen, und er muß geſtehen, daß ihn nichts in ſeinem Fluge aufgehalten hat. Der Hof eines franzöſiſchen Tyrannen aus dem 15ten Jahrhundert, die Sitten der damaligen feudaliſtiſchen Zeit, und der durch dieſen unfruchtbaren Boden ſich hinſchlängelnde Bach einer Liebes- und Heirathsgeſchichte konnten ihn nicht einmal feſthalten, geſchweige denn einſchläfern, und als er das Ende erreicht hatte, fand er ſich erhoben, ohne vorher gerührt worden zu ſeyn; erhoben zu den erbaulichſten Betrachtungen über die Romanſchreiberey und über den Geſchmack der Leſewelt.

Dieſen hat W. S. hier wiederum trefflich bedient, und wollt' ihm ein kritiſcher Polonius einwenden: „Das iſt zu lang!" — ſo würd' er demſelben füglich mit Hamlet antworten: „Es ſoll mit eurem Barte zum Barbier." Denn er weiß es, nach ſeiner Aeußerung S. XXVIII der Einleitung zu urtheilen, recht gut, daß er ſeinen Namen in der literariſchen Welt „eigentlich denjenigen unſeren Werken zu danken hat, welche man ohne Ungerechtigkeit mit gereimten Romanen vergleichen könnte," und ſcheint auf diejenigen, welche man — gleichfalls ohne Ungerechtigkeit — ungereimte Romane nennen könnte, zu wenig Werth zu legen, als daß er die Stimmen der Kritik darüber ſonderlich beachten ſollte.

Die Ueberſetzung, aus der Feder eines beliebten Schriftſtellers, hat Eile gehabt, ihren Rivalen zuvor zu kommen: denn ſchon hat Ref. auch von einer Spiker'ſchen die Ankündigung geleſen. Daher vermuthlich S. XXXV das haut des chauses (haut-de-chausses); S. XXXVI die Arguebuſſen, worinnen die arquebuses ſchwer zu erkennen ſind; und endlich S. 7. das hachè von Conſtruction: „und daß, wenn, was ihn anbetreffe, ſeine Mühe um ſeine Gebeimniſſe wüßte, er ſie in's Feuer werfen würde." Endlich, ſagt Referent; denn obſchon, wenn was dergleichen Anſtöße anbetrifft, er ſelbige alle hätte notiren wollen, ſein Regiſter ziemlich lang geworden ſeyn würde; ſo hat er doch ſelbiges mit dem obigen Dritten beſchloſſen, weil er einen anerkannten guten Schriftſteller, der auch hier im Ganzen fließend, angenehm und treu überſetzt hat, einzelne Flüchtigkeiten in einer Arbeit, die ihrem Zwecke nach Schnellarbeit ſeyn mußte, nicht nachrechnen zu dürfen glaubte. Die Zahl der Druckböcke iſt Legion.

*) Und es würde ganz zur gelegenen Zeit kommen: Denn wir leben in einer Epoche, wo Männer Mühe haben, Ruh' und Gleichmuth gegen den Andrang dieſer Intereſſen zu verwahren.

M.

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 18. November 1823.

Geſchichte.

La Cour de Hollande sous le règne de Louis Bonaparte. Par un Auditeur. gr. 8. Paris 1823.

Unter dieſem Titel iſt eine Schrift in Paris erſchienen, die, wie die Einleitung ſagt, einen Mann zum Verfaſſer hat, der ſelbſt eine Rolle an dieſem Hofe ſpielte. Man findet hier eine hiſtoriſche Darſtellung der verſchiedenen Schickſale des Königs von ſeiner Thronbeſteigung bis zu ſeiner Abdankung mit den Veränderungen in den perſönlichen Umgebungen, in den Miniſterien u. ſ. w. Außerdem aber finden ſich Angaben der verſchiedenen Arbeiten des Königs zum Beſten ſeiner Unterthanen in allen Zweigen der Adminiſtration, welche denſelben als einen Mann von Geiſt, Herz und, wo die Umſtände es erheiſchten, von unermüdeter Thätigkeit darſtellen. Dieſer Theil des Werks gewährt wirkliches Intereſſe und Belehrung, während die eingemiſchten Hofintriken jenen ernſtern hiſtoriſchen Standpunkt manchmal auf eine etwas zu frivole Art unterbrechen. Ueber die ſo bekannten Mißverſtändniſſe, die zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und ſeinem Bruder Ludwig obwalteten, erhält man indeſſen keine nähern Aufſchlüſſe. Der Verfaſſer iſt weit entfernt, in dieſer Beziehung weder für den einen noch für den andern Partheie zu nehmen. Ein bis zur Krankheit geſteigerter Argwohn bey dieſem Fürſten gegen ſeinen Bruder, und gegen alle Franzoſen, eine verletzte Würdigung ſeiner Pflichten als Regent gegen das ſeſſirte Holland, und als Mitglied eines großen Staaten-Vereins in gemeinſchaftlichem Zuſammenwirken gegen England, laſſen allein jene Kataſtrophe in Holland begreifen, die nur durch eine Abdankung ſich kund geben konnte. Man weiß in der That nicht, was man dabey mehr bewundern ſoll, ob die Langmuth des Kaiſers, oder die hartnäckige Verblendung des Königs, nach den denkwürdigen Erläuterungen und Darſtellungen ſeines Intereſſes ſowohl, als deſſen des großen Staaten-Vereins gegen England in den beygedruckten Urkunden. Ueber die Mißverhältniſſe mit der Königin erhält man keine beſtimmte Belehrung, und der Verfaſſer wälzt keiner der beyden Partheyen eine wirkliche Schuld auf.

Die Schilderung des Nationalcharakters, der Sitten und Gebräuche der Holländer iſt dem Verfaſſer vorzüglich gelungen. Der fügſame Geiſt der Franzoſen wußte ſich ſchnell genug in alle dieſe Verhältniſſe zu finden, und durch gegenſeitige Einräumungen die Schwierigkeiten zu heben. Während der Verſammlung des geſetzgebenden Körpers im Jahr 1806 machte der König demſelben mit ſeiner ſo viel Geſchicklichkeit und Schonung, als Wahrheit, Vorſtellungen über die unpaſſende Benennung der Hochmögenden (hautes puissances), deren ſie ſich zuweilen für ſich bedienten. Der Nationalſtolz fand ſich anfänglich dabey verwundet, aber doch ſiegte endlich die Vernunft, und die Hochmögenden verzichteten ſeit dieſer Zeit auf jene prunkvolle Bezeichnung, die ein wenig auf die Souverainität anſpielte, und bediente ſich nur noch des beſcheidenen Titels des geſetzgebenden Körpers. Der Kaiſer Napoleon äußerte ſich, als er es erfuhr, folgendermaßen darüber: „Wie! Ludwig hat es gewagt, dieſe Pfauenfeder anzurühren.“

Die Schilderung des Betragens des Königs bey außerordentlichen Vorfällen der Noth, wie z. B. den großen Ueberſchwemmungen, dem ſchrecklichen Unglück der Stadt Leyden u. ſ. w., gewähren dem Herzen einen ſüßen Genuß, und zeigen ihn als einen wahren Menſchenfreund. Bey der Nachricht von dem Unglücke in Leyden verfügte ſich der König ſogleich dahin, und ſpendete überall auf reichlichſte Troſt und Hülfe. Von gleichem Geiſte waren ſeine Umgebungen beſeelt, die mit der größten Gefahr für ihr eigenes Leben die unglücklichen Opfer unter den Trümmern hervorſuchten. Herr Statman, einer der angeſehenſten Einwohner der Stadt, der ſelbſt einen ſehr ſchmerzhaften Verluſt erlitten hatte, führte eine bewundernswürdige Ordnung bey Vertheilung der durch den Drang des Augenblicks gebotenen Hülfe ein. Dieſe Organiſation iſt, wenn man ſie ſo nennen darf, in Holland auf einen bewundernswürdigen Grad gebracht, ſo daß vielleicht keine Nation ein ähnliches Beyſpiel darbietet. Mitten in der

durch das furchtbare Ereigniß hervorgebrachten Beſtürzung erſcheint auf einmal und von freyen Stücken an Ort und Stelle Hülfe aller Art, und es herrſcht eine Kaltblütigkeit, Ordnung und eine perſönliche Hingebung, die man, ohne Augenzeuge geweſen zu ſeyn, kaum glauben würde. Viele Perſonen fanden bey dieſem Unglück ihren Tod, und unter ihnen die verdienſtvollen Profeſſoren Rau, Gryphander und Kluit. Wie durch ein Wunder rettete man unter den Trümmern eines Hauſes die Frau von Kendrick, die ſeit mehreren Monaten guter Hoffnung war, durch eine kleine Maueröffnung, die man ohne Gefahr eines weitern vollkommenen Einſturzes nicht erweitern konnte. Bey der Unterſuchung dieſer Oeffnung am folgenden Tage konnte man nicht begreifen, wie es möglich geweſen war, daß ſie ſich hatte durchdrängen können. Nach überſtandener Gefahr wurde ſie wahnſinnig, kam aber ſpäter wieder zu vollem Gebrauch ihrer Verſtandeskräfte, und noch zu früh, um den Verluſt ihres Gatten zu bemerken, der vor ihren Augen zertrümmert worden war. Bey dieſer Gelegenheit ging der König mit dem Beyſpiel der Großmuth voran, und jedermann beeiferte ſich, ohne Eröffnung einer Unterſchriftsliſte, ohne Anzeige einer Perſon zur Annahme der Geldbeyträge, ſeine Gaben auf das Rathhaus zu bringen. Auf Befehl des Königs wurde eine Unterſchriftsliſte eröffnet, und der Ertrag derſelben mit der Maſſe der früheren freywilligen Gaben vereinigt. Eine Commiſſion erhielt den Auftrag zur Vertheilung dieſer Beyträge, die in ſolcher Menge herbeyſtrömten, daß man diejenigen, welche durch das Unglück in ihrem Vermögen zu Grunde gerichtet waren, leicht entſchädigen konnte. Man wollte ſogar Einwohner neuen, die durch ihren Antheil an den Beyträgen bereichert worden wären, ſo wie andere, welche die Partheyen hoch achteten, dasjenige wieder zurückzugeben, was ſie im Uebermaß empfangen zu haben glaubten. Ein Beyſpiel von Redlichkeit, das dem holländiſchen Volke zur Ehre gereicht. Der König verbreitete ſeine Großmuth noch weiter, indem er die Einwohner der Stadt Leyden zehen Jahre lang von den verſchiedenen Abgaben freyſprach, und den Schuldnern alle Rückſtände derſelben bis zur Zeit des eingetretenen Unglücks erließ.

Zur Zeit der großen Ueberſchwemmung im J. 1809, die allgemeine Beſtürzung verurſachte, befand ſich der König gerade zu Utrecht. Obſchon er damals unpäßlich war, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, an Ort und Stelle zu reiſen, um jede ſchnelle Aushülfe ſelbſt zu leiten. Der König reiſete zuerſt über Arnheim nach Gelderen, wo er mehrmals den dringendſten Gefahren ausgeſetzt war. Nichts konnte ihn abhalten unter ſeinen Augen die Arbeiten vornehmen zu laſſen, welche durch die kritiſche Lage, in der ſich das Land befand, geboten wurden. Seine Geduld und ſein Muth gereichten den Arbeitern zur größten Aufmunterung. Diejenigen, welche ſich für das öffentliche Wohl den größten Gefahren ausſetzten, wurden königlich belohnt, und ſeine Gegenwart war überall von der kräftigſten Wirkung. Die Stadt Gorkum würde wahrſcheinlich unter dem Strome der Ueberſchwemmung begraben worden ſeyn, wenn ſich der König nicht dahin verfügt, und Arbeiten eingeleitet hätte, welche ſie von dieſer ſchauderhaften Gefahr retteten. Endlich kehrte der König von den Beſchwerden erſchöpft auf ſein Schloß nach Utrecht zurück, wo er einen Central-Ausſchuß des Waſſerbaus verſammelte, der Mittel zur Verhütung fernerer Ueberſchwemmungen ausfindig machen und ausführen ſollte.

Der Wunſch des Königs, die Sitten und Gebräuche des Landes zu achten, ging ſo weit, daß dabey ſogar der Anſtand und der gute Ton bey Hofe etwas verletzt wurden. Er geſtattete nämlich daſelbſt das Tabakrauchen, und ging ſogar ſelbſt mit dem Beyſpiel dazu voran. Man verfertigte ſehr ſchöne Pfeifen, und rauchte den beſten Tabak. Indeſſen entleidete es doch dem König bald, ſein Empfangzimmer in eine Tabakſtube umzuändern, und er rauchte nun nicht mehr. Man wußte ihm aber Dank für ſeine gute Abſicht, was vielleicht der einzige Vortheil war, den er bey einer in einem Palaſt ſo beſtrömenden Zerſtreuung beabſichtigt hatte.

Der Verfaſſer ſchildert nun fernerhin in chronologiſcher Ordnung alle Hauptereigniſſe unter der Regierung des Königs in Holland, mit Berührung der äußern Begebenheiten, ſo weit ſie auf militäriſche, legislative und adminiſtrative Veränderungen in jenem Lande Einfluß hatten, die verſchiedenen Reiſen des Königs zur Armee nach Deutſchland, nach Paris, bey der vorigen Anweſenheit der Könige zu Napoleons Hof, bis zu ſeiner endlichen Abdankung und Flucht aus Holland, der Vereinigung Hollands mit Frankreich, und der Einſetzung des Prinzen Lebrun als Generalgouverneur dieſer Provinz.

Vergebens ſucht man bey allen dieſen Darſtellungen einen innern Aufſchluß über die Gründe jener unter den beyden Brüdern ſtatt gefundenen politiſchen Zwietracht, und über die bey beyderſeitiger unverkennbarer Liebenswürdigkeit der Sitten und Achtung vor Tugend eingetretenen bis zur Erbitterung geſteigerten ehelichen Mißverhältniſſe. Unwillkührlich wird man auch hier an die Idee eines waltenden Verhängniſſes erinnert, welches im Leben von Individuen, Familien und Staaten öfters manche Verhältniſſe ſo ſonderbar verkettet, daß man bey ſpäterer ruhiger Prüfung nicht faſſen kann, wie es Vernunft und Beſinnung nicht gelingen konnte, den ſeltſamen Irrthum zu bekämpfen.

Dichtkunſt.

Lieder des blinden Conſtantin Möllmann. Eſſen in Commiſſion bey Bädeker. XXI und 116 S. 8.

Selten ſind Vorreden des Leſens werth, aber die des vorliegenden Büchleins darf man nicht überſchlagen; ſie erfüllt das Gemüth mit wohlthuender Rührung und ſtimmt es für den Genuß der Sammlung ſelbſt. Der Sänger erblindete als Knabe von 6 Jahren durch die Blattern. Er ſcheint jezt in den Dreyßigen zu ſtehen, und ein ſehr gebildeter, der Sprache vollkommen mächtiger, und mit Talent für die lyriſche Dichtkunſt der ſanfteren Art begabter Mann zu ſeyn. Auch iſt er Muſikus und componirt — natürlich ohne die modiſche Schnörkeley. In der gedachten Vorrede ſucht er nicht Mitleid mit ſeiner Situation zu erregen, im Gegentheil:

„Wie viele Freuden (ſagt er S. XVII) habe ich nicht für die Zukunft von meinen bisherigen Bemühungen zu erwarten! Mein kleines Feld trägt für meine Zufriedenheit hinlängliche Früchte und in meinem Luſtgarten, wie ich oft die Dichtkunſt zu nennen pflege, entfalten ſich von Zeit zu Zeit neue Blumen. Eine große Erleichterung bey meinem Wirken gewährt mir die feſtgeſezte Ordnung in allen Dingen, die ich in der Schule der Nothwendigkeit erlernte. Von den mannigfaltigen Gegenſtänden meiner Beſchäftigung hat jeder ſeinen beſtimmten Platz. Ich finde faſt jedesmal, wo ich ſuche. Es befremdet mich daher, wenn die Sehenden oft Stunden lang nach einer verlornen Sache ſuchen; wenn ſie von ihrem Lichte ſo abhängig ſind, daß ſie im Dunkeln nicht das Mindeſte ausrichten können. Von den erſten Tagen meiner Blindheit an habe ich mich in meinem elterlichen Hauſe, wie auch in befreundeten Häuſern, mit Leichtigkeit zu orientiren gewußt, und nicht ſelten mit meinen Freunden in der Schnelligkeit, eine Treppe auf- und abzuſteigen, gewetteifert. Die aufblühende Jugend in meinem Familien- und Freundſchafts-Kreiſe, die ich mit warmer Liebe an mein Herz drücke, läßt es mir nicht an freundlicher Begleitung durch meine Vaterſtadt fehlen. Die Menſchen, mit denen ich nahe oder fern in Berührung komme, werden mir alle durch die Stimme, Freunde und Freundinnen auch durch ihren Gang kenntlich; aus dem Tone ihrer Rede beurtheile ich gewöhnlich ſehr richtig, ob ſie froh oder traurig geſtimmt ſind. Meine Hoffnung, die Welt wieder zu erblicken, ſtüzte ſich ſehr lange auf die Meinung, daß mir noch ein Schimmer von Licht geblieben ſey, die darauf beruhte, daß ich in einer Entfernung von 3 bis 5 Schritten Gegenſtände von einiger Größe, als Menſchen, Bäume, Mauern u. ſ. w., zwar nicht erkennen, doch ſehr deutlich bemerken kann. Bey näherer Unterſuchung zeigte ſich indeſſen, daß dieſes keine Sehkraft, ſondern ein Gefühl ſey, welches mittelſt der Luft die Gegenſtände der nächſten Umgebung berührt, oder von denſelben berührt wird. Ohne Zweifel hat mich dieſes Gefühl vor manchem empfindlichen Stoß bewahrt. So beſchirmt die Vorſehung wunderbar Jeden in ſeiner beſondern Lage. So bin ich, während einer fünf und zwanzigjährigen Uebung, des Lichts immer weniger bedürftig, und mit meiner Nacht immer vertrauter geworden. Manche Bilder aus der Vergangenheit ſind mir geblieben und beſcheinen, wie Sterne Gottes, meine nächtliche Bahn, daher bin ich noch im Stande, wie aus mehreren meiner Gedichte hervorgeht, die äußere Welt zu ſchildern.“

„Siehe, Leſer! dieß iſt die Geſchichte meiner dunkeln Tage, die du dir aus Mitgefühl vielleicht trauriger vorſtellſt, als ſie wirklich ſind. Nimm nicht nur Theil an meinem Schmerz, nimm auch Theil an meinen Freuden. Siehe hier, wie die Vorſehung da, wo ſie nimmt, liebend wieder giebt; wie ſie den Pfad, auf dem du der Dornen viele vermutheſt, mit Roſen beſtreut; ſiehe, wie der Alliebende, der das Weltall durch ſeine Sonnen erleuchtet, auch jedes Dunkel im menſchlichen Leben erhellt. Ich fühle dieſes tief; dennoch ergreift zuweilen Sehnſucht nach dem Anblick der Werke Gottes, bey deren dunkeler Vorſtellung und ſchwachen Beſchreibung ſchon Wonneſchauer mich durchbebt, mit ſtiller Wehmuth mein Gemüth. Aber die Hoffnung, nach einer kurzen Prüfungszeit, ſpäteſtens nach einem halben Jahrhundert, vom Glauben zum Schauen zu gelangen, erheitert bald mich wieder und erhebt mich, im Vorgefühl namenloſer Wonne, weit über den Verluſt der ſichtbaren Welt.“

„Fröhlich zur Engel Wohnung
Werd' ich hinüberwehn;
Dort wird die Nacht verſchwinden,
Dort wird mein Auge ſehn.“

Wie anſprechend er Bilder der äußern Welt malt zeigt u. a. das Erndte-Lied S. 19.:

Wie freundlich lächelt ſie uns jezt entgegen
Mit ihren holden Gaben, die Natur!
Wie herrlich prangt mit ihrem Muttersegen
Jezt jeder Baum, und jede Saatenflur!

Seht wie die Erndte in den Feldern reifet,
Und wie ſich dort die goldne Aehre neigt,
Und wie der Zweig, mit Früchten überhäufet,
Sich von dem hohen Wipfel niederbeugt.

Hört, wie ſie jezt zu unſern Ohren hallen
Die Lieblichen Geſänge, wie die Höhn
Wie rings die Thäler und die Lüfte ſchallen,
Vom Sichelklang und Erntejauchzen: Gebn.

Du Wächter! der Aehr rief zum Leben,
Der du mit Fruchtbarkeit die Erde füllſt,
Der du dem Saamenkorn den Keim gegeben,
Der ihn das Korn in ſeine Windeln hüllſt;

(Brava!)

Du, der du sendest Regen, Thau und Winde,
Und jeder Pflanze Nahrungssaft verleihst,
O sey gepriesen! du mein Lied, verbinde
Dann seinen Ruhm! sey ewig Ihm, mein Geist!

Sehr anmuthig und poetisch gefaßt ist das Buchstabirbeurtheilchen S. 55.

Mit H ein hirsch Dach,
Doch in dem Sturm zu schwach.
Mit T ein treues Liebchen.
Mit L ein freundlich Stübchen
Am heißen Sommertag.

Diese drey Figuren (für Haube, Taube und Laube, wie man sieht) ersetzen durch ihre Zusammenstellung.

Daß der Dichter S. 85. auch einmal unter den freywilligen Siegespoeten von 1813 und 1815 gedient, und „Gottes Gericht über Frankreich" gesungen hat, wird vielen Lesern — sehr vielen — anstößig seyn, denn ach, die Zeiten sind nicht mehr, wo wir den Heros schalten; auch hat sich diese Verirrung der Poesie in's Gebiet politischen Meinungskampfes durch einen Sprachfehler in der letzten Strophe gerächt:

Und aus des Krieges grausam (grausamen) Flammenwetter —.

Dagegen aber wird das gemüthliche Lied an den König S. 92., auch schon 1815 gedichtet, und mit präcipitirtem Jubelsublimat angefüllt, eben so viele Leser schon um deswillen ansprechen, weil S. XII. die Nachricht anzutreffen ist, daß der wahrhaft gute und liebenswürdige Monarch dem blinden Tiresias dafür eine jährliche Pension zum Geschenk gemacht hat.

Mögen gefühlvolle Kunstfreunde dem braven Sänger Antheil beweisen durch den Ankauf dieses Büchleins. Zwey Musikbeylagen machen es auch dem Dilettanten der Tonkunst angenehm.

Geschichte.

Dr. Rauschnicks Pragmatisch-Chronologisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte. Schmalkalden, Varnhagensche Buchhandlung, 1823. Probebogen. 176 S. 8.

Dieses Werk, welches im März des laufenden Jahres auf Subscription angekündiget wurde, und wovon uns hier 11 Bogen vorliegen, ist eine um so erfreulichere Erscheinung, je mehr die, durch das liebe Conversationslexikon verbreitete Halbwisserey in geschichtlichen Dingen, der Nachhülfe bedarf. Es ist für Zeitungsleser, Dilettanten der Politik, Schulmänner und Studierende bestimmt, und die Einrichtung dünkt uns sehr zweckmäßig. Es wird nur so viel Hauptartikel enthalten, als es gegenwärtig Staaten in Europa giebt, Portugal, Spanien und Frankreich machen den Anfang, obwohl der letztgedachte Artikel hier noch nicht vollendet ist. Es trifft sich recht gut, daß gerade diejenigen Länder, auf welche jetzt die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten gespannt ist, den edlern Theil der Jungfrau Europa ausmachen, und folglich der Verfasser, indem er das Bild derselben zu malen sich anschickte, gerade mit dem beginnen mußte, was jetzt eben das Interessanteste ist. Jeder Hauptartikel enthält von der Geschichte des Staates — oder vielmehr des Landes, des Grundes und Bodens, auf welchem er existirt, eine gedrängte, aber lebendige und Erzählungs-mäßig zusammenhängende Darstellung. Dann folgt eine chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten, der Erbauung merkwürdiger Städte, der Regenten, der Kriege und Umwälzungen, und überhaupt eine chronologische Nomenclatur, zwar nicht in der äußeren Form, wohl aber in der Fassung den Bredow'schen Tabellen ähnlich; nicht ganz so kurz, doch auch nicht so ausführlich, daß dadurch das schnelle Durchlaufen derselben beym Aufsuchen eines bestimmten Gegenstandes gehemmt würde. Da die vorangehende zusammenhängende Darstellung im Zeitraume (unter römischen Ziffern) und nach den Provinzen (unter lateinischen Buchstaben) abgetheilt ist, so hält es nicht schwer, den in der chronologischen Nomenclatur aufgeführten Gegenstand auch in der geschichtlichen Darstellung aufzusuchen, und das Nähere darüber nachzulesen. Inzwischen hätte dieses Geschäft noch erleichtert werden können durch ausführlichere Columnen-Titel. Ueber S. 113. z. B., wo nur steht: Spanien, könnte stehen: Spanien. III. Abschn. 711 — 1479. A. Besch. der Araber, und so omnibus mutandis von Seite zu Seite. Dergleichen Columnen-Titel ersetzen den bey der chronologischen Ordnung unvermeidlichen Mangel der alphabetischen am besten, und sind der chronologischen Kunstgriffe, wie man sie in manchen historischen Schriften antrifft, vorzuziehen.

Nun wird aus den beschriebenen Einrichtungen leicht abzunehmen, daß der Gebrauch des Werkes, für junge Leute zumal, weit nützlicher werden kann, als das Nachschlagen eines Artikels in irgend einem Zeitungslexikon. Ist man im Lesen einer Zeitung oder einer andern politischen Schrift auf eine Dunkelheit gestoßen, für die man historische Aufklärung sucht; so wird die Nomenclatur durchlaufen, die ganze Geschichte des Staats, wenn man sie schon studiert hat, wird wieder nach im Gedächtnisse, und man faßt den gesuchten Gegenstand in seinem Zusammenhange auf. Es wird jedes Nachschlagen eines einzelnen Gegenstandes eine fruchtbare Repetition des Ganzen, dem er angehört, und es ist klar, daß dieß eine Zeitgleit im chronologischen Ueberblicke der Geschichte eines Staates gewähren muß, die kein Zeitungs-Lexikon, keine alphabetische Encyclopädie zu erwähnen vermag. Und solch ein sicherer Ueberblick ist nicht blos dem Historiker nöthig, er ist auch gut zur beliebten Conversation über die politischen Ereignisse des Tages, in welcher man so häufig nichts, als ein fragmentarisches, brockenhaftes Wissen der Vergangenheit wahrnimmt.

Wir können daher nicht umhin, dem Unternehmen guten Fortgang zu wünschen. Der Druck ist ungefähr wie im Leipziger Conversations-Lexikon, das ganze Buch wird aus 60 — 70 Bogen in drey Abtheilungen bestehen, und ein Hauptregister enthalten. Der Subscriptionspreis der wohlfeilsten Ausgabe (auf Druckpapier) war auf 3 Thlr. 12 Gr. — gesetzt, der Ladenpreis wird beyläufig nicht über 4 Thlr. 16 Gr. — ansteigen. Theurung wird also kein Hinderniß der Verbreitung seyn, es wäre denn bey denen, welche den Schatz alles Wissenswürdigen bereits zu besitzen glauben in der gedachten Leipziger Realencyclopädie, die ihnen die Beyfallsschreiber als ein „Nationalbuch" angepriesen haben. Ostern 1824 soll das Werk vollendet seyn.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Freitag den 21. November 1823.

Länderkunde.

Portefeuille aus England. 1822. 176 S. 8. Mit sieben Steindruckbildern.

Es ist dieses mit vieler typographischer Eleganz ausgestattete kleine Buch nicht in den eigentlichen Buchhandel gekommen, sondern von dem ungenannten Verfasser (einem Bernischen Patrizier) meist nur an Freunde vertheilt worden, und die Veranlassung seiner Abfassung giebt die Vorrede kürzlich also an: „Diese Blätter wurden auf den Wunsch Ihrer K. H. der Frau Herzogin Wilhelmine von Würtemberg gesammelt. Die treffliche Fürstin starb vor Vollendung der Arbeit. Da in so vielem über England Unkunde waltet, sind sie ohne schriftstellerischen Anspruch für Freunde und Bekannte nur ausgearbeitet, daher an vielen Orten, Worte, Wendungen und Schreibart nicht deutsch sind, weil sie nicht für Deutschland geschrieben worden.“

Die Sammlung besteht aus mannigfachen, dem Tagebuch eines Aufenthalts in England entnommenen Notizen, Beschreibungen, Wahrnehmungen und Betrachtungen, über Land und Leute, über öffentliches und häusliches Leben, über Gewerbfleiß, Wissenschaften und Künste. Die beiliegenden Blätter, welche der Hallerschen Lithographie in Bern Ehre machen, liefern das sehr gelungene Brustbild von König Georg dem Dritten im achtzigsten Altersjahr, ein Dampfboot, verschiedene mechanische Gerätschaften, den Brigaton-Pallast, die unfern von Salisbury befindliche, unter dem Namen Stonehenge bekannte Ruine, und Figuren griechischer Reiter den Elgin'schen Marmor-Reliefs entnommen.

Da kaum einige Leser unsers Literatur-Blattes das Portefeuille des Verners zu Gesicht bekommen dürften, so können die nachstehenden Auszeichnungen um so weniger Entschuldigung bedürfen.

„Das beliebte Pferderennen (heißt es im Abschnitte von den Volksvergnügungen) ist eine wahre Barbarey; die herrlichsten Thiere, so die Welt geschaffen hat, die denn gar nichts den Harrdelles so vieler schlechten Kunststücke gleichen, werden im eigensten Sinne, wo möglich, zu der Haut ausgejagt; sobald der Reiter zu dem abgesteckten Anfang kömmt, schlägt er auf das Pferd in einem fort zu, und treibt ihm die Sporen fortgehend in den Leib, bis er am andern Ziel ist. Einer von uns, hierseits dem Wasser, wenn ihm sein Reitknecht den herrlichen Läufer so zugerichtet überbrächte, müßte alle Besinnungskraft anwenden, um nicht den Degen bis zu dem letzten Stück Klinge auf ihm entzwey zu schlagen. Die Hahnenkämpfe sind ein zweytes englisches Spiel. Nicht zufrieden mit den Sporen, so diese Thiere haben, werden ihnen andere von Stahl angelegt und der Hintertheil der Hahnen bis auf die Haut gerupft. Ein weiteres Spiel, welches noch viel unter den Edelleuten getrieben wird, besteht darin, auf hundert oder zweyhundert Tauben oder andere Vögel zu schießen; man läßt sie auffliegen und in die Wette wird darnach geschossen. Ich sah ein ander Spiel, sie heißen es Croquet Play, die Wette gieng um tausend Louisd'ors; gleich wie bey dem jeu de barre theilt man sich in zwey Parteyen. Drey dünne Hölzchen, etwa drey Fuß hoch, werden in den Boden gesteckt; jede Parthey wirft mit einer hartledernen Balle darnach, einer der andern Parthey ist dabey mit einem Prätschen, und sucht die Balle, im Lauf dazu, abzuschlagen, welches mit bewundernswerther Geschicklichkeit geschieht; die andern müssen dann den Ball wieder holen, indessen einer von des Prätschers zu den Hölzchen hin und herläuft; die Gänge werden gezählt; eine gewisse Zahl points machen eine Parthie, und die bestimmte Zahl der Partien gewonnen. Es ist bey London ein ganz eigener, mit Mauern umringter weiter Platz dazu, welcher sehr theuer für jedes Spiel gemiethet wird. Das Scheibenschießen mit gezogenen Büchsen ist in England nicht bekannt, ich habe auch keine von unsern gezogenen Stutzern dort gesehen.“

Ueber die Schifffahrt im Dampfboot drückt sich das Tagebuch unter anderm also aus: „Die erste Empfindung auf einem solchen Schiffe, hat für den Schätzer menschlichen Wissens ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann. Auf das stemstille Schiff setzt sich ein See-

mann an das Steuer, der hohe Schornstein wirft einen Qualm von dickem Rauch aus, Herren und Damen zu Hunderten auf dem Verdeck, nehmen noch Abschied, geben vergessene Aufträge, indem die losgelassene Luft unten im Schiffe wüthend durch die Oeffnungen der Eisenröhren pfeift. Auf ein Zeichen stößt der Mann, der das Feuer und den Mechanismus besorgt, die kleinen Fallen zu, das Gedonner wie in einer Papiermühle tritt alsobald ein, und die große Masse sezt sich so leicht in Bewegung, wie eine Ente, einzig von dem Manne regiert, der hinten am Steuer steht; die Bewegung wächst immer schneller, und es durchschwimmt gleich einem Wasservogel die spritzenden Wellen gegen den Wind und durchfährt leicht ihre schäumenden Thäler und Berge; so daß wir bey ziemlich unruhiger See acht gute Stunden in drey Stunden zurücklegten. Was kaum begreiflich scheint, ist, daß der hölzerne Raum, in welchem die Oefen angebracht sind, nicht vor Hitze das Schiff bersten macht, denn kein Ungewöhnter kann es fünf Minuten darinn aushalten, ohne daß ihm, gleich einer Dampfmaschine, in seinem ganzen Leib das Blut aufzuschwellen scheint, gegen alle Extremitäten antreibt und ihn in Kopf und Leib preßt, wie wenn er zerspringen müßte. Der arme Mann, der in diesem Raum während der Ueberfahrt verweilen muß (wenn es lange geht, wechselt er mit andern ab), der muß in wahrem Schweiß des Angesichts sein Brod verdienen; denn in einem fort rinnen ihm die Schweißtropfen vom Antlitz. Die große Gesellschaft, die angenehme Art zu reisen, die lieblich ausmeublirten Zimmer, machen den Vulkan vergessen, auf dem man sich befindet."

In ausführlicheren Nachrichten von den Landhäusern begüterter Britten liest man was folgt: „Bey dem ersten Eintritt in ein englisches gutes Haus, ist man ganz verwundert über alle die hundertfältigen kleinen Bequemlichkeiten und fast für Faulenzer erfundenen Einrichtungen: Schellenknöpfe, Schieber, Lehnen, die artigen kleinen Tische von Mahagoni, welche vier bis fünf Stück einer in den andern geschoben sind, so daß man einen von den andern und aus dem andern nehmen kann. Stühle unter die Füsse aller Art, und ein Dutzend andere Geräthschaften für den Gebrauch des Zimmers, geben eine hohe Idee von dem erfinderischen Hausherrn; wenn man dann aber sieht, daß es in andern Häusern bis auf den kleinsten Drucker oder Nadelknopf gerade ebendasselbe ist, so gebührt alle Ehre nur dem Unternehmer oder Fournisseur. Auch in jedem kleinen Städtchen giebt es nämlich eine Gewerbschaft von Leuten, die ein Haus, vom Top to Bodom mit allem Gebräuchlichen ausmeubliren, und bey denen man das Ameublement eines Hauses bestellt, mit ein paar Worten, eben so wie bey dem Schneider ein Kleid.

„Jeder Wohlhabende ist ein petty Baron auf seinem Gut, nachahmend den Baron vom vorigen Schlage auf dem festen Lande, der Buttler stellt den Intendant, Haushofmeister und Secretair vor; er hat das erste Amt unter dem Herrn, sein Name ist so viel als Flaschner, Bouteiller, weil er den Wein unter sich hat. Er ist auch des Herrn Kammerdiener; dann sind zwey bis drey Fußmänner in Livree; dann der Kutscher oder Stallmeister mit zwey bis drey Grooms oder Roßknechten; der Koch oder Köchin mit ihrem Adjunct; ein bis zwey Gärtner; ein bis zwey Jäger; die Gouvernante; die Kammermagd oder Kammermägde, und die Unter- und Stubenmägde; oft sind bis zwanzig Dienstboten in so einem Hause, wenn die Familie mehrere Kinder hat. Dienstenzimmer, Küche, Kammern aller Art, sind hinten in Höfen oft an das Haus gebaut; — eine feyerliche Stille und Ordnung herrscht allerwegen, wobey zu bewundern ist, wie sie so viele Knechte und Mägde, weit von Städten, ohne hundert Unannehmlichkeiten, in einem todstillen Park einkasernieren können.

„Die meisten Landhäuser sind von gebrannten Steinen gebaut, und zeigen den verschiedenen Geschmack ihrer Erbauer: bald wie wenn ein oblonger, gewaltiger, regulairer Stein, ohne Dach, mitten in einen Wald gefallen wäre und man ihn mit weißer Oelfarbe angestrichen, ausgehölt, und Fenster eingehauen hätte; bald stellen sie bey einen kleinen griechischen Tempel mit Frontispice und Säulen, bald ein klosterähnliches Gebäude, bald ein altes Kloster selbst, bald eine moderne sehr alte Burg, dreymal zierlich überthürmt, in einer Ecke. Mit einem Wort, ich zweifle, daß eine Hausfigur in Stein könnte gebaut werden, die nicht in England anzutreffen sey.

„Wenn dann der Engländer sein Landhaus gesetzt hat, so geht er an die Umgebungen; um das Haus herum werden etwa hundert Acres Land abgesteckt, zu seinem eigenen Grund, der Rest wird verpachtet; um diesen Park pflanzt er einen Riemenwald, 25 bis 30 Schritte breit, von Ulmen, Lerchen, Dählen, Tannen, Kirschlorber u. s. w., umgiebt ihn mit einer kleinen Mauer oder mit einer Bretter-Zäunung. Wenn diese äußeren Werke fertig sind, so wird ein zweyter Platz, einige Morgen groß, um das Haus abgesteckt, und gegen die Kühe, Dammhirsche, Pferde und Schaafe befestigt. Es werden nämlich versteckte Graben gezogen, Halbgraben, wo die Seite gegen das Haus bis unter den Wasen aufgemauert ist und die äußere Seite sich an die Basis der Mauer schief verlauft, damit von dem Haus her keine Mauer gesehen werde. Zäunung und viele Thürchen vervollständigen das übrige. Der Platz um das Haus wird in Wege, Blumenbeete, Gruppirungen von Bäumen, Rasenplätze und Grienplätze abgetheilt, und mitten wie von einem Walde umgeben, weiden in dem schönen Grün,

Heerden Dammhirsche, Kühe, Schaafe und Pferde friedlich untereinander.

„Des Morgens, wenn alles noch schläft und man das Fenster öffnet über dieses ruhige Gefilde gegen die gruppirten grasenden Thiere, befiel mich immer eine Empfindung, die ich nicht deutlich zu zeichnen weiß, es ist ein Bild, das in keinem andern Lande angetroffen wird: Kein Laut, keine Schelle hört das Ohr, nicht einmal das Rauschen eines Bächleins oder Brunnens — es erscheint alles feyerlich in Stille wie an einem Sonntag — das Gemälde ist zu sanft, sonst fiele eine Thräne von den Augen; nichts reizt in diesem trauten Gesicht: da dachte ich an das Toben unsrer Wasserfälle, die schauerlichen Felsen und alten Thürme, die weit ihren Donner verkündenden Lauwinen, die blauen stillen Wasser der Seen, die silbernen Eisgebirge und das Geläute der Heerden auf den grünen Alpen, die aufgehende Sonne über die Gebirge, wenn ihre ersten Strahlen die armen Staffeln vergolden. Zur Aussicht haben die Engländer die alten Formen der Thürme auf ihre neuen Gebäude übergetragen; sie bringen diese Form in halber Höhe an große Säle, oft an vielen Orten des Gebäudes, wo es passend scheint, an; die Fenster werden manchmal bis auf den Boden ausgehauen und mit gebogenen Scheiben von auf violett oder rosenroth ziehender Farbe besezt, von welchen das Stück bis auf zehn Pfund Sterling kostet. Hinter diesen prächtigen Gläsern sitzend, bey schönen Büchern, wenn Sturm und Regen die Bäume und Sträucher auf der andern Seite der Scheibe niederbiegen, fühlt man in diesem zierlichen Glasthurm einen eigenen Genuß. Das Klima ist bey weitem nicht so regnerisch, als das unsrige, der Regen hält nie so lange an; eine halbe Stunde nach einem Regenschauer, der den Himmel ganz verfinstert, ist im Sommer gewöhnlich die schönste Sonne wieder da. Es giebt Landhäuser, in welche man bey schlechtem oder kaltem Wetter, mit den Kutschen und Pferden in eine Art Vorsaal einfährt, der mit mehrern Ofen geheizt ist, und mit einem Leuchter von der Diele, gleich einem Salon, beleuchtet wird. Der Boden ist mit einem schönen Parquet von Marmor eingelegt. Sobald der Wagen und die Pferde eingefahren sind, werden die Thüren wieder zugemacht: dieser Luxus ist für Leute und Pferde von den angenehmsten einer.

„Bey den englischen Landhäusern wird alles unsaubere und zur Landwirthschaft gehörige, entfernt oder mit Bäumen versteckt, keine Wagen und kein Lerm wird geduldet. Das Gebäude steht in keiner Gemeinschaft mit der Bearbeitung des Landes, diese ist ganz auf die umliegenden Pächterhöfe übertragen. Jenes ist allein nur zum Sitz der Ruhe, des Nachdenkens und der geselligen Freundschaft eingerichtet.

„Die Fensterladen sind alle inwendig angebracht und zeugen eben so wohl für die Sicherheit vor Gewitter, als für die Sicherheit gegen Diebe und Frevler. Es giebt viele Landhäuser, die unverändert seit drey Jahrhunderten bestehen, wie sie noch heute zu sehen sind, und beweisen den frühen englischen Geschmack für ihre Einrichtungen, worin die englische Nation den andern lange vorausgegangen zu seyn scheint. Viele dieser alten Manors gleichen unsern gothischen Kirchen, ringsum mit eben so ungeheuern Fenstern versehen, ohne Holz, die Scheiben nur in steinerne, künstliche Rahmen gefaßt, gerade wie bey jenen.

„Durch die gehorchenden Umgebungen gewöhnt, dünkt sich ein solcher Besitzer ein kleiner persischer Fürst zu seyn, und der Foreigner (Fremde) findet eben so viel Wärme von Gegengefühl in der erkünstelten Eisgrube des Schlosses. Da in England gewöhnlich alles was Bildung hat, reich ist, Reichthum aber vor Bildung geht, so ist allemal dem beobachtenden Fremden eine Art Zwevlicht sichtbar, das der Engländer, besonders wenn er nie auf dem festen Land gewesen, sich selbst zu enthellen sucht, indem er sich geniert fühlt, einem Mann zu begegnen, der in seinem Aeußern und Benehmen, ganz wie er selbst und oft noch anziehender ist, dabey aber so viele hundertmal an Einkommen unter ihm steht. Gastfreundschaft findet sich nur in Ländern, wo offene Thüren an den Landhäusern sind. Die Engländer loben dieselbe. In England selbst aber, wo so viele Gasthäuser sind, hat sie sich so viel wie ganz auf dieselben reducirt. — Eines Tages giengen wir in das Schloß des Marquis von Bath, zwey junge englische Damen, deren Großvater auch Marquis war, und ich. Bey dem Eintritt wies man uns ein Buch vor, unsere Namen darein zu schreiben; es wurde dem Marquis überbracht, wornach die Gouvernante uns den zierlichen Saal öffnete, ganz von Holz in gothischem prächtigem Styl gebaut. An den Gallerien hiengen Fahnen, alte Waffen, Hirschgeweihe und dergleichen. Auf allen Seiten trugen die Bedienten Gerichte in silbernen Schüsseln und Erfrischungen zum Frühstück des Eigenthümers auf; wir verließen dann unsere Beobachtungen an dem herrlichen Saal, und giengen die übrigen Zimmer zu betrachten. In einem andern Lande hätte vermuthlich die Familie des Hauses den jungen Damen Erfrischungen aus Höflichkeit präsentiren lassen, die wir freylich nicht angenommen hätten. Wir bezahlten der Dienerschaft nach Uebung in solchen Schlössern eine Guinee, uns ein Dutzend Zimmer gewiesen zu haben, und stiegen wieder in unser Landau, noch über den gesehenen Reichthum staunend, den ich mich unglücklich schätzen würde, auf diesem Fuße besitzen zu müssen.

Dichtkunst.

Gedichte von August Münkner, Pfarrer zu Limbach bey Oschatz. Wohlfeilere Ausgabe. Leipzig 1813. Immanuel Müller. 134 S. 8.

Der Verfasser vorliegender Gedichte hat mit dieser kleinen Sammlung den Freunden wahrer Poesie ein sehr dankenswerthes Geschenk gemacht, denn wenn sich auch gerade Nichts darinnen findet, was sich durch höhere Originalität des Gedankens und der Erfindung oder durch Glanz und Reichthum der Phantasie bey der Ausführung auszeichnete, und den Dichter unter die ersten der Nation zu stellen vermöchte, so ist doch Alles, was er hier geliefert hat, von dem lebendigen Hauche der Poesie durchdrungen und wirkt so wahrhaft dichterisch auf Geist und Gemüth. Man erkennt sehr bald, daß ihm die Dichtkunst keineswegs ein leeres Spiel zu Ausfüllung gehaltsfreyer Augenblicke, sondern ein Bedürfniß des Herzens ist, daher tragen denn auch alle Erzeugnisse seiner Muse den Stempel ihres Ursprungs, des Gemüths nämlich, unverkennbar an sich. Der Dichter trifft um so leichter und tiefer unser Herz, je weniger er es darauf anlegt, und je anspruchloser und bescheidener er sein Inneres vor uns aufschließt. Die sanften Accorde stiller Freude an der Natur, edler Liebe, ungetrübter innerer Zufriedenheit klingen wie aus den Gefilden einer schönern Welt zu uns herüber und erfüllen gleichgestimmte Herzen mit Rührung und Erhebung. Daben fehlt es dem Dichter nicht an jener tiefern Auffassung des Lebens, welche erst den flüchtigen Gestalten und vorüberrollenden Erscheinungen desselben Interesse und Bedeutsamkeit verleihen mag, und man folgt dem Geiste desselben bey der sinnigen, ernsten Betrachtung der Welt eben so gern, als man die zarten und edlen Gefühle seines Herzens theilt. Um nur auf einiges hinzudeuten, wo der Gemüth des Verfassers sich vorzüglich rein und gemeinnend zu entfalten scheint, nennt Rec. die stille Stunde; mein Glaube; Apologie der Welt; des Kindes Trost; die Liebe im Leiden; Himmlische Sehnsucht; das Schneeglöckchen. — Da nun aber alle Gedichte in dieser Sammlung nicht von grossem Umfange sind, so kann man auch um so eher eine recht strenge Feile erwarten, und wir geben daher dem Dichter zu bedenken, ob er nicht zuweilen in der Wahl des Ausdrucks der Bilder und des Reimes noch sorgfältiger hätte seyn sollen; so glaubt Rec. den Ausdruck, der Geist hat seine Sonn' emporgetragen, statt: dem Geiste ist seine Sonne aufgegangen, unpassend; nicht minder den S. 26. vorkommenden: die inneren Bilder nehmen sich herauf, der auch S. 87. wieder vorkommt, wo es heißt:

Lieb! o, sanftige,
Ber', und neige
Dich, mein Herz,
Himmelwärts!

S. 71. steht Jetzt, Bald und Gestern, für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

S. 38. heißt es ziemlich unklar:

So rolle fort verschlungenes Getriebe
Zu namenloser ewger Seeligkeit.

Was soll mit dem verschlungnen Getriebe bezeichnet werden?

In dem sonst sehr zarten, gefühlvollen Gedichte: Zu mein Haus, kommt die Stelle vor:

Wirst du mich bekränzen
Und die schöne Braut,
Die aus tausend Lenzen
Dir entgegen schaut?

Was sollen hier die tausend Lenze bedeuten? Der Reim S. 33. Nächten und bewegten, ist schwer zu entschuldigen.

Solche kleine Flecken glauben wir, wären dem Dichter leicht zu vertilgen gewesen, wenn ihn nicht bey der Composition das Gefühl noch zu stark beherrscht hätte, und doch macht das eben den wahren Dichter, daß er bey aller Stärke der Empfindung in der Darstellung die vollkommenste Ruhe und Besonnenheit behauptet. Daß unser Verf. dieses auch vermag, davon giebt er in den meisten andern Gedichten den erfreulichsten Beweis. So möge denn seine wohlthuende Laute immerfort die holde Begleiterin seines Lebens seyn.

F. r.

Lessings Denkmal.

Die Stadt Camenz, Lessings Geburtsort, will dem Verewigten ein Denkmal errichten, welches ihm, wenn er von Jenseits auf sein Vaterland herabschaute, gewiß angenehmer seyn würde, als das prächtigste Mausoleum: ein Armen-Krankenhaus, welches den Namen führen soll: Lessingsstift. Seine kolossale Büste soll am Eingange aufgestellt werden. Dr. Böttiger, dortiger Stadt-Physicus, hat unterm 3. Aug. d. J. die deutsche Nation zu Beyträgen eingeladen und die Redactionen der Zeitschriften um Bekanntmachung dieser Einladung, um Empfehlung der Angelegenheit gebeten. Da die Einladung etwas breit ist, und außer dem eben Angeführten nichts enthält, als das Gesuch, daß man Subscriptionen eröffnen, und die Beyträge an ihn (Dr. Böttiger) einsenden möge; so sparen wir lieber den Raum eines wörtlichen Abdrucks, um Deutschland zu fragen, ob es seinem Lessing noch immer ohne Denkmal lassen will. Er freylich braucht keines, seine Werke sind sein unvergänglicher Leichenstein. Aber sein Geburtsort braucht es, nicht um damit zu prunken, sondern um den aufblühenden Ruhm, die Wiege dieses großen Geistes gewesen zu seyn, für die leidende Menschheit zu benutzen.

Drey seiner Dramen (Emilia Galotti, Nathan, und Minna von Barnhelm) sind noch auf dem Repertoire aller guten Bühnen. Fast alle treiben jetzt einen sündlichen Luxus mit Feuerwerk, Decorationen, Costumes u. s. f., wie, wenn sie sich einmal zu einem moralischen Luxus entschließen? Eine Benefiz-Vorstellung für das Lessingsstift in Camenz! Lessing ist der Brodherr aller Theatercorrespondenten unserer Unterhaltungsblätter. Wie viel Geld verdienen nicht diese Herren mit ihren Briefen! Wie wenn jeder ein Monatshonorar für das Lessingsstift zu Camenz bestimmte, und öffentlich den Verleger des Tageblattes anwiese, den Betrag dorthin zu senden? Und wer, wenn der Verleger des wohlthätigen Zweckes halber ihn verdoppelte? Da wäre doch Ruhm haben, der sonst mit der Theatercorrespondenz selten verbunden ist. — Auf denn! Wer macht den Anfang?

M.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 25. November 1823.

Landwirthschaft.

Anleitung zum practischen Ackerbau, von Johann Nepomuk v. Schwerz, Director der Königlich-Würtembergischen Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau. Erster Band. Mit 15 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Landwirthschaftliche Werke können nur dann in diesem Blatte eine Erwähnung finden, wenn sie wie obiges als classisch sich auszeichnen und durch die klare Darstellung, dem Layen wie dem Eingeweihten verständlich, zu einem allgemeinen Lehr- und Lesebuch sich eignen.

Was Theorie und Erfahrung dieses so wichtigen Zweigs des menschlichen Wissens und Thätigkeit bis jezt aufzuweisen hat, findet sich hier in einem schönen Ganzen vereint, und wie der verdienstvolle Verfasser seinen Gegenstand zu behandeln wußte, mögen folgende Bruchstücke zeigen.

„Wärme. — Wärme ist nicht allein die unerläßliche Bedingung des Lebens, sie ist auch der Maaßstab der größern Vollkommenheit der Vegetabilien. Körner und Früchte sind um so vollkommner, je wärmer das Klima ist, in welchem sie erzogen worden.

Es kommt jedoch dabey weniger auf den Durchschnittsgrad der Wärme eines ganzen Jahres, als auf die Dauer und gleichförmige Beständigkeit derselben während der eigentlichen Vegetationsperiode an. Der plötzliche und öftere Wechsel der Temperatur ist nur solchen Gewächsen zuträglich, die mehr Feuchtigkeit als Wärme verlangen.

Zu der Wärme läßt sich auch noch die Anhäufung des Lichtstoffes als Beförderung der Vegetation gesellen. Das Licht ist es nämlich, welches den Pflanzen die ihnen eigenthümliche Farbe giebt, und zu ihrem Geruche und Geschmacke beyträgt. Im Schatten gelangen nur wenige Pflanzen zu ihrer Vollkommenheit, und selbst diese besitzen nur wenig nährende Kraft. Alles sehnt sich nach Licht. Ganz lichtlos kann beynahe kein, wenigstens kein nützliches, Gewächs bestehen.

Uebersehen läßt sich indessen nicht, daß auch die Finsterniß bey der Vegetation nicht allein nicht nutzlos, sondern zum Theil selbst nothwendig sey. Das Saamenkörnlein treibt in der Erde Schoos geheimem Dunkel den zarten Keim, und gefällt sich beym ersten Emportreiben besser bey umwölktem Himmel und mäßiger Wärme, als bey strahlendem Lichte und sengender Hitze.

Auch später gewahrt man, daß die Pflanzen in schwüler Sommernacht weit mehr als während dem Tage wachsen. „Finsterniß und Licht," sagt Sinclair, „bringen bey den Vegetabilien durchaus entgegengesezte Wirkungen hervor. Erstere befördert die Dauer des Wachsthums, indem sie die Geschmeidigkeit der Theile erhält; lezteres erhärtet sie und sezt durch eilige Ernährung ihrem Wachsthume frühere Schranken." Ohne Tag- und Nachtgleiche würden unter der heißen Zone, wenn gleich bey vorausgesezter zureichender Feuchtigkeit, das Pflanzenreich nur kümmern und verkrüppeln, und ohne die langen Tage des Nordens würden dasige Produkte nie zur Reife gelangen. So gut und weislich hat die Vorsehung der Allmacht Alles auf Erden geordnet!"

„Düngmittel. — Alles was aus Theilen zusammengesezt ist, es sey organischer oder anorganischer Abkunft, dessen Gefüge ist der Zersetzung und Wandelbarkeit unterworfen. Schneller und leichter das eine, langsamer und schwerer das andere; je nachdem es aus mehr oder weniger verschiedenen Theilen zusammengesezt ist.

In dem ersten Falle befinden sich die Thiere, dann die Pflanzen; in lezterm die Mineralien. Aus derselben Ursache ist auch unter jeder dieser Körpergattungen die eine auflöslicher als die andere. Stroh z. B. mehr als Holz, Blut und Fleisch mehr als Fasern, Haare, Wolle.

Selbst die Urstoffe oder Elemente der Körper, wenn gleich der Zersetzung unfähig, bleiben nicht weniger dem Gesetze der Wandelbarkeit unterworfen, wegen ihrer rastlosen Tendenz Verbindungen mit einander einzugehen, und die schon eingegangene wieder zu verlassen, sobald

ein anderes Element hinzutritt, mit welchem eines der zuerſt verbundenen eine ſtärkere Verwandtſchaft hat.

Daher rührt dann in der ganzen Körperwelt ein immerwährendes Regen und Wegen, ein Anziehen und Abſtoßen, ein Ab- und Zunehmen, ein Werden und Entwerden. Kein organiſcher Körper kann zwey Augenblicke hinter einander in demſelben Zuſtande fortbeſtehen. Sein Leben beruht gewiſſer Maaßen auf einem anhaltenden Wechſel. Selbſt nach dem Tode finden ſeine Reſte keine Ruhe. Die raſtloſe Natur entwebt ihr Gefüge, löst ſie in ihre urſprünglichen Beſtandtheile auf und bedient ſich dieſer Materialien, um friſche Zuſammenſetzungen daraus zu geſtalten. Nichts von dem Alten geht in ihrer geheimnißvollen Werkſtätte verloren, und nichts ganz Neues geht daraus hervor. Was iſt, das war, das wird ſeyn. Wie der Phönix aus ſeiner eignen Aſche, ſo erſteht aus dem Grabe Leben. Die Formen der Dinge mögen zerfallen; aber ihr Weſen iſt unvergänglich. Der Menſch ſtaunt. Er weiß nicht, ob er mehr die Allmacht oder die Weisheit des Schöpfers bewundern ſoll. Doch in Ihm ſind Allmacht und Weisheit ja nur Eins.

Aus jener unläugbaren Thatſache leitet ſich nun ab die Quelle der Entſtehung, der Erhaltung, des Wachsthumes, der Fortpflanzung der Vegetabilien. So groß auch immer ihr Verbrauch, ihre Zerſtörung durch Menſchen und Thiere, durch Luft, Feuer und Waſſer, durch Gährung, Fäulniß und Verflüchtigung ſeyn mag: ſo geht doch von ihren Urſtoffen nichts verloren. Der entſchwindende Körper gibt nur der Atmoſphäre und Erde wieder, was er von beyden entlehnt hatte, die leichteren, flüchtigeren Theile jener, die ſchwereren, feſteren dieſer.

Dieſe entſchwundenen Theile der Vegetation wieder zuzuführen, heißt im eigentlichen Sinne düngen; Dung alſo heißen jene Theile ſelbſt. Wohl bezeichnet man im gewöhnlichen Sprachgebrauche mit lezterem Namen nur die gröberen vegetabiliſchen und animaliſchen Reſte, welche in den Ställen oder ſonſt vorkommen; und von dem Fleiße der Erde wiedergegeben, in dieſer zu Humus werden. Vergleicht man aber die kleine Quantität humoſer Theilchen, die ſich in einem gegebenen Felde vorfinden, mit der großen Maſſe von Producten, welche eben dieſes Feld erzeugt; ſo läßt ſich ohne Mühe begreifen: daß es dieſe Theile nicht allein ſeyn können, welche dieſe Maſſe hervorbrachten, und daß die Atmoſphäre, worunter hier Luft, Feuchtigkeit, Licht und Wärme verſtanden werden, einen ſtarken, ja ich wage ohne Bedenken es zu ſagen, den allerſtärkſten Beytrag zu ihrer Erzeugung geliefert haben, des Beytrags mineraliſcher Körper für den Augenblick nicht zu gedenken.

Man vergleiche z. B. die ungeheure Holzmaſſe, welche die Oberfläche eines wohlbeſtandenen Hochwaldes darbietet, mit dem Humus, der ſich bey ſeiner Anpflanzung mag im Boden befunden haben, und urtheile, ob ſich irgend ein Größenverhältniß zwiſchen beyden auffinden läßt? Man bringe nunmehr die hundert Tauſende von Centner Holz von dem Boden weg und unterſuche nun, wie viel der Humusgehalt dieſes leztern durch jene ungeheure Erzeugung abgenommen, oder vielmehr: ob er nicht bedeutend zugenommen habe? Man ſehe: ob eine früher unfruchtbare Sandfläche nicht in ein fruchtbares Gefilde durch ihre eigene Production umgeſchaffen worden ſey? Umſonſt wird man dieſe Verbeſſerung von dem Laube oder den Nadeln herleiten wollen, welche die Bäume ſeit einigen Menſchenaltern von ſich abſchüttelten; denn wer gab den Stoff zur Bildung dieſer Blättermaſſe her? War es der Humus allein? So konnte der Baum durch den Abfall ſeiner Blätter der Erde nicht mehr zurückgeben, als er davon empfangen hatte, und ſo viel nicht einmal, weil er ſelbſt alljährlich an Größe und Gewicht zunahm, was wohl mehr, als das ſeiner Blätter beträgt. Nährte ſich nun der Wald blos von den humoſen Theilen ſeines Laubes: ſo könnte dieſes, vorausgeſezt, daß es nicht von dem Winde entführt, vom Waſſer weggeſchwemmt werde, höchſtens zureichen, um ſich ſelbſt zu reproduziren, und könnte dem Stamme nichts abgeben. Dieſer müßte alſo (das Waſſer abgerechnet) eben ſo viel urſprünglichen Humus im Boden vorgefunden haben, als ſein Schaft, ſeine Wurzeln, ſeine Aeſte und ſeine Gezweige betragen. Aber wie wäre bey dieſer ungeheuern Erſchöpfung nach dem Abtriebe des Waldes noch ein Rückſtand von Humus im Boden denkbar? Wie noch gar eine bedeutende Vermehrung deſſelben? Müßte man nicht vielmehr annehmen, daß der Boden nunmehr von Grund aus erſchöpft ſey? Müßte man nicht ſchließen, daß ſelbſt der reichſte Boden nicht vermöge, aus eigenen Mitteln auch den elendeſten Holzbeſtand hervorzubringen?

Wenn nun gleich die Pflanzen ihren Hauptunterhalt aus der Atmoſphäre und nebenbey aus dem Rückſtande vegetabiliſcher und animaliſcher Körper, beziehen: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß auch die mineraliſchen Körper, worunter wir vorzugsweiſe den Kalk zählen, zu dem Wachsthume der Vegetabilien beytragen, und nicht blos als reizende, auflöſende, düngervermittelnde, ſondern auch als nährende Mittel anzuſehen ſind. Zwar haben Einige erſteres, Andere zumal lezteres bezweifeln wollen; allein die Erfahrung beweiſt offenbar für Beydes.

Wenn wir die große, nicht zu berechnende Menge humoſer Theile bedenken, welche Schneeauflöſungen, Regenſchauer, Ueberſchwemmungen dem trocknen Lande auf immer entführen und vermittelſt der Flüſſe dem Meere zuleiten; wenn wir die ſchreckliche Vergeudung ſo vieler Dungſubſtanzen berückſichtigen, die von Seiten der Menſchen, zumal in großen Städten, ſtatt findet: ſo können wir nicht anders ſchließen, als daß der Boden, dem nicht

alle gröberen Rückstände Dessen zurückgegeben werden, was er erzeugt hat, sich vor und nach erschöpfen müßte, wenn die Gewächse nicht nebenher noch das Vermögen besäßen, mineralische Stoffe aufzunehmen und sie, wenn es erlaubt ist sich des Ausdrucks zu bedienen, zu vegetabilisiren; oder mit andern Worten: sie aus dem Gebiete des Mineralreiches in das des Pflanzenreiches, also aus dem Tode ins Leben zu übertragen.

Denn was suchen wohl gewisse Pflanzen in der Tiefe? Was hat die Esparsette, daß sie sich durch felsigte Schachte durcharbeitet? Die Luzerne, daß sich ihre Wurzeln in dem Abgrunde verlieren? Mehrmals zog ich auf thonigem Boden Möhren aus, deren Wurzel gleich einem starken Bindfaden 6 — 7, Rapspflanzen, die 3 — 4 Fuß tief unter der Oberfläche in senkrechter Richtung vorgedrungen waren. Was bewog diese Pflanzen zu der Reise nach einem Orte, wo keine atmosphärischen Einflüsse sie erreichen, kein Humus sich hin verlieren konnte? Mangel an zureichender Feuchtigkeit war es in beyden leztern Fällen nicht. Luzerne und Esper gieren ohnehin nicht darnach.

„Es scheint, sagt Thaer, als ob die Lebensthätigkeit dieser Gewächse den Kalk wirklich zersetze und die Kohlensäure aus ihm auszöge. Die Wurzel der Esparsette dringt bewundernswürdig in den härtesten Kalkstein ein, und wo sie ihre Wurzel eingeschlagen hat, ist der Kalkstein, wie ich an einem Abbruche deutlich bemerkt habe, in einer Peripherie von etlichen Linien mürbe und bröckelig. An einer sehr alten Ruine, deren Mörtel so hart war, daß der Stein eher als solcher spaltete, hatten doch einige Wurzeln des gelben Kopfklees in dem Mörtel Wurzel geschlagen und ihn an dieser Stelle mürbe gemacht.“

Unterhaltungs-Literatur.

Quintin Durward aus dem Englischen des Walter Scott übersezt von S. H. Spiker. 3 Bände. Berlin bey Dunker und Humblot. 1823.

Es giebt eine dreyfache Art von Schriftstellern: die Einen beobachten einen verkehrten Climax, sie fangen mit Büchern an, welche großes Aufsehen erregen und große Erwartungen erwecken, und andere als Vielschreiber mit Schriften, welche kaum mehr Leser finden und, gegen die frühern gehalten, Fleischbrühen gleichen, die ein industriöser Koch, wenn viele Nachfrage nach seiner Suppe gewesen, immer mehr und mehr mit Hülfe des Brunnens verlängert und verdünnt. Daß Deutschland reich an solchen Schriftstellern ist, lehret die Tagesgeschichte, das darauf nachfolgende lockende Honorar verführt, und aus Autoren von Werken werden Schriftsteller für Taschenbücher, aus gediegenen, wohlüberdachten und mit Fleiß ausgearbeiteten Schöpfungen flüchtige Erzeugnisse des Augenblickes. Zulezt rächt sich freylich die Sünde selbst, es trifft sich aber gewöhnlich, daß, während die den Ruf bahnenden Schriften nur schlecht oder gar nicht bezahlt sind, die zunächst folgenden schlechteren ganz besonders auf Rechnung der vorhergehenden honorirt werden. — Die Schriftsteller der zweyten Classe beobachten den entgegengesezten Climax, die wahre Steigerung. Man kann zwar nicht sagen, daß bey den ausgezeichneten Schriftstellern jedes später erscheinende Werk besser als das nächst vorhergehende ist, aber es ist für sich betrachtet immer etwas Neues, ein aus einer neuen selbstständigen Anschauung hervorgegangenes, lebenskräftiges Product. Es wird immer, — wie irgendwo schon gesagt ist — den Autor als den Inbegriff seiner bisherigen, schöpferischen Thätigkeit dieser neuen Schöpfung, welche in der alten nicht enthalten ist, darstellen. Es ist nichts aus dem alten abgeschriebenes, sondern organisch daraus entwickelt, es bekundet das immer lebendige Wachsthum. So stehen Goethe und Tieck als Koryphäen der Entwicklungskraft in der deutschen Literatur da, sie haben nie in ihren spätern Werken eines ihrer frühern verläugnet, aber es ist immer eine andere Schöpfung, welche wir unter den Werken des spätern Alters dieser Dichter entdecken, als die uns in ihren frühern Dichtungen erfreute. Wir können ganz Verschiedenes schöpfen und lernen aus ihren verschiedenzeitigen Arbeiten, ohne deßhalb die eine der andern nachzusetzen. Man denke nur daran, wie phönixartig Tieck neuerdings in seinen Novellen aufgetreten ist, Schöpfungen, die kaum in organischen Zusammenhang mit seinen frühern romantischen Poesien zu bringen sind, und welche Dichtungen wir in jener Art noch von ihm zu erwarten haben.

Strenge Leute behaupten, es gäbe nur diese beyden Extreme in der Literatur und in der einzelnen schriftstellerischen Erscheinung entweder ein Steigen oder Fallen, ein Stehenbleiben lasse sich nicht denken, da es immer wieder ein Fallen sey. Doch möchte Ref., indem er den obigen Roman des gefeverten Dichters anzeigt, ihnen widersprechen, und die Möglichkeit eines solchen Stehenbleibens behaupten. Walter Scott trat in kräftiger Eigenthümlichkeit zuerst auf, und fast alle seine spätern Romane tragen noch immer lebenskräftig das eigenthümliche Gepräge an sich, welches jene erstere Romane so mit Recht empfahl. Eine ruhige klare Darstellung, besonnene Entwickelung gewaltiger Charaktere, eine lebendige Schilderung der erscheinenden Gegenstände, und die hiemit verbundene Zauberkunst auch bisher für sehr uninteressant gehaltenen Erscheinungen interessant zu machen, so wie die mannigfaltigen andern längst erkannten und längst gepriesenen trefflichen Eigenschaften des Dichters zeichnen seinen ersten Roman Waverley so gut als

den vorliegenden Quintin Durward aus, — aber dieser ist weder etwas Außerordentliches noch etwas Neues, noch auch aus besonderer Anschauung entstanden. Wir behaupten nicht — was wohl einige Verläumder gethan haben — alle Romane seyen über einen Leisten geschlagen, habe man den einen gelesen, so kenne man alle; im Gegentheil erkennen wir in jeder neuen Erscheinung die neu berührten Seiten, ja wir geben zu, daß einzelne Romane, wie die Braut, ganz aus dem Kreise der andern austretend sich in einem höhern Genußgebiete bewege, und daß sich der Roman von den andern auf irgend eine, mehr oder minder in die Augen fallende, Art sich unterscheide, so daß wir als Leser jedesmal den neuen Roman mit angenehmer Erwartung ergreifen, und nach befriedigtem Interesse aus der Hand legen. Aber dennoch sind alle diese Dichtungen aus einer Quelle geschöpft, und von einem und demselben Standpunkte aus hat der Dichter das Gemälde entwickelt. Zwar mag der Styl in den spätern Romanen leichter, vielleicht auch wohlklingender geworden seyn, aber der Dichter selbst ist nicht fortgeschritten, er ist nicht organisch gewachsen, er steht noch auf demselben Punkte der poetischen und geistigen Ausbildung.

Es soll dieß kein Tadel seyn, — welcher über einen so bedeutenden Dichter in einer so flüchtigen Anzeige als die vorliegende, sehr unpassend angebracht wäre, — im Gegentheil mag dieses ruhige Festhalten an der einmal ergriffenen Darstellungsart bey einem Dichter, dessen Hauptzweck Darlegung historischer Wahrheit ist, ganz angemessen seyn, nur befindet sich ein pflichttreuer Recensent bey der Anzeige eines neuen Walter Scott'schen Romans in Verlegenheit. Er darf nicht sagen, daß der Dichter hie und da von der schönen gewonnenen Höhe herabsinke, er kann aber auch nicht rühmen, daß er eine größere Höhe in der Kunst erreicht habe, will er dennoch das Treffliche des Romans und seine Schwächen zeichnen, so muß er das längst Ausgesprochene wiederholen, und die treue historische Darstellung, die Entwickelung der Charaktere, lebendige Schilderung u. s. w. hervorheben.

Um dieß pflichtgemäß von Quintin Durward zu thun, sagen wir in aller Kürze: Die Geschichte ist interessant, jeder einzelne Abschnitt hat an sich durch die lebendige Darstellung Interesse, die Charaktere sind meisterhaft erfunden und durchgeführt, besonders zu nennen ist König Ludwig XI. und Karl der Kühne, beide mit ihren mehr oder minder bedeutend hervortretenden Hoflingen, von denen jeder, als Abglanz seines Herren, dessen Natur an sich trägt. Vor allem aber ist zu rühmen die große Mäßigung, mit welcher der Dichter bey diesen Charakteren verfahren ist, und daß er, wo auch die Verführung noch so nahe lag, nie nach Effekt, sondern nur nach Wahrheit und Natur gestrebt hat. Wie leicht hätte ein minder Besonnener aus einem Karl dem Kühnen einen Karl den Teufel gemacht, Ludwig XI. konnte nur von solcher Meisterhand so gezeichnet werden.

Dürfen wir unsere subjective Meinung aussprechen, so erlauben wir uns etwas nicht tadelnd, sondern als einen Anstoß zu berühren, der vielleicht uns allein ein solcher gewesen ist. Anderwärts ist es schon häufig ausgesprochen worden, daß unter Scotts Romanen diejenigen das meiste Interesse und Leben verrathen, welche in seinem heimathlichen Schottland unter alten Schotten zwischen Schottischen Bergen und Schottischen Nebel spielen. Abgesehen hiervon wird uns in diesem in Frankreich spielenden Romane noch aus einem andern Grunde nirgends recht wohl zu Muthe. Zwar liegt dieß auch in jenem angeführten, wir lernen während wir uns an den Höfen und zuweilen in Flandrischen Städten befinden, nur das Hofleben, nicht aber die Französischen Sitten jenes Jahrhunderts, so wie die der Hoch- und Niederschotten kennen, aber mit ein Hauptgrund mag in dem wandelbaren Platze, auf welchem die Begebenheiten vorgehen, liegen. Die Einheit des Ortes oder vielmehr das immer wieder zurückkehren zu demjenigen, von dessen befreundeter Schwelle wir ausgegangen sind, mag einen ganz eigenthümlichen Rang haben. Sehnen wir uns nicht nach jeder langen Wanderung nach der Heimath zurück? — Ist nicht das ganze Leben eine solche Wanderung, und gehört nicht die endliche Rast des Greises in dem Vaterlande mit zur Lösung des Lebensräthsels? Im Romane kommen wir zuerst nach Plessis, ohne daß uns hier wohl wird, wir reisen dann ohne Aufenthalt nach Lüttich, und, nachdem das schöne Schloß niedergebrannt ist, ziehen wir an den Hof Karls von Burgund zu Peronne und das Ganze schließt auf den Bleichen von Lüttich. Nirgends ist ein Fleckchen Erde, auf dem es uns wohl würde, und an welchen auf angenehme Weise die Beschaulichkeit sich anknüpfte. Selbst in den ältern Englischen Landstichenromanen, die in fortwährender Bewegung das Königreich durchrollen, ist in der Art ein festerer Anhalt, und es wird uns — in der Sprache des gemeinen Lebens zu reden, — gemüthlich.

Abgesehen vom Interesse der Kunst und der des Raisonnirens, müssen auch die Freunde der Geschichte dem Autor für diesen Roman dankbar seyn. Er hat poetisch eine Gegend der Geschichte gelichtet, welche bisher dunkel nur dem Historiker zugänglich war. Man bedenke wie Maria Stuarts, Wilhelm Tells, Philipps II. von Spanien, Wallensteins Acten von Schiller dunkel für die große Menge waren! Jetzt sind sie Lichtpunkte für jeden Schulknaben, in dem großen Chaos der Geschichte, und helfen dem Lehrer wie die Leuchtthürme dem Piloten, Nachts das Schiff in den Hafen zu führen. Die Poesie urspünglich eins mit der Geschichte, tritt hier von neuem als Vermittlerin auf.

Walter Scott hat jetzt das brittische Reich poetisch durchzogen und ist, — augenblicklich auf einer Fahrt im Wagen der Historie, — bis nach Frankreich gedrungen. Er hat aber zwey verwandte Länder übergangen, Wallis und Irland. Sollten wir nicht von dorther nächstens einen neuen Roman erhalten?

Vielleicht am anziehendsten im ganzen vorliegenden Roman ist das launige Vorwort. Hier möchten wir behaupten, zeige sich der Dichter auf einer neuen Stufe der Ausbildung. Etwas darüber zu sagen ist unnöthig, zu exerzitren würde den Genuß des Lesers schwächen. Es ist Ironie in der liebenswürdigsten Form. Schade nur, daß der Sinn für Wärme unserm Lese-Publikum jetzt fast ganz verschlossen scheint.

Spikers Uebersetzung leistet Alles, was man von einer getreuen Uebertragung Schottischer Romane verlangen kann.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Freitag den 28. November 1823.

Unterhaltungslitteratur.

Das Mädchen von Ithaka oder Odysseus Krone. Ein Roman in zwey Theilen von Dr. Christian Müller. Dresden, bey Paul Gottlob Hilscher 1824. 284 S. und 294 S. kl. 8.

Wir glauben dem Leser versprechen zu können, daß er in diesem Romane an Gutem und Schlechtem ganz etwas Andres findet, als ihm ein Mädchen von Ithaka zu versprechen scheint. Griechenthum findet er gar nicht — der Verfasser führt seine Leser nicht tiefer nach Griechenland hinein, als er selbst gewesen, und das war, wie wir aus seiner eignen Feder wissen, nicht weit.*) Aber dagegen findet man eine Menge höchst interessanter archäologischer Nachrichten über einige der jonischen Inseln, über Unteritalien, Naturbeschreibungen von der größten Lebendigkeit und eine Wohlredenheit, die nur selten sich der Trivialität schuldig macht. Ob aber diese eingeschobnen langen Kunst- und Natur-Abschnitte hier an ihrer Stelle sind? — Vor zwanzig Jahren thaten wir uns dieselbe Frage bey der Erscheinung der Corinna der geistreichen Stael. H. Ch. M. kann nur geschmeichelt seyn, daß er auf irgend eine Weise an sie erinnert, obschon er nach unserm Bedünken den gleichen Fehlgriff mit ihr theilt. Wir konnten uns nicht des Lächelns erwehren, wenn wir beym Lesen der Corinna die beyden Liebenden, mehr wie einmal, in einem Verhältnisse sahen, das uns hoffen machte, die erkünstelten Scheidewände, welche sie trennten, sollten endlich fallen, ja fast fürchteten, der übergeistige Lord bereite sich eine fatale Reue, der wir nicht ganz ohne Schadenfreude entgegen sahen, und wir dann im nächsten Momente Leute die beyden in einer tief philosophisch-ästhetischen Erörterung begriffen fanden. Eine solche leichtfertige Erwartung würde H. Ch. Müller gewiß nicht täuschen; allein er schiebt den wissenschaftlichen Theil seines Buchs auf eine weniger gefährliche doch nicht minder störende Art ein. Indeß seine Heldin der Gewaltthat und dem Tod ausgesezt ist, reist ihr Geliebter in Unteritalien umher, und da die Briefe der Seefahrt wegen etwas unsicher gehen, erhält die arme Irene (und der Leser dazu) des reisenden Philipps wirklich schöne Beschreibungen, in dem Gefängnisse ihres Pflegvaters, dem sie sich mit schöner Kindlichkeit widmet. — Außer dem Thiaker Philipp (die Einwohner nennen Ithaka, Thiake, mit der englischen Aussprache des th) giebt es eine Gräfin Julie B., welche, eben so befremdlich wie er, in ihren Briefen an einen Sir F. Gouverneur von Cephalonien (dem bösen Prinzip der ganzen Geschichte) sehr interessante pittoresk-antiquarische Beschreibungen richtet. Wahrscheinlich hat der Verfasser die auf seinen Reisen in Italien gemachten Bemerkungen auf diese Weise benuzen wollen. — Das thut uns leid! Hier verderben sie den Roman, und bleiben dem unterrichteten Leser verborgen, denn der Romanleser schlägt sie über und der solidere Leser sucht sie nicht dort. Ein Fund anderer und unsauberer Art, welchen der Leser hier macht, ist das Unglaubensbekenntniß eines genussessatten Engländers, eben jenes Sir F., der von seiner ehemaligen Maitresse so belehrende Briefe erhält. Wenn wir die Leser bedauern, daß jene sich und dem Romane zum Schaden hier stehen, so bedauern wir hingegen über diesen lezterwähnten Brief den Verfasser, der sich so unnöthig mit der Schuld belastete, eine so abgedroschene trostlose Denkart an einem so gänzlich unpassenden Platz, unter das Publikum zu bringen. Sein eignes Glaubensbekenntniß geht uns nichts an, aber sobald er seinen Helden ein solches ablegen läßt, gibt er uns das Recht, ihm unsern Unwillen darüber auszudrücken. Sey das genug zwischen uns und dem Verfasser, wir wollen Sir F's. armselige Ansicht des Unsichtbaren nicht wiederholen. — Dieser Abschnitt, so wie der ganze Engländer, ist eine höchst triviale Schöpfung. — Um das besser zu beweisen, schreiten wir zu den Begebenheiten dieses Romans.

Theodor, ein junger Cephalonier mit einer Sicilierin verheirathet, die ihn bey allen seinen Handelsreisen begleitete, befindet sich auf einer Fahrt von Cadir nach Trapani; der Sturm führt sie an die Küsten von Lampeduse, wo sie am Strande ein lebendes Mädchen von neun Jah-

*) In seiner Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln.

ren in den Armen ſeines in Schiffbruch ertrunkenen und von den Wogen ans Geſtade geſchwemmten Vaters finden, und dieſe Arme ſind ſo erſtarrt, daß die Gewaltthätigkeit, mit welcher ſie aufgebrochen werden müſſen, um das Kind zu befreyen, uns den erſten unangenehmen Eindruck bey dem Buche macht. Wie kann der Verfaſſer, der die Natur ſo ſchön ſchildert, die Gränze des Schönen hier ſo verkannt haben? — Das Ehepaar nimmt die kleine gerettete Irene, die Tochter eines Kaufmannes aus Scio; an Kindesſtatt an, und ſie iſt das Mädchen von Ithaka. Nach einigen Jahren, wo Theodor ſchon ſelbſt zwey beide Kinder hat, befindet er ſich mit ihnen und ſeiner Gattin auf längere Zeit in Marſeille; die Baſtide, die er bewohnt, wird Nachts von Räubern überfallen, und um ihren Rückzug zu decken, von ihnen in Brand geſteckt. Sir J., der ſich in einem Landhaus der Nachbarſchaft befindet, eilt mit ſeinen Leuten herbey, jagt den Räubern die Beute ab, tödtet alle bis auf einen, der leidend entfliehet (und ſpäter als ein Mönch vom Libanon uns gute Dienſte thut); dann läßt er ſein Geſinde mit Theodor das Feuer löſchen, und ſtellt ſich indeſſen mit Eudokia, des letztern Gattin, auf einen Altan im Garten, neben einem Paar ſterbenden, ſich in ihrem Blute wälzenden Räubern, und die Wirkung von der Sicilianerin Schönheit auf den Retter, ſo wie die der Dankbarkeit auf die Gerettete, führen eine Scene herbey, deren Lüſternheit neben den Todeskrämpfen der Räuber einen Maaßſtab des ſittlichen Gefühls unſers Verfaſſers geben. Nachdem der Liebe — denn ſo nennt man ja ſchonend dieſen Zuſtand eines Sir J. — der liebentbrannte Engländer, durch häufiges Wiederſehen, in welchem Eudokias Dankbarkeit für ihn die täuſchende Farbe zärtlicherer Empfindung annahm, immer begehrender geworden iſt, befindet er ſich mit ihr abermals im Garten. Der Verfaſſer rühmt Eudokias Tugend, die wohl etwas wanken konnte, aber nicht unterlag, wobey man freylich bedenken müſſe, daß Sir J. ein ſchmächtiges Männchen geweſen, Theodor aber ein ſchöner, kräftig blühender Mann, was bey einer Sicilianerin Gewicht habe. Das war ein Glück! — Bey dieſer Gartenzuſammenkunft wird der edle Engländer, ſo zudringlich, daß ein Handgemenge darans erfolgt, bey dem aber Eudokia die Stärkere iſt und auf den anmaßenden Wohlthäter einen Blick der Verachtung wirft. Dieſer ſchwört ihr dauernde Rache und begiebt ſich hinweg. Wie Theodor von ſeiner Frau dieſe lebhafte Scene erfährt, findet er es für gut, den eben günſtigen Wind nach Cephalonien zu benutzen, macht aber — (das ſoll ſicher die eigennützige Schlauheit des Griechen karakteriſiren? denn der honette Ehemann einer andern Nation hätte das bleiben laſſen —) Sir J. noch einen Dankſagungsbeſuch, den dieſer jedoch nicht annimmt, und ſegelt nach Cephalonien ab. Nach ein paar Jahren erhält Sir J. das Gouvernement von Cephalonien, und hat es nun in ſeiner Hand, ſeine Rache an Eudokia zu üben. Er findet eine treue Bundesgenoſſin in einer Gräfin Bettina, der Tochter eines verarmten venetianiſchen Großen, über deren früheres Leben die allerunwürdigſten Andeutungen gemacht werden. Ehe Theodor Cephalonien als Jüngling verließ, hatte dieſe verblühte Buhlerin ihre Netze nach ihm ausgeworfen, er hatte ſie verachtet, und zu der Unverſöhnlichkeit, die dieſes Verhältniß ſtets erzeugt, kam nun, da Theodor als der glückliche Gatte des ſchönſten Weibes zurückkehrte, Eiferſucht und Rache. In dieſem Zeitraum iſt ein langer Brief des neuen Gouverneurs von Cephalonien an ſeine ehemalige Maitreſſe eingerückt, welche nun mit einem Grafen verheirathet ein ihnen beyden angehörendes Kind, man erfährt nicht ob als ihres Gatten Sohn? erzieht. Dieſer Brief enthält jenes traurige Glaubensbekenntniß, deſſen unnöthiges Anbieten wir im Anfange dieſes Aufſatzes verworfen. Nachdem der philoſophiſche Dritte in demſelben großmüthig verſichert hat, daß er, ſo wenig er ſich auch mit einem Herr Gott befaſſe, doch Tugend, Liebe und Tod für das beſte Geſchenk halte, was dem Menſchen gegeben ſey, meint er, daß man deßhalb ſich nicht beſonders zu grämen brauche, wenn es mit der Tugend, der Leidenſchaften wegen, nicht immer glücke — er möchte das Leben gar nicht, wenn es ihm die Rache verſagte u. ſ. w.

Der Leſer wäre nun wohl berechtigt, in dieſem Mann einen höchſt thätigen Böſewicht zu ſuchen? — Ganz und gar nicht. Zwar erwartet das Ehepaar nichts Gutes von ihm, und mit bewundernswürdiger Faſſung fängt, nach vier Jahren, Theodor mit eben ſo viel beſonnener Höflichkeit wieder an als er in Marſeille aufhörte: er macht dem neuen Gouverneur ſeine pflichtſchuldige Aufwartung und ladet ihn aufs ſchmeichelhafteſte auf ſein Landgut ein. Der Tag wird zu dieſem Beſuche beſtimmt und Eudokia bereitet ſich und ihre Wohnung durch künſtleriſch erſonnene Effekte, bey denen ihre Kinder eine Rolle zu ſpielen haben, darauf vor. Der Dritte kommt mit dem Vorſatz, Verderben in das friedliche Haus zu bringen, wird aber von der Anmuth der ganzen Familie bezaubert, von dem friedlichen Glück, welches ſie genießt, verſöhnt — er bleibt mehrere Tage, kommt wieder und wird, ſo leidenſchaftlich er Eudokia zu lieben fortfährt, Theodors theilnehmender Hausfreund. Damit iſt aber Gräfin Bettina gar nicht gedient. Sie hatte gehofft, ihn zum Werkzeug ihrer Rache zu machen und er ward das von Eudokiens Triumph. Doch es gelingt ihr den rachſüchtigen Karakter des Gouverneurs zur Eiferſucht zu reizen: durch einen höchſt abgenützten Mißverſtand eines tête à tête, das Eudokia mit einem jungen Sicilianer, dem Bräutigam ihrer Schweſter, hat, wird dieſes bewerkſtelligt, und gerade in dieſem Moment wird Theodor der Theilnahme an einer Verſchwörung gegen die brittiſche Oberherrſchaft an-

geklagt. Der Leser muß glauben, daß der Gouverneur von Cephalonien von hier an das Schicksal des unglücklichen Theodors bestimmt. Er wird sogleich ergriffen, erst nach Zante, dann nach Corfu gebracht, seine Papiere in Besitz genommen und nach Verlauf einiger Wochen auf sein gänzliches Vermögen Beschlag gelegt, so daß Eudokia nichts übrig bleibt, als ein kleines Weingut mit einem Winzerhäuschen auf den Felsen von Ithaka, von dem Gemäuer begrenzt, welches die Sage für Odysseus ehemaligen Pallast gelten läßt. (Auf eine alte goldne Krone, welche Irene später in diesem Gemäuer findet, und sie, um sich Eingang bey dem alterthumsliebenden Gouverneur von Corfu zu verschaffen, diesem zum Geschenk macht, gründet sich der zweyte Titel des Romans.) Hier macht Irene die Bekanntschaft ihres jungen Gutsnachbars. Philipp war von der Natur unter dem schönsten Himmelsstrich mit ihren schönsten Anlagen ausgestattet worden; aber sein geiziger Vater hatte ihm nie Lehrer gestattet. Nur Musik hatte er durch einen glücklichen Zufall erlernt, und war in Gesang und Zitherspiel zur Meister geworden. Irene wird seine Lehrerin in den Wissenschaften, er ihr Lehrer in der Tonkunst. Es ist gar artig zu lesen, wie die kaum aufgewachsene Jungfrau ihren Geliebten den Homer lesen lehrt; — aber etwas Unmögliches ist es nicht, und auf solchen griechischen Inseln mögen wunderliche Dinge genug geschehen. Der alte Vater will aber eine reiche Frau für seinen Enkel; da er nun den festen Sinn desselben nicht beugen kann, scheint er in der Liebenden Glück zu willigen, bedingt aber, den jungen Philipp ein paar Jahre lang in die italienischen Häfen zu senden — das kommt nun dem Leser sehr zu gut, denn als ein eifriger Schüler füllt Philipp seine langen Briefe an seine junge Geliebte mit den interessantesten Notizen über das jetzige Neapel und die herrlichen Trümmer seines klassischen Bodens, über den Vesuv, welchen er mit sehr interessanten Damen besteigt, deren eine, wie es sich entdeckt, Sir F. ehemalige Maitresse ist, eine Frau voll Seelengröße und Liebreiz, die ihren kranken alten Mann in den Bädern herum führt, in denen er auch vor dem Schlusse des Buchs früh genug stirbt, damit seine Wittwe, Julia, an dem Altar, wo sich eben einige andere Leute trauen lassen, zur rechten Zeit ankommt, um sich, vom Postschiff aussteigend, und Sir F., der unter den Hochzeitgästen ist, den priesterlichen Segen geben zu lassen. — Doch ich greife den Begebenheiten vor. — Die Liebenden trennen sich heroisch und mit festem Vertrauen auf ihre beyderseitige Treue (und das ist schön!). In der Zwischenzeit ist die schlimme Bettina nach Corfu gekommen, und spinnt daselbst eine Intrigue an, um sich des Herzens des zweyten Sohnes des dasigen Gouverneurs zu bemächtigen. Sie ist schmutzig und schlecht diese Intrigue — genug, daß es zu ihrem Plane gehört, Irene dem ältesten Sohn dieses Gouverneurs in die Arme zu liefern. Zu dem Ende läßt man Eudokia sagen: ihre oft wiederholte Bitte, den gefangenen Vater pflegen zu dürfen, sey endlich gewährt, Irene habe Erlaubniß sich zu ihm nach Corfu ins Gefängniß zu begeben. Das Mädchen von Ithaka, denn das ist sie nun, eilt in Knabenkleidern dahin, wird des Vaters Pflegerin, liest ihm den Plato, den Homer, den Dante vor, und ist allen Verführungen des begehrlichen Sir Charles, allen Künsten der schändlichen Bettina, die mit ihm gemeine Sache macht, ausgesetzt; endlich versucht Bettina, sie zu vergiften, Sir William, der brave Gouverneurssohn, rettet sie; darauf wagt Sir Charles einen rohen Angriff auf sie, in des Vaters Gefangniß (was immer ein bischen unästhetisch ist), aber das Mädchen von Ithaka hat von jenem wackern Mönch von Libanon, dem ehemaligen Räuber, der gewaltig viele Sünden gut zu machen hatte, einen artigen Dolch bekommen, und den sticht sie dem garstigen Britten tapfer in die Kehle, gerade in dem Falle, wo die englische Jury das not guilty über die Mörderin zu sprechen von dem Gesetze befugt ist. Wie es nun am schlimmsten um das muthige, nie gebeugte Mädchen aussieht, kommt Sir F. auf die Insel, und Alles gewinnt eine andere Gestalt; recht nach Schillers Grundgesetz*) — doch nein! Bettina, der böse Gouverneur und sein gestochner — nicht erstochner Sohn, haben zwar das Schicksal [illegible] Lasters in jener unnachahmlichen Satyre unsres Dichters, allein Sir F. und die gräfliche Wittwe Julia, die sich aus dem Stegreif mit einander an Philipps und Irenens Hochzeitaltar trauen lassen, setzen sich auch „mit zu Tische" und gehören doch nicht mit zur Tugend. — Freylich erfahren wir am Schluß, daß dieser Britte, weit entfernt Theodor zu verfolgen, zu seiner Rettung das Seinige beytrug, aber uns kams doch unheimlich vor, neben den Bund der zwey jugendlich reinen Herzen, diese beyden Leute ihre alten Sünden christgesetzlich umtaufen zu sehen. Diese Wendung der Handelsweise ließ jener himmelstürmende Brief Sir F. im Anfang des Romans nicht erwarten, und Julias früheres Verhältniß zu ihm wird dem Leser nicht motivirt.

Hat uns nun H. Ch. M. durch die Inconsequenz in Sir F's früheren Grundsätzen und seine Immoralität, gegen seiner erträglichen Handelsweise, großmüthigen Empfindungen und endlich rechtlichen Heirathsaktus, zeigen wollen, wie ein Wüstling endlich im Ehestandshafen einsegelt und ein brillanter Raisonneur dem Teufel zum Trotz auch schöne Empfindungen haben kann, da des Menschen geistige Natur wie seine leibliche, so wie die äußere Störung vorbey ist, immer wieder auf dem rechten Weg ihrer Bildungen zurückzukehren strebt — hat er das br-

*) In Shakespears Schatten.

weiſen wollen, ſo müſſen wir zugeben, daß er in ſeinem Britten eine große Zahl unſrer Zeitgenoſſen gezeichnet hat — das war aber nicht der Mühe werth. Julia fände etwa eben ſo viele Gefährtinnen in ihrer Gattung, die ſchönen Alterthumskenntniſſe und herrlichen Beſchreibungen abgerechnet, welche wenige galante Frauen ihr nachmachen möchten. Die ſchwache Seite dieſes Romans möchten wir alſo wohl in der Entbehrung eines moraliſchen Nervs ſuchen — nicht einer moraliſchen Tendenz — nein, ſo altväteriſch ſind wir nicht, daß wir von Herrn Ch. Müller moraliſche Romane forderten! — Aber nur die Art Beſtimmtheit im Guten und Böſen, welche dazu gehört, um Romanenhelden anziehend zu machen, ſollte er, dem viel Phantaſie gegeben ward, ſich zu eigen machen. Statt der Tugend haben dieſe Ithaker Wohlgefallen an der Schönheit der Tugend; ſtatt einer derben entſchloſſenen Bosheit, thun ſie Böſes, um ihre Sinne zu befriedigen. Freylich iſt es ſo in der wirklichen Welt, aber eben deßhalb lohnt ſichs der Mühe nicht, es zu ſchildern.

Der Verfaſſer giebt uns von der Herrſchaft der Engländer auf der Sieben-Inſel-Republik einen ſehr nachtheiligen Begriff, den die hiſtoriſch bekannten Nachrichten leider nicht widerlegen. Wenn er die Bemerkungen, zu welchen er ſcheint auf den ſieben Inſeln Gelegenheit gehabt zu haben, ſo wie die, über Unteritalien, von dem romantiſchen Aufputz befreyt ausarbeitete, würde er einem gewählteren Publikum gefallen, als dem, welches ſein ſittliches Gefühl durch das Mädchen von Ithaka nicht heben wird.

Eine rühmlich literariſche National-Unternehmung der Britten.

Eine große, in ſich abgeſchloſſene Nation, in der Sicherheit ihrer Baſis: dem Bewußtſeyn, daß ihrer Verfaſſung gemäß jeder Einzelne ſtark iſt durch das Ganze, und des Ganzen Kraft auf jedem Einzelnen beruht, iſt Unternehmungen fähig, die in ihrer Einfachheit etwas Antikes haben, indeß ihre Richtung, die hohe Cultur unſers Zeitalters beweiſt. Die einzige europäiſche Nation, die — ſo unwillig wir es auch ableugnen oder eingeſtehen mögen — bis jezt allein ſolche Unternehmungen vollführte, waren die Engländer. Es mögen deren ſchöne und große geweſen ſeyn — ſie hat aber deren auch große zu thun verſäumt, und darum kommt ihr kein Stolz zu. Es liegen deren noch große zu vollbringen vor — die Geſchichte wird einſt aufzählen, wo ihr Kränze, wo ihr Schmach gebührt hat. Von was *wir* ſprechen wollen, iſt von einem friedlichen Unternehmen, das die gebildete Welt ihr verdankt. Es iſt die Rede von dem Beſchluß des engliſchen Parlaments, die wichtigſten urkundlichen Denkmäler der engliſchen Archive durch den Abdruck vor dem Untergang zu retten. Es iſt darinn eine ſo kräftige Unbefangenheit, welche auf einer National-Würde beruht, die ſich vor keiner Oeffentlichkeit fürchtet, ſollte ſie hie und da der Trotz der Straſloſigkeit bedürfen — eine Unbefangenheit, die ſiegend abſticht, gegen die Geheimnißkrämerey, welche bey uns zu Hauſe war, und die Geſchichtforſcher bewog, ihre Ausarbeitungen oftmals mit Dankſagungen und Lobeserhebungen der höchſten Liberalität zu beginnen, die ihnen erlaubt hatte, das taube Stroh alter Regiſtraturen zu dreſchen.

Die Herausgabe dieſer Aktenſtücke wird ſchon mehrere Jahre in mehreren Bänden fortgeſezt. Der erſte erſchien 1800; der Titel iſt: Reports from the Commisionars appointed by his Majesty to execute the measure recommended by a select Commitee of the House of Commons respecting the Public Records of the Kingdom etc. (Berichte der, von Sr Maj. ernannten Commiſſion, den Beſchluß eines Ausſchuſſes des Hauſes der Gemeinen rückſichtlich der öffentlichen Archive des Königreichs auszuführen.) 1800 — 1819 gr. Fol. 550 S. 37 S. Index mit 86 Kupfertafeln geſtochener Urkunden, mit ihrem gegenüber ſtehenden Text in gewöhnlicher Schrift, zu Erleichterung des Leſers. Dieſe Berichte gehen nur England und Schottland an, die irländiſchen Archive ſind in einem beſondern Band erſchienen. Bis zum Jahre 1819 koſtete dieſe Unternehmung, Irland nicht mitgerechnet, 102,014 Pfd. Sterl. (gegen eilfmalhunderttauſend Gulden) davon ſind 74,715 Pfd. zur Belohnung der Gelehrten verwendet worden, welche die Bearbeitung der Urkunden übernommen hatten; 25,446 Pfd. aber auf Druckkoſten verwendet. Dennoch iſt die Auflage ſehr klein. Von den Urkunden, welche nur in beſondern Fällen benuzt werden können, zog man nur 500 Exemplare ab, von den gemeinnüzigen 1000; dieſe werden an die vorzüglichſten, öffentlichen Bibliotheken, an die erſten Staats- Civil- und Kirchenämter vertheilt. Die göttingiſche Bibliothek erhielt ebenfalls ein ſolches, wodurch ihr eine neue Quelle von Belehrung für Geſchichtsforſcher erwachſen iſt. Dieſe Belehrung wird die Mühen überſchwänglich lohnen, denn jene Urkunden enthalten einen Schaz hiſtoriſcher Entdeckungen und Berichtigungen, indem ſich bey der Durchſuchung der Archive, welche die vorliegende Arbeit nöthig machte, Aktenſtücke wieder fanden, die man vor längſt ſchon als einen Raub der Zeit betrachtet hatte.

Die engliſchen Gelehrten haben mit dem Eifer, der dem Bürger eines konſtitutionellen Landes zukommt und eigen iſt, ſich zu der Herausgabe dieſes Werkes benüht. Ehre dem Ehre gebührt! ihre Arbeit hat — wie jene große Summe zeigt — auch ihren Lohn gefunden — Sollen wir den Vergleich mit dem, was bey uns gethan wird, gegen jenes Inſelland vermeiden? Gold mag es, muß es, wird es ſtets mehr haben wie wir; aber außer dieſem Gold wurde uns von der Natur nichts verſagt; was es beſizt, unſer Klopſtock ſang vor funfzig Jahren was wir wohl wiſſen, was uns aber noch nicht weit geführt hat:

Sie haben hohen Genius,
Wir haben Genius wie ſie —
Das macht uns ihnen gleich!

Sie dringen in die Wiſſenſchaft
Bis in ihr tiefſtes Mark hinein —
Wir thun's und thaten's lang!

Und das möge uns anſpornen zum ſchönen Wettkampf um die Güter, um welche die Natur uns zu ebenbürtiget Nebenbuhlern gemacht hat.

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. December 1823.

Dramatische Literatur.

Der König und die Henne. Original-Lustspiel in einem Aufzuge, nach einer wahren Begebenheit, von C. Ph. Bonafont. Brandenburg b. Wiesike. 1823. 79 S. 8.

Heinrich IV. von Frankreich soll einmal gesagt haben, daß er sich nicht eher glücklich schätzen würde, bis er es dahin gebracht, daß jeder seiner Unterthanen Sonntags ein Huhn in den Topf zu stecken hätte. Diese Aeußerung läßt vermuthen, daß der König gern Hühner gegessen, und daher ist es so wahrscheinlich, als erklärlich, daß er 1590 vor der Schlacht von Ivri, einen wohlhabenden Bürger und Gewerbsmann von Alençon, der ihm eine fette Henne zum Abendessen geliefert, auf dessen Gesuch in den Adelstand erhoben, und eine Henne zum Emblème seines Wappenschildes bestimmt habe. Diese verewigte Henne hat in das große Nest der Geschichte ein kleines anecdotisches Ei gelegt, und Herr B. hat sich darauf gesetzt, um es für die deutsche Bühne auszubrüten. Das war nicht schwer. Der Bürger hat einen Sohn, der ein adeliches Fräulein liebt; das adeliche Fräulein liebt den jungen Bürger wieder aus Dankbarkeit für die Errettung von einem tollen Hunde, (vidnatur Kotzebue seel.) und der Vater bittet um die Standeserhöhung, damit das Hinderniß der Heirath verschwinde. Aber wer soll das ausgebrütete Küchlein genießen in Deutschland? Adelstand und Bürgerstand sind freylich auch bey uns noch leidige Gegensätze, aber beyde Stände lieben es nicht mehr, öffentlich daran erinnert zu werden, am wenigsten von der Bühne herab. Berühmte Könige spielen freylich auch auf unsern Theatern noch mit Erfolg die Rollen der Götter ex machina (vid. Herrn Carl Töpfers theatralische Töpfe); aber sie müssen alsdann sich hübsch königlich zeigen, das heißt erhaben in ihren Gesinnungen über diejenigen Vorurtheile der Stände, welche die Bande der Gesellschaft verwirren, anstatt sie zu knüpfen. Heinrich der IV. mag solche Gesinnungen gehabt haben, so viel sein Zeitalter es erlaubte; aber Herr B. hat ihm eine wahrhaft erbärmliche Gesinnung angedichtet. Als der Bürger, der den Incognito-König erkannt hatte, die fette Henne nur unter der Bedingung des Mitessens liefern wollte, willigte der hungrige Monarch in die Bedingung. Als ihm aber der Bürger sagt, daß er reuig erwogen habe, wie viel der König sich dadurch vergeben, „daß Seine Majestät einen gemeinen Mann, einen Gewerbsmann aus der bürgerlichen Klasse an ihrer königlichen Tafel hatten;" da geräth die Majestät in „einige Verlegenheit," und sagt S. 70: „Noch lecker sind' ich's in der That, daß du selbst mich erinnerst, wie viel ich meiner königlichen Würde hier vergeben. Doch geschehen ist einmal, was freylich nicht hätte geschehen sollen."

Solch ein miserabler Henri IV. mag allenfalls die pauvres revenans von Frankreich (s. das Vorwort von Walter Scott's Quintin Durward), d. h. den wieder eingewanderten altfranzösischen Adel, auf einem ultracistischen Theater von Paris ergötzen; aber vernünftige Deutsche werden jenen Helden des sechzehnten Jahrhunderts in diesem Zuge nicht wieder erkennen. Ein König, der seine Glückseligkeit darein sezte, jedem seiner Unterthanen Sonntags ein Huhn in den Topf zu verschaffen, konnte unmöglich, zumal im Felde, seine königliche Würde dabey gefährdet glauben, wenn er mit einem wohlhabenden und gebildeten Bürgersmanne eine Henne an gemeinschaftlicher Tafel verzehrte.

Herr B. hat dieses Product, welches in der Sprache und im Dialog eben so erbärmlich ist, wie der entstellte Hauptcharakter, dem Theater-Intendanten zu Berlin, Herrn Grafen von Brühl gewidmet, und zwar ausdrücklich „als Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Bühne." Wie sehr wird es diesen Kunstfreund schmeicheln, daß Herr Bonafont seine Verdienste anerkennt! Nach dem Vorworte verdankt das Product seine Entstehung einigen Augenblicken der Muse. Ein komischer Druckfehler! Die Muse wird nicht für ihr Kind anerkennen, was Herrn Bs. Muße (i. o. Langeweile) geboren hat. „Es wäre möglich, daß der Nachbar vielleicht noch etwas habe (hätte)," steht S. 24. Herr B. ma-

che sich mit der consecutio temporum bekannt. S. 44. „reibt sich der König heimlich lachend die Hände.“ Da vergiebt er — zwar nicht eben der königlichen Würde — aber doch dem königlichen Anstande, wirklich etwas. S. 68. sagt er zu einer Hauptmanns-Frau: „Wills Gott, so sehr ihr euern Herrn und Gemahl recht bald als Oberst wieder.“ Grammatikalisch verspricht er hier der Frau das Avancement. S. 47. will die verliebte Rosa Licht in ihr Zimmer tragen, und sich an's Fenster stellen; sie meint vielleicht werde ihr Liebhaber „dieses Zeichen der schüchternen Liebe verstehen und herbeyeilen.“ Wenn er die Schüchternheit nicht versteht, muß er vernagelt seyn. Der beste Einfall im ganzen Stück ist noch der, daß der König in seinem Incognito sich Heinrich Lerol nennt.

Dramatische Dichtkunst.

Holbergs Lustspiele. Uebersezt von Oehlenschläger. Erster Theil, XXXII und 446 S. 8. Zweyter Theil 374 S. Leipzig bey Brockhaus. 1822. *)

So gewiß es leichter ist, eine fremde Sprache zu lesen, als zu schreiben; eben so gewiß ist es auch leichter, aus derselben in die Muttersprache zu übersetzen, als umgekehrt aus der Muttersprache in die fremde, zumal wo es der Gegenstand fordert, daß die fremde Sprache geschrieben werde, nicht wie sie von den Gebildeten geschrieben, sondern wie sie von allerley Personen und Ständen gesprochen zu werden pflegt. Es ist daher sehr schwer, Lustspiele in eine fremde Sprache zu übersetzen, die, wie die Holberg'schen, größtentheils in den niederen Klassen und unter Leuten spielen, die in der Regel ihre Sprache nur sprechen, und nie oder sehr schlecht schreiben: denn der Uebersetzer muß dann sehr genau wissen, wie sie von dergleichen Leuten überhaupt, und wie sie z. B. in der Leidenschaft, in der Eil, in der Trunkenheit, im halben Schlafe u. s. w. gesprochen oder auch gerade gebrecht wird.

Herr Professor Oehlenschläger ist ein Däne, und obwohl er auch als deutscher Schriftsteller sehr geschäzt wird; so geschieht es doch weit mehr wegen der Gedanken, als wegen der Schreibart. Auch seine Tragödien wimmeln von kleinen Undeutschheiten. Wahr ist, daß man diese gern übersieht, weil die Sprache im Durchschnitt auf derjenigen Höhe sich hält, welche das Trauerspiel fordert. Diese Haltung konnte Herrn Oe. nicht so gar schwer werden; denn in der Höhe, durch Lesung unserer besten, tragischen und epischen Dichter, scheint er zum deutschen Schriftsteller sich gebildet zu haben. Aber bey einer Uebertragung der Holberg'schen Comödien galt es herunter zu steigen; es galt, den Ton von Personen zu treffen, welche — wie man zu sagen pflegt — reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, es galt häufig, unter den grammatisch richtigen Redensarten die allernatürlichste und gewöhnlichste zu wählen, und bis zu diesem Grade besizt Herr Oe. unsere Sprache nicht.

So z. B. wird schwerlich ein deutscher Rabulist jemals vom „Läufischmachen des Viehes“ sprechen (Theil 1. S. 241), wenn er sagen will: Das Vieh wild machen, zum Weglaufen bringen (effaroucher). Kein Deutscher, wenn er von einem Geschwür' an seinem Körper spricht, wird sagen: „In drey Tagen (drey Tage lang) vernahm ich einen großen Schmerz.“ (S. 243.) „Dein Herr traut dir gar zu gut (Theil 2. S. 215.), „machte ich (mich) so schnell aus dem Staube“ (S. 219.) und hundert ähnliche Anstöße mehr, machen, daß der Leser sich stets in der Gesellschaft eines Ausländers fühlt, und daß ihm die Personen, welche er sprechen läßt, unnatürlich oder fremd vorkommen.

Abgesehen von diesem sehr verzeiblichen Mangel verdient die Uebersetzung eben so viel Beyfall, als der Hauptgrundsaß, welcher Herrn Oe. dabey geleitet hat. Holberg's Komik ist bekanntlich derb, und man hat seinen Witz wohl manchmal plump genannt. Ein Uebersetzer von mehr Lebensart als Kunstsinn hätte daher leicht in Versuchung gerathen können, sein Original poliren zu wollen. Nicht so Herr Oehlenschläger.

„Holberg (sagt er S. XIX.) ist nie plump ohne witzig zu seyn. Der Witz adelt die Plumpheit, und das unmittelbare Lachen der Gebildeten und Ungebildeten vertheidigt sie. Das Plumpe steht im Widerspruche mit unserer sittlichen, nicht aber mit unserer physischen Natur; der Mensch fühlt sich halb Thier, halb Engel; wo das Thier den Engel vernichtet, müssen wir im Ernste trauern, wo es dagegen unschädlich und naiv nur die Schnauze augenblicklich aus der Anständigkeit hervorsteckt, müssen wir lachen, wie wir über ein Hündchen lachen, das, als schöner Herr angezogen, bisweilen auf die Vordertazen fällt, weil es ihm zu schwer wird, immer nach der Dressur auf den Hinterbeinen zu gehen. Dieser Reiz des Lachens liegt in der Natur, reizt wieder den Witz, und der komische Dichter kann diesen Reiz, diese Belustigung nicht ganz in seinen Darstellungen entbehren, wenn sie nicht etwas Frostiges und Nüchternes bekommen sollen. Bey der Aufführung mag man hier und dort eine Zeile weglassen, bey dem Vorleser mitunter auch; wir haben aber kein Recht, aus dem Buche selbst, des zeitlichen Bedürfnisses wegen, einen unsterblichen Dichter seiner Witze zu

*) Wenn ich nicht irre; so sind 1823 auch der dritte und vierte Band erschienen, worin sich der Don Ramudo de Collibrados befindet, der durch Kotzebue und Iffland, auf das deutsche Repertoire gekommen ist.

M.

berauben, oder ihm seine Kitzel zu stillen. Nie ist Holberg roher, nie fade gewesen, nie beleidigt er im Ernste das sittliche und religiöse Gefühl durch schiefe geistige Verwörrenheit, durch seine Heuchelei, durch krankliche Spitzfindigkeit, wie es so oft in neueren Stücken der Fall ist. Seine Derbheiten möge man ihm also verzeihen, wie man auch in seiner Gesellschaft einem alten humoristischen Krieger, Seefahrer oder Landmann von Verdienst die Derbheiten verzeiht, die ihm nun einmal angehören, ja die ihn sogar gut kleiden, obschon man es mit Recht nicht von den Jüngern duldet. Uebrigens wollen wir uns auch wohl hüten, in die chinesische Zierlichkeit zu verfallen und drin zu versinken, wohl bedenkend: Der feine Spaß spielt nur mit der Plumpheit; die Zierlichkeit kann dagegen die größten Gemeinheiten, Dummheiten und Niederträchtigkeiten mit Flitter bedecken und mit schönen Redensarten ausputzen.*) Der hohe Schiller hatte also Unrecht und er kannte entweder Holberg nicht, oder hatte ihn wieder vergessen, wenn er von ihm sagen konnte: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab!“ Denn erstens ist die schlichte Bürger- und Handwerkerwelt kein Schlamm, sondern achtbar und ehrenwerth; zweytens werden ihre Schwachheiten und Albernheiten nicht von Holberg wie Schlamm aufgeworfen, sondern sehr sinnig, witzig und gemüthlich dargestellt. Schlamm trifft man in allen Ständen; man verzeiht aber eher die Gemeinheit, die aus Mangel an Erziehung herrührt, als die, welche aus elenden kleinlichen Leidenschaften des Gebildeten und Großen entspringt; das ist nicht zum Lachen, sondern zum Hassen und Verachten; und also sind eigentlich unbewußte Gebrechen des Ungebildet-Albernen der lustige Stoff komischer Darstellungen.“

Von diesem Gesichtspunkt aus kann' es nicht fehlen, daß der Uebersetzer sein Original mit derjenigen Treue wiedergab, welche darin besteht, daß sie den Hauptcharakter der Urschrift sorgfältig bewahrt, ohne sich um die Verschiedenheit des Geschmacks verschiedener Jahrhunderte zu bekümmern. Man lernt Holberg kennen, wie er war, und die Schalkheit unserer Komik kann daran wieder ein wenig erstarken.

Von den zwölf Stücken, welche hier übersetzt sind, haben uns besonders zwey ergötzt: Jeppe von Berge oder der verwandelte Bauer, und Geert Westphaler oder der schwatzhafte Barbier. Der Stoff von jenem, obwohl hochkomisch, hat dennoch eine sehr nahe Verwandtschaft mit Calderons Leben ein Traum. Der träge und versoffene seelandische Bauer, den der Edelmann im Schlafe in das Schloß schaffen läßt, um ihn mit seinen Dienstleuten als Baron zu bedienen, ist nicht minder interessant, als der in der Wildniß erzogene Sigismundo als Prinz im königlichen Schlosse, und die Art, wie er mitten in der Ungewißheit, ob er träume oder wache, der neuen Macht und Herrlichkeit sich bedient, gewährt ein Vergnügen, welches in Vergleichung mit jenem tragischen Meisterstücke, ein Beleg für den Satz ist, daß die Tragik und die Komik einander sehr nahe berühren.

Der schwatzhafte Barbier hingegen, der vor Schwatzhaftigkeit nicht zur Verlobung kommen kann, scheint dem Herrn Sievers (dem gestrichen, aber sich und andern nicht immer klaren Verfasser der Schauspielerstudien) zu dem, vor 6 — 8 Jahren erschienenen Lustspiele: Der Geschäftige, Veranlassung gegeben zu haben.*) Herr Sievers trug damals eine Art von Theorie des Komischen vor, verfehlte aber auf dem Wege derselben das Ziel, welches Holberg ohne dergleichen Philosophie de haute volée getroffen hat. Er erwartete den komischen Effekt hauptsächlich von der Handlung, von der Verwicklung des Zweckes durch ungeschickte Anwendung des Mittels; den Holberg geht derselbe von der Person aus, wir lachen vorzüglich über den Schwätzer mit seinen durch viele Uebung auswendig gelernten Themen, und daß dem Geschäftigen des Hrn. Sievers diese persönliche Lächerlichkeit mangelt, macht ihm eben langweilig bey aller Geschäftigkeit. Es ist ein Kunststück der Komik, einen Charakter darzustellen, der die Zuschauer gerade dadurch ergötzt, daß er alle Personen des Stückes langweilt, und darin kann Holbergs Barbier zum Muster dienen, weit besser als Kotzebue's Langsalm. Der Druck des Buches ist für schwache Augen nicht bequem, und voller Fehler, die nicht angezeigt sind.

*) Das thut sie in der That. Dann ist es unserer Tollitzen-Dämmlinge, welche unsinnigerweise Sittenrichter sein wollen, M.

Geschichte.

Typographia oder die Buchdruckerkunst, eine Erfindung der Deutschen. Essen b. Bädeker 1823. 30 S. gr. 8.

Eine Streitschrift bey Gelegenheit der Harlemer Secularfeyer, dieser wichtig gewordenen Kunst. Insbesondere legen die Harlemer ihrem Lorenz Janszoon Coster

*) Sollte der Rec. sich da nicht irren? Einen Eilfertigen hat Herr C. L. P. Sievers geschrieben und 1814 in Leipzig bey Cnobloch herausgegeben, einen Geschäftigen von ihm kenne ich nicht. Und was hier von dem Stücke quaestionis gesagt wird, das scheint vollkommen mit der Ansicht übereinzustimmen, welche in Bezug auf den Eilfertigen und auf des Herrn Sievers Theorie überhaupt, in der Leipziger Lit. Zeit. 1813. Nr 252. und Nr. 39. Sp. 305. ausgesprochen worden ist. M.

die Erfindung der Buchdruckerkunst bey, und behaupten sogar, daß sie durch ganz eigentlichen Diebstahl, durch Entwendung des Apparates, nach Deutschland gekommen sey. Sie sezten ehedem die Erfindung in das Jahr 1428, und aus welchem wunderlichen Grunde! Der Rabbi Joseph Haccohen hatte versichert, ein in dem genannten Jahre gedrucktes Buch zu Venedig gesehen zu haben, und damals — schlossen sie — könne nur Coster ein Buch gedruckt haben; obschon es mehr als wahrscheinlich gemacht worden ist, daß, wenn der Jude dergleichen Buch wirklich gesehen, es ein 60 Jahre später in Frankreich gedrucktes gewesen, mit der Jahrzahl IIIIXXVIII (quatre vingt huit), welche der Rabbi für 428 gelesen, ohne zu bedenken, daß man damals bey Angabe der Jahrzahl nicht blos das Jahrtausend, sondern auch das Jahrhundert wegzulassen pflegte, wie man wohl heutzutag noch in Briefen thut. Inzwischen ist es immer die gemeine Meinung geblieben, daß Hans Guttenberg von Sorgeloch, genannt Gensfleisch, von Mainz, die Kunst erfunden habe, und man sezt die Erfindung in das Jahr 1440, wo er durch seinen Siegelring auf den Einfall gekommen seyn soll, mit beweglichen Lettern zu drucken, nachdem er bereits 1436 in Straßburg angefangen hatte, kleine Bücher mit Holztafeln zu drucken, auf welche beschriebene Blattseiten geklebt, und die Zwischenräume der Buchstaben ausgeschnitten worden waren: eine Methode, Abschriften zu vervielfältigen, welche wahrscheinlich nicht viel jünger ist, als der Abdruck von Holzschnitten. Das erste Jubelfest der Guttenberg'schen Erfindung wurde denn auch in Deutschland, jedoch nur in Wittemberg, im J. 1540 gefeyert, und zwar am Johannistage, wahrscheinlich zur Ehre Johann Guttenbergs, seines späteren Gehülfen Johann Fausts, und des damals berühmten Buchdruckers Johann Lufft's, der an der Spitze der Jubelanstalten stand. Im Jahr 1640 feyerten es bereits mehrere deutsche Städte an dem nämlichen Tage, und noch mehrere i. J. 1740, nur daß die meisten andere Tage wählten nach localer Convenienz, und in billigem Betracht, daß eine Kunst dieser Art kaum ein bestimmtes Geburtsjahr, geschweige denn einen bestimmten Geburtstag haben kann. Im laufenden Jahrhundert nun scheint Harlem durch eine Art von Prävention in den Besitz der Ehre der Erfindung sich haben setzen zu wollen. Die Regentschaft der Stadt (der Magistrat nach unserer Art zu reden) hat nämlich durch eine Commission untersuchen lassen, in welchem Jahre die Buchdruckerkunst erfunden worden sey, und bestimmt, wie man das vierte Secularfest dieses merkwürdigen Ereignisses feyern solle, nachdem man, wie schon diese Commissions-Niedersetzung vermuthen läßt, das erste, zweyte und dritte ungefeyert hatte vorübergehen lassen. Wir sagen: soviel die Commissions-Niedersetzung vermuthen läßt; denn sonst würde man ja wohl hübsch bey'm Alten geblieben seyn, und von der lezten Harlemer Jubelfeyer an den Ablauf des Jahrhunderts abgewartet haben. Genug, die Commission hat entschieden, daß das vierte Jubelfest am 10. Juli 1823 zu Harlem gefeyert werden müßte, und das ist mit großem Pomp geschehen.

Da Deutschland drey regelmäßige Jubelfeyern voraus hat; so sieht man leicht, daß es — insofern man überhaupt dergleichen Feyerlichkeiten als rechtliche Besitzacte der Erfindungsehre betrachten kann — in possessorio weit besser als Harlem fundirt ist. Nichtsdestoweniger aber hat der ungenannte, aber offenbar mit gründlichen Kenntnissen und ausgebreiteter Belesenheit gewappnete Verfasser (er hat die Vorrede mit R. unterzeichnet) es für zweckdienlich gehalten, gegen Harlems Usurpation das petitorium anzustellen, und für Mainz, oder eigentlich für Straßburg, wo der Herr von Sorgeloch zuerst druckte, das Eigenthumsrecht an dem Erfindungsruhme in Anspruch zu nehmen. Seine Beweisthümer sind sehr bündig und wohlgeordnet, leiden aber hier keinen Auszug. Die Beweisthümer der Harlemer Commission hat der fleißige Geschichtsforscher nicht direct widerlegen können: denn sie hat keine öffentlich bekannt gemacht.

Auf alle Fälle haben wir bis zu unserer Jubelfeyer noch 17 Jahre Zeit, und dürfen hoffen — hoffen! —, daß unsere Fürsten dieses vierte Jubelfest verherrlichen werden durch zwey köstliche Geschenke: Verbot des Nachdrucks, und Preßfreyheit, unter der Norm eines klaren Gesetzes über Preßvergehen. Bey dieser Gelegenheit gedenken wir noch einer andern kleinen Schrift über die Buchdruckerkunst:

Die Stereotypie im Oesterreichischen Kaiserstaate etc. Von A. Rittig von Flammenstern. Wien b. Gerold 1822. 16 S. gr. 8.

Sie enthält schätzbare Nachrichten von dem Watts'schen Etablissement von Stereotypen zu Ofen in Ungarn, und eine gedrängte Darstellung der acht Methoden, erhabene Schriftplatten zum Drucke zu verfertigen. Bekanntlich gilt Firmin Didot für den Erfinder der stereotypischen Kunst; aber Harlem hätte recht füglich am 10. Juli 1823 auch gleich das vierte Secularfest dieser Erfindung mit feyern können. Denn die „ersten typographischen Versuche," welche man in Harlem in einer silbernen Kiste aufbewahrt, sind nach der öffentlichen Zeitungsankündigung „in Holz geschnittene Formen und das damit gedruckte Buch." Sind diese Formen nun Platten (ganze Seiten, in Holz geschnitten); so sind sie ja nichts Anderes, als — hölzerne Stereotypen, das Buch ist ein in Holz stereotypirtes, und Firmin Didot sammt allen seinen Nachfolgern haben in ihren acht Methoden, bis auf Watts Gußmanier herab, nur die Harlemer Erfindung in Metall ausgeführt. So hätte dann die in specie sogenannte Buchdruckerkunst (die Kunst mit beweglichen Lettern Bücher zu drucken), die hölzerne Stereotypie nur ausgestochen, um von der metallenen wiederum überboten zu werden, und beyde könnten wohl in der Folge einmal der Lithographie unterliegen, wenn nicht der beweglichen Buchdruckerkunst das englische Setzclavier zu Hülfe kommt, mit welchem man es dem Gerüchte zu Folge dahin zu bringen hofft, mit beweglichen Typen die Parlamentsreden eben so schnell zum Drucke zu setzen, als sie gesprochen werden. Sind wir erst bis dahin, dann können die Autoren die Feder entbehren, sie können gleich setzen, was sie denken, indem sie auf dem Setzclaviere phantasieren. Ja, das Clavier kann auch wohl so eingerichtet werden, daß, wenn man feuchtes Papier in den Resonanzboden legt, die gesezte Seite sich gleich einige 1000 Mal abdruckt und dann wird der Druckpublicität gar nicht mehr zu steuern seyn.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. December 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Zenobia. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Georg Döring. Frankfurt am Main, Hermann'sche Buchhandlung. 1823. 102 S. 8.

Calderon hat bekanntlich ein Drama geschrieben, welches den Titel führt: Die große Zenobia. (Siehe Gries Uebersetzung der Schauspiele Calderons, Band 1. Berlin 1815.) Es ist in seiner Composition abentheuerlich, wie die meisten Dramen dieses Dichters; aber fast jede Scene trägt den Stempel des Dichtergenies an sich. Wir wissen nicht, ob es Herrn D's Absicht gewesen ist, mit dem berühmten Spanier um den Preis zu ringen; aber wir müssen ihm zugestehen, daß er sich dazu, dramaturgisch betrachtet, gar nicht übel angestellt hat; daß wir eine gesundere Anlage des Plans in seiner Zenobia erkannt, und nur in der Ausführung Calderons glänzendes Talent vermißt haben.

Er hat seine Zenobia auf gut aristotelisch zur tragischen Heldin geweiht, indem er das Verbrechen, welches bey Calderon der Neffe Livius begeht (den Mord des Königs Odenath, ihres Gemals) ihr selbst aufladet, jedoch mit den gehörigen Milderungsgründen. Decius, Rom's Abgesandter, erscheint, mit dem König von Palmira ein Bündniß zu schließen, wozu dieser selbst die Hand geboten. Zenobia, welche diesen Schritt ihres Gemals tödtlich fürchtet, weil sie Rom haßt als die Unterdrückerin der Welt, möchte dieß Bündniß gern abwenden, und Krieg mit den Römern beginnen. Odenath ist eben krank. Ihr Verwandter, der Feldherr Mäon, welcher nach der Krone und nach ihrer Hand trachtet, nuzt diese Stimmung. Er macht sie glauben, daß Odenath nach dem Ausspruche der Aerzte nur noch einige Tage zu leben habe, und sie läßt sich — ohne die Aerzte selbst zu fragen — dadurch bestimmen, den König in seine Hand zu geben, auf daß er, da er einmal bald sterben muß, sterbe, ehe er mit dem Decius (der natürlich gleich ein Heer zur Besetzung Palmira's bey sich hat, und welchem Aurelian mit einem zweyten auf dem Fuße folgt) den herabwürdigenden Bund schließen kann. Dieser Mäon bringt nun den König um, und Zenobia greift gegen die Römer zu den Waffen. Aber ihr Gewissen peinigt sie, besonders ihrem siebzehnjährigen Sohn Heremian gegenüber, dem sie die That sorgfältig zu verhehlen sucht. Diese Situation ist glücklich gedacht, man möchte sie eine tragische Spannung nennen. Mäon zieht die Sehne des gespannten Bogens an. Er fordert Zenobia's Hand als Preis seiner That, wird abgewiesen, und entdeckt nun dem Sohne die Blutschuld der Mutter. Aber der Bogen kann leider nicht brechen, weil Heremian kein Orestes, sondern eine Lammsnatur ist; er empfindet Schmerz genug über der Mutter That, aber er denkt nicht daran, den Vater zu rächen: er klagt nur, und verzeiht. Nemesis kann keinen Arm auf keine Weise brauchen, und muß die Vergeltung von Rom kommen lassen. Aurelian erscheint, erstürmt Palmira, sezt den Pallast in Flammen, und Decius, der, wie bey Calderon, Zenobien liebt, eilt herbey, sie durch die Flucht zu retten.

Decius.

Höre mich: schon hat
Der allgemeine Brand Dein Schloß ergriffen.
Die Krieger Aurelians nahm dieser Stätte.
Du bist verloren finden sie Dich hier.
Du weißt, wie ich Dir treu ergeben bin.
Und daß das Seyn mir ohne Dich verhaßt;
Komm, folge mir, ich will Dein Retter seyn.
Und diese Freunde werden Dich beschützen.
Sie schwören es mit mir —

Die Römer.

Beym Jupiter!

(Der äußere Brand ergreift nach und nach die Säulengewinde des Hintergrundes und das Trauergeräste des Odenath.)

Zenobia.

Und Heremian?

Decius.

Er bleibt bey seiner Mutter!

Zenobia.

Ha, welches Licht in dieser Unglücksnacht!
Da kömmt ich meine Bundesfreunde sammeln
Und wiederkehren —

Heremian (zu Zenobia).

Traue nicht dem Römer!
Du kannſt nicht fliehn, für Dich giebts keine Rettung
Auf Erden —

Zenobia
(verhüllt ihr Antlitz).

Ha!

Decius.

Komm! Zaudre länger nicht!
Die Wuth der Flamme wälzt ſich nah' und näher.
Noch iſt es möglich; doch der Augenblick,
Den wir verlieren, ſperrt den Rettungspfad.

Zenobia (zu Heremian).

Wohl kenn' ich einen ſichern Pfad, auf dem
Ich Hülfe finde vor der Erdenqual.
Allein was wird aus Dir, mein ſüßes Kind?

Heremian.

Der Schwan zieht heim, wenn ſeine Lieder ſchweigen.
Und in der Bruſt verſiegt der holde Quell,
Seit Lieb' und wilde Schmerzen drinnen ſtreiten.

(Der vom Feuer verzehrte Katafalk ſtürzt in dieſem Augenblicke mit der hintern Säulenwand zuſammen. Man ſieht im Hintergrunde Palmira brennen.)

Zenobia.

Ha, was iſt das?

Decius.

Hinweg!

Heremian.

Der Vater ruft!

Zenobia.

O ich verſtehe ihn! Es ſtürzt das Haus
Des Odenath in Trümmern jetzt zuſammen
Und kein Entrinnen giebts.

(Sie zieht, ohne daß es Decius und die Römer wahrnehmen, einen Dolch aus ihrem Gewande).

Sag mir, mein Sohn,
Ziehſt Du nicht einen flücht'gen Augenblick
Voll Schmerzes einem ganzen langen Leben
In Sklaverey verbracht, in Schande, vor?

Heremian.

Wohl deut ich mir Dein Wort! Auch mahnt es mich
Mit Götterkraft tief aus dem Innern, Dir
Voran zu eilen und des Vaters Milde
Dir zu bereiten — Gib die Waffe mir!

(Er nimmt ihr den Dolch und tritt begeiſtert vor).

Fröhlich ſcheiden die Sänger vom Leben,
Eilen der Heimath, der göttlichen, zu;
Dort iſt der Frieden, dort wohnet die Freude,
Wo ſich in Klängen die Geiſter verſtehn!

(Er ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt und ſinkt an dem Polſter nieder).

Der Tod iſt ſüß!

Decius.

Ha! welche That!

Zenobia
(ſinkt neben Heremian nieder).

Mein Kind!

Heremian.

Der Vater hat verziehn! — Die Götter flüſtern
Mir freundlich ſelbſt es zu — wir ſehn uns wieder!

(Er ſtirbt).

Decius.

Nur Helden ſterben ſolchen Tod!

Zenobia (ſich aufrichtend.)

Und ich,
Ich ſollte leben?

Aurelians Krieger dringen ein, Zenobia kämpft, wird verwundet und ſtirbt. Odenaths Schatten hat ſeine Genugthuung, um ſo mehr, da Aurelian den Mäon, der zu ihm übergieng und ihm ſein und Zenobia's Verbrechen verrieth, bereits hat enthaupten laſſen; ein Zug, der unſtreitig von dem Verfahren des Calderon'ſchen Aurelian gegen den Livius entlehnt iſt.

Man ſieht leicht, daß hier die fataliſtiſche Gerechtigkeit des Ausgangs nicht echt dramatiſch, daß es keine natürliche, ſondern gleichſam eine poſitive, willkührlich ausgeübte iſt. Aus dem Vergeben muß die tragiſche Kataſtrophe ſich als eine äußere oder innere (pſychologiſche) Nothwendigkeit entwickeln, gegen welche der Held vergebens kämpft. Das iſt hier nicht der Fall, wie man ſieht. Man kann das Verbrechen der Heldin hinweg denken, ohne daß dadurch ein anderer Gang der Begebenheiten bedingt würde. Mäon allein, ohne Zenobia's Zuthun, könnte den Mord begangen haben (wie Livius bey Calderon); dadurch würden einige Monologen der Zenobia und des Heremian, einige Scenen zwiſchen dieſen beyden und dem Mäon wegfallen; aber der Krieg mit den Römern und deſſen Ausgang könnte derſelbe bleiben.

Inzwiſchen wird dieſes Gebrechen der Erfindung nur kritiſchen Leſern ſich bemerklich machen; auf der Bühne geht es ſchon durch, und da das Stück mancherley Theaterpomp zur Schau ſtellt, als da ſind Kämpfe, Siegesmärſche, Trauergepränge und Brand, ſo wollen wir den Directionen eben nicht abrathen, ihr Heil damit zu verſuchen. Auf jeden Fall hat der Verf. dem Ziele hier um einen Ring näher geſchoſſen, als in ſeinem Poſa, welchen in Nr. 14 ein anderer Rec. ſehr ſcharfſinnig und gründlich beurtheilt hat. Auch ſeine Sprache hat an Lebenskraft zugenommen, obſchon gleich in den erſten Zeilen Thränen vorkommen, „die den Geiſt in ſchwerer Wogen Laſt überziehn.“ Thränen ſind Tropfen, ihre Menge nennt man wohl figürlich einen Strom, aber der figürliche Strom ſchlägt keine Wellen. „Longin wird deſſen Wille (Willen) dir eröffnen“ iſt vermuthlich nur ein Druckfehler.

Dramatiſche Werke von Joſeph Freyherrn von Auffenberg. Erſter Band. Pizarro. Die Spartaner. Victorin. Bamberg und Würzburg in den Göbhardtiſchen Buchhandlungen. 1822. (Ohne fortlaufende Seitenzählung).

Der junge, ungemein rüſtige Tragöd theilt hier ſeine erſtgebornen Drillinge von Trauerſpielen mit, die ungefähr vor 6 Jahren zur Welt gekommen ſind, und verheißt ſeine ſämmtlichen Kinder in chronologiſcher Ordnung. Wir hätten um ſeinetwillen wünſchen mögen, daß er weniger gewiſſenhaft geweſen wäre in der Anlage einer Sammlung ſeiner Omnium, daß er dieſe Exercitien uns unterſchlagen hätte,

Die Helden der beyden erſten Stücke (Pizarro und Leonidas) ſind für die tragiſche Kunſt Aufgaben, die ſchwerlich ein Anfänger löſen wird, er wäre denn ein entſchiedenes tragiſches Genie. Beyde nämlich ſind unariſtoteliſche Helden. Der Verfaſſer ſcheint zwar nach dem Vorworte die ariſtoteliſchen Kunſtrichter allzugroßer Strenge beſchuldigen zu wollen; aber doch ſcheint er ſie zu achten, er ſcheint die Tragik des Ariſtoteles zu kennen, und er ſeines Theils wird den Sinn der eben ausgeſprochenen Behauptung wohl ohne Erklärung verſtehen. Aber für manchen Leſer dieſer Blätter dürfte ſie nöthig ſeyn. Ariſtoteles hält nämlich für das tragiſche Heldenthum diejenigen Charaktere am beſten geeignet, welche weder im Edelmuth und in der Gerechtigkeit excelliren, noch durch Bosheit oder Schändlichkeit in Unglück gerathen, ſondern vielmehr durch einen excuſablen Fehltritt. (Poetik, XIII, 5.) Daraus folgt nun zwar keineswegs, daß nicht auch ein, zum Feldherrn und Vicekönig gewordener Schweinehirt, wie Pizarro, und — umgekehrt — ein reinmoraliſcher Patriot, wie Leonidas, zu Tragödienhelden taugen ſollten, aber es iſt ſehr ſchwer, ſie zu dieſem Behufe zu bearbeiten.

In Hinſicht des Pizarro möcht' es allenfalls noch etwas leichter ſeyn, als in Betreff des Leonidas. Ein Charakter, der groß im Böſen iſt, bleibt immer eine Art von pſychologiſchem Problem, und wer es mit dramaturgiſcher Geſchicklichkeit aufzulöſen weiß, wird leicht die Aufmerkſamkeit der Leſer feſthalten, und die Neugier ſteigern. Ein Charakter hingegen, der groß iſt im Guten, iſt ſchwer zu einem erhabenen Gegenſtande für den Kunſtſinn zu machen: *) denn von der Tugend fordert der Kunſtſinn nicht weniger als das moraliſche Gefühl, er fordert das höchſte, und dieſes kann ihm nicht leicht imponiren, eben weil es nicht mehr iſt, als er fordert. Ein Leonidas iſt groß in der Geſchichte, weil hier die Erfahrung zu Gericht ſizt, die ſeine That hoch anſchlägt, weil ſie ſelten iſt. Aber im Reiche des Ideals iſt ſie nicht mehr, als die Erfüllung einer Bürgerpflicht, einer Pflicht, welche ſogar die poſitive Satzung jedem Soldaten auferlegt: der Pflicht, für das Wohl des Vaterlandes zu ſterben. Soll hier die That uns Bewunderung abnöthigen; ſo muß ihr Vollbringer uns von vorn herein ſo dargeſtellt werden, daß wir ſie — nicht von ihm erwarten.

Dieſen Weg ſcheint unſer Verf. nicht geahnet zu haben, auch war er bey Leonidas, der Geſchichte wegen, nicht wohl practicable. Eben ſo wenig hat er im Pizarro mit der obenerwähnten Löſung des pſychologiſchen Problem ſich beſchäftiget. Wenn das Stück unterhält: ſo geſchieht es lediglich durch die Intrigue, welche eine lebhaft ſich bewegende äußere Handlung herbeyführt, aber uns für den Hauptcharakter ohne Intereſſe läßt. Doch mangelt es der Diction nicht an Poeſie, und der Poeſie nicht an Technik. Jamben wie S. 90.

Was bekannt ſchon jedem iſt. Noch einmal —

ſind ſelten.

Das dritte Drama, Victorin, welches der V. ein romantiſches Trauerſpiel nennt, ſteht weit unter den beyden erſten, und wir möchten es für einen Abortus halten. Der Stoff iſt die Räuber- und Liebesgeſchichte, welche Caroline Pichler im dritten Theile ihrer „Neuen Erzählungen," Wien 1820, unter dem Titel: Der ſchwarze Fritz, erzählt hat. Die dramatiſche Behandlung iſt eine Reminiſcenz aus der Ahnfrau, und die Diction, die Versart, der Dialog ſind, wie in der Ahnfrau ſelbſt, unverdaute Reminiſcenzen aus der Schuld.

Wunderlich iſt der Gedanke, daß Victorins Geliebte, die Gräfin Luitgarde, mit dem zum Tode verurtheilten Räuberhauptmann und Brudermörder unmittelbar vor ſeiner Hinrichtung, im Kerker, ſich trauen läßt, um (wie ſie S. 116. ſagt) von dem Hauſe und Namen ſeines Vaters die Schande zu tilgen. Dieſe lader ſie ja durch die Vermählung mit dem Verbrecher auf das Haus ihres Vaters. Doch dieſer willigt darein, als in ein Opfer, welches er der Ehre ſeines Freundes bringen will, und ſo geht die treue Luitgarde, nachdem ſie ſchon Gift

*) Allerdings! Aber ich glaube, Auffenberg hat dieſe Aufgabe in ſeinem früher (1821) gedruckten, jedoch wahrſcheinlich ſpäter geſchriebenen Trauerſpiele: Das Opfer des Themiſtocles, nicht übel gelöſt. Fechtend für das Vaterland zu ſterben, iſt noch nicht erhaben; aber zu ſterben, um nicht wider das Vaterland zu fechten, welches undankbar uns ins Elend verſtieß, das iſt groß, und Auffenberg hat es großartig dargeſtellt.

M.

genommen hat, zur Trauung, um mit dem Geliebten gleich verheirathet in der andern Welt einzutreffen. Das Gesündniß ihrer Liebe, dem armen Sünder gebracht, und ihr Vorangehen über die Brücke der Zeitlichkeit, könnte uns rühren; aber diese förmliche Vermählung streift wegen ihrer Zweckloſigkeit an das Lächerliche.

Diätetik.

Der Weg zur Geſundheit, nach dem Engliſchen des Dr. Georg Cheyne frey bearbeitet von N. H. Julius, d. A. Dr. Leipzig in der Reinicken Buchhandlung. 1813. XXVI und 188 S.

Mit jedem groſſen Zeitabſchnitte der Staaten und Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit ſoll auch, ſagt uns S. IX. der Verf. ein ähnlicher, (d. h. alſo ein groſſerer) in der Erſcheinung und Geſtaltung des phyſiſchen Menſchen eintreten. Durch die Blut- und Feuertaufe der Staats- und geiſtigen Umwälzungen, (S. XII) durch die wiedererwachte religiöſe Geſinnung und Umkehr zur einfachern, heilſamern Naturſitte ſey ein ſolcher Umſchwung auch jetzt eingetreten. Rec. geſteht gern ein, daß groſſe Staatsumwälzungen, inſofern ſie von Kriegen und Unruhen begleitet ſind, auch eigenthümliche epidemiſche Krankheiten erzeugen. So war die Kriegspeſt von 1813—1815. Nach und nach kehrt die Ruhe wieder, die Krankheit dört auf, wie ein ausgebrannter Vulkan von ſelbſt verlöſchet. Wenn jetzt noch in Folge jener Ereigniſſe eine Entzündlichkeit in Krankheiten vorherrſchen ſoll, (S. XIII) und wirklich vorherrſcht, ſo liegt dieß gewiß mehr in der Witterungsconſtitution, in der vom Brownſchen Syſtem abgegangenen Anſicht der Aerzte, am wenigſten aber in der wiedererwachten religiöſen Geſinnung und der Rückkehr zur Naturſitte der Vorzeit, denn dieſe Rückkehr würde ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn und was die erſtere anbetrift, ſo iſt ſie höchſtens ein Stück von Herrnhutianismus. Ich habe aber nie geleſen, daß in Herrnhut, und wo ſonſt Herrnhuter Colonien ſind, mehr Entzündungen herrſchten, als an andern Orten. In jedem Falle ſieht man im Verkaufe dieſer Arbeit nicht, daß nun auf dieſe Anſicht weiter Rückſicht genommen wäre. Was Cheyne und ſein deutſcher Bearbeiter mittheilen, die Geſundheit zu erhalten, iſt im Ganzen daſſelbe, was ſich in ähnlichen Schriften findet, nur mit dem Unterſchiede, daß Ton und Inhalt mehr ein gebildetes Publikum vorausſetzt, das nicht nach Recepten haſcht, ſondern ſich über die diätetiſchen Verhältniſſe unterrichten will. Hier und da ſtößt man allerdings auf zu ängſtliche Vorſchriften und ſelbſt barocke Ideen. Manches iſt auch, z. B. Beſchaffenheit der Luft im Winter (S. 12.) nur für London berechnet. Zu jenen zu ängſtlich abgefaßten Vorſchriften rechnet Rec. (S. 37) das Verbot für Geſunde und Kränkliche, Schweinefleiſch zu eſſen, welcher Art es auch ſeyn wolle. Ich kenne nur zwey Arten; das Fleiſch der wilden und der zahmen. Jenes kann auch der Kränkliche genieſſen, und dieſes ſchadet ihm in Geſtalt von rechtem Schinken, mäßig gepökelt, nur dann, wenn es von zu alten, zu fetten Thieren iſt. Daß das Schwein die ſchmutzigſte Nahrung genieße, beweiſt dagegen nichts. Erſtlich hängt es von uns ab, wie es gefüttert wird. Und dann iſt eben hier die Natur darin groß, daß ſie gleichſam lebendige Deſtillirmaſchinen ſchuf, die aus dem Unwurfe ſelbſt noch etwas Brauchbares aufſuchen und veredlen. Treflich ſind die Bemerkungen über geiſtige Getränke, dagegen muß man lachen, wenn (S. 57) der Kaffe als eine Art Kalkwaſſer aus einer Art von geröſteter Pferdebohne bezeichnet iſt, das die Türken ſtatt des Mohnſaftes — er iſt gegen dieſen das beſte Gegen-Gift! — und Branntweins trinken. Sie ſollen dadurch dumm, ſchwach und gelähmt werden! Hier ſind ſo viel Irrthümer als Worte. Manchmal kommen auch Widerſprüche vor. S. 63 heißt es, das Schnupfen eines reinen Blättertabaks wirke wohlthätig auf Kopf und Augen und S. 72: es ſey zu gar nichts nütze. Das kalte Bad wird S. 97 ſehr gerühmt; dem warmen vorgezogen. Dagegen würde ſich manches ſagen laſſen, wir bemerken aber nur, daß der Verf. auf die Wichtigkeit deſſelben aufmerkſam macht, weil es — in den Schriften des alten Bundes den Juden vorgeſchrieben und bey den Chriſten das erſte Sakrament ſey. Mit ſolchen Gründen muß ein Arzt nicht kommen, die Schrift iſt keine Makrobiotik. Verfaſſer und Ueberſetzer ſcheinen aber beyde zu den „Frommen im Lande" zu gehören. Am meiſten hat Rec. der Anhang gefallen. Er enthält 92 diätetiſche, theils deutſche, theils aus andern, meiſt neuern Sprachen entlehnte Sprüchwörter, die unter die Rubriken: Lebensart, Mäßigkeit, Mahlzeiten, Geſundheit, Krankheit ꝛc. geordnet, und, nicht unter die dialektiſche Preſſe gebracht, ſondern dem Hauptſinne nach angewendet, cum grano ſalis beobachtet, beſſer ſind, als wenn ihrer ſo viel und doppelt ſo viel Recepte da ſtänden. Hier und da ſollten unedle oder wunderliche Ausdrücke vermieden ſeyn. Rec. fand öfters Schnäpſe; S. 8 erfuhr er, daß auf den Bergen die gröſſern Neſter von Mineralien liegen und S. 12, daß man unter katholiſchen Geiſtlichen und Muſikern auffallende Beyſpiele von Langlebigkeit beobachte. Bey jenen rühre ſie von der Enthaltſamkeit her, da ſie nicht im Eheſtande lebten, und bey dieſen, weil ihre Lebensart ſparſam und einfach iſt. Rec. hat weder vom erſtern noch vom zweyten Beobachtungen gemacht, und bezweifelt, daß ſie ſich in andern Schriftſtellern häufig vorfinden, wohl aber weiß er, wie jene Enthaltſamkeit zum Spott und dieſe Lebensart durch manches Sprüchwort anders bezeichnet worden iſt. — Das Aeußere iſt empfehlend.

Digitized by Google

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. December 1823.

Unterhaltungs-Literatur.

Mährchen der Magyaren. Bearbeitet und herausgegeben von Georg von Gáal. Wien 1822. Druck und Verlag von J. H. Wallishauser.

Ungarn ist lange Zeit als eine Art fabelhaften Landes betrachtet worden, man wußte geographisch seine Lage zu bestimmen, daß es an aller Gattung Naturssegens reich ist, war bekannt, aber sonst war es eine terra incognita. Sein inneres, nationelles Leben, der dichterische, romantische Geist des magyarischen Volkes mit seinen vielfachen Anklängen aus dem Orient, dieß alles war für den Fremden, ja für den nächsten Nachbar so gut als gar nicht da; es verdient also jedes Streben, aus der unzugangbaren Oasis ihrer Sprache und Literatur etwas dem Fremden Genießbares zu liefern, würdigende Anerkennung, verdient es selbst, wenn das Geleistete nicht so günstig erscheint, als es erscheinen könnte. Um so mehr Lob verdient ein Werk wie das vorliegende. Um von demselben wie von Frauen zu reden, die mehr oder weniger auch Mährchen sind, ja oft eine ganze Mährchenwelt, beschauen wir zuerst das Aeußere; es ist gefällig, Druck und Papier sind hübsch; die Vignette von Schnorr gezeichnet, von Rahl gestochen, sehr gelungen. Sie stellt den Bauern aus dem Waldhüter-Mährchen vor, wie er, nach Hause kommend, seine Frau von zwölf Knaben genesen findet. Die Mutter liegt im Bett, die muntern Kleinen am Boden, die Wehemutter bey ihnen; das Ganze ist allerliebst gedacht. Die Mährchen sind ächt ungrisch, das heißt, sie gehen mit verschiedenen Zusätzen und Aenderungen von Mund zu Mund, und da sie auch in Magyarischer Sprache noch nicht gesammelt sind, verdient die Arbeit des Herausgebers doppeltes Lob. Er hat durch diese Sammlung gewiß einige dem Untergang entzogen; denn wie sich einerseits nichts leichter fortpflanzt als ein Mährchen, so verlischt auch nichts leichter, sobald die Phantasie eine andre Richtung gewinnt. Wie wunderbar sich die Mährchen ummodeln, sieht man auch an den vorliegenden, da ein und dasselbe Mährchen auf drey, vier verschiedene Weisen erzählt wird, aus denen der Herausgeber die hier vorliegenden gebildet hat. In dieser Rücksicht werden sie aber auch zu einem interessanten Vergleichungspunkt. Wenn nämlich in der Folgezeit wieder eine ähnliche Sammlung entstehen sollte, oder überhaupt Nachforschungen Raum gewännen, würde es durch Gaals Buch sich bestimmen lassen, was den Mährchen zugewachsen und folglich welche Richtung die Phantasie genommen. Dieß ist nicht so gleichgültig, als es auf den ersten Augenblick aussehen mag, denn jedes volksthümliche Mährchen hat mehr oder weniger einen tieferen Sinn, als es im ersten Anblick scheint, und ist der charakteristische Ton der Vorstellungen und Empfindungsweise einer Nation. Je unbewußter dieß dem Erfinder oder Ausschmücker des Mährchens ist, um so mehr ist beydes im Mährchen deutlich. Belege hiezu bieten die Mährchen der Magyaren an vielen Orten. Wer in der Poesie der Mährchenwelt bewandert ist, findet dieß am meisten bey der Vergleichung jener Mährchen, die sowol in Ungarn als in andern Ländern erzählt werden. Das nationelle Gepräge ist sichtbarer, denn bey den andern. Warum? weil der magyarische Nationalcharakter fremder Einwirkung am fernsten geblieben, die ausschließlich magyarischen sprechen hinwieder den Nationalcharakter noch lebendiger aus, als jene, die mehreren Völkern gemein sind.

Abgesehen von dem mühvollen Verdienst des Sammelns und Ordnens dieser Mährchen hat H. v. Gaal auch das Verdienst, sie uns in einer gefälligen Sprache vorgeführt zu haben. Er erzählt recht heiter und lebendig, und dabey sehr einfach. Uebrigens befürchtet er ohne Grund (siehe die Vorrede) daß die Tonverschiedenheit in den einzelnen Erzählungen getadelt werden wird. Es wäre fehlerhaft gewesen, sie alle in einem Ton zu halten. Die wunderbare Verschiedenheit des Stoffes läßt dieß nicht zu. Uns gefallen vorzüglich die dankbaren Thiere, das Waldhüter-Mährlein, das Fischer-Mährchen und das Kutscher-Mährchen.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die Bräute von Arragonien. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. Leipzig bey Brockhaus. 1823. 182 S. 8.

Eine Leidenſchafts- und Intriguen-Tragödie in aller Form, ausgeführt mit einer Lebhaftigkeit des Geiſtes, welche für gewöhnliche Tragödien-Leſer den Mangel der Gefühlskraft und des Phantaſiereichthums nothdürftig decken wird.

Der König von Arragonien iſt geſtorben. Sein Teſtament hat den Prinzen Alfons von Sicilien zum Thronerben ernannt, dafern' er einer von ſeinen Töchtern (Hippolita oder Conſtantia) die Hand reichen will. Die Töchter ſind, wie es nach S. 9. ſcheinen will, von Jugend auf — feindliche Schweſtern geweſen. Der Vater hat ſie daher nach Neapel in ein Kloſter geſendet, dem ſeine Schweſter als Aebtiſſin vorſtand: im Hauſe des Glaubens ſollte der Funke des Haſſes erſtickt werden. Hier ſahen ſie beyde den Alfons, der auf der Jagd verirrt und verwundet in dieſem Kloſter Hülfe ſuchte. Zwar ſah er ſie nicht, denn ſie waren verhüllt nach Kloſterzucht; aber beyde entglühten für ihn in heftiger Liebe. Nach dem Tode des Königs erkrankte die Mutter, und that das Gelübde, Conſtantia dem Himmel zu vermählen. Die andere Tochter, Hippolita, beſtimmte ſie für den Thron an der Hand des Alfons, und ließ ihm deren Bildniß zuſenden, welches der Maler Octavio gemalt hatte. Dieſem Maler aber hatte die unglückliche Conſtantia ihre Leidenſchaft vertraut, und der Künſtler faßte den Plan, ſeine Vertraute glücklich zu machen. Ihr Bildniß malte er, und ſendete es dem Prinzen. Man könnte fragen, ob die Königin Mutter ſo wenig Neugier beſeſſen, daß ſie das Bild nicht einmal vor der Abſendung beſehen habe. Aber vermuthlich hatte er ihr ein Portrait der Hippolita gezeigt, und die Bilder beym Einpacken verwechſelt. Aus dieſem Betruge nun entwickelt ſich das Unheil des Trauerſpiels.

Alfons verliebt ſich in die gemalte Prinzeſſin, die vermeintliche Hippolita, und kommt, ſie auf den Thron zu erheben. Aber eben als er kommt, iſt Conſtantia wahnſinnig geworden in ihrem jetzt zu Ende laufenden Noviziate, dem Kloſter entſprungen, und wieder im väterlichen Pallaſte erſchienen, wo die Nachricht von der Nähe des Geliebten ſie bald wieder zu Verſtande bringt. Alfons ſieht Hippolita, und — plantirt ſie voll Schrecken darüber, daß ſie dem geliebten Bilde nicht gleicht. Bald darauf erblickt er Conſtantien und liegt, belauſcht von der beleidigten Hippolita, zu ihren Füßen. Die Eiferſüchtige raſt, und fordert einen früheren Liebhaber, Alvaro, einen Verwandten des Hauſes, zur Ermordung ihrer Schweſter auf unter dem Verſprechen ihrer Hand. Dieſer bringt ſie denn auch virtualiter um, das heißt, er macht, daß ſie, um nicht von ihm in das Meer geſtürzt zu werden, ſelbſt hineinſpringt. Das geſchieht ſchon im dritten Akte. Im vierten begiebt ſich eben nichts weſentlich zur Sache Gehöriges, als daß die Verſchwundene vermißt und geſucht wird, und daß Hippolita Gewiſſensbiſſe empfindet. Im fünften erſcheint zweymal Conſtantiens Geiſt, Alfons erſticht ſich, Hippolita ſtirbt an Gift, alles wird entdeckt, zum Schluſſe bringt man die vom Meer ausgeworfene Leiche mit einem Trauermarſche, und der Maler faßt die Moral der Fabel in folgende Worte:

Sie kommen, ſie kommen, die Hülle zu bringen;
Der Kampf iſt geendet, das Leben iſt aus.
Wer mag ſich vermeſſen, die Liebe zu zwingen.
In bannen die ew'ge im irdiſchen Haus?
Sie trennt nicht das Grab, das ſchreckend und mächtig
Sich wölbet die Brücke zur Ewigkeit,
Sie ſchwebt über Raum, über Leben und Zeit;
Denn Gott iſt die Liebe, und Gott iſt allmächtig.

Die Widerſacher des Uebernatürlichen werden fragen, was hier der Geiſt ſoll, da Alvaro's Anklage, Hippolitas Geſtändniß und der Fund der Leiche alles ohne ſein Zuthun enthüllen. Der Geiſt kann aber nicht anders denn er wird von Alfons citirt kurz vor dem beſchloſſenen Selbſtmord aus Liebe.

Alfons (allein).

Bereit zur Reiſe — heim in jenes Land,
Wohin des Lebens Wandrer alle gehn:
Ein raſcher Schritt durch eine dunkle Kammer,
Kurz iſt der Weg, die Ankunft iſt gewiß,
Und hinter uns in grauer Finſterniß
Liegt mit dem Daſeyn auch des Daſeyns Jammer.
Doch wenn ich ginge — und ſie dort nicht fände,
Wenn ich zum Thron des Richters träte — er
Mit Donnerſtimme fragt': warum ſo früh?
Eh' ich dich rief? und ich ſtatt aller Antwort
Ihr heil'ges Bild im Chor der Engel ſuchte,
Wenn ich ſie dort in ihrer Heimath nicht
Im Kreiſe himmliſch reiner Geiſter ſchaute,
Und nur in dieſem ew'gen Meer von Licht
Wie in der tiefſten Nacht der Hölle graut',
Wenn meine Sehnſucht den verklärten Blick
Zurück nach dieſer Erde wendete,
Wo ſie noch ſeufzt' und lebt' — —
Und wer gab mir Gewißheit, daß die Seele,
Die fortlebt in dem Schooß der Ewigkeit,
Sich rein gewahrt in dem Strom der Zeit,
Daß was ſie liebt und ſehnt und hofft und denkt,
Sich mit der Hülle in die Erde ſenkt?
O Zweifel, mehr als Hölle! Gütiger Himmel,
Gieb mir Gewißheit, nur Gewißheit flehe ich!

(mit ſteigendem Feuer)

Es lebten Glückliche, die jene Decken
Gehoben, die am Ende unſrer Bahn
Mit ſchwarz geheimnißvollem Schauder ſchrecken.
Nicht alle Geiſter ſchweigen — ruf' ſie an!

Wer aus der Zeit vergängſichem Gewühl
Gerettet ſich ein dauerndes Gefühl,
Er rufe ſie — ſie müſſen Antwort geben.
Das Hier — das Dort — beherrſcht nur ein Gebot.
Denn ewig bleibt die Liebe, wie das Leben,
Die Siegerin des Weltbeſiegers Tod.

(mit höchſter Kraft)

Stürzt ein, ihr Schranken der verborgnen Reiche!
Hervor! ich will nicht zittern, dich zu ſehn.
Sey Engel droben, ſey dort unten Leiche!
Wohin du führſt, ich bin bereit zu gehn.

(Ein Luftzug ſtößt die Mittelpforte auf. Die Ampel erliſcht, der Mond iſt umwölkt, das Meer in Bewegung)

Kühl weht die Luft, die Leucht' iſt ausgegangen,
Erloſchen wie ihr Daſeyn, düſter brennen
Die Flammen an des Himmels dunkelm Zelt;
Die grauen Töchter der bewegten Luft
Ziehn hin und her und halten tief und leiſe
Geheimen Zwieſprach mit den feuchten Schweſtern,
Die hoch empor die naſſen Häupter ſtrecken. *)

(mit Grauen)

's iſt ſpät — ſpät — Mitternacht iſt da:
Sie löſt mit ſchwarzer Hand die ew'gen Bande
Der ſchweigenden Natur — das Leben ſtirbt —
Der Tod erwacht — die Gräber öffnen ſich —
Die Erde zittert fieberhaft — ein Schauder
Tritt mir ans Herz —

Conſtantia's Geiſt

(ſteht hinter ihm)

Alfons

(vor ſich hinſtarrend, ohne den Geiſt zu ſehen).

Was regt ſich — ſeh' ich nicht
Dort — dort — du biſt's, Geliebte, ja du biſt's!
Dein holdes Antlitz aber bleich wie Tod.
Die Blicke Eis, und gluthlos deine Wangen!
Was heftet du dein ſtarres Aug' auf mich?
Du winkſt — dir folgen ſoll ich? — ſoll — wohin?
Wohin? wohin? Die Gräber werden wach
Und heulen's ſpottend dem Geliebten nach:
Wohin? wohin? — Nicht länger harrſt du mein —

(Er erſticht ſich und ſinkt auf das Ruhebett, den Geiſt wirklich erblickend).

Du biſt's — du biſt es — ſchön wie unſre Liebe!
Die Himmel öffnen ſich, du führſt mich ein,
Entgegen lächeln mir die Engel — dein!

(Er ſtirbt).

Geiſt

(ſchwebt gegen das Meer).

Die Begebenheit iſt, wie man ſieht, traurig genug, und es iſt Schade, daß ſie einzig und allein aus dem ſchlecht berechneten Betrnge eines Malers hervorgeht, der nur eben durch dieſes unüberlegte Beginnen mit der Haupthandlung in Verbindung ſteht. Das Unglück, wenn es tragiſch ſeyn ſoll, verlangt eine Quelle, welche innerhalb des Bezirks der inneren Freyheit der Hauptperſonen liegt, die davon betroffen werden ſollen. Man hat bekanntlich Schillers Braut von Meſſina darum getadelt, weil alles Unglück blos aus einem kleinen Unterlaſſungsfehler der Iſabelle hervorgeht, die nur auf des Einen Sohnes Frage den früheren Aufenthaltsort der Beatrice nennen dürfte, um alles Unheil zu verhindern. Herr Michael Beer muß von dieſer wohlgegründeten Rüge der Kritik noch nichts gehört haben; denn ſein Maler begeht einen weit größeren Fehler, indem er abſichtlich den angekommenen Prinzen von Sicilien im Irrthum' über das wahre Original des geliebten Bildes läßt. Er dürfte S. 53, ehe Alfons noch Hippolita geſehen, ſtatt der räthſelhaften Worte: „Waffnet euch zum Kampfe," ihm nur die reine Wahrheit ſagen; ſo würde Alfons ſich ſchon zu helfen, und dem Unheil vorzubauen wiſſen, das der Betrug ſtiften konnte. Und das mußt' er ja, wenn er verſtändig handeln wollte.

Die Kürze und Verſtändlichkeit der Expoſition, das raſche Fortſchreiten der Handlung bis zu der — freylich zu früh erfolgenden — Kataſtrophe der Liebe, und die lebhafte Bewegung des Dialogs zeugen übrigens Anlagen für dramatiſche Dichtkunſt, die wohl einmal in den Tempel der echten Melpomene führen könnten, wenn ſie die gehörige Ausbildung und Richtung erhalten.

*) Male bravo! M.

Dichtkunſt.

Bilder und Bildchen von F. A. Krummacher. Eſſen bey Bädeker. 1823. 127 S. 8.

Der tändelnde Titel paßt nicht zu dem Inhalte des Buchs. Hier iſt nichts weniger als poetiſche Tändeley anzutreffen, aber faſt überall ein gehaltreiches poetiſches Spiel mit ernſten Gedanken. Hier einige Belege.

Gleichklänge.

Wolke, Volk, Wollen und Wolle — das klingt gar einſtimmig; erfand
Zufall der ſpielenden Klang, oder Gefühl und Verſtand?

Dieſes gereimte Diſtichon giebt ſoviel Stoff zum Denken, daß man ein Recenſent ſeyn muß, um daran zu denken, daß der Hexameter gebrechlich iſt: Volk iſt keine Kürze und fand macht keinen Fuß.

Die Singvögel.

Tauſendſtimmig erklinget der Wald vom Geſange der Vögel,
Und doch ſinget und zirpt jeder ſein eigenes Lied.
Wunderbar! ſprich, was entfernet den Mißlaut hier und die Mißgunſt?
Einer ſtimmet den Chor, Einem ertönt ſein Geſang.

Eine Erklärung, ſo fromm als poetiſch. Was iſt alle menſchliche Muſik gegen die Harmonie der Gott lobſingenden Natur?

Gebet um Wandlung.

Ew'ge Liebe, Quell des Lebens, Herr des Himmels und der Erden,
Ach, laß all mein Denken Danken, all mein Leben Lieben werden!

Geist der Zeit.

Sprichst vom Geiste der Zeit, die nur ein wechselnder Leib ist —
Er, der Gebieter der Zeit, ist der alleinige Geist.

Die Kornblume.

Wenn vom Segen gebeugt demüthig die Halmen sich neigen,
Heben ihr priesterlich Haupt blaue Cyanen empor.

Es versteht sich von selbst, daß diese nicht blos zahmen, sondern meist frommen Xenien nicht alle von gleichem Werthe sind. Um gerecht zu seyn, wollen wir auch etwas tadelnswerthes anführen.

Zeit und Wetter.

Zeit und Wetter nennt mit einem und demselben Wort der Franzmann,
Gleich als wär das Leben nur ein Jahrmarkt und der Mensch ein Tanzmann.

Der Schwäher Jarl im Ynguid sagt: „Im Frankenland —

Ist von der Zeit das Wetter Namensvetter,
Schlimm Wetter nennen sie dort schlimme Zeit,
Das fällt mir immer ein in schlimmen Zeiten.
Nun horcht einmal, wie es im Schlosse braust —
Kann das dem Lande Gutes wohl bedeuten?"

In der That hat wohl der Doppelsinn des Wortes temps seinen guten Grund in der Verwandtschaft der Eindrücke, die schlechtes Wetter und schlechte Zeiten auf uns machen. Mithin verdient er keinen Spott, und der obstehende scheint uns eine Zangengeburt der Reimkunst zu seyn. Franzmann und Tanzmann! Was kümmert sich der Tänzer um das Wetter? Hier ist keine natürliche Ideenverbindung.

Das Büchlein ist sehr elegant gedruckt.

Das Fräulein vom See von Walter Scott, übersezt von D. Adam Storck, weiland Professor in Bremen. Zweyte vom Uebersezer selbst noch verbesserte Auflage. Essen bey Bädeker. 1823. LX und 292 S. gr. 8.

Die erste Auflage erschien bereits 1819, und ist in No. 59, Jahrgang 1820 nicht nur ausführlich recensirt, sondern auch mit der gleichzeitigen metrischen Uebersetzung von Henriette Schubart verglichen worden. Die vorliegende neue Auflage scheint anzudeuten, daß in Hinsicht des, der Storck'schen Arbeit zugestandenen, Vorzuges das Publikum unserer Meynung gewesen ist. Sie ist splendit gedruckt. Da wir die frühere nicht zur Hand haben; so können wir über die Verbesserungen in ihrer Gesammtheit nicht urtheilen; doch haben wir mit Vergnügen wahrgenommen, daß der (leider mit Tode abgegangene) Verfasser auf die wenigen Ausstellungen, welche das Literaturblatt a. a. O. machte, Rücksicht genommen, obwohl er nicht alle dort getadelten Stellen geändert hat.

Daß übrigens dieses Gedicht seinem berühmten Verfasser mehr Ehre bringt, als alle seine vielgelesenen Romane, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; und wir möchten wünschen, daß er von seinem Fabrikgeschäft (denn dahin ist seine Romanschreiberey bereits ausgeartet), sich einmal abmüßigte, um der Welt zu zeigen, daß ihm die wahre Dichtkunst nicht fremd geworden ist.

Reise-Literatur.

La route du Simplon. Basle chez J. G. Neukirch. 1823. Avec la vue de la grande Gallerie près de Gondo.

Zu den vielen Beschreibungen der Simplon-Straße, welche wir schon besitzen, noch eine. Die große Frage der Möglichkeit einer Militair-Straße zwischen Frankreich und Italien, welche beyde Reiche politisch verbände, schon von Hannibal angedeutet, und von diesem Feldherrn-Genie auf eine überraschend naive Weise gelöst, ward von Bonaparte zum Staunen der Nachwelt, man möchte sagen mit Besiegung der Natur, beantwortet. Ist es Menschenwerk, bey dem das Unglaubliche wahr geworden, so ist es dieses. Große Zwecke der politischen Combinationen jenes Riesen-Mannes, welche die ganze Welt umfaßte, hatten dieses Werk verlangt und sein Arm hat es nachmals ausgeführt. Und — sollte es auch in gänzlichen Ruin wieder zerfallen, so wird doch gewiß die Geschichte sagen, daß es einst vollendet da gewesen. — Unterdessen mag es unschuldigen Verkehr erleichtern, dem Reisenden den Weg abkürzen, und wenn er am andern Fuß der Berge staunend über Gletscherfege und Felsenhallen angelangt ist, die wohl nicht allein gesprengt wurden, um ihm den Weg bequemer zu machen, mag es ihn dann in den Wunsch so Vieler stimmen, daß dieser Zauberweg mit so vieler Menschen Mühe und Schweiß erbaut, durch Vernachlässigung nicht dem Untergang Preis gegeben, sondern mit wenigen anzuwendenden Kosten der Nachwelt zum Nutzen und Frommen erhalten werden möchte.

Die vorliegende Brochüre, welche mit den vielen über diese Straße erschienenen pittoresken Werken und Prachtausgaben durchaus nicht in die Schranken treten soll, hatte nur den Zweck, alle interessanten Angaben über die Erbauung derselben zu sammeln, und die Männer zu bezeichnen, welche sich um dieselbe unsterbliches Verdienst erworben haben; es ist den Reisenden gewidmet, welche nicht allein sehen, sondern sich auch gerne unterrichten.

Angehängt ist ein, die Erbauung der Simplon-Straße betreffender Bericht Bonaparte's an das Direktorium, ein gleicher Quatremère Disjonval's als Chef d'état major der Simplon-Expedition an den General der französischen Reserve-Armee, und endlich eine Höhen- und Entfernungstafel der verschiedenen Punkte dieser Straße.

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. December 1823.

Dramatische Dichtkunst.

Klytemnestra. Trauerspiel in vier Abtheilungen von Michael Beer. Leipzig bey Brockhaus. 1823. 132 S. 8.

Wie wenig auch immer ein Trauerspiel taugen mag; ein Recensent, der es in übler Laune durchgelesen hat, taugt noch weniger. Leider befind' ich mich hier in diesem Falle; aber durch des Autors eigne Schuld. Wer etwas versteht von dem Wesen der tragischen Dichtkunst, der weiß, daß es kaum eine schwerere Aufgabe für dieselbe giebt, als die: aus einer alten Tragödie eine neue zu machen, ich will sagen; einen antiken, zumal einen von den griechischen Tragikern und namentlich von Aeschylus und Sophokles schon benuzten Stoff, so zu behandeln, daß er uns gleichsam wie etwas Neues anziehe, festhalte und befriedige. Dazu gehört ein tüchtiger Poet; man ist daher gleich von Haus aus gespannt auf die Präjudicialfrage, ob der Verfasser ein solcher ist, und er thut wohl, wenn er uns davon gleich in den ersten Versen zu überzeugen sucht. Schickt uns der Verfasser einer Klytemnestra bey'm Aufziehen des Vorhanges eine Electra entgegen, welche spricht:

> Der Tag steigt glühend aus dem Purpurbette
> Und sendet aus der goldnen Brust den Strahl,
> Von dem ermüdeten Aug' den Schlaf zu scheuchen.
> Mich, Phöbus, weckst du nicht — des Schlummers Milde
> Umgießt mein thränenschweres Auge nicht! —

so erheben sich in Hinsicht der gedachten Präjudicialfrage gleich erhebliche Zweifel. Denn ein tüchtiger Poet, in dessen Phantasie es gehörig Tag ist, soll erstens Bedenken tragen, die Strahlen des Tages aus — sage aus — der goldnen Brust des Tages kommen zu lassen. Vom goldnen Brustharnisch des Tages, das ließe sich allenfalls hören; aber aus der Brust, das malt nichts, die Brust mag so golden seyn wie man will. Ein tüchtiger Poet soll zweytens wenigstens drey Verse machen können ohne das (neuerlich sogenannte) Nürnberger Nothhälchen: „Aug' zu scheuchen," welches hier schon im dritten Verse eine Silbe weghackt, die nur ein Vocal verschlingen darf. Und drittens soll ein tüchtiger Poet fühlen, daß die Phrase: des Schlummers Milde umgießt mein thränenschweres Auge nicht, nothwendig umgegossen werden muß, wenn sie nur Sinn haben, geschweige denn ein Bild geben soll. Womit soll denn des Schlummers Milde thränenschwere Augen umgießen. Sie schließt dieselben, das ist alles, was sie verständiger und verständlicher Weise thun kann.

Diese fünf Verse waren es, welche mir die Laune verdarben, die ich zur Lesung der Beerschen Klytemnestra nöthig gehabt hätte, und ich kann daher meinem Urtheile darüber selbst nicht recht trauen. Auf der Rückseite des Titels steht gedruckt, daß das Stück am 8. Decbr. 1819 zum ersten Male in Berlin aufgeführt worden ist. Ich entsinne mich, gehört zu haben, daß damals die besten Schauspieler und Schauspielerinnen von Berlin dasselbe dargestellt haben. Ich habe in den damaligen Journalen, ja sogar in einem Aufsatze des berühmten Böttiger in der Abendzeitung gelesen, daß diese Klytemnestra ich weiß nicht was für ein Gewinn für unsere Literatur wäre. Und ich kann es daher nur aus meiner verdorbenen Laune erklären, daß mir das Stück durchaus nicht gefallen hat.

Der Stoff, der Grundstoff der Fabel ist die Electra des Sophokles: Ankunft des Orestes und Ermordung der Mörder Agamemnons. Aber die handelnden Personen sind ganz andere. Die Beer'sche Electra ist eine gemüthliche Berlinerin, die zwar den Stiefvater Aegisthus und die That ihrer Mutter verabscheut, wie es billig ist, sie sieht auch mit inniger Freude ihren Bruder Orestes wieder; aber sie fürchtet ängstlich, daß er einen Frevel am Haupte der Mutter begehen möchte, was sie bekanntlich bey Sophokles nicht fürchtet, sondern vielmehr zu wünschen scheint, wie es der heidnischen Griechin geziemte, welche die Mutter eines geliebten, ruhmgekrönten Vaters meuchelmörderisch beraubt, und in Uebereinstimmung mit einem unwürdigen Stiefvater bis zu der Lage einer Sclavin erniedriget hatte. Die Klytemnestra des Herrn B. ist eine reuige, und bereits hart bestrafte Sünderin; Aegisthus hat sie nie geliebt, hat nur um der Krone

willen zur Ermordung ihres Gatten sie verführt, und mißhandelt sie schon seit geraumer Zeit. Mit der Ermordung des zweyten Gemahls geschäh' ihr ein Dienst, und wirklich ist sie es, die den verkannten Orestes um diese Gefälligkeit bittet. Der Orest endlich ist nicht der menschlich fühlende Jüngling, auf welchem das schreckliche Gebot des delphischen Gottes lastet, und ihn, in Verbindung mit dem Anblicke des Elendes der Electra, zum widernatürlichen Muttermorde treibt. Er ist ein durch und durch racheglühender Mutterhasser, der den ziemlich directen Vorsatz der That bereits mitbringt, ohne daß ihm Apoll dieselbe zur Pflicht gemacht, und der sich auch dann nicht von diesem Vorsatze abwendet, als er sieht, daß die Mutter schon hinreichend elend ist, durch die Folgen ihrer That. Er ist gewissermaßen ein umgekehrter sophokleischer Orestes: denn er wird toll vor der That, er begeht sie im Delirium, und die sterbende Mutter giebt ihm S. 128 den Rath, Heil und Rettung bey „Delphi's heil'gem Gotte" zu suchen.

Inzwischen, daß die drey Hauptpersonen anders beschaffen sind, als bey den alten Tragikern, das mag ich eben nicht tadeln; aber sie sind nicht eben so gut, d. h. nicht eben so tauglich zu tragischem Zwecke. Die Electra nicht, weil sie kraftlos ist. Die Klytemnestra nicht, weil sie das Mitleid, welches ihr verschuldetes Elend etwa erregen möchte, wieder verscherzt durch den Auftrag zur Ermordung ihres Gatten. Und der Orestes nicht, weil seinem Verbrechen — Gott und Herr Beer mögen wissen warum — der Milderungsgrund desjenigen psychologischen Zwanges genommen ist, welcher im Religions-Glauben liegt. Getraute sich Herr B. nicht, diesen allerdings heidnischen Glauben in ein Spiel zu ziehen, welches christliche Zuschauer ergötzen sollte; warum wählte er einen heidnischen Stoff? Fühlte er die Unentbehrlichkeit jenes Milderungsgrundes, jenes übersinnlichen Motivs der That; warum erfand er nicht wenigstens eine Art von Ersatz dafür, und wär's auch nur einen unbesonnenen Schwur, wie das Gelübde Jephta's, oder die Eide in Naupachs Gefesselten? Und fühlte er jene Unentbehrlichkeit gar nicht, warum — möchten wir alsdann fragen — schrieb er überhaupt ein Trauerspiel?

Wer so etwas nicht fühlt, der ist zum Tragiker nicht geboren.

Mit Einzel-Rügen will ich meine Leser nicht langweilen, nur das Einzige kann ich nicht ungerügt lassen, daß S. 4 Zevs gefragt wird: „Entflammt kein Blitz denn deiner mächt'gen Hand?" Entflammen heißt nun einmal nicht flammend herausfahren, sondern in Flammen setzen, und den Sinn der Wörter soll man nicht nach dem Bedürfnisse des Gedankens verändern, sondern die Wörter nach dem Begriffe wählen. Hier hätte entstrahlen um so eher gerafft, da der Blitz in der That mehr Strahl ist als Flamme.

Unterhaltungsliteratur.

Der Geheimnißvolle. Novelle von L. Tieck. Dresden bey Hilscher, 1823. 245 S. 8.

„Aus dem Dresdener Merkur besonders abgedruckt," sollte billig auf dem Titel stehen; denn der Jahrgang 1822 von jener Zeitschrift hob mit dieser Novelle an, welche durch die Nummern von mehr als einem Monate hindurch lief. Leser, welche sie dort entweder gar nicht gelesen, oder nichts davon behalten haben, weil es kaum möglich ist, aus circulirenden Tageblättern eine so lange, zerstückelt mitgetheilte Erzählung aufzufassen, mögen sie denn in diesem zusammenhängenden, lesbequemen Abdrucke lesen. Sie werden sich freuen, in derselben (S. 110 ff.) ganz deutlich ausgesprochen zu finden, was sie bey derselben, nämlich bey ihrer Erscheinung im Merkur empfunden oder gedacht haben mögen, ohne sie zu lesen.

„Unsere Wochenschriften und Tageblätter! Nicht wahr, hier sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satyre, Epigramm, Stadtklätschen, Recension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Räthsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Charaden und Gedichte noch obenein, ausgeschüttet. Und welcher polnische Reichstag, wenn auf einer Toilette sieben oder acht Blätter dieser Art aufgeschichtet liegen, Widerspruch, Antwort, Widerruf, Gezänk des einen mit dem andern, hier Lob, wo jener tadelt, dort eine Entdeckung, die schon uralt ist, bey jenem eine Anfrage, die jedes Lexikon beantworten kann, dann ein philosophischer Zweifel, ob es wohl gut sey, den Senf zu lange nach der Mahlzeit zu genießen. Hier nehmen sich auch erst die Erzählungen gut aus, bey denen es immer wieder von neuem heißt: die Fortsetzung folgt. Es ist nur zu tadeln, daß man von diesen immer noch zu große Massen reicht. Wenn ich ein solches Blatt herausgäbe, ich ließe mir es nicht nehmen, die merkwürdige Begebenheit etwa in folgenden Portionen zu liefern:

Emmelinhypothenusios gieng aus der Thür.
Fortsetzung folgt.
Er sah sich um und rief:
Fortsetzung folgt.
Ha!
Fortsetzung folgt.
Denn er hatte einen Blick gethan —
Fortsetzung folgt.

In die Ewigkeit.

Fortsetzung folgt.

Bis ihn eine Schwalbe wieder zum wirklichen Leben erweckte.

Schluß nächstens.

Worauf er zurück in sein Haus gieng.

Beschluß.

Bey einer solchen Behandlung könnte der Scharfsinn der Leser doch noch in Thätigkeit kommen; aber bey der jetzigen Anstalt ist es unmöglich, daß sie nicht bald alles errathen, und sich zu sehr dem Strome der Empfindungen hingeben, was unsre Landsleute eben gar zu nervenschwach und gefühlvoll macht."

Uebrigens ist der Geheimnißvolle ein junger Thor, welcher zur Zeit der Franzosenherrschaft sich fälschlich für den anonymen Verfasser eines gegen Napoleons Herrschaft gerichteten Buches, und für das thätige Mitglied eines geheimen politischen Bundes ausgiebt, dadurch in Lebensgefahr geräth, durch seine, von einem Franzosen ihm entwendete Brieftasche daraus errettet wird, und endlich sehr unverdienter Weise eine reiche und liebenswürdige Frau bekommt. Hätte Tieck die Geschichte in zwey Nummern des Merkurs erzählt; so wäre sie des Merkurs würdig gewesen. Zu einem Buche ausgedehnt, ist sie aber seiner nicht würdig, eben weil sie nicht mehr Interessantes enthält, als in zwey Merkur-Nummern Raum gehabt haben würde.

S. 4. springen die Pferde im starken Trabe heran, und halten vor dem Hause still. Der Trab ist kein Springen, allenfalls ein Tanzen.

S. 43. sagt der Geheimnißvolle zu einem Freunde: „Ich denke jetzt nach jener Stadt des südlichen Deutschland zu gehen, von der ich dir schon gesprochen habe." Da er ganz allein mit ihm ist, so könnt' er durch Nennung einer Stadt viel kürzer wegkommen, und natürlicher.

S. 62. steht: „Diese große (großen) Wahrheiten," und S. 147: „meine kleine (kleinen) Hülfsbedürftigkeiten." S. 100 ist die Rede von landwirthschaftlichen Verordnungen, „die unmöglich oder unausführbar sind." Unmöglich ist heutzutage keine Verordnung, selbst die widersinnigste nicht.

Bey einem Schriftsteller, welcher mit Recht zu unseren besten gezählt wird, müssen solche Styl- und Sprachfehler nothwendig befremden.

Der Grünrock. Ein Seitenstück zu Wilhelmine von Rosen vom Verfasser derselben (,) L. F. Freyherrn von Bilderbeck. Aachen bey Mayer. 1823. Band I. 271 S. Bd. II. 280 S. 8.

Nach einer Pause von ungefähr zwey Decennien, die er, wie es nach der Vorrede scheint, in Paris zugebracht hat, tritt der Verfasser der Urne im einsamen Thale hier wieder als Romandichter auf. Sein Grünrock ist ein wackerer Mann in unscheinbarem Kleide, der nichts, als Gutes thut, unschuldiger Weise in vornehme Familienhändel und erotische Hofintriguen verwickelt wird, dadurch in den Kerker geräth, doch natürlich auch wieder heraus, zu hohen Ehren, und endlich sogar zu der Erkenntniß kommt, daß er von hochadelicher Geburt ist. Durch diese Agnition hebt sich das lezte Hinderniß, welches dem Glücke seines tapfern, mit einer jungen Gräfin im treuen Liebesbunde stehenden Sohnes im Wege zu stehen schien. Alles, was gut ist, wird glücklich, und was schlecht ist, geräth in Schande und Elend oder kommt um. Die poetische Gerechtigkeit läßt durchaus nichts zu wünschen übrig. Die Begebenheiten sind verwickelt, sonderbar aber nicht wunderbar (nicht übernatürlich), und die Charaktere bestimmt gezeichnet. Die Handlung geht rasch, die Schilderungen sind kurz und lebendig, erzählende, dramatische und epistolarische Form wechseln zweckmäßig mit einander ab, und so unterhält das Buch wohl eben so gut, als ein Cramerscher Roman, ohne die Schlüpfrigkeit und Gemeinheit, in welche jener einst so viel gelesene Schriftsteller nur zu oft verfiel. Die moralische Tiefe eines Johann Gottwerth Müller, und die Wahrheit seiner Darstellung des wirklichen Lebens, fehlen freylich; aber das ist kein Fehler für die Lesewelt.

Die Erfindungen des Vs. sind zwar nicht originell, aber größtentheils wirksam. Die interessanteste Person möchte die naive Pauline, und die anziehendeste Situation die der zwey Liebenden (Pauline und Gustav) seyn, welchen die Liebe Leid bringt, weil jeder Theil schon verheirathet ist, und welche am Ende die Entdeckung machen, daß sie miteinander selbst vermählt sind. Wie das zugegangen ist, wollen wir den Lesern nicht verrathen. Der Styl ist fließend, und — Kleinigkeiten ausgenommen, z. B. S. 115. Bd. I.: „was soll damit abgezweckt (bezweckt) werden" — kann er correct genannt werden.

Dichtkunst.

Liederkränze von Julius von der Heyden. Zweyter Kranz. Lieder aus dem Zeitraume der Erhebung. Berlin in Commission bey Boicke. 95 S. 8.

Was der Rez. von dem ersten Kranze dieser Lieder zu bemerken sich veranlaßt sah, das läßt sich im Ganzen auch auf diesen zweyten anwenden. Man findet hier

daſſelbe warme, ja feurige Gefühl, dieſelbe edle Begeiſterung für das Große und Edle, dieſelbe reine und dichteriſche Anſicht von der Welt und der Menſchheit; allein dabey auch dieſelben Mängel der dichteriſchen Behandlung eines Gegenſtandes, Unklarheit der Ideen, oft unpaſſende Bezeichnung des Gedankens, unglückliche Wahl des Ausdruckes, und ungleiche Geſtaltung deſſen, was der Dichter zur Anſchauung zu bringen ſucht. Das Jägerlied am Schlachtmorgen dünkt Recenſenten in Anſehung der Correktheit das beſte Stück dieſer Sammlung; phantaſiereich iſt die Ballade: Wunſch und Liebe, allein ſie leidet auch an einer gewiſſen Unklarheit und zu ungleichen Behandlung des Gegenſtandes. Als unpaſſende Ausdrücke bezeichnen wir z. B. S. 6. das erbluten ſtatt erkämpfen, ferner Ihm hoffet der Enkel, ſtatt auf ihn hoffet d. E.; als unklar, die auf das Schwert bezogenen Worte: Begrüße unterm heimathlichen Dache den Gräberraub! — ferner: die Zeile: O! mein Guſtav! lächle meine Schwermuth nicht hinein im Flug des Augenblicks! — Der hier mitgetheilte zweyte Akt des hiſtoriſchen Trauerſpiels: die Königskinder, zeugt im Ganzen nicht mehr als der erſte von dem dramatiſchen Talente des Verfaſſers. Nach dieſem ſcheint das Ganze gerade keine bedeutende Bereicherung der deutſchen Bühne werden zu können. Bombaſt und Schwulſt ſind die vorherrſchenden Eigenſchaften, wiewohl manches einzelne Bild, mancher einzelne Gedanke einen Anſtrich von Poeſie zeigt.

X. r.

Erzählungen und Gemälde von Friedrich von Sydow. Bamberg und Würzburg in der Göbhardſchen Buchhandlung. 1823. 248 S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte und Erzählungen hat ſich, ſo viel uns bekannt iſt, bereits durch ähnliche Produktionen in Zeitſchriften, ſo wie durch ein Drama nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Auch in dem, was er dem Leſer hier bietet, läßt ſich ein poetiſches Talent nicht verkennen, deſſen Quell das Gemüth zu ſeyn ſcheint. Seine Muſe neigt ſich daher auch mehr zum Contemplativen, als zu plaſtiſcher Geſtaltung. Sie verſenkt ſich gern in ernſter Betrachtung des Ganges des Schickſals, des geheimnißvollen Planes der Weltordnung und des Räthſels des menſchlichen Daſeyns. Ein Erzeugniß ſolcher Betrachtung iſt ſogleich das erſte Stück, welches dem Leſer begegnet, das höchſte Gut überſchrieben, und von dem Verf. eine moraliſch-poetiſche Erzählung genannt. Das höchſte Gut iſt nämlich der Glaube an Gott und deſſen unendliche Liebe und Güte. Das Gedicht hat daher einen religiöſen Charakter, und die Ueberzeugung eines von dieſer Wahrheit durchdrungenen Herzens ſpricht ſich warm und innig aus. Rez. findet die Tendenz dieſes Gedichtes ſehr löblich, allein es wird ſeinen Zweck deßhalb wohl nicht in dem Grade erreichen können, als der Verf. wünſcht, weil die Abſichtlichkeit zu ſehr durchſcheint, und der Dichter bisweilen zu ſehr in den Ton des Predigers fällt. Die Verſifikation iſt übrigens leicht und gefällig. Die Macht des Augenblicks, eine Erzählung in Proſa, erhebt ſich nicht über das Gewöhnliche. Weder in der Erfindung noch Ausführung zeigt ſich eine originelle Auffaſſung der Erſcheinungen des Lebens oder eine Beziehung auf tiefere Anſichten deſſelben. Allein der Ton der Erzählung iſt edel und der Vortrag leicht und anſprechend. — Den Schweizergemälden in ſechzehn Sonetten, ſieht man es an, daß nicht die wirkliche Anſicht der Natur dazu Veranlaſſung gegeben hat, denn ſonſt würde des gefühlvollen Dichters Phantaſie wohl einen höhern Schwung genommen haben. Manches iſt doch gar zu proſaiſch. XVI. Die Jungfrau bey Sonnenuntergang iſt am meiſten poetiſch gedacht. Die matten Dinten ſind wohl nur ein Druckfehler ſtatt Tinten. Wohllaut iſt übrigens in dieſen Klinggedichten nicht zu vermiſſen. Das Geheimniß, recht gut erzählt, doch ebenfalls zu wenig dichteriſch geſtaltet, mehr ein geſchicktes Abſchreiben der Wirklichkeit, das freylich auch nicht ohne Verdienſt iſt, wie ein wohlgetroffenes Portrait. Die Prüfung iſt dagegen ein recht preiswürdiges Gedicht, von zarter Empfindung beſeelt, den oben angegebenen Charakter ſeiner Muſe gefällig ausſprechend. Daſſelbe gilt auch von dem an die Zukunft. Die Roſen ſind zum Theil mit ſüßem Dufte erfüllt, doch wünſchte man beſſere Hexameter zu leſen, als ſogleich der erſte iſt:

Duftende Lieblinge friſch und mit Lächeln entkeimet

u. ſ. w. wo offenbar eine Sylbe fehlte, und dergleichen kommen oft vor.

Die beyden mitgetheilten Erzählungen von Iſidore Grönau, zeichnen ſich durch eine lebhaft anſprechende Darſtellung, einen natürlichen und doch anziehenden Gang der Entwickelung, ſo wie durch Beziehung der Wirklichkeit auf ein höheres Leben in der Idee aus. Der Styl iſt zuweilen überladen an poetiſchem Schmuck, wie denn meiſtens die Dichterinnen, wenn ſie wirklich eine reiche Phantaſie beſitzen, mit ihrem Reichthume ſelten recht Haus zu halten wiſſen. Im Ganzen iſt das Büchlein eine ſehr empfehlenswerthe Lektüre für Jung und Alt.

X. r.

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. December 1823.

Statistik.

Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen. Von Karl Friedrich Vollrath Hoffmann. Erster Theil. Mit 2 Karten. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823. XVI u. 576 S. gr. 8.

Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen: „geographische Umrisse aus denen (nach einer Stelle der Vorrede) des Ganzen Gestalt sich erkennen, das Wesen des Gesammten und der einzelnen Gruppen sich erschließen läßt" will der Verf. geben. In dem vorliegenden ersten Theile finden wir die Einleitung zur Erdkunde Deutschlands, das Rheingebiet und die Gebiete der Ems- und Weser geographisch, aber so abgehandelt, daß diese Umrisse ein richtigeres und treueres Bild der Erdoberfläche geben, als irgend eines der uns bekannten, über Deutschland vorhandenen, Werke. Das noch Uebrige: das Elbland, das Odergebiet, das deutsche Donauland, die Statistik der deutschen Bundesstaaten, des Königreichs der Niederlande und des größten Theils der schweizerischen Eidgenossenschaft, so wie das Register zum Ganzen" soll zu Ostern im zweyten Theil nachgeliefert werden.

Folgen wir dem Verf. von der Einleitung an, wo er über Lage, Gränzen und Größe des von ihm beschriebenen Landes bestimmten Ausweis liefert, uns in einer allgemeinen Ansicht der Oberfläche, wie sie aus der Betrachtung eines Hautreliefs, oder von einem sehr hohen Standpunkte hervorgehen mag, einen Ueberblick über das Ganze giebt, darauf die Gebirge gruppirt und nach ihren Eigenthümlichkeiten kurz und treffend bezeichnet, dann einige Andeutungen über die Gewässer, das Klima, die Naturerzeugnisse und Bewohner mittheilt; wie er jezt zu den einzelnen Flußgebieten übergeht, wiederum Hauptübersichten über die größeren, dann speciellere Ueberblicke über die kleineren Theile voraus schickt, die einzelnen Berge und Flüsse natürlich ordnet, über Klima, Naturerzeugnisse und Bewohner endlich zur Ortsbeschreibung und zur Ortsverbindung gelangt, so sehen wir hier aus dem Buche allmählig ein Bild des Landes erwachsen, wie eine gute Landkarte es, in mathematischen Verhältnissen, zum Theil gewährt. Das aus der Natur abgeleitete, lichtvolle, das Ganze durchziehende System eignet sich vorzüglich, den Zweck des Verf. „eine solche Uebersicht zu geben, daß man sich darnach ein Bild (eine Landkarte oder Basrelief, im Geist oder auf dem Papier) entwerfen könnte" zu erreichen. Vergleichen wir von den Werken, die den meisten Ruf haben, nur Steins Handb. d. Geogr. und Statistik oder das vollst. Handb. der Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel, Cannabich u. s. w. hiermit, so suchen wir die hier dargelegte Gruppirung und Ueberschaulichkeit, die bestimmte Bezeichnung der Gebirge und Gewässer, die genaue Angabe der Ortslage, Anzeige der Päße, Straßen u. s. w. vergebens.

Kurze, bestimmte Umrisse lassen uns hier S. 15 bis 30 das Alpengebirge nach seiner Eigenthümlichkeit, im Großen übersehen und eine große Zahl einzelner Berge der Alpen finden wir S. 115 bis S. 141 nicht nur geordnet, sondern auch ihrer Lage nach angegeben, so daß man hierdurch in Stand gesezt ist, dieselben nicht nur auf Karten aufzusuchen, sondern auch in Karten sich zu zeichnen, wenn sie nicht darin enthalten sind. Eben so wird hier über den schönen Rheinstrom (oder Rein, wie der Verf. ihn rein schreibt) S. 95 bis 107 eine bündige, richtige Beschreibung und bey den einzelnen Hauptstücken des Stromgebietes eine Angabe seiner merkwürdigsten Nebengewässer geliefert. Der Ursprung des Rheins ist in diesem Buche ganz anders, und (wie aus einer Anmerkung S. 96 hervorgeht) aus eigener Ansicht an Ort und Stelle gegeben. Der höchst interessanten Uebersichten über Fall und Länge der Flüsse, wie wir sie hier S. 103 beym Rhein u. S. 271 beym Neckar finden, wären mehrere zu wünschen und es ist noch zu hoffen, daß der Verf. über die in dieser Hinsicht ziemlich genau bekannte Donau, vielleicht auch über die Elbe, Oder und andere Flüsse

etwas Befriedigendes geben möge. Von der Länge des Rheinlaufes scheint der Verf. die in Schreibers Handb. f. Reisende am öftern entdeckten Länge des Flusses wenig beachtet und nach größerer Genauigkeit getrachtet zu haben. Schreiber giebt die Länge des Flusses zu 1013 Stunden, der Verf. der vorliegenden Arbeit zu 1005 gegr. Meilen oder 1005 Stunden an; die Zahl der größeren Nebengewässer des Rheins setzt er auf 11,853. — Eben so natürlich und übersichtlich als die fließenden Gewässer hier geordnet wurden, sind es auch die Ortschaften, indem der Verf. vom Ursprunge dem Flußlaufe folgend (nach dem Gefälle) herabsteigt und jedem Nebenfluß auf die gleiche Weise folgt. Durchgängig findet man große Genauigkeit in der Angabe der Lage der Orte und der Verf. spricht, gewiß mit Recht, bey der Erdbeschreibung auf die Beantwortung der Frage: wo? großen Nachdruck zu legen, denn es hat jeden wichtigen Ort nach Länge und Breite bestimmt. Um vielen, besonders größeren, Städten die Entfernung von andern Orten in geographischen und Post-Meilen und die Richtung nach der Himmelsgegend angegeben. Wie er zu dieser außerordentlichen Menge von Ortsbestimmungen gekommen ist, kann Ref. nicht ermitteln. Da aber nur der bey weitem kleinere Theil, der hier angegebenen Punkte, astronomisch bestimmt ist, müssen die meisten dieser Angaben entweder aus geodätischen Messungen oder aus den trefflichen Karten genommen seyn, da die Stärke der Angabe und der Eintheilung derselben untereinander bey den vom Verf. verglichenen zeigt, daß hier seine gewöhnlichen Landkarten benützt seyn können, wie sich auch schon aus dem genauen Detail in der Anzeige einzelner Berge (von denen wir viele auf den meisten Karten vergebens suchen) und aus unter Hülfe der Verfasser, im speciellen der Verfasser seinen Freunden, dem Geheimen Hofrath von Cotta und dem Obrist Hartmann von Frideck für Berichtigung und Mittheilung vorzüglicher und seltener Materialien dankt. Die Beschreibung der Ortschaften, vorzüglich der größeren Städte ist vollständiger, als wir sie in den meisten Gegenden finden, und es hält uns daran die Bestimmung auf, nur welcher der Verf. Länge über die Bekanntheit der einzelnen Theile sagt, so dürfte man glauben müssen, er habe entweder jeden Ort großen Theils selbst gesehen, oder nach Beschreibungen und Reisepässen beschrieben. Ein großer, auch in den kleinen Theilen nicht zu verkennender Fleiß ist hierbey durchgängig Gesetz, die Richtigkeit und weil der Verf. mit seinem Gegenstande ganz vertraut ist, um so mehr zu unserem Gegenstand genommen. Lehrern und Schülern, die sich selbst über Deutschlands geographische Verhältnisse belehren wollen, wird dieses Buch von großem Nutzen und eine Hülfe seyn, wie sie vielleicht dieser nirgend antreffen. In jede Einzelnheit konnten wir, auch wenn der Raum dieser Blätter es gestattete, dem Verf. nicht nachspüren, da wir sonst im Besitze so vieler Hülfsmittel seyn müßten, als er selbst. In den Urt. aus eigener Ansicht, oder durch andere geographische Arbeiten bekannten Gegenden findet er das Gesehene richtig und treffend. Würden diese Umrisse einst zu einem Gemälde erweitert, durch Licht, Schatten und Perspective die einzelnen Theile gehoben und gruppirt, und denn mit gleichem Fleiße vollendet; so könnte für die Wissenschaft ein sehr wichtiges Werk gewonnen werden, wie wir über Deutschland noch keines besitzen.

Unterhaltungsliteratur.

Veronika oder die Mönche vom Libanon. Eine Geschichte aus der Zeit vor den Kreuzzügen. Von Heimeran Reichard. Erster Band. 240 S. Zweyter Band. 224 S. Dessau bey Chr. Georg Ackermann. 1823.

Ein lobenswerther Roman, in jedem Fall ein schauerlicher; für Romane und Romane, wie sie seyn sollen, unentscheidbar! Oft scheint es zu beweisen, die Liebe sey eine Todsünde. Hätte der Verfasser das Schreckliche, das Unsinnige des ganzen alle Vernunft, alle Bestimmung [illegible] Mönch- und Einsiedlerwesens [illegible] Lebendige Gemälde gegeben, er hätte seinen [illegible] Stoff finden können. Es ist möglich, daß er diese Absicht hatte. Aber er that sie nirgends kund. Im Gegentheil sprechen manche Stellen, die gleichsam den Inhalt der einzelnen Bücher, in welche das Ganze getheilt — es sind deren neun — markiren, aber in diesen selbst verschwinden, für die entgegengesetzte Absicht. Die ersten sind aus Chrysostomus, Athanasius u. a. alten Kirchenlehrern, und predigen hier und da Treffliches, aber auch z. B. die zum ersten Buche, ein ganz unnatürliches Verhältniß. Und eine Episode im ersten Th. S. 32—46 spricht dafür. Davon abgesehen, verräth Einiges, daß das Ganze eine jener Erzählungen ist, die Mädchen und Frauen, mit lebhafter Phantasie begabt, des Abends nicht lesen dürfen. Um Ihren Schlaf ist es sonst geschehen. Die Liebenden erwachen sich nach peinlicher Trennung und sterben in verschiedenen Klöstern. Theodor, ein junger von dem Heidenthume zu dem Christen übergetretener Mann, hatte in Cyprien die zarte Veronika kennengelernt, und ward von Ihr wieder geliebt, aber von ihr getrennt, da ihr Vater, ein reicher Kaufmann, seinen Aufenthalt veränderte, ehe es etwas erführ. Er suchte sie überall, fand sie aber nicht und ganz verzweiflungsvoll beschließt er in einem Kloster auf dem Libanon, das allen Klosterhäusern, was Strenge und Schweigen anbelangt, zum Muster dienen konnte. Der Vater der

lieblichen Veronika zieht auch in dasselbe. Der Sturm hatte seine Schiffe vernichtet, Rechtshändel raubten ihm sein übriges Vermögen. Er zog zu einem alten Freunde mit der Tochter, die ihm von ihrer Liebe kein Wort sagte, bis sich der Kummer auf ihrer Stirn zu lebhaft äußerte. Der gute Vater suchte nun Theodor überall auf, und fand ihn natürlich nicht. Der Jammer des Mädchens, das von keinem andern Manne hören wollte, und ihr Zureden bewogen ihn, jene Zufluchtsstätte zu suchen, wo Theodor schmachtete. Doch er dachte nur an die verlassene Tochter und benutzte ein Mißverständniß, das den Abt des Klosters meynen ließ, er jammere um einen zurückgelassenen Sohn, sie, als solchen verkleidet in dasselbe abzuholen. Wohl hatte er nicht bedacht, daß solche ihr aufgelegte Last zu groß sey. Bald kam der Tod, ihn abzufordern. Veronika mußte ihm schwören, ihr Geschlecht nie zu entdecken. Daß Theodor ihr so nahe sey, ahnete sie lange nicht, und dieser, sie oft bewundernd, dachte eben so wenig daran. Das stete Schweigen, die Kutte, der stets zur Erde gesenkte Blick, hinderten Beyde. Als sie ihn endlich, an einem Grabe betend an der Stimme erkannte, hielt die Scheu vor ihrem doppelten Gelübde sie ab, sich zu erkennen zu geben. Auf der Wanderung in das nahe Städtchen, wohin die Mönche abwechselnd giengen, die Bedürfnisse für das Kloster einzukaufen, faßte die Tochter eines Wirthes zu der verkleideten Veronika solche Liebe, daß sie aus Rache, sie nicht erwiedert zu sehen, und von einem Andern Mutter geworden, Veronika als Vater bezeichnete. Sie wird vom Abt, da Rechtfertigung nicht möglich ist, als insofern sie ihr Geheimniß kund thut, aus dem Kloster gestoßen, und in dem Augenblick, als man ihr die Kutte vom Kopfe abreißt, von Theodor erkannt, den die Verzweiflung ergreift. Veronika lebt in einer Höhle nahe beym Kloster, verachtet, gekränkt von Allen, die ihr nahen. Vom heftigsten Fieber genesen, sucht Theodor sie hier auf. Sie verbarg sich anfangs, dann ließ sie sichs gefallen, daß er mit ihr jammern konnte. Wahnsinn bemächtigte sich seiner. Veronika ward zwar wieder ins Kloster aufgenommen, da sie das Kind ernähren mußte, für dessen Vater sie die Bosheit jener Dirne ausgab, und die Bewohner der Gegend dadurch immer mehr Stoff zur Verhöhnung des Klosters erhielten. Aber neue Qualen wurden ihr dadurch bereitet. Immer sollte sie ein Verbrechen gestehen, das sie nie begangen hatte, oder sich davon reinigen, was nicht möglich war, ohne einen Eid zu brechen. Theodor bekam seine Vernunft wieder. Man beobachtete die zärtliche Freundschaft, worein sich die Liebe der Unglücklichen aufgelöst hatte. Beyde wurden mit den härtesten Klosterstrafen belegt. Da kam der Tod, die Leiden Veronikas zu endigen. Ihre fortdauernde Weigerung, das Geheimniß zu entdecken, was über jenem Kinde obwaltete, ließ den strengen Abt vergessen, wie qualvoll die lezten Augenblicke der Sterbenden seyn mußten, der er darum Abendmahl und Oelung versagte. Im fernen Thale, nicht in geweihter Erde sollte sie begraben werden. Da entdeckte der Leichnam das schreckliche Geheimniß. Theodor athmete, ihn umarmend, auch sein Leben aus. Ein Hügel deckte nun Beyder Asche. — Dieß der Gang der Geschichte, die den Unbefangenen mit Abscheu für das Klosterthum, für die Auswüchse der christlichen Religion erfüllt. Eine Anstalt, die den Unglücklichen, dessen Herz gebrochen ist, für so lange, als es ihm gefällt, aufnimmt, würde etwas Treffliches seyn. Ein Kloster, worin ihn für die ganze Lebenszeit unsinnige, unnatürliche Gelübde fesseln, ist, in so einem Falle, schrecklicher, als jeder Kerker! Zwey Legenden, nämlich eine, welche diesem Roman zum Grunde liegt, und dann die von der heiligen Huldigunde, machen den Beschluß. Was die leztere soll, sieht man nicht ein. — Ist sie da, um den Platz auszufüllen? — Der Styl ist edel. Nur einige Stellen sind matt und fallen in den Gebetton, z. B. I. S. 87. Manche dagegen sind aber auch sehr ergreifend. S. 155 im 1sten Theil wird erzählt, daß jemand Eyer, Früchte und Kräuter in der Asche gebraten habe. Wie das bey den lezteren möglich ist, verstehe ich nicht. Und dann scheint mir I. S. 90 ein psychologischer Mißgriff zu seyn. Zu großer Schmerz soll Veronika vor einer Betäubung der Sinne bewahrt haben. Aber zu großer Körperschmerz erzeugt Ohnmacht und der der Seele hat einen ähnlichen Stillstand in den Kräften dieser zur Folge.

Anekdoten (zum größten Theil unbekannt) *) von Napoleon zur Erläuterung seiner Denk- und Gemüthsart und seiner Thaten. Nach dem Engl. des Herrn W. H. Irelands, so wie nach vielen andern französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. 1stes Heft, VIII u. 88 S. 2tes Heft, IV u. 92 S. 3tes Heft, IV u. 92 S. Leipzig im Industriecomptoir. 1823.

Bald nach Friedrichs des Großen Tode erschienen in Menge Sammlungen von Anekdoten. Insofern man unter Anekdote die kleine Erzählung von einer Aeußerung des Witzes, der lustigen Laune, der Geistesgegenwart in einer kleinen Verlegenheit versteht, bot sein Leben dazu reichhaltigen Stoff. Ein witziger Einfall mußte bey ihm oft statt aller Gründe dienen. Ein solcher galt aber auch bey ihm oft mehr, als jeder Rechtsgrund. In solchem Sinne sind von Napoleon nicht viel Anekdoten

*) Diese Parenthese hat der Titel selbst.

D. Rec.

aufzufinden. Mich scheint nicht gerade ein Hauptzug seines Charakters gewesen zu seyn. Er war zu ernst, zu verschlossen, und ihm zu sagen, auf ihn zu hören. Zum Ganzen ist der Beytrag von Anekdoten anzuerkennen, und [illegible] Handlungen eines großen Mannes lassen sich auf darunter auffassen. Und aus dem Gesichtspunkte ist denn nun diese Anekdotensammlung anzusehen. Irelands zum Grunde gelegte Sammlung erschien in fünf Heften in London 1822 — 1823. Er hatte mit vielen Männern aus Napoleons Nähe correspondirt, Manches und manchen Zug mitgetheilt, den wir in seinem Schriftsteller finden. Der deutsche Verleger hat übrigens von alle die vielen Memoires von Rapp u. A., die Schriften von Jomini, Las Cases u. s. f. zu Rathe gezogen, und die Paremthese auf dem Titel ist also nicht so genau von dem zu nehmen, der diese gelesen hat. Die meisten stellen den Kaiser als außerordentlichen, thätigen, nur das Beste wollenden, selten von seinem Unternehmen abgebrachten Mann dar. Das gehört jetzt nun einmal zum Modeton. Bis 1813 wußte man von Nichts nur Böse der Gewaltsgenossenschaft, der Grausamkeit, des Eigennutzes zu schildern. Von da an wimmelten alle Flugschriften bis 1816, 17, nur von Thaten der Tücke, der Falschheit, der abscheulichen Kälte, der größten Härte, der Feigheit, der Grausamkeit.' Allmählig änderte sich das und nun ist das Pendel wieder auf die in einem Grade angewendet worden, wie es nicht leicht bey einem anderen Fürsten der Fall gewesen ist. Zur Unterhaltung liefert diese Sammlung, die in jedem Hefte einige vierzig Anekdoten hat, reichlichen Beytrag. Wer sie aber als Maaßstab zur Würdigung vom Charakter dieses Meteors brauchen will, muß natürlich auf den Standpunkt des Erzählers von jeder einzelnen Nüancirung sich stellen und wissen, ob dieser im Stande war und den Willen hatte, die Sache, wie sie war, zu erzählen. Drey hübsche Steindrücke zieren die Sammlung. Der erste stellt Napoleons Uebergang über den Bernhard nach Davids Gemälde vor, das (III. S. 82) jetzt vielleicht vernichtet ist. Zum wenigsten weiß man nicht, wo es sich befindet.

Literarische Rüge.

In Nro. 205 der Zeitung für die elegante Welt finde ich unter der Rubrik: Anecdoten, erstlich ein Mißwort des Schauspielers Unzelmann auf der Berliner Bühne, und unmittelbar darauf, eine in die Zeitgeschichte eingreifende Thatsache, die den auf St. Helena erfundenen Mann einer Unthat beschuldigt. Diese Beschuldigung führt nicht den geringsten Beweis mit sich, da er durch Nennung der Namen nicht gewesen wäre, und diese Namen zu verschweigen den Erzähler nichts bewegen konnte, im Gegentheil, so wie die Thatsache jenen Mann anklagt, so verherrlicht sie diese Namen.

Dieser erzählte nämlich erzählt: ein deutscher General — denn er commandirte so deutsche Truppen — hatte unverschämter Weise zu verlangen eine Anzahl deutscher Truppen loszugeben. (Wo steht das ein General auf seine eigne Hand?) Als es nun zur Auswechslung kam (zu welcher? wenn? die Deutschen haben sich wohl in diesem Fall gezeigt; ein historischer Erzähler muß pünktlicher seyn, ein Anekdotenerzähler noch mehr) und Personen, als er seine Leute auswechselt hatte, noch elf deutsche Offiziere übrig behielt (welche Vorstellungen hat der Erzähler von einer Auswechslung von Kriegsgefangenen? er könnte uns denken, man gebe dabey in Worte wie Knaben, die Murmelschießereyen gegen Ehrenschuldforderungen abstauschen) befahl er sie hinzuzuführen und zu erschießen, obwohl er sie bis dahin gut behandelt hatte. — So weit gehört die Geschichte hierher; denn das Uebrige ist bis auf das Heldenwort des, durch den Schuß nicht getroffenen Offiziers, der seine Hand auf die Brust legt, und den französischen Soldaten zuruft: „Hier hat einen deutschen Herz" eine unempfindsame Schnurre. — Ich möchte nicht, wie sich diese Phrase französisch fassen ließ, ohne die Schatten auf den Wahn zu bringen, daß der Uebersetzer auch ein ritterliches, oder englisches edles andenkungsvolles Herz habe — Ich möchte den der Familie Napoleons sehen. — Wie kann Napoleon für eine so mitgetheilte Anekdote Eingang erwarten, wenn er ihn nicht durch den Haß gegen Napoleon zu erlangen hofft? und das ist ein Thema, der mit der Geschichte nichts zu thun haben soll. Warum nennt er den deutschen General. Die Freudenthränen der Gefangenen-Auswechslung, der edle Araber, besonders den Herrn mit dem deutschen Herzen nicht? Wenn der Mann des öden Felsens seine Schmach verhehlt, warum giebt er unsern Landsleuten nicht ihre Ehre? Soll der Leser nur in Paris und Wagen an heroische deutsche Herzen glauben? Dazu braucht es keiner Anekdoten, die in diesem Ton erzählt, selbst im Salon einigen Nachfragen und historischen Belegen ausgesetzt seyn könnten. Welcher deutsche Fürst hätte sich denn elf seiner Offiziere also erschießen lassen, ohne daß seine Trauer und die seines Volksstammes bekannt worden wäre? Der Einzelne nennt uns die Helden, wie er ihren todten Mörder zu nennen den Muth hatte.

Verbesserung.

In Nr. 000... Angabe von Werners Leben, S. 353. Sp. 2. z. 6. Nicht einen Werners Worte: „Ideal, ob, et animal celsum" [illegible] ein wunderlich mystisch Mischen erhalten, daß auch das deutsche Wort ob aus lateinischen Buchstaben (ob) gebraut worden ist.

Digitized by Google

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. December 1823.

Taschenliteratur für 1824.

Das Rheinische Taschenbuch,

jezt unter Herrn D. Adrians Redaction bey Sauerländer zu Frankfurt a. M. erscheinend, hat eine Bildergallerie aus Walter Scotts Werken mit fünf lobenswerthen Kupfern aus dem Fräulein vom See begonnen. Es enthält keine Verse, aber einige unterhaltende Erzählungen von Johanna Schopenhauer, Friedrich Laun, Ludwig Starklof und Cäcilie. Auch die Belagerung von Charbonnière von Adrian, obwohl der Verfasser sie eine historische Anekdote nennt, ist dieß nur dem Grundstoffe nach; der Verf. hat sie zu schmücken gewußt, wie es die Lesewelt liebt. Das Titelkupfer ist das Bildniß von Heinrich Zschokke, dem geschäzten Historiker und Volksschriftsteller, dessen dramatische Jugendsünde (Abällino) leider viel bekannter ist, als seine besseren Werke. Ein Ungenannter (er unterzeichnet sich E. H.) hat eine kurze Biographie desselben mitgetheilt. Sie ist enkomiastisch. Biographien lebender Schriftsteller sind selten ganz frey von Partheylichkeit, doch lieber wird immer der Gutgeartete einer kleinen Befangenheit für den Gegenstand begegnen, als einer von den Diatriben, womit der verstorbene Unternehmer des Conversationslexikons, der Zeitgenossen u. s. f. dieses Gebiet der Literatur verunsaubert hat. Zschokke ist ein gebornter Preuße. Wöllner verschloß dem helldenkenden und freysinnigen jungen Manne den Weg zu einer Professur in seinem Vaterlande. Er fand ein neues in der Schweiz, und dort gedieh die junge exotische Pflanze. Der Biograph versichert am Schlusse, Zschokken weder persönlich noch „durch andere Beziehungen" zu kennen, aber seine Nachrichten aus sicherer und ehrenwerther Hand zu haben. In der That tragen sie nicht den Charakter derjenigen, direct oder indirect bestellten Lobhudeleyen, die er S. 295 auf folgende Weise skizzirt hat.

„Meistens ist Eitelkeit die Erbsünde derer, denen ihre Verdienste oder die Gunst des Zufalls einen gefeierten Namen erworben haben. Ein Solcher meint dann wohl, man könne nie genug von ihm sprechen; die kleinste seiner Handlungen sey merkwürdig; selbst, wie er räuspert, und wie er spuckt, habe ein gewisses Interesse. Seine Verehrer, Freunde und Diener, wollen sie in Gnade bleiben, müssen fleißig zur Oeffentlichkeit bringen, wie seine neuesten Werke und Verdienste allgemeinen Enthusiasmus erregen, welche Orden und Titel ihm neuerdings geworden seyen, womit er sich dermalen wieder beschäftige, wo und wie er jezt wohne, daß er von seiner lezten Unpäßlichkeit so vollkommen hergestellt sey, daß er sogar gestern wieder L'hombre gespielt habe, doch sey ihm noch der Wein verboten u. s. w."

„Mir ist nicht bewußt, auch nicht (fährt der Biograph fort) glaublich, daß Zschokke an dergleichen Armseligkeiten Gefallen habe; denn wäre dieß der Fall, so würde wenigstens von seinen persönlichen Beziehungen weit mehr als geschieht, verlauten. Damit haben sich aber öffentliche Blätter seither so wenig befaßt, daß gegenwärtiger Aufsatz vielleicht der erste ist, der sich das Leben und die Schriften dieses merkwürdigen Mannes zum ausschließenden Gegenstande gesezt hat. Es läßt sich auch schwer glauben von einem Manne, der mit so klarem und sicherem Blicke das Wesentliche vom Zufälligen, das Wahre vom Falschen, das Zuträgliche vom Verwerflichen, das Ehrenvolle vom Schimpflichen zu unterscheiden weiß; von einem Manne, der das Leben und was demselben fromme, nicht vom Hörensagen kennt, sondern durch die Prüfungen und Arbeiten, mit denen eine harte und drangvolle Zeit auch ihn in Anspruch genommen hat, die schwere Kunst des Lebens in der Schule der Erfahrung gelernt hat."

Jene Selbstfabrikation des literarischen Ruhmes ist durch das liebe Correspondenzwesen unserer Tageblätter, und durch das afterkritische manus manum lavat in den recensirenden Beyblättern derselben so sehr erleichtert und ausgebreitet worden, daß es verdienstlich zu nennen ist, wenn ein Unbefangener dem wahren, bescheidenen, un ausposaunten Verdienste aus freyem Antriebe seine Stimme leiht.

Aglaja.

Der vorige, neunte Jahrgang dieſes Taſchenbuchs wurde von der Zeitſchrift Hekate unter andern mit folgenden Knittelverſen angezeigt:

Aglaja, die Wienerin, Pflegkind von Weſt,
Der, wie wir vernehmen, Kunſthändler geweſen,
Bringt wieder voll ſchöner Kunſtvögel ein Neſt:
Sechs Kupfer von John. Ihr ſeyd Ironeſen,
Wenn ihr in den Kupfern den Meiſter verkennt,
Und Almanachsbilder die Schöpfungen nennt.

Unſer Lit. Bl. hatte ſchon früher (Nr. 102. 1822) dieſe Anerkennung ausgeſprochen, und trägt kein Bedenken, das Lob, welches in den eben angezogenen barocken Verſen enthalten iſt, auch von dem vorliegenden zehnten Jahrgange gelten zu laſſen. Die ſechs John'ſchen Kupfer ſind abermals Meiſterſtücke. Der erſte Rang gebührt dem Rembrandt, die ſtudierenden Mönche. Die Eigenthümlichkeit dieſes Malers in der Beleuchtung der Geſtalten iſt von dem Chalkographen auf eine bewundernswürdige Art wiedergegeben, und die Wahrheit des Ausdruckes in den Geſichtern iſt der Kleinheit der Figuren ungeachtet ſo vollkommen, daß die Frage, ob ſie eine treue Copie des Originals ſey, gar nicht in Betracht kommen kann. Man fühlt ſofort, daß das Original mangelhaft ſeyn müßte, wenn es in dieſer Hinſicht anders wär', als die Copie. Den zweyten Rang würden wir, ebenfalls wegen des Geſichtes, dem betenden Franziscus nach Domenichino einräumen. Auch die Faltung der Hände, hier um ſo ſchwieriger, da dieſelben zugleich die Laſt des über den Steinaltar gebeugten Oberkörpers tragen, iſt meiſterhaft; nur ſcheint uns zwiſchen dem Zeigefinger und Mittelfinger der Linken der Schattenſtrich nicht ganz naturgemäß. Die dritte Stelle geben wir dem Oſſian nach Kraft. Judith nach Marinaro und Correggio nach ihm ſelbſt ſind von gleichem Werthe. Wenn man die linke Hand der Judith, welche das abgeſchlagene Haupt bey den Haaren hält, feſter geſchloſſen, und die Rechte am Schwertgriffe minder fleiſchig wünſchen möchte; ſo ſind das vielleicht Mängel des Originals, worüber mit Herrn John nicht zu rechten iſt. Das Titelkupfer iſt eine Madonna von Fra Bartolomeo a St. Marco, deren Kunſtwerth uns weniger hat einleuchten wollen. Zu beklagen haben wir, daß es dem Künſtler dießmal nicht gefallen hat, einen Gegenſtand aus dem klaſſiſchen Alterthume nach einem guten Gemälde darzuſtellen. Der chriſtliche Geſchmack bedarf von Zeit zu Zeit einiger Stärkung dieſer Art.

Die oben angeführte Anzeige in der Hekate beſchloß die Muſterung der Werke redender Kunſt im vor. Jahrgange mit den Worten:

Grillparzer hat nichts zur Aglaja geſendet,
Wohin hat er denn ſeine Leyer gewendet?
Der Herr Redacteur that gleichfalls nichts liefern:
Man baut ſo ein Haus wohl aus fremdem Holz',
Allein es gebietet der Dichterſtolz,
Man ſoll' es mit eigenem Schiefer beſchiefern.

Herr Weſt ſcheint ſich die leztere Mahnung zu Herzen genommen zu haben, er hat dießmal das Dach des Gebäudes mit einer Erzählung beſchiefert, die wenigſtens dem Stoffe nach Beyfall verdient. Der eigentliche Gegenſtand der Darſtellung iſt die eben ſo ſeltene als anſpruchloſe Rechtſchaffenheit eines Pariſer Handwerkers, dem in der Gräuelzeit des Wohlfahrtsausſchuſſes von einem unrettbaren Opfer des Blutdurſtes eine große Summe anvertraut wurde, und welcher ungeachtet aller vergeblichen Verſuche, die geflüchtete Familie ausfindig zu machen, dennoch nie aufhörte, dieſes Vermögen treu als ein fremdes zu verwalten, das er dem endlich entdeckten Erben zurückzugeben eilt, obſchon dieſer nichts von der Anvertrauung weiß, und er, der treue Verwalter, dadurch ſeine eigne geliebte Tochter, die einen armen ruſſiſchen Offizier liebt, um ihre Hoffnungen zu bringen Gefahr läuft. Zum Glück für ſie, aber zum Unglück für die Kunſt, findet ſich am Ende, was überdieß der Erzähler viel zu früh ahnen läßt: daß der junge Krieger der lang geſuchte Erbe ſelbſt iſt. Die Narratoren und Narratrizen unſerer Zeit trachten immer nur nach einem ſogenannten erfreulichen Ausgange, und bedenken nicht, daß die Befriedigung, die er gewähren ſoll, mit der Richtung unſeres Antheils in moraliſchem Einklange ſtehen muß. Wenn nun ein wohlorganiſirtes Gemüth Intereſſe nimmt an einem rührenden Zuge von Rechtſchaffenheit; ſo iſt die Frage: ob und wieviel der Rechtſchaffene dadurch an Geld' oder Geldeswerth verliert, gewiß die lezte, die es aufwirft, und es kann kaum einen weniger kunſtzweckmäßigen Ausgang geben, als den, welcher uns zeigt, daß die Rechtſchaffenheit, welche uns eben gerührt hat, dem Helden der Geſchichte zufälliger Weiſe gar nichts koſtet; daß er auf der Stelle das ganze äußerliche Glück in quali et quanto zurück bekommt, was er aufopferte, um rechtſchaffen zu ſeyn. Wir wünſchen, ihn daſſelbe entbehren zu ſehen, ohne daß ſein inneres Glück darunter leidet, und daß er es nicht entbehrt, raubt ihm in unſeren Augen ein moraliſches Verdienſt, und entzieht ihm den beſten Theil unſerer Theilnahme. Seine Abſicht behält zwar immer ihren moraliſchen Werth, aber es ſchadet ihrem äſthetiſchen, daß ſie — ſtreng genommen — unausgeführt und ohne die vorausſeßlichen Folgen bleibt. Wenn wir z. B. einen edlen Mann ſehen, der, um einen Freund zu retten, ſich für denſelben ausgiebt, um den Giftbe-

her zu leeren, welcher diesem gereicht werden sollte, so bewundern wir seinen Entschluß, wir achten und lieben ihn darum; aber sobald wir erfahren, daß eine milde Hand statt des Giftpulvers Zucker in den Becher geschüttet hat, so empfinden wir einen leisen Reiz zum Lachen, wenn nicht über ihn, doch über die allzugefahrlose Probe, auf welche das Verhängniß ihn stellte, und in dieser Anwandlung des Lachens über die Vergeblichkeit seines großen Entschlusses geht selbst unsere Freude über seine Rettung unter. Die Gefahr wenigstens wollen wir wahr, wenn die Errettung uns rühren soll.

Wir haben dem Herrn Redacteur des Taschenbuches zuviel Raum gewidmet, als daß wir seinen Mitarbeitern in diesem Fache (Josephine von Pertn, Karoline Pichler und Theodor Hell) gleiche Achtung erzeigen könnten. Wir müssen das auf eine andere Gelegenheit verschieben.

Unter den Gedichten haben wir zwar nichts Ausgezeichnetes gefunden; aber es gereicht Herrn West, der bey der Vielheit dieses so schön geschmückten Almanachs gewiß viel Masse zur Auswahl vor sich hatte — es gereicht ihm zum Ruhme, daß er alles Verrachte daraus entfernt hat, womit so viele Kalendersänger den verbildeten Geschmack bedienen. Einige poetische Kleinigkeiten aus Werners Nachlasse sind dahin nicht zu rechnen, und was wir jetzt von dem verirrten Streben dieses talentvollen Dichters durch seinen geistreichen Berliner Biographen wissen, macht sie der Aufmerksamkeit würdig. Hier ein Sonett vom Jahr 1803, überschrieben: Unerfüllte Weissagung, und gerichtet an einen A. B., den der neue Messias Werner damals wahrscheinlich für einen hoffnungsvollen Jünger hielt.

Daß er des ewgen Feuers Glut bewahre,
Tritt, aus des Tempelhauses dunkler Stille,
Das Haupt, die Brust bedeckt mit weißer Hülle,
Der fromme Priester betend zum Altare.
Wie Göttliches mit Irrdischem sich paare,
Und durch das Weltall dringe der Gerechtigkeit Fülle,
Erspäht er dort, damit der höchste Wille
Durch ihn dem Volk sich herrlich offenbare!
Mein sind die Jünglinge, Geist, Gemüth und Sinne,
Geläutert hast du dich in stiller Demuth,
So offenbart sich dir die heilge Kunde!
Ich blick' auf dich mit Freude und hoher Wehmuth;
Betende, Bruder, was ich schwach beginne:
Das Evangelium vom neuen Bunde!

Kind's Becker'sches Taschenbuch zum geselligen Vergnügen,

vulgo das Becker'sche Vergnügen (Leipzig b. Göschen) hat weder seine Physiognomie geändert, noch seinen Geist. Es ist ein guter gemüthlicher Geist, der die Kritik nicht herausfordert, es wäre denn etwa in der Thatsache, die er abermals auf das dramatische Gebiet gemacht hat. F. Kind hat nämlich ein Rührspiel, die Thalhütte, beygetragen. Vater, Mutter und Kinder stecken in einer, seit mehreren Tagen verschneiten Thalhütte, und nagen am Hungertuche. Ein edelmüthiger Knabe, der in der Bibel von Abrahams Opfer gelesen, sucht den Vater zu bewegen, daß er ihn schlachte, um das Leben der Uebrigen, so Gott will, bis zum Thauwetter zu fristen. Nachdem er und der Vater abgegangen, erschreckt uns der Dichter, indem er den Vater mit einem blutigen Messer wieder auftreten läßt; aber er beruhigt uns gleich wieder durch die Kunde, daß eine Gemse durch den Schornstein in die Küche gefallen ist, und außer ihrem Fleische auch die frohe Hoffnung auf baldiges Thauwetter mitgebracht hat. Da inzwischen den Zuschauern nicht füglich zugemuthet werden kann, auf das Thauwetter zu warten; so ist es eine erfreuliche, dramatische Hülfe, daß der Liebhaber der ältesten Tochter den Muth und das Geschick hat, sich durch den Schnee hindurch zu arbeiten, und die Handlung des Stückes erfreulich zu endigen in dem nämlichen Augenblicke, wo sie beginnt; denn bis zu seinem Erscheinen ist alles nur Gemälde einer peinlichen Situation, Klage, Angst und sonst die Gemse betrifft, Zufall, man müßte denn etwa den gräulich-edelmüthigen Versuch des Knaben, den Vater zum Morde, und die Familie zum Menschenfressen zu verleiten, für dramatische Handlung gelten lassen.

Wenn diese dialogisirte Geschichte ein Drama ist, so ist es ein meisterhaftes, nämlich in Bezug auf die Einfachheit seiner Composition. Elend und Rettung, beyde durch Zufall erzeugt, machen die ganze Mechanik des Stückes aus.

Weiter haben wir in dem Büchlein nichts Merkwürdiges angetroffen.

Wendt's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen,

(Leipzig bey Gleditsch) enthält auf ungefähr gleichem Raume weit mehr, wegen des weit unleserlicheren Druckes. Wir haben darunter manches Gute, aber nichts gefunden, was uns schmackhafter vorgekommen wäre, als der Ritter von Castelli, den wir unsern Lesern ganz vorsetzen.

Ballade.

Ludwig der Eilfte gelangte zum Throne,
Frankreichs Lust war gerecht und groß,
Und er trug, auf dem Haupte die Krone,
Feierlich ein in der Väter Schoß;
Jedes Herz flog ihm hoffend entgegen,
Jeder Mund schallt' ihm Glück und Segen,
Als er dankend nun fuhrte durch die Stadt,
Wo ihn begrüßt ein beständiges Heer,
Da schon empfand er, wie fern es noch,
Erneuermann seyn auf dem trügerischen Meer,
Wo der Fürstenkrone schimmernde Lappen
Leicht verlockt an gefahrvolle Klippen.

Und er musterte forschend die Menge,
Welcher gesenkten Blickes sie wagt,
Ob ihm denn wagt unter all' dem Gedränge
Auch ein offnes Auge sie grüßt.
Stets, da erblickt er an Jahren es Einem,
Der zu reifen Jahren und zu meinen.

'S war ein Bauer. — Der König blieb stehen,
Sprechend zu einem nahen Hausherr:
„Jenen Mann an der Thür' weis ich setzen,
„Führt ihn auf der Stelle zu mir!"
Und es theilt sich der Kreis unterthänig;
Alsbald führt man den Bauer zum König.

Hin auf die Kniee warf sich der Alte,
Drückt auf des Königs Mantel den Mund.
Und sein: „Heil meinem Herrn!" erschallte
So recht herauf aus des Herzens Grund.
Ludwig erhob ihn; da sprach er dann heiter,
Wie hier wohlthun zu leben, weiter:

„Ah, mein glücklichster Herr! Ihr kennet
„Wohl Euern alten Hausherrn nicht mehr?
„Der sich Robert Malesherbs nennet,
„Und aus dem fernen Burgund kommt her,
„Um den seligsten der Tage zu sehen
„In der Adressthür festlich gegehen.

„Wißt Ihr, wie oft Ihr bei uns gesessen
„Dort in der Hütt' in der Meinen Kreis?
„Mit uns manchmal Rettig gegessen? —
„War so reich Eure Lustigkeit!
„Immer noch denken wir daran, und die Meinen
„Herum sich, so oft wir uns Rettig erscheinen.

„Nun in dreißig Jahr hat gefreuet
„Uns der Himmel ganz sonderlich!
„'s hat im Frühjahr noch Rettig gereuet,
„Und da wurden die Aecker groß.
„Herr, da denk' ich denn unterdessen
„Auch der saftigen der Wurzeln, Herr König!"

„Daß Dein Rettig, mein Freund, was tauge, —
Sagte der König, — „das merk' ich wohl schon;
„Denn es steigt mir das Wasser nach Auge,
„Und vor Reden doch nur davon;
„Ob! — Beim Gastmahl will ich ihn essen,
„Dessen dabei gewiß Euch versichert!"

Und der Bauer, erfreuet nicht wenig,
Ob seinen Rettig, bewundernswerth groß,
Schnell aus der Tasche, überreicht ihn dem Könige;
Drauf eine Verbeugung und dem Auge nun fleht.
Wohl' mit dem Messer schnell weichen sie auf. —
„Laßt — heraus der Klinge, den Tropfen nur drauf!"

Und einem Pagen, der stand daneben,
Reicht er die Frucht, ruft den Zuschneider vor.
Und befiehlt ihm, dem Bauer zu ehren
[illegible]
Augenblicklich war dieses geworden,
Und der Bauer will weiter gehen.

Plötzlich stürzet zu seinen Füßen
Aus dem Gedränge ein Edelmann:
„Herr! Laßt auch mich die Wonne genießen,
[illegible]
„Mir auch erlaubt an dem festlichen Tage,
„Daß ich Euch etwas zu bieten wage.

„Von der Majestät von jenem Alten,
„Hoch mein Gastrecht auch ehren verleiht.
„Und zu jener Zeit viel geboten
„Auf mein sechzig arabisches Pferd.
„Nun der Sprößling von diesem Pferde
„Ist das herrlichste Thier auf der Erde.

„Denn verehret mir, daß ich es stelle
„Alsbald in meines Monarchen Stall!" —
Schweig der König — er sah ganz helle —
Als ein Geizhals war überall
Dieser Edelmann Land berüchtiget,
Ward vom Weisesten zum Geschenk gekrönet.

„„Wohl! versetzt der Mann mit der Krone, —
„„Steht es nur ihm in den Marstall mir,
„„Und — damit ich euch wohlfeil lebe,
„„Nehmet — — diesen Rettig dafür.
„„Jenes das herrlichste unter den Pferden,
„„Dieser der herrlichste Rettig auf Erden!""

Es ist unser vollkommener Ernst, wenn wir versichern, daß uns dieses kraftvolle Gemälde wahrhaft erquickt hat durch Stoff und Zubereitung. Die Empfindung, womit der neue Barde unter die Guildhanden tritt, richtet unsere Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, ehe wir sie noch kennen. Der Ort, wo der König über die augenreizende Kraft des Rettigs überrascht, um seine Rührung über das Geschenk der Unterthanen Gastmahlsgast zu verbergen, regt das Auge des gefühlvollen Lesers. Der geschmeidigere Edelmann contrastirt mit dem Bauer vortrefflich, und der Dank, womit der König ihn abfindet, läßt jener Rührung eine Verlegenheit des Zwerchfells folgen, die alle hier stattfindenden Anfprüche der Kunstrichter beschämet. Durch die [illegible] Freiheit, womit sich der Versmann sich bewegt, ohne dem gewissenhaftesten Grammatiker irgend einen anderen Anstoß zu geben, als etwa dem: „Ob auch an eßenes Auge sich zeigt" (zeige), erhöhet das Verweilen.

Kurz, wir wissen an dieser Ballade nichts auszusetzen, als daß sie uns verführt hat, auch die darauf folgende von Halirsch genußsüchtig durchzulesen. Sie heißt der Wanderer vom Münster, er — der Wanderer — steigt voll Todesahndung auf den Thurm, um auf dem Gipfel seines Werkes zu sterben, und es blitzt oben so gewaltig,

„Daß der Thurm selbst vor Schrecken erbleichet."

Daran hatten wir genug. Wir erneuerten hierauf eine alte Bekanntschaft aus dem Morgenblatte: Contessa's Blätter aus Herr(n) Balthasar's Leben, welche hier mit Wiederabdruck des Anfangs fortgesetzt werden. Der Mann ergetzte uns mit der Selbstqual, die er im Lesen aller Tagesblätter sich zufügt, und als seine Frau „den Märchen mit den üblichen Geschichten, mit den Nachrichten vom Theater, mit den Recensionen" das Wort redete, sagten wir Amen zu seiner Antwort:

„Gräßliche Geschichten! Daß Gott erbarm'! Nachrichten vom Theater! Ach, diese Theaternachrichten, diese Recensionen, die sind ja eben das schleichende Gift, das mich langsam abzehrt! Diese Saalbaderein, für die sich jeder literarische Eunuch gut genug dünkt, der nichts Anderes kann; diese Klatschereien, die keinen Menschen interessiren, als etwa die guten Freunde und Feinde am Ort, ach! und die ich doch alle, alle lesen muß, um in der Ordnung zu bleiben, diese machen mir eben meine Danaidenqual!"

Wir sagten unser Amen von ganzem Herzen, obwohl wir auch unter diejenigen gehören, welche an einem Danaidenfasse arbeiten, wofür uns aber auch die ewige Gerechtigkeit zu strafen weiß, indem sie uns zwingt, alljährlich den goldenen Schnitt von einem halben Schock (und mehr) Taschenbüchern aufzuklauben.

Digitized by Google

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. December 1823.

Länder- und Völkerkunde.

Ansichten von Italien nach neueren ausländischen Reiseberichten, in Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von H. Hirzel. Erster Band. Leipzig b. Kummer. 1823. 332 S. 8. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

In der Sammlung, welche mit diesem Bande beginnt, soll eine Nachlese von Bemerkungen und Nachrichten geliefert werden, ausgewählt mit fortwährendem Augenmerk auf solche Gegenstände und Gegenden, die noch wenig bekannt und beschrieben sind. Den größten Theil des Buches füllt der Miß Graham Sommeraufenthalt in den Gebirgen bey Rom i. J. 1819. Herr H. würde wohl gethan haben, den Sommeraufenthalt der reisenden Miß abzukürzen: denn geschwätzig, wie fast alle Schriftstellerinnen, berichtet sie eine Menge Dinge, die völlig uninteressant sind, z. B. wieviel öffentliche Backöfen es in Poli giebt (S. 26), wie gut 1819 bey Mentorella die Kornfelder gestanden (S. 99) u. dergl. mehr. Dagegen finden sich hier viele Bemerkungen und Erzählungen, die mit Antheil gelesen werden möchten, besonders Mord- und Räubergeschichten.

S. 37. läßt sich die Engländerin über die Vermittelung der Heiligen und namentlich der allvermögenden h. Jungfrau heraus. „Zu was für einer gefährlichen und für das Verbrechen ermuthigenden Sache, neben den mit der Beichte verbundenen Privilegien, jene große Anzahl von Vermittlern in diesem Lande erwachsen sey, liegt klar am Tage. Wer heute seinen Bruder meuchelmorden und morgen durch eine Buße, oder eine, entweder der Jungfrau oder irgend einem Heiligen dargereichte Gabe den Zorn der Kirche besänftigen und sein Gewissen einschläfern kann, der wird sich übermorgen wohl auch kein Bedenken daraus machen, seinen Vater umzubringen. Ein Beyspiel solch' leichter Erhältlichkeit der Absolution bey schweren Verbrechen gab uns selbst zu Tivoli ein Mensch an die Hand, der seinem Bruder den Dolch in die Brust gestoßen hatte, so daß dieser nach einem Todeskampfe von einer Stunde verstorben war. Der Mörder begab sich nach Rom, erkaufte bey der Kirche den Erlaß seiner Freveltat und wußte sich nebenbey einen Schutzbrief zu verschaffen, vermittelst dessen er unangefochten hin und wieder gehen konnte. Wenn es aber so wenig schwer hält, für gröbere Verbrechen Verzeihung zu erhalten, wie viel leichter muß es seyn, durch eine monatliche oder jährliche Beichte die Schuld von Gewohnheitssünden und Vergehungen abzuthun."

S. 95 ff. erzählt sie, wie durch einen Mißgriff der Räuber von Sonnino ein armer deutscher Maler in ihre Hände gerathen, und wie er endlich wieder losgekommen, nachdem er sich bey ihnen in der angegebenen Qualität durch das Portraitiren einiger Mitglieder der Bande legitimirt hatte. Wir meynen, diese Geschichte vor einigen Jahren in dem Correspondenzartikel eines Unterhaltungsblattes gelesen zu haben.

Von den Bauern um Poli vernahm die Reisende, die päbstliche Regierung habe, auf Veranlassung mehrerer ganz kürzlich auf der Straße von Rom nach Neapel ausgeführter Raubanschläge, beschlossen, die Stadt Sonnino, als welche den Banditen nicht allein ihre Thore geöffnet, sondern auch eine geraume Zeit ihnen eigentlich als General-Quartier gedient habe, von Grund aus zu zerstören. Die ersten, offenbar übertriebenen Berichte lauteten dahin, daß man die Stadt mit Kanonen in den Grund geschossen und die sämmtlichen Einwohner in einer Nacht niedergemacht habe. Die Landleute, welche diese Nachrichten brachten, glaubten, die männliche Bevölkerung müßte nicht in der Stadt anwesend gewesen seyn, sonst würde Sonnino sich schwerlich auf solche Weise haben überrumpeln lassen. Zugleich sprachen sie ihre Besorgnisse wegen der übergrausamen Behandlung aus, die jeder zu gewärtigen hätte, der jenen, auf Rache wegen des Mordes ihrer Weiber und Kinder ausgehenden, Leuten in die Hände fallen würde: auf jeden Fall aber, ob Sonnino zerstört sey, oder nicht, äußerte man beunruhigende Vermuthungen in Betreff der künftig hin von

den Banditen zu wählenden Zufluchtsörter, indem diese nicht ermangeln würden, die Städtchen, welche ihnen bis jezt in der Regel als Hehlwinkel gedient, gleich nach Bekanntwerdung der gegen sie erlassenen scharfen Edikte zu räumen. Schon der berüchtigte de Cesaris, welcher im Frühling 1818 unweit Terracina durch einen Flintenschuß getödtet wurde, hatte sich vor ungefähr zwey Jahren mit seinen Raubgefährten bey einem ähnlichen Anlasse nach den hiesigen Gebirgsgegenden hingezogen und von da aus zwey Monate lang die benachbarten Städte gebrandschazt. Bey solchen Raubzügen leisten die Hirten und Ziegenhüter den Banditen jedesmal Hülfe, und finden sich zu solchen Dienstleistungen um so besser geeignet, da ihr halbwildes Leben ihnen zwar so viel Gemeinschaft mit den Städten übrig läßt, daß sie sich bey diesen Lebensmittel und Anhänger verschaffen können, hingegen sie aller gesellschaftlichen Bande solchergestalt entledigt, daß sie für Verbrechen, welche andre begehn, gleichgültig werden.

Im Anhange S. 225. findet sich denn auch wirklich das päbstliche Edict vom 18. Oct. 1819, welches über das vielbesprochene Räuberwesen im Kirchenstaat viel Licht verbreitet. Hier die zwey wichtigsten Paragraphen daraus:

1. Se. Heiligkeit, durch die glaubwürdigsten Zeugnisse zu der Ueberzeugung gebracht, daß seit einer Reihe von Jahren, ja seit mehrern Jahrhunderten jene, die Sicherheit ihrer Provinzen gefährdenden Banditen von Sonnino gebürtig seyen, daß die Einwohner eben dieser Stadt die Räuber im Königreiche Neapel zu Streifzügen in das Gebiet der Kirche aufgenahmt, und wirklich dermahl die Räuberbanden von Fondi und Penola unter dem Commando eines Einwohners von Sonnino stehn:

Und neben dem, wohl wissend, daß die, einer beträchtlichen Anzahl Banditen aus gedachter Stadt zugestandene Amnestie keinen Erfolg gehabt, weil alsobald andre an ihre Stelle getreten, und daß dieses Volk zu Sonnino seinen Zufluchtsort hat, von wo aus es seinen Proviant bezieht, und wo es zur Berathung über seine Unternehmungen zusammentritt:

In Erwägung ferner, daß die Erfahrung vergangener Zeiten, in Verbindung mit derjenigen des gegenwärtigen Augenblicks, es außer Zweifel sezt, daß, so lang als jenes Räubernest fortdauert, sich weder den Feindseligkeiten der Banditen ein Ziel sezen lasse, noch selbst die bewaffnete Macht vermögend seyn werde, jene Rotten von Grund aus zu bändigen; es sey denn, daß man ihnen ihren Versammlungsort wegnehme und alle Mittel des Unterhalts abschneide:

So wie denn auch in der Meynung, daß die gesellschaftlichen Interessen, welche dem bürgerlichen Rechte zur Richtschnur dienen, es dem Landesfürsten unmöglich machen, so gefährliche und ruhestörende Municipal-Verbindungen fortdauern zu lassen:

Und nach dem dießfallsigen Beyspiele der mildesten Regierungen, welche in ähnlichen Fällen die Banditen außer dem Besitz ihrer Zufluchtsörter und Hehlwinkel gesezt haben, wenn sie sich außer Stande sahn, dieselbe auf anderweitige Art auszurotten:

Verordnet, daß den Einwohnern von Sonnino anderwärts Wohnungen sollen angewiesen, die Stadt aber zerstört und ihr Gebiet unter diejenigen Einwohner der benachbarten Städte, denen sich zutrauen läßt, daß sie den Banditen keine Unterstützung zukommen lassen, vertheilt werden soll; in der Meynung jedoch, daß diejenigen der auswandernden Grundeigenthümer, die sich nicht in der Nähe ihrer Besitzungen werden ansiedeln können, ihre Grundstücke der apostolischen Kammer überlassen mögen, die ihnen, nach einer von sachkundigen Personen vorgenommenen Schazung, eine immerwährende Annuität dafür entrichten wird.

2. Jede Stadt soll gehalten seyn, ihr Gebiet vor den Einfällen der Banditen sicher zu stellen: für jeden von diesen begangenen Raub und jedes geforderte Lösegeld bleiben die Städte verantwortlich und verpflichtet, jedes beraubte oder losgekaufte Individuum zu entschädigen, alles in Kraft des Edicts des Cardinals Spada, datirt vom 18. Juli 1696.

Hinwieder soll jede Gemeinde, die eine Räuberbande, sey es nun gänzlich oder zum Theil, vernichten wird, sich einer Verminderung der Salzabgabe und des Mahlgeldes auf zwey Jahre zu erfreuen haben. Desgleichen soll für drey erlegte oder gefänglich eingebrachte Banditen jedesmahl ein Nachlaß von einem Quattrin an der Salzabgabe und von zwey Bajocchi an der Mehlabgabe bewilligt seyn."

Diese anscheinlich ultramonarchische Maßregel der päbstlichen Regierung erscheint inzwischen als vollkommen gerechtfertiget, wenn die Erzählungen wahr sind, welche die Engländerin S. 189 ff. von den Unthaten dieser Räuberbanden macht, zum Theil nach dem eigenhändigen Berichte des Wundarztes Cherubini, der im August 1819 ebenfalls in die Gewalt einer Bande gefallen war, und welchen nur ein sehr ansehnliches, von der Mildthätigkeit der Städtebewohner zusammengeschossenes Lösegeld befreyte. „Nach unserer Rückkehr nach Rom (erzählt die Engländerin in der Anmerkung S. 189) vernahmen wir, daß eben diese Bande den Erzpriester von Vicovaro aufgehoben und seinen Neffen, welcher Miene gemacht, als ob er sich zur Wehre sezen wollte, umgebracht hätte. Die von den Räubern für den gedachten Priester und einen seiner Freunde geforderte Loskaufssumme war so

übermäßig, daß sie sich nicht aufbringen ließ. Als die Banditen dieses hörten, schickten sie die Ohren ihrer unglücklichen Gefangenen und später hin einige ihrer Finger ihren Familien zu. Zuletzt machten sie, des Wartens müde, vielleicht auch gereizt durch die Klagen der Unglücklichen, dieselben nieder. Dem Priester zogen sie, eine rohe Schäckerey treibend, die vielleicht noch fürchterlicher ist, als ihre Grausamkeit selbst, wenige Tage vor dessen Ermordung, seinen Habit aus, thaten Einen der Ihrigen damit an, und nöthigten hinwieder den Geistlichen, einen Banditenrock anzulegen und einen aufgeklappten Hut aufzusetzen."

Ueber die Volkspoesien der Römer wird S. 244 (Anhang No. III.) Vieles mitgetheilt, was minder bekannt ist, und zwar in Form eines wohlgeordneten, räsonnirenden Katalogs. Von den meisten Volksgedichten ist kürzlich der Inhalt angegeben. Unter ihnen befindet sich auch: Die Niederlage von Roncevaux, wo Roland und alle seine Ritter ihr Leben einbüßten. — Derselbe Grundstoff, aus welchem Karl Immermann durch Einflechtung eines Liebesverhältnisses eine Tragödie zu schaffen versucht hat. (S. Lit. Bl. 1822. No. 89.)

Den Beschluß dieses Bandes macht eine Beschreibung des Berges Circello und seiner Umgegend in historischer, landwirthschaftlicher, botanischer und pittoresker Hinsicht, nach Thibaut de Berneaud. Leser, die Unterhaltung suchen, werden hier weniger ihre Rechnung finden.

Herr H. übersetzt gut, wie bereits aus seinen Briefen des Chateaubrieur (Lit. Bl. 1821. No. 45) hervorgieng, doch ist sein Deutsch hin und wieder noch etwas schweizerisch. Wenigstens können wir Ausdrücke, wie verdeuten (statt andeuten oder bedeuten), sich einer Sache müssigen (davon abstehen, eine Handlung unterlassen) u. d. m. nicht für Hochdeutsch gelten lassen. Der Druck ist sauber und ziemlich correct, das Titelkupfer, nicht mißlungen, stellt eine römische Räuberbande im Lager dar.

Unterhaltungs-Literatur.

Streckverse von Wolfgang Menzel. Heidelberg b. Winter 1823. X und 231 S. 8.

Unter dem, vermuthlich sehr witzigen, aber nicht sehr verständlichen Titel: Streckverse, liefert der Verf. hier gegen 2000 Gedankenspäne in ungebundener Rede, meistens von der Art, wie wir sie in vielen Tageblättern als sogenannte Lückenbüßer antreffen.

Wie es sehr verschiedene Gattungen von Holzspänen giebt, so auch von Gedankenspänen, und so ließe sich die Frage aufwerfen, was für Späne Herr M. hier zu Markte bringe: ob Sägespäne, Raspelspäne, Schnittspäne, Artspäne, Hobelspäne oder Bohrspäne. Um mit Säg'- oder Raspelspänen verglichen zu werden, sind zwar einige der Menzelischen Aphorismen klein und leicht genug, z. B. „Wer zuviel rückwärts blickt, fällt leicht — Manie ist unsere Manier — Der Flachs des Lebens will geklopft seyn — Willst du schimpfen, so tritt vor den Spiegel — Unsere Satyriker sind großschnäblichte Pfefferfresser — Uebersetzungen sind Flügeldecken, u. s. f. Aber die Kleinheit, Leichtigkeit und Staubähnlichkeit ist auch alles, was sie mit jenen Spänen gemein haben, welche bekanntlich bey dem Reinigen und Reinhalten der Zimmer, unter dem Kehrbesen und in Spucknäpfen gute Dienste leisten, ja sogar tauglich Syn sollen, um die Kraft des Schießpulvers zu verstärken. Rechnen wir sie daher lieber zu den Schnittspänen, die wenn sie vom rechten Holze sind, bald zu Zahnstochern, bald als Geleuchte gebraucht werden können, obwohl das Letztgenannte nur von sogenannten geringen Leuten zu geschehen pflegt. Deren giebt's hier viel: literarische Zahnstocher, um sich damit nach der Tafel einer ernsten Lecture während des Verdauungswerks die Zähne zu säubern; und Leuchtspäne, welche knistern, flackern und gerade soviel unsicheres Licht geben, daß man über drey Schritt von der Nase hinaus noch sieht, ohne recht zu wissen was. Z. B. S. 8: Im Zinnober-Erz des Schmerzes schwimmt der Quecksilbertropfe einer Erfahrung." — S. 223: „Jean Paul zieht freylich aus allem Honig, aber nur, weil er alles zur Blüthe zu machen versteht." Ebendaselbst: „Den meisten unsrer Wink- und Wurschenliederbücher fehlt als Titelvignette ein Regenschirm." S. 183: „Als der babylonische Thurm unserer Reformation aufgebaut war, entstanden auch bald daneben die hängenden Gärten unserer geschraubten Poesie." S. 122: „Die Sterne sind Nägel am Sarge der Welt." Manier, Jean-Paul'sche Manier, wie man sieht, und „Manier ist Herrn Menzels Manie." Vid. pag. cad.

Aufrichtig zu reden, wir lieben diese Manie nicht, und ziehen den literarischen Zahnstochern und Leuchtspänen, wenn wir einmal nicht Nutzholz, sondern Späne kaufen wollen, die Hobel und Bohrspäne vor. Unter wohlgeführtem Hobel rundet sich der dünne Span zum zierlich gewundenen Schneckenhause; der Bohr dringt tief ein in seinen Stoff, und wenn zumal Röhren gebohrt werden, so bringt er nach und nach den ganzen Kern des Stammes an das Tageslicht. Jean Paul, den Herr M. geständlich zum Muster gewählt hat, dem er aber bey weitem noch nicht so nahe kommt, als Herr

Saphir *) — Jean Paul macht bey seiner Arbeit allerdings auch viel Späne, aber es sind eben meistentheils solche Schneckenartig gewundene Hobelspäne, an denen nur bisweilen die Menge der Gewinde zu tadeln seyn möchte; oder es sind Bohrspäne aus den Röhrenstämmen der Wahrheit: Kernholz menschlicher Erkenntniß, das Dütenförmig in einander steckt.

Diese beyden Arten von Gedankenspänen haben wir hier selten gefunden. Gedanken wie die S. 165: „Das Meer ist eine Thräne im Auge der Erde. Die Erde ist ein Thautropfen im Lotoskelche der Welt" u. s. f. möchten zwar allenfalls für poetische Hobelspäne gelten; aber einen tüchtigen Bohrspan wüßten wir nicht nachzuweisen, es wäre denn etwa der S. 144: „Die Herrschaft großer Eroberer gleicht der Bombe, die am meisten durch's Zerspringen schadet" — oder einer der folgenden:

„Mysticismus ist in der jetzigen deutschen Nacht über uns gekommen, wie ein Vampyr und saugt uns, ohne daß wir's fühlen, das Blut aus, indem er mit weichen Flügeln die brennende Wunde anweht und kühlt."

„Ein feiner Sophist springt mit seinen Schlüssen nicht grad aus, sondern um die Ecke herum, wie der Springer im Schach."

„Bey großen Menschen zeigt sich das Genie schon früh, und verschwindet spät, wie auf den höchsten Bergen die Sonne am ersten erscheint, am lezten hinabgeht."

„Wenn die Memnonssäule klingt, spielt die aufgehende Sonne auf den Saiten der Natur."

„Die Nacht mäht mit der Mondessichel das Aehrenfeld der Sterne, und bindet diese am Morgen zusammen in die goldne Garbe der Sonne."

„Viele unsrer Aesthetiker sind umgekehrte Midase. Alles Gold, was sie mit ihren groben Fingern betasten, wird gleich zu Hausmannskost."

„Völker, ja die ganze Menschheit selbst, leiden zuweilen, wie der einzelne Mensch, an der Liebeskrankheit und Sehnsucht, und die Weltgeschichte ist nie schöner, als wenn jene Sehnsucht ihre Befriedigung findet in einer neuen großen Idee, und die ganze Menschheit heilige Hymenäen feyert." **)

Kritische Zahnstocher für die Ultra-Goethisten (vielleicht für die Berlinische Liedertafel geschnizt) giebt es S. 112. 147., für Fouque's Ueberschätzer ebenfalls S. 112., für die Anbeter der Wiener Sappho S. 223. Für Jean Paul und für Tieck (S. 147. z. B.) werden Spänchen wohlriechenden Holzes angezündet, und sein eignes Zimmer kehrt der Verf. von S. 229. an mit folgenden autokritischen Sägespännen aus.

„Mein Buch, Leser, magst du mit einer Palme vergleichen, die ohne Aeste und Zweige nur in Blätter ausblüht."

„Du findest die Ideen dieses Buches nicht gekeltert ins bündige Faß eines Systems, noch verknetet in die leichte Neujahrssemmel eines Romans; sondern sie hängen alle noch frisch an der Traube, und hat sie ein poetischer Sonnenblick nur durchglüht und gereift, so wirst du sie gern brechen und genießen."

„Ich schmücke dein Haupt, Leser, mit keiner goldnen Krone, deine Brust mit keiner goldnen Kette; nur Goldstufen fahre ich dir aus der dunkeln Grube meiner bisherigen Unbekanntschaft herauf, und du wirst sie gern nehmen, findest du nur darin die zerstreuten Blätter einer Goldrose der Poesie, die in dem tiefen Schacht verborgen glüht."

„Stelle nur dein Segel in die poetische Richtung, so wird es die ganze Windrose, die in diesem Buche weht, auffangen und grade aus treiben."

„Keine religiöse, philosophische oder politische Weltansicht hat hier den stolzen Flammenthron aufgeschlagen, sondern nur eine poetische ihre niedre Krippe, zu der aber jene als die heiligen drey Könige herangeschritten kommen."

„Die Poesie ruht als Thau auf diesen Blumen, umschließt sie nicht als Wasser in einem Glase."

Wenn der Verf. das Blümchen Wunderhold als ein treuer Gärtner pflegt; so wird er wahrnehmen, daß hier der Thau — und nicht immer ein poetischer — häufig an nackten Grashalmen glänzt. Er wird einsehen lernen, daß ein Alltagsgedanke dadurch noch nicht zu Poesie wird, daß man ihn durch ein Gleichniß anschaulich zu machen sucht. Im Gegentheil können dichterische Gedanken dadurch verlieren. Was Schiller, wenn wir nicht irren, von großen und kleinen Geistern sagt: daß jene der Welt ihre Schuld zahlen mit dem was sie sind, diese mit dem was sie thun, ist dichterisch gedacht, wie gesagt. Aber diese Gedankenblume hat fürwahr nicht dabey gewonnen, daß Herr M. S. 209 sie abpflückte, und in das bunte Glas von Gleichnissen sezte:

„Kleine Menschen müssen etwas thun. Von Großen ist es schon genug, daß sie blos da sind. So verlangt man von kleinen Bergen, daß sie Metalle und Wälder hervorbringen. Den hohen Alpen aber wirft man ihre Kahlheit nicht vor. Auch wenn sie nicht zum Schutze ganzer Länder dienten, ihre Höhe allein giebt ihnen den ewigen Werth."

*) Lit. Bl. 1823. No. 8. und Hekate No. 16. M.

**) Das dünkt mich ein Bohrspan. M.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. December 1823.

Periodische Literatur.

Beyträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus in Deutschland. Herausgegeben von D. Karl Venturini. Erstes Heft. Leipzig in Commiss. b. Cnobloch 1822. 144 S. gr. 8.

Ueber den Zweck dieser Zeitschrift, welche schon im vorigen Jahre begann, von der wir aber (wie dieß bey zwanglosen periodischen Schriften freylich nicht befremden kann) in dem laufenden Jahre noch kein neues Heft zu Gesicht bekommen haben, drückt sich der Verf. im Vorworte also aus:

„Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß, der absoluten hierarchischen Gewalt mit der echt protestantischen Denk- und Gewissens-Freyheit wird ersichtlich im deutschen Vaterlande mit jedem Jahre heftiger — und bedenklicher. Es ist der Mühe werth, die Haupt-Momente jenes Kampfes fest ins Auge zu fassen, die relative Stärke der einander entgegenstehenden Parteyen gehörig zu schätzen, und ihre gegenseitigen Operationsplane mit Unbefangenheit zu würdigen. Verworrenes Zeitungsgeschwätz, vage Angaben, einseitige, oft sogar auf feindselige Persönlichkeiten hindeutende Berichte sind keinesweges die rechten Mittel und Wege, um den Stand- und Gesichtspunkt zu gewinnen, auf welchen derjenige sich empor schwingen muß, der in dieser großen und höchst wichtigen Angelegenheit sowohl zu seiner eignen, als zu seiner Lebensgefährten Beruhigung, Stärkung und Ermuthigung ein festes und genügendes Urtheil erringen will. Klares Urtheil kann nur auf völlig wahre, — wo möglich actenmäßige Berichte über Thatsachen gegründet werden."

„Und völlig wahre actenmäßige Berichte über die noch in Deutschland vorhandene intensive Widerstandskraft des echten Protestantismus zu liefern, das ist der Hauptzweck und die Tendenz dieser Beyträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus in Deutschland. Sie sollen, — und sie werden manche Schwachgläubige ermuthigen, beruhigen und stärken. Eine freymüthige, aber dabey bescheidne Publizität soll dem heimtückischen, absichtlich die wahre Gestalt der Dinge entstellenden, theils im Finstern schleichenden, theils (auf mächtige Rückhalte trotzend) keck hervortretenden Geschwätze den Mund stopfen. Wir wollen zwar Frieden und immer Frieden predigen, — keinesweges die Kriegsfackel anblasen; aber es soll nicht der Friede seyn, welcher auf dem Kirchhofe und im dunkeln Grabe herrscht. Gottes Friede bringt Licht und Leben den Geistern — und damit ist die Liebe: des Evangeliums höchstes Gesetz, im festen Bunde. Der Friede aber, welchen eine finstere Gewalt gebietet, kann nur geistigen Tod bringen. Die Politik mag ihre großen Probleme lösen wie sie will, auch die Spekulation ihre eilf Kegel schieben nach Herzenslust; wir wollen nur das Praktische, was tief ins sittliche Leben eingreift, ernster Beherzigung würdigen, und den Kampf der Geister in unserer bewegten Zeit aus einem Gesichtspunkte darzustellen suchen, wo seine Resultate, rücksichtlich des Gewinns oder Verlustes für echte Religiosität und Sittlichkeit, auch dem einfachsten Verstande klar werden müssen."

Diese Tendenz müssen wir nothwendig billigen, da es sich nicht mehr verkennen läßt, daß der Protestantismus jetzt, auf dem Gebiete der periodischen Literatur zum wenigsten, ecclesia pressa ist: angeklagt auf der einen Seite, revolutionäre Bewegungen zu befördern, obschon dergleichen seit der französischen Revolution nur in nicht protestantischen Ländern sich gezeigt haben; und von der andern Seite — von der Seite seiner eigenen Bekenner her — einer Lauheit für seine Erhaltung, einer Indifferenz für seine Reinheit, einer Kraftlosigkeit im polemischen Protestiren beschuldiget, welche den voreiligen Sieges-Bulletins seiner natürlichen Feinde bey seinen muthloseren Freunden nur allzuleicht Glauben verschaffen könnten. Auch ist es nicht zu leugnen, daß beglaubigte Thatsachen der Gegenwart mehr geeignet sind, die eben berührte Muthlosigkeit aufzurichten, als alle Trost- oder Trutz-Schriften; aber actenmäßige Berichte von dergleichen Thatsachen haben zwey sehr bedenkliche Seiten: einmal erregen sie leicht Langeweile,

und sodann erbittern sie leicht die Aktenwelt, welche, den Fall der Edictalcitationen etwa ausgenommen, die Publicität nicht viel weniger scheut, als die Eule das Tageslicht.

Wir wollen absehen von der erstgenannten Bedenklichkeit; aber die zweyte lasset eben auch auf unserer Recensenten. Der ganze vorliegende Heft enthält den actenmäßigen Bericht von der Beharrlichkeit, womit die gebildete, protestantische Gemeinde einer großen Stadt eine einstimmig getroffene Predigerwahl auf dem Wege der Ordnung und des Rechts aufrecht zu erhalten suchte gegen eine, von Menschenfurcht und von politischen Klugheitsmaximen geleitete, mächtige Willkühr. Gern recensiren wir den Bericht; aber wir wissen das durchaus nicht zu machen, ohne daß uns der Scherz treffe, als wollten wir auch die handelnden Personen des processualischen Drama und ihre Charaktere recensiren. Und das wollen wir nicht, weil es der Kritik nicht wohl anstehet, der Geschichte und dem Urtheile der Nachwelt vorzugreifen, mit wie viel Sicherheit auch immer dieses Urtheil sich voraussehen ließe. Verfälle solcher Art gleichen dem Weine, der immer erst ein gewisses Alter erreicht haben muß, bevor er den Patienten heilsam wird: sie müssen entfernt von uns seyn in der Zeit, sie müssen bereits einen merklichen Theil ihrer unausbleiblichen Folgen entwickelt haben, ehe sich hoffen läßt, daß der actenmäßige Bericht darüber mehr bleibenden Nutzen, als augenblicklichen Schaden stifte; daß er abhalte von Maßregeln, welche die Religion gefährden, indem sie die Gemüther von der äußerlich sichtbaren Kirche abwenden, ohne doch eine Erbitterung einzuflößen, welche die weltliche Macht gewöhnlich nur zu immer drückenderen, und der nothhaft und einzig heiligen Sache unter dem Munde, der Kirche, immer nachtheiligeren Maßregeln zu veranlassen pflegt.

Wir können daher dieses erste Heft der „Beyträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus“ nur denen empfehlen, welche künftig — nach Ablauf von 20—25 Jahren etwa — eine ältere Geschichte des Protestantismus auszuarbeiten gedenken. Für diese ist es ein wichtiger Beytrag, besonders wenn sie zu klaren Ansichten über alle Ursachen des heutigen, so viel besprochenen Sekten- und Conventikelwesens in der evangelischen Kirchengesellschaft gelangen wollen. Eine dieser Ursachen liegt zuverlässig in dem üppigen Hereinwachsen der weltlichen Gewaltszweige in die Sphäre des kirchlichen Freyheit, welches bisweilen an Gesslers Habel, der Amtmann und die Bauern, mahnen könnte. Freylich ist jenes Sekten- und Conventikelwesen am Ende weiter nichts, als eine Coagulation der lauteren Milch des Evangeliums; aber das Gerinnen der Milch hat gewöhnlich den nämlichen Entstehungsgrund, wie die Gewitter, welche dadurch verkündiget werden.

Taschenliteratur für 1824.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch,

Sechs und Dreißigster Jahrgang. Ein und sechzig Jahr sind ein bildsches Alter, und dieser Kalender hat es zwar in kritischer Stille, aber mit Ehren erreicht. Er enthält diesmal zwey Portraits, worunter Canning, gut ausgeführt; sechs Bilder aus Kenilworth, von Bendixen und Meno Haas, durchaus brav gearbeitet und häufig an Chodowiecki's Meisterhand erinnernd, und zwey landschaftliche Ansichten, die sich ihrer Kleinheit ungeachtet erfreulich anschauen lassen. Die sehr vollständige, mit einem Register versehene Genealogie, bey welcher zugleich die, während des Druckes eingetretenen Veränderungen nachgetragen sind; das diplomatische Jahrbuch, die chronologischen und synchronistischen Geschichtstafeln, das Verzeichniß der neuesten Friedensschlüsse und Verträge, das Repertorium der Staatsverträge und ihrer Bestimmungen, die statistischen Tabellen; die gedrängte Uebersicht der beweglichen Feste (bis 1834), die Zusammensetzung des deutschen Bundesheeres und endlich die historische Chronik des verflossenen Jahres vom 1. Jul. 1822 bis dahin 1823 geben dem Buche eine mannichfaltige Brauchbarkeit für die Schriftstellerwelt sowohl als für die Geschäftsleute. Für die Lesewelt ist freylich nichts drin zu finden, als die Erklärung der Kupfer, und eine so kurze als gediegene Schilderung der Minnehöfe des Mittelalters. Aber Taschenbücher zum Nachschlagen werden, wie figura zeigt, älter, als die zum Lesen.

Daß die mathematische Chronologie und die Jahresastronomie (die eigentliche Kalenderkunst) ausgeschlossen sind, hat wahrscheinlich die Stempeltaxe und das Kalendermonopol zu verantworten.

Unterhaltungsliteratur.

Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Von Dr. Carl Töpfer. Erster Band. Hahnsche Buchhandlung. Hannover 1823. 8. 348 S.

Mit Reflexionen über den Trieb nach Freyheit beginnt der wandernde Doctor sein Wanderleben. Ein schlimmes Zeichen fürwahr! denn dieser unselige Trieb, ist er nicht in seiner regellosen Excentricität, ein abge-

Digitized by Google

sagter Feind, ein Todfeind des allein seligmachenden — — — — — — — — — *)

Aber originell ist der Doctor, trotz seines Freyheitsschwindels; er macht (S. 9), mir nichts, dir nichts, aus der Hoffnung **) „einen schön geputzten, zierlich, farbig zugestuzten jungen Mann," und aus der Erinnerung, dieser lieblichen Schwester der holden Vergessenheit, „einen auf dürrem Gaule keuchenden, alten „treuen Knecht, der sein greiser Diener und ein altes Familienstück ist!!" — Beyde begleiten ihn; die Liebe hat nicht mitgehen wollen, wohl aber seine Guitarre. Also eine empfindsame Reise, si Diis placet. — In Wien gefällt ihm unter den österreichischen muntern und naiven Volksliedchen, das eines Kegeljungens am besten:

„Kugeln soll i holen? Kegeln soll i schreiben?
„Wetta soll i gengen? Da soll i bleiben?
„Kugeln hol' i nit, und Kegeln schreib' i nit.
„Wetta geng' i nit, und da bleib' i halt a nit! —

und man muß gestehen, es ist spashafter als die zwanzigmal schon aufgewärmten Wiener Wirthshausspeisezettel. Bey Ansicht der hohen Kaiserlichen Burg fällt es unserm Doctor ein, daß er den Burgplatz kurz vorher ziemlich ähnlich im Traume gesehen hat. Das nenne ich einen Traum, der einem Meister vom Stuhle der Clairvoyants alle mögliche Ehre machen würde. Nicht lange, so wird auch in einem feinen Abendzirkel ein Traum erzählt, der über den physischen Organismus hinausgeht und einem Ammen-Mährchen so ähnlich ist, wie ein Thautropfen dem andern. Man sieht, es wird viel geträumt in dem Buche, denn der eben erwähnte schließt einen dritten Traum nicht aus, oder mindestens eine noch schauerlichere Mähr' in Reimen — sie wär' sonst ungereimt wie manches Andre im Buche. — Grausig zu lesen ist dieses, sieben Octavseiten füllende, Mährchen mit der Ueberschrift: der Eidbruch. Ergötzlicher und sinniger ist des unsterblichen Josephs II. charakteristische Antwort auf den Antrag seines Hofes: den Augarten nur für ihres Gleichen offen zu lassen: „Wenn „ich mich nur mit meines Gleichen ergötzen wollte, müßt' „ich in die Gruft der Capuziner steigen!" Aus dem Augartengedränge zurückgezogen, spricht unser empfindsamer Doctor (von welcher Facultät? können wir nicht entziffern, weil sich nichts davon kund giebt; wahrscheinlich Philos. Doctor et A. A. L. L. M.) mit den versteckten Blümlein des Augartens. S. 72 wird die May-Promenade in diesem Paradiesgärtlein beschrieben. Sentimentale Betrachtungen über Leben und Liebe werden nicht unpassend mit eingewebt. In der Abendskizze (S. 87—123) läßt der Wanderer theils die Gebilde seiner (kränkelnden) Phantasie an dem geneigten Leser vorübergleiten; (sie mahnen bald an Fieberhitze, bald an Ermattung und Frost, bald bezeichnen sie den schwärzesten Hypochonder), theils giebt er die Resultate seiner in gesunden Stunden gemachten Bemerkungen und interessanter Bekanntschaften zum Besten. Wahrhaft rührend, ergreifend sogar ist der, jedenfalls dem Leben entnommene Schluß dieser Skizze: ein treues, wehmüthige Empfindungen weckendes Bild der Vergänglichkeit des Schönen auf der Erde. Der Fürstlich Schwarzenberg'sche Garten wird demnächst sehr anziehend beschrieben, (S. 122) nicht minder das Leben in Baden, diesem anmuthigen Städtchen mit seinen schwefelhaltigen Heilquellen. Uns dünkt es sey noch kein so lebendiges Bild von dem Treiben in den Bädern selbst aufgestellt worden, als es hier S. 138—42 geschehen ist, denn das, was in Gerle's Phantasus darüber mitgetheilt, konnte nur für eine Carricatur gelten.

Ein gewaltiges Abentheuer, herbeygeführt durch Mißtrauen und in einander greifende Mißverständnisse, ist die Würze dieses Theils der Wanderung, und giebt ihm ein eigenes Interesse. S. 191 erfährt man, daß der pilgernde Doctor in Begleitung des ehrlichen Freundes S., einen Theil von Stevermark besuchen und von dort erst gegen den Herbst zurückzukehren Willens ist. Dieser S. erscheint schon früher von S. 92 an mit seiner Dazwischenkunft und Sprache als der personificirte gesunde Menschenverstand, („Philisterprosa" wie der Dr. ihn nennt) und als ein fröhlicher, unbefangener, lebenslustiger Patron, von dem man sehnlichst wünschen muß, er möge dem Wanderer nicht von der Seite kommen. S. 194 wird der Schneeberg in des bekannten Mathias Gruber's Gesellschaft besucht und sehr unterhaltend geschildert. Dieser Gruber scheint ein wahrer Normalführer zu seyn; ein wahres Naturkind ist er wenigstens, passend zu dem sentimentalen Doctor wie die Faust auf's Auge. Dennoch dürfte man sich auf Bergen wie der beschriebene, besser in Grubers als in Dr. Töpfers Ge-

*) Der Herr Rec. deut' es mir nicht übel: daß ich ihm hier ein Paar Seiten streiche, auf welchen er nicht sowohl das Buch bespricht, als vielmehr den heutigen Weltlauf. Den wollen wir hier laufen lassen, wie er will. Die Töpfer, welche diese Scheibe drehen, gehören nicht vor die Gerichte der Kunst.

M.

**) Die sonderbaren Alten — man vergleiche Montfaucon T. 1. pl. 204 — Gorlæi Dactylioth. T. 1. No. 15. 24. 37. bildeten bekanntlich ihre Spes, ἐλπίς als eine rasch fortschreitende, deßhalb ihr Gewand aufhebende, junge, mit Blumen bekränzte und Blumen oder Kornähren tragende Dame. Was sagt der Dr. T. dazu?

D. Rec.

fellschaft befinden; vielleicht auch in Thälern wie die nicht beschriebenen. Die „metaphorischen Ansichten" über Kühe, Schafe, Ziegen (S. 201) führen den Wanderer abermals auf das Glatteis der Empfindeley. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß er auf diesem Eise ausgleitet und Purzelbäume schlägt — um gleichfalls metaphorisch zu sprechen — denn wir können diese Tiraden unmöglich für etwas anderes gelten lassen. Ein Beyspiel möge die Sache deutlicher machen. Er bedauert, S. 223. die Federnelken auf der Kappe des Schneebergs, weil sie dort — „eine Art von Verbannungsleben ausbauchen!" u. s. w. u. s. w. — fiat applicatio auf die herrlich duftenden, kräftigen Alpenkräuter, sie leben alle in trauriger Verbannung! Vom Schneeberg geht's nach dem kaiserlichen Eisenwerk, nach Mariazell und nach dem Lasingfalle. Im ersten treffen es die Reisenden so glücklich, daß gerade gegossen wird. Man bekömmt Lust, diese imposante Procedur selbst mit anzuschauen. Ein gleiches Verlangen weckt der Lasingfall. Das schauerliche, hundert Seiten füllende Mährchen, so gut es auch erzählt ist, erscheint doch für eine Episode zu lang und zu gedehnt, und ist nicht geeignet, das Interesse an dem Buche zu erhöhen. Es würde ein Taschenbuch dekorirt und dem rüstigen Mamberg Stoff zu einem halben Dutzend Bildern gegeben haben. Die Erscheinung der Wassernixe, S. 272—73., Rudolphs Kampf mit der Dorfjugend; seine Schießübungen; das Stelldichein mit Babv, das Erscheinen des Ungethüms und seiner gräßlichen Umgebungen, (S. 299) und die Muhme Esther — fertig sind die Tableaux. Von Brugg geht's durch's liebliche Muhrthal nach Grätz, und hier schließt sich der erste Band. Der zweyte ist unsers Wissens noch nicht erschienen. Die Verlagshandlung hat für das Aeußere des Buchs rühmlich gesorgt, wie sie denn bekanntlich an ihrem Theil nichts verabsäumt, was zur Empfehlung ihrer Artikel dienen kann.

—ig.

Die Erben. Ein Familiengemälde von Galt. Nach dem Englischen bearbeitet von C. v. S. Leipzig in der Reinschen Buchhandlung 1824. X und 304 S.

Im Roman sollen, sagt Goethe, Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt werden. Die leztern werden die Handlung, die erstern die Charaktere der darin auftretenden Personen bilden. Die Begebenheiten müssen sich über das Alltägliche an sich oder dadurch erheben, daß sie einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal der vorgeführten Charaktere haben. In beyderley Hinsicht zeichnen sich Walter Scotts Romane aus. Der Verfasser von diesem Familiengemälde — dieß ist doch auch Roman? — soll, versichert der deutsche Bearbeiter S. III, in England für den würdigsten Nebenbuhler Walter Scotts gelten. Rec. liest zu wenig englische kritische Blätter, um dieß widerlegen zu können, findet aber an dem Roman selbst zu viel auszusetzen, um es zuzugeben. Ein schottischer Prediger, der ehrwürdige Doktor Prinzle, erfährt, daß sein Vetter Armour in Indien gestorben ist, und ihn zum Erben eingesezt hat. Er reist die Erbschaft zu heben, mit seiner Tochter, der Frau und dem Sohne nach London. Dieß macht sich auf dem einfachsten Wege. Die Tochter, ein junges, gut und schlicht erzogenes, jezt nun reiche Erbin gewordenes Mädchen, wird ohne weitere Abenteuer die Gattin eines Offiziers. Der Sohn heirathet wahrscheinlich die Tochter des Agenten vom D. Prinzle und mit der Erbschaft reist dieser, von der Frau begleitet, wieder nach Hause, seine Pfarre an den bisherigen Stellvertreter unter der Bedingung abzutreten, daß er eine Jugendfreundin seiner Tochter heirathet. Dieß sind die ganzen hier vorkommenden Begebenheiten in diesem Gemälde, das durch sie doch also wahrscheinlich nicht Interesse haben kann. Sie sind zu alltäglich. Wie stehts mit den Charakteren? Der Doktor ist ein streng orthodoxer, presbyterianischer Prediger, dem alles, was in der hohen bischöflichen Kirche vorkommt, ein Gräuel ist. Uebrigens zeigt er sich rechtlich, wohlthätig, theilnehmend. Seine Gattin ist ein ganz gewöhnliches, etwas genaues, ängstliches Weib, die nur erwartet, die Erbschaft zu heben, um dann in die Heimath zurückzueilen. Die Tochter zeigt gewöhnliche gute Erziehung und gutes Herz. Der Sohn steht als junger, etwas sentimentaler Mann da. Die Begebenheiten müssen die Charaktere zur Aeußerung bestimmen. Wie fing es der Dichter an, bey so einfachen Begebenheiten so alltägliche Menschen in Bewegung zu bringen? Antwort: er ließ sich darauf fast gar nicht ein. Seine Leutchen wollen uns nur dadurch interessant werden, daß sie an ihre Freunde in Schottland Briefe schreiben, worin sie den Eindruck schildern, den London auf sie machte, wo eben Georg III. gestorben war, und die „pöbelanführende Königin" alles in Bewegung sezte. Die schottländischen Freunde theilen sich die Briefe Abends beym Thee einander mit und glossiren sie. So liest man das Buch mit Vergnügen, insofern man gleichsam mit zwey Völkern bekannt wird, die auf einer Insel vereint, einem Scepter gehorchend, in Sitte und Religion einander fast schnurstracks entgegen stehn. Das ist aber nicht das Interesse des Romans. Und so glaubt Rec. behaupten zu können, die Erben werden jeden fesseln, den England und Schottland anzieht, als Roman aber mit Scotts Arbeiten keinen Vergleich aushalten.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. December 1823.

Kriegsliteratur.

Neue Kriegs-Scenen (Kriegsscenen) aus Spanien in den Begebenheiten eines Husaren-Offiziers (Husarenoff.) zur Würdigung des spanischen Volks-Geistes (Volksgeistes). Nach reinen Quellen bearbeitet vom Verf. der Stimme des Unsichtbaren u. s. w. Leipzig 1823. bey Chr. E. Kollmann. 299 S.

Ein gutes Buch, bey dem der Titel am wenigsten taugt, wie bey manchem braven Manne der Rock am wenigsten Werth hat. Der Uebersetzer durfte nur ganz kurz angeben: Rocca's Abentheuer in Spanien. In der That findet man hier nur eine recht fließend gearbeitete Uebersetzung von dem Werke des französischen Husarenoffiziers Rocca, dessen Titel mir nicht recht erinnerlich ist, dessen Inhalt mir aber noch recht wohl im Gedächtniß blieb. Rocca ist ein sehr belesener und unterrichteter Mann. Er konnte in Spanien so manches beobachten, was einem Andern wohl auch auffiel, der aber die Feder nicht so zu führen wußte, wie den Säbel. Insofern wir nun von dem gewandten Krieger eine ungemein individualisirte Schilderung dessen erhalten, was ihm in drey Jahren begegnete, wo immer marschirt und geschlagen wurde, finden wir allein den Genuß, den abentheuerliche Vorfälle und Gefahren für die Phantasie stets haben, wenn sie mit Kraft und Wärme und Wahrheit gemalt sind. Außerdem gewinnt aber auch unsere Länder- und Völkerkunde auf jeder Seite, die wir lesen, und damit wir doppelt und dreyfach Ursache haben, dem Herrn Rittmeister zu danken, so muß gerade jetzt wieder Spanien und sein Volk wenigstens zum großen Theil so wichtig werden, und zum Theil die Rolle spielen, wie es damals der Franzose fand. Er giebt erst eine Parallele zwischen Spanien und den andern, namentlich den deutschen Völkern, die er auf seinen Kreuz- und Querzügen schon längst hatte kennen lernen. Bisher war ihm nur ein Krieg mit Soldaten bekannt geworden. Jetzt in Spanien sollte er den mit einem Volke kennen lernen. Dann deutet er mit kräftigen Strichen den Operationsplan an, den die Marschälle Napoleons zu befolgen hatten, aber immer nicht befolgen konnten, weil oft der eine nicht wußte, wo der andere stand und jeder nur das Land inne hatte, wo die Truppen eben bivouakirten und kantonnirten. Am ausführlichsten aber verbreitet er sich natürlich bey dem, was ihm selbst aufstieß, und so schildert er uns eine Menge Abentheuer, Gefechte, Schlachten, mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, daß nur ein wenig Phantasie dazu gehört, um bald für den tapfern Krieger zu zittern, bald zu wünschen, an seiner Seite mit eingehauen zu haben, bald auf dem Tische vor sich das Terrain hinzuzeichnen, wo sich seine Husaren herumtummeln. Es ist über Spanien seit 1808 viel geschrieben worden. Der Husar kann uns nicht überall etwas Neues sagen. Aber demungeachtet wird selbst der, der alles, was über Spanien erschien, las, doch auf manchen von andern nicht beachteten Zug stoßen. 1808 brach er aus Preußen mit seinem Regimente auf, um in Eilmärschen nach Spanien zu ziehn. Seinen Husaren galt das gleich. Sie hatten nur immer im Sinne nach England zu marschiren, und glaubten in Boulogne durchs Meer, in Aegypten durch die Wüste getrennt worden zu seyn. Ueber Spanien, meynten sie, werde der Weg sicher dahin führen. Der Empfang aller Truppen in Frankreich war köstlich. In allen Städten harrten ihrer auf Kosten der Municipalität Schmäuse und man dankte den Siegern von Jena und Friedland, daß sie sich hatten bewirthen lassen. Auf den Dörfern schonte man die Bauern so wenig, wie in Deutschland, besonders zeichneten sich darin (S. 15) die deutschen Hülfstruppen aus. Die Pohlen blieben dabey am wenigsten zurück. Uebrigens zogen noch Italiäner, Schweizer, Holländer, selbst Irländer und Mamelucken in gedrängten Colonnen einher. Mit einemmale aber kam man in die Landen oder Haiden zwischen Bordeaux und Bayonne, wo die Armuth, Dürre und das Elend zu Hause ist. Jetzt hatten die Schmäuse ein Ende. Ueber Bayonne hinaus schien man in einen

andern Weltteil versetzt. Die Straßen eng und gewunden, die Fenster mit Gittern verwahrt, die Hausthüren verschlossen, die Einwohner düster — so war der Anblick der ersten Stadt, wo man einrückte. Am 4ten November 1808) gab es ein heftiges Gefecht. Burgos ward gleich eingenommen, aber — es war wie ausgestorben; es glich einer großen Einöde. Allgemeine Plünderung war die Folge davon. Die Klöster lieferten die Wachterzen, mit denen die Soldaten herum liefen, um in den Häusern Lebensmittel zu suchen. Greise und Kinder wimmerten, wie in Magdeburg nach dem Sturme 1631, in einer Kirche, den Tod erwartend, mit denen sie kein Mitleid wiederhole. Beym Ausmarsch stießen Necca's Husaren auf eine Anzahl flüchtiger Nonnen; eine rasste ihr Bündel Französisch zusammen, die Schamhaare zu bekämpfen, die, aber die Agnesen lachend, verübelnswerthen. In allen Städten wiederholte sich diese Todtenstille, die nur vom Gebrüll der Raben, vom Schlagen der Uhren unterbrochen wurde. Das Echo in den leeren Häusern hallte auf verstümmelte, blinkte Weise den Schall der Trommel und Trompete wieder. Der Soldat wußte sich indeß mit Mißbarkeit zu helfen. Jedes Regiment theilte die leere Stadt nach seiner Art in Quartiere. Man sprach dann nur von der Straße der oder jener Compagnie, vom Dragonerviertel, vom Husarenplatze. An die Mauern ward der Name des Bataillons, der Schwadron mit Kohle geschrieben. Ein Marketender nahm im Kloster Platz und sein Schild verkündete den ersten Restaurateur aus Paris. Kam man in der Nacht an, so wurde sogleich jedes Haus mit Posten vier Flintenschüssen erbrochen. Aber wie schwer ward es bey solcher Menschenleere, abzumarschiren, ohne einen Weg ferner mitnehmen zu können! In neun Stunden durch Unarzes dahin zu gelangen, wohin man in vier kommen konnte, war etwas Gewöhnliches. Einmal machte der Verf. dreyßig Stunden und war dann nicht viel weiter gekommen, als beym Anmarsch. Mit jedem Unfalle wuchs der Fanatismus der Spanier. 30,000 Landleute schlossen sich durch die Linien der Franzosen, um in Saragossa die wunderthätige Jungfrau del Pilar (vom Pfeiler) zu vertheidigen. Wo waren denn aber die Einwohner der verlassenen Dörfer und Städte? — In den Gebirgen. Zogen die Franzosen fort, so kamen sie wieder ein. Wehe dem Kranken, dem Marodeur, der hinter der Colonne zurückblieb. Er wurde gebraten, gebraten, erdolcht. Beym Einmarsch in Madrid sah man Leute nach alle Straßen ab. Nur die Wasserträger riefen ihre: Quien quiere agua? (Wer will Wasser?) und im Mittelpunkte jedes einzelne Quartier schweigend, mit starren Blicke die Krieger verschlungen, bis sie eine der [illegible] (S. 65) von den aus den verschiedenen Provinzen in Madrid angesiedelten Einwohnern macht, wie er ihre Sitten und eigenthümlichen Züge malt, ist meisterhaft. Man sollte glauben, er sey bey Fischer in Würzburg in die Schule gegangen. Er blieb vier Wochen im Quartier zu Madrid, das er bey einem vornehmen alten Manne hatte, der aber selten sprach, nicht einmal lachte, und alle halbe Stunden einmal Ay Jesus! seufzte. Ay Jesus! antwortete dann auch eben so schwermüthig die Tochter, die einzige Mitbewohnerin des Hauses. Ein geistlicher Seelsorger kam alle Tage, sie zu besuchen. 1200 solcher würdigen Bürger hatten Joseph den Eid der Treue abgelegt, waren aber schon vorher von solchen würdigen Geistlichen desselben entbunden worden. Ja, diese Pfaffen und Mönche treiben sich wie ein Strom über Land und predigten aller Orten gegen, (wie dreymal für.) die Franzosen! So ward der Krieg Sache des Volks. Nur der spanische General galt, der diesem gedarbt. Mißtraute man ihm, so ward er von seinen Banden fortgejagt oder wohl gar aufgeknüpft. Ein solches Beyspiel findet sich S. 83. Im dichten stimmten die Franzosen und die Einwohner in Toboso, Don Quixotte's Vaterland, zu einander. Den ersteren schien jedes Mädchen die verrufene Dulcinea des irrenden Ritters zu seyn. Ihr Scherz- und Lobenerregte das der Landleute und Residenzen von ihm. Am Tajo war es dagegen desto rüder. Hier floh Alles fort, nachdem die Wohnungen verbrannt waren. Da hörte man oft Weiber sang laut von dem, was der Zufall herab, wenn man am rechten Orte die Mauern eingeschlagen hatte. Daß der König Joseph bey solchen Plünderern keine Liebe gewinnen konnte, ist klar. Napoleon und sein unüberwindliches Heer liefen sie Gefangenen allenfalls noch leben, so sey ein französischer General vorüber ritt. Wer Joseph? — Ein Gefangener, der dieß that, ward von seinem Pfleger auf der Stelle erdolcht! (S. 122.) Von Gefangenen wurden übrigens wenige nach Frankreich gebracht. Im Lande fanden sie überall Gelegenheit, in offene Häuser zu exerciren. Die Gutmüthigkeit der Franzosen beförderte das Entweichen unsemein. Nur ermattet auf der Straße selbst zurückzubleiben, ward nicht gerathen. Wer nicht fortkonnte, wurde unbarmherzig niedergeschossen. Man sieht, Herr Necca ist ganz unparteyisch. — Allmählig ward Joseph von den Graniern, wie von den Franzosen gehaßt. Manner der ersteren rief wieder: Jesus, Maria und Joseph, sondern: Jesus, Maria und der Vater unsers Heilandes. Die Franzosen aber wurden erbittert, weil er sich nicht mehr für einen Landsmann von ihnen ansah, weil er ihnen, um seine ihn haßenden Unterthanen zu gewinnen, Alles abgeschlagen hieß. Die Franzosen hatten, (S. 144.) kam es zu Beschwerden, abermal Unrecht, und starben in Madrids Spitälern zu Hunderten aus Mangel an Allem. Re-

Digitized by Google

misch müssen sich (S. 171.) die Schildwachen neben den Feueressen ausgenommen haben. Kein Franzose wagte nämlich in Dörfern, wo Communikationsposten errichtet waren, aus Furcht, erdolcht, erschossen zu werden, im Freyen zu stehen. In Andalusien fand der Verf. noch Alles nach Maurischer Art. Jeder Hof hatte einen Springbrunnen, den Cypressen- oder Citronenbäume umschatten. Orangenbäume breiten sich an den Wänden aus. Selbst im kleinsten Hause ist auf dem Hofe eine Cisterne und über sie wogt ein Citronenbaum. Die Pferde sind Abkömmlinge der edlen Arabischen und gelehrig, klug, treu, feurig wie diese. Nicht Sporn und Peitsche, aber Liebkosung und Schmeicheley treiben sie an, die lezte Kraft aufzubieten. Die Frauen, selbst die Nonnen, sitzen auf verschränkten Beinen, gleich den Türkinnen. Im Fandango findet man die üppigen Tänze des Harems wieder. Nur Schweinefleisch wird im Gegensatz des Orients, täglich gegessen, weil sonst die Inquisition jeden als heimlichen Mauren festzunehmen drohte, der dabey nicht zulangte. Die ganze Parallele, die der Verf. zwischen dieser Provinz und dem Orient zieht, ist eine der schönsten Parthien dieser Schrift. Das Land ist herrlich. Aber die Menschen waren schrecklich. Selbst die Weiber glichen mehr Furien, wenn es darauf ankam, armen Verwundeten mit Scheeren, Messern die Augen auszustechen. Der Verf. entgieng diesem Geschick durch ein halbes Wunder. Seine Wirthsleute, vorher kalt und zurückhaltend, machten eine Ausnahme von Tausenden und pflegten ihn mit eigener Lebensgefahr, bis er als Invalide den gefährlichen Rückweg ins Vaterland antreten konnte. Wir haben hoffentlich genug mitgetheilt, um auf diese interessante Arbeit aufmerksam zu machen. Ein einzigesmal fanden wir eine tüchtige Gasconnade. Auf dem Schlachtfelde von Medellin sah man, steht S. 126., unaufhörlich schwarze dicke Dünste aus den Leichnamen in die Luft steigen. Angstgefühl jagte die sich nähernden Schafheerden und die darum anhaltend heulenden Hunde weg. Tausende von Geiern schwebten auf dieß Todtenfeld herab. Und was für Geier waren es! Auf den Felsen, am Horizonte schienen sie menschliche Größe zu haben und die Vorposten ritten hin, sie zu rekognosciren! — Nein, hier ist zu derb aufgetragen! Riechen kann man die Dünste, die ein Leichnam von sich giebt, aber nicht sehen, und ein Geier in Menschengröße am Horizonte unten müßte in der Nähe größer als der Vogel Greif seyn. Der Uebersetzer hat brav gearbeitet, desto schlechter der Correktor. Besonders die Eigennamen und die eingemischten spanischen Brocken sind schlecht weggekommen. Man findet Ocania (Ocaña), Logronio (Logroño), Pelafor (Palafor), Antalusien, Matar statt Matad, nos statt los u. s. f. S. 48 kommen gar die Pferde der alten ungezähmten Numidier, statt: die ungezäumten Pferde der alten Numidier, vor.

Unterhaltungs-Literatur.

Maximilian Burggraf von Dohna. Erzählung aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von Ewald. Leipzig. 1823. bey Kollmann. 166 S. 8.

Rec. hat diese Erzählung mit vieler Befriedigung gelesen. Frey von dem leeren Streben nach Bedeutsamkeit und jener Affektation, welche durch Nachäffung fremder Darstellungsformen zu gefallen sucht, hat der Verfasser seinen einfachen Stoff auf eine einfache, schlichte Weise behandelt, und doch weiß er den Leser dabey auf eine Art anzuziehen und festzuhalten, welche zeigt, daß er sich wohl darauf verstehe, wie man auf das menschliche Herz wirken müsse. Auf einem düstern Hintergrunde läßt der Verfasser sein anspruchloses Familiengemälde hervortreten, und hebt dieses dadurch, ohne es weder zu verdüstern, noch zu grell abstechen zu lassen. Maximilian ist der Sohn des Landvoigts in der Oberlausitz, der zu Bautzen residirt. Der Vater hat den Sohn außer dem Hause erziehen lassen, so daß dieser jenen nicht kennt. Dann sendet er ihn nach Zittau zum Burgemeister, um sich als dessen Aktuar zu den Geschäften, für die er bestimmt ist, vorzubereiten. Hier lernt er dessen Tochter kennen, welche den Stadtschreiber liebt, er glaubt sie auch zu lieben, allein die, welche er meynt, ist nicht des Burgemeisters Tochter, sondern die Braut eines Edelmanns von Scharfsod, eines wüsten, rohen Gesellen, der wegen eines Mordes zu Zittau hingerichtet wird. Seine Braut hat ihn eigentlich nicht geliebt, und schenkt daher dem wackern Max ihre Liebe, als jener ihr entrissen worden. Die Tochter des Burgemeisters aber liebt den Stadtschreiber, und beyde Liebespaare werden nach manchen Kämpfen und Prüfungen auf dem Schlosse Ortenburg zu Budissin getraut. Den dunkeln Hintergrund bilden jene Unruhen, welche der räuberische rohe Adel jener Zeit durch seine Angriffe auf den wohlhabenden Bürgerstand erregte. Max wird durch seine Amtsgeschäfte darein verflochten, benimmt sich aber überall als ein wackerer, edler Mann, und gewinnt die volle Theilnahme des Lesers. Auch die übrigen Personen sind, jede in ihrer Art, so gezeichnet, daß sie eine gewisse Individualität behaupten, und sich dem Leser interessant zu machen wissen. Die Situationen sind nicht zu weitläuftig ausgemalt, allein hinreichend, um die Gemüthszustände der handelnden oder leidenden

Personen in das gehörige Licht zu stellen. Der Styl ist ebenfalls schlicht und einfach; hie und da wohl ein wenig zu nachläſſig. Man darf wünschen, daß der Verf. mehrere dergleichen Arbeiten liefere, welche die Geschichte, ohne sie zu entstellen, dem Leser nur in einem anziehenden Lichte erscheinen lassen.

X. r.

Lexikographie.

Blumendeutung. Auszug aus den neuesten Blumensprachen. (Schriften über die Blumensprache!) Taschenbüchlein zur Unterhaltung. Dresden, bey P. G. Hilscher, 1812. VIII u. 79 S.

Im Orient soll man sich die Wünsche des Herzens durch einen Blumenstrauß zu entdecken wissen. Jede Blume hat ihre Bedeutung. Seit einigen Jahren hat diese bildliche Sprache, als Beförderungsmittel des Scherzes, auch unter uns größere Ausbreitung gewonnen, denn einige Spuren waren stets von ihr vorhanden. Wenn ein Jüngling schüchtern einem hübschen Mädchen ein Vergißmeinnicht gab, so wußte er und sie, was es bedeuten sollte. Allein mehrere Schriftsteller trugen alles zusammen, was sich in ältern und neuern Dichtern über die sinnbildliche Bedeutung jeder Blume sagen ließ, und wer nun diese Schriften kannte, konnte einen Kranz, einen Strauß binden, der, war mit dieser Bedeutung auch der Gegenstand, an den er gesendet wurde, bekannt, ungefähr dieß oder jenes zu entdecken vermochte. Aus diesen verschiedenen Schriften „trug ich, sagt der Verfasser dieser, S. VII. zusammen; wo ich vergeblich suchte, nahm ich eine Erklärung, die mit den willkührlichen, in den kleinern Blumensprachen *) übereinstimmte; wo keines **) war, wählte ich eine solche, die mir am natürlichsten und angemessen schien, und wo zu viel Widersprüche herrschten, half ich mir durch das Umkehren der Blume und ordnete Beydes, Blumen und Bedeutungen, in zwey Alphabete.“ Verstehen Sie, meine schönen Leserinnen, „das Umkehren der Blume,“ so ist mir's lieb, denn ich finde in der ganzen Schrift keine nähere Nachweisung über diesen grammatikalischen Kunstausdruck, ob er schon auf allen Seiten vorkommt. So viel habe ich weg, daß man mit einer umgekehrten Blume die gröbste Grobheit sagen kann. Wer z. B. einem hübschen Mädchen einen umgekehrten Beyfußstengel überreicht, würde es nach S. 3. ein Gänschen nennen. Allein woher eine Blume, umgekehrt diese Bedeutung herbekommt, ist mir, da noch keine Akademie der Blumensprache existirt, so wenig bekannt, als ich einsehe, wie man in allen Fällen anzeigen will, die Blume sey umgekehrt — zu lesen. Gesezt, ich verbinde zwey Blumen mit einander, daß die Kelche wie Nord- und Südpol von einander abstehen — das ist doch wohl umgekehrt? — wer sagt nun meinem Mädchen, welche es umgekehrt zu lesen hat? Genug, hier ist nun das erste kurzgefaßte Wörterbuch der Blumensprache erschienen. Geht ein Mädchen spazieren — jede Blume, die ihm zu Füßen blüht, und wenn es alle Welttheile durchwandert, — denn man findet selbst Bambusrohr und Yamswurzel! ist hier aufgeführt und die Bedeutung angegeben. Will es aber ein Billetchen mit Blumen schreiben, so sucht es die Gedanken auf — in der zweyten Abtheilung, und findet dann die entsprechenden Blumen. Schickt es nun dieß Wörterbuch selbst mit, denn sonst möchte man doch wohl nicht verstanden werden, da sich in andern Blumensprachen, wie sich die Vorr. ausdrückt, nicht alle Blumen als Symbole vorfinden, die hier eine willkührliche Bedeutung erhielten, so wird ja wohl das Billetdoux seinen Zweck nicht verfehlen. Kleine Unvollkommenheiten müssen freylich vom Gebrauche nicht abschrecken. So bedeutet nach S. 1. der Akanthus die Bildhauerkunst, (ich dächte noch eher Baukunst) und Bärenklau, was doch nur dieselbe Pflanze mit deutschem Namen ist, Kunst überhaupt. (S. 3.) In der 2ten Abtheilung fehlen aber beyde. (S. 37 und 39.) Und gesezt, man will einem Anbeter zu verstehen geben, daß man seiner überdrüssig sey, woher soll man die, dieß allein bezeichnende Yamswurzel nehmen (S. 36 und 65.), wenn man nicht in Westindien lebt, wo diese allein zu Hause ist? Die Seufzer lassen sich eher anmelden. S. 37. giebt dafür zwar auch das westindische Zuckerrohr an. Aber nach S. 61. lassen sie sich auch mit Zuckerrosen (?) und Lupinen ausdrücken. Indeß — aller Anfang ist schwer. Ehe gute lateinische und griechische Wörterbücher gemacht wurden, vergiengen viele Jahrzehende. Von S. 71 bis 74. kommen kurze Sätze, sich in der Blumensprache zu üben und einige Gedichte auf Blumen machen den Beschluß. Sie sind zu hübsch, als daß sie den zum Verfasser haben könnten, der die Vorrede schrieb. Zwey dergleichen dienen auch als Einleitung.

---

*) Giebts denn auch größere? Es soll heißen: in den kleinern Schriften über Blumensprache.

Anmerk. d. Rec.

**) Muß wohl keine heißen, nämlich: Erklärung.

Anmerk. d. Rec.

Nro. 27.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Correspondenzblatt des Landwirthschaftlichen Vereins. Vierter Band. August 1823.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. August 1823.

Literarische Anzeige.

Bey Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Die St. Marienburg. Historisch epische Dichtung in 2 Abtheilungen. 8. Mit einem allegorischen Titel, brochirt 1 Rthlr. 8 gr.

Zur Empfehlung dieser Dichtung ist es genügend, hier nur einige Bruchstücke aus den über dieselbe in den gelesensten Zeitblättern erschienenen günstigen Beurtheilungen anzuführen. Der Recensent in dem von Fr. Bleich herausgegebenen Literarischen Beobachter sagt unter andern, mit einem Hinblick auf die Masse verunglückter Versuche im Felde des epischen Gedichts: „Weil dem nun so ist — was allerdings nicht erfreulich — so ist es um so angenehmer, einmal auf eine Dichtung zu treffen, die frey von Schwulst und Bombast ist, und ohne jene beliebte, beym Publikum beliebt gewesene — mittelalterthümliche Floskeln, einen historischen Stoff aus der allerdings der Dichtkunst sehr günstigen Zeit des Mittelalters behandelt, und in wohllautenden Versen — auch eine Sache, die heut zu Tage immer seltener wird — Thaten und Begebenheiten besingt, die in den romantischen Schleier der Vergangenheit gehüllt sind. — Wer die vorzüglichsten Begebenheiten kennen lernen will, von welchem die alte Marienburg, dieses feste Haus des deutschen Ordens, Zeuge war, oder die von hier gleichsam ihren Quell hatten, der durchwandere im Geist an der Hand des Dichters, welcher in den einzelnen Gesängen dieß Alles darstellt, die ehrwürdigen Mauern, die nun schon manches Jahrhundert Sturm und Sonnenlicht über ihren Scheitel wegziehen sehen, und in denen wohl mancher Freudenton und mancher Seufzer erklungen ist. Meuen wird keinen der Weg; dieß sind wir gewiß." — Der schätzbare Hofrath Winkler (Th. Hell) äußert sich unter andern in dem kritischen Beyblatt zur Abendzeitung über die von dem zwar ungenannten, der literarischen Welt aber bereits hinlänglich bekannten Dichter gewählten zehnzeiligen Stanzen: „Der Bau derselben ist für ein oft besprechendes Gedicht nicht unzweckmäßig, und der Verfasser handhabt sie leicht, wie denn Gewandtheit, Wärme, Kenntniß des Gegenstandes und reiner Witz überall zu erkennen ist."

Bey Friedr. Aschenfeldt in Lübeck ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feierklänge; geistliche Lieder und Gebete auf die Sonn- und Festtage von zweyen Predigern Süderdithmarschens, Heinrich Schmidt und Carl Julius Aschenfeldt. 8. 18 gr.

Die Idee, jedem Sonn- und Festtage ein und mehrere geistliche Lieder und Gebete zu widmen, wird gewiß jedem Verehrer der kirchlichen und häuslichen Erbauung sehr wohlgefallen. Aufs neue muß sie den Wunsch erregen, daß die Verfasser eines neuen Gesangbuches sich von ihr möchten leiten lassen.

Der Verleger erhielt bereits von einem sehr achtungswerthen Gelehrten über diese Dichtungen die schriftliche Aeußerung: „Die geistlichen Lieder und Gebete der defecundten Dichter habe ich mit Liebe und Andacht gelesen, und ich werde sie zum Auswendiglernen, in Verbindung mit dem jedesmaligen Evangelium, und zum Singen in meinen Schulen einführen. Ich habe in meiner Nähe einen wackern Kinderfreund, er will zu Ihnen kommen und mehrere Exemplare ꝛc."

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Weihgeschenk.

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlsfeyer gebildeter junger Christen.

Von J. P. Hundeiker,

Düsseldorf und Elberfeld bey J. E. Schaub.

Sauber gebunden Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieses Werkchen wird gewiß würdig einem Bedürfnisse abhelfen, welches von Eltern, Erziehern und andern Freunden der Jugend längst empfunden worden ist. Es ist bestimmt, den durch die heilige Konfirmation und erste Nachtmahlsfeyer lebhaft erregten religiösen Gefühlen und Gedanken junger Christen und Christinnen eine längere und festere Dauer zu geben. In diesem Weihgeschenk empfinden wir die aus der Fülle des Herzens hervorgehende, innige, sanftbelehrende Rede, wodurch die Gemüther der Leser gefesselt, Herz und Geist erweckt, erleuchtet und erhoben wird.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die

Rückkehr katholischer Christen

im

Großherzogthume Baden

zum

evangelischen Christenthume,

erzählt und beurtheilt

von

Dr. H. G. Tzschirner,

Professor der Theologie und Superintendent zu Leipzig.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1823.

Preis 4 Gr.

Zu Mühlhausen in Baden hat sich unlängst, wie durch mehrere Zeitungen und Tageblätter bekannt geworden ist, die Hälfte der Einwohner, und mit ihnen der Grundherr

des Ortes, der Freedner Julius von Gemmingen, und der katholische Pfarrer Deubler, von der katholischen zu der evangelischen Kirche gewendet. Ueber diesen merkwürdige Ereignis erhielt der Herr Verfasser aus Baden sehr die beglaubigten Aktenstücke nebst mündlichen Nachrichten, und fand sich dadurch veranlaßt, eine treue und aufrichtige Erzählung von dem Verlaufe der Sache aufzuzeichnen und sie mit einigen Betrachtungen zu begleiten. Zuletzt hat er diese Schrift erweitert, um sie in der Vorrede über die von einem Ungenannten verfaßte Geschichte seiner Schrift, Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Humanität darzustellen, mit wenigen Worten zu erklären. — Dem Wunsche des Herrn Verfassers gemäß hat die Verlagshandlung den Preis dieser Schrift so niedrig als möglich gestellt, um auch unter dem Theile des Publikums, welcher nicht viel auf den Ankauf neuer Bücher verwenden kann, ihre Verbreitung zu befördern.

In der Steinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ehrmann und Waller
über
die Erinnerung nach dem Tode.
Von Streiwer.

Merseburg 1823. Preis 1 Rthlr. 6 gr.

Wer wollte nicht gern Ueberzeugung von dem Schicksale nach dem Tode haben? Wer nicht gern wissen, auf welche Weise dahin die Seinen ihr Leben sich gestalten, die an Plato's und Mendelsohn's Ideen erinnern und den Leser in die heiterste Stimmung versetzen. Seine Ahnungen werden ihm zu Wahrheiten, seine Wünsche Gewißheit. Was er ins dunkel dachte, steht er nun klar entwickelt und bewiesen.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen:

Das Vernunftrecht im Gewande des Staatsrechts und der Vorrechte.
Von J. G. Hasse, 8. 1823. 14 Gr. oder 1 fl. 3 kr.

Gallerie aller juridischen Autoren
von der Alten bis auf die jetzige Zeit, mit ihren ächten gültigsten Schriften nach alphabetischer Ordnung aufgestellt von J. H. Steph., K. B. ehemals Justizrath. 1r, 2r, 3r Bd. 8 bis 9. gr. 8. 1820. 1821, 1822. 5 Thlr. 3 Gr. oder 9 fl. 36 kr.

Der ächteste und aufrichtige
Rathgeber für Augenkranke.
Ein Rath- und Hülfsbuch zum Besten der Menschheit, worinnen nicht nur der Bau des Auges genau beschrieben wird, sondern auch Verhaltungsregeln zur Erhaltung des Gesichts gegeben sind, und wie man sich vor der Schwäche der Augen, bey Entzündung, mit Nutzen auf gewöhnliche Arten zu verbessern habe, nebst den untrüglichsten Mitteln, um sich nicht allein davor zu bewahren, sondern auch das Schielen der Kinder zu verhüten und zu entfernen. Von Dr. W. Bierenfels. 8. 1823. geheftet 6 gr. oder 24 kr.

Genie für Völkerkunde
oder Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten Völker der Erde von Dr. F. C. Funke. 1ste Lieferung: Europäische Völker, mit 32 color. Abbildungen; 2te Lieferung: Asiatische Völker, mit 32 color. Abbildungen, jede Lieferung mit einem Bändchen Beschreibung 21 gr. compl. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Die jungen Weltkenner
oder die Welt im Kleinen. Ein Bilderbuch technologischen, geographischen, naturhistorischen und moralischen Inhalts zur nützlichen Unterhaltung für Kinder. Von M. J. H. Wolff. Mit 244 Abbildungen, colorirt und gebunden 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dies A-B-C-Buch
soll allein für gute, fleißige Kinder seyn. Von Dr. A. Meier. Mit 72 color. Abbildungen, geb. 9 gr. oder 39 kr.

Reisen der Familie von Adelwerth
oder lehrreiche Darstellungen von der Oberfläche unserer Erde. Von Dr. F. C. Funke, mit 12 color. Kupfern, gebunden 21 gr. oder 1 fl. 36 kr.

Erste Blicke in die Naturgeschichte,
als Vorübungen zum Lesenlernen. Von Dr. F. C. Funke, mit 24 color. Abbildungen, gebunden 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

Das häusliche Glück in Rubethal.
Ein Familien-Bilderbuch zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Herausgegeben von F. C. Funke, mit 12 color. Kupfern, geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zeichenkunst.

Felde, F. A. der Zeichenschüler oder Vorübungen im Zeichnen mit Hinsicht auf Landschaftszeichnen: Erste Lieferung in 32 lithographirten Vorlegeblättern 14 gr. oder 1 fl. 3 kr. 2te Lieferung 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

— — — Vorschule der freyen Handzeichnung in 48 lithographirten zu emittirenden Vorlegeblättern. Dritte verb. Auflage. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Unterricht in der Blumenzeichenkunst zur Uebung für Schulen und Alle in 24 nach der Natur auf Stein gezeichneten Vorlegebl. 2te verbesserte Auflage. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Vorschule der höheren freyen Handzeichnung in Köpfen und Figuren. In 36 lithogr. Vorlegebl. 2te verb. Auflage. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

— — — Unterricht in der höheren freyen Handzeichnung in Köpfen und Figuren. 1ste Lieferung in 36 lithograph. Vorlegebl. 2te verb. Auflage. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — — Stammbuchzeichnungen in Landschaften und Verzierungen. Erste Lieferung in 16 lithogr. Vorlegebl. 21 gr. oder 1 fl. 36 kr.

Von der
Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg
sind verlegt 1823.

Bingham, R., oder die Krankheiten der Blase, eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Dr. G. C. Dolleschall. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Artikel, zwanzig aus dem Spanischen und Portugiesischen, herausgegeben von F. W. Hoffmann. 12. geheftet. 6 Gr.

Voit, B., Leitfaden beym Vortrag der practischen Geometrie, zunächst für die höhere Gewerbs- und Handlungsschule in Magdeburg bestimmt. 8. 8 Gr.

Digitized by Google

Märtens, K. A., Eleutheros, oder Untersuchungen über die Freiheit unsers Willens, mit Anwendung auf den gegenwärtigen Streit über die Prädestination, gr. 8. 14 Gr.

Oppermann's fortgesezte Nachrichten über das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg, Jahr 1821. 8. 16 Gr.

Bunte Reihe. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von Juliens Briefen, 16 Bdchn. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Plan der Stadt Magdeburg und ihrer Umgebungen, neu aufgenommen von Lindemann, gr. Fol. color. 12 Gr.

Bildniß von G. Nathusius (Besitzer der berühmten Fabrikorte Hundisburg u. Althaldensleben.) Fol. 12 Gr.

Röttger, J. C., Elementarphysik und Physiologie, 1r Bd. 8. 1822. 1 Thlr. 12 gr.

Seneca im Auszuge, mit practischen Bemerkungen, oder Vernunft und Glaube. Ein Buch der Weisheit und Tugend für Gebildete, von A. Große. 8. 1822. 1 Thlr. 4 gr.

Vollständiges
Handbuch
der neuesten
Erdbeschreibung
von
A. Ch. Gaspari, G. Hassel, J. G. F. Cannabich. J. C. F. Gutsmuths und F. A. Ukert.
gr. 8. Weimar, im Verlage des Geogr. Instituts.

Davon ist so eben der 17. Band erschienen und versandt worden, welcher auch unter dem Titel:

Vollständige und neueste Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit einer Einleitung zur Statistik dieser Länder, bearbeitet von Dr. G. Hassel. (Preis 4 Rthlr. 18 Gr. oder 8 Fl. 34 Kr.)

besonders zu haben ist.

Der Hr. Verfasser hat bey der Bearbeitung dieses Bandes die neuesten und besten Hülfsmittel, besonders Carey's geographisch-statistisch-historischen Atlas von Amerika benuzt. Der späte Empfang dieses leztern, in Teutschland noch unbekannten Werkes veranlaßte Abänderungen und Nachträge dieses schon unter der Presse befindlichen Bandes, wodurch die Ausgabe desselben zwar um einige Wochen verspätet worden ist; dagegen aber nunmehr das Neueste in möglichster Vollkommenheit giebt.

Der 18te Band des Handbuchs ist unter der Presse und wird bald nachfolgen.

So eben ist bey mir erschienen:

Die Freunde, lyrisch-dramatische Dichtung in 4 Abtheilungen von Eduard Schüller, 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Das Gedicht ist aus einer jugendlichen, für das Ideal der Freundschaft begeisterten Phantasie hervorgegangen, und auf verwandte Gemüther berechnet, bey denen es seine Absicht wohl nicht verfehlen dürfte.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

Der treue Rathgeber für frohe Familienzirkel
oder
erfahrungsmäßige Anweisung zur genauen Kenntniß der Weine, ihrer Behandlungs- und Erhaltungsart und größerer Veredlung des guten Geschmacks.
Von Peter Cerutti.
Mit einem Steindruck. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack geh. 5 gr.

In dieser kleinen Schrift zeigt der Herr Verfasser hauptsächlich, wie in jeder Haushaltung der Wein auf eine einfache und probehaltige Weise behandelt und abgewartet werden müsse, um an ihm stets ein helles, reines und angenehmes Getränk zu haben.

Herabgesezte Bücherpreise.

Bey W. Starke in Chemnitz sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend: 1) Gustav III., König von Schweden. 2) Ludwig XVI., König von Frankreich. 3) Karl Stuart, König von Großbritannien ꝛc. 2 Bdchn. mit 17 Kpfrn. Ladenpreis 2 Rthlr., jezt für 14 gr.

Almanach der Revolutionscharaktere, herausg. von Girtanner, enthaltend a) römische Charaktere vom Prof. Herren, b) holländische, c) französische Charaktere. 2) Beyträge zur Geschichte der französ. Revolution, mit 14 Kpfrn. Ladenpreis 1 Rthlr. 8 gr., jezt für 20 gr.

Hezel, W. F., allgemeiner französischer Sprachlehrer für Deutsche. gr. 8. Ladenpreis 3 Rthlr. 12 gr., jezt für 2 Rthlr.

Kämpf, Dr. J., Handbuch zur praktischen Arzeneykunde nach der neuesten und vermehrten Ausgabe von Dr. K. G. T. Kortum, aus dem Lateinischen übersezt und mit Zusätzen versehen von Dr. F. G. Dürr. 8. L. 1 Rthlr. 8 gr., jezt für 20 gr.

Rössig, C. G., die neue Literatur der Polizey und Cameralistik, vorzüglich vom Jahre 1762 bis 1802 nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände und nach der Chronologie gesammelt und herausgeg. 2 Thle. gr 8, L. 2 Rthlr. 16 gr., jezt für 1 Rthlr. 16 gr.

Wieland, C. L., Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse. 3 Thle. 8. L. 4 Rthlr. 8 gr., jezt für 2 Rthlr. 16 gr.

Meusel, J. G., historisch-literarisch-bibliographisches Magazin 56 bis 86 Stck. gr. 8. L. 2 Rthlr. 6 gr., jezt für 1 Rthlr. 8 gr.

Richter, L. F., chemisch ökonomisches Taschenbuch oder Darstellung der chemischen Elementargesetze, welche mit der Oekonomie in der engsten Verbindung stehen. 2 Bdchn. mit Kpfrn. 8. L. 1 Rthlr. 8 gr., jezt für 20 gr.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Blätter, militairische. Eine Zeitschrift, herausgegeben von F. W. von Mauvillon. Vierter Jahrgang. 1823. 7 Rthlr. 12 gGr.

Briefe über die Union der beyden protestantischen Kirchen. broch. 6 gGr.

Krafft, J. G. (Consistorialrath in Köln), kurzer Un-

terricht in der christlichen Lehre für evangelische Gemeinden. 12. 5 gGr.

Lieder des blinden Conſtantin Möllmann. broch. 10 gGr.

Natorp, W. C. L., Briefwechſel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Erſtes Bändchen. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1 Rthlr. 4 gGr.

Oeynhauſen, C. v., Verſuch einer geognoſtiſchen Beſchreibung von Oberſchleſien und den nächſt angränzenden Gegenden von Polen und Oeſtreichiſch-Schleſien. Mit einer geognoſtiſchen Charte und 3 Specialriſſen. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gGr.

(Die hierzu gehörige Charte wird auch beſonders verkauft für 1 Rthlr. 12 gGr.)

Teppe, W., die Alterthümer der deutſchen Baukunſt in der Stadt Soeſt. Erſte Hälfte, oder die Bauwerke bis zum 12. Jahrhundert. Mit 3 Blättern Steinzeichnungen. 4. 20 gGr.

J. H. Campes

Robinſon der Jüngere.

Ein Leſebuch für Kinder. Fortgeſetzt von C. Hildebrandt. 2te verb. Aufl. Mit Kupfr. 12. geh. 1 Rthlr. 4 gr. oder 1 Rthlr.

Leipzig, bey T. Wiendrack.

Nach dem Urtheil aller Regierenden iſt es dem Herrn Hildebrandt völlig gelungen, dieß Buch in Campes Manier auszuarbeiten. Gewiß die beſte Empfehlung.

In allen ſoliden Buchhandlungen iſt zu haben:

Sonnenblicke am Wolkenhimmel des Lebens, oder Betrachtungen über ſich ſelbſt, Natur und Gott in den Stunden ſtiller Aufheiterung und Ruhe, von G. A. Frh. von Maltitz; als Fortſetzung der Wittichel'ſchen Morgen- und Abendopfer. Dritte verbeſſerte und bedeutend vermehrte Auflage. Preis geh. 18 gr.

Vier glückliche Jahre auf Reiſen; zur Aufheiterung und Nachahmung beſchrieben, von G. A. Frh. von Maltitz. Preis geh. 10 gr.

C. H. G. Chriſtiani
in Berlin.

Verſandt an alle Buchhandlungen:

Andachtsſtunden
für betrübte und frohe Herzen.

XII Predigten.

Von

Friedrich Girardet,

Paſtor der evangeliſch-reformirten Gemeinde zu Dresden.

Dresden, 1823. Bey Hilſcher.

Preis: 1 Thlr. 4 gr.

An betrübten Herzen fehlt es nie und nirgend. Es giebt zu Leiden und Schmerzen zu viel in der Welt, als daß es jemals daran fehlen könnte. Wo ein ſolches Herz aber ſchlägt, da fehlt es ſich auch nach Troſt und Vermahnung.

Was es ſucht, wird es in dieſen Andachtsſtunden finden, die jedem bekümmerten und leidenden Gemüth mit Jean Paul zuzurufen ſcheinen: „Komm, liebe müde „Seele, die du Etwas zu vergeſſen haſt, entweder einen „trüben Tag oder ein übermüdetes Jahr, oder einen Menſchen, der dich kränkt, oder einen, der dich liebt, oder „eine entlaubte Jugend, oder ein ganzes ſchweres Leben: „und du gebeugter Geiſt, für den die Gegenwart eine „Wunde und die Vergangenheit eine Narbe iſt; und du, „deſſen Herz ein verhallter großer Schlag in dem Todten„klange anderer zerſtäubter Menſchenherzen heller und „reiner ſchleift, wie man den Diamant mit Staube des „Demants polirt, komm und erquicke dich!“

Auch den Gläubigen werden dieſe Andachtsſtunden nicht leer ausgehen laſſen, ſondern ihm ſo manchen Wink geben, der ſeinem Herzen für zukünftige Leidenstage von großem Nutzen und Segen ſeyn kann.

Journal
für
Literatur, Kunſt, Luxus und Mode.

Redigirt von Edmund Oſt und Stephan Schütze,
für das Jahr 1823.

Preis des Jahrgangs 6 Rthlr. S. oder 14 Fl. 24 Kr. Rh. Weimar, im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs; durch alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes zu beziehen.

Davon iſt der Julius vollendet, beſtehend in 12 Stücken (Nro. 56 bis 67) welche bey ihrer Erſcheinung einzeln an die Buchhandlungen und Poſtämter verſendet wurden. — Von dem reichhaltigen Inhalt dieſer Stücke nahmen wir nur Folgendes an: Neues über Maria Stuart. — Pianoforte-Muſik. — Gemüthvolles Ballet des Fürſten von Schwarzenberg. — Deutſche Literatur. — Züge aus dem Leben Heinrich's IV., von Amalie Schütze. — Nekrologie von Fr. Schütze. — Ueber Gahr's Panoramen. — Theatraliſche Schmetterlingsjagd. — Sterblichkeit. — Wichtiges Ereigniß im Leben des Lord Stairs. — Ueber Benutzung antiker Formen zu modernen Kunſt- und Luxusarbeiten, von Riemer. — Zu dieſen Stücken gehören 2 colorirte Modebilder in 8. und eine ſchwarze Tafel in 4.

Bey C. G. Ackermann in Deſſau iſt erſchienen:

Veronika oder die Mönche vom Libanon. Eine Geſchichte aus der Zeit vor den Kreuzzügen. Von H. Reichard. 2 Bde. 8. Preis 2 Rthlr. 6 gr. ſächſ. oder 4 fl. 4 kr. rhein.

Zu erhalten: in Stuttgart bey Löflund; in Tübingen bey Cotta; in Wien bey Schaumburg u. Comp., Tendler u. v. Manhſtein, Wallishauſer, ſo wie in allen andern Buchhandlungen Deutſchlands.

Bey Fried. Aſchenfeldt in Lübeck iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Laien über das evangeliſch-lutheriſche Glaubensſyſtem und über den Rationalismus mit beſonderer Rückſicht auf Hamburg. gr. 8. geh. 10 gr.

Harms, Claus, einige Aeußerungen und Mittheilungen zu Hrn. Compaſtor Funks Geſchichte der neueſten Altonaer Bibelausgabe. 8. geh. 5 gr.

Digitized by Google

Nro. 22.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. Drei Hefte.

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung ist so eben erschienen:

Vorübungen der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, ein methodisches Lesebuch für Mittelschulen, Bürgerschulen und für die untern Classen der Gymnasien, vom Herrn Prediger F. P. Wilmsen in Berlin. 19½ Bogen in 8. Preis 12 gGr.

Je wichtiger es ist, daß das Kind, vom Lehrer geleitet, sich allmälig in der Welt, in der nächtbaren und unsichtbaren, orientire, desto willkommener muß dieß Buch von der Hand des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers seyn, welches, als Lesebuch und als Lehrbuch zugleich, die Bedürfnisse des kindlichen Geistes und die stufenweise Entwickelung desselben höchst einsichtsvoll berücksichtigt. Durch die dargebotenen Materialien, wie durch die gewählte Form, leitet der Herr Verfasser die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Sprache und auf das Leben, auf die Natur und auf das Christenthum sehr zweckmäßig hin, und, ungeachtet der bedeutenden Anzahl von Kinderschriften, möchte es wohl wenige der Art geben, welche, bey so geringem Umfange, die harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte im Kinde gleich wirksam beförderte, wie das obige.

Bey W. Starke in Ebermuth ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richter, C. F. historisch tabellarische Darstellung der in jedem Monat vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten für Rittergutsbesitzer, Pächter, Verwalter. gr. fol. 12 gr.

Bey aller Sachkenntniß und mehrjähriger Uebung in den landwirthschaftlichen Arbeiten ist es immer von wesentlichem Nutzen, wenn wir eine Art Leitfaden zu unsern Arbeiten zum Grunde legen, weil wir eben dadurch auf so Manches aufmerksam gemacht werden, was uns sonst im Gedränge der unterschwankt gewordenen Arbeiten leicht entfallen kann. So ist auch für jeden schon geübten Landwirth eine tabellarische Uebersicht der gewöhnlichen ökonomischen Arbeiten von wesentlichem Vortheil; vorzüglichen Werth aber hat eine solche Uebersicht für angehende Landwirthe und alle Dilettanten der Landwirthschaft, besonders für diejenigen, die sich erst im Besitz eines Landguts gesetzt haben. Als ein solcher Leitfaden ist daher mit Recht obige angezeigte Darstellung zu empfehlen, da sie den Wünschen jedes gebildeten Landwirths entspricht.

Bey G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Das

Fräulein vom See.

Ein Gedicht in 6 Gesängen

von

Walter Scott.

Aus dem Englischen, und mit einer historischen Einleitung und Anmerkungen von

Dr. Adam Storck,

weiland Professor in Bremen.

Zweyte vom Uebersetzer selbst noch vielfach verbesserte Auflage.

(Preis 1 Rthlr. 12 gGr.)

Die Storck'sche Uebersetzung dieses herrlichen Gedichts wurde schon in der ersten Ausgabe als vorzüglich gelungen vom ganzen deutschen Publikum anerkannt. Der leider zu früh entschlafene treffliche Uebersetzer hat aber mit großer Sorgfalt das Ganze noch einmal überarbeitet und kurz vor seinem Tode vollendet. Hier erscheint das Buch nunmehr in jeder Hinsicht in einer neuen veredelten Gestalt; möchte es eine gleiche Aufnahme finden, wie bey seiner ersten Erscheinung!

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Creuzer's Symbolik und Mythologie. 6r Bd.

Auch unter dem Titel:

Mone Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2r Theil. à Rthlr. 2. 18 gr. od. fl. 4. 30 kr.

Häffel. der Staat, die Kirche und die Volksschule. gr. 8. 18 gr. od. fl. 1. 20 kr.

Scheibler. Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. 8. Rthlr. 1. 4 gr. od. fl. 2. —

Lenner v. Lennenberg. Schwalbach und seine Heilquellen. 8. brosch. 14 gr. od. fl. 1. —

v. Münch, über Domainen-Verkäufe. 8. geh. 3 gr. od. 12 kr.

Derselbe über den Abkauf der Grundrenten. 8. geh. 10 gr. od. 40 kr.

Anzeige.

Der sehr oft von Reisenden geäußerte Wunsch, bey ihrem Aufenthalte in Halle eine kurze Nachricht von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt in gestaltlicher und beschreibender Hinsicht, als Führer benutzen zu können, bewog den unterzeichneten Verleger, ein kleines Werk dieser Art zu veranstalten. Herr Diakonus Hesekiel

hat seinen Wunsch erfüllt, und sich seit einem Jahre mit der Sammlung und Verarbeitung der Materialien angelegentlich beschäftigt. Der Druck ist bereits angefangen, und da das Ganze nur 14 bis 16 Bogen stark wird, gewiß in zwey Monaten beendigt. Zur Uebersicht der Reichhaltigkeit dieses Buches folgt hier die Angabe des Inhalts der einzelnen Abschnitte desselben:

1. Allgemeinere Bestimmungen. Einleitung; allgemeiner Ueberblick, geschichtliche Bemerkungen.
2. Uebersicht des öffentlichen und Gemeinlebens. Provinzial- Landesgesetzgebung; Oeffentliche Behörden in der Stadt; Gewerbe und Handel; Salzwerke.
3. Kirchliche Angelegenheiten. Geschichtliche Notizen, Kirchenverfassung; Beschreibung der Kirchen.
4. Friedrichsuniversität. Historische Nachrichten von der Stiftung und dem Fortgange; gegenwärtige Einrichtung; akademische Institute.
5. Schulanstalten. Fränkens Stiftungen; historische Nachrichten davon; jetzige Einrichtung; andere Schulen.
6. Anstalten und Einrichtungen zur Beförderung des gemeinen Wohls, der Humanität der allgemeinen Bildung und des edlern Vergnügens; hierbey Angabe der nahe oder ferner um Halle liegenden, gewöhnlich besuchten Erholungsörter.

Von Seiten des Verlegers ist alles gethan, um auch durch das Aeußere den Werth dieses Werkchens zu erhöhen. In sechzehn Blanetten sind die bemerkenswerthesten Gegenstände zur Erinnerung in Kupfer gestochen und ein großer, illuminirter Plan der Stadt und nächsten Umgegend ist beygefügt. Es ist auf gutes, weißes Druckpapier gedruckt, und wird in einem elegirten Umschlage kartonirt ausgegeben.

Es ist wohl zu hoffen, daß auch am hiesigen Orte selbst das Unternehmen Beyfall finden, und viele den Werth dieses Buches würdigen werden. Eine baldige Bestellung desselben macht es möglich, die Auflage zu vermehren, und es den Subscribenten für den äußerst geringen Preis von 1 Thlr. 3 Gr. auf Druckpap., auf Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schweizerpap. 2 Thlr. zu überlassen, da es nachher, wenn es erschienen ist, unter 1 Thlr. 16 Gr. nicht gegeben werden kann. Ohne den Plan auf Druckpap. 1 Thlr., Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr., Schweizerpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Namen der Subscribenten sollen dem Buche vorgedruckt werden, und wer sich gütigst bemühen will, Pränumeranten zu sammeln, zieht vom Betrag 10 Proc. Provision ab.

Halle den 1. August 1823.

Carl August Kümmel.

Für Vergolder.

Bey Franz Varrentrapp, Buchhändler in Frankfurt a. M., ist eben erschienen:

d'Arcet, die Kunst der Bronzevergoldung. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz v. J. G. v. Blumhof. Mit 6 Steintaf. und 2 Tab. gr. 8. 1823. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

In dem [illegible] Anzeiger [illegible], Stück 17, 98. Seite [illegible] ist hierüber gesagt:

Diese [illegible] Schrift ist durch eine Aufgabe des [illegible] Gewerbevereins zu Paris veranlaßt, der einen Preis von 3000 Franken zur Disposition der Akademie der Wissenschaften gestellt hatte, um dem zuerkannt zu werden, der die besten Mittel angeben würde, die Vergolder vor den Nachtheilen der Quecksilberdämpfe zu schützen. Man hat die darin angegebenen Vorrichtungen so vortheilhaft gefunden, daß sie bald nach der Herausgabe der Preisschrift allgemein eingeführt worden sind. In Paris und aber nicht weniger denn 1200 Vergolder-Werkstätten aus denen früher bey weitem die meisten Arbeiter gliederlahm zurück kehrten; daher der Nutzen von den durch obige Aufgabe veranlaßten Verbesserungen sehr hoch angeschlagen ist. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, diese Einrichtungen sehr genau anzugeben, sondern er liefert zugleich eine sehr vollständige Anleitung zum Vergolden der Bronze. Er bestimmt die Feine, welche das Gold haben muß, um mit Vortheil zum Amalgam genommen zu werden und zeigt, wie nachtheilig eine Legirung mit Silber oder mit Kupfer wirkt. Er gibt an, wie man das Quecksilber reinigen muß, um ein gutes Amalgam darzustellen und bestimmt die Verhältnisse für die Bildung desselben. Er lehrt die Kunstgriffe für das Auftragen des Amalgams und die Vorsichtsmaßregeln bey dem Verflüchtigen des Quecksilbers. Auch wird von ihm eine einfache Vorrichtung angegeben, wodurch das verflüchtigte Quecksilber aufgefangen werden kann. — Die von den verbesserten Vorrichtungen gegebenen Beschreibungen sind durch Zeichnungen erläutert.

Bey Ch. E. Kollmann in Leipzig ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Neue Kriegs-Scenen aus Spanien,

in den Begebenheiten eines Husaren-Offiziers, zur Würdigung des Spanischen Volks-Geistes. Nach reinen Quellen bearbeitet vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren. k. k. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Fern von aller Parteylichkeit, wahr und anziehend geschrieben, ist diese Schrift im gegenwärtigen Augenblicke von ungemein großem Interesse; denn sie schildert den Spanischen Charakter- und Volks-Geist, wie er ist. —

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lenau, Fr., die Luftschlösser. Ein komischer Roman in 2 Bänden. 8. 3 Rthlr. 20 gr.

Ilse, Aug. (Privatlehrer der Italien. Sprache) Neues Italienisches Taschenbuch. Eine Auswahl unterhaltender Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriftstellern Italiens; mit erklärendem Wörterverzeichniß und einer kurzgefaßten praktischen Sprachlehre. (Durchgehends mit genauer Accentuation aller hinsichtlich der Betonung zweifelhaften Wörter.) Zum Gebrauch in Schulen und beym Selbstunterricht. 8. 22 Bogen 18 gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist [illegible] Buch in Commission zu haben:

Dr. J. Rowley's Tinktur, grauen Haaren die verlorne Farbe wieder zu geben. 1 Thlr.

— — Spiritus wider rheumatische und Gemüthspressen, 16 Gr.

Digitized by Google

Taylor Zahntinktur. 6 Gr.
Chinesische Schminke oder Fleischroth. 3 Thlr. Dieselbe weiß. 1 Thlr. 12 Gr.
Englische Handpomade. 12 Gr.
Englisches Pflaster, weiß, roth und schwarz, à 2 Gr.
Streusand für Damen, blau, roth, grün, mit Gold à 6 Gr., ganz Gold. 8 Gr.
Dauphiner alter Wohlgeruch Indiens. 6, 8 und 16 Gr.
Indischer Rauch. 4 Gr.
Carminativ oder stärkende Magentropfen. 12 Gr.
Dr. Rowley's Spiritus, das Wachsen der Haare zu befördern. 1 Thlr.
Englischer Seifenspiritus. 4 Gr.
Dr. Smith's stärkendes Augenwasser. 8 Gr.
Dr. Steer's Chemical-Opodeldoc. 6 und 12 Gr.
Wetzenmesser. 8 Gr.
Mundbalsam. 6 Gr.
Hühneraugenfeilen. 4 Gr.
Rosspapier. 3 Gr.
Rauchpapier zur Vertreibung schädlicher Insekten. 2 Gr.

Venedig
und dessen Umgebungen,
beschrieben vom
Bibliothekar Jäck zu Bamberg.
Mit der Ansicht von Venedig.
gr. 12.

Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Compt. 1823.
Preis 1 Rthlr. 16 Gr. S. oder 3 Fl. 9 Kr.
Zu bekommen in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Stadt Venedig ist schon durch ihren Bau auf dem Meere, noch mehr aber durch ihren früheren Einfluß auf die Literatur, Kunst und Politik von ganz Europa so merkwürdig, und allen Kunstfreunden durch die reichen öffentlichen und Privatsammlungen so interessant, daß bey dem bisherigen Mangel neuer Beschreibungen derselben die gegenwärtige nicht unwillkommen seyn dürfte. Sie führt auch den Titel:

Reise nach Wien, Triest, Venedig, Verona und Innsbruck, im Sommer und Herbst 1821, von Jäck und Heller. 3r Theil.

In der L. Schellenberg'schen Hofbuchhandlung zu Wiesbaden sind erschienen:

J. G. Seume's
gesammelte Schriften.
Herausgegeben von J. P. Zimmermann.
gr. 8. 1823. 1r und 2r Bd.

Wem sollte die erste vollständige Sammlung der bis jetzt so sehr zerstreut gewesenen Seume'schen Schriften nicht eine willkommene Erscheinung seyn? Obgleich der edle muthige Kämpfer längst von der Weltbühne abgetreten, so hat die Nation doch sein Andenken noch treu bewahrt, und dieses bietet das schönste Ehrenmal für den Biedermann, der sein hartes Geschick mit so vieler Hingebung und mit so vielen Aufopferungen getragen hat ohne jenen munteren Frohsinn zu verlieren, der den gemüthlichen Leser zu seinen Schriften angenehm hinzieht.

Die Achtung und Liebe, die der Verfasser sich allgemein erworben hat, deuten auf die freundliche Aufnahme dieser Sammlung hin, und es ist Alles geschehen, um sie in typographischer Hinsicht auf's Beste auszustatten.

Der erste Band enthält die kleinen prosaischen Aufsätze, theils philosophischen, theils historischen Inhalts und der zweyte Band den Spaziergang nach Syrakus.

Der Preis dieser zwey Bände ist 2 Thlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr., wofür sie in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind.

Das Ganze — ungefähr 5 Bände stark — wird bis zur Ostermesse 1824 beendigt seyn.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen, in Leipzig bey dem Verleger A. Wienbrack:

W. C. F. A. Hochheimer's
chemische Farbenlehre,
oder ausführlicher Unterricht von den Farben zu allen Arten der Malerey. 3te Aufl. herausgegeb. von M. J. C. Hoffmann. 4 Theile. 8. 3 Rthlr. 10 gr.

In wenig Jahren sind von diesem Werke mehrere Auflagen erschienen, dieß spricht unstreitig für die Brauchbarkeit und Nützlichkeit desselben. Bey dem allgemein anerkannten Werthe, den es durchaus hat, würde jedes Wort zu dessen Lobe und Empfehlung gesprochen, überflüssig seyn.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Excentriana, d. i. neueste
Halstuch-Toilette für Herren,
welche die modernsten Arten das Halstuch zu tragen, die Angabe ihrer Formen und Farben, und launige Bemerkungen über ihren Ursprung, ihren politischen, physischen und moralischen Einfluß enthält. Preis geheftet 6 gGr. oder 27 Kr.

Dieses Werkchen, das in England während kurzer Zeit 3 Auflagen erlebte und auch in Frankreich viel Glück machte, lehrt nicht nur das Halstuch nach den neuesten Moden zu binden, sondern es bietet auch, in angenehmer Verflechtung, viele überraschende und witzige Bemerkungen aus der Zeit- und Sittengeschichte.

Ueber Rationalism, Gefühlsreligion und Christenthum von Dr. Joh. Severin Vater. Halle 1823, bey L. A. Kümmel, geheftet. Druckpap. 10 gr., Schreibpap. 12 gr.

Daß diese Schrift, deren Werth die Göttinger Anzeige von diesem Jahr Nr 72 auseinander setzen, interessante psychologische Erörterungen enthält, sind hiermit zu allgemeiner Kenntniß gebracht. Jene Recension sagt darüber. „Da das Verhältniß der Vernunft und des Gefühls jedem Freunde der Religion bey der jetzigen Gährung theologischer Ansichten näher als jemals liegt, so findet man hier die verschiedenen Functionen und Thätigkeiten des Geistes und des Gemüthes, das Eigenthümliche, wodurch sich jede äußert, die Erzeugung der einen aus der andern, und der Einfluß der einen auf die andere in einer Sprache beschrieben, die

gewiß Jeder verſteht, der ſich nur einmal ſelbſt beobachtet, oder nur die Fähigkeit zu der dabey erforderlichen Aufmerkſamkeit hat. Man findet ſie aber auch zugleich mit einer Wahrheit und Genauigkeit beſchrieben, die auch den wiſſenſchaftlichen Pſychologen ſchwerlich etwas dabey vermiſſen laſſen wird. Das Schätzbarſte jedoch dabey iſt dieß, daß es hier auf eine Art geſchehen, und beſonders in der Zugabe über Gefühl, Begehrungs-Vermögen und Willen auf eine Art geſchehen iſt, wodurch es auch dem Laien begreiflich wird, was die Kenntniß davon, und die Aufmerkſamkeit darauf ſelbſt in Beziehung auf ſeiner Religioſität für ihn austrägt, und wodurch ihm wenigſtens die wichtigen Folgen weit anſchaulicher und eindringlicher werden müſſen, welche hier in Beziehung auf die Beſchaffenheit, auf den Gehalt und auf den Werth ſeines religiöſen Denkens, Glaubens und Fühlens daraus gezogen ſind. Noch höher rechnet hingegen wenigſtens Rec. dem Herrn Dr. ſeine Erklärungen über den Rationalismus wegen ihrer Freymüthigkeit und Offenheit, wegen ihrer Billigkeit und Milde, aber auch wegen ihrer Beſtimmtheit und Kraft an.“ „Die Vertheidigung eines ſich ſelbſt verſtehenden, verſtändigen, chriſtlichen Superrationalismus iſt von ihm mit einer ſo ſteten und unverrückten Feſthaltung des eigentlichen Streitpunktes, mit einer ſo richtigen Schätzung und klaren Veranſchaulichung ſeines wahren Moments, mit einer ſo liberalen Anmerkung aller der Rechte, welche der Rationalismus auf ſeinem Grunde fordern kann, aber auch mit einem ſo entſchloſſenen Beſtehen auf den gerechten Anſprüchen des Offenbarungsglaubens geführt worden, daß auch ſie ihre abgezielte Wirkung gewiß nicht verfehlen wird.“

Bey Otto Wigand, Buchhändler in Kaſchau, iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrmann oder die Kraft des Glaubens, zur Belehrung und Beruhigung aller frommen Chriſten. 8. Kaſchau 1823. 1 Rthlr.

Dieſes gewiß ſehr lehrreiche Buch enthält die Lebensgeſchichte eines gewiſſenhaften Landpredigers und ſeines eben ſo gewiſſenhaften Sohnes. Nach einer ſehr frommen und chriſtlichen Erziehung werden beyde nicht ſowohl durch die widerſprechenden philoſophiſchen Syſteme, ſondern vielmehr durch die anmaßenden Behauptungen der Rationaliſten in ihrem frommen Glauben geſtört, und in eine höchſt traurige Gemüthsſtimmung verſetzt. Je peinigender und qualvoller dieſer Zuſtand für beyde war, deſto mehr ſtreben ſie durch ernſthafte Betrachtungen wieder zurück zu kehren in den ſeeligen Zuſtand des Glaubens, was ihnen denn auch endlich gelingt. Allen Irrenden und Zweiflern iſt eine ſehr reiche Quelle der Belehrung und des Troſtes in dieſem Buche geöffnet.

Die zehn Gebote in den Unterhaltungen eines Großvaters mit ſeinen Enkeln. Durch ſittliche Erzählungen erklärt. Ein Geſchenk für gute Söhne und Töchter aller Glaubensbekenntniſſe. Von Dr. Franz Rittler. 2te rechtm. Aufl. 8. Kaſchau 1823. 18 gr.

Die Verlagshandlung ſchmeichelt ſich, durch das Unternehmen einer neuen wohlfeilern Auflage dieſer vorzüglichen, mit ſo außerordentlicher Vorliebe aufgenommenen Jugendſchrift, — welche beſonders Pädagogen und gebildeten Aeltern als ein Leitfaden zu empfehlen iſt — einem oft ausgeſprochenen Wunſche des Publikums zu begegnen.

Die Lehre der reinſten Moral durch vortreffliche, aus dem wirklichen Leben entlehnte Erzählungen um ſo kräftiger ans Herz gelegt — eine umfaſſende Erklärung jener Gebote, die nicht nur alle Religionsverwandte ohne Unterſchied beſitzen ſondern auch in das Innere des Naturmenſchen geſchrieben ſind — mit einer blühenden, aber doch leicht faßlichen Sprache, rührender Wärme und einnehmender Ueberzeugung vorgetragen, eignen dieſes Werk für jede Familie ohne Ausnahme, zu einer der nützlichſten Unterhaltungs-Bücher und räumen ihm — nach dem Urtheile der competenteſten Kenner — einen ehrenvollen Platz unter den beſten moraliſch-pädagogiſchen Schriften unſerer Zeit ein.

Bey Tendler und v. Manſtein in Wien iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen:

Romantiſche Denkſteine
oder
Schauſtücke, Glanzmomente und Curioſa aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künſte und Erfindungen des Heldenthums und Schriftweſens, ſo wie andere Eigenthümlichkeiten, inſonderheit des Mittelalters und Ritterweſens, des Legenden- und Mährchenkreiſes.

Zu Luſt und Lehr für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht.
Von
A. F. Rittgräff.
2 Theile. 8. mit 1 Titelbilde. In Umſchlag broſch. 1 Rthlr. 10 gr. oder 3 fl.

Die verſchiedenen geſchichtlichen Schriften des Herausgebers dieſer Denkſteine ſind bereits zu bekannt und zu beliebt, als daß man das Intereſſe der leztern umſtändlich ſollte anrühmen müſſen. Anderer Seits ſpricht der Titel den Inhalt und Charakter des Buches bezeichnend genug aus, ſo daß es hinlänglich ſeyn wird, von den 41 Darſtellungen, die es enthält, hier nur folgende zu nennen. Maximilian I. ſeine Verdienſte, Abentheuer ꝛc.; Petrarca und Laura; die Vehmrichter; die Liebeshöfe und Minnegerichte; Deutung der Farben im Anzuge der Damen; Hans Dollinger; Kolſchitzky (Wiens erſter Kaffeeſieder); Galanterie der Ritterwelt; Geſchichte der Guillotine; Zwergſagen; Oswald von Wolkenſtein; der Phönix; Geſchichte der Burgen; die ſchottiſchen Elfen; Denkmahl vom hörnernen Siegfried; Geſchichte des Schachſpiels; der Schreibkunſt ꝛc. Zulezt darf man wohl auf den höchſt billigen Preis aufmerkſam machen.

Berichtigung.

In voriger Nummer S. 82. Sp. 1. Z. 19. leſe man: Reinſche Buchhandlung ſtatt Steinſche Buchhandlung.

Nro. 23.

Intelligenz-Blatt.

1823.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Stuttgart bey Löflund, Metzler, Steinkopf, in Tübingen bey Laupp:

Cornelia. Taschenbuch für Teutsche Frauen auf das Jahr 1824. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Neunter Jahrgang. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Keller, Loder, Opitz, Heideloff, und gestochen von Fleischmann, Eglinger, Bonedetti, Hofmann und Lips.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Heidelberg, August 1823.

Joseph Engelmann.

Anzeige.

Den verehrlichen Theater-Direktionen, die mein neuestes romantisches Drama:

Viola, oder die Vorschau,

welches in Bamberg im Druck erscheint — zur Aufführung bringen wollen — mache ich hiermit bekannt, daß dieses Stück mit bedeutenden, von mir besorgten Verkürzungen, und so wie es hier unlängst aufgeführt wurde — gegen die gewöhnliche Copiatur-Gebühr von hiesigem Hoftheater zu erhalten ist.

Karlsruhe im September 1823.

Joseph Freyherr von Auffenberg
großherzogl. bad. Kammerherr.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Libussa.
Zauberoper in drei Aufzügen.
geheftet. Preis: 12 Gr.

Bey Tendler und v. Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Novellen
von
Franz Maria Nell.

8. Wien 1823. In Umschlag brosch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Wir legen hier den Freunden einer gemüthlichen und geistreichen Lektüre eine Sammlung Erzählungen von einem Schriftsteller vor, dessen Name der literarischen Welt bereits vortheilhaft bekannt ist. Es sind ihrer sechs: Das Bild der Braut. — Der Schach im Bade. — Der Adelit. — Der Meister ohne Namen. — Das Gottesgericht. — Das Brautpaar. — Alle zeichnen sich durch lebendige scharfe Charakteristik, blühende und ergreifende Situationen, lebhafte Schilderungen in einer schönen ungesuchten bilderreichen Sprache aus.

Bekanntmachung

an Naturforscher, Bibliotheken, gebildete Forstmänner und Oekonomen, die Herausgabe eines großen Werkes der deutschen Vögelkunde betreffend; unter dem Titel:

Johann Andreas Naumann's
Naturgeschichte
der
Vögel Deutschlands,
nach
eigenen Erfahrungen entworfen.

Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von

dessen Sohne
Johann Friedrich Naumann,
mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit vielen colorirten Kupfern.
Lexicon-Octav.

Ist ein Werk von so hohem Range und wahrhaft gediegenem Werthe, wie vorbenanntes, erst in die Welt getreten, dann bedarf es nicht mehr einer umständlichen Bekanntmachung, indem es schnell durch sich selbst diejenige Aufmerksamkeit erweckt, welche einer ausgezeichneten Erscheinung gebührt, einem Unternehmen, das einzig seiner Art in der deutschen Literatur dasteht, und dem Aehnliches noch keine andere Nation aufzuweisen hat. — Der wackere Herausgeber arbeitete schon an des Vaters hochgeachteter Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands, und die sämmtlichen Abbildungen in derselben waren seine Arbeit. Die gegenwärtige Ausgabe ist aber in der That ein gänzlich neues Werk, das von den Platten der ältern nur die gelungensten aufgenommen hat; alle fehlenden, zum Theil noch unbeschriebenen Arten hingegen sind neu gezeichnet und gestochen, und ergänzen somit eine Sammlung naturgetreuer Abbildungen aller deutschen Vögel nebst ihren Hauptverschiedenheiten, welche sämmtlich von der Hand des kunstreichen Verfassers nach der Natur entworfen wurden, ein Vorzug, den wohl noch kein Werk von diesem Umfange für sich hatte. Die systematische Eintheilung und gründlichen Beschreibungen der Vögel erschöpfen den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, und umfassen die Resultate von mehreren Jahrzehnten angestrengten Forschens. Für die Illumination hat der Verleger keinen Aufwand gescheuet, um etwas, dem Zwecke gemäß Vollendetes zu liefern, indem bey wissenschaftlichen Darstellungen auf Treuheit des Kolorits ja alles beruht, und diese ihnen

erst den eigentlichen Werth verleiht. Druck und Papier entsprechen dem Ganzen in einer würdigen Gestalt. — Folgendes ist bis jetzt erschienen:

Erster Theil mit 43 colorirten und 2 schwarzen Kupfern, enthält die sämmtlichen Tag- und Nachtraubvögel (Vultur, Catharies, Gypaetos, Falco, Strix.) Preis: 26 Thlr.

Zweyter Theil, liefert nebst 1 Bildniß auf 30 Platten (Tafel 49—78.) die Gattungen: Würger, Rabe, Seidenschwanz, Rake, Pitol, Staar, Staarmiesel, Fliegenfänger, Drossel, Sänger, (Lanius, Corvus, Bombycilla, Coracias, Oriolus, Sturnus, Merula, Muscicapa, Turdus, Sylvia.) Preis: 10 Thlr.

Dritter Theil mit 1 Titelkupfer und 14 Platten (Tafel 79—93.) die Gattungen: Sänger, Schnurrer, Pieper, Bachstelze, Steinschmätzer, Schwätzer, Braunelle und Goldhähnchen (Sylvia, Troglodytes, Anthus, Motacilla, Saxicola, Cinclus, Accentor et Regulus.) Preis: 11 Thlr.

Zur Erleichterung des Ankaufs wird den Liebhabern die bestmöglichste Ausgabe willkommen seyn, indem jeder Käufer ohne merklichen Aufwand (nur 3 bis 4 Thlr.) nach und nach zu dem Besitze dieses schönen Werks gelangt. Keine Bibliothek, kein Forscher und Sammler, Forstmann oder Oekonom, der nach höherer Ausbildung in diesem anziehenden Zweige der Naturgeschichte strebt, und sich grundliche Kenntniß dafür erwerben will, darf dieses klassische Buch entbehren und Alle werden in demselben einen dauernden Werth besitzen.

Sämmtliche Materialien liegen bereit, und gestatten eine schnelle Beendigung, so wie auch die Fortsetzung weit schneller als bisher, von jetzt an erscheinen wird. Der vierten Theiles erstes Heft liegt zur Ueberseyung bereit. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, im Juli 1823.

Ernst Fleischer, als Verleger.

Subscriptions-Anzeige.

Neue Ausgabe von Shakspeare's sämmtlichen dramatischen Werken in Einem Bande.

THE
DRAMATIC WORKS
OF
SHAKSPEARE.
PRINTED FROM THE TEXT
OF
SAMUEL JOHNSON, GEORGE STEEVENS, AND ISAAC REED.
COMPLETE IN ONE VOLUME.

Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, wo englische Sprache und Literatur so allgemein bey uns geworden sind, und für uns Beyspiel der freundlichen immer weiter durch Europa verbreiten, scheint auch namentlich in Deutschland der Umgang mit Shakspeare nicht mehr zu den Seltenheiten und viele von dessen Freunden und Verehrern, die ihn früher aus Uebersetzungen kannten, wünschen jetzt den genialen Engländer in seiner heimischen Ursprache zu lesen. Der Wunsch aber verursacht und [illegible] als zu empfinden, und die Veranlassung der unter obigem Titel hiermit angekündigten Ausgabe, deabsichtigt, allen nur möglichen Forderungen unbedingt zu entsprechen. Nicht nur dem Minderbemittelten wird die Anschaffung durch unvergleichliche Wohlfeilheit zugänglich, sondern auch solche Käufer, welche weniger die Billigkeit des Preises zu berücksichtigen haben, werden in der Art der innern Ausstattung, welche mit dem englischen Geschmack wetteifert, Veranlassung finden, diese Ausgabe zu wählen. Als Geschenk für angehende Studier des Englischen dürfte sie sich ebenfalls eignen, indem man hiermit dem Lernenden ein schönes Ziel vorsteckt, welches zum großen Genuß verleitet, und zum Fleiß ermuntern wird.

Für den Subscriptionspreis von

Zwey Thaler Sechzehn Groschen Sächsisch oder Vier Gulden Rheinisch Vierundvierzig Kreuzer Rheinisch

erhält man auf einen fünfzig Bogen Velin-Papier vom größten Lexicon-format mit neugegossenen Lettern in gespaltenen Kolumnen schön und deutlich gedruckt. „Shakspeare's sämmtliche dramatische Werke," welche zusammen nur Einen Octav-Band bilden, und gedenkt in 2 Lieferungen an die Subscribenten gelangen.

Die erste Hälfte (etwa 25 Bogen) erscheint vor dem Schlusse dieses Jahres, und der Subscriptionspreis wird den Empfang derselben entrichtet; die zweyte und letzte Lieferung erfolgt bis zum März 1824 unfehlbar. Der Ladenpreis von 4 Rthl. 16 Gr. oder 2 Gulden 24 Kreuzer rheinisch tritt aber schon mit dem nächsten 1. Januar ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscriptionen an. Sammler, welche sich direct (postfrey) an mich wenden, erhalten bey acht Exemplaren ein neuntes gratis.

Leipzig, am 1. Juli 1823.

Ernst Fleischer,
Buch- und Kunsthändler.

Unentbehrliches Handbuch für die mittlern und niedern Stände.

C. E. Claudius allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigen schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben.

Achte, durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage von W. Kletke.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe, nebst einer Anweisung zum Briefschreiben, und den dabey zu beobachtenden Wohlstands- und Klugheitsregeln ꝛc.

Vierzehnte Auflage. 8. Leipzig 1822, bey E. Wienbrack. Preis 18 gr.

Als eines der nützlichsten und wohlfeilsten Bücher ist dieser Briefsteller mit Recht zu empfehlen, von dem bisher über 50,000 Exemplare abgesetzt worden, und der auch mehr enthält als der Titel verspricht. Man findet darin zur Muster zu Briefen, fast für alle Fälle, die im Familien- und Geschäfts-Leben vorkommen; dann eine gründliche Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen für das

Digitized by Google

bürgerliche Geschäftsleben, als Bekanntmachungen in öffentlichen Blättern, Wechselbriefe, Quittungen, Contracte, Vollmachten, Zeugnisse u. s. w.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Erben.

Ein Familiengemälde

von

Galt.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

C. v. S.

Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Alle englische Blätter sagen, der Verfasser dieses Romans sey der würdigste Nebenbuhler von Walter Scott und man darf nur einige Kapitel gelesen haben, um ihnen beyzustimmen. Vor den meisten Romanen W. Scotts hat aber dieser noch den großen Vorzug, daß hier ein in Parallele bleibendes Gemälde ächt schottischer und ächt englischer Sitten und Denkungsart vorkommt, und dabey mehr die neuere Zeit zum Grund gelegt ist. So werden wir nun in eine ganz neue, von Walter Scott noch nicht geschilderte Welt eingeführt und unsere Theilnahme wird mit jeder Seite mehr in Anspruch genommen.

Bey C. G. Kaufmann in Dessau ist so eben erschienen:

Kraft und That freyer Hellenen.

Von Christian Bork.

8. auf geglättetem Velinpapier geheftet 12 gr. oder 54 kr. rhein.

Theodor Körners Heldenlieder sind unter dem Namen Leyer und Schwerdt der ganzen deutschen Nation bekannt. Eine gleiche Begeisterung spricht jetzt Jahre später aus den vorliegenden Dichtungen, weshalb sie den ersten Platz neben jenen vollkommen verdienen und allen empfänglichen Gemüthern eine freundliche Erscheinung seyn werden.

Zu erhalten: in Stuttgart bey Löflund; in Tübingen bey Lappy: in Wien bey Schaumburg u. Comp. Trebler u. v. Mannheim, Wallishauser u. s. w. und in allen andern deutschen Buchhandlungen.

Llorente's Geschichte der Inquisition.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen und für 1 Rthlr 16 Gr. zu haben:

Geschichte der Inquisition.

Aus dem Französischen

des

Juan Antonio Llorente und Leonard Gallois.

Mit einigen Randglossen

von

T.

Der mißverstehet die Himmlischen, der sie
Bittgang nähmt: er höret immer nur
Die eignen grausamen Begier'n an.

Goethe.

Nebst der Lebensbeschreibung von Llorente und seinem Bildnisse.

Von allen Plagen, die verschiedene Länder der Erde verwüstet haben, hat keine so schwer zu vertilgende Spuren hinterlassen, als die von der heiligen Inquisition sind. Pest, Krieg, Hungersnoth, Erdbeben, Ausbrüche von Vulkanen, leben nur in der Erinnerung durch die Geschichte fort, aber überall, wo sich der tödtliche Hauch des heiligen Gerichts bemerkbar machte, da entvölkerten die volkreichsten Städte, die bald von ihren festigen Einwohnern entvölkert wurden, nur Angeber und Schlachtopfer, Kerkermeister und Henker. Nirgends hat sie solche Verwüstungen angerichtet, als in Spanien. Im Namen des Gottes, der die Güte und Barmherzigkeit ist, in den Staaten der allerkatholischsten Könige, standen die Diener einer Religion, die alle Verirrungen zu vergeben gebietet, als Verfolger auf, und bauten abgöttische Scheiterhaufen, welche ganze Bevölkerungen verzehrten! —

Wer das Schrecklichste und Lächerlichste, die größte Einfalt und die fürchterlichste Grausamkeit geschildert lesen will, sagte ein berühmter freysinniger Schriftsteller, der lese Llorente's Geschichte der Inquisition.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Versuch einer Geschichte und Physiologie der Thiere, von Dr. J. W. Link. 2 Thle. gr. 8. Chemnitz, Starke. 2 Rthlr. 12 gr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser übergiebt hier dem gelehrten und kunstliebenden Publikum eine Schrift, die ihm den Dank desselben um so mehr zusichern wird, da hiermit einem großen Bedürfnisse der Zeit und der Wissenschaft abgeholfen und die zweckmäßigste Bearbeitung der Zoologie nicht nur bereitet, sondern ihr wahres Seyn endlich begründet ist. Das Verdienst des Werk ist bey Bearbeitung dieser Schrift um so größer, je grundlicher die Vorarbeiten Anderer besonders die eines Reil benutzt sind, und je besonderer derselbe den Darstellungen seiner eignen Ansichten ist. Allenthalben ist geläuterte Empirie und strenge Rationalität vereinigt. Es kann mithin dieses mit Sachkenntniß sowohl, als mit philosophischem Geiste vollendete Werk jedem Gelehrten besonders aber dem wissenschaftlichen Arzte und Naturforscher ein eben so hohes Interesse abgewinnen, als es selbst dem bloßen Kunst- und Naturliebhaber reellen Gewinn verschaffen wird. Zu dem Ende handelt die 2te Abtheilung des 2ten Theils von der Sammlung und Aufbewahrung der Thiere in Naturalienkabinetten, welchen die Art der Sammlung nicht nur der Thiere überhaupt und ihre Aufbewahrung, sondern die jeder Thierclasse insbesondere, auf die instructivste Weise gelehrt wird.

Ankündigung einer lythographirten Uebersetzung des Atlas historique von Le Sage (in der nämlichen Schönheit und Größe des französischen Originals, welches 7 Louisd'or kostet) in folgenden billigen Preisen.

Ein Ex. auf ordin. Papier	à 30 kr.	die Tabelle.
— — — franz. Velinpapier	à 40 kr	— — —
— — — feinstes franz. Velinp.	à 1 fl.	— — —

Der nachherige Ladenpreis ist das Doppelte

Um dieses vortreffliche Werk allgemeiner und auch für Schüler nützlich zu machen, hat sich der unterzeichnete Kunsthandlung entschlossen, solches ins Deutsche übersetzen zu lassen und um diesen äußerst billigen Preis auf

Subscription herauszugeben — was dem Publikum gewiß willkommen seyn wird. —

Die Lieferung der einzelnen Blätter, welche ungefähr 36 sind, wird in wenig über 2 Jahren beendigt seyn. —

Um die Subscribenten sicher zu stellen, verpflichten sich dieselben nur in sofern das Werk anzunehmen, wenn es den Erwartungen Genüge leistet.

Man bezahlt bey Ablieferung der Tabellen, es werden aber auch Vorausbezahlungen auf folgende Art angenommen,

für ein complettes ordin. Ex. 16 fl. 30 kr.
— — — — besseres Ex. 22 fl.
— — — — Pracht-Ex. 33 fl.

gegen welche sich die Handlung verpflichtet, die Exemplare frey bis Leipzig zu liefern.

Briefe und Gelder erbittet man franco.

Carlsruhe den 31. August 1823.

Johann Velten.

Bey J. A. Mayer in Aachen erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Grünrock,

Ein Seitenstück zu Wilhelmine von Rosen,
vom Verfasser derselben,
L. F. Freyherrn von Bilderbeck.
2 Bde. in 8. Preis 3 Thlr.

Nachdem der bekannte und geschätzte Verfasser beynahe zwey Decennien hindurch die Produkte seiner Muse dem deutschen Vaterlande entzogen hatte, giebt er uns hier ein Seitenstück zu seiner beliebten Wilhelmine. Wir glauben die geneigten Leser versichern zu dürfen, daß gewiß der Grünrock sich desselben Beyfalls, der seiner ältern Schwester zu Theil wurde, zu erfreuen haben wird, und heben, statt aller Empfehlung, nachstehende Stelle aus dem Schlusse der Vorrede heraus.

„Auf der merkwürdigen Straße, welche mich das „Schicksal durchwandeln ließ, habe ich noch manches auf„gerafft, was vielleicht nicht ohne Bedeutung, was mir „sogar des Aufhebens werth geschienen. Diese Reihe von „Erfahrungen, diese bey einer gewissen Classe von Men„schen gemachten Beobachtungen möchte ich nun gern „vor meinem Hinscheiden, in der von mir angenommenen „Manier, dem mir ehedem nicht ganz ungeneigten Leser „dankbar hinterlassen.“

Subscriptions-Einladung.

Zu Ende dieses Jahres erscheint im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig

Reichenbach, M. J. F. J.

griechisch-deutsches Handwörterbuch.

2 Thle.

Zweyte ganz neu bearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8.

(circa 120 Bogen Lexiconformat.)

und nehmen auf dieses dem jetzigen Standpunkte der griechischen Sprachwissenschaft vollkommen entsprechende Wörterbuch alle Buchhandlungen (die mit einem, das Nähere besagenden ausführlichen Prospectus versehen wurden, auf welchen der Verleger zu verweisen sich erlaubt) Subscription an. Der Subscriptionspreis ist auf 4 Rthlr. 8 gr. netto festgesezt, bey Parthien von 24 Exemplaren wird das 25ste gratis gegeben, der mit der Vollendung des Ganzen eintretende Ladenpreis ist um ein Drittheil höher (also 6 Rthlr. 12 gr.)

Gymnasien und ähnlichen Anstalten, Studierenden, so wie allen Freunden und Verehrern des griechischen Sprachstudiums ist diese Anzeige angelegentlich empfohlen und hofft der Verleger bey so äußerst billigen Bedingungen diesem jeden Anspruche genügenden Werke den besten Eingang zu bereiten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

König Perlander und sein Haus. Ein Trauerspiel von Karl Immermann. gr. 8. — 16 ggr.

Perlen aus Jean Pauls Levana. Für Eltern und Erzieher. 8. 12 gr.

Bonn, im August 1823.

Büschler'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Der Geheimnißvolle

Novelle
von
L. Tieck.
1823. Dresden, Hilscher.
Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Unter den trefflichen Darstellungen, womit Tieck das Gebiet der Novelle neuerlich wieder bereichert hat, gebührt auch dieser eine ausgezeichnete Stelle. Man kennt seine geistreiche und lebendige Charakterschilderung, seine wahrhaft plastische Darstellung, seine Meisterschaft in der harmonisch fortschreitenden Entwickelung in der Geschichte und den Reichthum an tiefgeschöpften Bemerkungen über Leben, Kunst und Wissenschaft, die seine Erzählungen so anziehend machen — Vorzüge, die man hier im hohen Grade wiederfindet. Der Verleger hat es sich angelegen seyn lassen, das Buch würdig auszustatten.

Für das gebildete Publikum.

In der Rein'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Weg zur Gesundheit

nach dem Englischen
des Dr. Georg Cheyne
frey bearbeitet
von
N. H. Julius, Dr.
Nebst einem Anhange
von teutschen und fremden Sprichwörtern aus dem Gebiete der Gesundheitspflege und Heilkunde.
Preis sauber geheftet 16 gr.

Wer glaubt, hier eine Menge Rezepte zu finden, irrt sich. Aber treffliche Rathschläge für die Gesundheit findet er darin, wie nur immer ein Gebildeter sie wünschen kann. Es fehlt nicht an medizinischen Volksbüchern, fast alle sind aber für den gemeinen Mann; für die gebildeten Stände ist seit Tissot so wenig geschrieben worden, daß Herr Dr. Julius mit Uebersetzung dieses Wegweisers gewiß Vielen eine Freude gemacht hat.

Nro. 24.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift für Kriegswissenschaft. Redigirt von Hauptmann von Kausler. Neue Folge. 2s Heft.

Inhalt.

I. Die Feldzüge Alexanders des Großen, nach den Quellen, hauptsächlich in militärischer Hinsicht bearbeitet. (Mit 1 Charte. *)

II. Die Lanze und das Schwerdt, ein fingirter Dialog über die Waffen der Reuterei, vom General Bismark.

III. Constitutionelle Grundsätze und Organisation der baierischen Armee.

IV. Literatur. Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reuterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit.

*) Diese Charte wird mit dem 3ten Hefte nachgeliefert.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben Ch. F. André. September 1823.

Inhalt.

Correspondenz und Neuigkeiten. Preußen. Aus Berlin. Provincialstände in Preußen. Fonks Proceß. Commission zur Beschränkung des Staats-Aufwands. Aus Danzig. Geschichte der Stadt. Merkwürdigkeiten und Umgebungen. Unna in der Grafschaft Mark. Düsseldorf. Aus Halle. Meinekens Tod. Aus Breslau. Handelsstockung. Aus Münster. Artesische Brunnen. Aus Berlin. Medicinische Klinik. Oestreich. Wohlfeilheit. Literatur. Censur. Schwärmer. Aus Wien. Theater und andere Kunstsachen. Das Oestreichische Grubenmaß. Neuste Privilegien. Aus Töplitz in Böhmen. Der Graf von Kuppin. Literatur. Zeitschriften. Aus Böhmen. Literatur. Schulwesen. Toleranz. Sonntagsberg. Seitenstätten. Staatsgüterverkauf. Deutsche Bundesstaaten. Bayern. Aus Amberg. Gebet des Fürsten Hohenlohe. Aus Nürnberg. Nürnberger Taschenbuch. Schulen. Bürgermeister Scharrer. Sachsen. Aus Dresden. Kunst- und Gemälde-Ausstellung. Bauers Stadt-Stempel und Daktyliothek. Erfindungen des Inspectors Blochmann. Aus Leipzig. Brockhaus. Thorgeld. Literatur, neuste. Kirchhof. Aus Freyberg. Goethe durch ein Plagiat hintergangen. Großh. Hessen. Aus Darmstadt. Zimmermanns Predigt bey Eröffnung der Stände-Versammlung. Großh. Weimar. Aus Jena. Erkenntniß in der Untersuchungssache wegen Kotzebues Ermordung. Freie Reichsstädte. Bremen. Griechenland. Cuba. Dänemark. Thorwaldsen. Zeitschriften. Fortgang des Wechsel-Unterrichts. Italien. Bergwerksschule in Savoyen. Akademischer Verein und neue Malerschule in Chamberry. Lombard. Venet. Institut zu Mailand. Jesuiten in Turin. Wechsel-Unterricht in Florenz. Niederlande. Kolonie Fredrichs-Oord. Wechsel-Unterricht in Brüssel. Rußland. Universität Moskau. Academie der Wissenschaften in Petersburg. Orientalisches Institut. Neue Insel Mumirak. Tschernigow. Starke Einbildungskraft einer Schwangeren. Reval. England. Neue Handelspolitik. Griechische Academie in Corfu. London religiöse und wohlthätige Gesellschaften. Literarische Bank. Britthes Museum. Cocumbers Tod. Sowerbys Jahns Vertheidigungsschrift. Militairische Capitulation. Girard. Schwindsucht in Solothurn und Luzern. Trouillers Proceß. Bärenschwyl. Canton Wallis und Tessin. Portugal. Aus Lissabon. Ereignisse im Junius. Frankreich. Elephantenzahn. Beyond. Arnoulets hydraulische Maschinen. Verein zur Aufmunterung und Beförderung der National-Industrie. Akademie der geometrischen Zeichenkunst. Thorons neue Gesangschule. Postauben. Strafgefängniß-Commission in Straßburg. Entdeckte Münzen. Murmonische Stimmen in Paris. Bade-Anstalten und Schwimmschulen in Bordeaux. Regniers Barometer. B. Montpons Tugendpreise. Unglück mit Dampfmaschinen. Neue Methode Taubstumme zu heilen. Amerika. Aus Charlestown. Verschwörung der Neger. Chili. Antillen. Cuba. Der Kaffeebaum in Süd-Amerika. Die nordamerikanischen Kanäle in New-York. Neue Fähre über den Hudson. New-Yorks Schul- und Kirchenwesen. Neues Iris-Blau. Giftpflanzen. Neues Journal. Heiße Quellen. Asien. Singapour, neue englische Schöpfung. Merkwürdige Ostindische Subscription für die Irländer. Lambtons Charte von Ostindien. Gasbeleuchtung. Preßfreiheit. Süd-Indien. Neue Sträflings-Colonie. Sternwarte. Fortschritte der Civilisation in Otaheite. — Staatswissenschaft. Gegenwärtige Lage der so viel besprochenen westphälischen Angelegenheit. Von Schreiber. Prohibitiv-System. — Kultur überhaupt. Missionswesen. — Bibliographie. Raccolta di Edizioni di tutte le Opere del Petrarca e di Enea Silvio etc. — Deutsche Literatur. Hammelburger Reise. Sechste Fahrt. Münchs Vorzüge des christlichen Europa vor den Oemanen. 2r Th. Rhlands Gedichte, lateinisch von Schwab. — Neuste französische Literatur. (Fortsetzung.) Dictionnaire des sciences naturelles. Guide des voyageurs en Espagne. — Gedichte. Sophokles. Aus den Erinnerungs-Blättern eines Reisenden 1822. Reise a) auf den Rigi b) über den Simplon, von Arthur v. Nordstern. — Debatten und Berichtigungen. Buchhändlermesse zu Nürnberg. Bremen und Münster. — Geschichte. Franz von Sickingen durch Ernst Münch. Grausamkeit der Spanier 1808. — Gemeinnützige Vorschläge. Verein zur Anlegung von Kolonien und Versorgung der Armen in Deutschland. — Naturkunde. Beobachtungen über die Kröte. — Anfragen und Antworten. Der Steinsalzfelsen zu Cardona in Spanien.

Allgemeine politische Annalen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmän-

nern. Herausgegeben von Friedr. Murhard. X. Bd. 4tes Heft.

Allgem. deutsche Justiz-, Cameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. August. 1823.

Correspondenzblatt des Landwirthschaftlichen Vereins. Vierter Band. September 1823.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

In allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Euryanthe von Savoyen,
von
Helmine von Chezy.
Preis: 18 gr.

Es ist das Original zu dem Stoff der neuen Oper von C. M. v. Weber, welche nächstens in Wien aufgeführt wird; und die Freunde der Litteratur können von dem hohen poetischen und historischen Werth des Gegenstandes auch dadurch überzeugt seyn, daß schon jetzt, kurz nach dem Erscheinen dieses Romans, sehr empfehlende Beurtheilungen im „Morgenblatt", „Gesellschafter", der „Abendzeitung" (von Böttiger, mit dessen Unterzeichnung) der „Zeitung für die elegante Welt", der „Berliner Vossischen Zeitung" u. s. w. zu finden sind.

Empfehlungswerthe Bücher für das schöne Geschlecht,

welche bey A. Wienbrack in Leipzig verlegt, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

Gesammelte Briefe von Julie. 4 Bände mit Kupfr. 2te Aufl. 8. geh. 5 Rthlr.

Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte. 6te Aufl. mit 12 Kupfrn. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 15 gr.

Diese beiden anziehenden, empfindungsvollen, höchst moralischen, und in einer vortrefflichen Sprache abgefaßten Bildungsbücher eignen sich zu einem passenden Geschenke, bey jeder Gelegenheit, für Jungfrauen, Bräute, und Neugeschenkte.

Sophie von La Roche, Briefe an Lina. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen. 4te Aufl. 3 Bände mit Kupfr. 8. 2 Rthlr.

Kein neues, aber ein klassisches Buch, für dessen Werth der Name der verewigten Verfasserin, der Freundin des großen Wielands hinlänglich bürgt.

Luise Meynier, mythologische Unterhaltungen, für Deutschlands gebildete Töchter 2 Thle. 8. 1 Rthlr.

Die Mythen der Griechen und Römer werden in diesem Werkchen auf die angenehmste Weise vorgetragen, und die jungen Leserinnen erhalten die ihnen in jedem gebildeten Cirkel so nöthigen Kenntnisse derselben, ohne daß im mindesten ihre Moralität gefährdet wird.

Brosenius Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt. 8. geh. 1 Rthlr.

Angehenden Hausmüttern wird dieses mit vieler Einsicht und Sorgfalt bearbeitete, gründliche Buch von großem Nutzen seyn.

Henriette Pohl, Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe. Ein Beytrag zur Verbesserung der häuslichen Kochkunst. 4te Aufl. herausgegeben von Prof. Friedrich Pohl. 8. geh. 10 gr.

Nach dieser Anleitung läßt sich sparsammer, schmackhafter und fast mit noch weniger Mühe, als nach der gewöhnlichen Art, kochen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Materialien zu Religionsvorträgen bey Begräbnissen, in Auszügen aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammelt von J. G. Petsche und M. J. K. Weikert. 5 Bände gr. 8. Chemnitz, Starke. 5 Rthlr. 4 gr.

Es zeichnen sich diese Materialien hauptsächlich dadurch vor ähnlichen Hülfsmitteln aus, daß sie nicht Auszüge aus Leichenreden, sondern vielmehr aus solchen Predigten enthalten, in welchen Gegenstände abgehandelt werden, die bey Sterbefällen anwendbar sind: eine Einrichtung, die dieses Werk auch denen empfehlen wird, die sich keiner fremden Verhülfe bey ihren Amtsarbeiten zu bedienen pflegen, da es vermöge derselben nicht sowohl der Leerheit und Trägheit die Hand reichen, sondern vielmehr als ideenberichtigende und berichtigende Lektüre für den Kenntnißvollen und Selbstdenkenden erscheinen will, die doch auch der Höchste in dieser Gattung nicht verschmähet. Eben so empfehlend werden diesem Werke aber auch gewiß die Namen der Männer seyn, deren Predigtsammlungen bey denselben benutzt worden, die Namen eines Ammon, Cramer, Dräseke, Eylert, Gebauer, Hermes, Kindervater, Löffler, Marezoll, Reinhard, Ribbeck, Rosenmüller, Schuderoff u. s. w., deren Schriften, doch wohl nur die wenigsten von denen, für welche dieses Werk bestimmt ist, gesammt besitzen möchten.

Bey uns sind folgende Romane und andre, zur Unterhaltung dienende Schriften erschienen:

Abelline, der große Bandit; ein Roman. 8. 18 gr.
Frohberg, Regine, Verrath und Treue, ein Roman. 8. 1 Rthlr. 12 gr.
Hein, Fr., Traum der Liebe. Mit 1 Kupf. 1 Rthlr. 8 gr.
Iffland, Theorie der Schauspielkunst für ausübende Künstler und Kunstfreunde. Zwey Bändchen mit Kupf. 8. 1 Rthlr. 16 gr.
Klein, E. von, der Frühling, ein Gedicht. Nebst einem Anhange einiger andern Gedichte von demselben Verfasser. Neue Original-Ausgabe. gr. 8. 8 gr.
Langbein, A. F., acht Novellen, bearbeitet nach

Digitized by Google

Segür's Werk: les Femmes. Mit Kupf. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Laurette, eine Scene aus der sterbenden Klosterwelt. 8. 1 Rthlr.

Meißner, C. W., Skizzen, Erzählungen und Schwänke. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Moorfeld's Leiden und Freuden. Eine Erzählung von Th. Frölich. 8. 8 gr.

Richthofen, J. Baronin von, die Catalonierin. Ein wahrer Roman. 2 Thle. mit Kupf. 8. 2 Rthlr.

Schulz, Theod., Sidnei William, König der Karaiben. Eine romant. Skizze. 8. 21 gr.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Eben erschienen bey P. G. Hilscher, in Dresden, und an alle Buchhandlungen versandt:

Anekdoten
zur Geschichte
der spanischen und portugiesischen
Revolution
vom
Grafen Pecchio.
nach
der englischen Ausgabe übersezt.
Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Wer die merkwürdigen Staatsveränderungen in Spanien und Portugal in ihrer Entstehung und weitern Entwickelung begreifen will darf diese Schrift nicht ungelesen lassen. Sie giebt die wichtigsten Aufschlüsse über den Gang der Ereignisse, so wie über die Persönlichkeit der Männer, die dabey eine Rolle spielten, und hat nicht nur als Beytrag zur Zeitgeschichte einen dauernden Werth, sondern ist überdieß auch wegen der darin enthaltenen Schilderungen spanischer und portugiesischer Sitten und Charakter-Eigenheiten dem großen Publikum als unterhaltende Lektüre zu empfehlen.

Anzeige.

Den verehrlichen Theater-Directionen, die mein neuestes romantisches Drama: Viola, oder die Vorschau, welches in Bamberg im Druck erscheint zur Aufführung bringen wollen — mache ich hiermit bekannt, daß dieses Stück mit bedeutenden, von mir besorgten Verkürzungen, und so wie es hier unlängst aufgeführt wurde — gegen die gewöhnliche Copiatur-Gebühr von hiesigem Hoftheater zu erhalten ist.

Karlsruhe im September 1823.

Joseph Freyherr von Auffenberg,
großherzogl. bad. Kammerherr.

Das im Verlag der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt erschienene

Handwörterbuch der deutschen Sprache.

Nach Adelung, Campe, Heinsius ꝛc. bearbeitet von Chr. Wenig.

gr. 8. Preis 3 Rthlr. 6 gr.

verdient allgemeine Empfehlung. Sachverständige rühmen bei der größten Sprachreinheit und musterhaften Kürze seine Vollständigkeit und Deutlichkeit. Es erfüllt zugleich den Zweck eines Verdeutschungswörterbuchs, und giebt befriedigende Auskunft über die Kunstausdrücke der Turn-, Schiffer-, Jäger- und Bergmannssprache. Besondere Rücksicht wurde auch auf alte und in der gewöhnlichen Sprache veraltete, aber noch jetzt bey Dichtern und in Luthers Bibelübersetzung vorkommende Ausdrücke genommen. Eine kurze Sprachlehre und eine vollständige Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter erhöhet die Brauchbarkeit desselben.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica,
oder
Verzeichniß derjenigen medizinischen, chirurgischen, pharmazeutischen und chemischen Bücher, welche vom Jahre 1750 an, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Teutschland erschienen sind.

Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 16 gr. Cour.

Damit die Besitzer der zweiten Auflage nicht nöthig haben, das ganze Verzeichniß noch einmal zu kaufen, so sind die, in diese dritte Auflage aufgenommenen, Supplemente zu derselben, welche die Literatur der Jahre 1821 bis Mitte 1823 enthalten, einzeln abgedruckt worden und für 2 gr. Cour. zu haben. —

Die dritte berichtigende und vermehrte Auflage von Wachler Dr. Ludw. Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauche bey Vorlesungen auf höheren Unterrichtsanstalten gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

ist der zweyten nach dem kurzen Zeitraume von zwey Jahren gefolgt und damit gewiß der evidenteste Beweis für die Zweckmäßigkeit und hohe Brauchbarkeit dieses Compendiums gegeben, was der gelehrte Herr Verf. zum Theil ganz neu überarbeitete, obschon die äußern Einrichtungen in Rücksicht auf den Gebrauch der ältern Abdrücke neben den neuern bey öffentlichem Unterrichte unverändert beybehalten werden mußte. Die Literatur ist wiederum sorgfältigst berichtigt, der Preis der vorigen Auflage, ungeachtet der vermehrten Bogenzahl, unverändert gelassen.

Leipzig im September 1823.

Joh. Ambr. Barth.

Bey Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Lutheritz, Dr. C. Fr., der Kinderarzt, als freundlicher Rathgeber bey allen Krankheiten der Kinder. Nebst einer Anleitung für Aeltern, ihre Kinder zu gesunden und kräftigen Menschen aufzuziehen. 8. geh. 12 gr.

Weichert, M. A., Anthologia graeca sive collectio epigrammatum ex anthologia graeca palatina. In usum scholar. 8. 21 gr.

Trautschold, J. G., Bibelgenuß in dichterischen Darstellungen aus der heiligen Gemüthswelt des alten und neuen Testaments. 8.

Dietrich, Dr. Ewald, des Arztes Lehr- und Wander-

jahre auf Reisen und im Felde. Ein historischer Roman aus den Zeiten der Feldzüge 1809, 1812, 13 und 15. 8.

Musikalien.

Gänsbacher, C., der fertige Orgelspieler, oder Casualmagazin für alle vorkommende Fälle im Orgelspiele. Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Cantoren, Organisten, Landschullehrer und alle angehende Orgelspieler. 2 Bde. gr. 4. 1t Bd. 1 Rthlr. 8 gr. Beilag. 1 Rthlr. 20 gr.

Fleck, M., 7 Festchorale für die Orgel mit Begleitung von 4 Posaunen, 2 Trompeten und Pauken, zum Gebrauche auf alle hohe Festtage. gr. 4. geh. 6 gr.

Gamerra, Sup. M. C., Gesänge für 3. 4 und mehrere Männerstimmen, Ernst und Scherz. gr. 4. geh. 10 gr.

Müller, W. C., Sammlung verschiedener Tänze im neuesten Geschmacke zur angenehmen Unterhaltung am Piano-Forte. quer 4. geh. 6 gr.

Mykologie.

Bey Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:

Mykologische Hefte. Von Prof. Dr. G. Kunze und Dr. J. C. Schmidt. Zweytes Heft. in gr. 8. Mit zwey Kupfertafeln in 4°. Preis: 1 Rthlr. 8 Gr.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Festpredigten

von

Fr. Laar.

(Preis 1 Rthlr. 12 gr.)

Der Hr. Verfasser giebt unter diesem Titel hier eine Auswahl aus den Vorträgen, welche er während der verflossenen fünf Jahre seiner Amtsführung zu Essen gehalten hat, so, daß er von jedem der festlichen Tage und Zeiten des Kirchenjahrs eine Predigt mittheilt, unverändert, wie sie gehalten sind. Seine Absicht dabei ist, theils seiner Gemeine ein Zeichen seiner dankbaren Liebe zu geben, und theils ein Hülfsmittel zur häuslichen Erbauung an den festlichen Tagen darzureichen; doch hofft er, daß diese Vorträge unter dem Segen des Herrn auch in einem weitern Kreise einzelne Saamenkörner für die Ewigkeit ausstreuen dürfen und hier und dort ein verwandtes Gemüth in der Liebe zu dem neu belebten und befestigten werden, in dessen Dienste sie gesprochen sind.

In der Sauerländer Buchhandlung in Berlin sind erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß und dem Motto: Μὴ κατακλίνεσθε, καὶ οὐχὶ κατακλινοῦσιν. Luc. 6, 37. In eleg. Umschl. brosch. 1. 18 Gr. od. 1 fl. 21 kr. Rhein.

Der Verfasser, ein langjähriger Freund Werners, hat darnach gestrebt, dem protestantischen Deutschland, das, seit dem Uebertritte des Dichters der Söhne des Thal's zum Katholicismus, nur falsche, und zum Theil thörichte, Zeitungsnachrichten über ihn erhalten, ein möglichst treues Bild seines Innern, aus ächten Quellen, zu geben. Zugleich kündigt sich das kleine Werk als eine nothwendige Beylage zu den Söhnen des Thal's an, weil es in den mannigfaltigsten Erklärungen Werners über dieß Gedicht den Schlüssel zu demselben, wie zu seinen Ansichten über Mysterei überhaupt, enthält. Darum wird es auch von der eben erschienenen dritten Auflage der Söhne des Thal's, die in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. 18 Gr. zu haben ist, nicht getrennt.

* * *

Die Söhne des Thal's. Ein dramatisches Gedicht von F. L. Z. Werner. Erster Theil: Die Templer auf Cypern. Zweiter Theil: Die Kreuzesbrüder. Dritte, mit des Verfassers Lebens-Abriß vermehrte Auflage. Mit 2 Bildnissen, eleg. cartonirt 3 Rthlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 kr. Rhein.

Für die Besitzer der beiden ersten Ausgaben ist von dem „Lebens-Abriß" ein besonderer Abdruck veranstaltet, und kostet 12 gr. oder 1 fl. 21 kr.

* * *

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Zweite Auflage. Erster Theil: Die Brautnacht. 8. eleg. carton. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr. Rhein.

Berlin im August 1823.

Militairische Anzeige.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und den Herren Offizieren als ein gewiß sehr nützliches Handbüchlein zu empfehlen:

Fragmente für Offiziere leichter Truppen, bearbeitet von L. G. Förster. Preis fauber geheftet 20 gr.

wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Berlin am 1. September 1823.

Heinrich Burchhardt.

Lüdger, K., Gespräche über die gewöhnlichsten Vorfälle im Leben englisch und teutsch; auf den praktischen Gebrauch des angehenden Erlernens dieser Sprachen berechnet. 16 26 Bändchen 8. geh. (à 12 gr.) 1 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Conversations on the most common Occurrences in Life, in english and german; calculated for the practical Use of the Student of either Language. Number 1. and 2.

Bearbeitet mit besonderer Rücksicht auf die Idiome der englischen Sprache und die Sitten und Gebräuche dieser Nation, dienen diese Gespräche dem Reisenden, dem Geschäftsmanne, so wie jedem, diese immer allgemeiner werdende Sprache Lernenden, leichten Stoff in gefälliger Form sich bald und leicht mit derselben vertraut zu machen. Ein drittes Bändchen erscheint zu Neujahr und beschließt das Ganze.

Joh. Ambr. Barth.

Digitized by Google

Nro. 25.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Ankündigung.

Im Jahre 1815 erschienen auf Befehl Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen von Baiern eine Militair-Karte von Süddeutschland in 20 Sectionen. Unter der Leitung des königl. baier. Hrn. Generallieutenant von Raglovich von dem Personale des damaligen Ingenieur-Bureau der Reservearmee nach dem Entwurfe des Ingenieur-Hauptmanns v. Coulon bearbeitet, konnte es dieser Karte an allen jenen Eigenschaften nicht fehlen, wodurch sie bey ihrem Erscheinen allgemeines Aufsehen erregen mußte. Die außerordentliche Aufnahme, und die überall schmeichelhafteste Anerkennung ihres Werthes, bewogen die unterzeichnete Buchhandlung diese Karte fortsetzen, über die Norddeutschen Länder ausdehnen, und in ihrem Verlage erscheinen zu lassen. Der Ingenieur-Geographe Green vom topographischen Bureau des k. b. Generalquartiermeisterstabs übernahm die Bearbeitung dieser Fortsetzung nach den besten Hülfsmitteln und besorgte dieselbe in der gleichen Vollkommenheit wie Süddeutschland. Bey dem Stiche wurde alles angewendet, die vollkommenste Gleichhaltung mit dem der süddeutschen Blätter zu erlangen.

Unter dem Titel:

Karte von Deutschland in 36 Sectionen, nach den besten astronomischen und trigonometrischen Hülfsquellen bearbeitet, der südliche Theil von dem k. b. Ingen. Hauptm. von Coulon, der nördliche von dem Ingen. Geogr. Green vom topogr. Bureau des k. b. Generalquartiermeisterstabs. Stuttgart und Tübingen, im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

erscheint sie also nun vollständig als ein Werk, nicht allein dem Militär unentbehrlich, sondern durch ihre neuere Vervollkommnung jedem Reisenden, jedem Beamten und Gelehrten von entschiedenem Nutzen. Diesem Zwecke möglichst zu entsprechen, wurde die Fortsetzung reichhaltiger an Ortschaften, Straßen, Flüssen, und anderm nützlichen Detail, so weit es die Klarheit der Darstellung erlaubte.

In dem kommenden Monate November erscheinen die 7 Blätter: No. I. V. IX. X. XIII. XV. XVI., denen bald die übrigen nachfolgen werden.

Damit die Anschaffung des Ganzen möglichst erleichtert wird, so ist der Preis für die vollständige Karte von ganz Deutschland in 36 Blättern bey baarer Bezahlung 30 fl. R.W.; für diejenigen, welche blos Norddeutschland in 17 Blättern, als Fortsetzung von Süddeutschland, verlangen, 15 fl. — Einzelne Blätter, welche wegen der großen Genauigkeit und Deutlichkeit für die Reisenden, Bewohner der Gegenden ꝛc. ein besonderes Interesse haben, sind für 1 fl. 30 kr. zu haben. So würden z. B. die Rheinreisenden in 2 Blättern für 3 fl. den genauesten Wegweiser von Landau bis Bonn erhalten; die Donaufahrt von Ulm bis Mölk ꝛc. in 3 Blättern zu 4 fl. 30 kr. zuhaben seyn.

Kaufslustige mögen sich in frankirten Briefen an die unterzeichnete Handlung wenden, und dürfen der schnellesten Erfüllung ihrer Wünsche gewärtig seyn.

Die Bezahlung wird nach der jedesmaligen Erscheinung der Blätter bey der Ablieferung baar geleistet.

Stuttgart und Tübingen im Oct. 1823.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch auf das Jahr 1824. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Mit 14 Kupfern in verschiedenen Einbänden zu 1 Rthlr. 12 gr. 2 Rthlr. 12 gr. 4 Rthlr. und 6 Rthlr.

Bey Joh. Frd. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824.

Inhalt.

Lenore di San-Segalwo, Novelle von Leopold Schefer.
Raphael und seine Nachbarinnen, Erzählung von L. A. von Arnim.
Der Zauberspiegel, Novelle von Helmina von Chezy.
Aus Herrn Balthasars Leben, von C. W. Contessa.

Außerdem sind in diesem Jahrgange enthalten: Gedichte von Adelheid, Blumauer, Castelli, Contessa (Salice) und C. W. Contessa, Deinhardstein, Eccard, Feuchtersleben, Fr. Förster, Grumbach, Halirsch, Hein, Hoffmann, Kühnel, Laun, Otto, Gr. von Loeben, W. Müller, Petrick, Fr. Rückert, Rydenius, W. von Schütz, Seidl, Sheel, A. Wendt und Räthsel und Charaden. Die Melodien sind von C. Schulz. Außer den Kupfern, welche zu den Erzählungen und Gedichten gehören, fängt in diesem Jahrgange eine Gallerie von Scenen aus Walter Scotts Romanen an, und die diesmal gegebenen 4 Blätter sind aus Waverley, dem Alterthümler, und Guy Mennering genommen.

Preis 1 Rthlr. 20 gr. in buntem Umschlag mit Gold-Schnitt. 3 Rthlr. 16 gr. in Seide mit ausgewählten Abdrücken der Kupfer!

Ein vollständiges Exemplar aller 33 Jahrgänge von 1791 — 1823 kostet im sehr erniedrigten Preise 22 Rthlr.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder und Bildchen
von
Dr. F. A. Krummacher.
(Preis geh. 18 gGr.)

Für Freunde des Wahren, Guten und Schönen eine Sammlung von 198 kleinern und größern poetischen Sprü-

den, Sentenzen und Epigrammen, teils wie Gold in ihrem Innern, schön in ihrer Form, passende und belehrend für den Geist, erquickend und belebend für das Gemüth. Der Hr. Verf. wählt, bietet in freier Wahl und auf einzelnen Spaziergängen erbauende Blätchen dar, wie wohl ein Pädchen wie Spaziergänger erbauende Blätchen könnte wohl ein Pädchen wie Spaziergänger sein. Der Verleger stellt es passend in die Reihe der Taschenbücher, mit welchen sich Freunde des Guten und Schönen an Neujahrstagen, Hochzeitstagen ꝛc. zu beschenken pflegen und glaubt, daß es auch als solches einen weit als gewöhnlichen Platz behaupten werde. Einer weiteren Empfehlung überhebt ihn der Name des Verfassers.

Neuere Verlagsbücher von Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M.

Abhandlungen des Frankfurter Philologenvereins für deutsche Sprache. 3 Stücke. gr. 8. 1819—21. 5 Thlr. 15 gr.

Darget, die Kunst der Prozeßführung. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. v. J. C. L. Blumhofer. Mit 6 Steintaf. und 1 Tab. gr. 4. 1822. 2 Thlr.

Bimmer, die Lehre von der Verjährung der Einrede oder der angewandten Einwendung. Für Kameralisten, Beamten, Techniker, Advokaten und Juristen. Zum Gebrauch der Vorlesungen auf Universitäten, Gymnasien und polytechnischen Instituten. gr. 8. 1822. 1 Thlr. 20 gr.

Brentano, C. v., die heilige Schrift des alten Testaments. 1n Theile. 1r Bd. 1. welcher das 1ste und 2te Buch Mosis enthält. 2te von Dr. Dereser besorgte Ausg. gr. 8. 1820. 2 Thlr. 8 gr.

Catalogus librorum impressorum partim rariorum, et omni scientiarum erudimque genere, quæ latina graeca aliisque linguis tractantur, quos ab initio artis typographicæ ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et partim publicæ venduntur, quos pro Apparatu Francofurtensi Varrentrappiano Universi Francofurtenses Mai. Francofurti. 1822. hr. 12 gr.

Dereser, Dr. Ch. C., (Bischof: Breslau 1820.)

Diesel, mathematisch-historisches Lehrbuch zum Behuf der Literatur. Weltsystem, nebst einer Einleitung in die Astronomie. 8. 1822. 15 gr.

Encke, Ph. C., Anfangsgründe der Geometrie, der Differentiale und Integralrechnung. M. 3 Kupfer. gr. 8. 1822. 20 gr.

— Lehrbuch der Geometrie. M. 9 Kupfer. gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 gr.

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie; zum Behuf seiner Vorlesungen und für den Selbstunterricht. 1r Bd., welcher die Lehre von der Cohäsion und Adhäsion von den unwägbaren Stoffen und von den chemischen Verbindungen der näheren Stoffe enthält. 2te verb. und verm. Ausg. gr. 8. 1821. 4 Thlr.

Derselben Werkes 2r und letzter Band. 2te verb. Aufl. 1822. 2 Thlr. 8 gr.

Grotefend, C. F., lateinische Grammatik für Schulen, nach Wenck's Anlage umgearbeitet. 1r Bd., welcher die Formenlehre und Syntax vom Verbum enthält. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1822. 1 Thlr.

— — 2r Bd., welcher die Prosodie und Metrik enthält. 2te Aufl. gr. 8. 1820. 1 Thlr.

— Kleine lateinische Grammatik für Schulen. gr. 8. 1822. 15 gr.

Hufnagel, W. F., der Cherubim, Anfang und Ende im Parallele, statt Anfang und Ende des Cherubs. M. erläuternden Beilagen und einer Steintafel. gr. 8. 1821. 2 Thlr. 8 gr.

Klipstein, A., Uebungsbuch für Schulen. 3te Aufl. gr. 8. 1815. 20 gr.

Melodien dazu. quer 8. 1822. 7 gr.

Hopp, Ulr., Palaeographia critica. II Tomi. 4maj. 1817. cum Fig. (Commission.) Herausgabe 10 Thlr. ladet

Kopp, Ulr. Fr., Bilder und Schriften der Vorzeit. 2 Bde. Mit vier colorirten, (Imp. u. schwarzen Kupfern und Facsimiles. gr. 8. 1819—1821. (Commission.) Herausgabe 4 Thlr. 12 gr.

Landais, Prof., Dictionnaire complet Français-allemand, ou Dictionnaire des dictionnaires et de tous les proverbes français usités et sanctionnés par l'academie française. gr. 4to 2 Bde. 1820. 20 gr.

Mayer, Joh. Fr. Heinr., über den Ursprung und die Bedeutung des res mancipi und nec mancipi, im alten röm. Rechte, eine rechtshistorische Abhandlung. gr. 8. 1822. 10 gr.

Meyer, Dr. Conrad, über den Kaiserschnitt und die Nothwendigkeit seiner Einführung. Mit Kupferabbild. gr. 8. 1821. 12 gr.

— — über die Ursache des Erstickungstodes der Kinder unmittelbar nach der Geburt. gr. 8. 1825. 5 gr.

Polizeipflege, die öffentliche, im Bayerischen Rheinkreise in Verbindung mit der Gerichtsverfassung der neben ihrem Kreise des Königreichs Baiern. gr. 8. 1822. 15 gr.

Memorandum, D. M., Untersuchung der politischen Gesetze des Mittelalters. Zur Beurtheilung des West-Westmünsterschen Streites bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts. Hauptsächlich nach J. C. Schlosser's Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung bearbeitet. gr. 8. 1822. 22 gr.

Schlosser, Joh. Chr., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 1r bis 3r Bd. 1ter Theil. gr. 8. 1817—21. 11 Thlr. 8 gr.

Tabelle zu diesem Werke. 5 Thlr. 2 gr.

Schmid, M. A., Anfangsgründe der Mathematik. Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten. 1r Thl., Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechnung. 3te sehr u. verb. Aufl. Mit 7 Kupfert. gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Schmitt, Dr. W. J., über das Zurücklassen des Mutterkuchens. Aus Siebold's Journal für Geburtshülfe ꝛc. 1n Bds. 3n Stücke, besonders abgedruckt. gr. 8. 1822. 5 gr.

Schiller, Ch., die Freunde, eine dramatische Dichtung in 4 Aufzügen. gr. 12. geh. 16 gr.

Sinn- und Wunderblumen. Kurzweilige Unterhaltungen. Neue Ausg. Taschenformat. 1823. 15 gr.

Siebold, Dr. E. C., Handbuch der Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten. 1r Bd. 2te verb. und verm. Aufl. gr. 8. 1821. 3 Thlr. 16 gr.

— 2r Bd. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1823. 2 Thlr. 20 gr.

— Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. M. Kupfern. gr. 8. geh.

1r Bd. 3n Bds. 2e Stück 1817. 20. 11 Thlr. 18 gr. (Jedes Stück wird auch einzeln verkauft.)

Stein, Lorenz, Beurtheilung des Peter Paul Imgart'schen Lehrbuchs der Erfahrungen in und außerhalb Zahlkraftstisch. Von dem selben beschrieben ꝛc. 3 Bücher. 8. 1823. geh. 2 Thlr. 15 gr.

Digitized by Google

Ueber Curs Pari. Eine in das Gebiet der Staats-Commerzien-Wissenschaft gehörige Abhandlung vom Geld- und Wechselwesen. 8. 1825. geh. 8 gr.

Wenks kleinere lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen. 9te berichtigte Ausgabe gr. 8. 1823. 10 gr.

* * *

In Kurzem erscheint:

Garnier die Kunst Quellen aufzusuchen und wasserausheilende Brunnen anzulegen, oder Abhandlung von den verschiedenen Erdschichten, in denen man nach unterirdischen Wassern zu suchen hat, und von den Mitteln, einen Theil dieser leztern mit Hülfe des Erd- oder Brunnenbohrers zu Tage zu fördern. Aus dem Französ. von Dr. J. G. L. Blumhof.

Nibelungen-Lied, übersezt und herausgegeb. durch Fr. H. van der Hagen. Zweite ergänzte und gänzlich umgearbeitete Aufl. gr. 8.

Schlosser F. C. Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 3r Bd. 2te Abthlg.

Herabgesezter Preis.

Der im Verlag der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt erschienene:

Reformations-Almanach
für 1817, 1819 und 1821

ist um den herabgesezten Preis von 3 Rthlr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die geachtesten Gelehrten Deutschlands, namentlich Schleiermacher, de Wette, Bretschneider, Hirzel, Niemeyer, Petri u. a. legten sehr interessante Beyträge zur Geschichte der Reformation und unserer Kirche in diesem Werke nieder, die demselben einen bleibenden Werth für den Forscher, wie für den Freund der Geschichte geben. Vier und zwanzig Kupfer, größtentheils von Schwerdtgeburt, schmücken es aufs schönste, und der äußerst niedrige Preis macht auch dem Unbemittelten die Anschaffung möglich.

Einzeln wird der Jahrgang ebenfalls zu dem herabgesezten Preise von 1 Rthlr. abgelassen, um auch denjenigen, die vielleicht nur den ersten besitzen, den Ankauf der andern Jahrgänge zu erleichtern.

Von P. G. Hilscher, in Dresden, wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Das Mädchen von Ithaka,
oder
Odysseus Krone.
Ein Roman
in zwey Theilen
von
Dr. Christian Müller.
Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Eine Reise des Verfassers durch die jonischen Inseln und sein längerer Aufenthalt in Italien und Sicilien zunächst aber die in der neuesten Zeit geschehene Auffindung einer altgriechischen goldnen Krone in den Ruinen der alten Odysseusburg zu Ithaka sind die Veranlassung zu diesem Romane. Gewiß war es ein glücklicher Gedanke des Verfassers, sich des Romans zu bedienen, um das vielfach Interessante auszusprechen, was er über jene Inseln, über Italien und Sicilien mitzutheilen hatte; auch war es nur durch das Gewand des Romans möglich, die schöne Welt Homers auf den jonischen Inseln an die Gegenwart zu knüpfen, durch Vergleichungen mit dem Heute wieder interessant zu machen, und im vielfachen Farbenglanz erscheinen zu lassen, Aufgaben, die ihm so trefflich gelungen sind. Das übrigens darein verwebte gegenwärtige schöne Interesse an Griechenland, worauf die ganze Fabel des Romans berechnet ist, macht endlich das Ganze nur noch um so anziehender.

Neue Verlagsbücher
von
Friedr. Christ. Wilh. Vogel
in Leipzig,
welche für beygesezte Preise in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Acta S. Thomae Apostoli. Ex Codd. Pariss. primum edidit et adnotat. illustravit Ioannes Carolus Thilo. Praemissa est notitia uberior novae Codicis Apocryphi Fabriciani editionis. 8maj. 21 gr.

Aeschylus Tragoediae. Ad opt. libr. fidem denuo recens. integram lect. variet. notasque adj. Aug. Wellauer. Vol. I. contin. Prometheum, Septem contra Thebas, et Supplices. 8maj.

in charta impress.	1 Rthlr. 6 gr.
— — script.	1 Rthlr. 12 gr.
— — membran.	2 Rthlr. 8 gr.

Hieraus besonders abgedruckt:

— Prometheus Vinctus. 8maj.	8 gr.
— Septem contra Thebas. 8maj.	9 gr.
— Supplices. 8maj.	8 gr.

Aristoteles de somno, et vigilia de insomniis et de divinatione per somnum libri, ad Codd. et edd. vett. fidem recens. illustr. G. A. Becker. Accedunt variae lectiones in accedunt variae lectiones in quatuor de partt. an. libros et reliqua quae dicuntur parva naturali. 8maj.

in charta impress.	16 gr.
— — script.	20 gr.
— — membr.	1 Rthlr.

Gesang- und Gebetbuch für Stadt- und Landschulen, 3te verb. und mit einem Anhange verm. Aufl. 8. 8 gr.

— — Anhang dazu besonders. 8. 4 gr.

Gesenius, Dr. Wilh., hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. 2te verbess., vermehrte und mit einem deutsch-hebräischen Register versehene Auflage. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Goethe's, Herrmann und Dorothea. Aus den Versen in Prosa umgearbeitet von Carl Th. Kersten, mit 10 Holzschnitten. 18. London. In farbigem Umschlag carton. (In Commission.) 1 Rthlr. 18 gr.

Gregorii, Bar-Hebraei, Chron. Syr. E. Codd. MSS. emendati et illustravit. G. H. Bernstein. 4maj. (In Commiss.) 1 Rthlr.

Hänle, G. F., Lehrbuch d. Apothekerkunst, nach den neuesten u. bewährtesten Erfahrungen, Berichtigungen u. Grundsätzen zum vollständigen Selbstunterricht für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten, 2n Bandes 2te Abthl. gr. 8. 2 Rthlr.

Handbuch, exeget., des N. Testamentes, 1s Stück. 4te umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 21 gr.

Heinroth's, Dr. J. C. A., Lehrbuch der Seelengesundheitskunde. 1r Theil, die Theorie u. die Lehre von d. Leibespflege enth. gr. 8. 2 Rthlr.

Lange, G. A., Vindiciae tragoediae Romanae. 4maj. 10 gr.

Münter, Dr. Friedr., Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. 1r Theil. Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen. gr. 8. 2 Rthlr. 20 gr.

Röfsler, C., über die Freimaurerei u. ihre heutigen Gegner. 16. 9 gr.

Supplemente zur Taschenausgabe von Schillers Werken, 6 Bände. 16. (werden Ende Oct. an die resp. Subscribenten à 1 Rthlr. 16 gr. Sächs. abgeliefert.

Schmieder, H. E., über Cyprians Schrift von der Einheit der Kirche. gr. 8. 5 gr.

Schneiders J. G., Handwörterbuch der Griech. Sprache etc. ausgearbeitet von Franz Pastow. 2s Bdn. 2te und lezte Abthl. erscheint im Laufe dieses Jahres noch, und wird als Rest nachgeliefert. Die beiden Bände, welche nicht getrennt werden, kosten auf ord. Druckp. 6 Rthlr.
auf weiss Druckp. mit breitem Rand. 6 Rthlr. 18 gr.
— — Schrpr. mit breitem Rand. 8 Rthlr.

Schrader's, G. L., erstes element. Lesebuch. 4te verb. Aufl. 8. 8. gr.

Trommsdorff, Dr. J. B., Neues Journal der Pharmacie, für Aerzte, Apotheker u. Chemisten. 6n Bandes 2s Stück. 8. 1 Rthlr. 4 gr.
— — 7n Bandes 1s Stück. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Commissions-Artikel.

Am-Pach, J. G. v., Grundriss der gerichtlichen Veterinärkunde. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dolliner, Th., von Einrichtung und Umänderung der Beneficien. gr. 8. 1 Rthlr.

Frint, Dr. J., einige Gedanken über das Convertiren. gr. 8. 12 gr.

— — theologische Zeitschrift. 10r Jahrg. 1822. 4 Hefte. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Füger, G., L'Ufficio Nobile ossia procedura giudiciale. Traduzione dal Tedesco del Sign. Franc. de Calderoni. 3 Vol. 8maj. 5 Rthlr.

Giftschütz, C., Erbauungsbuch f. Kinder, nebst d. gewöhnl. Andachtsübungen. 12. 12 gr.

Gustermann, A. W., Oesterreichische Privatrechts-Praxis. Enthaltend d. gerichtl. Verfahren in bürgerl. Rechtssachen. 2 Bände. 3te verm. Ausg. gr. 8. 6 Rthlr. 16 gr.

Hübler, F., Militär-Oeconomie-System der Kais. Königl. Oesterreichischen Armee, 14 — 16r Band. gr. 4. 18 Rthlr.

Jung, J. v., das Bergrecht in den sämmtl. K. K. Oesterreichischen Staaten. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Kumphofer, J., Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr.

Norie, J. W., Navigazione pratica. 8maj. 1 Rthlr. 16 gr.

Pratobevera, Dr. C. J., Materialien für Gesetzkunde und Rechtspflege, in den Oesterreichischen Staaten. 6r Band. gr 8. 2 Rthlr.

Schrevelii, C., Lexicon manuale graeco-latinum. Ab A. Vincent. Kritsch. 8maj. 5 Rthlr.

In Leipzig bey A. Wienbrack ist verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt worden.

Serena.

Mittheilungen aus dem Reiche des Komus zur Aufheiterung nach ernsten Geschäften von A. Weissern. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Eine höchst unterhaltende Mannigfaltigkeit zeichnet diese so eben bey mir herausgekommene Schrift rühmlich aus. Sie wird Lese-Cirkeln und Allen, die eine erheiternde Unterhaltung wünschen, sehr willkommen seyn.

Walter Scott.

Der lezte Ministrel, nach dem Englischen bearbeitet von C. H. Weise. Merseburg 1823. 1 Rthlr. 8 gr. und 2 Rthlr.

In gute Prosa aus dem bekannten metrischen Original des gefeyerten Scott übertragen, ist diese eine der interessantesten Schriften für den gebildeten Leser und gehört gleichviel der Wissenschaft, als der Unterhaltung und dichterischen Erfindung an. Es ist dieß Buch denen beyzuzählen, welche durch die Zeit an Werth und Interesse nur gewinnen. Druck und Papier sind schön.

Anzeige.

Den verehrlichen Theater-Directionen, die mein neuestes romantisches Drama: Viola, oder die Vorsehung, welches in Bamberg im Druck erscheint — zur Aufführung bringen wollen — mache ich hiermit bekannt daß dieses Stück mit bedeutenden, von mir besorgten Verkürzungen, und so wie es hier unlängst aufgeführt wurde — gegen die gewöhnliche Copiatur-Gebühr von hiesigem Hoftheater zu erhalten ist.

Karlsruhe im September 1823.

Joseph Freyherr von Auffenberg, großherzogl. bad. Kammerherr.

Nachricht für Theater-Directionen.

Ich habe unter dem Titel: Ivanhoe, Schauspiel in 5 Akten, Walter Scotts trefflichen Roman für die Bühne bearbeitet.

Wien im Septbr. 1823. Lembert, k. k. Hofschauspieler.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vollständige Anweisung zur

Kunstbäckerey.

Enthaltend 782 erprobte Vorschriften und Rezepte zu allen Arten Torten, Macronen, Marcipan, Biscuit, Schmalz- und anderm Backwerk. Nebst einem Anhang über die Bereitung der beliebtesten Arten künstlicher Getränke und Chokoladen.

Bearbeitet von J. Chr. Eupel, Conditor in Gotha. 8. Erfurt, 1823, in der Keyserschen Buchhandlung. Preis für 28 Bogen in Umschlag geheftet 1 Rthlr.

Der Ruf, den sich der Hr. Verfasser durch seine Schriften als geschickter und erfahrner Conditor erworben hat, bürgt für die Brauchbarkeit der hier angezeigten.

Nro. 26.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen, und seit mehreren Wochen an die Subscribenten abgeliefert:

Neues vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Quellen, über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beyspiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beyder Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen u. s. w. Von Abbé Mozin; J. Th. Bibet, Professor; M. Hölder, Professor, und Andern. Deutscher Theil. Erster Band. A—K. Zweite umgearbeitete und verbesserte Auflage gr. 4.

Dazu:

Nouveau Dictionnaire complet à l'usage des Allemands et des Français contenant les mots reçus dans les dictionnaires modernes de langues ou de sciences, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, quantité de phrases etc., propres à en indiquer les diverses acceptions, ou à empêcher de les confondre, les noms propres de personnes, de pays, villes, fleuves etc., qui different dans l'une ou l'autre des deux langues etc.

Der Pränumerationspreis für das ganze, aus 4 Bänden bestehende, Werk war 9 fl. 30 kr., der nun, bis zur Erscheinung des zweyten Bandes, auf 12 fl. erhöhet ist. Der nachherige Ladenpreis ist 18 fl.

Die Verspätung der Herausgabe dieses ersten Bandes ist allein darinnen zu suchen, daß der verdienstvolle Verfasser dieses Werk möglichst vollkommen liefern wollte, daher seine Bemühung nur zum Vortheil der Pränumeranten gereichen kann. Sollten demungeachtet unter diesen sich einige befinden, die ihre Pränumeration zurückwünschten, so ist die Verlagshandlung stets dazu bereit gewesen. — Wenn übrigens zwar sehr viele Liebhaber auf dieses vorzügliche Wörterbuch unterzeichnet haben, so sind doch nur wenige, die wirklich Vorausbezahlung leisteten, wodurch die hämische Beschuldigung eines Anonymen wegen resp. Gewinn und Verlust an Zinsen hinlänglich beantwortet ist.

Stuttgart, 7. October 1823.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung wird nächstens eine Uebersetzung von

Raoul-Rochette, histoire de la Revolution hélvétique, de 1797 à 1823.

erscheinen.

Stuttgart den 3. October 1823.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist nachstehendes so eben fertig gewordene interessante Werk zu beziehen:

Beyträge zur Kenntniß

Norwegens,

gesammelt auf Wanderungen während der Sommermonate der Jahre 1821 und 1822

von

Dr. Carl Friedrich Naumann.

1r Theil mit Profilen und Charten.

8. Leipzig bey A. Wienbrack. Preis 2 Rthlr.

Diese neueste Beschreibung des höchst merkwürdigen und noch immer nicht genug gekannten Norwegens füllt eine bisherige Lücke in der Kenntniß der so interessanten nordischen Natur glücklich aus, und Sachkundige werden den Fleiß des Verf. nicht verkennen, welchen er auf seine Beobachtungen rühmlichst verwendet hat. Nicht nur der Physiker und Mineralog, für welche dieses Werk unentbehrlich ist, sondern auch der Geograph und Ethnograph wird es, wegen der von dem Verf. an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten, eben so lehrreich und unterhaltend finden.

Bey G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Typographia

oder

die Buchdruckerkunst,

eine Erfindung der Deutschen.

(broch. 6 gGr.)

Die Holländer maßen sich bekanntlich an, die Erfinder der Buchdruckerkunst zu seyn, und haben sogar am 10ten Juli dieses Jahrs ein sogenanntes Jubiläum dieser Erfindung gefeyert. Wie lächerlich dieses Fest gewesen, wird in obiger kleinen Schrift ausführlich dargethan, und findet man darin die umständlichsten Beweise, daß die Ehre, jene herrliche Kunst erfunden zu haben, nicht den Holländern, sondern einzig und allein den Deutschen gebühre.

Für Leihbibliotheken.

In der Schüppelschen Buchhdlg. in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laun, Fr., der große Mann in Liebesnöthen. Ein Roman in 2 Bänden. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Laun, Fr., die Luftschlösser. Ein komischer Roman, 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 20 gr.
Stein, Hofr. und Prof. Carl, Robert der Wildfang, Roman. 8. 1 Rthlr. 4 gr.
Voß, Jul. von, die Schildbürger. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 10 gr.
— derselbe, Sphinx, oder 30 kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln. Mit 1 Kupf. 8. Geheftet 1 Rthlr. 18 gr.
Weiser, Je., Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. In einer Auswahl. 8. 20 gr.
— derselbe, Romanzen und erzählende Gesänge, Fabeln und Anekdoten. In einer Auswahl. 8. 20 gr.

Für gebildete Leser und Lese-Institute sind so eben folgende 2 neue Unterhaltungsschriften erschienen:

1) Josephine von Perin, Erzählungen. Ein Band auf Velinpapier mit 1 Kupfer elegant gebunden. 1 Rthlr. 8 gr.

Der einfache Titel läßt keinen Schluß auf den Werth des Inhalts zu, zumal da die Verfasserinn zum erstenmale mit einem eigenen Werke auftritt. Indessen bittet man es zu lesen und ist überzeugt, daß Jedermann der Verfasserin für eine so gebildete und ansprechende Lectüre freundlichen Dank wissen wird.

2) Urach der Wilde. Ein Roman aus den Ritterzeiten. Dritte Auflage. 2 Bände mit 2 illumin. Kupfern. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Wenn von der großen Anzahl von Romanen, die jährlich erscheinen, der obige in wenig Jahren die „Dritte Auflage" nothwendig macht, so spricht es wohl schon dadurch seinen innern Gehalt aus. Eine edle und lebendige Sprache und Reichthum interessanter Scenen zeichnen ihn besonders aus.

Beyde Werke sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig im October 1823.

Friedrich Fleischer.

Unterhaltungsschriften

aus dem Verlage der Creuz'schen Buchhandlung in Magdeburg,

welche allen Lesezirkeln und Bibliotheken für Gebildete mit Ueberzeugung zu empfehlen, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

Die Familie Berring oder das Schreckbrechen von L. Friedrich. 1 Thlr.
Brandes Fürst der Bremen oder Brandenburgs Gründung, Sage der Vorzeit, von H. C. G. Flamme. 1 Thlr. 4 gr.
Die Brautschau oder der Kuß des Schreckens auf der Burg Rothwelsch von C. F. Wehrhan. 16 gr.
Erzählungen von Friederike Lohmann. 2 Bände 3 Thlr.
Neue Erzählungen von Friederike Lohmann. 1 Thlr. 16 gr.
Die Flucht nach Spitzbergen, ein geographischer Roman, 18 gr.
Geschichte zweyer Frauen aus dem Hause Blankenau von Friederike Lohmann. 2 Thlr.
Mathilde die Magdeburgerinn, oder die Wiederkehr aus der Gruft, von C. F. Wehrhan. 18 gr.
Therese die Unglückliche, aus Familien-Papieren 2 Thlr. 2 Thlr.
Sophronia oder der Sieg des Glaubens, Drama von W. Gerhard, 20 gr.
Umrisse, gesammelt auf einer Reise von London, Amsterdam und Paris, von Kruthdald, 1 Thlr. 21 gr.
Berus und Hermann, Trauerspiel, 14 gr.

Bey G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche

von

Dr. F. A. Krummacher.

(Preis 1 Rthlr. 8 gGr.)

Wenn in den mehresten Schriften über die Volksschulkunde die Gemeinde-Elementarschulen, wenn auch nicht ausschließlich, doch vornehmlich von Seiten ihrer Bestimmung für nahrungsschaftliche und für staatsbürgerliche Zwecke betrachtet werden, so werden sie in dieser Schrift ausschließlich von Seiten ihrer Beziehung auf die christliche Kirche und die Beförderung des christlichen Lebens betrachtet. Ohne ein eigentliches System aufstellen zu wollen, entwickelt der Hr. Verf. auf seiner bekannten humoristischen Weise in freyen Expectorationen alles das, was erforderlich ist, um die Volksschulen in ihr rechtes Verhältniß zur Kirche und zu deren Zwecken zu stellen und sie zu ihrer ursprünglichen christlichen Bestimmung zurück zu führen. Es sind Worte zu seiner Zeit, die er spricht, güldene Aepfel in silberner Schale. Ernst und Kurzweil, Reden und Gleichnis heilsselige Reden und derbe Seitenhiebe. Wie verschieden und widersprechend die Urtheile darüber auch ausfallen mögen, Keiner, dem das Wohl des Volks und der Kirche und Schule am Herzen liegt, wird das Buch ohne hohes Interesse lesen. Der Verleger glaubt allen Kirchen- und Schulfreunden, und insbesondere allen denen, die an Kirchen und Schulen zu arbeiten den Beruf haben, Pfarrern und Kirchenbehörden, Schullehrern und Schulbehörden eine nicht allein angenehm zu lesende, sondern auch durch ihren Inhalt schwergewichtige Schrift zu überreichen.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versendet:

Petrarca: Dramatisches Gedicht in 3 Aufzügen von Ludwig Halirsch. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis 12 gr.

Dieses neueste Erzeugniß der gefälligen Muse eines geschätzten Wiener Dichters empfiehlt man sich den Freunden der dramatischen Kunst, und insbesondere auch den verehrlichen Schauspiel-Directionen zu gefälliger Beachtung.

So Mancherley ist theils mit, theils ohne meine Schuld, als wohl besonders bezeichnet, in meinem Leben mir vorüber gegangen. Ich habe, da ich nicht ganz unbekannt bin, mir den Plan entworfen, meine Selbst-

Biographie zu schreiben. Gern würde ich diese Skizzen meine Bekenntnisse nennen, wenn ein so großer Mann wie Rousseau, nicht schon mit einem solchen Titel mein Vorgänger gewesen wäre, und ich ohne anmaßend zu seyn, sein Nachfolger zu seyn, nicht wagen darf. Gibt es aber deren genug, die mich von Person und durch meine Arbeiten kennen, und meine Biographie, in der nur Wahrheit, keine Dichtung gefunden wird, zu lesen wünschen, so erwarte ich, daß sie auf diese Arbeit subscribiren. Daß es nicht uninteressant wird, dafür getraue ich zu haften; ob es aber jeden genügt, der sich selber im Spiegel erblickt, lasse ich dahin gestellt seyn. Durch alle Buchhandlungen bey Herrn Kollmann in Leipzig kann man subscribiren; wer 10 Exemplare bey mir selbst Portofrey subscribirt, erhält das 10te frey, und der Subscriptionspreis ist ⅓ weniger als der Ladenpreis. Sollten bis Ostern 1824 so viel Subscribenten sich finden, daß ich beginnen kann, so soll sogleich der Anfang gemacht werden

Zingst den 4ten Sept. 1823.

Freyherr von Seckendorff.

Höchst wohlfeil und empfehlungswerth.

In der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemein brauchbares

Kochbuch

oder Anweisung schmackhafte Speisen und Getränke, Backwerk, allerhand Säfte, Früchte, Confituren zu bereiten. Nebst Erklärung vieler bey der Kochkunst und sonst vorkommenden fremden Worte, Instrumente, Formen ꝛc.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. — Herausgegeben von J. Chr. Cupel, Conditor in Gotha.

Zwey Bände. 8. Preis für 62 Bogen 1 Rthlr. 18 gr.

Bey Friedrich Wilmanns in Frankfurt a. M. erschienen im Laufe dieses Jahres folgende interessante Schriften, welche auch in allen Buchhandl. Deutschlands zu bekommen sind:

Bührlen, Fr. Ludw., neue Erzählungen, 1r Band. Mit Kupf. 8. geh. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Dieser beliebte und gern gelesene Schriftsteller, der sich schon durch seine früheren in 2 Bänden erschienenen Erzählungen, wie auch als Mitarbeiter an mehreren liter. Instituten rühmlichst bekannt gemacht hat, liefert in diesem ersten Bande folgende Erzählungen: 1) Der Schatz im Gebirge, Volksmährchen 2) Der Schicksalsbund und 3) die Metzelsuppe, welche Anzeige seinen Verehrern, so wie jedem, der eine heitere geistreiche Lectüre liebt, als genugsame Empfehlung dienen wird.

Der Frühlingsbote. Herausgegeben von St. Schütze 11 Band geh. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieser als Nachfolger und Fortsetzung des Wintergartens erscheinende Bote, an welchen die ersten Dichter Deutschlands mitarbeiten, bringt uns dieses Jahr Spenden von St. Schütze, Fr. Laun, Ernst Raupach, Friederike Lohmann, A. F. E. Langbein, Heinr. Döring, Silvio Romano, Peucer ꝛc. — Bereits hat sich die Kritik in mehreren öffentlichen Blättern zu seinem Lobe ausgesprochen, so daß es überflüssig wäre noch etwas weiteres hinzuzufügen.

Kleine unterhaltende Land- und Seereisen für die Jugend. 8. mit 4 Kupfern. Geheftet. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.,

enthält: 1) Wanderung von Basel nach Genf. 2) Reise eines Pilgers von Konstantinopel nach Jerusalem. 3) Reise von Wien nach Venedig. 4) Reise auf einem Englischen Transportschiffe. 5) Reise von Barcelona nach Genua und Deutschland. 6) Reise eines französischen Verbannten nach den Sechellen-Inseln. 7) Der Schiffbruch, eine schauderhafte Seefahrer-Geschichte. 8) Kunmers Schicksale nach seinem Schiffbruche auf der Westküste von Afrika. 9) Abenteuer eines Englischen Ostindienfahrers am Vorgebirge der guten Hoffnung. 10) Reise von Moskau nach Konstantinopel.

Aus dem eben Angeführten werden Eltern und Erzieher leicht sehen, was sie zu erwarten haben, und es gewiß nicht bereuen, dieses nützliche und unterhaltende Werkchen ihren Zöglingen in die Hände gegeben zu haben.

Bey Tendler und von Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ceres

Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß.

Erster Theil.

Von Bernard, Baron Biedenfeld, Budick, Castelli, Deinhardstein, Baron Feuchtersleben, von Gaod, Ritter von Hammer, Hell, Baron Hormayr, J. Jeitteles, Kuffner, Graf Mailath, Baron Mondevansky, Müchler, Baron Nell, Saphir, Baron Schlechta, Weisser und dem Herausgeber Gräffer.

Der Freyinn M. A. v. Eyb gewidmet.

8. in Umschlag broschirt. Preis: 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Der Zweck dieser Unternehmung geht dahin, dem gebildeten Publikum eine anständige und genußbringende Erholung zu verschaffen, Erzählungen und sowohl lyrische als dramatische Gedichte werden demnach mit Darstellungen aus der Geschichte, Ethnographie, mit kleinen Reisebeschreibungen, humoristischen und kritischen Aufsätzen wechseln. Indem dieser erste Theil in die Welt tritt, wird zugleich verbürgt, daß die folgenden (jährlich erscheint wenigstens Einer) in Gehalt und Interesse fort und fort steigen werden, da sich die trefflichsten Köpfe des In- und Auslandes zu Mitarbeitern verbunden haben. Der gegenwärtige erste Theil enthält von den genannten Herren in Prosa: Die mährischen Lindwürmer; Dichternoth; Charactere; wie gefährlich es ist, sich mit fremden Federn zu schmücken; die Insel der Ungeheuer; Bitten an das Publikum; der Marzipantafelsen; der Magister Zikzak, oder Kunst ein Schafsgesicht zu machen; der Todeskelch; Madame Geoffrin; der Mädchenbrunnen zu Pösteny; Beaumarchais. — Metrisches Geschenk und Errungenschaft,

der Döbröger Bauernmarkt; Blüthen türkischer Dichter; und türkisch-mystischer Gedichte; Erlösung; der Lebensfrohe; die Rache (Schauspiel); Oden des Horaz; aus Thomsons Jahreszeiten; Frühlingsanfang; 50 alte Sprüchwörter; das Veilchen; Sinngedichte; der Himmelsbräutigam; Liebchens Liebe; Epilog für Kunstvereine.

Die Verlagshandlung hat durch schönes Velinpapier, reinen deutlichen Druck und geschmackvollen Umschlag das Ihrige beygetragen, das Werk möglichst gut auszustatten und den Preis so niedrig gestellt, wie es bey Unternehmungen dieser Art nicht gewöhnlich ist.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erneſti, J. H. M., Grundgeſchichte der Welt. Ein Schul- und Hausbedarf zum erſten und weiteren Unterricht; mit Zeittafeln und einer inhaltsreichen Geſchichtstabelle. 2 Bde. 8. Zweite mit einer neuen Einleitung verſehene Auflage. Preis 2 Rthlr.

Wie Titel und Vorrede besagen, ist das Werk nicht blos zu einem Anfangsbuche bestimmt, es soll zugleich als wahre Vorbereitung zur wiſſenſchaftlichen Weltgeſchichte den Unterricht weiter begründen und noch Anderen nützen, auch denen, welche die Geschichte nicht gründlich und nützlich zu lernen oder zu studieren angefangen haben.

Berlin am 1ſten September 1823.

Heinrich Burchhardt.

Für Reisende und Freunde der schönen Natur- und Künste ist so eben erschienen:

W. A. Lindau, Vergißmeinnicht. Ein Taschenbuch für den Besuch der sächsischen Schweiz und der angrenzenden Theile Böhmens, mit Titelkupfer und einer neuen Reisekarte. 8. Velinp. geb. 1 Rthlr. 3 gr.

Dasselbe mit 30 ganz neu aufgenommenen An- und Aussichten von A. L. Richter. 2 Rthlr. 16 gr.

Dasselbe mit fein colorirten Kupfern auf engl. Velinp. 8 Rthlr.

A. L. Richter, die Bastei in 5 großen Blättern 2 Rthlr. 12 gr.

Dieselben fein colorirt. 6 Rthlr.

Durch alle Buchhandlungen, in Stuttgart bey Metzler und Sattler, in Tübingen bey Oſiander und Laupp zu bekommen, so wie von der Arnoldiſchen Buchhandlung in Dresden.

Die nachstehende sehr interessante Schrift ist so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. Moritz Ernſt Adolph Naumann. Ueber das Bewegungsvermögen der Thiere. 8. Leipzig bey Wienbrack. Preis 16 gr.

Neue vorzügliche unterrichtende Schriften, welche in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Metzler und Sattler, in Tübingen bey Oſiander und Laupp zu haben sind:

A. Breithaupt, vollständige Charakteriſtik des Mineralreichs. gr. 8. 1 Rthlr. 21 gr.

Cours de style diplomatique, red. p. H. Meisel. Tome I. 2 Rthlr. 16 gr.

A. Müller, lecture instructive et amusante propre à faciliter l'étude de Gallicismes. etc. Auch unter dem Titel: Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch, zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Für diejenigen, welche schon einige Fortschritte in dieser Sprache gemacht haben. gr. 8. broch. 2 Rthlr.

Dresden im August 1823.

Arnoldiſche Buchhandlung.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. C. Fr. Cannabichs

Lehrbuch der Geographie

nach den neueſten Friedensbeſtimmungen. Neunte verm. u. berichtigte Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Nur der höchste Grad von Brauchbarkeit kann es bey dem jetzt so erkalteten Sinn für Literatur bey uns Deutschen ermöglichet haben, daß von diesem schätzbaren Werke nun seit sieben Jahren — ohne die Nachdrücke — die neunte Auflage erscheint. Schon die erste, welche 1816 erschien, mußte wohl große Vorzüge haben, denn sie fand gleich allgemeine Abnahme und bahnte das Glück aller folgenden. Seit 1816 aber ist sie von dem fleißigen Herrn Verfasser nun achtmal revidirt, umgearbeitet, verbessert und immer vollkommener gemacht worden: nichts, was seit jener Zeit im Gebiete der Geographie bekannt und gedruckt wurde, blieb für sie unbenutzt. Hiernach läßt sich der jetzige Werth dieses Lehrbuchs beurtheilen. Die gegenwärtige Ausgabe zeichnet sich durch einen schönen, deutlichen Druck mit ganz neu gegossenen Lettern und durch gutes Papier vor allen frühern sehr vortheilhaft aus und der Preis ist, rücksichtlich der Gemeinnützigkeit, wohl einer der allerniedrigsten, 47 enggedruckte Medianbogen im größten Format für 1 Rthlr. 8 gGr.!! immer noch dasselbe, was die erste schlechtgedruckte Ausgabe kostete, welche zwölf Bogen (!) schwächer war.

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler wurde in No. 20. des Intelligenzblattes S. 80. das bey Schulz und Wundermann in Hamm erschienene Werkchen: „Die Blumensprache" für 9 Rthlr. angekündigt. Der Preis desselben ist 9 gr.

Nro. 27.

Intelligenz-Blatt.

1823.

An den Herrn Redakteur des Literatur-Blatts zum Morgenblatte.

Vor wenigen Tagen fand ich in der 104ten Nummer des Literatur-Blatts vom 27sten Dezbr. 1822 eine Kritik der:

„Briefe aus Columbien, an meine Freunde."

Der ungenannte Abfasser derselben hält sich, weil des Verfassers Name nicht genannt sey, berechtigt, Zweifel aufzuwerfen, ob Letzterer wirklich in jenem Lande war. — Mir scheint es, als habe Jener zwar das Buch angesehen, aber nicht gelesen, denn sonst mußte es ihm einleuchten, daß Thatsachen, die so einfach erzählt werden, ein Gepräge der Wahrheit in sich tragen, welches Erdichtung nicht nachzuahmen vermag.

Die Briefe sind unter den ungünstigsten Verhältnissen, und bey ihrem Entstehen nur zur handschriftlichen Ansicht meiner genaueren Freunde geschrieben; einem derselben sandte ich sie im Jahre 1821 von Havana aus zu; dieser achtete sie werth, dem größeren Publikum mitgetheilt zu werden, hat es jedoch vorgezogen, meinen Namen nicht anzugeben. Gleichwohl hätte Recens. denselben auffinden können, wenn er bis zu Seite 196 im 8ten Briefe gelesen hätte. —

Am Ende des April d. J. kehrte ich, nach einer beynahe vierjährigen Abwesenheit aus Europa, von der Insel Cuba nach Hamburg zurück, und sah dort zuerst die Ausgabe meiner Briefe. — Ich muß eingestehen, das Buch enthalte eine Menge von Druckfehlern, die vorzüglich bey manchen spanischen Benennungen, entstellend und unangenehm sind; doch wird mir — unter den angegebenen Umständen — das nicht zur Last gelegt werden können.

Der Abfasser der erwähnten Kritik, — deren Werth ich auf sich selbst beruhen lasse — tadelt den Styl und rügt Sprachfehler, er wird mir aber wohl erlauben, die letzten nicht anzuerkennen, weil er — um das selbstgewählte Bild wieder auf ihn anzuwenden — ihnen den „Paß" nicht gegeben hat, d. h. die Anzeige, „welche" und „wo" sie sind.

Sollte es dem Recens. um Beweise der Identität meiner Person, und der wirklich gemachten Reise zu thun seyn, so kann ich ihm solche ertheilen. Meine Wohnung ist in der hiesigen Buchhandlung des Herrn J. A. Mayer zu erfragen.

Aachen den 3ten Septbr. 1823.

C. Richard,
Königl. Großbrittt. Hannöv. Major,
außer Diensten.

Ich habe diese Antikritik dem Herrn Recensenten nicht zur Beantwortung mittheilen können, weil aus Versehen dessen Adresse in meiner Einsendungsliste nicht angemerkt worden ist.

Müllner.

Einige nachsichtsvolle Recensionen, welche meine bisher gelieferten zwey Bände dramatischer Arbeiten nicht ganz verwerflich beurtheilen, haben mich bestimmt, in Hoffnung, daß ich etwas mehr aufmerksam gemacht, auch mehr leisten werde, fortzufahren und ein Trauerspiel Anna von Sachsen zu bearbeiten, von welchem ich den Stoff aus der Geschichte von Friederike Lohmann im Frühlingsboten 1823 nehme. Wir haben bis jetzt sehr wenig deutsche Stücke dieser Art, und möchte ein solches Stück vielleicht dem deutschen Publikum willkommen seyn. Theater-Directionen, welche dieses Stück zur Aufführung durchsehen, und Buchhandlungen, die es verlegen wollen, werden gebeten, sich direkt an mich zu wenden.

Zingst bey Querfurth den 2ten Septbr. 1823.

Freyherr von Seckendorff.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, die Tante, Roman in 2 Bänden. 8. geheftet, Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyck und seine Nachfolger konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meynung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publikum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im September 1823.

Heinrich Wilmans.

Haupt-Uhren-Niederlage in Frankfurt am Main.

Preis-Courant im 24 fl. Fuß.

Feine Taschen-Uhren in Crizot. Eingehäusige 32 fl. das Dutzend. Feine 3 fl. das Stück, ganz feine mit vergoldetem Zifferblatt 60 fl. das Dutzend, noch feiner mit Sekundenzeiger für Aerzte 27 fl. das Stück, Damen-Uhren 5 à 6 fl. Herren Repetier-Uhren 12 à 13 fl., feine versilberte 5 fl., zweygehäusige englische 4 fl.

In 13löthigem Silber.

Eingehäusige 52 fl. das Dutzend. Feine schwere von 4½ fl., 5, 6, 7 à 8 fl. bis 12 das Stück. Verzierte 7.

Schwere striebige 9 fl. Repetier-Uhren 168 fl. das Dutzend, feine 15 fl. das Stück, fein polirte 18 fl., 20, 24 bis 27 fl. Von selbst Stund und halbe schlagend und repetirend 40 fl. Wecker mit Glocke ganz schwer 25 fl. — Zweygehäusige, 1 silber. 1 Firniß-Kapsel 5½ fl., extra verzierte mit großen Nägeln 7 fl. — mit Perlen 8 à 9 fl., ganz schwer extra fein 10. Mit 2 silbernen Gehäusen 7½. 8 à 9, mit messingenem Staubdeckel 8½, 9, 10, mit silbernem Staubdeckel 11 fl. Feine Englische Repetier mit Glocke 396 fl. das Dutzend, ganz feine 40 à 44 fl. das Stück.

Dreygehäusige mit 2 silbernen und 1 Firniß-Kapsel 84 fl. das Dutzend. Feine 8 à 9 fl. das Stück.

Goldplattirte Damen-Uhren, ganz schwer den Goldstrich haltend, mit weißem Zifferblatt, oder mit Springdeckel (savonette) 14 fl., mit goldnem oder silbernem Zifferblatt und Turquoises besetzt, neuester Façon 10½ fl.

In feinem 18karätigem Golde.

Damen-Uhren mit Springdeckel, glatt 18 fl., — guillochirt von 20 fl., 21, 28 à 36 fl. Mit weißem oder gold. Zifferblatt, leichte und schwere à 22 bis 38 fl. Mit farbigen Steinen neuester Façon 36 à 44 fl. Mit farbigem Gold und Rubinen besetzt, ganz schwer, 44 fl. — Mit Perlen besetzt, goldnem Zifferblatt mit und ohne Emaille 33 fl. — Mit Perlen, Springdeckel und doppeltem Emaille 36 fl. — Neuste ganz schwere engl. Art mit schwarzem Emaille und graviert 50 fl. — Mit Springdeckel, goldnem excentrischen Zifferblatt (cadran excentrique) 44 fl. Repetier-Uhren ganz schwer 70 à 80 fl.

Herren-Uhren mit weißem und goldnem Zifferblatt von 30 fl., 34, 36 40 à 50 fl. Ganz flache Cylinder-Uhren von 55 à 80 fl.

Repetier-Uhren mit weißem und goldnem Zifferblatt 456 à 480 fl. das Dutzend. Feine 40 fl., 44, 48, 50 à 80 fl. das Stück, ganz durchsichtig 60 fl. Feine ganz schwere mit 3 Hämmern oder Datum mit Schieber 66 fl., 70, 76, 80 und 90 fl., ganz flache Cylinder (à lepine) 120 fl., ganz durchsichtig (Lepine à cuvette) 135 fl. Ganz schwere mit Musik, jede Stunde 1 Stück spielend 140 fl.

Zweygehäusige englische, mit 2 goldenen Gehäusen auf Glocke schlagend 132 à 200 fl. — Ferner findet sich gegenwärtig eine eingehäusige Uhr ganz schwer von Gold, mit goldenem Staubdeckel, auf Glocke von feltst ½, ¼ und Stunden schlagend und repetirend, auch jede Stunde 1 Stück spielend (à grande et petite Sonnerie et à musique) als Meisterstück von einem der ersten Pariser Künstler, mit dem Motto: Non plus ultra bearbeitet, welche nicht unter 800 fl. neu bestellt werden kann, die aber für Rechnung des Künstlers für 500 fl. abgegeben wird.

Stock- oder Pendul-Uhren mit Sturzglas und Sockel.

In Alabaster, 14 Tage gehend, alle Sorten und Größen von 66 à 200 fl. — Ein paar Vasen dazu mit Sturzglas und Sockel und Blumen 45 fl.

In feinem Pariser Bronze, 8 Tage gehend, 50 fl. — Vierzehn Tage gehend, Stunden und halbe schlagend von den besten Pariser Modeleurs gearbeitet, zu 100, 120, 130, 140, 150, 160, 170, 180, 200, 250 à 400 fl. das Stück. Mit 2, 3 à 4 Stück Musik, jede Stunde 1 Stück spielend, kostet außer der unten verzeichneten Vermehrung der Musik noch das Einpassen 28 fl.

Wand-Uhren mit ganz vergoldetem Rahmen, eine Sonne vorstellend, Stunden und Viertel schlagend, Datum zeigend, neues Modell 60 fl. — Gemälde-Uhren, Gegend mit Thurm, Uhr vorstellend 60 fl. Dieselbe Viertel schlagend 80 fl., mit 3maligem Geläut täglich 110 fl., mit 2 Stück Musik 120 fl. — Ganz feine Prachtgemälde 8 Tage gehend, Stunden und Viertel schlagend, mit 3maligem Glocken-Geläute, jede Stunde 1 Stück spielend 250 à 274 fl.

Uhrwerke, zu Gemälde- oder Stand-Uhren, Stund und Halb-Streich, 36 Stunden gehend 18 fl. — mit ¼ schlagend 36 fl. Geläut mit 6 Hämmer 22 fl., 8 Tage-Werk mit Halbstrich 40 fl.

In Gegenständen mit Musik.

Dosen in Blech, 2 Stücke spielend 14 fl., feine 16 à 18 fl., feine lackirte Rauchtabaksdosen 22 à 27 fl. In Schildkröt mit vergoldetem Charnier 20, 24, 30 fl. In Silber mit 18karätigem Golde plattirt 70 fl. In Gold gefaßt 120 fl. Schwere 180 fl. Ganz schwere mit Repetier-Uhr dabey, jede Stunde 1 Stück spielend 300 fl.

Damen-Arbeits-Kistchen (Necessaires), 2 Stücke spielend 22 fl. — mit feinen Instrumenten in Elfenbein und Spiegel 22 à 33 fl. Mit Instrumenten von Perlenmutter, ganz fein neuester Façon 40 à 60 fl. Goldene Uhrschlüssel ganz schwer, 1 Stück spielend 27 fl.

Musik in Holz, große in Möbel- oder Pendul-Uhren einzupassen, 2 Stücke spielend 34 à 40 fl. 3 Stücke spielend 44 à 50 fl. 4 Stücke spielend 50 à 60 fl.

Auch kann jede beliebige Musik, nach besonderer Aufgabe binnen 3 à 4 Wochen geliefert werden, nur müssen die Noten korrekt und deutlich geschrieben zugleich mit eingesandt werden. Auf Bestellung werden Kistchen bis zu 12 Stücke spielend geliefert. Mit 1½ fl. Vermehrung für eine einfache, 2 fl. für eine Repetier-Uhr werden auch sämmtliche obige Uhren abgezogen und richtig gehend geliefert. Der vollständige Preis-Courant von obigen Gegenständen, so wie auch von allen Uhrmacher-Werkzeugen und Fournituren, wird von Unterzeichnetem gratis ausgegeben. Briefe und Gelder werden Portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. 1. Oktober 1823.

Sigmund Gaisenheimer.
Schnurgasse L. H. Nr. 53.

Anzeige von

Stein M. K W. die Apologetik des Christenthums als Wissenschaft dargestellt. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Fehlte es gleich nicht an einzelnen Vorarbeiten, so verdient doch obiges Werk, hervorgegangen aus der Feder eines dem gelehrten Publikum durch mehrere beyfällig aufgenommene Schriften *) schon bekannten Theologen die nachdrücklichste Empfehlung als das erste wissenschaftliche im Fache der Apologetik, was um so zeit-

*) Ueber den Begriff und obersten Grundsatz der historischen Interpretation des neuen Testaments. gr. 8. 9 gr.
Einige Predigten beym Amtsantritt und Jahreswechsel gehalten. gr. 8. 8 gr.

gemäßet erscheint, je wichtiger bey dem fortdauernden Kampfe theologischer Meinungen zu wissen ist, ob und in welchem Sinne das Christenthum als göttliche Anstalt vertheidigt werden kann. Niemand wird dieß Buch, ausgezeichnet durch gedrängten und fließenden Vortrag, im ruhig forschenden Tone verfaßt, den ächten Geist christlicher Sanftmuth und Liebe athmend, besonders anziehend in den Abschnitten über die Perfectibilität der Offenbarung, über die Tüchtigkeit der neutestamentlichen Zeugen, über den innern Beruf Jesu zum Welterlöser, über Weissagungen, Wunder ꝛc. unbefriedigt aus der Hand legen, und der eigentliche Religionsphilosoph, so wie selbst der Philolog sich von demselben angezogen fühlen, wohl auch Bibelgesellschaften dieser Arbeit ihre Aufmerksamkeit nicht versagen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Im Verlage der Kesselringschen Hofbuchhandlung ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Potpourri, pour Pianoforte et clarinette ou Violon, composé par J. A. Gleichmann. 1823. 16 gr.

Der als Compositeur schon rühmlich bekannte Herr Verfasser zeichnet sich durch Gefälligkeit, Anmuth und Originalität in diesem Werkchen besonders aus, und es ist für den Künstler eben so interessant, als es für den Dilettanten leicht ausführbar ist.

Resignation, eine Erzählung, vom Verfasser der Braut im Grabe. 8. 1823. 18 gr.

Die von dem H. Verfasser auf dem Titel genannte frühere schöne Dichtung ist hinreichende Empfehlung für diese neue höchst anziehende, einen seltenen Genuß gewährende Erzählung.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Moses Philippssohn
Hebräisches Elementarwerk,
oder
gründliche Anweisung das Hebräische zu erlernen.
Für künftige Theologen und zunächst für die israelitischen Schulen bearbeitet.
2r Theil. 2te verb. und stark vermehrte Ausg. 8.
Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Der 1ste Theil dieses anerkannt guten Schulbuchs erschien in voriger Oster-Messe und kostet 20 gr., beyde Theile also 2 Rthlr. 12 gr.

Schulen, welche 25 und mehrere Exemplare direkte von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen, erhalten das Exemplar compl. zu 1 Rthlr. 16 gr.

Bey J. J. Bohne in Cassel sind so eben folgende Unterhaltungsschriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumauer, K., Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Oehlenschläger, Torbenskiold. Drama mit Gesängen von G. Loh. 8. Druckvelinpapier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Osmond oder der Sturm der Leidenschaft. Ein Roman frey nach dem Engl. von G. Loh. 2 Thle. Druckvelinpapier 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Schönwerk, H., Denk an mich. Kränze der Liebe und Freundschaft gewidmet. Stammbuchs-Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriften der besten Klassiker mit Kpf. 12. Druckvelinpapier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. ord. Papier 12 gr. oder 54 kr.

Wilhelmine, P., Ausflüge nach dem Niederrhein, der Weser, Holland und Westphalen ꝛc. Mit Rücksicht auf Berathung angehender Fußreisenden. 8. 16 gr.

In Commission der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt sind erschienen und für 16 gr. durch alle Buchhandl. zu erhalten:

Sechsundvierzig, 2, 3 und 4st. Gesänge

für Gymnasien, Schulen und Institute, als auch für den häuslichen Kreis geeignet. Componirt von L. C. Gebhardi.

Zweckmäßigkeit der Auswahl und durchgängig gefällige Melodien machen diese Sammlung sehr empfehlenswerth, so wie der billige Preis derselben die Einführung in den Schulen begünstigt.

Im Verlage von Graß, Barth u. Comp. in Breslau (Leipzig bey Joh. Ambr. Barth) ist erschienen:

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von C. v. Holtei. Dritter Jahrgang für 1824. 8. geh. 1 Rthlr. 16 gr.

und enthält:

1) Der König und der Künstler, Schauspiel von Bärmann;
2) Nein; Lustspiel von Gust. von Barnekow;
3) Blind und Lahm; Nachspiel von Ludwig Robert;
4) Ein Morgenscherz, Lustspiel von Karl Immermann;
5) Fragt nur mich um Rath, Lustspiel von Albini;
6) Die Luftschiffer, Posse von Dr. Sessa;

Der erste Jahrgang für 1822 enthält: 1) Das wilde Heer, Lustspiel von v. d. Velde; 2) Der Hund des Aubri, Posse von P. A. Wolff; 3) Wenn nur der Rechte kommt! Lustspiel von H. Schmelka; 4) Die Farben, Lustspiel von C. v. Holtei; 5) Der Großpapa, Lustspiel von K. Waller;

Der zweyte Jahrgang für 1823 enthält: 1) Stanislaus, Drama von C. v. Holtei; 2) Herr Peter Synenz, Posse von W. Müller; 3) Die Theaterprobe, Posse von Oswald; 4) Was Dir die dunkle Nacht versprach, erkennet nicht mehr an der Tag, Schauspiel von W. v. Studnitz; 5) Der Solosänger, Posse von C. v. Holtei; 6) Der freywillige Landsturm, Posse von Lebrün.

In allen Buchhandlungen ist jezt vollständig zu haben:

Der astronomische Jugendfreund, oder faßliche und unterhaltende Darstellung

der Sternkunde, für die Jugend und die Gebildeten beyderley Geschlechts, von Dr. J. Poppe, Hofrath und Prof. zu Tübingen. 4 Bände mit vielen Kupf. Tübingen bey Osiander. Druckppr. gebunden 9 fl. oder 5 Rthlr. Schreibp. geb. 11 fl. 24 kr. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Da das Publikum über den Werth dieses Werkes schon entschieden hat, und da auch von demselben schon sehr vortheilhafte Recensionen in der Jenaer und Haller Literaturzeitung, im Leipziger Repertorium für Literatur ꝛc. erschienen sind, so enthält sich der Verleger aller weitern Lobpreisungen darüber und bemerkt nur, daß es sich zum Weihnachtsgeschenk vorzüglich eignet.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrich Schulze's (Hof-Gold- und Silberarbeiter zu Ballenstedt)

Der Gold- und Silberarbeiter und Juwelier nach allen seinen practischen Verrichtungen. Ein vollständiges Handbuch dieses Gewerbes mit Aufdeckung sehr vielseitiger, noch nicht allgemein bekannter und oft geheim gehaltener Vortheile, z. B. des Silbersiedens ohne Weinstein mit Zeit- und Kohlenersparniß, der Verfeitigung der Emaille, Einlasse, der einfachsten Zurichtung, Schleifung und Politung der Steine und Gläser von allen Formen und Farben ohne Maschine, der Verfertigung des ächten Pariserroth, der Weißfarbe, der neuesten Vortheile bey der Vergoldung und vielen andern nützlichen Handgriffen, welche auch für andere Metallarbeiter, als Gürtler, Uhrmacher, Büchsenmacher, Sporer u. s. w. großen Werth haben. Nebst Tabellen zur leichtern Berechnung beym Legiren, beym Silber Ein- und Verkauf, bey Accordirung des Arbeitslohns, bey Vergleichung der verschiedenen Gewichte und mit der Abbildung von 78 der modernsten Formen aller Gattungen von Gold- und Silberarbeit. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Der Inhalt dieser höchst nützlichen Schrift ist zu vielseitig und mannigfaltig, um ihn speciell mittheilen zu können. Jedes, auch das kenntnißreichste und geschickteste Mitglied des Standes, für welchen dieses Buch bestimmt ist, wird darin noch so viel neue und ihm gänzlich unbekannte Vortheile finden, daß der geringe Preis dieser Schrift im Vergleich zu dem Nutzen, welchen sie ihren Lesern verschafft, gar nicht in Betracht kommen kann.

Bouquet's

gebunden aus solchen Gedichten der beliebtesten deutschen Dichter, welche die Blumen und deren sinnvolles Bedeuten in mannigfachen Beziehungen zum Gegenstande haben. 2te verm. Aufl. Mit 4 Kupf. die vier Jahreszeiten vorstellend und illum. Vign. 12. Leipzig (Gleditsch) Velinpapier geb. 18 gr.

Dasselbe mit fein gemahlten Kupfern in Goldschnitt, 1 Rthlr. 4 gr.

Die erste (bedeutend starke) Auflage dieses lieblichen Blumenstraußes wurde binnen Jahresfrist abgesetzt. Diese Zweyte, nicht nur durch 4 schöne Kupfer, sondern auch durch Gedichte von Mahlmann, Th. Körner, Schreiber, Wellentreter, Pencer u. a. vermehrt, im Innern und Aeußern elegant ausgestattet, wird sich nicht minder empfehlen.

Bey Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Alfred und Ida.

Briefe

über Fortdauer und Wiedersehen,

von

Thiele von Thielenfeld.

Mit Titelkupfer von Fleischmann.

Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Wem im Streben nach dem Irdischen der Sinn für das Heilige nicht verloren ging, und wer es zweckmäßig findet, bisweilen seinen Blick in die Zukunft zu richten, um bey dem zu verweilen, was uns in derselben bevorsteht, dem wird diese Schrift ohne Zweifel eine reichhaltige, Verstand und Herz ansprechende Unterhaltung gewähren. Und sie darf wohl diesem bessern Theile unsers Geschlechts empfohlen werden, weil sie, in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, verschiedene neue, auf Vernunft und Schrift gegründete, und folglich aus den reinsten und heiligsten Quellen des menschlichen Wissens geschöpfte Ansichten und Aufschlüsse enthält.

Vom

Globus, Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung von Streit und Cannabich,

ist nun des 2ten Bdes 1s Heft erschienen. Die freundliche Unterstützung, die dieses Unternehmen findet, hat den Verleger bestimmt, die Charten, die im ersten Bande schwarz erschienen, von da ab illuminirt zu geben, um nichts fehlen zu lassen, was die Brauchbarkeit erhöhen kann. Der erste Band enthält: die Weltcharte mit der Einleitung in die Geographie, Europa, Preußen, Oestreich, Sachsen und Hannover, mit der Geographie nach den neuesten Quellen bearbeitet von Cannabich. Jedes Heft mit der Charte kostet 16 gr. und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands durch die Keyserische Buchhandlung hierselbst zu erhalten.

Erfurt im Juli 1823.

J. J. Ukermann.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zweihundert Stammbuchsaufsätze aus den vorzüglichsten Dichtern gesammelt. 12. brosch. 6 gr.

Nro. 28.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Rom's vom 4ten bis zum dreyzehnten Jahrhundert aufgenommen und herausgegeben von J. G. Gutensohn und J. M. Knapp, Architekten. 1s Heft.

Die Denkmale der Baukunst des alten Roms, welche mit Recht sowohl durch ihr Alterthum und ihren Umfang, als durch das classische Interesse und ihren Kunstwerth die allgemeine Bewunderung auf sich ziehen, wurden im verflossenen wie im jetzigen Jahrhundert unter verschiedenen Formen häufig aufgenommen und bekannt gemacht, so wie sie auch öfter durch die tiefe Forschung von gelehrten Männern gehörige Erläuterung fanden. Jene jedoch, welche der erhabenen Religion unsers Erlösers in den glorwürdigen Zeiten des Christenthums geweiht wurden, lagen beynahe ganz in Vergessenheit, und kaum wurde die und da irgend ein einzelnes gewürdigt, und vielleicht nicht einmal mit jener Umsicht und Ergründung, welche man ihnen schuldig ist. Nichts destoweniger scheint, daß man denselben eine höhere Aufmerksamkeit widmen sollte, sowohl wegen des Interesse der Religionsgeschichte, indem viele Ereignisse derselben durch diese Denkmale unserer Erinnerung näher geführt werden, als auch wegen des archäologischen Gewinns, indem sie uns Spuren von alten Gebräuchen aufbewahren. Eben so wichtig sind sie in Beziehung auf Kunst, nicht blos allein weil sie gleichsam zum Zusammenhang und Bindungsmittel zwischen der alten und neuen Baukunst dienen, sondern auch weil in jedem von ihnen bis auf unsere Tage sich Malereyen, Mosaiken, Bild- und Schnitzwerke u. s. w. erhalten haben, welche mittelst der Zeitgebräuche uns eine fortlaufende Geschichte von den verschiedenen Arten der Zeichnungskünste, von der Zeit des Theodosius an bis zu ihrer Wiedererstehung darbieten. Diese Denkmale verdienen aber noch um so mehr mit jener Genauigkeit, welche man in unsern Tagen verlangt, publicirt zu werden, als solche durch Restaurationen wie durch die Zeit von Tag zu Tag immer mehr dem Mangel und Verfall entgegengehen.

Zwar hatten in den Jahrhunderten, welche dem 18ten vorangingen, Männer, welche sowohl durch ihre priesterliche Würde, als durch ihr Wissen berühmt, entflammt von der Liebe zu den heiligen Denkmalen, mit vieler Kenntniß die gewelbten Monumente Roms erklärt, und ihre Werke zugleich mit Kupfern begleitet. Allein an den Gebrechen der Zeit leidend, unterstützte sie zu ihren Kenntnissen keine gleiche Kritik, noch zu den historischen Belegen die artistische Genauigkeit, die allein fähig sind zur Erkenntniß der Epochen, welchen diese Monumente angehören, zu führen, und somit die Nützlichkeit solcher Arbeiten auf eine größere Anzahl von Personen auszudehnen. Diese Betrachtungen haben die Unterzeichneten, welche sich schon längere Zeit ihrer Studien wegen in Rom aufhalten, zu dem Entschluß gebracht, über die christlichen Basiliken dieser Stadt ein Werk zu Tage zu fördern, indem sie vorzüglich jene wählten, die theils mittelst ihres Alterthums, theils mittelst ihrer Erhaltung, oder wegen der Monumente, welche sie einschließen, fähig sind, eine nähere Kenntniß über diese gewelbten Denkmale unserer Religion aus den ersten Jahrhunderten zu verbreiten. Sie haben sich vorgenommen das Werk in sieben Hefte, jedes zu sieben Blätter, zu vollenden, enthaltend die Grundplane, Durchschnitte, geometrische und perspectivische Ansichten in verschiedenen Richtungen, wie die merkwürdigsten Monumente. Der Text wird am Ende des ganzen Werks mit dem letzten Heft erscheinen, welchem eine Einleitung über den Ursprung und die Theile der alten christlichen Basiliken von Herrn Ant. Nibby, Professor der Archäologie an der römischen Universität, einem den Künsten wie den Wissenschaften gleich achtungswürdigen Namen, vorangehen wird. Alle Kupferblätter werden von den Herausgebern einzeln erläutert und beschrieben, und denselben die geschichtlichen Beyträge mit Begleitung der Notizen des obgenannten Herrn Gelehrten beygefügt. Der Preis jedes Heftes sammt dem Text ist in Rom drey Gulden dreyßig Kreuzer Rheinisch für Pränumeranten.

Rom im Monat September 1822.

J. G. Gutensohn; J. M. Knapp, Architekten.

Inhalt des ersten Hefts.

1. Grundplan und Längen-Durchschnitt der Basilika Sanct Clemens.
2. Innere Ansicht derselben (um einen klaren Begriff der höchst merkwürdigen Anlage dieser Kirche zu geben, wurde der Gesichtspunkt höher gewählt).
3. Grundplan der Basilika Sanct Paul, außerhalb den Mauern Roms.
4. Quer-Durchschnitt derselben.
5. Innere Ansicht davon.
6. Mosaik auf goldenem Grund in der Tribune dieser Basilika.
7. Verschiedene Formen von Mosaik-Fußböden in den Basiliken Roms.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott's Söhne in Mainz erschienen sind.

Arnold, J., Trinklied mit Guit. oder Pfte. Begleitg. „Wir sind die Könige der Welt.“ 16 kr.

Beck, C. F., 12 leichte 3stimmige Gesänge zum Gebrauch des method. Sing-Unterrichts 2s Heft. 48 kr.

Böhm. T., Divertissement für die Flöte mit Begl. von 2 Violin, Alt et Bass oder Pfte, 2 Hautbois, 2 Horn et 2 Fagott. Op. 6. 2 fl. 24 kr.

Caraffa. Ouvert. der Oper „Le solitaire“ f. Pfte. 48 kr.

— — a. d. Oper. Duett. „Freund sieh meinen Schmerz.“ f. Pfte. 48 kr.

— — a. d. Oper. Arie. „Er wähnt nie könnte lindern.“ f. Pfte. 30 kr.

— — a. d. Oper. Arie. „Wer ist der kecke Schwimmer.“ f. Pfte. 30 kr.

Häser, A. F., Messe für 2 Solo- und 4 Chorstimmen für angehende Singvereine. 2 fl. 30 kr.
Kuffner, J., Potpourri für Saiten- und Blasinstrumente. Op. 129. 3 fl. 45 kr.
— — leichte Stücke für Anfänger im Klavierspielen. Op. 131. 1 fl.
— — 8tes Potpourri aus dem Freyschütz für Militair-Musik. Op. 132. 4 fl.
— — 4tes Potpourri aus Preciosa f. Pfte. et Flöte oder Violin. Op. 133. 1 fl. 12 kr.
Lindpaintner, Liedersammlung für eine Stimme mit Pfte. Begltg. Liv. 1. 1 fl. 12 kr.
— 2. 1 fl. 12 kr.
— — Concert f. Clarinette mit Orchstr. Begltg. Op. 41. 3 fl. 12 kr.
— — Dasselbe mit Pfte. Begltg. 1 fl. 30 kr.
Lizius, C., Lied. „Dein gedenk ich und mit sanftem Beben" f. Pfte. oder Guit. 16 kr.
Volcke F., Militair-Musik, 2tes Cahier. 4 fl. 30 kr.
v. Weber, C. M., Walzer aus Preciosa f. Pfte. 8 kr.
Wollank, F., Quartett f. 2 Violinen, Alt et Violello. 1 fl. 24 kr.
Zimmermann, G., 6 Walzer f. 2 Violinen, Clarint., Flöte, 2 Horn, Trompet et Bass. 1 fl. 12 kr.

Herabgesezte Bücher-Preise.

Ewald, J. L., Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben, in Briefen, 4 Theile 8. statt 6 Rthlr. 8 gr. — 4 Rthlr.
Dessen. Ehestandsscenen. Als Folgen liebevoller Weisheit und eigensinniger Thorheit dargestellt. 2 Thle. 8. statt 3 Rthlr. — 2 Rthlr.
Dessen. Menschenbestimmung und Lebensgenuß. 2 Bände. 8. statt 2 Rthlr. 16 gr. — 2 Rthlr.
Dessen. Ist es rathsam die niedern Volksklassen aufzuklären? Und wie muß diese Aufklärung seyn? 8. statt 1 Rthlr. 12 gr. — 18 gr.
Leipz. Mich. Messe 1823.

Nachstehende neue Schrift ist nunmehr in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen
an
Spanien,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.
Mit
einzelnen Beziehungen
auf
den gegenwärtigen Krieg
herausgegeben
von
Belmont.
Preis: Ein Thaler acht Groschen.
Dresden, Hilscher.

Dieses Werkchen dürfte die ungetheilte Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums schon um deßwillen auf sich lenken, da der in jenem Lande neu begonnene Krieg allgemeines Interesse erzeugt, wenn selbige nicht noch dadurch erhöhet würde, daß der Verfasser dieser Schrift — dessen angenehm unterhaltende, lebhafte Manier bereits aus mehrern literarischen Produkten rühmlichst bekannt ist — mehrere Jahre in Napoleons Heeren an dem Kampfe in dieser Halbinsel thätigen Antheil genommen. Kurze, gedrängte Uebersicht des Landes, treue unparteyische Schilderung des Charakters der Bewohner, Zeichnung berühmter Häuptlinge, Darstellung des Guerillakrieges, diätetische Winke für dortige Krieger fremder Nationen, anziehende Anekdoten sind darin in einem lebhaften Style vorgetragen, daher denn auch dieses Werkchen, welches noch überdieß ein elegantes Aeußeres darbietet, gewiß jedem eine angenehme Unterhaltung verschaffen wird. Sein innerer Gehalt sichert ihm eine längere, als blos ephemere Existenz, da Niemand es gelesen zu haben bereuen oder es gähnend aus der Hand legen wird.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Krankheiten der Künstler und Handwerker, und die Mittel, sich vor denselben zu schützen. Ein belehrendes und unterhaltendes Handbuch für Sanitäts- und Polizeybeamte, practische Aerzte, Fabrikbesitzer, Professionisten und Gebildete aus allen Ständen. Nach dem Italienischen neu bearbeitet von Ph. Patissier, und aus dem Französischen übersezt mit Vorrede und Zusätzen von D. J. H. G. Schlegel, Ritter des Falkenordens, Hofrath, Hofmedicus, Sanitätspolizeydirector ꝛc. zu Meiningen. Mit 1 Abbildung. gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Ehrenvoll brach der berühmte Professor zu Padua, Bernhardino Ramazzini, die Bahn in der Wissenschaft von den Krankheiten der Handwerker. Hochwichtig ist daher sein classisches Werk „de morbis artificum diatriba," das fast in alle Sprachen übersezt wurde, 17 Auflagen erlebte, eine Menge interessanter Thatsachen, lichtvoller Vorschriften und weiser Rathschläge enthält. — Aus demselben ist im Vorstehenden nicht nur das für unsere Zeiten brauchbarste ausgewählt, sondern dieß auch mit den Entdeckungen, Beobachtungen und Erfahrungen der fortschreitenden Wissenschaft bereichert, und daher der Besitz dieses neuen Handbuches für alle obengenannten Classen unentbehrlich geworden.

So eben ist erschienen:

Samuel Brookes's F. L. S.
Anleitung
zu dem Studium
der
Konchylienlehre.
Aus dem Englischen übersezt und mit 9 colorirten und 3 schwarzen Kupfertafeln erläutert.
Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie der Flussmuschel vermehrt
von
Dr. *C. Gust. Carus*,
Professor an der Chir. medic. Academie zu Dresden.
Gross-Quart. Cartonirt. Preis 16 Rthlr.

Ohne Beyhülfe systematischer Werke über die verschiedenen Klassen der Naturkörper, ist dem Forscher das Studium derselben nicht weniger erschwert, als es

dem Liebhaber und Sammler an denjenigen Gewährsmitteln mangelt, welche nur allein in den Stand setzen, sich eine tiefere Einsicht von Arten, Gattungen und Klassifikation dieser Gegenstände zu verschaffen. Eben so unentbehrlich sind solche Werke bey Anordnung von Naturalienkabinetten, wenn diese nicht einem planlosen Chaos gleichen sollen, und es dem Sammler um wissenschaftlichen Nutzen und höhere Belehrung zu thun ist.

So vielfältig in unserer Literatur für die meisten Zweige der Naturgeschichte durch die trefflichsten Werke gesorgt wurde, und so zahlreich in Deutschland die Freunde der Konchylienkunde schon längst gewesen sind, hat es dennoch bis jezt an einem Buche gefehlt, welches den gedachten Zwecken entspräche, indem das Martinische Werk von zu grossem Umfange ist, und noch weniger die kleineren Kompendien diese Lücke füllen konnten. — Unter diesen Umständen dürfte die Verpflanzung des in England mit so vielem Beyfall aufgenommenen Werkes: „*An Introduction to the Study of Conchology pp. by Samuel Brookes. London.*“ gewiss recht Vielen erwünscht seyn, um so mehr, da gegenwärtige Uebersetzung manche wesentliche Vorzüge vor dem Original erhalten hat. Der wörtlichen Uebersetzung desselben geht eine Abhandlung von Herrn Dr. Carus voraus, welche sich über den innern und äussern Bau der Muscheln und Schnecken, und die Lebenserscheinungen derselben verbreitet, und durch eine Kupfertafel nach der Zeichnung des Verfassers, die Anatomie der Flussmuschel darstellend, erläutert wird. Dieser Aufsatz begreift folgende Abtheilungen: 1) Von der Stelle, welche die Weichthiere in der Reihe der Thiere einnehmen und ihrer Eintheilung. 2) Vom innern Bau der Mollusken überhaupt, und der Muscheln und Schnecken insbesondere. 3) Von den Lebensäusserungen der Leztern hinsichtlich der Ernährung, Athmung, Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung, und ihrem Verhalten gegen äussere Einflüsse, als Luft, Wasser und Clima. 4) Von der Schalenbildung und den Urformen der Schalen.

In dem Brookes'schen Werke selbst ist bey Beschreibung der Schalen Linnés Eintheilung mit Berücksichtigung des Lamarckschen Systems befolgt worden, und bey Darlegung der sämmtlichen Gattungen werden die ihnen zugehörigen Arten aufgeführt. Behufs dieser Ausgabe wurden in London die benöthigten Abdrücke von den englischen Originalplatten gezogen, und das Colorit derselben, welches an Vorzüglichkeit sich mit dem Besten vergleichen darf, hier besorgt. Diese eilf Tafeln enthalten 151 Abbildungen, welche meistens von solchen Schalthieren genommen sind, die Lamarck als Beyspiele der Gattungen gebraucht, und bey denen sich die Kennzeichen derselben besonders deutlich darstellen. Von jeder Gattung ist eine Art nach der Natur geliefert, ausser den auf zwey Platten enthaltenen Thieren der Schalen, welche aus namhaften Quellen entlehnt wurden.

Der Preis ist so billig gestellt, als es der grosse Aufwand dieses Unternehmens und insbesondere die kostbare Illumination nur irgend gestatteten. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, am 1. September 1823.

Ernst Fleischer, als Verleger.

Bey G. J. Göschen ist erschienen:

W. G. Beckers

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen

herausgegeben von Friedrich Kind. Mit histor. und landschaftl. Kupfern.

Preis: 2 Thlr. Prachtausgabe 3 Thlr. 12 gl. Sächs.

Inhalt: I. H. Hase, Antiken-Inspektor in Dresden, Erläuterung der landschaftlichen Kupfer, welche darstellen: 1. Horazens Sabinum, 2. Tivoli mit der Villa des Mäcenas, 3. Ciceros Landhaus zu Arpinum, 4. den Japanischen Pallast in Dresden, welcher die Bibliothek, das Antikenkabinet u. a. Sammlungen enthält. II. Schauspiel in Versen: die Thalhütte von F. Kind. III. Erzählungen: 1. der weissagende Staar von F. Kind, 2. Sieg und Segen von Friedrich L. M. Fouqué. IV. Gedichte von 22 Dichtern und 3 Dichterinnen, worunter eins von Luise Brachmann, für diese Sammlung — wohl nicht ohne Vorgefühl ihres Schicksals — von der Dichterin selbst bestimmt. V. Charaden und Räthsel. VI. Tänze mit Musik von Lauchery. Die historischen Kupfer sind nach Ramberg von Cheesemann in London, von Fleischmann und Schwerdgeburth; der Umschlag ist nach Raphael gestochen.

Bey T. Trautwein in Berlin ist so eben fertig geworden:

Josua, Oratorium von Händel, Clavier-Auszug von J. C. F. Rex (37 Bogen stark.) Geheftet Preis 4 Rthlr. 12 gr.

Dr. J. A. Seum, (Professor). Grundlehren der Mathematik. Erster Theil: die Zahlenlehre. gr. 8. 18 gr.

ist so eben bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Arnoldische Buchhandlung.

In unserm Verlage erschienen folgende wichtige Schriften; sie sind bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Der Ehestandsarzt. Ein Hülfsbüchlein für Männer und Frauen, welche an Unvermögen, Unfruchtbarkeit und andern physischen Geschlechtsgebrechen leiden. 1 Rthlr. 12 gr.

Flittner, Dr. C. G., gemeinfaßliche Anweisung über den Nutzen und rechten Gebrauch der einfachen kalten und warmen Wasserbäder, so wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badelustigen. 10 gr.

— Sammlung bewährter Vorschriften zu Mitteln, welche die Haut, die Zähne und Haare erhalten und deren Fehler verbessern, ingleichen auch Vorschriften zu Bädern für die Schönen. 16 gr.

— de Mesmerismi vestigiis apud Veteres. 4 maj. 8 gr.

— Unterricht in der Kunst die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen. Sehr sauber gebunden. 1 Rthlr. 18 gr.

Jung, Dr., das Kabinet der Liebe und Ehe, oder Erfahrungen, ein glücklicher Ehemann und Vater gesunder, schöner und geistreicher Kinder zu werden. 3te Ausgabe. 1 Rthlr. 8 gr.

Jung, Dr., Aphrodite, Erhaltung der lebenden Geschlechter auf Erden. Oder Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen, nach der Stufenleiter der Natur. 1 Rthlr. 16 gr.

Wildberg, Dr. C. F. L., Hygiastik oder die Kunst die Gesundheit der Menschen zu erhalten, zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. 2te verm. Ausgabe. 1 Rthlr. 16 gr.

— System der medizinischen Gesetzgebung. 2te verm. Ausgabe. 2 Rthlr. 12 gr.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

In der Heinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und aller Orten versandt:

Penelope auf 1824.

Herausgegeben von Th. Hell.

Mit Beyträgen von H. Clauren, van der Velde u. A. und 8 Kupfern 16. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. in Maroquin 2 Rthlr. 12 gr. mit gemalt. Deck. 2 Rthlr. 20 gr.

Daß die Verlagshandlung alles angewandt hat, auch diesem — 13ten — Jahrgange des beliebten Taschenbuchs die Theilnahme des Publikums und die Anerkennung zu verschaffen, deren die früheren Jahrgänge sich erfreuten, möge eine kurze Inhaltsanzeige bestätigen. — Zuvörderst wird in 6 Blättern nach Ramberg von Böhm, Jury, Elssner, Brückner, Frosch die mit Beyfall aufgenommene Gallerie zu Schillers Gedichten fortgesetzt. Hieran schließt sich ein ausgezeichnet schönes Blatt von Veith: Ansicht der Ebene von Pompeji unterhalb des Vesuvs. Das sehr gelungene Titelkupfer nach Schnorr von Fleischmann giebt das Portrait der unglücklichen Königin, Karoline Mathilde von Dänemark, deren Biographie von Cl. von Hohenhausen die Reihe der Erzählungen würdig eröffnet. Auf historischen Grund gewebt sind: der Sohn der Wildniß von dem talentvollen Fr. von Heyden und das Horoscop von van der Velde, nach einer wahren Begebenheit, mit allem Zauber der Darstellung und der festen und sichern Characteristik entworfen, die man an diesem Meister so schätzt. Ernst und düster ist des wackern Prätzel Erzählung: Die Nachtigall. Aber Freunde heiterer Laune finden in des gefeyerten H. Clauren Gränz-Commission und dem Dreykönigsabend vom geistreichen Borromm. von Miltitz gewiß volle Befriedigung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Buch, das, der Zigeunerinn oder die Kunst aus den Runzeln der Stirn, aus der Gesichtsbildung, den Handlinien, Geberden, Schönheitsmählern u. s. w. zu weissagen, nebst der Geschichte der Zigeuner. Herausgegeben von Ismael Bohabdel, aus dem Franz. übersezt mit zwey Figuren. 2te Auflage geheftet. 48 kr.

Frankfurt a. M. im August 1823.

S. M. Guilhauman.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt worden:

Fontanges, oder das Schicksal der Mutter und der Tochter. Eine Geschichte aus den Zeiten Ludwig des Vierzehnten von Benedicte Naubert. Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis 1 Rthlr.

Lebens-Bilder von der Verfasserin der gesammelten Briefe von Julie ꝛc. Enthaltend: „Die literarische Hausfrau. — Helmina. — Der Väter Sitte. — Die Wahl. — Der Weiberfeind. — Das Testament.“ Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis 1 Rthlr.

Da die Stimme der Kritik und das allgemeine Urtheil längst über den ausgezeichneten Werth entschieden hat: so kann ich mich aller weitern Empfehlung dieser beyden Bücher enthalten, die bekanntlich von Verfasserinnen herrühren, die sich in unsrer Literatur bleibenden Ruhm erwarben.

A. Wienbrack.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Bretschneider, Dr. K. G., Predigten an Sonn- und Festtagen gehalten, 18 Bändchen, 2te mit sieben Vorträgen vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Ueber Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung. Für Zweifelnde und Trauernde. 2te vermehrte Ausgabe. Derselben 26 Bändchen. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Worte der heiligen Schrift, zum Unterrichte und zur Erbauung erklärt.

Ueber den Werth der Vorträge eines unsrer ausgezeichnetsten Theologen und Kanzelredners hat das Publikum in so weit wohl entschieden, als die erste Auflage des ersten Bändchens sich vergriff, und somit Veranlassung zu einer neuen gab, die der würdige Verf. aus dem reichen Vorrathe seiner trefflichen Materialien fast um die Hälfte vermehrte und ein zweytes Bändchen hinzufügte, dessen Tendenz der besondere Titel näher ausspricht. Lichtvoll und klar bringen seine Worte dem Leser die Ueberzeugung der Wahrheit, erbauen und erleuchten in ihrer edlen, das Gefühl wohlgefällig ansprechenden Form und werden ihren Zweck, wohlthätig auf das Gemüth, auf religiöse Bildung und Entschließung zu wirken, sicher nicht verfehlen.

Pär's neueste komische Oper,

in der deutschen Bearbeitung unter dem Titel:

„Wie gerufen!“

eben so gefällig, als leicht aufführbar, ist — Partitur und Buch — um den Preis von zehn Ducaten in Golde zu haben.

Man wendet sich in portofreyen Briefen an

K. Göhe,

Großherzogl. Kammermusikus

in Weimar.

Nro. 29.

Intelligenz-Blatt.

1823.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist im J. 1820 verlegt und nun in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständige Uebersicht der gegen Carl Ludw. Sand wegen Meuchelmordes, verübt an dem K. Russischen Staatsrath von Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet, und herausgegeben von dem Staatsrath von Hohnhorst, vorsitzendem Mitgliede der angeordneten Untersuchungs-Commission. Mit Sands Bildniß in Kupfer, einer Zeichnung in Steindruck, und mehreren Beylagen.

Da die Ausgabe dieses Werks durch verschiedne Hindernisse bis jezt verzögert wurde, so kann zwar das Interesse daran nichts verloren haben, nur wird der geneigte Leser ersucht, wenn vielleicht einige darin vorkommende Ansichten durch den Ablauf von drey Jahren sich geändert haben sollten, sich in die Zeit zu versetzen, wo dieses Werk verfaßt wurde, das übrigens, wie aus dem Titel und Vorrede zu entnehmen, unverändert geblieben ist.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey Tendler und von Manstein in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jos. Aloys Ditscheiners
vollständige
Terminologie des Handels,

eine alphabetisch geordnete Uebersicht aller bey den Waaren-, Wechsel-, und Seegeschäften und deren Rechte, sowohl in der deutschen Sprache selbst gebrauchten, als auch aus anderen Sprachen in dieselbe aufgenommenen Wörter und Redensarten, mit ihrer Erklärung und Bedeutung.

Ein Handbuch für jedes Comptoir, besonders ein brauchbarer Rathgeber für sich dem Handel widmende Jünglinge.

Seiten XII und 463. gr. 8. Wien 1823. Preis in Umschlag broschirt. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

Der Mangel eines vollständigen, dem fortschreitenden Zeitgeiste entsprechenden Wörterbuches der Geschäftssprache des Handels mit bestimmten, möglichst gedrängten, aber dennoch deutlichen Wörter-Erklärungen war bisher eine fühlbare Lücke in der Literatur dieses so allverbreiteten wichtigen Geschäftszweiges; die Verlagshandlung glaubt aus diesem Grunde auf den Beyfall der handelnden Welt im Voraus rechnen zu dürfen, daß sie die Herausgabe eines solchen Werkes veranstaltete. — Die keineswegs leichte Aufgabe der Bearbeitung eines so schwierigen und doch so gemeinnützigen Gegenstandes ist von unserem Verfasser genügend und mit Sachkenntniß gelöst worden. Der Jüngling, welcher sich dem Handel zu widmen gesonnen ist, der Handlungsdiener und der Comtorist, sie alle werden vielfache Belehrung in dem Werke finden; nicht minder wird es dem in Kenntnissen bereits vorgerückten Handelsmanne jeder Art mehrfachen Nutzen gewähren, und besonders dem Anfänger eine große Erleichterung in der Betreibung seiner Geschäfte verschaffen, und seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, da es außer der Erklärung und Begriffsbestimmung aller in dem weiten Gebiete des Handels und der ihm zunächst verwandten Geschäfte (vorzüglich der Rechtskunde, dem See- und Fabriksweesen ꝛc.) gebrauchten deutschen und fremden Wörter eine encyclopädische Uebersicht der gesammten Handelswissenschaft enthält, und auf die wichtigsten Kenntnisse und Fähigkeiten dieses Faches aufmerksam macht. Selbst Geschäftsleuten aus andern Zweigen, insbesondere Fabriksbesitzern und ausgebreiteten Manufakturisten aller Art, wird dieses Wörterbuch Nutzen und Belehrung bringen können; so wie Jedermann, der Aufklärung über diesen Gegenstand zu erhalten wünscht, sie auch befriedigend hier finden wird. Die äußere Ausstattung, stehet dem innern Werthe des Werkes nicht nach, so daß die Verlagshandlung es jedem Handelsfreunde bestens empfehlen kann.

Ferner ist daselbst erschienen:

Pfeufler, G., Chemische Abhandlung über das Opium und seine nähern Bestandtheile mit besonderer Rücksicht auf das Morphin und die Mekonsäure. gr. 8. 1823. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Verlauf des gelben Fiebers. Vier Abbildungen unter der Aufsicht des Protomedicus Flores de Mareno in Cadix verfertigt, nebst Beschreibung der Verlaufsperioden. gr. 4. 1822. illum. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bleichrodt, W. G. (F. S. Bauinspector zu Frankenhausen)

Handbuch für den architektonischen Zeichnungs-Unterricht und die Verfertigung der Bauriße und Bauanschläge.

Nebst Holzberechnungstabellen, Abhandlungen über Kenntniß und Anwendung des Baumaterials, über Fuhr- und Arbeitslöhne ꝛc. Mit 4 lithographirten Tafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Weit entfernt, ein Lehrbuch der höhern Baukunst zu liefern und den Maurer und Zimmermann in das Gebiet der analytischen Geometrie einzuführen, war es vielmehr die Absicht des Hrn. Verfassers, ihn durch diese gemeinnützige Schrift mit den Lehren der Elementar-Geometrie, so weit sie in seinen Wirkungskreis eingreifen, und sowohl zur Entwerfung eines guten Bauriſſes, als zur gehörigen Umsicht auf der Baustätte dienen, bekannt zu machen.

Jünglingen, welche sich zu Architekten bilden, wird dieses Buch zur Einleitung in das Studium der großen Kunst dienen, Zimmerleuten, Maurern und andern Werkmeistern zur Kenntniß der ihnen heutigen Tages unentbehrlichen Lehren und zu der Fähigkeit, Gegenstände richtig aufzufassen, sie durch Risse darzustellen, und sich zu Bauanschlägen und den übrigen beym Bauwesen vorkommenden Arbeiten geschickt zu machen, so wie es jedem Bauherrn selbst einen richtigen Ueberblick seiner Unternehmungen und eine sichere Controle seiner Arbeitsleute verschaffen wird. Der Preis ist im Verhältniß der Bogenzahl und den vier schön gezeichneten Tafeln in groß Quart äußerst billig.

Neue Schriften für Forstmänner, Baumeister, Holzhändler, Landwirthe, Künstler und Handwerker:

H. Cotta, K. S. Oberforstrath, Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs, so wie zur Berechnung der Nutz- und Bauholz-Preise. Auf allerhöchsten Befehl entworfen. Zweyte durchaus umgearbeitete Auflage. gr. 8. geb. 1 Rthlr. 8 gr.

Von demselben Verfasser sind noch folgende Schriften bey uns erschienen:

H. Cotta, Anweisung zur Waldwerthberechnung. Zweyte verbesserte Aufl. 1819. 1 Rthlr.

— — Anweisung zum Waldbau. Dritte verb. Aufl. 1821. 2 Rthlr.

— — Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung (Taxation). 1r Theil 1820. 1 Rthlr. 4 gr.

— — Hülfstafeln für Forstwirthe und Taxatoren. (Ein Anhang zum Waldbau und zur Forsteinrichtung.) 1821. 1 Rthlr.

— — Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, oder die Baumfeldwirthschaft. Erster Band in 4 Heften. 2 Rthlr. 8 gr.

Dresden im August 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Obige Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen, in Stuttgart bey Franky, Löfflund; Tübingen bey Laupp und Osiander.

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Orchester.

Boyneburgk, Fr. Baron de, 2 Polonoises, 1 Cotillon, 6 Walses et 5 Ecoossoises pour Orchestre. Op. 15. 1 Thlr.

Gerke, A., 2 Polonoises à gr. Orchestre. Op. 11. 2me Suite. 1 Thlr. 4 Gr.

Lindpaintner, P., Ouverture de l'Op.: Sulmona à grand Orchestre. Op. 40. 1 Thlr. 16 Gr.

Mejo, Gme., Variations sur la chanson: Gaudeamus igitur etc. à grand Orchestre. 1 Thlr. 12 Gr.

Ries, Ferd., 4me Sinfonie à grand Orchestre. Op. 110. 3 Thlr. 12 Gr.

Wilms, J. W., Sinfonie à grand Orchestre. Op. 58. 3 Thlr. 12 Gr.

Für Blasinstrumente.

Gabrielsky, W., 16 Amusemens faciles et agréables pour 2 Flutes. Op. 65. 18 Gr.

— Fantaisie pour la Flute seule. Op. 64. 6 Gr.

— 6 Adagios pour la Flute seule. Op. 65. 6 Gr.

Kummer, C. H., Concerto pour le Basson avec accomp. de grand Orchestre. Op. 25. C dur. 2 Thlr. 12 Gr.

Nicholson, C., 3 Duos concert. p. 2 Flutes. 1 Thlr. 4 Gr.

Für Orgel.

Fischer, M. G., 24 Orgelstücke durch alle Dur- und Molltonarten. Allen angehenden Orgelspielern gewidmet und zur fleissigen Uebung empfohlen. 15tes Werk. 7te Sammlung. 1 Thlr.

* * *

Portrait von J. B. Cramer. 12 Gr.

* * *

In den nächsten Monaten erscheinen:

Durante, 12 Duetti per 2 Soprani (ital. u. deutsch).

Raczowski, J., 3me Air varié pour le Violon avec accomp. de Violon, Viola et Violoncelle, ou Pianoforte. Op. 22.

Onslow, G., Quintetto No. 4. arrangée à 4 mains.

Seyfried, J. de, Ouverture de Noah a grand Orchestre.

Bey C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die ganze Lehre vom Sehen,

mit allen dabey vorkommenden Erscheinungen, optischen Täuschungen und optischen Werkzeugen, sammt den nothwendigen Regeln und Vorsichten zu der besten Einrichtung, der gehörigen Auswahl und dem richtigen Gebrauch der verschiedenen optischen Instrumente. Zur jeden Gebildeten faßlich dargestellt von Dr. J. H. M. Poppe, Hofrath und ordentlichem Professor der Technologie in Tübingen. Mit 9 Steintafeln. 8. 2 fl. 42 kr.

Dieses Werk giebt eine ausführliche, für Jedermann verständliche Belehrung über den edelsten unserer Sinne, das Gesicht, mit allen beym Sehen vorkommenden Erscheinungen, Täuschungen, den zum Sehen dienenden Hülfswerkzeugen, allen übrigen dabey vorkommenden Instrumenten, ihrer richtigen Beurtheilung, den Vorsichtsregeln ꝛc. Nach vorangeschickten allgemeinen Betrachtungen über das Licht handelt es vollständig, gründlich und deutlich von der Zurückwerfung des Lichts, von ebenen und krummen Spiegeln, von Luftbildern und von Geistererscheinungen durch Hohlspiegel, von der Brechung des Lichts, von den davon herrührenden, zum Theil höchst merkwürdigen Erscheinungen, die Lehre von den Linsengläsern und von andern geschliffenen Gläsern, von den Farben, von der Polarität und Beugung des Lichts, vom Auge und der Beschaffenheit des Sehens (namentlich auch über Auswahl der Brillen), von der Schonung und Erhaltung der Augen, von sehr vielen merkwürdigen optischen Täuschungen, von allen Arten Fernröhren, Mikroskopen, Mikrometern, von der Zauberlaterne und der Darstellung der Geistererscheinungen damit, vom Sonnen- und Lampenmikroskop, der dunkeln und der hellen Kammer, vom

Flammenlicht und den Laternen, vom Lichtmesser ꝛc. Auch angehenden Aerzten und Wundärzten wird es gewiß sehr willkommen seyn.

Physikalisches Lesebuch
über die wichtigsten Gegenstände der Naturlehre. Sowohl zum Gebrauch in Schulen, als auch zum Selbstunterricht für den Bürger und Landmann. Von Dr. J. H. M. Poppe. 8. 1 fl.

Ein solches Lesebuch, worin ganz deutlich, für Jedermann faßlich, gründlich und dem jetzigen Zustande der Naturlehre gemäß, die wichtigsten Erscheinungen unserer Atmosphäre: Winde, Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Thau, Reif, Gewitter, (auch von den besten Vorsichtsregeln dabey.) Regenbogen, Nordlicht, Höfe, Nebensonnen und Nebenmonde, Irrlichter, Feuerkugeln ꝛc. beschrieben und erklärt sind, auch ganz populär von der Witterung und von den Wetterprophezeihungen gehandelt wird, gab es bis jetzt noch nicht. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Buch für den auf dem Titel genannten Zweck vielen Nutzen stiften werde.

Ueber das Studium der Technologie,
den Nutzen dieser Wissenschaft und die rechte Würdigung neuer Erfindungen. Insbesondere für Studirende der Kameralwissenschaften und für Staatsbeamte. Von Dr. J. H. M. Poppe. gr. 8. geh. 3te Aufl. 9 kr.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Hauspferdearzt
oder die Kunst, seine Pferde selbst zu heilen, von Francis Clater. Aus dem Englischen nach der 21sten Ausgabe ins Französische übersezt von Prétot und frey ins Deutsche übertragen von S. von Tennecker. 8. 27 Druckbogen. Preis 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Wenn ein Volksbuch, wie dieses, in seinem Vaterlande binnen kurzer Zeit 21 Auflagen erlebt hat, wenn es dann von dem geschickten Prétot als ein ausgezeichnetes Werk der Uebersetzung ins Französische werth befunden und mit dessen tiefen Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, einem der erfahrensten und ältesten deutschen Thierärzte, wie Herrn von Tennecker, in die Hände gefallen, von ihm unserm vaterländischen Bedürfniß angepaßt worden und dadurch für deutsche Leser noch unendlich gewonnen hat; so spricht die Thatsache, denn drey ausgezeichnete Thierärzte der drey ersten Nationen haben sich hier vereiniget, Pferdebesitzern ein vortreffliches Hausbuch zu liefern, und es bedarf keiner weitern Anpreisung des Verlegers. Derselbe fügt blos hinzu, daß man darin sämmtlich vorkommende Krankheitsfälle ausführlich behandelt findet und alles so deutlich vorgetragen ist, daß sich Jedermann leicht darin finden wird. Der äußerst billige Preis, der sich bey richtiger Anwendung hundertfach wieder bezahlt machen kann, erleichtert die Anschaffung nach Möglichkeit.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1824.
Fünfzehnter Jahrgang.
Mit einem allegorischen Umschlage, einer Vignette, dem Bildnisse des Herrn Heinrich Zschokke, und die erste Lieferung zu
Walter Scott's Werken,
fünf Darstellungen aus des Dichters Fräulein vom See enthaltend, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Brückner, Fleischmann, Lips und Weber.

In ordin. Einband à 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 12 gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage à 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 12 gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage und ausgemalten Decken, in Maroquin Etuis à 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr.

Inhalt: Erläuternder Text zu der Gallerie zu Walter Scott's Werken. Erste Lieferung: das Fräulein vom See, von Adrian. — Der Gemsenjäger im Chamouny-Thal. Erzählung von Ludwig Starklof. — Haß und Liebe. Eine Novelle von Johanna Schopenhauer. — Der Rappe. Erzählung von Friedrich Laun. — Die Belagerung von Charbonnière. Eine historische Anekdote von Adrian. — Drey fränkische Königinnen. Von Cäcilie. — Hochzeitsgebräuche zu Diebenbach. Von Philipp Dieffenbach. — Heinrich Zschokke. Eine biographische Skizze.
J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

An alle Buchhandlungen ist versendet:
Das
Frauentaschenbuch,
zehnter Jahrgang,
für 1824.
Mit Kupfern.
Preis: 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dasselbe enthält:
a.) Gedichte von W. Alexis, Angelo, Cronner, Hoffmann v. Fallersleben, Grafen v. Kalkreuth, Krug v. Nidda, Grafen v. Löben, Grafen Platen, Fr. Rückert, G. Schwab, Stepf, und W. v. Studnitz.
b.) Sechs Erzählungen von L. Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, A. Gerle, F. Mosengeil, W. v. Studnitz, und K. Wechselbauer.
c.) Eine Novelle „der Feind" von E. T. A. Hoffmann. Sie ist — obschon nur Fragment, da der Verfasser, wie bekannt, im Dictiren derselben gestorben — in Hoffmanns Leben und Nachlaß von seinem Biographen schon als eine köstliche Reliquie bezeichnet.
Joh. Leonh. Schrag.

Für Handelsleute, Comptoirs, Fabriksunternehmer u. s. w.

Es ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande, in technischer, mercantilischer und statistischer Beziehung, und aus neuen verläßlichen Quellen bearbeitet. Herausgegeben von Stephan Edlen von Keeß. Zweyte vermehrte Aus-

gabe in 4 Bänden, Wien 1824. Mörschner und Jasper. gr. 8. 173 Bogen. Preis: auf Druckpapier 12 Rthlr., auf Schreibpapier 16 Rthlr.

Dieses Werk, welches aus dem gesammten Umfange des Fabrik- und Gewerbswesens das für den Handelsmann, Fabrikanten, Cameralbeamten, Landwirth ꝛc. Wichtigste und Wissenswürdigste enthält, kann nach der Einrichtung des sehr vollständig bearbeiteten Sachregisters vorzugsweise in Geschäftsbureaux, Schreibstuben, Lesekabinetten, Bibliotheken u. s. w. als Nachschlagebuch benuzt werden. Statt alles Lobes wird sich hier auf die günstigen Beurtheilungen dieses Werkes in Dingler's polytechnischem Journal, 1821, 12. Heft; im Hesperus 1820 und 1823; in André's ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, 1823, Nr. 37; in der Leipziger musikalischen Zeitung, 1823, Nr. 27; in dem zu Paris erscheinenden Recueil encyclopédique, 1820, Tom. VIII. p. 120. u. a. m. bezogen.

Den Besitzern einzelner Bände werden die ihnen abgehenden auch einzeln ausgeliefert, wonach sohin der lezte Band, der den Anhang und Register enthält, ebenfalls gehört. Die Preise der einzelnen Bände sind: 1r, 2r à 3 Rthlr. 4 gr., — 3r 4 Rthlr., — 4r 1 Rthlr. 16 gr. — Die Bände auf Schreibpapier werden nicht getrennt.

Bey C. F. Ostander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Krankheiten des Menschen-Geschlechts

historisch und geographisch betrachtet von Dr. Fr. Schnurrer, O. A. Physikus zu Vaihingen a. d. Enz. Der historischen Abtheilung erster Theil. Auch unter dem Titel: Chronik der Seuchen, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen etc. 1. Thl. Vom Anfang der Geschichte bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Ob der durch seine Materialien zur Naturlehre der Epidemieen und Contagien und seine geogr. Nosologie bekannte Hr. Verf., der in der vorliegenden Schrift nicht blos seine aufs sorgfältigste Quellen-Studium begründete Untersuchungen und Resultate über die Entstehung und Fortpflanzung der seuchenartigen Krankheiten unter Menschen und Thieren mittheilt, sondern auch alle seit der frühesten Zeit das physische Leben berührende Vorgänge, namentlich die Jahres-Witterung, ungewöhnlich strenge oder milde Winter, heisse, nasse Sommer, Trockenheit, Ueberschwemmungen, Aufbrausen oder Zurücktreten des Meeres, Anlaufen oder Vertrocknen der Quellen, Erdbeben, Ausbrüche aller bekannten Vulkane, Sonnenflecken, Neben-Sonnen und Neben-Monde, Kometen, Höhenrauch, Nordlicht, Feuer-Kugeln, Leucht-Erscheinungen, Meteor-Niederschläge der verschiedensten Art. von großen Eis-Stücken, Eisenmassen, Meteorsteinen, Blutregen, Gallertmassen, Oelflecken (Kreuze), ungewöhnlichen Hagel, Gewitter, Insekten-Schwärme, verändertes Streichen der Fische und Vögel, Verbreitung der Thiere, das Auftreten fremder Völker und Racen von den Persern, Cimbern, Mogolen, Gothen, Ungarn, Normännern, bis zu den Zigeunern, eben so genau nach den Angaben der jedesmaligen Zeitgenossen verfolgt, dabey die physischen Momente der wichtigsten Erscheinungen im Völker-Leben erörtert, überhaupt die Geschichte der Menschheit da auffaßt, wo die politische Geschichte vorübergeht und von einem mehr physischen Standpunkt aus die Schicksale und die Erhebungen der Völker von den frühesten für das physische Leben so denkwürdigen Ereignissen in Aegypten an, bis zu den Kreuzzügen, Juden-Verfolgungen, Kinderfahrten, Flagellanten, Albati u. s. f., sammt den Gebräuchen und Sitten überhaupt, betrachtet, ob bey dieser Ausdehnung seiner Forschungen der Verfasser seiner Arbeit nicht wirklich den Titel einer physischen Geschichte der Menschheit hätte geben dürfen, mögen competente Richter entscheiden. Wenn aber in der politischen Geschichte eine streng chronologische Anordnung des Gegenstandes nothwendig mehr rhapsodisch und abgebrochen erscheinen muß, so ist dieß bey einer solchen physischen Geschichte, in welcher die der Zeit nach auf einander folgenden Vorgänge mehr in Continuität erscheinen, weniger der Fall, dagegen bey dieser Behandlungsweise der historische Gehalt der Thatsachen klarer darlegbar und eine Uebersicht, so wie auch das Nachschlagen äußerst erleichtert. — Auch dafür wird der Dank des gebildeten Lesers, für welchen das, jedoch streng wissenschaftlich entworfene Werk so gut, wie für den Arzt bestimmt ist, dem Verfasser zu Theil werden, daß er sich mehr bemühte, die Vorgänge des physischen Lebens historisch genau anzugeben und gewissenhaft zu ordnen, als mit seinem eigenen Urtheil jedesmal vorzugreifen, damit jeder, der mit Interesse das Studium dieser so beachtenswerthen Seite der Geschichte beginnt, für sich selbst seine weiteren Resultate bilden möge. — Der zweyte Theil dieses Werkes wird im nächsten Winter erscheinen.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. C. Rommerdt, (F. H. Cammer-Assessor und Geometer)

die ökonomische Feldmeßkunst in einer Nuß;

oder die Kunst, in wenigen Wochen, auch ohne theuere Instrumente und ohne viele theoretische Vorkenntnisse ein sehr brauchbarer Feldmesser zu werden. Zum Selbstunterricht für Oeconomen, Forstmänner, Gemeindevorsteher und Geschäftsmänner überhaupt. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. In Umschlag geheftet. Preis 12 gGr. oder 54 Kr.

Das ganze Streben des als Geometer rühmlich bekannten Hrn. Verfassers gieng bey dieser kleinen wohlfeilen Schrift dahin: zweckmäßige Vollständigkeit mit möglichster Kürze und einer solchen Deutlichkeit zu verbinden, welche auch dem Nichtwissenschaftlich-Gebildeten verständlich ist und ihm als einleuchtende Anleitung gnügend dienen kann. Kenner, die seine Arbeit genau geprüft haben, geben ihr das Zeugniß, daß sie Gründlichkeit mit Klarheit und practischer Anleitung verbinde und für die genannten Classen von Lesern höchst nützlich sey.

Nro. 30.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen.

Von

K. F. V. Hoffmann.

Erster Theil mit einer Höhenkarte und einer Karte vom höchsten Theile der deutschen Alpen.

Inhalt des ersten Theils.

Einleitung. 1. Lage. – 2. Gränzen. – 3. Größe. – 4. Allgemeine Ansicht der Oberfläche. – 5. Gebirge Süddeutschlands. Alpen – Name – Länge des deutschen Alpengebirges – Erhebung und Form – Hauptgebirgsarten der Alpen – Alpengewässer – Höhe und Aussichtsweite – Alpenklima und Schneelinie – Gletscher – Lauinen – Staublauinen – Grundlauinen – Rutschlauinen – Gletscherlauinen – Glühen der Alpen – Stufen des Pflanzenwuchses – Thierreich der Alpen – Alpen als Viehweiden – Alpen als Völkerscheide – Eintheilung und Benennung der Alpen – Alpenforst – Eintheilung der Alpen nach der Höhe – Alpenthäler – Karpaten, Sudeten, Riesengebirge, Lausitzer Gebirge, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Frankenwald, Rhöngebirge, Vogelsgebirge, Westerwald, Siebengebirge, Eifel, Ardennen, Wasgau, Jura, Schwarzwald, Odenwald, Spessardt, Alp, Fränkischer Landrücken, Böhmer Wald, Mährisches Gebirge. – 6. Gebirge Norddeutschlands: Thüringer Wald, Harz, Egge. – 7. Gewässer. Nordsee, Ostsee, Fließende Gewässer, Seen. – 8. Luft und Witterung. – 9. Naturerzeugnisse. – 10. Bewohner. Abkunft, Anzahl, Körperlichkeit, Nahrung, Sprache, Karakter, Kleidung. Wohnungen der Deutschen, Beschäftigungen der Deutschen.

Erste Abtheilung der Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen. Landes- und Volkskunde.

Erstes Buch. Das Reinland. Uebersicht. Ursprung des Reinstroms, Oberlauf, Mittellauf, Unterlauf, Fall und Länge des Reinstroms, Zahl der Nebengewässer des Reins, Breite des Reins, Kahnfahrt auf dem Rein, Lage, Gränzen und Größe des Reinlandes.

Des ersten Buches erstes Hauptstükk. Das reinische Hochland. Einige Hülfsmittel (Karten, Bücher), 1. Lage, Gränzen, Ausdehnung, des reinischen Hochlandes. – 2. Allgemeine Ansicht der Oberfläche. – 3. Gebirge. Berner Alpen – Einzelne Berge der berner Alpen – 1. Im Hauptforst – 2. In den Nebenästen. – Glätscher – Einzelne Berge im N. der berner Alpen. – Gotthardgebirge. – Dödikette – Einzelne Berge der Dödikette – Im Forst – In den Nebenketten. – Gebirge im nordöstlichen Theile des reinischen Hochlandes. – Reinisch-tessinische Alpen. – Reinisch-addaische Alpen. – Reinisch-donauische Alpen. – Einzelne Theile des südlichen Schwarzwaldes. – Einzelne Theile des Juragebirges. – 4. Thäler und Schluchten. Ebenen – Boden des reinischen Hochlandes. – 5. Gewässer. – 6. Luft und Witterung. – 7. Naturerzeugnisse. – 8. Bewohner. – 9. Merkwürdigste Ortschaften. 1. Des reinischen Hochlandes südöstlichster Strich. A. Das Gebiet des Vorderreins – B. Das Gebiet des Hinterreins – C. Das Gebiet des vereinigten Vorder- und Hinterreins. – 2. Des reinischen Hochlandes zweiter Hauptlandesstrich. A. Das Reinthal bis zum Illgebiet – B. Das Gebiet der Ill – C. Das Reinthal vom Illgebiet bis zum Bodensee. – 3. Das Becken des Boden- und zeller Sees. A. Nördlicher Theil des Bodenseebekkens – B. Südlicher Theil des Bodenseebekkens. – 4. Des reinischen Hochlandes vierter Hauptlandesstrich: A. Reingebiet von Stein bis zum Reinfall bey Lauffen – B. Das Gebiet der Thur – C. Die Gebiete der Töß und Glatt – D. Das Gebiet der Wutach. – 5. Das Gebiet der Aar. A. Das berner Oberland. a. Das Haslithal – b. Das Lauterbrunner Thal – c. Das Grindelwaldthal – d. Die Ebene zwischen dem brienzer und thuner See – e. Das Kanderthal – f. Die Simmenthäler. – B. Des Aargebietes zweiter Haupttheil: a. Das Aargebiet vom thuner See bis zur Mündung der Saane – b. Das Gebiet der Saane. – C. Des Aargebietes dritter Haupttheil. – D. Des Aargebietes vierter Haupttheil. – E. Des Aargebietes fünfter Haupttheil: a. Das obere Reußgebiet – b. Das Gebiet des Muttabaches – c. Unterwalden – d. Das untere Reußgebiet. – F. Sechster Haupttheil des Aargebietes. – 6. Des reinischen Hochlandes sechster Hauptlandesstrich. – 10. Ortsverbindungen. – A. Gebirgspässe. a. Pässe über den Hauptforst der Alpen – b. Pässe über die nördlichen Nebenäste der Alpen – c. Jurapässe. – B. Brükken und Stege. – C. Landstraßen und Hauptwege. –

Des ersten Buches zweites Hauptstükk. Das mittlere Reinland. – Hülfsmittel. 1. Lage, Gränzen, Größe. – 2. Allgemeine Ansicht der Oberfläche. – 3. Gebirge. Einzelne Theile des Schwarzwaldes. 1. Im Hauptwassertheiler. – 2. In den westlichen Nebenästen. – Vorzüglichste Punkte des Odenwaldes – Einzelne Punkte der schwäbischen Alp – Einzelne Berge des Fichtelgebirges – Das Rhöngebirge – Vogelsgebirge, Spessardt und Taunus – Einzelne Berge des Taunus. 1. Im Hauptkamme – 2. Südwärts vom Hauptkamme – 3. Nordwärts vom Hauptkamme. – Einzelne Berge des Westerwaldes und des Siebengebirges – Ausgezeichnete Punkte des Wasgaues. – 4. Thäler, Ebenen, Boden. – 5. Gewässer. Fall und Länge des Nekkars. – 6. Luft und Witterung. – 7. Naturerzeugnisse. – 8. Bewohner. – 9. Merkwürdigste Ortschaften. 1. Das Reinthal – 2. Das Nekkarland – 3. Das Gebiet des Mains. A. Oberes Maingebiet – B. Mittleres Maingebiet – C. Unteres Maingebiet. – Ortschaften des Reinlandes von der Mainmündung bis zum Mäuselthurm. – Obere Hälfte des Reindurchbruches. – 4. Das Lahngebiet. – 5. Das Gebiet der Mosel. – Des Reindurchbruches untere Hälfte – Das obere Maasgebiet. – 10. Ortsverbindungen. A. Gebirgspässe. a. Pässe über den Schwarzwald und Odenwald – b. Pässe über die schwäbische Alp – c. Pässe des Fichtelgebirges – d. Pässe über die kleineren Gebirge des mittleren Reinlandes – e. Pässe über den Wasgau. – B. Brükken – C. Hauptstraßen.

Des ersten Buches drittes Hauptstükk. Das reinische Niederland. – Einige Hülfsmittel. (Karten, Bücher) – 1. Name, Lage, Ausdehnung. – 2. Allgemeine

Ansicht der Oberfläche. – 3. Berge. – 4. Thäler, Ebenen, Boden. – 5. Gewässer. – 6. Moore und Sümpfe, Luft und Witterung. – 7. Naturerzeugnisse. – 8. Bewohner. – 9. Merkwürdigste Ortschaften. 1. Des reinischen Niederlandes südöstlichster Strich. A. Das Gebiet der Sieg – B. Das Gebiet der Wipper – Ortschaften zwischen der Mündung der Wipper und dem Gebiet der Erft. – C. Das Gebiet der Erft – D. Das Gebiet der Ruhr – E. Das Gebiet der Emscher – F. Das Gebiet der Lippe. – 2. Des Maasgebietes zweiter Theil. 3. Das Gebiet der Schelde mit dem nordwestlichsten Küstenstrich. A. Die Nordwestküste vom grauen Vorgebirge bis zur Weser-Schelde – B. Das Gebiet der Schelde. – 4. Der nördliche Theil des reinischen Niederlandes oder das Tiefland des Reingebietes. A. Des Tieflandes südlicher Theil – B. Des Tieflandes mittlerer Theil – C. Des Tieflandes östlicher Theil – D. Die Eilande in und vor der Zuider Zee. – 10. Ortsverbindungen. A. Brükken. – B. Hauptstraßen. –

Zweites Buch. Das Ems- und Weserland. Uebersicht.

Des zweiten Buches erstes Hauptstükk. Das Emsland. – Einige Hulfsmittel. (Karten, Bücher.) 1. Lage und Ausdehnung des Emsgebietes. 2. Allgemeine Ansicht der Oberfläche. – 3. Berge. – 4. Boden. – 5. Gewässer. – 6. Sümpfe, Moore und Klima. – 7. Naturerzeugnisse. – 8 Bewohner. – 9. Merkwürdigste Ortschaften; 1. Des Emslandes südliche Hälfte – 2. Des Emslandes nördliche Hälfte: A. Des nördlichen Emslandes westlicher Theil – B. Des nördlichen Emslandes östlicher Theil. –

Des zweiten Buches zweites Hauptstükk. Das obere Weserland. – Die Weser. 1. Lage und Ausdehnung des oberen Wesergebietes – 2. Allgemeine Ansicht der Oberfläche – 3. Gebirge. Berge des teutoburger Waldes – Berge zwischen der Diemel, Eder, Fulda und Weser – Berge zwischen der Schwalm und Fulda – Berge zwischen der Fulda und Werra – Berge des thüringer Waldes. 1. Im Gebirgsrükken – 2. In den Nebenzweigen des Südwestabhanges. – Süntel, Wiehengebirge, Porta westfalika. – 4. Gewässer. – 5. Klima. – 6. Naturerzeugnisse. – 7. Bewohner. – 8. Merkwürdigste Ortschaften. 1. Des oberen Wesergebietes südliche Hälfte. A. Das Gebiet der Werra – B. Das Gebiet der Fulda. – 2. Des oberen Wesergebietes nördliche Hälfte. –

Des zweiten Buches drittes Hauptstükk. Das untere Weserland. – 1. Lage und Ausdehnung – 2. Allgemeine Ansicht der Oberfläche. – 3. Gebirge. Einzelne Berge des Oberharzes. 1. In der Haupt-Wasserscheide 2. In den Nebenästen. – 4. Thäler und Boden. – 5. Gewässer. – 6 Sümpfe, Moore, Haiden und Klima. – 7. Naturerzeugnisse – 8. Bewohner. – 9. Merkwürdigste Ortschaften. 1. Des unteren Wesergebietes erster Theil – 2. Das Gebiet der Aller. – 3. Des unteren Wesergebietes dritter Theil. – 4. Die Eilande vor den Gebieten der Ems und Weser. – 10. Ortsverbindungen; A. Brükken – B. Hauptstraßen.

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Pianoforte.

Boyneburgk, Fr. Baron de, 2 Polonoises, 1 Cotillon, 6 Walses et 5 Eccossoises pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 15. 16 Gr.

Cramer, J. B., 14me Divertissement dans le style italien pour le Pianoforte. 12 Gr.

Dussek, J. L., Rondeau du 12me Concerto (Es dur) arr. à 4 mains par F. Mockwitz. 1 Thlr.

Ebers, C. F., Polonoise royale pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 51. 12 Gr.

Field, John., Rondeau du 6me Concerto pour le Pianoforte. 12 Gr.

Kohler, E., Introduction et Variations brillantes sur la Marche d'Alexandre pour le Pianoforte à 4 mains. 1 Thlr.

— 3 Rondeaux pour le Pianoforte à 4 mains. 16 Gr.

Krogen, Ch., grand Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. 1 Thlr. 12 Gr.

Kurpinski, Ch., Fantaisie pour le Pianoforte. Op. 10. No. 2. 12 Gr.

— Collection de 14 Polonoises à danser et 4 Mazares pour le Pianoforte. Op. 11. Liv. 1. 2. à 16 Gr.

Louis, Ferd., Prince de Prusse, Rondeau tiré de l'Oeuvre 3. arrangé pour le Pianoforte à 4 mains par F. Mockwitz. 1 Thlr.

Mozart, W. A., grande Sinfonie arrangée pour le Pianoforte avec accomp. de Flute, Violon et Violoncelle par J. N. Hummel. No. 1 et 2. à 2 Thlr.

Ries, Ferd., 8me Fantaisie pour le Pianoforte sur des Thèmes favoris de l'Op.: Zelmire de Rossini. Op. 121. 16 Gr.

— 4me grande Sinfonie arrangée pour le Pianoforte à 4 mains par Fr. Mockwitz. 2 Thlr.

— 5me grande Sinfonie arrangée pour le Pianoforte à 4 mains par Fr. Mockwitz. 2 Thlr.

— la meme arrangée pour le Pianoforte seul par Hünner. 1 Thlr.

Sörgel, F. W., 51 petites pièces pour le Pianoforte tirés d'airs connus etc. Liv. 3. 16 Gr.

— 3 Marches pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 15. 12 Gr.

Für Gesang.

Bornhardt, J. H. C. 8 Canzonetten, (italienisch und deutsch,) mit Begleitung der Guitarre. 16 Gr.

Drexel, Fr., 6 Gesänge mit Begleitung der Guitarre. 16tes Werk. 12 Gr.

— 6 Lieder für eine Singstimme mit Begleitung der Guitarre. 20stes Werk. 12 Gr.

Neukomm, Sigd., Stabat mater à 4 Parties en 2 Choeurs, Partition. Op. 38. 1 Thlr. 8 Gr.

Speier, Wm., 3 Gedichte von Uhland für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Op. 14. 10 Gr.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. K. F. Lutherits (pract. Arzt zu Dresden.)

Handbuch der Hausarzneykunde in alphabetischer Ordnung. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Aus der Hand eines practischen Arztes, welcher durch seine vielfachen populär-medizinischen Werke rühmlichst bekannt ist, erhält das Publicum hier eine das ganze Feld der Volksarzneykunde umfassende Schrift, die in Form eines Lexicons eine leichte und schnelle Uebersicht aller der Gegenstände gewährt, die in Büchern über Diätetik, Krankenpflege, in Anleitungen zur Kenntniß und Selbsthülfe bey vielen Krankheiten unendlich zersplittert worden waren. Diese vollständigeren Belehrungen über

einzelne Körperleiden sind nun zwar allerdings von großem Werthe, aber eine Zusammenstellung aller Gegenstände die den Nichtarzt im Betreff des physischen Körperwohls interessiren können, so daß man leicht jeden Punct auffindet, über den man belehrt seyn will, wurde noch vermißt. Hier darf man nur in leicht findbarer alphabetischer Ordnung nachschlagen, es mag nun Mittel betreffen, welche der Schönheit des Leibes gelten, wie Haare, Haut ꝛc., oder Mittel, welche die Gesundheit erhalten, den Gebrauch der sinnlichen Werkzeuge bis in das späteste Alter sichern, Körpergebrechen und Krankheitsanlagen beseitigen, oder wodurch Kinder, Zärtlinge und Greise gepflegt, schwache Subjecte erkräftiget, Kranke gewartet, hypochondrische Personen erheitert werden, welche leichte Hausmittel in den verwickeltsten Krankheiten oft Wunder thun. — Alles dieses findet man in obigem Handwörterbuch der Hausarzneykunde deutlich und bündig, ohne unnütze und verwirrende Weitläuftigkeit beysammen.

Beyträge zur Vögelkunde

in vollständigen Beschreibungen mehrerer neu entdeckter und vieler seltener, oder nicht gehörig beobachteter Vögel.

Herausgegeben

von

Christian Ludwig Brehm,

Pfarrer zu Renthendorf bey Neustadt an der Orla, und der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes, der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, der königlich-sächsischen oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, der ornithologischen Gesellschaft zu Görlitz und des Predigervereins für den neustädter Kreis Mitgliede.

Erster Band, mit fünf Kupfertafeln. Preis 3 Thlr. 18 Gr. — Zweyter Band, mit drey Kupfertafeln. Preis 3 Thlr. — Dritter Band in Verbindung

mit

Wilhelm Schilling,

Conservator am königlich-preußischen Museum zu Greifswalde und der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes Mitgliede

herausgegeben. Mit drey Kupfertafeln. Preis 3 Thlr. 18 Gr.

Ein Werk, das mit solcher Gründlichkeit und Ausführlichkeit die Naturgeschichte der Vögel durch genaue Erfahrungen und Beobachtungen berichtigt, vervollkommnet und erweitert, ist nicht allein in Deutschland neu, sondern es haben auch andere Nationen dergleichen noch nicht aufzuweisen. Mit Recht ist es daher ein deutsches National- und Ehrenwerk, das von keinem Freunde der Naturgeschichte unbeachtet bleiben kann. Von der innern Einrichtung und deren Werthe nur so viel, daß jeder Vogel genau nach seinen regelmäßigen Farbenveränderungen, nach seinem innern Bau, worüber wir noch so äußerst wenig haben, nach seiner Nahrung und Fortpflanzung, mit einem Worte nach seinem ganzen Wesen beschrieben ist; für die äußere Aufnahme desselben spricht der Umstand, daß selbst die Väter der Vögelkunde in Deutschland den Verf. mit Beyfall, Aufforderungen und Unterstützungen beehrten. Jeder gebildete Leser wird nicht allein Belehrung und Unterhaltung finden, sondern was das Buch allgemein angenehm und ehrwürdig machen wird, ist besonders der fromme Sinn des Verfassers, durch welchen gedrungen er unvermerkt Alles dahin leitet, daß man von den Geschöpfen mit Bewunderung und Verehrung zu dem Schöpfer aufblickt, der Alles so mannichfaltig und so unendlich weise gemacht hat. —

Dasselbe ist im Verlage von J. K. G. Wagner in Neustadt erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea

Taschenbuch

für 1824.

Erster Jaorgang.

Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg, zu Friedrich Kinds und Maria von Webers

Freischützen.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral Preis: 2 Rthlr. Conv. od. 3 Fl. 36 kr. Rhein.

Inhalt: I. Luthers Ring oder die Fingerzeige des Himmels. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Fidelitis. Erzählung von K. G. Prätzel. — III. Der Kranz am Ziele. Erzählung von Friedrich de la Motte Fouque. — IV. Die heimliche Ehe. Erzählung von Friedr. Kind. — V. Der Geburtstag. Novelle nach Sevelinges von Beauregard Pandin. — VI. Die Ruinen von Tancarville. Erzählung von Caroline de la Motte Fouque, geb. v. Briest. — VII. Der neue Narziß. Lustspiel in einem Aufzug von Helmina von Chezy.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus dem Freischütz nach Heinr. Ramberg, gestochen von Armann, A. W. Böhm, Frenzel, Jury, F. W. Meyer und Schwerdgeburth.

Im nächsten Jahrgang werden von Mozarts Don Juan acht ähnliche Schaustellungen nach Ramberg folgen, und auf gleiche Weise Scenen aus der Zauberflöte, den Figaros, Preciosa, dem Donauweibchen u. s. w. in derselben Zahl für jährlich anschließen. Somit entsteht in diesem neuen Taschenbuche, welches zugleich der Theilnahme unserer beliebtesten Schriftsteller versichert ist, nach und nach eine Kupfergallerie zu den vorzüglichsten Opern, aus denen die interessantesten Momente sich darstellen, und sowohl für den Theaterliebhaber als auch den Freund der Musik bildliche Erinnerungen der Genüsse bieten, die sein Ohr entzückten.

Sowohl durch innern Gehalt als äußere Eleganz, wird die Orphea stets um den Beyfall ihrer Freunde werben, und hoffentlich bey ihrem ersten Erscheinen, sich deren recht viele verschaffen.

Verlagsbericht für 1823 von Ernst Fleischer in Leipzig.

Apel, A., der Freyschütz. Eine Volkssage. Aus dem ersten Bande von Apel's und Laun's Gespensterbuch (Leipzig, bey G. J. Göschen) besonders abgedruckt. 8. Broschirt. 8 Gr.

Brookes's, Sam., Anleitung zu dem Studium der Conchylienlehre. Aus dem Englischen übersetzt, und mit 9 colorirten und 2 schwarzen englischen Originalkupfern erläutert. Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie der Flußmuschel vermehrt von Dr. C. Gust. Carus. Gr. 4. Cartonirt. 16 Rthlr.

Carus, Dr. C. Guſtav, von den Anforderungen an eine künftige Bearbeitung der Naturwiſſenſchaften. Eine Rede, geleſen zu Leipzig am 19ten September 1822 in der erſten Zuſammenkunft deutſcher Naturforſcher und Aerzte. 8. Broſchirt. 4 Gr.

Caspari, Dr. Carl, der Stein in genetiſcher, chemiſcher, diagnoſtiſcher und therapeutiſcher Hinſicht nach den verſchiedenen Theorien älterer und neuerer Aerzte betrachtet, nebſt einer vollſtändigen Beſchreibung aller alten und neuen dahin gehörigen Operationsmethoden. 8. Broſchirt. 1 Rthlr. 4 Gr.

Flügel, J. G., neue engliſche Grammatik, oder vollſtändige Darſtellung der engliſchen Sprache nach allen ihren Theilen. 8. Broſchirt.

Geißler, Karl, geographiſche Tabellen über Europa; für den Schulgebrauch und Selbſtunterricht entworfen. gr. Fol. 10 Gr.

Huzard, die Bereitung des Parmeſankäſe. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einer Abbildung. 8. Broſchirt. 6 Gr.

Kind, Friedrich, Liebchen von Waldkron. Freundſchafts-Gabe f. 1824. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg von Schwerdgebueth. Taſchenformat. Gebunden in Futteral. 20 Gr.

Korai, Adamantios, vom alten und neuen Hellas. Worte an die griechiſche Nation geſprochen. Zugleich als Einleitungsſchrift zur Politik des Ariſtoteles. Aus dem Alt- und Neugriechiſchen überſetzt von Dr. Carl Iken. Nebſt einem Anhang, einen Auszug aus der Politik des Ariſtoteles enthaltend. 8. Broſchirt. 1 Rthlr.

Löhr, J. A. C., Erſte Leſe- und Erzählungsblätter. Bildungsſtoff für Herz und Kopf. Mit illuminirten Kpfrn. 8. Gebunden. 2 Rthlr. 4 Gr.

Louis XVIII. (Roi de France), Relation d'un Voyage à Bruxelles et à Coblentz en 1791. 8. Broschirt. 12 Gr.

Mädchenjahre, die, der Landwirthstochter zu Grünau. Eine moraliſche Erzählung für die weibliche Jugend. Mit 1 Titelkupf. v. Fleiſchmann. 8. Gebd. 1 Rthlr. 4 Gr.

Manby's, G. W., Reiſe nach Grönland im Jahr 1821. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. F. Michaelis. Mit 4 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern, nebſt 1 Karte. 8. Cartonirt. 2 Rthlr. 4 Gr.

Meyer, C. N. T., Abendunterhaltungen eines Vaters im Kreiſe ſeiner Familie; oder lehrreiche Erzählungen aus der Länder-, Natur- und Menſchengeſchichte. Für die Jugend bearbeitet. Mit 8 illuminirten Kupfern. 8. Gebunden. 2 Rthlr.

Naumann's, Joh. Andr., Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, ſyſtematiſch geordnet, ſehr vermehrt, vervollſtändigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und geſtochenen Abbildungen aller deutſchen Vögel, nebſt ihren Hauptverſchiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von deſſen Sohne Johann Friedrich Naumann, mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitgliede. Mit vielen colorirten Kupfern. Lexicon-Octav. Erſter Theil mit 48 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern. 26 Rthlr.

Deſſelben Werkes zweyter Theil mit 30 colorirten und 1 ſchwarzen Kupfer. 16 Rthlr.

Deſſelben Werkes dritter Theil mit 15 colorirten und 1 ſchwarzen Kupfer. 11 Rthlr.

Deſſelben Werkes vierter Theil 16 und 28 Heft.

Naumann, Joh. Friedr., über den Haushalt der nordiſchen Seevögel Europa's, mit beſonderer Hinſicht auf die Dünenbewohner der däniſchen Weſtinſeln. Durch zwey maleriſche Darſtellungen nach der Natur erläutert. Kl. Quer-Folio.

Orphea, Taſchenbuch für 1824. Erſter Jahrgang. Mit 8 Kupfern nach Heinr. Ramberg zu Friedr. Kinds und Maria von Webers Freiſchützen. Taſchenformat. Gewöhnliche Ausgabe. 2 Rthlr.

— — Mittlere Ausgabe mit erſten Abdrücken und vergoldeten Decken. 3 Rthlr.

— — Prachtausgabe mit gewählten Abdrücken, in Seidenſtoff gebunden 4 Rthlr.

Rusconi, D. Mauro, Amours des Salamandres aquatiques et développement du têtard de ces Salamandres depuis l'oeuf jusqu'à l'animal parfait. Orné de cinq planches. Mjlano. Klein Folio. Cartonirt. (In Commiss.) 7 Rthlr. 16 Gr.

Schmidt, P. R. M., Bilderein und Geſchichten für kleine Kinder. Mit illuminirten Kupfern. 8. Gebunden. 12 Gr.

Schreiber, Alois, Teutſchland und die Teutſchen, von den älteſten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. 16 Heft mit 6 Kupfern von J. M. Metzenleiter. 4. 2 Rthlr.

Scott, Walter, Peveril of the Peak. In four Volumes. 8. Cartonirt. 3 Rthlr. 16 Gr.

Shakspeare's Dramatik Works. Printed from the Text of Samuel Johnson, George Steevens and Isaac Reed. Complete in One Volume. Roy. 8.

Subscriptions-Preis bis Ende dieſes Jahres - - - 2 Rthlr. 16 Gr.
(Laden-Preis - - - 4 Rthlr. 16 Gr.)

* * *

Bruſtbild von Joh. Andr. Naumann. Geſt. v. Fritz. Fleiſchmann. 12 Gr.

— — von Joh. Friedr. Naumann. Geſt. v. Bollinger. 12 Gr.

— — von Carl Maria von Weber. Nach einer Original-Zeichnung des Prof. Vogel, geſt. von C. A. Schwerdgeburth. 1 Rthlr.

Daſſelbe Avant-la-Lettre. 2 Rthlr.

General-Karte des Polareiſes in dem grönländiſchen Meere, und Fahrt des Schiffes Baffin im Sommer 1821. Entworfen von G. W. Manby. Colorirt. 4. 4 Gr.

Im Magazin für Induſtrie und Literatur in Leipzig und in allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Berggold, M., der vollkommenſte Situationszeichner für das Militair-, Bergwerks- und Oekonomie-Fach; mit allen erklärenden Zeichen, die auf Plänen, Charten und Riſſen vorkommen. quer 4. broch. 1 Thlr.

Unterricht zum Gebrauch des Seitengewehrs, zunächſt für Unteroffiziere und Gemeine. Mit 6 Kpfrn. 8. broch. 12 gr.

W. Zirges, Buchhändler in Leipzig, hat die neulich in Paris erſchienene und mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Schrift:

L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des demoiselles à marier. Par Eugène de Pradel,

von einem bekannten Gelehrten ins Deutſche überſetzen laſſen, und wird davon in Kurzem Exemplare an alle Buchhandlungen verſenden.

Nro. 31.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Bey P. G. Kummer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande.

Angefangen von August v. Kotzebue, fortgesezt von Mehrern. 22r Jahrgang für 1824 in Taschenformat gebunden 1 Rthlr. 16 gr.

Derselbe enthält: 1) Die falsche Braut. Lustspiel in 2 Acten von C. A. E. von Ernstbausen. 2) Der Weiberfeind. Posse in 2 Acten, von C. Lebrün. 3) Drey Erben und keiner. Lustspiel in einem Act, von C. L. Costenoble. 4) Simon Kemüny. Ein vaterländisches Original-Drama in 2 Acten von Georg von Gaal. 5) Die Heimkehr. Lustspiel in einem Act, von St. Schütze.

Funke: Naturgeschichte für Kinder. Sechste vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit Kupfern. gr. 8. 2 Rthlr. — gebunden 2 Rthlr. 8 gr.

— — Dieselbe mit illuminirten Kupfern. 3 Rthlr. — gebunden 3 Rthlr. 8 gr.

Ansichten von Italien nach neuern ausländischen Reiseberichten, in Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von H. Hirzel. 2r Theil. 8. Gebunden 1 Rthlr. 16 gr.

Die günstige Aufnahme, welche der erste Theil dieser Ansichten bey dem deutschen Lesepublikum gefunden, hat den Verleger bewogen, solche noch mit einem dritten Bande zu vermehren, welcher zur Michaelismesse 1824, vielleicht auch früher, erscheinen soll.

Dieser dritte Band wird, was zur Vermeidung einer Collision bekannt gemacht, namentlich aus folgenden Schriften: Voyage en Sicile fait en 1820 et 1821, par Auguste de Sayve. — Tableau de Rome vers la fin 1814, par Guinan Lucurient. — Viaggio al Lago di Como di D. Bertolotti, die insgesammt rücksichtlich auf Italiens Sitten, Natur, Kunst und Alterthümer, manche weniger bekannte, interessante Anmerkungen und Nachrichten enthalten, den Lesern im gedrängten Auszuge das Wesentliche vor Augen legen. Auch noch einige andere italienische Quellen gedenkt der Herausgeber bey seiner Arbeit zu benutzen. —

Bey C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Brittische Blumenlese
aus ältern und neuern Dichtern,

Mit biographischen und literarischen Notizen einer Erklärung schwieriger Wörter und Stellen von L. Rubens. 8.

Preis 1r Bd. 12 gr. oder 54 kr. rhein., 2r Bd. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. rhein. Beyde Bände zusammen 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. Der hohe Preis englischer Originalausgaben macht diese für die Freunde der engl. Literatur fast ganz unkäuflich. Deßhalb ist der Zweck dieser Blumenlese, zu einem möglichst wohlfeilen Preise eine Sammlung des Erlesensten und Ausgewähltesten zu liefern, was Englands ältere und neuere Dichter hervorgebracht haben. In höchst korrectem und reinem Druck enthalten diese beyden Bände ausgewählte Stücke (nicht Bruchstücke) von Addison, Byron, Goldsmith, Gray, Percy, A. Pope, Shakspeare, W. Scott und Wordsworth, Namen, welche schon allein den gediegenen Werth des Inhalts verbürgen. Jedem Dichter, von welchem Dichtungen gegeben wurden, einen Abriß seines Lebens und seiner literarischen Thätigkeit vorauszuschicken, war unerläßlich; und so kann diese Blumenlese allen Freunden der englischen Sprache mit gutem Rechte empfohlen werden.

In allen Buchhandlungen zu erhalten.

Für Leihbibliotheken, Lesegesellschaften und Freunde der schönen Literatur

habe ich einen großen Theil der in meinem Verlage erschienenen ältern und neuern belletristischen Werke und Reisebeschreibungen, worunter die Schriften von Kind, Laun, C. A. Fischer, Schütze und A., von heute an für Ein Jahr auf äußerst geringe Preise herabgesezt, und ist ein Verzeichniß derselben in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Leipzig, den 1 Octbr. 1823.

J. F. Hartknoch.

Bey Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Ergänzungsband
zu dem
Oesterreichischen Adels-Lexikon
des
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.
Enthaltend
alle darin nicht aufgenommenen von 1701 bis 1822
von den
Souveränen Oesterreichs
wegen ihrer Verdienste um diesen Kaiserstaat in die verschiedenen Grade des österreichischen, böhmischen, galizischen oder Reichs-Adels
erhobenen Personen.
Nebst einem Anhange von Zusätzen und Berichtigungen zum ersten Theile dieses Werkes.
Von
Johann Georg Megerle von Mühlfeld,
k. k. Rathe und Archivs-Director der k. k. allgemeinen Hofkammer
gr. 8. Wien, 1824.

Im eleganten Umschlage broschirt. Preis: 2 Rthlr. 16 gr. Beyde Bände zusammen 4 Rthlr. 8 gr.

Der Verfasser des österreichischen Adels-Lexikons hat durch die Herausgabe dieses hiermit angezeigten Ergänzungsbandes sein gegebenes Versprechen, im eigentlichsten Sinne des Wortes, vollkommen erfüllet, indem er nicht

nur die erforderlich gewesenen Zusätze und Berichtigungen zum ersten Bande geliefert, sondern auch dasselbe (in Folge des ihm von Seite der höchsten Hofbehörden gnädigst gestatteten Zutrittes zu den Staatsarchiven) mit den bisher übergangen gewesenen Namen aller — der vorgezeichneten Tendenz nach — wirklich dahin gehörigen Individuen bereichert, überdieß aber noch mit den in den beyden Jahren 1821 und 1822 Statt gefundenen Adelsverleihungen vermehrt hat.

Die Verlagshandlung erachtet daher, dieses österreichische Adels-Lexikon, mit dem dazu gehörigen Ergänzungsbande, wiederholt zunächst zum Gebrauche des österreichischen Adels selbst, und als ein nothwendiges Hülfsbuch für das Geschäftsleben gebildeter Stände empfehlen zu dürfen.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stöckel, H. F. A. (Hoftischler zu Schleiz)

Die Tischlerkunst in ihrem ganzen Umfange.

Nebst Belehrungen über neu erfundene und für Tischler höchst wichtige Arbeiten und Vortheile. Nebst 18 Tafeln mit Abbildungen. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Der Verfasser ist durch sein sehr verbreitetes Handbuch für Lackirer bereits so rühmlich bekannt, daß vorstehendes neue Werk von ihm bald Zutrauen finden wird. Dasselbe ist nicht blos für Anfänger bestimmt, sondern es wird selbst für erfahrene und geschickte Meister von dem größten Nutzen seyn, da dieses Gewerbe darin allen seinen einzelnen Theilen und seinem ganzen Umfange nach mit vielem Fleiß und Nachdenken behandelt wird, und geschickte Männer vom Fach bereits versichert haben, daß in diesem Fache früher etwas Nützlicheres noch nicht vorhanden gewesen ist.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

„Othar von Bretagne" und „Bergmannsthal."

Erzählungen von M. C. Hansen und J. M. Thiele; aus dem Dänischen übersezt von Fr. Lenburg. (Diese Romane haben in Dänemark das lebhafteste Aufsehen erregt. Eigenthümlichkeit in Zweck und Darstellung; höchst interessante Verwickelungen und Charakteristik, neben einem tieferen Streben zur Erkenntniß und Feststellung der edleren Gefühle, erheben diese Werke über die gewöhnliche Romanen-Lektüre.) Umschl. und Titel-Vignette von Gubitz. Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Bey mir ist jetzo erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Albert und Eugenie,

eine Bildungsschrift für die reifere Jugend von Aug. Nath. Friedr. Seemann, herausgegeb. von D. Chr. Wilh. Spieker. 8. mit 4 sehr schönen illum. Kupfern. gebund. 1 Thlr. 12 Gr.

Hr. D. Spieker sagt in der Vorrede, der Zweck dieser Schrift ist nicht, die Jugend zu zerstreuen, sondern sie zu sammeln, nicht ihre Seelenkräfte abzuspannen, sondern sie in Thätigkeit zu setzen, nicht sie durch vieles Moralisiren und Predigen zu langweilen, sondern ihr richtige Ansichten von dem Werth und der Bestimmung des Lebens beyzubringen. Sie führt dieselbe nicht aus einem Felde der Wissenschaft in das andere, reiht nicht ungleichartige Bruchstücke verschiedenen Stoffes nach Willkühr zusammen, will nicht mit Sentenzen prunken und durch poetische Spiele ergötzen. Dem jugendlichen Geiste wird vielmehr eine bestimmte Richtung vorgezeichnet, ihm eine Folge zusammenhängender Wahrheiten, von denen eine aus der andern sich leicht und einfach entwickelt, vorgelegt, und er für den Ernst des Lebens, der den Jüngling überrascht, ehe er es meint, vorbereitet. Das Gegebene wird ihn zum Selbstdenken auffordern, seine Aufmerksamkeit auf die Natur und das Leben richten, den Verstand schärfen, das Urtheil berichtigen und den Willen auf das Rechte und Gute leiten. Darum setzt diese Schrift schon einige Bildung und eine gewisse Reife voraus. Der Jüngling muß die Welt, als den Schauplatz seines künftigen Wirkens, aus einem andern Gesichtspunkte betrachten lernen, als der Knabe, der ihn nur für den Tummelplatz seiner frohen Spiele hält. Die Jungfrau soll ihre rechte Stellung finden und den innern Werth von dem äußeren Glanz unterscheiden lernen, da wo dem Mädchen alles in den rosenfarbenen Schleyer der Lust und Freude gehüllt erscheint.

Dabey hat dieses Buch noch den besonderen Zweck, die Tugend in ihrer Lauterkeit und Vortrefflichkeit darzustellen, den Beruf des Menschen für dieselbe nachzuweisen und ihre Uebung zu erleichtern. Zu dem Ende wird im ersten Abschnitt das Wesen der Tugend näher untersucht und der innere Lohn mit den äußeren Folgen derselben dargestellt. Das Motiv der Ehre wird gehörig gewürdigt und durch Thatsachen bestimmt, wie weit das Urtheil der Menschen bey unsern Handlungen zu beachten sey. Die Abwege, auf welche junge Seelen bey dem Streben nach Ehre gar leicht gerathen, werden bezeichnet und der Pfad eröffnet, welcher zum innern Glück des Lebens und zum Frieden des Herzens führt.

Im zweyten Abschnitt wird das zweyte Motiv des Handelns, das die Menge leitet und oft die Besseren verleitet, das Nützliche, näher beleuchtet ꝛc. — Mehr bedarf es wohl zu der Empfehlung dieses Buchs nicht, und ich erlaube mir nur als Verleger noch hinzuzufügen, daß die beygefügten Kupfer ohnstreitig zu den besten gehören, welche zu Kinderschriften gegeben worden sind.

Leipzig im Novbr. 1823.

Carl Knobloch.

Bey N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer Erörterung der jezt noch practischen Frage: Ist die unter der Herrschaft des ehemaligen westphälischen Civil-Gesetzbuches von den Ehegatten, vor dem Beamten des Personenstandes, getroffene Verabredung: „ohne Gütergemeinschaft einander heirathen zu wollen," als gültig und rechtsverbindlich zu betrachten? von H. Engel.

8. brosch. Preis 6 gr.

Bey P. J. Döring in Frankfurt am Main, in der großen Sandgasse ist folgendes als passendes Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, um den beygesetzten sehr billigen Preis zu haben:

Eine kleine Familienbibliothek, bestehend in folgenden 12 sauber gebundenen Büchern:

1) Tugendspiegel, oder Geschichten und Mährchen für Kinder und ihre Freunde, 2 Thle. mit vielen Kupfern, fl. 3. 36 kr. 2) Hausphilosophie, ein Buch für Alle, welche ihr Herz veredeln und ihr Lebensdaseyn froh genießen wollen, 3 Thle., fl. 2. 24 kr. 3) Das Buch der Andacht. Eine Sammlung religiöser Gedanken und Gebete auf alle Tage im Jahr. fl 1. 30 kr. 4) Abbildung und Beschreibung der merkwürdigsten Vögel, mit vielen ausgemalten Kupfern, fl. 1. 40 kr. 5) Abbildung und Beschreibung der merkwürdigsten vierfüßigen Thiere, mit vielen ausgemalten Kupfern, fl. 1. 20 kr. 6) Familienabende. Eine Sammlung neuer Gesellschaftsspiele. fl. 1. 24 kr. 7) Erzählungen und Charakterschilderungen mit Kupfern, 48 kr. 8) Weisheitsregeln und Sittensprüche für Alle, welche ihren Geist veredeln wollen, 48 kr. 9) Denk- und Sittenlehre mit Kupfern, 48 kr. 10) Für junge Personen, 48 kr. 11) Diätetisch-medizinisches Hausbüchlein. 48 kr. 12) Der praktische Selbstrechner, 48 kr. Nebst einer schätzbaren Zugabe. Alles in einem saubern Kästchen.

Wer diese Familienbibliothek zusammen nimmt, erhält solche für den äußerst wohlfeilen Preis von fl. 10.

Ein angenehmes und nützliches Geschenk für Kinder, welches in einem sauber gearbeiteten Kästchen folgende vier und zwanzigerley Sachen enthält:

1) Eine Schreibtafel. 2) Einen Kalender. 3) Sechs Schreibfedern. 4) Zwey Stück feines Siegellak. 5) Ein Stück feinen schwarzen Tusch. 6) Ein Stück Gummi-Elastikum. 7) Ein Stück englisches Pflaster. 8) Zwey Stück schwarze Kreide. 9) Zwey gute Bleystifte. 10) Einen Rothstift. 11) Ein Federmesser. 12) Einen Zirkel. 13) Eine Reißfeder. 14) Ein Falzbein. 15) Ein Tuschkümpchen. 16) Ein Schächtelchen Oblaten. 17) Ein Lineal. 18) Zwey Pinsel. 19) Zwey Griffel. 20) Ein Notizbüchelchen. 21) Ein Heft erste Uebungen zum Zeichnen und Schönschreiben. 22) Eine Anweisung, das Zeichnen und Schönschreiben leicht zu erlernen. 23) Sechs verschiedene feine Tuschfarben. 24) Ein Heft Illuminirübungen. Nebst einer wohlmeinenden Zugabe.

Von diesem für die Jugend beyderley Geschlechts nützlichen Arbeitskästchen ist der billigste Preis fl. 3. — Dasselbe noch eleganter und feiner fl. 5. — Briefe und Geld nebst 12 kr. für Verpackung werden frey erbeten.

Neue Schriften zum Unterricht.

Ch. A. Günther, Vollständige praktische Anweisung, technische Gegenstände in Hinsicht der Umrisse, des Lichtes und der Schatten geometrisch richtig zu zeichnen. Mit 8 Folio-Kupfertafeln. 4 Thlr.

Seiler und Böttiger, Erklärungen der Muskeln und der Basreliefs an C. Matthäis Pferde-Modelle. 4. mit 3 großen Kupfertafeln. 1 Thlr. 6 gr.

K. W. V. Münnich, Prof., Anfangsgründe der Erdbeschreibung, für die Jugend der höhern Stände. In deutscher und französischer Sprache. 12 gr.

Ch. T. Otto, Lesebuch für die zweyte Stufe der Leseschüler. 3 gr.

Durch alle Buchhandlungen, in Stuttgart bey Löffler, in Carlsruhe bey Marx Fr. Braun zu bekommen.

Dresden, im Octbr. 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig und in allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Attitüden der Lady Hamilton,
auf 12 Kupfern dargestellt. quer Fol. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Böhler, die Hirsche,
in verschiedenen Stellungen nach dem Leben gezeichnet. Mit illum. Kpfrn. quer Fol. broch. 2 Thlr.

Canale,
gründliche Anweisung zur Zeichnenkunst,
für Anfänger und Liebhaber derselben. Enthält eine Darstellung der Theile des menschlichen Körpers und ihrer Verhältnisse. Nach den berühmtesten Kunstwerken und Antiken. Mit Kpfrn. broch. 1 Thlr.

Darstellungen
des egyptischen, griechischen und römischen Kostüms. Herausgeg. v. C. F. Michaelis. Mit Kpfrn. Fol. 1815. geb. 2 Thlr.

David,
Grundlinien der Zeichnenkunst,
oder Katechismus zum Gebrauche derer, die sich den bildenden Künsten widmen. Mit Kpfrn. 4. broch. 1 Thlr.

David,
die Verhältnisse der schönsten Statüen des Alterthums,
zum Gebrauche derer, die sich den bildenden Künsten widmen. Mit Kpfrn. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Bey Unterzeichnetem wurde gedruckt und verlegt und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Urania,
oder die Natur in ihrer höhern Bedeutung.
Ein Seitenstück zur Anthologie Tod und Zukunft.

Herausgegeben von
Johann Hugo Wyttenbach.
Mit 1 Kupfer. Gebunden 1 Rthlr. 10 ggr.
Velinpapier 2 Rthlr. 16 ggr.

Inhalt. I. Die Natur, als Ganzes, in ihrer Größe und Schönheit betrachtet. II. Die Natur in einzelnen Erscheinungen. 1) Die Erde — der Frühling — die Blumenwelt. — III. 2) Die Freuden des Landlebens — der Gesang der Nachtigall — Sommer, Herbst und Winter. IV. 3) Das Licht der Sonne — das Gewitter — der Abend — die Nacht und die Sternenwelt.

Den gebildeten Freunden und Freundinnen der Natur, so wie den zahlreichen Käufern von „Tod und Zukunft" wird obige Urania eine angenehme Erscheinung seyn. — In der Vorrede sagt der Herr Herausgeber:

„In dieser bewegten Zeit mag vielleicht der Geist, in dieser Blumenlese eine heitere Stimmung und das Gemüth beseligende Ruhe finden.

Wenn es nicht vermessen wäre, würde ich wünschen, mit dem geistreichen Hippel sagen zu dürfen: Nur da, wo zwey oder drey versammelt sind, sich ihres Lebens und ihres Todes zu freuen, wollen meine Anthologien (die Gegenwärtige und die Frühere über Tod und Zukunft) seyn und Gesellschaft leisten."

Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig.

In der Buchhandlung Carl Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11.) wurden so eben folgende empfehlungswerthe Werke fertig, und sind solche eben daselbst wie in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Dreist (S. C.) Der Catechismus Lutheri ausführlich erklärt in Fragen und Antworten, wie auch mit Sprüchen und Liederversen versehen. Ein Handbuch beym Catechisiren für Schullehrer auf dem Lande. Ord. 8. Dritte vermehrte Auflage. (11 Bogen, compreß.) 8 gr.

Langbein (A. F. C.) Gandmeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Redeübungen. 2 Theile in ord. 8. Sauber geheftet à 20 gr. 1 Rthlr. 16 gr.

Petiscus (A. H.) Schul- und Hausbedarf aus der neuesten Geographie und Statistik. Zum Gebrauche in öffentl. Lehranstalten, beym Schulunterrichte u. f. Zeitungsleser bearbeitet. gr. 8. 2 Rthlr.

Preuß (J. D. E.) Alemannia, oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. 8. Zweyter Band. Zweyte stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit allegor. Titelkupfer. Sauber geb. 1 Rthlr.

(Von dem Ersten Bande erschien 1821 bereits die dritte Auflage.)

Scheiblerin (Sophie Wilhelmine) Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Fünfte Auflage. 8. mit Titelkupfer. 1 Rthlr.

Wilmsen (F. P.) Die ersten Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen. Ein Handbuch für Lehrer in Elementarschulen. 8. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 16 gr.

Burckhardt (G. F.) Vollständiges Englisch-Deutsches u. Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch, nach den vorzüglichsten über beyde Sprachen erschienenen größeren Wörterbüchern, besonders nach denen von Adelung, Johnson und Chambers. 2 Theile. in klein 8. Sauber geheftet. 2 Rthlr. 8 gr.

Rollin (J. F. C.) Neues Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Taschenwörterbuch. 2 Theile in klein 8. Sauber geheftet. 1 Rthlr. 18 gr.

Valentini (Dr. Franc.) Vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschenwörterbuch. 2 Theile in klein 8. Sauber geheftet. 3 Rthlr.

Neue Unterhaltungsschriften,

Bey J. T. J. Sonntag in Merseburg ist erschienen und auch in jeder andern Buchhandlung zu erhalten:

Walter Scott, der letzte Minstrel, nach dem Englischen bearbeitet von C. H. Weise. 1 Thlr. 8 gr. und 2 Thlr.

Walter Scott, Redmund und Mathilde, oder der Verrath. Frey nach dem Englischen und mit Anmerkungen von F. W. Moser, 2 Thle. 1 Thlr. 20 gr. und 3 Thlr.

Schriften von D. Fr. Gleich:

Ich und mein Nachbar. Scenen aus Paris. Komischer Roman nach dem Französischen. 2 Theile, 2 Rthlr. 8 gr.

Novellen, Mährchen und Erzählungen 2 Bändchen, 2 Rthlr. 4 gr.

Schriften von F. W. Moser:

Scenen aus den deutschen Bauernkriegen, 2 Thle. 2 Thlr. 8 gr.

Der erste Theil auch unter d. Titel: Hanno der Kühne, oder der räthselhafte Kriegsknecht.

Der zweyte Theil auch unter d. Titel: Spießbach, der Rothbart, Thomas Münzers Todtfeind.

Dominbio, oder Geschichte eines indianischen Fürstensohns, 1 Thlr. 4 gr.

Der Kastellan. Geschichte aus dem Mittelalter, 2 Bde. 2 Thlr. 12 gr.

Das Vehmgericht, oder die unterirdischen Rachschwerdter, 1 Thlr. 4 gr.

Hirsul, die Hexe der Bielsböhle, 1 Thlr.

Burgfräulein Sisivee, oder das warnende Kobermännchen. 1 Rthlr. 2 gr.

Ferner sind an alle Buchhandlungen versandt:

Rittlers Reise durchs Leben, oder die Kunst in bona pace zu leben. In dekorirten Umschlag geb. 1 Rthlr. 4 gr.

Der fluge Peter, oder seltsame Schicksale eines pilgernden Hannoveraners, von Jacob Kpan. 2 Thle. 2 Thlr.

Friedrich, Freyherr von der Trenck. Sein Leben und denkwürdige Schicksale; für Leser jeden Standes, neu bearbeitet von D. C. M. Rittler, mit Kupf. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Tobias Nimmersatt, oder komische Lebensgeschichte eines Geizhalzes. 14 gr.

In der Schöneschen Buchhandlung in Eisenberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Isidore, Gräfin von Nadasdi, Vicekönigin von Hungarn, zwölffache Mörderin aus Eitelkeit. Eine wahre schaudervolle Begebenheit des 17ten Jahrhunderts. Neue gänzlich umgearbeitete Aufl. 8. 1 Rthlr.

Verdiente je ein Roman von dem weiblichen Geschlecht gelesen zu werden, so ist es gewiß dieser. Denn wie oft war die Eitelkeit der Fallstrick des weiblichen Geschlechts! Wie viele Frauenzimmer verloren dadurch Ehre und Ruhe. So ging es auch Isidoren, die sogar aus Eitelkeit eine zwölffache Mörderin wurde, und deshalb das Blutgerüste besteigen mußte.

Nro. 32.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Allgemeine politische Annalen in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedrich Murhard. XI. Band, 1stes Heft.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Oktober 1823.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Ch. K. André. Oktober 1823.

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Vierter Jahrgang, 1823. 10tes Heft.

Bey Wilhelm Kaiser in Bremen ist erschienen:

Kleuker, Dr. J. Fr. Ueber den alten und neuen Protestantismus in naher Beziehung auf Etwas, woran kurz vor der dritten Säcularfeyer der Reformation die damalige Zeit mahnen sollte. Neue mit einer Vorrede und Zusätzen nebst einem Anhange vermehrte Ausgabe. gr. 8. Preis 20 gr.

(Vorräthig in allen guten Buchhandlungen.)

Kunst-Anzeige.

Allen Kennern und Freunden der Kunst wird die Nachricht willkommen seyn, daß der hiesige, im In- und Auslande ehrenvoll gekannte Künstler, Herr Fr. Fleischmann, sich entschlossen hat, in seiner bekannten Manier ein großes Kunstblatt zu liefern. Es ist dieß der Stich

eines „kreuztragenden Christus in halber Figur mit der Dornenkrone auf dem Haupte."

Dieses herrliche Bild ist seit einer Reihe von Jahren mein Eigenthum und verdient gewiß durch Meisterhand nachgebildet und vervielfältiget zu werden. Von den vielen Kennern, welche es sahen und bewunderten, wurde dessen Lob unbedingt ausgesprochen, wenn sie sich gleich über den Meister nicht vereinen konnten. Zwar gieng die Ansicht der Meisten dahin, daß Leonardo da Vinci's Geist in der Composition webe, doch aber läßt sich auch die Ansicht Anderer nicht verwerfen, welche es einem älteren Meister, dem Allori (Alexander), genannt Bronzino, Maler zu Florenz, einem Schüler Raphael del Garbo, zuweisen. Wie dem auch sey, nur ein ausgezeichnetes Talent konnte diese wahrhaft klassische Kunst-Schöpfung liefern. Wie oben bemerkt, ist das Original ein Christus in halber Figur und etwas mehr als natürliche Größe, auf Holz gemalt, 2 Schuh, 8½ Zoll in der Höhe und 2 Schuh, 3½ Zoll in der Breite messend. Stellung und Ausdruck des Kopfes, den eine Dornenkrone kränzt und eine aus zarten Goldstrahlen gewobene Glorie umgiebt, sind eben so meisterhaft gedacht, als ausgeführt. Göttlich erhabener Sinn und heilige Ergebung bezeichnen den Moment, der über dem Angesicht des Heilands zu walten scheint; aber noch weit lebhafter fühlt sich der Kenner beym Anblick der beyden, das schwere Kreuz mühsam fortbewegenden, Hände angesprochen und durch die höchst täuschende Wirkung ergriffen, welche Zeichnung, Haltung, Karnation und deren Wärme, besonders aber die Harmonie des Ganzen hervorbringen. Selten erscheint die leztere in solcher Gediegenheit, wie sie hier, zumal an der linken Hand des Heilandes, zu sehen ist. Seltner noch bewirkt ein so schwer durchzuführender Gegenstand, den der geniale Meister sich zur Aufgabe gewählt, jene wohlthätige, fromme Wehmuth, womit dieses Gemälde allgemach des Betrachters Gemüth erfüllt.

Durch den mit Herrn Fleischmann in Auszeichnung wetteifernden Künstler und Gallerie-Inspektor Herrn Reindel, ist das Bild auf 1 Schuh, 3 Linien Höhe und 10 Zoll, 1 Linie Breite, Pariser Maas ohne Platte, verkleinert worden, und wird nach dieser Zeichnung innerhalb 12 bis 15 Monaten das Kunstblatt erscheinen.

Um den Freunden der Kunst die in ähnlichen Fällen ihnen gebührende Rücksicht zu bezeigen, soll für diejenigen, welche sich bis zur Ablieferung dieses Kunstblatts melden, eine Pränumeration statt finden, in Folge welcher die ersten Abdrücke nur für die Theilhaber derselben bestimmt sind. Jeder solcher Abdruck wird mit 5 Convthlr. oder 12 fl. bezahlt: Abdrücke vor der Schrift mit der doppelten Summe. Nur die eine Hälfte jeder Pränumeration wird mit 6 fl. bey der Bestellung erlegt, die andere bey dem Erscheinen des Kunstblatts.

Nach öffentlicher Erscheinung möchte der Preis auf das Doppelte erhöhet werden.

Wenn dieser Kupferstich in seiner zu erwartenden vorzüglichen Ausarbeitung schon allein für sich in jeder Sammlung, aber auch in jedem Prunk-Zimmer einen würdigen Platz einnehmen wird, so darf man wohl um so mehr auf eine günstige Aufnahme zählen, da er als Seitenstück des Johannes, gest. von Müller, bey gleicher Größe gelten kann.

Wie Morgenstern, der ausgezeichnete Maler, über dieses Bild urtheilt, bestätigt alles Gesagte. Er drückt sich folgendermaßen aus:

„Ein von Leonardo da Vinci anerkanntes Original-Gemälde einen kreuztragenden Christus, Figur bis auf dem halben Leib vorstellend.

Stellung und Ausdruck des Kopfs sind vortrefflich gedacht; das Kreuz, welches er auf seiner linken Schulter mühesam fortzuschleppen scheint, hält er mit beyden Hän-

den, die rechte oben, die linke unten. Die Hände sind so vortrefflich in Zeichnung, Colorit und Ausführung, daß es unmöglich ist, sich bessere, für diesen Gegenstand geeignete, auch nur zu denken. Das Kreuz selbst ist mit einem Fleiße ausgeführt, der völlig an Natur gränzet, man siehet hier jeden Ast und Splitter im glatt gehauenen Ceberstamm. Dieses Gemälde ist sehr gut erhalten."

Für hiesige Stadt nehmen außer mir, dem unterzeichneten Besitzer, Bestellungen an, die Kunsthandlungen der Herren Dr. Fr. Campe,
Frauenholz,
Riegel et Wießner.

Für auswärts:

In Augsburg, Tessaria et Comp.
— Basel, Birman et Huber.
— Berlin, Gasparo Weiß et Comp.
— Braunschweig und Berlin, C. W. Schenk et Comp.
— Brüssel, Lecharlier.
— Dresden, H. Rittnerische Kunsthandlung.
— Frankfurt a. M., C. C. G. Prestel.
— Hamburg, Ernst Harzen.
— London, Ackermann.
— Mannheim, Artaria et Fontaine.
— Paris, Bénard.
— Petersburg, Klostermann.
— Stockholm, Dariès.
— Stuttgart, A. Conerische Kunsthandlung.
— Wien, Artaria et Comp. / Matthias Artaria.
— Zürich, Füeßli et Comp.

Außerdem haben in jeder Stadt Handlungsfreunde die Güte, sich auf mein besonderes Ersuchen für diese Unternehmung zu verwenden. Am 1. August 1823.

Benjamin Krauß,
Kaufmann in Nürnberg.

Anzeige für Eltern, Lehrer und Schüler.

Schönschreibekunst

Bey T. Trautwein in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrigs, J., englische Schulvorschriften zum Unterricht im Schönschreiben. Zweytes Heft. 10 Blätter in kl. 4. Preis 12 gr.

Das Erscheinen dieser längst gewünschten Fortsetzung der Heinrigsschen deutschen und englischen Schulvorschriften wird den zahlreichen Besitzern der ersten Hefte sehr willkommen seyn. Einer weiteren Empfehlung bedarf es nicht, da der Werth der Heinrigsschen Arbeiten anerkannt ist. Ein vollständiges Verzeichniß der sämmtlichen Vorschriften dieses Verfassers, so wie diese selbst, sind in allen Buchhandlungen stets vorräthig zu finden, oder doch durch sie zu bekommen.

Ankündigung.

Der als Staatsmann, Krieger und Schriftsteller der gebildeten Welt sattsam bekannte General Carnot ist von dem Schauplatz dieser Welt abgetreten. Seine irdische Hülle ruhet von den Mühseligkeiten dieses Lebens in den unterirdischen Gewölben der Kirche zu St. Johannis in Magdeburg. Zahllose Freunde bewahren sein Andenken in ihren Herzen und sein Name bleibt in der Geschichte unvergeßlich, so wie die Zeit, die ihn gebar. Wer ihn persönlich gekannt hat, wünscht eine treue Darstellung dieses großen Mannes zu besitzen, wer ihn nicht gekannt hat, will sein Bild vor Augen haben, um diese Züge mit denen anderer großen Männer zu vergleichen.

Die unterzeichnete Kunsthandlung befindet sich im Stand, den Wunsch Aller zu befriedigen. Sie hat das Glück gehabt, das vor einigen Jahren hier in Magdeburg durch den Portrait-Maler Herrn Schöner verfertigte Oelgemälde, welches auch in der Kunstausstellung in Berlin mit Beyfall aufgenommen, an sich zu bringen, das nach dem Urtheil des Sohnes des Verewigten und Aller, die ihn kannten, sprechend ähnlich getroffen ist, und das Einzige ist, zu dem er selbst gesessen, da alle übrigen bisher von ihm erschienenen Kupferstiche bloße Phantasie-Gemälde, oder aus dem Gedächtniß gezeichnet sind. Einer der ersten Künstler, mit dem wir bereits in Unterhandlung stehen, wird den Stich desselben besorgen und gewiß keine gemeine Arbeit liefern. Um den Nachstich in fremden Ländern möglichst zu verhüten und das Publicum gegen unächte Nachbildungen zu sichern, wählt die unterzeichnete Kunsthandlung den Weg der Pränumeration. Die Herren Pränumeranten erhalten der Reihe nach, wie ihre Bestellungen eingehen, die ersten Abdrücke, von der Kunst- oder Buchhandlung, wo sie mit 1 Rthlr. 12 gr. voraus bezahlen, gleich nach Erscheinung des Blattes und die übrigen Exemplare werden zu einem ansehnlich erhöheten Preise verkauft werden.

Das Kunst-Comptoir
in Magdeburg.

Anzeige.

Gottfried August Bürger's
sämmtliche Werke.
Herausgegeben
von
Karl v. Reinhard.
Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.
Berlin, bey Ernst Heinrich Georg Christiani. 1823.

Meine erste Sammlung von Bürger's Schriften, (4 Bände, Göttingen, 1796 — 98.) mußte höchst unvollkommen ausfallen, weil mir damals noch zum Theile gerade die neuesten und wichtigsten Handschriften des Verfassers abgingen. Sie ist zudem in den folgenden Auflagen, welche ich nicht selbst besorgte, durch Fehler jeder Art so entstellt, daß ich sie nicht mehr für die meinige erkennen kann.

Das Publicum hat eine bessere früher vermißt und gewünscht, als ich Anstalten dazu machen konnte. Endlich bin ich im Stande, seine Erwartung zu befriedigen, und ihm eine neue, nicht blos geordnete, durchaus berichtigte und correcte, sondern in der That vollendete, vollständige Ausgabe von der lezten Hand anzukündigen. Ueber die nun erreichte Vollständigkeit, namentlich in Ansehung der Gedichte, habe ich mich in der Vorrede erklärt, auf welche ich die Leser verweise.

Die beyden ersten jezt fertigen Bände enthalten die Sammlung der Gedichte, mit etwa funfzig Stücken gegen die vorigen Ausgaben bereichert. Jedem sind Anmerkungen und eine sorgfältige Lese aller vorhandenen Varianten angehängt. — Fünf andere Bände, Bürger's übrige Schriften, gedruckte und ungedruckte, um-

fassend, werden im Laufe dieses Jahres ebenfalls erscheinen, und das Werk beschließen.

Der Herr Verleger hat es anständig und geschmackvoll ausgestattet, und durch drey verschiedene Auflagen, so wie durch die billigsten Preise für die Verbreitung desselben unter allen Classen von Lesern und Käufern gesorgt.

Berlin, 1823.

Karl v. Reinhard.

* * *

Die beyden jetzt erschienenen Bände dieses classischen Werkes, die Gedichte enthaltend, kosten in der ersten Ausgabe auf starkem Schweizer-Velin-Papier im größten Octav-Formate . . . . . 4 Rthlr. 12 Gr.; in der zweyten, gleichfalls in großem Octav auf schönem Velin-Papier, ... 3 Rthlr. und die dritte, gleichfalls auf Velin-Papier, 1 Rthlr. 18 Gr.

E. H. G. Christiani.

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Die

Produktionskraft der Erde,

oder

die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften,

von

C. F. Werner.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Ansichten und Ideen über die Natur, insbesondere über den Menschen, seine Entstehung, Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode, hergeleitet aus Naturkräften, machen den Inhalt dieses interessanten Buches aus, dessen erste Auflage mit so viel Beyfall aufgenommen wurde. Diese zweyte ist um die Hälfte vermehrt, gänzlich umgearbeitet, und darf desselben Beyfalls gewiß seyn.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der

Bardenhain

für

Deutschlands

edle Söhne und Töchter.

Ein Schul- und Familienbuch.

Von

Theodor Heinsius.

Erster Theil. (28 Bogen.)

Mit zwey allegorischen Kupfern.

Vierte, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

In elegantem Umschlag broschirt 1 Rthlr. 12 Gr.

Unter den Schriften, welche die Sprach- und ästhetische Bildung der mittlern Jugend beyderley Geschlechts in Schulen und Familien bezwecken, und in häuslichen Zirkeln Belehrung und Unterhaltung gewähren, ist der Bardenhain eine der ausgezeichnetsten und bekanntesten. Gleich bey seinem Erscheinen bildete er sich durch seinen eigenthümlichen Werth einen großen Wirkungskreis, in welchem er funfzehn Jahre hindurch mit immer gleich bleibendem Beyfall sich behauptete, und jetzt, aufs Neue nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes geformt, in einer vierten, vielfach vermehrten Ausgabe mit frischer Kraft wieder hervortritt. Auch der dritte, gänzlich vergriffene Theil wird in wenig Monaten wieder erscheinen, und also das ganze Werk noch im Laufe des Jahres in allen soliden Buchhandlungen wieder zu haben seyn.

E. S. Mittler,

in Berlin Stechbahn No. 3.,

in Posen am Markt No. 90.

In Berücksichtigung mehrfacher Anfragen und Wünsche wegen des Fortbestehens des seitherigen wohlfeilen Preises von:

Heinsius, Dr. Th. (Prof. in Berl.) volksthüml. Wörterbuch der deutschen Sprache; mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. 4 Bände in groß Lexiconformat. A bis Z. (353 Bogen) 1818 — 22.

finden wir uns veranlaßt, den äußerst geringen Pränumerations-Preis von 10 Rthlr. fürs Ganze auf Druckpapier, (wonach der Bogen nur ungefähr 7 Pfennig kostet,) und auf Schreibpapier zu 13½ Rthlr. gute Conventions-Münze noch vorläufig zu verlängern, um die Verbreitung dieses überall so günstig beurtheilten, jedem Gebildeten fast unentbehrlichen Werks, welches sich durch seine, den Fortschritten der deutschen Sprache angemessene Vollständigkeit, Neuheit und Correctheit so sehr auszeichnet und mit einer besondern amtlichen Empfehlung des hohen Königl. Preußischen Ministeriums beehrt worden ist, in allen Ständen ferner möglichst zu befördern. Der Ladenpreis wird demnächst bedeutend erhöht werden. Auswärtigen Buchhandlungen ist eine billige Vergütung für Porto und Emballage zu ersetzen.

Bey Heinrich Wilmans ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bleibtreu, Ludwig, Darstellung des Sternhimmels oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geheftet 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die einfachen und leichten Mittel, zur Kenntniß der Gestirne zu gelangen, welche die gegenwärtige Anleitung darbietet, und durch die beygefügten Abbildungen anschaulich macht, werden um so willkommener seyn, da es wohl keine Kenntniß giebt, welche die Wißbegierde des menschlichen Geistes reichlicher belohnen könnte, wenn es auch bey dem jetzigen Stande der gesellschaftlichen Bildung noch erlaubt wäre darin zurückzubleiben. — Durch den abwechselnden Vortrag aller bis jetzt bekannten Merkwürdigkeiten und Wunder des Himmels hat der Verfasser gesucht, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu beleben; seinem Publikum durch ein anständiges und zierliches Gewand der Herausgabe ihre Achtung zu bezeigen, ist die Sorge der Verlagshandlung gewesen.

Frankfurt a. M. im September 1823.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal wenigstens ein halber Bogen Text in Groß-Octav auf Velinpapier, und an jedem Donnerstage ein vom Herrn Philipp von Stubenrauch, Costum-Director der k. k. Hoftheater, gezeichnetes, und von dem geschätzten Herrn Franz Stöber in Kupfer gestochenes, fleißig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten, wie auch Damenkopfputze darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, jeder mit Titel, Register und Umschlag versehen.

Wir schmeicheln uns, bis jezt der Erwartung der Theilnehmer dieser Zeitschrift immer mehr entsprochen zu haben, und dem uns Anfangs vorgesteckten Ziel stets näher gerückt zu seyn, indem wir uns, keine Opfer scheuend, immerfort bestrebten, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung zu verbinden. Und so dürfen wir auch der fortdauernden Aufmerksamkeit und Auszeichnung versichert seyn, deren diese Zeitschrift bisher im In- und Auslande sich erfreute.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern ganzjährig 16 Thlr. Sächsisch; ohne Modenbilder 8 Thlr. 16 ggr. Sächsisch. — Auswärtige, welche die Zeitschrift blattweise, wöchentlich zweymal, zu erhalten wünschen, wollen sich mit ihren Bestellungen an die ihnen zunächstliegende, resp. Postamts-Zeitungs-Expedition (durch welche die Zeitschrift nur mit den Modenbildern zu erhalten ist) oder wegen der Ablieferung in monatlichen Heften, mit oder ohne Modenbilder an die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Wien wenden.

Noch sind einige vollständige Exemplare des dießjährigen, und der bisherigen sieben Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Wien, am 15. September 1823.

Der Herausgeber.

Bey mir ist jetzo fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

J. A. Roßmäslers,
gründliche und vollständige Anweisung zum
Blumenzeichnen,
nach Arnhold mit 30 Kupfern, neue Auflage. gr. 4.
2 Thlr. 12 Gr.

Die 30 Kupfer bestehen aus 23 schwarzen und 7 sauber nach der Natur treu ausgemalten Blättern, die Blume von der ersten Linie bis zur völligen Ausführung darstellend. In dem beygefügten Texte ist der Verfasser derselben Ordnung gefolgt, auch hat er die Lehre von Licht und Schatten so wie der Mischung der Farben darinnen umständlich gedacht. Demnach werden nicht nur Liebhaber des Blumenzeichnens, sondern auch die Damen, welche bey ihren künstlichen Arbeiten im Sticken und Stricken noch einige Nachweisung wünschen, sie darinnen finden, und dem geschickten Künstler für die Herausgabe dieses Werks danken. Das Ganze empfiehlt sich zugleich durch ein gefälliges Aeußere.

Leipzig, im Novbr.

Carl Cnobloch.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und allen Buchhandlungen zu haben:

J. L. Doussin-Dubreuil (pract. Arzt zu Paris)
Die Ursachen, Wirkungen und Heilmittel der in unsern Tagen so häufigen
Verschleimungen.
Nach der achten französischen Originalausgabe übersezt mit Vorrede und Anmerkungen von Dr. J. H. G. Schlegel, gr. 8. Preis 16 gGr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Daß die hier genannte Schrift schon die achte — unserer Uebersetzung zu Grunde gelegte, im vorigen Jahre in Paris erschienene, sehr vermehrte und verbesserte — Auflage erlebt hat, dürfte schon allein derselben zur Empfehlung dienen. Wer sich aber näher mit ihr bekannt macht, wird bald auch finden, daß sie sich nicht nur über die Verschleimungen der Brust und des Magens, sondern auch über Hämorrhoiden, Gicht, Epilepsie, Blasencatarrh, Tripper, weißen Fluß, Onanie ꝛc. verbreitet und somit ungleich mehr giebt, als der einfache Titel verspricht, und als die früheren Auflagen liefern, (wovon die erste bereits vor 22 Jahren eine deutsche Uebersetzung erlebte.)

In der neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Klopsch, C. D., Deutsche und Lateinische Gespräche zur Declamation bey öffentlichen Redeübungen auf Gymnasien und Bürgerschulen. 8. 12 gr.

Meylborn, M. F., Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, mit einem Wörterbuche und zwey nach Schneiders ausführlicher Grammatik entworfenen Tabellen über Geschlechtsregeln und abweichenden Casusformen, für die unterste Classe eines Gymnasiums, auf vier halbjährige Cursus ausgearbeitet. 8. 8 ggr.

Noth- und Freudenschüsse eines Theologen, den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet von Paul Muritus. 8. geh. Erste Salve 12 ggr. Zweyte Salve 18 ggr.

Schatzkästlein für den Bürger und Landmann oder auserlesene Sammlung vorzüglicher und erprobter Rathschläge, Mittel und Rezepte. 1r, 2r Heft. 8. geh. jedes Heft. 8 ggr.

Den Freunden der ländlichen Poesie erlaube ich mir die ergebenste Anzeige zu machen, daß ich willens bin, eine Sammlung von Gedichten, und zwar auf Pränumeration herauszugeben. Der Preis des Werks, welches übrigens auf keine Weise in den großen Buchhandel kommen wird, ist von mir auf 18 gr. sächs. oder 1 fl. 24 kr. bestimmt worden, und werden diejenigen, welche vielleicht in den Besitz desselben zu gelangen wünschen, hierdurch ergebenst ersucht, sich mit ihren Bestellungen entweder in Greifswalde an die Koch'sche Buchhandlung oder an den Unterzeichneten selbst des baldigsten zu wenden; die Namen der Herren Beförderer werden dem Werke vorgedruckt.

Wilhelm Meinhold,
Prediger zu Coserow auf Usedom.

Nro. 33.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

André, C. C., National-Kalender für die deutschen Bundes-Staaten auf das J. 1824, für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet. 21 Jahrg. gr. 4. Mit 4 Abbildungen. Preis 2 fl.

Inhalt des Kalenders auf 1824.

I. Hausthier-Kalender. (Fortsetzung des landwirthschaftlichen Kalenders vom vorigen Jahre.) II. Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Jupiter und Saturn. (Mit einer Abbildung.) III. Kalender-Bestimmungen. (Forts. v. vor. Jahre.) Zeit-Eintheilung und Messung. 1) Wochen nach dem Monde. 2) Wie findet man den Monatstag des Ostersonntags? 3) Tage, Stunden nach der Sonne. 4) Die wahre und mittlere Sonne, Mittag. IV. Cantor Herzmann. 1) Jugend- und Schülerjahre. 2) Ich will Cantor werden. V. Baurede eines Zimmermanns. VI. Georg Treumann und seine Familie und Freunde. Das Findelkind. VII. Die Pathengaben. Mährchen von Gleich. (Gegenstück zum Sylvesterabend auf dem Greifenstein im Kalender 1823 S. 102.) VIII. Gedichte. Von M. 1) Werdet Kinder! 2) Sehnsucht. IX. Hofwyl in der Schweiz. (Aus dem Schreiben eines angehenden Schullehrers an seinen Wohlthäter, 19. Februar 1823.) X. Selbstmord aus Schwärmerey. XI. Ein Brief aus Schnackhausen. (Mitgetheilt von Eduard Stern.) XII. Guter Glaube. XIII. Die Glarnerische Armenschule an der Linth. XIV. Räthsel. Von M. XV. Reisebemerkungen eines Lumpensammlers. XVI. Die schöne Gräfinn. XVII. Ludwig Roberts Wanderungen. 1) Reiselust. 2) Vernünftige Zurückhaltung vom allzu frühen Wandern. 3) Endliche Erlaubniß. Darstellung einiger erheblichen Vortheile des Wanderns. XVIII. Zwey Charaden. Von M. XIX. Ein gefahrvoller Tag aus meinem Leben. Von P. XX. Mittel gegen Hühneraugen. 1) Leichtes Mittel gegen Hühneraugen, Nagelkrankheiten und Schwielen an Füßen selbst zu curiren. 2) Zuverlässiges Mittel gegen Hühnerzeigen und Warzen. XXI. Nachtgedanken über die zerrissenen Schuhe in meiner Polterkammer. XXII. Ist denn der Mond kein Wetterprophet? XXIII. Brief eines nach Nordamerika Ausgewanderten an seine Eltern. XXIV. Gleichheit. Von Eduard Stern. XXV. Der Giftmord. Eine Abend-Scene. XXVI. Nalves Tagebuch eines jungen Offiziers während des Feldzugs von 1809. (Forts. v. vor. Jahr.) XXVII. Patriotische Muster-Predigt über einen seltenen Gegenstand. — Die wechselseitige Brandschaden Versicherungsanstalt aus dem doppelten Gesichtspunkt des Staats und der Religion. XXVIII. Schneidersschreck. (Mit Musik.) XXIX. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edleren, Bessern und Vernünftigeren. 1) Menschenliebe und Edelmuth des wackern Stuters im Badenschen. 2) Wohlthätige Handlung eines armen Weibes, die ihr keine Königin nachthut, noch nachthun kann, in Prag. 3) Die brave Magd. 4) Der brave Lebensretter in Tirol. 5) Menschenliebe der Tiroler. 6) Die Schiffer in Mayntz. 7) Der Wohlthäter für die Nachwelt in Würtemberg. 8) Die heldenmüthige Schwester in Amerika. 9) Der menschenfreundliche Retter im Wittgensteinischen. 10) Die Griechen in der Schweiz. 11) Der würdige Schullehrer Just und seine Frau in Sachsen. 12) Retter der Menschen. a. Der brave Husar in Ostpreußen. b. Czapkowski. c. Fährpachter Lange in Preußen. d. Der edle Landwehrmann in Sachsen. e. Das 14jährige Mädchen. f. Freyknecht Reinkraft. 13) Feindesliebe. Vom Harz. 14) Geschwisterliebe eines 13jährigen Mädchens in Preußen. Der edle Sachsenhäuser. B. Die Schlechteren und weniger Vernünftigen. 1) Der Unmensch in Rostock. 2) Der zweyte Unmensch in Bayern und der hart bestrafte Aberglaube. 3) Der Selbstmörder am Mayn. 4) Zwey andere Selbstmörder in Thüringen. 5) Hinrichtung eines Mörders im Bayerischen. 6) Entdeckte Brandstifterin in Würtemberg. 7) Die unnatürliche Mutter im Badenschen. 8) Der rohe Metzger im Schwarzburgischen. 9) Lehrreiche Geschichte eines Verbrechers aus dem Altenburgischen. 10) Religiöser Wahnsinn in der Schweiz. 11) Die Selbstmörderin im Reußischen. XXX. Einige Vortheile in der Landwirthschaft. Die Feldmaus und die Mittel zu ihrer Vertilgung. XXXI. Nachricht von der Erziehungs- und Bildungsanstalt für blinde Kinder in Wien. XXXII. Vaterlandskunde. Joachimsthal, berühmte Bergstadt in Böhmen. XXXIII. Der merkwürdigste Tag meines Lebens. Eine Schiffbruchs-Scene von Wolff. XXXIV. Sicheres Mittel bald einen Mann zu bekommen und mit ihm glücklich zu leben. (Geziemend gewidmet den Schönen des bürgerlichen Standes.) XXXV. Vortheile beym Rechnen. (Für manchen Schullehrer.) 1) Abkürzungen bey der Multiplikation. 2) Rechnungsaufgaben. XXXVI. Anweisung zur Erbauung und Behandlung russischer Stubenöfen. (Mit einer Abbildung.) XXXVII. Kennst du das Land? XXXVIII. Martin und Maria. (Fortsetzung vom Kalender 1823.) Dritter Abschnitt: Wie die Eltern ihre Kinder in die Schule schicken, und den Schulunterricht auch selbst zu unterstützen, befördern. XXXIX. Kardinal Farnese. XL. Die Wochenstube. XLI. Die Schulprüfung in Tirol. XLII. Belehrung über den Gebrauch der Brillen. XLIII. Die christlich gesinnten Juden. XLIV. Ursprung der sprüchwörtlichen Redensart: Jemand in den Sack zu stecken. XLV. Wahre Anekdoten. Von Freunden dieses Kalenders mitgetheilt. 1) Gedächtnißhülfe. 2) Hergestellte Ordnung. 3) Naiver Neujahrwunsch. 4) Das Protokoll. 5) Die Amtstabelle. 6) Dienen und befehlen. 7) Der heilige Veit. 8) Der Schneider und Rehbock. XLVI. Der St. Bernhardsberg. XLVII. Barry, der menschenrettende Hund. (Mit Steindruck-Abbildung als Titelkupfer.) XLVIII. Der Engelsaroschen, der wilde Mannsthaler und der Bärenseckser. Eine Erzählung. XLIX. Die Lebensschiffahrt. (Mit Musik.)

L. Die Schwalben. LI. Die Türkei. (Fortsetzung von 1823.) LII. Die Lerche. LIII. Das Mädchen im Winter. LIV. Unglücksfälle. A. Durch Wasser. 1) Auf dem Bodensee. 2) In der Milde im Preußischen. 3) In der Elster im Preußischen. 4) In der Saale im Preußischen. 5) Beym Baden. a. In der Elbe bey Magdeburg. b. In der Saale bey Halle. c. In der Oder bey Breslau. d. Im Nassauischen. B. Durch Einsturz. 1) Zu Ohrdruff. 2) Im Preußischen. 3) Im Würtembergischen. C. Durch Gift. 1) Durch Mutterkorn im Preußischen. 2) Durch Vitriolöl ebendas. 3) Durch Stickluft in Sachsen. 4) Durch Opium in England. 5) Durch Bärlappen in Tirol. 6) Durch eine Wurst im Weimarschen. 7) Durch Milzbrand einer Kuh im Nassauischen. 8) Durch Biß eines tollen Hundes. D. Durch Pulver und Gewehr. 1) Durch eine alte Bombe. 2) Durch Gewehr. E. Durch Fuhrwerk. F. Durch Windstoß. G. Durch Frost. LV. Folge Frühe. LVI. Der fühlende Schulmann und helfende Freund. LVII. Friedrich der Große und Heddesst. LVIII. Gespenster-Geschichten. 1) Eine Feder scheint von selbst zu schreiben. 2) Der unsichtbare Gast. LIX. Vorsicht bey Legaten. LX. Gewittergefahren. 1) In Steyermark in der Marburger Gegend. 2) In Ungarn. 3) Im Badenschen zu Kehl. 4) Noch ein Unglück im Badenschen. 5) Im Nassauischen. 6) Schutz durch Blitzableiter in Tirol. 7) Verwüstungen einer Windhose in Mähren. LXI. Feuersgefahren. — Ueber Feuersbrünste, vorzüglich auf dem Lande. Wie pflegen sie gemeiniglich zu entstehen, sich auszubreiten und dadurch erst recht schädlich zu werden? Ueber die gewöhnliche Löschungsart und ihre Fehler, nach mehrjährigen Erfahrungen zur Beherzigung für Andere. LXII. Einige Vortheile in der Haushaltung. — Feuerungen zur Verminderung der Feuersgefahr, Ersparung des Holzes und der Zeit, Verhütung des Anbrennens und Vermehrung der Schmackhaftigkeit der Speisen beym Kochen. 1) Koch- und Heizöfen von F. W. Liebers in Berlin, welche ohne auseinander genommen zu werden, aus einer Wohnung in die andere mitgenommen, auch weiter versendet werden können. 2) Bewegliche Kochheerde, bey deren Anwendung man nur die Hälfte Zeit und ein Drittheil Holz gegen das gewöhnliche Kochen braucht. Zu haben bey Kaufmann Steudel zu Eßlingen im Würtembergischen. (Mit Abbildungen.) LXIII. Empfehlungswerthe Schriften. 1) Deutschlands Giftpflanzen. 2) Pohl, Anleitung zum Kochen. 3) Reichhards Land- und Gartenschatz. 4) Völker, hauswirthschaftliches Kunstbuch. 5) Hempels einträglicher Baumgarten. 6) Der Lumpenbrunnen. 7) Keller, Anleitung zur Verbesserung der Wiesen. 8) Nettelbecks Leben. 9) Demeter, Handbuch angehender Schullehrer. 10) Denzel, Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer. 11) Hausaufgaben für Schreib- und Rechnungsschüler in Volksschulen. 12) Dictir-Uebungen für Volksschulen. 13) Von Wessenbergs heiliges Abendmahl für die Jugend. 14) Krusi, bedeutende Augenblicke in der Entwicklung des Kindes. 15) Desaga, gründliche Anleitung zum Kopfrechnen. 16) Desaga, Rechnungs-Uebungs-Aufgaben für Volksschulen. 17) Eckerle, Naturlehre für Volkslehrer. 18) Eckerle, Gewerbskunde für Volkslehrer. 19) Glatz, Gebetbuch für den evangelischen Bürger und Landmann. 20) Glatz, Aureliens Stunden der Andacht. 21) Glatz, Alwina. 22) Tissot, medicinisches Noth- und Hülfsbüchlein.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, die Tante, Roman in 2 Bänden. 8. geheftet, Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der litterarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyck und seine Nachfolger konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meynung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publikum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im September 1823.

Heinrich Wilmans.

Bey J. G. Heyse in Bremen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Dr. J. H. B. Dräseke, die seligmachende Kirche. Eine Predigt. gr. 8. geh. 4 Ggr.

— — über die ihn betreffenden Aeußerungen in einer jüngst erschienenen Schrift des Herrn Doctor Nicolai. 8. geh. 3 Ggr.

B. Gleim, Bremisches Kochbuch, nebst einem Anhange wichtiger Haushaltungsregeln und der Angabe und Vergleichung der vornehmsten deutschen Maße und Gewichte, wodurch dasselbe für ganz Deutschland brauchbar wird. 3te stark verm. Auflage. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Hartmann, A. T., Wegweiser zu Olof Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur und der merkwürdigen Beylagen zu dieser Schrift. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

J. P. Krebs, Handbuch der philologischen Bücherkunde. 2 Thle. gr. 8. 5 Rthlr. 8 Ggr.

(Dieses Werk ist mit 2 Theilen bis jezt vollständig.)

Dr. E. J. Thomasseu à Thuessink, Untersuchung, ob das gelbe Fieber ansteckend sey oder nicht. Aus dem Holländischen übersezt von Dr. J. W. Gittermann. gr. 8.

Druckpapier à 12 Ggr.
Postpapier à 15 Ggr.

Uebersicht der jüngsten Vergangenheit. Historisch-politischen Inhalts. 1823. 1. Heft. 8. geheftet à 8 Ggr.

(Diese periodische Schrift wird mit der Zeit ein wichtiges Handbuch der Zeitgeschichte werden.)

Dr. G. Wagner, Communionbuch. Dritte Aufl. gr. 8.

Druckpapier à 12 Ggr.
Postpapier à 16 Ggr.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Harless, Dr. Chr. Fr., Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. VII. Bd. II. Stck. Preis 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr.

Inhalt.

I. Historisch physiologische Bemerkungen und neue Untersuchungen über den Blutumlauf in warmblütigen Thieren, von Dr. Chr. Fr. Harless.
II. Beobachtungen einer Myelitis epidemica zu Dorsten und der Umgegend, vom Herrn Dr. Siebergundi.
III. Anmerkungen und Zusätze des Hrn. Hofr. Dr. Meyer zu dem Aufsatz des Hrn. Dr. Seiler über die Behandlung des Croup. (Beschluss.)
IV. Geschichte einer sehr acuten Hydrophobie, vom Hrn. L. Ger. Physicus Dr. Adelmann.
V. Noch eine Beobachtung der Gürtelrose, vom Hrn. Kreisphys. Dr. Seiler.
VI. Beyträge zur Geschichte der Kopfverletzungen, vom Hrn. Hofr. Dr. Winkel. (Fortsetzung.)
VII. Freyes Natrum an den Wänden der Emser Quellen, beobachtet vom Hrn. Hofr. Dr. Vogler.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wissenschaftliche Zeitschrift.
Herausgegeben von Lehrern
der Baseler Hochschule.
1r Jahrgang. 8. geheftet 4 fl.

Von dieser Zeitschrift, welche mit dem laufenden Jahre begonnen, wird vierteljährlich ein Heft von 7 bis 8 Bogen erscheinen. — Die bereits versandten zwey ersten Hefte enthalten folgende interessante Abhandlungen:

Ueber den Begriff und Umfang der Sittenlehre, von Prof. de Wette.
Einige Bemerkungen über die Bildung der Thäler, von P. Merian.
Ueber die Bestimmung des Menschen, von Dr. Karl Follee.
Basels Bildungsanstalten, literarische Hülfsmittel und wissenschaftliche Vereine, von Prof. Hanhart.

C. Cr. Salustii quæ exstant, recognovit, varias lectiones e codicibus Basil., Bern., Turicens., Paris., Erlang., Tegerns. ceterisque, quos Wassius. Havercamp. Cort. aliique Editores contulerunt collectas commentarios atque indices completissimos adjecit F. D. Gerlach, Ph. Doct. et Lit. Lat. Prof. Tom. I. 4°. 5 fl.

C. Crispi Salustii Catilina, Jugurtha, Orationes et epistolæ ex historiarum libris, accedunt duæ Epistolæ ad C. Cæsarem de Republica ordinanda. Ex recensione Gerlachi. 8°. 48 kr.

Diese kleinere Ausgabe ist ein sorgfältig durchgesehener Abdruck der größern und für Schulen bestimmt. Daher die Weglassung der kritischen Noten und der kleinern Fragmente, welche für eine Schulausgabe nicht zweckmäßig sind. Wir haben uns bemüht, durch ein gefälliges Aeußeres, schöne Lettern, weißes Papier und reinlichen Druck den Werth beyder Ausgaben zu erhöhen.

LA ROUTE DU SIMPLON,
avec 1 gravure, représentant la vue de la grande galerie près de Gondo.
Bâle 1823. gr. in 8. broché. 40 kr.

Ce petit ouvrage a le mérite précieux de réunir dans un même cadre toutes les données sur l'entreprise de la route du Simplon, — l'une des plus mémorables de nos jours, et de son immortel fondateur, — tant sous le rapport de la beauté des ouvrages que des efforts qu'ils ont coûté, et sur laquelle les notices les plus intéressantes ne se trouvaient que dans des ouvrages d'un prix trop élevé pour les rendre accessibles à tout le monde. L'auteur de cette notice aura donc bien mérité non seulement de l'homme de lettres et du curieux mais principalement du voyageur qui non content de voir, veut encore s'instruire et qui trouve ainsi sous sa main un guide aussi intéressant que certain.

Se trouve à Bâle chez Neukirch et chez tous les libraires d'Allemagne et de la Suisse.

Bey mir ist erschienen:

SHAKSPEARE'S
DRAMATIC WORKS,
TO WHICH ARE ADDED HIS
MISCELLANEOUS POEMS,
AND THE
LIFE OF THE AUTHOR,
Complete in One Volume 8vo. with a fine Portrait,
PRICE 12s. BOARDS.
oder 4 Rthlr. sächs.

Dem deutschen Publikum muß es angenehm seyn, zu erfahren, daß es Englands großen unsterblichen Dichter in einer bisher unerhört wohlfeilen und schönen Ausgabe, in bequemem Format erhalten kann.

London, im Sept.

J. H. Bohte.

Bey Otto Wigand, Buchhändler in Kaschau, ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen im In- und Auslande zu haben:

Geographisch-topographischer Wegweiser durch die ganze Oesterreichische Monarchie. Nebst beygefügter Postkarte und unumgänglich nöthigen Bemerkungen für Reisende. Gr. 12. 1824. steif gebunden mit Schuber 2 fl. C.M.

Inhalt: I. Oesterreichisches Kaiserthum. — II. Erzherzogthum Oesterreich Ob und unter der Enns. — III. Königreich Böhmen. — IV. Mähren und Schlesien. — V. Herzogthum Steyermark und Kärnthen. — VI. Tyrol und Vorarlberg. — VII. Illyrien und das Küstenland. — VIII. Königreich Dalmatien. — IX. Königreich Gallizien. — X. Königreich Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen. — XI. Das lombardisch-venetianische Königreich; nebst dem Reglement: die Be-

förderung der Passagiere und den Rittgelds-Tarif im lombardisch-venetianischen Königreiche betreffend. — XII. Abgang und Rücklunft der K. K. reitenden Posten in der Haupt- und Residenzstadt Wien und den Provinzial-Ober-Postämtern in Prag, Brünn, Linz, Grätz, Lemberg, Ofen, Mailand und Venedig. — XIII. Tarif für die mit dem Postwagen reisenden Personen. — XIV. Tarif über die Post-Rittgebühren. — XV. Tarif für Geldsendungen, nebst Anmerkungen. — XVI. Weißes Papier zu Notizen, die sich jedem Reisenden mannigfaltig darbieten.

Wir enthalten uns jeder Empfehlung dieses für jeden Reisenden, Beamten, Banquier und sonstigen Geschäftsmann nützlichen Buchs, und erlauben uns blos das Publicum auf die Correctheit des Druckes und ein gefälliges Aeußere aufmerksam zu machen. Auch bemerken wir noch, daß bey sämmtlichen Post-Routen nicht nur die Stationen genannt, sondern jedes Dorf, einzelne Gebäude und Wasser, welches man zu passiren hat, angeführt ist. —

Was hat ein verständiger Hausvater und eine kluge Haushälterinn zu wissen nöthig? Eine encyclopädische Uebersicht alles dessen, was heute zu Tage in der Küche, im Keller, in der Speisekammer, beym Waschen, Biegeln, Färben, Bleichen ꝛc. zu geschehen hat, um eine Hauswirthschaft mit möglichster Kostenersparniß im vortrefflichen Zustande zu erhalten. Nach Leuchs, Röver, Hermbstädt, Schmidt, Donndorf und anderen bewährten Schriftstellern. Gr. 8. 1824. in Umschlag steif gebunden 1 fl. 40 kr. C. M.

Haushalten, das ist: sein Haus gut und wohlfeil zu erhalten, mit Wenigem zu wirthschaften, dennoch anständig und bequem zu leben, und sich etwas für ältere Tage zu ersparen, das ist die große Kunst, die so Viele zu kennen wünschen und so Wenige verstehen. Wer alles das, was zu dieser Kunst gehört, was zu wissen nothwendig ist, wenn man ein kluger Hausvater seyn möchte, kennen und verstehen lernen will, der lese dieses Buch. Nicht bald gab es ein Werk, das so einfach, bequem, belehrend für alle Fälle, und in jeder Hinsicht auf die Bedürfnisse der Haushaltungen berechnet ist, wie das gegenwärtige. Küche, Keller, Speisegewölbe, Vorrathskammer, kurz alles hierher Gehörige ist umständlich dargestellt. Es ist für Hausväter, Hausfrauen, Wirthschafterinnen, angehende Hauswirthinnen, Mädchen, welche das Hauswesen lernen wollen, gleich unterrichtend; es ist blos praktisch, und für Jedermann verständlich — daher der allgemeinsten Empfehlung würdig. —

Bey C. A. Stuhr in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Abriß der allgemeinen Weltgeschichte, als Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Geschichte, vorzugsweise in Bürger- und Landschulen zu gebrauchen. Von Karl Stein, Königl. Preuß. Hofrath und Professor. Preis 12 gr.

Bey der großen Anzahl ähnlicher Bücher hat es bisher doch immer noch an einer solchen gedrängten Uebersicht der Weltgeschichte gefehlt, die gerade nur das enthält, was sich zum Unterricht der Jugend der untern Volksklassen eignet, das die Verstandeskräfte dieser Jugend und das Vermögen ihrer Aeltern und Angehörigen nicht übersteigt. Diese schwierige Aufgabe hat der Herr Verf. schon durch andere Schriften im Gebiete der Geschichte vortheilhaft bekannt, glücklich gelöst und dadurch einem schon längst von vielen Lehrern der Land- und Bürgerschulen gefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rinaldo's Reisen durch Deutschland. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend zur Beförderung der Vaterlandskunde. 8. 3 Bändchen mit 12 illumin. Kupfern. gebund. 4 Thlr.

Der Verfasser, in welchen man sehr leicht einen unsrer neuern beliebtesten Schriftsteller für die Jugend entdecken wird, sagt in der Vorrede: „Unsre vornehmsten Erziehungslehrer erklären einstimmig das Lesen der Reisebeschreibungen für eines der nützlichsten Bildungsmittel für die Jugend. In der That ist auch nichts so geeignet, ihre Phantasie auf eine unschuldige Art zu beschäftigen, ihren Geist zu nähren, sie im Nachdenken zu üben, ihre Kenntnisse zu erweitern und besonders ihr den Unterricht in der Geographie lieb und angenehm zu machen. Sollen aber Reisebeschreibungen wirklich eine zweckmäßige Lektüre für die Jugend seyn, so müssen sie erst entweder besonders für dieselbe bearbeitet, oder noch besser das Interessanteste, was mehrere Reisende über dieselben Länder und Völker geschrieben haben, ausgehoben und zu einem Ganzen vereinigt werden. Nach dieser lezten Methode habe ich hier in Rinaldos Reisen verfahren. Ich durchblätterte eine Menge Schriften dieser Art, nahm aus jeder das Beste, Genießbarste, Unterhaltendste und Zweckmäßigste und stellte es zusammen. Vorzüglich hielt ich mich an die Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, an die angenehmsten Sehenswürdigkeiten und — wenn ich sagen darf — die Physiognomie der Städte, an das Eigenthümliche der Länder und ihrer Bewohner, an die Sitten und Gebräuche der Leztern, den Grad ihres Wohlstandes, die auffallendsten Züge ihres Characters" ꝛc. — Ich, als Verleger, habe dieses Buch der jungen Lesewelt durch sehr hübsche Kupfer und ein sauberes Aeußere angenehm zu machen gesucht.

Leipzig im Novbr. 1823.

Carl Cnobloch.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und Einen Nacht, für Kinder. 5r Band. Mit Kupfer. 8. Velinpapier geh. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer 1 Rthlr. — oder 1 fl. 48 kr.

Die äußerst günstige Aufnahme der vier ersten Bände läßt mich mit Zuversicht erwarten, daß dieser 5te Band ein eben so willkommenes Geschenk für die Jugend seyn wird.

Frankfurt a. M. im September 1823.

Heinrich Wilmans.

Nro. 34.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind zur Michaelis-Messe erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames, pour l'an 1824. 16. 3 fl.

André, C. C., National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten 1824. 2r Jahrg. 4. 2 fl.

Annalen, (Allgemeine politische) In Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von F. Murhard. 10r bis 12r Bd. 12 Hefte. gr. 8. 9 fl.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale Von S. Boisserée. 1ste Liefrg. 1ste Ausgabe 60 fl. 2te — — 120 fl. 3te — — 150 fl.

Breithaupt, v., Technisches Handbuch für angehende Artilleristen. II. Thl. 2te Abthlg. I. Verfertigung von Geschützröhren. II. Guß der Eisen- und Bley-Munition. III. Materialien für den Bau von Lafseten ꝛc. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1 fl. 45 kr.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins 1823. 12 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Cuvier, v., Das Thierreich eingetheilt nach dem Bau der Thiere, als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie. A. d. Franz. frey übersezt und mit vielen Zusätzen versehen von H. R. Schinz. III. Bd. (Kredse, Spinnen, Insecten). gr. 8. 5 fl.

Denkmale der christlichen Religion; oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, aufgenommen v. Gutensohn und Knapp. 1s Heft. gr. Folio. 5 fl.

Dorow, Denkmale aus den altgermanischen und römischen Zeiten in den Rheinprovinzen. 1r Bd. mit 35 Abbildungen. Text 4. Kupfer Fol. 12 fl. 36 kr.

Eckermann, Beyträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe. 8. 1 fl. 36 kr.

Einleitung in die Entomologie: oder Elemente der Naturgeschichte der Insecten. Von W. Kirby und W. Spence. A. d. Englischen übersezt. 1r Bd. gr. 8. 4 fl.

Gagern, v., Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1r Thl. 3s Heft. gr. 8. 45 kr.

Gau, F. C., Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte. 7e bis 9e Lieferung. Velinpap. 54 fl. Fein Pap. 27 fl.

Goethe, v., Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. II. Bd. 1stes Heft. gr. 8. 2 fl.

— — — Ueber Kunst und Alterthum. IV. Bd. 2s Heft. 8. 2 fl. 24 kr.

Grünelsen, Lieder. 8. 45 kr.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser; von C. K. André. 4. Der Jahrg. 16 fl.

Hoffmann, K. F. V., Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen. 1r Thl. mit 2 Charten. gr. 8. 5 fl.

Homer nach Antiken gezeichnet v. H. W. Tischbein, mit Erläuterungen v. Dr. Schorn. 9s Heft. gr. Fol. 10 fl. 48 kr.

Journal, (Polytechnisches) Ein Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausg. v. Dr. J. G. Dingler. gr. 8. mit Kpfr. Jahrg. 1823 von 12 Heften oder X. bis XII. Bd. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. (Allgemeine deutsche) V. Dr. Th. Hartleben. gr. 4. Jahrg. 1823 9 fl.

Klaproth, Jul., Asia Polyglotta, 4. mit einem Sprach-Atlas in Fol. 24 fl.

Kunstblatt 1823. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4. Jahrg. 1823 6 fl.

Las Cases, Graf v., Tagebuch von St. Helena, oder tägliche Aufzeichnung alles dessen, was Napoleon in einer Zeit von 18 Monaten gesprochen und gethan hat. 7r 8r Bd. gr. 8. broch. 5 fl. 12 kr.

Lasteyrie, v., Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oeconomie. Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden. A. d. Franz. 4. II. Bd. 8 — 10s Heft. 3 fl. 36 kr.

Literaturblatt 1823. Herausg. von Dr. Müllner. gr. 4. Jahrg. 1823 6 fl.

Memminger, Würtembergische Jahrbücher 1823. 1s Heft. 1 fl. 45 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1823. 17r Jahrg. gr. 4. Der Jahrg. mit Kunst- und Literaturblatt 20 fl.

Planches anatomiques du corps humain; exécutées d'après les dimensions naturelles, accompagnées d'un texte explicatif par le Docteur Antomarchi; publ. par M. le Cte de Lasteyrie Liv. I et II. illum. 29 fl. schwarz 14 fl. 30 kr.

Reinhard, C. v, Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterey. Nach dessen Tod herausg. v. F. v. Baz. Mit dem Bildniß des Verfassers. gr. 8. 5 fl.

Retsch, M., Acht Umrisse zu Schillers Fridolin, oder der Gang nach dem Eisenhammer. Mit einigen Andeutungen von F. A. Böttiger. quer 4. 1 fl. 30 kr.

Schubert, F. T., Vermischte Schriften. 2r Bd. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Schwerz, J. N. v., Anleitung zum praktischen Ackerbau. gr. 8. 1r Bd. mit 15 lithogr. Tafeln. 5 fl.

Solomé, J. A., Lehrbuch der französischen Sprache. 1r Thl. 1ste Abth. enthaltend die Laut- und Leselehre. gr. 8. 24 kr.

Tausend, Der, und Einen Nacht noch nicht übersezte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erstenmale aus dem Arabischen ins Franz. übersezt von J. v. Hammer u. a. d. Franz. ins Deutsche v. A. E. Zinserling. gr. 8. 1r Bd. 2 fl. 36 kr.

Thunberg, C. P., Flora Capensis, sistens plantas promontorii Bonæ Spei Africes, sec. syst. sexuale emendatum. redact. ad class. ord. gen. et spec. cum. different. specificis, synonym. et descript. Cura J. A. Schultes. 8 maj. P. II. 3 fl. 15 kr.

Uebersicht, Vollständige der gegen C. L. Sand, wegen Meuchelmordes, verübt an dem K. Russ. Staatsrath v. Kotzebue geführten Untersuchung. Aus den Original-Akten ausgezogen, geordnet und herausgeg. von v. Hohnhorst. gr. 8. 2 Abtheilungen mit Sands Bildniß und 1 Steindruck. 3 fl.

Wörterbuch, Neues vollständiges, der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Quellen, über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beyspiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beyder Sprachen, die Ausdrücke des franz. Gesetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen u. s. w. Von Abbé Mozin, J. Th. Biber, M. Hölder und Andern. 1r Bd. A—K. 2te umgearbeitete und verb. Auflage. gr. 4.

Oder:

Nouveau Dictionnaire complet à l'usage des Allemands et des Français contenant les mots reçus dans les dictionnaires modernes de langues ou de sciences, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, quantité de phrases etc., propres à en indiquer les diverses acceptions, ou à empêcher de les confondre, les noms propres de personnes, de pays, villes, fleuves etc. qui different dans l'une ou l'autre des deux langues etc. 4 Tomi. 9 fl. 30 kr. Pränum.-Preis.

Zeitschrift für Kriegswissenschaft. Herausg. von v. Kausler. gr. 8. 1823. 2s Heft. 1 fl. 48 kr.

Zeitung. (Allgemeine) 1823. 4. Der Jahrg. 16 fl.

— — — — Alphabetisch-Chronologisches Real- und Nominal-Register für den Jahrg. 1822. 4. 30 kr.

Charte von Deutschland in 36 Sectionen, nach den besten astronomischen und trigonometr. Hülfsquellen bearbeitet, der südliche Theil von v. Coulon, der nördliche von J. G. Green. Nr. I. V. IX. X. XIII. XV. XVI. 10 fl. 30 kr.

Haupt-Uhren-Niederlage in Frankfurt am Main.

Preis-Courant im 24 fl. Fuß.

Feine Taschen-Uhren in Erlzot. Eingehäusige 32 fl. das Dutzend. Feine 3 fl. das Stück, ganz feine mit vergoldetem Zifferblatt 60 fl. das Dutzend, noch feiner mit Sekundenzeiger für Aerzte 27 fl. das Stück, Damen-Uhren 5 à 6 fl. Herren Repetier-Uhren 12 à 13 fl., feine versilberte 5 fl., zweygehäusige englische 4 fl.

In 13löthigem Silber.

Eingehäusige 52 fl. das Dutzend. Feine schwere von 4½ fl., 5, 6, 7 à 8 fl. bis 12 das Stück. Verzierte 7. Schwere 8striebige 9 fl. Repetier-Uhren 168 fl. das Dutzend, feine 15 fl. das Stück, fein polirte 18 fl., 20, 24 bis 27 fl. Von selbst Stund und halbe schlagend und repetirend 40 fl. Wecker mit Glocke ganz schwer 25 fl. — **Zweygehäusige**, 1 silber. 1 Firniß-Kapsel 5½ fl., extra verzierte mit großen Nägeln 7 fl. — mit Perlen 8 à 9 fl., ganz schwer extra fein 10. Mit 2 silbernen Gehäusen 7½, 8 à 9, mit meissingenem Staubdeckel 8½, 9, 10, mit silbernem Staubdeckel 11 fl. Feine Englische Repetier mit Glocke 396 fl. das Dutzend, ganz feine 40 à 44 fl. das Stück.

Dreygehäusige mit 2 silbernen und 1 Firniß-Kapsel 84 fl. das Dutzend. Feine 8 à 9 fl. das Stück.

Goldplattirte Damen-Uhren, ganz schwer den Goldstrich haltend, mit weißem Zifferblatt, oder mit Springdeckel (savonette) 14 fl., mit goldnem oder silbernem Zifferblatt und Turquoises besetzt, neuester Façon 16½ fl.

In feinem 18karätigem Golde.

Damen-Uhren mit Springdeckel, glatt 18 fl., — guillochirt von 20 fl., 24, 28 à 36 fl. Mit weißem oder gold. Zifferblatt, leichte und schwere à 22 bis 38 fl. Mit farbigen Steinen neuester Façon 36 à 44 fl. Mit farbigem Gold und Rubinen besetzt, ganz schwer, 44 fl. — Mit Perlen besetzt, goldnem Zifferblatt mit und ohne Emaille 33 fl. — Mit Perlen, Springdeckel und doppeltem Emaille 36 fl. — Neuste ganz schwere engl. Art mit schwarzem Emaille und gravirt 50 fl. — Mit Springdeckel, goldnem excentrischen Zifferblatt (cadran excentrique) 44 fl. Repetier-Uhren ganz schwer 70 à 80 fl.

Herren-Uhren mit weißem und goldnem Zifferblatt von 30 fl., 34, 36, 40 à 50 fl. Ganz flache Cylinder-Uhren von 55 à 80 fl.

Repetier-Uhren mit weißem und goldnem Zifferblatt 456 à 480 fl. das Dutzend. Feine 40 fl., 44, 48, 50 à 80 fl. das Stück, ganz durchsichtig 60 fl. Feine ganz schwere mit 3 Hämmern oder Datum mit Schieber 66 fl., 70, 75, 80 und 90 fl., ganz flache Cylinder (à lepine) 120 fl., ganz durchsichtig (Lepine à 1queletie) 135 fl. **Ganz schwere mit Musik**, jede Stunde 1 Stück spielend 140 fl.

Zweygehäusige englische, mit 2 goldenen Gehäusen auf Glocke schlagend 132 à 200 fl. — Ferner findet sich gegenwärtig eine eingehäusige Uhr ganz schwer von Gold, mit goldenem Staubdeckel, auf Glocke von selbst ¼, ½ und Stunden schlagend und repetirend, auch jede Stunde 1 Stück spielend (à grande et petite Sonnerie et a musique) **als Meisterstück** von einem der ersten Pariser Künstler, mit dem Motto: Non plus ultra bearbeitet, welche nicht unter 800 fl. neu bestellt werden kann, die aber für Rechnung des Künstlers für 500 fl. abgegeben wird.

Stock- oder Pendul-Uhren mit Sturzglas und Sockel.

In Alabaster. 14 Tage gehend, alle Sorten und Größen von 66 à 200 fl. — Ein paar Vasen dazu mit Sturzglas und Sockel und Blumen 45 fl.

In feinem Pariser Bronze, 8 Tage gehend, 50 fl. — Vierzehn Tage gehend, Stunden und halbe schlagend, von den besten Pariser Modeleurs gearbeitet, zu 100, 120, 130, 140, 150, 160, 170, 180, 200, 250 à 400 fl. das Stück. Mit 2, 3 à 4 Stück Musik, jede Stunde 1 Stück spielend, kostet außer der unten verzeichneten Vermehrung der Musik noch das Einpassen 18 fl.

Wand-Uhren mit ganz vergoldetem Rahmen, eine Sonne vorstellend, Stunden und Viertel schlagend, Datum zeigend, neues Modell 60 fl. — Gemälde-Uhren, Gegend mit Thurm, Uhr vorstellend 60 fl. Dieselbe Viertel schlagend 80 fl., mit 3maligem Geläut täglich 110 fl., mit 2 Stück Musik 120 fl. — Ganz feine Prachtgemälde 8 Tage gehend, Stunden und Viertel schlagend, mit 3maligem Glocken-Geläute, jede Stunde 1 Stück spielend 250 à 274 fl.

Uhrwerke, zu Gemälde- oder Stand-Uhren, Stund und Halb-Streich, 36 Stunden gehend 18 fl. — mit 1

schlagend 36 fl. Geläut mit 6 Hämmer 22 fl., 8 Tage-Werk mit Halbstrich 40 fl.

In Gegenständen mit Musik.

Dosen in Blech, 2 Stücke spielend 14 fl., feine 16 à 18 fl., feine lackirte Rauchtabaksdosen 22 à 27 fl. In Schildkröt mit vergoldetem Charnier 20, 24, 30 fl. In Silber mit 18karätigem Golde plattirt 70 fl. In Gold gefaßt 120 fl. Schwere 180 fl. Ganz schwere mit Repetier-Uhr dabey, jede Stunde 1 Stück spielend 300 fl.

Damen-Arbeits-Kistchen (Necessaires), 2 Stücke spielend 22 fl. — mit feinen Instrumenten in Elfenbein und Spiegel 22 à 33 fl. Mit Instrumenten von Perlenmutter, ganz fein neuester Façon 40 à 60 fl. Goldene Uhrschlüssel ganz schwer, 1 Stück spielend 27 fl.

Musik in Holz, große in Möbel- oder Pendul-Uhren einzupassen, 2 Stücke spielend 34 à 40 fl. 3 Stücke spielend 44 à 50 fl. 4 Stücke spielend 50 à 60 fl.

Auch kann jede beliebige Musik, nach besonderer Aufgabe binnen 3 à 4 Wochen geliefert werden, nur müssen die Noten korrekt und deutlich geschrieben zugleich mit eingesandt werden. Auf Bestellung werden Kistchen bis zu 12 Stücke spielend geliefert. Mit 1½ fl. Vermehrung für eine einfache, 2 fl. für eine Repetier-Uhr werden auch sämmtliche obige Uhren abgezogen und richtig gehend geliefert. Der vollständige Preis-Courant von obigen Gegenständen, so wie auch von allen Uhrmacher-Werkzeugen und Fournituren, wird von Unterzeichnetem gratis ausgegeben. Briefe und Gelder werden Portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. 1. Oktober 1823.

Sigmund Salfenheimer.
Schnurgasse L. H. Nr. 53.

Nachricht

die von dem Herrn Dr. Kühn besorgte Ausgabe der griechischen Aerzte betreffend.

Aus dem regelmäßigen Erscheinen von den sechs ersten Bänden der seit 3 Jahren begonnenen Ausgabe der griechischen Aerzte wird hoffentlich das Publikum sattsam überzeugt seyn, daß es dem Herausgeber und Verleger gleich stark darum zu thun ist, ein Unternehmen, dessen sich noch keine Nation rühmen kann, so schnell zu fördern, als dieß nur immer möglich ist. Zwar hätte das kalte Ablehnen der versprochenen Theilnahme an einer so großen und kostspieligen Unternehmung von vielen sonst achtungswerthen Männern mich als Verleger wohl wo nicht muthlos, doch bedenklich machen können. Aber ich ließ mich dadurch nicht irren, sondern erfüllte mein Versprechen fest, überzeugt, daß die größere Theilnahme sich schon finden würde, wenn man nur sähe, daß das Erscheinen der Bände ohne Unterbrechung erfolge, und die kritischen Tribunale des In- und Auslandes ein günstiges Urtheil über diese Ausgabe gefällt haben würden. Das Letztere ist sowohl dem Unternehmen überhaupt, als der Ausführung desselben insbesondere in einem solchen Grade zu Theil geworden, daß der Herausgeber damit vollkommen zufrieden ist. — Der Ladenpreis der bisher erschienenen 6 Bde. beträgt 30 thlr. — Der Pränumerationspreis von 3 thlr. 8 gr. sächs. für den Band von 24 Alphabet ist für die erschienenen Bände seit dem May 1822 geschlossen. Jedoch werde ich allen denjenigen, welche von jetzt an sich zum Ankaufe dieser klassischen Bibliothek für Aerzte verbindlich machen, die noch erscheinenden Theile um den Pränumerationspreis erlassen. Bey dieser Gelegenheit kann ich dem Publikum die Versicherung geben, daß im kommenden und in den nächsten 2 Jahren außer den 2 Bänden von Galens Schriften, welche fortwährend alljährig erscheinen, noch ein Band von Hippocrates herauskommen werde, wodurch der oft geäußerte Wunsch sachkundiger Männer erfüllt werden wird.

Leipzig, im Septbr. 1823.

Carl Cnobloch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das

Vater Unser.

In Siebenzig verschiedenen Bearbeitungen

von

Dr. M. Luther, Klopstock, Mahlmann, Witschel, Dolz, Pöhlmann, Tiedel, Rost, Küster, Aschenfeldt, Finck, Kerndörffer, Hanstein, Gittermann, Mörlin, Fischer, Raupach, Adler, Breithaupt, Tante, Lauts, Heseliel, Th. Hell, Ammon, Schmidt, Strack, A. H. Niemeyer, v. Eckartshausen, Jais, Schneider, Natter und a. m.

Ein Erbauungsbuch für jeden Christen.

gr. 8. Leipzig (Gleditsch). weiß Pap. geh. 12 gr.

schöne Ausgabe auf Schweizer Velin-Papier geh. 1 Rthlr.

Nicht leicht findet man in einem Buche so viel ausgezeichnet Schönes beysammen als in obigem. Das Gebet Jesu, in so mannigfachen Bearbeitungen, wie sie hier zusammengestellt sind, bildet ein Gebetbuch, wie es in dieser Vollkommenheit noch nicht existirt. Jedes ächt christliche Gemüth wird durch diese herrlichen Dichtungen sich hoch erhaben fühlen! — Eltern aber, von wahrhaft christlichen Gesinnungen, werden ihren Kindern mit Obigem das schönste, das nützlichste Geschenk zu machen nicht verabsäumen. —

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue Gesangstücke, die sich besonders zu Kirchenmusiken und für Singvereine eignen, (sämmtlich für 4 Singstimmen, d. i. Sopr., Alt, Tenor und Baß nebst Chören) erschienen, und in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Eberwein, C., Anbetung. Cantate v. Köhler gedichtet. Clav. Ausz. Preis 4 Fr. oder 1 Rthlr.

— Hierzu die Sing- und Orch. Stimmen. 12 Fr. oder 3 Rthlr.

— Hierzu die 4 Singstimmen allein. 3 Fr. 50 C. oder 21 gr.

Falk, G. v. Op. 1. Auferstehen v. Klopstock. Clav. Ausz. nebst den einzelnen Singst. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— Op. 3. Preis des Schöpfers v. Gellert. id. id. 3 Fr. oder 18 gr.

Fesca, F. C. Op. 26. Der 103te Psalm. Partitur. 12 Fr. oder 3 Rthlr. — Die Sing- und Orch. Stimmen 12 Fr. oder 3 Rthlr. — Der Clav. Ausz. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr. — Die 4 Singstimmen allein 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

Fesca, F. C. Ein 4stimm. Satz a. d. 13ten Psalm. Clav. Ausz. nebst den einzelnen Singst. 3 Fr. oder 18 gr.

Händel, Judas Maccabäus. Oratorium nach Mozart's

Bearbeitung. Cl. Ausz. v. L. Hellwig. Deutsch. Text. 16 Fr. oder 4 Rthlr.

Haydn, J., die 7 Worte des Erlösers am Kreuze. Orat. Clav. Ausz. 10 Fr. oder 2 Rthlr. 12 gr. Hierzu die 4 Singstimmen allein 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Mozart, W. A., Missa N. 7. in G-Dur Lat. und Deutsch Partitur 20 Fr. oder 5 Rthlr. — Die Sing- und Orch. Stimmen 20 Fr. oder 5 Rthlr. — Der Clav. Ausz. 10 Fr. oder 2 Rthlr. 12 gr. — Die 4 Singst. allein 8 Fr. oder 2 Rthlr.

Mozart, W. A., Cantata. David de penitente. Ital. und Deutsch Cl. A. 8 Fr. oder 2 Rthlr. — Hierzu die 4 Singstimmen allein 6 Fr. oder 1 Rthlr 12 gr.

Rink, Ch. H., Op. 59. Das Vater unser. Clav. Ausz. nebst den einzelnen Singst. . . . 3 Fr. oder 18 gr.

— Op. 63. Halleluja v. Pfeffel. id. id. 3 Fr. oder 18 gr.

— Op. 68. Todtenfeyer id. id. . . 4 Fr. od. 1 Rthlr.

— Op. 73. Weihnachts Cantate. id. id. 4 Fr. od. 1 Rthlr.

Romberg, A., Op. 55. Te Deum laudamus. Partitur mit unterlegtem Cl. A. 8 Fr. oder 2 Rthlr. Hierzu die Sing- und Orch. Stimmen 8 Fr. oder 2 Rthlr. — Die 4 Singst. allein 2 Fr. oder 12 gr.

Scheidele, J. N., Gebet für die Abgestorbenen. Cl. A. nebst den einzelnen Singst. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

Weber, G., Messe oder 5 Hymnen. Lat. und deutsch. Partitur mit unterlegtem Cl. A. 12 Fr. oder 3 Rthlr. — Hierzu die Sing- und Orch. Stimmen 12 Fr. oder 3 Rthlr. — Die 4 Singst. allein 3 Fr. oder 18 gr.

Haßlinger. Missa f. 2 Tenor- und 2 Baßstimmen ohne Begleitung. Nebst einem Clav. Ausz. zum Einüben. 8 Fr. oder 2 Rthlr.

NB. Die bey größeren Aufführungen nöthigen Extra-Singstimmen zur Verdopplung der Chöre werden, auf Verlangen, zu dem mäßigen Preise von 50 Cent. oder 3 gr. für den Musikbogen, d. i. 2 Blätter, geliefert. Auf diese Art fällt das ohnehin meistens fehlerhafte Abschreiben solcher Chorstimmen weg.

Neue schöngeistige Schriften.

H. Clauren, Das Christpüppchen. 2 Theile. à 2 thlr. 6 gr. Auch unter dem Titel: „Scherz und Ernst". 2te Sammlung, 5r und 6r Bd. Die ersten 4 Bde. kosten 4 thlr. 12 gr. Die 1ste Sammlung aber besteht aus 10 Bänden, zu 9 thlr. 20 gr.

C. F. v. d. Velde, Arwed Gyllenstierna. 2 Theile. 2 thlr. 12 gr. Auch unter dem Titel: Schriften von van der Velde, 13r und 14r Band. Alle 14 Bände kosten 15 thlr. 21 gr. Bis zur Neujahrmesse wollen wir jedoch einen verminderten Preis von 12 thlr. statt finden lassen, wofür solche durch alle Buchhandlungen, in Stuttgart bey Frankh und Metzler, Carlsruhe bey Marx und Braun von uns zu bekommen sind. Die Preise der einzelnen Theile bleiben jedoch unverändert, und zwar die 3 ersten: Erzstufen, zu 2 thlr. 18 gr., der 4te: Prinz Friedrich, 1 thlr. 12 gr., der 5., 6., 7te: Die Eroberung von Mexiko, 3 thlr., der 8te: Der Maltheser, 1 thlr. 12 gr., der 9te: Die Lichtensteiner, 1 thlr., der 10te: Die Wiedertäufer, 1 thlr. 3 gr., der 11te: Die Patrizier, 1 thlr. 15 gr., der 12te: Guido, 21 gr., und der 13te u. 14te: Arwed Gyllenstierna, 2 thlr. 12 gr.

L. Tieck, Die Gemälde. 2 Thle. à 1 thlr.

— — Die Verlobung. 18 gr.

Auch unter dem Titel: Novellen von L. Tieck, 11r und 21r Band.

Th. Hell, Der Unschuldige muß viel leiden, Lustspiel, und Clementine, Schauspiel. Auch unter dem Titel: „Dramatisches Vergißmeinnicht". 1 thlr.

— — Der Renegat, aus dem Franz., 2r u. letzter Theil, 1 thlr. 3 gr. Der 1ste Theil kostet 1 thlr.

St. Schütze, Heitere Stunden. 3ter Theil, 1 thlr. 3 gr. Die ersten 2 Bände gelten 2 thlr. 6 gr.

Dresden, im Octbr. 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Bey J. J. Bohné in Cassel sind folgende nützliche Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kühne, F. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English 8. brochirt 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Dessen Gallicismen nebst Ausdrücken und Redensarten des gemeinen Lebens; herausgegeben für solche, welche Französisch richtig schreiben und sprechen lernen wollen, ohne Germanismen einzumischen. 8. brochirt 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Schmieder, Dr. K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste, mit 33 Kupfern, 1 Attributentafel und 2 Chärtchen von Griechenland und Italien. 8. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

Zur Michaelis-Messe erscheint und nehmen alle Buchhandlungen Bestellung an:

Sickler, Consist. Rath. Dr. Fr. C. L., Handbuch der alten Geographie. gr. 8. mit 4 Chärtchen.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleines Bilder A B C,

mit 264 sehr sauber illum. Abbildungen, herausgegeb. von Chr. A. L. Kästner, gebund. 1 Thlr.

Kinder lernen das trockne Buchstabiren und Lesen nicht besser, als wenn sie sich mit einem Bilde den einzelnen Buchstaben einprägen. Das Bild unterhält sie. So oft sie es ansehen, fällt ihnen der Buchstabe ein, und lernen so spielend die Buchstaben kennen. Dieses A B C Buch hat nun 264 niedliche, schön ausgemalte Abbildungen, also Auswahl genug, um jeden einzelnen Buchstaben einzuprägen. Hr. Pastor Kästner hat eine Anweisung dazu gegeben, wie die Bilder am besten zu gebrauchen sind, um das Buchstabiren recht schnell und leicht beyzubringen, und er hat ja zuerst erwiesen, daß alle Gedanken am besten im Gedächtniß bleiben, wenn sie an ein Bild geknüpft werden. Die beygefügten kleinen Erzählungen, Sittensprüche, Belehrungen aus der Natur u. s. w. werden den im Lesen geübten Kindern viel Freude machen, und da das Aeußere dieses Buchs sehr empfehlend und auch der Preis billig ist, so dürfte es sich wohl einer allgemeinen guten Aufnahme zu erfreuen haben.

Leipzig im Novbr. 1823.

Carl Cnobloch.

Digitized by Google

Nro. 35.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Literarische Anzeige.

Der Freyherr und sein Neffe, von Chr. J. Salice-Contessa. 8. Breslau im Verlage von Josef Max und Komp. 1824.

Velin-Druckp. und kartonnirt 1 Rthlr. 12 gr.
Geleimt Velin und kartonnirt 1 Rthlr. 20 gr.

Unter diesem Titel ist so eben eine Schrift erschienen, die das Interesse aller Leser erregen und den vollsten Beyfall erhalten muß. Eine Richtung der Zeit, die gegenwärtig alle Völker Europa's mehr oder weniger ergriffen hat, ist hier mit Umsicht und Scharfblick aufgefaßt und geistreich dargestellt. Die Lebensbegebenheiten des Freyherrn, eines ehrenwerthen Edelmanns von streng aristokratischen Grundsätzen; die des Neffen, voll aufbrausender Jugendkraft, für alles Hohe und Rechte und deßhalb früh hineingezogen in das Thun und Treiben auf Deutschlands Hochschulen; daneben die des Ritters Omerval, eines echten Liberalen, von tiefem, verschlossenem, ja geheimnißvollem Charakter, bieten nicht allein eine reiche Fülle von psychologischen und zeitgeschichtlichen Erscheinungen dar, sondern geben auch ein gedrängtes Spiegelbild unserer durcheinander gährenden und in den seltsamsten Gegensätzen sich gefallenden Zeit, so daß man fast glauben sollte, alle Verwirrnisse der Gegenwart seyen eben nichts weiter als bedeutungsvolle Verwickelungen eines trefflich durchgeführten Romans, wie diese Contessa'sche Erzählung. Und darum werden auch gleichgesinnte Leser, wie die ruhigen, in frischer Luft sich ergehenden Bürger in Goethe's Faust, nach Lesung dieses Büchleins, zufrieden und behaglich sagen:

— Und so laß ich's geschehen;
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinander gehn,
Doch nur zu Hause bleib's beym Alten.

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue Werke f. d. Orgel erschienen, u. in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Rink, Ch. H., Prakt. Orgelschule. 6 Theile vollst. In quer Musik-Format. Op. 55. 32 Fr. 50 C. oder 8 Rthlr. 3 gr.
— — Auch einzeln. Der 1ste Theil, enthält: 12 kurze und leichte 2stimmige, 12 dito 3stimmige, u. 12 dito 4stimm. Sätze, als Vorübungen, u. 36 Präludien in allen Tonarten. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.
— — Der 2te Thl. enth. Pedal-Uebungen, 12 Choräle u. Variat. 7 Fr. oder 1 Rthlr. 18 gr.
— — Der 3te Thl. enth. 15 Nachspiele mit abwechselnden Manualen. 4 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 3 gr.
— — Der 4te Theil enth. 15 fugirte Nachspiele mit abwechselnden Manualen. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.
— — Der 5te Theil enth. Vermischte Orgelstücke, theils in gebundener, theils in freyer Spielart. 5 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 9 gr.
— — Der 6te Theil enth. mehrere Präludien u. Fugen in gebundener u. eine Fantasie in freyer Spielart, für Geübtere. 5 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 9 gr.
Rink, Ch. H., Op. 57. 12 Adaglos. 19te Sammlung d. Orgelst. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
— — Op. 64. 24 Choräle. 21ste Samml. d. Orgelst. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.
— — Op. 65. 24 leichte Orgelpräludien f. d. ersten Anfänger. Mit u. ohne Pedal zu spielen. Zum Gebrauch beym öffentl. Gottesdienste. 22ste Samml. d. Orgelst. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
— — Op. 66. 24 kurze u. leichte Orgelstücke für angehende Orgelspieler. Mit u. ohne Pedal zu spielen. 23ste Samml. d. Orgelstücke. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
— — Op. 70. Andante mit 8 Variat. Mit oblig. Pedal. 24ste Samml. d. Orgelst. 2 Fr. oder 12 gr.
Dröbs, J. A., Op. 14. 11 Präludien, 2 Fugetten u. 1 Fuga. 3 Fr. oder 18 gr.
— — 9 Präludien, 3 Fugetten u. 1 Fuga. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
Kittel, C., 24 leichte Choralvorspiele. Nachgelassenes Werk. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
Wierling, J. G., 48 leichte Orgelstücke. Nachgel. Werk. 2 Fr. 50 C. 15 gr.

Neue Schriften.

Die Einrichtung der sogenannten Sterbe-, Leichen-, Begräbniß- und ähnlicher Kassen, deren Folgen für die Theilnehmer, die Ursachen des unausbleiblichen Verfalls derselben und die Bedingungen, unter welchen allein die Sicherheit der Einlagen und das Fortbestehen dieser Anstalten begründet werden kann, in 3 durchgeführten Berechnungen gemeinverständlich erläutert, von C. F. Oertle, Kassen-Beamten. Für — 16 gr. in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Metzler, Sattler, in Carlsruhe bey Braun und Marx zu haben.

Wer ein Interesse an den so zahlreichen Kassen hat, welche mehr versprechen als fordern, und auf arithmetischem Wege ihren stufenweisen Gang von anfänglichen Geldvorräthen zu Schulden und endlicher Zahlungsunfähigkeit sich deutlich darstellen oder überzeugen will, daß ihre Wiedererrichtungen nur den Zweck eines nochmaligen geschwindern Bankerots haben können, wird in dieser Schrift hoffentlich befriedigende und warnende Belehrung finden. Angefügt ist noch eine practische Beleuchtung der Verfassung von den, seit 1816 in Leipzig aufs Neue bestehenden drey vereinigten Leichen-Kommunen, in Hinsicht ihrer Folgen für die Theilnehmer, so wie eine dergl. Beurtheilung der Grundsätze der seit 1782 zu Dresden bestehenden Privat-Wittwen-Verpfleg-Anstalt.

Arnoldische Buchhandlung.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems aus dem Standpuncte der Politik dargestellt vom Prof. K. H. L. Pölitz, 32½ Bogen in gr. 8. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung 1823. 2 Rthlr. 6 gr.

Dieses Werk, ob es gleich auch den dritten Theil der Staatswissenschaften des Vfs. bildet, wird

vom Verleger als ein selbstständiges Ganzes ausgegeben, inwiefern es das europ. Staatensystem seit der Entdeckung des vierten Erdtheiles bis zum Jahr 1823, aus dem Standpunkte der Politik, d. h. nach allen wesentlichen Erscheinungen und Veränderungen im innern und äußern Leben der einzelnen europ. und amerikanischen Staaten, so wie in der Gesammtheit der europ. und amerikanischen Menschheit, in zwey Zeiträumen (der erste von 1492 — 1789, der zweyte von 1789 — 1823) darstellt. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt und nach dem nothwendigen Zusammenhange der Begebenheiten durchgeführt, bildet diese Geschichte des europ. Staatensystems die Unterlage der Statistik des practischen europ. Völkerrechts und der Diplomatie. Der Vf. hat in derselben alle wichtige Urkunden und Verträge in den Quellensammlungen (von du Mont, Rousset, Wenck, Martens, Koch-Schöll u. a.) nachgewiesen, durchgehends die ausgewählte Literatur beygebracht, und die Darstellung im stylistischen Zusammenhange so gehalten, daß das Werk eben sowohl als akademisches Lehrbuch, wie als Handbuch für Staats- und Geschäftsmänner, und für die höhern gebildeten Stände, welchen des Vfs. geschichtliche Schriften bisher willkommen gewesen sind, gebraucht werden kann. — Von dem verwandten Werke von Heeren unterscheidet es sich theils durch die angeführten Eigenthümlichkeiten, theils durch eine von jenem Werke abweichende Anlegung und Durchführung des Planes, theils durch seine gedrängte Darstellung, indem es, was in der neuesten Auflage jenes Werks gegen 60 Bogen umschließt, auf 32½ Bogen enthält.

Neue vorzügliche Schriften.

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie. Zweyter Band in 2 Abtheilungen, a. d. Schwedischen von C. Palmstedt,

ist nun erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Thlr. zu bekommen. Die 2te verbesserte Auflage des 1sten Bandes, ebenfalls in 2 Abtheilungen und 4 Kupfertafeln, kostet 4 Thlr. 12 gr.

D. Fr. E. Petri, Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache, zum Verstehen und Vermeiden jener entbehrlichen Ausdrücke. Vierte sehr bereicherte Auflage. Zweyte und lezte Abtheilung,

ist nun erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Den ersten Vorausbezahlpreis können wir nun auf keine Weise länger bestehen lassen; um derentwillen aber, denen unsere frühere Ankündigung angeblich zu spät zugekommen ist, wollen wir bis zur Neujahrmesse einen zweyten geringen Preis von 2 Thlr. 8 gr. stattfinden lassen, wofür dieses gemeinnützige Buch in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Sattler, Löfflund, in Carlsruhe bey Braun und Marx, auf sehr schönem Papier und broschirt zu bekommen ist. Nach dieser Zeit tritt unabänderlich der volle Ladenpreis von 3 Thlr. (für 43 Bogen sehr engen Druck) ein.

Dresden, im Octbr. 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Motenebbi,
der
größte arabische Dichter.
Zum ersten Male ganz übersezt
von
Joseph von Hammer.

gr. 8. Auf Velinpap. brosch. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Motenebbi ist das Seitenstück zu Hafis; dieser ist der größte persische, jener der größte arabische lyrische Dichter, dieser der Horaz und Anacreon der Perser, jener der Pindar und Tyrtäus der Araber. In Motenebbi springt für Deutschland ein neuer Quell östlicher Phantasie und Dichterkraft, aus welchem seine Dichter schöpfen werden, wie aus Hafis Goethe in seinem Diwan und Rückert in seinen östlichen Rosen schöpften. Daß den Geist des Dichters, welcher Prophet seyn wollte (denn dieß heißt Motenebbi), der Uebersetzer mächtig erfaßt und getreu dargestellt habe, verbürgen dessen ältere und neuere Werke, verbürgen, nebst Hafis und Schirin, Dschafer und das Kleeblatt, die Juwelenschnüre und Memnon's Dreyklang, ein Heereswagen orientalischer Poesie, aus welchem Motenebbi als der Polarstern hervorfunkelt.

Von

Walter Scott Romanen

haben so eben die Presse verlassen, und sind bey Löfflund in Stuttgart, so wie durch jede andere Buchhandlung zu erhalten:

1) Englisch: the Bride of Lammermoor. 3 Vol.
2) Deutsch: die Presbyterianer; übersezt von E. Berthold. 4 Bände.
Der Alterthümler; übers. v. H. Döring. 4 Bände.
Robinson der Rothe; übers. v. H. Schubart. 4 Bände.

Von dieser durch Schönheit, Correctheit und Billigkeit sich auszeichnenden Taschenausgabe sind nun englisch: 30, und deutsch: 45 Bändchen erschienen. Der Druck wird rasch fortgesezt, so daß bis zur nächsten Ostermesse beyde Ausgaben beendigt seyn werden.

Jedes 2 bis 300 Seiten starke Bändchen mit 1 Titelkupfer kostet 8 gr. roh, und 9 gr. geheftet.

Zwickau, im Oktober 1823.

Gebr. Schumann.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint mit dem Jahre 1824 eine Zeitschrift

Orpheus

in zwanglosen Heften. Herausgegeben von Dr. Carl Weichselbaumer.

Sie wird das Gebiet der schönen Wissenschaften, der bildenden Künste, der Geschichte, endlich das Leben selbst, besonders in seinen Verhältnissen zur geistigen Thätigkeit umfassen, dabey vorzüglich bemüht seyn, eine ver-

mittelnde, versöhnende, anregende Stellung zwischen der geistigen Produktion und dem Leben zu gewinnen und durch die erhöhete Empfänglichkeit des leztern den Einfluß der ersten zu befördern. Diese erste Richtung schließt inzwischen einen unterhaltenden Theil um so weniger aus, als eine periodische Schrift desselben nie entbehren kann, und durch gefällige Formen überhaupt das ästhetische Interesse beschäftigen muß; nur bleibt es Grundsatz, daß er nicht vorherrschend werde und in seinen Formen stets einen Geist aussprechen soll, der wieder zu den höchsten Ideen der allgemeinen Menschenbildung emporführet.

Das erste Heft, welches bereits die Presse verlassen hat, enthält:

I. Vorbericht vom Herausgeber.
II. Kunstabende von Max Freyherrn von Freyberg. 1) Julio Romano. 2) Correggio.
III. Aus dem Trauerspiele, Henriette von England von Eduard Schenk.
IV. Friedrich Heinrich Jacobi an Schlosser über dessen Fortsetzung des Gastmahls von Platon.
V. Eglone, eine Erzählung vom Herausgeber.
VI. Orpheus, ein Gedicht von Eduard Schenk.

Der Preis für jedes Heft von 8 — 10 Bogen ist auf 20 gr. oder 1 fl. 12 kr. festgesezt, man abonnirt auf vier Hefte, welche einen Band ausmachen.

Nürnberg, den 31. Oct. 1823.

Riegel und Wießner.

In der Buchhandlung Carl Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nro. 11.) ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Vollständiges
Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches
Taschenwörterbuch
nach den
neuesten über beyde Sprachen erschienenen
Wörterbüchern,
besonders nach denen von
Adelung, Johnson und Chambers,
bearbeitet
von
G. F. Burckhardt.
Eine neue Ausgabe,

in welcher die Betonung, die Aussprache, das Geschlecht, die unregelmäßigen Zeitwörter, die technischen, veralteten, wenig gebräuchlichen und niedrigen Wörter genau bezeichnet, ferner die Hinweisung auf richtige Anwendung der Zeitwörter und deren Vorwörter, und auf die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, auch ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten Länder, Oerter, Tauf- und anderer Namen, so wie der gewöhnlichsten Abkürzungen, und eine Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter beyder Sprachen enthalten sind.

Zwey Theile.

I. Theil: Englisch-Deutsch. II. Theil: Deutsch-Englisch. 56½ Bogen klein 8. in drey Spalten mit Perlschriften auf schönem Papier gedruckt und in eleganten Umschlag geheftet. 2 Rthlr. 8 gr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Rollin (J. F. C.) Neues Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Taschenwörterbuch. 2 Theile in klein 8. Sauber geheftet. 1 rthlr. 18 gr.

Valentine (Dr. Franc.) Vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschenwörterbuch. 2 Theile in klein 8. Sauber geheftet. 3 rthlr.

Anzeige wohlfeiler Bücher.

Um dem lesenden Publicum die Anschaffung nachfolgender sehr interessanter belletristischer Werke zu erleichtern, habe ich die bisherigen Ladenpreise bedeutend herabgesezt, zu welchen diese bey mir so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands bis zu Ende dieses Jahrs zu haben sind. Nach Verlauf dieser Zeit treten jedoch die früheren Preise wieder ein.

von Beulwitz, Carl, wirkliches Leben in romantischen Darstellungen. 8. 2 Bände, mit Kupf. und Vignetten, Ladenpreis 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. — für 2 Rthlr. — oder 3 fl. 36 kr.

Horst, Edmund von, und Eugenie von Steinfels. 8. Mit Kupf. Ladenpreis 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. — für 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Pattberg, Auguste, Blumen am einsamen Lebenswege. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter, 8. cart. Ladenpreis 10 gr. oder 45 kr. — für 6 gr. oder 27 kr.

Der Wintergarten. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Mit Beyträgen von Gustav Schilling, Haug, von Wessenberg, Laun, Amalie Schoppe, geb. Weiße, Langbein, Helmine Chezy ꝛc. 8. 6 Bände, mit vielen Kupf. Ladenpreis 9 Rthlr. — oder 16 fl. 12 kr. für 6 Rthlr. — oder 10 fl. 48 kr. Einzelne Bände à 1 Rthlr. — oder 1 fl. 48 kr.

Frankfurt am Main den 1sten Oct. 1823.

Heinrich Wilmans.

Bey C. A. Stuhr in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wanderer. Kleine Romane, Erzählungen und Sagen von Karl Stein. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Herr Hofrath Stein, der den Freunden einer aufheiternden und unterhaltenden Lektüre durch mehrere Romane und dramatische Arbeiten hinreichend gezeigt hat, daß er die Kunst versteht, durch Charakterschilderungen, durch eine gefällige Diktion und überraschende Lösung des geschürzten Knotens die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen und ihre Erwartungen zu befriedigen, liefert hier sechs prosaische Erzählungen und einen Schwank in Versen. Es ist hier Ernst und Scherz gemischt, und je nachdem man für das Eine oder das Andere gestimmt ist, wird man darin Nahrung für seinen Geschmack finden.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist erschienen und als ein zweckmäßiges Christgeschenk durch alle Buchhandlungen zu erhalten

Ewald Joh. Ludw. Bibelgeschichte, das einzig wahre Bildungsmittel zu christlicher Religiosität. Briefe an Aeltern, Prediger, Lehrer und Lehrerinnen und die es werden wollen. 8te Auflage. 8. in

Umschlag geheftet. 1 fl. 30 kr. rhein. oder 22 ggr. sächs.

Wenn es in unserer Zeit allgemeiner als je gefühlt wird, daß die Bibel die wichtigste Grundlage der Religion, das entschiedenste Bedürfniß ist, sie zu befestigen und zu verbreiten, so ist es um so interessanter, diese Ueberzeugung auch in die allgemeine Lebensansicht übertragen, und auf einen Punct gestellt zu sehen, von dem aus sich die Wirkung am sichersten bewähren muß. Im Ganzen ist uns schon der Name des berühmten Herrn Verfassers für seine Ansicht Bürge, und die von ihm gewählte Form in Briefen bey seinem anziehenden Styl dafür, daß jeder Leser dasselbe mit hoher Befriedigung aufnehmen und nach Maßgabe seines Bedürfnisses mit Interesse anwenden wird.

Für Freunde der schönen Literatur.

Bey Enslin in Berlin ist so eben als eine Fortsetzung seiner Bücherverzeichnisse über die verschiedenen Zweige der Literatur erschienen:

Bibliothek der schönen Wissenschaften

oder Verzeichniß der vorzüglichsten in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele, und einleitenden theoretischen Werke, so wie der besten deutschen Uebersetzungen der in dieses Fach gehörigen Werke aus alten und neuen fremden Sprachen; (etwa 5000 Titel enthaltend.) Preis geheftet 10 gr.

Den verehrlichen Theater-Direktionen, die mein neuestes romantisches Drama:

Viola oder die Vorschau,

welches bey H. W. L. Weschè, Besitzer der Göbhardtischen Buchhandlung in Bamberg im Druck erschienen ist, zur Aufführung bringen wollen, mache ich hiermit bekannt, daß dieses Stück mit bedeutenden, von mir besorgten Abkürzungen, und so wie es hier zuerst aufgeführt wurde, gegen die gewöhnliche Copialien-Gebühren von hiesiger Hoftheater-Direktion zu erhalten ist.

Karlsruhe im September 1823.

Jos. Freyherr von Auffenberg,
Großherzogl. Bad. Kammerherr.

Im Industrie-Comptoir zu Leipzig ist folgendes höchst interessante Werk zu haben:

Anekdoten von Napoleon, zur Erläuterung seiner Denk- und Gemüthsart und seiner Thaten. Nach dem Englischen des Herrn W. H. Ireland's, so wie nach vielen andern französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. 3 Hefte. Mit einem Kupfer. kl. 8. à 9 Gr.

Diese Anekdoten, welche eine höchst anziehende und lehrreiche Lektüre gewähren, enthalten nicht etwa schon längst Bekanntes, sondern fast lauter Neues, geben merkwürdige Aufschlüsse über wichtige Begebenheiten und sind jedem unentbehrlich, welcher die Geschichte seiner Zeit und des ungewöhnlichen Mannes kennen lernen will, der die Hauptrolle darin spielt.

Carl Fr. Amelang's Buchhandlung in Berlin (Brüderstraße No. 11) verkauft die in ihrem Verlage erschienene Stereotyp-Ausgaben der

Bibel,

oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, zu folgenden ermäßigten Preisen:

1.) Auf holländischem Postpapier in gr. 8. mit einem Titelkupfer. 3 rthlr.
2.) Auf feinem englischen Druckpapier in gr. 8. mit einem Titelkupfer. 1 rthlr. 20 gr.
3.) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier in ord. 8. ohne Titelkupfer. 18 gr.

Das Neue Testament einzeln:

1.) Auf holländischem Postpapier in gr. 8. à 16 gr.
2.) Auf englischem feinen Druckpapier à 12 gr.
3.) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier à 5 gr.

Auch findet man daselbst von den verschiedenen Ausgaben stets sauber eingebundene Exemplare vorräthig.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist jetzo fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Interessante Erzählungen aus der wirklichen Welt.

Zur Unterhaltung für wißbegierige Söhne und Töchter. 8. mit 4 illum. Kupfern, gebund. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser, dem wir schon mehrere sehr beliebte Jugendschriften, namentlich Rinaldo's Reisen durch Deutschland, zu verdanken haben, wünscht den Kindern in diesen Erzählungen aus der wirklichen Welt ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sie die Welt kennen lernen, wie sie wirklich ist, und nicht wie die Phantasie des Dichters sie schafft. Soll aber die wirkliche Welt in Erzählungen ansprechen, so muß der Stoff zu solchen nicht aus dem alltäglichen Leben genommen werden, sondern es müssen Ereignisse seyn, welche durch Seltenheit sonderbaren Wechsel der Schicksale unterhalten und die Aufmerksamkeit fesseln. Acht und zwanzig solcher Erzählungen sind in diesem Buche enthalten, und machen die Jugend mit allen Zeiten, allen Sitten, allen Völkern bekannt. Die 4 sehr hübschen Kupfer, so wie das übrige Aeußere sind dem innern Werthe des Buches entsprechend.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

G. W. Schupans lateinische Grammatik für Schulen, so wie zum Selbstunterricht. 8. Preis 16 gr.

(Schulen, welche 25 und mehrere Exemplare direct vom Verleger beziehen, erhalten das Ex. zu 11 gr.)

Dieses Buch enthält eine förmliche Anweisung zur leichtern Erlernung der lateinischen Sprache, wie auf diese Art bisher noch nicht dagewesen ist, und da es sich auch wohl von selbst empfehlen wird, so mache ich hiermit das Publikum nur aufmerksam darauf.

Leipzig im October 1823.

C. Wienbrack.

Nro. 36.

Intelligenz-Blatt

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reiterey, hinterlassenes Werk des königl. Würtembergischen Obersten und Commandeurs eines Reiter-Regiments, Carl v. Reinhardt u. s. w. Herausgegeben und mit einer kurzen Vorrede begleitet durch J. von Batz, Major in der königl. Würtemb. Reiterey.

Der im vergangenen Jahr durch einen unglücklichen Sturz seinem Beruf viel zu frühe entrissene Oberst von Reinhardt hat in diesem Werke eine nach dem Zeugniß der Sachverständigen äußerst sorgfältige und schätzbare Arbeit hinterlassen, welche die Hinterbliebenen dem militärischen Publikum und den vielen Freunden des Verstorbenen hiemit übergeben.

Ueber die Tendenz dieses Buches hat sich der bescheidene Verfasser in seinem Vorwort selbst folgendermaßen hinlänglich bezeichnend ausgesprochen:

„Eigene Erfahrung hat mich überzeugt, daß zur Erleichterung derjenigen Offiziere der Reiterey, welchen der Unterricht jüngerer Cameraden oder der der Unteroffiziere und Soldaten im Felddienst obliegt, ein einzig für diesen Zweck bearbeitetes Handbuch erforderlich ist, das alles nicht unbedingt dazu Gehörige vermeidend, so erschöpfend als möglich dasjenige behandelt, was der Felddienst der Reiterey ohne irgend eine Beziehung auf andere Waffen anspricht. Indem ich selbst Lehrer in diesem Fache war, konnte mir das zur Erleichterung des Lehrers Mangelnde nicht entgehen, und eine in den 7 lezten so lehrreichen Feldzügen erworbene Erfahrung und die Gelegenheit, alle bessern Werke alter und neuer Zeit benützen zu können, gab mir die Hoffnung, daß ich vielleicht nützlich wirken werde, wenn ich, das viele Vortreffliche dieser Werke durch eigene Erfahrung prüfend und mit derselben zusammenstellend, das Ergebniß dieses Unternehmens mittheilte.“

Ueber den Inhalt und die Einleitung mag nachstehendes Verzeichniß der Kapitel die nöthige Auskunft geben:

1) Vom Dienst der leichten Reiterey im Felde überhaupt. 2) Der Befehlshaber. 3) Militärischer Blick. 4) Berechnung der Geschwindigkeit der verschiedenen Gänge des Pferdes und der Wirkung der Geschütze und Feuer-Gewehre nebst allgemeinen Belehrungen. 5) Aufstellung der Reiterey. 6) Vom Marsch. 7) Von dem Sicherungs-Corps, in Hinsicht seiner Aufstellung als Vorwache, Seitenwache und Nachwache. 8) Aufsuchung von Lagerplätzen. 9) Vom Lager. 10) Von dem Sicherungs-Corps für das Lager. 11) a. Von den Deckungsposten. b. Von den Beobachtungsposten. 12) Von den Streifwachen. 13) Von den Erkundungen. 14) Vom Gefecht. 15) Partheien. 16) Von Ueberfällen. 17) Von der Wegnahme von Magazins-Bagagen und Depots u. s. w. und von deren Zerstörung.

Das Ganze enthält 43 Bogen nebst dem Bildniß des Verfassers. Obgleich bey der Subscriptions-Anzeige das Werk nur auf 26 — 30 Bogen geschätzt und darnach der Preis regulirt wurde, so wird es doch um den angezeigten Ladenpreis von 4 fl. 30 kr. erlassen.

Sprachwissenschaft.

Eben ist erschienen:

Deutscher Hausschatz für Jedermann, oder allverständliches deutsches Sprachbuch für den Nährstand und das Geschäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften und Undeutschen im Sprechen und Schreiben. Von Theod. Heinsius. 2te durch, aus verb. und vermehrte Aufl. 1824. Berlin. Nicolaische Buchhandlung. 1 Rthlr.

Dieses Sprachbuch ist für alle diejenigen berechnet, die sich schnell und sicher über die Bedeutung und Schreibung der vielen fremden Wörter, oder über die Richtigkeit in der Verbindung eines Worts mit einem andern belehren wollen. Es wird daher in Familien bey Sprachstreitigkeiten, besonders aber in Schreib-, Geschäfts- und Schulstuben, bey Betreibung des bürgerlichen Gewerbes, oder bey der Theilnahme an den Kommunal-Angelegenheiten, bey Anzeigen und Bekanntmachungen in den Tagesblättern, bey Anfertigung von Inschriften für Häuser und Aushängeschilde, so wie in allen ähnlichen Fällen des gemeinen Lebens augenblicklich einen Sprachzweifel lösen und aus der Ungewißheit helfen können, da sämmtliche Wörter in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und bey jedem die nöthigen Bemerkungen und Erläuterungen auf eine allgemein faßliche Weise angebracht worden sind. Da es seine Brauchbarkeit für alle diese Verhältnisse schon in der ersten Auflage bewährt hat, so darf es als eine verläßbare Hülfe für das Haus und für das bürgerliche Leben in allen vorkommenden Sprachfällen betrachtet und empfohlen werden.

Von C. A. Stuhr in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Neues Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denksprüchen von K. Müchler. Preis 20 gr.

Die erste Sammlung von geistreichen und gemüthlichen Sentenzen aus den Schriften deutscher berühmter Dichter und Prosaisten, mit einer Zugabe französischer Denksprüche, hat, ungeachtet vieler ähnlichen Sammlungen, doch zum dritten Male aufgelegt werden müssen. Der Herausgeber bemühte sich, den neuen Ausgaben, hauptsächlich der lezteren, dadurch einen Vorzug zu geben, daß er solche mit Stammbuch-Programmen — welche man in keiner ähnlichen Blumenlese findet — vermehrte. Da diese Sammlung dadurch zu vielfältig für Stammbücher benuzt worden, so hat derselbe dieses neue Stammbuch,

ganz nach dem Plane des erstern, herausgegeben, noch reichhaltiger an Kernsprüchen aus 186 Schriftstellern. Man kann solche nicht nur zu dem Zweck, den ihr Titel besagt, vorzüglich benutzen, sondern sie gewährt auch eine belehrende und herzerhebende Lektüre durch die darin enthaltenen Sprüche der Weisheit und Tugend. Nicht minder belustigend sind die darin aufgenommenen Anekdoten.

Im Industrie-Comptoir in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Huldigung den Frauen.

Ein neues Taschenbuch für das Jahr 1824. Zweyter Jahrgang. Mit 6 Kupfern von J. F. Castelli. Preis 1 Thlr. 8 Gr. mit einfacher Vergoldung in Papier, und 2 Thlr. mit ganzer Vergoldung in Seide.

Aus dem Inhalt führen wir die Erzählungen in Prosa an. Der Flüchtige von Louise Brachmann. Der große Rittmeister und das kleine Minchen von Castelli. Huldigung den Frauen von Ludwig Hallrsch. Der Glückspilz und der Unglücksvogel von Lembert, und der Bluträcher von Carol. Pichler. Prosaische Aufsätze von J. Jeitteles und G. T. Fechner. Unter den Namen derer, welche Gedichte geliefert haben, finden sich Helmina Chezy, W. Gerhard, Hammer, Haug, Th. Hell, Krug von Nidda, Karl Müchler, R. Roos, Fr. v. Weissenthurn, Wendt u. a. m.

Bey J. F. Meinshausen in Riga ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständige Sammlung angenehmer und belehrender gesellschaftlicher Spiele von G. C. Claudius. Zweyte Auflage. 12. sauber gebunden 12 gr.

Wie oft ist man nicht im traulich versammelten Kreise verlegen, auf welche Art man den langen Winterabend durch angenehme Spiele verkürzen soll. — Diesem abzuhelfen erschien obiges Buch, welches sich durch seine Reichhaltigkeit und sein gefälliges Aeußere ganz besonders auszeichnet.

Lesebuch
für
Teutschlands Töchter.
Zur Bildung des Geschmacks und zur Veredlung des Herzens,
von
Dr. Joh. Heinr. Wilh. Ziegenbein,
Abte zu Michälstein, Consistorialrathe und Director der Schulanstalten des Fürstl. Waisenhauses zu Braunschweig.
Vier Bändchen. 4 Thlr. 12 Gr.
Von den drey ersten Bändchen ist eine zweyte verbesserte Auflage erschienen.

Dieses in mehreren Instituten der Töchter-Schulen mit ersprießlichem Nutzen bereits eingeführte, durch gute Recensionen empfohlene und mit verdientem Beyfall aufgenommene Buch enthält eine köstliche Auswahl prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands, welche für Töchter mittleren Alters berechnet sind, und dem jugendlichen Geiste eine angemessene und reiche Nahrung geben. Es ist dieses Buch zu Weihnachts-, Geburtstags- und jeder andern Zeit passendes Geschenk für Töchter, deren innere Bildung man fördern, ihren Sinn für das, was Schön bleibt, wecken und üben und ihrem Gemüthe eine Richtung auf das Heilige, Göttliche und Ewige geben will, sehr zu empfehlen.

Quedlinburg. F. J. Ernst.

Bey Wienbrack in Leipzig ist verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt worden:

Rinaldo Rinaldini,
der
Räuberhauptmann.
Romantische Geschichte.

Fünfte, ganz neu von dem Verfasser bearbeitete Auflage, mit deutschen Lettern. 4 Theile mit 18 Kupfern. 8. 6 Rthlr.
Dasselbe Buch auf ordin. Papier ohne Kpfr. 4 Rthlr.

Da diese romantische Geschichte, bereits seit einem Vierteljahrhundert, die Lieblingslectüre aller Classen der Leswelt ausmacht und sich den Ruf eines der unterhaltendsten deutschen Originalromane erworben, so hat der Verleger wohl nicht nöthig, denselben erst anzupreisen, sondern bemerkt nur, daß, so wie der verehrliche Dichter bemühet war, seiner schönen genialischen Schöpfung die höchste Vollkommenheit zu geben, er für ein gefälliges typographisches Gewand möglichst gesorgt hat.

Leipzig im October 1823.

A. Wienbrack.

Für Forst- und Jagdbeamte.

Bey Enslin in Berlin ist so eben als eine Fortsetzung seiner Bücherverzeichnisse über die verschiedenen Zweige der Literatur erschienen:

Bibliothek
der Forst- und Jagd-Wissenschaft
oder,
Verzeichniß aller brauchbaren in älterer und neuerer Zeit, besonders aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, über alle Theile des Forst- und Jagdwesens, über die Fischerey und den Vogelfang; (über 900 Titel enthaltend). Nebst einem Materienregister. Preis geheftet 4 gr.

Von dem für die Menschheit höchst wichtigen Buche:

J. N. Bischoff (kön. sächs. Justizrath), P. A. Fonk und Chr. Hamacher, deren Richter und die Riesen-Assisen zu Trier in d. Jahren 1820 und 1822 vor dem offenen, redlichen, deutschen Geschwornen-Gericht der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit.

ist die zweyte und letzte Abtheilung erschienen und in allen Buchhandlungen broch. für 2 Thlr. 6 gr., in Stuttgart bey Franckh, Metzler, Carlsruhe bey Braun und Marr zu bekommen, von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Digitized by Google

So eben ist an die Interessenten versandt:

Dr. Fr. W. von Schuberts Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland i. d. J. 1817, 18 und 20. 2r Band auch u. d. Titel: Reise durch das nördliche Schweden und Lappland. Mit 1 Titelkpfr. gr. 8. 38 Bogen app. 2 Rthlr. 12 gr. Subscriptionspreis für alle 3 Bde. bis zu Erscheinung des 3ten Bds. 4 Rthlr. Sächs.

Die allgemein günstige Aufnahme dieses Werks läßt uns hoffen, daß die Anzeige von der möglichst schnellen Beendigung des 3ten Bds. allen Freunden der Länder- und Völkerkunde erfreulich seyn werde, und wir fordern diejenigen, welche noch nicht subscribirt haben, auf, diesen Zeitpunct noch zu benutzen.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung in Leipzig.

Die Wunder des Mikroscops, oder Darstellung der Weisheit des Schöpfers in verhältnißmäßig kleinen Gegenständen für Freunde des Wissens. Mit 9 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr.

Die Wunder des Himmels, und das System des Weltalls in einem faßlichen Vortrage zur Beförderung und Erleichterung der astronomischen Kenntnisse für Jedermann. Mit 12 Tafeln. Aus dem Englischen. gr. 8. 1 Thlr.

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue Musikalien für das Pianoforte mit Begleitung erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Mozart, W. A., 6 gr. Simphonies arr. p. le Pianoforte av. accomp. de Flûte, Violon et Vlle. par J. N. Hummel. N. 1 in D dur; N. 2 in G moll; N. 3 in C dur. Jede N. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

— — Les mêmes Simph. arr. p. le Pianoforte seul p. J. N. Hummel. N. 1. 2. 3. Jede N. zu 3 Fr. 50 C. oder 21 gr.

Hummel, J. N., Op. 56. Rondo brillant av. Orch. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr. — id. solo 3 Fr. oder 18 gr.

Kreutzer, C., Op. 50. 2me Concerto av. Orch. 8 Fr. oder 2 Rthlr. — id. solo 4 Fr. oder 1 Rthlr.

Latouv, T. Gr., Concerto milit. av. Orch. 9 Fr. oder 2 Rthlr. 6 gr. — id. solo 4 Fr. oder 1 Rthlr.

Müller, J. J., Op. 46. gr. Potp. av. Orch. 7 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Kalkbrenner, Fr., Op. 58. Sextuor. Av. 2 V. A. Vlle. et Contrab. 7 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Ries, F., Op. 100. Sextuor av. idem 8 Fr. 50 C. oder 2 Rthlr. 3 gr. — id. solo. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Schmidt, J. P., Op. 12. Quint. av. Flûte, V. A. et Vlle. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Kuhlau, Fr., Op. 50. Quatuor av. V. A. et Vlle. 9 Fr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Zulehner, Ch., 2me Quat. av. V. A. et Vlle. 7 Fr. oder 1 Rthlr 18 gr.

Berg, C., Op. 20. 3 gr. trios av. V. et Vlle. N. 7. 8. 9. Jede N. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Kalkbrenner, F., Op. 7. 1r Trio av. id. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Kalkbrenner, F., Op. 14. 2me Trio av. id. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Kreutzer, Conr., Op. 23. Gr. Son. av. V. et Vlle. N. 1. 2. Jede N. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

— — Op. 25. Gr. Son. av. Flûte et Vlle. N. 1. 2. Jede N. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Ries, F., Op. 95. Gr. Trio p. Harpe et 2 Pianofortes. Egalement arr. en Duo p. Harpe et Pianoforte. 8 Fr. oder 2 Rthlr.

Bärmann, H., Op. 12. 3 airs var. p. Clar. av. acc. de Pianoforte. 3 Fr. 50 C. oder 21 gr.

Beethoven, L. v., Op. 102. 2 Son. av. Violoncelle. N. 1. 2. Jede N. 4 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr 3 gr.

Boyneburgk, F. Baron de, Op. 10. Introd. et Var. av. Clarinette. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.

Haydn, J., Dernière Sonate av. Vlon. Op. posth. Avec le fac simile de la lettre de dédication de l'auteur à Mad. la maréchale Moreau. 3 Fr. oder 18 gr.

Köhler, H., Lit. A. 25. Gr. Son. av. Flûte obl. 3 Fr. oder 18 gr.

— — Op. 134. Son. d'une exécution facile av. Flûte. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Potpourri tiré des Opéras: La Vestale, Cendrillon, Joseph et la Flûte magique; av. Flûte. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Variations sur l'air de l'Opéra: Der Freyschütz durch die Wälder. Av. Flûte. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

Kuhlau, Fr., Op. 33. Gr. Sonate av. Violon oblige. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Kulenkamp, G. C., Op. 2. Sonate av. id. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

Lannoy, F. Baron de, Op. 21. Gr. Duo concertant av. id. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Mühlenfeldt, C., Gr. Sonate concertante av. id. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Ries, F., Op. 62. Divertissement av. Flûte. 3 Fr. oder 18 gr.

— — Op. 81. 2 Son. av. Violon ad libitum. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

— — Op. 83. Gr. Son. av. Violon obligé. 4 Fr. od. 1 Rthlr.

— — Op. 86. 3 Son. av. Flûte (ou Violon) ad lib. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

— — Op. 87. 46me Son. av. Flûte obligée. 3 Fr. oder 18 gr.

— — Op. 88. Notturno av. Flûte (ou Violon) ad lib. 3 Fr. oder 18 gr.

Viotti, J. B., Andante et Rondo av. Violon obl. 4 Fr. oder 1 Rthlr.

Wustrow, A. P., Op. 1. Gr. Son. av. Violon obl. N. 1. 2. Jede N. 4 Fr. oder 1 Rthlr.

Wilms, J. W., Var. av. Flûte sur l'air: Partant pour la Syrie. 3 Fr. oder 18 gr.

Von dem neuesten Romane Walter Scotts:

„St. Romans Well."

wird eine Uebersetzung von Hrn. Hofr. Meth. Müller in Leipzig erscheinen in der

J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Löhr, J. A. C., Anekdotenbüchlein für meine Kinder, oder Witz, Launen und Schnurren. Ein Beytrag zu allen Verstandes- und Denkübungen.

2te Aufl. 8. Frankfurt a. M. bey Ph. H. Guilhauman 1823. gebunden 1 fl.

Dieß ist eine sorgfältig ausgewählte Sammlung nicht gewöhnlicher Art, ganz geeignet, den Verstand und das Herz der Jugend auf eine sehr angenehme Weise zu schärfen und zu bilden.

Löhr, J. A. C., Elementarbegriffe, oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch beym öffentlichen und häuslichen Unterricht. 2te Aufl. 2 Thle. 8. Ebendaselbst. 2 fl. 30 kr.

Dieses Werk ist zugleich eine vortreffliche Synonymik für Kinder, in welchem an 500 vielgebrauchter Wörter mit den ihnen verwandten auf sokratische Weise entwickelt und deren Begriffe festgestellt werden; aber auch Erwachsenen wird dieses Werk gute Dienste leisten. Schwerlich dürfte man denjenigen unter die Gebildeten zählen, dem die in diesem Werke enthaltenen Kenntnisse abgehen. Ein alphabetisches Verzeichniß erleichtert den Gebrauch dieses Werks.

Besondere Nachricht für Musikfreunde und Musikhändler.

Die neueste Oper von Hrn. C. M. v. Weber unter dem Titel „Eryiante" wird in 2—3 Monaten im Clavier-Auszuge mit und ohne Text, auch zu 4 Händen ohne Text, dann in Violin- und Flöten-Quartett ꝛc. arrangirt bey uns erscheinen. — Freunden, die mit uns bereits in Rechnung stehen, zeigen wir dieses mit der Bitte an, uns ihren Bedarf entweder direkt, oder durch unsern Commissionair Hrn. Whistling in Leipzig wissen zu lassen, weil wir sonst nur nach unserem Ermessen Zusendungen machen würden.

Wien, Ende Sept. 1823.

S. A. Steiner und C., Musik-Verleger.

Für gebildete Frauen und Jungfrauen

verdient folgendes ganz neu erschienene Buch mit Ueberzeugung empfohlen zu werden:

Allwina

oder das Glück eines tugendhaften und frommen Wandels, dargestellt in einer Reihe lehrreicher Beyspiele. Ein Buch für den Geist und das Gemüth deutscher Töchter und Frauen aus gebildeten Ständen

von Jacob Glatz.

2 Theile auf Velinpapier 3 Rthlr. — sauber gebunden 3 Rthlr. 10 gr.

Leipzig bey Friedrich Fleischer 1823.

Die Werke des Verfassers für das weibliche Geschlecht sind immer mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Mit Ehren schließt sich obiges an sie an. Es leistet alles, was es verspricht, und keine Leserin wird es aus den Händen legen, ohne sich erheitert, gehoben und für das Gute, Edle und Heilige erwärmt und begeistert zu fühlen. Aber auch gebildete Männer werden sich an die darin aufgestellten edlen Charaktere aus der Wirklichkeit recht sehr erfreuen und — in der edelsten Bedeutung des Wortes — erbauen. Der Verleger hat das Buch geschmackvoll ausgestattet und zweifelt nicht, daß es allen, die eine geistreiche und veredelnde Lektüre lieben, eine sehr willkommene Erscheinung seyn, und immer einen ehrenvollen Platz unter den besten Werken für das weibliche Geschlecht behaupten werde.

Mütterliche Belehrungen und Ermahnungen an eine verheirathete Tochter in Briefen.

Nebst

Unterhaltungen mit Gott für Jungfrauen und Frauen

von

Gottfried August Pietzsch, Diakonus

und Vorsteher einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt in Naumburg.

Mit einem Kupfer.

8. Neustadt a. d. O., Verlag von J. K. G. Wagner. und durch jede Buchhandlung zu erhalten. steif geheftet. (16 Gr.)

An Romanen, Zeit kürzenden und — vielleicht Herz verderbenden Schriften fürs weibliche Geschlecht fehlt es nicht, das verständige Publikum wird es aber dem Verf. hohen Dank wissen, daß er fortwährend seine Stunden der Muse dazu verwendet, durch anziehende Sachen ernsthafte Unterhaltung zu befördern, Herz und Leben zu bessern. In diesen Briefen kommen die allerwichtigsten Dinge zur Sprache, und werden sie beherziget, so ist nicht zu zweifeln, daß das wahre Wohl des häuslichen und ehelichen Lebens in Kurzem in tausend Familien besser werde begründet werden. Nicht minder wichtig, als die in den echt Briefen behandelten Gegenstände sind die beygefügten Unterhaltungen mit Gott in den frühern und höhern Tagen des weiblichen Lebens, die sich eben so sehr durch Reichhaltigkeit, als durch Wahrheit und Herzlichkeit auszeichnen. Das Ganze verdient der bekannten und beliebten Malwina an die Seite gesetzt zu werden, wodurch dessen Werth sattsam ausgesprochen ist.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, Dr. L. A., Predigt bey der dreyhundertjährigen Jubelfeyer der in der Stadt Königsberg angefangenen Kirchenreformation den 28sten September 1823 gehalten in der Löbenichter Kirche daselbst. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Berichtigung

In No. 32. S. 127. Sp. 2. ist bey der Anzeige von Heinsius volksthümlichem Wörterbuch auch die Unterschrift: „Hahnsche Hofbuchhandlung in Hannover" weggeblieben.

Nro. 37.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Bekanntmachung.

Würtembergisches Policey-Recht.

Auf die mehrfältig gemachten Anfragen, ob nicht in Bälde eine neue Ausgabe von Moller's Würtembergischem Polizey-Recht zu hoffen sey, dient zur Nachricht, daß wirklich im Laufe des nächsten Jahres eine neue systematische Zusammenstellung der Würtembergischen Polizey-Gesetze und Verordnungen im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen wird.

Stuttgart den 25. Novbr. 1823.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Vollständige Uebersicht der gegen Carl Ludw. Sand wegen Meuchelmordes, verübt an dem K. Russischen Staatsrath von Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet, und herausgegeben von dem Staatsrath von Hohnhorst, vorsitzendem Mitgliede der angeordneten Untersuchungs-Commission. Mit Sands Bildniß in Kupfer, einer Zeichnung in Steindruck, und mehreren Beylagen.

Da die Ausgabe dieses Werks durch verschiedne Hindernisse bis jezt verzögert wurde, so kann zwar das Interesse daran nichts verloren haben, nur wird der geneigte Leser ersucht, wenn vielleicht einige darin vorkommende Ansichten durch den Ablauf von drey Jahren sich geändert haben sollten, sich in die Zeit zu versetzen, wo dieses Werk verfaßt wurde, das übrigens, wie aus dem Titel und Vorrede zu entnehmen, unverändert geblieben ist.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Aeschines Oratoris opera Græce. Ad fidem codicum manuscriptorum recognovit animadversionibusque illustravit Jo. Henr. Bremius, Helveta-Turicensis. vol. 1. in 8. Turici impressis Ziegleri et filiorum. 1823. à 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Der Herausgeber sezt den Zweck seiner Ausgabe darin, eine Anleitung für die Lektur des griechischen Redners zu liefern. Des Schriftstellers Sprache hat er gesucht aus ihr selbst zu erklären und darauf hat er auch die Kritik des Textes gegründet: die Grundsätze, die er hierüber in der Vorrede ausgesprochen, verdienen beherzigt zu werden. Am meisten hat er sich mit der Sache, in Beziehung auf Staats-Verhältnisse, Gesetze, Sitten, religiöse und bürgerliche Gebräuche, beschäftiget, so daß jeder Freund des griechischen Alterthums, der eine gute Schule durchwandert hat, erwarten darf, seinen Schriftsteller in jeder Beziehung verstehen zu lernen.

Der zweyte Theil, welcher die Rede gegen den Ktesiphon und die dem Aeschines zugeschriebenen Briefe enthalten wird, soll unverzüglich folgen.

Literarische Anzeige.

Von des königlich baierischen wirklichen geheimen Raths, Ritter von Wiebeking zu München, theoretisch-practischer Civilarchitectur ist der zweyte Band in 4. mit 37 großen Kupfern und den Registern vom ersten und zweyten Bande erschienen. Freunde und Kenner der Baukunde können dieses Werk, so wie auch die theoretisch-practische Wasserbaukunst in vier Quartbänden mit 153 großen Kupfern, directe von dem Verfasser, oder von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, oder durch jede andere solide Buchhandlung, beziehen. Diese Werke können in den öffentlichen Bibliotheken der Hauptstädte, in großen Privatbibliotheken, und in einigen vorzüglichen Buchhandlungen eingesehen werden.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Hochdeutscher Sprachschüler

oder

Uebungen im richtigen Wort- und Satzbilden zu gründlicher, regelmäßiger und leichter Erlernung des Hochdeutschen,

von

Johann Friedrich Adolph Krug,

Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden.

gr. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Schulen, welche von diesem vorzüglichen Werke 25 und mehrere Exemplare von der Verlagshandlung direkt beziehen, erhalten das Ex. für 1 Rthlr.

Punkte, von C. H. Tappe. 12 Steintafeln. gr. 8. In Auftrag bey Bädeker in Essen. 20 ggr.

Mit dem Motto:

Jeder Schüler ist sein eigener Lehrer, oder er lernt nichts.

Lehmann.

Auf der 1. u. 2. Tafel sind die Bilder der 4 Elemente (auch von: Auflösung (Mel.), Ein — Bildung (Mor.), Bewegung und Ruhe) der Kreis, das Oval, das gleichs. Dreyeck und das Quadrat, über- und nebeneinandergesezt, wodurch das Auge im Profil und von vorn entsteht.

(Lehrb. d. Naturph. v. Oken 2322 u. w.)

Die 4 folgenden Tafeln zeigen, wie der Schüler sich in den Theilen der angegebenen 4 Grundformen, wie

auch im gedruckten Bogen und dem Kreisabschnitte üben kann.

Wie auf der 7. Tafel angegeben, können Profile aus Kreisabschnitten, und Bogen des der Länge nach getheilten Ovals, zusammengesezt werden.

Auf der 8. Tafel sind die Grundformen weiter ausgeführt. Verschiedene Schlangenlinien sind auf der 9. Tafel, wie auch die Schönheitslinie angegeben, dabey Profile nach den Grundformen.

Auf der 10. und 11. Tafel ist durch mehrere Linien das Profil immer deutlicher entwickelt; und

auf der 12. sind auf die Grundformen 4 Köpfe von vorn gezeichnet.

In Fr. J. Ernst Verlag, sind folgende von dem würdigen Herren Abt, Consist. Rath und Director der Schulen zu Braunschweig, Dr. J. W. H. Ziegenbein, verfaßte, und für Schulen und den Jugend-Unterricht sehr nützliche, in mehreren Schulen eingeführte, und durch öffentliche Blätter sehr belobte und empfohlene Bücher, verlegt und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ziegenbein, J. W. H., Abriß der bey dem Religionsunterricht unentbehrlichsten Hülfskenntnisse. 2 Theile in 8. 1 Rthlr. 16 gr.

— Blumenlese aus Frankreichs vorzüglichsten Schriftstellern für Deutschlands Töchter, die bey Erlernung der französischen Sprache den Geist bilden und das Herz veredlen wollen. 3 Theile mit Wörterbuch in 8. 2 Rthlr. 18 gr.

— Anfangsbuch zur leichten Erlernung der französischen Sprache. 2te verbesserte Auflage in 8. 6 Gr.

— Lesebuch für Deutschlands Töchter zur Bildung des Geschmacks und zur Veredlung des Herzens. 1stes, 2tes und 3tes Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage in 8. 3 Thlr. 6 Gr.

— Dasselbe, 4tes Bändchen 1 Thlr. 6 Gr.

— Catechismus der christlichen Religionsgeschichte, mit biblischen Denksprüchen und biblischen Beyspielen u. s. w. Dritte verbesserte Auflage in 8. 8 gr.

— Umriß der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, ein Anhang zu dem Catechismus in 8. 6 Gr.

— Lehrbuch der christlichen Glaubens- und Tugendlehre für die gebildetere weibliche Jugend. gr. 8. 21 Gr.

Es wäre zu wünschen, daß mehrere der Herren Schullehrer sich dieser, vorzüglich bey Instituten für Frauenzimmer und Töchter zu ihrem Unterricht bedienten und einführten, wozu der Verleger, wenn man sich an ihn selbst wendet, bey Partien mit billigen Preisen behülflich seyn würde.

Empfehlung eines Weihnachts-Geschenks.

Parabeln von J. F. Schiez, Preis auf fein Postpapier 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.; auf weiß Schreibpapier 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr.; auf ord. Druckpapier 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieses auch in seinem Aeußern, durch guten Druck und 2 treffliche Vignetten von Gubitz ausgestattete Werkchen, kann allen Eltern und Lehrern ꝛc. denen Krummachers Parabeln ꝛc. eine erfreuliche Gabe waren, unter der Menge von bunten Weihnachts-Geschenken, welche jezt wieder ausgeboten werden, mit vollester Ueberzeugung, als eines der gehaltvollesten für Geist und Herz empfohlen werden. Ich habe die Veranstaltung getroffen, daß das treffliche Werkchen in allen guten Buchhandlungen zu finden ist.

Gießen im Octbr. 1823.

Georg Friedrich Heyer.

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen, worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bochn. mit 96 illum. Kupfern gebunden und im Futteral. Chemnitz, Starke. 3 Rthlr.

Welch freundliches willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dieß Raritätenbüreau mit seinen 16 kleinen niedlichen Büchlein sey; wie sehr es ihr gereiche zur heitern Ergötzung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recens. aus eigener Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht, bezeugen, und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende December 1823 auf 2 Rthlr. 8 gr. herabgesezt, wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen ist. H—ch.

Bey W. Starke in Chemnitz sind folgende Jugendschriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biuni Bildungsbriefe zur Uebung im Styl und zu angenehmen Unterhaltung. 8. geb. 21 gr.

Emmert, théâtre ou choix de drames aises pour faciliter l'étude de la langue française. 2 Vol. 8. relie 2 Thlr. 6 gr.

Kinderbedarf, alphabetischer, in einer Auswahl der gemeinnützigsten Gegenstände. Mit 22 illum. Kpfrn. 2te wohlfeilere Ausg. gr. 8. geb. 1 Thlr. 4 gr.

Kinderfreund, der reisende, nach den glücklichen Pelew-Inseln; in lehrreichen Erzählungen. Mit 1 Kpfr. 8. geb. 18 gr.

Lang, B., Mahme Freundlich; ein angenehm belehrendes Bilderbuch mit illum. Kpfrn. 8. geb. 1 Thlr. 6 gr.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Drumann, W., Historisch-antiquarische Untersuchung über Aegypten, oder die Inschrift von Rosette aus dem Griechischen übersezt und erläutert. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Stein von Rosette gehört zu den wichtigsten Entdeckungen der Franzosen in Aegypten und hat von Anfang das Interesse aller Alterthumsforscher erregt. Es ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen daß dieses Denkmal aus der Zeit des fünften Ptolomäus, welches für die politische Kunst-Geschichte, für Mythologie und Sprachkunde einen gleich großen Werth hat, das einzige, worin wir die ägyptischen Priester selbst über ihren und ihres Landes Zustand verehren, und worin sich Aufschlüsse finden, welche man bey den alten Schriftstellern vergebens

sucht, vollständig erklärt werden möge. Der Verfasser der Schrift hat alles aufgeboten, diesem Wunsche zu genügen; er hat sich in einer Reihe von Jahren vorzugsweise mit Aegypten beschäftigt, und das Ergebniß seiner Forschungen, soweit das Denkmal dazu Anleitung giebt, in diesem Werke niedergelegt. Wir glauben es daher allen Freunden und Kennern des Alterthums empfehlen zu dürfen.

Lehrreiches Weihnachtgeschenk.

C. F. M. Richter, Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 – 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Vierter Band: Reise von Nantes nach den Antillen und von da nach Schottland England und der Insel Walcheren,

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Löfflund, in Tübingen bey Osiander, in Carlsruhe bey Braun und Marrsche Buchhandlung; für 1 Thlr. zu bekommen.

Vom ersten Bande: **Reise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute,**

ist die zweyte, verbesserte Auflage erschienen, welche ebenfalls 1 Thlr. kostet.

Der zweyte Band: **Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas, und Rückkehr über New-York und Copenhagen;** kostet 1 Thlr. 4 gr., und

der dritte Band: **Reise nach Bordeaux und Isle de France;** ist für 1 Thlr.,

und mithin alle 4 Theile für 4 Thlr. 4 gr. zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Bey **Wilhelm Lauffer** in Leipzig sind so eben erschienen:

Erläuterungen einiger Hauptpunkte

in Dr. Fr. Schleiermachers christlichem Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange, dargestellt von J. G. Rabe. gr. 8. 1823. 357 Seiten. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Rathgeber für Augenkranke.

Ein Noth- und Hülfsbuch zum Besten der Menschheit von Dr. W. Rosenstein. 8. 1823. geh. 6 gr. od. 27 kr.

Inhalt: Vorsichtsregeln zur Erhaltung gesunder und schwacher Augen, mit Rücksicht auf deren verschiedene Beschaffenheit und ihres Gebrauchs bey verschiedenen Arbeiten. Von der Behandlung der Augen bey den hauptsächlichsten Krankheiten und den gewöhnlichsten Zufällen, welchen sie unterworfen sind. Von den Augenentzündungen neu gebornter Kinder, dem Schielen, und von den untrüglichsten Mitteln diese Uebel zu heben. Von Augenschirmen und Augengläsern ꝛc.

Standerbeg.

Heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Fr. Krug von Nidda. 1r Band. 8. 1823. 22 gr. od. 1 fl. 39 kr.

(Der 2te Band erscheint in 18 Tagen.)

Das Schloß von Pontefract.

Ein historischer Roman von Walter Scott, bearbeitet von Dr. Heinr. Döring. 3 Bände. 8. 1823. 3 Thlr. 16 gr. od. 6 fl. 36 kr.

Ypsiboë.

Ein Roman nach dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt von Dr. Heinrich Döring. 3 Bde. 8. 1823. 3 Thlr. 8 gr. od. 6 fl.

Lothario

oder die Brüder des Bundes zum Gemeinwohl. Eine Räubergeschichte von C. Nodier. Nach der 2ten verbesserten Ausgabe des französischen Originals bearbeitet von G. Jördens. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Gebildeten Lesern gewähren diese schönwissenschaftlichen Werke von berühmten Verfassern die angenehmste Unterhaltung.

Literatur.

Da seit einiger Zeit in mehrern deutschen Ländern so bedeutende Feuerschäden vorfallen, so empfiehlt die unterzeichnete Buchhandlung ein bewährtes und allgemein brauchbares Noth- und Hülfsbuch, das alle Einrichtungen und Anstalten enthält, die zur möglichsten Verhütung der gemeinschädlichen Feuersgefahren und zur schnellesten Entdeckung und Unterdrückung der Feuersbrünste geeignet sind.

Dieses nützliche Werk ist folgendes:

Entwurf eines Polizey-Gesetzbuchs,
von Dr. J. P. Harl,
Königl. baierscher Hofrath.

Für welches der Herr Verfasser von S. Maj. dem König von Baiern mit der großen goldenen Ehrenmedaille belohnt wurde.

Es ist in allen Buchhandlungen für 5 fl. zu haben:

Palmische Verlagsbuchhandlung in Erlangen.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Peter der Große als Mensch und Regent dargestellt von Dr. Benj. Bergmann. 1r Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Verfasser, der literarischen Welt durch seine historischen Schriften und durch seine nomadischen Streifereyen unter den Kalmücken rühmlichst bekannt, liefert hier eine nach den ihm zu Gebote stehenden Quellen und Hülfsmitteln vollständige Geschichte Peter des Großen. Er suchte zusammengedrängt das Wichtigere deutlich und einfach darzustellen, ohne durch eigene Ansicht vorzugreifen oder durch politische Betrachtungen zu ermüden. Geschichtsforscher sowohl als auch Dilettanten werden hierin volle Befriedigung finden.

Im Verlage von F. A. Herbig, Linden N. 55, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Trauerspiele von Fr. von Uechtritz.

Rom und Spartanus. — Rom und Otto der Dritte.

gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 6 gr.

Die erste und zugleich sehr günstige Beurtheilung dieser eben erschienenen Trauerspiele liefert der Gesellschafter im 157sten Blatte. „Nachdem der Geist der neueren dramatischen Werke im Vergleich mit Lessing dargestellt worden ist, bemerkt der Recensent, daß doch der bessere Genius in keinem Zeitalter ganz erstarb und jedes uns so wie Karrikaturen, auch Originale aufzuweisen habe. Zu letzteren, fährt derselbe fort, gehört auch Hr. v. Uechtritz und wir machen gleich von vorn herein auf das plastische Princip der Trauerspiele dieses Dichters, auf das ihre Realität bezeugende Relief aufmerksam. Wir freuen uns, einmal wieder einen urkräftigen, behaglichen Menschen zu sehen, der unser Erdensystem ruhig betrachtet und uns giebt was da ist ꝛc. —“

Zu demselben Verlage ist jezt zu haben:

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Großen.

Früher in 19 Sammlungen erschienene, von neuem durchgesehene und geordnete (zuletzt unter dem Titel: Charakteristik Fr. II. bekannt gewordene) Ausgabe.

3 Bde. geheft. 4 Rthlr. ord. Pap. 3 Rthlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Seefahrer.

Romantische Darstellung von dem Verfasser von Wahl und Führung.

3 Theile.

Elberfeld, 1823. Büschlersche Buchhandlung.

Die ersten Werke des Herrn Verfassers wurden mit entschiedener Liebe aufgenommen. Um so vertrauender übergeben wir dem Publikum die hier genannte Dichtung desselben, bey welcher er sich, — nach seinem Ausdrucke — den Zweck setzte, ein Werk zu Stande zu bringen, in welchem sich Dichtung und Wirklichkeit auf das innigste durchdringen, und das eben so eine große und reiche Welt in anziehenden Bildern darstellen, als auch jene tiefere Erregung des Gemüthes und den höhern Trost gewähren möge, welche nur eine ideale Auffassung der Schicksale des Lebens darzubieten vermag.

Besonders machen wir auch alle diejenigen auf dieses Werk aufmerksam, welche sich nach einer eben so erheiternden und unterhaltenden, als erweckenden und belehrenden Lectüre für den häuslichen Kreis, oder nach einer durchaus sittlich reinen und gemüthlichen literarischen Gabe für das Christfest oder andere Familienanlässe umsehen, und geben ihnen voraus die Versicherung, daß sie in der Wahl dieses Werkes sich vollkommen befriedigt finden werden.

System der Logik

von

Dr. W. Esser.

gr. 8. (Preis 1 Rthlr. 12 gr.)

Nach dem übereinstimmenden Urtheil vollgültiger Richter empfiehlt sich dieses Werk des an der Universität rühmlichst bekannten Verfassers nicht nur durch eine eigenthümliche und wahrhaft interessante Behandlung des Gegenstandes in Hinsicht auf Form und Materie, sondern auch eine höchst klare und lichtvolle Darstellung, womit der Verfasser seinen Lesern das Studium einer so wichtigen und schwierigen Wissenschaft erleichtern wollte. Es läßt sich daher mit Sicherheit voraussehen, daß dieses Buch allseitig diejenige günstige Aufnahme finden werde, welche ihm bereits von angesehenen Gelehrten und einem großen Theile des philosophischen Publikums geworden ist.

Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche, in Verbindung mit den Herren Augusti und Andern, herausgegeben von Dr. Gieseler und Dr. Lücke. Drittes Heft. 16 gr.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Supplement-Band

zu dem

nothwendigen

Handwörterbuche

zur Erklärung aller in deutschen Büchern und Journalen vorkommenden fremden Wörter, Kunstausdrücke und Redensarten

von

J. W. Heuberger

Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Preis 12 Sgr.

Die beyden Auflagen des Nothwendigen Handwörterbuchs haben das Publikum überzeugt, daß dieß Werk zu einem der nützlichsten Verdeutschungs-Wörterbücher oder Encyclopädien dieser Art gehört.

Seit Erscheinung der letzten Auflage hat der Herr Verfasser unermüdet fortgefahren, neugeschaffene Kunstausdrücke zu sammeln, und so ist der gegenwärtige Supplement-Band entstanden, durch welche Vervollständigung nunmehr das Ganze nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Das Handwörterbuch selbst ist fortwährend für 2 Rthlr. 12 Sgr. und mit dem Supplement 3 Rthlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

An die Herren Schuldirectoren und an die Freunde der hebräischen Sprache.

Von

Schröders, Dr. J. F., deutsch-hebräisches Wörterbuch ist die 2te Abtheil. L — Z enthaltend

erschienen; der Preis beyder Abtheil. (1040 Seiten Lexiconformat) ist 4 Thlr. Der Herr Verfasser durch sein hebräisches Uebungsbuch bereits rühmlichst bekannt, hat sich durch die Herausgabe dieses Wörterbuchs ein neues Verdienst um das Studium der hebräischen Sprache erworben, indem dasselbe mit größter Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet ist. Ich glaube daher nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es das beste und vollständigste deutsch-hebräische Wörterbuch ist, was wir bis jetzo haben. Leipzig im Novemb. 1823.

Carl Cnobloch.

Digitized by Google

Nro. 38.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Artaxerxes. Ein Drama in 3 Aufzügen. Nach dem Italienischen des Metastasio bearbeitet von J. v. Bolle. gr. 8. 14 gr. oder 54 kr.

Aufgaben, 250, aus der deutschen Sprachlehre, zur Selbstbeschäftigung der Schüler in den niederen Klassen der Volksschulen. 8. geheftet. 3 gr. oder 12 kr.

Faul's, S. M., Dabistan, oder: von der Religion der ältesten Parsen. Aus dem Persischen von S. F. Gladwin, nebst Erläuterungen und einem Nachtrage von Fr. von Dalberg. 8. geheftet. 10 gr. oder 40 kr.

Fritz, Ph., Homilien und Predigten zur Belebung und Befestigung des katholischen Glaubens. 1r Theil. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Gebrig, J. M., Beyträge zur Erziehungskunde. In Reden gehalten bey den Conferenzen oder Fortbildungsanstalten für Schullehrer im Königreiche Baiern. Erste Liefer. 8. geh. 9 gr. od. 36 kr.

— — die Pflicht, der Landesobrigkeit die gesetzliche Steuer zu entrichten. Eine Rede. 8. geheftet. 2 gr. oder 6 kr.

— — die fromme Unschuld. Ein Gebetbüchlein für Kinder, welche schon lesen können. Mit 1 Titelkupfer und gestochenem Titel. Taschenformat. Auf weiß Druckpapier 6 gr. oder 24 kr.
Dasselbe auf Schreibpapier 8 gr. oder 30 kr.

— — der Weg zu Gott. Ein Gebetbuch für die heranwachsende und erwachsene christlich-katholische Jugend. Mit 1 Titelkupfer nebst gestochenem Titel. 8. Auf Druckpapier 16 gr. oder 1 fl.
Dasselbe auf Schreibpapier 20 gr. oder 1 fl. 20 kr.
Dasselbe auf Velinpapier 1 Thlr. 4 gr. od. 1 fl. 48 kr.

Sappho und Phaon, oder: Der Sturz von Leukate. Ein Roman, nach dem Englischen von Sophie Moreau. Neue Ausg. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Folgende Werke erscheinen im Laufe des nächsten Jahres:

Berg, Jul. v., die grünen Brillen, und: das Duell unter dem Tische. Zwey Lustspiele. 8.

Büssel, A. J., die Hochalpe. Ein Schweizer-Roman. 8.

— — das St. Johanniskind. Ein romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

Fritz, Ph., der im Geiste Jesu betende Christ. Ein Gebetbuch für gebildete Katholiken. Mit 1 Titelkupfer und gestoch. Titel. 8. Auf Velin-, Schreib- und Druckpapier.

— — Homilien und Predigten zur Belebung und Befestigung des katholischen Glaubens. 2r Thl. 8.

— — Jesus Christus, der ewige Schutzgeist der Jugend. Ein Gebetbuch. 8.

Gebrig, J. M., Beyträge zur Erziehungskunde. In Reden gehalten bey den Conferenzen oder Fortbildungsanstalten für Schullehrer im Königreiche Baiern. Zweyte Lieferung. 8.

— — Sittenlehren in Beyspielen aus der ältern und neuern Geschichte. Ein Lesebuch für die Jugend. 8.

Gebrig, J. M., wie gelangt man zu der Ueberzeugung, daß das Christenthum Gottes Werk ist? Beantwortet in Reden an Gebildete. 8.

Selchow, Dr. J. H., Erzählungen von den Sitten, Gebräuchen und Meynungen fremder Völker. Ein Lesebuch für die Jugend. Mit illumin. Kupfern. 8.

Taschenbuch von Würzburg und dessen Umgebungen. Mit Ansichten, nach der Natur gezeichnet. 8.

Themistokles. Ein Drama in 3 Aufzügen. Nach dem Italienischen des Metastasio frey bearb. von J. v. Bolle. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff. 8.

Würzburg den 20sten Novbr. 1823.

Etlingerische Buch- und Kunsthandlung.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Philagathos. Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beytrag zur einfachen Verständigung über Christlich-religiöse Wahrheit für denkende Freunde derselben. Herausgegeben von Dr. Ludw. Aug. Köhler. 16 Stück 8. geheftet 10 ggr.

Gebildete und wohlwollende Männer, verschieden an Kenntniß und Charakter und folglich an religiöser Ansicht, streiten sich über eine religiöse Meinung. Philagathos aufgefordert sein Urtheil zu geben, verlangt erst einen festen Punct des religiösen Urtheils. Dieses führt zu Untersuchungen, welche immer tiefer dringen und nachdem buchstäbliches Ansehn der Bibel und entscheidende Kraft frommer Gefühle beleuchtet worden, zuletzt im Begriff des Gewissens eine Aussicht gewähren, in folgenden Untersuchungen wesentlichen Grund zu finden.

Dieses ist der Inhalt vorliegender Schrift: sie enthält sich absichtlich alles dessen was nach der Schule schmeckt, und strebt in möglichster Klarheit und Lebendigkeit zugleich, über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens jedem Freunde der Wahrheit ein sicheres Urtheil möglich zu machen, zu einer Zeit, wo Schulwitz und Gemüthsgier um die Wette arbeiten, durch endlose Grübeley und grundlose Träumerey allen Zugang und alle Liebe zu religiöser Wahrheit abzuschneiden. Wer den Scharfsinn und die Freymüthigkeit des geistreichen Verfassers aus seinen Predigten und übrigen Schriften kennt, wird sie auch hier wieder zu finden hoffen, und sich nicht im mindesten getäuscht sondern höchst befriedigt finden.

Erziehungs-Institut der Damen Barbeneß zu Straßburg.

Unter mehrern Erziehungsanstalten für junge Frauenzimmer in Straßburg, zeichnet sich schon seit vielen Jahren, die der Damen Barbeneß auf das vortheilhafteste aus; sowohl in Rücksicht der auf religiöse, sittliche und geistige Bildung verwendeten Sorgfalt, der strengen Aus-

wahl der in derselben Unterricht ertheilenden Lehrer, der Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit der Lehrgegenstände, der auf gründliche Erlernung besonders der französischen und deutschen Sprache gerichteten Aufmerksamkeit, als auch durch die wahrhaft mütterliche Art, womit jene Damen sich bestreben, die ihrer Aufsicht anvertrauten Töchter zu behandeln, um in denselben die Liebe zu allem Guten und Nützlichen zu erwecken, und sie nicht allein zu gebildeten, sondern auch zu wackern Hausmüttern zu erziehen.

Dieses in jeder Hinsicht so empfehlenswerthe Institut, dem man vielleicht bis jezt nur das Unbequeme seiner Lage und den Mangel an innerem Raum vorwerfen konnte, verbindet nun seit seiner Verlegung in die Allerheiligen Gasse No. 18. mit jenen angeführten Vorzügen, den unschätzbaren Vortheil in einem der ruhigsten und zugleich heitersten Quartiere der Stadt gelegen zu seyn, in einem Local, wo die anmuthigste und zweckmäßigste Einrichtung der Lehrsäle sowohl, als der Schlafgemächer, ein heller und geräumiger Hof, ein sehr hübscher Garten, alles das vereinigen, was zur Reinlichkeit, Gesundheit, Bequemlichkeit, Erholung und zugleich genauer Aufsicht wünschenswerth ist.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die Verbesserung in der Lage dieses Instituts eine neue Aufmunterung für vaterländische und auswärtige Aeltern seyn wird, ihre Töchter der Erziehung der Damen Barbeneß anzuvertrauen.

Von den im Jahr 1819 erschienenen Erzählungen und Miscellen von F. L. Bührlen, veranstaltete bald darauf die Härter'sche Buchhandlung in Wien einen Nachdruck; um nun diesem sein Recht anzuthun, findet sich die unterzeichnete Verlags-Handlung veranlaßt, die Original-Ausgabe in 2 Bänden, mit 2 Kupfern von Heideloff und Fleischmann um den herabgesezten Preis von 2 fl. 42 kr. den Freunden der Muse dieses Erzählers anzubieten.

Tübingen im November 1823.

H. Laupp.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung sind erschienen:

Falkmann, C. F., (Fürstl. Lipp. Rath und Lehrer am Gymnasium in Detmold.) Methodik der deutschen Stylübungen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. gr. 8. (41¼ Bogen.) 1823. 2 Rthlr.

Deissen Hülfsbuch der deutschen Stylübungen; für die Schüler der mittlern und höhern Classen bey dem öffentlichen und beym Privat-Unterrichte. gr. 8. (37 Bogen.) 1822. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Was in der ersten Auflage der Methodik noch vereinigt und gleichsam nur angedeutet enthalten lag das legt der erfahrne und geistreiche Verfasser in den obigen beyden Schriften gehörig getrennt und vollständig ausgeführt dem Publikum vor. In der Methodik erhält nun der Jugendlehrer nicht allein Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des grammatischen und rhetorischen Unterrichts überhaupt und der Stylübungen insbesondere, verbunden mit der Angabe von achthundert der verschiedenartigsten, in drey Cursus vertheilten Aufgaben; sondern er findet auch eine Reihe Ansichten und Bemerkungen, den Unterricht und die geistige Bildung der Jugend im allgemeinen betreffend. Das Hülfsbuch liefert dem Schüler, für den es zunächst bestimmt ist, bald längere bald kürzere Anleitungen zur Bearbeitung von vierthalb hundert, theils für Anfänger, theils für Geübtere brauchbare Themen, und dem Lehrer die nöthigen Beyspiele zu der Methodik. Beyde Werke sind genau auf einander berechnet, und ihre Uebereinstimmung durch häufige Citate in der Methodik bemerklich gemacht worden; so daß nun eines das andere ergänzt, und seine Brauchbarkeit vermehrt.

Bey mir ist jezt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hirsemenzels, Lehr., eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgegeb. von Dr. E. Raupach. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Das Buch verdient in doppelter Hinsicht die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Einmal ist es von allen Schriften, die Italien zum Gegenstande haben, wahrscheinlich die einzige in ihrer Art. Sie enthält so ziemlich nichts von allem dem, was man in einer Reisebeschreibung zu finden pflegt; das Ganze ist vielmehr ein langes Lustspiel aus dem Stegereif, das, von Venedig über das damals vom Congreß beliebte Verona nach Rom fort wandernd, überall seinen Stoff aus den Umgebungen und den Ereignissen des Tages schöpft, und nur die und da mit ernsten Episoden durchschossen ist. Zweytens ist das Buch darum merkwürdig, weil es von einem Verfasser herrührt, der bis jezt dem Publikum fast nur als tragischer Dichter bekannt geworden ist, und man sich nicht von einer Tragödie Verschiedeneres denken kann, als eben die hier angezeigte Schrift.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Carl Cnobloch.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Teutschland und die Teutschen
von den
ältesten Zeiten
bis zum Tode
Karls des Großen.
Zur Bildung und Unterhaltung
von
Aloys Schreiber.

Mit 24 Kupfern, gezeichnet und gestochen von J. M. Wettenkiller. Klein Quart. Leipzig, bey Ernst Fleischer.

Erstes Heft mit 6 Kupfern, in farbigem Umschlag.
Preis 2 Rthlr.

Diese Schrift giebt einen treuen Bericht von der Abkunft unsrer Väter, von ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, ihrer Religion, ihren Sitten und Einrichtungen; von ihren Thaten im Kriege, und wie sie nach und nach vom unsteten, schweifenden Leben abgelassen und feste Wohnsitze gegründet. Der Stoff schien vor vielen geeignet zu einem Buche, lehrreich für die Jugend und ansprechend für Jeden, der aus der Vergangenheit die Gegenwart ganz begreifen lernen will. Die Ereignisse, welche hier

Digitized by Google

erzählt werden, vereinigen mit dem ganzen Reiz der Poesie, eine tiefe historische Bedeutsamkeit, und wenn überhaupt unsre Erziehung und Bildung wieder einigermaßen national werden soll, so können die Elemente dazu nur in den Geschichten unseres Landes und Volkes gefunden werden. — Die chalkographische Ausstattung des Werks darf keineswegs als überflüssige Zierde angesehen werden, denn wenn, auf der einen Seite, der historische Moment durch künstlerische Darstellung größere Anschaulichkeit erhält und lebendiger hervortritt, so erwächst daraus auf der andern Seite auch ein wesentliches Interesse für die Jugend, und der Sinn für Kunst wird zweckmäßig angeregt, was um so wichtiger seyn möchte, da durch die Unzahl gewöhnlicher Bilderbücher der Geschmack eine durchaus verkehrte Richtung erhalten muß. Herr Mettenleiter, ein Künstler, dem die öffentliche Stimme seinen Rang neben Chodowiecki angewiesen hat, besorgt sowohl die Zeichnungen als die Stiche zu diesem Werke, und seine Arbeiten werden auch den Kunstfreunden eine willkommne Erscheinung seyn. Das Ganze erscheint in 4 Heften, jedes Heft zu 10 Bogen Text mit 6 Kupfern, und kann, da an den Platten unausgesezt gearbeitet wird, der Text aber bereits vollendet ist, sehr schnell seinem Beschluß entgegen schreiten.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber das

Immergrün unserer Gefühle

von Jean Paul.

Auf Velinpapier, sauber broschirt 8 gr.

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue Musikalien für das Pianoforte ohne Begleitung erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Bach, C. Ph. E., 6 Fugues. 4 Fr. oder 1 Rthlr.

Cramer, J. B., 13me Divertissement. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.

— — 14me Divertissement dans le style italien. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Air de Gluck: „Che farò senza Euridice? Arr. en Rondo. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Portrait charmant. Air français arr. en Rondo. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Chaconne celèbre de Ismelli. Avec une introduction. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 64. Capriccio sur des airs de Figaro et Don Juan. 2 Fr. oder 12 gr.

Fesca, F. E., Ouverture de l'Opera. Cantémire. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

Gelinek, l'Abbé. 2me Potp. tiré de Tancredi, Jean de Paris et la fam. suisse 2 Fr. 25 C. oder 13½ gr.

— — 3me Potp. tiré de Sargino, Camilla et Achilles. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — 4me Potp. tiré de Fanchon, l'Enlèvement du sérail et du sacrifice interrompu. 2 Fr. oder 12 gr.

— — 5me Potp. tiré de Titus, Aline, Axur et Orazi et Curiazi. 2 Fr. oder 12 gr.

— — 6me Potp. tiré du petit chaperon rouge la Molinara, Zemire et Azor et le capitaine de marine. 2 Fr. oder 12 gr.

Grosheim, G. C., 6 pet. Fantaisies. 3 Fr. oder 18 gr.

Kuhlau, Fr., Op. 26. 3 Sonates brill. N. 1. 2. 3. Jede N. 3 Fr. oder 18 gr.

— — Op. 25. Fant. et Var. sur des airs suédois. 3 Fr. oder 18 gr.

Mayer, Ch., Elève de Field. Exercices. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Andante et Rondeau. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Rondo. 2 Fr. oder 12 gr.

— — 2 Nocturnes. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Variations sur l'air: God save the king. 2 Fr. oder 12 gr.

Neukomm, S., Les adieux à ses amis à Rio de Janeiro. Adagio. 75 C. oder 4½ gr.

Ries, F., Op. 82. N. 1. Var. Sur un air de l'opera: Griselda, de Paer. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Op. 82. N. 2. Var. sur la barcarole Vénitienne. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Op. 82. N. 3. Var. sur l'air: Charmante Gabrielle. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Op. 84. N. 1. Rondo sur la romance favor. de H. R. Bishop: „Quand le vent souffle." 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 84. N. 3. Introd. et Rondo sur la Romance de l'hiver. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 84. N. 4. Introd. et Rondo sur l'air connu: L'ile d'émeraude. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 85. N. 1. Fant. sur 2 airs irlandois favoris. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Op. 85. N. 2. Rondo irlandois avec de thèmes nationaux. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 92. N. 1. 4me Fantaisie sur un air de Bishop. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Op. 92. N. 2. 5me Fantaisie sur un air Favori. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Op. 96. N. 2. Grindoff et Claudine. Air de Bishop varié. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 96. N. 3. Air militaire av. Variations. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 97. 6me Fantaisie à la mode, sur l'air de la Flûte mag. de Mozart: „Der Vogelfänger." 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Op. 98. Liv. 1. Rondo arr. de la caval. favor. de Rossini „Di piacer mi balza il cor. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Op. 101. N. 2. Var. sur une ballade ecossoise. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 102. N. 1. Rondo arr. d'une ballade ecossoise. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 102. N. 3. Rondo arr. d'une autre ballade ecossoise. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 104. N. 1. Polon. de Tancredi arr. en Rondo. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.

— — Op. 121. 8me Fantaisie sur des thèmes favor. de Zelmira de Rossini. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

— — Op. 122. Rondo élégant. 2 Fr. oder 12 gr.

— — Rondo sur une romance du petit chaperon rouge de Boieldieu. 1 Fr. 90 C. oder 11¼ gr.

— — Rondo sur la cavatine de Rossini: Una voce poca fa. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Rondo sur le chœur de Mozart: Singt dem großen Bassa Lieder. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.

— — Variations sur une Danse cosaque. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Variat. sur l'air de la Santinelle. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.

— — Variat. sur un air ecossois. 1 Fr. 75 C. oder 7½ gr.

Rink, Ch. H., Op. 60. Uebungsstücke für die ersten Anfänger. Für 2 und 4 Hände. Erster Theil 3 Fr. oder 18 gr. Desselben Werkes 2r Thl. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

— — Op. 62. „Zu Steffen sprach im Traume." 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

— — Op. 67. 30 zweystimmige Uebungen durch alle Tonarten. 10 Fr. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Schnyder, X. von Wartensee, Grande Sonate. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Weber, C. M. von, Ouvert. de l'Opera: Abu Hassan. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.

Wolff, N., 15 Var. sur un thème favorit. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

George William Manby's *Esq.*

Reise nach Grönland im Jahr 1821.

Aus dem Englischen übersezt von

Dr. C. F. Michaelis.

Mit vier colorirten und zwey schwarzen Kupfern nebst einer Karte. Breit Octav. Sauber cartonirt. Preis 2 Rthlr. 4 gr. Conv. M. oder 3 fl. 54 kr. Rhein.

Die neuern heldenmüthigen Versuche zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt bey Amerika, insbesondere von Seiten der Engländer, haben seither mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, und ganz Europa mit einem lebhaften Interesse für dortige Gegenden erfüllt. Obschon gegenwärtige Reise, für einen andern Zweck unternommen, nicht unter jene Expeditionen zu zählen ist, so erregte dennoch das Tagebuch derselben bey seinem Erscheinen in England ungewöhnliches Aufsehen, und jeder Gebildete suchte und fand darin eine nähere Bekanntschaft des gefährlichen Nordens, seiner seltsamen Eigenthümlichkeiten und wunderlichen Erscheinungen. Manby unternahm diese Reise in Begleitung des berühmten Kapitän Scoresby, welcher als Befehlshaber eines grönländischen Schiffes auf den Wallfischfang von Liverpool auslief, und auf seiner Fahrt die nördlichsten Puncte berührte. — Ausgestattet mit vier vorzüglich colorirten Kupfern in Aquatinta, welche einige anziehende Scenen auf dem Polarmeere darstellen, zwey naturhistorischen Tafeln, und einer Generalkarte des Polareises in dem grönländischen Meere, wie es sich im Sommer 1821 gestaltet hatte, werden gewiß auch dieser Ausgabe, die hier als treue Uebersetzung erscheint, und sich überdieß durch ein schönes Aeußere empfiehlt, auf deutschem Boden Leser und Freunde nicht mangeln. Nicht minderen Nutzen dürfte dieses Buch ebenfalls der reifern Jugend gewähren.

Bey Tobias Löffler, Buchhändler in Mannheim, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung.

Nebst Gemälden von Heidelberg, der Bergstraße; von Weinheim, Ladenburg, Schwezingen und dem dortigen Lustgarten; von Frankenthal, Worms; den Hardtgebirgen, von Dürkheim, Neustadt, Landau, Speier ꝛc., und einem Anhange für Reisende. Von J. G. Riger. Mit vier Ansichten und dem Plane der Stadt Mannheim. 8. 568 Seiten. Preis 4 fl. — Schreibp. 5 fl. 30 kr. Velinpap. 6 fl. 30 kr.

Mannheim, die ehemalige Residenz der pfälzischen Kurfürsten, eine der größten und schönsten Städte in dem jetzigen Großherzogthum Baden, hatte, während fast von allen Städten Deutschlands ausführliche Darstellungen erschienen, in seinen blühendsten Perioden und bis auf unsere Zeiten vergeblich seines Beschreibers geharrt. Gegenwärtige Schrift ist daher die erste, welche diesen Gegenstand umfassend behandelt. Sie wird den Einheimischen, wie den Auswärtigen, der angenehme Erinnerungen an Mannheim bewahrt, vollkommen befriedigen. Der anspruchlose Herr Verfasser, hat „darin geleistet, was kein anderer vor ihm geleistet hat," welches ihm um so leichter möglich wurde, da er sowohl durch Bekanntschaften als persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt war, nicht allein aus den besten gedruckten, sondern auch aus handschriftlichen Quellen zu schöpfen. Der Verleger scheute daher auch nicht die bedeutenden Kosten für diese Schrift und stattete sie durch Beifügung der vier schönen Ansichten und des ganz neuen Planes so aus, daß sie jeder Anforderung Genüge leistet.

Als Weihnachtgeschenk für Freunde an Freunde, für Jünglinge und Jungfrauen, überhaupt für Gebildete an Gebildete, dürfen Unterzeichnete mit Recht empfehlen:

Aehren

Auszüge aus klassischen Schriftstellern

in Garben gebunden

für Verehrer des Guten und Schönen.

gr. 12. 1823. geheftet 48 kr.

Ein kompetenter Richter fällt über dieses Werkchen folgendes Urtheil. „An dieser Schrift eignet sich der belesene Sammler das Verdienst gediegener Auswahl und kluger Anordnung nach den Dingen zu, die dem Menschen die höchsten und liebsten seyn sollen. Gebildete erhalten davon eine Hausapotheke — und Herzensstärkung, u. s. w.

St. Gallen d. 1. Dec. 1823.

Huber und Comp.

Neue Gedichte.

In der Schüppelschen Buchhdlg. in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Montenglaut, Henriette von, geb. v. Cronstein, Nordlands Haideblüthen. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Berichtigung.

In No. 36. S. 144. Sp. 1. Z. 2. ist der Preis von Löhrs Anekdotenbuche, Frankfurt a. M. bey Guildhaumann, irrigerweise zu 1 fl. statt 2 fl. angezeigt worden.

Nro. 39.

Intelligenz-Blatt.

1823.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen erscheint und wird in kurzer Zeit an alle Buchhandlungen versandt werden:

Grundriß über Färberey auf Wolle, Seide, Leinen, Hanf und Baumwolle; nebst einem Anhange über die Druckerkunst, von Dr. J. B. Vitalis, Prof. der technischen Chemie, Mitglied mehrerer Akademien und gel. Gesellschaften, Ritter der Ehrenlegion u. s. w. Aus dem Französischen von J. H. Schultes, mit Anmerkungen und Zusätzen von den Doctoren Dingler und von Kurrer.

Hr. Prof. Vitalis ist den rationellen Färbern und Kattunfabrikanten schon längst als ein tiefer Forscher im Gebiete der Druck-Färbe- und Bleichkunde bekannt. Er hat in diesem Werke einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen niedergelegt, welche für die deutschen Künstler dieser Fächer von großem Interesse sind. Die Doctoren Dingler und von Kurrer, denen bekanntlich Deutschlands Bleichereyen, Färbereyen und Druckereyen die wichtigsten Bereicherungen ihrer Fächer verdanken, haben dieses Werk mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, wodurch es eine Vollständigkeit erlangte, daß der wissenschaftlich gebildete wie der rationelle Wollen-, Seiden-, Leinen- und Baumwollen-Färber, so wie der Druck-Fabrikant dieser Stoffe sich viele neue Entdeckungen und Vervollkommnungen in diesem interessanten Kunstgebiete aneignen kann.

Wer auf dieses Werk unterzeichnet, erhält es für Dreyviertel des nachherigen Ladenpreises.

Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für Teutsche Frauen auf das Jahr 1824. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Neunter Jahrgang. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Heideloff, Lober, Opitz u. Zeller, und gestochen von Benedetti, Eßlinger, Fleischmann, Hofmann und Lips. Preis: In sehr elegantem Einbande, mit farbiger Umschlag-Vignette 4 fl. Feine Ausgabe mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts. 5 fl. 30 kr.

Von diesem Taschenbuch, welches sich schon seit vielen Jahren der Gunst des Deutschen Publikums erfreut, erscheint hier als neue Folge der erste Jahrgang. Der Name des würdigen Herausgebers, und die der übrigen Mitarbeiter: Helmina v. Chezy, Elise Ehrhard, Karl Geib, Gittermann, Ulrich Hegner, Elise v. Hohenhausen, L. Neuffer, Nese, Johanna Schopenhauer ꝛc., welche in mannichfaltigen Erzählungen und Gedichten einen lieblichen Kranz gewunden, bürgen für seinen innern Werth. Darunter befinden sich auch vier Sagen aus den Rheingegenden, die aus Schreibers Handbuche für Reisende am Rhein bekannt, und hier von Karl Geib als Balladen trefflich bearbeitet sind. Jeder folgende Jahrgang soll einige dieser Sagen, und so nach und nach eine vollständige Gallerie derselben liefern, wodurch die Cornelia hoffentlich für die Freunde der vaterländischen Kunde ein noch anziehenderes und höheres Interesse gewinnen wird. Das vorzügliche Titelkupfer stellt die Madonna mit dem Kinde, nach Julio Romano vor. Von den übrigen, auch sehr feinen und wohlgelungenen, Kupfern, dem Werke der auf dem Titel genannten, sehr geschätzten Künstler, gehören vier zu den rheinischen Sagen, und zwey zu einer Romanze von Neuffer. —

Da das Format bedeutend größer, und die Bogenzahl um ¼ mehr ist, als bisher; da ferner die Verlagshandlung keine Kosten gespart hat, um dem Taschenbuche, sowohl durch innern Gehalt, als durch die vorzügliche xilographische Ausstattung, und sonstige äußere Eleganz (wohin auch die sinn- und geschmackvollen Umschlag-Vignetten gehören) einen größeren Werth zu schaffen, so wird das Publikum den erhöhten Preis desselben sehr billig, und sich durch einen angenehmen dauerhaften Genuß sicher dafür entschädigt finden.

Heidelberg.

J. Engelmann.

Herabgesezter Preis.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Herausgegeben von Fr. Rochlitz. 4 Jahrgänge 1817—20. Ladenp. 5 Thlr. 16 gr., herabgesezter Preis 2 Thlr.

Für einen so billigen Preis wird sich dieses Taschenbuch gewiß ein jeder, der auf Bildung Anspruch macht und solche Lectüre liebt, anschaffen, indem es treffliche Aufsätze von Bührlen, la Motte Fouqué, Jacobs, von Miltitz, B. Naubert, Riemer, Rochlitz, F. Tarnow, Wellentreter, so wie einige ungedruckte Briefe von Gellert, Ifland, Joh. Müller, Schiller, Wieland enthält, und mit 26 schönen Kupfern von W. Böhm, Eßlinger, Fleischmann und Schwerdtgeburth geziert ist. Die frühern 1784—1814 erschienenen 30 Jahrgänge sind ebenfalls noch für den erniedrigten Preis von 12 Thlr. zu haben.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Carl Knobloch.

Die neue Zeitung für die Jugend, ihre Aeltern, Lehrer und Freunde

wird auch im nächsten Jahre als 15r Jahrgang fortgesezt. Die Redaktion wird ferner bemüht seyn, sie mit interessanten Aufsätzen und bey strenger Auswahl, mit vielem auszustatten, was nur immer zu einer eben so lehrreichen und bildenden, als angenehmen und fröhlichen Unterhaltung beytragen kann, wobey

die Zahl ihrer Mitarbeiter mit noch andern geschätzten Schriftstellern vermehrt werden wird.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentl. 3 Num. und von Zeit zu Zeit werden Kupfer und Musikbeylagen beygegeben.

Der Preis des Jahrganges ist 6 Rthlr. sächsisch oder 10 fl. 48 kr. rhein., und man kann diese Zeitung durch alle Buchhandlungen, (Stuttgart bey Löfflund, Metzler und Sattler), Postämter und Zeitungsexpeditionen erhalten.

Magazin für Industrie u. Literatur in Leipzig.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die

Mädchenjahre

der

Landwirthstochter

zu

Grünau.

Eine moralische Erzählung

für

die weibliche Jugend.

Mit einem Titelkupfer von Fr. Fleischmann. 8. Sauber gebunden. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Bey der großen Mannigfaltigkeit von Bildungsschriften aller Art, die wir für jedes Jugendalter besitzen, ist noch weniger für solche Bücher gesorgt, welche Aeltern gern in die Hände ihrer Töchter wünschen, wenn diese der Jungfrau entgegen reifen, und ihre Schulbibliothek mit anderer Lectüre vertauschen sollen. Dieser Bestimmung wird unser Buch gewiß in jeder Hinsicht entsprechen, wahren Nutzen und anziehende Unterhaltung seinen Leserinnen gewähren, und sich bey Geburts- und Weihnachtsfeyer recht allgemein zu einem sinnreichen Geschenk empfehlen. Ueber dies von einem schönen Titelkupfer geziert ist es auch äußerlich mit aller Eleganz ausgestattet.

Geographische Tabellen

über

Europa

für den

Schulgebrauch und Selbstunterricht.

Entworfen

von

Carl Geißler,

Konrector an der Knabenschule zu Eilenburg.

Groß Folio. Preis 10 Gr.

Nach Maaßgabe der mit so vielem Beyfall aufgenommenen und fast allgemein in Schulen eingeführten Bredowschen Tabellen über die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte, dürfte eine geographische Uebersicht unseres Welttheils für denselben Zweck und nach einem ähnlichen Plane bearbeitet, nicht minder nützlich und willkommen seyn, und selbst Personen von reiferm Alter beym Zeitungslesen und dergleichen Fällen sie mit Nutzen gebrauchen. Schöner Druck und vorzügliches Papier dieser sechs Tabellen wird ebenfalls zu ihrer Empfehlung beytragen.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Beyträge zur Kunde Preußens 6r Band 1s — 4s Heft. gr. 8. geh. Preis des vollständigen Bandes von 6 Heften 3 Rthlr.

Lindenblatt's, Joh., Jahrbücher oder Chronik Johannes von der Pusilie, zum erstenmal herausgeg. von Joh. Voigt und Fr. W. Schubert. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Voigt, Joh., Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft in Preußen, aus neuaufgefundenen Quellen. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Wielands sämmtliche Werke,

nach Grubers Ausgabe in 49 Bänden.

Aeußerst wohlfeile, correcte und ganz wie

Klopstocks und Schillers Werke

gedruckte Ausgabe in Taschenformat.

Herrn Prof. Grubers Ausgabe enthält Anmerkungen und Abhandlungen, die den Lesern der Wielandschen Werke fast unentbehrlich sind. Ganz unentbehrlich für dieselben ist das noch nicht gedruckte Leben Wielands von Gruber, das die Geschichte seines Geistes im Allgemeinen, wie die Geschichte jedes seiner Werke enthält, und so viel Licht darüber verbreitet, daß man die Entstehung, die Tendenz und Schönheit desselben richtig einsehen kann. Dieses Leben Wielands soll den Käufern der sämmtlichen Werke, die bis zur Leipziger Jubilate-Messe 1824 sich melden und voraus bezahlen, in zwey Bänden unentgeldlich nachgeliefert werden. Ich liefere die zum Theil sehr starken 49 Bände in zwey Jahren, alle 2 Monate 4 Bände, und in der Jubilate-Messe 1824 gleich bey der Bezahlung zwey Bände ab. Man zahlt auf 12 Bände 3 Thaler 12 gl. sächs. voraus; das Ganze wird demnach 14 Thaler sächs. kosten, die der Käufer in 4 Terminen, in jedem Jahre zu Jubilate und Michaelis, bezahlt. Wer nach Jubilate bis Johannis 1824, sich meldet, der zahlt jeden Termin 3 Rthlr. 18 gl. sächs. und kann erst nach Johannis die schon gedruckten Bände erhalten. Es ist ungewiß, ob ich die noch späteren Besteller werde befriedigen können. Man kann in allen angesehenen Buchhandlungen, und wer mit Buchhandlungen nicht in Verbindung steht, bey den löbl. Postämtern pränumeriren. Wer sich lieber unmittelbar an mich wenden und das Porto tragen will, der erhält das siebente Exemplar frey.

Bey Herrn Friedrich Fleischer in Leipzig wird auch eine Sammlung von Kupfern zu dieser Ausgabe erscheinen, wie er eine solche Sammlung zu Klopstocks Werken geliefert hat, worauf ich vorläufig aufmerksam mache.

Leipzig, im December 1823.

Georg Joachim Göschen.

Ankündigung.

Den verehrlichen Freunden der „Charis. Rheinische Morgenzeitung.“ zeigt die Redaktion und die Verlagshandlung dieser Zeitschrift hierdurch an, daß solche auch für 1824 fortbestehen, und sich sowohl durch Gediegenheit, Anmuth und Vielseitigkeit ihres Inhalts, als auch durch Nettigkeit ihres Aeußern, mit diesem Ver-

ten Jahrgang bestreben wird, das Zutrauen und die Liebe ihrer zeitherigen vielfachen Gönner fortdauernd zu erhalten, und nach Möglichkeit noch zu erhöhen. Dem zufolge wird die bisherige Sonnabends-Beylage eines Quartblatts aufhören, und dagegen jeden Donnerstag ein halber Bogen, unter dem Titel: „Charis. Blätter für Kunst, Literatur und Alterthum." und zwar unter besonderer Nummer, als ein für sich bestehendes Blatt, ausgegeben werden; so daß also für das nächstfolgende Jahr wöchentlich vier Blätter, am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend erscheinen, von denen die „Rheinische Morgenzeitung" das Jahr hindurch 156 Nummern, das „Kunst-, Literatur- und Alterthumsblatt" aber 52 Nummern enthalten soll. Bedeutende Kunstkenner und Alterthumsforscher haben uns ihre Beyträge zugesagt, und wir hoffen also auch von dieser Seite unsere Leser zu befriedigen, und unserm Unterhaltungs- und Belehrungsblatte, durch diese Erweiterung seines Plans, einen neuen Reiz und noch anziehenderes Interesse zu verleihen.

Um uns den dreyjährigen Beförderern unseres Unternehmens dankbar zu erweisen, wollen wir den ungetrennten Jahrgang beyder Blätter, auf den Preis von 12 fl. Rh. oder 7 Rthlr. sächs. festsetzen, doch soll es auch einem jeden frey stehen, sich nur auf Eines der Blätter, und zwar auf das „Kunstblatt" mit 4 fl. 36 Kr. oder 3 Rthlr. sächs. und auf die „Morgenzeitung" mit 8 fl. oder 5 Rthlr. sächs. zu abonniren. — Bestellungen und Einsendungen erbittet man sich wie zeither. — Mannheim und Heidelberg, den 1. November, 1823.

Die Redaktion
und die Verlagshandlung der Charis.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Luise, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen von Johann Heinrich Voß. Ausgabe der letzten Hand.

In Taschen-Format mit deutschen Lettern
auf Druckpapier . . — Rthlr. 16 gr.
auf Schreibpapier . . 1 — — —
In Octav-Format mit lateinischen Lettern
auf Druckpapier ohne Kupfer. 1 Rthlr. 8 gr.
auf Schreibpapier mit Kupfern. 2 — 12 —

Dramatische Unterhaltungsspiele.

In der Schüppelschen Buchh. in Berlin ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Voß, Jul. von, Sphinx, oder 30 kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln bearbeitet. Mit 1 Kupf. 8. gebunden 1 Rthlr. 18 gr.

Der geniale, als Lustspieldichter beliebte Verf. giebt in diesem Buche den Freunden dramatischer Unterhaltung einen reichen Stoff zur angenehmen Zeitverkürzung in langen Winterabenden. Dreyßig kleine Lustspiele bilden das Ganze, die theils mit völlig ausgeführtem Dialog bearbeitet sind, theils aber auch blos die Andeutung der Handlung, Eintheilung derselben in Scenen, und Angabe des Schlußverses, der das Räthsel zur Lösung für die Zuschauer giebt, enthalten, und bey welchen die Darstellenden den Dialog um so eher aus dem Stegreif ergänzen können, als man in frohen geselligen Kreisen keine grossen Ansprüche in dieser Hinsicht an sie zu machen berechtigt ist. Nur leicht zu behandelnde Stoffe sind diesen Lustspielen zum Grunde gelegt, wenige Personen genügen zur Aufführung derselben, und alle Theaterschwierigkeiten sind so ganz beseitigt, daß Personen, die nur einige Darstellungsgabe besitzen, nach vorhergegangener kurzer Verabredung sogleich die Aufführung dieser Räthsel-Lustspiele beginnen und eine große Gesellschaft auf das angenehmste unterhalten können. Wie nützlich übrigens jungen Personen beyderley Geschlechts eine solche Uebung im Improvisiren und wie sie so ganz geeignet ist, auf Verfeinerung der Sitten und Veredlung des äußern Anstandes hinzuwirken, auch angeborne Blödigkeit zu beseitigen, wird nicht in Abrede gestellt werden können.

An alle Buchhandlungen habe ich versendet:

Eidora, Taschenbuch auf das Jahr 1824, herausgegeben von H. Gardthausen. Mit Kupf. und Musik 1 fl. 20 kr.

Auch dieser Jahrgang enthält sehr schätzbare prosaische, poetische und dramatische Aufsätze, und darf dahero wohl mit Recht auf eine eben so günstige Aufnahme als der frühere rechnen. Leipzig im Novbr. 1823.

Carl Knobloch.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Löflund, Metzler und Sattler, zu haben:

Neue Gesellschaftspiele.

Das Concert in Krähwinkel,
oder die tollen Musikanten. Mit 15 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Der Freyschütz.
Mit 24 Karten und 8 Würfeln in Etui. 12 Gr.

Der Jäger, Elephant und Löwe.
Mit 30 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Die Räthselhaften.
Mit 18 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Der Steckbrief aus Trippstrille.
Mit 20 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Das Verstecken.
Mit 24 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Die enthüllte Zukunft,
oder die Kunst, das Bevorstehende durch die Karte zu ersehen, Träume zu deuten und die Zukunft zu befragen. 4. broch. 8 Gr.

Menschenfreundliche Anzeige:

„Wie diejenigen Patienten, welche an der Brust-
„Krankheit, Schwind- und Lungensucht, Schwä-
„che und Abmagerung des Körpers, leiden; so
„wie auch die, welche durch eigenes Verschulden

„geschwächt und entnervt sind, auf das Zuver„lässigste sich selbst helfen können.“

Darüber ertheilt die Expedition für Litteratur und Oeconomie, Venus-Berg, No. 5, in Hamburg — gegen ganz Portofreye Briefe — eine gedruckte Nachricht, aus Menschenliebe, unentgeltlich.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Löflund, Metzler und Sattler, zu haben:

Begebenheiten
eines kleinen Vogelfängers. Ein Lesebuch für Jung und Alt. Mit illum. Kpfrn. 12. geb. 1 Thlr.

Spanische Galerie,
oder biographische Nachrichten von allen den berühmten Männern, die sich auf der Halbinsel während des Unabhängigkeitskrieges oder seit der Revolution von 1820 ausgezeichnet haben. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Hefte. 8. broch. à 12 Gr.

Erstes Lese- und Bilderbuch
für folgsame Kinder. Mit illum. Kpfrn. 8. gebund. 12 Gr.

Friedrich Linkmeier,
Lehrgebäude der allgemeinen Wahrheit
nach der gesunden Vernunft. gr. 8. 1r Theil 18 Gr. 2r Theil 1 Thaler.

Roßberg, C. G.,
Schulvorschriften.
12 Blatt. quer 4. broch. 8 Gr.

Schmidt,
die Ruinen des Kynasts.
Mit Kpfrn. 12. broch. 6 Gr.

M. Thur,
Würdigung
der anonymen Schrift: Prüfung der vom Hrn. Dr. Tzschirner zu Leipzig herausgegebenen Schrift:
Protestantismus und Katholicismus
aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von einem Katholiken; nach staatsbürgerlichen Grundsätzen, so wie auch aus dem Standpunkte der Dogmatik beleuchtet. gr. 8. broch. 12 Gr.

Deutlicher Unterricht
in dem Lesen und Schreiben der griechischen Schrift, so wie in dem richtigen Schreiben, Zergliedern, Ableiten und Erklären der allgemein bekannten und gebräuchlichen griechischen Benennungen und Wörter, nach einer neuen und leichten Methode, zum Selbstunterricht für Gebildete. 8. broch. 12 Gr.

Bey J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Witterungsblatt
enthaltend die zu erwartende Winterwitterung vom Monat November 1823 bis Ende März 1824.
Von dem Professor Dittmar.
Preis 10 ggr.

Bey Perthes und Besser ist so eben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Sammlung neuer Muster zum Sticken im Plattstich und Tambourin, für 1824, gezeichnet von einer Hamburgerin. Preis 3 Rthlr.

Dieses Heft zeichnet sich durch Mannichfaltigkeit und Schönheit der Muster vortheilhaft aus, und wird gewiß allen weiblichen Kunst-Genossen ein willkommenes Geschenk seyn.

In der Jäger'schen Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands:

Lehren
des
Trostes und der Warnung.
Eine Reihe von Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit, zur Belehrung und Unterhaltung.
Gesammelt von J. E. Melos, Professor und Lehrer am Seminarium zu Weimar.
8. in sauberen Umschlag geheftet 226 Seiten.
54 kr. oder 12 gr.

Die Arbeiten des geachteten Verfassers sind zu bekannt, und mit zu großem Beyfall von allen Seiten aufgenommen worden, als daß es noch eine weitere ausführliche Empfehlung dieses neuen Produkts seiner Muse bedürfte. Wir setzen über den Zweck desselben das hierher, was er selbst in der Vorrede darüber sagt.

Alle Kinder hören gerne erzählen, und werden bey Erzählens nicht müde. Sollen aber Erzählungen ihren heilsamen Zweck erreichen, so müssen sie so beschaffen seyn, daß sie das sittliche Gefühl der Kinder heiligen, und segnend auf ihren Willen wirken. Das kostbare Kleinod des kindlichen Herzens, das Gefühl für Unschuld und Reinheit muß bewahrt bleiben, und nicht entheiliget werden. Diesen Zweck habe ich bey gegenwärtigen Erzählungen streng im Auge gehabt und bin der Ueberzeugung, daß die Einkleidung religiöser und moralischer Wahrheiten in passenden Erzählungen ein sicheres und kräftiges Mittel ist, der Wahrheit, besonders bey den Kindern, Eingang zu verschaffen.

Wo nach einem solchen Ziele gerungen wird, da können die guten Wirkungen eines neuen Büchleins nicht entfernt bleiben!

In 2 Abtheilungen a) Erzählungen religiösen und moralischen Inhalts, b) Erzählungen vermischten Inhalts zur lehrreichen Unterhaltung — nimmt das Werkchen 133 Erzählungen in sich auf. Jede derselben fängt mit einer kindlich zärtlichen Hinweisung auf die Hauptthatsache an, und schließt mit einer Nutzanwendung durch herrliche Sprüche aus der Bibel.

Wir machen daher alle Eltern und Kinderfreunde so wie Pfarrer und Religionslehrer, oder Schul- und Erziehungs-Anstalten hierauf aufmerksam und empfehlen dieß Büchlein: Ersteren als ein ausgezeichnet nützliches Erzählungsbuch; Letzteren als Lesebuch für ihre Zöglinge. Aber auch Erwachsene werden dasselbe nicht ohne Vergnügen aus der Hand legen!

Für Schulen liefern wir und alle Buchhandlungen
25 Ex. zu 17 fl. — kr. netto im Parthie-Preis, und
20 — — 14 fl. 24 kr. desgl.

Nro. 40.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheint gleichzeitig mit dem Original eine Uebersetzung des interessanten Werks:

Mémoires sur le Général Lafayette et l'Assemblée constituante 2 Vol.

welches zu Vermeidung von Collisionen hiermit angezeigt wird.

Anzeige eines allgemeinen geographischen Wörterbuches und Aufforderung an Gelehrte und Freunde der Geographie.

Nicht um die Zahl der Bücher durch ein neues zu vermehren, sondern um für eine, immer mehr sich ausbildende und erweiternde, Wissenschaft ein Werk in das Leben zu rufen, welches die Resultate des bisher Gewonnenen dem Erdkundigen, dem Lehrer, dem Freunde der Geographie und Statistik und dem Geschäftsmanne in bündiger Kürze richtig darlegt, hat die unterzeichnete Buchhandlung ein bereits begonnenes, doch noch nicht vollendetes allgemeines geographisch-statistisches Wörterbuch unternommen. In drey gr. 8. Bänden, von denen jeder etwa 50 mit kleiner Schrift enggedruckte Bogen enthält, soll das Ganze und hierin ein Werk erscheinen, das mit größter Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ist. Um nun dieses Ziel, die möglichste Vollkommenheit, zu erreichen, werden hierdurch nicht nur Geographen vom Fache, sondern auch andere Gelehrte, Lehrer und Freunde der Geographie und Geschäftsmänner des In- und Auslandes und alle diejenigen, die größere oder kleinere Erdstriche genau kennen, aufgefordert und gebeten, Ihre Theilnahme einem Unternehmen nicht zu versagen, welches für die Wissenschaft und das Publikum von dem größten Nutzen werden kann. Da die ganze Geographie, von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, in den Kreis dieser Arbeit fällt, werden genaue und richtige Angaben über Lage und Beschaffenheit einzelner Erdstriche und (vorhandener, oder von der Erde verschwundener, oder in Trümmern liegender) Orte eben so angenehm, als Berichtigungen irgendwo gefundener geographischer Irrthümer und neue, bisher noch unbekannte, Data willkommen seyn. Nur wird gebeten, jedes Mal die Quellen des Angegebenen nachzuweisen und nothwendig erachtet, daß jeder das von Ihm Mitgetheilte, falls es gefordert würde, mit seinem Namen zu verbürgen bereit sey. Wer die Bearbeitung einzelner Länderstriche, die Beschreibung einzelner Gebirge, Berge, Gewässer und Ortschaften oder die Durchsicht bearbeiteter Artikel über einzelne Theile (gleichviel ob in der alten oder neuen Geographie) zu übernehmen Lust hat, wer Wünsche über Einrichtung des Ganzen oder Einzelnen, Ausstellungen an vorhandenen geographischen Werken mittheilen will, beliebe dieses und seine Bedingungen auf dem Wege des Buchhandels unter der Addresse: „Geographisches für die Cotta'sche Buchhandlung" nach Stuttgart gelangen zu lassen. Alle Buchhandlungen werden die Besorgung übernehmen und es wird nichts gespart werden, einem Ziele sich möglichst zu nähern, dessen Erreichung von so entschiedenem und ausgebreitetem Nutzen ist. Anzeigen über den Fortgang des Unternehmens wird von Zeit zu Zeit bekannt machen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

(Hamm und Münster.)

Bey Schulz und Wundermann ist so eben die dritte vom Verfasser selbst revidirte Auflage des rühmlichst bekannten Werks:

Die Jobsiade.

Grotesk-komisches Heldengedicht in 3 Theilen.

erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. für 1 Rthlr. 18 ggr. zu erhalten.

Der Inhalt ist für Jedermann befriedigend und hat unsere classisch-komische Literatur bis jetzt noch kein ähnliches Buch aufzuweisen!

SUBSCRIPTION BETREFFEND.

Druckproben meiner neuen Ausgabe von *SHAKSPEARES sämmtlichen dramatischen Werken in Einem Bande*, unter dem Titel:

The Dramatic Works of *SHAKSPEARE*

printed from de Text of Samuel Johnson, George Steevens and Isaac Reed

Complete in One Volume.

zu dem Subscriptionspreis von 2 Rthlr. 16 gr. Conv. oder 4 Gulden 48 Kr. rhein. liegen nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen vor, wo man noch bis zum 1. März des künftigen Jahres unterzeichnen kann. Nur bey der getroffenen Einrichtung des Formats ist es irgend möglich, eine so schöne und deutliche Ausgabe auf mindestens 800 Seiten für diesen Preis zu liefern; auch wird es Jeden freuen den klassischen Shakspeare in einem solchen stattlichen Bande zu besitzen, da er ohnedies kein Schriftsteller ist, welchen Viele in der Tasche mit sich führen.

Leipzig am 1. Novbr. 1823.

Ernst Fleischer.

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue 4händige Musikstücke für das Pianoforte erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Amon, J., Op. 100. Gr. Sonate. N. 6. 4 Fr. od. 1 Rthlr.

Beethoven, L. v., Op. 9. 3 trios originaux p. Vlon. Alto et Vlle. arr. à 4 m. par C. D. Stegmann. N. 1. 2. 3. Jede N. 4 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 3 gr.

— — Op. 59. Gr. Quat. de Violon. N. 1. in F. arr. à 4 m. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Fesca, F. E., Ouverture de l'Opéra: Cantémire. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
— — Ouv. de l'Opéra: Omar et Léila. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
Field, J., Rondeau. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.
— — Var. sur un air Russe favori. 1 Fr. oder 6 gr.
— — Grande Walze favorite. 1 Fr. 75 C. oder 10½ gr.
Generali, P., Ouv. de l'Opéra: Les Bachantes. 2 Fr. oder 12 gr.
Köhler, H., Op. 155. 3 Polon. à 4 m. et av. Flûte ad libit. 3 Fr. oder 18 gr.
Kulenkamp, G. C., Op. 17. Gr. Walze en Rondo. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.
Mozart, W. A., 5 Quint. de Violon arr. à 4 m. par C. D. Stegmann. N. 1. 2. 3. 4. 5. Jede N. 4 Fr. oder 1 Rthlr.
Nicolini, Ouvert. de l'Opéra: Trajan in Dazien. 1 Fr. 50 C. oder 9 gr.
Paer, F., Ouvert. de l'Opéra: Sophonisbe arr. par C. D. Stegmann. 2 Fr. oder 12 gr.
Ries, F., Op. 94. 2me Polonoise en Rondo. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
— — Op. 108. N. 2. Air national de Moore. Avec Variations. 2 Fr. oder 12 gr.
— — Variat. sur la Cavat. de Tancredi: Nach so viel Leiden. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
Weber, C. M. v., Grande Polonoise favorite. 2 Fr. oder 12 gr.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist so eben erschienen:

Deutliche Anweisung über den richtigen und zweckmäßigen Gebrauch der Jagdflinte, mit practischen Beyspielen erläutert für Freunde und Liebhaber der Jagd von Günther Schild. 8. Geheftet in eleganten Umschlag. Preis 14 gr. Courant, oder 17½ Sgr.

Der Verfasser, einer der größten Schützen Thürin-gens, theilt in diesem Werkchen seine, durch vieljährige practische Uebung gemachten Erfahrungen, Kunstgriffe und Regeln der Schießkunst mit. Nicht allein dem Forstmanne und Jäger, sondern überhaupt auch jedem Freunde und Liebhaber der Jagd muß diese Schrift eine höchst will-kommene Erscheinung seyn. Jedem, der die darin vor-kommenden Regeln treu und genau befolgt, kann es gar nicht fehlen, Gewandtheit und Fertigkeit im Schießen mit der Flinte zu erlangen.

Im Verlage der C. H. Zeh'schen Buchhandlung sind zur Oster- und Michaelis-Messe 1823 folgende neue Werke erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutsch-lands zu bekommen:

a. Vermischte Schriften.

Aischylos gefesselter Prometheus. Griechische; mit einem Vorbereitungsbuch für junge Leute, von Dr. A. Neubig. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonirt 40 kr. oder 9 Sgr.

Höck, Dr. J. D. A., historisch-statistische Uebersicht von Griechenland und der europäischen Türkey; nach den besten Quellen bearbeitet. Mit 1 geographischen Karte. gr. Folio. 36 kr. oder 9 Sgr.

Mayer, J. F., das Ganze der Landwirthschaft. Neu bearbeitet und verbessert von J. C. von Reider; und mit einem Anhange das Ganze des praktischen Unterrichts in der Thierarzneykunde nach Professor Erxlebens neu bearbeitet von Dr. J. J. Weidenkeller. 2 Bände. 3te Auflage gr. 8. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Neubigs, Dr. A., grammatisches Erklärungsbuch über die ersten Stücke in Gesenius hebräischem Lesebuch; mit beständiger Hinweisung auf dessen Grammatik. Zunächst für Selbstlernende so wie zum öffentlichen Gebrauche. gr. 8. 27 kr. oder 6 Sgr.

Reider, J. C. von, das Ganze des Kardendistelbaues. 8. Cartonirt 36 kr. oder 8 Sgr.

Reider, J. C. von, das Ganze der Dienstbotenhal-tung, nach dem Dienstvertrage, und einer allgemeinen Dienstbotenordnung. 8. Cartonirt 20 kr. oder 5 Sgr.

Sophoclis König Oedipus. Griechisch. Nach Brunck's und Erfurth's Ausgaben bearbeitet und mit einigen ihrer Anmerkungen und einem griechisch-deutschen Wortregister für junge Leute herausgegeben von G. W. H. H. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonirt. 1 fl. oder 14 Sgr.

b. Jugendschriften.

Egloffsteins, H. A. G. von, der neue holsteinische Robinson, oder Entdeckung und Bevölkerung der In-sel Angely, ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhal-tung für die Jugend. Gegenstück zu Campe's Robin-son, mit 6 fein illum. Kupfertafeln. 8. in Marquin gebunden 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 10 Sgr.

Herrmann, S. G., kleine Naturgeschichte des Thier-reichs für Kinder, mit 1 Titelkupfer und 92 illum. Abbildungen. 8. schön gebunden 1 fl. 36 kr. oder 22 Sgr.

Hald, L., kleine Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; in anziehenden, regelmäßig fort-laufenden Erzählungen für Kinder von 6 bis 12 Jah-ren. 1r Band: Von Erschaffung der Welt an bis zum Verfall des römischen Reichs; mit 12 fein illuminir-ten Kupfertafeln. 8. in Maroquin gebunden. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Sgr.

Lange, C. W. H., lehrreiche Darstellungen für Kna-ben und Mädchen, bestehend in moralischen Gedichten, Erzählungen und Fabeln, interessanten Notizen aus der Natur- und Völkerkunde und Sentenzen der Lebens-weisheit; mit 6 fein illum. Kupfertafeln. 8. schön ge-bunden 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Sgr.

Nationen, die vorzüglichsten, ein A-B-C-, Buchsta-bier- und Lese-Buch; zum Weihnachtsgeschenke für gute Kinder, mit 28 illum. Kupf. 8. gebunden 20 kr. oder 5 Sgr.

c. Romane.

Cirillus, B. Anastasia und Phalantus schreckbare Schick-sale in der Gefangenschaft der Osmanen; eine Ge-schichte aus dem jetzigen Freyheitskampfe der Neugrie-chen; mit 1 Kupf. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Sgr.

Cirillus, B., Corando Corandini, der kühne Räuber-Hauptmann in den Pyrenäen; eine romantische Ge-schichte unsers Jahrhunderts. 2 Bände mit 2 Kupf. 8. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 8 Sgr.

Herabgesezter Preis.

Witzfunken und Lichtleiter, oder neue, geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der

Laune, des Witzes und Scharfsinns. Zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung. 6 Bde. in 12 Stücken. Ladenpreis 12 Thlr., herabgesezter Preis 7 Thlr.

In dieser Sammlung ist das vielfältig Zerstreuete aus dem Gebiete des Scherzes im Ernste und des Ernstes im Scherze, wo und in welcher Form es sich auch findet, mit Geschmack vereinigt, und dadurch dem Bedürfniß einer oft ersehnten klassischen Sammlung von Gegenständen des Scherzes, Witzes und der Laune abgeholfen. Um den Ankauf zu erleichtern, habe ich die 12 ersten Stücke für einige Zeit auf 7 Thlr. herabgesezt.

Das kürzlich erschienene 23ste Heft hat auch den Titel:

Neue Witzfunken und Lichtleichter. 1r Band 1r Cyclus 1 Thlr.

Der 2te Cyclus erscheint noch in diesem Jahr.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Carl Cnobloch.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Unger, Dr. C., Nachrichten über das Klinikum der Königl. Universität zu Königsberg. Mit 1 lithograph. Zeichnung. gr. 8. geh. 12 gr.

Pharmacopoea castrensis borussica. Edit. 4ta. 16. geheftet. 6 gr.

Baer, C. E. a., de fossilibus mammalium reliquiis in Prussia adjacentibusque regionibus repertis. 4. 10 gr.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, die Tante, Roman in 2 Bänden. 8. geheftet, Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Puztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyck und seine Nachfolger konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meynung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publikum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im September 1823.

Heinrich Wilmans.

Neue Monatschrift für Deutschland historisch-politischen Inhalts

herausgegeben

von Friedrich Buchholz.

Diese rühmlichst bekannte seit 1815 bestehende Zeitschrift wird auch im Jahre 1824 fortgesezt werden; der Preis des Jahrgangs von 12 Heften zu 8 — 10 Bogen ist 8 Rthlr. — an entfernten Orten 9 Rthlr. — wofür es durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden kann.

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

Neuigkeiten der Maurerischen Buchhandlung in Berlin. Michaelis-Messe 1824.

Anton, Dr., Die Kunst des äußern Vortrags, 8. à 10 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Einiges über musikalischen Ausdruck und Vortrag, 8. geh. à 12 Gr.

Deckart, Dr. C. E., Descriptio concretionis venae cavae superioris, 4to maj. à 8 Gr.

Dürer, Albr., Einiger Unterricht von der Befestigung. Mit 13 Tafeln, gr. 8. à 1 Thlr. 12 Gr.

Ferber, C. C. F. v., Bruchstücke aus den Unterhaltungen mit meinem Geiste, 8. geh. à 16 Gr.

Frandsen, Dr. P., Haruspices, 8. maj. à 8 Gr.

Friedlaender, Dr. B. N., De rara vesicae urinariae etc. Cum Tab. aenea, 8. maj. à 6 Gr.

Gans, Dr. E., Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. 1ster Band, gr. 8. à 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Das römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischem. 1ster Band.

Herr, J. A., Kurzer Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Naturlehre. Mit Kupfern à 1 Thlr. 8 Gr.

Jaffe, Dr. L. M., De Ornithorhyncho paradoxo. Cum 2 Tab. aeneis, 4to maj. à 8 Gr.

Kalkreuth, F. v., geb. v. Graffron, Gedichte. 8. à 16 Gr.

Klev, Dr. E., Die Feste des Herrn; Israelitische Predigten, gr. 8. à 2 Rthlr.

Moritz, K. Ph., Vom richtigen deutschen Ausdruck. 2te Aufl. 8. geh. à 16 Gr.

Pachur, Dr. A., Tabellarische Arzneymittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte. gr. 8. à 1 Rthlr. 12 gr.

Pappelbaum, Dr. G. G., Predigt zur Jubelfeyer ꝛc., gr. 8. geh. à 4 Gr.

Du Pré, K., Poesie und Prosa. Zum Besten der Waldeck-Stiftung. 8. à 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidt, C. W., Sammlung praktischer Erfahrungen bey den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten und deren Fortschreiten besonders beym Branntweinbrennen und Bierbrauen. 1r Bd. mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Schubert, F. W. v., Gastpredigten, gr. 8. à 12 Gr.

Witt, J. F., Leitfaden beym Unterricht in den Redetheilen, 2te Aufl. 8. à 6 Gr.

Uebersetzungs-Anzeige.

Die schon früher von mir angekündigte Uebersetzung von

Beudants mineralogisch-geologische Reise durch Ungarn im Jahr 1818 nach der französischen Origi-

nal-Ausgabe in 3 Bänden 4to. Paris 1822 in vollständigem Auszuge bearbeitet von C. Th. Kleinschrod, Königl. Bayr. Oberberg- und Salinenrathe, mit 1 Gebirgskarte und geognostischen Tabellen. gr. 8.

erscheint unfehlbar in nächster Ostermesse, und zwar ist es die einzige, welche von diesem sehr wichtigen Werke herauskommt, da die zwey andern angekündigten Uebersetzungen unterbleiben.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Carl Cnobloch.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Herostrat; nach Verri von Ernestine, Generalin von Ulmenstein. 8. Preis 20 gr. Cour. oder 25 Sgr.

Der Name des Verfassers, dessen Werke zu den vielgelesenen gezählt werden, bürgt wohl für den innern Gehalt und den Werth dieses Werkchens, welches jedem gebildeten Leser die angenehmste Unterhaltung gewähren wird. Die Uebersetzerin hat mit möglichst treuer Haltung an das Original, und in fließender Anmuth der Sprache das Werkchen in unsere Muttersprache übertragen, und wird sich dadurch gewiß den Dank vieler Leser und Leserinnen erwerben.

Bey C. A. Koch in Greifswalde ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens, auch was sich in dem Denkwürdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gelesen und gegenwärtig mit angehöret hat, von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift herausgegeben und erläutert von G. Chr. Fr. Mohnike. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Mohnike, G. Chr. Fr., zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars. Mit einem Anhange, betreffend den öffentlichen Uebertritt der Königin Christine von Schweden zur katholischen Religion. 8. 20 gr.

Greifswaldische akademische Zeitschrift. Herausgegeben vom Professor Schildener. 2s gr. 8. geh. 14 gr.

Dr. Martin Luther und Philipp Melanchthon über den Arzt und seine Kunst von G. Chr. Fr. Mohnike gr. 8. 4 gr.

Schneider's, Joh. Gottl., kritisches griechisch-deutsches Wörterbuch, beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen, 2 Bände. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, gr. 4. 1819 — 1821. nebst Suppl. 8 Rthlr. 12 Gr.

Um die Verbreitung dieses, zum Studium der griechischen Sprache unentbehrlichen Werks zu befördern, lassen wir den äußerst billigen Pränumerations-Preis von 8 Rthlr. 12 Gr. für 227 Bogen in gr. Quarto noch ferner bestehen, wozu alle nicht gar zu entfernte Buchhandlungen dasselbe ohne Erhöhung zu liefern in den Stand gesetzt sind. Welche große Vorzüge diese neue Ausgabe durch die unermüdete Sorgfalt des berühmten Hrn. Verfassers und durch typographische Schönheit und Correctheit erhalten hat, davon wird sich jeder Kenner durch Ansicht eines Exemplars leicht überzeugen.

Hahnsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben ganz neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Peter von Kobbe
Handbuch
der deutschen Geschichte.
Ein starker Band auf schönem Velinpapier gedruckt.
Preis 3 Rthlr.

Der Verfasser erzählt hier in einer kräftigen und unpartheyischen Sprache die Geschichte unseres Vaterlandes. Zwischen den schon vorhandenen weitläuftigen und bändereichen Werken und solchen, die mehr für den Unterricht der Jugend geschrieben sind, wird dieß Handbuch gewiß einen nützlichen und ehrenvollen Platz ausfüllen und wird daher der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums bestens empfohlen.

In einer vierten Auflage ist eben erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Rückkehr katholischer Christen
im Großherzogthum Baden zum evangelischen Christenthum, erzählt und beurtheilt
von
Dr. H. D. Tzschirner,
Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig.
Leipzig bey Gerhard Fleischer 1823. Preis 4 gr.

Die bisherigen Auflagen dieser Schrift folgten einander so schnell, daß der Herr Verfasser neue Nachrichten aus Baden nicht abwarten konnte, und auf kleine Verbesserungen nur sich beschränken mußte. Während dieses vierten Abdruckes aber erhielt er theils noch zwey interessante Aktenstücke, theils weitere Nachrichten von dem Fortbestehen und Wachsthume der neuen Gemeinde, welche in dieser neuen, vermehrten Auflage zur Kenntniß des Publikums gebracht werden. Dieser Vermehrung ungeachtet ist der anfänglich niedrige Preis unverändert geblieben.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist folgende, so eben erschienene interessante Schrift zu haben:

Macduff's Kreuz.
Ein Drama
von
Walter Scott
übersetzt
von
W. A. Lindau.
Nebst beygedrucktem Original.
Leipzig, Reinsche Buchhandlung.
Auf feinem Velin-Papier, sauber geheftet 12 Groschen.

Nro. 41.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Darstellung des Feldzugs der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im Jahr 1812, mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der Königlich-Würtembergischen Truppen. Mit Benutzung aller vorhandenen und mehrerer bis jezt unbekannt gebliebener Quellen. Von Moritz von Miller, Major im Königl. Würtemb. General-Quartiermeister-Staab. 1ster Th. 143, und 2ter Th. 72 S. gr. 4. Preis 14 fl.

Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen geben über dieses Werk nachstehende Recension.

Ueber den ewig denkwürdigen Feldzug von 1812, dem Europa seine Befreyung von dem Joche der Franzosen verdankt, sind schon eine Menge Druckschriften erschienen. Das angezeigte Werk bereichert uns zwar nicht mit vielen neuen Aufschlüssen; es enthält aber eine Aufzeichnung der Cantonirungen, Lagerplätze, Märsche, Bewegungen, Gefechte und Schlachten, fast ohne Bemerkungen, als Erklärungen der selbigem angehängten Charten und Pläne. Als solche hat sie für den, der diesen Feldzug als Militär auf der Charte studieren will, allerdings Werth. Für die Kriegsgeschichte der Würtemberger finden sich hier interessante Details.

Der erste Theil umfaßt die Bewegungen und Begebenheiten der beyden Armeen vom Ausbruche des Krieges, bis nach der Einnahme von Moskau. Der Verf. läßt sich in eine Angabe der Operationsplane der beyden Armeen, die eigentlich den Ausgang des Feldzugs entschieden haben, nicht ein. Der russische Plan, sich defensiv zu verhalten, das ganze Land bis an die Dwina zu verwüsten, und dort sich zu schlagen, stammte von dem Gen. Lieut. von Phul, — früher preußischer Gen. Quartmstr., und später russischer Gesandter im Haag. — Er fand vielen Widerspruch bey einem großen Theile der russischen Generalität. Das Beyspiel, das Wellington in Portugal durch Beziehung des bekannten festen Lagers vor Lissabon gegen Massena gegeben hatte, hatte zu diesem Operationsplan geführt. Wir halten den vom Kaiser Alexander angenommenen Plan völlig den Umständen angemessen, nur scheint es, als wenn in der Vertheilung der Armee, bey Eröffnung des Feldzugs, wobey nur der Zweck zum Grunde lag, die Bewegungen der französischen Armee abzuwarten, die Entfernungen nicht richtig berechnet waren. Denn, so wie es auch mit der Darstellung des Verfassers übereinstimmt, ohne die Langsamkeit, mit welcher der König von Westphalen, Hieronymus, die Befehle seines Bruders ausführte, würde es diesem wahrscheinlich geglückt seyn, die zweyte russische West-Armee unter Bagration, isolirt anzugreifen. Hieronymus, sagt der Verf., befand sich nicht in eigener Person bey seiner Armee; und die Generale derselben, welche zum Theil die große Absicht ihrer Sendung nicht gehörig zu würdigen verstanden, zum Theil auch ihre Truppen nicht durch übermäßige Anstrengungen mit Gewalt aufreiben wollten, verfehlten ihren Zweck. Davoust legte mit seinem Corps, in dem Zeitraume vom 30. Jun. bis zum 16. Jul. eine Strecke von 38½, Hieronymus Armee in der nämlichen Periode nur 25½ deutsche Meilen, folglich ⅓ weniger zurück.

Buonaparte hatte seinen Operationsplan nach den früheren, die ihn zum Siege geführt hatten, entworfen: in einem Feldzuge, so wie es ihm gegen Oestreich und Preußen geglückt war, sich in den Besitz der Hauptstadt zu setzen, und nun den Frieden zu dictiren. Er ward nicht durch die russischen Waffen, sondern durch den Hunger und das Klima besiegt. Wir heben als Belege einige Daten aus, die der Verf. aufgezeichnet hat. Die große Schnelligkeit mit der Buonaparte seine ersten Schritte nach erfolgtem Anfange der Feindseligkeiten, ausführte, verdient Bewunderung. Die einzelnen Armee-Corps legten eine Strecke von 160 Stunden in 20 Tagen, die Rasttage mit eingerechnet, zurück. Er erreichte dadurch große militärische Vortheile. Die Vereinigung der beyden großen russischen Armeen wurde vereitelt, ohnerachtet der Eile, mit der Bagration sich zurückzog. Allein es ist wichtig, auch die Folgen, die für seine Armee selbst aus dieser raschen Unternehmung entstanden, kennen zu lernen. Die französische Armee war schon in forcirten Märschen von der Weichsel bis an den Niemen vorgerückt; sie langte jedoch an diesem Flusse in gutem Zustande an, weil Menschen und Pferde hinreichend zu leben hatten und regelmäßig verpflegt wurden. Seit dem Uebergange über den Niemen war die Mannschaft auf das Requisitions-System und die Pferde auf das grüne Futter gesezt. Fleisch fand sich noch, selten konnten die Soldaten sich Brod verschaffen. In fünf Tagemärschen machte die französische Armee den Weg vom Niemen bis nach Wilna, und am Ende derselben zählte sie schon 20,000 Mann, die durch Mangel und Strapazen der Armee entrissen waren. Da alle regelmäßige Verpflegung aufhörte, so mußte man dem Soldaten Freyheit lassen, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen; nun war es mit der Mannszucht am Ende. Vom 30. Jun. bis zum 16. Jul., hatte die französische Armee, ohne irgend ein erhebliches Gefecht geleistet zu haben, schon den sechsten Theil ihrer Mannschaft entkräftet zurücklassen müssen.

Der russische Operationsplan ward nur, im Gefolge der raschen Operationen der französischen Armee, verändert. Die Haupt-Armee unter Barklay verließ das feste Lager bey Drissa, — das man weder gut gewählt, noch zweckmäßig verschanzt fand —, und marschirte nach Witepsk, um die Vereinigung mit der Armee des Bagration zu bewerkstelligen, die endlich bey Smolensk Statt fand. Buonaparte war aus Mangel an Lebensmitteln und um den Armee-Corps Zeit zu geben, ihre zahlreichen Nachzügler an sich zu ziehen, genöthigt gewesen, kurze Zeit bey Witepsk Halt zu machen. — Der Marsch von der Dwina, wo sich die französische Armee am 16. Jul. befand, bis nach Witepsk, war für sie noch weit zerstörender, als der vom Niemen bis an die Dwina es gewesen war. Nach der aufgestellten Berechnung des Verf. war die französische Haupt-Armee, die aus den Garden,

den vier Reuter-Corps, und dem 1., 3., 4., 5. und 8ten Armee-Corps bestand, bey Witepsk nur noch 180,000 Inf. und 40,000 Reuterey stark, während die damalige Stärke der ihr gegenüber stehenden russischen Haupt-Armee auf 130,000 Inf. und 50,000 Cavallerie angenommen werden muß. Die französische Haupt-Armee war der russischen um so weniger sehr überlegen, als sie von allen ihren Hülfsquellen sich in dem Verhältniß entfernte, in welchem die russische sich den ihrigen näherte.

Nachdem die französische Armee bey Witepsk 10 Tage ausgeruhet hatte, brach sie am 11. Aug. gegen den Dnieper auf, und bemächtigte sich am 19. Aug. der Stadt Smolensk, nachdem sie die Russen nach einem hartnäckigen Gefechte von dort vertrieben hatte. Warum die Russen sich hier schlugen, ist, uns nicht klar. Unserer Ansicht nach, hätten sie jedes ernstliche Gefecht sorgfältig vermeiden sollen. Bey der französischen Armee hatten schon damals Anstrengungen und Entbehrungen einen hohen Grad der Erschöpfung und des Mißmuths hervorgebracht; die Soldaten wurden von der Verzweiflung in den Kampf getrieben. Die Spitäler in Smolensk konnten die Verwundeten nicht fassen, und an Arzneymitteln fehlte es gänzlich. Zu Smolensk war die Haupt-Armee unter Buonaparte schon wenigstens auf ⅓ Theile ihrer Mannschaft geschmolzen, und dieser Rest bestand kaum zur Hälfte aus ganz gesunden Menschen.

Smolensk mußte das Ziel der Operationen Buonapartes für diesen Feldzug seyn, er hätte die Dwina und den Dnieper besetzen und seine Armee in die Winterquatiere gehen lassen sollen. Die russische Armee war jezt der französischen an Anzahl beynahe gleich und an Mannskraft sehr überlegen. Dazu kam noch, daß Tschitschakow mit der Moldau-Armee bis nahe an die Grenzen von Wolhynien vorgerückt war, und also den Rücken bedrohete. Allein Buonaparte begieng hier den nämlichen Fehler, der vor hundert Jahren den Untergang der schwedischen Armee unter Carl XII. nach sich zog: er folgte der russischen Armee, und lieferte bey Borodino jene große Schlacht, worin die französische Armee, trotz ihres geschwächten Zustandes, zwar einen zweydeutigen Sieg erfocht, aber einen großen Theil ihrer Kräfte aufzehrte. Kutosow, der zu Smolensk den Oberbefehl über die russische Armee übernommen hatte, überließ den Franzosen, ohne sich zu schlagen, gegen die Meinung Benningsens, Moskau, dessen Besitz aber, nach dem erfolgten großen Brande, die Lage Buonapartes nicht verbesserte.

Der zweyte Theil, der die Begebenheiten in Moskau und den Rückzug der französischen verbündeten Armee von dieser Stadt bis an die Oder enthält, ist sehr kurz und enthält noch weniger Detail, als der erstere. In den ersten Tagen nach dem Brande von Moskau, schien es nicht, als wenn es den französischen Truppen an Lebensmitteln fehlen würde. In den Gärten und festen Kellern in der Stadt, die der Brand verschont hatte, fand man Nahrungsmittel für die Menschen, aber kein Korn, Brod zu backen, und der Mangel dieses Hauptnahrungsmittels zog einen noch größern Verbrauch der übrigen Lebensbedürfnisse nach sich. Eine Hungersnoth zeigte sich schon sehr nahe. An Fourage fehlte es gänzlich. Es war unmöglich, einen Markt in Moskau einzurichten. Eine Menge Cosacken umschwärmten den Ort, und zur Ehre der russischen Bauern muß bemerkt werden, daß sie statt, selbst für Geld, welches angeboten ward, Lebensmittel nach Moskau zu bringen, alle noch habenden Vorräthe zerstörten. Die französische Armee mußte mit bewaffneter Hand sich Lebensmittel zu verschaffen suchen. Dieß erzeugte den Verlust von vielen einzelnen Leuten und sogar Detachements, die von den Bauern und Cosacken aufgehoben wurden. Das Murren der Soldaten veranlaßte Buonaparte fruchtlose Unterhandlungen mit Kutosow anzuknüpfen, wodurch er eine ihm wichtige Zeit verlor. Wir kennen bereits aus vielen Druckschriften das Elend und den Mangel, mit dem die französische vereinigte Armee auf ihrem Rückzuge von Moskau kämpfen mußte — ganz ein Seitenstück zu dem, was hundert Jahre früher der schwedischen Armee begegnete. Statt daher unsere Leser mit Wiederholungen zu ermüden, heben wir nur noch einiges von dem Schicksale des würtembergischen Corps aus, das sich bey der französischen Haupt-Armee befand. Die Infanterie dieses Corps war bey dem Uebergang über den Niemen, nach Abzug eines Inf. Regts., das in Danzig blieb, 8178 Mann stark. Die Cavallerie und Artillerie, — deren Stärke der Verf. nicht angiebt, — waren noch beynahe ganz vollzählig. Buonaparte, der sich der fremden Generäle möglichst zu entledigen suchte, hatte schon früher die beyden Cavallerie-Brigadiers zurückgeschickt, und die vier Würtembergischen Cav. Regt., aus welchen drey Brigaden formirt gewesen waren, in französische Brigaden einzeln eingetheilt. Am 15. Jul., als die Armee ein Lager bey Raslimosy bezog, folglich in 14 Tagen, hatte die Infanterie bereits 726 Mann verloren, ohne einen Schuß gethan zu haben. Der Verlust der Cavallerie betrug etwas über 100 Mann, worunter mehrere Verwundete. In den Gefechten bey Rudnia am 8. Aug. zeichnete sich das würtemb. Jäger Regt. Louis sehr aus. Am 11. Aug. in der Stellung bey Liozria, zählte die würtemb. Infanterie nur noch 3810 Mann unter den Waffen, und hatte folglich vom 16. Jul. bis an diesen Tag, ohne im Feuer gewesen zu seyn, 3642 Mann durch Krankheiten eingebüßt. Dagegen hatten die 3 Cavallerie-Regimenter nur 105 Kranke, sie waren 1587 Mann stark über den Niemen gegangen, und zählten jezt noch 1482 Mann. Die Ursache dieser Verschiedenheit lag darin, daß die Cavallerie, indem sie sich immer bey der Avantgarde befand, hinreichende Lebensmittel fand, statt daß die Infanterie, die die Arrieregarde bildete, nicht nur keine Nahrungsmittel, sondern nicht einmal Lagerstroh auftreiben konnte. Man machte vielfältig die Bemerkung, daß sehr angestrengte Märsche den Cavalleristen weniger ermüdeten, als den Infanteristen. Auch die Artillerie litt weniger als die Infanterie; sie zählte damals noch 355 Mann. — An den am 16., 17., und 18. Aug. bey Smolensk vorgefallenen Gefechten, hatte das würtemb. Corps rühmlichen Antheil; es verlor an Todten und Blessirten 47 Offiziere und 619 Soldaten. 1 Offizier und 43 Mann wurden vermißt. — Im Lager bey Gschatsk, am 3 Sept., war die würtemb. Inf. auf ⅓ zusammengeschmolzen, aus jedem Bataillon ward nun eine Compagnie formirt. Ihre Stärke betrug noch 1456 Mann. Die vier Cav. Regt. waren 762, und die Artillerie 418 Mann stark. In der am 7. Sept. vorgefallenen Schlacht bey Borodino, zeichneten sich die Würtemberger so sehr aus, daß Murat, der ihrer Tapferkeit seine Rettung von der Gefangenschaft verdankte, selbiger das größte Lob ertheilte. Ihr Verlust bestand an Todten, Verwundeten und Vermißten in 44 Officieren und 581 Mann, folglich in beynahe dem vierten Theile ihrer Stärke. Im Lager vor Moskau, am 15. Sept., waren die Würtemb. noch 2026 Mann stark. Am 18. Oct. griff Benningsen Murat an. Mu-

rat ward an diesem Tage zum zweytenmal durch die Würtemberger, und zwar diesmal durch das Jäger-Regiment Louis von der Gefangenschaft befreyt. Dieß Regiment mußte, weil es bis auf wenige Mann zusammengeschmolzen war, einige Tage nach der Schlacht aufgelöset werden. Am 18. Oct. hielt Buonaparte Heerschau über die in Moskau befindlichen Truppen. Vorzüglich gnädig bewies er sich gegen die Würtemberger. Viele Officiere wurden in die Ehren-Legion aufgenommen, und dem Officier-Corps eine jährliche Dotation von 100,000 Fr., wovon dem commandirenden General von Scheeler 20,000 Fr. bestimmt wurden, bewilligt. — Da kurz zuvor 1000 Reconvalescenten zu den Würtembergern gestoßen waren, so betrug ihre Stärke beym Abmarsch von Moskau am 19. Oct. 2300 Mann, welche 30 Kanonen mit sich führten. Am 24. Oct. wurden die vier Würt. Cav. Regt. zu zwey Regimentern formirt, die zusammen noch 250 Köpfe stark waren. In dem Gefechte bey Barrowsk am 25. Oct. feuerte die Würtemb. Artillerie zum leztenmal; hier ward schon ihr Reserve-Park aufgelöset, und der größte Theil der Munitions-Wagen aus Mangel an Pferden zerstört. Am folgenden Tage wurden schon mehrere Geschütze zurückgelassen. Im Gefolge des Gefechts bey Wiazna am 3. Nov., lösete sich das eine würtemb. Cav. Regt., das bis auf wenige Mann zusammengeschmolzen war, auf. — Am 7. Nov. hatte die würtemb. Artillerie beym Uebergange über den Dnieper 18 Kanonen bey sich, die französische hatte, da sie mit weniger Ordnung geführt ward, verhältnißmäßig einen größeren Verlust erlitten. — Das in Danzig zurückgebliebene würtemb. Inf. Regt. war am 19. Oct. 627 Mann in Minsk angekommen. Nach verschiedenen Gefechten, die bis zum 21. Nov. mit der Armee des Admirals Tschitschakow vorfielen, war es bis auf 160 Köpfe zusammengeschmolzen. — Am 21. Nov. im Lager bey Orsza, zählte die würtemb. Inf. bey der Hauptarmee noch 300 Mann, beym Uebergange über die Berezina waren aber nur noch 57 Mann übrig, die den Gefechten vom 28. und 29. Nov. noch beywohnten, von nun an aber zur Bedeckung des würtemb. Hauptquartiers dienten, das sie nicht eher verließen, bis sie nach und nach durch Hunger und Kälte hingerafft wurden. Die würtemb. Reuterei war schon zu Smolensk völlig aufgelöset, von der Artillerie marschirten noch drey Geschütze von Smolensk am 13. Nov. ab, diese fielen aber schon am 14ten bey Krasnoi in die Hände der Russen. Am 5. Dec. langte ein neues würt. Inf. Regt., das 1360 Mann stark war, zu Smorgoni an, welches zur Bedeckung des kaiserlichen Schatzes bestimmt ward. Dies Regiment erlitt aber durch die Kälte einen so starken Verlust, daß es 4 Tage nachher, am 9. Dec. nur mit 60 Mann unter den Waffen in Wilna einrückte. Aus den wenigen gesunden Menschen des ganzen würtemb. Corps, wurden zwey schwache Infanterie-Compagnien gebildet, die nach Küstrin in Garnison gelegt wurden, woselbst sie bis zum Ende des Feldzugs von 1813 blieben. — Die Kriegsgeschichte liefert wohl kein Beyspiel von einem ähnlich großen Verluste in einem so kurzen Zeitraume!

Der dieses Werk begleitende Atlas ist der vollständigste, den wir bis jezt über diesen Feldzug haben. Er besteht aus 17 Schlacht-Planen und einer General-Charte des Kriegsschauplatzes in Rußland. Nr. 1. Marsch der einzelnen Corps der Franzosen vor der Aufstellung am 23. Jun. bis 30. Jun. Nr. 2. Marsch aus der Stellung vom 30. Jun. Nr. 3. Bewegungen der französischen und russischen Armeen vom 24. bis 28. Jul. Nr. 4. Treffen bey Mohilow. Nr. 5. Marsch der einzelnen Corps der französischen Armee aus der Stellung am 28. Jul. Nr. 6. Gefechte unter Oudinot und Wittgenstein vom 28. Jul. bis 2. Aug. Nr. 7. Gefechte des 10ten französischen Corps und der Besatzung von Riga. Nr. 8. Treffen des Fürsten von Schwarzenberg gegen Tormasow. Nr. 9. Schlacht im heiligen Thale. Nr. 10. Bewegungen unter Oudinot und Wittgenstein vom 2. bis 10. Aug. Nr. 11. Marsch der Franzosen aus der Stellung am 1. Aug. Nr. 12. Stellung der russischen Armee bey Borodino. Nr. 13. Schlacht bey Mosaisk. Nr. 14. Marsch der französischen Armee vom 15. Aug. bis 4. Oct. Nr. 15. Gefecht bey Wiadzma. Nr. 16. Bewegungen der französischen Armee von Smolensk bis Orsza. Nr. 17. Uebergang der Franzosen über die Berezina. General-Charte des Kriegs-Schauplatzes in Rußland im Jahre 1812. Der Stich der Plane und Charten ist sehr deutlich.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Knorring, Sophie von, geborne Tieck, Wunderbilder und Träume. Zweyte wohlfeile Ausgabe. 8. 2 Rthlr. 4 gr.

An alle Buchhandlungen habe ich versandt:

Zacharia, M. A. W., Geschichte der Luftschwimmekunst von 1783 bis zu den Wendelsteiner Fallversuchen. gr. 8. 1 Rthlr.

Zur Empfehlung dieses in seiner Art einzigen Werkes füge ich noch hinzu, daß der verstorbene Verfasser in demselben einen genauen Bericht alles dessen, was in der Luftschwimmkunst geleistet worden ist und eine vorurtheilsfreye kritische Beleuchtung der von den Gelehrten zur Lösung dieses großen Problems eingeschlagenen verschiedenen Wege, niedergelegt hat. Der Ertrag dieser Schrift ist für seine hinterlassenen Kinder bestimmt.

Leipzig.

Carl Enobloch.

Bey Nic. Simrock, Musikverleger in Bonn, sind folgende neue Musikalien erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands zu finden:

Maurer, L., Op. 14. 3 airs Russes variés p. Vlon. principal avec Orchestre. 5 Fr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

— — Op. 16. Variat. sur la Romance favor: La Sentinelle p. id. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Boieldieu, A., Le petit chaperon rouge (Rothkäppchen) arr. en Quintuor p. 2 Violons, 2 Altos et Violoncelle. Liv. 1. et 2. Jede N. 10 Fr. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Neukomm, S., Une fête de village en Suisse. Quintetto dramatique pour 2 V., 2 Altos et Vlle. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

— — L'amante abandonée. Quint. caractéristique pour id. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

— — Marche funèbre, tirée de l'élégie harmonique sur la mort de Dussek. Pour 2 Viol. A. et Vlles. 2 Fr. oder 12 gr.

Beethoven, L. v., Diverses pièces en Quatuor p. 2 V. A. et Vlle. 4 Fr. oder 1 Rthlr.
Fesca, F. E., Potpourri p. Violon principal, av. 2d V. A. et Vlle. 3 Fr. oder 18 gr.
Hörger, G., Op. 9. 3 Quatuors p. 2. V. A. et Vlle. N. 1. 2. 3. Jede N. 4 Fr. oder 1 Rthlr.
Maurer, L., Op. 17. 3 Quat. p. Violon principal, av. 2d V. A. et Vlle. N. 1. 2. 3. Jede N. 4 Fr. oder 1 Rthlr.
Mozart, W. A., Cosi fan tutte. Opéra en 2 actes arr. p. 2 V. A. et Vlle. Liv. 1. 2. Jedes Heft 12 Fr. oder 3 Rthlr.
Reicha, A., Op. 90. 6 Quat. p. 2 V. A. et Vlle. Liv. 1. 2. Jedes Heft 9 Fr. oder 2 Rthlr. 6 gr.
Sörgel, F. W., Op. 4. Introd. et Var. sur un thème original p. Violon principal av. 2d V. A. et Vlle. 2 Fr. 50 C. oder 15 gr.
Gebauer, E., Op. 25. 3 Duos concert. p. 2 Violons. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.
Meinhard, A., Op. 1 Concerto p. Violoncelle av. Orch. 3 Fr. oder 2 Rthlr.
Romberg, B., Op. 30. 5me Conc. p. id. in Fis moll. 10 Fr. oder 2 Rthlr. 12 gr.
— — Op. 31. 6me Conc. p. id. (militaire) in F. 12 Fr. oder 3 Rthlr.
Stiastny, J., Op. 10. And. et Variations p. id. av. id. 4 Fr. oder 1 Rthlr.
Weber, C. M. v., Grand Potpourri p. id. av. id. 7 Fr. 50 C. oder 1 Rthlr. 21 gr.
Stiastny, J., Op. 8. 3 Duos concertans p. 2 Violoncelles. 6 Fr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur

erscheinen auch im Jahr 1824 im siebzehnten Jahrgang wie bisher unter der Redaktion der Professoren Dr. H. E. G. Paulus, Großh. Bad. Geh. Kirchenrathe. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz, Großh. Bad. Geh. Kirchenrathe. K. S. Zachariä, Großh. Bad. Geh. Hofrath. G. Fr. Walch. Fr. Tiedemann, Großh. Bad. Geh. Hofrath. Fr. Creuzer, Großh. Bad. Geh. Hofrath. W. Muncke, Groß. Bad. Hofrath. Geh. Rath, Ritter Karl Cäsar von Bernhard. G. H. Rau, Großh. Bad. Hofrath.

nach unverändertem Plane, wöchentlich zu anderthalb Bogen oder in 12 Heften zu 6 und 8 Bogen.

Der Preis für den Jahrgang ist nach der seit 1821 eingetretenen Erweiterung in Druck und Format,

12 fl. 36 kr. rhein. oder 7 Rthlr. 12 gr. sächs.

Vorausbezahlung, so daß das Journal noch immer das wohlfeilste bleibt, während über seinen Gehalt die Stimmen täglich sich mehren. Die aufmunternde Theilnahme des Publikums, und der wachsende Zufluß schätzbarer Beyträge haben eine strenge Auswahl des Vorzüglichen möglich gemacht, wie der Inhalt eines jeden Heftes an den Tag gibt, von dem wir aus der neuesten Zeit nur die Beyträge von Paulus und Schwarz über theologische Literatur, die Kritiken über den Fonk'schen Prozeß von Zachariä und Mittermaier, eine Recension über Gajus von Schrader, über die Gothaische Erbfolge von Zachariä, über Statistik und Kameralwissenschaften von Rau, über Naturkunde, theoretische und praktische Heilkunde von Tiedemann, Leonhard, Conradi, Nägele, Muncke, Gmelin, über Philologie die schätzbaren Bekanntmachungen aus der italienischen, französischen und englischen Literatur, eine Kritik über Cicero de Re Publica von Creuzer, einen Beytrag aus der persischen Literatur von Hammer, eine ausführliche Kritik des gefeyerten Walter Scott u. dgl. zu erwähnen brauchen, um zugleich den Vorzug unseres Instituts zu beurkunden, daß die bemerkenswerthen Erscheinungen in der Literatur durch dasselbe so zeitig und gründlich wie möglich berücksichtigt werden, und das Publikum also mit Vertrauen auf die wünschenswerthe Vollständigkeit zählen kann. Um diese noch zu erhöhen wird,

das Intelligenzblatt auch künftig Chronik aller gelehrten Anstalten, also Erweiterungen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen, Todesnachrichten gerne gratis aufnehmen, und nur vollständige Lectionsverzeichnisse der Berechnung unterwerfen, welche für Antikritiken, Anzeigen des Buch- und Kunsthandels festgesetzt ist.

Wir bitten nun die Bestellungen für das nächste Jahr durch alle Buchhandlungen und Postämter möglichst zu beschleunigen, da schnelle und regelmäßige Versendung auch ferner unser Augenmerk seyn wird.

Heidelberg im November 1823.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Französische Literatur.

Den so eben erschienenen vollständigen Katalog meiner französischen Sortimentshandlung, welcher sich durch Reichhaltigkeit in älterer und neuerer Literatur und die billigsten Preise auszeichnet, empfehle ich allen Freunden der Wissenschaften.

Leopold Voss in Leipzig.

In unserem Verlage sind erschienen:

Mannert, K., (Hofrath und Professor zu Landshut) das nördliche Griechenland; der Peloponnesus; die Inseln des Archipelagus. Aus den Quellen bearbeitet.

Auch unter dem Titel:

Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt. 8r Theil mit Charte. gr. 8. 1822. 3 Thlr. 12 gr.

Desselben Werks IXr Theil in 2 Abtheilungen, oder: Geographie von Italien nebst den Inseln Sicilia, Sardinien ꝛc. Mit 1 Charte. gr. 8. 1823. 5 Rthlr.

Durch vieljähriges umfassendes Studium der Quellen und Forschungen über alte Geographie ist es dem berühmten Verfasser gelungen, in der fortwährenden sorgfältigen Fortsetzung seines klassischen Werks viele neue Entdeckungen und scharfsinnige Ansichten darzulegen, welche jede Abtheilung, besonders aber die obigen, die vom allgemeinsten Interesse für jeden Alterthumsfreund sind, zu einer wahren Bereicherung der Literatur erheben. Auf einige Zeit ist der Preis des ersten bis sechsten Bandes von 20 Rthlr. 8 Gr. auf 12 Rthlr. vermindert worden.

Hahnsche Verlagsbuchhandlung
in Leipzig.

Nro. 42.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die unterzeichnete Buchhandlung an: daß in ihrem Verlag eine Uebersetzung von dem in London erscheinenden interessanten englischen Werke:

Sinclair, Georg, Ueber den Bau der Gräser, ihre nährenden Bestandtheile, Wechselwirthschaft mit den Cerealien ꝛc. und chemische Untersuchungen darüber von Humphry Davy. Mit Abbildungen der Gräser ꝛc.

gleichzeitig mit dem Original erscheinen werde.

Stuttgart und Tübingen d. 11. Decbr. 1823.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

ARCHÉOLOGIE FRANÇAISE

ou

Vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude et qu'il serait bon de restituer au langage moderne accompagné d'exemples tirés des écrivains français des XIIe, XIIIe, XIVe, XVe et XVIe siècles manuscrits ou imprimés par Charles Pougens de l'institut de France, Academie Royale des Inscriptions et belles-lettres, des Acad. Imp. et Roy. de St. Pétersbourg, Gœttingue, Munich, Pays-Bas, Madrid langue Espagnole, Madrid, histoire, Lisbonne, Turin etc. etc. très élégamment imprimé chez Messieurs Firmin Didot père et fils in-8°. Tom. 1er 7 Fr.

Ce travail était vivement desiré par la Bruyère, Voltaire, Marmontel et un grand nombre de gens de lettres du premier ordre. Mr. Charles Pougens qui depuis quarante six ans révolus s'occupe du trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française dont le specimen a paru en 1819 Imprim. Roy. 1 Vol. in-4. après avoir long-temps médité l'idée que lui suggéraient d'aussi illustres maitres, s'est déterminé à l'exécuter. Racheter d'un injuste oubli des mots utiles, sonores, et qui appartenaient de droit à notre langue c'est en effet contribuer à l'enrichir, et s'opposer en même temps aux invasions du néologisme. L'impression de cette archéologie française ayant été interrompue par la mort du libraire éditeur Théod. Desoer, Rue Christine No. 2 Paris et un grand nombre de gens de lettres nationaux et étrangers ainsi que plusieurs sociétés savantes ayant paru en désirer vivement la suite, on va mettre incessamment sous presses le second et dernier volume.

S'adresser Franc de port à Charle Pougens Rue des Saints pères No. 17 Faubourg St. Germ. Paris.

Ceux qui ont déjà acquis le premier volume ou qui, en prenant ce premier volume s'inscriront pour le second recevront ce second et dernier Volume à un tiers de remise de sa valeur. — On ne paye rien à l'avance.

Bildnisse

der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten

17te und 18te Suite.

Diese beyden Suiten sind so eben erschienen und enthalten folgende 24 Portraits:

Augereau, Büffon, Buttler, Chaucer, Christine v. Schweden, Colbert, Egmont, Elisabeth, Fontenelle, Garrick, Heinse, Kotzebue, Ludwig der 14te, Lafontaine, Macchiavelli, Montague, J. v. Müller, Orleans (Herzog v.), Orenstierna, Plinius, Rembrand, Rein, Smollet, Vespucci.

Sie sind gestochen von Bollinger, Bolt, Devrient, Eßlinger, Fleischmann und Rémon, so wie durch alle Buchhandlungen für den sehr billigen Subscr.-Preis von 1 Rthlr. 8 gr. für jede Suite zu erhalten. Jedes einzelne Portrait kostet 6 Groschen.

Zwickau, im October 1823.

Gebr. Schumann.

Sophronizon

oder

unpartheyisch-freymüthige

Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik

der Staaten und Kirchen

herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus. 1824.

Die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf den Geist dieser Zeitschrift und der Vorrath von zweckmäßigen Materialien veranlassen den Herausgeber, den Jahrgang von vier auf sechs Hefte zu erweitern; wie schon der Jahrgang von 1823, weil die für Verbesserung der Geschwornengerichte und der richterlichen Oeffentlichkeit überhaupt so wichtige Fonkische Processache vollständig behandelt wurde, unvorhergesehen sechs Hefte geliefert hat. Der Zweck des Sophronizons, das Besserwerden durch Richtigdenken fördern zu helfen, richtet den Blick bald mehr auf diese, bald auf jene Gegenden. Im I. und II. Heft für 1824 behandelt der Herausgeber am meisten den Presbyterialstreit in Bayern oder die Frage: Will die Evangel. Kirche in Bayern nicht auch mündig werden? geschichtlich und beurtheilend. Außerdem macht Neumann auf eine vollständige Handschrift von Burchards Diarium Pontificale aufmerksam; Paulus giebt aus einer Carlsruher Handschrift Anekdoten zur Geschichte der Päpste Alexander VI. und seiner zwey Nachfolger. Einer Abhandlung vom Obertribunalrath Härlin zu Stuttgart über Geschwornengerichte sind Anmerkungen von Paulus zu deren

Verbesserung beygefügt. Würtemberg berücksichtigen Bemerkungen eines Ungen. zu Prof. Memmingers Jahrbuch von 1822. Zum Schluß Dr. Gurlitts Erklärung gegen einen mystischen Verketzerungsversuch zu Hamburg. Staat und Kirche sind so sehr verbunden, daß das Anstreben zum Besserwerden immer diese beyden, die Menschheit umfassenden großen Gesellschaften zugleich im Auge zu behalten hat.

Bereits in den nächsten Wochen kann das erste Heft für 1824 in den Händen der resp. Abonnenten seyn, und wir bitten daher um baldige Einsendung der Bestellungen. Heidelberg im Dezember 1823.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

In der Jäger'schen Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und zu haben bey allen Buchhandlungen Deutschlands:

Kleines Geschenk zum Neuen Jahre
oder
Frankfurter Taschenkalender
auf 1824.
Mit Kupfern.

Nebst Kalender, unter der Vorrichtung denselben herauszunehmen, da, wo der Verkauf mit diesem dem Stempel unterliegt.

Preis in eleganten Umschlag und Einband mit Goldschnitt 48 kr.

Es war schon viele Jahre unsere besondere Sorge, diesen kleinen Almanach durch eine innere vorzüglichere Ausstattung den Wünschen des Publikums und den damit verbundenen lieblichen Zwecken näher zu bringen. So tritt es dieses Jahr mit veränderter Gestalt ans Licht! — Das Format in Kupfern und Text ist größer. Erstere, Scenen aus den Geschichten des Textes darstellend, sind nach eigenen Zeichnungen von einem beliebten Künstler ausgeführt und stehen keinem der größeren Taschenbücher nach; — letzterer ist auf feines Postpapier geschmackvoll gedruckt. — Der Inhalt wechselt mit kleinen ausgewählten Gedichten und prosaischen Erzählungen ab und gewährt, verflochten mit den erwähnten Kupfern, eine eben so nützliche und angenehme Unterhaltung, als erfreuliche Ansicht. Zugleich ist besonders darauf Rücksicht genommen, daß dieß Werkchen der Jugend von jedem Alter und Stande in die Hände gegeben werden kann. Ungeachtet aller dieser Vorzüge ist der Preis nicht erhöht, in der Hoffnung, daß man sich dadurch um so mehr bewogen finden wird, dieß liebliche Neujahrblümchen zu Geschenken anzuwenden,

da ja nicht die Größe der Gabe, sondern der gute Wille des Gebers dieser den Werth giebt.

Bey C. Cnobloch in Leipzig ist erschienen:

Sappho, oder der leukadische Fels, eine Komödie v. P. Berthold.

Daß die Poesie der neuesten Zeit mehr als billig einen weiblichen Charakter annimmt und in einer gewissen hinfälligen Zartheit jeden Rest von Kraft hinschwinden läßt, wird lange schon von Männern, die über unserer Zeit stehen, anerkannt. Muthwilliger jedoch kann die neue Muse ihre Mängel nicht entblößen, als wenn sie sich neben die griechische hinstellt und mit ihr in Konkurrenz setzt. Darum schien dem Verfasser unserer Komödie, welcher Scherz und Ironie für ein wirksames Verwahrungsmittel gegen ästhetische Geistesübel und überhaupt für ein Hauptbedürfniß unserer Zeit ansieht, Sappho ein günstiger Stoff, um daran den Abstand der kränkelnden neuen von der kerngesunden alten Poesie anschaulich zu machen. Sappho in ihren grauen Tagen verliebt und nach Art aller Frauen, die im Alter ein ähnlicher Anfall trifft, mädchenhaft schwärmend; der Gegenstand ihrer Flammen eine eitle Puppe, der (wie der Chor sich ausläßt) zum Manne gerade soviel fehlt, als ein Mann dazu braucht; endlich der Chor selbst, der aus gemietheten Hetären bestehend, nur Tugend und Weisheit im Munde führt, um die verirrte Dichterin zurecht zu bringen, sind an sich bezeichnend genug. Der Verfasser trachtete übrigens, sich trotz der allegorischen Gestalt seiner Dichtung in keinem Punkte von Natur und Wahrheit zu entfernen, die er selbst, in der eben so schalkhaften als verwegenen Katastrophe mit überraschender Genauigkeit beachtet. Wer daher der süßen Gerichte unserer neuesten poetischen Kochkunst überdrüßig, sich nach einer wahrhaften Kost, wozu die nöthige Dosis attischen Salzes gekommen, sehnt, dem wird unsere Komödie hiermit empfohlen.

Anzeige.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Volks- und Kriegslieder, mit mehrstimmigen Melodieen und beygefügter Clavierbegleitung; herausgegeb. v. Albert Methfessel, 3te sehr vermehrte und umgearbeitete rechtmäßige Aufl. qu. 8vo cartonnirt 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Der eben so rasche Absatz der 2ten Auflage, als der der ersten, bürgt hinlänglich für die entschiedene Brauchbarkeit desselben, namentlich zur Erhöhung froher Stunden im geselligen Vereine.

Diese 3te Auflage ist gegen die frühern noch dadurch in Vorzug zu stellen, daß der berühmte Herausgeber nicht allein mehrere Lieder von geringerem Werthe ausgelassen, die er durch ganz neue und gewähltere ersetzte; sondern auch durch die ganz neu hinzugefügte Clavierbegleitung, die zugleich als Andeutung zu 3- und 4stimmiger Ausführung der Lieder anwendbar ist.

Bey dieser Clavierbegleitung ist, nach dem Vorworte, darauf namentlich Rücksicht genommen, die Harmonie so einfach als möglich zu ordnen, da das Hauptaugenmerk des Herausgebers vorzüglich dieß und bleiben mußte, einfach, edel und kräftig durch alle Lieder zu wirken.

Die Verlagshandlung kann schließlich nicht umhin, zu bemerken, daß sie auch ihrerseits für eine zweckmäßige Ausstattung besorgt war, und dazu einen saubern und schönen Stahldruck und ein weißes und gutes Papier wählte.

Inwiefern demnach ähnliche Sammlungen mit dieser zu vergleichen sind, darüber mögen Zusammenhaltungen entscheiden.

In Partien von wenigstens 12 Exempl. und bey baarer Einsendung des Betrags werden daran 25% Rabbat bewilliget, welcher davon gleich verkürzt werden kann.

Rudolstadt, im November 1823.

Fürstl. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Von dem neuen englischen Romane:

the Entail by Galt, 3 Vols,

bringen wir nächstens eine gute Uebersetzung.

Reinsche Buchhandlung.

In der endesgenannten Buchhandlung ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Medaillons, oder Gemälde aus der Gallerie des Lebens im verjüngten Maasstabe, von Karl Blumauer 8. auf schönem weißen Druckpapier. Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Der Titel dieses Werkes entspricht vollkommen seinem Inhalt, welcher in einer Reihe der auserwähltesten, durch Scherz und Laune, mit Ernst abwechselnder Erzählungen besteht. Es dürfte demnach dieses Werk im Felde der schönen Literatur eine angenehme Erscheinung seyn. Vorzüglich ist es dem empfindenden und denkenden Theil des schönen Geschlechtes zu empfehlen, welcher hier treu nach dem Leben gezeichnete mit den zartesten Farben aufgetragene Bilder finden wird. Wir glauben daher mit diesem Werke dem edleren Theil des weiblichen Geschlechtes ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk darzubringen, um so mehr, da es sich von ähnlichen literarischen Producten aufs rühmlichste auszeichnet, und sich besonders dazu eignet, frohe Laune und ernstes Nachdenken im Menschen hervorzubringen.

Ideen zu Stylübungen mit Andeutungen zum Gebrauch derselben beym Unterricht in obern Mädchenklassen der Bürgerschulen, nebst beygefügten Stylproben. Gesammelt von C. Hiersche, Oberlehrer am Schullehrer Seminar zu Weißenfels. Zweyte Sammlung. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. Rhein.

Der allgemeine Beyfall und die besten Recensionen der meisten deutschen literarischen Blätter, mit welchem der erste Band dieses Werkes aufgenommen worden ist, berechtiget uns zu der Hoffnung daß die Erscheinung des zweyten Bandes sehr willkommen seyn dürfte. Vorzüglich ist dieses Werk denen Eltern zu empfehlen, welche Töchter von 10 — 14 Jahren besitzen, und welchen dieses Buch bey einem glücklich zu entwickelnden Talente, zu schriftlichen Mittheilungen ein steter Rathgeber und daher fast unentbehrlich ist. Aber eben so willkommen muß es Lehrern von Mädchenschulen seyn, weil sie hier die besten Stoffe für Ihren Unterricht finden. Zu gleicher Zeit machen wir auf die erste Sammlung dieses nützlichen Werkes aufmerksam, der Preis derselben ist auch 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Leipzig im Novbr. 1823.

Wepgand'sche Buchhandlung.

Für Aerzte und Apotheker.

So eben ist bey mir erschienen:

Vorschriften für die Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneymittel, als: der Krähenaugen, des Morphins, der Blausäure, des Strychnins, des Veratrins, der China-Alkalien, des Emetins, der Jodine u. m. a. Von F. Magendi. Aus dem Französischen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis 12 Gr.

Der ausgezeichnete Beyfall, mit welchem diese interessante Schrift aufgenommen worden ist, und welcher den schnellen Verkauf von zwey Auflagen bewirkte, wird dieser so eben erschienenen dritten Auflage um so mehr zu Theil werden, da sie sich durch bedeutende Verbesserungen und Vermehrungen auszeichnet.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

Anzeige.

Bey herannahendem Jahresschluß werden die verehrlichen Abonnenten, welche:

die Zeitung der freyen Stadt Frankfurt, nebst dem Amtsblatt, und mit, oder ohne Iris; oder:

das Unterhaltungsblatt: Iris, allein

für 1824 fortzuhalten, so wie die Personen, welche solche neu anzubestellen wünschen, ersucht, dieses zeitig genug bey den ihnen zunächst gelegenen resp. Postämtern zu thun, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleide. Die Herausgabe bleibt dieselbe, wie bisher, nämlich: der Zeitung täglich; des damit verbundenen offiziellen und ausschließlich privilegirten Amtsblattes, (an welches sich auch literarische Anzeigen und Privatbekanntmachungen jeder Art anschließen,) wöchentlich zweymal, (Dienstags und Freytags) und der Iris ebenfalls wöchentlich zweymal (Sonntags und Donnerstags). Die wohllöbl. Zeitungs-Expedition des hiesigen Ober-Post-Amts besorgt die auswärtigen Bestellungen und erläßt halbjährig:

Zeitung und Amtsblatt, (ohne Iris), um fl. 3. 45 kr.
Die Iris allein um . . . . . fl. 2.
Zeitung nebst Amtsblatt und Iris, zusammen um fl. 4. 30 kr.

An welchen Preisen den auswärtigen Postämtern ein mäßiger Aufschlag, nach dem für alle Zeitungen angenommenen Verhältniß der Entfernung, zugestanden werden muß. Für hiesige Stadt werden die Bestellungen auf dem Büreau, Münzgasse Ltr. J. Nro. 270 gemacht, wo auch die Versendungen durch die Boten geschehen.

Die Expedition der Zeitung der freyen Stadt Frankfurt.

Nettelbeck's Leben.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. Drey Bändchen. Mit Nettelbeck's Bildniß und

einem Plane der Gegend um Colberg. 8. 3 Thlr. Leipzig, bey F. A. Brockhaus. 1823.

Es würde unstreitig ebensowohl zu spät, als an sich selbst überflüssig seyn, der deutschen Lesewelt dieß Werk empfehlen zu wollen, dessen beyde früher erschienene Bändchen von derselben bereits mit so entschiedenem Beyfall aufgenommen worden sind, über dessen gediegenen Werth sich die kritischen Zeitblätter einhellig auf das Günstigste ausgesprochen, und von welchem namhafte Stimmen edler Männer und Frauen nicht angestanden haben, es in seiner Gattung als classisch und als eine Zierde unsrer Literatur zu betrachten. Wir verweisen in dieser Hinsicht nur auf Goethe's Empfehlung desselben in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen deutschen Gil Blas.

Wenn aber bereits dieses Mannes wechselvolles Leben in seinen engeren Privat-Verhältnissen einem Romane gleicht und durch Inhalt, wie durch Ausdruck und Darstellung, allen Ständen, Altern und Geschlechtern einen unwiderstehlichen Reiz abgewinnt: so muß dieß Interesse nothwendig sein Höchstes in dem Zeitpunkt erreichen, wo derselbe aus seiner Verborgenheit plötzlich in das öffentliche Leben hervortritt, durch Gesinnung und That der Mann der Nation wird, auf dem ihre Blicke mit Liebe und Bewunderung ruhen, und der, in der schlichten Einfalt seines Herzens, aber mit hinreißender Lebendigkeit, nun selbst erzählt, wie dieß Alles sich mit ihm begeben. Dieß nun thut er in dem so eben erschienenen dritten Bändchen seiner Biographie und in einer Weise, die das unverkennbarste Gepräge der Wahrheit an sich trägt, Sinn und Gemüth im Ganzen, wie im Einzelnen, auf das Erfreuendste anspricht und zu dem Geständnisse nöthigt: „Ein Mann, wie Wenige: aber auch ein Erzähler, wie Wenige!"

Vorstehendes Werk ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Bey Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bischof, Dr. Carl Gustav, (ord. Prof. der Chemie zu Bonn), Lehrbuch der reinen Chemie. Erster Band, welcher die Einleitung, die allgemeine Chemie und die Lehre von den Imponderabilien enthält. gr. 8. 1 Thlr. 21 ggr. od. 3 fl. 24 kr.

Ein Lehrbuch der Chemie, in welchem man eine treffliche Anordnung, möglichste Vollständigkeit verbunden mit einer den Gegenstand völlig erschöpfenden großen Klarheit der Darstellung nicht verkennen wird; wie dafür der Name des Herrn Verfassers vollkommen Bürge ist. Es ist dieses Werk, obschon zunächst als Lehrbuch für seine Zuhörer bestimmt, doch ganz besonders auch zum Selbststudium und zum Nachlesen für solche, welche schon chemische Kenntnisse besitzen, geeignet. — Dieser erste Band beschäftigt sich vorzugsweise mit dem physikalischen Theile der Chemie und wird daher, da jeder Band einzeln gegeben wird, Vielen willkommen seyn, denen es hauptsächlich um das Studium der Physik zu thun ist; der zweyte Band, welcher bereits unter der Presse ist und zur Ostermesse 1824 erscheinen wird, begreift die specielle Chemie der unorganischen Substanzen; der dritte Band endlich wird die organischen Substanzen umfassen, und ein vollständiges Register das Ganze beschließen. Ein billiger Preis, bey gutem compendiösem Druck und schönem Papier, ganz gleich dem bereits fertigen ersten Bande, wird die allgemeine Verbreitung des Werkes möglichst erleichtern.

Bhagavad-Gita, id est Θεσπεσιον μελος, sive almi Krishnæ et Arjunæ colloquium de rebus divinis, Bharateæ episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinum adiecit Aug. Guil. a Schlegel. 8 maj. geh. Preis 5 Thlr. 12 ggr. oder 9 fl. 54 kr. Rhein.

Nees von Esenbeck, Dr. C. G., und Dr. J. Nöggerath, giebt Tacitus einen historischen Beweis von vulkanischen Eruptionen am Niederrhein? Antiquarisch naturhistorisch untersucht. gr. 8. geh. 8 ggr. od. 36 kr. Rhein.

Eine interessante Abhandlung, von gleicher Wichtigkeit für den Historiker, wie für den Naturforscher.

Dorow, Dr., Denkmäler aller Sprache und Kunst, 1sten Bandes 1s Heft. Mit 3 Steintaf. (Taf. 1 u. 2. Bildwerke, Taf. 3. vollständ. skandinavische Paläographie a. d. 12ten Jahrhund. enth.) gr. 8. 1 Thlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Liebchen von Waldkron.
Von
Friedrich Kind.
Freundschaftsgabe
für 1824.

Mit einem Titelkupfer von C. A. Schwerdgeburth, nebst Musikbeylage. Taschenformat. Sauber gebunden in Futteral.

Preis 20 gr.

Unter den dießjährigen Taschenbüchern empfangen wir von der Hand eines unserer beliebtesten Schriftsteller eine gewiß Jedem höchst willkommene Gabe, da deren Inhalt eben so anziehend unterhält, als sich das niedliche Buch seinem Zweck und der eleganten Ausstattung gemäß, zu einem sinnreichen Pfand der Liebe und Freundschaft vorzüglich eignet. Zwey Erzählungen sind hier zu einer verkettet; eine tragische aus dem Mittelalter und eine heitere aus der Jetztwelt, — die letztere gleichsam den Rahmen um die erstere bildend.

Bey C. H. G. Christiani in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugenie.

Eine Unterhaltungsschrift für die erwachsene weibliche Jugend. Von Amalia Schoppe. gr. 8. mit 6 Kupfern von Jury. Preis geheftet 1 Rthlr. 18 Gr.

Aeltern, die ihren Töchtern ein nützliches und angenehmes Buch in die Hände geben wollen, können wir obige treffliche Schrift nicht genug empfehlen.

Nro. 43.

Intelligenz-Blatt.

1823.

Uebersicht der Mythologie.

Bey mir ist so eben erschienen:

Uebersicht der Indischen, Persischen, Aegyptischen, Griechischen und altitalischen Mythologie und Religionslehre, mit Beziehung auf die Phantasien des Alterthums. Ein Leitfaden für den mythologischen Unterricht in höhern Schulen; von J. A. L. Richter. gr. 8. Preis 18 Gr.

Das früher in meinem Verlage erschienene größere Werk des Verfassers über die Mythen und religiösen Sagen der Alten: Phantasien des Alterthums u. s. w. 5 Theile in gr. 8. Mit 20 Kupfern in 4to. Preis: 14 Rthlr. 16 Gr., wurde so günstig aufgenommen, daß ich hoffen darf, obige Uebersicht, welche den zweckmäßigen Gebrauch des Werks in Schulen noch mehr erleichtert, wird sehr willkommen seyn.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

In der Buchhandlung von P. G. Hilscher in Dresden ist so eben erschienen und als Weihnachtsgabe für künftig Studierende besonders zu empfehlen:

Philippi's erzählender Lateiner,

d. i.

Selectae narratiunculae facetae ac lepidae plaeraeque omnes ignotae, ein praktisches Hülfsbuch zur Einübung der lateinischen Conversations-Sprache

nebst

einleitender Vorrede

von

Dettlev Carl Baumgarten-Crusius.

„Den Lehrling in Erzählungen aus dem neuern Leben mit den Ausdrücken und den Wendungen der alten Sprache bekannt zu machen" — sagt der gelehrte Vorredner — „ist ein glücklicher Gedanke, der Meinung und Unterrichtsweise der ältesten Jugendlehrer angemessen, bey diesem Lehrgegenstande besonders darum zu empfehlen, weil dadurch dem jungen Auge das Grauenhafte und Dunkle der fernen Zeit in freundlicheres Licht gestellt wird, und das Gedächtniß eine Menge von Ausdrücken gewinnt, deren Kenntniß nothwendig oder doch nützlich ist und Vielen, selbst weiter Geförderten, abzugehen pflegt." —

Und fürwahr, wer aus Erfahrung weiß, wie wenig die Anzahl vorhandener, in die Vorschule der lateinischen Sprache einführender Lehrbücher ihrem Zweck entspricht und wie selten selbst in den classischen Schriftstellern belesene junge Leute, sich mit Gewandtheit und Leichtigkeit über Gegenstände des gemeinen Lebens auszudrücken vermögen, der wird in diesem wahrhaft praktischen Unterrichtsbuche ein langentbehrtes, vielwillkommenes Hülfsmittel zur Einübung der lateinischen Conversations-Sprache finden. Eine kleine, hinten angehängte, lateinisch geschriebene Mythologie und ergötzliche Sammlung lateinischer Witzsprüche, für Geübtere, nebst vollständigem, zu den Erzählungen gehörigem Wörterbuche vermehren die Brauchbarkeit dieses durch seine Wohlfeilheit (20 Bogen groß Octav für 18 Gr.) ausgezeichneten Lehrbuchs.

Ueber den Umgang mit Menschen, von A. Freih. von Knigge; durchgesehen und vermehrt vom Prediger Wilmsen in Berlin. 3 Theile. 10te Original-Ausgabe. Mit einem allegor. Kupfer nach Ramberg. 8. Hannover, in der Hahnschen Hof-Buchhandlung. 2 Rthlr.

Längst hat die allgemeine Stimme den entschiedenen Werth dieses Knigge'schen Meisterwerks anerkannt, und fortwährend finden Jünglinge und Jungfrauen aller Classen an dem menschenkundigen Verfasser einen treuen Rathgeber in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, so wie man im reifern Alter die eigenen Erfahrungen und Reflexionen hier bestätigt finden wird.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat nicht nur die leztern Auflagen sorgfältig durchgesehen, und sie da, wo es erforderlich war, der jetzigen Zeit mehr angeeignet, sondern sie auch noch durch eine treffliche Abhandlung über die Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwickelung vermehrt.

Dieser 10ten Auflage ist nun noch eine kurze, aber höchst interessante Biographie des geistvollen Knigge beygefügt.

Von Walter Scotts neuestem Roman Walladmor

übersezt von W...s in 3 Bänden. Preis 3 Rthlr. 18 gr. ist eben der 1ste Band erschienen:

Unerschöpflich in der Schöpfung neuer Charaktere, in Phantasie reicher Auswahl der Scenerie, in der Kunst das Interesse zu fesseln, bewährt sich der große Autor in diesem wie in seinem frühern Romane. Lesen wir aber von Ankündigung noch eines Romans in demselben Jahre, so drängt sich die schon geäußerte Vermuthung auf, daß mehrere geniale Köpfe Schottlands bey diesen Romanen ihre vereinten Kräfte bergeben. Hinsichts des innern Werths — wenn es noch der Rede über innern Werth Scottischer Romane bedarf — verweisen wir auf die verdienstliche Einleitung des Herrn Uebersetzers, und bemerken nur, daß uns, nach dem 1sten Band zu schließen, der Roman Walladmor mit den frühern, als dem Astrologen, dem Kerker von Edinburg, Alterthümer u. s. w. verwandter scheint, als mit den spätern. Auch die Mottos der Kapitel sind mit musterhafter Treue übersezt. — Die Verlagshandlung verspricht möglichst schleunige Nachlieferung der folgenden Bände.

Fr. Aug. Herbig.

Anzeige.

Originalien

aus dem Gebiete
der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.
Herausgegeben von Georg Lotz.

Von dieser wöchentlich dreymal erscheinenden, und nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, beginnt mit 1824 der achte Jahrgang. Der Herausgeber, den das Unglück traf, im 30sten Jahre unheilbar zu erblinden, erfreut sich bey diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums, und der Mitwirkung vieler ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes, wovon die bereits erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern; auch werden weder Kosten, noch Mühe gescheuet, dem Ganzen ein immer mannichfacheres Interesse zu verleihen. Das vierteljährige Abonnement ist 3 Mk. 12 fl. Court. (oder circa 1 Rthlr. 12 Gr. sächsisch). Auswärtige, welche diese Zeitschrift wöchentlich, postäglich oder in monatlichen Heften, wie es verlangt wird, empfangen können, wollen sich gefälligst an die resp. Postämter oder jede ihnen zunächst gelegene Buchhandlung, Letztere aber an die Heroldsche Buchhandlung daselbst wenden.

Hamburg, im Novbr. 1823.

Hydrostatik und Hydraulik.

So eben ist bey mir erschienen:

Anfangsgründe der Hydrostatik und Hydraulik zum Selbstunterricht für angehende Architekten, und zunächst als Lehrbuch für den Unterricht in der Königl. Sächsischen Bauschule in Dresden, entworfen vom Professor G. A. Fischer. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieses zunächst für die Königliche Bauschule in Dresden entworfene Lehrbuch vereinigt in sich die vorzüglichsten Lehr- und Erfahrungssätze, durch Beyspiele erläutert, und gibt Anleitung, höhere Werke zu verstehen. Es sind deßhalb in demselben nur solche Gegenstände aufgenommen, welche den angehenden Architekten am unentbehrlichsten seyn dürften, hingegen die des hydraulischen Maschinenwesens (einige einfache und bey dem Wasserbau unentbehrliche Werkzeuge ausgenommen) beseitigt. Zur bessern Uebersicht und Selbstprüfung sind jedem Hauptabschnitte Fragen und Uebungsbeyspiele beygefügt.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

In Magdeburg bey Ferd. Rubach ist erschienen:

Charaden und Räthselkranz

„Gewunden zum freundlichen Angebinde für Zirkel geselliger und angenehmer Unterhaltung" 16. Fein Postpapier in saubern Umschlag gebunden 16 gr.

Der Inhalt dieser Sammlung muß Jedem, dem eine angenehme Unterhaltung in geselligen Zirkeln Bedürfniß ist, ansprechen. Nicht eine Reihe platter, etwa sinnloser Räthsel ist es, was hier geboten wird; es sind Blumen, welche lieblich duften; Gebilde, denen die Kraft dichterischer Phantasie Leben einhauchte, und die neben dem Zwecke, den Scharfsinn zu beschäftigen, als eine Anthologie, die Herzen zartfühlender Leser überraschen und anziehen werden. Eben so geeignet ist dieselbe zu Weihnachts- und Neujahr-Geschenken, da das Aeußere, Druck und Papier mit der Eleganz der Almanache wetteifert, und von letzteren sich nur durch den so geringen Preis unterscheidet.

Von P. G. Hilscher in Dresden wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Farnkräuter,

Drey Erzählungen
in zwey Bänden
von
Dr. Christian Müller.
Preis: 3 Thlr. 8 Gr.

I. Theil: Das Riegelhäubchen.
II. Theil: Die Sicilianer in Deutschland. Die Löwengrube.

Der schon durch die treffliche romantische Erzählung: „Das Mädchen von Ithaka oder Ulysseus Krone" rühmlichst bekannte und geistreiche Verfasser hat seinen Ruf in der literarischen Welt bereits begründet, und es bedarf nur, seinen Namen zu nennen, um den Farnkräutern eine günstige und freundliche Aufnahme zu verschaffen. Das Riegelhäubchen, eine Erzählung von Geist und Leben, Witz und Laune, muß jedem Leser, und besonders denjenigen, welcher in Baierns Residenz bekannt ist, Genuß und Unterhaltung gewähren. In den Sicilianern in Deutschland finden wir treue geographische und geschichtliche Schilderungen des heutigen Venedig und andrer Städte des obern Italiens und des südlichen Deutschlands, und die bindende Sprache, so wie der ernste Ton der Erzählung wird gewiß keinen der Lesenden unbefriedigt lassen. Die Löwengrube, eine höchst interessante Erzählung aus den ältern Zeiten Baierns, unterhält durch Neuheit der Erfindung und läßt nichts zu wünschen übrig, als daß der geniale Verfasser auf dem glücklich betretenen Pfade fortwandeln möge.

Allgemeine Encyclopädie

der Künste und Wissenschaften
von genannten Schriftstellern bearbeitet und in alphabetischer Folge herausgegeben
von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Eilfter Theil.
Bleiberg — Bonzen.
Mit Kupfern und Charten.
Leipzig, bey Joh. Friedr. Gleditsch.

Dem so eben erschienenen 11ten Theile wird der 12te in den ersten Monaten des nächsten Jahres folgen, und beweist dieses reichhaltige Werk in seinem Fortschreiten, daß es, was auch immer darüber gesagt werden möge, nur gerade so und nicht anders gegeben werden kann, und daß jede Beschuldigung, wegen zu großer Weitläuftigkeit durch Vergleichung und Prüfung aller ähnlichen Werke, sich nicht behaupten kann.

Diejenigen resp. Abnehmer und Subscribenten, denen die neu erscheinenden Theile nicht bald nach der Erschei-

nung zukommen, werden ersucht, sich direkt an den Verleger zu wenden.

Der Pränumerationspreis für den 11ten und 12ten Theil ist auf Druckpapier 7 Thlr. 16 Gr. sächs., auf Velinpap. 10 Thlr.

Neue Abnehmer haben für den 1sten bis 12ten Theil zum Subscriptions-Preise, welcher noch auf unbestimmte Zeit gilt, für ein Exemplar

auf Druckpapier 46 Thlr. sächs.
auf Velinpapier 60 Thlr. sächs.

zu entrichten, welchen Preis alle Buchhandlungen, bey nicht zu großer Entfernung vom Verlagsorte, zu gewähren im Stande sind.

Anzeige an Eltern und Erzieher.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. 1r Band, mit 6 illuminirten Kupfern. 12. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der durch mehrere Jugendschriften schon bekannte Verfasser giebt hier nun auch dem zärteren Jugendalter eine Sammlung kleiner Geschichten und Mährchen. Bey dem großen Ueberflusse an Kinderschriften mangelt es doch immer noch an guten Schriften dieser Art. Man wird dem Herausgeber dieser Christblumen darum sicher Dank wissen für seine verdienstliche Arbeit. Die in denselben gegebenen zwölf Mährchen und Geschichten gewähren der Jugend nicht allein eine unschädliche ergötzliche Lektüre, sondern sie stellen auch eben so viele Bilder aus einer reichen Gemüthswelt dar, welche gewiß einen bleibenden und wohlthätigen Eindruck auf junge Gemüther machen werden. In dieser Rücksicht sind sie auch ganz passend mit dem Namen der Christblumen bezeichnet, und die erste Geschichte bildet gleichsam eine allegorische Einleitung in die kleine Sammlung.

Frankfurt a. M. im Novbr. 1823.

Heinrich Wilmans.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea
Taschenbuch
für 1824.
Erster Jahrgang.

Mit acht Kupfern nach Heinrich Namberg, zu Friedrich Kinds und Maria von Webers

Freyschützen.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral. Preis: 2 Rthlr. Conv. od. 3 Fl. 36 kr. Rhein.

Im nächsten Jahrgang solar von Webers neuester Oper „Eurpanthe" eine ähnliche Kupfergallerie.

Ein treffliches Weihnachtgeschenk.

K. A. Förster, Sammlung auserlesener Gedichte, für Gedächtniß- und Redübungen, nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schweren. Zweyte verm. und verb. Auflage. 1823.

ist in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Metzler, Sattler, Frankh und Löflund, in Tübingen bey Osiander und Laupp. 26 Bogen stark, auf Velinp. gedruckt und brochirt, für 1 Rthlr. 12 gr. zu bekommen.

Dresden im Decbr. 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Bey C. F. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die
besorgte Hausfrau
in
der Küche und Vorrathskammer;
oder
deutliche und gründliche Anweisung,
Erstens:

wie ohne alle Verkenntnisse, mit vorzüglicher Rücksicht auf Wohlfeilheit und zierliches Ansehen, alle Arten der ausgesuchtesten Speisen, Backwerke, Compots, Crême's, Gelée's, Gefrornen, Eingemachten, Marmeladen, Säfte, warmer und kalter Getränke und Liqueurs zu bereiten und anzurichten sind; und

Zweytens:

wie das Brotbacken, das Milchwesen, nebst Butter- und Käsebereitung, das Einschlachten, Einpökeln und Räuchern aller Fleischarten, die Zubereitung aller Arten Würste, das Einsieden und Aufbewahren aller Arten zahmen und wilden Fleisches und Geflügels, nebst dem Marinieren der Fische und dergleichen, das Aufbewahren aller Arten Zugemüse, das lange Frischerhalten aller Obstarten und das Abdarren derselben, die Zubereitung verschiedener Obstweine und Essige, die Zucht des Federviehes und ein sehr vortheilhaftes Mästen mehrerley Geflügels, die Behandlung des Garns, das Bleichen, Waschen der Wäsche und Betten, Stärkemachen, Seifesieden, die Verfertigung der Lichter und das Reinigen des Tafel- und Küchengeschirrs, allerley Haushaltungsvortheile, die Bestellung des Küchengartens und Erziehung der Gewächse, wie auch des Samens, zu besorgen und auszuüben sind.

Ein Handbuch
für
angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen,
vorzüglich
in mittleren und kleineren Städten und
auf dem Lande.
Von
Caroline Eleonore Grebitz.

Zwey Theile. 1824. 58 Bogen in 8. Preis 1 Rthlr. 20 Gr.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung sind erschienen:

1) Heyse's, J. Ch. A., (Schuldirectors zu Magdeburg) Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. 3te verbesserte Aufl. gr. 8. 1822. 2 Rthlr. (Die Metrik daraus besonders 8 Ggr.)

2) Dessen kleine theoretisch-praktische deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche. 4te verb. Aufl. gr. 8. 1823. (22 Bogen) 16 Sgr.

3) Dessen kurzer Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache, für höhere und niedere Schulen. 2te neu bearbeitete Aufl. gr. 8. 1823. (7 Bogen) 6 Sgr.

Der als Lehrer und Schriftsteller schon seit vielen Jahren rühmlich bekannte Hr. Verfasser dieser 3 Sprachlehren zeigt bey jeder neuen Erscheinung derselben, daß er das ihnen überall ertheilte Lob sich nur zur Ermunterung dienen ließ, sie dem Ziele der Vollkommenheit immer näher zu führen. Dieß beweist jeder Abschnitt der genannten Werke. — Wenn das zunächst zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterricht bestimmte größere Werk (N. 1.) ein trefflicher Commentar des kleinern (Nr. 2.) für höhere Schulclassen bearbeitet ist: so kann dagegen dieses als Hand- und Hülfsbuch dem Lehrer in den untern Classen von Gelehrten- und Bürgerschulen dienen, für welche der kurze Leitfaden (Nr. 3.) bestimmt ist, der Alles enthält, was dem Lehrling eine klare Einsicht in den Bau der zu erlernenden Sprache und einen leicht faßlichen Ueberblick der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten derselben gewähren soll. So reicht das eine Werk dem andern gegenseitig die Hand, und überall hat der Verf. mit der bündigsten Kürze — Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit so zu verbinden gewußt, wie es nur von dem geschehen kann, der seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist. Hiezu kommt eine musterhafte Druckrichtigkeit, wie man sie selten in Sprachwerken findet, so sehr sie auch gerade hierin unerläßliche Bedingung seyn sollte. —

Wenn daher einsichtsvolle Schulvorsteher und Lehrer nahe und fern die wiederholte Versicherung geben, daß sie ihre Schüler und Schülerinnen durch diese Lehrbücher in sehr kurzer Zeit zur praktischen Vollkommenheit im Sprechen und Schreiben gebracht haben: so stimmt damit das von Recensenten und namentlich von einem der strengsten (Stephani in seinem Schulfreunde 3. Bdchen S. 170 u. 4. Bdchen S. 171) über jene Werke gefällte Urtheil wohl überein, wenn er sagt: „Hepse's Sprachlehre zeigt überall philosophischen Scharfblick und den richtigen Takt für das Rechte. — Was diese Sprachlehre außer dem Lichte, welches sie für eine gründliche Kenntniß unsrer Muttersprache entzündet, dem Lehrer noch besonders empfehlen muß, sind die praktischen Erläuterungen und Aufgaben, welche ihm den Sprachunterricht nicht wenig erleichtern. — Wir wissen daher der Anzeige der neuen verdienstlichen Ausgabe nicht das Mindeste zu ihrer Empfehlung weiter beyzufügen. Das Werk lobt den Meister." —

Empfehlungswerthe Jugendschriften,

die sich vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrgeschenken eignen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu den beygesetzten Preisen zu haben sind:

Baur, Samuel, Leben, Meinungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Bände. Mit Kupf. 8. auf Schreibpap. geh. 9 Rthlr. 12 gr. oder 17 fl. 6 kr.

Dasselbe auf Druckpap., ohne Kupf. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Bleibtreu, Ludw., Darstellung des Sternhimmels oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geh. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Grimm, A. L., Christblumen, eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. 1r Band. Mit 6 illum. Kupf. 12. geb. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— Linas Mährchenbuch. 2 Bände. Mit 8 Kupf. 8. Velinp. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dasselbe auf Druckp. ohne Kupf 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl 24 kr.

— Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und Einen Nacht, für Kinder. 5 Bände. 8. Mit Kupf. Velinp. geh. 7 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 8. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Pattberg, Auguste, Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geb. 6 gr. oder 27 kr.

Poppe, J. H. M., Larunda, oder der Schutzgeist unsrer Lieben in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Lesebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupf. 8. Auf Velinp. geh. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers. Mit 3 Kupf. 8. Auf Velinp. geh. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Dasselbe auf Druckp. ohne Kupf. 10 gr. oder 45 kr.

Frankfurt a. M. im Nov. 1823.

Heinrich Wilmans.

Bey B. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Miniaturmalerei

in allen ihren Theilen oder deutliche und unterhaltende Anweisung: Portraits mit Sicherheit aufzufassen, sprechend ähnlich zu bilden und mit Geschmack darzustellen. Nebst Bemerkungen über Gouache-, Aquarell- und Oel-Malerei. In Briefen an eine Dame von Mansion, einem Zöglinge Isabeys. Aus dem Französischen übersezt vom Prof. A. Heidemann. 8. Preis 12 gGr. oder 54 Kr.

Sowohl des interessanten Gegenstandes, als der eleganten und geschmackvollen Einkleidung wegen, verdient diese Schrift eine vorzügliche Beachtung des kunstliebenden deutschen Publikums, wie sie solche auch in Frankreich und England bereits fand. In einem ungemein anziehenden und unterhaltenden Briefwechsel, der durch Einstreuung der lieblichsten Lebensbilder und der zartesten Galanterie gewürzt wird, theilt der eben so kunst- als geistreiche Verfasser die Lehren seiner Kunst in einer instructiven, selbstunterrichtenden Methode mit, wie wir sie bis jezt noch nicht besaßen. Hierdurch wird es den Liebhabern eben so leicht, sich die so ergötzliche und dankbare Kunstfertigkeit im Portraitmalen anzueignen, als auch dem Künstler vom Fach, sich darin durch eine Menge bis jezt noch unbekannter Vortheile zu vervollkommnen und eine verbesserte Manipulation kennen zu lernen. Die deutsche Uebersetzung ist so, wie man sie aus der Feder des wohlbekannten Uebersetzers zu erwarten berechtigt ist.

Literatur-Blatt

auf das Jahr 1823.

Als Beylage des Morgenblattes sowohl, als besonders herausgegeben, und besorgt:

in seinem kritischen Theil

von

Müllner,

in seinem bibliographischen

von

der Redaction des Morgenblattes.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1823.

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichniß

der

Recensionen und der übrigen Aufsätze, deren Einrückung von dem Redacteur der Kritiken besorgt worden ist.

Aceum, Friedr., von der Verfälschung der Nahrungsmittel ꝛc. No. 24. S. 95.
Adrian, Dr., die Priesterinnen der Griechen. No. 60. S. 230.
Aglaja, 1824. No. 101. S. 402.
Aleris, Willibald, die Schlacht bey Torgau u. der Schatz der Tempelherren. No. 45. S. 178.
Alfieri, Vict., Merope, s. W.
Almanach pour les Dames 1825. No. 20. S. 77.
Alter der Perrücken. No. 7. S. 28.
Ammon, der rechte Standpunkt. No. 17. S. 66.
Anekdoten von Napoleon ꝛc. nach dem Engl. des Hl. W. H. Irelands ꝛc. No. 100. S. 399.
Arbeit, bestellte. No. 26. S. 104.
Aristocratismus. No. 9. S. 33.
Arnoldi, F. W. L., zur Beförderung eines sittlich-religiösen Sinnes. No. 25. S. 99.
Arnott, Dr., Napoleon Bonaparte's Krankheit, Tod und Leiche. No. 33. S. 129.
l'Art de faire des dettes et de promener ses creanciers. No. 39. S. 156.
Auffenberg, Jos. Freyh. v., dramatische Werke, 1. B. No. 97. S. 387.
Augustinerkloster oder Turnier zu Jerusalem. No. 1. S. 1.

Bacheville, voyage des frères, en Europe et en Asie. No. 30. S. 117.
Badeley, Dr. Joh., authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'connor ꝛc. bewirkt hat. No. 55. S. 217.
Baldamus, K., neueste Gedichte. No. 76. S. 311.
Bauer, Sam., historische Gemälde, Erzählungen und Anekdoten aus der deutschen Geschichte. No. 21. S. 84.
Beer, Mich., die Bräute v. Arragonien. No. 98. S. 390.
— —, Klytemnestra. No. 99. S. 393.
Benci, Antonio, Storia della guerra de trent' anni scritta in lingua tedesca de Federigo Schiller etc. No. 18. S. 72.
Bergk, Dr., die Wunder d. Mikroscops. No. 69. S. 275.
Bergner, Aug., der blaue Schleyer. No. 25. S. 98.
Berichtigung. No. 5. S. 20.
Berlinische Taschenkalender für 1823. No. 28. S. 109
Bernoulli, Christoph, über den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie. No. 5. S. 19.
Bernstein, Ed., Hlyns-Chale ꝛc. No. 22. S. 85.
Beste, das, No. 38. S. 152.
Bestehende, das, No. 38. S. 152.
Bestellte Arbeit, s. Arbeit.
Biedenfeld, Freyh. von, und Christ. Kuffner, Federstunden. No. 26. S. 103.
— —, der Liebe Wirken. No. 39. S. 155.
Bignon, les Cabinets et les peuples, depuis 1815. jusqu'a la fin de 1822. No. 55. S. 219.
Biderbeck, L. F. Freyh. von, der Grünrock. No. 99. S. 395.
Bildergallerie der Franzosen: neue tragische. No. 23. S. 89.
Blumendeutung. No. 104. S. 416.
Book, s. Krüger.
Bonafont, C. Ph., Eugenie oder die falsche Ehe. No. 59. S. 235.
— —, essais imitatifs de quelques poésies de Schiller. No. 62. S. 247.
— —, nöthige Erörterung. No. 76. S. 304.
— —, der König und die Henne. No. 90. S. 381.
Bork, Christ., Kraft und That der freyen Hellenen. No. 88. S. 351.
Brachmann, L., und Herr Aug. Kuhn. No. 38. S. 151.
Braun, Georg Christ., der Sieg des Glaubens. No. 87. S. 347.
Breithaupt, Justus, Liederspiele. No. 63. S. 249.
le Bret, Prof. Dr., Umriß eines Elementar-Lehrcursus der physischen Geographie, aus dem Französischen des J. B. F. Lamouroux. No. 66. S. 261.
Brewer, Joh. Paul, Peter Anton Fonk und seine Vertheidiger. No. 49. S. 196.
Bremmayr, J. Fr., Verfassung der kaiserl. königl. österr. Armee. No. 4. S. 16
Britten, eine rühmlich literarische National-Unternehmung der, No. 95. S. 380.

Bunte Reihe. . . . . No. 76. S. 304.
Buonaparte und Londonderry. . No. 19. S. 73.
Byron, Lord, Heaven and Earth. No. 65. S. 257.

Caſes, Graf von Las, Denkwürdigkeiten von St. Helena. . . . No. 56. S. 221.
Cerutti, Dr. L., von der Verfälſchung der Nahrungsmittel und der Küchengifte, ſ. Accum.
Cheyne, Dr. Georg, ſ. Julius.
Cipriani, Battiſta, su i dodici Obelischi Egizi che adornano la citta di Roma. No. 68. S. 269.
Clauren, Vergißmeinnicht. . No. 8. S. 29.
— —, Meine Ausflucht in die Welt. No. 30. S. 117.
Coltthorpe, ſ. Loth.
Concordia für 1823. . . . No. 3. S. 10.
Conteſſa, C. J. S., Drey Erzählungen. No. 25. S. 100.
Cunningham, Allan, ſchottiſche Erzählungen, ſ. Lindau.
Cunow, Martin, Federſtriche. . No. 59. S. 233.

Döbrentei, Gabriel, Vetek nálya (die Schuld.) . . . . No. 37. S. 147.
Döring, Dr. Georg, Zenobia. . No. 97. S. 385.
— — — —, Poſa. . . . No. 14. S. 53.
— —, Heinrich, Denkſchrift über die geheimen Geſellſchaften im mittägl. Italien, beſonders über die Carbonari, überſetzt von . . . No. 53. S. 171.
Dorismund, Kampf und Liebe oder die griechiſchen Brüder. . . No. 49. S. 193.

Egloff, L., Gedichte. . . . No. 81. S. 323.
England, literariſche Nachricht aus No. 75. S. 299.
Entſagung, die, ... No. 72. S. 288.
Erhard, Chriſt. Dan., Gedichte. . No. 81. S. 321.
Erinnerungsbuch. . . . No. 8. S. 29.
Ernſt, Reiſen durch den geſtirnten Himmel. . . . . No. 47. S. 186.
Eſſer, Graf von, Trauerſpiel aus dem Spaniſchen. . . . . No. 2. S. 5.
Euſebia. . . . . No. 25. S. 100.
Everett, Alex. A., Europa oder Ueberſicht der Lage der europäiſchen Hauptmächte im Jahr 1821. . No. 48. S. 189.
Ewald, Maximilian Burggraf v. Dohna. No. 104. S. 415.
l'Expiation. . . . . No. 86. S. 344.

Falkmann, Ch. F., Hülfsbuch der deutſchen Stylübungen ꝛc. . . No. 61. S. 243.
Fellner, Dr. Ignaz, Ueberſetzung des römiſchen Catechismus. . . No. 33. S. 132.
Fink, F. A. L., aus dem Volksleben. No. 12. S. 47.
Fitzgerald, T. F., das öffentliche und Privatleben des Marquis von Londonderry. . . . . No. 31. S. 124.
Flammenſtern, A. Ritter von, die Sternkunde im Oeſterreich. Kaiſerſtaate. No. 94. S. 384.
Follen, A. L., Harfenarriſt aus Deutſchland und der Schweiz. . . No. 87. S. 347.
Frey, Aloyſius, die Finſterlinge unſerer Zeit. . . . . No. 7. S. 27.
Freyberg, M. Freyh. von, Tagebücher aus Venedig. . . . No. 64. S. 255.
Freyberg, M. Freyh. von, älteſte Geſchichte von Tegernſee. . . . No. 69. S. 273.
Friedchen. . . . . No. 89. S. 356.

Gaal, Georg von, Mährchen der Magyaren. . . . . No. 98. S. 389.
Galt, die Erben, nach dem Engliſchen von C. v. S. . . . . No. 103. S. 412.
Gardthauſen, H., Eidora, Taſchenbuch für 1823. . . . . No. 36. S. 141.
Gaudin, Emil, von dem Aufſtande der chriſtlichen Nationen in der europäiſchen Türkei überſ. v. J. F. K. No. 49. S. 195.
Genlis, la comteſse de, Les diners du Baron d'Holbach. . . . No. 29. S. 113.
Gersdorf, Wilhelmine, Erzählungen No. 1. S. 1.
Glatz, Jac., Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. . . . No. 91. S. 361.
Gleich, der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken. . . . No. 10. S. 40.
— —, Kampf der Griechen um Freyheit. . . . . No. 10. S. 40.
Gloſſenrecht. . . . . No. 20. S. 80.
Goethe, Fauſt in einer franzöſiſchen Ueberſetzung. . . . . No. 73. S. 289.
Gottſchalk, die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands. . . No. 6. S. 24.
Grieſel, A. W., Gemälde von Prag. No. 53. S. 210.
Grohe, J. S., Denkwürdigkeiten aus dem Leben frommer Perſonen der Vorwelt, deren Namen im Kalender ſtehen. . . . . No. 60. S. 237.
Groſſe, Ernſt, Graf Gordo. . No. 27. S. 106.
Guilt or the Anniversary, ſ. Müllner.
Günther, Ernſt, Ueberſetzung von 4 B. der Oden des Horatius. . . No. 15. S. 57.

Härlin, Dr. J. G. B., Darſtellung der zu unſerer Zeit hauptſächlich mitwirkenden Urſachen der Verarmung ꝛc. No. 87. S. 345.
Halem, B. J. F. v., die heldenmüthige Tochter, überſetzt von, . . No. 3. S. 11.
— —, Dr. F. W. von, die Inſel Norderney und ihr Seebad ꝛc. . No. 58. S. 231.
Halirſch, Ludw., Petrarca. . No. 77. S. 306.
Hanke, Henriette, Bilder des Herzens und der Welt. . . . No. 38. S. 150.
Hauff, C. L. Chriſt., Ueberſetzung von des Cicero 3 Bücher von den Pflichten. No. 37. S. 148.
Haupt, Th. v., Panorama von Trier und ſeinen Umgebungen. No. 25. S. 98.
Hawkins, Laetitia Matilda, Anecdotes, Biographical Sketches and Memoirs. No. 64. S. 253.
Haysans, Franz, komiſche Abentheuer. No. 3. S. 11.
Hegetſchweiler, Joh., Helvetiens Flora ꝛc. . . . . No. 17. S. 65.
Heim, Ernſt Ludw., Nachricht von dem Leben des königl. preuß. Geheimenrathes und Dr. der Arzney, . No. 18. S. 71.
Heine, H., Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo. . . . No. 50. S. 197.
Heinroth, Dr. J. C. A., Lehrbuch der Anthropologie. . . . No. 4. S. 13.
Heinſius, Dr. Theodor, volksthümliches Wörterbuch der deutſchen Sprache ꝛc. No. 14. S. 54.

Hell, Theod., Weimarisches dramatisches Taschenbuch. . . . . No. 39. S. 153.
— — — —, der Gekränkte, s. Müllner.
— — — —, der Renegat aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt. No. 70. S. 277.
Henke, Prof., die gerichtlich-medicinischen Gutachten in dem Criminalprocesse gegen Fonk. . . . . No. 79. S. 313.
Heyden, Jul. von der, Liederkränze. Erster Kranz. . . . . No. 80. S. 320.
Zweyter Kranz. . . . . No. 99. S. 395.
Hillebrand, Jos., die Anthropologie als Wissenschaft. . . . . No. 67. S. 266.
Hirzel, H., Ansichten von Italien. No. 102. S. 405.
Hoffmanns Leben u. Nachlaß. . No. 71. S. 284.
— — — — — — — Beschluß. No. 74. S. 293.
Hoffmann, C. F. K., Umrisse zur Erd- und Staatenkunde. . . . . No. 100. S. 397.
Hohlfeldt, Ch. Ch., der Mensch, übers. von, ... No. 24. S. 94.
Holberg, Lustspiele, übers. von Oehlenschläger. . . . . No. 96. S. 382.
Hollande, la Cour de, sous le regne de Louis Bonaparte. . . No. 92. S. 365.
Holtei, Karl von, Jahrbuch deutscher Nachspiele. . . . . No. 84. S. 335.
Horatius, 4 B. der Oden, übers. von Günther, s. Günther.
Horn, Franz, Erläuterung von Shakspeare's Schauspielen. . . No. 31. S. 204.
Hornthal, Dr. von, über den Congreß zu Verona und den Vorabend großer Ereignisse. . . . . No. 7. S. 27.
Houwald, Ernst von, der Fürst und der Bürger. . . . . No. 45. S. 177.
Hover, von, neues Magazin für Befestigungskunst und Artillerie. No. 22. S. 88.
Hyneck, Dr. L., Feyerabende oder Erzählungen in Poesie und Prosa. No. 47. S. 185.

Jasois, M. Leber. Siegm., Unterhaltungen auf dem Krankenlager. No. 46. S. 184.
Immermann, Karl, Trauerspiel von Peter Prey ꝛc. . . . . No. 32. S. 126.
— — — —, Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters ꝛc. . . No. 40. S. 157.
— — — —, Gedichte. . No. 48. S. 192.
— — — —, König Periander und sein Haus. . . . . No. 86. S. 341.
Inquisition, Geschichte der, von Spanien und Portugal ꝛc. . . . No. 41. S. 164.
Jördens, Gust., die Jahreszeiten der Ehe. . . . . No. 17. S. 68.
Irelands, W. H., s. Anekdoten ꝛc.
Julius, N. H., der Weg zur Gesundheit. . . . . No. 97. S. 389.

Kastdofer, Karl, Bruchstücke der Forst- und Landwirthschaftlichen Alpenreise über den Splügen ꝛc. . . . No. 9. S. 35.
Kestner, A., Sulla. . . . . No. 53. S. 209.
Kind's Beckersches Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. . . No. 101. S. 403.
Klaproth, Jul., Asia Polyglotta. . No. 80. S. 317.
Korner, Jul., die beyden Prinzessinnen. No. 68. S. 271.
Kornfeld, Mor., Karl Reinhold. No. 54. S. 213.
Kriegsscenen, neue, aus Spanien ꝛc. No. 104. S. 413.
Krit. Dr. P. L., über die Culpa nach römischem Rechte. . . . No. 48. S. 190.
Kronenfeld und Müllner, s. Müllner.
Krug, Prof., neuester Standpunkt der griechischen Sache. . . . No. 22. S. 88.
— — — —, Schriftstellerey, Buchhandel und Nachdruck. . . No. 63. S. 249.
Krüger, Dr., Von der Satyre. . No. 58. S. 232.
Krummacher, F. A., Bilder u. Bildchen. No. 98. S. 391.
Kruse, L., Deodats Geburt. . No. 49. S. 193.
Kuffner, Christ., Feyerstunden, s. Biedenfeld.
Kuhn, Mimosen. . . . . No. 1. S. 1.
— —, Aug., und Luise Brachmann, s. Brachmann.

Lamartine, s. Schaul.
Langer, J. P. von, der Herr und seine Apostel. . . . . No. 65. S. 260.
Lappe, Karl, Altes verjüngt. Die Insel Felsenburg. . . . . No. 63. S. 251.
Latein. . . . . No. 28. S. 112.
Laun, Romane und Erzählungen. No. 2. S. 5.
— —, Gitti's Erzählungsabende im — Bade. . . . . No. 11. S. 44.
Lemercier, le Corrupteur. . . No. 40. S. 158.
Lichtenstern, Jos. M. Freyh. von, Chronologismen der neuesten europäischen Staatengeschichte. . . . No. 80. S. 320.
Lildopp, Carl Phil. Eduard, über die Wunder des Christenthums und deren Verhältniß zum thierischen Magnetismus ꝛc. . . . . No. 35. S. 137.
Lindau, W. A., schottische Erzählungen. No. 71. S. 283.
Linde, Gust., Feldblumen. . No. 49. S. 194.
Lindenhan, A. C., Dichtungen. . No. 69. S. 275.
Linder, Emanuel, die Wahl des wissenschaftliche Bildung beischeidenden Berufs. No. 76. S. 301.
Literarisches Duell, s. Raupach.
Liturgie, Werke eines protest. Predigers über die, an Sonn- und Festtagen und zur Abendmahlfeyer. . No. 37. S. 158.
Llorente, Juan Antonio, Portrait politique des Papes etc. . . No. 26. S. 103.
Löben, Otto Heinr. Graf v., Erzählungen. No. 30. S. 118.
Löschin, Dr. Gotth., Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. . . . . No. 1. S. 1.
Londonderry, Minister, und sein Federmesser. . . . . No. 40. S. 160.
Loose, K. F., und Waldhauser, Zeitschrift für Studierende. . . No. 84. S. 333.
Lob, Georg, die Blutbrüder, frey nach Oehlenschläger. . . . No. 34. S. 133.
— — —, Coltborpe. . . No. 62. S. 246.
— — —, die Bekehrung in den Bädern ꝛc. die 3 Postmeister. . No. 89. S. 355.
Louis XVIII, Roi de France, Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz. No. 58. S. 229.
Louise, Amalie, poetische Versuche. No. 77. S. 307.

Martinetti, Madame, Amelie ou le Manuscrit de Therese de L. . No. 66. S. 263.
Martius, Dr. Heinr. v., Taschenb. z. Erhaltung der Gesundheit u. Schönheit. No. 1. S. 2.
Matthews, s. Schott.
Meister, J. H., Melanges de Philosophie, de Morale et de Literature. . No. 7. S. 25.
Memminger, J. D. G., Würtembergische Jahrbücher ꝛc. . . . No. 67. S. 265.
Memoires d'un officier français prisonnier en Espagne. . . . . No. 80. S. 318.
Menzel, Wolfgang, Streckverse. . No. 102. S. 407.
Merkel, Carl vollständige specielle topographisch-statistische Beschreibung des jetzigen Königreichs Sachsen. No. 43. S. 169.
Miltitz, Carl Borromäus von, Orangenblüten. . . . . No. 20. S. 77.
Miscellen aus dem Gebiete der militärischen Wissenschaften. . . No. 4. S. 15.
Mises, Dr., Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte. . No. 8. S. 30.
Möllmann, Const., Lieder. . No. 92. S. 367.
Moore, Thomas, Loves of the Angels. No. 65. S. 257.
Müller, Dr. Christ., das Mädchen von Ithaka oder Odysseus Krone. . No. 95. S. 377.
— —, Methusa, die Gräfin von Fargo. No. 68. S. 270.
— —, Erzählungen für Geist u. Herz. No. 1. S. 1.
— —, Joh. Wilh., Odrienbilds Rache. No. 20. S. 78.
— —, Adam. über den Geist und die Folgen der Reformation, besonders in Hinsicht der Entwickelung des europäischen Staatensystems. . No. 33. S. 131.
Müllner, Interregnum. . . . No. 4. S. 16.
— —, Arcadier. . . . . No. 7. S. 28.
— — und Kroneisler. . . . No. 23. S. 92.
— —, Mo.lo . . . . . No. 30. S. 120.
— —, der Gekränkte. . . . No. 34. S. 136.
— —, Guilt or the Anniversary etc. No. 37. S. 145.
— —, Bitte. . . . . No. 75. S. 300.
Münkner, Aug., Gedichte. . . No. 93. S. 372.
Musenalmanach, westdeutscher. . No. 90. S. 360.
Mustersammlung a. deutschen Classikern. No. 25. S. 97.

Nachtrag zu einer Anzeige im Lit. Bl. No 105. v. v. J. . . . No. 46. S. 184.
Niemeyer, Beobachtungen auf einer Reise nach England. . . No. 10. S. 37.
Nord-Polarländer, die, . . No. 24. S. 96.
Nürnberger, Uebersetzung der Aeneide des Virgil. . . . . No. 41. S. 162.

Oehlenschläger, die Räuberburg. No. 15. S. 59.
Orphea. . . . . No. 90. S. 360.

Paläophron und Neoterpe, s. Schubarth.
Pandin, Beauregard, span. Romanzen. No. 44. S. 173.
Panse, Karl, der Sylvesterabend. No. 57. S. 225.
Paulsen, L., Gedichte. . . . No. 52. S. 205.
Perrücken, Alter der, s. Alter.
Petri, Dr. Fr. Erdmann, Erinnerungen an Nap. Bonaparte und Philipp den Macedonier. . . . . No. 19. S. 76.
Plötz, J. von die Zwillinge. . No. 3. S. 9.
Pope, der Mensch, s. Hohlfeldt.
Portefeuille aus England. . . No. 93. S. 369.
Quadratur des Kreises. . . . No. 64. S. 256.
Quentin Durward, s. Scott.

Räß, Dr. Andr., und Dr. Nicod. Weis, Uebersetzung des Hirtenbriefs des Bischofs von Troyes über den Druck schlechter Bücher. . . . . No. 34. S. 136.
Raßmann, Fried., Rheinisch-Westphälischer Musenalmanach. . . . No. 90. S. 360.
Raupach, Dr. Ernst, die Königinnen. No. 12. S. 45.
— — — — — —Beschluß. No. 13. S. 49.
— — — —, literarisches Duell. No. 29. S. 110.
Rauschnik, Dr., Pragmatisch-Chronologisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte. . . . No. 92. S. 368.
Reichard, Heimiran, Veronika oder die Mönche von Libanon. . . No. 100. S. 398.
Reinhard, K. H. L., Kreuzzug nach Griechenland. . . . . No. 1. S. 1.
— — —, Karl von, Einreds und Anzeige. . . . . No. 27. S. 105.
Reinwald, Bernh., die Spende ꝛc. No. 86. S. 343.
Reisegesellschafter, der lustige. . No. 90. S. 359.
Retorsionsconcordat, über das, . No. 22. S. 87.
Richard, F. C., meine zwanzigjährige militärische Laufbahn. . . No. 3. S. 11.
Richter, Jacobine oder der Ritter des Geheimnisses. . . . No. 1. S. 1.
Ries, G. W. O. von, Knittelgedichte, Erzählungen, Schwänke und ernste Balladen. . . . . No. 25. S. 98.
Rinaldo's Reisen durch Deutschland. No. 32. S. 128.
Roi, le, des Aulnes. . . . No. 42. S. 165.
Roos, Richard, Gedichte. . . . No. 50. S. 200.
Rosenmüller, G. H., Meisterstücke der französischen Literatur ꝛc. . No. 25. S. 97.
— — — — —, Hautcastar. No. 60. S. 238.
— — — — —, Mitgabe für das ganze Leben. . . . No. 60. S. 239.
Rüge, literarische, . . . No. 100. S. 400.
Rüttinger, J. J., ländliche Gedichte. No. 70. S. 278.

S., C. v., die genialischen Frauen. No. 88. S. 349.
Saphir, M. G., poetische Erstlinge. No. 8. S. 31.
Schaden, Adolph von, die verhängnißvolle Nacht ꝛc. Der Jäger. Die Zweiflerin. . . . . No. 87. S. 345.
— — — — —, Meister Fuchs. No. 52. S. 205.
— —, August von, Erinnerungen. No. 1. S. 1.
Schaul, J. B., poetische Betrachtungen. . . . . No. 66. S. 264.
Scheiner, F. J., Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt. . No. 13. S. 50.
Schlegel, indische Bibliothek. . No. 19. S. 75.
— —, — — — — 4. H. No. 85. S. 337.
Schlez, Parabeln. . . . . No. 14. S. 56.
Schmidt-Phiseldeck, die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz. No. 6. S. 21.
Schmidt, Dr. K. C., der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. No. 63. S. 249.
Schmidt, Val. Heinr., Altrecht der Bär. . . . . No. 77. S. 305.
— —, J. A. C., Neugriechischer Dolmetscher. . . . No. 10. S. 40.

Schnitthenner, Fried., deutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen. . No. 59. S. 234.
Schöne, C. C. L., Fortsetzung des Faust von Goethe . . . . No. 16. S. 61.
Schott, Fried., Tagebuch eines Invaliden auf einer Reise durch Portugal, Italien ꝛc. . . . No. 21. S. 81.
Schottky, Jul. Max., Vorzeit und Gegenwart. . . . . No. 58. S. 230.
Schütz, Prof., Goethe und Pustkuchen. No. 26. S. 101.
Schubarth, K. E., Palaeophron und Neoterpe. . . . . No. 78. S. 309.
Schumacher, Aug., Bilder aus den Alpen der Steiermark. . . No. 1. S. 3.
Schweiz, die, ... No. 52. S. 207.
Schwenk, Homerische Odyssee, übersezt von, ... No. 2. S. 7.
— —, etymologisch-mythologische Andeutungen. . . . No. 83. S. 332.
Schwerz, Joh. Nepom. von, Anleitung zum praktischen Ackerbau. . No. 94. S. 373.
Scott, W., Eduard bearbeitet von Lindau. . . . . No. 42. S. 167.
— — —, Quentin Durward, übersezt von Spiker. . . . No. 94. S. 375.
— — —, das Fräulein vom See, übers. von Dr. Adam Stork. . No. 98. S. 392.
— — —, der schwarze Zwerg, übers. von Lindau. . . . . No. 30. S. 118.
— — —, Quentin Durward, übers. von Methus. Müller. . . No. 91. S. 364.
— — —, Halidon-Höhe, übers. on Dr. Adrian. . . . . No. 32. S. 125.
— — —, Pauls Briefe an seine Verwandte, übers. v. Methus. Müller. No. 33. S. 129.
— — —, Ivanhoe, übers. von Elise v. Hohenhausen. . . . . No. 40. S. 159.
— — —, Quentin Durward. No. 65. S. 259.
Seckendorf, Adolph Freyh. von, des Vaters Bild. Die Sclavenrache. Der silberne Storch. Die Frauenvereine. Die Heimkehr. Die Recepte. List u. Possen. Das Widerspiel. . . . . No. 51. S. 202.
— — —, — — — —, Pflicht und Gewissen. . . . No. 88. S. 350.
— — —, Baron Dr. Toreso, Diccionario de las Lenguas Espannola y Alemanna. . . . . No. 68. S. 270.
Siebeck, Aug., Erzählungen für die Jugend. . . . . No. 32. S. 128.
Sieber, Reise nach der Insel Creta. No. 1. S. 3.
Simplon, la route du, . . . No. 98. S. 392.
Sötl, J. M., Haine. . . . No. 55. S. 217.
Soltau, Dietr. Wilh., Reinecke der Fuchs. . . . . No. 88. S. 351.
Sommer, J. G., Gemälde der physischen Welt. . . . . No. 44. S. 175.
Sondershausen, Dr. Karl, dramatische Gedichte 2. B. . . . No. 31. S. 123.
Soumet, Alexandre, Saul. . No. 41. S. 161.
Sprach-Bemerkung. . . . . No. 20. S. 80.
Starklof, Tagebuch meiner Wanderungen durch die Schweiz. . . No. 75. S. 297.
Staufenau, C. Phil., das Erste und Nöthigste einer jeden Elementarklasse. . . . . No. 87. S. 346.
Steffens, Prof., von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. No. 56. S. 223.
— — — — — — Beschluß. No. 57. S. 228.
Steffensen, Beleuchtung wichtiger, oft verkannter Wahrheiten aus der Erziehungskunde. . . . No. 10. S. 40.
Sternberg, Graf Caspar, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. . No. 87. S. 325.
Stiebel, Dr. S., kleine Beyträge zur Heilwissenschaft. . . . No. 30. S. 118.
Stöber, Ehrenfried, Gedichte. . No. 11. S. 43
Stosberg, J. C., Gedichte. . No. 63. S. 249.
Suter, Joh. Rud., s. Hegetschweiler.
Sydow, Friedr. von, die Familie Heim No. 32. S. 128.
— — — —, Erzählungen und Gemälde. . . . No. 99. S. 396.

Taschenbuch, rheinisches, für 1824. No. 101. S. 401.
— — —, gothaisches genealogisches für 1824. . . . . No. 103. S. 410.
Taubner, B. G., Rechtfertigung. No. 76. S. 304.
Th. * * *, Entwurf einer Kriegs-Verfassung für die Staaten des deutschen Bundes ꝛc. . . . No. 79. S. 316.
Thieme, M., Almanach dramatischer Spiele für die Jugend. . . No. 5. S. 20.
— — —, Vorboten des Frühlings. No. 17. S. 68.
— — —, der kleine Freyschütz. No. 61. S. 241.
Tieck, L., der gebeimnißvolle. . No. 99. S. 394.
Töpfer, Dr. Karl, Zeichnungen aus meinem Wanderleben. . . No. 103. S. 410.
Touſaint, Karl von, Leonidas bey Thermopyla. . . . . No. 84. S. 336.
Typographia oder die Buchdruckerkunst. . . . . No. 96. S. 383.
Venturini, Dr. Karl, Beyträge zur neuesten Geschichte des Protestantismus in Deutschland. . . No. 103. S. 409.
Vergiß es nicht. . . . No. 35. S. 139.
Vest, Joh. Jac., über den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie. . . No. 62. S. 245.
Vetek súlya, Szomora Játek, s. Döbreutei.
Voiart, Elise, lettres sur la toilette des Dames. . . . . No. 31. S. 121.
Vorzeit und Gegenwart, s. Schottky.

W., F. L. Gr., Merope. . . No. 64. S. 256.
Wagenseil, C. J., Ulrich von Hutten. No. 71. S. 281.
Waiblinger, F. W., Phaethon. No. 83. S. 329.
— — — —, Lieder der Griechen. No. 83. S. 331.
Waldhauser, s. Loose.
Wanschaff, Bernh., die Quadratur des Kreises. . . . . No. 18. S. 69.
Wastel, G., Gesellschafter für einsame Stunden . . . . No. 51. S. 201.
Weiß, Dr. Nicol., s. Räß.
Wendt's, Taschenbuch zum geselligen Vergnügen f. 1824. . . No. 101. S. 403.

d by Google

Werner's, F. L. Z., Lebens-Abriß. No. 89. S. 353.
— — — — — — — Beſchluß. No. 90. S. 357.
Weſſenberg, J. H. von, Merzblumen. No. 53. S. 211.
Weſtphal, Dr. Joh. Heinr., Nicolaus Kopernikus. No. 24. S. 93.
Wießner, Amad., Geſchichte des Islam und ſeine Bekenner. No. 11. S. 44.
— — — — —, Handbuch der theoretiſch-praktiſchen Mechanik und bürgerlichen Baukunſt. No. 33. S. 130.
Willmar, Wilhelmine, Erholungsſtunden. No. 46. S. 183.
Winfried, Nordiſcher Muſenalmanach. No. 3. S. 10.
Wolff, Pius Aler., dramatiſche Spiele. No. 62. S. 247.
Zacharia, M. A. W., Flugluſt, Fluges Beginnen und Fluges Fortgang. No. 35. S. 138.
— — — — — —, Geſchichte der Luftſchwimmkunſt von 1783 an bis zu den erſten Wendelſteiner Fallverſuchen. No. 35. S. 138.
— — — — —, das Glashäutchen. No. 35. S. 138.
— — —, Dr. K. S., über die wegen Cönens Ermordung gegen P. A. Fonk gerichtete Anklage. No. 46. S. 181.
Zebfuß, Heinr., Alterthümlichkeit der Reſidenz Darmſtadt, nebſt einem Anhange für Reiſende in die Bergſtraße und den Odenwald. No. 57. S. 218.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google